Per. 195 b in 8°

Unterhaltungen

(III, 1

<36608647370017

<36608647370017

Bayer. Staatsbibliothek

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Dritte Folge. Erſter Band.

Digitized by Google

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge.

Erster Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

110 - J.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Aufwärts. Von Karl Georgi 36
Zum neuen Jahr. Prolog von Emil Rittershaun 50—52
Hoffnung 76
Das innere Glück. Von A. von E. 136
Vision Von Emil Rittershaus 196
Ernst Rietschel. Von Eduard Bruno 196
Unsere Zeit. Einem Freunde. Von Albert Eulenburg 216
Trost und Hoffnung. Von Heinrich Zeise 236
Der Blinde. Von K. Georgi 256
Lenzwanderung. Von Heinrich Zeise 336
Die Rache. Von K. Georgi 336
Deutschland und Italien. Von Robert Hamerling 396
Frühlingsschnee. Von Ernst Fischer 396
Die Alpenrose. Von Robert Hamerling 416
Dankbarkeit. Von K. Georgi 416
Gedichte von Albert Eulenburg 476
Ich und Du. Von Ernst Pfeilschmidt 496
Die Maschinenspinnerin. Von Friedrich Teich 536
Naivetät. Von K. Georgi 596
Meinem Schulein. Von Heinrich Zeise 696
Gedichte von Hugo Delbermann ..... 816—856
Gedichte von Albert Eulenburg 876
„Zum Herzen kamen". Von Emil Rittershaus 876
Herzog Friedrich. Ballade von E. Hahler ...,914—915
Ihr meint, ich sei von heiterm Sinn? Von Emil Rittershaus 916
Ein deutsches Herz. Von Emil Rittershaus 950—952

II. Erzählungen.

Ein göttinger Pereat. Von Fr. Friedrich ..... 7—24
In der Eisenhütte. Erzählung von Wilhelm Trapp 41—69
Verlieren und Finden. Erzählung von Rosa Dorn 61—107
Das Gasthaus „Zum stillen Port", Humoristische Novelle von M. Salitaire ..... 121—150
Schuldig oder Nichtschuldig? Von Maria von Roshowska ..... 221—227
Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmerndorf ..... 241—300
Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller 301—327
Micah Rood. Nordamerikanisch. Von A. S. 350—353
Die Camellien. Erzählung von Rosa Dorn .. 419—469
Bella Donna. Eine wahre Geschichte als Novelle. Von M. Salitairr ..... 481—508

Seite

Franzosenherrschaft. Von Fr. Friedrich ..... 527—532
Ein Friese. Charakterbild von E. von Dinklage 561—568
La Vendetta. Novelle von Gustav Kreisewitz.. 601—612
Maria. Von E. Freiherrn von Sidrn ..... 623—632
Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther 661—727
Die Stiefmutter. Novellistische Episode von M. S. Schwartz ..... 727—747
Das Medaillon. Ein Bild aus dem Leben. Von Rosa Dorn ..... 761—765
Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmerndorf ..... 781—895
Eine Geschichte aus den Bergen. Von Christian Hoeppl ..... 901—910
Nach zehn Jahren. Erzählung von Rosa Dorn 921—931
Ein Wiedersehen. Aus dem Seelenleben. Von E. St. 961—968
Die todte Sängerin Von Heinrich Asmus 1005—1011

III. Lebensbilder und Skizzen.

Der Humor des Lebens. Von Heinrich Koenig 3—7
Jakobäa von Holland. Von Karl Frenzel ... 110—112
Erinnerung an Haydn. Von E. a. K. ..... 150—153
Washington und die Frauen. Von J. Venedey 161—162
Das Weihbecken des Diakonen. Von Dr. M. S. 208—213
Orthodoxie und Zucker. 240
Erinnerung an Leopold v. Buch Von Dr. Schmidt-Weißenfels ..... 290—292
Ein Civilisationsversuch. Von Dr. M. S. ... 327—331
Nacht ist Nacht. Erinnerungen aus dem Leben eines politischen Flüchtlings..... 371—373
Eine schöne Seele ..... 373—374
Annette von Droste-Hülshof. Von W. Eirschner 381—389
Adelich in alter Zeit. Eine biographische Skizze von Dr. Wilhelm Schröder ..... 418—453
Karoline von Günderode. Von Franz Sanler 521—527
Aus alten Acten. Von Advocat Bopp in Darmstadt 551—554
Sarah Siddons. Von K. W. Schneider ... 580—585
Franz von der Trenck, der österreichische Panduren-oberst. Von Dr. Gräffe... ..... 621—623
Christoph Scheurl. Ein Diplomat des alten Nürnberg. Von Luise Otto ..... 670—675
Unter Gräbern. Ein Lebensbild von E. Hahler 713—715
Charaktere der Neuzeit. I. Georg Washington. Von Karl Frenzel. II. Alexander von Humboldt. Von Theodor Paur. III. Juliane

Seite

von Krüdener. Von F. G. IV. Karl von Bonstetten. Von F. G. V. Vittorio Alfieri. Von Karl Frenzel ..... 753—915
Ein standhafter Jude. Mittheilung von Advocat Bopp ..... 861—864
Der Typhon. Ein Nachtstück ..... 881—884
Loreley am Plattensee. Von Ludwig Foglar 981—986
Die Vaterstadt. Ein Erinnerungsbild. Von L. J. 1001—1005

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Zum neuen Jahr. Vom Herausgeber ..... 1—3
Oesterreichs Aristokratie und die Muse. Wiener Briefe ..... 14—75
Politische Randglossen ..... 17—178
Milde Stiftungen ..... 19—20
Das Volk und die Freimaurer. Von Dr. Köbbelen 28—33
Das junge Italien. Von Frederike Bremer .. 57—99
Was noth thut ..... 97—139
Die Garibaldi-Hymne 116
Sklaven- und Nicht-Sklaven-Amerika ..... 137—138
„Heute ist Sanct-Valentinstag" 159
Zur Schillerstiftung 160
Urtheil eines Chinesen über den letzten Krieg .. 178—179
Meine Audienz beim Papst. Von Frederike Bremer 217—219
Die Leibeigenen Rußlands ..... 219—220
Berliner Briefe 19—199, 239—240, 319—340, 397—399
Kriegerische Zeiten ..... 59—60
Der Helm des Königs 79
Pariser Herbsttage ..... 92—175
Eine Trauercour. Brief aus Berlin ..... 118—119
Eine Stimme aus Oesterreich ..... 157—158
Die Deutschen in Oesterreich. Ein Brief aus Prag 197—198
Ein Ehrenmann ..... 235—236
Eine Falle oder Spott? ..... 257—258
Russische Leibeigene. Von H. Asmus ..... 288—290
Ein Brief aus Oesterreich ..... 279—280
Die polnische Frage. Zwei Ansichten ..... 297—300
Eine Apologie Mazzini's 316
Kaiser Alexander II. von Rußland ..... 317—318
Ein Brief aus Pesth ..... 318—319
Gute Zeichen aus Oesterreich. Ein Brief aus Prag 337—339
Deutschlands bessere Gestaltung ..... 357—360
Der österreichische Reichstag. Aus einem prager Briefe 389
Florence Nightingale. Ein Charakterbild von A. v. Lagerström ..... 341—367
Briefe aus München ..... 251—276, 353—795
Der Papst und Italien 360
W. Rüstow und Cialdini 379
Ein Brief aus Würtemberg ..... 417—118
Ladislaus Teleki ..... 418—119
Die londoner „Schillerstiftung" 460
Bedenkliche Wendungen ..... 477—478
„Zeichen der Zeit" 478
Albert Schott ..... 498—499
Die öffentliche Meinung 499
Ein katholischer Bischof ..... 515—516
„Was uns noch retten kann" ..... 517—519
Aus Stuttgart 519
Ein Friedensbild aus Berlin ..... 537—539

Seite

Aus Thüringen ..... 539—540
Notizen aus Berlin ..... 559—560
Der Krieg in Nordamerika ..... 577—618
Aus deutschen Bädern. I. Pyrmont. II. Franzensbad. III. Marienbad. IV. Frühlingsstreifereien um Teplitz. V. Baden-Baden. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. Von J. Venedey ..... 618—920
Dresdens wilde Woche ..... 639—640
Der Herzog von Koburg-Gotha ..... 657—658
Das deutsche Turnfest in Berlin ..... 677—679
Das Loos der Frauen ..... 697—720
Ein Brief aus Berlin ..... 699—700
Die deutsche Demokratie ..... 717—718
Aus Würtemberg ..... 737—738
Zum münchener Dunkeltag ..... 759—760
Aus Berlin 760
Die Fregatte „Novara" ..... 797—798
Die Tage von Compiègne ..... 837—838
Die Anerkennung des Königreichs Italien ..... 857—858
Guizot über die römische Frage 877
Der berliner Einzug 880
Briefe aus Karlsruhe ..... 898—979
Aus einem berliner Briefe 900
Unter Blinden. Aus einem dresdener Briefe ... 910—912
Wie erwehren wir uns der französischen Lockung? 917—918
Eine berliner Nachlese ..... 939—940
Deutsche Träume ..... 955—956
Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich. Von Hermann Ormmig ..... 968—989
Ein Brief aus Stuttgart ..... 977—978
Berliner Chronik ..... 979—1020
Wiener Briefe ..... 997—1019
Die Missionen 1019
Kalender auf 1862 1036
H. Orges über die preußische Militärfrage .. 1037—1039

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Das erschlossene China ..... 95—96
Türkische Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von W. Hornay 48—131
Kunden aus der Ferne. I. Balduin Möllhausen. II. Möllhausen und Louis, der Neger. III. Möllhausen und die Töchter der Wildniß. IV. Die Preußen in Persien. V. Jegor von Sivers über Cuba. VI. Freiherr von Bibra über Südamerika. VII. Die Farbigen in Nordamerika ..... 54—695
Nach Neapel. Ein Reisefragment. Von M. Koch 90—92
Amerikanisches Ansiedlerleben. Von Bertha Behrens 162—272
Die Deutschen in Brasilien 220
Tultscha und die neuen Colonieen in der Dobrudscha 232—274
Der Rheinfall bei Schaffhausen. Von Friedrich Lumpert ..... 401—404
Die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika. Von Alexander Ziegler ..... 277—279
Gen Marathon. Von Gustav Keisewitz ..... 453—455
Von Caracas nach Puerto Cabello. Von J. E. Klemm ..... 461—494

Digitized by Google

Seite

Auf Capri. Von Emma Niendorf ..... 532—573
Ein Ritt nach Eleusis. Von L. Foglar ..... 541—544
Eine Karpatenreise. Von O. Junghann ..... 585—635
Im bairischen Wald. Eine Morgenwanderung auf den Hohen Arber. Von Andreas Oppermann 641—646
Ein Bild aus Pesth. Von Friedrich Kärner 646—649
Tagebuch aus Neapel. Von Frederike Bremer 688—793
Aus dem Osten ..... 716—776
Eine Satire auf die Straßen Odessas ..... 912—914
Ultima Thule ..... 934—935
Länder- und Völkerkunde 999
Berchtesgaden. Von Rudolf Genée ..... 1017—1026

VI. Geschichte.

Rückblicke auf die Geschichte des Papstthums ... 237—238
Ueber Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Von Kurt Krenzel ..... 511—514
Der deutsche Bauernkrieg. Von Fr. Biedermann 649—653
Herzogin Anna zu Sachsen-Koburg. (1593.) Memoiren zu ihrer Entlastung. Von Ludwig Graf Uetterodt zum Scharffenberg ..... 850—853
Gervinus über Schlosser ..... 897—898
Noch einmal Gervinus über Schlosser 918
Blücher in Lübeck. Von Heinrich Asmus .... 931—933
Griechenlands Wiedergeburt ..... 994—995
Götz von Berlichingen 1014

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Zur Pflege der Gesundheit ..... 35—36
Was ein frankfurter Kopf alles vertragen kann. Von A. E. ..... 131—132
Der Umgang mit Kranken. Nach Florence Nightingale ..... 408—413
Erdweisheit der Mütter. Von Berth. Sigismund 469—473
Zum Wohlbefinden des Leibes und der Seele .. 935
Geistige und körperliche Gesundheit 956

VIII. Die Erziehung.

Die Berufswahl ..... 374—376
Vorzüge und Gebrechen der Schulen ..... 514—515
Das Leben der Schule im Roman ..... 554—555
Weihnachtliche Spukgestalten. Von Jenny Marie von Gustedt ..... 989—990
Für den Weihnachtstisch 1016

IX. Philosophie.

Das Christenthum und die Schöpfung ..... 853—856
Für und gegen den Materialismus ..... 875—896
Gut und schön 896
Ueber die Theilnahme. Von Ernst Barth .... 573—593
Ein Dichter als Metaphysiker 475

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Die Annahme des Luxus ..... 15—16
Preußens Welthandel ..... 139—140
Straßen- und Haus-Eisenbahnen ..... 158—159
Galarische und Gaskraft-Maschinen. Von Dr. Wilhelm Hamm ..... 169—172

Seite

Die Pistolen-Camera 179
Die „Nachtigall". Aus der Welt des Schwindels. Von A. von Lagerström ..... 189—191
Die Creditgenossenschaften und die Penny-Banken 339—340
Was sich die Industrie erobert ..... 377—379
Dampf — Luft — Gas. Von Professor J. G. Schneider ..... 389—429
Ein Maschinen-Modell-Atlas 400
Die Verpflegung der Heere 400
Die Opfer der Eisenbahnen ..... 429—433
Internationales Autor- und Verlagsrecht ..... 557—559
Die Erfindung des Telegraphendrahts 559
Kanonenboote ..... 597—598
Garibaldi-Industrie 600
Zur Baumwollfrage 638
Briefbeförderung durch Luftdruck 640
Riehl über „Die deutsche Arbeit" ..... 655—656
Fortschritte im Eisenbahnverkehr ..... 757—758
Neue Wecker 779
Von den Galdinseln 840
Zur nächsten londoner Weltausstellung 860
Ueber das Wohnen in grünen Zimmern. Nach den neuesten Untersuchungen. Von Dr. Köbbelen 957—959
Johannes Gutenberg ..... 1026—1028

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Zur Kunde der Natur ..... 315—316
Ein Jahresrückblick. Von W. Wegener ..... 831—834
Aus dem Leben der Natur 996

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Starrkrampf und Pfeilgift. Von Dr. Warmann 12—48
Träume — Schäume ..... 675—676
Der Blick. Eine physiognomische Studie. Von Dr. W. Wundt ..... 1028—1033
Gegen die Crinoline. Eine Mahnung aus England ..... 1039—1040

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Das Tönen der Flamme. Von Dr. A. Aderhaldt 191—193
Gaadchild's Trockeidoskop ..... 238—239
„Fest wie die Erde". Von A. Z. ..... 309—314
Goethe's Farbenlehre. Von Dr. A. Aderhaldt 508—511
Woraus besteht die Sonne? ..... 637—659
Ein neues Opiat 757
Die Wasserwelt. Von A. Keilschmur ..... 945—950

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Schwanenbucht bei Potsdam 179
Aus dem Zoologischen Garten in London. Von E. Kühns ..... 331—371
Der Wachsstrauch ..... 399—400
Zoologische Gärten ..... 419—420, 540, 980
Die Thierwelt ..... 474—475
Die Schwämme des Mittelländischen Meeres .. 834—835
Zimmergärten 1036

Seite

XV. Sprache und Geschichte der Literatur.

Schiller's Laura ..... 199—200
Eine neuentdeckte Schrift von Linné ..... 258—259
Eine kleine Anmerkung zu einer Stelle bei Shakspeare. Von Daniel Sanders ..... 292—293
Zum Pangermanismus ..... 295—296
Die Schiller-Goethe-Philologie ..... 314—315
Goethe und Plessing 420
„Deutsche Dichter und Denker" ..... 455—456
David Veit und Rahel — Börne und Henriette Herz ..... 534—536
Eine Erinnerung an Schleiermacher ..... 595—596
Shakspeare — ein Homöopath 816
Zum braunschweiger Jubiläum ..... 858—859
Volks- und Minnepoesie in Böhmen und Irland 915—916
Für Freunde des Plattdeutschen ..... 935—936
Böhmisch und deutsch 1036

XVI. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Neue Gedichte ..... 36—1000
Neue Romane und Novellen ..... 55—136, 214—1036
Johanna Kinkel 114
Friedrich Spielhagen 135
Am Büchertisch ..... 135—256
„Literaturgeschichten der Gegenwart" ..... 215—216
„Deutsche Revue" 220
Robert Waldmüller 276
Ludwig Rellstab und Theodor Mügge ..... 333—335
J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung" 335
Ein Kollmann'scher Roman ..... 335—336
Zwei Dichter aus Norwegen ..... 355—356
Eine Rüge 360
Wovon leben die deutschen Buchhändler? ..... 379—380
Walter Scott und Felix Eberty 214
Karl Frenzel ..... 435—436
Buchhandel und Kritik 540
Auch ein Album ..... 555—556
Ein polnischer Plagiator 556
Ein seltener Erfolg 660
Vor sechzig Jahren 660
Werthheimer's Jahrbuch ..... 775—816
B. Auerbach's Volkskalender ..... 835—836
Varnhagen's Tagebücher 937
Blumenlesterei 956
Eine neue Homer-Uebersetzung 979
Julian Schmidt als „Culturhistoriker". I. II. III. 991—1035
Theodor Mundt 1000
„Aus Ost und West" 1019

XVII. Schöne Kunst.

Bildende Kunst ..... 99—100
Ernst Rietschel ..... 179—180
Die Sixtinische Madonna ..... 213—214

Seite

Minutoli's Nachlaß ..... 478—479
Das Germanische Museum 579
„Das Buch der Wilden" ..... 579—580
Die alte Künstlerwelt ..... 614—615
Kunstnotizen aus Berlin ..... 659—660
Aus Kaulbach's Atelier 720
Briefe aus Köln ..... 777—818, 878—879
Kaulbach's Goethe-Galerie. Von Arnold Schlönbach ..... 838—840
Der Maler Franz Buchser in Marello ..... 952—955
Wilhelm Hensel ..... 999—1000
Rosa Bonheur 1019

XVIII. Bühne und Musik.

Musik. Aus der Bühnenwelt. Musik, Bühne und bildende Kunst. Musik und bildende Kunst 20—640
Shakspeare's „Wintermärchen" ..... 79—80
Orpheus in der Unterwelt ..... 159—160
Parteibank 180
Der „Tannhäuser" in Paris ..... 259—260
Die Repertoire-Privilegien in Berlin 260
Die altenglische Schaubühne ..... 294—295
Oper und Schauspiel 380
Theaterschulen 380
Kunst und Handwerk in der Musik ..... 413—415
Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia". Von Rechtsanwalt Bernhard Miller in Dresden ..... 437 416—459
Wiener Musikzustände ..... 439—520
Dramatische Versuche ..... 456—516
Musik und Gesang ..... 574—576
Drama und Epos 736
Gounod's „Faust" 740
Das deutsche Mittelalter auf der Bühne ..... 754—756
Johanna Wagner ..... 818—819
Fanny Janauschek in Weimar 960
Zur Geschichte der deutschen Bühne ..... 972—974
Aus der musikalischen Welt 976
Die englische Bühne der neuesten Zeit 1016

XIX. Zur Kunst des Lebens.

Wahrnehmungen 16, 96
Schwindel u. Comp. Von J. E. Fischer 16
Glossen 56, 616, 636, 716
Lebensblicke. Von Ludwig Habicht 176
Gedanken nach J. Petit-Senn 276
Die Wahl zur Ehe ..... 293—294
Spruch 296
Kleinigkeiten. Von A. Kretzschmar 376
Die Kunst, glücklich zu sein ..... 415—416
Gedanken von E. von Dincklage ..... 436—456
Zu Ehren Mnemosyne's ..... 497—498
Gelegentliches von Joachim Lederer 516, 676
Ein Handbuch für das praktische Leben 620
Zur Selbstschau 695
Spruch von Karl Stelter 756

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 1.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Zum neuen Jahr. Von Karl Gutzkow. — Der Humor des Lebens. Von Heinrich Koenig. — Ein göttinger Pereat. Von Fr. Friedrich. I. — Starrkrampf und Pfeilgift. Von Dr. Warmann. I. — Oesterreichs Aristokratie und die Muse. Wiener Briefe. I. — Die Zunahme des Luxus. — Wahrnehmungen. — Schwindel u. Comp. Von F. G. Fischer. — **Neues aus der Welt.**

Zum neuen Jahr.

Ein Weltaugenblick — wir nennen ihn ein Jahr — ist vorüber; ein neuer beginnt. Möge er Heil und Segen in jede Menschenbrust tragen!

Ein Wunsch des Friedens — verhallend in den Stürmen, die über unsere Halbkugel dahinbrausen und sich leicht noch dem Dach unserer eigenen Hütte nähern.

Die Jugend begrüßt Werdelust und wilde Gärung der Zeiten wie ihr natürliches Element. Die Welle des Zeitenstroms kann ihr nicht hoch genug gehen. Sie will den Arm im Angriff, die mächtige Brust im Widerstand erproben. Frohlockend sieht sie die hohe Flut der Begebenheiten heranrollen — sie, der natürliche Erbe ihrer Erfolge.

Das Alter kennt Erfolge! Von neuen Wandelungen werden auch sie wieder überholt, das Kommende wird verschlungen vom Kommenden, die zauberischen Spiegelbilder einer nahen oder entferntern Zukunft — wen hätten sie nicht schon betrogen! Dank den unablässigen Täuschungen, die wir erlebten, das Alter hat die wahre Freude des Vertrauens und des Hoffens auf die Zeit — nur zu sehr verloren.

„Die Ewigkeit ist jung", sagt Jean Paul; „sinke in die Welle, wenn sie kommt! Die Welle nur versiegt und nicht du!"

Das ist das Bleibende im Vergänglichen — dein eigenes Selbst! Bilde, erhebe, läutere es! Kräftige dich für die Erfüllungen deines Hoffens, kräftige dich für seine Täuschungen! Festige den Blick deines Auges, jeden Dämon zu ertragen, wie er auch wirr seine Locken schüttelt, wie er mit dem Medusenblick kalt unerbittlicher Nothwendigkeiten dir auch entgegenstarrt! Krieg oder Friede — ein Erlösungsjahr der Menschheit

oder eine neue Täuſchung — Helden, gekrönt mit unvergänglichem Lorber, oder Märtyrer, die dem Flammentod kaum entrinnen — nur „verſiege“ nicht in dir! Baue dem wechſelnden Geſchick der Schlachten eine Heerſäule unüberwindlicher Gedanken in deiner Bruſt! Halte die Hand des Freundes, des Bruders im Geiſte, des Gleichgeſtimmten — und verloren gehen kann alles, was uns auch wieder dies räthſelvoll beginnende Jahr 1861 an erfüllten Hoffnungen zu verſprechen ſcheint, aber diejenige Weltgeſchichte, die das Weltgericht iſt, verzeichnet dennoch Siege der Freiheit, der Humanität und des Völkerwohls. Bildung iſt Macht! Unabläſſig vorwärts ſtrebt die Erkenntniß und der Geiſt allein iſt Sieger.

* * *

Mit dieſem Glaubensbekenntniß und Jahreswunſch wollen auch wir, in der Mitte uns haltend zwiſchen dem Glauben der Jugend und dem Zweifel des Alters, fortwirken für den Bund des Geiſtes und der auf jede Entſcheidung gerüſteten Geſinnung.

Ein Scherflein zu dieſer jetzt vaterländiſchen Stimmung des gerüſteten Zuwartens und des ſpähenden Umblicks auf den Hochwarten der Zeit glauben wir bisjetzt, acht Jahre lang, auch durch unſere wenn auch in beſcheidener Geſtalt auftretenden Blätter beigetragen zu haben. Sie ſind dem Augenblick geweiht, der vergänglichen, über ein geplaudertes Wort flüchtig hinwegrauſchenden Stunde. Dennoch ſuchten wir allen unſern Geſprächen am häuslichen Herde, wie ein Hausvater auch da ſeine Ordnung innehält, einen einzigen feſten Mittelpunkt zu geben — den Ernſt des Gedankens.

Unſere Zeitſchrift war in Deutſchland die erſte, die, der Unterhaltung und Belehrung ſich widmend, einen Zugang zum Familienleben ſuchte. Wir haben keine ſchmeichleriſchen Mittel angewandt, den Reiz unſerer Geſpräche mit den Leſern zu mehren. Wir haben keine Bilder gebracht. Wir haben nie unſern Zuſammenhang mit dem Literaturleben Deutſchlands durch ein Ignoriren neuerſchienener Schriften verleugnet. Die ängſtliche Sorge, nur um jeden Preis Thatſache, Realität zu bringen, lag uns fern. Die Reflexion, die Erörterung, die Debatte wird wie bisher von unſern Unterhaltungen am häuslichen Herd nicht ausgeſchloſſen bleiben, ja wir gedenken ihr mit dieſem Jahre noch eine größere Ausdehnung als bisher zu geben.

Eine Beilage: „Neues aus der Welt“, iſt beſtimmt, manches bezeichnende Bild der Gegenwart in größerer Schnelligkeit als bisher aufzufangen, manche Conſtellation der Umſtände unſerm Leſerkreiſe ſchneller zur prüfenden Erwägung vorzulegen. Unſere ausgedehnte literariſche Correſpondenz, der weitverbreitete Kreis unſerer Mitarbeiter wird uns Gelegenheit bieten, den Inhalt dieſer Mittheilungen nicht aus andern Zeitſchriften zu entlehnen oder doch, falls dies geſchähe, ſie mit ſelbſtändigen Ergänzungen und eigenen Motivirungen zu begleiten. Ein fortlaufender politiſcher Artikel hat ſich die Aufgabe geſtellt, zur Beurtheilung der laufenden Ereigniſſe manchen Geſichtspunkt zu erörtern, der in den Zeitungen beim Widerſtreit der ſich drängenden Thatſachen und der Parteimeinungen ohnehin vielleicht weniger ſcharf hervorgehoben zu werden pflegt, als er verdient.

An die literariſchen Kräfte Deutſchlands ergeht der frühere, ſchon öfters von uns ausgeſprochene Ruf, auch ohne beſondere Aufforderung ſich uns anſchließen und ihre Mit-

theilungen einer Zeitschrift widmen zu wollen, die, wie sehr auch der Herausgeber seine eigenen Auffassungen nicht zu unterdrücken liebt, darum doch kein einseitiges Parteiorgan zu nennen ist, sondern sich seit Jahren bemüht hat, Gerechtigkeit und Billigkeit nach allen Seiten hin als Maß ihres Urtheils aufzustellen.

Die Verlagshandlung fügt Obigem hinzu, daß die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" nach mehrfach ausgesprochenem Wunsch von jetzt an ihre Jahrgänge mit dem 1. Januar, nicht mehr wie sonst mit dem 1. October beginnen. Die Erweiterung des Umfangs durch eine wöchentliche Beilage bedingte eine Erhöhung des Preises. Derselbe beträgt vierteljährlich 1 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Humor des Lebens.

Von Heinrich Kornig.

Als ich vor Jahren, um Seebäder zu nehmen, einige Wochen in Ostende verlebte, war es dort die Gewohnheit der deutschen Badegäste, Freitags nach Brügge zu fahren, wo der katholische Fasttag im Hotel de la Fleur de Blé alle Arten von Seefischen der Jahreszeit auf die Tafel brachte — auch solche, die in Ostende selbst, wenigstens damals, schwer zu bekommen waren.

Mit dieser frommen Absicht für Fastenspeisen verband man aber noch die ästhetische eines Besuchs der Kunstschätze, an denen es auch in Brügge nicht fehlt.

So verabredeten zwei meiner Bekannten ihre Rückreise nach Deutschland auf einen Freitag, den man sonst nicht gern zum Reisen wählt; da ich sie denn bis Brügge begleiten, den doppelten Ablaß des Fisch- und Kunstgenusses mitgewinnen und nach herzlichem „Auf Wiedersehen" allein zurückkehren sollte.

Unser Freitag kam. Die vier Lieues von Ostende bis Brügge legt man auf der Eisenbahn in drei Viertelstündchen zurück.

Die wellenhügelige Ebene Belgiens, vom Meer aus ziemlich kahl, wird landeinwärts immer bewachsener. Magere Grasplätze gehen in fettere Wiesen über, von Feldern durchschnitten, streckenweise mit Hecken oder Gräben eingehegt. Buntfarbiges Rind weidet und lagert im Freien.

Mehr und mehr füllt sich die Landschaft mit Bäumen und Gehölz aus jungen Fichten, Birken, Erlen und Rüstern. Die mit Hecken oder Wassergräben eingefaßten Felder sind gartenartig ausgestellt und mit Obstbäumen durchsetzt.

Da, wo man endlich vor Brügge anfährt, empfängt uns die ebene Stadt mit gezackten Häusergiebeln. Wir glauben uns ins Mittelalter versetzt und je tiefer wir in die stillen Straßen gelangen, desto lebhafter wird dieser Traum. Halb wie ausgestorben, halb wie von trauernden Gestalten noch bewohnt, dehnt sich diese und jene Straße zwischen den hohen Häusern vor uns aus und verläuft weit unten in Gabelgassen. Dunkle Kamelotmäntel der Bürgerfrauen begegnen uns, die Kapuzen übergezogen; lange Priestertalare, einzeln oder paarweise, huschen an uns vorüber und verlieren sich in den Seitengäßchen. Diese Falten rauschen noch aus der Zeit her, da Dietrich von Elsaß einige Blutstropfen des Heilands, aus Jerusalem mitgebracht, in der Kapelle des heiligen Basil aufbewahren ließ. Jene Kamelote riechen noch nach dem großen Brande, der einst den hohen Wachtthurm mit allen darin verwahrten Privilegien der Stadt verzehrte.

Sieh' da die kostbaren Basreliefs in Stein am alten hohen Hause! Wie zart gemeißelt diese Fensternischen, welch reiches Schnitzwerk an der alten Bogenthür! — — Bleiben wir einen Augenblick stehen: es wird gleich eine wunderschöne Dame herauskommen, im Poschengewande, mit Sammtkäppchen, die Schleppe des Reitkleides von einem Pagen getragen, sie selbst einen Falken wiegend auf der Hand im wohlriechenden Handschuh!

Doch dort stechen ja auch helle Häuser modernsten Stils zwischen den altersgrauen Palästen hervor, und hier ist gar ein modischer Laden von Putz- und Spielsachen in die ausgemeißelten Fensterpfeiler eingesetzt und ein prahlerisches Schild mit großer Schrift haftet über der verstummten steinernen Bogenthür!

Aber was ich erzählen wollte! Es fällt zwischen die Kunstschätze, die wir in den Kirchen

und im Johanneshospital besuchten, und die Fische, die uns im Hotel erwarteten, in die Mitte.

Auf dem Wege nämlich von dem genannten Hospital, wo Hemling's Gemälde gezeigt werden, nach dem Hotel de la Fleur de Blé kamen wir über eine Kanalbrücke. Diese Kanäle ziehen hier und da zwischen hohen Häusern eng hinein; niedere Galerieen hängen über das trübe Wasser, manchmal mit Zierpflanzen zu einer Laube, einer schwebenden Veranda gebildet, durch deren Ranken man ein halbversteckes Fräulein erblickt.

Was uns aber zunächst fesselte, war — ein bettelhaft aussehender, halbwüchsiger Bursche, der lahm auf dem Brückenmäuerchen hockte und, die Krücken neben sich gestellt, eine Angelruthe über dem Wasser hielt. Die Füße hingen wie knochenlos herab und schlenkerten, so oft er sich bewegte, hin und her, wie wir es vom Spitzenklöppeln gesehen hatten.

Als wir, neben ihn getreteu, über die Brücke schauten, wendete der Angler den Kopf und wir blickten, ordentlich betroffen, in ein wunderbares Gesicht von weiblich weicher Rundung und südländischen Zügen. Statt aber, wie wir erwarteten, ein Almosen zu fordern, beschenkte er uns vielmehr mit einem lächelnden Blick aus bezaubernden schwarzen Augen.

Im Weitergehen beschäftigte uns dies Räthsel und wir vereinigten uns in der Annahme spanischer Abkunft des Burschen, vielleicht noch aus der spanischen Zeit der Niederlande. Und wir hatten nicht fehlgeschossen. Dichtung und Wahrheit verbinden sich in Folgendem:

Unter der Oberstatthalterin Margaretha von Parma waren einst die Niederländer weniger unzufrieden mit der spanischen Herrschaft, als sie es nachher unter dem Cardinal Granvella und dem Herzoge von Alba wurden.

Margaretha, in den Niederlanden geboren und erzogen, hatte hier ihre erste Jugend verlebt, manches von den Sitten des Landes angenommen und liebte das Volk. Bekanntlich eine natürliche Tochter Karl's V. von einem niederländischen Fräulein van der Gheenst, bietet Margaretha von Parma als geschichtliche Person manche Lebenszüge, die, humoristisch genug, die Behauptung bestätigen, daß auch an historischen Personen das Leben nicht selten seine launige Ironie ausläßt. Die Wunderlichkeiten, die um ihr Leben spielten, wurden zum Theil von ihrem kaiserlichen Vater verschuldet. Er verheirathete das Töchterchen fast noch als Kind mit dem Herzoge von Florenz, Alexander von Medici. Es gab eine sehr unglückliche Ehe, aus der sich der Gemahl schon im ersten Jahre durch den Tod rettete. Um es mit der lieben Tochter besser zu machen, wartete der Kaiser Margarethens Volljährigkeit ab und gab ihr dann den Prinzen Farnese mit dem Herzogthum Parma zum Gemahl. Da der Prinz kaum über 13 Jahre alt war, so lag nun zur Abwechselung die zu große Jugend auf der männlichen Seite. Vielleicht that es der alte Herr aus der guten Absicht, daß der junge Gemahl noch nicht wissen sollte, was Schönheit und Liebreiz bei den Frauen sei. Denn beides fehlte Margarethen, die weder jugendlich hübsch noch auch nur von anmuthigem Wesen war. Dagegen besaß sie manches, was dem jungen Gemahl Respect vor der kaiserlichen Tochter einflößen und sie selbst, als demnächstige Statthalterin der Niederlande, mit männlichem Ansehen ausrüsten konnte. Groß, von derber Gestalt und durch fleißige Uebung der Jagd, die sie leidenschaftlich liebte, an Strapazen gewöhnt, trat sie in Gang und Haltung mit der Anmuth eines verkleideten Dragoners auf. Und um dies imponirende Ansehen noch zu erhöhen, hatte ihr die Natur eine Auszeichnung verliehen, die unsere zartfühlende Fürstin sehr gern ihrem jungen Gemahl als Angebinde zum Namenstag überlassen hätte, wäre es nicht durch väterlichen Willen ihr Beruf gewesen, im häuslichen Bunde die Mannhaftigkeit und im fürstlichen Regiment der Niederlande jene Reise und jenen Verstand zu repräsentiren, den die Menschen in ihren Gedanken mit einem unzweifelhaften Bart zu verknüpfen pflegen.

Zur Zeit nun, als Margaretha von ihrem legitimen Halbbruder, dem Könige Philipp von Spanien, auf einem feierlichen Reichstage in Gent den Generalstaaten als Statthalterin der Niederlande vorgestellt und dabei das königliche Versprechen gegeben wurde, daß die spanischen Besatzungen zurückgezogen werden sollten, lag auch im benachbarten Brügge eine spanische Garnison.

Ein junger Offizier, Camillo von Avila, aus reichem castilischen Hause, von Mönchen erzogen, ging dort in Brügge eines heißen Nachmittags nach der stillen Gasse hinter dem alten Bau, „Der Steen" genannt, um einige Garnituren schöner Spitzen für seine verlobte Schwester in Madrid zu kaufen. Ein Mütterchen auf der Hausschwelle erhob sich, ihre Klöppel zusammenraffend, führte den schönen Offizier ins Haus

und rief ihrer Enkelin im Manſardſtübchen zu, den Spitzenvorrath herabzubringen.

Als hierauf Angelika mit dem Pappenkaſten in die Stube trat, war der junge Mann von der unerwarteten Schönheit der ſchlanken blonden Jungfrau ſo betroffen, daß man es für einen Soldaten verblüfft nennen konnte. Das war um deswillen ſehr viel, weil damals Brügge ſeiner Frauen halber überhaupt berufen war. Formosis Bruga puellis — das „Schönermädchenbrügge" hieß die reiche Stadt. Vielleicht aber war es gerade das Abſonderliche im Weſen und Ausſehen der Jungfrau, was einen ſolchen Eindruck auf Camillo machte, der ſelbſt, zur Neckerei ſeiner Kameraden, bisjetzt ein Neuling in der Liebe und kalt gegen Frauen geweſen war.

Während Angelika, da der einzige Tiſch in der einfachen Stube vom Mittagseſſen noch unabgedeckt ſtand, ſich auf einem Schemelchen niederließ und auf ihrer dunkeln Schürze die ſchmalen und die breiten Spitzenmuſter nebeneinander aufzog, hatte ſich der junge Camillo ſo weit gefaßt, daß er ſich nun mit ſeiner anerzogenen Unbefangenheit und etwas ritterlichem Selbſtgefühl benahm und den Artigen gegen die ſchöne Verkäuferin machte. Er wählte die beſten Stücke aus und gab eine neue Beſtellung auf — „ein apartes Muſter", wie er ſich in ſeinem gebrochenen Blämiſch ausdrückte, wobei er ſchlau genug war, ſich die Erlaubniß zu erbitten, daß er es dürfe klöppeln ſehen. „Ich habe die Flachsbehandlung kennen gelernt", ſagte er, „und iſt es gar erſtaunlich, durch welche Metamorphoſen der ſchöne, feſte Leinfaden zu Stande kommt. Aber ſeine höchſte Beſtimmung, ſeinen Adel ſozuſagen, erlangt er in der Spitzenarbeit; er gilt mir im Werth eines Seidenfadens; er iſt wie ein Menſch, der verdient hat, geadelt zu ſein. Mit der ſchönen blauen Blume ſchaut der Flachsſtengel in ſeine Zukunft voll Prüfungen. Noch tiefer blau ſind Euere Augen, edles Fräulein: möget aber lieber glücklich ſein in einer Zukunft ohne Schickſale und ein ausgeſuchter Faden fein für ein feines Lebensgewebe häuslichen Glücks!"

Mit dieſem artigen Gedanken empfahl ſich der etwas romantiſche Camillo, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt über den erſten Wurf ſeiner Galanterie. Die Großmutter hatte ihn bis vor das Haus begleitet und umarmte zurückkommend die Enkelin mit den Worten:

„Was das geſprochen war, Angelika! Ach ſo ein liebes, junges Blut und wie edel geſinnt! Und ſieht er nicht ganz danach aus, als könnt' er's ſelber auch wahrmachen, was er ſpricht? Er drückt ſich ſchon recht gut aus für einen Spanier!"

Angelika ſchwieg, in ſich hinein träumeriſch lächelnd. Aber ſie hatte nun viel an den Flachs zu denken und wie es ihm ergeht, bis er ein Spitzenfaden wird.

Und genau beſehen, — hat der Flachs nicht wirklich auch ganz romantiſche Leiden und Wandelungen zu beſtehen und muß beſonders unter Frauenhänden ſeine Erfahrungen machen und Bildung annehmen? Die Samenkrönchen, die er ſich im Schoſe der ſchönen blauen Blume aufſetzt, werden ihm, ſobald er vom Felde abgeholt iſt, hart abgeſtreift. Anhaltend durchnäßt, tüchtig geröſtet hat er die grobe Breche, die ſcharfe Hechel durchzumachen. Aber nicht die Bäuerin allein ſpielt ihm ſo übel mit, auch die Spinnerin läßt ihre Schalkheit an ihm aus, während er Tanzſtunden nimmt, erſt an ihren Händen durch die Spule taumelt, und dann um die Weiſe walzen muß, bis er ſchwindelig ſich zu Gebinden reiht und zu einer Haspel geſellt. Jetzt nennt er ſich Garn und kommt in die Schule des Leinwebers, der als Meiſter vom Stuhl gar nicht ſanft mit ihm umgeht, wenn er ihn zwiſchen vier Pfoſten auf die Walzen und zwiſchen die Kämme ſeines Stuhls nimmt, ihn zerrt und ſchlägt, hebt und ſenkt. Und wenn der hüſtelnde Meiſter dazwiſchen luſtige Melodieen pfeift, härmt ſich der Arme auf ſeiner Folter auch noch über dieſen Hohn ab, ohne zu merken, daß es dem Blutfinken gilt, den der Leinweber bei ſeiner Arbeit abrichtet. Doch von nun an blühen dem Vielgeprüften anmuthige Sommertage auf grünem Anger, wo er ſich unter dem Namen Leinwand behaglich ausſtreckt, froh, wieder unter weibliche Hände zu kommen. Die Bleicherin tänzelt mit der Gießkanne barfüßig um ihn her und kühlt ihn gegen die Sonne, badet ihm die ſchmuzige Schlichte des Leinwebers ab. Es iſt auch ſeine letzte Schule, ſeine Selecta, in der er, wenn auch nicht eigentlich weiſe, doch hübſch weiß werden ſoll. Denn er tritt nun ins praktiſche Leben und wird zu irgendeiner Beſtimmung, was man — zugeſchnitten nennt. Wirklich, ehe er ſich deſſen verſieht, macht ſich die Nähterln über ihn her. Der Militärerziehung unterliegt er nicht, aber er wird mit der Elle gemeſſen. Die Nähterin beſpricht ſich dabei mit einer jungen hübſchen Perſon, die ein wenig blaß und träumeriſch ausſieht, und ein beleſener Zuhörer würde ſich an die ſtolzen Worte in Shakſpeare's „König

Lear" erinnert finden: „Jeder Zoll ein König!" wenn er die Nähterin ſagen hörte: „Ja wohl, Jungfer Braut, jede neun Ellen ein Betttuch!"

Aber um nun wieder auf den jungen Spanier zu kommen, ſo fand er ſich wirklich ſchon des andern Tags ein und beſprach ſein apartes Spitzenmuſter. Er blieb aber länger und ſetzte ſich neben Angelika, ihrem kunſtreichen Wirken mit den braunen Klöppeln zuzuſehen. Wie dieſe auf den Knieen der Jungfrau herüber- und hinüberhüpften, ward ihm ſelber ganz luſtig zu Muthe und er konnte es nicht laſſen, ſeine Bewunderung mit beredten Lippen auf ihre weißen Händchen zu drücken.

Von nun an kam Camillo wieder und wieder, viel öfterer, als er hätte kommen und die Großmutter hätte gutheißen ſollen; denn die Art und Weiſe, wie er ſich mit ſpaniſchen Handküſſen in das Spiel der flandriſchen Klöppel miſchte, verrieth bald genug, daß neben dem feinen Zwirn ſich ein zarter Liebesfaden mit in die Spitze verklöppeln wollte.

Der etwas romantiſche junge Herr erfuhr aber bald, daß er es eben mit einer Niederländerin zu thun hatte. Ihr Blut ſtürmte nicht wie die Gebirgsbäche der Sierra-Morena in ſeiner caſtiliſchen Heimat: es floß ruhig, wie die flandriſchen Kanäle, die dem Handel dienen. Doch bleibt ein leidenſchaftloſes Mädchenherz darum nicht auch ohne Eitelkeit, ohne Berechnung. Nein, der Name von Avila, den auch eine Frau tragen konnte, gefiel der ſchönen Angelika noch mehr als der Federhut ihres Anbeters, der nur auf ſeinen Kopf paßte. Es ſchien auch der Großmutter ein ganz vortheilhaftes Geſchäft, den Namen Avila gegen den bisherigen Familiennamen „Hondekeeper" einzutauſchen.

Um es kurz zu machen — eine erſte Liebe iſt ungeduldig und ein junger General wird viel eher als ein älterer, erfahrener, der langwierigen Belagerung eine ihm günſtige Capitulation vorziehen. Camillo ward förmlich um Angelika's Hand.

Die Großmutter hatte es nicht anders erwartet. Ihr war das prophetiſche Wort des lieben jungen Herrn vom „ausgeſuchten Faden" nicht vergeſſen. Die Großmutter ſagte Ja und die Enkelin ſagte nicht Nein.

Und welch ein „apartes Muſter" von Glück und Hoffnung wob ſich nun zwiſchen zwei klopfenden Herzen! Die Liebe iſt zaubermächtig und ſo verwandelten ſich Angelika's Arme ſelbſt in einen reizenden Spitzenkragen, der, um den Hals des geliebten Camillo gelegt, ſich allerliebſt ausnahm und öfter anprobirt wurde.

Nun aber, als Schritte zur Vermählung zu thun waren, erwog viel zu ſpät der junge Camillo ſeine Abkunft, ſeines Vaters caſtiliſchen Stolz und die Rückſichten ſeines Standes als Offizier. Es blieb ihm nach aller Ueberlegung nichts übrig als eine geheime Trauung, eine vorerſt noch geheim zu haltende Ehe, falls er Angelika und ſein Verſprechen nicht aufgeben wollte, wogegen ſein Herz und ſeine Ehre laut wurden.

Waren nun auch die Großmutter zu ſchwach, die Enkelin zu unerfahren, um die ſchlimmen Verwickelungen zu bedenken, die ein ſolches Verhältniß für das bürgerliche Leben mit ſich bringen kann, ſo hätte ſich vielleicht doch an der Schwierigkeit der Ausführung noch alles zum Guten gewendet, wäre nur nicht im Kapuzinerkloſter der Stadt Pater Spiridion geweſen, ein Vetter der Großmutter, der ſie einſt geliebt hatte und in ſeinem achtzigſten Jahre kindiſch genug ſich überreden ließ, die Trauung des Paars heimlich und ohne weiteres zu vollziehen.

Nun ſchien ja alles gut; die Liebenden waren glücklich und ein ſtiller Sommer, ein fruchtbarer Herbſt gingen darüber hin, bis mit der Sonnenwende des Winters im Zeichen des Steinbocks auch das träumeriſche Glück einen Stoß bekam und umſchlug. Die ſpaniſchen Garniſonen wurden, dem königlichen Verſprechen nach, wenigſtens theilweiſe aus den Niederlanden gezogen und Camillo über Nacht nach Brüſſel befohlen, wo er mit einer eiligen Botſchaft nach Madrid geſchickt wurde. Von Brüſſel übermachte er noch eine bedeutende Summe Geldes zur Unterhaltung ſeiner Gemahlin an die Großmutter unter deren bloßer Adreſſe, da ihm zu einem zärtlichen ausführlichen Schreiben keine Zeit blieb, er auch nur mit großer Mühe vlämiſch zu ſchreiben im Stande geweſen wäre.

Ein Brief blieb zu erwarten und — blieb es auch für immer. Ob Camillo verunglückt oder vor ſeinem ſehr ſtolzen Vater mit einem Gewiſſensbekenntniß verſtummt war, ließ ſich nicht erfragen. Angelika legte das Geld erſt aus Stolz, nachher aus Fürſorge zurück für die heimliche, angſt- und kummervolle Hoffnung, der ſie jetzt lebte und deren ſie im Mai des folgenden Jahrs in der ſehr kühlen Nacht zwiſchen Pancraz und Servaz genas und die mit dem Namen Vincenz getauft wurde.

Hier ſtehen wir beim Stammvater des lahmen Burſchen auf der Kanalbrücke!

Dieſem Sohne des Spaniers ſelbſt war es

noch leidlich ergangen: ee hatte, herangewachsen, mit dem Gelde seines Vatees ein Geschäft gegründet und sich mit einem wackern Mädchen verheirathet. Mit seiner Gebnet aber wae alles Unglück über die Mutter gekommen. Niemand glaubte an ihre Heieath, von dee niemand wußte. Der Einzige, der sie hätte bezeugen können, der Pater Spiridion im Kloster, wae von dem rauhen Wintee mitgenommen worden. So kam es denn, daß Angelika, die sich schon für einen ausgesuchten Faden gehalten hatte, so spät noch die Leiden des Flachses bestehen mußte und unter die Hechel der bösen Zungen fiel. Die Obrigkeit litt auch nicht, daß sie sich Feau von Avila nannte, wofür sie keinen Nachweis hatte.

Zur Schmach ihres Rufs kam die Noth dee kriegerischen Zeiten. Die Abkommen des spanisch-niederländischen Vincenz verkamen mehr und mehr in bürgerlichem und korperlichem Ansehen. Doch spann sich wundersamerweise der Faden des spanischen Bluts in einzelnen Enkeln fort und trat hier am Krüppel auf der Beücke, an diesem letzten Abkömmling, noch einmal mit der ganzen südländischen Schönheit des Kopfs, nue auf Kosten der Füße, überraschend hervor. An den Füßen schien der arme Schelm noch so spät die heimlichen Gänge des Urvaters Camillo nach dee stillen Gasse hinterm Steen zu verbüßen; wie der Kopf an den Spanier, erinnerten die schlotternden Füße an die — Spitzenklöppel der thörichten Großmuttee.

Und das letzte Ueberbleibsel der Flachs- und Garnfäden hing nun noch an der — Angelruthe des letzten Abkömmlings, dessen castilisches Auge nur noch nach einem kalten Fischchen im trüben Kanalwasser von Beügge brannte — —

Im öffentlichen sowol als im Privatleben der Menschen bestet sich nicht selten ein wundeelicher, zuweilen grausamer Humor an einzelne Personen oder Begebenheiten und geht bald Arm in Arm mit ihnen, wie ein vertraulicher Schalk, bald schleicht er ihnen von weitem nach und rechnet dann oft seltsam trauernd ab mit ihren vergessenen Thorheiten.

Ein göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

I.

Achtzehnhundertundzehn!

Die Stadt Göttingen war in größter Aufregung. König Hieronymus — jetzt „hochseligen" Andenkens — nebst Gemahlin und einem großen Gefolge wollte duech die Stadt kommen und einen Tag und eine Nacht in ihr verweilen.

Großartige Empfangsfeierlichkeiten wurden auf des Königs und des Peäfecten Befehl vorbereitet; denn freiwillig würden die Göttinger einen Mann, den sie zu lieben keine Ursache hatten, nicht mit glänzenden Feieelichkeiten empfangen haben.

Der König liebte aber auch die Göttinger nicht. Sie wohnten zu nahe an Kassel, um Hieronymus' Leben und Treiben nicht zu kennen, und sie waren zu wahrheitsliebend, um dasselbe anders als leichtsinnig und jedes Rechtsgefühl zu Boden teetend zu nennen. Sie hatten es auch schon so genannt. Es war dem König hinterbracht woeden und hatte ihn nicht wenig erbittert.

Der in Göttingen lebende Präfect des Leinedepaetements hatte sich Mühe gegeben, den Bürgern zu Gemüthe zu führen, daß sie diese Gelegenheit benutzen möchten, um sich durch glänzenden Empfang die Liebe des Königs zu erweeben. Den Bürgern war indeß ebenso wenig an des Königs Liebe wie an dem Besuche desselben gelegen. Nue mit Widerwillen gingen sie an die streng befohlenen Vorbereitnngen zu den Empfangsfeierlichkeiten. Die Zeiten waren überhaupt nicht danach, um überflüssige Kosten leicht zu verschmerzen. Um zu des Königs verschwenderischem Leben die Mittel zu schaffen, waren sie wie das ganze Land aufs äußerste ausgesogen. Viele hatten nicht einmal genug, um Beot für ihee Familie zu kaufen. Nun mußten sie noch die alleeletzten Groschen für Ehrenpforten und Lichter zum Illuminiren hingeben! Sie mußten es und mußten obenein schweigen, wenu ihr Inneees vor Unwillen auch noch so sehr brannte.

Die Vorbereitungen waren durch des Peäfecten Bemühungen rechtzeitig beendet. Zugleich waren von Kassel Gensdarmen und Polizeioffizianten gekommen, um während des königlichen Besuchs füe Ruhe und Ordnung Sorge zu tragen und bei jedem etwaigen störenden Zufall sogleich zur Hand zu sein. König Hieronymus hatte zwae bei seinee Thronbesteigung in altspanischem Königsanzug von seinem Thron herab verkündigt, „ee werde seine Unterthanen zwingen, ihn zu lieben"; dies war ihm indeß noch nicht gelungen. Der Troß Gensdaemen, der ihn auf all seinen Reisen umgab, sollte seine Worte zur Ausführung bringen helfen.

Das königliche Paar erschien an dem festgesetzten Tage in der Stadt. Die Neugiee hatte Tausende herbeigelockt, denn man kann wol neu-

gierig sein, einen König zu sehen, ohne daß man nöthig hat, ihn zu lieben. Die Stimmung war durchaus keine begeisterte.

Aber Gensdarmen und Polizeiofficianten hatten sich in Menge unter das Volk gemischt und riefen: „Vive le roi Jérôme! Vive la reine!" und das Volk mußte mit einstimmen und mußte dem Rufe der Gensdarmen: „Mützen ab!" gehorchen. So, mit Hülfe des edeln Beamtenthums, konnte der König von seinem Wagen aus sich wirklich einbilden, das alles sei freiwillige Begeisterung.

Der Präfect, Deputationen der Stadt und Universität empfingen das königliche Paar und hielten Reden, die den König langweilten. Er wandte sich ab und unterbrach sie dadurch an ihren schönsten Stellen. Was sollte Hieronymus, der nur Pferde, Maitressen und schwelgerische Gelage liebte, mit diesen pomphaften Reden, die nur — gedruckt für ihn Werth hatten? Er zitterte vor seinem Bruder. Er wollte zeigen, daß man ihn liebte und „er sich gut aufführte".

Die Pedelle und alten Stadtsoldaten unter dem Rathhause waren den ganzen Tag über in größter Thätigkeit, um die Studenten zu überwachen, die in einer drohenden Stimmung waren. Doch blieben sie ruhig, keine Störung trat ein. Man wußte, wie gereizt die Franzosen waren, wie sehr sie den Tugendbund fürchteten. Noch war Palm's Erschießung nicht vergessen.

Das königliche Paar stieg in dem Hause des Präfecten ab. Dies lag am Ende der Prinzenstraße, dem alten Carcerhause gegenüber, nahe an der Leine. Soldaten und Gensdarmen standen vor dem Präfecturgebäude, denn der König traute der erzwungenen Liebe seiner Unterthanen nicht besonders. Er sah überall Verschwörungen.

Am Abend war befohlene Illumination der ganzen Stadt und dem königlichen Paare wurde ein anbefohlener Fackelzug mit Musik gebracht.

Wieder hatten sich Tausende von Neugierigen vor dem Präfecturgebäude eingefunden. Studenten waren in großer Anzahl darunter vertreten. Eine Deputation begrüßte den König aufs neue in der Präfectur. Die Musik spielte. Tausende blickten zu den Fenstern des Präfecturgebäudes auf. Das königliche Paar ließ sich nicht sehen. Ein officielles „Vive le roi!" und „Vive la reine!" wurde ausgebracht. Gensdarmen und Polizeiofficianten sorgten dafür, daß das Volk mitrief; sie selbst überboten sich im Rufen dieser Worte. Die Musik fiel mit einem schmetternden Tusch ein.

Da wurden in dem Präfecturgebäude endlich einige Fenster geöffnet und das königliche Paar trat hervor. Stolz, kalt, hochmüthig blickte der Herrscher auf das Volk herab.

„Ruhe! Ruhe!" riefen die Gensdarmen, denn noch eine kurze Rede an den königlichen Herrn sollte gehalten werden. Einen Augenblick darauf herrschte ringsum die größte Stille.

Es war eine Stille wie die, welche man als das Hingehen eines Engels bezeichnet. Um so schreckhafter die Wirkung, als plötzlich aus dem Hintergrunde des Gewühls, unter Fackeln und Illuminationen heraus eine laute, kräftige Stimme dreimal „Pereat! Pereat! Pereat!" rief.

Es war ein einziger Moment, aber er wirkte furchtbar.

Niemand fiel ein. Das Beginnen war tollkühn.

Das königliche Paar, den akademischen Ausdruck für das französische à bas! wohl verstehend, zog sich schnell zurück, die Fenster wurden hastig geschlossen. Vor dem Hause herrschte die größte Verwirrung. Gensdarmen und Polizeiofficianten suchten den frechen Pereatrufer zu ergreifen — wer war es? Wer hatte das gewagt zu rufen?

Mit größtem Unwillen wandte sich der König an den Präfecten: „Weshalb haben Sie nicht Vorkehrungen getroffen, daß niemand solche Schamlosigkeit wagen durfte?"

„Ew. Majestät", erwiderte der Präfect stotternd, „hätte ich ahnen können — an Vorkehrungen habe ich es nicht fehlen lassen — indeß — — —"

„Wer ist der Freche?" unterbrach ihn Hieronymus. „Er wird doch sofort festgenommen sein?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete der Präfect verwirrt.

„So kümmern Sie sich darum", fuhr Hieronymus auf. „Melden Sie mir sofort, wer es gewesen — Sie bürgen mir dafür, daß er nicht entkommt! Das ist der Dank für die Gnade, daß ich in diese Stadt komme! Der Verwegene solt es büßen! Diese Deutschen sollen Respect lernen, die Studenten zumal, die mein Bruder, der Kaiser, haßt — ja — die Kugel für diese Empörer!" Er sprach die folgenden Worte unverständlich und mehr für sich selbst.

Entsetzt verließ der Präfect das Gemach. Der Polizeicommissar erwartete ihn bereits.

„Wer ist es? Er ist doch festgenommen?" fragte er außer sich. „Der König will es wissen."

Der Commissar zuckte mit den Achseln. „Bis jetzt ist er noch unbekannt."

Digitized by Google

„Sie wiſſen es nicht?“ fiel der Präfect beſtürzt ein.

„Ich kann von dem Rufer keine zehn Schritt entfernt geſtanden haben. In der Verwirrung, welche durch jenen Ruf wie mit Einem Schlag entſtand, war nichts zu erfahren und nichts zu machen.“

„Und keiner von all Ihren Leuten, keiner von den Gensdarmen hat ihn geſehen?“

„Nein, aber ſicher — ein Student iſt es geweſen.“

„Natürlich! Der Unglückliche!“ rief der Präfect. „Der König iſt über die ganze Univerſität aufgebracht — der Kaiſer nicht minder — der Wahnſinnige wird zum Opfer fallen.“

„Ich werde ihn entdecken“, erwiderte der Commiſſar im Gefühl ſeiner Amtspflicht. „All meine Leute ſind in der Verfolgung dieſes einen Ziels thätig, aber ganz im geheimen und ſtillen.“

„Daß auch mir das gerade paſſiren muß!“ klagte der Präfect, der des Königs Ungnade ſchon im Hintergrunde ſah. „Wie verhält ſich die Stadt darüber?“

„Aufgeregt.“

„Befürchten Sie nicht noch andere Störungen während der Nacht?“

„Nein“, entgegnete der Commiſſar. „Meine Leute bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Ich habe auch für den geringſten Vorfall die ſtrengſten Befehle erlaſſen.“

Nachdem der Präfect dem Commiſſar noch einmal eingeprägt hatte, alles aufzubieten, um des Thäters habhaft zu werden und ihm ſodann ſofort Meldung zu machen, verließ er ihn und auch der Commiſſar trat wenige Augenblicke darauf aus dem Präfecturgebäude, ſtieg langſam die zu demſelben aufführende Treppe hinab und begab ſich auf ſein Bureau, wo er die Meldungen der Polizeofficianten erwartete.

Die Stadt befand ſich in der That in aufgeregteſter Stimmung. Das Pereat!, welches Tauſende gehört hatten, von dem alle bereits wußten und dem alle mit wenigen Ausnahmen beiſtimmten, hatte einen größern Eindruck gemacht, als der Rufer vielleicht geahnt. Wer hatte das dreiſte Wort gerufen, deſſen Kunde ſich nach Berlin, Wien, Paris verbreiten mußte? Mit dieſer Frage beſchäftigte man ſich in allen Häuſern. Daß die Polizei und Gensdarmen eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten, entging ſelbſt den Bürgern nicht und man begriff, daß es dem Rufer ſehr übel ergehen würde, wenn man ihn entdeckte. „Es ſoll ein Student geweſen ſein“, mehr war auch in der Stadt niemand bekannt.

Spät am Abend verließen mehrere Studenten in heiterſter Stimmung das Wirthshaus, wohin ſie nach der ſo plötzlichen Beendigung des Fackelzugs gegangen waren. Das kühne Pereat! hatte ihre vollſte Zuſtimmung gefunden und war vielfach von ihnen beſprochen worden. Sie waren erfreut darüber, daß dem Satrapen von Kaſſel zum erſten mal ſo offen und laut entgegengerufen wurde, was Millionen im ſtillen über ihn dachten. Wäre es nach ihrem Wunſch gegangen, ſo wäre der Tyrann nun auch noch ohne eine Fenſtermuſik nicht davongekommen.

Auf der Weenderſtraße, in der Nähe des Markts, trennten ſie ſich. Während die andern pfeifend oder ſingend ihren Weg gingen, eilte der eine von ihnen durch eine enge Gaſſe auf die Gronerſtraße.

Er war der Luſtigſte geweſen. Um ſo mehr hätte es jedem, der ihn jetzt hätte betrachten können, auffallen müſſen, daß er mit einemmal ſtill wurde und ſeine Stirn ſich zuſammenzog. Er ging langſamer und wie in Gedanken, als er die Gronerſtraße erreicht hatte. Erſt als er ſich ziemlich am Ende derſelben ſeiner Wohnung nahte, als er zu dem Hauſe emporblickte und in der dritten Etage, wo er bei dem Pedell Lang wohnte, noch Licht ſah, klärte ſich ſein Geſicht wieder auf. Andere Gedanken ſchienen ihn zu erfaſſen, denn ſchnell trat er auf das Haus zu und ſtieg pfeifend die Treppen hinauf.

Als er ſein Zimmer erreicht hatte, trat ein junges, liebliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter ſeines Wirths, bei ihm ein. Ueberraſcht und erfreut zugleich eilte er ihr entgegen.

„Ich dachte es mir gleich, daß du noch nicht zu Ruhe gegangen ſeieſt“, ſprach er, des Mädchens Hand erfaſſend. „Ich ſah Licht in deinem Zimmer. Haſt du wirklich auf mich gewartet?“

„Ja“, erwiderte das Mädchen, ſeine Hand in der des Burſchen, dem es ſich heimlich verlobt hatte, laſſend. „Vater war vor einer Stunde hier und trug mir auf, dich zu erwarten und dir mitzutheilen, daß er dich heute noch ſprechen müßte.“

„Dein Vater?“ unterbrach ſie der Burſch beſtürzt. „Was will er?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete Marie.

„Wo iſt er jetzt?“

„Er iſt wieder fortgegangen. Er war unruhig,

aufgeregt. Wahrſcheinlich macht auch ihm der Vorfall von heute Abend viel zu ſchaffen. Warſt du auch bei dem Fackelzug? Und haſt doch gehört, wie einer dreimal Pereat! gerufen, als der König am Fenſter erſchienen? Es war ſchrecklich —"

„Nein — ja!" erwiderte der Burſch halb verwirrt. „Ja — ja, ich glaube — es gehört zu haben."

„Was haſt du, Wilhelm?" fragte Marie, ſeine Zerſtreuung bemerkend.

„Nichts — nichts! — Was ſagte dein Vater? Sprach er davon?"

„Er iſt nur wenige Minuten ſeitdem zu Haus geweſen. Die ganze Stadt ſpricht davon und die Polizei ſoll dem Rufer ſchon auf der Spur ſein."

„Hm! Wer ſagt das?" fiel der Student ein, indem er des Mädchens Arm erfaßte und ſie forſchend anblickte. „Wer ſagt das?"

„Ich weiß es nicht mehr — alle", erwiderte Marie. „Weshalb biſt du ſo aufgeregt? Weißt du, wer es iſt?"

Auf der Treppe wurden jetzt Tritte vernehmbar. „Es iſt mein Vater", flüſterte Marie raſch. „Er darf mich hier nicht treffen!" Schnell verließ ſie das Zimmer.

Mit ſtarren Augen blickte Wilhelm Kraus, Student der Theologie, ihr nach. Sein Herz ſchlug aufgeregt raſch. Er ſchritt einigemal in der Stube auf und ab, um ſich zu beruhigen, da trat ſein Wirth, der Pedell, ein.

Wilhelm ſtand mit ihm auf dem beſten Fuße, dennoch trat er ihm nicht ohne einiges Zögern entgegen.

„Sie haben — —" ſprach er — ſeine Stimme ſtockte.

„Ich habe Sie bitten laſſen, Herr Kraus, mich zu erwarten", ſprach Lang. Ich mußte Sie heute noch ſprechen."

„Heute noch?" fragte Wilhelm faſt unbewußt.

„Ja heute noch. Sie waren ja auch bei dem Fackelzuge?"

„Ja", erwiderte Wilhelm, durch des Pedells ſcharfen, forſchenden Blick noch mehr beunruhigt.

„Sie haben gehört, daß ein Toller dreimal Pereat! gerufen?"

„Hm —"

„Und Sie wiſſen nicht, wer es gethan hat?"

Wilhelm ſchwieg. Die Farbe war aus ſeinen Wangen gewichen, unwillkürlich ſchlug er die Augen nieder.

„Sie haben es gethan!" fuhr der Pedell fort. Denn Wilhelm's Verwirrung, ſein Erbleichen war ihm nicht entgangen.

„Herr Lang!" fuhr Wilhelm faſt heftig auf. „Wer ſagt das? Wer vermag es zu beweiſen!"

„Ich!" erwiderte der Pedell ruhig, mit feſter Stimme. „Ich ſtand von Ihnen nur wenige Schritte entfernt. Ich erkannte ihre Stimme und ſah, daß Sie gleich darauf ſich haſtig zwiſchen der aufgeregten Menge hindurchdrängten. Sagen Sie mir offen: Haben Sie es gethan oder nicht?"

Wilhelm ſchwieg einen Augenblick, dann erwiderte er gefaßt: „Ja! ich habe es gethan!"

„Unglücklicher, wie konnten Sie ſo verwegen und thöricht ſein!" rief Lang. „Wiſſen Sie, was Ihrer wartet, wenn Sie entdeckt werden? Sie werden füſilirt! Glauben Sie mir das!"

„So mag es ſein!" rief Wilhelm. „Ein deutſcher Jüngling ſoll dieſe Tyrannen hoch leben laſſen? Nein, ich habe das Pereat! gerufen — mit Bewußtſein, mit Abſicht. Sie wiſſen es, nun zeigen Sie mich an. Ich gehe in den Tod!"

Die Stirn des Pedells zog ſich finſter in Falten. „Ich würde es thun, wenn Sie nur geringe Strafe zu erwarten hätten, die ein ſo leichtſinniger Streich unter gewöhnlichen Umſtänden verdient. Aber ich will Sie nicht unglücklich machen und das würden Sie werden. Wer weiß noch darum, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand."

„Keiner Ihrer Freunde?"

Kraus beſann ſich, wer in der Nähe ſtand — nur Leute vom Lande —

„Sie waren nach dem Fackelzuge mit mehreren Bekannten im Wirthshauſe — haben Sie nicht darüber geſprochen?"

„Geſprochen wol —"

„Und es ahnt niemand, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand —"

„Die Polizei weiß, daß es ein Student geweſen iſt — wer ſtand neben Ihnen, als Sie die Thorheit begingen?"

„Niemand — ich ſtand allein im Schatten eines Hauſes — rings einige Bauern — Frauen und Kinder —"

„Meine Pflicht gebietet mir, Sie anzuzeigen", fuhr Lang fort — „ich will es aber nicht thun — Ihr Bruder hat jahrelang bei mir gewohnt, Sie ſelbſt kenne ich ſeit Jahren — ich will es nicht thun, um Sie und Ihre Familie nicht ins Unglück zu ſtürzen. Zum Glück hat die Polizei bisjetzt trotz aller Bemühungen noch keine nähere Spur entdeckt — kommt es dennoch heraus, ſo werde ich Amt und Brot darüber verlieren — Guter

Gott, wird denn dieſe Welt ſich nicht endlich ändern —?"

„Von mir erfährt es nie jemand, daß Sie darum gewußt haben", erwiderte Wilhelm, indem er des ehrlichen Lang Hand ergriff. „Ich konnte nicht anders in dem Augenblicke, als Taufende ihn hoch leben ließen, die ihn im Herzen verachten wie ich."

„Gott! Gott!" antwortete Lang. „Wie konnten Sie ſich nur ſo hinreißen laſſen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn es ſo vorübergeht — die Polizei bietet alles auf, Sie zu entdecken."

„Ich werde die Stadt verlaſſen", warf Wilhelm ein.

„Um Himmels willen — nein! Das dürfen Sie nicht! Das könnte auffallen — Sie müſſen alles vermeiden, was irgendeinen Verdacht auf Sie werfen könnte — ſeien Sie vorſichtig. Ich komme täglich mit den Polizeiofficianten zuſammen, kommen ſie auf Ihre Spur — ſo werde ich Sie zeitig genug warnen — dann erſt mögen Sie die Stadt verlaſſen und fliehen."

Wilhelm erfaßte aufs neue bewegt ſeine Hand.

„Sie haben nicht verdient, daß Sie ganz ſtraffrei ausgehen", fuhr Lang fort, „aber ich mag Sie auch nicht dem furchtbaren Zorn des Königs ausſetzen. Nur ſeien Sie vorſichtig und unbefangen gegen andere. Zeigen Sie keine Furcht!"

Er verließ das Zimmer.

Wilhelm hatte die Tragweite ſeiner That vorher nicht bedacht und erkannt. Aufgeregt ſchritt er im Zimmer auf und ab und das Wort „füſilirt", die Militärherrſchaft mit ihrem kurzen Proceßgange klang ihm immer und immer im Ohre. Er gedachte des Mädchens, das er ſo innig liebte, ihres Schmerzes, wenn er als Gefangener fortgeführt würde einem dunkeln Loſe entgegen. In wenigen Jahren hatte er ſie als ſein Weib heimzuführen gehofft — ſeine ganze Zukunft war vernichtet, wenn er auch vielleicht nur einige Zeit im Gefängniſſe zubringen mußte.

In ſeiner Aufregung faßte er den Entſchluß, dennoch zu entfliehen. Es kam ja nur auf die vorſichtige Ausführung dieſes Plans an. Seine Phantaſie ſah ſich mit einem Fuhrwerk raſch an die preußiſche Grenze geführt. Er kannte einen Kutſcher vorm Thor, der ihm oft zu fröhlichen Fahrten ſein Geſchirr geliehen. Es war noch nicht Mitternacht. Es war noch lebhaft in den Straßen. Er vergegenwärtigte ſich wol, daß man gerade auf die vigiliren würde, die ſich entfernten. Aber es waren ſo viel Fremde in der Stadt — —

In nächtlicher Einſamkeit werden oft die unglücklichſten Pläne geboren. Wilhelm Kraus ſah alles fieberhaft und geſpenſtiſch. Er ſteckte ſeine wichtigſten Sachen zu ſich, ſchlich ſich, er hatte einen Hausſchlüſſel, zur Treppe hin, warf noch einen Abſchiedsblick auf die verſchloſſene Schlafkammer Mariens und war auf der Straße, die er indeß einſamer fand, als er geglaubt hatte —

Erſt als er eine Patrouille von Soldaten und den Hufſchlag berittener Gensdarmen hörte, beſann er ſich, blieb ſtehen und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Sein Entſchluß war es nun doch, lieber zu bleiben.

Der Morgen graute bereits, als er einige Ruhe fand.

Der König hatte am folgenden Morgen in erbittertſter Stimmung die Stadt verlaſſen, nachdem er dem Präfecten noch einmal eingeſchärft, den Schuldigen zu entdecken.

Tage waren ſeitdem ſchon wieder verfloſſen; man ſprach in der Stadt kaum noch von dem Pereat. Deſto mehr wurde es in den Zeitungen ausgebeutet; die Polizei ſetzte, wie Wilhelm durch Lang erfuhr, ihre Nachforſchungen im ſtillen noch mit demſelben Eifer fort — es galt, des Königs Willen zu vollziehen. Eine auf den Schuldigen führende Spur war noch immer nicht gefunden und als ein Tag nach dem andern hinſchwand, dachte Wilhelm zuletzt ſelbſt nicht mehr an Gefahr; es hob ihn wieder, daß er dem Tyrannen ein lautes Pereat! entgegengerufen. Auch Lang's Beſorgniſſe waren geſchwunden.

Da war Wilhelm plötzlich eines Tags verſchwunden. Es fiel Lang am erſten Tage nicht auf, er konnte mit einigen Freunden irgendeine Fahrt unternommen haben und länger ausbleiben, als von Anfang ſeine Abſicht geweſen war. Als er indeß auch die zweite Nacht und den zweiten Tag nicht heimkehrte, als ſeine Freunde ihn gleichfalls vermißten und aufzuſuchen kamen, als niemand von allen wußte, wo er ſein könnte, ſtieg eine bange Ahnung in Lang auf — er war entweder geflohen oder doch noch von der Polizei entdeckt und heimlich feſtgenommen worden. Und dieſe Befürchtung durfte er nicht einmal ausſprechen, wenn er ſich nicht ſelbſt in Verdacht und wegen ſeiner Mitwiſſenſchaft in Gefahr bringen wollte!

Selbſt gegen Marie, die ihre Angſt und ihren Schmerz nicht länger zu verbergen vermochte und ihrem Vater geſtand, daß ſie ſich mit Wilhelm Kraus im geheimen verſprochen, durfte er ſeine Befürch-

Digitized by Google

tung nicht erwähnen. Ein doppeltes Intereſſe knüpfte ihn jetzt an den Verſchollenen.

Vergebens bemühte er ſich, von den Polizeiofficianten unter der Hand irgendeine Aufklärung zu erhalten. Er machte endlich von Wilhelm's Verſchwinden Anzeige und ward ſogar in ſeiner Vermuthung irre, als er bemerkte, daß auch die Polizei ſich Mühe gab, den Verſchwundenen aufzufinden. Die ganze Stadt ſprach davon.

Lang hatte an Wilhelm's Aeltern geſchrieben — vielleicht war er zu denen gereiſt. Sie ſchrieben beſtürzt zurück, daß ſie nicht wüßten, wo er ſei, und wenige Tage darauf kam ſein Vater ſelbſt, um Nachforſchungen anzuſtellen.

Eine Flucht war nicht zu vermuthen, nichts deutete darauf; er hatte nicht einmal ſein Geld mitgenommen. Man ſprach von Selbſtmord, aber nicht der geringſte Grund, kein Anzeichen dazu lag vor. Er war im Gegentheil die letzten Tage vorher beſonders heiter geweſen und am letzten Nachmittage hatte Marie noch mit ihm geſprochen, ohne das geringſte Auffällige in ſeinem Weſen zu bemerken.

Es war nur ein Unglück oder ein Verbrechen oder der Fall zu vermuthen, den Lang befürchtete, an den niemand freilich zu denken vermochte — daß die geheime Polizei ihn in aller Stille aufgehoben.

Gegen Wilhelm's Vater ſprach Lang dieſe Befürchtung aus, indem er ihm alles mittheilte. Sie reiſten zuſammen nach Kaſſel, vielleicht gelang es ihnen dort, die Spur des Verſchwundenen zu entdecken. Tagelange Bemühungen und die ſorgfältigſten Nachforſchungen blieben ohne Erfolg.

Lang ſelbſt gewann wieder den Gedanken an ein Unglück oder Verbrechen, aber auch in dieſer Beziehung war die Polizei bereits thätig geweſen, ohne das Geringſte zu entdecken. Aufrufe in öffentlichen Blättern blieben ohne Erfolg.

Dieſes plötzliche, unerklärbare Verſchwinden machte das größte Aufſehen und ſetzte die Stadt wieder in eine gewiſſe Aufregung, die ſich ſteigerte, je mehr vergebliche Bemühungen zur Auffindung des Entſchwundenen gemacht wurden.

Es blieb ein Räthſel. Aber auch dieſen Vorfall fing man an zu vergeſſen, als Wochen und Monden vergingen, ohne daß man von dem Entſchwundenen das Geringſte erfuhr.

Wilhelm Kraus befand ſich aber in der That in Kaſſel — als Gefangener — —

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. Warmann.

I.

Lebendigbegrabenſein! — —

Ein Schreckbild der Menſchheit, das immer und immer wieder vor unſere ſchaudernd erregten Sinne tritt!

Aber der Starrkrampf kann niemals die Symptome des Scheintods tragen.

Ein Menſch, der im Starrkrampf liegt, zeigt folgende Symptome:

Eine anhaltende Zuſammenziehung der vom Krampf befallenen Muskeln, vorzugsweiſe der Kau- und Schlundmuskeln, wodurch die Kinnladen ſo gegeneinander gedrückt werden, daß es unmöglich iſt, ſie mit Gewalt zu öffnen — Kinnbackenkrampf, Trismus —; dann der Nacken- und Rückenmuskeln, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wird und wie eingekeilt zwiſchen den Schultern ſitzt, nicht rechts noch links zu drehen iſt. In gleich ſtarrer Streckung liegen die Arme und folgen dem Zuge der Muskeln zu Drehungen nach innen oder außen, die man mit aller Anſtrengung nicht willkürlich zu machen im Stande iſt. Einigemal fand ich bei Kindern die Arme in der heftigſten Contraction der Beugemuskeln. Der Krampf kann den ganzen Rumpf befallen, ſeltener ergreift er zugleich die Unterextremitäten. Jeder Verſuch, den Kranken zu rücken, zu heben, die ſtarren Muskeln etwa durch Druck oder Zug oder Streichen zum Nachgeben zu bewegen, vermehrt den Krampf, veranlaßt Convulſionen und ruft heftige Schmerzen hervor, die man aus der Mimik des Patienten herausleſen kann oder die er mit Wimmern oder unverſtändlichen Lauten kund gibt. Von Zeit zu Zeit zuckt der Körper wie von elektriſchen Schlägen getroffen zuſammen. Die Energieen der höhern Sinnesnerven beweiſen eine hohe Reizbarkeit auf geringe ſie treffende Reize — das Bewußtſein iſt ungetrübt. Es treten wol Nachläſſe des Krampfes periodiſch ein, aber in zitternden Bewegungen beharren die Muskeln. Verſuche, dem Patienten Getränk einzuflößen, erweiſen das Unvermögen zu ſchlingen und rufen Convulſionen, Steigerung der Zufälle hervor; die Athemsfunctionen werden unter dem Krampf der Bruſtmuskeln in höchſtem Grade beeinträchtigt, der Kranke ringt mit der Gefahr zu erſticken. Sein Geſicht mit dem tetaniſchen Ausdruck, mit den ſtarrenden oder rollenden oder ſchielenden

Augen, mit dem elektriſchen Zucken der Muskelfibern iſt charakteriſtiſch genug, um keine Verwechſelung des Starrkrampfes mit ihm in andern Punkten ähnlichen Krampfzuſtänden oder Krankheiten zuzulaſſen. Herzſchläge und Pulſe fliegen während der Dauer der wie ſchon geſagt mit Remiſſionen (Nachläſſen) wechſelnden Paroxysmen, die Hauttemperatur iſt in ſolchen vermindert und kühler Schweiß bedeckt den ganzen Körper. Der Tod erfolgt unter der Dauer der höchſten Intenſivität aller vorgenannten Symptome entweder jählings unter raſch aufeinander folgenden Convulſionsſtößen ſuffocatoriſch (Erſtickung) oder in zwei bis vier Tagen durch eine der höchſten Ueberreizung nothwendig folgende Erſchöpfung aller Reizbarkeit, Lähmung des Nervenlebens in ſeinen Centralorganen.

Alſo alles zuſammengefaßt ſtellt der Starrkrampf einen höchſt geſteigerten ſchmerzhaften Erregungszuſtand des geſammten ſenſiblen Nervenſyſtems dar, der nicht das Bewußtſein, aber den Willenseinfluß faſt aufhebt und das Centralorgan der motoriſchen Nerven zwingt, die Muskeln in Einer Richtung aufs äußerſte anzuſpannen, vornehmlich diejenigen Gruppen, welche die erſte und nothwendigſte aller Lebensthätigkeiten, das Athmen, bewerkſtelligen helfen.

Kein Zug aus dieſem Bilde entſpricht der *populären* Vorſtellung vom Starrkrampf! Jene angeblich beobachteten, für Starrkrampf gehaltenen Fälle, in denen da und dort ein Menſch in todesähnlicher Starrheit und Ruhe, eiskalt, bewußt- und gefühllos auch gegen die angewandten heftigen Reizmittel, mit hippokratiſchem Geſicht gelegen haben, von dem Arzt für wirklich todt erklärt worden ſein und nach vier, ſelbſt acht Tagen, die man ihn aus Vorſicht noch habe im offenen Sarge liegen laſſen, dennoch wiedererwacht ſein ſoll, ſind nur in der Tradition des Volks fortlebende Täuſchungen. Starrkrampf iſt nicht Scheintod; dieſer Zuſtand, in dem ſich Erhängte, im Waſſer Verunglückte, vom Blitz Getroffene oder vom Kohlenoxydgas (im Kohlendampf) Vergiftete befinden können, iſt mit erſterm gar nicht zu verwechſeln, obwol man bei durch genanntes Gas Vergifteten durch ihren Kinnbackenkrampf und andere tetaniſche Zufälle an ihn erinnert wird. Hier aber iſt das Bewußtſein umnachtet und das Empfindungsvermögen in hohem Grade vermindert.

Die Urſache des Starrkrampfes iſt entweder a) eine heftige Reizung eines peripheriſchen ſenſiblen Nerven, Verletzung, Quetſchung, Zerrung eines Nerven. Während oder nach geſchehenen Operationen, Verwundungen iſt er als Wundſtarrkrampf (Tetanus traumaticus) der Schrecken der Chirurgen; oder b) eine im Rückenmark und Gehirn primäre heftige Affection, über die ſich viel pathologiſch denken, aber nicht ſagen läßt, daß wir wüßten, worin ſie beſteht. Wir ſehen nur ihre Wirkung und nennen dieſen Starrkrampf im Gegenſatz zu dem vorigen den idiopathiſchen. Dieſe idiopathiſche Form kommt vorzugsweiſe häufig vor unter den Bewohnern der tropiſchen Gegenden, unter denen die farbige Menſchenraſſe öfter als die weiße befallen wird. Man nimmt an, daß er dort die Folge atmoſphäriſcher Schädlichkeiten, des in der heißen Zone empfindlichern Wechſels der Temperaturverhältniſſe der Tageswärme und Nachtkühle iſt, daher er auch rheumatiſcher Starrkrampf genannt wird. Als Folge heftiger Erkältungen iſt er indeſſen auch in unſern Gegenden, namentlich in gebirgigen, beobachtet worden. Zwei Fälle dieſer Art ſah ich ſelbſt. In dem einen war es ein Soldat der Artillerie in Glatz, der, nach einem unvorſichtig genommenen Fußbade mit ſtarkem Schüttelfroſt und Schmerzen in den Nacken- und Wadenmuskeln in das Militärlazareth gebracht, bald nach ſeiner Aufnahme vom Kinnbackenkrampf und allgemeinem Tetanus befallen wurde und des andern Tags in der Mittagsſtunde verſchied. Der zweite Fall ereignete ſich bei einem Müllergeſellen in Niederlangenau bei Habelſchwerdt, der, an einem Sonntag in der Nacht aus einer entlegenen Schenke heimgekehrt, es vorgezogen hatte, ſich ſein Nachtlager auf feuchtem Raſen in dem Garten der Mühle zu ſuchen und nach einem feſten Schlafe in der vierten Morgenſtunde mit Froſt erwachte, durch Gliederſchmerzen verhindert wurde, ſich aufrecht zu erhalten und, in der Mühle angelangt, ſofort zu Bett gebracht werden mußte. Ich ſah ihn etwa um die zehnte Stunde. Man hatte ihm kurz vorher Thee gereicht, den er nicht hinunterzuſchlingen vermochte — er klagte über Halsſchmerzen und ziehende Schmerzen in den Kinnbackenmuskeln, konnte den Kopf nicht wenden und überhaupt keine Bewegung ohne Aufſchreien ausführen. In der Mittagsſtunde lag er im vollkommenſten Trismus und Tetanus. Am Abend — Nachlaß, nur ein convulſiviſches Zittern des ganzen Körpers dauert fort. In der Nacht ein wenig Schlaf. Beim Erwachen beginnt das Zittern wieder. Am frühen Morgen wieder zu ihm gerufen, erzählt

man mir, er habe nach Getränk verlangt, aber bei dem Versuch zu schlingen habe er heftig würgen und husten müssen; darauf sei der Krampf eingetreten, in welchem ich ihn am Tage vorher fand. Er hielt mit geringen Pausen des Nachlasses bis zum Abend an. Der Kranke verweigerte von jetzt ab, irgendetwas zu sich zu nehmen und schöpfte schweren Athem; ein leichter Druck, auf die Muskeln der Füße ausgeübt, rief Zuckungen durch den ganzen Körper hervor. Am dritten Tage kein Krampf, aber große Erschöpfung, Zunahme der Athemnoth. Die Muskeln erschienen nachgiebig, der Patient wagte indeß keine Bewegung, er verrieth Angst, sowie man ihn zu berühren suchte. In der Nacht erreichte die Athemnoth den höchsten Grad. Er starb in meinem Beisein gegen Morgen, indem er eine letzte tiefe Inspiration machte, der ein heftiger convulsivischer Stoß folgte.

Wir wollen in diesen Blättern eine noch genauere Schilderung des besonders in der Kinderwelt häufig vorkommenden Starrkrampfs geben und dann von einem Gegenmittel sprechen. Es empfiehlt uns mit aller Zuversicht eine Mittheilung im „Ausland" das lebensgefährlichste Gift gegen den lebensgefährlichsten Zufall als ein neues, erwiesenes und wissenschaftlich bewährtes Heilmittel: das Pfeilgift der Indianer. Sehen wir zu, mit welchem Grunde.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Oesterreichs Aristokratie und die Muse.

Wiener Briefe.

I.

— — Mein Freund, welch ein Thema haben Sie mir gestellt! — —

Die Muse, die in Oesterreich ohnehin zu jenen Genien des Lebens gehört, die von ganz eigenthümlich märchenhaften Nebeln umschleiert ist — sie noch vollends in ihrer Stellung — zum „Salon"? Zur „Antichambre"? Zum „Boudoir"? Nein, sogar zum „Atelier"!

Sehen Sie, für die Falle, die Sie mir stellen, straf' ich Sie sogleich mit diesen fremdländischen Worten, die Sie beim Potsdamer Verein für die Reinheit der Sprache in Verruf bringen werden.

Die österreichische Aristokratie und die Muse!

Dennoch, hör' ich Sie erwidern, können Sie Bilder alter Zeiten nicht vom Auge bannen. Sie denken an die Zeiten der Fanny Arnstein und ihrer Tochter Henriette Pereira! Das war haute finance, mein Bester, geadeltes Börsenglück — Sie haben aber recht — die Muse führte dort manchen Hochgeborenen ein. Dort sah ich Joseph von Hammer-Purgstall, dem Metternich, der so gern alles wissen und können mochte, nie vergab, daß er türkisch sprach, was ihm versagt war — dort sah ich den „Lanzknecht" Fürsten Friedrich Schwarzenberg, noch ehe er seine Briefe an Esmeralda schrieb — und von denen ich Ihnen in Erinnerung rufen will, wie diese nur für Eingeweihte gedruckten Bändchen unter andern ein Titelkupfer hatten, auf dem ein auf ungarischer Heide in einsamer Oede — am Galgen Hängender abgebildet war. Sonderbarer Geschmack eines fürstlichen Touristen! Wie oft mußt' ich dieser Bleistiftzeichnung aus dem Reiseportefeuille des liebenswürdigen, geistvollen, aber in seinen politischen Ueberzeugungen ganz vortrefflich jetzt nach Gaeta passenden „Lanzknechts" gedenken bei den spätern schmerzlichen Schicksalen, die über die ungarische Heide und nicht über Csikos, nicht über Zigeuner und Pferdediebe heraufbrechen sollten! Dies melancholische Titelkupfer! Wissen Sie, welche Gestalt mich in Rom vor zwei Jahren so gerührt hat? Ein Sohn jenes Grafen Leiningen, der an einem solchen ungarischen Galgen endete — der Sohn jenes „Hochverräthers" war in den geistlichen Stand getreten, Benedictiner geworden, sah weihevoll, schlank, edel in seiner ganzen Haltung aus — vielleicht dichtet er wie auch Ihr Bonaventura, und da wäre denn — die heilige Muse vertreten. Erschöpfen wir die düstern Bilder! Bei Pereira war es, wo jener Graf Mailáth uns oft begegnete, der im Starenbergersee bei München mit seiner Tochter den Tod suchte, weil es — noch keine Schillerstiftung gab. János Mailáth war klein, sah etwas kümmerlich aus, war nicht eben sauber wie „aus dem Ei geschält" und legte sich dennoch darauf, mit Graf Szapáry zu wetteifern und schöne Frauen magnetisiren zu wollen. János Mailáth war einst reich und das grausame Geschick äffte ihn noch, als er alles verloren, durch — ein kolossales Gedächtniß. Muß man einst glücklich gewesen sein und dann nichts vergessen können! Mailáth konnte Gedichte nach zweimaligem Lesen von vorn und rückwärts auswendig. Ein Kartenspiel nach einmaligem Auflegen wußte er nach der Reihe zu nennen. Er wußte im Koran und Talmud, in der spanischen, englischen, ungarischen Sprache, überall Bescheid. Nur eine Schwäche Mailáth's war es, nach Calembourgs zu haschen, eine Jagd nach Witzen, Wortspielen, Synonymen anzustellen. Mit welchen Quincaillerieen handelt man nicht im — „Salon"! Bei einer vortrefflichen musikalischen Production, wo Mailáth in einer Fensterecke bewundernd zu lauschen schien, kam er eilig auf mich zu und sagte: „Welcher Buchstabe ist als Stabsoffizier eine Insel im Atlan-

Digitized by Google

tiſchen Ocean? Composé pour vous!“ Der Witz löſte ſich nach langem Sinnen auf in — Major=ka.

Mein Freund! Glücklich das Zeitalter, dem es vergönnt iſt, die Muſen zu beſchützen. So glücklich iſt Oeſterreich oder die Geſellſchaft, die den eigentlichen Kern des Kaiſerſtaats bildet, ſchon ſeit lange nicht mehr. Unbillig wäre die Behauptung, daß dies Nicht=Können im Nicht=Wollen oder im mangelnden Intereſſe ſeinen Grund hätte. Nein, im Gegentheil! Oeſterreichs Ariſtokratie war von jeher kunſtliebend. Das documentiren die meiſt werthvollen Gemäldeſammlungen, die faſt jedes Schloß aufzuweiſen hat. Aber ſelbſt der beſte Wille ſcheitert an der Ungunſt der Zeiten. Die Muſen fordern zu ihrem Gedeihen einen goldenen Boden; ſie fordern Ruhe, ſie können den Sturm der Leidenſchaften nicht überwinden.

Wien iſt allerdings der große Sammelplatz der großen öſterreichiſchen Länderverbindung, aber das Wien von jetzt hat die alte Farbe und ſeine ſonſt für ſtereotyp geltende Phyſiognomie verloren. Manche Bruſt athmet noch hoch und edel auf, wenn ſie Wiens Baſtionen im Rücken hat. Den alten wiener Geiſt halten einzelne vielleicht noch am eheſten außerhalb Wiens feſt; innerlich gleicht es — einem früher höchſt glücklich geweſenen Gourmand, einem Kenner der Tafel, wie der ſchwungvolle Dichter der „Todtenkränze“, Baron von Zedlitz war — der aber den Appetit verloren hat und in dem Maße jetzt darüber ſich erbittert, wie er früher die Freuden des Lebens genoß.

Wenn man die Namen der höchſten Ariſtokratie Oeſterreichs Revue paſſiren läßt, ſo findet ſich ein rühmenswerthes Intereſſe derſelben an allem, was ſeinem Namen, ſeinem Stande Ehre macht, und vor allem an den Schöpfungen des Genius. Muſik liebt man faſt durchgängig, wennſchon die Zeiten vorüber ſind, wo Fürſt Lobkowitz, der Vater des jetzt regierenden Fürſten Ferdinand, auf ſeinem reizend gelegenen Schloſſe Eiſenberg dem Adel der Umgegend ein Concert gab, zu welchem er die Sängerinnen aus Wien und Paris berief. Die Damen, deren Zeit gemeſſen war, fanden Relais auf jeder Poſtſtation, und dieſe ungeheuern Koſten wurden für den Genuß eines einzigen Abends beſtritten! Oeſterreichs Grenzen überſchritt wol damals kein Künſtler von einigem Ruf, dem nicht auf den vielen kleinen, aber glänzenden Sälen und Schloßtheatern der Ariſtokratie Gelegenheit wurde, Ruhm und Geld zu ernten. Wie manches Künſtlergemüth würde entzückt ſein, wäre es ihm da und dort vergönnt, nur allein die herrlichen Inſtrumente zu prüfen, die jetzt noch in ſeit lange ungeöffneten Futteralen vergeblich der Meiſterhand harren, um unter der Berührung derſelben aufzuleben! Manche reiche und fürſtliche Theatergarderobe iſt hier und da noch vorhanden, die ſich nach und nach von den durch den Adel der Umgegend ſelbſt aufgeführten dramatiſchen Vorſtellungen maſſenhaft aufſpeicherte. Ich kenne hohe Adeliche, die die beſten Muſiklehrer zum Unterricht für eine Anzahl junger Forſtbedienten halten und durch dieſelben eine ziemlich gute, wohlgeſchulte Kapelle herſtellen, die bald im Wildpark, bald auf dem Schloſſe concertirt.

Dieſe Hinneigung zur Muſik iſt noch jetzt eine allgemeine — mitten im Chaos politiſcher Wirren. Nach kaum geendetem blutigen Parteikampfe konnte ſich die Stirn Jellachich's glätten, wenn er den Tönen eines einfachen am Klavier vorgetragenen Liedes lauſchte. Die Reime eines von Wallenſtein's Urenkelin vorgetragenen Liedes konnten den Bann weich ſtimmen und der ſturmvollen Gegenwart entrücken. Daß Jellachich ſelbſt der Verfaſſer der unter ſeinem Namen gehenden Gedichte war, kann ich nicht verbürgen. Bedenkt man, wie gerade die öſterreichiſche Ariſtokratie ſeit den Stürmen der letzten politiſchen Wirren empfindlich nicht allein in materieller Beziehung leidet, ſondern wie die Leiden noch erhöht werden durch die von alters her feſtgehaltenen und tief ins Leben eingreifenden Sitten und Inſtitutionen, denen entgegenzutreten ſchwer, ja für die jetzt lebende Generation faſt unmöglich iſt, ſo wird man begreifen, daß von einem umfaſſenden Mäcenat und einem wol gar verſuchten eigenen heitern Muſendienſt in den meiſten Fällen kaum in Oeſterreich die Rede ſein kann.

Dennoch werd' ich Ihren Wunſch erfüllen und auf einige erfreuliche Erſcheinungen innerhalb dieſer Sphäre in meinem Nächſten zurückkommen.

(Der zweite Brief in nächſter Nummer.)

Die Zunahme des Luxus.

Schon oft gab es Zeiten, in denen der Luxus auf eine auffallende Weiſe überhandnahm und den Sieg über alle andern Intereſſen der Menſchheit zu gewinnen drohte.

Oft ſahen ſich ſogar die Herrſcher gezwungen, eine Kleiderordnung einzuführen; die Geiſtlichen fühlten ſich genöthigt, von den Kanzeln herab gegen eine ſolche alles erdrückende Weltlichkeit mit ernſtem und ſtrafendem Wort zu mahnen.

Eine ſolche Zeit iſt die wieder, in der wir leben und fragen müſſen: Gibt es kein edleres Ziel als Diamanten, Gold, koſtbare Stoffe und glänzende Hauseinrichtungen? In Frankreich, wo dieſe neue Richtung der leeren Aeußerlichkeit geboren wurde, ermahnen bereits die Sittenprediger von den Kanzeln herab gegen den überhandnehmenden Luxus; in Deutſchland hat ſich manche ernſte Warnungsſtimme erhoben.

Mit kirchlichen Bußmahnungen iſt es nicht allein gethan. Kirchliche Mittel machen die Sache nur zu oft noch ſchlimmer, als ſie bereits iſt, indem ſie häufig die Eitelkeit und Genußſucht in ein frömmelndes, ſcheinheiliges Gebaren umſchlagen laſſen und den Materialismus durch Falſchheit und Heuchelei erſetzen wollen.

Fragen wir uns, wie es kommt, daß ſich die

Menſchen der Genußſucht und dem Luxus ſo unbedingt in die Arme werfen und betrachten wir die Welt um uns her, ſo müſſen wir uns ſagen, ein großer Theil der Schuld liegt in der Erziehung. Die Töchter erhalten eine faſt nur äußerliche Bildung. Sie lernen kaum mehr als diejenigen Dinge, womit ſie in der Welt und der „Geſellſchaft" ſich zu behaupten im Stande ſind. Die Muſik, der Tanz, die Sprachen, alles wird erlernt — zur Erkräftigung für den ſocialen Wettkampf im Leben. Dabei wird nur zu ſehr vermieden, was den wahren Ernſt des Lebens zu ſtreng berührt; man ſpricht von Achtung vor der Wirthſchaft, von verſtändigen Hausfrauen, von Vorſteherinnen eines Hausweſens, von liebevollen Gattinnen, zärtlichen Müttern und in Wahrheit — kommen doch die Reſultate heraus, die wir täglich ſehen. Geiſt, Herz und Seele ſind verarmt. Die Luſt am Schein beherrſcht die Geſellſchaft. Selbſt die Religion, ſelbſt die Empfindung hat kokette Formen, die das innere Weſen erſetzen ſollen. Seht nur, wie ſich der Beſuch einer orthodoxen Predigt aufs bequemſte vereinigt mit der glänzenden Abendgeſellſchaft! Dort ein neues Kleid für den Altar des Herrn, hier für den Ball ein neuer Kopfputz — „weil alle Welt ja den kennt, den ich vor acht Tagen anhatte; man wird ſagen: Wie müſſen die ſich einſchränken!" Der Gatte bringt Opfer über Opfer — um den Ruf ſeiner Exiſtenz zu erhalten. Der Luxus erfordert Summen über Summen. Um ſie herbeizuſchaffen, muß der Mann zu allem bereit ſein; um nur immer Geld zu verdienen, darf ihm kein Geſchäft zu bedenklich erſcheinen. Einen Edelſten der Menſchen — einen Advocaten — ſahen wir ſeinen Ruf verlieren, weil die Gefallſucht ſeiner Frau einen Aufwand machte, der ihn zwang, jeden Proceß anzunehmen. Ein Arzt, deſſen Praxis nicht gleichen Schritt mit ſeinen Bedürfniſſen hielt, ſpeculirte an der Börſe und verlor alles — ſelbſt das Vertrauen auf ſeine Kenntniſſe. Wer zählt die zerrütteten Verhältniſſe, die alle ſchon dem zunehmenden Luxus zum Opfer gefallen ſind! Staatsmänner, Erzieher, Philoſophen, an euch ergeht die ernſteſte Mahnung!

Es lebt in den deutſchen Frauen immer noch ein reiner Kern. Eine Frau ziert nichts mehr als edle Einfachheit. Sie iſt das Beiſpiel für ihre Kinder. Bildet euere Söhne zu tüchtigen, freien und ſtarken Männern! Bildet den Geiſt euerer Töchter, ihr Herz! Schließt ihnen das Leben in ſeinem Ernſt, auch die Zeit in ihren höhern Fragen auf! Erzieht der Welt ein für das Schöne, Gute, Gerechte, Wahre, Freie parteinehmendes Geſchlecht und der Sinn für den Luxus wird ſich bald verlieren! Luxus füllt nur die Leere des Innern aus. Ebendarum, weil Frankreich ſeine Freiheit verloren hat, iſt uns von dort dieſer neue Fanatismus für Pracht und Luxus gekommen.

Wahrnehmungen.

Ein ganz wunderbar latenter Zuſtand iſt die der älterlichen Strenge zu Grunde liegende älterliche Liebe.

* *

Klatſchſucht iſt oft ein ganz achtbarer und liebenswürdiger Mittheilungsdrang, dem leider nur zufällig der Stoff fehlt.

* *

Willſt du Menſchen zum innigſten Umgang in Liebe und Freundſchaft befähigen, ſo erziehe ſie — zur Großmuth! Unerträglich ſind die Menſchen dann, wenn ſie jeden kleinen Schein von Recht gehabt haben mit nicht endenden Worten und Scenen ausbeuten.

Schwindel u. Comp.

Von J. G. Fiſcher.

Du früchtereicher Müßiggang,
Zu dem die Zeit die Köpfe zwang!
Wie leicht iſt's, dir ſich anbequemen
Und — „unternehmen! unternehmen!"
Es gehn in immer flottern Gleiſen
Gewerb' und Wohlfahrt ihren Zug,
Denn ſtatt der Hände ſchafft das Eiſen
Und der „Papiere" kühner Flug.
Geld! Geld! Du Papſt der Schacherſeelen,
Dir kann der Zukunft Reich nicht fehlen!
Man ſetzt und man gewinnt verſchmitzt
Mit dem ſelbſt, was man nicht beſitzt.
„Geſchäfte machen" — leicht Geſchäft,
Nimmt man das Meſſer nur am Heft.
Und Banken — Mode aller Moden,
Sie ſchießen üppig aus dem Boden
Wie Spuren hinter des Teufels Schwanz
Und Pfifferling' nach dem Herentanz!
Du überlebte Zeit von Eiſen,
Fahr' hin, wir machen Erholungsreiſen!
Haben den Ruhm noch obendrein,
Die Fauſte unſ'rer Zeit zu ſein,
Die nach des Geiſtes Rieſenkämpfen
Im Genuß des Buſens Glut verdämpfen.
„Komm'!" ruft der Don Juan der Zeit
Die ſchmeichelnd leichte Gelegenheit,
„Daß du am lachenden Tag verlernſt
Den unfruchtbaren dunkeln Ernſt!"
Vogue la galère! Nun hänge dich an,
Laß dir den Wurm des Grübelns nehmen,
Lern' dich ſchicken und anbequemen
Und laß dir wachſen den Weisheitszahn
Für des Genuſſes ſüße Trauben! — —
Zum Teufel mit dem alten Glauben,
Daß nur den ausgemachten Mann
Fürs Leben man gebrauchen kann!

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politiſche Randgloſſen. Von Karl Gutzkow. I. II. — Berliner Briefe. I. — Milde Stiftungen. — Muſik. — Briefwechſel.

Politiſche Randgloſſen.

I.

Als Grund, weshalb ſich Napoleon III. entſchloſſen haben ſoll, einen annähernden Verſuch zur Wiedereinführung parlamentariſcher Freiheiten in Frankreich zu machen, wird auch die kirchliche Frage genannt.

Wir glauben, entweder mit Unrecht oder, falls dies in der That die Abſicht des großmüthigen Theilgebers ſeiner in Frankreich ſo wenig angefochtenen Gewalten geweſen ſein ſollte, mit verfehlter Berechnung.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß Napoleon III. ſeinen alten Carbonaroſchwur nicht vergeſſen hat. Schon von ſeinem Onkel ſagte man, daß ſein wahrer Genius die glücklichere Verwirklichung der Gedanken Robespierre's war. Auch der jetzige Kaiſer der Franzoſen hat ein gut Theil vom Jakobiner; man wird nicht umſonſt acht Jahre in eine einſame Feſtung eingeſperrt und hat nicht umſonſt den Ehrgeiz, als Schriftſteller neue Gedanken zu haben oder alte neu begründen zu können.

Das Papſtthum abzuſchaffen, iſt ein Familiengeſetz der Bonaparte. Für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, für den Italiener beinahe keinen Heiligen. Der Legitimismus in Frankreich ſcheint noch nicht überwunden zu ſein und ſein Bundesgenoſſe iſt die römiſche Hierarchie. Offen den Papſt ſeiner Würde zu entkleiden, iſt gewagt; Napoleon III. erdrückt ihn durch Zärtlichkeiten. Für dieſen geheimſten Gedankengang in des ſchweigſamen gekrönten Jakobiners Seele ſpricht die große Abneigung des Papſtes gegen all dieſe Zärtlichkeiten und die Spannung des Kaiſers mit ſeiner Gemahlin.

Sollte der Kaiſer wirklich glauben, für dieſen ſchönen, großen, der Unſterblichkeit würdigen Gedanken (den Gedanken, beweiſen zu wollen, daß die katholiſche Kirche ohne einen Statthalter Chriſti beſtehen kann) Organe der Ausführung oder auch nur Organe der Zuſtimmung in ſeiner Legislative zu finden, ſo dürfte er ſich leider irren. Schon Schiller's bekanntes Wort läßt das Beſte vom einzelnen, nichts vom Plenum erwarten. Zu einer Unterſtützung antipapiſtiſcher Regierungshandlungen würde in Frankreich eine Geſetzgebung nöthig ſein, die, wie der Convent, aus der Revolution in ihren dictatoriſchen Nothwendigkeiten oder aus den noch mit erſter Schwärmerei ergriffenen Theorieen Rouſſeau's und Raynal's entſtanden wäre. Wenn die gegenwärtige franzöſiſche Legislative nicht durchgängig aus Bedienten der Tuilerien beſteht, ſo iſt ihre Unterſtützung dieſer geheimſten Gedanken des in welthiſtoriſchen Anſchauungen ziemlich vorgeſchrittenen Kaiſers unmöglich.

Gewiſſe große Gedanken werden immer nur erfüllt werden, wenn die Initiative einem einzelnen überlaſſen bleibt. Es iſt eine traurige, aber unwiderlegliche Wahrheit, daß in großen Kriſen die Discuſſion ſchwächt. Frankreich beſaß unter Ludwig Philipp die Discuſſion in weiteſter Ausdehnung und ging zurück. Wir können und wir müſſen als Deutſche die gegenwärtige politiſche Stellung Frankreichs verwerfen, aber der Franzoſe kann immerhin mit ihr zufrieden ſein. Was ſie geworden, wurde ſie durch die Zertrümmerung der Tribüne.

Läßt Napoleon III. die Franzoſen wieder discutiren und ſprechen, ſo bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünſcht. Sind es nicht ſämmtlich Laguéronnières, die in Livreen, vom Luxus, von den Vergnügungen und Beſtechungen des Kaiſerreichs gewonnen, vor ihm ſitzen, ſo wird die Freiheit des Urtheils gewiſſe gefahrloſe Stellen ſuchen, wo ſie ſich unerſchrocken ergehen kann. Das wird dann auf alle Fälle der Glaube der Väter und nicht unmöglich der Zauber des Ewigen Rom ſein. Montalembert und Veuillot werden erſtaunen über die Bundesgenoſſen, die ihnen in dieſer Frage die Hand reichen. Der Widerſpruch, der langangeſammelte Groll gegen den Zweiten December kommt endlich da irgendwie zu Worte. Die Kaiſerin wird die Genugthuung haben, daß die Frauen und die Töchter der liberalſten Deputirten ebenſo denken wie ſie — der wichtigſte Mann in Athen war des Themiſtokles kleiner Sohn; wenigſtens ſagte Themiſtokles: „Ich regiere Athen, mich regiert meine Frau und die wieder regiert unſer Söhnchen!“ Frankreich ſteht in Religionsſachen unter dem Einfluß der Familie und die franzöſiſche Familie iſt ungebildet und bigot.

Sollte der brütende Lucubrant vom Schloſſe Ham nicht längſt dieſe Witterung haben und vollkommen wiſſen, wie weit er ſelbſt, der alte Carbonaro von 1831, der Bildung ſeines Volks voraus iſt? Gewiß! Steigen ihm zu viel der ſchönen Phraſen und bunten Blaſen aus dem kochenden parlamentariſchen Topfe, mit dem er's jetzt einmal verſuchen will, ſo rückt er ihn gewiß vom Feuer wieder ab. Und wie die Weltbegebenheiten ſich im ganzen und großen anlaſſen, würden wir auch fürs erſte darin gar kein Unglück finden.

II.

Venedig verkaufen?

Die Wiener Zeitung hat vielleicht zwiſchen „Verkauf“ und „Uebernahme eines äquivalenten Theils

der Nationalschuld" unterschieden. Die Gerüchte erneuern sich.

Und in der That doch besser, als mit dem Frühjahr von Caprera aus einen Entscheidungskampf beginnen sehen, dessen Folgen ganz Europa erschüttern, die Niederlage Oesterreichs zu einer Schmach für Deutschland, Oesterreichs Sieg aber zur Gefahr — der Freiheiten Europas machen würden.

Vor dem Mann auf Caprera, dem Liebling der Epoche, dem Musterbild der Ausdauer im Unglück, der edeln Mäßigung im Glück, vor dem ritterlichen Volkshelden, der einem Könige huldigen kann, wenn im Königsnamen die Abkürzungen des Streits, die Bürgschaften einer raschern Einigung liegen, vor Garibaldi sind in diesem Augenblick die Karten des Adriatischen Meers und der Alpen ausgebreitet. Funfzigtausend Mann werden die Uniform Sardiniens wieder aus-, die rothe Bluse der Freischaren wieder anziehen; 200000 rücken ihnen nach und der Kampf entbrennt zur See, zu Lande, in den Scheren der Lagunen, an den Buchten Dalmatiens. Die Fackel der Empörung schleudert ein Angriff, der um die Rechtlichkeit der Mittel nicht in Verlegenheit sein wird, in jene lockere Südslawenwelt, in Völker und Gegenden, wo die Lust am Aufstand die staatliche Regel, die Ruhe nur ihre Ausnahme ist. Die Welschtiroler lockt der gemeinschaftliche Sprachenreiz; konnten ihm doch selbst die Republikaner Tessins, die freien Schweizer, nicht widerstehen! Deutschland, das frankfurter Bundestags-Deutschland, besitzt seine Grenzmark-Zeichen von den kahlen Alpen herab in die Karte Italiens hinein so seltsam verzackt und verlaufen; wer bürgt für jedes Pünktchen, das die auf den Felsenpfaden um den Gardasee hinaufgewundenen Kanonen, die Rosse und die Bersaglieri vermeiden sollen? Deutschland wird den Krieg haben, den Krieg gegen eine Volkserhebung, die wir bewundern und lieben.

Wohl ein schöner Theil Italiens, der vor uns ausgebreitet liegt! Venedig, die stolze Lagunenstadt mit ihren Wunderbauten, mit dem Mastenwald ihres Hafens, mit ihren Befestigungen, die Millionen verschlungen haben! Die Brenta mit ihren palastbesäeten freundlichen Ufern! Padua, der Sitz der Wissenschaften; Vicenza, das marmorreiche, ein einziges Denkmal Palladio's die ganze von dem großen, dort geborenen Baumeister geschmückte Stadt; Verona, das sagenreiche, ein trotziges Bollwerk, das nur den Nachkommen Dietrich's von Bern gehören zu müssen scheint, Verona, von dessen Zinnen herab der Blick in die fruchtbaren Ufer der Etsch bis zu den Krümmungen des Po hinabschweift, zur rechten den Gardasee bestreift, Verona, das den Anfang einer Gruppe von Befestigungen bildet, die nach unbegreiflichem Rathschluß des Schicksals in Villafranca vollständig vergessen gewesen schien.

Aber ebenso wie dieser Besitz das Hochgefühl des Deutschen schwellen darf, erregt er das fanatische Verlangen des Italieners, der Einheit und Auferstehung seines Vaterlandes diese vollste Blüte heroischen Lebens nicht entzogen zu sehen. Die Bewohner dieses üppigen, von der Natur gesegneten, hochgebildeten Strichs zwischen Meer und Alpen tragen jene Ideen, die jetzt in Italien den Sieg errungen haben, seit Decennien lebendiger in der Brust als irgendein anderer Bevölkerungstheil auf der Halbinsel.

Spielt das Geld in den großen Begebenheiten der Geschichte eine so unwürdige Rolle, daß selbst eine Abtretung gegen Uebernahme eines Theils der Nationalschuld kein Wort wäre, das im Rath der Cabinete, auf einem Congreß, gehört werden könnte? Dann stünden die Staaten wirklich wie im Mittelalter auf dem Standpunkte des Duells. Im Duell verlangt der Begriff der Ehre, daß selbst der Beleidigte zur verletzten Ehre noch sein Leben möglicherweise hinzuverlieren kann. Was im Leben des einzelnen tragisch und schön wirken mag, ist es nicht immer im Leben der Völker; die Lehre der Neuzeit verwirft die feudalromantischen Standpunkte und bringt nicht mehr Dynastieen, sondern Nationen in Constiete, nicht Standesvorurtheile, sondern Wohlfahrtsexistenzen der Menschheit. Wo ist in Oesterreich die allgemein verbreitete Gesinnung, die Gut und Blut an die Nothwendigkeit der Erhaltung Venetiens setzen möchte? Sie ist nicht einmal in Wien vorhanden, geschweige in den entferntern Theilen der Monarchie. Länderverkauf gegen den Willen der Betheiligten, wie Franz I., um sich aus Karl's V. Gefangenschaft loszukaufen, Burgund hingab, wie Dänemark zur Zeit Napoleon's Norwegen an Schweden abtrat, rief Burgund und Norwegen, um eine solche Preisgebung zu hintertreiben, in Waffen; anders aber, wo der Verkauf die Wünsche der Verkauften erfüllt. Ströme Blutes sind der Menschheit erspart worden durch den Kauf und Verkauf der Völker in Asien und Amerika. Die Engländer machten sich in Madras zu scheinbaren Vasallen des großen Moguls, indem sie vorzogen, sich lieber die Länder zu erkaufen, als sie mit den höchsten Anstrengungen zu erobern. Louisiana und Florida standen zur Zeit der Erhebung Nordamerikas zur jungen amerikanischen Republik im Zustand derselben Halbheit; sie gehörten Frankreich und Spanien, aber ihre ganze Sehnsucht war auf die Theilnahme an der unter dem Sternenbanner sich scharenden Union gerichtet. Ein Held, ein Napoleon verkaufte 1803 Louisiana. Spanien verkaufte 1819 Florida. Der Stolz Spaniens auf seine Besitzungen jenseit des Oceans war von je so groß wie nur irgend der des Hauses Habsburg auf seine Erb- und Kronlande sein kann. Die Republiken Südamerikas gestalteten sich durch die Entscheidung der Waffen; aber Cuba, das sich noch in den Händen der Spanier befindet, wird ohne Zweifel binnen kurzem von ihnen freigegeben werden — gegen eine Entschädigung an Geld. Die Macht der Ideen ist jetzt stärker als dynastische Romantik.

Es ist erhebend, in unsern Geschichtsbüchern zu lesen, wie die deutschen Reichsstände 1395 Kaiser

Wenzel absetzten, weil er die Lombardei an die Visconti von Mailand verkaufte. Die Lombardei war 1395 eine Waare, die dem gehörte, der die eiserne Faust darauf hielt. Das Halten der Völker mit eiserner Faust hat aber unser Jahrhundert herzlich satt bekommen und nicht nur um derentwillen, die zunächst von den mächtigen Fingern einer solchen eisernen Faust ergriffen werden, sondern auch um jener übrigen Glieder willen, die noch zur eisernen Faust hinzugehören und den krampfhaften Druck mit nachfühlen — bis in ihr innerstes Lebensmark.

Man erwidert: Das ist Idealpolitik! Die Erfahrung lehrt, daß alles, was heute Idealpolitik genannt wird, in zehn Jahren die Politik der Nothwendigkeit ist. **Karl Gutzkow.**

Berliner Briefe.

I.

— — Die Geselligkeit beginnt erst im Januar. Wir hatten einen allerliebsten kleinen Ball beim englischen Gesandten und den ersten Empfang beim türkischen, der bekanntlich ein Grieche ist, Aristarchi-Bei, Schwiegersohn des jetzt „zehn Meilen von Madrid über die neue Militärverfassung nachdenkenden" Generals von Bonin, eines Ehrenmanns. Die Hohe Pforte ist in der That so ausgezeichnet repräsentirt, daß wir kaum für möglich halten, wie die Vorfälle im Libanon auf Wahrheit beruhen können. Die Türkei ist in dieser Repräsentation das Land der Bildung, der feinsten Geselligkeit, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Ich möchte, Sie sähen die reizende Einrichtung! Diese schwellenden Divans, diese traulichen Rauchzimmer mit den orientalischen Apparaten gemüthlichsinnigen Rauchconsums! Beamte, Diplomaten, Künstler, Gelehrte — ein buntes Durcheinander, von dem vielleicht nicht einer ein Wort türkisch verstand; nur der, der es vielleicht in unserer Societät versteht, der russische Gesandte, — fehlte. Die persönliche Liebenswürdigkeit des jungen Ehepaars löst die Orientalische Frage auf die anmuthigste Weise. Man bewunderte allgemein ein Geschenk des Königs von Schweden, das eine Gastgabe für die Begrüßung des Königs bei seiner vorjährigen Thronbesteigung, vielleicht auch eine Anerkennung für die Vermittelung der Zuvorkommenheiten ist, mit denen ein schwedischer Prinz gegenwärtig auf seinen Reisen im Orient empfangen wird. Eine acht Fuß hohe Säule von Porphyr mit einer antiken Vase von gleichem Gestein, doch so, daß Sockel, Säule und Vase aus drei verschiedenen Gattungen bestehen.

Das Gespräch konnte natürlich keinen andern Gegenstand betreffen als unsern traurigen Staatsgewalten-Skandal, Schwarck contra Stieber; Stieber contra Simons; Zedlitz, Körner und das in seiner Würde durch Anhörenmüssen dieser Catilinarischen Reden beleidigte Kammergericht im Hintergrund als bedeutungsvolle Nebenfiguren. Ihr zuweilen von Ihnen verwöhnter Freund führte den Ausdruck: „Die Sünde der halben That", so oft im Munde, daß eine Dame, angeregt von türkischen Anschauungen, sich äußerte: „Sie wollen die Leute in Säcke nähen und ohne weiteres einige hundert Personen hier in den Bosporus werfen, wo er am tiefsten ist?" „Bitte", fiel Professor von R. ein, „in den Rummelsburger See, wo die Eichhoff'schen Enthüllungen über die Pensionserrungenschaften der Schutzmänner spuken, wie weiland im Boden- oder Wodansee die alten Götzen spukten, die der heilige Gallus hineingeworfen!..." „Gift und Galle", fiel eine Ihnen bekannte ultra-blonde Dame ein, „haben wir genug in diesen Tagen geschluckt, halten Sie sich an das Kranzler'sche Eis!..." So brach man das unerquickliche Thema ab, um es desto heftiger auf der Heimfahrt wiederaufzunehmen.

Durch diese chaotischen Stürme sucht die Musik mit ihren sanften Accorden beruhigend hindurchzudringen. Hans von Bülow hat mit vielem Glück seinen Soiréencyklus in der Singakademie begonnen. Wir nennen es ein kühnes Unternehmen, auf zehn eigene Finger, richtiger zwei eigene Fäuste hin seine Zuhörer zwei Stunden lang zu fesseln. Doch „stolz will ich den Spanier!" Vielleicht wird, da Hans von Bülow, gleich dem Mädchen aus der Fremde, jedem eine Gabe zu bieten weiß, diesem ein Salonstück von Liszt, jenem eine Fuge von Bach — vielleicht wird, sagen wir, sein Selbstvertrauen mit Erfolg gekrönt. Wer kennt nicht die Launen des Publikums, und es scheint, Hans von Bülow hat ein Publikum, das mit dem genialen Virtuosen immer einverstanden ist.

Die Italiener sind noch en vogue, d. h. auch die singenden. Es hat etwas Tragikomisches, daß Hr. von Hülsen sich noch nie so viel Anerkennung erworben hat als durch das Engagement dieser italienischen Operngesellschaft. Für die Instandhaltung der deutschen Oper scheinen ihm alle Mittel zu fehlen. Signora Trebelli ist ein Juwel; ihre schöne, umfangreiche Altstimme, die sie ebenso natur- wie kunstgerecht ertönen läßt, übt einen stets erneuten Zauber auf die Gemüther aus. Signora Lorini ist leider durch die zu große Körperfülle für manche Rollen kaum möglich; ihre Stimmittel aber sind ganz vortrefflich. Unter den Herren, die den genannten Damen in den Stimmitteln kaum ebenbürtig sind, dürfte Galvani noch den meisten Anspruch auf Anerkennung haben. Man gab Rossini's „Mathilde von Schabran", eine alte Schabracke, die in der Erinnerung der weiland „alten Sonntags-Garde" noch fortlebt, als Henriette Sontag, Jäger, Spitzeder und Zschiesche fungirten.

Milde Stiftungen.

* Die frankfurter Mozartstiftung, vor einigen Decennien durch Musikfreunde begründet, besitzt gegenwärtig ein Vermögen von 37822 Gulden. Zu dem Segen, den sie verbreiten will, gehört vorzugsweise die Heranbildung junger Talente für die höhern Aufgaben der Musik.

Ihr erster Zögling war der jetzige Kapellmeister des Herzogs von Meiningen, J. Bott. Der gegenwärtige heißt C. J. Brambach.

* Die Schillerstiftung, mehr dem schon bewährten als aufkeimenden literarischen Rufe gewidmet, hat dem vielfach ausgesprochenen Begehren nach Oeffentlichkeit Gehör gegeben und ihren „Ersten Rechenschaftsbericht" erscheinen lassen, von dem die Zeitungen Auszüge mittheilten. Ihr Vermögen besteht in diesem Augenblick aus 70000 Thalern und 2000 Thaler sind im verflossenen Jahre an funfzehn bedrängte Schriftsteller zur Vertheilung gekommen. Bei Durchlesung dieses mit Gewissenhaftigkeit auf alle Einzelheiten der Stiftung eingehenden Berichts hat kein zartfühlendes und den Charakter einer Wohlthätigkeitsanstalt ehrendes Herz den Wunsch zu erkennen gegeben, auch diese funfzehn Personen ausdrücklich mit Namen genannt zu sehen. Die Statuten der englischen „Literaturstiftung" schreiben vor: „Namen und nähere Angaben der Lebensumstände der Unterstützten zu verschweigen, ist begreiflicherweise unerläßlich. Wie sich die gespendeten Auszeichnungen bei ihrer Ertheilung gegen Täuschungen zu sichern wissen, so werden sie auch durchaus bedacht sein, das Zartgefühl der Empfänger zu schonen. Die Verwaltungsform muß hinlänglich öffentlich sein, um eine Sicherheit zu bieten; aber auch hinlänglich geheim, um jede verletzende Oeffentlichkeit zu vermeiden." Und die französische Stiftung sagt: „Das unverbrüchlichste Stillschweigen ist über die Namen der Unterstützten aufgelegt. Jeder, der ein solches Geheimniß verletzt, unterliegt der Strafe der Ausstoßung." Darum aber, weil in Deutschland eine solche Stiftung nicht durch sofortige große Geschenke von Privatpersonen wie in England fundirt werden konnte, weil sie mit aller nur erdenklichen Umständlichkeit und Appellation an jedes nur irgend überredende Motiv ins Leben gerufen werden mußte, soll die Schillerstiftung nach einiger Leute Weisheit als nationales Institut auch darin gelten, daß ein solches Liebeswerk bei uns, den mit dickem Pelz versehenen Deutschen, alle Jahre den Schleier des Geheimnisses lüftet und die Namen der Greise, der Kranken, der Witwen verzeichnet, die bis zu 5 Thalern Unterstützung hinunter empfangen haben. Sie sollen genannt werden, damit sie zu Schiller's Geburtstag sowol zur nationalen Parade dienen können wie die Bürgschaft bieten, „daß keine Cliquen befördert werden". Zweihundert deutsche Ehrenmänner, die in zwanzig Comités sitzen, controliren die Handlungen des aus sieben Personen bestehenden Verwaltungsraths und doch will eine Stimme in München wissen, wer jene funfzehn bedrängten Schriftsteller waren. „Die Geheimhaltung der Namen wird auf die Dauer unerträglich!" ruft eine dortige Zeitung. Anders freilich kann sich die Sachlage gestalten, wenn die Schillerstiftung durch die bekannte Hochherzigkeit und den Wagemuth des Majors Serre vielleicht 200000 Thaler besitzt und sie dann die großartigere Organisation erhalten dürfte, die wir in Nr. 62 des vorigen Jahrgangs andeuteten.

* Eine sehr bedauerliche Wendung hat die als so hoffnungerweckend begrüßte Entwickelung der Altersversorgungsanstalt für Schauspieler, der berliner Perseverantia, genommen. Der zeitweilige Chef derselben, Hr. von Hülsen, hat angezeigt, daß sie sich auflösen würde. Eine Schöpfung Louis Schneider's, des bekannten Schauspielers und Schriftstellers, spätern Vorlesers Sr. Majestät des Königs von Preußen, sollte sie eine Rentenanstalt werden, in welche sich der für sein Alter oft der bittersten Entbehrung preisgegebene Schauspieler einkaufen konnte. Die reichen Geschenke, die ihr anfangs, auch von Nichtschauspielern, zuflossen, scheinen auf die Entwerfung der Statuten einen nnvortheilhaften Einfluß gehabt zu haben. Sie setzten alles in den Zufall, nichts in die Nothwendigkeit. Eine Anstalt dieser Art mußte strengere Verbindlichkeiten aufstellen, namentlich niemanden gestatten, in allzu leichter Weise aus einer Gegenseitigkeit auszutreten, auf welche die übrigen Contribuenten angewiesen waren. Die Geschenke hörten auf und der Andrang nach Herauszahlung des Eingeschossenen begann. Schließlich ist die Ursache des Untergangs dieses so nothwendigen Asyls eine bedauerlich mit dem Nichtberuf des Hrn. von Hülsen für seine artistische Stellung zusammenhängende persönliche. Einer der regsten und uneigennützigsten Beförderer der Perseverantia, der frühere Agent derselben, C. Heinrich, überwarf sich mit Hrn. von Hülsen und die Folge war eine Aufdeckung aller Schäden der Anstalt seitens des erstern, worauf die Schauspielerwelt ein Sauve qui peut! ergriff und die statutarisch zu leicht gemachte Heimzahlung der eingeschossenen Beiträge massenhaft begann.

Musik.

* Zu den eigenthümlichen Erscheinungen, die Deutschland ganz besonders angehören, darf man die Liederkränze rechnen. Wie sehr sie gepflegt werden, beweist der Bau einer großartigen Liederkranzhalle in Stuttgart. Seit zehn Jahren sammelt der dortige Liederkranz zu Errichtung eines ihm eigenthümlich angehörenden großartigen Gebäudes und hat bereits 60000 Gulden zu diesem Zweck zusammengebracht. Da dies Gebäude, umgeben von großen Gartenräumen, nicht blos zu den Gesellschaftszwecken des Liederkranzes selbst dienen wird, sondern auch zu Kunstausstellungen und ähnlichen Benutzungen verwendet werden kann, so hofft man die zur Vollendung des Ganzen noch nöthigen fernern 60000 Gulden durch Betheiligung einiger Kapitalisten gewinnen zu können. Der Stuttgarter Liederkranz hat sich seit Jahren an jedem 9. Mai eine feierliche Begehung des Todestags Schiller's durch Rede und Musikaufführung zur besondern Aufgabe gestellt.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Prag. Wie dem gemeinschaftlichen Freunde bereits geschrieben wurde, es ist uns nicht möglich, die lyrischen Ergüsse Ihrer Dichteader zu drucken. Jeder Gebildete erkennt sofort in ihnen die Wiederholungen Heine's und Geibel's.

— Herrn *** in Hamburg. Nach den Proben zu schließen, die die eingesandte Nummer des „Freischütz" von den in Holland erschienenen drei Bänden H. Heine'schen Nachlasses mittheilt, kann hier nur eine Fälschung stattgefunden haben. Diese Gedichte sind so schwach, daß sie nimmermehr aus Heine's Feder geflossen sein können. Wantee nimmt uns, wie Fr. Steinmann's Name als der des Herausgebers genannt wird. Dieser Autor hat manchen dankenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte veröffentlicht.

— An Fräulein *** zu St.-Charles in Missouri. Ihre trefflichen Schilderungen deutschen Ansiedlerlebens in Nordamerika werden jedenfalls benutzt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. **Nr. 2.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein göttinger Pereat. Von Fr. Friedrich. II. — Staceleampf nnd Pfeilgift. Von Dr. Waxmann. II. — Das Volk und die Freimaurer. Von Dr. A. H. Röbbelen. — Oeſterreichs Ariſtokratie nnd die Muſe. Wiener Briefe. II. — Zue Pflege dee Geſundheit. — Neue Gedichte. I. — Aufwärts. Von Karl Georgi. — **Neues aus der Welt.**

Ein göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

II.

An jenem Abend, als Wilhelm hatte entfliehen wollen, verrieth er ſich. Die ausgeſandten Wächter der geheimen Polizei ſtatteten Bericht über jeden ab, der in jener Nacht allein oder in irgendeiner verdächtigen Bewegung betroffen wurde. Man hatte geſehen, daß er vor dem Vorüberziehen einer Patrouille ſtutzte und ſeinen Weg änderte. Mancher andere mochte ſchon für ihn genommen und auf ſtrengſte Art inquirirt worden ſein. In aller Stille mehrten ſich die Erkennungszeichen ſeiner Perſon und ſo war er an jenem Tage, wo er zum letzten male mit Marie geſprochen hatte, ſorglos vor dem Thore ſpazieren gegangen. Dem Gedanken an die Geliebte und ſeine Zukunft hingegeben, hatte er ſich weiter von der Stadt entfernt, als ſeine Abſicht geweſen. Der Abend war hereingebrochen. Da wurde er plötzlich von drei Männern überfallen. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung hatte er ſich ihnen widerſetzt, er wurde indeß niedergeworfen, gefeſſelt und ſelbſt verhindert, um Hülfe zu rufen, da man ihm den Mund mit einem Tuche verſtopfte.

Einer der Männer, in denen er Polizeiofficianten erkannt hatte, war zur Stadt geeilt und bald darauf mit dem Wagen des Präfecten zurückgekehrt. Er wurde hineingeſchafft und mit größter Haſt nach Kaſſel gebracht. Noch ehe der Tag angebrochen, hatte er das Gefängniß bereits betreten.

Nach einigen Tagen hatte ihn ein Militärauditeur im Gefängniſſe ſelbſt verhört. Er hatte ſeine That nicht geleugnet, es würde ihm auch wenig geholfen haben.

Bei dieſem einen Verhöre war es geblieben. Keines Menſchen Stimme hatte er ſeit jener Stunde wieder vernommen. Jérôme's Zorn ſchien das Pereat! ihm zurückzurufen und an ihm ſelbſt in bitterſter Weiſe wahr machen zu wollen. Wilhelm ging von Tage zu Tage geiſtig und körperlich mehr und mehr in dem Gefängniſſe unter. In Verzweiflung hatte er oft den Entſchluß gefaßt, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Er brauchte nur den Krug, in dem ihm täglich Waſſer gebracht wurde, zu zerſchlagen und mit den Scherben deſſelben ſich die Pulsader aufzureißen, aber die Lebensluſt klammert ſich an die kleinſte Hoffnung und richtet ſich an ihr wieder auf. Noch hatte er ja keinen Urtheilsſpruch vernommen — er konnte ja bald ſeine Freiheit wieder erlangen! Hierauf hoffte er, obſchon Wochen und Monden hingingen und er keinen Urtheilsſpruch vernahm. Er hoffte von Hieronymus keine Gnade; er ſah voraus,

daß sein Zorn die härteste Strafe, welche auf seinem Vergehen stand, auswählen werde — er hatte für das leichtsinnig gerufene Wort bereits genug gebüßt, Schlimmeres konnte ihn unmöglich noch treffen.

An solchen Gedanken richtete sich sein Hoffen auf.

Fast ein Jahr nach jenem Vorfall in Göttingen war verflossen und die Zeitlage wurde immer düsterer. Napoleon rüstete seinen großen Zug nach Moskau und erließ gegen den Tugendbund die härtesten Gesetze. Jeder Verschworene sollte die strengste Ahndung gewärtigen. Namentlich sollten die Studenten wie Hochverräther bestraft werden für jeden Angriff auf die französische Herrschaft.

Da ging der Staatsrath Johannes von Müller eines Morgens zeitig in Kassel über die Straße. Er kam an dem Gefängnisse vorüber, aus dem soeben ein junger, bleich und elend aussehender Mann unter starker militärischer Begleitung und schwer gefesselt hinausgeführt wurde. Ein ihm bekannter Beamter ging neben dem Unglücklichen.

Er schien zu ahnen, was mit dem jungen Manne geschehen sollte und unwillkürlich flößte derselbe ihm Mitleid und Theilnahme ein. Er winkte dem Beamten und fragte ihn, was mit dem Unglücklichen geschehen sollte.

„Er wird vors Thor geführt, um erschossen zu werden!" lautete die Antwort.

„Was ist sein Verbrechen?" forschte Johannes von Müller bewegt.

„Eine Majestätsbeleidigung —"

„Und wer ist es?"

„Ein Student aus Göttingen."

„Ein Student?" rief Müller und sah die Wirkung der neuesten Vorschriften aus Paris —

„Was hat er denn gethan?" rief Müller.

„Er hat dem Könige, als er vor fast einem Jahre in Göttingen war, ein Pereat! entgegengerufen."

„Wie?" rief Müller. Er kannte den ganzen Vorfall genau. „Das ist der junge Mann? Und deshalb soll er erschossen werden?"

„Es ist der Wille des Königs."

„Der Unglückliche!" rief Müller, und sah die Rache, die die jetzige Lage der Dinge benutzte, um eine Strafe zu verhängen, die zu motiviren erst durch Napoleon's neueste Weisungen möglich war... „Er wurde also doch heimlich festgenommen und fortgeführt! Weshalb ist er nicht vor ein Geschworenengericht gestellt? Aber auch dies hat kein Recht, ihn zu verurtheilen — Dem akademischen Gerichte gehört er an!"

„Auf des Königs Befehl wird er erschossen!" wiederholte der Beamte.

Müller kannte den Haß des Königs auf Göttingen — —

„Jetzt nicht!" fiel er ein. „Jetzt nicht!" „Führen Sie den Unglücklichen ins Gefängniß zurück — ich eile zum Könige —"

„Ich muß des Königs Befehl vollziehen lassen", entgegnete der Beamte.

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!" rief Müller. „Dieser Mord darf nicht geschehen! Bringen Sie den Unglücklichen auf meine Verantwortung ins Gefängniß zurück — ich eile sofort zum Könige!"

Sein entschiedenes Auftreten, seine hohe Stellung bewirkten, daß der Beamte ihm gehorchte. Ehe der Unglückliche indeß in das Gefängniß zurückgebracht wurde, trat der Staatsrath zu ihm heran.

„Sie heißen Wilhelm Kraus?" fragte er, „und haben das Pereat gerufen?"

„Ja!"

„Sie sollten zum Tode geführt werden!" fuhr Müller fort. „Ihr guter Stern hat mich im rechten Augenblick hierher geführt — Seien Sie ruhig — es wird nicht geschehen — ich eile sofort zum Könige, mit aller Kraft werde ich mich für Sie verwenden und die Rückwirkung der neuesten Befehle auf ein älteres Verbrechen unmöglich machen —"

Die Execution, die, wie man später hörte, nicht wirklich vollzogen, aber auf der Richtstätte in längere Festungsstrafe verwandelt werden sollte, wurde aufgeschoben. Johannes von Müller eilte zum König und erhielt Audienz. Er bat für Wilhelm Kraus nicht um Gnade, sondern stellte dem Könige mit ruhigem, festem Sinne vor, daß dieser jugendlich leichtsinnige Streich ein Jahr alt war, daß er nach damaliger Sachlage als Student vor das akademische Gericht gehöre. Die alten Privilegien und Gerechtsame der Universität ließen sich nicht willkürlich umstoßen.

Der König, der einen Großmuthsact unterbrochen sah, knirschte die Zähne und blieb bei seinem Willen.

„Sire", sprach Müller in freimüthigster Weise, „dieses Urtheil darf nicht vollzogen werden! Als Vertreter der Universität muß ich den Schuldigen vor das Universitätsgericht fordern und ich bürge dafür, daß er die ihm gebührende Strafe empfangen wird. Ew. Majestät, wollen Sie durch eine solche That aufs neue die Gemüther aufregen und zum Aeußersten treiben? Ja, es gibt Katts, Dörnbergs und Schills im Volke, die

nur auf eine ſolche Gelegenheit warten. Wenn morgen in Göttingen bekannt würde, daß dieſer Jüngling jenes Jugendleichtſinns wegen mit dem Tode oder langer Feſtung beſtraft ſei, morgen noch würde offener Aufſtand unter den Studenten ausbrechen!"

„Wir haben Mittel, ſolche Aufſtände zu unterdrücken!" rief Hieronymus unwillig.

„Gewiß, Ew. Majeſtät", erwiderte Johannes von Müller ruhig, „aber der Kaiſer würde unwillig darüber werden — namentlich, wenn er erfährt, daß die That dieſes Unglücklichen vor einem Jahre —"

„Schweigen Sie!" rief Hieronymus. „In meinem Lande bin ich Herr! Ich wollte an dem Burſchen ein Beiſpiel hinſtellen! Nie hat mich ein Affront ſo empört! Ich bin unverſöhnlich!"

„Sire", entgegnete Müller, „Kraus hätte müſſen öffentlich verurtheilt werden. Heimlich iſt er verhaftet und hierher gebracht. Faſt ein Jahr hat er im Kerker zugebracht und noch weiß niemand ſeiner Angehörigen, wo er geblieben. Heimlich iſt er verurtheilt und heimlich ſollte er heute Morgen erſchoſſen werden — oder wenigſtens mit dem Tode bedroht. Ein glücklicher Zufall führte mich im rechten Augenblick hinzu — Wenn der Kaiſer —"

„Schweigen Sie!" wiederholte Hieronymus. „Was würden Sie mir rathen, mit dem Elenden zu beginnen?"

„Als Vertreter der Univerſität muß ich darauf beſtehen, daß er vor das ihm zugehörige Gericht, vor das akademiſche Gericht geſtellt werde!"

Aufgeregt ſchritt Hieronymus im Gemache auf und ab. Die Feſtigkeit Müller's imponirte ihm. Entſtand ein neuer Aufruhr, ſo fürchtete er den Unwillen des Kaiſers.

„So ſtellen Sie ihn vor das akademiſche Gericht!" rief er unwillig. „Aber ich hoffe, die Strafe iſt exemplariſch!"

„Darf ich Befehl geben, daß er nach Göttingen abgeführt wird?"

„Meinetwegen!" rief Hieronymus, „aber Sie haften mir für ihn und für die höchſte Strafe."

„Das werde ich", erwiderte Johannes von Müller, empfahl ſich und eilte nach dem Gefängniſſe, um Wilhelm dieſe Nachricht zu bringen. Er konnte ſich bei alledem eines Lächelns nicht erwehren. Der König konnte ſo viel Latein, um „Pereat" mit „A bas" zu überſetzen. Aber er kannte nicht, was akademiſche Gerichtsbarkeit iſt.

Kraus erfaßte Müller's Hand und netzte ſie mit Thränen.

„Danken Sie Gott!" ſprach Müller, „daß er mich im rechten Augenblick hier vorübergeführt hat! Ohne dieſen Zufall wären Sie jetzt wenn auch keine Leiche, doch auf Jahre ein Gefangener. Sie haben Ihre That bereits genug gebüßt! Aber der Strafe des akademiſchen Gerichts werden Sie nicht entgehen. Ich habe dem Könige Bürgſchaft für Sie geleiſtet! Suchen Sie ſich der Strafe deshalb nicht durch die Flucht zu entziehen — ich ſelbſt werde heute noch nach Göttingen eilen." Er hielt Wort. Noch an demſelben Tage reiſte er nach Göttingen und am folgenden Abend kam auch Wilhelm unter hinreichend ſtarker Bewachung dort an und wurde im Carcer abgeliefert.

Die Kunde von Wilhelm's Wiederauffindung, von der Gefahr, aus der er nur durch Johannes von Müller befreit war, hatte wie im Fluge die ganze Stadt durcheilt. Alle nahmen Partei für ihn. Die Burſchen ſcharten ſich noch an demſelben Abend zuſammen, zogen vor das Carcerhaus und verlangten ungeſtüm ſeine Befreiung. Junge Bürger hatten ſich ihnen angeſchloſſen.

Die Polizei und der Präfect waren hierauf nicht vorbereitet; die in der Stadt liegenden Gensdarmen reichten nicht aus, den aufgeregten Gemüthern entgegenzutreten. Um den Tumult nicht noch mehr anwachſen zu laſſen, dachte man ſchon daran, dem Verlangen der Burſchen nachzugeben und Wilhelm in Freiheit zu ſetzen. Da eilte Johannes von Müller herbei und mit lautem Jubel wurde er begrüßt. Er wollte reden — mehrere Burſchen hoben ihn auf ihre Schultern empor und trotz ſeines Sträubens mußte er von dieſem erhöhten Punkte herab ſprechen.

Mit kurzen Worten erzählte er den Burſchen, daß er nur dadurch den Schuldigen vom Tode errettet habe, daß er ſeine Beſtrafung vom akademiſchen Gericht, dem ſie allein zukomme, erhalten müſſe. Er ſelbſt habe dem Könige für ihn Bürgſchaft geleiſtet — ſie möchten ihn nicht wortbrüchig machen — „Er kann nicht freigegeben werden!" ſchloß er, „die ihm gebührende höchſte Strafe muß er empfangen, da das Geſetz ſeinen Lauf haben muß —" Die Stadt war wieder ruhig. Nur in einem Hauſe auf der Gronerſtraße ſchlug ein Herz, das keine Ruhe zu finden vermochte. Marie hätte laut aufjubeln mögen und doch vermochte ſie nicht jede Beſorgniß zu verſcheuchen. Wie gern wäre ſie zu Wilhelm geeilt — es war unmöglich.

Sogleich am folgenden Tage kam der akademiſche Senat zuſammen, um über Wilhelm's That zu Gericht zu ſitzen. Man würde ſie vielleicht

milder beurtheilt haben, aber des Königs Erbitterung verlangte Genugthuung. Die höchste Strafe hatte der König verlangt und sah mindestens fünf Jahren Festung entgegen. Wilhelm Kraus wurde — relegirt und hatte binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Rasch wurde ihm dies Urtheil mitgetheilt und er selbst in Freiheit gesetzt. Seine Freunde führten ihn fort. Gefängniß, Angst und Unruhe hatten Wilhelm's Kräfte gänzlich erschöpft. Nicht lange hielt er in dem Jubel der Studenten aus. Er eilte zu Marie. Eine lange, düstere Zeit lag zwischen diesem Augenblick und der Stunde, wo er arglos zum letzten male dies Haus verlassen hatte. Er mochte nicht daran zurückdenken. So schnell als möglich eilte er die alten bekannten Treppen hinauf. Marie stürzte ihm entgegen und sank laut schluchzend in seine Arme. Er selbst konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ihre Herzen hatten einander so viel anzuvertrauen — kaum ein Wort kam über ihre Lippen. Die Liebe ist am beredtesten, wenn sie nur durch die Augen, durch einen Druck der Hand spricht.

Lang gönnte beiden die Freude des Wiedersehens indeß nicht allzu lange.

„Fort! Fort! Sie sind ein relegirter Student! Die höchste Strafe des akademischen Gerichts! Sie müssen den Harz und dann die preußische Grenze zu erreichen suchen. Ich begleite Sie bis zum nächsten Dorfe! Dort ist ein Wagen für Sie in Bereitschaft."

Wilhelm vermochte dem Manne mit Worten nicht zu danken. Noch in derselben Stunde verließ er nach schmerzvollem Abschied von Marie in anderer Kleidung, unter anderm Namen die Stadt. Lang erwartete ihn vor dem Thore. Als er im nächsten Dorfe von ihm Abschied nahm, drückte der Pedell ihm warm, bewegt die Hand und sprach: „Vergessen Sie mein Kind nicht und bleiben Sie ihm treu!"

Wilhelm entkam glücklich — — Superintendent Wilhelm Kraus im Hannoverschen hat die Geschichte seines göttinger Pereat oft erzählt. In Gegenwart seiner lieben Frau, seiner Kinder und seiner Freunde war die Wendung, die nach Schrecken und Angst regelmäßig das heiterste Lachen erregte, was sich König Hieronymus wol unter der höchsten Strafe eines deutschen akademischen Gerichts gedacht hätte!

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. Warmann.

II.

In der Kinderwelt, besonders in ihren ersten Lebenswochen, ist der Starrkrampf eine der häufigsten Todesursachen. Eine große Disposition hierzu zeigen sie namentlich um die Zeit des Abfalls der Nabelschnurreste, weshalb man Mütter nicht genug auf sorgsame Behandlung der Säuglinge in Bezug auf diesen Punkt aufmerksam machen kann und empfehlen muß, ärztlichen Rath sofort in Anspruch zu nehmen, wenn sie etwa während oder bald nach Abstoßung der Nabelschnurreste im Umkreis derselben Entzündungsröthe wahrnehmen. Klimatische und endemische Beziehungen sind zuverlässig ermittelt worden. So stirbt im westindischen Archipelagus ein Viertel, in den Colonieen Essequebo und Demerara die Hälfte der Neugeborenen an Trismus. Aber nicht blos in den Tropen, auch im äußersten Norden werden die Kinder durch diese Krankheit stark decimirt. So berichtete ein Dr. Holland, daß auf einer der isländischen Inseln, Heymaei, fast alle Kinder am Trismus sterben, sodaß die Bevölkerung durch Einwanderung von Island ergänzt werden muß. In St.-Kilda, einer der Westinseln Schottlands, herrscht er ebenfalls endemisch, sowie dies auch von Triest und Minorca behauptet wird. Ich entlehne diese letztern Mittheilungen dem classischen Werke Professor Romberg's „Ueber die Nervenkrankheiten des Menschen".

Bei uns wird im südlichen Deutschland ein häufigeres Vorkommen dieser Krankheit beobachtet. Würtembergische Kreisärzte schreiben dem unter katholischer Bevölkerung stattfindenden Gebrauch, die Neugeborenen unbekümmert um herrschende Hitze oder Kälte in entfernte Kirchen zur Taufe zu tragen, die häufigen Erkrankungen daran zu. Die Bedeutung des raschen Wechsels der Temperaturverhältnisse als Gelegenheitsursache zum Starrkrampf habe ich bereits hervorgehoben. Indessen gibt es auch eine in den Kindern schlummernde Prädisposition, krankhafte Zustände des Nervensystems, die einen Arzt und Aeltern im voraus besorgt machen können. Neugeborene, die entweder gleich nach der Geburt oder wenige Tage darauf in jenen schlafsüchtigen oder betäubungsähnlichen Zustand verfallen, in welchem sie nicht zu ermuntern sind, die Augen selten aufschlagen, nie schreien, an die Brust gelegt langsam und in oft wiederholten Absätzen trinken, mehr kühle

Haut beſitzen, während ſie nur am Hinterkopfe ſtark ſchwitzen, verfallen ohne Zuthun einer beſondern äußern Urſache leicht in Starrkrampf. Ferner mögen ſich ſtillende Mütter, deren Kinder nur bei Tage wenige Morgenſtunden, in der Nacht dagegen wenig ſchlafen, überhaupt ſchwer einzuſchläfern ſind oder, nachdem dies mühſam gelungen, immer aus dem kurzen Schlummer wiedererwachen, viel, zuweilen ſtundenlang ſchreien, an die Bruſt gelegt dieſelbe haſtig ergreifen, um ſie nach wenigen heftigen Zügen wieder fallen zu laſſen, indem ſie einzuſchlummern ſcheinen, träge Stuhlausleerung zeigen und trotz reicher und guter mütterlicher Nahrung nicht zunehmen — nicht mit der Redensart abfinden laſſen: das habe nichts oder nicht viel zu bedeuten, das komme oft vor. Das „Oftvorkommen" iſt richtig, hat aber jedesmal zu bedeuten, daß ein ſolches Kind der Gefahr ausgeſetzt iſt, einem Krampfanfalle ſchnell zu unterliegen.

Daß heftige Gemüthsaffecte der nährenden Mutter oder Amme die Entſtehung des Trismus begünſtigen, wird von einigen Pathologen in Zweifel gezogen; auch Profeſſor Romberg hält das für nicht hinlänglich erwieſen. J. Wendt *), nicht blos ein ſeinerzeit hochgeſchätzter ärztlicher öffentlicher Lehrer der breslauer Hochſchule, ſondern einer der erfahrungsreichſten und glücklichſten ärztlichen Praktiker im Gebiet der Kinderkrankheiten, ſagt dagegen: „Plötzlicher Schrecken und Jähzorn, ſelbſt eine große unvermuthete Freude der Mutter oder Amme äußern eine zwar ſchwer zu erklärende, aber doch unleugbar ſo heftige Wirkung auf den Säugling, wenn ihm in ſolcher Gemüthsſtimmung von der Nährerin die Bruſt gereicht wird, daß oft keine Stunde bis zu dem erſten Krampfanfall vergeht." Er knüpft die bedeutungsreiche Bemerkung daran: man erſehe hieraus, was ſich von der Ernährung durch die Bruſt einer Mutter erwarten laſſe, welche, von Leidenſchaften unaufhörlich bewegt, an jedem Tage dem Kinde in einer böſen Stimmung die Bruſt zu reichen genöthigt ſei!

Auch die Zahnperiode der Kinder, ſchlechte Ernährung derſelben, namentlich wenn ſie langandauernde Durchfälle herbeigeführt hat bei immerwährendem Aufenthalt der Kinder in Räumen, die mit feuchter oder ſonſt verdorbener Luft erfüllt ſind, wie z. B. in den Kellerräumen der Armen, veranlaßt häufig dieſe Krankheit, die endlich auch noch der tödliche Zufall in zwei andern Kinderkrankheiten iſt: in der Roſe der Neugeborenen und der Zellgewebsverhärtung. In den Monaten Juli und Auguſt des Jahres 1846 wurde die Stadt Neurode und Umgegend *) von einer Scharlachepidemie heimgeſucht, die in zahlreichen Fällen ihre peſtartige Bösartigkeit ſchon in dem Stadium der Vorboten, alſo ehe noch der Ausſchlag zum Ausbruch kam, bekundete. Erbrechen und Delirium, ſoporöſer Schlaf, Convulſionen bei fließenden Schweißen waren meiſt ſchon die Erſcheinungen des erſten Tags der Krankheit. Unter den weit über hundert Kindern, die ich in einem Zeitraum von acht Wochen in Stadt und Umgegend neben zwei auch ſehr in Anſpruch genommenen Collegen behandelte, habe ich unter andern auch elf Fälle notirt, ſieben Knaben und vier Mädchen im Alter von ſieben bis zehn Jahren, die, den Tag vorher noch ganz munter, über dem Frühſtück über Schmerzen beim Kauen und Schlingen klagten, ſich erbrechen wollten, was nicht gelang, weinend und unter Froſtzittern zu Bett gebracht in weniger als einer Stunde vom vollkommenſten Trismus und Tetanus befallen wurden. Vier Knaben ſtarben denſelben Tag gegen Abend; von den andern ſieben Kindern, die den Starrkrampf überſtanden, brach bei vieren der Scharlach hinterher aus, unter den drei letzten trat bei einem ohne vorangegangenen Ausſchlag allgemeine Hautwaſſerſucht ein, bei zweien eine viele Wochen andauernde Rückenmarksaffection, welche ihnen den freien Gebrauch ihrer Glieder nicht geſtattete. Von den ſieben ſtarb eins am fünften Tage nach Ausbruch des Ausſchlags unter den Erſcheinungen einer Gehirnapoplexie; die andern genaſen.

Dem möglichen ärztlichen Einwand gegenüber,

*) Starb in Breslau als Geheimer Medicinalrath. Sein Leben und Wirken als Arzt und Menſch ſtellt ihn würdig an die Seite eines Heim und Hufeland.

*) Dieſe Stadt war mir ebenſo durch ihre Schickſale, durch die bedrängten Verhältniſſe des größten Theils ihrer Einwohner, meiſt Tuchmacher, Weber, wie durch ihren Kinderreichthum merkwürdig. Unter ungefähr 5000 Einwohnern, die ſie damals zählte, befanden ſich gegen 2000 ſchulpflichtige Kinder. Eine große Anzahl Frauen hat in einer Ehe 9 und 12 Kinder geboren; es finden ſich aber auch einige, die 15 und 18 Kinder, ja ich ſuchte mir auch eine, damals natürlich hochbetagte Frau beſonders auf, die 20 lebendige Kinder geboren hatte. Wer eine Beſtätigung dieſer Angaben wünſcht, dem ſtehe ich gern zu Dienſten. Kaum die Hälfte dieſer Kinder iſt am Leben geblieben. Armuth und drückende Sorge im Gemüth bei vorherrſchender Kartoffelnahrung und ſitzender Lebensweiſe ſteigerten die Population, aber auf Koſten der Organiſation und Lebensdauer der Individuen.

ich möchte wol hier die Symptome einer Entzündung der feinen serösen Umhüllung des Gehirn- und Rückenmarks (Meningitis cerebro-spinalis) für Symptome des Starrkrampfs angesehen haben, bemerke ich, daß, wenn die Steigerung der Reflexpotenz im Rückenmarke auf Schlingbewegungen und Versuche, die Muskeln durch gelinden Druck zu reizen oder eine Lageveränderung des Körpers zu bewerkstelligen, nach Romberg ein Kriterium ist, beide Krankheiten zu unterscheiden, eine Verwechselung in diesen Fällen nicht stattgefunden hat oder — es gibt kein Kriterium.

Schon längst haben französische und englische Aerzte und Naturforscher auf ihren Reisen unter den tropischen Breiten vielfache Gelegenheit genommen, sich mit den Wirkungen zweier Gifte bekannt zu machen, deren sich die wilden farbigen Bewohner jener Gegenden bedienen, um ihre Angriffswaffen auf Thiere und Menschen, Pfeile und Dolche, damit zu vergiften. Das eine, das Dolchgift der Malaien auf Java, soll der Saft eines dort heimischen Baums, Upas genannt, sein. Die Javanesen nannten dies Gift Antjar oder Antsjar. Die Botaniker, welche zuerst diesen Baum näher bestimmten, gaben ihm danach den Namen Antiaris toxicaria. Es wächst aber dort noch ein Schlinggewächs: Strychnos Tieuté, ebenso giftig. Dieses enthält Strychnin, jener Baum aber ein dem Strychnin chemisch verwandtes (nach Mulder's Untersuchung) und in seinen Wirkungen ihm ähnliches giftiges Alkaloid: das Antiarin. Andere nennen den Baum Upas Tieuté, auch Strychnos Tieuté, und seinen giftigen Bestandtheil Strychnin. Die Sache ist also noch nicht ganz klar und sehr wahrscheinlich ist auch das javanesische Dolchgift (Upas, von andern Chetik benannt, früher Antjar) nicht der Saft nur eines Baums, sondern zusammengesetzter Natur. Karl Müller widmet in Nr. 21 des vorjährigen Jahrgangs seiner Wochenschrift: „Die Natur", dem Upasbaume und -Gifte einen interessanten Artikel, der diese Zweifel unterstützt.

Alle Strychnosarten, besonders deren Früchte: die Bohnen der Strychnos St.-Ignatii; die Krähenaugen oder Samenkerne der Brechnuß (Strychnos nux vomica); das Schlangenholz (Strychnos colubrina), liefern ein tödliches Pflanzensalz (Alkaloid), das Strychnin. (Einen durch ähnliche giftige Wirkungen ausgezeichneten Stoff enthält die unechte Angusturarinde: das Brucin, welches von Pelletier auch neben Strychnin in den Krähenaugen gefunden worden ist.)

Das Strychnin, welches auch unter den Arzneimitteln zählt, hat die Eigenschaft, in gewissen sehr geringen Gaben schon das Rückenmark der Thiere und Menschen in seinen Bewegungsnerven dergestalt zu reizen, daß die von ihnen versorgten Muskeln zu krampfhaften Zuckungen veranlaßt werden und nach Maßgabe der individuellen Empfänglichkeit oder nach einer um ein Weniges gesteigerten Gabe alle Symptome des Starrkrampfs, wie er im Eingang geschildert wurde, binnen wenigen Minuten zu erzeugen und zu tödten (Tetanus toxicus). Zahlreiche Versuche an Thieren und manche nach unvorsichtiger Anwendung strychninhaltiger Arzneipräparate beobachtete Vergiftungen von Menschen haben übereinstimmend dargethan, daß bezüglich dieser Wirkung das Strychnin einen besondern Platz unter den Giften behauptet.

Ganz entgegengesetzt diesem soll nun das Pfeilgift der Indianer im Orinoco- und Amazonasgebiet, das Ticunas, Wurara, auch Kurara, wirken. In eine kleine Wunde gebracht, hebt es rasch alle Nerven- und Muskelreizbarkeit auf — es paralysirt den Körper.

Aus den Berichten und Abhandlungen über das „Wurara" geht, wie bei dem javanesischen Chetik oder Upas, ebenfalls nicht zweifellos hervor, woher die Indianer das Gift gewinnen. Nach neuesten Mittheilungen soll dieses der Saft der Wuralirebe (Strychnos toxifera oder toxicaria) sein, die kein Strychnin enthält. Andere halten dafür, daß dieser Saft nur einer der mehreren Bestandtheile des auch vielleicht mit Thiergift gemischten amerikanischen Pfeilgiftes sei. Ein katholischer Priester, der als Missionar viele Jahre und auf verschiedenen Punkten des amerikanischen Continents mit den wilden Bewohnern desselben verkehrt hatte und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa in seine Heimat, die Grafschaft Glatz, zurückgekommen war, wo ich mit ihm bekannt wurde und in ihm einen naturwissenschaftlich gebildeten Mann kennen lernte, berichtete mir bezüglich des Pfeilgifts Folgendes. „Es ist sehr schwer, darüber Genaues zu erfahren, denn es scheint, daß nicht alle Glieder eines Stammes, sondern nur der eine oder andere unter ihnen die Quelle und Bereitung des Giftes kennt, dem dann die übrigen die Pfeile zur Präparirung übergeben. Sie täuschen den sie Befragenden. Die Wirkung des Giftes in mit ihren Pfeilen verwundeten Menschen scheint nicht immer sofort tödlich zu sein; die Wunde ist klein, der verwundete Theil schwillt

nach einigen Augenblicken an, große Schwäche, Unvermögen, die Glieder zu bewegen, obwol sie nicht ſtarr ſind, ſondern vielmehr große Schlaffheit zeigen, Sprachloſigkeit, erſchwertes Athemholen — das ſind ungefähr die nach der Verwundung bald eintretenden Symptome, die allerdings immer den Tod nach ſich ziehen. So ſah ich ihn wenigſtens bei verwundeten Europäern eintreten. Die Leichen zeigen wenig Todtenſtarre, bewahren Biegſamkeit der Gliedmaßen und eine teigige Beſchaffenheit der Musculatur." So weit mein Gewährsmann. Nach den Beobachtungen anderer folgt der Aufnahme des Giftes eine ſofortige totale Lähmung des Organismus — der Tod. Die Quelle und Bereitung des Giftes iſt alſo entweder nicht immer dieſelbe oder die Beſtandtheile deſſelben ändern, vielleicht nach längerer Aufbewahrung, ihre chemiſche Conſtitution. In Europa hat man glücklicherweiſe keine Gelegenheit, die Umſtände zu prüfen, unter denen der Tod bei durch Wurara vergifteten Menſchen erfolgt. Die vielen Verſuche aber, die verſchiedene ärztliche Forſcher in Europa an verſchiedenen Thiergattungen angeſtellt haben, beweiſen allerdings, daß es eine jählings paralyſirende Wirkung übt und in mehreren Fällen in zwei bis zehn Minuten tödtete, beſonders wenn es den Thieren eingeimpft wurde.

Nun lag es wol ganz nahe, zu unterſuchen, ob die lähmende Wirkung des Wurara nicht am Ende geeignet ſein könnte, die tetaniſirende Wirkung des Strychnin aufzuheben, ein die höchſte Reizung des Nervenſyſtems depotenzirendes Gegengift zu werden? Man vergiftete alſo Thiere mit Strychnin und impfte ihnen in dem Augenblick, wo der Starrkrampf eintrat, Wurara unter die Haut ein und — ſiehe da! — in einigen Fällen genaſen die unfreiwilligen Märtyrer der Wiſſenſchaft, Hunde und Pferde. Die mehreren binnen wenigen Minuten tödlich abgelaufenen Verſuche jedoch verhinderten nicht, zu erklären: Alſo iſt Wurara ein Gegenmittel gegen den durch Strychnin erzeugten Starrkrampf und, noch kühner, weiter zu ſchließen, vielleicht auch gegen manchen durch andere Urſachen bedingten Starrkrampf der Menſchen.

Wir haben den Verſuchen an Thieren, beſonders ſolchen, die dem Menſchen in ihrer innern Oekonomie ähnlich ſind, die ſich von Fleiſch oder, noch beſſer, von gemiſchter Nahrung: Fleiſch und Pflanzen, nähren, viele ſehr lehrreiche Aufſchlüſſe zu danken über die Wirkungsart der Arzneien und Gifte. Allein aus den Wirkungen der Subſtanzen, mit denen der und jener Arzt und Forſcher bei dieſem und jenem Thiere experimentirt hat, ſogleich zu ſchließen, ſie würden in jedem Falle dieſe Wirkung üben und auch auf den Menſchen denſelben Eindruck machen, iſt ein unerlaubter Schluß, denn er fließt aus einer ganz falſchen Vorausſetzung. Die Organiſation und Lebensbedingungen der Thiere weichen ebenſo oft, als ſie verſchiedene Formen zeigen, untereinander und vom Menſchen in weſentlichen Dingen ab. Dieſe Abweichungen ſind ſchon bei dem elementarſten Gebilde des Thierkörpers, der Blutzelle, an den Blutkügelchen bemerkbar. Die Form- und Größenverhältniſſe dieſer Kügelchen, Farbe, Geruch und chemiſche Conſtitution des Blutes beweiſen ein verſchiedenes Verhalten im Fiſch, in der Amphibie, im Vogel, in den höhern Thierarten bis zum Menſchen hinauf. Nicht weniger verſchieden iſt die Erregungsfähigkeit des Nervenſyſtems, die Thätigkeit, der Bau der Verdauungsorgane und ihr Product: das Material zur Ernährung, Entwickelung und Erhaltung des Thieres in der ſeiner Art zukommenden innern und äußern Form. Es iſt jedermann bekannt, daß z. B. die Milch der Thiere ſchon nach Geſchmack und Süße und Fettgehalt dem Gaumen deutliche Unterſchiede bietet; eine chemiſche Prüfung ſtellt dies noch überzeugender dar. Auch das Fleiſch und Fett der Thiere, das äußere Anſehen ſchon, das Verhalten beim Kochen, der Geſchmack und die größere oder geringere Verdaulichkeit deſſelben überzeugen uns von der Ungleichartigkeit der conſiſtentern thieriſchen Theile in Bezug auf ihre innere organiſch-chemiſche Zuſammenſetzung. In Bezug auf die äußere Form will ich nur eins beſonders hervorheben, zum nähern Beiſpiel des großen Unterſchiedes der Functionen und Producte mancher Organe, die der Menſch auch beſitzt, ohne dieſelben Producte zu liefern: die Haut, die beim Menſchen weich, glatt, weiß oder farbig, an wenigen Stellen behaart, bei den Thieren Schuppen, Schuppenpanzer, Federn, dichtes Haar, Borſten, Wolle, Stacheln, eine runzelige, kugelfeſte Epidermis, ein ganzes, zolldickes Schild u. ſ. w. erzeugt und ernährt. Selbſtverſtändlich folgt ſchon ohne Experimente, ohne chemiſche und phyſiologiſche Unterſuchung aus dieſer einfachen Beobachtung der äußerlichen Erſcheinung der Thierkörper, daß die thieriſche Oekonomie in den Thieren verſchiedener Arten ihre beſondern Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede hat. Daher

ſehen wir z. B. Schweine eine Menge Spaniſcher Fliegen, Bilſenkraut und giftige Fliegenſchwämme mit großem Appetit und beſtem Erfolg verzehren, während dieſe Subſtanzen, in Biſſen dem Hunde beigebracht, in ihm dieſelben Vergiftungsſymptome erzeugen, denen der Menſch nach ihrem zufälligen Genuſſe erliegt. Dagegen kann der Genuß des Pfeffers, den der Menſch in ſtarken Doſen verträgt, den Schweinen tödlich werden. Im Cherſones und in den Steppen Volhyniens wächſt eine kleine, unſcheinbare Pflanze, eine Karyophyllee, Stellaria elodes, die, getrocknet und dem Heu beigemiſcht, auf Pferde betäubend und bewegungslähmend wirkt. Die ruſſiſchen Bauern retten ein Pferd nur dadurch, daß ſie es in ſtetem Jagen durch die Steppe treiben, bis es erhitzt und im Schweiße gebadet iſt. Hornvieh und Schafe freſſen es dagegen ohne Nachtheil. In den Thalniederungen einiger Gebiete Südafrikas, meiſt an den Flußufern (am Chobe-, Zambeſi- und Laymbyefluß), hauſt eine ſehr kleine Fliegenart, die Tſetſefliege (Glossina morsitans), welche bisher verhindert hat, daß unſer Rindvieh, unſere Pferde und Hunde dort einheimiſch werden. Der Stich und das Saugen dieſer Fliege bringt in dem geſtochenen Thiere eine allgemeine Krankheit, Schwellung der Drüſen, Naſen- und Ohrenfluß, Abmagerung, hervor, die nach Wochen erſt, aber immer tödlich, endet. Die einheimiſchen Thiere: Büffel, Löwen, das Zebra, die Antilope, Giraffe, Rhinoceros, den Elefant, verſchont ſie ganz oder der Stich ſchadet ihnen nichts. Auch den Menſchen meidet ſie oder der Stich hat keine Folgen. Kleine Kinder, die hier und da geſtochen wurden, blieben geſund. Auch ſäugenden Kälbern ſchadete der Stich nichts, aber ſäugende junge Hunde tödtete er.*) Die Brechnuß wirkt auf Pferde, Hunde und Katzen außerordentlich ſchnell und heftig; Schweine ſollen ſie ſchon in größern Gaben vertragen und die Vögel verlangen die höchſten Gaben; erſt 164 Gran dieſes Giftes auf einmal tödteten ein Huhn.

Aber alle dieſe Verſuche entſcheiden noch nichts über die Wirkung am Menſchen. Davon in unſerm Nächſten und auch das offene Bekenntniß, daß der vollſtändig überzeugende Beweis für die Heilung des Starrkrampfs durch Pfeilgift noch zu liefern iſt.

*) „Das Buch der Welt" (Stuttgart, Jahrgang 1859, S. 280 fg.) enthält einen ausführlichen Artikel über dies merkwürdige Inſekt.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Das Volk und die Freimaurer.

Von Dr. A. H. Köbbelen.

Wie viel Aberglaube noch immer in den untern Schichten unſers Volks ſpukt und wie viel Unheil dadurch angerichtet wird, weiß jeder, der mit dem Volke in nähere Berührung kommt. Wenn die Hunde gegen ein Haus heulen, wenn die Eule in der Nähe des Hauſes ſchreit, wenn das Heimchen ſich darin hören läßt oder wenn draußen im zugehörigen Roggenfelde ein ungewöhnlich hoher Maulwurfshügel aufgeworfen iſt, ſo wird nächſtens jemand ſterben im Hauſe. Auch wenn ein Verſtorbener lange warm bleibt oder freundlich ausſieht, wird er binnen kurzem einen Angehörigen nachziehen. Wenn bei der Trauung eines Paares eins der Lichter am Altar erlöſcht, ſo bedeutet auch das baldigen Tod, rechts des Bräutigams, links der Braut. Wer im Wohlſtande iſt, weil er das Seinige zu Rathe hielt, dem hat's der Gottſeibeiuns durch den Schornſtein zugebracht und wenn anhaltendes Regenwetter zur Erntezeit eintritt, ſo haben's — die Juden ſchuld, die, als unſer Herr Chriſtus am Kreuze hing, hohnlachend — den „Purretanz" tanzten... Auch der Herenglaube, der „Böſe Blick" mit ſeiner dämoniſchen Gewalt, die nicht nur Krankheiten hervorruft, ſondern auch jedem Unternehmen Mislingen bringt, hat noch ſeine volle Geltung beim Volke. Wenn's mit dem Handwerke nicht vor ſich will, wenn Schwein oder Ziege crepiren, ſo iſt Hexerei daran ſchuld. Jede Gegend hat ihre Here, die nur ein paar Worte zu ſprechen oder gewiſſe Zeichen zu machen braucht, um mit Hülfe des Teufels und der böſen Geiſter Unheil über Unheil zu ſäen. Wie vielen hat ſie nicht ſchon Schaden und Verderben gebracht, wie oft nicht ſchon in Geſtalt eines Haſen die Euter der Kühe ausgetrunken! Ja wahrlich! käm' es aufs Volk, auf unſere im tiefſten Aberglauben verſunkenen Proletarier und bäuerlichen Hinterſaſſen an, wir verbrennten noch heute, wie 1780 zu Glarus, die Heren und manche alte Blödäugige hätte alle Urſache, auf ihrer Hut zu ſein.

Vor einiger Zeit trat ein junges Mädchen, K. J., die Tochter eines kleinen verarmten Handwerkers, in mein Zimmer, öffnete ſchweigend einen Korb, nahm ein Packet heraus, legte mehrere papierene Umſchläge, womit daſſelbe umhüllt war, bedachtſam zur Seite und überreichte mir ein Buch mit der Anfrage: „Iſt das der Höllenzwang?"

Ich vermuthete Irrſinn und richtete deshalb einige allgemeine Fragen an das Mädchen, die jedoch ſämmtlich ganz verſtändig beantwortet wurden, gleichwie denn auch ſonſt nichts auf irgendeine geiſtige oder körperliche Störung hinwies. Das Mädchen, damals in vier Wochen 19 Jahre alt, ſah geſund aus, war wohlgenährt und vollſtändig körperlich entwickelt. Sie lieſt und kann ſchreiben und hält feſt am katholiſchen Glaubensbekenntniß ihres Vaters, obgleich die Mutter Proteſtantin iſt.

Hier ſpukt nicht Irrſinn, nicht Aberwitz, ſondern Aberglaube, ſprach ich zu mir, hieß das Mädchen ſitzen und erklärte, daß ich ihre Frage: „Ob dieſes Buch der Höllenzwang ſei?" nicht eher beantworten könne, bis ſie mir geſagt, warum ſie ſo frage, und bedeutete ſie zugleich, daß ich auch dann noch keine genügende Antwort auf ihre Frage geben könne, wenn ſie nicht alle darauf bezüglichen Umſtände genau und völlig wahrheitsgetreu berichte. Hierauf erzählte das Mädchen Folgendes.

Zu ihrer Mutter ſei bald nach deren Verheirathung eine Zigeunerin gekommen und habe ihr geſagt, ſie werde zwei Kinder: ein Mädchen und einen Knaben, gebären. Der Knabe werde bald nach ſeiner Geburt ſterben, das Mädchen aber am Leben bleiben, und dieſem ſei „die Gnade geworden", drei Geiſter, eine Jungfrau und zwei Männer, zu erlöſen, die gebannt ſeien auf Köthner's J....'s Hof zu E. (einem benachbarten Dorfe), woſelbſt ſie zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs einen Schatz vergraben, der zum Theil vor der Hausthür, zum Theil vor dem Backofen verborgen liege. Ein noch weit größerer Schatz ruhe in einem großen Braukeſſel draußen vor einem Ländereiſtücke deſſelben Köthners J., das zwiſchen M. und H. gelegen ſei. Die Geiſter hätten nicht eher Ruhe, als bis dieſes Geld wieder „unter die Leute gekommen ſei".

Ihre Mutter habe nun wirklich erſt ein Mädchen, ſie, die Erzählerin, und ſodann einen Knaben geboren, welcher letztere auch richtig geſtorben wäre. Deſſenungeachtet habe ihre Mutter die Prophezeiung der Zigeunerin im Laufe ſo vieler Jahre faſt gänzlich wieder vergeſſen, als um letzten Michael ein ihr und ihren Angehörigen bis dahin ganz unbekannt geweſener Geſell des Schuhmachers K. (der auch noch jetzt bei demſelben in Arbeit ſtehe) zu ihnen gekommen ſei, ſich als Sohn des Köthners J. in E. angekündigt und die Sache von neuem in Erinnerung gebracht hatte. Die Familie des Mädchens, durch die Trunkſucht des Vaters ſchon lange in Armuth verſunken, iſt eben damals doppelt bedrängt und daniedergedrückt geweſen —: ihr Schwein will verenden. Geſell J. nimmt thätigen Antheil daran, ſpricht oft vor bei den Leuten und ertheilt guten Rath. Derſelbe ſetzt auch nach der Zeit dieſes häuslichen Unglücksfalles ſeine Beſuche fleißig fort, iſt regelmäßig da, wenn die Feierſtunde geſchlagen, und macht nun zuerſt der Mutter des Mädchens und dann, im Einverſtändniß mit dieſer, dem Mädchen den Antrag, den Schatz auf ſeines Vaters Hofe zu heben. Nur ſie, ſpricht er zum Mädchen, ſei im Stande dazu, das habe ihm eine „kluge Frau" in L. mit den Worten geſagt: „In G. iſt eine Jungfrau mit gelbröthlichen krauſen Haaren; ſie, keine andere «iſt auf das Zeichen geboren», nur dieſe kann den Schatz heben." (Die Wahrſagerin, meint das Mädchen, habe Frau F. geheißen, doch ſolle ſie vor kurzem geſtorben ſein.)

Der Antrag iſt dem Mädchen zuwider, ihm graut vor der Ausführung; der Burſche aber läßt nicht nach, ſie mit der Bitte zu verfolgen. „Mach' doch", fleht er, „daß das Geld wieder an den Tag kommt! Die Geiſter können nicht eher zur ewigen Ruhe eingehen und wir alle werden ja glücklich dadurch!"

So gedrängt und gereizt, tritt das Mädchen drei Abende hintereinander in Gemeinſchaft mit ihrer Mutter den Weg nach E. an, die Nächte auf dem J....'ſchen Hofe zubringend. Hier ſitzen beide wachend in der Stube hinter zwei brennenden Lichtern und vor ſich das Geſangbuch — die Mutter ein lutheriſches, das Mädchen ein katholiſches. Nun, meinten ſie, würden die Geiſter kommen müſſen. Es ſchien auch ſo, denn zweimal wurde auf den Drücker des Stubenthürſchloſſes gefaßt und die Pferde und Kühe ſchlugen und brüllten im Stalle. In der Meinung, „daß die Jungfrau dazwiſchen wäre, daß dieſe die Pferde und Kühe treibe", geht das Mädchen, auf Zureden ſeiner Mutter Herz faſſend, in den Stall; doch war bei ihrem Eintritt alles ſtill und auch in den beiden folgenden Nächten kamen die Geiſter nicht.

„Da aber ſind ſie!" fährt das Mädchen in ſeiner Erzählung fort, „ja, da ſind ſie! Denn als ich den zweiten Abend vor J....'s Thür ſtehe, läuft ein weißer Spitz mit feuerrothen Augen um das Haus und das iſt — die Jungfrau, die hat ſich darein verwandelt! Der Spitz bewacht den

Digitized by Google

Schatz, denn vor der Thür ist die Stelle, wo das «Gröppen» mit Geld steht; das hat J....'s ältester Sohn, der auf dem Hofe ist, mit der «Weldenruthe» (Wünschelruthe) herausgebracht! Ja, der Schatz ist da! Ich weiß das auch aus noch andern Zeichen! Als ich nämlich nach durchwachter dritter Nacht nach M. gehen will, wohin mein Vater mich beordert, verfolgt mich — es war zwischen 11 und 12 Uhr mittags — eine große schwarze Dogge, fletscht die Zähne, bellt ganz fürchterlich und will mich immer wieder beim Rock fassen. Ich laufe was ich kann und erreiche einen Mann, der eben des Weges geht; an jedem meiner Haare hängt ein Schweißtropfen. Der Mann fragt mich ganz verwundert: «Mädchen, was ist dir?» und ich zeige auf die große schwarze Dogge hinter mir — er aber sieht nichts. Und doch wollte ja ganz gewiß dieser Hund mich wieder zurückziehen nach dem Schatze!... Ich wäre auch den Abend wieder hingegangen nach E., aber der alte Köthner J., der in der Stube, wo wir gewacht, krank lag, streckte nach erfolglos verflossener dritter Nacht seinen Kopf zum Bett heraus und sagte: «Kinder, das kann euch alles nichts helfen! Ihr hebt den Schatz nicht, wenn ihr nicht ein gewisses Buch habt mit Namen — ‚Höllenzwang' und das ist nur zu haben in H. bei der Brüderschaft»" (womit das Volk die Freimaurerloge meint).

Das Mädchen sagt das seinem Vater. Der aber will nicht, daß sie sich an die „Brüderschaft" wende, denn diese Leute hätten ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen und wer unter sie gehe, müsse sich vorher in den Zeigefinger der rechten Hand stechen und seine rechte Pulsader einschneiden lassen. Das habe sie nicht gesollt und in der That auch nicht gern gewollt. Auf Einsenders Frage, woher ihr Vater das wisse, antwortete sie: Das habe ihm der Krüger E. in B. gesagt, bei dem sie schon mehrmals, zuletzt 14 Tage vor ihrem ersten Gange nach E., logirt.

„Ich grübelte nun Tag und Nacht", fährt das Mädchen fort, „wie ich den «Höllenzwang» wol auf andere Weise kriegen könne. Da bin ich eines Tags in hiesiger Mühle und sehe da einen Menschen (es war der Oelschläger, er ist aus B. gebürtig, sein Name aber mir unbekannt), der früher bei dem Krüger E. in Dienst gewesen; den frage ich, ob er den «Höllenzwang» hätte. «Nein», antwortet dieser, «ich nicht, aber der Krüger E. in B.» Das leuchtete mir ein. Denn als wir bei jenem Krüger logirten, machte der Mann allerlei wunderliche Dinge und sagte, er könne Geister, und wenn's auch aus Paris wäre, kommen lassen. Er citirte auch wirklich vor meinen Augen fünf Geister, unter andern einen großen schwarzen Kerl, der mitten in der Stube aus dem Fußboden heraufstieg und sich vor den Ofen stellte." Auf Einsenders Frage, wie lange der schwarze Mann dagestanden und ob sie ihn deutlich gesehen, antwortete sie: Der Kerl habe eine halbe Stunde am Ofen gestanden, aber sie habe nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick auf denselben geworfen, denn der Krüger hätte gesagt: Von langem Hinsehen könne man auf der Stelle „den Schlag kriegen". Endlich habe der Geist leise die Thür geöffnet und sei hinausgeschlichen. Hierauf hätte der Krüger sie gefragt, ob sie auch 'mal auf dem Kopfe tanzen wolle? Das könne er auch bewerkstelligen; noch neulich habe er einen Kerl, der's nicht hätte glauben wollen, zur Strafe in der Dornenhecke seines Gartens was hast du was kannst du auf dem Kopfe tanzen lassen. Das Mädchen entsetzt sich davor, ist nun aber auch fest überzeugt, daß der Krüger im Besitz des ersehnten „Höllenzwang" sei, erzählt ihm, wie viel Geld in E. verborgen liege, und bittet ihn, mittels seines Buchs den Schatz heben zu heisen. „Das kann ich sehr gut", erwidert der Krüger; „ja, wenn ich's wollte, müßten die Geister das Geld hierher nach meinem Hause bringen! Aber — es ist ein Wagstück und ich habe Geld genug, ich brauche nichts mehr!"

Als später auch des Mädchens Vater in derselben Absicht zum Krüger gegangen, hat dieser gesagt: Er, der Alte, solle sich nicht am Narrenseil ziehen lassen, in E. wäre kein Geld; wäre aber wirklich Geld daselbst verborgen, so könne es jeder ausgraben, ohne viele Umstände zu machen. Der Alte entgegnet, daß Köthner J.'s ältester Sohn und ein Mann aus W. bereits den Versuch gemacht und auch wirklich den Schatz auf der bezeichneten Stelle vorgefunden hätten, daß aber ein großer schwarzer Mann und ein großer schwarzer Hund, worein sich die Geister verwandelt, daneben gestanden und deshalb der Schatz, als sie hätten zugreifen wollen — zu Wasser geworden wäre. Beide seien vor Angst davongelaufen und der eine nach drei Tagen gar Todes verblichen. Der Krüger schweigt und zuckt die Achsein und der Alte scheint zur Besinnung zu kommen.

Nicht so die hyper-abergläubische Mutter un-

Digitized by Google

sers Mädchens. Sie weiß, daß es Geister gibt und daß diese gebannt werden können. Hat sie das doch in H. mit eigenen Augen gesehen! Dort diente sie bei einer sehr geizigen Frau, die niemals hat zugeben wollen, daß sie, die Magd, das übrig gebliebene Essen den armen Leuten gäbe. Der Lohn dafür war, daß sie nach ihrem Tode als Geist — am Schweinetroge sitzen mußte so lange, bis der Pastor in L. sie erlöste. Der that das ebenfalls mittels des „Höllenzwang", woraus er in unverständlicher Sprache vorlas; doch kamen einmal die Worte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn", vor. „Meine Mutter", fährt das Mädchen zu erzählen fort, „sprach diese Worte nach und augenblicklich gab der Geist ihr einen Stiel in die Hand, der an seinem andern Ende glühend war. Der Pastor half diesen Stiel weiter nachschieben und so verschwand der Geist. Also", setzte das Mädchen, das seine eigene Logik hatte, naiv hinzu, „also sind doch Geister zu bannen!"

So in ihrem Wahn bestärkt, wandert unsere junge Schatzgräberin eines frühen Morgens abermals zum Krüger in B. und einige Stunden später auch der Alte, wieder umgestimmt, ihr nach. Mit vereinigten Bitten dringen sie nochmals in den Krüger, ihnen den „Höllenzwang" doch nicht länger vorzuenthalten. „Nein", sagt dieser, „ich darf und kann euch das Buch nicht verabfolgen, zu haben aber ist dasselbe auch noch anderswo." Der Krüger will anscheinend nicht mit der Sprache heraus, auf vieles Zureden aber sagt derselbe: „Hört, das Buch ist in H. bei der Brüderschaft, ich bin auch darunter! Dorthin geht, ich will euch einen Brief mitgeben!" Hierauf setzt er sich hin und schreibt einen Brief, worin das Mädchen mehrere Jahre älter gemacht wird, als sie wirklich ist, weil die Brüderschaft, wie der Krüger erklärt, sie sonst nicht aufnehmen würde. Diesen Brief muß das Mädchen abschreiben, worauf der Krüger den seinigen wieder zurücknimmt.

Andern Tags machen Mutter und Tochter sich auf den Weg nach H., woselbst sie in aller Frühe anlangen. Sie treten ab in einer kleinen Gastwirthschaft, sagen hier jedoch von ihrem Vorhaben nichts, sondern das Mädchen, das in H. ziemlich Bescheid weiß, geht allein fort und fragt sich durch nach der Loge. Hier angelangt, begegnet ihr eine Magd, der sie ihren versiegelten, an einen gewissen Herrn R. adressirten Brief übergibt. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde im Vorplatz gestanden, kommt Herr R., den die Magd „Herr Secretär" titulirt, und sagt ihr, sie müsse bis 1 Uhr warten, dann erst käme die Brüderschaft zusammen. Das Mädchen lehnt das mit den Worten ab, daß sie keine Zeit habe, und kehrt zu ihrer Mutter zurück, um mit dieser die Stadt zu verlassen.

Drei Tage später geht das Mädchen abermals, und zwar allein, nach H. und diesmal geradeswegs zur Loge. Sie trifft Herrn R. nicht zu Hause und wartet auf ihn von 11—2 Uhr nachmittags. Da kommt endlich der schon ältliche Mann und bringt einen jüngern von höchstens dreißig Jahren mit. Dieser, dessen Name dem Mädchen unbekannt geblieben, der aber schon von der Sache in Kenntniß gesetzt ist, sagt unter anderm, sie möge ja nicht ihr wahres Alter nennen, sondern angeben, sie sei vier Wochen vor Weihnachten 28 Jahre alt, sonst bekäme sie das verlangte Buch nicht. „Was willst du denn mit dem «Höllenzwang», mein Kind?" fragt dieser jüngere Mann, nachdem der ältere die beiden allein gelassen und jener das Mädchen in ein Zimmer im obern Stockwerk gebracht hat. „Ach, ich möchte meine Schmerzen, meine Angst, meine Höllenqual los sein! Seitdem ich von dem vergrabenen Schatze weiß und daß ich die Geister, die ihn bewachen, erlösen kann, die Jungfrau und die schwarzen Männer, seitdem schmeckt mir weder Essen noch Trinken, selbst der Kaffee widersteht mir; ich bin so unruhig, so beklommen, mir graut im Bett!" „Ja, wenn dem so ist", erwidert der junge Mann, „so mußt du mit darunter! Aber sag' mir 'mal, mein Kind, hast du denn auch schon einen Bräutigam? Wie heißt dein Bräutigam und wie weit ist's schon gekommen mit euch?" „Ich meinte, ich müsse alles haarklein erzählen und antwortete: «Ach ja, es ist der Sohn von Köthner J....'s Hofe, der Schuster, der so fleißig meine Aeltern besucht! Weiter aber ist's noch nicht gekommen mit uns, ach bewahre, nein, nein! Er kommt freilich jeden Feierabend und manchmal auch bei Tage, aber dann sitzt er da und ich sitze hier und meine Mutter ist ja auch immer dabei!»" „Welcher Confession bist du denn zugethan, bei wem in die Schule gegangen, wer hat dich confirmirt?" Das Mädchen nennt den Magister A. und Pastor T., welche beide schon todt seien. „Wer ist denn jetzt dein Pastor?" Das Mädchen nennt auch diesen. „Aber haben diese Männer dich denn nicht gelehrt, dem Teufel und seinen Werken zu ent-

ſagen? Wenn du unter die Brüderſchaft gehſt, ſo biſt du auf ewig fertig mit dem lieben Gott!"

„Mir ſchauderte die Haut, aber — der Schatz, der Schatz und dann die arme, verwünſchte Jungfrau, die ich doch erlöſen könnte! Und wie viel Gutes ließe ſich mit dem Gelde thun! Die Mutter hat geſagt, das Meiſte wollten wir den armen Leuten geben, halb den katholiſchen, halb den lutheriſchen, und der junge J. (der Schuſter) müßte doch auch davon haben! Mit dem Reſte wollten wir uns dann ein Haus kaufen. Aber", ſagte das Mädchen nach einigem Beſinnen zu mir, „der alte Köthner J., glaube ich, kann eigentlich nichts verlangen — mir allein käm's zu, haben die Leute geſagt. Doch das alles möchte hin ſein, wenn ich nur meine Qual los wäre! Und darum habe ich auch zu dem Manne in der Loge geſagt: Ja, ich wollte unter die Brüderſchaft gehen. Da ſah mich der junge Mann (ich war ganz allein mit ihm) ſehr ernſt an, fragte, ob auch mein Vater noch lebe, und wies auf ein großes Bild an der Wand, das — den Teufel vorſtellte. «Keine Gnade bei Gott!» rief er mit erhobenem Finger; «keine Gnade bei Gott und den Heiligen! Das bedenke!» Hierauf holte er einen weißen Teller, eine große Schere und ein Tuch. Mit dem Tuche wollte er mir die Augen verbinden, mit der Schere die Pulsadern aufſchneiden, auf den Teller das Blut laufen laſſen und mit dieſem meinem Blute ſollte ich ſodann mich dem Teufel verſchreiben. . . Ich weinte."

„War der Mann dir ſonſt noch etwas anſinnend?" fragte ich das Mädchen. „Hat er dich berührt, dir zu trinken gegeben, dich umgefaßt oder dergleichen?"

„Nein! Er hat blos die Stellen an meinen Armen, die eingeſchnitten werden ſollten, mit dem Finger berührt. Als da mir das Weinen kam, ſagte er: «Nun, nun, es iſt auch zu kalt jetzt; ich mag nicht ritzen deinen Arm, die Wunden heilen nicht leicht in dieſer Jahreszeit! Komm' wieder, wenn's Sommer iſt, und eigentlich müßteſt du auch erſt 30 Jahre alt ſein, um in die Brüderſchaft aufgenommen werden zu können.» Ich ging nun nochmals mit mir zu Rathe. Keine Gnade bei Gott und den Heiligen? Dem Teufel mich verſchreiben? Keine Seligkeit? Auf immer in die Hölle, glühendheiß und feurig? . . . Aber mein Bruder ſoll ja auch darunter geweſen ſein? Und der war doch ſo brav und es ging ihm ſo gut! Wenn er nach Hauſe kam, hatte er immer alle Taſchen voll Geld!"

„Aber dieſer dein Bruder", warf ich ein, „iſt ja doch eines unnatürlichen Todes geſtorben?" (Man hatte ihn nämlich vorlängſt erhängt im Walde gefunden.)

„Ja", ſprach das Mädchen mit langgezogenem Tone, „ja, um ſein Leben hat er ſich ſelbſt gebracht!"

„Unverrichteter Sache aber wollte ich doch nicht wieder zu meiner Mutter zurückkehren", fuhr ſie fort. «Geht's denn gar nicht an, daß ich das Buch bekomme?» fragte ich nochmals. Da ſah mich der Mann eine Weile an, beſann ſich hin und her und ſagte endlich: «Nun ja, du ſollſt das Buch haben, aber du gelobeſt mir das tiefſte Stillſchweigen!» Hierauf ging er hinaus, ließ mich etwa zehn Minuten warten und kam mit einem Packet in der Hand wieder herein, das in weißes Papier gewickelt und mit einem rothen Bande umwunden war. Er legte dieſes Packet in meinen Korb, verſiegelte dieſen und gebot mir, ihn erſt dann zu öffnen, wenn ich zu Hauſe angekommen ſein würde."

Dieſes Packet war das, welches mir das Mädchen bei ſeinem Eintreten übergab. Das Buch war in einen blauen Pappdeckel geſchlagen und um dieſen ein Bild gelegt, das Napoleon auf St.-Helena und mehrere Männer aus ſeiner Umgebung vorſtellte. „Die da gelten gewiß auch viel in der Hölle", meinte das Mädchen, als ich das Bild entfaltete. Auswärts ſind mit Tinte einige Namen notirt, die das Mädchen ſelber, jedoch erſt nach ihrer Zuhauſekunft, um ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, darauf geſchrieben hatte. So, meinte ſie nämlich, müſſe der junge Mann in der Loge heißen, doch könne ſie ſich auch irren. Auf der Rückſeite des Buchs, das mehrere kleine Dramen in franzöſiſcher Sprache enthält, dem aber das Titelblatt fehlt, ſteht mit Bleiſtift geſchrieben: „Höllenzwang, Teufelsbuch." Inwendig ſind einige kindiſche Kritzeleien mit Bleiſtift und Kreide angebracht.

Zu Hauſe angekommen, hört das Mädchen bald, daß dieſes das rechte Buch nicht ſei. „Du lieber Gott! Vater und Mutter müſſen's ſich ſo ſauer werden laſſen ums tägliche Brot — der Schuſter ſieht mich ſo betrübt an und der alte ſieche Köthner fleht: «Wenn du dazu geboren biſt, die böſen Geiſter zu bannen, ſo hilf mir doch von meinem Krankenlager!» . . . Was aber nun anfangen, um die Jungfrau zu erlöſen und den Schatz zu heben, wohin uns wenden? So jammern und wehklagen alle."

Darauf ſagt die Mutter des Mädchens, die in meinem (Erzählers) Hauſe vor vielen Jahren gedient: „Dr. R. iſt auch darunter." — — „Aber

Digitized by Google

Mutter! wenn unſer Herr Doctor darunter iſt, warum haſt du mir denn das nicht gleich geſagt? Da hätten wir ja die ſauern Wege und alle Umſtände ſparen können! Unſer guter Herr Doctor hätte mir gewiß ſchon längſt alle Qual abgenommen, denn das iſt ja Chriſtenpflicht. O, was fehlt uns nun! Ich ſelbſt brauche ja nun gar nicht darunterzugehen, alles läßt ſich ja ohne Schmerz und ganz in der Stille abmachen. Unſer guter Herr Doctor ſoll auch das Meiſte und das Beſte von dem Schatze haben, — ich bin ja von Herzen froh, wenn nur meine Pein ein Ende hat."

„Und nun helfen Sie, lieber Herr Doctor", beſtürmte mich das Mädchen, „den Schatz heben und die Geiſter bannen! Sie können's ja und Sie wollen's ja auch, das hat mir — mein Erbſchlüſſel geſagt. Ja! ich habe ein Erbbuch und einen Erbſchlüſſel, die habe ich ſchon geſtern gefragt und beide haben ja geantwortet."

Das Mädchen nimmt Erbbuch und Erbſchlüſſel aus der Taſche. Erſteres iſt ein katholiſches Geſangbuch ohne Titelblatt, letzterer ein großer verroſteter Schlüſſel von gewöhnlicher Form. „Das Buch hat der Vater gekauft von einem Manne, der jetzt ſchon todt iſt, alſo iſt es ja ein Erbbuch, und der Schlüſſel ſchließt zu einem Koffer, den hat die Mutter gekauft und der hat ſchon zwei Beſitzer gehabt, die beide todt ſind; alſo iſt dieß ja ſogar ein doppelter Erbſchlüſſel! Was dieſes Erbbuch und dieſer Erbſchlüſſel ausſagen, das trügt nicht und beide haben ſchon zweimal «ja» geſagt. Ja! unſer guter Herr Doctor hilft mir von meiner Qual!"

„Wer hat dich gelehrt, Erbbuch und Erbſchlüſſel zu befragen und wie fängſt du das an?" „Das habe ich von der Witwe K. in D. gelernt, die noch lebt und auch den Leuten die Karten legt. Sehen Sie!" Das Mädchen legte nun vor meinen Augen den Schlüſſel zur Hälfte, und zwar ſo, daß der Henkel frei blieb, in die Mitte des aufgeſchlagenen Buchs, band dieſes zu mit dem Strumpfbande von ihrem „rechten" Beine, faßte hierauf mit beiden „Mittelfingern" den Schlüſſel unterhalb des Henkels und hob das Buch ſo weit in die Höhe, daß es frei über ihrem Schoſe hing. Nun ſprach ſie, ein ſehr ernſthaftes Geſicht machend, ſchnell und geläufig folgende Beſchwörungsformel:

„Erbbuch und Erbſchlüſſel, ich frage dich in Gottes Namen, ſag' du mir die Wahrheit, krieg' ich das Buch oder krieg' ich es nicht?"

„Sehen Sie hin! das Buch ſteht ſtill und nun heißt's — «nein!»

„Erbbuch und Erbſchlüſſel, ich frage dich in Gottes Namen, ſag' du mir die Wahrheit, kann es denn unſer Herr Doctor machen, daß ich das Buch kriege?"

„Und nun ſehen Sie, es dreht ſich, es dreht ſich, und das heißt «ja»... Dem Mädchen leuchtete die Freude aus den Augen. Da öffnete ſich die Thür: ein Kranker trat herein und mit den Worten: „Komm' morgen um dieſe Zeit wieder!" entließ ich die thöricht Hoffende...

Ich aber ging zu ihrem Seelſorger, um mit dieſem zu überlegen, was zu thun ſei, das Mädchen von einem ſo verderblichen Wahne, den der Krüger und eine Correſpondenten zu Foppereien benutzten, freizumachen. Die Thatſache überraſchte den verſtändigen Mann nicht. Er kennt die tiefe Verſunkenheit der untern Volksklaſſen, ihren großen Aberglauben und die Sucht, auf leichterm Wege als durch Arbeit zur Befriedigung ihrer ſinnlichen Gelüſte zu gelangen. Daß er um letzten Michaelis aufgefordert ſei, ein krankes Schwein im Hauſe des Mädchens zu „beſprechen", war ihm noch im friſchen Andenken; auch ſeien derlei Anſinnungen von ſeiten dieſer Menſchenklaſſe gar nichts Seltenes; denn ein krankes Thier, meine das Volk, ſei von böſen Geiſtern beſeſſen; dieſe müſſen gebannt werden und ein katholiſcher Prieſter, ein Mann Gottes, der die Weihen beſitze, könne das. Im übrigen werde er nicht verfehlen, dem Mädchen das Abgeſchmackte und Gottesläſterliche ihres Vorhabens eindringlich vorzuſtellen und ihr zur Beſchwichtigung ihrer innern Unruhe den Gebrauch der in ſolchen Fällen zweckdienlichen kirchlichen Heilsmittel anrathen, nicht minder aber auch die bürgerlichen Folgen, die aus dem Bekanntwerden eines ſo wahnwitzigen Treibens unausbleiblich entſtehen würden, vor Augen führen. Auch nach E. werde er gehen, um bei dem alten Köthner ins Haus zu hören und auch dort dem Befunde gemäß handeln. Die ſeelſorgerliche Admonition muß gute Wirkung gehabt haben, wenigſtens iſt Schreiber dieſes mit dem Verlangen nach Beſchwichtigung der Herzenspein des Mädchens nicht weiter angegangen worden.

Unſere Leſer werden aber an der Mittheilung des geehrten Verfaſſers noch eine Verſicherung vermiſſen. Hat der katholiſche Seelſorger auch die Schatzgräberin und ihre Aufſtifter, die ernſthaften ſowol wie die muthwilligen, über die Freimaurer aufgeklärt? — —

Anregungen.

Oeſterreichs Ariſtokratie und die Muſe.

Wiener Briefe.

II.

— — Den Vorrang in der wiener Geſellſchaft kann die polniſche Nation nicht anſprechen. Aber im Verkehr mit der Muſe iſt nicht zu leugnen, daß ſich da ihr ſarmatiſches Feuer ganz beſonders geltend macht. Den Typus des Modernen beſitzen die Polen mehr als ſelbſt die ſtellenweiſe pedantiſchen Italiener. Dem ſchönen Enthuſiasmus des Magyaren geht die geſtaltende Kraft ab.

Erſcheinungen wie eine Belgiojoſo, Comteſſe Dash, Fürſtin Ghika, Gräfin Dora d'Iſtria — Frauen der Ariſtokratie mit tonangebender phantaſtiſcher Haltung, heute Matadorinnen in einem wirklichen Roman, morgen verſuchend, ſelbſt einen zu ſchreiben — ſolche Meteore und — Irrlichter von Paris und Petersburg möchte Wien wol nur wenige bieten.

Im letzten Faſching fiel eine junge polniſche Fürſtin auf, im Kloſter erzogen, doch nicht mit dem ausſchließlichen Nonnenbedürfniß einer Hahn-Hahn'ſchen Maria Regina daraus hervorgegangen. Eglantine, die einſtige Erbin großer Herrſchaften in Galizien, trug ihr Haupt, das der Typhus zweimal geſchoren hatte, mit blonden kurzen Löckchen umgeben, die ihr friſches, zartes Madonnenantlitz in einen goldenen Rahmen faßten. Die Krankheit hatte keinerlei ſichtbare Spuren, nur eine große Reizbarkeit bei unſerer jungen Fürſtin zurückgelaſſen, die das junge leidenſchaftliche Geſchöpf mit neuen Angriffen jener fürchterlichſten Feindin der Jugend bedrohten. Eglantine ritt und ſchwamm muthig und gewandt, ſie focht mit Geſchick, ſchoß Piſtolen und trai ſicher. Dabei ſpielte ſie mit Gefühl und Vortrag Klavier und componirte Märſche und Lieder mit großer Leichtigkeit. Jetzt hat ſie auch, hör' ich, die Quelle der Poeſie in ſich entdeckt. Sie ſprach in Verſen aus, wie Graf Alfred zu jeder Stunde ihre Gedankenwelt beherrſcht, wie Alfred nicht nur ihr waches Thun, auch ihre Träume regierte. Das Gedicht wurde allerliebſt und Eglantine dichtete weiter. Diesmal eine Ode an die Muſik. Sie wußte nicht, daß die Herzogin von Orleans ihr darin vorangegangen; ſie dichtete naiv, als hätte noch nie ein Dichter etwas über Muſik geſagt. Auch dies — deutſche — Gedicht gelang der jungen Polin. Die Muſik war darin als Lebensbegleiterin des Menſchen, vom Wiegenlied bis zum Grabgeſang, gezeichnet. Die Prinzeſſin kam nun auf den Gedanken, eine Sammlung von Gedichten zu veranſtalten; aber unter welchem Titel? Nach einigem Ueberlegen beſtimmte ſich Eglantine dahin, den Namen Alfred's oder wenigſtens die Buchſtaben deſſelben zu dem Titel ihrer Gedichte zu wählen. Ach, er war ja der eigentliche Schöpfer derſelben, ihm waren ſie ja geweiht, ſie mußten auch nach ihm benannt werden. Die Buchſtaben unterlagen verſchiedenen Verſetzungen und ſo entſtand endlich aus Alfred der Name Flerda. Flerda ſoll nun das Pſeudonym der Prinzeſſin ſein und bleiben; es wurde ſogleich ein Album beſtellt, mit dem Pſeudonym in Gold gepreßt auf dem dunkelvioletten Sammt und geben Sie Acht, Oeſterreich hat nun ſeine neue Vittoria Colonna! Selbſt den Roman hat Flerda ſchon verſucht. Ihre reiche Phantaſie und ihre Kloſtererfahrungen boten ihr den Stoff, Venedig den lokalen Hintergrund. Eglantine ſchrieb in jeder unbeobachteten Minute und zuckte bei jedem Geräuſch, als würde ſie bei einem Verbrechen ertappt. Sie hört nichts mehr von den Huldigungen ihrer Freunde, ſeitdem ſie die Schilderung der Marcheſa Fiorentina unter ihrer Feder hat, die ihre himmliſchſchöne ſechzehnjährige Tochter unter den Bleidächern mütterlicher Eiferſucht gefangen hält und Bianca für blödſinnig ausgibt; ſie lauſchte nicht mehr in unſaglicher Aufregung auf die neueſte Chronik der Moden und der geſellſchaftlichen Converſation, ſeitdem ſie die Gondelfahrten des Conte Filippo ſchilderte, der im Mondlicht an Bianca's Fenſter die Mandoline ſchlägt und ihre Befreiung vorbereitet. Und das Bezeichnendſte an dem Urſprung ſolch hocharistokratiſcher Poeſie iſt dies: Eglantine ſchreibt nur, um den köſtlichen Spaß zu erleben, daß, wenn ihr Buch, natürlich ohne Namen, ſelbſt ohne den von „Flerda", gedruckt iſt und beſprochen wird, die Fürſtin-Mutter ſie vor dem Buche warnt als vor einer Lectüre, die ſich für junge Mädchen nicht ſchickt. Da haben Sie das Fräulein Goßmann-Princip in der Literatur, die „Grille", auf den öſterreichiſchen Parnaß durch eine liebenswürdige junge Polin verpflanzt!

Aber es gibt zwei andere hochgeſtellte Polen, die wir in ernſterer Weiſe, für Muſik und ſogar für die Kunſtkritik, in Thätigkeit ſehen. Es iſt ein offenes wiener Geheimniß, daß die beiden Fürſten Czartoryiſki die Herausgeber ſogar einer Zeitſchrift, der „Recenſionen", ſind!

Die Fürſten Czartoryiſki gehören jener altpolniſchen herzoglichen Familie an, welche mit dem über die drei Thürme Wilnas ſprengenden Ritter und dem bedeutungsvollen Wahlſpruch: „Le jour viendra", im ſtolzen Wappen, zu den Candidaten der polniſchen Krone, ſolange eine ſolche exiſtirte, gehörte. Der jetzt neunzigjährige Chef der Familie, Fürſt Adam, domicilirt in Paris, während deſſen Bruder, Konſtantin, der in Wien ſeinen Wohnſitz aufſchlug, im vorigen Jahre ſtarb. Der älteſte und jüngſte ſeiner Söhne, Konſtantin und Georg, nehmen in der wiener Muſikwelt eine hervorragende Stellung ein. Es mag das Gefühl mancher Unbehaglichkeit in den Kreiſen der hohen Geſellſchaft, verbunden mit eigener künſtleriſcher Hinneigung, die Hauptveranlaſſung geweſen ſein, aus welcher die Familie ſchon ſeit vielen Jahren ſich zum Mittelpunkt eines eigenen ſelbſtgewählten

muſikaliſchen Kreiſes macht; ein Gebiet, auf dem ſie eine Rivalität des wiener Adels wenig zu befürchten hat. Die Geſellſchaft der öſterreichiſchen oder, wie ſie beſſer heißen ſollte, der wiener Muſikfreunde hat erſt ſeit ein paar Jahren in der Perſon des Fürſten Schönburg einen wie es ſcheint nur nominellen Präſidenten. Unter dieſen Umſtänden iſt es erklärlich, daß der muſikaliſche Kreis der Fürſten Czartoryſki — die ſelbſt treffliche muſikaliſche Dilettanten ſind — bald alles muſikaliſch Bedeutende an ſich zog, zumal die Muſik nur in ihrer edeln claſſiſchen Auffaſſung innerhalb deſſelben betrieben wurde und insbeſondere das Streichquartett, noch lange bevor es in den Quartetten Helmesberger's ſeine Verherrlichung feierte, dort eine ſchöne Heimat fand.

Natürlich war es auch, daß die häufige Berührung mit den Koryphäen der Muſik die Fürſten bald aus ihrem häuslichen Kreiſe in die Oeffentlichkeit, wo die Muſik insbeſondere durch die früher erwähnte Geſellſchaft der Muſikfreunde repräſentirt wird, brachte und ſie in die Parteikämpfe derſelben verflocht. Die Prinzen ſchloſſen ſich bald entſchieden der Oppoſition an, die aus der Geſellſchaft und dem damit verbundenen Conſervatorium eine Art Hochſchule des muſikaliſchen Wiſſens zu gründen und die hierzu nöthigen Gelder durch Erhöhung der Schulgelder u. ſ. w beizuſchaffen hofft, während die Adminiſtration der Geſellſchaft, im Hinblick auf die beſchränkten, meiſtens nur aus Staats- oder Stadtbeiträgen beſtehenden Mittel, hauptſächlich nur den höhern Elementarunterricht vor Augen hatte, um möglichſt viele tüchtige Muſiker ſtatt weniger Virtuoſen zu bilden. Nach langjährigen Parteikämpfen und nachdem die Prinzen durch Gründung der obigen Zeitſchrift, anfangs Monats-, jetzt Wochenſchrift, ſozuſagen die Führerſchaft der Oppoſition übernommen hatten, gelang es, dieſelbe zur Regierung zu bringen. Der ältere Prinz, Konſtantin, bildet eins der hervorragendſten, tüchtigſten Mitglieder derſelben. Die Sache der Adminiſtration iſt es nun, die Richtigkeit ihrer oppoſitionellen Theorie im praktiſchen Adminiſtriren zu beweiſen. Ein Haupthinderniß hierbei iſt, daß die prachtvollen Hülfsmittel zur Ausführung der Geſellſchaftsconcerte, das Orcheſter des Kärtnerthortheaters, mittlerweile, vielleicht dem Wink einiger geſtürzter Adminiſtratoren folgend, ausblieben und ein ſelbſtändiges Lager in den philharmoniſchen Concerten aufſchlugen. Es wird ſchwer halten, gegenüber dieſen ſieggewohnten Heiden mit neugeworbenen, allerwärts rekrutirten Truppen ins Feld zu rücken.

Ueberhaupt dürften die Prinzen — Fürſt Georg iſt Präſident der Singakademie — ſchon oft erfahren haben, daß auch im muſikaliſchen wie im politiſchen Parteikampfe häufig Ideen nur die Folie für die Verfolgung perſönlicher Intereſſen, insbeſondere des „Ote toi, que je m'y mette", bilden. Uebrigens wird ihre edle und bei näherm Umgang einnehmende Perſönlichkeit gewiß viel zum Siege ihrer Parteianſicht beitragen, wie ſie denn überhaupt in Wien, wo ſie übrigens größtentheils in ihrem nahe gelegenen Schloſſe zu Weinhaus reſidiren, zu den populären Charakteren gehören.

Und um — nicht die Muſik, auf die wir noch zurückkommen, wol aber die polniſche Nationalität zu erſchöpfen, laſſen wir unſere Blicke noch auf einem jungen Manne ruhen, der uns in Geſellſchaften und Concerten oft begegnet. Eine ſchlanke Geſtalt, feine Züge, blondes Haar, blaue Augen, ein angenehmes Organ — kontraſtirt er auffallend mit den beiden Schriftſtellern. Es iſt Fürſt Jabionowſki. Als Mitglied der Landwirthſchafts-Geſellſchaft hat er zur Fahne der Wiſſenſchaft geſchworen, doch möchte er der Muſe als Rhetoriker angehören. Es iſt ein vortrefflicher Redner, der bei dem im Jahre 1857 abgehaltenen Jubiläum — eine ſchwere Aufgabe — die Geldfrage und ein Inslebentreten von Creditanſtalten für Landwirthe in einer ausgezeichneten Rede dargelegt hat, auch durch ſeine ſonſtigen Begabungen bekannt, geachtet und geliebt iſt. Seine bejahrte Tante — die treueſte Freundin der verſtorbenen Gräfin Roſa Würben — bewohnte mit dieſer zuſammen ein Haus in Iſchl. Neun Jahre hatte Fürſtin Jabionotoſka in Archiven gearbeitet, griechiſch, lateiniſch und orientaliſche Sprachen getrieben und mit ihrem männlichen Geiſt viele Schwierigkeiten überwunden. Wer ſie in der flatternden Bluſe, mit einfacher Haube auf den grauen Locken, in ihrem Garten in Iſchl wandeln, die Blumen und Bäumchen betrachten ſah, der mußte ſogleich etwas Außerordentliches in ihr vorausſetzen. Ihre tiefe ſonore Stimme, der leiſe polniſche Dialekt im Deutſchſprechen verliehen der ganzen Erſcheinung etwas Originelles. Sie beſaß die ſchönſte Privatmuſchelſammlung in Oeſterreich, ſtand in Correſpondenz und Tauſchhandel mit vielen Gelehrten und erklärte ihre Schätze auf eine überraſchend wiſſenſchaftliche Weiſe.

In dieſem hochachtbaren Theil der ſlawiſchen Sphäre thut der enge Anſchluß an deutſches Leben und deutſches Denken und Fühlen beſonders wohl. Möchte man Aehnliches von den Czechen ſagen können und überhaupt in Bezug auch auf die „Nationalitätenfrage" die Worte des Grafen Auerſperg wiederholen dürfen:

Der Morgen graut,
Im Oſten (resp. Norden und Süden) muß es tagen!

(Ein dritter Brief folgt.)

Zur Pflege der Geſundheit.

Hofrath Dr. Gumprecht in Hamburg wünſcht die Bekanntmachung einer diätetiſchen Vorſchrift, die wir der Beurtheilung unſerer Leſer überlaſſen.

„Ich erlaube mir, auf ein diätetiſches Mittel aufmerkſam zu machen, das nichts koſtet und ſowol für Geſunde wie für viele Kranke, namentlich für Individuen, welche an chroniſchem Rheumatismus und Nervenſchwäche leiden, von großem Nutzen iſt, das indeſſen wenig beachtet wird. Ich meine die metho-

Digitized by Google

diſch angewandten trockenen Reibungen des Körpers vermittelſt der Hände.

„Um die Wirkſamkeit dieſes einfachen Mittels zu würdigen, muß man die Haut in anatomiſcher und phyſiologiſcher Hinſicht in Erwägung ziehen. Dieſelbe iſt bekanntlich ein Gefühls- und ein Excretionsorgan. Das erſtere wird durch das Nervencapillargewebe (welches ſich unter der Lederhaut befindet), das letztere durch die Poren und die Talg- und Schweißdrüſen der Haut vermittelt, wodurch aus der letztern nicht nur Waſſer und Salze, ſondern auch die überflüſſige organiſche Wärme und die überflüſſige animaliſche Elektricität ausgeſchieden werden. Durch die zahlreichen Nerven der Haut werden die Eindrücke auf den Körper zum Rückgrat und Gehirn geleitet und dadurch zum Bewußtſein gebracht.

„Um das peripheriſche Haut- und Nervenleben und die Erzeugung der organiſchen Wärme des Körpers, welche bekanntlich im thieriſchen Organismus eine ſo wichtige Rolle ſpielt — zu befördern, muß man die Reibungen des Körpers des Morgens beim Erwachen im Bett vornehmen, weil alsdann der Körper durch die Bettwärme erwärmt iſt.

„Man bedient ſich zu dieſem Endzweck beider Hände und verfährt folgendermaßen. Man legt den Rücken der rechten Hand, im Bett aufrecht ſitzend, in die innere Seite des rechten Schenkels, legt die flache linke Hand auf die rechte und reibt die zuſammengelegten beiden Hände ſtark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme empfindet. Man wechſelt mit den Händen und Schenkelflächen, wenn eine Hand ermüdet iſt und fährt auf dieſe Weiſe abwechſelnd eine Zeit lang fort. Nach dieſen Reibungen läßt man die zuſammengelegten Hände eine Zeit lang geſchloſſen zuſammenliegen, um dadurch das Ausſtrömen der organiſchen Wärme und der animaliſchen Elektricität zu befördern. Auch die Füße und namentlich die Fußſohlen (welche ebenſo wie die Handflächen reichlich mit Nerven verſehen ſind) eignen ſich des Morgens beim Erwachen im Bett zu Reibungen, jedoch nicht in ſo hohem Grade wie die Handflächen.

„Das Verfahren dabei iſt folgendes:

„Man bringt den Körper in eine horizontale Lage, legt den Plattfuß des linken Fußes auf den rechten Fuß und reibt beide ſtark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme bemerkt. Man wechſelt mit den Füßen, wenn der eine ermüdet iſt.

„Nach der Beendigung dieſer Reibungen verweilt man noch einige Minuten im warmen Bett, verläßt alsdann daſſelbe und ſchreitet zu den ſo heilſamen Reibungen des Unterleibes und des Rückgrates, und zwar im Winter im geheizten Zimmer, welche folgendermaßen vorgenommen werden. Man legt die rechte Hand auf die Herzgrube und die linke auf die entgegengeſetzte Seite des Rückgrates und reibt gleichzeitig mit beiden Händen von oben nach unten eine Zeit lang, anfänglich langſam und allmählich immer ſtärker. Man empfindet nach dieſen Reibungen Wohlbehagen, Erquickung und Stärkung.

„Aus dem Obigen geht, wie es mir ſcheint, hervor, daß die trockenen Reibungen des Körpers ſowol für Geſunde zur Belebung und Stärkung der Haut als auch für diejenigen, welche an chroniſchem Rheumatismus und Nervenſchwäche leiden, als weſentlich heilſam zur Unterſtützung der geeigneten Heilmittel betrachtet werden können."

Neue Gedichte.

I.

Emil Balleske führt einen leider zu früh verſtorbenen Dichter ein, Frederik Seyffardt, einen geborenen Holländer, der ſich mit Liebe deutſcher Sprache und deutſcher Dichtkunſt zuwandte. Er hinterließ ein epiſches Gedicht: „Die Geuſen" (Elberfeld, Bädeker, 1860). Wir ſtimmen mit Balleske überein. Hier iſt ein poetiſches Talent, eine hiſtoriſch-treue, mächtige Farbengebung. Schmucklos und doch ergreifend iſt das romantiſche Element in den Freiheitskampf der Niederländer wider die Spanier eingeführt. Nicht immer iſt die Nibelungenſtrophe im einzelnen mit Geſchick gehandhabt, aber mehrere Strophen nacheinander geleſen behalten einen vollen und tiefen Klang. Wir wünſchen dem Gedicht die weiteſte Verbreitung; lebensvoll wie es iſt wird es überall anregen, ſeine edeln und muthigen Gedanken werden überall einen Widerhall finden. An die Verlagshandlung nur die Bitte, größere Lettern zu gebrauchen; Nibelungenſtrophen in Diamantſchrift ruiniren die Augen.

Aufwärts.

Zage nicht! — Was willſt du klagen,
Daß du viel zu ringen haſt?
Jedem ward ſein Theil zu tragen;
Trage lautlos deine Laſt.
Laß das Seufzen, laß das Weinen!
Erdenluſt und Weh ſind Schein.
Wirſt du heute glücklich ſcheinen —
Morgen wirſt du glücklich ſein.

Was dich quält, ſind nicht die Dinge,
Der dich peinigt, biſt du ſelbſt,
Der du dir im engſten Ringe
Selbſt ein kleines Weltall wölbſt.
Wiſſe, kleiner Theil des Ganzen,
Daß der Theil im Ganzen lebt,
Und daß deine Diſſonanzen
Gott in Sphärenwohllaut webt.

Darum laß die Welt nur ahnen,
Wenn ein Leid dein Herz bewegt,
Daß zu immer höhern Bahnen
Dich der Flug des Geiſtes trägt.
Aufwärts ſtrebe, ringe, ringe,
Bis die träge Feſſel reißt!
Denn den Geiſt nicht baun die Dinge —
Seinen Leib baut ſich der Geiſt.

Karl Georgi.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politiſche Randgloſſen. III. — Berliner Briefe. II. — Aus der Bühnenwelt. — Briefwechſel.

Politiſche Randgloſſen.

III.

„Die Exiſtenzfrage iſt nicht proteſtantiſch, nicht katholiſch, nicht liberal und nicht reactionär, ſo wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, meine Hand, meine Katze proteſtantiſch oder katholiſch, liberal oder reactionär iſt.“

Oder:

„Sieh' hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonnet in die Bruſt! Hilf! — Antwort: Ja, lieber Gott, der Menſch dauert mich, aber er iſt Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen.“

Solche und ähnliche Sätze finden wir in einer Schrift, die die „Allgemeine Zeitung“ mit Begeiſterung empfiehlt — „Kritiſche Gänge“ von Friedrich Viſcher, vielgerühmtem Aeſthetiker in Zürich (Stuttgart, Cotta, 1861).

Der Verfaſſer floh vor Bildern und Anſchauungen, die daheim nicht länger zu ertragen waren. Einen doppelten Wahn ſah er um ſich her durch Menſchen verkörpert, die ſonſt von ihm geachtet wurden; den Wahn des „Nationalvereins“, der Deutſchlands Geſchicke nur noch an Preußen kette; den Wahn der Demokratie überhaupt, die Oeſterreich ebenſo „zertrümmert“ wünſche wie vielleicht die ganze Welt, um nur neue Ordnungen zu ſchaffen.

Aber auch in Oeſterreich, wohin der Verfaſſer, um ſich zu ſammeln, entflieht, in Oeſterreich, das ihm von jeher, auch ſeiner „alten Wohlfeilheit“ wegen, ſo unendlich werth geblieben war — letztere „Wohlfeilheit“ hätte ihn doch ſchon etwas aus ſeinen jugendlichen Träumen wecken ſollen —, wird ihm nicht wohl. Auch dort hört er, daß etwaige Waffenſiege des doppelten Adlers nur als ſchlimme Zeichen für die Sache des innern Fortſchritts gedeutet würden. Außer ſich über die Verblendung dieſer Zeit, irrt ſein deutſches Herz auf dem Schlachtfelde von Solferino, ſein Vaterlandsgefühl kann nicht ertragen, daß Franzoſen über eine Armee geſiegt haben, die, wenn nicht ganz, doch theilweiſe aus Deutſchen beſtand.

Aus dieſer Stimmung heraus ſind denn die obigen und viele ähnliche Sätze ſeines Buchs entſtanden. Der Reiſende jubelt, wenn ein bregenzer Stubenmädchen in Mailand über die Franzoſen zu ihm ſagt: „So en ſchmierige Kerle möcht i jo net mitme Steckele anrege, do ſind die Oeſterreicher andre Leut geweſe.“ Jeder ihm zu Ohr gekommene einzelne Zug von deutſcher im letzten Krieg bewieſener Tapferkeit wird von ihm mit Hoffnung auf beſſere Zeit gebucht und am liebſten möcht' er, die Trommel würde gleich wieder gerührt und die Deutſchen ließen die Erde unter ihrem ehernen Fußtritt erdröhnen. Keineswegs will er die Italiener geknechtet ſehen, Ungarn keineswegs ohne Freiheit, Deutſchland nicht ohne Einheit — nur ſoll Frankreich à tout prix fern gehalten bleiben, Frankreich nicht die Landkarten verändern — beſonders aber nie ein Deutſcher, und er mag vertreten was er will, beſiegt aus einem Kampfe hervorgehen u. ſ. w.

Seit zwei Jahren ſind dieſe an ſich ſo wohlgemeinten Anſchauungen von deutſcher Macht und Herrlichkeit aus dem traurigſten polemiſchen Hader, einer gänzlichen Zerſetzung unſers politiſchen Lebens, Gehäſſigkeiten und Verletzungen aller Art bekannt. Wenn jedoch Jakob Venedey, die augsburger Zeitung, Guſtav Fröbel und Friedrich Viſcher gerecht ſein wollen, ſo müſſen ſie bekennen, daß ſie in dieſem Widerſtreit der Meinungen die Minorität haben. Die Majorität — nicht die der Indolenz können wir meinen, ſondern die ſtimmfähige Beurtheilung — ſagt, die zufällige außerordentliche Größe Oeſterreichs und des Hauſes Habsburg wäre für die Welt und für Oeſterreich eine Sache für ſich. Seit funfzig Jahren hätten wir von ſo mächtiger Ausdehnung des deutſchen Namens nach dieſer Seite hin wenig Segen und viel Fluch gehabt, unterdrückte Völker nach außen, verfolgte Patrioten nach innen. Jene chineſiſche Mauer, die Kaiſer Franz und Metternich zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich von Bregenz bis Krakau gezogen, hätte beide Organismen in einem Grade getrennt, daß all dieſe entrüſteten Worte ohne zu zünden in die Luft verflögen. Deutſchland würde überhaupt nur für dasjenige Oeſterreich mitfühlen, das ſich an den drei großen Aufgaben des engern Vaterlandes ſichtlich und aufrichtig fördernd mitbetheiligte: Freiheit, Einheit, Aufklärung.

Es würde zu weit führen, wollten wir die hiſtoriſche Berechtigung dieſer letztern Anſicht beweiſen und zu gleicher Zeit ausführen, wie wir darum nicht im mindeſten nöthig haben, eine ſo paniſche Furcht vor den Franzoſen zu hegen, noch auch die Bildung eines einigen Italiens zu ſcheuen, noch auch einige Neugeſtallungen der Karte Europas mit miſstrauiſchem Auge zu betrachten. Das engere Deutſchland von 1859 war nicht mehr das Deutſchland der geiſtlichen Kurfürſten und der Reichsarmee, ſondern war und iſt ein Kern, der etwas mehr vertritt als nur Preußen, ſo betrübend uns auch die lockere Verbindung mit

Digitized by Google

den acht Millionen Deutschen Oesterreichs erscheinen darf, die uns leider durch alles das, was sich sonst an historischen Anneren in Ungarn, Polen, Böhmen, Slavonien, Italien, für sie maßgebend, gebildet hat, nur noch geistig angehören. Wir bedauern, diese Beweisführung heute unterlassen zu müssen, um so mehr, als wir jede Gelegenheit gern ergreifen, vor allzu grellen Einseitigkeiten und unmotivirten Präponderanzen, auch Preußens, zu warnen — die Politik der gelehrten Herren, die entweder bereits in Preußen Professoren geworden sind oder es erst werden wollen, ist nicht die unserige. Aber in Betreff Vischer's können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns seine Art der Beweisführung und die ganze naturalistische Wallung seines Denkens und Fühlens durch ihre chaotische Unordnung wahrhaft erschreckt hat. Aus einem Denkermund die subjectivsten Mondschein-Monologe! In seiner Darstellung verjagt das Bild den Gedanken, der Gedanke das Bild; jeder Eindruck verschlingt den vorangegangenen; das geringste Erlebniß wird zur großen Thatsache aufgeblasen und die große Thatsache wieder zerbröckelt sich in Kleinigkeiten, in ihre Staffage, ihr Costüm, ihren äußern Effect. Vischer kann nicht an die Ungarn denken, ohne von „praller, sporenklingender" Rede zu sprechen — von Venedig nicht, ohne die alten Dogen zu sehen, von Franzosen nicht, ohne ihre rothen Hosen; es ist der aufgedonnertste Feuilletonstil, ja der parlamentarische Tribünenstil einer Jungfernrede, die vorher niedergeschrieben und auswendig gelernt ist. „Es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion ersetzt, eine Naturkraft des Gemüths, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatz richtig bestellt sein" — in diesem, fast schwäbischen Dorfgeschichtenton das ganze Buch. „Was anders ist der Patriotismus als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfall nahe ist, läßt keins ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, eins gegen außen! Dieses Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstriren; wer es nicht hat, gehört nicht zur Familie; wer es hat, der hält es rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen." Aehnliche Sätze wie dieser, der denn doch auch beweisen muß, daß also Deutsche und Schweizer in Neapel die kräftigste Waffe des Despotismus sein dürfen und von unserm „Familiengefühl" bei jedem Kampfe gegen ein geknechtetes Volk für ihren Sieg zugejubelt bekommen müssen, charakterisiren die subjectiv-lyrische Denkmethode. „Tief bewegt, wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm durch äußern zu vertoben." Als läse man Auerbach.

So ist denn also doch das Grundwesen Vischer's, so in der Aesthetik wie in der Politik, seine tiefinnerlich nur romantische Anschauung. Ein Glück für ihn, daß Goethe einen „Tasso" und „Iphigenie" geschrieben hat. Sonst wäre sein Ideal die Arabeske. Wir wissen nicht, ob man verstehen wird, was wir damit ausdrücken wollen, wenn wir sagen, das Unglück einer solchen Denk-, Beobachtungs- und Gefühlsmethode ist die Reminiscenz. Sie beirrt Vischer'n auf Tritt und Schritt und bei so excentrischem Subjectivismus begreift sich, wie der Autor seine hochberühmte „Aesthetik" nur zu einem Werke hat machen können, durch das er sich vor allem selbst erst klar wurde.

Vischer hat, hören wir, die „Tendenzpoesie" verworfen. Warum? Sie weckt ihm die Reminiscenz deutschkatholischer Pfarrer, Freier Gemeinden und Freimaurer — für den Romantiker unpoetische Begriffe. Wer aber die „Tendenzpoesie" verwirft, versteht nicht nur das Blut nicht, das durch die Adern seiner Zeitgenossen rollt, er hat auch den Lebensathem, der durch die alten Muster weht, nicht verstanden. In Homer, im Hohenliede, in Dante, im strasburger Münster, in Palästrina's Messen, in Rafael's Transfiguration, in Calderon, Shakspeare, Schiller und Goethe ist alles Tendenz; nur daß die Tendenz älterer Zeiten Nationalität, Glaube, Gesittung, Bildung hieß. Die Tendenz unserer Zeit ist die der Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang, der Sieg der Gerechtigkeit, der Sieg der Geistesfreiheit über die rohe Gewalt der Vorurtheile, auch über das Vorurtheil des oben geschilderten Patriotismus als „Familiengefühl". In der eines Denkers würdigen Politik weht nur die Tendenz. Oder sollte Vischer glauben, daß 1859 Preußen die Tendenz gemacht hat, die damals mit blutendem Herzen Oesterreichs Niederlagen sah, an sich hielt, dem Herzen Ruhe gebot und sich sagte: Die Zeiten müssen sich erfüllen!? Wenn Vischer in den obigen, selbst für einen „Belletristen" effecthaschenden Sätzen, die wir citirten, andeutet, daß Deutschland Oesterreich im Stich ließ um des Concordats willen, so hätte eine solche Wahrnehmung auf einen so bedeutenden und genialen Kopf niederschmetternd wirken sollen. Eine unsichtbare Stimme hätte ihm rufen müssen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, nicht die romantische Arabeske, nein, die Tendenz ist in dem Grade die allmächtige Gewalt unserer Zeit, daß sie die Weisesten verstummen macht.

Bei alledem ist Vischer angeweht von diesem neuen Geist und die großartige Schöpferkraft desselben imponirt ihm. Da ergreift ihn denn inmitten seiner zornigen Rede die „gebrochene Wehmuth" der Reminiscenz. Er ahnt, daß es wol gar mit dem, was die Katheder lehren, plötzlich einen Zusammenbruch geben könnte, daß Homer, Sophokles, Dom von Mailand, Händel und Mozart nicht mehr vollkommen ausreichen dürften. Dann steht er vor

Digitized by Google

einem Eisenbahnstationshäuschen und abstrahirt sich mit schmerzlicher Resignation mögliche Schönheitsgesetze einer modernen Baukunst. Folge doch der in seinem Gedankenlabyrinth sich so akademisch, ja burschikos sicher gebende Gelehrte (Kritische „Gänge"!) diesem Zuge überall, bekämpfe die rebellischen Reminiscenzen seines Katheders, des tübinger Stifts, der dilettirenden Poesie, die an sich schön und edel in ihm verborgen lebt, und lerne, ohne Reserven, Freiheit, Licht und Aufklärung ebenso offen, ehrlich und mit ganzer Seele lieben wie seine romantischen Schnörkel! Gibt es „in der Aesthetik einen Schmerz", den Vischer etwa dahin definirt, daß die Gesetze des Schönen, die man zu Hause eingebunden in seiner Bibliothek liegen hat, nicht in Einklang zu bringen sind mit dem, was draußen in der Welt die moderne Bildung durch sich selbst hervorbringt und ohne alle Beweisführung zum eigenen Maßstab ihres Werthes macht, so gibt es auch einen solchen in der Politik. Ueberwinde ihn Vischer, bekämpfe getrost die schwarzrothgoldenen Reminiscenzen und lerne dem Geist einer Zeit lauschen, die die hochherrlichen Hohenstaufen mit unserer sich wild die Locken schüttelnden Primaner-Politik, trotz Uhland, nicht einmal auf der deutschen Bühne hat geltend machen können, wie viel weniger im deutschen Leben.

Berliner Briefe.

II.

— — Außer den Unterbrechungen der Theater, Concerte und mancher gesellschaftlichen Beziehungen bemerkt man keine besondere Veränderung unsers Lebens durch den endlichen Heimgang des vielgeprüften königlichen Dulders. Sein Bruder setzt sein begonnenes eigenes System fort — höchstens daß einige Namen in den nächsten Beziehungen des Hoflebens sich ändern dürften.

Meine eigenen Empfindungen über den Charakter und das Leben des hochseligen Fürsten will ich Ihnen nicht aufdrängen und nur zusammenfassen, wovon wir kurz vor seinem Abscheiden gerade im geistigen und geselligen Verkehr am meisten ergriffen waren.

Wir dachten viel an Humboldt, dessen Bibliothek, in der fast jedes Buch Randbemerkungen von seiner Hand trug, denn nun nach Amerika wandert! Die beste Büste, die von ihm existirte, von David, vor der wir oft in seinen Räumen bewundernd und das Original mit der Copie vergleichend gestanden haben, geht jetzt für 2000 Thlr. nach England, wohin sie verkauft worden ist. Die Anhänger des berühmten Mannes können ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken, daß er all sein Hab und Gut in die Hände seines Dieners gelegt hat. Die einen behaupten, daß Humboldt, der geistig große und freie Mann, der Sklave seines Dieners gewesen, der ihn nach seinem Willen lenkte; andere versichern, daß es damit doch nicht so schlimm war; Humboldt, ohne Vermögen, hätte die treuen Dienste nicht anders zu belohnen gewußt. Aber diese herrliche, mit Begeisterung gearbeitete Büste seines Freundes David, die der Künstler ihm selbst verehrte, hätte Humboldt seiner Vaterstadt Berlin vermachen müssen, um damit dem Orte und sich selbst ein bleibendes, sichtbares Andenken zu gründen. Es ist nicht Sparsamkeit, daß der Staat von diesem Nachlaß schließlich nichts angekauft hat, es ist das gekränkte Selbstgefühl, daß es dem Manne möglich war, dieses reiche Inventarium, das jeder schon bei Lebzeiten des Besitzers mit so hoher Pietät betrachtete, so ohne weiteres in Hände zu legen, aus denen man die Gabe nun auch nicht mehr entgegennehmen mochte.

Daß es uns an begüterten Persönlichkeiten nicht fehlt, die bedeutende Summen noch für Bildwerke zahlen können, beweist eine soeben vollendete, vom Professor Kalide für die Kirche zu Miechowitz in Oberschlesien auf Bestellung der Frau von Thiele-Winckler gearbeitete Madonna mit dem Kinde. Das herrliche Kunstwerk des genialen Bildhauers ist über lebensgroß in carrarischem Marmor ausgeführt. Das fesselnde Moment beruht in der unbedingten Naturwahrheit, die das ideale Ganze durchdringt. Frau von Thiele-Winckler ist jene berühmte Erbin aus der Wunderwelt der schlesischen Zinkgrubeninhaber, die plötzlich Millionen ernteten, wo sie hundert Thaler gesäet hatten.

Die Militär-Reorganisation entwickelt sich nach allen Richtungen hin definitiv und die in der Kammer gegebene Zusage des Finanzministers, „daß man nur provisorisch damit vorgehen werde", scheint sich nicht zu erfüllen. Kriegs- und Finanzminister, sagt man, liegen in Differenzen. Der erstere verlangt, daß dem letztern „ein Kornfeld in der flachen Hand wachsen" soll, der letztere, daß der Kriegsminister „Armeen aus dem Boden stampfe". Mit einem Wort: Es geht nicht recht vorwärts mit den zugesagten Millionen. Der Finanzminister, der einst als heftigster Kämpe gegen die wiedereinzuführende Salzsteuer auftrat, wird nun wol, ohne sich selbst ungetreu zu werden, eine solche Vorlage machen müssen, aus der ihm mindestens zwei Millionen disponibel werden. Sie ist auch entschieden die am wenigsten empfindliche Steuererhöhung, da nur die reichen Gutsbesitzer, Fleischer und Bäcker, die das Salz tonnenweise consumiren, den Vortheil genossen haben, während dem Armen mit dem Dreier, den er in der Woche an seinem Pfund Salz ersparte, wenig geholfen war. Was man über die Grundsteuer-Vorlagen hört, lautet nicht besonders überzeugend.

Und fast ironisch klang es uns, als im „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" General von Pritzwitz einen an sich interessanten Bericht über die neuesten Zerstörungswaffen hielt. Die Armstrong'sche Kanone scheint das Ungeheuer, das aus der Hölle stammt, zu sein; ihre Geschosse wirken mit zerstörender Gewalt bis auf 15000 Schritt. Die bei der Demolirung der Festungswerke Jülich in Anwendung gekommenen stählernen Kanonen wirkten

auf 1500 Schritt, sodaß die bisherigen Festungsbauten zu zerstören für diese ultimae rationes ein leichtes Spiel sein würde. Ein belgischer Offizier will daher über die Schultern der Festungsmauern besonders construirte Eisenmäntel gelegt wissen, die den nöthigen Widerstand zu leisten vermöchten und nicht höher als Granitmauern zu stehen kommen dürften. Zur Deckung einer Kasematte würden jedoch 420 Centner Eisen nöthig sein — da dürfte denn doch „der Gott, der Eisen wachsen läßt", in der schnellen Beschaffung ebenso in Verlegenheit kommen als verschiedene Finanzminister, die Silber oder Gold schaffen sollen.

Aus der Bühnenwelt.

* Die dresdener Hofbühne führte zum ersten male die „Hermannsschlacht" von Heinrich von Kleist auf, ein wahrhaft verdienstliches Unternehmen, dem besonders die leichte und humoristische Sprech- und Darstellungsart Dawison's, der den fast lustspielartig intriganten Cheruskerfürsten gab, und Frau Bayer-Bürck in ihrer sinnigen und herzigen Weise als Thusnelda zugute kamen. Der feuervollendete Dichter, den auch in Dresden vor funfzig Jahren Momente der Trauer genug heimsuchten, würde seine Freude gehabt haben, ein Werk verherrlicht zu sehen, das in den Jahren der Erniedrigung Deutschlands nicht einmal gedruckt, geschweige aufgeführt werden konnte. Die Bezüglichkeit des Stoffs erschien fast prophetisch. Man kann Marbod kaum anders als auf Oesterreich und Hermann nur auf Preußen deuten; die schwankenden, halben, egoistischen Mittel-Fürsten sind theilweise nach der Natur gezeichnet. In diese edeln patriotischen, vom Bearbeiter Feodor Wehl fast zu sehr hervorgehobenen Tendenz liegt eine Versöhnung mit der im ganzen genommen nicht ausreichend würdigen Behandlungsform. Heinrich von Kleist ging aus der romantischen Schule eigenen scharfen Betonungen Shakspeare's und der ältern Werke Goethe's hervor. Natürlichkeit und Frische wurde von ihm immer erreicht; im übrigen charakterisirt ihn ein mehr nur humoristisch-ironisches Spiel mit seinen Stoffen, das der Glaubwürdigkeit und Wahrheit Eintrag thut. Wir haben in neuerer und neuester Zeit lernen sollen, auf diese Weise einen großen Werth zu legen und sie für maßgebend anzuerkennen; sie hat aber doch die Klippe nicht vermieden, mehr nur dramatische Epigrammatik zu erzeugen. Der Stoff in seiner ganzen Wucht und Schwere, der Stoff in seiner jedes Episodarische und kleine Beiwerk vermeidenden Fülle und Größe kommt bei Kleist nur ahnungsweise zur Geltung. Wie zerbröckelt sich z. B. in diesem Drama die große geschichtliche Thatsache in langausgesponnene Einzelmomente! Ventidius schneidet eine Locke von Thusneldens Haar, schickt sie nach Rom an die Kaiserin als Beleg, wie schöne Perrücken er ihr mitbringen würde, und Thusnelda tadelt ihn dafür, im Original, nicht in Wehl's Bearbeitung, von einer Bärin zerreißen. Bei Shakspeare finden sich dergleichen Bagatellen zu seinen Hauptgestaltungen fortwährend, sie sind aber nicht in dem Grade der alleinige Durchgangspunkt der großen Fabel wie bei Kleist. Dieser baut auf eine einzige, erste beste, vom Zufall dargebotene und in der Darstellung rein episodarisch wirkende Schändung einer Cheruskerin die „Hermannsschlacht". Dies Zufällige und Particulare, gehandhabt mit Witz, Phantasie und munterer Natürlichkeit, erzeugt für den ästhetischen Gourmand, der sich sogar an Schiller's pedantischer Regelmäßigkeit mit der Zeit langweilen kann, einen außerordentlichen Reiz; aber vor lauter Cayennepfeffer oder auch lieblicheren Würzen, selbst nur vor dem betäubenden ewigen Hollunderduft im „Käthchen" oder dem magnetisirenden Nelkenduft im „Prinzen von Homburg" geht der eigentliche große glaubwürdige Zug der Handlung verloren und deshalb denn der Mangel einer überzeugenden und durchgreifenden Wirkung, die auch hier, in der „Hermannsschlacht", nur erst geschaffen wird durch den alles Kleine durchbrechenden mächtigen Ernst der behandelten vaterländischen Sache selbst.

Die treffliche, geistvolle und äußerst gutgelaunte Leistung Dawison's, der vielleicht nur eine Milderung des Humors beim Arrangement der Begegnungen seiner Frau mit Ventidius und durchgängig eine Milderung des Fortissimo im Vortrag zu wünschen wäre, und die treuherzige, sittlich-reine, ja fast hausmütterliche Darstellung Thusneldens durch Frau Bayer-Bürck rühmten wir schon. Die Bearbeitung Feodor Wehl's bezeugt die bühnenkundige Hand. Nur hätten wie in den Actschlüssen und bei Abgängen keine Reime gewünscht. Sie gehören dem Dichter ebenso wenig an wie am Schluß das Bedürfniß Thusneldens, den Gatten wegen Ventidius um Verzeihung zu bitten. Das schöne, alle Verirrungen einer doch im Grunde vor dem Vaterländischen bewahrt bleibenden Frau zusammenfassende und entschuldigende Wort Hermann's:

Thuschen! Mein schönes Weib! Wie rührst du mich!

sagt alles.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Pesth. „Das Wort" zu lang und „Die Mahnung" unklar.

— Herrn *** zu Newark in Neu-Jersey. Ihre Mittheilungen über die Unsicherheit und Wildheit des nordamericanischen Lebens sind allerdings haarsträubend. Wir wollen nur aus Einer Woche folgende Beweise von Selbsthülfe hersetzen: „In Texas fand man vor vierzehn Tagen vier Männer, dazu noch Gerichtspersonen, eines schönen Morgens auf öffentlicher Straße erhängt. Sie waren der Lynchjustiz verfallen. In Arkansas erschossen zwei Brüder vier andere Männer und wurden dafür ohne weiteres aufgeknüpft. In Süd-Carolina ergriff, verurtheilte und erhängte ein Volkshaufe zwei Männer auf den Verdacht, daß sie Abolitionisten seien. In Georgia theerte, federte und prügelte man einen Menschen, der das Unglück hatte, eine gedruckte republikanische Rede durch die Post zu empfangen, seinem Schicksal jedoch verfiel, bevor er sie gelesen. Später wurde er unter Androhung augenblicklichen Todes weggeschickt. In Mississippi wurde ein wohlbekannter Bürger auf offener Straße erschossen, weil er den Namen Douglas (des Sklaven-Spartacus) ausgesprochen, ohne auf geschehene Aufforderung denselben einen derben Fluch hinzuzufügen; in demselben Staate wurde ein Pflanzer, der eins seiner Pferde „Honest Abe" taufte, aufgefordert, dasselbe dem Teufelchen zu entreißen, widrigenfalls sein eigenes Leben verwirkt sei. In Neuyork endlich fordert der Eigenthümer des Albany-Dampfers, Daniel Drew, alle übrigen Dampfer zu einer Wettfahrt auf und hat also entweder die von keiner Polizei gehinderte Absicht, die Passagiere seines Schiffs zuerst in Albany zu tunden oder sie — sammtlich in die Ewigkeit zu befördern."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 3.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thalee.

Inhalt: In der Eisenhütte. Erzählung von Wilhelm Trapp. I. — Starrkrampf und Pfeilgift. Von Dr. Warmann. III. — Türkische Erinneeungen. Mitgetheilt aus den Erlebnissen einee Engländerin von W. Hornay. I. Ein gewaglee Besuch der Hagia Sophia. — Zum neuen Jahe. Peolog von Emil Rittershaus. — Oestereeichs Aeistokratie und die Muse. Wiener Briefe. III. — Kundeu aus der Ferne. I. Baldwin Möllhausen. — Neapel und Sicilien. — Neue Romane und Novellen. I. — Glossen. — **Neues aus der Welt.**

In der Eisenhütte.

Erzählung von Wilhelm Trapp.

I.

Am südlichen Abhange des Harzes, dicht neben dem hannoverschen Städtchen Ilefeld, liegt ein kleines Eisenhüttenwerk, die St.-Johannishütte genannt. Dasselbe besteht gegenwärtig nur noch aus einem Frischhammer und einer Achsenschmiede, deren Räder durch die den Schluchten des Harzes entströmende Bärn, einen mittelmäßigen Waldbach, getrieben werden.

Daß der Betrieb des Werks ehemals ausgedehnter und auf eigenen Eisensteinbergbau gegründet gewesen sein müsse, läßt der neben der Hütte emporragende Hohofen erkennen. Leider entsteigen demselben nicht mehr die läuternden Flammen der Kohlen- und Erzgluten, eine Ruine steht er da, Quitzern und Brombeeren wachsen auf seiner „Gicht", in denen die Vögel nisten.

Im vorigen Jahrhundert stand die Hütte im Lehnsverbande zu der gräflichen Familie von Stolberg zu Stolberg und war im Besitz einer braunschweigischen Familie Balcke. Da die Rechts- und Lehnsverhältnisse in diesem Dreiherrenwinkel von Ilefeld — es stoßen hier das Hannoversche, Preußische und Braunschweigische zusammen — in jenen Tagen noch sehr verwickelt waren und infolge davon der Besitz der Hütte verschiedentlich angefochten wurde, so betriebeu die Lehnsträger das Werk nur nachlässig und die zahlreichen Berg- und Hüttenleute litten Noth.

Als jedoch im Jahre 1776 die Commission zur Regulirung der kurbraunschweigischen und gräflich Stolberg'schen Hoheits- und Grenzverhältnisse, welche in Ilefeld tagte, auch die Erneuerung des Lehnsbriefs der Johannishütte bewirkte und dem neuen Lehnsträger einen regern Betrieb des Werks zur Pflicht machte, hob sich das Werk wieder.

Es war im Winter des genannten Jahres, als an einem stürmischen Abend ein Reiter von einem Boten geführt den Weg von Nordhausen nach Ilefeld heraufkam. Der Schnee wirbelte vom Himmel herab und machte den äußerst schlechten Weg in der Dunkelheit noch unsicherer.

Der Frischhammer der Hütte, welcher eben eine aus der Glut gehobene Luppe (ein großes Stück durch Hitze dehnbar gewordenes Eisen) auf dem Amboß zu verarbeiten hatte, sprühte helle Funken über den schneebedeckten Weg, was in der Dunkelheit der Nacht ein prächtiges Schauspiel gab.

Von der düstern Schönheit des Anblicks gefesselt, hielt der Reisende an; da jedoch sein Pferd sich sowol vor der sprühenden Glut wie vor dem

Sauſen der Blaſebälge ſcheute, ſtieg er ab und übergab es ſeinem Führer.

„Reite vorauf und beſtelle mir im beſten Wirthshauſe in Ilefeld Quartier, ich werde bald nachkommen!"

Der Führer, ein luſtiger junger Burſche, ſchwang ſich in den Sattel und trabte davon.

Am Amboß waren zwei Männer beſchäftigt, ein ganz alter mit greiſem Bart und ein junger mit krauſem blondem Haar. Ein langes leinenes Hemd, Gamaſchen, welche bis über die Kniee reichten, und ſchwere Holzſchuhe waren ihre ganze Kleidung. Beide hielten mit großen Zangen das mächtige Stück glühenden Eiſens auf dem Amboß feſt, von welchem unter den wuchtigen Schlägen des Hammers, die ihre Arme erzittern machten, zu beiden Seiten die glühende Schlacke herabfloß. Als nach mehrfachem geſchickten Hin- und Herdrehen die Luppe endlich ihrer unreinen Beſtandtheile entledigt war, ergriff der jüngere Arbeiter einen ſchweren, meſſerartigen Keil, brachte ihn geſchickt unter den Hammer und das Eiſenſtück flog in zwei Hälften vom Amboß herunter.

Der Hammer ruhte und beide Männer wiſchten ſich den Schweiß ab, welcher ihnen infolge der beſchwerlichen Arbeit wie der großen Hitze von allen Gliedern floß.

„Glückauf!" redete ſie der Fremde freundlich an, während er, ſeinen Mantel auseinanderſchlagend, in die Hütte trat. „Das war ein tüchtiges Stückchen; aber ihr verſteht euere Sache!"

Die beiden Männer blickten den Fremden ſcheu an, antworteten aber nicht.

„Es iſt doch erlaubt, näher zu treten?" fuhr dieſer fort, indem er den Hüttenraum flüchtig mit den Augen überlief und dem noch heftig glühenden Friſchfeuer ſich näherte, an welchem der jüngere Arbeiter ſich jetzt zu ſchaffen machte.

„Ei freilich!" antwortete dieſer, neue Kohlen auf die Glut werfend, „wenn es Euch Vergnügen macht, Herr, uns bei unſerer Arbeit zuzuſehen, wir werden gleich fortfahren."

„So? Weißt du das ſo genau, ob der Herr Oberfactor den Fremden noch erlauben wird, die Hütte zu beſehen?" wandte ſich mit einem male der Alte grimmig aus der dunkeln Ecke neben den Blaſebälgen, in welche er ſich zurückgezogen hatte, zu ſeinem jüngern Genoſſen um, „oder denkſt du mir auch das Trinkgeld ſchon wegſchnappen zu können? Noch bin ich der Meiſter und du biſt der Knecht!"

„Ihr geſtattet mir alſo nicht, hier zu bleiben, Meiſter?" wandte ſich der Fremde nach dieſer ſonderbaren Anrede des Alten zu dieſem.

„Ei freilich, Herr, bleibt nur hier! Ich habe es mir ſeit vierzig Jahren zur Ehre angerechnet, fremden Herrſchaften meine Hütte zu zeigen und werde Euch den Zutritt nicht verwehren!" antwortete der Alte plötzlich in freundlichem Tone, „ich wollte nur dem da ſeinen Vorwitz etwas verweiſen."

Dieſe Umwandelung des Weſens des alten Hammerſchmiedmeiſters war hauptſächlich die Wirkung des äußerſt angenehmen Aeußern und des freundlichen Weſens des Fremden. Er war von nicht hoher Geſtalt, aber wohlgewachſen, von ſchönen Geſichtszügen, namentlich unwiderſtehlichen Augen. Auch daß er den Alten Meiſter nannte, nahm dieſen für ihn ein.

„Habt Ihr nur dieſe beiden Friſchhämmer?" begann der Fremde, jetzt wieder in der Hütte umherblickend.

„Nur dieſe beiden. Sie ſind aber vollkommen im Stande, unſer Roheiſen zu verarbeiten", erwiderte der Alte mit Stolz.

„Woher bekommt Ihr Euer Roheiſen?"

„Zum Kukuk, Herr, aus unſerm Hohofen!"

„Hohofen? Wo liegt denn der? Ich habe keinen geſehen draußen!"

„Er liegt jetzt freilich kalt, aber — da blickt nur einmal über die Straße hin — was ſagt Ihr zu dem Burſchen?"

Damit öffnete er eine Klappe in der ſtraßenſeitigen Mauer der Hütte, durch welche der Hohofen ſichtbar wurde.

„Sind euere Eiſenſteingruben weit entfernt?" fuhr der Fremde fort, nachdem er hinausgeſehen und den Hohofen nickend betrachtet hatte.

„Ganz in der Nähe und wir haben ſo viel Haldenvorrath, daß die Zorgerhütte noch mit davon lebt!" entgegnete der Alte mit großem Selbſtgefühl. „Aber, um Verzeihung, Ihr ſeid gewiß auch ein Hütten- oder ein Bergmann?"

„Nur ein halber, ein halber Bergmann und ein halber Hüttenmann", ſagte der Fremde lächelnd.

Währenddeſſen hatte der jüngere Arbeiter, der Hammerſchmiedsknecht, abermals ein anſehnliches Stück Eiſen, welches zu einer Pflugſchar verſchmiedet werden ſollte, im Feuer geglüht und brachte es jetzt auf den Amboß.

Aber der Alte fuhr wieder grimmig auf ihn los.

„Wer heißt dich Sappermenter ohne mein Wort den Hammer rühren? Scher' dich an die Blaſebälge, wo du hingehörſt!"

Damit riß er dem Knechte die Zange mit dem Eisen aus der Hand und begann das Stück selbst zu verschmieden.

Der Knecht schüttelte den Kopf, blickte den Fremden an und zog sich zögernd zurück.

Was dem Fremden schon bei seinem Gespräch mit dem Alten aufgefallen war, daß dessen Augen auffallend schwach sein mußten, da er, um sicher zu sehen, immer mehr an den Fremden herantrat, bestätigte sich jetzt, als er zu arbeiten begann. Er wandte das Eisen mit großer Unsicherheit unter dem Hammer hin und her, wodurch es große Unebenheit erhielt, und als es sich mehr und mehr der flachen Form näherte, welche es als Pflugschar erhalten mußte, verfah es der Alte und fuhr damit über den Rand des Amboßes hinab zur Erde, sodaß der Hammer dröhnend den leeren Amboß traf.

Der Knecht fuhr sich bei diesem Vorfall mit beiden Händen in die krausen Haare und drehte sich verzweiflungsvoll mehrere male um sich selbst.

Der Alte aber, nachdem er den Hammer augenblicklich hatte ruhen lassen — so viel Ruhe und Geistesgegenwart war ihm geblieben — stieß einen furchtbaren Fluch aus, warf die Zange mit dem Eisen weit von sich, sodaß der umherliegende Kohlenstaub und sogenannte Hammerschlag hoch aufsprühte, und stürzte dann, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend, zur Hütte hinaus.

Der Fremde, durch diesen sonderbaren Vorgang verwirrt und betreten gemacht, blickte den Knecht fragend an; dieser streckte aber mit offenbarer Freude die Hand hinter dem alten Hammerschmiede her und sprach:

„Nun ist es gut! So mußte es erst gehen, wenn er zur Vernunft kommen sollte! Nun sind wir über dem Berge!"

Dann aber kniete er eifrig neben dem Amboß nieder, beleuchtete ihn mit der Oellampe genau und fuhr fort:

„Eine böse Narbe! Wird sich nicht ausfeilen lassen! — Wenn der Herr Oberfactor nun nicht für einen andern Amboß sorgt, so wird alles Eisen, was ich bis an mein Lebensende schmiede, diese Kreuzelements-Narbe tragen! Eine schöne Geschichte das!"

„Der alte Meister leidet offenbar an schwachen Augen und will es nicht zugestehen?" sagte der Fremde.

„Das ist es ja, Herr! Er ist halb blind und will doch von der Arbeit nicht lassen!" fuhr der Knecht eifrig auf. „Und der Herr Oberfactor ist auch so nachsichtig gegen ihn und läßt ihn als Meister beim ersten Frischfeuer. Warum? Weil er selbst alt ist, auch nicht mehr so gut arbeiten kann wie früher und doch die Geschäfte nicht abgeben will."

„Darunter muß freilich die Arbeit leiden", sagte der Fremde nach einigem Sinnen.

„Gewiß, Herr! Da seht nur — ist das eine Pflugschar, wie sie sein soll?"

Damit hatte der erregte junge Mensch die noch glühende Pflugschar mit der Zange wieder ergriffen und störte, mit dem Poker in der Linken, das Feuer um.

„Uneben und schief, als ob sie ein Junge geschmiedet hätte! Ist es denn zu verwundern, daß, wenn man vierzig Jahre in diese Glut geguckt hat, einem die Augen schwach werden? Man muß es nur zugestehen und andere nicht dumm machen wollen!"

Damit stieß er das Eisen tief in das sausende Feuer und lehnte die Zange, welche dasselbe hielt, seitwärts an die Mauer.

„Ich bemerkte auch wohl, daß Ihr beim Herausheben und Verschmieden der Luppe vorhin das Beste thun mußtet!" fuhr der Fremde fort.

„Freilich, Herr, und ich thue es so gern! Aber da stellt er sich, als ob ich ihm auf den Dienst lauere und ihm Ehre und Lohn nehmen will!" fuhr der Schmiedeknecht eifrig fort. „Es ist auch wirklich nicht mehr ganz richtig im Kopfe bei ihm! Hätte er sich sonst wol gegen einen Fremden einfallen lassen, so — unverschämt auf ein Trinkgeld anzuspielen, wie er vorhin gegen Euch that?"

Der Fremde bemerkte durch den Ruß, welcher das Gesicht des Burschen bedeckte, wie dieser über und über erröthete. Der junge Mensch schämte sich offenbar in die Person seines Meisters hinein. Und doch stand er diesem nach dem eben Gesagten wieder feindlich gegenüber und schien über die dem Alten widerfahrene Beschämung zu triumphiren. Während der Fremde diesen Betrachtungen unwillkürlich nachhing, riß der Schmiedeknecht die Zange mit dem Pflugeisen mit stummem Unwillen wieder aus der Glut und gab ihr dann auf dem Amboß binnen kurzer Zeit die regelrechte Form.

Als er das fertige Eisen zur Seite warf, trat plötzlich ein junges Mädchen in die Thür der Hütte und eilte auf den Schmiedeknecht hastig zu. Trotz der Aufregung, in welcher sie sich zu befinden schien, bot ihr Aeußeres die lieblichste Erscheinung dar.

Dichtes dunkles Haar, welches in Flechten eng an dem schönen Kopfe lag, umgab das blühende, frische Gesicht, weiße Hemdärmein ließen ein paar runde Arme sehen und ein blaues Röckchen fiel nur so weit herab, um die zierlichsten Füße frei zu lassen.

„Hennig, was ist denn geschehen!" rief sie dem Burschen entgegen; „der Vater kommt eben nach Hause gestürzt, wirft sich in seinen alten Lederstuhl, stützt den Kopf in beide Hände und weint, daß ich das Schluchzen in der Küche höre. Ich eile herzu, frage, was ihm passirt ist, aber er gibt mir keine Antwort, sondern murmelt nur immer für sich: «Es ist aus! Es ist aus!»"

„Sei ruhig, Jette, es ist nichts Schlimmes vorgefallen!"

„Du hast ihm also nichts zu Leide gethan oder er dir?"

„Nichts, nichts!" fuhr der Bursche fort, die Hand des Mädchens zärtlich zwischen seinen nervigen Fäusten pressend und ihr dann mit kurzen Worten das eben Vorgefallene schildernd.

„Es ist nun entschieden! Er muß nun weichen und kann sich auch unserer Heirath nicht mehr widersetzen!" schloß der junge Schmied, das Mädchen umarmend, welches dann seufzend hinzusetzte:

„Ja, es ist ein Glück für uns und konnte auch nicht anders kommen, aber doch dauert er mich! Er trennt sich so schwer von seinem Hammer!"

„Das ist nun nicht anders! Das wird auch dereinst mein Los sein, wie es schon das Los von vielen andern gewesen ist! Er ist auch einmal Knecht gewesen und Meister geworden!"

Erst jetzt bemerkte das aufgeregte junge Mädchen den Fremden, welcher seitwärts im Dunkel gestanden und die zwangiose Gefühlsäußerung des jungen Paares mit großer Theilnahme betrachtet hatte. Sie fuhr zurück und machte sich rasch aus der Umarmung ihres Geliebten frei.

„Nehmt es nicht für ungut, Herr, daß wir uns so wenig vor Euch genirt haben! Jette war um ihren Vater etwas bekümmert, wie Ihr gehört haben werdet, und ich mußte sie erst beruhigen!"

„Ihr seid die Tochter des Meisters und die Verlobte seines vermuthlichen Nachfolgers?" sagte der Fremde in theilnehmendem Tone, indem er dem jungen Mädchen näher trat. „Hoffentlich wird sich Euer Vater bald beruhigen, da er sich doch keinen bessern Nachfolger wünschen kann als seinen eigenen Schwiegersohn, der noch dazu ein so geschickter Arbeiter ist und dem Hammer nur Ehre machen wird."

Diese freundlichen Worte rührten das junge Mädchen augenblicklich zu Thränen. Sie drückte ihrem Geliebten die Hand und sprach:

„Ja wohl, Herr, Hennig ist der geschickteste Hammerschmied auf der ganzen Hütte und ein braver Mensch, aber — mein Vater ist zu sonderbar. Er sieht es nicht ein, daß er alt und arbeitsunfähig und bald nicht mehr im Stande sein wird, für sich und mich das nöthige Brot zu verdienen; er will es nicht anerkennen, daß er für die Zukunft seines Kindes nicht besser sorgen kann, als wenn er mich Hennig zur Frau gibt! Nein, die Ehre, der erste Hammerschmied auf der Johannishütte zu sein, gilt ihm mehr als seines Kindes, als sein eigenes Leben!"

„Er wird doch aber nicht so ganz blind gegen vernünftige Vorstellungen sein, um mit der Zeit nicht von dieser thörichten Grille abzukommen?" entgegnete der Fremde.

„Das sage ich auch!" fiel Hennig ein. „Wenn er nur erst das Muß kennen gelernt hat! Wenn ihm der Herr Oberfactor nur erst einmal gesagt hat: «Meister, Ihr habt nun den Hammer lange genug gehandhabt, macht heute abend Schicht und bleibt von morgen an zu Hause! Laßt Euch von Euerer Tochter pflegen und gönnt jüngern Leuten auch etwas Arbeit!» dann wird sich's schon machen!"

Das junge Mädchen aber schüttelte bedenklich den Kopf.

„Und selbst wenn der Herr Oberfactor seine Geschäfte mit ihm zugleich niederlegte, würde der Vater sich nicht so leicht beruhigen! Er hat den Hammer zu lieb gehabt! Der Hammer ist sein Herz! Wenn der Hammer nicht mehr geht, hört auch sein Herz auf zu schlagen, fürchte ich!"

„Jette, Jette, mach dir doch nicht so trübe Vorstellungen! Du bist ja wahrhaftig schlimmer als der Alte selbst!" fiel Hennig wieder ein.

Aber das junge Mädchen wandte sich gesenkten Hauptes ab und antwortete nicht. Wie um nach dem Wetter draußen zu sehen, blickte sie aus der Thür der Hütte und legte zugleich beide Hände auf das Herz, um ihre innere Beklommenheit zu beschwichtigen.

Der Fremde fühlte sich von all diesem auf das seltsamste ergriffen. Auch ihm kam es wol wahrscheinlich vor, daß es mit dem alten Hammerschmiede ein so tragisches Ende nehmen könne, wie dessen Tochter befürchtete. Warum sollte die Macht einer täglich geübten, mit Eifer und Liebe verrichteten Gewohnheit nicht diese tiefe Wirkung

auf ein ſo erregbares Gemüth ausüben können, wie der alte Mann offenbar an den Tag gelegt hatte und wie die Tochtee es noch eben deutlich ſelbſt bewies?

Aber das ſei mir ein deutlicher Wink des Schickſals, auch hier helfend und rettend einzugreifen! Bin ich von meiner Heimat ausgegangen, um dem Menſchenhaſſe und dem Trübſinne ein Opfer zu entreißen, das am Anfange der Lebenslaufbahn ſchon verloren ſcheint, ſo will ich hier noch ein anderes Opfer auf die wenigen Tage ſeines Lebens ſich ſelbſt nnd den Seinigen zu retten ſuchen — —

Während der Fremde dieſe Worte zu ſich ſelbſt ſpeach, hatte Hennig ſeine Geräthſchaften beiſeite geſtellt, das Feuer gelöſcht und überhaupt Schicht gemacht, da die Uhr des nahen Kirchthurms die Feierſtunde verkündete.

„Führt mich zu dem Herrn Oberſactor!“ wandte ſich der Fremde an den jungen Schmied.

Dieſer ſtutzte.

„Wollt Ihr ewa wegen des Alten mit ihm reden, Herr? Nehmt meine Frage nicht für ungut!“ ſagte Hennig, während Jette auch wieder neugierig herantrat.

„Das iſt meine Abſicht!“ erwiderte der Fremde lebhaft. „Und auch mit dem alten Meiſter will ich reden und hoffe, mit beiden alles zu euerer Zufriedenheit abzumachen.

Die jungen Leute ſahen ſich an. Der Fremde bemerkte, daß er mit dem ausgeſprochenen Entſchluſſe ihrem Wunſche entgegengekommen war.

„Wollte ich Euch doch noch in dieſem Augenblick darum bitten, Herr, ein Wort für uns einzulegen! Aber, weiß Gott, ich hatte nicht das Herz dazu!“ rief der Schmiedeknecht lebhaft.

„Ich wenigſtens hätte Euch noch gebeten, meinem armen Vatee etwas zuzuſprechen!“ ſetzte Jette mit innger Freude hinzu. „Ich weiß nicht, wer Ihr ſein mögt, aber ein Gefühl ſagt mir, daß Enere Woete von guter Wirkung ſein werdgn! Aber kommt, Herr, kommt — mir wird mit jedee Minute ängſtlicher um den Vater!“

„Alſo zum Herrn Oberfactor zuerſt! Wo iſt ſeine Wohnung?“ ſagte der Fremde, als ſie aus der Hütte ins Freie traten.

In dieſem Augenblick trat der Bote, welcher vorhin mit dem Pferde des Fremden nach Ileſeld geritten war, wieder an dieſen heran und ſagte:

„Der Herr Oberfactor nimmt mit an dem Feſtmahle im Ileſelder Gaſthofe theil, welches die Hoheitscommiſſarien heute Abend dort geben. Ihr werdet ihn alſo nicht zu Hauſe treffen, Herr!“

„Zu welchem Zweck geben die Hoheitscommiſſarien das Gaſtmahl und wer ſind ſie?“ fragte der Fremde.

„Die hohen Vertreter der höchſten Herrſchaften von Hannover, Braunſchweig und Stolberg, welche vor kurzem ihre wichtigen und mühevollen Arbeiten wegen Regulirung der Lehne und Gebietsgrenzen beendigt haben und nun den glücklichen Abſchluß ihrer Geſchäfte zuſammen feiern“, antwortete der Führer mit Wichtigkeit, indem er offenbar die Worte des Wirths in Ileſeld wiederholte. Der Hüttenſchmied beſtätigte dies, indem er hinzuſetzte, daß die Herrſchaften auch den Lehnsbrief der Hütte erneuert hätten.

„Das iſt vortrefflich! So werde ich meinen Mann beim Glaſe Wein dort aufſuchen und hoffentlich um ſo geneigter finden, auf meine Vorſchläge einzugehen. Iſt er ein fröhlicher Mann, der Oberfactor?“

Der Bote ſowol wie der Schmiedeknecht veeſtummten voe Erſtaunen über dieſe Worte des Fremden. Der Schmied, weil der Unbekannte es wagen wollte, eine ſo erhabene Perſon wie ſeinen Herrn Vorgeſetzten bei einem Gaſtmahle fürſtlicher Geſandten zu beläſtigen, und der Bote, weil er, pfiffiger als jener, in ſeinem Fremden ſogleich eine großmächtige Perſönlichkeit vermuthete, da er ſich in die Geſellſchaft hochadelicher und beamteter Herrſchaften einzumiſchen ſo wenig genirte.

„Es iſt aber, wie mir der Wirth ſagte, leider kein Platz mehe füe Euch im Wirthshauſe dort, Herr!“ wandte der Füheer ſich an ſeinen Patron.

„Kein Platz mehr? Wo haſt du denn mein Pferd untergebracht?“ entgegnete dee Fremde.

„Euer Pferd hat der Wirth noch aufgenommen, da noch Raum dafür im Stalle war und ich auch ſagte, Euer Brauner ſei wenigſtens ebenſo vornehm als alle die übrigen Gäule, die er im Stalle habe“, fuhr der Bote mit ſchlauer Miene fort.

„Das haſt du recht gemacht und ich werde deinem Beiſpiele folgen, um auch mir ein Nachtquartier zu verſchaffen“, antwortete der Fremde. Dann wandte er ſich an Hennig und Jette und fuhr fort:

„Sucht unterdeſſen den Alten ruhig zu erhalten, ich werde mich morgen wieder bei euch einfinden, um euch Beſcheid zu bringen! Gute Nacht!“

„Glück auf, Herr!“ ſagte Hennig, ſein kohlenbeſtäubtes Käppchen lüftend.

„Gute Nacht, Herr, Gott beſchütze Euch!“ ſetzte Jette hinzu und ſie trennten ſich nach zwei Seiten. Der Fremde mit dem Führer wanderte auf dem ſchneebedeckten Wege dem Städtchen Ileſeld zu, deſſen helle Fenſter durch das Dunkel von jenſeit des Fluſſes herüberflimmerten, und das junge Paar ſchritt der Wohnung des alten Schmiedemeiſters zu, welche der Hütte gegenüber an der Straße vor dem Walde lag.

Im Wirthshauſe angekommen, fand der Fremde allerdings alle Zimmer beſetzt und den großen Saal im erſten Stock glänzend erleuchtet. Der Wirth proteſtirte abermals gegen die Aufnahme des ſpäten Gaſtes, fand ſich aber doch nach einigen bittenden Worten deſſelben bereit, ihm ſogar ſeine eigene Schlafſtelle hinter dem Feſtſaale einzuräumen.

Das gewinnende Weſen des Unbekannten übte auch hier ſeine zauberiſche Wirkung und der Wirth führte ihn darauf ſelbſt durch den Saal nach ſeinem Nachtquartier.

Eine aufmerkſame Stille trat ein, als der Fremde an den am Tiſche ſitzenden hohen Herren, welche zum Theil glänzend uniformirt waren und kaum das erſte Glas beim erſten Gange des Eſſens hinter ſich hatten, vorüberging. Der ungezwungene Gruß, welchen er gegen die Geſellſchaft richtete, wurde jedoch von allen erwidert, da alle es dem Fremden anzuſehen glaubten, daß er ſolche Geſellſchaft, wie ſie waren, wohl gewohnt ſein müſſe.

Mit den folgenden Gängen und den ſie begleitenden Gläſern wurden jedoch die würdigen Herren immer lebendiger und lauter und allen übrigen nicht in Amt und Würden ſtehenden Menſchenkindern immer ähnlicher. Man lachte, ſtieß an und ſcherzte ungezwungen, und als nach Butterbrot und Käſe plötzlich eine rieſenmäßige Bowle auf dem Tiſche erſchien und der vornehmſte der Herren, der kurbraunſchweigiſche Commiſſar, durch ſein Dableiben und lächelndes Auffordern zum Trinken ſich als Spender des duftenden Getränks verrieth, da faßten ſich ſämmtliche Herren ein Herz zu einem ſehr lebhaften Hurrah! auf das Wohl des vorſitzenden alten Herrn.

Dieſer laute Ausbruch der fröhlichen Stimmung der Geſellſchaft ſchien unſerm Reiſenden das rechte Loſungswort zu ſein, um ſich mit dem Anliegen, welches er an einen der Gäſte hatte, in die Verſammlung zu miſchen.

Nachdem er ſeinen Anzug in ſeinem Schlafcabinet etwas geordnet hatte, berief er den Wirth vermittelſt der Klingel zu ſich herein und fragte ihn nach dem Herrn Oberfactor.

„Da hören Sie ihn!“ antwortete dieſer und deutete nach dem Saal, deſſen Thür er halb offen gelaſſen hatte, lachend zurück.

Eine nicht übelklingende Stimme, welche eben das Lied: „Der Papſt lebt herrlich in der Welt“, anſtimmte, drang in demſelben Augenblick aus dem Feſtzimmer zu dem Fremden herein und dieſer ſah durch die Oeffnung der Thür gerade am entgegengeſetzten Ende der Tafel einen langen hagern Mann mit gebogener Naſe, halb dem ſinnreichen Junker von der Mancha, halb dem Mephiſtopheles ähnlich, ſitzen, welcher, das Glas in der rechten, in der linken ſeine weißthönerne Pfeife haltend, das bezeichnete Lied aus voller Kehle ſang.

„Sollte ich jenen liederreichen alten Herrn wol auf einen Augenblick ſprechen können?“ flüſterte der Reiſende, deſſen Miene ein großes Behagen an dem luſtigen Alten ausdrückte.

„Wenn er ſein Lied zu Ende geſungen hat, werde ich Sie ſogleich melden“, entgegnete der Wirth. „Treten Sie immerhin einſtweilen mit hier in den Saal! Von hieraus ſieht Sie niemand.“

Damit trat der Wirth in das Feſtgemach zurück und der Fremde begab ſich nach der Andeutung deſſelben ſeitwärts hinter einen Bretterverſchlag, von wo aus er den Saal zu überſehen vermochte.

Der alte Oberfactor hatte ſein Lied geendet, wobei ihm bei der Schlußnote nach einer heftigen Handbewegung die Pfeife in Trümmern auf den Tiſch fiel, was ein allgemeines Gelächter erregte.

Während die ausgetrunkenen Gläſer nun aufs neue gefüllt wurden, flüſterte der Wirth dem Alten das Anliegen des Fremden ins Ohr.

„Fremder Herr? Wo iſt er? Was wünſcht er?“ rief der luſtige Alte ſo überlaut, daß die ganze Geſellſchaft dadurch aufmerkſam wurde und ſeine Worte mit ſtürmiſcher Heiterkeit wie im Echo wiederholte.

„Hereinkommen, mittrinken!“ rief einer der uniformirten Räthe, deſſen Haltung neben ſeinen Herren Collegen nicht mehr ganz dem Dienſtreglement entſprach, da er beide Ellnbogen zur Stütze ſeines Oberkörpers auf die Tafel gepflanzt hatte.

„Bitten Sie den Herrn, zu uns hereinzutreten und ein Gläschen mit uns zu leeren!“ verſetzte der vorſitzende Kurhannoveraner mit einer verbindlichen Neigung gegen die Thür des Seitencabinets, da er richtig vermuthete, daß von keinem andern

die Rede war als dem ihm ſchon bei ſeiner Paſſage durch den Saal bekannt gewordenen Fremden.

Der Wirth kehrte zu dem Fremden zurück und dieſer trat dann mit ungezwungener Freundlichkeit unter die Geſellſchaft, die ſich infolge des vortrefflichen Getränks um dieſe Zeit ſchon ſo weit von allem Zwang der Etiketle befreit und zur allgemeinen Menſchlichkeit und Brüderlichkeit zurückgefunden hatte, daß ſie nicht einmai nach ſeinem Namen und Stande fragte.

Letzterer Umſtand gab offenbar dem Unbekannten das Gefühi einer behaglichen Sicherheit.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. Warmann.

III.

Nur aus den am Menſchen, und zwar an vielen Menſchen angeſtellten Verſuchen, die Wirkungen der dem Leben der Thiere feindlich entgegengeſetzten Subſtanzen zu prüfen, können wir mit einiger Zuverläſſigkeit etwas mit Bezug auf ihre Anwendung in Krankheiten der Menſchen folgern. Da wir jedoch aus ſehr begreiflichen Gründen mit derartigen Experimenten niemals die engen Grenzen überſchreiten dürfen, welche uns Vorſicht und Geſetz zu ziehen gebieten, ſo werden auch ihre Reſultate immer nur ſehr dürftig und, wie wir bereits von ſehr vieien Stoffen wiſſen, ſehr entgegengeſetzt ausfallen. Die Wirkungen der Mittel hängen ab von der individuellen Beſchaffenheit des Körpers und dieſe wird bedingt durch Geſchlecht, Alter, Temperament, Gewohnheit, Lebensweiſe, Klima u. ſ. w.

Wer indeß Experimenten oft beigewohnt oder ſelbſt welche gemacht hat, wird mir zugeben müſſen, daß auch ein redlicher Forſcher, abſichtslos, nur im wiſſenſchaftlichen Eifer ſich über die objective Wahrheit der Beobachtung hinaus verirren kann. „Wir können", wie Fr. Oeſterlen *) in ſeiner „Mediciniſchen Logik" (Tübingen 1852) ſehr wahr bemerkt, „Dinge ſehen, die gar nicht vorhanden ſind, und können wirklich vorhandene überſehen oder falſch ſehen, ſei es nun verlockt durch unſer Intereſſe, durch lebhafte Phantaſie und Tendenzen, vielleicht infolge Vorurtheils oder aus Eifer mit wenigen Verſuchen möglichſt viel beweiſen zu wollen." Oder kann man leugnen, daß die allzu große Haſt, ſich einen wiſſenſchaftlichen Ruf zu erwerben und ſofort zu veröffentlichen, was man entdeckt zu haben *glaubt*, damit nicht etwa ein anderer mit derſelben Entdeckung oder wol gar mit einer ſolchen uns zuvorkomme, die fähig wäre, die unſerige werthlos zu machen; kann man leugnen, daß die wiſſenſchaftliche Reclame nicht oft genug uns Thatſachen und Reſultate dargeſtellt hat, die hinterher durch Zeit und weitere Erfahrung entweder ihre vollſtändige Widerlegung fanden oder gar ſehr corrigirt wurden?

In der Zeitſchrift „Ausland" leſen wir Folgendes:

„Zwei franzöſiſche Autoritäten behaupteten noch im Jahre 1859, daß kein Antagonismus beſtehe zwiſchen Strychnin und Wurara, welches erſtere den Starrkrampf erzeuge und letzteres ihn heile. Dr. Vella in Turin ſoll nun Verſuche gemacht haben, die das Wurara neuerdings als Gegenmittel gegen Strychninvergiftung erſcheinen laſſen, reſpective beweiſen, daß es den Starrkrampf heile. Der Verſuch wurde bei zwei «aufgegebenen» Patienten gemacht. Das Wurara rettete ſie nicht, ſoll aber ihre Schmerzen gelindert haben. In einem dritten Falle erzielte er vollſtändige Geneſung; er impfte dem Patienten täglich 10 Centigramme bis 1 Gramme in eine kleine Wunde ein. Sonſt tödtet die kleinſte Gabe davon einen Menſchen, hier brachte ſie Erſchlaffung der ſtarren Muskeln hervor. Drei pariſer Aerzte: Tahère, Audré und Chaſſaignac, machten am 19. September vorigen Jahres Verſuche mit Wurara. Acht Stunden nach der Anwendung ſollen die Kranken wieder die Arme haben bewegen und Athem holen können. Ein Patient erholte ſich vollſtändig. (Was wurde aus den andern?) Zwei andere Verſuche, in Paris und Bordeaux angeſtellt, zeigten keine Erfolge, ſodaß man vorläufig vier negative gegen zwei glänzende Beweiſe von dem Wurara als Heilmittel gegen Starrkrampf beſitzt. Uebrigens iſt es ungenau, zu ſagen, daß vier negative Beweiſe vorliegen; denn nicht gelungene Verſuche ſind noch keine mislungenen (?!); ja man kann in gewiſſem Sinne ſelbſt jene vier negativen Fälle als beſtätigende betrachten, inſofern das Wurara, welches als Impfmittel ſonſt ſtets tödtet, während des Starrkrampfs ohne Gefahr gegeben werden konnte, was ziemlich viel für ſeine Wirkung als Heilmittel gegen Tetanus beweiſt." (Vgl. „Ausland", Jahrgang 1860, Nr. 21, S. 495.)

*) Der Verfaſſer eines vortrefflichen „Handbuch der Hygiene und Heilmittellehre".

Dem Berichterſtatter, in dem wir uns doch wol einen Arzt vorzuſtellen haben, wird nicht unbekannt ſein, daß die Literatur über Starrkrampf auch von andern Mitteln, wie z. B. vom Opium, der Jodtinctur, vom Kampher, Ammonium, von Bädern u. ſ. w., auch zwei und mehrere Beiſpiele aufführt, in denen die Heilung erfolgt iſt. Sein Plaidoyer für einen noch ſo wenig erprobten Giftſtoff kann nicht dazu beitragen, ihm unſer größeres Vertrauen zuzuwenden, um ſo weniger, als er doch beſonders hervorhebt, daß die kleinſte Gabe $^1/_{000}$ Gramme, ſchon einen Menſchen tödtet. Was in den nur der Wiſſenſchaft allein verantwortlichen Räumen eines kliniſchen Hospitals oder phyſiologiſchen Inſtituts als überraſchender Erfolg von Experimenten bewundert wird, ſoll auch unſer Intereſſe finden, darf uns aber darum noch nicht zur Nachahmung auffordern. Wir würden an der Leiche eines trotz der Anwendung des Wurara geſtorbenen Starrkrampfspatienten ſeine Angehörigen und Bekannten ſchwerlich ſo leicht wie der kliniſche Profeſſor ſeine Schüler und Verehrer davon überzeugen, daß dieſer Verſuch zwar nicht gelungen, aber auch nicht mislungen ſei. Der Patient iſt todt — dieſer Erfolg ſteht dem Publikum vor Augen und dieſes richtet den Erfolg und demnach das Mittel. Den ſehr ſpitzfindigen Unterſchied zwiſchen einem nicht gelungenen und darum doch nicht mislungenen Verſuche mußte aber der Lobredner des Wurara wol ziehen, um vier negative Beweiſe als beſtätigende betrachten zu können in gewiſſem Sinne, nämlich nicht im Sinne ärztlicher Logik, ſondern ärztlicher Sophiſtik. Wenn die Impfung mit Wurara in vier Fällen, in denen die Patienten nicht gerettet wurden, wenigſtens die Schmerzen etwas verringert, die ſtarren Muskeln erſchlafft haben ſoll, ſo hat es, das beſtreite ich nicht, ſeine Einwirkung auf das Nervenſyſtem, aber gar nicht viel für ſeine Wirkung als „Heilmittel gegen Tetanus" bewieſen. Die beiden als „glänzende" bezeichneten Fälle vollſtändiger Geneſung von Starrkrampf ſind zur Zeit einfach zwei Beobachtungen eines glücklichen Ausgangs, die erſt dann etwas für die Heilkraft des Wurara beweiſen werden, wenn alle fernern Verſuche auch ſo glücklich ausfallen. Warten wir alſo erſt nur noch ein Dutzend poſitiver Beweiſe ab. Die Bemühungen, durch negative wiſſenſchaftliche Beweiſe überzeugen zu wollen, haben nur allzu ſehr beigetragen, die Zahl der Aerzte zu vermehren, welche, die Autorität der herrſchenden Wiſſenſchaft nicht anerkennend, auf ihr entgegengeſetzten Wegen ein großes Publikum für ſich gewonnen haben.

Türkiſche Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Erlebniſſen einer Engländerin von W. Hornay.

1. Ein gewagter Beſuch der Hagia Sophia.

Bei einem Beſuche, den ich einer mir bekannten türkiſchen Familie machte, kam die Rede darauf, daß früher für den Baron Rothſchild (wahrſcheinlich auf denſelben Grund hin, weshalb Gregor XVI. den Orden des heiligen Gregorius geſtiftet und die erſte Decoration deſſelben dem „Gläubiger der Beherrſcher" verliehen) ein Ferman des Sultans ausgewirkt worden war, auf welchen hin allein einem Giaur oder Fremden es geſtattet iſt, die Moſcheen zu beſuchen.

Ich konnte nicht erwarten, daß mir ein ſolches Glück zu Theil werden würde, und drückte mein Bedauern darüber vielleicht etwas ſehr nachdrücklich aus. Einige Stunden nachher wandte der Sohn des Hauſes ſich an mich und ſagte mir in ſeinem unvollkommenen Franzöſiſch, daß er mir, wenn ich Muth hätte, Gelegenheit geben würde, während des Gottesdienſtes oder, wie man ſagt, während des „Hohen Gebets" die St.-Sophienkirche zu beſuchen. Ich hätte die Kleidung eines Türken überzuwerfen und er würde mich dann mit dem alten Kiara, dem Vorſteher der Dienerſchaft, dahin begleiten.

Der junge Bei bot ſeine Dienſte in ſo galanter Weiſe an, daß ich augenblicklich entſchloſſen war, das Unternehmen zu wagen. Ich färbte mir die Augenbrauen mit der in jedem Harem ſtets vorräthigen Schminke, hüllte meine Frauengeſtalt in einen ſtattlichen Pelz, welcher mir vom Kinn bis auf die Füße reichte, zog mir ein Feß tief in die Stirn und geführt von einem Diener mit einer Laterne, begleitet vom Bei, gefolgt von dem Kiara und einem Pfeifenträger traten wir halb 11 Uhr nachts unſere abenteuerliche Fahrt an. Wir hatten weder der Frau noch der Mutter des jungen Bei über das wahre Ziel unſers Ausgangs die Wahrheit geſagt; die beiden Damen waren vollkommen beſchwichtigt durch die Verſicherung des Vaters des Bei, daß wir den Bosporus beim Mondlicht ſehen wollten, obſchon nie eine dunklere Nacht ihren Mantel über die Erde breitete. Mein Begleiter richtete unterwegs, neben mir gehend, leiſe die Worte an mich: „Wenn wir, ohne Verdacht

zu erregen, glücklich aus der St.-Sophienkirche kommen, ſo wollen wir noch ein anderes kühnes Wagniß unternehmen; wir wollen die Moſchee des Sultan Achmed beſuchen und weil wir heute hohes Feſt haben, ſo werden Sie heute vollbracht haben, was bisjetzt keinem Ungläubigen gelungen iſt; aber ich verſichere Sie, daß man, falls wir erkannt werden und uns dann die Flucht nicht gelingt, uns in Stücke zerreißt."

Dieſe Ausſichten ließen meine Kniee zwar unter mir wanken und mein Frauenmuth ſank für einen Augenblick in ſich zuſammen; dennoch richtete ich mich bald auf und erwiderte kurz: „Wenn wir die Sophienkirche hinter uns haben, laſſen Sie uns über das Weitere reden!"

Wir traten alsbald in den geräumigen Hof der Sophienkirche und wie der Diener ſich bückte, meine Schuhe zu nehmen, flüſterte der Bei mir ins Ohr: „Seien Sie feſt oder wir ſind verloren!" Ich machte eine letzte Anſtrengung, das gemiſchte Gefühl von Scheu und Furcht, welches plötzlich durch meine Glieder fuhr, zu unterdrücken, zog das Feß noch tiefer in die Stirn und folgte.

Ueber die Schwelle des Gebäudes tretend, fand ich mich in einem bedeckten Säulengange, deſſen rieſige granitene Säulen halb in die Mauern der Kirche ſelbſt ſich einlaſſen. Die Flur war mit ſchönen Matten bedeckt und die farbigen Lampen, welche in Gewinden von dem hohen Gewölbe herabhingen, goſſen volles Licht auf meine Umgebung. In den Winkeln neben den Säulen hockten Bettler, die metallene Teller hinhielten, um die Paras der Mitleidigen zu empfangen, während Dienerſchaft hin- und herwandelte oder in Gruppen auf den Matten kauerte, das Herauskommen ihrer Herrſchaft erwartend. Wie ich um mich ſah, bewegte ſich unſer Diener vorwärts, und indem er einen Vorhang aufhob, welcher eine doppelte Bronzethür in der Mitte des Periſtyls verhüllte, fuhr ich unwillkürlich zurück vor dem breiten Strome des Lichts, welcher durch die Thür ſich über mich ergoß.

Fern, wie das Auge nach oben dringen konnte, zeichneten Kreiſe und Gewinde von farbigen Lichtern, hoch, als ob ſie in den Wolken ſchwebten, die Form des rieſenhaften Doms ab, während mehr nach unten Bildungen jeder Geſtalt und Farbe durch Myriaden von Lampen in verſchiedenem Scheine hervorgebracht wurden. Gegenüber der Kanzel war der kaiſerliche Betſtuhl wie eine flutende Quelle von Licht; ſein vergoldetes Holzwerk ſtrahlte den Glanz der Lampen zurück, ſodaß er einem rieſigen Meteor glich. Wie ich unter dieſem Lichtſtrome einige Schritte durch die Thür hineingetreten war, konnte ich die Grenzen des Gebäudes nicht unterſcheiden — ich blickte vorwärts, nach oben — zur rechten und zur linken — aber ich ſah nur einen Raum, bedeckt mit menſchlichen Weſen, knieend in gleichmäßig laufenden Zeilen, bei einem gewiſſen Zeichen die beturbanten Häupter zur Erde beugend, ſo, als ob Eine Seele und Eine Regung die ganze Verſammlung belebte, während der gellende Geſang des Chors durch das weite Gebäude hallte und in langen Tönen allmählich erſtarb zwiſchen den hohen, dunkeln Pfeilern, welche es ſtützten.

Und dieſes war St.-Sophia! Mir ſchien ſie wie eine Schöpfung des Zaubers — das Licht, die wallenden Töne, die geheimnißvolle Weite des Gebäudes, welche aller Anſtrengung meines Blicks ſich entzog — die 10000 beturbanten Moslems, alle knieend mit ihren Geſichtern nach Mekka gewendet und zu Zeiten ihre Stirnen zur Erde beugend — die hellen und verſchiedenen Farben der Kleidung — die reichen, glühenden Tinten der Teppiche, welche den Marmorboden überdeckten — alles wirkte zuſammen, einen Anblick von ſolch überirdiſcher Großartigkeit zu gewähren, daß ich nicht an die Wirklichkeit deſſen, was ich ſah, glauben konnte, ſondern fühlte, als ob bei einem plötzlichen Zeichen die ſich hochthürmenden Säulen das Gewölbe voll Licht nicht mehr tragen würden und alles dann leer ſein würde.

In wahrer Anſtrengung des Anſchauens hatte ich jedes vergeſſen; die Gefahr der Entdeckung — die Flucht der Zeit — mein eigenes Ich — als mein Gefährte das einzelne Wört „Gel!" („Kommen Sie!") ſprach und, vorſchreitend zu einer Thür in der entgegengeſetzten Seite des Gebäudes, mich folgen machte, wo ich mich dann wieder in dem Hofe befand.

Wie tief athmete ich auf, als die kühle Luft über meine Stirn wehte! Es war mir, als ob ich, plötzlich aus dem Kreiſe eines Zauberers getreten, die Feſſeln ſeiner gewaltigen Magie gebrochen hätte.

„Wohin ſollen wir jetzt?" fragte mein Gefährte mich, als wir unſere Schuhe wieder nahmen.

„Nach Sultan Achmed!" antwortete ich kurz. Ich hätte an meinen beſten Freund nicht viele Worte richten können; ſchon der Verſuch, zu ſprechen, war voll Mühe. Nach zehn Minuten ſtanden wir vor der Moſchee des Sultans Achmed und nachdem wir die herrliche Flucht von Treppen,

welche zum Haupteingange führen, hinaufgeſtiegen waren, legten wir unſere Schuhe wieder ab und traten in den Tempel.

Obſchon weniger groß als St.-Sophia, machte dieſe Moſchee dennoch einen Eindruck voll ehrfurchtsvollern Gefühls auf mich als ihre mehr ſtattliche Nachbarin. Vier hochſtrebende Marmorpfeiler, fünf oder ſechs Fuß im Umfange, tragen die Kuppel und waren mit Lampengewinden bis zur äußerſten Spitze umgeben, während die unzähligen Lichter, welche aus der Höhe niederhingen, das ganze Gebäude wie mit Sternen überhangen erſcheinen ließen. Wir traten in einem günſtigen Augenblick ein, denn die Gläubigen verrichteten gerade ihre Niederbeugung und hatten deshalb nicht Zeit, unſer Erſcheinen zu beachten. Das Singen war wilder und gellender als in St.-Sophia; es ſchallte an mich heran, ähnlicher dem wahnſinnigen Geſchrei, wie es aus dem Munde der delphiſchen Prieſterinnen erſchallen mochte, als dem Geſange einer Schar vernünftiger Menſchen. Wir ſchritten weiter über die Teppiche, welche keinen Laut unter unſern Fußtritten hallen ließen. Es war hierin etwas ſonderbar Uebernatürliches, wie ich menſchliche Weſen ſich vorwärts bewegen ſah, ohne daß ihre Schritte den geringſten Widerhall in dem großen Gebäude weckten.

Wir ſtanden einen Augenblick ſtill neben der marmorgewölbten Plattform, auf welcher der Muezzin zum grellenden Schrei des Chors ſeine Proſtrationen verrichtete; — wir verweilten noch einen zweiten, um einen letzten Blick auf die knieenden Tauſende zu werfen, die in ihrer Andacht verſenkt waren, und dann raſch in den Hof ſteigend, ſprach mein Begleiter einen eiligen Glückwunſch über den glücklichen Ausgang unſers kühnen Abenteuers, worauf ich mit einem herzlichen Amen antwortete. Und nach weniger als einer Stunde warf ich mein Feß und meinen Pelz im Harem des Efendi wieder ab und rief den erſtaunten Inwohnern zu: „Ich habe die Moſcheen geſehen!“

Mir iſt es nachher möglich geworden, und zwar am Tage, wenn keine gemeinſame Andacht war, die Moſchee von Solimanieh zu beſuchen. Ich erwähne dies, um hieran eine Bemerkung über türkiſche Zuverläſſigkeit zu knüpfen. Eine offene Galerie längs der ganzen Nordſeite des Gebäudes iſt mit Käſten verſchiedener Art und Größe, jeder ſorgfältig bezeichnet, angefüllt; dieſe Käſten enthalten Koſtbarkeiten in Gold, Silber und Juwelen bis zu einem ungeheuern Betrage; ſie ſind alle das Eigenthum von Privatleuten, welche im Falle längerer Reiſen, Familienzwiſtes oder bei andern Veranlaſſungen einen ſichern Ort ſuchen, um das Ihrige zu verwahren. Jeder Packen wird in Solimanieh von eigenen Behörden angenommen und bleibt dort unberührt und unverletzlich trotz jeder nationalen Bewegung und alles Wechſels in den Miniſterien. Kein Ereigniß, welcher Art auch immer, greift in die Herrlichkeit des Anvertrauten. Hier ſieht man das Vermögen einer Waiſe, dort das Kapital eines Kaufmanns, welcher über See ſeinen Geſchäften nachgeht. Jede Klaſſe und jeder Glaube macht Gebrauch von dieſer ſichern Niederlage; und wenn auch jemand in zwanzig oder funfzig Jahren und noch länger ſein Eigenthum nicht wieder fordert, nie iſt ein Siegel gebrochen, noch ein Schloß geöffnet. Nie hat es ſelbſt die Regierung gewagt, in Zeiten der größten und öffentlichen Noth ſich an den dort niedergelegten Schätzen zu vergreifen. Wie das Eigenthum dort niedergelegt iſt, ſo wird es wieder zurückgenommen — die betreffenden Documente werden vorgezeigt und die Kiſte wird von denen, die darüber Wache gehalten haben, auch ohne einen Piaſter anzunehmen, dem Eigenthümer zurückgegeben.

(Ein zweiter Artikel: Im Harem während der Faſtenzeit, in nächſter Nummer.)

Zum neuen Jahr.

Prolog von Emil Kittershaus.

Geſprochen von Oberregiſſeur Löwe auf dem Stadttheater in Elberfeld.

Ein neues Jahr! — Immer daſſelbe Lied!
Die Stunde kommt, ſie grüßt uns und entflieht
Und ſtirbt im Fliehn, und, was ſie uns gebracht,
Allmählich ſinkt's in des Vergeſſens Nacht.
Gab ſie uns Glück, legt der Erinnerung Hand
Wol einen Kranz an ihres Grabes Rand;
Gab ſie uns Kummer, gab ſie Gram und Pein,
Dann ſargen wir ſie unter Thränen ein.
Die Thränen trocknen und der Kranz verdorrt!
Das alte Spiel, ſo währt es immerfort,
Und bleiben wird's, wie es bis heute war!
Immer daſſelbe Lied! — Ein neues Jahr!
Das alte Lied von Werden und Vergehn,
Von Untergehn und neuem Auferſtehn!

Froh ſchaut die Jugend in die Welt hinaus;
Sie bringt vom Feld den bunten Blumenſtrauß;
Sie ſchmückt den Hut mit friſchen, grünen Mai'n,
Und ihre Bruſt iſt voll von Sonnenſchein!
Ein Nektarſtrom iſt ihr der Wieſenbronnen
Und jeder Blumenkelch ein Kelch der Wonnen!

Sie ziehet jauchzend, ſorglos ihre Bahn
Und mit der Lerche ſchwebt ſie himmelan!
Die Jugend kommt; ſie grüßt uns und entflieht.
Das alte Spiel! — Immer daſſelbe Lied!
Dem Lebenslenze folgt der Sommertag,
Mit Sonnenſchwüle, mit dem Wetterſchlag.
Verſchwunden iſt das gold'ne Morgenlicht;
Es zeigt die Welt ein ernſtes Angeſicht,
Und ihren Denkſpruch graben ſtill verborgen
Auf Stirn und Wangen dann die Lebensſorgen.
Die Hand bricht Garben, die ſonſt Blumen brach!
Kaum ſchaut der Schnitter noch der Lerche nach;
Kaum ſieht er noch die Blumen in der Saat.
Das Leben will des Mannes rüſt'ge That!
Dann, eh' wir's glauben, ſtreut die weißen Flocken
Das Alter leiſe in die dunkeln Locken.
Der Lebensſommer kommt; er grüßt und flieht.
Das alte Spiel! — Immer daſſelbe Lied!

Es ſitzt der Greis, die Greiſin am Kamin;
Erloſchen iſt der Augen lichtes Glühn;
Welk iſt die Hand, die einſt den Hut geſchwenkt;
Der Nacken krumm, das kahle Haupt geſenkt,
Als ſucht' das Auge lebensmatt und ſatt
Schon unbewußt die letzte Ruheſtatt! —
Wie man in jungen Tagen fühlt und ſpricht
Und flammt und glüht, das Alter weiß es nicht!
Zum Grabe ſchleicht es, auf den Stab gebückt.
Der Wangen Roſen hat die Zeit gepflückt;
Der müden Hand entſank der Kelch der Luſt
Und Aſche ſtatt der Flammen birgt die Bruſt.
O, Leid und Freud', was uns die Stunden gaben,
Die Zeit hat es geboren und begraben! — —

So wie die Stunde ſinkt ins Grab der Zeit,
Sinkt Volk um Volk in die Vergeſſenheit,
Geſchlechter kommen, herrſchen und verderben;
Kaum ſpricht die Sage noch von ihrem Sterben!
Aus morſchen Trümmern ſuchen wir zu leſen
Und ahnen, was vor Zeiten dageweſen! —

Eins nur zählt nicht nach Jahren! Eins allein
Legt nicht die Zeit in ihren Todtenſchrein,
Zerſtampfet nicht der Sonnenroſſe Huf! —
Ewig beſtehet, was die Kunſt erſchuf!
Was Staub iſt, muß zu Staub und Rauch verſchweben!
Was groß iſt, rettet ſie zu ew'gem Leben!
Es lebt durch ſie, daß es die Nachwelt kröne!
Es blüht, es lebt, es lebt in ew'ger Schöne
Und nimmer wird es des Vergeſſens Raub!
Es zeigt die Kunſt das Göttliche im Staub
Und einen Spiegel hält ſie uns entgegen,
Daß wir uns ſelber ſchaun! — Sie zeigt den Segen
Der guten That, ſie zeigt des Böſen Fluch,
Das Walten Gottes in dem Weltenbuch!
Wol ſcherzt auch ſie und treibt mit luſt'gem Wort
Die düſtern Falten von der Stirne fort,
Doch mehr als Spiel und Tand nur iſt der Schmerz!
Ein tiefer Blick, er ſchaut der Kunſt ins Herz,
Nicht nur ins Antlitz, ſchaut des Spieles Sinn!
Auch lächelnd bleibt die Kunſt noch Prieſterin!

Die Kunſt, die Kunſt hat einen Zauberſtab;
Sie tritt an der vergangenen Zeiten Grab,
Ein Wort von ihr! Auf ſpringt der Grüfte Thor!
Aus ihren Gräbern treten ſie hervor
Die Helden einer Zeit, voll Glanz und Ruhm,
Das Griechenvolk, das ſtolze Römerthum!
Im ſchwarzen Witwenſchleier trauert Rom.
Hell blinkt das Kreuz hoch auf St.-Peter's Dom,
Doch von der alten Roma Rieſenkraft
Spricht nur noch ein zerbroch'ner Säulenſchaft,
Ein halbverwittert Bildwerk; ihre Spur
Verkündet der Ruinen Größe nur!
Und Griechenland! Wie öde, arm und leer!
Ach, kein Orakel ſpricht zu Delphi mehr
Und keine That, die einſt die Nachwelt preiſt!
Todt iſt der Geiſt, der alten Zeiten Geiſt!
Doch nein, er lebt! — Auf, Shakſpeare, tritt uns nah!
Du ſprachſt „Erſteh'!" und leuchtend ſtand ſie da
Die alte Zeit. Lebendig, klar und licht
Tritt das Vergang'ne uns vors Angeſicht!
Der Kampf um Troja, wildes Waffenklirren,
Die Schilde tönen und die Lanzen ſchwirren,
Und rieſig, wie aus Marmorſtein gehauen,
Läßt ſich Achill, der wack're Kämpe, ſchauen!
Ein Cäſar kommt, ein Brutus ſteigt empor!
Ha! das iſt Rom! Die Hand der Kunſt beſchwor
Herauf die Geiſter der entſchwund'nen Zeit.
Die Krieger ſchaut! Sie ſtehn im Waffenkleid
Und hoch vor allem, in der Eiſenpracht,
Steht er, der erſte Kämpfer in der Schlacht,
Der trotz'ge Mann, den Rom in Baun gethan,
Der ſtolze Feldherr, Held Coriolan!
Sein Schwert, es droht gewaltig jener Stadt,
Die ſchnöd' verkannt der Söhne beſten hat!
Geſchwungen iſt's zum wucht'gen Schlage ſchon;
Die Mutter fleht um Gnade bei dem Sohn!

(Muſik.)

(Lebendes Bild: Lagerſcene aus Shakſpeare's „Coriolan".)

Wollt' ich Euch alles zeigen, was er ſchuf
Im Dienſt der Kunſt, im heiligen Beruf
Des Muſengottes, jener Dichterheld,
Ihr ſähet die Welt, ihr ſähet die ganze Welt,
Die Welt da draußen und die Welt tief innen!
Er ſtand auf des Gedankens höchſten Zinnen,
Er ſtieg zu des Empfindens tiefſtem Schacht;
Er kannt' des Lebens Luſt, des Lebens Nacht;
Er hat mit Göttern Grüße ausgetauſcht
Und hat den Herzſchlag der Natur belauſcht.

Doch weiter, weiter! — Aus der Römerzeit
Zu Stätten kommt, die deutſche Sage weiht! —
Ja, ſelbſt wo der Geſchichte Mund verſtummt,
Das Liedlein, was der Hirtenbube ſummt;
Das Märchen, was die Dirnen ſich erzählen
Beim Spinnrad, o, wie weiß es zu beſeelen
Die hohe Kunſt! Von ihrem Kuß geweiht,

Digitized by Google

Wird blaſſer Schemen nun zu Wirklichkeit.
Ein Schattenleben lebt die Sage nur;
Sie gleicht dem Nebelbilde auf der Flur,
Farblos und kalt, ein leicht gewob'ner Dunſt.
Ein Goethe naht! Ihr „Werde!" ſpricht die Kunſt!
Das Schattenbild wird menſchliche Geſtalt;
Die Lippe ſpricht, die ſonſt nur dumpf gelallt!
Aus ihren Augen flammt Gedankenglut;
Lebendig wird ſie, wird zu Fleiſch und Blut!
Ihr mächtig Wort durch tauſend Herzen ſprüht;
Sie wird des deutſchen Geiſtes hohes Lied!
Ein Spiegelbild, vor allem auserleſen,
Ein Spiegelbild von unſerm deutſchen Weſen!
Fauſt, deutſcher Grübler, Gretchen, hold und mild,
Wie ſeid ihr beide deutſchen Weſens Bild!
Wie pocht das Herz, wenn von dem Mund des Fauſt
Die Woge des Gedankenſtromes brauſt,
Und, o, wie ſchlägt's, wenn, wo der Garten blüht,
Das Aug' das Liebespärchen glücklich ſieht!
Ob eines Augenpaares ſüßem Glanz
Vergiſſet Fauſt ſich und den Teufel ganz,
Doch nah' iſt Satan, droht dem Glück Vernichtung!
Steig' auf, du Bild aus unſ'rer deutſchen Dichtung!

(Muſik.)

(Lebendes Bild: Gartenſcene aus „Fauſt".)

Wir träumten mit dem Liebespaar im Hag.
Trompetenklang nach Nachtigallenſchlag!
Nach Goethe Schiller! — Nach dem Liebestraum
Ein Lagerleben! Bei dem Becherſchaum
Rollen die Würfel; aufwärts ſteigt der Rauch
Der Lagerfeuer; nach Soldatenbrauch
Erklingt ein Liedel; müßig ruhn die Waffen.
Der Landsknecht lauſcht dem Werk des ſelſten Pfaffen
Und lacht, vergeſſend allen blut'gen Kampf.
Er ſpült die Kehle rein vom Pulverdampf;
Er netzt die Gurgel mit dem Saft der Reben!
Hoch Wallenſtein! ein luſtig Lagerleben!

(Muſik.)

(Lebendes Bild: Wallenſtein's Lager)

Zum Worte greif' ich nun zum letzten mal!
Verblichen iſt der Lagerfeuer Strahl.
Drei Bilder ſaht ihr längſtvergang'ner Tage,
Aus der Geſchichte, aus dem Reich der Sage
Hat euer Aug' Geſtalten hier geſehn;
Die Kunſt ließ todte Zeiten auferſteh'n.
Doch, wenn ſie auch vergang'ne Zeit erweckt,
Ins Leben ruft, was Schutt und Moder deckt,
Nicht iſt das alles, was ſie kann und ſoll!
Das Herz der Kunſt iſt heißer Gluten voll;
Es ſchuf ſie Gott, daß ſie die Welt entflammt.
Die rechte Kunſt hat ein Johannesamt
Und hat Prophetenaugen! — Durch die Zeiten
Seht ihr ſie hin mit leiſem Fuße ſchreiten
Und, wo ein Volk verſinkt in finſt're Nacht,
Da rufen ihre Jünger ein „Erwacht!"
Einmal erwachte Deutſchland ſchon vom Schlaf!
Der deutſche Mann, er ſtand, ein armer Sklav,
Im Dienſt des Corſen, nied'rer Schmach geweiht,
Da ſtanden auf die Männer großer Zeit,
Ein Körner, Schenkendorf und Arndt und Stein!
Ein Rückert ſang! — Ins Völkerherz hinein
Drang funkengleich ihr Wort und ſieh', es ſchlug
Der Knechtſchaft Todesſtunde! Seinen Flug
Nahm ſonnenwärts der edle, deutſche Aar;
Da mußte fallen unſ'rer Feinde Schar
Und über Leipzigs Blut und Pulverblitz
Sah aus den Wolken wol der alte Fritz
Und ſegnete die freigewordne Welt! — — —
Weh, Kettenklirren tönt vom fernen Belt;
In Elſaß herrſcht noch heut' Franzoſenthum!
Dahin der theu're, bluterkaufte Ruhm!
Doch lauſcht! Auch heute tönt ein mahnend Wort!
In Weſt und Oſten klingt's, in Süd und Nord!
Es klingt am Rhein und an der Eider Strand
Der Dichtung Mahnruf! „Auf, mein Vaterland!"
Es ſchallt ein Lied, das hat gar wilden Klang;
Es wachen auf die Völker beim Geſang.
Es tönt am Fuß der Alpen, an dem Meere
Das Lied von der zertret'nen deutſchen Ehre!
Noch klingt vereinzelt jene Melodei,
Doch glaubt's! Das Lied, es wird ein Racheſchrei
Und klingt's erſt hell von allen deutſchen Zungen,
Dann wird der Schmach das Todtenlied geſungen,
Und wenn's die Welt mit Sturmesflug durchrauſcht,
Dann wird die Leier mit dem Schwert vertauſcht!
Nicht träumend in des Friedens weichem Schoß,
Im Kampf wird Deutſchland einig, frei und groß!
Ich ſeh's im Geiſt! — Ich hör' das Feldgeſchrei!
Das Streitroß ſtampft der Lerche Neſt entzwei,
Haubitzen ſingen ihren Donnerpſalm;
Auf zu den Wolken ſteigt der Pulverqualm.
Mit der Gefall'nen letztem Stoßgebet,
Mit dem Hurrah der Schar, die fechtend ſteht.
Das rothe Blut dampft aus des Ackers Schollen.
Ich ſeh' die Tage, die da kommen wollen!
Seh' die Kanonen, ſeh' die ſtolzen Heere!
Wir waſchen rein den Schild der deutſchen Ehre!
Doch ſchau' ich mehr noch! — Ueber Tod und Blut
Auf ſtrahlt es licht wie rothe Morgenglut!
Im Weſten, fern auf der Vogeſen Spitzen
Seh' ich der Freudenfeuer Flammen blitzen!
Ich ſeh' der neuen Lorbern grüne Zier;
Auf Strasburgs Münſter weht ein deutſch Panier!
Die Glocke ruft zum Lobgeſang vom Dom
Und Deutſchland nennt ihn ſein den deutſchen Strom;
Und dort, am Meerſtrand! Wie es luſtig kracht!
Doch iſt's nicht mehr der Donner blut'ger Schlacht;
In ſeiner Scheide darf der Degen ſchlafen!
Die deutſche Flotte ſegelt aus dem Hafen,
Und an dem Strand der Eider hallen wieder
Aus freier Bruſt die trauten, deutſchen Lieder.
Germania drückt, o ſüße Himmelsluſt,
Die langentbehrten Kinder an die Bruſt!
Und dann ein Siegesmarſch, Trompetenton
Und Trommelwirbel! Seinem beſten Sohn
Drückt auf die Stirn die deutſche Kaiſerkron'

Das deutſche Land, reicht ihm das Scepter dar!
Das iſt das echte, rechte, neue Jahr!
Das iſt der Zukunft großer Sonnentag!

Tönt, ihr Trompeten! Klinge, Trommelſchlag!
O Tag des Siegs, wann biſt du endlich da!
Gott ſei mit dir! Heil dir Germania!

Anregungen.

Oeſterreichs Ariſtokratie und die Muſe.

Wiener Briefe.

III.

— Wenn Apollo eine ſeiner Muſen auf einen alt-ariſtokratiſchen Landſitz Oeſterreichs ſchicken wollte, würde die olympiſche Dame große Langeweile empfinden. Das Geſpräch und das fortwährende Spielen Czerny'ſcher Arrangements und Strauß'ſcher Walzer würde ſie bald aus dem vielleicht an ſich ganz lebhaften Salon in die Bibliothek treiben. Und hier — Was fände ſie wol? Gewiß eine ſtattliche Reihe der alten lateiniſchen Claſſiker aus des alten Fürſten Großpapa Durchlaucht Zeiten. Dann eine hübſche Anzahl Italiener. Beſonders iſt in den obern Regionen Metaſtaſio beliebt, dem in der wiener Minoritenkirche ein Denkmal geſetzt iſt. Und Petrarca muß es ſchon, in mehreren Ausgaben, um ſeiner Laura willen ſein. Mit Sehnſucht nach einem deutſchen belletriſtiſchen Buche ſuchend, entdeckt die Muſe endlich auf einem der höchſten Reale Seume's „Spaziergang nach Syrakus". Auch ſind die Poeten der Joſephiniſchen Zeit vertreten, Blumauer, Sonnenfels bis zu den Collins herab. Karoline Pichler ſtrahlt natürlich in einer Prachtausgabe; welche öſterreichiſche Fürſtin oder Gräfin vor ſechzig Jahren hätte nicht „Agathokles" geleſen! Daran reiht ſich dann die franzöſiſche Literatur, zu der ſich auch Memoiren geſellen, und die ziemlich conſequent fortgeführt iſt bis auf die neueſte Zeit; denn was im Salon zu lange ſich aufhäuft, kommt dann, namentlich Paul de Kock ſchon der Kinder wegen, in die obere Bibliothek. Es iſt nicht zu leugnen, es findet ſich auch noch eine Handbibliothek in der Nähe der Wohnzimmer Ihrer Durchlaucht oder Erlaucht, worin von dem jüngern Fürſten oder Grafen der neuern Literatur nach mancherlei Richtungen hin Rechnung getragen iſt. Die junge Fürſtin oder Gräfin ſchwärmt für „Amaranth", Geibel u. ſ. w. Gräfin Hahn-Hahn war nirgends ſo geleſen als auf den adelichen Schlöſſern Oeſterreichs.

Will die Muſe es in Oeſterreich zu Erfolgen bringen, ſo muß ſie manches geſcheidter anfangen als anderswo. Zu ihren Altären wird ſo offen nicht gepilgert wie bei Ihnen; es erſchiene dem natürlichen Sinn daran faſt etwas zu Gemachtes. Naiv in ſeinem ganzen Sein und Fühlen, will der Reiche und Mächtige hier überraſcht, richtig gefaßt und genommen ſein. Ein paſſender Moment glücklich benutzt und man erſtaunt oft, welch ein Schwung plötzlich in Gemüther kommt, die ſonſt es für affectirt halten würden, wenn man ihnen nachſagte, ſie protegirten die Kunſt. Ich ſpreche natürlich nicht von einem bewußtſeinsvollen Mäcenatenthum, das im Stande war, die ſchönen Statuen der Wanda und der Pſyche in den Periſtyl der Fürſtin Kinſki bei Prag zu zaubern — Hier waltete eine ſchöpferiſche Phantaſie, die wußte, was ſie that, als ſie den Muſen das reizendſte Aſyl von der Welt erſchuf; ich ſpreche von einem Zufall wie etwa folgendem.

Ein junger welſchtiroler Holzbildhauer kommt nach Wien und bringt einige Meiſterwerke mit, denen er Geltung verſchaffen will. Er kannte in der weiten, großen Stadt keinen Menſchen, aber die Jugend hat Muth. Zu ſeinem Glück führte ihn ſein Weg in das väterliche Haus einer jungen Comteſſe und neugierig drängten ſich die Domeſtiken um die ausgeſtellten Kunſtgegenſtände, als die Comteſſe ſelbſt, aus dem Speiſezimmer hüpfend, den Corridor entlang die Gruppe der Beſchauenden wahrnimmt. Welch liebliche kleine Schöpfungen! Faſt ſpitzenartig mit Blumengewinden zuſammengehalten, ſo weich, ſo künſtleriſch und ſchön gedacht! Die Kleine nahm eine Kapelle in die Hand, in der ſonderbarerweiſe, obſchon der ganze Typus derſelben einen tiefen, kirchlichen Charakter offenbarte, ein kleiner ſchelmiſcher Cupido ſeinen Platz mitgefunden hatte. „Jeſus Maria", rief die Comteſſe, die ſchon den Gott der Liebe hinlänglich kannte, „ich glaube gar, dein Schelm da hat einem Heiligen den Platz genommen!" Der junge Künſtler nahm die Kritik gelaſſen hin; es war wahr, er hatte die heilige Barbara um des Cupido willen entfernt; vielleicht hielt er letztern trotz des Concordats für zeitgemäßer. Während nun die Comteſſe ſo das kleine Kunſtwerk von allen Seiten betrachtete, ſtieg in ihr ein Gedanke auf. Schnell und entſchieden ſagt ſie: „Komm' doch zum Frühjahr nach Schloß L. in Mähren! Dort ſollſt du uns einen Altar bauen! Die Kapelle da behalte ich einſtweilen, aber nimm mir doch lieber den Cupido heraus und bring' mir alles andere morgen wieder!" Am andern Morgen kam die Kapelle und ſtatt des Cupido befand ſich in dem Enſemble eine heilige Hedwig. Sie wurde bezahlt und die Berufung nach dem Schloſſe L. zum Bau eines Altars wiederholt. Indeſſen verging der Winter. Mit den erſten Veilchen flüchtete ein Theil der gräflichen Familie ſogleich nach Mähren. Als die junge Dame die Chauſſee dahinfuhr, überholte ihre Chaiſe ein Wägelein, aus welchem heraus der junge Italiener ſeine Beſchützerin ehrfurchtsvoll begrüßte. O Himmel, was machen nicht drei Wintermonate im Leben einer jungen Comteſſe! Sie hatte in der That ihn und den Altar vollſtändig vergeſſen. Aber was half's, das Verſprechen

mußte gehalten werden! Der erſte Gang auf dem Schloſſe, ohne die erſt ſpäter nachkommenden Aeltern, führte nach der Kapelle. Welcher Schrecken! Dieſe war bereits im Winter ganz neu reſtaurirt worden. Der Altar ſtrahlte von Marmor und neuer Vergoldung. Es ſollte eine Ueberraſchung für das erſte Gebet der Familie ſein. Die Comteſſe dachte: Wie viel ſchöner wären die Engelsköpfe und Roſengewinde meines Italieners aus Holz geweſen! Was thun —! Drunten im Gaſthofe ſchirrte man ſchon das Wägelein ab — der arme Tiroler war betrogen in ſeinen ſchönſten Hoffnungen —! Man ging in den Speiſeſaal — man ſprach von dem Altar — die junge Comteſſe ſchwieg und ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf und ſagte: „Ich finde es ganz irreligiös, ſo viel Gold angeſichts der Armuth zu verwenden, in der unſer heiligſter Erlöſer durchs Leben ging! Der Altar ſieht ja aus wie eine vergoldete Schildkrot! Nein! Ich muß die Aeltern ganz noch anders überraſchen!....“ Das Gold am Altare wurde nun entfernt, der Marmor abgeriſſen und der junge Künſtler fand Gelegenheit, nicht nur an dieſem einen Orte, ſondern in der ganzen Umgegend ſeine Kunſt durch Denkmale zu bethätigen, die ihm noch jetzt die Anerkennung aller Beſchauenden erwerben. Die Schloßkapelle zu L. in Mähren iſt eine der ſchönſten in Oeſterreich.

Wir ſind nun einmal im Gefolge der Muſe, die die Adelsſitze Oeſterreichs beſucht. Begleiten Sie mich noch an einige andere Orte, um ihr Freiſtätten zu ſuchen.

Da wir von Bildhauern ſprachen, muß ich Ihnen freilich von einem ſehr ausgezeichneten Manne erzählen, der die Bildhauerkunſt aus einem andern, ſehr achtbaren Motiv ſchnöde von ſeinem Terrain verwies. Baron Ott-Liilienfeld, vor kurzem erſt geſtorben, machte ſich hochverdient um Böhmens Induſtrie. Ackerbau und Fabrikweſen fanden in ihm einen großmüthigen Beſchützer. Aber einmal ſprach man von dem Biliner Felſen, aus dem ein Engländer den doppeltgeſchweiften böhmiſchen Löwen im großartigſten Maßſtabe herzuſtellen ſich erboten hatte; da ſagte der Baron: „Erſt der Scholle das Mögliche abgewinnen, erſt unſern Bauern lehren den Pflug führen und unſerm Proletariat abgewöhnen, den Roſenkranz zu beten und lieber in den Bergwerken zu arbeiten, dann wird uns die Million für einen ſolchen koloſſalen böhmiſchen Löwen eine Kleinigkeit ſein!“ Dieſe Worte des alten Herrn ſind mir unvergeßlich. Alle Freitage hatte er jour fixe; da war jedermann willkommen bei dem patriarchaliſchen Wirth von Hareth. Im Winter ſetzte er Wanduhren zuſammen und hatte davon eine ganz allerliebſte Collection.

Sie kennen das reizende T. an der Elbe! Bekannt iſt, daß einer der jüngern Grafen Th. vorzüglich gut porträtirt. Seine Mutter überraſcht ihn einſt an der Staffelei, wirft einen Blick auf das faſt vollendete Gemälde und fällt — vom Schlag gerührt zu Boden. Es war das Porträt ihres Kammermädchens. Die ſtolze Dame, eine geborene Gräfin B., erlag dieſer Demüthigung. Wenn ich nicht irre, wurde der gemalte Gegenſtand wirklich die Gräfin Th.

Eine Galerie ſolcher und ähnlicher Bilder, Charaktere und Situationen könnte niemand treffender geben als Karl von Holtei, der jahrelang im Kreiſe der hohen Ariſtokratie Oeſterreichs gelebt und ſchon manchen ſeiner daſelbſt geſammelten Eindrücke veröffentlicht hat. Seine „Briefe aus Graſenberg“ berühren zwar zunächſt nur Schleſien, doch treffen ſie auch manches, was mit dem Ton und Geiſt der öſterreichiſchen Ariſtokratie zuſammenhängt.

Eine wirklich bildende und ausübende Fähigkeit innerhalb der plaſtiſchen und malenden Kunſtſphäre iſt mir außer einigem beſcheidenen Dilettantenthum nicht bekannt geworden. Einige unſerer Blumenmalerinnen gehören dem Adel an. Eufemie von Kubriaſſski ſtellt zuweilen kleine, naturtreue Pflanzencopieen aus, zu denen der ſinnigen, wiſſenſchaftlich gebildeten Dame die botaniſchen Schätze Wiens, Baron Hügel's Treibhäuſer, die reichſte Auswahl boten. Zur wirklichen Künſtlerſchaft brachte es Miniſters von Schmerling verſtorbene Gattin. Frau von Schmerling, geb. von Kudelka, iſt in Oeſterreich noch von keiner Blumenmalerin erreicht worden, womit freilich nicht geſagt werden ſoll, daß ſie den Vergleich mit einer Frau Puyroche-Wagner aushielte. Die Anordnung ihrer Blumen, meiſt Kränze um Heiligenbilder, hatte doch etwas Steifes, wie vortrefflich auch ſonſt die Durchführung der Einzelheiten war und die vollendetſte Nachahmung der Natur bewundern ließ. Eine Schweſter der zu früh Verſtorbenen widmete ſich der Muſik, ging nach Amerika, gab dort Concerte und hatte ein bewegtes Künſtlerleben, bis ſie einem Ungarn ihre Hand reichte, der ſie dann dem unwirthbaren Ocean, aber auch dem heitern Reich der Kunſt entführte.

(Ein letzter Artikel in nächſter Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

1. Balduin Möllhauſen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat im Laufe der letztvergangenen Jahre zahlreiche Expeditionen ausgerüſtet, um die großen unzugänglichen Länderſtrecken zwiſchen dem Miſſouri und den Küſten der Südſee kennen zu lernen und dieſelben wo möglich der Einwanderung zu erſchließen.

Unter dieſen Expeditionen iſt diejenige von beſonderm Intereſſe, welche im Spätſommer 1857 zur Erforſchung des in den Meerbuſen von Californien mündenden Coloradoſtroms unternommen wurde und über welche uns Balduin Möllhauſen einen höchſt anziehenden, bei H. Coſtenoble in Leipzig erſchienenen Reiſebericht erſtattet.

Bis zur Mündung des Rio virgin (eine Strecke von 500 engliſchen Meilen von der Spitze des Golfs von Californien gerechnet) vermag man bei günſtigem Waſſerſtande auf dem Strome hinaufzudringen, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Bei niedrigem Waſſerſtande aber machen zahlreiche Sandbänke nach anhaltenden

Regengüſſen die überaus heftige Strömung jedes Vordringen unmöglich. Dürre Wüſten und unfruchtbare Thäler, wechſelnd mit Porphyr- und Sandſteingebirgen, die mit abſchüſſigen, phantaſtiſch geſtalteten Felsmaſſen die ſchäumenden Wellen in enge Thore einzwängen, bilden hier die Ufer des Stroms.

Von der Mündung des Rio virgin aus machen verworrene vulkaniſche Gebirgsmaſſen auch die Landreiſe am Colorado hinauf unmöglich. Das Umgehen derſelben am öſtlichen Ufer führt zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Von hier aus ziehen ſich tiefe, wilde Schluchten nach dem Fluſſe hin. Weiter nordoſtwärts gelangt man auf ein ödes Hochland, deſſen felſigen Boden ſengende Glut beſtrahlt oder zu andern Zeiten eiſige Schneewirbel überdecken.

Nordwärts gelangt man bald in ein Labyrinth tiefer Schluchten. Durch eine von dieſen den Colorado zu erreichen, verſuchte die Expedition mit der größten Anſtrengung, aber vergeblich; denn tiefe Abgründe inmitten der Schluchten ſperren den Weg. Daher blieb nur übrig, möglichſt aufwärts zu ſteigen, um aus der Höhe einen Blick in dieſe verſchloſſenen Regionen zu gewinnen. „Was man dort erblickt", erzählt Möllhauſen, „iſt unbeſchreiblich und überraſchend. Wie ein Chaos verſchwimmen ineinander tiefe Schluchten; Tauſende von Fuß hoch übereinander liegen die Formationen verſchiedener Epochen, deutlich erkennbar an den grellen Farbencontraſten; ſenkrecht ſtehen die Wände, als ob die geringſte Erſchütterung ſie hinabzuſtürzen vermöchte; ſchwindelnd bebt man bei dem erhabenen Anblick und gewinnt eine ſchwache Ahnung von der Unendlichkeit bei dem Gedanken, daß der fallende Tropfen die Schlünde bildete, die dem Beobachter von allen Seiten entgegenſtarren. Gegen 3000 Fuß tief waren die äußerſten Schluchten, bis zu denen unſere Expedition gelangte; trockener rother Sandſtein bildete dort den Boden. Wenige Meilen weiter, noch 4000 Fuß tiefer, floß der Colorado, doch mehr als menſchliche Kräfte wären nöthig geweſen, dahin zu gelangen, von wo ein Blick hinab auf den Fluß hätte gewonnen werden können. Wir ſahen den Colorado nicht wieder. So ſteht dort der Menſch nahe vor ſeinem Ziele, das ihm dennoch unerreichbar iſt; gegenüber einer furchtbar erhabenen Natur fühlt er ſeine Ohnmacht; er beneidet die Weihe, die furchtlos über den Abgründen ſchwebt, er folgt ihr im Geiſte und ſchafft ſich mit ahnungsvollem Grauen ein Bild von dem Felſenthal des Colorado des Weſtens, welches vielleicht ſelbſt noch für kommende Jahrhunderte dem Menſchen ein Geheimniß bleiben wird!"

Wir wollen in unſerm Nächſten Balduin Möllhauſen von Neuyork aus begleiten, wo er die Ankunft des Dampfſchiffs „Central-Amerika" von Aſpinwall erwartete, um mit demſelben nach San-Francisco befördert zu werden. Statt dieſes Schiffs traf aber die Nachricht ein, daß es mit 500 Paſſagieren untergegangen war und da ſich herausſtellt, daß die Urſache dieſes entſetzlichen Unglücks keine andere war als der gewiſſenloſe Eigennutz der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft, welche die Reparaturkoſten des ſchadhaften Schiffs zu erſparen gedachte und ſich über deſſen Verluſt um ſo leichter tröſtete, als es verſichert war — ſo erhält er ſofort einen betrübenden Beitrag zur Würdigung nordamerikaniſcher Zuſtände und war zuletzt genöthigt, auf einem ebenfalls nur nothdürftig ausgerüſteten Dampfſchiffe „Northern Light" am 21. September 1857 eine Reiſe anzutreten, zu welcher wir uns in unſerm Nächſten ihm anſchließen wollen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Neapel und Sicilien.

Mit jener poetiſchen Beobachtungs- und Darſtellungsgabe, durch die ſich Ferdinand Gregorovius zu einem unſerer vorzüglichſten Schriftſteller erhoben hat, bewährt ſich ſein Talent auch wiederum in einer eben erſchienenen Sammlung: „Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Bei der andauernden und ohne Zweifel noch ſteigenden Bedeutung Neapels und Siciliens für die nächſten Entwickelungen und Kriſen unſers politiſchen Lebens ſind dieſe maleriſchen Schilderungen der Orts-, Sitten-, politiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſe Süditaliens ein vortrefflicher Wegweiſer, um ſich auf dieſem ſeltſamen und von oft bizarren Contraſten gezeichneten Terrain zurecht zu finden. Der Verfaſſer lebte lange genug in Neapel und in Sicilien, um die Culturverhältniſſe, namentlich der letztern Inſel, nach allen Seiten hin beleuchten und bis in die geheimſten Athemzüge des Volkslebens ſchildern zu können. Dem Verfaſſer der „Geſchichte Roms im Mittelalter" (Stuttgart, Cotta, 1859 fg.) ſteht ein ſo reiches Material hiſtoriſcher Data zu Gebote, daß ſeine Bilder der Gegenwart auf die lehrreichſte Art auch von geſchichtlichen Erinnerungen eingerahmt werden. Die Gewißheit ergibt ſich freilich auch aus ſeinem Buche, daß Neapel und Sicilien nicht gemacht ſind, um eine nur mit klarem Bewußtſein, gediegener Bildung und feſter Geſinnung zu behauptende Verbindung dieſer glückſeligen, jedoch der Anarchie oder dem Despotismus geweihten Gegenden mit den idealen Stimmungen des gegenwärtigen italieniſchen Enthuſiasmus auf die Dauer zu unterſtützen oder durchzuführen.

Neue Romane und Novellen.

I.

An den Ufern eines Sees, in einfach anmuthiger Weiſe ſpielt die Erzählung von Karl Frenzel: „Meluſine" (Breslau, Trewendt, 1860). Durch die Begrenzung des Raums iſt ſie beſonders geſchickt eingerahmt. Wir haben es hier nur mit wenig Perſonen zu thun und können uns daher um ſo lebhafter für ihr Geſchick und ihr Seelenleben erwärmen. Dieſe wenigen Menſchen üben eine Wechſelwirkung

aufeinander und verflechten ihre Lebensſchickſale zu einem Knoten, den das Schwert der Leidenſchaft löſt. Fein und geiſtreich iſt das Bild der Trägerin des Romans. Der Dichter wagt ſeiner Heldin viel zu nehmen, ohne ſie jener weiblichen Anmuth völlig zu entkleiden, die uns verſöhnt und uns noch immer für eine ſo excentriſche Natur Intereſſe einflößt. Robert, Gäſar, Hildegard, Wildherz ſind mit ebenſo viel Feinheit als poetiſcher Kraft entworfene Charaktere. Das ſchattenhaft und doch ſo anmuthig auftauchende Bild Leonorens übt einen beſondern Reiz. Daß die ſtürmiſch bewegte Vergangenheit dieſer Frau nur ſanft gedämpft und wie ein melodiſcher Mollaccord in die Diſſonanzen der Gegenwart hineinklingt, iſt von zarter und poetiſcher Wirkung. Ueberhaupt hat das Ganze eine milde Färbung und ſelbſt die ergreifendſten und tragiſchſten Vorgänge des Romans wußte der Dichter in einen ahnungweckenden Schleier zu hüllen. Immer hinterbleibt dadurch dem Leſer eine wohlthuende Stimmung.

Ernſt Fritze's Roman „Gertrud" (vier Bände, Prag, Kober u. Markgraf, 1860) führt uns in die Verwickelungen, die dem Siebenjährigen Kriege vorangingen, in ſeine erſten Schlachten ein. Hübſche Porträtbilder begegnen uns: König Friedrich, Graf Brühl, Menzel, der, vom preußiſchen Geſandten beſtochen, das Geheimniß ſeines Hofes verrieth. Der Hauptreiz des lebendig und friſch erzählenden Buchs liegt in der Heldin Gertrud, einem eigenwilligen, beſondern, doch im Grunde guten und liebenswürdigen Mädchencharakter. Hier und dort erinnerten uns einzelne Züge an das ſächſiſche Fräulein in „Cabanis" von Wilibald Alexis. Den Anſpruch einer poetiſchen Schöpfung darf man nicht erheben, allein den Zweck einer angenehmen und zugleich belehrenden Unterhaltung erfüllt dieſer Roman.

Iſidor Proſchko verſucht in ſeinem geſchichtlichen Roman „Pugacew" (zwei Bände, Prag, Kober u. Markgraf, 1860) eine Schilderung des Koſackenaufſtandes und ſeines Führers unter der Kaiſerin Katharina II. Fleißige und bis zu einem gewiſſen Punkt auch gründliche Studien ſind unverkennbar, aber das Ganze iſt nicht gelungen. Die ewig ſich gleichbleibenden Scharmützel der empörten Horden mit der ruſſiſchen Reiterei, die beſtändigen Mord- und Trinkſcenen ermüden in ihrer Gleichförmigkeit; ſchon Puſchkin's hiſtoriſche Darſtellung des Aufſtandes leidet an dieſer eintönigen Aufzählung derſelben Greuel. Nun dies alles mit romantiſchen Flittern verbrämt! Die wahre leidenſchaftliche Bewegung, die in Pugatſchew und ſeinen Scharen war, hat der Verfaſſer kaum erkannt. Er läßt den Koſackenführer als das Werkzeug eines — Italieners Mazzarini auftreten, der am Ende des Werks einen „Diſput über die wahre Freiheit" mit Franklin am Ufer des Potomac führt, in derſelben Stunde, wo Pugatſchew auf der Bolota zu Moskau ſtarb! Schließlich erfährt man, daß Mazzarini nur ein Symbol für — Mazzini iſt. Fürchtete der Verfaſſer, nicht loyal genug zu ſchreiben?

Die „Neuen Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr" (Berlin, Sprluger, 1860) bringen uns zwei neue Gaben des trefflichen Erzählers, „Regina" und „Der Sieg des Schwachen". Unter den Dorfgeſchichten ſtellen wir die Melchior Meyr's ſehr hoch. Er hat ein klares und künſtleriſches Bewußtſein von dem Weſen und der Form der Dorfgeſchichte. Nie benutzt er ſie, „pſychologiſche Probleme zu löſen", nie reden ſeine Helden und Heldinnen von Morgenröthen oder Weisheit aus Goethe's goldenen Sprüchen. Seine Tragik iſt einfach, rührend, erſchütternd, ſein Humor ungeſchminkt. Auch haben ſeine Mädchen nicht die Abſicht, einen „Stadtherrn" zu heirathen. Inniger, ſeelenvoller redet er zu unſerm Gemüth als machtvoller zu unſerer Phantaſie; man fühlt ſeinen Erzählungen die Wahrheit an; ſie wirken auf uns wie ein Selbſterlebtes, nicht wie ein nur poetiſch Geſchautes, mit allerlei romantiſcher Zuthat Aufgeputztes. Von dem hier Gebotenen ziehen wir „Regina" vor, draſtiſcher iſt vielleicht der „Sieg des Schwachen".

In „Deutſche Herzen" gibt Edmund Höfer (Prag, Kober u. Markgraf, 1860) eine Sammlung kleiner Skizzen und Geſchichten, von denen es diesmal zweifelhaft iſt, ob die Broſamen von dem Tiſche eines reichen Herrn fielen. Bei aller Kraft und Fülle liegt in der Höfer'ſchen Darſtellungsweiſe eine unverkennbare Eintönigkeit, die ſchon äußerlich jedem mit den beſtändigen „Ich war einmal" — „Ich entſinne mich" — „Ich erlaube mir" — „Wenn ich aus meinem Fenſter ſehe . . ." auffallen muß; der Inhalt leidet an dem gleichen Mangel; Höfer hat es faſt immer nur mit beſondern, unerſchütterlichen Menſchen, wie aus Eichenholz gezimmerten, zu thun; der Abhang, an dem er ſich mit dieſer Vorliebe für das Ungewöhnliche befindet, hat ihn dann auch weiter und weiter, bis zur Geſpenſtergeſchichte, hingeführt, von der die „Deutſchen Herzen" abermals eine Probe bringen; wieder verwandelt ſich der Spuk, der Traum in handgreifliche Wirklichkeit. Solche Darſtellungen hinterlaſſen einen Bruch im Leſer: man iſt gefeſſelt von dem bedeutenden Talent des Dichters und doch befremdet von dem, was er gibt.

Gloſſen.

Der Stil läßt uns über den Charakter eines Einzelnen urtheilen, die Sprache über den eines ganzen Volks.

* *

Man erſinnt neue Methoden, um das Lernen zu erleichtern; doch gibt es für einen Schüler keine beſſere Methode als den Fleiß.

* *

„Zwei Seelen und Ein Gedanke —" Das iſt die Liebe nicht, ſondern die Freundſchaft.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Das junge Italien. Von Frederike Bremer. I. — Kriegerische Zeichen. — Musik, Bühne und bildende Kunst. — Briefwechsel.

Das junge Italien.

Von Frederike Bremer.

I.

Wie, wird man fragen, die Dichterin des häuslichen Herdes, die Romantikerin der Tanten-, Onkel-, Cousinen- und Predigergeschichten unter den Politikern?

Frederike Bremer bewohnt seit längerer Zeit den europäischen Süden und befindet sich in diesem Augenblick in Athen. Mehrere Jahre verweilte sie in Italien und hat die neuern Entwickelungen dieses Landes mit aufmerksamem Auge verfolgt. Zwei Bändchen ihres „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) sind bereits erschienen — die folgenden sind unter der Presse.

Wir finden sie vorzugsweise mit den Eindrücken der Natur, des Familienlebens und der Religion beschäftigt. Die Interessen der letztern beschäftigen sie vielleicht zu viel, wenigstens stehen die Predigerhäuser der Schweiz und des Genfersees gewiß für manchen Leser zu sehr im Vordergrund. Dennoch trägt auch nach dieser Seite hin — die Bezeichnung, daß sie eine Pietistin wäre, würde vielleicht die Verfasserin ablehnen — ihre Darstellung und Erzählung den frischen und lebendigen Charakter des unmittelbaren Erlebnisses und die Kreise, in denen sie sich bewegte, sind ja auch bekanntlich mannichfach maßgebende, wenigstens in den von ihr geschilderten Gegenden selbst.

Ihre unparteiische Darstellung der Situation Italiens bringt dem Kenner nichts Neues, aber die von ihr im noch nicht erschienenen dritten Bändchen gegebene Zusammenstellung der Momente, auf deren Hervorhebung in dieser Verbindung alles ankommt, ist gewissenhaft und von wohlthuender Wärme. Es wird unsern Lesern von Interesse sein, diese Darstellung noch vor ihrer Ausgabe im Buchhandel kennen zu lernen.

Wie und woher mag wol jener Frühlingshauch entstehen, der zu gewissen Zeiten die Herzen der Menschen und der Völker zum Bewußtsein neuer Kräfte, eines neuen Ziels, einer neuen Zukunft erweckt?

Entsteht er wie der Frühling auf Erden, infolge einer innern göttlichen Ordnung und Nothwendigkeit?

Oder entsteht er infolge des Gebrauchs, den freie Geister von den ihnen verliehenen Gaben des Lichts und des freien Willens gemacht haben, in Verbindung mit der rufenden Stimme Gottes?

Ich glaube das letztere. Denn der Frühling der Erde weckt stets nur dieselben Blumen, denselben Vogelgesang, die beide wieder sterben und in demselben Kreislauf wiederkehren. Die Frühlinge der Menschheit dagegen kommen stets mit etwas Neuem, etwas Schönem, etwas Gutem, was in derselben Weise früher noch nicht dagewesen ist; und wir sehen, wenn wir die Zeiten und die Völker überblicken, die Bildung gleichsam terrassenweise immer weiter emporsteigen. Das gewahrt man mit großer Befriedigung. Das gibt Lust zum Leben und zur Arbeit.

Aber was ist menschliche Bildung? — Das ist die Frage!

Ist sie ein Prachtgewächs, wie es uns mehrere Staaten des Orients und Griechenlands und etwas später die Republiken Italiens gezeigt haben? Nun, dann haben wir nicht viel für unsere Zukunft zu hoffen. Denn glänzendere Vorbilder und mehr große Männer, Krieger, Staatsmänner, Künstler, mehr schöne Thaten und schöne Kunstwerke können wir nicht hoffen hervorzubringen; und alle die Völker und Staaten, welche dieselben hervorgebracht haben, haben sich nach einer kurzen Zeit der Blüte in Verwirrung und Wahnsinn aufgelöst oder sind in geistige Ohnmacht versunken. Was *sind* wir, was *haben* wir, was *wollen* wir mehr als sie? Wir, die wir bewundernd zu den Kunstwerken emporblicken, die wir nicht mehr erreichen können, zu den Pyramiden, dem Parthenon, der Odyssee, dem Pantheon, der Trajanssäule, der Göttlichen Komödie und zu den Schöpfungen Rafael's und Michel Angelo's!

Lasset es uns mit demüthiger Freude bekennen — denn das Verdienst davon ist nur nach einem geringen Theil das unsere —: wir haben, wir wollen doch etwas Höheres, wir haben und wollen doch mehr als sie. Und was? *Ich will Piemont und den Genius des Jungen Italien darauf antworten lassen!*

Das ganze gebildete Europa (und auch Amerika) kennt Silvio Pellico's „Prigioni" und die herzzerschneidenden Biographieen der Gefangenen auf dem Spielberge. Das allersanfteste Herz kann sich beim Lesen derselben nicht enthalten, eine Regung des Hasses und der Rache gegen Oesterreich zu empfinden. Als die Gefängnisse der italienischen Gefangenen endlich geöffnet wurden, zeugten ihre Bekenntnisse vor der Welt von dem heiligen Feuer, welches — wenn auch gleichsam unter der Asche — in den Herzen der italienischen Jugend für die Freiheit und Selbständigkeit Italiens brannte und schon lange gebrannt hatte. Sie zeugten davon, daß geheime Gesellschaften und Verbindungen in Italien seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts dafür gearbeitet hatten. Sie zeugten auch davon, daß das, was die jungen Patrioten wollten, nicht blos die Befreiung Italiens von der

Herrschaft des Auslandes war. Sie träumten von der Einheit Italiens und von einem Ideal in Bezug auf das Leben desselben, das sie noch nicht klar zu verstehen vermochten, dem sie noch keine Form und noch keinen Namen zu geben wußten, das aber ihr Herz in edler Entzückung klopfen ließ. Es war der Versuch zu einer Revolution in Piemont und in der Lombardei im Jahre 1821, der dieses geheime heilige Feuer zuerst verrieth. Oesterreich unterdrückte diesen Ausbruch bald. Die Anstifter desselben wurden hingerichtet, des Landes verwiesen oder in finstere Kerker geworfen. Unter den letztern befand sich auch der sanfte lorbergekrönte junge Dichter Silvio Pellico, der Verfasser der „Francesca da Rimini".

Zwei Männer waren Theilnehmer dieses Revolutionsversuchs, die später mit sehr verschiedenen Gaben und Mitteln und auf sehr verschiedene Weise an der Fortsetzung des damals verunglückten und wenig verstandenen Befreiungsversuchs arbeiteten: der Priester Vincenzo Gioberti und der Prinz von Savoyen-Carignan Karl Albert. Beide waren Piemontesen. Ich werde hier vorzugsweise von diesen beiden sprechen, denn sie haben unter allen Männern der Gegenwart den größten Einfluß auf die spätern Schicksale Piemonts und Italiens geübt, der erstere durch seine Schriften, der letztere durch seine Handlungen, beide durch Charakter und Gesinnung.

Zunächst will ich von Karl Albert sprechen, denn nach dem Leben und Charakter dieses Fürsten habe ich viel gefragt und geforscht; ich glaubte hierin den Schlüssel zu dem unglücklichen Ausgang des italienischen Freiheitskampfes in den Jahren 1848 bis 1849 für Piemont zu finden und allerdings habe ich sowol in der Schweiz als auch hier von Personen, die ihn näher gekannt haben, viel über ihn gehört. Aber die Erklärung, die ich gesucht hatte, fand ich weniger in ihm, als in den Umständen und Personen, deren Werkzeug er gewesen ist.

Seine Sympathieen waren im Jahre 1821 vollkommen aufrichtig, aber unklar, mehr Eingebungen eines warmen, nicht unedeln Herzens, als Producte der Einsicht und der Ueberzeugung. Er hatte den größern Theil seiner Jugend in Paris, in Genf und in mehreren größern Städten Europas — den Vereinigungspunkten der liberalen Ideen und der begabtesten Repräsentanten derselben — zugebracht und liebte den Umgang mit Künstlern und Literaten. Als er nach Turin zurückkam, schloß er sich an die für liberale Ideen enthusiasmirte Jugend an. Er selbst war jung, ehrgeizig, eitel und für jeden Einfluß empfänglich. Die Aussicht, den Thron von Sardinien zu besteigen, war noch ungewiß für ihn. Er ließ sich leicht überreden, einen Versuch zu machen, der Fürst eines größern Reichs, der Freiheit und Italiens zu werden. Dieser Versuch wurde gleich bei seinem Beginn unterdrückt und Karl Albert rettete sich dadurch, daß er — — — seine Freunde verließ und verleugnete und sich an Karl Felix (Piemonts damaligen König) und an dessen despotisches Regierungssystem anschloß.

Als er im Jahre 1831 den Thron von Piemont bestieg, zeigte er anfangs durch einige kleine Reformen gleichsam eine Hinneigung zu seinen frühern Sympathieen; aber bald trat er als ein äußerst entschiedener Gegner der Freiheit hervor und schloß sich an die Jesuiten und an die reactionärste Partei der Aristokratie an. Er verfolgte die Freunde der Reform, kerkerte dieselben ein oder verbannte sie; auch der edle Gioberti mußte landesflüchtig werden. Nachdem diese finstere Richtung ihren Culminationspunkt bei Karl Albert erreicht hat — im Jahre 1833 —, sieht man eine andere bei ihm eintreten, die der in seinen frühern Jugendjahren gleicht, aber gegenwärtig mehr gereift ist und von der er nicht wieder abweicht, obgleich sein inneres Leben ein fortgesetzter Kampf zwischen den Jesuiten und den Freunden der Freiheit oder zwischen dem Jesuitismus und dem Gewissen geblieben zu sein scheint.

Mochte es nun eine Reaction seines Gewissens, seines bessern Ichs sein oder war es der Einfluß der in Piemont immermehr zunehmenden liberalen allgemeinen Stimmung in Verbindung mit seiner angeborenen Eitelkeit, die ihn antrieb, der Erste sein zu wollen — das ist gewiß, daß Karl Albert nach den finstern Handlungen des Jahres 1833 die Bahn der liberalen Reformen zu betreten begann. Er verbesserte die Gesetze, ordnete die Verwaltung, munterte Künste und Wissenschaften auf, gewährte seinem Volk mehrere längstgewünschte Freiheiten und umgab sich mit einem Ministerium von freisinnigen und ausgezeichneten Männern. Die Brüder d'Azeglio waren unter diesen.*)

Eine im Anfang unbedeutende Zollstreitigkeit brachte um diese Zeit Piemont in eine Differenz mit seinem alten Feind Oesterreich; dieser Streit wurde mit jedem Jahre bitterer und nahm immer größere Dimensionen an. Karl Albert nahm dabei immer offener die Partei Piemonts und Italiens. Das machte ihn im hohen Grade populär. Man begann von einem Krieg gegen Oesterreich zu sprechen und veröffentlichte einen Privatbrief des Königs, in welchem dieser schrieb: — „Wenn uns die Vorsehung einen Befreiungskrieg sendet, so steige ich mit meinen beiden Söhnen zu Pferde und stelle mich an die Spitze des Heers!" — Aber gegenwärtig forderte Italien vor allem innere Reformen, freie Verfassungen und viele und vielerlei Stimmen wurden laut. Da erhob sich jedoch eine Stimme, die

*) Die Vermittelung in dem so höchst räthselhaften Charakter Karl Albert's, der heute Carbonaro, morgen Jesuitenfreund war, möchte in seinen dem Hause Savoyen erblichen soldatischen Neigungen zu suchen sein. Er trieb die Soldatenspielerei mit großem Aufwand, putzte sich ein buntes, theatralisches Heer heraus, ließ sich von Horace Vernet in den mannichfachsten Reiterattituden malen und mußte dann wol, da die Italiener scharfe Satiriker sind, von der Sonntagsparade zum Kugelregen übergehen. Eine Anwendung seines kostspieligen Materials war nur gegen Oesterreich möglich. Aus diesem Grunde nahm er die Rolle wieder auf, die er als Kronprinz gespielt hatte. Der Soldat machte ihn zum Politiker. D Her.

alle übrigen in einen Chor vereinigte, denn sie sprach die unwillkürlichen Wünsche aller aus und gab das Losungswort, welches viele auszusprechen versucht hatten. Es war der verbannte Gioberti, der dieses Wort in seinem Werke: „Italiens moralisches und soeiales Primat" („Primato morale e civile d'Italia"), aussprach. Dieses neue Primat sollte keine militärische Herrschaft sein wie die alte römische, auch nicht etwa eine Herrschaft der schönen Künste, wie im Italien des Mittelalters, es sollte vor allem eine Herrschaft menschlicher Gesittung, Schönheit und Ordnung sein, in welcher Italien als ein Bund freier Staaten als Muster unter allen Völkern der Erde an der Spitze stehen und unter einem geistlichen Primas (dem Papst) das Reich Gottes auf Erden darstellen sollte. Die Mittel zu dieser neuen Bildung waren mit einem in Italien seltenen Takt, mit praktischer Einsicht — wenn auch nicht frei von Misgriffen — mit Klarheit und Mäßigung angegeben. Sprache und Darstellungsweise waren die eines vollendeten Meisters, oft eines verzückten Sehers. Das reinste Herz, die innigste Vaterlandsliebe athmete auf jedem Blatt seines Werks.

Dieses Buch (zwei starke Bände enthaltend) wurde in allen Staaten Italiens verboten, nur in Piemont nicht. Karl Albert nahm es mit Freuden auf und ließ ihm völlig freien Lauf in seinem Reich. Von da aus verbreitete es sich — obgleich verboten — über alle Theile Italiens. Der Enthusiasmus, den es erregte, übertrifft jede Vorstellung. Jetzt erst erkannte das vorwärts strebende Junge Italien, was es eigentlich wollte, was es sollte und was es — konnte. Es glaubte voll und fest, daß es diese schönen Gesichte der Zukunft würde verwirklichen können. „L'Italia farà da se!" — (Italien wird sich selbst helfen!) wurde der Spruch des Jungen Italien.

„Christliche Völker können erkranken, aber nicht sterben!" — hatte Gioberti gesagt. Das Junge Italien fühlte sich von frischem neuerwachten Leben erfüllt. Es begrüßte Gioberti als seinen geistigen Erwecker; und als derselbe, aus seiner Verbannung zurückgerufen, den vaterländischen Boden wieder betrat, wurde er wie im Triumph von einer einmüthigen enthusiastischen Bevölkerung von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz getragen. Der Boden des alten Rom hat nie einen edlern Triumph gesehen. Es war der Triumph des Geistes und des Worts.

Geist und Wort setzten nun in Italien selbst das begonnene Werk fort. Eine Menge größerer und kleinerer Schriften führten Variationen zu dem Thema Gioberti's auf. Unter diesen ist das Werk des Grafen Cesare Balbo: „Speranze d'Italia" („Die Hoffnungen Italiens"), die bedeutendste und einflußreichste Arbeit. Dieses voluminöse Buch, zuerst in Paris erschienen, wurde später in Florenz, Turin, Neapel ebenfalls gedruckt und erlebte in wenigen Jahren fünf Auflagen. Cesare Balbo, ebenfalls Piemontese, aus einer alten aristokratischen Familie, Freund der constitutionellen Freiheit und Freund Gioberti's, aber ein vollkommen selbständiger Denker, widmete dem letztern sein ebenerwähntes Werk und lehrte darin das Publikum erst recht verstehen, wie Gioberti sich in seinem Werk von den blinden Anbetern und Schmeichlern Italiens unterschied. Balbo kann diese falschen Propheten nicht stark genug verurtheilen, die den Trägen Trost einflößen und Aufmunterung zu Lastern, zu dem beato far niente (dem glücklichen Nichtsthun) und zu dem noch schlimmern far male (dem Uebelthun) gewähren. Das Thema war nun gegeben. Andere folgten nach.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Kriegerische Zeichen.

*** **Berlin.** — Die neue Rekrutenaushebung, die 50000 Mann junger Truppen schon im Frühjahr als vollständig einexercirt aufstellen soll, setzt in militärischen Kreisen alles in Bewegung. Die jungen Offiziere müssen den Tanzsaal des Carnevals mit dem Exercirplatz vertauschen. Die Abmahnungen der Presse, daß Preußen nicht in die schleswig-holsteinische Falle gehen möchte, scheinen allerhöchsten Orts keinen Anklang zu finden. Im Gegentheil wünscht man für Oesterreich durch großartige Truppenentfaltungen diejenigen unterstützenden Diversionen hervorzubringen, die in Teplitz und Warschau versprochen worden sind. Das Wort des Königs in seiner Ansprache: „An mein Volk!" „es wäre wol nicht alles so gegangen wie es sollte", haben Eingeweihte nur im Interesse der „österreichischen Machtstellung" und der, wie die Diplomaten unter sich zu sagen pflegen, „italienischen — Wirthschaft" verstanden.

Ist demnach für eine Lösung unserer schwebenden Verwirrungen im Interesse einer neugestaltenden, Italien vollständig befreienden und den Sitz aller europäischen Leiden, das Papstthum mit seinen hierarchischen Anneren für immer zerstörenden und einen geläuterten Katholicismus herbeiführenden Politik durch Preußens Haltung keine Aussicht vorhanden, so ist wenigstens der außerordentliche Eifer beruhigend, der auf eine zeitgemäße, der furia francese möglichst gewachsene Belebung des Kriegersinns verwandt wird. Bajonnetfechten, entschlossene Attake und Gymnastik werden täglich geübt. Jedes Bataillon erhielt eine angemessene Summe, um sich alle Apparate zur militärischen Turnkunst zu beschaffen.

Auch hinsichtlich der Bekleidung unserer Krieger wird ebenfalls mancherlei neu versucht. Das Vorbild ist natürlich nicht mehr wie sonst die russische, sondern die französische Armee. Aus Strasburg sind Schuhe eingegangen, wie sie das dortige Militär trägt. Das dazu verwandte Leder ist nach einer neuen Methode gegerbt. Das Leder ist entschieden weicher und von vortrefflicher Qualität. Auch die Tornister sollen gemodelt werden. Prinz Friedrich Karl hat dafür die nach Art der tiroler Säcke zu tragende Form vorgeschlagen.

Mit gleichem Eifer wie die Zerstörungsversuche, z. B. kürzlich in Jülich, werden auch die der Pflege und

Transportmittel verwundeter Krieger in Angriff genommen. Man hat Deckgurten-Matratzen, welche mit den Hängegurten an der Decke der dazu bestimmten Güterwagen angeschnallt werden, construirt, sodaß dieselben in der Schwebe erhalten bleiben und den Schwerverwundeten die schmerzhafte Erschütterung möglichst gemildert sein soll. In einem Waggon können 10—14 Personen befördert werden; auch die gewöhnlichen Personenwagen sollen unter gegebenen Umständen für Verwundete hergerichtet werden.

Ein Uebelstand ist bei diesen Versuchen durch das ungleiche Schienengleis des einigen Deutschland hervorgetreten. Warum soll auch Preußen die Suprematie bei den Schienengleisen haben! Warum nicht Lobenstein seine besondern Gleise! Als vor zwei Jahren die Truppentransporte stattfanden, wurden auf den durch ganz Frankreich verständigerweise gleichlaufenden Schienengleisen täglich 12—14000 Mann nach dem Kriegsschauplatz befördert, während in Deutschland, durch das stete Wechseln der Wagen auf den verschiedenen Gleisen, nur 6—7000 Mann, also gerade nur die Hälfte, befördert werden konnte! Für Schwerverwundete dürfte eine derartige Umpackung vollends zu beklagen sein.

Inmitten aller dieser Vorbereitungen wird der neue Fürst mit dem ganzen Nachdruck seiner Würde auch darin auftreten, daß die Krönungs- und Huldigungsacte keineswegs unterbleiben. In Königsberg wird die Krönung, die Huldigung in Berlin stattfinden. Bei letzterer hoffen manche unserer Börsen-Pairs mit den längsterfehnten Blasons erscheinen zu dürfen. In den nächsten Umgebungen des Königs nennt man als neuen Hausminister den Grafen Redern, als Vice-Ceremonienmeister neben dem als Oberceremonienmeister zurücktretenden Grafen Stillfried Hrn. von Hülsen, als Oberhofmarschall den Grafen Pückler, als Oberstkämmerer den Grafen Keller.

Musik, Bühne und bildende Kunst.

* Weltmusik gibt es schon länger als Weltliteratur. Eine Verbindung beider findet sich in dem „internationalen" pariser Verlag einer Sammlung deutscher Melodieen von unserm geistvoll poetischen Componisten Karl Banck. Bei Brandus in Paris erschienen zehn seiner Lieder nach Texten von Nikolaus Lenau, Klaus Groth, Mörike, die zu dem Ende von Duesberg, A. Baralle und Frau von Pawlow ins Französische übersetzt worden sind. Mörike's „Rosenzelt" kann der Franzose nun als Gentil Mai, Lenau's „Frühlingsliebe" als Printemps d'amour, Lenau's „Frage nicht" als Je veux savoir combien je t'aime singen. Die Aufgabe war nicht leicht. Der Franzose liebt selbst im lyrischen Gedicht eine strenge logische Ordnung; ein Gedanke muß sich da klar und natürlich aus dem andern entwickeln, während der Deutsche in Gedichten die Verbindungsglieder der ergänzenden Phantasie oder dem Gefühl des Hörers überläßt. Die gemeinschaftliche Arbeit aller dieser Kräfte ist trefflich gelungen.

* Einige Bühnen haben die Gewohnheit, beim Beginn des neuen Jahres übersichtliche Rückblicke auf ihre Leistungen im verflossenen zu versenden. Ein solcher Bericht liegt von Karlsruhe vor. Besonders erfreulich ist hier die Rubrik der „Proben". Das Schauspiel hatte 178, die Oper 245 Proben, wozu natürlich Klavier- und Concertproben gehören. Interessante Unternehmungen waren die Rückführung der „Räuber" auf Schiller's ursprüngliche Absicht, seine „Libertiner" in die Gegenwart zu verpflanzen, die Aufführung der kleinen Posse Holberg's: „Der geschwätzige Barbier" (die Eduard Devrient selbst sehr wacker vorliest), eine seenische Darstellung der „Walpurgisnacht" Goethe's mit Mendelssohn's Musik und ein erneuter Versuch, Mozart's Cosi fan tutte nicht länger unter seinem albernen Texte leiden zu lassen; Eduard Devrient hat eine „neue Bearbeitung" gegeben und Kalliwoda die Recitative „arrangirt". — In einer ähnlichen Uebersicht über die Leistungen des so wohlgeführten weimarischen Theaters finden wir sogar 702 Proben angegeben. Es erscheinen so selten neue Opern, daß wir eine (allerdings nur zweimal aufgeführte) Oper von E. Lassen: „Frauenlob", erwähnen. Im Schauspiel finden wir mit besonderer und verdienter Begünstigung die Arbeiten des thüringischen Talents Alexander Rost aufgeführt. Dingelstedt setzte sie an elf Abenden an. Von Hermana Köster, Gatten der berühmten Sängerin, finden wir an drei Abenden „Hermann, der Cheruskerr". Als neueinstudirt wird Auber's „Der Gott und die Bajadere" bezeichnet; seltsam, die Censur machte daraus „Bramah und die Bajadere!" Wenn Goethe noch lebte, würde er vielleicht dem weimarischen Obercensistorium den Gefallen thun, diese Aenderung in seinen Gedichten vorzunehmen. Von Vulpius kam noch an einigen Abenden ein Lokalstück auch zum Vorschein: „Die Saalnixe". — Im nächsten Jahre hoffen wir auf allen diesen und ähnlichen Uebersichten mit zahlreichen Wiederholungen Geibel's Nibelungentragödie „Brunhild" zu finden. Sie soll in München gefallen haben.

* Kaulbach ist mit Darstellung des letzten Wandgemäldes für das Neue Museum in Berlin: „Die Reformation", eines dem Herrn von Olfers und seiner katholischen Richtung glücklich abgerungenen Themas, beschäftigt. Die wie man hört großartige Schöpfung des genialen Meisters dürfte im nächsten Jahre vollendet sein, wo dann leider, wenn alle Gerüste des Treppenhauses fort sind, sich nirgends ein richtiger Standpunkt — für die Betrachtung der Gemälde finden dürfte.

* Peter von Cornelius in Rom, den man nach der Theorie, die Kunst altere nie, zum dritten mal eine junge Römerin freien läßt, soll im Frühjahr wieder in Deutschland eintreffen.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Bonn. Ihre Gedichte (die Sie an unsere in „Berlin" erscheinende Zeitschrift adressiren?) sind unreif.

— Fräulein *** in Minden. Erzählungen „in Briefen" gehören einem veralteten Geschmack an, den Ihre Mittheilung nicht neu beleben dürfte. Keine Fortsetzung.

— Herrn K. Wantenp in Ohrdruff. Die gewünschte Adresse erfahren Sie am sichersten beim Verlagsbuchhändler Wiedemann in Leipzig.

— Herrn J. Rousseau in Königsberg in Preußen. Bedauern, an der von Ihnen gewünschten Zusage durch Mangel an Zeit verhindert zu sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 4.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Rosa Horn. I. II. III. — In der Eisenhütte. Erzählung von W. Trapp. II. — Türkische Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von W. Hornay. II. Im Harem während der Fastenzeit. — Oesterreichs Aristokratie und die Muse. Wiener Briefe. IV. — Knaben aus der Ferne. II. Möllhausen und Louis, der Neger. — Neue Romane und Novellen. II. — Hoffnung. — **Neues aus der Welt.**

Verlieren und Finden.

Erzählung von **Rosa Horn.**

I.

Welche liebliche, silberhelle Stimme, die da eben das Lied von Mendelssohn intonirt: „Ein Jüngling hatte ein Mädchen so lieb" — —!

Es ist Anna Müller — ein junges — ein armes Mädchen. . .

Sie sitzt in einer Dachstube und ist beschäftigt, auf einen feinen Reisstrohhut ein breites buntes Band in zierlichen Schleifen aufzustecken.

Die Vorhänge sind zugezogen — eine Lampe brennt vor der fleißigen Arbeiterin, im Ofen knistert die Flamme und verbreitet eine behagliche Wärme.

Anna Müller ist nicht allein. Sie neckt sich mit ihrer alten Nachbarin, der ihre Lieder zu weltlich klingen. Sie streiten sich sogar. Aber die Versöhnung bleibt nicht zu lange aus.

„Daß Sie mir auch immer das bischen Singen misgönnen!" sagte die Bewohnerin des Zimmers, das bunte Band über den Finger brechend.

„Bewahre!" erwiderte Fräulein Friedrich. „Wohl Ihnen, wenn Sie noch so heiter sängen wie damals, als Ihre gute Mutter lebte!"

Fräulein Friedrich war nur auf Besuch in Anna Müller's Zimmer. Sie wandte sich dem Brustbild einer Frau zu, das über der altmodischen Kommode hing, und sagte:

„Doch ein liebes Gesicht — Ihr Mütterchen! Ja, freundlich war sie und ehrlich! Was sie sagte, das kam vom Herzen! Das fühlte schon jeder! So sprach sie mit mir und mit den Leuten! Auf den Vater besinnen Sie sich wol nicht?"

Fräulein Friedrich plauderte gern und horchte auch gern. Seit einiger Zeit sah Anna, die ihr Zimmer allein bewohnte, etwas trübe aus. Fräulein Friedrich machte, um die Ursache zu erforschen, den Umweg auf die Mutter — —

Anna that ihr heute den Gefallen und ging auf ihre Lebensverhältnisse ein. Sie bestätigte vieles, was Fräulein Friedrich schon wußte. Anderes war der alten Nachbarin neu.

„Ich war", sagte Anna, „noch sehr klein und reichte ihm kaum bis zur Achsel, wenn ich hinter ihm stand und ihm zusah, wenn er malte. Er war der Sohn eines reichen Mannes —"

„Des Commerzienraths Müller!" fiel Fräulein Friedrich mit Ehrfurcht ein. „Der Vater war ihm böse, schon deshalb, weil er Maler wurde, und als er gar die Mutter heirathete, da wollte er schon gar nichts mehr von ihm wissen. . ."

„Der Vater aber hielt fest an seiner Frau", erzählte Anna, „suchte zwar immer Verzeihung

zu erlangen, aber das dauerte zu lange; darüber mußte er sterben."

Eine kleine Pause trat ein. Der herbstliche Wind rüttelte an den Fenstern, an die das Mädchen trat, um die Festigkeit der Riegel zu prüfen. In der That aber suchte ein schneller Blick den Himmel. Dieser war mit schwarzen, flügelartigen Wolken bedeckt, aber zwischen ihnen funkelte doch ein Stern. Schnell fiel der Vorhang wieder zu; die großen Geranien, die noch in den Kronen einige purpurne Blüten zeigten, wurden zurechtgerückt; auch der Kanarienvogel mit einem weißen Tuch bedeckt — das Licht konnte ihn blenden.

„So starb der Vater jung?" nahm die Besuchende das Gespräch wieder auf — —

„Dreißig Jahre!" lautete die Antwort. „Die Mutter kniete vor ihm, als er starb. Sie weinte nicht. Sie wollte ihn nicht aufregen; so hielten sie einander fest bei der Hand. Daß Abschied genommen werden mußte, das mochten sie wol beide fühlen. Die Mutter hütete sich, viel zu sprechen. Endlich aber sagte sie doch: «Edmund, sieh', ich möchte, du könntest mir verzeihen! Es kommt mir vor, als hätte ich recht unrecht gehandelt, dich deiner Familie — zu entziehen — das Opfer hätte ich nicht annehmen sollen! Hätt' ich's damals so gefühlt wie jetzt». «Bin ich denn nicht glücklich gewesen, Lottchen? Mir thut das alles nur leid um deinetwillen», antwortete der Vater. Mit dem «alles» meinte er natürlich seinen Tod. So starb er! Die Mutter war gefaßt. Als man den Sarg hineinsenkte, wartete sie, bis alle fort waren; dann nahm sie mich an die Hand, ließ mich hinunterblicken und sagte: «Sieh', Anna, da haben sie unser ganzes Glück hineingelegt!» Zum Großvater sollte sie mich führen! Sie that's, weil es der Verstorbene so gewollt hatte. Gewiß ist ihr der Gang recht schwer geworden. So fest nahm sie mich bei der Hand, als wollte sie sich auf mich stützen. Ich sehe den Großvater noch! Die Mutter sagte in ihrer ernsten, schlichten Weise: «Da Anna, gib dem Großvater die Hand!» Ich mochte ihm nicht gefallen, denn ich sah der Mutter ähnlich. Vielleicht nahm er auch den Ton derselben für kalt. Er war's wol auch. Unten, als wir in die Flur traten, kam ein junges blasses Mädchen auf uns zu; sie hatte auf uns, wie es schien, gewartet; es war die Schwester meines Vaters, ein wahrer Engel. Ich sehe sie noch, aufgelöst in Thränen. Reden konnte sie nicht viel, aber sie kniete sich zu mir nieder und küßte mich immer und immer. Dann gab sie mir eine Börse. Die Mutter nahm das Geld. In der That brauchte sie es zur höchsten Noth. Zwei Stockwerk tiefer wohnte in demselben Hause mit uns eine reiche Dame, die eben ihre Tochter verheirathete. Sie mochte die Mutter beobachtet haben und bot ihr an, die Aussteuer zu nähen. Das war dann ein Glück. So saß die arme Mutter Tag für Tag am Fenster, ich im Winkel — oft aber übermannte sie's und sie drückte das feine Linnenzeug vor die müden Augen und weinte laut. Dann schlich ich mich heran und fing auch zu weinen an; da wurden schnell die Thränen abgetrocknet. Kein Jahr nach meinem Vater starb seine einzige Schwester, das junge Mädchen — Engel haben ja doch keine bleibende Stätte hier auf Erden! Nun lagen die Geschwister nicht weit voneinander. Alle Sonntage ging die Mutter auf den Kirchhof. Der Vater bekam von allen Blumen, die es gab — wie vernachlässigt war dagegen der Ruheplatz des reichen Mädchens! Niemand dachte daran, es zu pflegen; nur ich streute hin und wieder eine Hand voll Blumen in das überwuchernde Gras. So vergingen ein paar Jahre."

Anna schwieg — —

„Wie kam es nur, daß der reiche Commerzienrath sein ganzes Vermögen verlor?" forschte die Nachbarin.

„Wie das kam, das weiß ich nicht", lautete die Antwort, „die Leute sagen, er speculirte. Der Großvater hatte zwar zwei reiche Brüder, aber die wollten, da sie durch ihn Verluste erlitten hatten, nichts von ihm wissen. Da zog er in das Haus gerade gegenüber von uns. Erst nahm er ein Zimmer im zweiten Stockwerk; es dauerte aber nicht lange, so mußte er ins dritte hinauf, endlich blieb ihm nichts übrig als ein Dachstübchen. Ich sehe ihn noch den hagern ernsten Herrn, wenn er am Fenster stand und sich Mühe gab, den alten schlechten Hut glatt zu bürsten. Das sah die Mutter. Sie ging zu ihm hinüber und fragte ihn, ob er niemanden brauchte, der ab und zu seine Wirthschaft besorgte. Daß die Mutter seines Sohnes Frau sei, kam nicht zur Sprache. Müller heißen ja viele Leute. Nun kochte die Mutter früh Kaffee, heizte ihm ein Zimmer, versorgte seine Wäsche, sah wo es fehlte und füllte aus dem eigenen Oelkrug oft die Lampe des alten Herrn — dabei versicherte sie ihm, es sei alles billig, während wir in der That eine Theuerung hatten. So bekam er von jeder Mahlzeit das Beste. Was sonst aus dem alten Mann gewor-

den wäre, weiß ich nicht. «Ich hätte gar nicht gedacht, meine Tochter», ſagte er endlich, «daß es ſo brave Kinder gibt.» Der Mutter war's, als ſei es der Vater, für den ſie ſo handelte. In der That litten wir ſelbſt Noth — infolge der theuern Lebensmittel ſparte ein jeder und meine Mutter mußte die Hände oft ruhen laſſen. Indeſſen ſank der alte Commerzienrath ſichtbar zuſammen — dazu wurde der Winter ſehr kalt. «Bring' eine Schürze voll Holz hinüber», ſagte die Mutter; ich ſuchte es zuſammen, es war gerade das letzte. «Wenn du dich ruhig hältſt, kannſt du hier bleiben», flüſterte ſie, nachdem ſie Feuer gemacht hatte; ſie rückte ein Bänkchen hinter den Ofen, frieren ſollt' ich doch nicht und daß es bei uns kalt war, das wußte ſie. Der alte Mann lag im Bett, die Mutter hatte Thee gemacht, er ſeufzte viel und es war mir oft, als hätt' er den Namen des Vaters genannt. Andern Morgens ſagte mir die Mutter, Großvater ſei todt. So ſchlimm hatte er gar nicht geſchienen. Jetzt ſind auch die beiden Brüder des Großvaters geſtorben, ein jeder hinterließ eine Tochter, ſo exiſtiren drei Mädchen mit Namen Müller, von denen zwei ſehr reich ſind und eine arm, die arme bin ich!"

Indeſſen hatten die geſchickten Hände Anna's das Band auf den Hut geſteckt. Die Nachbarin ſah ernſt nach ihr hinüber.

„Mamſell Müller", begann ſie, „ich weiß gar nicht, ob's nur ſo eine Einbildung von mir iſt, aber Sie ſind gar nicht mehr ſo munter wie früher, und haben Sie einmal ein paar fröhliche Worte geſagt, gleich kommen die traurigen Gedanken nach."

„Und als ich doch vorhin ſang, da wollten Sie's nicht leiden!" entgegnete die andere lächelnd und ordnete ihr Arbeitskörbchen.

„Mamſell Müller, das müſſen Sie mir wirklich nicht ſo übel nehmen, ich fing eigentlich erſt an mit jemanden vernünftig zu ſprechen, als Ihre Mutter und Sie hier herauf zogen! Früher, ich weiß es wohl, da zankt' ich mich mit aller Welt! Meine Mutter ſelig hatte mich verwöhnt. Ich war hinter dem Ofen aufgewachſen und wußte nicht, wie es iſt, für ſich ſelbſt ſorgen zu müſſen; ſo ging's fünfunddreißig Jahre fort, bis meine Mutter ſtarb — nun kamen mir alle Menſchen häßlich und unfreundlich vor — viele lachten mich auch aus, weil ich gar ſo einfältig und unbeholfen war, die Kinder nannten mich «die alte Jungfer», das wollte ich nicht leiden, ſo ärgerte und quälte ich mich den ganzen Tag! Aber Ihre gute Mutter war anders. Sie belehrte mich, wo mich andere auslachten. Auch litt ſie's nicht, daß mir die Kinder nachſpotteten — es war eine gute, kreuzbrave Frau! Was nur der Bello hat —" unterbrach ſie ſich, als der Hund unruhig herunterſprang und an die Thür lief. Iſt's vielleicht Herr Allmer, der nach Hauſe kommt?"

„Ich glaube nicht; 's iſt ja erſt 8 Uhr; aber es war mir auch, als hörte ich die Treppe knarren —"

„Herr Allmer war's nicht, der tritt ſtärker auf."

In der That ließ ſich eben jetzt vor der Thür ein eigenthümlicher Ton hören, infolge deſſen Bello wild zu lärmen begann.

Die Nachbarin erblaßte. Sie war furchtſam und abergläubiſch. Aber Anna ergriff beherzt das Licht, nahm den Bello, hieß ſeiner Herrin ihn feſtzuhalten und leuchtete hinaus.

„Nachbarin", ſagte ſie alsbald, „ich glaube gar, es hat jemand einen Korb hierhergeſtellt!"

Die alſo Angeredete zitterte wie Eſpenlaub.

Währenddeſſen hatte Anna das Licht auf die Schwelle geſetzt und ſich dem fraglichen Gegenſtand genähert. „Herr, mein Gott", rief ſie alsbald, „das iſt ja ein Kind —!"

„Ach du lieber Himmel", rief die andere entſetzt, „du mein Schöpfer — was fangen wir nun an?"

Im ſelben Augenblick erſchien Anna ſchon mit dem Korbe unter der Thür. Daß ſich ein Kind in demſelben befand, ließ ſich nun genau erkennen. Es ſchrie ganz laut und hell. Anna's Beſuch rang die Hände. „Hat man je ſo etwas erlebt, ein Kind vier Treppen hoch heraufzutragen vor die Thür armer Leute, die allein mit der Hände Arbeit ihr Brot ſich verdienen!"

Anna's Wangen waren bleich geworden. Ihr Herz klopfte faſt hörbar. Mit zitternden Händen lüftete ſie die dicken Hüllen, in die das kleine arme Geſchöpf eingeſchlagen war.

Der kleine Findling war ein liebliches Mädchen von vielleicht einigen Wochen.

„Wir müſſen's ins Waiſenhaus ſchaffen!" meinte die andere.

Anna ſah erſtaunt auf. Daß es Findel- oder Waiſenhäuſer auf der Welt gab, daran hatte ſie noch gar nicht gedacht.

„Aber behalten können Sie doch das Kind nimmermehr!" jammerte die andere fort. „Wer hat Ihnen denn dieſen Poſſen geſpielt?"

„Warum denn nicht? Da, da liegt ein Zettel!"

Digitized by Google

Anna näherte dieſen dem Licht und ſah darauf einen Taufnamen und die wenigen, kaum leſerlichen Buchſtaben: „Um Gottes willen!"

Um Gottes willen — die Worte griffen ihr ans Herz, aber den Gefühlen lange nachgrübeln, die dieſe Worte oder dieſe kurze erſchütternde Bitte dictirt hatten, das konnte ſie nicht. Sie nahm ein Kiſſen aus dem eigenen Bett und bereitete der Kleinen ein Lager.

„Was werden die Leute ſagen!" Nun, ich ſage gut — für Sie ſag' ich gut! —"

Anna Müller hatte das Kind im Arm. „Nachbarin", ſagte ſie, „wie können Sie ſich nur ſchlechter machen, als Sie ſind. Sehen Sie einmal her! Das kleine Weſen da, wie willenlos es hier liegt und wie es alles hinnehmen muß, was wir nun eben über ſein Geſchick verhängen! Ich könnt' es nicht von mir geben — ich dachte vorhin, als ich's fand, was würde wol die Mutter thun — und da dacht' ich — die würde wol Decken und Tücher wärmen und das Kind ſo weich wie möglich betten. Holen Sie doch Milch herein — wenn man nur beſſer mit dem kleinen Geſchöpf verkehren könnte — ach, wie gern wollt' ich eine Amme bezahlen — —"

Die Nachbarin folgte eilends der erhaltenen Weiſung.

Als fühlte es den Schutz, der ihm geworden war, ſo ſtill und friedlich ſchlief das Kind.

Die Nachbarin ging in ihr Zimmer, nicht ohne vorher an Anna Müller die Bitte geſtellt zu haben, ihr doch ja zu klopfen, wenn ſie irgendetwas bedürfe. In Wahrheit dankte ſie Gott, daß das Kind nicht an ihrer Thür ſtand.

Anna ſelbſt ſetzte ſich neben das improviſirte Lager des Findlings und beugte ſich in ernſter Betrachtung über das kleine, friedliche Antlitz.

Es mochte wol 11 Uhr ſein, als die Treppe knarrte und männliche Schritte auf dem Gange hörbar wurden.

Es war ein Zeichen, daß Theobald Allmer, der die beſſern Zimmee eine Treppe tiefer bewohnte und hier oben eine Art Garderobe hatte, in der er ſich viel zu ſchaffen machte, heimkehrte. Anna horchte auf, ob Theobald Allmer klopfen würde. Sie hatte leiſe den Riegel zugeſchoben. Der Nachbar blieb eine Weile in ſeinem Dachſtübchen und kehrte dann nach unten in ſeine Wohnzimmer zurück.

II.

Es war um die achte Morgenſtunde des andern Tages, als man an Anna's Thür klopfte. Ein junger, großer, ſchöner Mann ſteckte den Kopf in die Thür.

„Guten Morgen, Fräulein Müller!" ſagte er. „Kann ich den Kaffee bekommen?"

Der junge Mann, der im Schlafrock unter die Thür trat, war der Componiſt und Klavierlehrer Theobald Allmer.

Anna war längſt wach.

„Da ſteht der Kaffee!" ſagte ſie, auf den Ofen zeigend. Seine Zimmer betrat ſie nicht. Die Zubereitung des Kaffees und die Vermiethung der untern Zimmer war eine Erblaſſenſchaft der Mutter. Es gehörte das zu Anna's Exiſtenz.

Der junge Mann hielt im Begriff, einzutreten, inne. „Was iſt denn das?" ſagte er und deutete auf das Kind, das wach mit großen Augen ruhig dalag.

„Ich fand es vor meiner Thür", ſagte Anna, nicht ohne Verlegenheit —

„Was? Vor Ihrer Thür — Das iſt ja unglaublich! Und Sie wollen's behalten?"

Anna nickte.

Währenddeſſen kam jemand die Treppe herauf. Es war ein junges Mädchen.

„Mamſell Müller", ſagte ſie, „ich ſoll Ihnen einen Gruß von der Frau Räthin bringen und den Krepp ſollen Sie ja gleich auf die Hüte da ſtecken — ſie gehören dem Fräulein Konſtanze Müller! Oder Sie wiſſen's wol noch nicht, daß Fräulein Adele Müller in vergangener Nacht geſtorben iſt?"

„Wer? Kein Wort! Adele Müller — meine Couſine —?" murmelte Anna.

Das Mädchen fuhr fort:

„Ach, da iſt ja Herr Allmer! Wer hätte gedacht, daß Fräulein Adele ſo bald ſterben würde!"

Theobald Allmer ſtand leichenblaß. „Fräulein — Müller — todt —?" wiederholte er mit bebenden Lippen.

„Ja, aber ich habe keine Zeit", fuhr das Mädchen fort, „zu Mittag bringen Sie wol mindeſtens den einen Hut — die Frau Räthin bittet recht ſehr darum."

Jetzt war Anna mit Herrn Allmer wieder allein. Zitternd ſetzte ſich letzterer auf den nächſten Stuhl.

Anna ſagte: „Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, Herr Allmer, ſo wollte ich ein paar Worte mit Ihnen ſprechen. Herr Allmer", begann ſie, als ob die Worte ſich von ihrem Herzen losriſſen, „da haben Sie Ihren Ring wieder! Fragen Sie mich nicht, warum. Sie wiſſen's,

ohne daß ich es ſage! Es iſt beſſer ſo! Da nehmen Sie — es drückt mich, ihn länger zu behalten!"

„Aber Anna!" ſtammelte der junge Mann verſtört.

„Fragen Sie nicht, Allmer", wallte Anna auf, „fragen Sie nicht! Sie müſſen begreifen, daß ich nie Ihre Gattin werden kann — nie! Nehmen Sie nur den Ring —!"

Allmer ſtrich ſich mit der Hand über die bleiche feuchte Stirn. Vor ihm lag der einfache, glänzende Goldreif. Auf der andern Seite des Tiſches beſchäftigten ſich bereits Anna's zitternde Finger mit den ebenerhaltenen Trauerflören.

„Herr Gott, Anna, wie hart Sie ſein können, wie ſtarr!" ſtammelte er.

„Weil Sie mich verlieren ſollen, Allmer, darum denken Sie ſo — nein, nein — es muß ſein, wir müſſen uns trennen!"

„Anna", ſagte der junge Mann weich, „Anna, mein guter Engel — und wenn ich gefehlt habe, können Sie mich denn nicht zurückführen?"

„Nicht mehr —"

Anna ſchüttelte heftig in unabwendbarem Entſchluß den Kopf; dabei empfand ſie ein Weh, als müßte ſie das Herz aus der Bruſt herausreißen. „Nehmen Sie den Ring, Allmer — ich bitte Sie! Scheiden wir als Freunde!"

Theobald Allmer erhob ſich. Eine Ahnung durchzog ſeinen Sinn, was er in dem Mädchen da drüben jenſeit des Tiſches verloren haben konnte. Daß ſie verloren ſei für ihn, wirklich verloren, das fühlte er, und daß er dieſen Verluſt zehnfach verdient hatte, das konnte er ſich nicht verbergen. Nichtsdeſtoweniger kam der Seufzer aus tiefſter Bruſt, mit dem er ſagte:

„So leben Sie wohl, Anna!"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

Als er fort war, lehnte ſie das Geſicht auf all den ſchwarzen vor ihr liegenden Tand und weinte heiße Thränen. Wie hatte ſie den Mann, der da eben ging, geliebt!

Sie hatte eine tiefe Ahnung, daß die Ausſetzung dieſes Kindes, der plötzliche Tod ihrer reichen Verwandten, der wunderlichen und abenteuerlichen Adele Müller, irgendwie mit der Erſchütterung zuſammenhing, die Theobald Allmer nicht hatte verbergen können.

III.

In einer breiten, ſchönen Straße einer großentheils von der höhern Geſellſchaft bewohnten Vorſtadt befand ſich das Penſionat der Madame Boiteau.

Unter dieſem Namen hatte die Mädchenſchule einen guten, vielverbreiteten Ruf.

Madame Boiteau, jetzt eine Matrone, war eine Schweizerin; ſie ſelbſt hätte all die Mühe und Plage des Erziehungshauſes nicht mehr allein auf ſich nehmen können; ihre Tochter, die verwitwete Räthin Böheim, war die jetzt active Directorin; die Seele des Ganzen war und blieb aber Madame Boiteau.

Madame Boiteau war von all den jungen Mädchen angebetet. In ihren Schos legten ſich ſchmeichelnd früh und abends all die jungen blonden, braunen oder ſchwarzen Köpfchen; die Matrone hatte das wärmſte mildeſte Herz für alle, Intereſſe für alles. Sie ermüdete gar nicht bei Mittheilung aller der kleinen Leiden und Freuden dieſer jungen Welt. Sie erfuhr alles, berieth ſich über alles, hier über ein Geburtstagsgeſchenk — ſie wußte genau, was die betreffende Mama am nöthigſten brauchte — da flüſterte ſie einem jungen blondlockigen Wildfang zu, ja keine unreifen Birnen zu naſchen, dort ermahnte ſie einen kleinen Trotzkopf zur Buße oder lernte mit unerſchütterlicher Geduld eine Fabel von Lafontaine, die ſich irgendeinem Kindesgedächtniß durchaus nicht einprägen wollte. Sie leitete die ganze munntere Schar mit dem Herzen und hatte, obgleich hoch in den ſiebzigen, das regſte Verſtändniß für die allgemeinen jugendlichen Eigenſchaften ſowie für die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Elevin.

So ſaß ſie im großen Lehnſtuhl im mittelſten Fenſter des Saales ſo würdig und zutrauenerweckend wie möglich. Es war nach Tiſche. Die Schar der Mädchen ſpielte lärmend unter den Fenſtern im Garten und oft warf man neckend irgendeinen Reifen oder einen koloſſalen Gummiball am Fenſter vorüber. Dann drohte die Matrone lächelnd mit dem Finger. Daß es bereits recht kühl war und ſelbſt die Aſtern ſchon zu verblühen anfingen, das merkten die jungen Mädchen gar nicht. Zeitweilen correſpondirte wol auch Madame Boiteau mit den unten Befindlichen, ſchlichtete etwa entſtehenden Streit und ſchützte Blumen und Früchte, die ſich im Garten noch vorfinden mochten, vor den allzu lebhaften Angriffen der jungen Schar.

Indeſſen trat Anna Müller ein und brachte den einen der Trauerhüte. Konſtanze Müller, für den er beſtimmt war, ihre Couſine, befand ſich noch im Penſionat der Madame Boiteau.

Anna selbst hatte ein einfaches schwarzes Band über den Strohhut gelegt. Anna Müller war ein Liebling Madame Boiteau's. Daher reichte sie ihr gleich die Hand entgegen und sagte:

„Da kommt ja mein gutes Mädchen und bringt den Hut — pünktlich wie gewöhnlich!"

„Ich hoffe, er wird Ihnen gefallen, Madame."

„Gewiß!" sagte diese. „Im übrigen ist's ja ein Trauerhut! Die arme Adele! Aber Sie selbst, Kind, Sie sind ja ganz erschrecklich blaß? Ich hoffe doch nicht", fuhr sie liebreich fort, „daß Sie etwa zu lange gearbeitet haben? Die Nachtstunden außer dem Bett machen junge Mädchen bleich. Sie wissen ja, mein Herz, daß Sie Credit bei mir haben, also schlafen Sie ja, wie sich's gehört!"

Anna traten die Thränen in die Augen. Sie küßte die Hand der Matrone. Diese strich leise über die einfachen schönen vollen Scheitel.

„Auch geweint haben Sie — gewiß wieder wegen dieses — — Monsieur Allmer? Hm?"

„Ich hab' ihm den Ring zurückgegeben", seufzte Anna.

„Das ist recht! Nur muthig, Kind! Besser jetzt geweint als später! Es gibt nichts Schlimmeres als eine unglückliche Ehe und wenn solch ein braves Herz lebenslang eine Kette von Kränkungen erfahren sollte — o —! Mais — Allmer ist ein leichtsinniger, ein gewissenloser Mensch —" fuhr sie bestimmt fort.

„Ich weiß es", hauchte Anna gesenkten Hauptes —

„Sie ahnen's nur — mein Kind — Sehen Sie, er leidet an dem größten Uebel, er ist charakterlos — ein schwankend Rohr, ohne Grundsätze, ohne Gemüth, beherrscht von Leichtsinn und Genußsucht! Weinen Sie nicht, mein Kind, oder vielmehr, ja, weinen Sie! Das Herz, wenn es unglücklich ist, findet Trost in Thränen."

Währenddessen trat eine große, stattliche Frau von vielleicht vierzig Jahren in höchster Aufregung ins Zimmer.

Es war die Räthin Böheim.

„Denken Sie, Mama", begann sie fast heftig und Anna nicht erblickend, „soeben gibt mir das Stubenmädchen diese Papiere! Da lesen Sie nur! Lesen Sie! Sie fand sie in der Kleidtasche von Konstanze Müller! Ist das nun erhört!"

Die Matrone setzte bedächtig die Brille auf die Nase und entfaltete die dargereichten Blätter.

„Unwürdig!" murmelte sie, „das nämliche Spiel!"

„Sieh' da, Mamsell Müller!" sagte nun die Räthin, Athem schöpfend. „Sie bringen den Hut — ich habe Sie nicht gesehen — Konstanze macht uns unendlichen Kummer —"

Anna verabschiedete sich schnell und discret.

„Was nun?" fragte die Räthin.

Madame Boiteau wiegte den Kopf. „Laß mich mit Konstanze reden — mich allein!"

„Wie gern, Mama —!"

Konstanze Müller, ein schönes, großes, stattliches Mädchen von sechszehn Jahren, Anna's zweite reiche Cousine, lehnte im Garten in einer mit wilden Weinreben umrankten Laube, als Madame Boiteau sie zu sich herauf winkte.

Konstanze hatte kein gutes Gewissen. Sie folgte dem Ruf nur zögernd und ungern und bemühte sich, unbefangen zu scheinen, während sie eintrat und nach dem Begehren der Matrone fragte.

Sie setzte sich zu den Füßen Madame Boiteau's und horchte stumm und mit niedergeschlagenen Augen den milden aber eindringlichen Worten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

In der Eisenhütte.

Erzählung von Wilhelm Trapp.

II.

Der Fremde leerte ein Glas auf das Wohl der Gesellschaft. Man scherzte und trank weiter, sodaß der Unbekannte bald Gelegenheit fand, wegen des alten Hammerschmiedemeisters mit dem Oberfactor zu sprechen.

„Lieber Herr, der alte Meister geht nicht von seinem Hammer, ehe er nicht todt beim Amboß niederfällt!" sagte der Oberfactor.

„Er wird von heute abend an nicht mehr schmieden, sage ich Ihnen!" entgegnete der Fremde und erzählte sodann den Vorfall in der Hütte ausführlicher.

„Dann thut sich der Alte ein Leid an!" fuhr der alte Hüttenmann mit ernster Miene fort.

„Fürchten Sie das wirklich?"

„Da er sich vor Ihnen, einem Fremden, so beschimpft hat, besorge ich wirklich so etwas. Ich werde aber alles aufbieten, ihn zu beruhigen."

„Und haben Sie die Güte, dieses fortan zu seinem Unterhalte mitzuverwenden!"

Mit diesen Worten hatte der Fremde eine Anzahl Goldstücke seiner Börse entnommen und händigte sie in einem Stück Papier dem Oberfactor ein.

„Von einem andern als Ihnen würde ich

dergleichen zurückweiſen, da ich den Alten ſelbſt nicht verlaſſen werde und er außerdem ſeinen Schwiegerſohn hat —"

„So erweiſen Sie mir die Liebe, von dem Gelde diejenige Verwendung zum beſten des Alten oder des jungen Paares zu machen, welche Ihnen die paſſendſte dünkt!"

Mit dieſen Worten drückte der Fremde dem alten Hüttenbeamten die Hand und dieſer erwiderte den Druck herzlich, gleichſam zum Zeichen ſeiner Einwilligung und des Dankes im Namen ſeiner Untergebenen.

Da erging die Aufforderung zur Anſtimmung eines neuen Liedes an den Oberſactor von allen Seiten, welcher dieſer natürlich nur zu gern entſprach.

Eine neue Pfeife ergreifend und zuvor ſeine Kehle durch einen tiefen Trunk anfriſchend, begann der Alte den „verſammelten hochgeehrten Herren" eine Fuchsjagd vorzuſchlagen, welcher Vorſchlag faſt allgemein mit einem lauten Jubelgeſchrei willkommen geheißen wurde.

Der alte Hüttenmann machte den Anfang, ſich auf ſeinen Stuhl zu ſetzen und in wenig Augenblicken bildete ſich hinter ihm eine große Reihe von gleichen Reitern und alle ſtimmten aus voller Kehle an:

Was kommt dort von der Höh'?

Nur der Vorſitzende und einige der ihm im Range Zunächſtſtehenden ſowie die anweſenden Nichtſtudirten ſchloſſen ſich aus und rückten an der Tafel in ein kleines Häufchen zuſammen.

Während des ausgelaſſenen Getöſes dieſes Fuchsrittes hatte der Fremde Gelegenheit, ſich aus dem Saale zu entfernen. Er ging in ſein Schlafgemach zurück, warf ſeinen Mantel um und eilte die Treppe hinunter ins Freie.

Der Himmel war währenddeß heiter geworden und die Sterne funkelten gar lieblich über den ſchneebedeckten Häuſern der Stadt und den darüber hervorragenden dunkeln Höhen des Harzes. Aus der Ferne ließ ſich das Rauſchen des Hüttenwehres vernehmen. Sonſt war alles ſtill in dem kleinen Städtchen.

Der Fremde ging dem Rauſchen des Waſſers nach und langte bald wieder bei der Hütte an. Das Werk lag, wie er jetzt erſt beim Scheine des hervortretenden Mondes bemerken konnte, zu beiden Seiten der Heerſtraße nach Nordhauſen; Beamtenwohnung und Arbeiterhäuſer rechts auf einer kleinen Erhöhung, dicht vor ihm der Hohofen, links am Waſſer die Hütte und die Magazine.

Das Ganze bot ein anziehendes Bild romantiſcher Natur und friedlichen Gewerbfleißes dar.

Während der Fremde ſich den Arbeiterhäuſern näherte, um vielleicht von dem alten Schmied noch etwas zu erfahren, öffnete ſich plötzlich am äußerſten Ende derſelben eine Hausthür leiſe und es trat jemand heraus. Anſcheinend war alles im Hauſe ſchon zur Ruhe gegangen, denn die Fenſter waren dunkel und der Heraustretende ſchloß die Thür wieder hinter ſich zu.

Der Fremde trat in den breiten Schatten des Hohofens zurück, welcher über den beſchneiten Weg fiel, um die nahende Geſtalt beſſer beobachten zu können.

Dieſe ging dicht an ihm vorüber dem Fluſſe zu. Es war der alte Schmied.

Gebeugt und in ſich verſunken, ohne die nothwendige Kleidung zum Schutze gegen die Kälte — der Alte war ohne Kopfbedeckung und Rock — wankte die einſt ſo kraftvolle, markige Geſtalt des bejahrten Mannes dahin und blieb dann an dem rauſchenden Wehre der Hütte ſtehen.

Der Schnee lag auf dem Geländer, welches den obern Theil der Schleuſe einfaßte; — der Alte ſtützte ſich mit dem Oberkörper darauf, ohne anſcheinend die Wirkung der Kälte zu empfinden.

Da der Mond mit vollem Schein in das herabſtrömende Waſſer fiel, ſo ſchien dieſes die Welle des großen Hammers mit einem Regen von Silberperlen zu überſchütten.

Der Fremde war dem Alten auf dem Fuße gefolgt, zögerte aber noch, ihn anzureden.

Da wandte ſich dieſer nach einem tiefen Seufzer dem Teiche zu, welcher nicht weit von dem Wehre lag. Je näher er dem Ufer kam, deſto ſchneller wurde ſein Schritt, ſodaß der Fremde ihm kaum zu folgen vermochte. Als der Alte an derjenigen Stelle anlangte, welche am ſteilſten nach dem Spiegel des Teiches abfiel, ſchlug er die Hände vor das Geſicht und wollte ſich in die Fluten hinabſtürzen.

„Meiſter, was habt Ihr vor?" rief der Fremde, ihn beim Arm ergreifend und mit einer raſchen Bewegung vom Rande des Teiches zurückziehend.

Der Alte ſank ihm in die Arme, ohne eines Wortes mächtig zu ſein. Auch der Fremde zitterte infolge der gehabten Erſchütterung an allen Gliedern.

„Seid Ihr mondſüchtig oder habt Ihr einen über den Durſt getrunken, daß Ihr ſo ſeltſame Wege geht, Alter?" fuhr der Fremde nach einer Pauſe fort, indem er ſich gewaltſam zum Humor

Digitized by Google

zwang, um dem Alten die Entschuldigung seines finstern Entschlusses zu ersparen oder doch leichter zu machen.

Der alte Hammerschmied aber sah ihn mit einem erkennenden Blick an und sprach:

„Ihr seid es, Herr? Ihr hättet mich sollen an dem Schritte nicht hindern, den ich thun wollte! Denn was soll ich in diesem Leben noch zubringen, das mir nichts als Schande und Elend beut?"

„Wer wird so reden, Meister!" erwiderte der Fremde sehr ernst. „Fürwahr, solche Worte ziemen sich nicht für Euere grauen Haare!"

„Herr, Ihr habt selbst gesehen, daß ich nicht mehr im Stande bin, meine Arbeit zu verrichten, daß ich mich vor den Augen meines Knechtes beschimpft und den Hammer verunehrt habe, an dem ich seit 40 Jahren mit Ehren arbeitete!" fuhr der Alte fort, indem er einen Versuch machte, sich sanft aus den Armen seines Erretters loszumachen. „Meine Dienstehre ist mir von jeher über alles gegangen und ein Faulenzer war mir immer das verachtungswürdigste Geschöpf unter der Sonne! Jetzt ist meine Ehre dahin und ich bin gezwungen, arbeitslos von anderer Gnade zu leben! Lieber will ich sterben!"

„Ihr seid ein eigensinniger, selbstsüchtiger Mann, der sich gegen Gott und seine Mitmenschen versündigt!" rief der Fremde eifrig. „Die größte Ehre für Euch sollte sein, daß Ihr Gott Recht gebt und Euch nicht seinen ewigen Gesetzen widersetzt! Ihr seid ein alter Mann und nicht mehr Euerer Kräfte Herr wie sonst! Das ist Euern Vorfahren so ergangen und wird Tausenden nach Euch so ergehen! Wirklichen Grund zur Sorge würdet Ihr haben, wenn Euch Noth und Entbehrung bevorstände! Aber da habt Ihr einen trefflichen Vorgesetzten, der Euere Verdienste kennt und ehrt; einen braven Schwiegersohn, der durch seinen Fleiß Euch mit zu ernähren wünscht. Nichts, nichts fehlt Euch, um ein sorgenfreies und ehrenvolles Alter zuzubringen, als die eigene innere Zufriedenheit. Und die wollt Ihr Euch durch so alberne Grillen von Ehre verbittern? Pfui, schämt Euch!"

Der Alte stand mit gesenktem Haupte da und hörte die Mahnungsworte des Fremden ruhig an; dann wandte er sich scheu mit der Frage an diesen:

„Ihr habt mit meiner Tochter und mit Hennig gesprochen, Herr?"

„Allerdings", entgegnete der Fremde, „und ich habe nie ein Paar Menschen gefunden, die ihre Kindespflicht mit so frommer Bescheidenheit übten und die so übeln Dank damit ernteten!"

Der Alte faltete die Hände und senkte den Kopf nieder.

„Und meint Ihr, Herr", fuhr er dann nach einer Pause fort, „meint Ihr wirklich, daß sie es ehrlich meinen?"

„Habt Ihr daran gezweifelt? Welchen Grund hattet Ihr dazu?" fragte der Fremde streng.

„Seid nicht ungehalten, Herr!" begann der Alte wieder. „Das Alter ist oft mistrauisch; um so mistrauischer, je weniger man ihm zu erkennen gibt, daß man seine Schwächen einsieht! Daran mag es wol liegen! Ich fühle es jetzt klar! Der Hennig sowol wie die Jette sind zu blöde; — sie haben mir es nicht früh und nicht derb genug gesagt, daß ich alt würde!"

„Und Ihr grollt Ihnen deswegen und verfallt darüber in solche Verzweiflung?" rief der Fremde.

„Jetzt nicht mehr, Herr, jetzt nicht mehr!" erwiderte der alte Schmied mit wehmüthigem Kopfschütteln. „Ich weiß nicht, sind es Euere Worte oder was ist die Ursache davon, ich sehe jetzt mein Unrecht völlig ein und begreife nicht, wie ich zu einem so verzweifelten Entschlusse kommen konnte!"

Der Fremde bemerkte gleichfalls in dem Wesen des Alten eine völlige Umwandelung, die offenbar durch die heftige Erschütterung bewirkt war, welche der Entschluß, zu sterben, und seine plötzliche Errettung sowie die eindringlichen Worte des Unbekannten auf seinen Organismus ausgeübt hatten.

Er stand jetzt wieder fest auf den Füßen, blickte mit ruhigen Augen um sich her und zeigte in Worten und Geberden fast keine Spur mehr von jener ingrimmigen Heftigkeit, welche der Fremde früher an ihm bemerkt hatte.

„So folgt meinem Rathe, Meister, und kehrt zu Euerm Hause zurück!" begann der Fremde. „Verschlaft die wunderlichen Vorgänge dieses Tags und wacht morgen als ein anderer Mensch auf!"

„Das will ich, Herr! Ich sehe auch ein, daß unser Herrgott es so haben will, sonst hätte er mir Euch nicht geschickt, um mir das Leben zu erhalten", erwiderte der alte Schmied, neben dem Fremden den Weg nach seiner Wohnung zurückschreitend.

Der Fremde antwortete nicht, sondern blickte rechts nach den Bergen, welche dunkel über der schneebedeckten Ebene hervorragten und sich in

ſcharfen Contouren von dem ſternenbeſäeten Nachthimmel abhoben.

Endlich ſtanden beide vor der Hausthür des alten Schmieds.

„Nun lebt wohl, Meiſter, und gelobt mir nochmals, Euern braven Kindern nicht ferner dadurch Kummer zu bereiten, daß Ihr Euch mit Euerm Lebensloſe unzufrieden zeigt! Erkennt die Liebe des wackern Paars und erwidert ſie, wie ſie es beide verdienen! Dann werdet Ihr einen glücklichen Lebensabend verleben!"

Indem der Fremde dem Alten mit dieſen Worten die ſchwielige Hand drückte, wollte er eilig davongehen; der Alte aber hielt ihn zurück.

„Herr, ich bin noch zu bewegt und ohne Faſſung, um Euch ganz ſo zu antworten und zu danken, wie es wol meine Schuldigkeit wäre! Aber das fühl' ich deutlich und kann es Euch auch heilig verſprechen, dieſes Abends werde ich bis an mein Ende gedenken und meine Kinder ſollen nicht wieder über mich zu klagen haben!"

„Ich glaube es Euch, Meiſter, und ſo lebt wohl!"

„Noch eins, Herr! Wollt Ihr mir nicht ſagen, wer ſich ſo menſchenfreundlich gegen mich gezeigt hat, daß ich faſt glauben muß, er ſei gar kein Menſch aus dieſer Welt, ſondern ein Abgeſandter einer höhern Macht, die mit unendlicher Liebe über uns Menſchenkindern wacht?"

„Was thut das zur Sache, Alter? Schließt auf und legt Euch zur Ruhe! Gute Nacht!"

Mit dieſen Worten führte der Fremde die Hand des Alten, in welcher dieſer den Schlüſſel zu ſeiner Hausthür hielt — die Hand zitterte vor Bewegung — in das Schlüſſelloch, öffnete, ſchob den Alten mit ſanfter Gewalt in das Haus hinein und zog die Thür wieder zu.

Dann ſchritt er raſch wieder dem Städtchen zu.

Aber ſeine Bruſt hob ſich von hohen und edeln Gefühlen, höher als gewöhnlich; die Nachtluft ſchien ihm wie liebkoſend die Wangen zu umſpielen, Mond und Sterne ſchienen ihm freundlicher zuzunicken und überhaupt die ganze Natur ihm wie einem auserwählten Lieblinge in geheimer Geiſterſprache ſchmeichelnd zuzureden.

Die fröhliche Geſellſchaft im Wirthshauſe ging gerade auseinander, als der Fremde vor ſeinem Quartier anlangte, und er verſchlief eine ruhige und erquickende Nacht.

Am andern Morgen machte er ſich zeitig auf den Weg nach Blankenburg und Wernigerode hin zu, nach welchem letztern Orte ihn ein gleiches Geſchäft rief, wie er es hier gelegentlich in der Hütte, gleichſam als Vorbereitung für eine größere Aufgabe, verrichtet hatte.

Während er nun in die Berge des Harzes hineintritt und die Morgenſonne glühend über der ſchneegekrönten Landſchaft emporſteig, ſang er vor ſich hin:

Iſt auf deinem Pſalter, Vater der Liebe,
Ein Ton ſeinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!

Der alte Oberfactor aber fand, als er das ihm von dem Fremden eingehändigte Geld aus einem Papier öffnete und ſich den Kopf darüber zerbrach, wer dieſer geheimnißvolle Fremde wol geweſen ſein möge, nach langem Suchen am Rande des Papiers mit Bleiſtift die Worte hingekritzelt: „Wolfgang Goethe aus Weimar."

Was für eine Handlung der edelſten Menſchenfreundlichkeit es war, welche unſern Goethe in rauher Winterszeit nach Wernigerode führte, iſt im 25. Bande ſeiner Werke, S. 172, näher nachzuleſen. *)

Türkiſche Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Papieren einer Engländerin von W. Hornay.

II. Im Harem während der Faſtenzeit.

Ich war zu Konſtantinopel während des Ramadan, der Faſtenzeit, angekommen und wünſchte gerade jetzt einen Tag in einer türkiſchen Familie zuzubringen.

Ein fremder Herr kann nie Zutritt in das Innere des türkiſchen Familienlebens erhalten —

*) Wir haben dieſe ſpannend und charakteriſtiſch geſchriebene Erzählung unſers geehrten Mitarbeiters mitgetheilt, ohne hinzufügen zu können, ob ihr ein wahres Erlebniß zu Grunde liegt. Ohne Zweifel wollte der Verfaſſer einen allgemeinen Zweck der bekannten Goethe'ſchen „Harzreiſe im Winter" an einem concreten Beiſpiel wiedergeben, gleichſam eine Handlung Goethe's, die möglich war nach Analogie ſeines Verfahrens gegen den an obenciirter Stelle geſchilderten Pleſſing. Wir möchten aber gerade im Gegentheil die Möglichkeit eines ſolchen detaillirten Eingehens Goethe's auf fremden Nothſtand und fremde Verirrung in Abrede ſtellen, ja an dem Beiſpiel mit Pleſſing umgekehrt bewieſen finden, daß ſich Goethe wenn auch nicht Nothſtänden, doch äußerſten Verirrungen und ihren Folgen gern entzog. Pleſſing, ein verdüſterter junger Mann, ſchreibt zwei Briefe an ihn nach Weimar, die ihn, den ſelbſt noch Jugendlichen, er bekennt es, intereſſiren. Er beantwortete ſie nicht. Bei einer Reiſe in den Harz, die Goethe in altgenialer Weiſe plötzlich unternommen, von Ettersburg aus gleichſam durch die Büſche brechend

daher auch die seltsamen Urtheile unserer Reisenden über die türkischen Zustände; mir als fränkischer Lady war alsbald nach unserer Landung von einem angesehenen türkischen Kaufmann die Einladung geworden, sein Haus als das meinige zu betrachten, wovon ich alsbald Gebrauch machte. Eine griechische Dame, Freundin des Hauses, erbot sich, mich zu begleiten und mir als Dolmetscherin zu dienen.

Nachdem wir zu Fuße durch mehrere steile und enge Straßen, in welchen kein Wagen verkehren kann, gekommen waren, gelangten wir in den geräumigen Hof des Hauses, wo zwei Sklavinnen uns schon erwarteten und von dort eine breite Marmortreppe hinauf zum Harem oder den Zimmern der Frauen führten. Die Treppe lief auf einen geräumigen Vorplatz aus, an welchen von allen Seiten viele Räume stießen, deren Thüröffnungen mit dunkelm, farbig durchsticktem Tuche verhangen waren. Dem Eingange gegenüber füllte ein ungeheuerer Spiegel den Raum zwischen zweien der Thüren; ein eigener Lauf von rothem Sammt erstreckte sich nach dem Hauptzimmer des Harems, wohin uns eine der Sklavinnen führte. Das Zimmer, in welches wir gewiesen wurden, war geräumig und warm, mit reichen Teppichen belegt, an drei Seiten von einem niedrigen Sofa umgeben, das mit karmoisinfarbiger Seide überhangen war. Die hin und wieder auf dem Sofa zerstreut liegenden Kissen waren mit Gold oder bunter Seide durchstickt. In einem Winkel zwischen den Sofas stand ein Hausgeräth, welches in Europa seinesgleichen nicht hat und nähere Beschreibung verdient. Ein hölzerner Rahmen, von der Höhe und Größe eines gewöhnlichen Eßtisches, ist mit ein paar wattirten Decken überhangen, über welche wiederum eine dritte, bedeutend kleinere von reicher Seide gebreitet ist; innerhalb des Rahmens steht ein kupfernes Geschirr mit brennenden Holzkohlen gefüllt. An den beiden freien Seiten sind Berge von Kissen aufgehäuft zur Bequemlichkeit für diejenigen, welchen ihr Rang in der Familie nicht erlaubt, auf den Sofas Platz zu nehmen. Breite Fenster, alle an dem obern Ende des Saals, waren mit Jalousieen geschlossen; an dem untern Ende, in einem überwölbten Winkel, stand ein griechisch geformter thönerner Krug mit Wasser und ein Becher mit Deckel in einer Glasschale. An jeder Seite dieser Nische hingen über einer seidenen Schnur viele reichgestickte Handtücher mit Goldfransen. In der Nähe lag auf einem geschnitzten Bänkchen von Rosenholz eine große Copie des Koran unter einer feinen Decke von Goldgaze.

Von der Familie, welche aus Vater, Mutter, Sohn und Schwiegertochter, Tochter und Schwiegersohn, aus einem jüngern und einem Adoptivsohne bestand, trafen wir die Damen in dem Zimmer. Bei unserm Eintritt saßen dieselben auf den Kissen neben dem Wärmtische unter den Decken desselben ganz verhüllt. Als sie dieselben abwarfen, um uns zu empfangen, überraschte mich die Schönheit der Tochter, deren tiefblaue Augen und goldbraunes Haar gänzlich verschieden waren von dem, was ich in einem türkischen Harem zu finden erwartet hatte. Die Schwiegertochter hatte schöne große glänzendschwarze Augen, die Gesichtszüge waren aber keineswegs angenehm, obschon sie wie alle Türkinnen jene weiße Sammthaut hatte, wie sie diese dem stetigen Gebrauch der Bäder verdanken. Demselben Gebrauche haben sie es aber auch zuzuschreiben, daß ihr Haar, wie es zwar glänzend wird, seine Stärke verliert und bald durch künstliche Flechten ersetzt werden muß. Diese tragen sie denn auch in reicher Fülle, indem sie in einer unzierlichen Weise bunte gestickte Tücher durch dieselben schlin-

---

(„Hinter dir schlagen die Zweige zusammen") und sich stillschweigend aus dem Hofleben entfernend, einer Reise, mit welcher er den Zweck der Belehrung über Bergbau für neu in Ilmenau anzulegende Hohöfen und Schmiedefeuer verband, nimmt er Gelegenheit, jenen jungen Mann zu besuchen. Er findet ihn, ohne sich zu erkennen zu geben. Der junge Mann entwickelt sich vor einem gleichsam aus Weimar kommenden und Goethe kennenden Landschaftsmaler in seiner ganzen Seltsamkeit, fragt ihn nach Goethe, klagt bitter, daß er keine Antwort auf seine Briefe erhalten hätte, die er Goethen theilweise dann auch wieder vorliest. Goethe zeigt dieselbe Theilnahme, fühlt aber auch dieselbe Entfremdung und den alten Zwiespalt wie vorher. Er hat einen Phantasten, aber einen jungen Mann von Kenntnissen und originellen Gedanken vor sich. Der junge Mann ladet ihn für den nächsten Tag an den Tisch seiner Aeltern. Goethe läßt sein Kommen zweifelhaft und verläßt Wernigerode, ohne sich dem mit ganzer Seele nach ihm, nach seinem Rath, seinem Beistand Verlangenden zu erkennen zu geben! Wir wollen ihn nicht deshalb anklagen. Es war die Zeit, wo Goethe seine Verbindung mit der Sturm- und Drangperiode brach, die Verbindung mit vielen genialisirenden jungen Männern, die sich ihm zu nähern wußten und ihn nur belästigten. Aber wer Pleßing (dieser wurde später Professor und schrieb manches Buch über Philosophie) nicht durch sein Bekenntniß: Ich bin Goethe! erquicken und aufrichten konnte oder mochte, war wol auch kaum jener Rolle fähig, die er im obigen, sonst so lebenswarm entworfenen und Goethe's Person höchst würdig einführenden mythischen Bilde spielt. D. Her.

gen und mit großen Diamantnadeln befeſtigen. Diamanten und Smaragden ſind im allgemeinen die Liebhaberei der türkiſchen Damen. Alle trugen Chemiſetten von ſeidener Gaze, weite Beinkleider von gedrucktem Kattun, die bis auf ihre bloßen Füße fielen. Das Oberkleid war ebenfalls von gedrucktem Kattun in den bunteſten Farben, unterhalb der Bruſt offen fallend und dort mit einem Kaſchmirſhawl zuſammengehalten. Im Winter tragen die Damen über dieſes Kleid noch eine ſchwere Jacke, gewöhnlich in Hellgrün oder Veilchenfarbe mit Pelz gefüttert.

Die Gewohnheiten der Frauen ſind im allgemeinen genommen Hang nach Luxus und Nichtsthun; hiervon kann man nur ihr frühes Aufſtehen ausnehmen, das ohne Zweifel ſehr lobenswerth wäre, wenn ſie ſich in einer nützlichen Weiſe beſchäftigten; aber da ſie hiermit zwei oder drei Stunden Langeweile jedem Tage hinzufügen, ſo iſt man in Verlegenheit, wohin man das Frühaufſtehen rechnen ſoll. Ihre Zeit bringen ſie zu mit Ankleiden und Wechſeln ihrer Schmuckſachen, im Bade und im Schlafe, der ihnen ebenſo zur Verfügung zu ſtehen ſcheint wie ein Trunk Waſſer. Im Winter brauchen ſie ſich nur unter die Decken jenes Wärmtiſches zu niſten, im Sommer in ihre Kiſſen zu vergraben und nach fünf Minuten ſind ſie im Lande der Träume. In der That ſo außerordentlich begabt ſind ſie in dieſer Beziehung, daß ſie nicht ungewöhnlich mit demſelben kalten Blute ihre Gäſte einladen, ſich eines Schläfchens zu erfreuen, mit welchem eine europäiſche Dame ihre Freundinnen zu einem Spaziergange einladen würde. Solch völlige Unthätigkeit hat erſt in den letzten Jahren aufgehört, nothwendige Zugabe in den Gewohnheiten der hochgeborenen türkiſchen Frau zu ſein.

Da es die Zeit des Ramadan war, ſo wurde uns weder Kaffee noch Backwerk gereicht, obſchon man uns andere Erfriſchungen anbot, welche wir jedoch ablehnten, da wir ihre Faſten mit ihnen gemeinſchaftlich halten wollten; wir faſteten deshalb bis halb ſieben Uhr abends, als der Ruf der Muezzin von den Minarets ankündigte, daß einer der Wächter, deren viele zu dieſem Zweck angeſtellt ſind, den erſten Strahl des Mondes erblickt habe. Augenblicklich war alles in Bewegung; die Vorbereitungen waren ſo ſorgfältig getroffen, daß kein zweiter Augenblick verloren ging, bis das Mahl von einer Sklavin angezeigt wurde, der wir dann zu einem kleinern Eßzimmer folgten.

Nachdem wir uns neben einem ungefähr zwei Fuß hohen Tiſche auf Kiſſen niedergekauert hatten, füllte ſich der Raum buchſtäblich mit Sklavinnen „ſchwarzweiß und grau" von neun bis zu funfzig Jahren alt. Ich verweile bei dem bunten Durcheinander der Speiſen nicht des weitern; neunzehn Gerichte von Fiſch, Fleiſch, Geflügel, Paſteten, Crèmes, Reis, Eingemachtem, Pickles u. ſ. w. folgten ſich in der wunderlichſten Weiſe, das Saure dem Süßen u. ſ. w. Seltſam war auch ihre Weiſe, ſich des Eſſens zu bedienen. Bei dem Geflügel gebrauchten die Damen ſogar ihre Finger, ja eine derſelben theilte mit dieſen Mitteln ein Stück in zwei Theile und reichte mir als Zeichen ihrer Freundlichkeit die eine Hälfte. Die Gerichte folgen raſch aufeinander, jeder nimmt, was ihm beliebt und nichts anderes. Gaſtronomie iſt keine Wiſſenſchaft im Oſten. Feinſchmecker trifft man dort nicht, die Osmanli eſſen nur, um zu leben, und leben nicht, um zu eſſen.

Zu der Mannichfaltigkeit der Speiſen gibt nur die höfliche Sorge des Türken für das Wohlbehagen ſeiner Gäſte Veranlaſſung; den Türken ſelbſt ſieht man nie länger bei Tiſche weilen, als bis er ſeinen Hunger geſtillt hat. Dann erhebt er ſich ohne Umſtände und ohne Entſchuldigung zu machen; er wäſcht ſich die Hände und nimmt ſeine Pfeife oder Beſchäftigung wieder auf. Ich kann nicht umhin, der einfachen und ſchönen Gaſtfreundſchaft der Türken zu erwähnen, die an ihrem Tiſche jeden willkommen heißen, ſei er reich oder arm, der es angemeſſen hält, ſich dort niederzulaſſen. Sein herzliches „Ihr ſeid willkommen!" lautet nie kalt oder mürriſch; dieſen unſcheinbaren Gruß bietet der Muſelman jedem neuen Beſuche ohne Einſchränkung und Unterſchied, wogegen auch der Fremde nie eine ungünſtige Bemerkung über das Dargebotene ſich erlauben wird. Die Türken betrachten ſich nur als die Spender der Gaben Gottes, und benutzen demnach des Lebens Güter mehr als ein Darlehn denn als einen Beſitz, während ſie ſich verpflichtet halten, von ihrem Ueberfluſſe denen zu geben, welche vom Himmel weniger begünſtigt worden ſind als ſie. Wie wir vom Tiſche aufſtanden, trat eine Sklavin heran, uns eine Schale von getriebenem Metall entgegenhaltend, während eine zweite lauwarmes Waſſer aus einem herrlich geformten Gefäße uns über die Hände goß, worauf eine dritte ein ſo köſtlich geſticktes Handtuch darreichte, daß ich mich nur mit Widerſtreben deſſelben bedienen mochte.

Als wir zum Wohnzimmer zurückgekehrt waren, erhielt unſere Geſellſchaft eine Zugabe in einer alten Maſſaljhe oder Anekdotenerzählerin, einer Perſon, die zumal während des Ramadan in höhern türkiſchen Familien unumgänglich iſt, damit die Damen in Unthätigkeit ohne eigene Anſtrengung der Stunden der Nacht genießen können. Der Kaffee wurde zubereitet und umhergereicht, worauf die Dame des Hauſes ſich auf einen Berg von Kiſſen auf dem Fußboden niederließ und in aller Stille einige Pfeifen mit außerordentlichem Genuſſe rauchte. Die Maſſaljhe wollte jetzt eben ihre Erzählung beginnen, indem ſie ihre Bruſt durch Räuſpern erleichterte, als eine Sklavin das Geſuch des Hausherrn überbrachte, eintreten zu dürfen — und in einem Augenblick war die ganze Scene verändert.

Zwei zum Beſuch anweſende türkiſche Damen glitten barfuß ebenſo raſch aus dem Zimmer, wie ich mir etwa einen Shawl hätte umwerfen können. Die weniger behende Maſſaljhe bedeckte ihr Geſicht mit einem dichten Schleier und verſteckte ſich hinter der Thür — die junogleiche Tochter (eine der prachtvollſten Frauen, die ich je geſehen) warf ſich ein Taſchentuch über den Kopf und befeſtigte es unter dem Kinn, während die Schwiegertochter eine Feridjhe (Mantel) ergriff und in deren Falten gehüllt ſich nach ihrem eigenen Zimmer zurückzog.

Einzig die ältere Dame ſchien von der Nachricht nicht berührt zu werden; ohne ihre Augen vom Teppich zu erheben, rauchte ſie behaglich das würzige Kraut weiter; ihre Lippen an den Bernſtein gepreßt, widmete ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit nur der langen Pfeife, die ſie in ihrer zarten, von Diamantringen reichblitzenden Hand umfaßt hielt. Nach wenigen Minuten hatte ſich der bejahrte Familienvater tief in Pelz gehüllt und mit dem ſtattlichſten Turban gekrönt, den ich je geſehen hatte, mir gegenüber niedergelaſſen; auf die eine Seite von ihm trat ein Sklave mit dem Tſchibuk, auf die andere Seite ſein älteſter Sohn, der dem Vater gefolgt, die kleine Meſſingplatte hielt, auf welcher der Pfeifenkopf ruht, damit der Teppich nicht verletzt wird. Neben ihn auf einem Kiſſen lag der Tabacksbeutel von goldgeſticktem Kaſchmir, aus welchem der Sohn, nachdem er zuvor dem Bedürfniſſe ſeines Vaters genügt hatte, dann ſich ſelbſt verſorgte; einige Schritte näher nach der Thür lehnte der hübſche Soliman Efendi, der Adoptivſohn, deſſen ich oben erwähnt habe. Gleich nach ihrer Ankunft wurde den Herren Kaffee gereicht und kaum hatte der alte Herr einige Worte an meine griechiſche Freundin gerichtet, als ein Ruf von den Minarets der nahen Moſchee die Stunde des Gebets anzeigte. Ernſt legte ſogleich der alte Mann ſeine Pfeife beiſeite, breitete ein rothes Tuch über den Teppich, wo er geſeſſen hatte, wandte ſein Geſicht nach Oſten und begann ſeine Andacht, indem er ſeinen Bart niederſtrich und auf die Kniee fiel oder vielmehr die Füße verſchränkend niederkauerte.

Eine Zeit lang bewegte er raſch die Lippen, ohne daß man einen Laut hörte, beugte ſich dann dreimal nieder und preßte ſeine Stirn gegen den Teppich, ſtand auf und ſetzte, die Arme über die Bruſt gefalten, ſein Gebet fort. Nach einer kurzen Weile nahm er ſeine erſte Lage wieder an und wiegte den Körper langſam hin und her — beugte ſich dann wieder nieder und wiederholte dieſes alles dreimal, worauf er ſeine Hände offen gen Himmel ausſtreckte. Danach fuhr er nochmals langſam und ehrerbietig mit der Hand über ſeinen Bart und kehrte dann, ohne eine Silbe zu äußern, nach ſeinem Sitze zurück. Während dieſer Ceremonieen fuhren die übrigen in ihrem Lachen, Schwatzen und Rauchen ungeſtört fort und der Herr des Hauſes war augenſcheinlich ſo tief in ſeine Andacht verſenkt, daß er von alledem, was um ihn vorging, nichts bemerkte.

Ich muß noch erwähnen, daß jeder der Herren aus der Familie, wie ſie in den Harem traten, auf einen Tiſch neben der Thür eine Abendgabe niederlegte; kein Türke, wie hoch auch ſein Rang ſein mag, kehrt von dem Berufsgeſchäfte des Tages mit leeren Händen nach Hauſe zurück; es liegt nichts am Werthe ſeiner Gabe — eine Weintraube, eine Düte Backwerk oder bei den untern Klaſſen wenige kleine Fiſche oder ein Salatskopf — jeder iſt gehalten, dem Geiſte des Hauſes eine Gabe zu bringen — dieſe Pflicht verabſäumen, heißt das Weib ſeines Hauſes verſchmähen.

Die an mich gerichteten Fragen waren kindlich, herzlich — nach meinem Alter — weshalb ich nicht heirathete, ob ich Konſtantinopel hübſch fände, ob ich leſen und ſchreiben könne u. ſ. w.; aber keine anmaßende Bemerkung entſchlüpfte ihnen über Gewohnheiten und Sitten, die ſich ſo ſehr von den ihrigen unterſchieden; im Gegentheil, ſie bedauerten ſtets, daß ich doch in der Türkei alles meinen europäiſchen Gewohnheiten nicht angemeſſen fände und erſchöpften ſich in Verwunderung über

meinen Entſchluß, einen Theil der Welt zu beſuchen, wo ich ſo viele Entbehrungen ertragen müßte.

Ich entgegnete natürlich möglichſt artig ſo artigen Bemerkungen, bis meine Freundin und ich, ermüdet von den Anſtrengungen des Tages, uns auf die für uns beſtimmten Zimmer zurückzogen, ohne das zweite Mahl abzuwartrn, welches zwiſchen 2 und 3 Uhr des Morgens gereicht wird.

Von der Stunde an bis zum Morgengrauen, wenn ſie einen weißen von „einem ſchwarzen Faden unterſcheiden" können, ſitzen ſie rauchend und Kaffee trinkend beieinander, Zeitungsneuigkeitrn und Geſchichten ſich erzähiend, eine Unterhaitung, der die Türken außerordentlich zugethan ſind. Darauf beginnen ſie wieder gewiſſenhaft zu faſten und nicht ein Trunk Waſſer und, was dem Osmanli noch härter iſt, nicht ein Zug aus der Pfeiſe darf bis zur Abendſtunde genommen werden. Einer ſeitſamen Erfindung muß ich hier erwähnen. Im letzten Augenblick, wenn ſie Nahrung zu ſich nehmen dürfen, verſchlucken ſie einige Opiumpillrn, je in ein, zwei und drei Decken Goldpapier eingewickelt, unter der Vorausſetzung, daß jede Pille zur gewünſchtrn Zeit eine nach der andern ihre Wirkung thun werde, je nach der Zahl der ſie umgebenden Hüllen.

Es gehört nicht hierher, die Bequemlichkeiten eines türkiſchen Schlafzimmers und der aufmerkſamen Bedienung beim Schlafengehen und Aufſtehen hier anzuführen. Man vergißt Europas, wenn man von dem Ruhelager der Nacht zum Bade wie getragen wird und hiermit ſo früh ſchon das wichtigſte Geſchäft des Tages abmacht, wofür man es in der Türkei zu halten bald ſich gewöhnt.

Einzig in den minder heißen Stunden des Morgens legt die vornehme Türkin Yaſchmak (Schleier) und Feridjhe um und macht unter Begleitung von einigen Sklavinnen ihre Beſuche entweder zu Fuß in gelben Stirfelchen, die bis zur Wade reichen, oder in einer Araba, der türkiſchen Droſchke, die ganz bemalt, vergoldet und mit rothen Vorhängen bedeckt iſt. Niſtend zwiſchen den Kiſſen, macht hier die Türkin mehr Gebrauch von ihren Augen als irgendrine Dame der Welt; ich ſah nie zuvor ſo vollendete Koketterie als bei den türkiſchen Damen auf der Straße. Wie die Araba ſich langſam vorwärts bewegt, werfen ſie die Feridjhe zurück, um das feine ſeidene Unterzeug und die Verzierungen ihrer Chemiſetten zu zeigen, und ſollten einige hübſche Männer auf dem Fußwege ſtehen, ſo iſt das der paſſende Augenblick, den Yaſchmak zu ordnen. So vollkommen auch die dunkeläugigen Damen Spaniens in der ewigen Kunſt der Frauen ſind, ſie machten nie beſſern Gebrauch von ihrem anmuthigen Schleier als die Orientalin von dem neidiſchen Yaſchmak. Die Liebhaberei, Läden zu beſuchen, iſt bei den Damen des Oſtens nicht geringer als bei ihren ſchönen europäiſchen Schweſtern; nur iſt die Weiſe verſchieden. Konſtantinopel kann ſich keines Handelspalais rühmen wie von Howell u. James, oder Storr u. Mortimer; kein wohlgewärmter Bazar ladet die Dame ein, in ſeidenen Schuhen durch Reihen glitzender Tiſche zu wandeln; die Araba der verſchleierten Osmanli hält ſtill an der Thür eines Kaufmanns, welcher einen hübſchen Commis hat, und Jadak oder Muſtapha, wie man den Namen eben erfahren hat, wird vom Kutſcher herbeigerufen, ſeiner Herrin irgendeine Waare an den Wagen zu bringen, und während die Dame ſich den Anſchein gibt, dieſelbe zu muſtern und über ihren Werth zu entſcheiden, knüpft ſie mit dem Jüngling ein Geſpräch an, wobei ſie die ganze Artillerie ihrer ſchönen Augen über die Waare hin auf ihn ſpielen läßt. Das Fragen lautet ungefähr dahin: „Wie heißen Sie? Wie alt ſind Sie? Sind Sie verheirathet? Haben Sie ſchon geliebt?" und ähnliches kindiſches Zeug. Wenn die Antworten oder die Perſon ihr gefallen, ſo gefallen ihr die Waaren nicht und ſie wiederholt ihren Beſuch noch öfter, um andere Waaren auszuſuchen.

Selbſt Frauen höherer Stände treiben dieſe Lirbhaberei, welche, wenn auch nicht durchaus angemeſſen, doch entſchuldigt werden mag, da die Türkinnen ihre Freiheit nicht zu gebrauchen wiſſen wie der Vogel des Käfigs, wenn er bei Gelegenheit loskommt; ſelbſt die Sultaninnen, Schweſtern oder Tanten Seiner Erhabenen Hoheit ergeben ſich dieſem Zeitvertreibe.

Am folgenden Morgen wurde ich denn auch von der hübſchen Tochter des Hauſes eingeladen, mit ihr durch die ſteilen Straßen von Konſtantinopel eine Runde zum Beſehen der Läden zu machen, bei welcher Gelrgenheit wir alle möglichen europäiſchen und orientaliſchen Alltäglichkeiten und Seltſamkeiten muſterten; von den reichen Diamanten des Armeniers und den köſtlichen Stickereien des Perſers, dem Atar-Gul und der Myrrhe des Arabers bis zum gewöhnlichen Schuh und Pan-

toffel irgendeines in seiner Nationalität fast unkenntlichen Sonderlings. Es war ein so ermüdender Tag für mich, daß ich froh war, gegen 5 Uhr nachmittags an Bord meiner Kaike (Boot) zu kommen und nach Tophanneh und Pera zurückzugelangen.

(Ein dritter Artikel: Allerlei Eigenthümlichkeiten der Türken, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Oesterreichs Aristokratie und die Muse.

Wiener Briefe.

IV.

— — Die Freiherren von Hammer-Purgstall und Hormayr gehörten zu den speciellen Antagonisten Metternich's. Letzterer, ein Tiroler, der den österreichischen Staatsdienst verließ, ganz offen. Durch seine „Lebensbilder" gab er den ersten Anstoß zu einer geschichtsgetreuen und dem Censurzwang trotzenden Beurtheilung des Kaiser Franz'schen Zeitalters. Seine Wahrheitsliebe war freilich stark getrübt von Rache, Neigung zum Skandal und zur Equivoque. Wir erwähnen ihn in diesem Zusammenhang, weil seine „Taschenbücher", obgleich zunächst der Historie gewidmet, doch auch anregend poetisch wirkten. Die Sagenstoffe, die hier gesammelt wurden, gaben in den dreißiger Jahren den Anstoß zu jener Cultivirung der epischen Poesie, aus der sich mit besonderm Erfolge Graf Auersperg, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, erhob. Die ruhige, gesinnungsvolle Energie, die sich in den „Spaziergängen eines wiener Poeten" aussprach, ist dem liebenswürdigen Dichter eigen geblieben und verdiente nicht Bauernfeld's verdrießliche Apostrophe. Es ist wol nicht mehr so schwierig wie sonst, in den Reihen der Aristokratie zu leben und frei zu denken, aber eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor allem Oeffentlichen ist den Koryphäen des Worts aus jener Zeit geblieben, wo dem Oesterreicher sogar verboten war, außerhalb Landes etwas drucken zu lassen. Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) hat infolge dieser Scheu und Verücksichtigung eines gewissen unausgesprochenen, immer noch waltenden Censurzwanges sogar nicht einmal den Muth gehabt, den Bacherl-Streit durch einen einzigen mächtigen Keulenschlag, geführt von der Hand der Wahrheit, zu beenden.

Hammer-Purgstall machte Ansprüche, als eine Art Alexander von Humboldt einen Mittelpunkt für das geistige Oesterreich zu bilden. Seine „Geschichte des osmanischen Reichs", vielfache Uebersetzungen orientalischer Dichtungen, sind von der Wissenschaft überholt und zählen nicht mehr, aber eine anregende Wirkung war auch ihnen nicht abzusprechen. Als Präsident der Akademie der Wissenschaften gab es Reibungen zwischen ihm und manchem Gelehrten. Seine Zerstreutheit war sprichwörtlich geworden. Beispiele davon erzählte er selbst und belachte sie mit einem eigenthümlichen schrillen Lachen. Hammer sprach und schrieb undeutlich, das Deutsche mit lateinischen Lettern. Neun Sprachen hatte er bewältigt und mindestens ebenso viele Orden schmückten seine Brust. Im sechzigsten Jahre lernte er noch schwimmen. Um es nicht zu vergessen, übte er den Winter hindurch die Tempi auf einer Matratze in seinem Studirzimmer, wobei er sich, um nicht die Zeit zu verlieren, die augsburger „Allgemeine Zeitung" vorlesen ließ. Hammer war klein, schwächlich, mit scharfer Nase, klugen Augen, spärlichem, aber bis zu den letzten Jahren dunkelm Haar. Von den Orientalen nahm er manche Sitte an. So das Respectiren der Zahl 7, welches er bei Reisen, Umzügen und andern Unternehmungen nie aus den Augen ließ. Er hatte die Maxime, allen in seiner Familie vorkommenden Bräuten einen auf Karneol schöngravirten Talisman zu schenken. Er starb im November 1856 und wurde unter Schneegestöber, nur von wenig Freunden geleitet, in Weidling bestattet, demselben Friedhof, wo auch der Edle von Niembsch von Strehlenau (Nikolaus Lenau) begraben liegt. Der Adel dieses unglücklichen Dichters gehörte nur einem geringen Grade an. Desto höher glänzt sein Ruhm auf Deutschlands Parnaß.

Die Neigung, in Bildern zu sprechen, geht bei den österreichischen lyrischen Talenten etwas weit. Auch Nikolaus Lenau ist nicht frei von Uebertreibung, obgleich ihn sein Geschmack vor unrichtiger Wahl bewahrte. Anastasius Grün würde gewonnen haben durch größere Einfachheit. Friedrich Halm, wenn auch in der Lyrik nicht immer tief, ist im Verse am natürlichsten und kommt immer dem Gesang entgegen. Sein dramatischer Ruhm ist bei Vorurtheilslosen unbestritten. Auch von J. von Zedlitz sollten, schon ihrer schönen Form wegen, „Stern von Sevilla" und „Kerker und Krone" dann und wann auf dem Burgtheater erscheinen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, alle adelichen Namen Oesterreichs, die in der belletristischen Welt Geltung erlangt haben, hier aufzuzählen. Es ist ihrer von den Rittern von Tschabuschnigg und Levitschnigg an bis auf den neulich verstorbenen Baron von Badenfeld (Silesius), einen abstrus wunderlichen, zuweilen gallichten Autor, eine ziemliche Reihe und mancher tüchtige Name darunter.

Vom Lied zum — Zitherspiel ist ein leichter Uebergang. Der beste Zitherspieler Oesterreichs ist, wenn Graf Laurenein, der musikalische Kritiker und Rival des geistreichen Hanslik nichts dagegen hat, Graf Schönfeld. Ein noch junger Mann, dem die Husarenuniform angenehm stand; eine feine, schlanke Gestalt mit edeln Zügen, blond mit blauen Augen. Graf Schönfeld besitzt ein ungewöhnliches Talent für

das Zitherſpiel. Wer von ihm die weichen ſteiriſchen und oberöſterreichiſchen Weiſen gehört oder die Meiſterſchaft erkannte, mit der er ein Schubert'ſches Lied auf dem an und für ſich ſo unvollkommenen Inſtrument zur Geltung brachte, bewahrt die Erinnerung an einen großen Genuß. Waren Alexander Baumann und Graf Hunyády, die von Alp zu Alp zogen und den Volksgeiſt ſtudirten und wol auch, und gar nicht à la Strietzow, ſondern glücklicher, mit den Alplerinnen ſcherzten, die Vertreter der Volksrichtung im Zitherſpiel, ſo hat Graf Schönfeld das höhere muſikaliſche Element erfaßt. Konnte uns der erſtern Spiel augenblicklich in ein Alpenwirthshaus verſetzen, wo die Bauern ſchmauſten, tanzten, die Bierkrüge aneinander klangen, der tolle Uebermuth des Volks ſprudelte, ſo führten wir uns bei dem Spiele Schönfeld's immer in ein elegantes Boot auf dem Wolfgangſee verſetzt — eine auserleſene Geſellſchaft unternimmt die Ueberfahrt nach dem Falkenſtein — ſelbſt die Ruderer bewegen leiſe ihre leichten Schaufeln — eine elegiſche Stimmung ergreift die Geſellſchaft — im Einklang mit dem ſtillen See, mit den zitternden Sonnenſtrahlen, mit den kleinen Phalänen, die über die tiefgrüne Flut dahinſchweben.... Wol liegt ein Unterſchied in der Behandlung der Zither. Ein ſcharfes, kühnes Reißen der Saiten mit kräftigem Finger zeigt uns das Bild der derben Natur im materiellen Menſchen. Wird der Druck auf die Saite langſam ausgeübt und der Finger läßt ſie allmählich erzittern, daß es ſcheint, als ob das bewegte, weichgeſtimmte Gemüth alle Empfindungen in dieſem Vibriren ausdrücken wollte — dann iſt die Elegie in der Nähe — die Thräne — doch ich wiederhole nur, was in Ihrem — „Siebenten Bande" ſteht.

Graf Schönfeld hat die liebenswürdige Schauſpielerin Luiſe Neumann geheirathet und da wäre denn, an der Schwelle des Burgtheaters nicht nur, ſondern aller Theater Oeſterreichs, ein reiches Feld für das Thema: „Oeſterreichs Ariſtokratie und die Muſe" — ! Da würden die Palffy, die Zichy, die Eſterházy, Liechtenſtein, Dietrichſtein u. ſ. w. eine große Rolle ſpielen! Aber — dies Mäcenatenthum dürfte denn doch ein ſo eigenthümliches Colorit bekommen, daß wir wol vorziehen dürfen, hier abzubrechen.

Kunden aus der Ferne.

II. Möllhauſen und Louis, der Neger.

Suchen wir unſern, jetzt in Berlin wohnenden Reiſenden, Balduin Möllhauſen, in Los Angeles, einer Stadt in Californien, wo er im Anfang des November mit ſeinen Begleitern eine mehrtägige Raſt macht, um Packknechte und Maulthiertreiber zu dingen, und wo er ſich von den unbehaglichen Eindrücken dieſer trotz Circus und Wettrennen und derlei wilden, von der mericaniſchen Bevölkerung ſehr begehrten Zerſtreuungen einem Fremden langweiligen Stadt an der Gaſtfreundſchaft eines deutſchen intelligenten Weingärtners erholt.

Möllhauſen trifft hier mit Lieutenant Beale zuſammen, welcher, früher zur Vereinigten-Staatenmarine gehörig, jetzt im Auftrage ſeiner Regierung den erſten Verſuch einer Reiſe auf dem afrikaniſchen Schiff der Wüſte durch die amerikaniſchen Steppen unternommen hatte. Die ganze Stadt geräth in Aufregung, als die wettergebräunten Geſtalten auf ihren Kameelen und Dromedaren ihren Einzug halten. Die Regierung hatte der Einführung des Kameels jetzt volle Aufmerkſamkeit zugewendet und Offiziere nach Aegypten geſandt, die Natur und die Raſſen dieſer Thiere zu ſtudiren. Die Verſuche, welche darauf mit den eingeführten Thieren angeſtellt wurden, lehrten, daß ſich dieſelben leicht acclimatiſirten und zu militäriſchen Zwecken und Reiſen vortrefflich zu verwenden waren. Lieutenant Beale wußte nicht genug die vortrefflichen Eigenſchaften der Kameele zu rühmen; nicht allein, daß ſie in dürren waſſerarmen Gegenden von unſchätzbarem Nutzen geweſen, ſie erſetzten auch Fahrzeuge auf Strömen, die ſie mit der größten Leichtigkeit durchſchwammen. Dabei war die Genügſamkeit bewundernswerth, mit welcher ſie ſich von den übelriechenden Zweigen des Kreoſotſtrauchs und der Talgholzpflanze ernährten. Kein einzig Thier war auf der langen Reiſe von Texas nach Californien zu Grunde gegangen.

Die Expedition bediente ſich vom Tejonpaſſe aus derſelben Thiere. Unter dem waldigen Abhange der abſchüſſigen Tejonberge fand ſie das lange einfache Blockhaus des Schafzüchters Mr. Biſhop, der die Ueberwinterung der Kameele contractlich von der Regierung übernommen hatte. So viel Vergnügen nun auch jedem der Expedition die Betrachtung der Thiere und der Beweiſe ihrer Gelehrigkeit gewährte, ſo gerieth doch niemand in ein ſolches Erſtaunen wie Louis, der Neger, der von Fort Tejon aus als Koch mitgenommen war. Sprachlos ſchritt er um die Dromedare und beſah ſie von allen Seiten. Endlich brach er in die Worte aus: „Ich möchte wiſſen, ob des Niggers Vaterland wirklich das Vaterland dieſer ſchrecklichen Thiere iſt?" „Natürlich, Einfaltspinſel", gab ihm Lieutenant Mercer zur Antwort, „wenn in Afrika ein Neger gebaren wird, ſo ſetzt man ihn auf ein Kameel, und dann muß er ſein ganzes Leben hindurch auf demſelben ſitzen bleiben." „Sehr merkwürdig! ſehr merkwürdig!" meinte Louis, „aber ich kann's nicht glauben." Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich möchte wol der erſte Nigger ſein, der in Amerika auf einem Kameel geſeſſen hat." „Das kannſt du haben, Freund", rief Biſhop, ließ ein großes Dromedar niederknieen und hieß den Neger daſſelbe von hinten beſteigen. Als nun aber das Thier dieſer Art des Beſteigens ungewohnt den Kopf rückwärts wendete und Louis ſeine langen Zähne wies, zögerte dieſer und fragte: „Beißt das Monſter?" Nicht doch, war die Antwort und Louis ſaß auf dem Rücken des Thiers, bemüht, mit ſeinen langen Armen den Höker zu umklammern. Sofort aber ſchnellte ſich

Digitized by Google

auch das Thier empor und da es dem armen Nigger keine Zeit gelaſſen hatte, das gehörige Gleichgewicht zu gewinnen, ſo ſah man dieſen hoch in die Luft fliegen und, den ſchweren Schädel voran, auf den feſten Kiesboden ſtürzen, daß dieſer vom jähen Sturze erzitterte. Aber vergnügt ſprang er wieder auf und ſagte wohlgefällig: „Jedes weißen Mannes Schädel würde bei dieſer Gelegenheit zu Scherben geworden ſein! Wenn ich auch nicht der erſte Nigger bin, der in Amerika ein Kameel geritten hat, ſo bin ich doch wenigſtens der erſte, der von einer ſolchen ungeſtalten Beſtie abgeworfen wurde."

Möllhauſen nahm an dem muntern Louis ein lebhaftes Intereſſe. Seine einfältigen Ideen, ſein komiſches, linkiſches Weſen, ſeine Lebendigkeit ergötzten ihn; mehr aber noch erweckte ihm der Anblick dieſes Menſchen, deſſen geiſtige gar nicht unbedeutende Fähigkeiten ſyſtematiſch unterdrückt wurden, das Gefühl des Mitleids. „Der Gedanke", ſagt er, „daß der Menſch, das Meiſterwerk einer ſchöpferiſchen Natur, zu einer verkäuflichen Waare herabgewürdigt ſei, weil, wie der Indianer es bezeichnet, die Sonne der heißen Zone ſeine Haut ſchwarz brannte, erweckte bei mir das tiefſte Mitgefühl. Sowol aus Neigung als auch um den anders Denkenden meine Nichtachtung, ja Verachtung ihrer unwürdigen Geſinnungen hinſichtlich der Neger vor Augen zu legen, begegnete ich daher den Sklaven ſtets mit derſelben Freundlichkeit wie den freien Weißen. Die natürliche Folge davon war, daß erſtere ihre Dankbarkeit gegen mich zur Schau trugen, wofür ich dann nicht ſelten auf unangenehme Weiſe mit letztern verwickelt wurde."

Louis war ein ſehr geſunder, kräftiger Negerburſche, wenn auch eben kein Ideal von Schönheit. Einſt ritt er neben dem Wagen Möllhauſen's und gab durch Zwinken mit den Augen und durch Lachen zu verſtehen, daß er ſich gern mit ihm unterhalten möchte. Darauf entſpann ſich folgendes Geſpräch:

„Nun Louis, was haſt du auf dem Herzen?"

„Maſter, ich kann's nicht ſagen."

„Warum denn nicht? Nur heraus mit der Sprache!"

„Well, ich habe die halbe Nacht nicht geſchlafen."

„Weshalb nicht?"

„Weil — weil — weil Sie mir geſtern geſagt haben, daß ich der hübſcheſte Negerjunge ſei, den Sie in Ihrem Leben geſehen; ich möchte wiſſen, ob das wahr iſt, und was Sie eigentlich ſchön an mir finden." Darauf ſtieß Louis ein wieherndes Gelächter aus, in welches der Maſter einzuſtimmen ſich nicht enthalten konnte.

„Allerdings, du biſt hübſch, Louis! Wir wollen bei deinen Füßen anfangen. Sieh' dir dieſelben an; ſind ſie nicht wenigſtens dreimal ſo groß wie der größte Fuß eines weißen Mannes? Und ſtehen deine Ferſen nicht ſo weit nach hinten, daß du dir an deine nackten Füße Sporen ſchnallen kannſt, ohne dieſelben zu verlieren?"

Louis ſchüttelt die großen mexicaniſchen Sporen und bemerkt wohlgefällig: „Ja, meine Füße ſind wirklich nicht ſchlecht."

„Und dein Mund nun erſt! Iſt er nicht ſo groß, daß Millionen von Liedern ihren Weg aus demſelben finden könnten? Sind deine Lippen nicht ſo dick gepolſtert, daß du nur ſtärker zu athmen brauchſt, um die kunſtvollſt gepfiffenen Tänze in die Welt zu ſenden? Sind deine Zähne nicht ſo weiß wie Elfenbein? Sind deine abſtehenden Ohren nicht auf ſcharfes Hören eingerichtet? Und vermagſt du mit deinen kugelförmigen Augen nicht die halbe Welt auf einmal zu ſehen? Und dann denke nur, welche Rieſenkräfte erforderlich wären, dir deinen mit feinſter Wolle gezierten Schädel zu zerſchlagen!"

Louis ruft mit freudeſtrahlenden Augen aus: „Ja, Herr, mein Schädel iſt hart wie ein Felſen und um keinen Preis der Welt möchte ich einen andern haben!"

Der arme Junge hatte keine Ahnung davon, wie ſehr ſein Herr ihn bedauerte und die Sklavenzüchter des Verbrechens der Verſtümmelung des menſchlichen Geiſtes anklagte.

An ſolchen und ähnlichen Zügen iſt die Darſtellung Möllhauſen's ſehr reich. Wir kommen noch einmal darauf zurück.

Neue Romane und Novellen.

II.

„Aus der kleinen Welt des Herzens" ſind anmuthig erzählte Novellen von Agnes Grans (Leipzig, Kollmann, 1860), Frauengeſchichten, in Darſtellung und Inhalt liebenswürdig und ſinnig. Einer derſelben, „Die Peri", entſinnen ſich wol unſere Leſer noch aus einem frühern Jahrgange der „Unterhaltungen". Wir ſind es ſchon unſerer Zeitſchrift ſchuldig, zu bekennen, daß ſie uns als die beſte der ganzen Sammlung erſcheint.

Hoffnung.

Hoffnung! Süße Truggeſtalt,
Wird ſich deiner Allgewalt
Nie mein ſchwaches Herz erwehren?
Nie Erfahrung mich belehren,
Daß du Flitter gibſt ſtatt Gold,
Phantaſie in deinem Sold
Bilder malt, die mich entzück'en,
Doch ſich ewig mir entrücken?
„Ewig? Nein!" Ha, welche Stimme!
Wenn ich im gerechtſten Grimme
Falſch dich nenne, kannſt du's hören
Und willſt wieder mich bethören?
Wie ſie tröſtend, ſchmeichelnd ſpricht,
Ihr entfliehen kann ich nicht; —
So bleibt ſtets mein Ohr ihr offen,
Will ich leben — muß ich hoffen.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Das junge Italien. Von Frederike Bremer. II. — Politische Randglossen. IV. — Der Helm des Königs — Shakspeare's „Wintermärchen". — Briefwechsel.

Das junge Italien.

Von Frederike Bremer.

II.

Balbo, einig mit Gioberti in der Frage über einen italienischen Bundesstaat, aus solchen Staaten bestehend, wie sie die Natur und die Geschichte bereits bestimmt hat*), trennt sich in andern Fragen von ihm. Obwol er der katholischen Kirche aufrichtig zugethan ist, will er doch den Papst nicht zum Präsidenten des neuen Italien und legt ein ausschließliches Gewicht auf die Unabhängigkeit Italiens von fremden Mächten als die Hauptbedingung zur Erlangung seiner innern Selbständigkeit. Neue Werke von Gioberti und Balbo, sämmtlich von Italiens Publikum mit Begierde aufgenommen, entwickelten die Gesichtspunkte beider Männer weiter. Der erstere nahm den des Priesters, der letztere den des Laien ein. Aber beide waren gleich aufrichtige Verehrer der Freiheit und der freien Entwickelung Italiens. Gioberti, obwol er römischer Geistlicher (Sacerdote) war, wandte sich gegen die Jesuiten.

Es entstand eine große literarische Bewegung in der nördlichen Hälfte von Italien und rief eine Literatur, welche ich die politisch-patriotische nennen möchte, hervor. Diese hat — könnte man wol sagen — mit dem Piemontesen Alfieri begonnen, der seinen Trauerspielen jenen großherzigen Haß, den sein gewaltiger Geist gegen jeden Druck, besonders gegen den des Auslandes hegte, und die Liebe, die er für alle republikanischen Tugenden hegte, eingoß. Gleichzeitig mit Alfieri — d. h. am Schlusse des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts — schrieb Botta, ebenfalls ein Piemontese, seine „Storia d'Italia" („Geschichte von Italien") und erweckte durch dieselbe neue Theilnahme an den Schicksalen des Vaterlandes. Seine klare und warme Darstellungsweise hat dieses Werk populär im besten Sinne gemacht.

Nach Gioberti's „Primato" und Balbo's „Speranze d'Italia" stand eine ganze Legion von jungen Schriftstellern auf, welche für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften. Trauerspiele und Romane wetteiferten miteinander, große vaterländische Erinnerungen und Tugenden zu erwecken. Azeglio, Niccolini, Guerrazzi stehen in dieser Beziehung hoch unter den Schriftstellern der Neuzeit — Manzoni's „Promessi sposi" („Verlobte") sind ein entzückender Roman, von dem man aber durchaus nicht sagen kann, daß er dieser vaterländischen Freiheitsliteratur angehöre, von der ich ebenjetzt rede. Eine Menge Dichter und Prosaisten schlossen sich denselben an und die Prinzessin Belgiojoso — die durch ihren persönlichen Einfluß und ihr bedeutendes Vermögen diese patriotische Bewegung treulich unterstützte — ließ ihre Schriften zu Paris in einem dazu bestimmten besondern Blatte abdrucken, weil die Censur ihr Erscheinen in den Staaten Italiens nicht gestattete.

Die Stunde kam, in welcher diese Blüte im Reiche des Wortes und des Geistes auch ihre Früchte tragen sollte. Es trat jetzt ein Ereigniß ein, welches sie plötzlich zur Reife brachte — ach! zur Frühreife! — Es war im Jahre 1843, als Gioberti's „Primato d'Italia" erschien und seine Runde in Italien machte. Im Jahre 1847 starb der Papst Gregor XVI. und das Cardinal-Conclave trat zusammen, um ein neues Oberhaupt für die katholische Welt zu wählen. „Wenn Teufel die Cardinäle inspiriren" — soll der Cardinal Micara damals zu dem Abbé Lambruschini gesagt haben — „so wird einer von uns gewählt, wenn aber der Heilige Geist die Wahl regiert, so wird der gute Mastai-Ferretti Papst." — Als kurz danach der Cardinal Mastai-Ferretti unter dem Namen Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg und seine Regierung mit freisinnigen Handlungen, mit einer großherzigen Amnestie und mit dem Geschenk mehrerer Freiheiten und Rechte, die sich das Volk schon lange gewünscht hatte, eröffnete — da nahm man für gewiß an, daß der Heilige Geist die neue Wahl regiert habe. Italien erblickte in Pius IX. den geistlichen Primas und Befreier, den Gioberti bei seinen verzückten Gesichten geschaut hatte. Ganz Italien sang das Lob Pius' IX. Fremde Völker und Fürsten brachten ihm Huldigungen dar. Es war ein allgemeiner Jubel, ein allgemeines — Complimentiren und Festiren!

Pius IX. hatte die Erstlinge zur Freiheit des Volks und zu einer freien Verfassung in seinen Staaten gegeben. Die weltlichen Fürsten Italiens konnten nicht weniger thun, wenn ihre Völker darum baten. Sie thaten dies und nun erfolgte — was die Geschichte und die Welt weiß. Die zugestandenen Rechte wurden mit großen Festlichkeiten begrüßt; dann kamen neue Anforderungen, neue Zugeständnisse und neue Feste, dann wieder Forderungen der Erfüllung von Versprechungen oder Forderungen neuer Zugeständnisse; dann Zögern oder Weigerungen der Fürsten, Trotz auf seiten des Volks, allmählich ein immer gespannteres Verhältniß. Die Freiheitspartei schied sich in

*) Diese Staaten sind nach Gioberti: Magna Graecia (Groß-Griechenland) oder das neapolitanische Reich, Latien oder Rom, Etrurien oder Toscana, Ligurien oder Piemont, Insubrien oder die Lombardei. Die kleinern Staaten oder Regierungen in Italien sollen miteinander vereinigt oder diesen fünf größern Staaten einverleibt werden.

zwei Lager, innerhalb deren verschiedene Schattirungen stattfanden. Die Gemäßigten wollten Reform und Freiheit, aber allmählich und unter Beibehaltung der Religion und der Kirche. Die Ultraliberalen hatten ebenfalls verschiedene Färbungen, wuchsen aber immermehr unter der Fahne Mazzini's, welche — mit Recht oder Unrecht — die des rothen Republikanismus genannt wurde. Beide Parteien waren darin einig, daß sie constitutionelle Freiheit für die Bevölkerung Italiens forderten. Und man forderte im Guten und Bösen. Die verlangten Constitutionen wurden von den Regenten bewilligt, gutwillig von einigen, von den meisten nur gezwungen. Enthusiastische Freudenfeste folgten darauf. Am 23. März erklärte der kleine König von Piemont mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, ganz allein, ohne einen Verbündeten, dem mächtigen Kaiser von Oesterreich, dem Herrscher über 36 Millionen Menschen, den Krieg.

Es war die Erhebung der Lombardei und der Ruf des gesammten Italien, was Karl Albert den Krieg — einen Befreiungskrieg — eröffnen ließ. Piemont besaß ein tapferes und wohlausgerüstetes Kriegsheer, das wußte man. Ganz Italien rief nach Piemont, sich an die Spitze des Kriegs für die Befreiung Italiens vom österreichischen Druck zu stellen. Und Piemont that dies ritterlich.

Karl Albert, der, auf Gioberti's und Balbo's prophetische Mahnungen und bei dem Aufflammen des gesammten Italien für die Freiheit aller, seinem Volke gutwillig Il Statuto (die Verfassung) gegeben hatte, stellte sich unaufgefordert an die Spitze des piemontesischen Heers, das in Verbindung mit Hülfstruppen aus allen Staaten Italiens dessen Freiheit vom ausländischen Druck erkämpfen sollte. Aber wenn auch persönlich tapfer, war Karl Albert doch kein Feldherr; und das wußte er. Aber die Hoffnung und die Hingebung waren in diesem Moment überwältigend. König und Volk war eins. Das Volk glaubte an seinen König, war enthusiasmirt für die Sache der Freiheit und besaß in hohem Grade militärischen Geist. Männer mit grauen Haaren kamen und traten unter die Waffen; Knaben von vierzehn Jahren verließen ihr älterliches Haus, um gegen die Oesterreicher zu kämpfen; man sah ganze Familien von Brüdern ihre friedlichen Beschäftigungen verlassen, um sich unter der Fahne Piemonts zu sammeln.

Mit diesem tapfern Heer brach Karl Albert in die Lombardei ein und ging eine Zeit lang von Sieg zu Sieg. Allein Oesterreich sandte ihm Radetzky entgegen und dieser greise Feldherr von 86 Jahren steckte dem Lauf der Sieger bald ein Ziel. Da zeigten sich denn bei Karl Albert die Mängel, welche in der Tiefe seines Charakters lagen und sich schon während seines ganzen Lebens gezeigt hatten.

Die Verfasserin erzählt nun den weitern Verlauf der Dinge in Italien fast bis zum heutigen Tag. Sie verweilt bei Karl Albert und seinen letzten Augenblicken in Portugal mit besonderer Theilnahme. Von dem erneuerten Kampf Piemonts sagt sie: „Gott beschützt Piemont und will — so scheint es mir — sein Vorgehen. Darum gibt er ihm einen König so redlich und tapfer wie Victor Emanuel und einen Staatsmann wie Herrn von Cavour."

Letztern hat Frederike Bremer vor dem Kriege von 1859 besucht und gibt davon eine interessante Schilderung. Wie sich bei öffentlichen Charakteren von selbst versteht, verschweigt sie keine der Aeußerungen, die ihr Cavour gethan.

Wir kommen darauf zurück.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Politische Randglossen.

IV.

Was hieß vor vier Wochen das Wort: „Venedig verkaufen"?

Wäre Oesterreich ein Staat, dessen Erkrankung man eine vorübergehende Erscheinung nennen müßte, eine Störung sonst gesunder und zu naturgemäßem Vereintwirken rücklenkbarer Kräfte, so würden wir jedem recht geben, der den Vorschlag eines „Verkaufs Venedigs" in der jetzt üblichen publicistischen Sprache „eine niederträchtige Schamlosigkeit", „bübische Schändung des deutschen Namens", „erbärmliche Feigheit" u. s. w. nennen wollte. Die Zusammensetzung und etwaige Lebenskraft Oesterreichs wird aber eher eine gänzliche Germanisirung seiner magyarischen, sarmatischen und czechischen Bestandtheile möglich machen als je eine organische Verschmelzung mit seinem italienischen Besitz.

Wir können uns denken, daß der deutsche Doppeladler wieder in seine mächtigen Fänge selbst die Lombardei zurückerhält. Dies würde aber, das steht fest, eine Eroberung sein, die aus den traurigsten und unserer Zeit unwürdigsten Zuständen eine Schraube ohne Ende machte. „Verkauf Venedigs" hieß weder ein Rath noch eine That der Feigheit. „Verkauf Venedigs" hieß nicht einmal eine Geldspeculation. Der Name des Geldes oder einer Uebernahme von Staatsschulden oder ein Länderaustausch war hier nur der Ausdruck für friedliche, humanitäre, christliche Lösung. „Verkauf Venedigs" hieß ein Congreß und auf ihm die Anerkennung einer tausendjährigen Erfahrung.

Es gibt in der Geschichte Zeiten des Beginns, Zeiten der Schwebe und Zeiten der Erfüllung. Für Italien sind diese letztern angebrochen. Sie sollten auch für alle die angebrochen sein, die an Italien betheiligt sind. Oesterreich kann Italien nur durch seinen eigenen Ruin beherrschen. Die Politik des Zwangs und der Unterdrückung ist auf einem fremden, eroberten Boden die einzig naturgemäße und vernünftigerweise mögliche. Wohin aber ein solches an sich bereits beklagenswerthes System dann auch noch rückwirkend führt, zeigen die jetzt aufgehenden Saaten der Metternich'schen Zeit. Oesterreich kann die ihm so nothwendige moralische innere

Revolution nie durchmachen, ſolange es den italieniſchen Beſitz behält. Sein Adler hat zwei Köpfe, nur Einen Magen. Der fabelhafte Vogel kann nicht zu gleicher Zeit im Süden die, wir ſagen es ja, ganz berechtigte Natur eines fleiſchfreſſenden Raubthiers und im Norden die jener körnerfreſſenden Taube haben, die das Symbol des Geiſtes iſt.

Da bereits unſer alter vaterländiſcher Seher E. M. Arndt geſagt hat: „Der Welſche und Deutſche vertragen ſich nie! Deutſchlands Grenze ſind ſeine Alpen und nur da, wo Aquileja lag, müßte noch eine Feſtung gebaut werden!“ ſo ſollte man eigentlich des Streits um die Nothwendigkeit Venedigs für Deutſchland überhoben ſein. Lächerlich, zu behaupten, daß Venedig, an Italien abgetreten, doch nur — an die Franzoſen käme. Trieſt wird niemand anzurühren wagen und Aquileja, das alte Bollwerk der römiſchen Kaiſer, das Attila zerſtörte, könnte ja ganz Deutſchland mitbauen und mithüten helfen, indem es eine Bundesfeſtung wie Mainz und Raſtatt würde. Die Auseinanderſetzungen: Wenn Venedig fällt, iſt auch Trieſt verloren! Die adriatiſche Küſte iſt preisgegeben! Es gibt keine andern Matroſen und Schiffer in adriatiſchen Gewäſſern als Italiener! u. ſ. w. — alles das ſind jene Behauptungen, die bei allen publiciſtiſchen Fehden mit hochwichtiger Miene vorgetragen zu werden pflegen und den Nebelbildern gleichen, hohlen Vergrößerungen kleiner Neſſere. Auch die militäriſchen Deductionen über Operationsbaſen u. ſ. w. gehören hierher, wie Radowitzens berühmte Phraſe von Italiens Norden als dem „Glacis Deutſchlands“. Arndt, der das Richtige ſagte, war nur Nationai-, nicht einmal Tendenzpolitiker. Eine beſondere Sympathie für jenes fremde Volk, das unter allen Umſtänden frei und unabhängig ſein will, würde ihm an ſich ganz gefehlt haben.

„Venedig verkaufen“ heißt: Die venetianiſche und italieniſche Frage zunächſt an einen Congreß bringen. „Venedig verkaufen“ heißt einen Congreß zuſammentreten ſehen, an welchem nicht etwa um den Grünen Tiſch nur die verzweifelten Rechenkünſtler Oeſterreichs ſitzen, die Minderer der Nationalſchuld, die Retter der Valuta — ſondern Staatsmänner; mehr noch! Philoſophen — aus der Schule des Brutus, Cato, Arnold von Breſcia, Waſhington, Benjamin Franklin — Staatsdenker, die über Mittel und Wege ſinnen, das Glück der Völker anzubahnen, Staatsmänner aus der Schule Jeſu von Nazareth. Metternich ſchickte auf den Congreß von Verona nur Staatsmänner, die Sterne auf der Bruſt trugen, die Freiheit der Griechen ſollte nicht exiſtiren; die Staatskunſt aber, die Sterne in der Bruſt trägt, die chriſtliche Verpflichtung ſiegte. Italien iſt in einer gleichen Lage. „Venedig verkaufen“ heißt, die Löſung der italieniſchen Frage jenem Miniſter überlaſſen, der das mächtigſte und rieſigſte Portefeuille trägt — die Tafeln der Geſchichte.

Wir hören indeſſen mit Betonung unſerer Wünſche auf. Sie ſind leider unnütz geworden, ſeitdem die preußiſche Politik in ihr neues Stadium, das des militäriſchen Ehrgeizes, getreten iſt.

Der Helm des Königs.

* Bei Friedrich Wilhelm's IV. Beſtattung kamen einige Umſtände vor, die in den Zeitungen nicht berichtet wurden. Der bedauerlichſte darunter ſind wol die vielen erfrorenen und theilweiſe amputirten Glieder der von Berlin nach Potsdam beorderten Soldaten. Die freundliche Abſicht des Königs, ſie mit Erquickungen zu empfangen, wurde durch die Verwirrung und Verzögerung der Eiſenbahntransporte vereitelt. Einen feierlich ernſten Eindruck machte das ſchwarz ausgeſchlagene, mit Lorbern und dem ernſten, tiefdunkel ſtarren Grün der Cypreſſen reich geſchmückte Zimmer, wo ſich der Katafalk erhob, auf dem der goldene Helm mit weiß und ſchwarzen Federn, die Handſchuhe und das Schwert lagen — es war der dem König bei ſeinem fünfundzwanzigjährigen Dienſtjubiläum von der Armee geſchenkte Degen. Darüber entfaltete ſich das Reichspanier — Hunderte von Kerzen auf hohen Candelabren warfen ihr zitterndes Licht auf das düſtere Gepränge. Doch war für die großartige Aufſtellung leider der Raum zu klein. Als aber der Sarg emporgehoben, die ſteile Rampe hinab auf den mit acht Pferden prachtvoll beſchirrten Leichenwagen geſtellt wurde und der Baldachin mit ſeinen goldenen Adlern ſich darüber breitete, der Zug ſich in Bewegung ſetzte, tauſende und aber tauſende, auch nicht berufene Leidtragende den Weg bedeckten und der Glocken ernſter Ton, die gedämpften Trommeln und Trompeten erklangen, da gab — das Herabfallen des Viſirs am goldenen Helm eine Störung, der Helm glitt aus und drohte zu ſtürzen. Zwei Generaladjutanten ſtiegen ſofort auf den Leichenwagen, um den Helm mit ſeinen wallenden Federn — feſtzuhalten vom Obelisken an bis zur Friedenskirche. — — In ſolchen Augenblicken ſieht das erregte Gefühl im Kleinſten ein Omen. Hier konnte man wol an die Stellung des Verſtorbenen zur Armee denken. Die bürgerliche Kleidung ſtand dem König vortheilhafter als die militäriſche. — — Und wolle doch auch Preußen nie mehr anſtreben, als in ſeinen nächſten und natürlichen Intereſſen liegt!

Shakſpeare's „Wintermärchen“.

* Die Böhmen ſollten dem „Schwan vom Avon“ ein Denkmal ſetzen. In ſeinem „Wintermärchen“ (Winter's-Tale) hat er Böhmen eine Ausdehnung bis zum Meere gegeben. Die Führer der Czechenpartei, Rieger und Palacky, werden ſagen: Was nicht iſt, kann noch werden!

Einſtweilen hat Franz Dingelſtedt in ſeiner Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Werks Böhmen noch Marine und Matroſen genommen und, da ſie die Handlung des Stücks erfordert, an das idylliſche Hirtenland Arkadien vertheilt. Sicilien und Arkadien liegen zwar in unſerer durch die Zeitungen occupirten Phantaſie nicht gerade zu nahe beiſammen, aber dieſe Aenderung iſt eine ſehr glückliche. Im allgemeinen darf man auch Dingelſtedt's ganze Bearbeitung des Werks, die kürzlich am dresdener Hoftheater in würdigſter Ausſtattung erſchien, eine den Eindruck der etwas wunderlichen Altersarbeit des Dichters mehrende und fördernde nennen.

Wunderlich nennen wir dies Werk. Es hat uns, weniger um den behandelten Stoff, als um des Dichters selbst willen, mannichfach gerührt. Wenn man die kräftigen Werke seiner ersten und zweiten Periode in lebendiger Vergegenwärtigung vor Augen und im Herzen hat, entdeckt man in diesen letzten Arbeiten („Timon", „Sturm", „Wintermärchen") eine offenbare Erschöpfung. Der Dichter, verdrießlich und trübe gestimmt, vielleicht von Körperleiden heimgesucht, trägt eine elegische, wehmüthige Stimmung zur Schau, die sich oft durch Ironie (über sich selbst und sogar über sein vorgeführtes Sujet!), zuweilen durch einen äußersten Cynismus zu helfen sucht. Letzterm gegenüber liegt dann wieder in Gestalten wie Miranda, Hermione, Perdita eine Sehnsucht so reinen, so ätherischen Klanges wie nach dem verlorenen Paradiese. Aber die trüben Elemente unterbrechen sogleich wieder die zarte Stimmung und sogar eine trockene Moral erläutet uns. „Timon von Athen" mit seinem wüsten Lärm, mit seiner wie aus eigenen Erlebnissen an undankbaren Freunden hervorbrechenden Todsucht ist in der Tendenz und dem Totaleindruck nüchtern wie eine Katechismuswahrheit.

Wie groß Shakspeare in seiner ersten und zweiten Periode war, erkennt man sogleich an der Vergleichung der Eifersucht, wie sie an Othello und im „Wintermärchen" an Leontes geschildert wird. Dort ist alles überzeugend und rührend, hier sehen wir ein eifersüchtiges Toben, das eine reine Ausgeburt der Verrücktheit ist. Dort finden sich Motive der Glaubwürdigkeit, die Reizbarkeit des Mohren, die handgreiflichen Insinuationen Jago's — in diesem Leontes tobt ein Verdacht, der ganz aus heiler Haut entsteht. Den Dichter beirrten in seiner letzten Zeit zwei üble Einflüsse. Die gelehrte Kritik, sowol die tadelnde wie anerkennende (sie veranlaßte hier und da einen theoretisirenden, störend seiner selbst bewußten Ton), und die Schaulust des Publikums. Inigo Jones, der Mühldörfer der Shakspeare-Zeit, erfand seine Theatermaschinen; der Reiz der Musik mehrte sich; im „Sturm", seinem letzten Werke, gab Shakspeare, der als Director seines Theaters „Kassenerfolge" respectiren mußte, geradezu das Schauspiel an die Oper ab. Das höhere Drama ist in England auch bis zum heutigen Tag in der Sphäre der Oper stehen geblieben. Shakspeare existirt für Haymarket und Drurylane nur noch als Unterlage für Costümier, Decorateur und Maschinisten.

Es wäre; um ein aufrichtiges Wort zu sprechen, nicht gut, wenn unsers trefflichen Dingelstedt Neigung, Shakspeare's Dramen in neuen Einrichtungen auf unsern Bühnen zu erhalten, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege der aufgebotenen Reizmittel weiter ginge. So außerordentlich wohlgefällig sich die Totalität eines solchen Thealerabends herausstellt, wie wir ihn seiner Bearbeitung des „Wintermärchen" mit Hülfe nicht blos Flotow'scher Musik, sondern auch mit Hülfe einer zarten, mannichfach eingreifenden Vertiefung des Bearbeiters in seinen Urtext verdanken, das Gefühl einer Verletzung des Ursprünglichen, einer unechten Ueberplattirung wird der Kenner und Literaturfreund doch den ganzen Abend nicht los. Da müssen die Schauspieler sich zur Musikbegleitung in Attituden stellen, müssen stumme Declamationen ausführen, müssen sich umtanzen lassen von Ballerinen, deren Gliederverrenkungen und Stellungen allein schon den absolutesten Gegensatz Shakspeare'scher Schönheitsgesetze bilden; die Abgänge werden dem Applaus zu Liebe verbreitert und mit Sätzen ausgestattet, die nirgends im Original vorkommen; modeene Begriffe und Betonnungen moderner Anschauungen, wie „ein Thränenmeer", „die Ehre des Weibes, die Ehre meiner Kinder" u. s. f., beunruhigen selbst den Nichtkenner durch den gerade durch die Zündkraft derselben erzeugten Gedanken: „Ist denn das wirklich alles schon von Shakspeare so richtig und für meine Theaternerven so zweckmäßig empfunden worden?" Autolykus, bei Shakspeare nahezu schon an „Heymann Levi" streifend, wird hier mit dem eingeführten Lumpazi-Wanderliede geradezu ein Coupletsänger aus der wiener Posse; Mopsus beginnt mit seinem „Mein Herr Vater!" fast österreichisch. Kurz, so sehr wir Dingelstedt das Zeugniß geben müssen, daß er in dem, was die Bühne leisten kann und was sie des gemischten Publikums wegen auch mehr oder weniger leisten darf, außerordentlich heimisch ist und wie oft er auch in seinen eigenen Zugaben wahrhaft dichterisch verfuhr — doch ist sein Weg bedenklich. Gerade weil diese seine Zuthaten zweckmäßig sind, weil sie an den passendsten Stellen angebracht sind und gerade dem Hörer durch ihr geschicktes Festhalten und Vergrößern eines im Urtext gegebenen Atoms auffallen müssen (z. B. die Verse über ein „Wintermärchen"), verurtheilt sie doch das Eine Wort: „Das alles ist gar nicht von Shakspeare!"

Die Darstellung des durch die Concurrenz aller Hülfsmittel äußern Effects (aber auch, wie gesagt, an sich sehr anerkennenswerther innerlicher Nachdichtung) gewonnenen Werkes auf der dresdener Bühne war in allen mitwirkenden Kräften (die ganz verdorbene Kinderpartie ausgenommen) vorzüglich. Dawison hatte als Leontes die schwierige Aufgabe, die Eifersucht, die sein Othello in so großen Zügen gemalt hat, hier in kleinen und darum doch zu mächtiger Wirkung und dramatischer Hebelkraft bestimmten, zum zweiten mal wiederzugeben. Die Lösung dieser Aufgabe ist ihm mit gewohnter Meisterschaft gelungen. Die Pantomime, die ihm der musikalische Illustrator der Bearbeitung zumuthete — das Wiedersehen der Könige ist an sich eine unbedenklich anerkennenswerthe, höchst vortreffliche Ergänzung Dingelstedt's — zeigte ihn auf der Höhe tragischer, durch ihre Wahrheit mächtig ergreifender Empfindung. Ebenso vollendet war das Bild, das Frau Bayer-Bürck als Hermione aufstellte — auch jenes „lebende Bild", zu dessen opernhafter Wirkung am Schlusse die Bearbeitung leider vollkommen berechtigt war. Auch die Periode der „lebenden Bilder" hatte der „Globus" schon damals zu überstehen! Shakspeare führt die Sache (man lese den Urtext!) mit einem fast unerträglichen con amore aus; es ist, als wenn er für die Venus-Statue Hermione's den Praxiteles selbst oder, wie Shakspeare nach seiner Kunstgeschichte sagt, den „italienischen Meister Julio Romano" zu Gastrollen engagirt hätte und von einer nun einmal nicht zu besternden schaulustigen Menge durch dies ganz aus der Poesie herausfallende Zugmittel wieder die Kosten einbringen wollte.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Triest. Wir sehen fernern Mittheilungen entgegen.

— Herrn *** in London. Wenden Sie sich an die deutsche Buchhandlung von Trübner in London.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 5. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Roſa Dorn. IV.—VII. — Türkiſche Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Erlebniſſen einer Engländerin von W. Hornay. III. Allerlei Eigenthümlichkeiten der Türken. — Nach Neapel. Ein Reiſefragment. Von Max Koch. — Pariſer Herbſttage. I. — Kunden aus der Ferne. III. Möllhauſen und die Töchter der Wildniß. — Das erſchloſſene China. — Neue Romane und Novellen. III. — Wahrnehmungen. Vom Herausgeber. — **Neues aus der Welt.**

Verlieren und Finden.

Erzählung von **Roſa Dorn.**

IV.

Konſtanze Müller war ein leicht zu rührendes junges Geſchöpf mit ſchnellklopfendem Herzen und einer gewiſſen Trägheit, die in jungen Jahren gewöhnlich die Begleiterin eines roſigen Colorits und einer zur Fülle neigenden Geſtalt iſt.

Es war eine jener Perſönlichkeiten, die es nie dahin bringen können, fließend vorzuleſen oder ihre kindiſche Handſchrift zu verlieren.

Heute hatte Konſtanze ſchon viel geweint. Adele Müller, ihre in letzter Nacht geſtorbene Couſine, war ihr ſehr theuer geweſen. Zudem mochten ſich vielleicht auch noch andere Gefühle in die der einfachen Trauer um die geliebte Todte miſchen. Wer wußte es denn —? — —

Das Taſchentuch vor den rothgeweinten Augen verließ ſie Madame Boiteau und den Saal.

Sie wollte in ihr Zimmer hinaufſteigen und dort ihren Schmerz ſo laut und heftig äußern, wie es ihr Bedürfniß war und wie die Achtung vor Madame Boiteau ſie verhindert hatte, es in deren Gegenwart zu thun.

Auf der Treppe hatte ein Mädchen, die ſie bediente, auf ſie gewartet.

„Fräulein Konſtanze!“ hörte ſie ſich flüſternd angeredet.

„Was ſoll ich?“ fragte ſie ohne den Willen, ſich aufzuhalten.

„Sie ſollen hinunterkommen in den Pavillon — nur einen Augenblick —“

„Um keinen Preis der Welt!“ erwiderte das Mädchen heftig.

Die Fenſter des Pavillons gingen auf die Straße. Theobald Allmer, der im Inſtitut keine Stunden mehr gab, pflegte ſie dort zu ſprechen.

V.

Als Anna Müller nach Hauſe ging, fühlte ſie ſich müde, ja kleinmüthig. Sie hatte mit einer ſeit Jahren in ihr einſames Leben hineingewachſenen Beziehung gebrochen. Sie war hierin nicht der Eingebung des Augenblicks, ſondern einer feſt und ernſt ins Auge gefaßten Nothwendigkeit gefolgt. Aber doch fühlte ſie ſich bange und öde und trauriger, als ſie ſich geſtehen mochte. Selbſt die leiſeſten Beziehungen vermißt ein tiefes Gemüth — den einfachen Gruß — ein ihr hin und wieder vorgetragenes Muſikſtück — ein freundliches Wort, ja wol auch einen Spaziergang, auf dem Fräulein Friedrich die beiden jungen Leute begleitete. Das alles war zerriſſen — nieder-

gemäht. Jetzt ſollte es nur Arbeitsſtunden im Tage geben, keinen Aufblick mehr; und hatten ihr auch ſchon lange die Töne des nachbarlichen Klaviers kalt ans Herz gegriffen, jetzt ſollten ſie ganz verſtummen.

Seltſamerweiſe ſchien ihr in ihrem Suchen nach einer aufheiternden Lebensbeziehung das geſtern von ihr aufgenommene Kind eine ſolche zu ſein. Sie beweinte das Schickſal des kleinen Weſens und ließ manche heiße Thräne in dies Mitleid mit hineinfließen, die dem eigenen Geſchick galt.

So ſtieg ſie langſam die Stufen hinan. Fräulein Friedrich war indeſſen bei dem Kinde geblieben. Während ihrer Abweſenheit hatte ein Herr nach ihr gefragt, der eben, als ſie eintrat, im Begriff war, wieder fortzugehen.

Auf die Frage, ob ſie Fräulein Müller ſei, nannte er ſich ſelbſt als den Hofrath Rudloff. Dies war ein allbekannter Name.

„Ich fuhr eben vorüber", erläuterte er, „und da ich der Teſtamentsvollſtrecker Ihrer verſtorbenen Couſine bin, ſo wollte ich Sie gleich perſönlich einladen, morgen früh 10 Uhr ſich im Trauerhauſe einzufinden. Da ſollen die letztwilligen Verfügungen der Verſtorbenen bekannt gemacht werden." Dann warf er noch einen freundlichen Blick auf das kleine Kind, das in Fräulein Friedrich's Schoſe lag, und empfahl ſich dem Mädchen, die in jener gedrückten reſignirten Stimmung war, die der Frauenerſcheinung einen ſo rührenden, herzgewinnenden Ausdruck gibt.

Fräulein Friedrich baute große Hoffnungen auf dieſe Aufforderung; Anna nicht; ſie war nicht gewohnt, von dem Reichthum ihrer Verwandten irgend Nutzen zu ziehen.

Ganz umgeben von Gärten und Bäumen lag das Haus, welches Adele Müller bewohnt hatte. Es war ziemlich neu erbaut, traut und wohnlich in allen ſeinen Räumen.

Adele Müller war 25 Jahre alt geweſen. Vor zwei Tagen hatte ſie nach kurzem Krankenlager dieſe behaglichen Räume verlaſſen — verlaſſen noch nicht, denn ihre Hülle harrte erſt noch dort in dem Zimmer, deſſen grüne Läden ſich geſchloſſen zeigten, des letzten Liebesdienſtes.

Anna Müller wanderte einſam den ziemlich weiten Weg bis zu der einſam gelegenen Beſitzung ihrer verſtorbenen Couſine, die ihren Bewerbern jahrelang Körbe gab, bis ſie darüber faſt ſchon zu vereinſamen ſchien und eine Grillenfängerin wurde.

Es war ein ſchöner, heller Morgen und luſtig ſchien die Sonne auf die buntgefärbten Blätter der Bäume. Das eiſerne Thor war weit offen. Man erwartete Gäſte, die angefahren kamen. Anna Müller ſchritt nachdenkend über die feuchten Kieswege durch die ſchon etwas licht werdenden Bosquets. Als dieſer Flieder, dieſer Jasmin, dieſe Akazien blühten, da dachte Adele wol nicht, daß man ſie mit den fallenden Blättern zugleich ins Grab legen würde. Der Wind raſchelte in den hochſtämmigen Georginen und wehte einen ganzen Regen von Laub von den nahen Weingeländen. Im Hauſe ſelbſt war alles ſtill. Die Wirthſchafterin kam ihr in Trauer entgegen und führte ſie in den Salon. Da war noch niemand. Adelens vor kurzem gemaltes Bild lächelte ſtreng, doch lebensfriſch von der Wand herab. Emſig pickte eine Uhr auf dem Pfeilertiſch. Alles ſah ſo ſauber und wohnlich aus, daß es das einſame Mädchen herztief ergriff.

Im Nebenzimmer lag die Verſtorbene ſtill, friedlich, mit jener räthſelhaft geheimnißvollen Würde des Todes, auf ihren weißen Sterbekiſſen. Adele Müller war im Leben nie ſchön geweſen, jetzt im Tode war ſie's faſt. Die letzten Blumen aus dem Garten, Reſeda und Monatsroſen, hatte man über die zarten Formen der jungen Geſtalt geſtreut.

Indeſſen kniſterten leiſe Schritte. Die Herren vom Gericht waren gekommen, auch ein Wagen fuhr vor. Es war der Hofrath Rudloff. Er hatte Konſtanze aus der Penſion abgeholt und in ſeinem Wagen mitgebracht. Als Anna das Rauſchen der Kleider Konſtanzens hörte, trat ſie in den Saal.

Hofrath Rudloff las mit einer ſanften Stimme das kürzlich deponirte und jetzt eröffnete Teſtament.

Konſtanze Müller erbte die Beſitzung, in welcher ſie ſich gegenwärtig befanden. Anna Müller erbte ein Kapital von 6000 Thalern. Nun kamen Legate für die Dienerſchaft. Die Hauptmaſſe des Vermögens beſtand in dem nahe gelegenen Rittergute Sternitz. Was die Verſtorbene hierüber verfügte, ſollte zur Zeit noch nicht bekannt werden. Die desfallſige Beſtimmung war in einem beſondern Document bei dem betreffenden Gerichtsamt niedergelegt, deſſen Siegel erſt vier Jahre nach dem Tode der Verſtorbenen, und zwar am vierten Anniverſarium deſſelben, gelöſt werden ſollten.

Das waren Geheimniſſe, die die junge Todte mit hinunternahm in die friedliche Erde

und die vielleicht niemand kannte als Hofrath Rudloff.

Anna Müller war tief erschüttert. Zu freuen vermochte sie sich angesichts der Verstorbenen nicht. Ebenso wenig konnte sie sich alle die Umwandelungen ihres bisjetzt so armselig gewesenen Lebens sofort vergegenwärtigen. Dennoch ging sie in das Nebenzimmer und erfaßte dankbar die kalte Hand der Cousine, die sich sonst nie um sie gekümmert hatte. Dabei traf sie Hofrath Rudloff. Auch Konstanze trat in das Zimmer, aber der Anblick der Todten schien sie ganz zu überwältigen. Sie weinte fast laut und konnte sich nur mühsam aufrecht halten.

Anna Müller verließ im Besitz eines kleinen Vermögens, welches ihr riesengroß dünkte, Haus und Garten. Es war ihr, als sei dies nicht blos ein Geschenk Adelens allein, sondern überhaupt ein geheimnißvoller Rapport mit ihren theuern Todten überhaupt. Daß die Mutter es nicht erlebt hat! dachte sie wehmuthsvoll. Unterwegs entwarf sie ihren Zukunftsplan. Nicht allein an sich wollte sie denken.

„Sehen Sie, Fräulein Friedrich, ich kehre wirklich reich zurück!" sagte sie zu dieser, die schon in höchster Spannung der Mittheilung harrte. „Nun kommen Sie! Setzen wir uns!"

Nun erzählte sie. Die Nachbarin sah betrübt vor sich hin. Sie dachte an eine nun wahrscheinliche Trennung von dem vermögend gewordenen Mädchen.

„Nein hören Sie, Fräulein Friedrich", fuhr die junge Erzählerin bedächtig fort, „ich habe nun so mancherlei Vorschläge, auch für Sie! Es thut mir in die Seele schon seit langer Zeit weh, Sie so emsig stricken zu sehen! Sie ziehen mit mir! Da mit der Kleinen werden wir schon genug zu thun haben. Draußen vorm Thor ein hübsches Häuschen mit einem Gärtchen davor wollen wir miethen! Da wollen wir in der Laube Kaffee trinken und die Zeit wird uns nicht lang werden, so lebhaft, wie es da ist! Denken Sie nicht auch? Ihren Bello nehmen wir natürlich auch mit und ich zahle die Steuer!"

Schon am selben Tage wanderten beide vors Thor und entdeckten eine Wohnung, die ganz diesem idyllischen Ideal entsprach und sofort von Anna gemiethet wurde.

VI.

Unter dem Geläute aller Glocken hatte man Adele Müller zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht. Unter den Leidtragenden befand sich auch Theobald Allmer.

Gesehen hatte er die nun Beerdigte nicht mehr. Der junge Mann sah bleich und verstört aus. Unruhig ging er nach vollbrachter Ceremonie bald hier-, bald dorthin. Es zog ihn nach dem Hause hin, welches die Todte soeben für immer verlassen hatte, und doch fehlte ihm der Muth, es zu betreten.

Endlich that er's. Die Fenster standen überall weit offen und die Gardinen wehten in der scharfen Zugluft. Im Salon stand noch alles unaufgeräumt, wie die Leidtragenden es verlassen hatten — vollgeschenkte Weingläser, an denen sich kaum die Lippen genetzt hatten. Das Piano, auf das ein irrer Blick des jungen Mannes fiel, war fest verschlossen. Es war ihm, als müsse mindestens bei seinem Vorbeigehen eine Saite erklingen — aber nichts regte sich.

Scheu, schon im Begriff, wieder fortzugehen, gewahrte er im Nebenzimmer die Haushälterin. Das Zimmer sah seltsam öde aus; man hatte alles entfernt gehabt, um dem Sarge Platz zu machen — jetzt lagen nur ein paar welke Blumen auf dem leergewordenen Raume.

„Marianne", sagte Theobald Allmer zur alten Dienerin, die ihn gleichgültig gegrüßt hatte, „Marianne, haben Sie keinen Auftrag für mich?"

Diese schüttelte den Kopf und bückte sich, die Blumen zusammenzusuchen.

„So ist sie mit all diesen Geheimnissen gestorben!" sagte der junge Mann zerknirscht.

„Sie verweigerten ihr ja zu kommen, als sie am Abend vor ihrem Tode zu Ihnen schickte!" meinte die Haushälterin.

„Ja, wer konnte denken, daß es so gefährlich war —?"

Marianne drehte ihm achselzuckend den Rücken und machte Miene, ins Nebenzimmer zu gehen. „Fragen Sie doch den Herrn Hofrath!" sagte sie, schon unter der Thür, „der weiß vielleicht mehr als ich!"

Theobald Allmer stürmte fort — wohin wußte er kaum — nur weit, weit weg — so schnell wie möglich an den Plätzen im Garten vorüber, die er alle so genau kannte —

Was für eine furchtbare Lehre hatte ihm das Schicksal gegeben! Das freie Feld war bald erreicht. So ging er fast bewußtlos den nahen Weinbergen zu, in denen lustiges reges Leben herrschte. Auch Sternitz mochte er nicht sehen, das, mit seinen Thürmen von Pappeln umgeben,

glänzend durch die frische Morgenluft leuchtete und wo er glückliche Stunden verlebt hatte —

Theobald Allmer war der Sohn eines armen Cantors auf dem Lande. Das Dorf, in welchem sein Vater sein Amt bekleidet hatte, lag in der fruchtbarsten Gegend. Daher litt dieser eben keine Noth. Die Bauern waren fast alle reich; demzufolge hatte der alte Allmer einen übermäßigen Respect vor allen Leuten, die das besaßen, was das Schicksal ihm selbst verweigert hatte — Geld. Das war er im Umgange mit den besitzstolzen Bauern so gewohnt, daher hatte auch seine ganze lange Persönlichkeit eine gewisse Geschmeidigkeit, die die Bauern, die Pfeife im Munde, mit halben Augen von der Seite betrachteten. Theobald war sein einziger Sohn. Ein Paar Zwillingstöchter hatte er auch, von denen die eine geheirathet hatte, während die andere mit der frühern Herrschaft als „Bonne", wie der Cantor stolz sagte, mit in die Stadt gezogen war. Sein jetziger Patronatsherr war ein Bankier, bei dessen zahlreicher Familie er Klavierunterricht gab. Die Cantorin war die Tochter eines herrschäftlichen Jägers und besaß als Mädchen eine frische, helle und wohlklingende Stimme; der Cantor war Musikenthusiast — so fanden sich die jungen Leute. Nach langen Jahren wurde des Cantors Wunsch, einen Sohn zu besitzen, erfüllt. Welch sanguinische Hoffnungen hegte der glückliche Vater, als er den kräftigen, bausbackigen Jungen in seinen Armen hielt! Der Sohn eines musikbeflissenen Vaters und einer Mutter, die als Mädchen mit der größten Leichtigkeit das hohe C intonirt hatte, das mußte mindestens einen zweiten Haydn geben. So wuchs Theobald unter den heimatlichen Birnen- und Apfelbäumen heran, gar nicht anders gewöhnt, als wie ein geborenes Genie betrachtet zu werden. Auch hübsch wurde der Knabe und Talent hatte er wol auch, mindestens begriff er alles leicht und überwand jede Schwierigkeit, ohne inne zu werden, daß es überhaupt irgendeine gab. „Es gehört alles dazu!" schmunzelte dann der Vater wol dem hochgewachsenen Sohne nach und blinzelte listig zur Mutter hinüber. Damit meinte er die einnehmende Persönlichkeit des jungen Theobald. Die Mutter saß dann wol in der Laube und ergänzte mit künstlichem, spitzenartigem Nadelgewebe die etwa defect gewordenen Chemisetten und Hauben der Bankiersfrau. Darin hatte Frau Allmer eine große, leider mehr gelobte als bezahlte Geschicklichkeit.

Als Theobald sechzehn Jahre alt geworden war, that sein Vater einen lange überlegten und politisch vorbereiteten Schritt. Er bat um die Unterstützung und die Protection des Gutsherrn zu dem Vorhaben, den Sohn in der Hauptstadt das Studium der Musik pflegen zu lassen. Der Bankier hegte nun eben keine übermäßigen Erwartungen in Betreff Theobald's, ließ sich aber doch bestimmen, ihm einen Geldbeitrag zu sichern, der ihn bei gehöriger Eintheilung sieben Tage von den dreißigen oder einunddreißigen des Monats vor Hunger zu schützen vermochte, vorausgesetzt, daß der junge Mann eben einen nur normalen Appetit hatte.

So hatte man sich die Rechte der Protection gesichert; man konnte ja doch nicht wissen — die Gutsherrin war in ihren Hoffnungen sanguinischer — sie war Kunstenthusiastin und ließ sich stets, wenn sie in der Stadt war, für jegliches Concert die ersten Plätze reserviren. Sie schwelgte schon in dem Genusse, in irgendeinem glänzenden Concert mit nonchalanter Leichtigkeit den vielbewunderten jungen Künstler als den Protégé ihres Mannes bezeichnen zu können — Frauen haben viel Sinn für Nachahmung; es war so imponirend, wenn die Damen der umwohnenden Aristokratie bei etwa vorkommenden Festen die wichtigsten Dinge mit einer Gleichgültigkeit besprachen, als handele es sich um ein zur Erde gefallenes Tuch. Zudem war das stärkste Argument dem Gatten gegenüber die Berechnung, wie wenig der Cantor überhaupt für die Stunden, die er gab, erhielt. Das war praktisch und ließ sich hören. Uebrigens war es die höchste Zeit in anderer Beziehung, daß Theobald das Dorf verließ. Er hatte in Sonntagslaune des Weizenbauern Tochter umarmt. Das hatte unglücklicherweise der Vater gesehen. Wer beschreibt den Zorn des reichsten Mannes im Orte! Seine Tochter küssen — ein Mädchen mit ganzen Kisten voll Linnenzeug, gesammelt von ihrem dritten Jahre an, die schon zur Aussteuer bereit standen — ein Kuß von dem Sohne dieses nichtshabenden, orgelspielenden Cantors! Eine unerhörte Frechheit! „Nehme er seinen Rangen in Acht!" rief der gereizte Mann mit geschwollener Stirnader dem alten Allmer zu. Diesem war der Vorfall der nahen Kirchweih wegen höchst fatal — so beschleunigte man die Reise nach der Stadt. Dort miethete der Vater dem jungen Menschen im vierten Stock eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses ein kleines Stübchen — es war dasjenige, das er in seiner bessern Zeit nur noch als Garderobe und

Polterkammer für Bücher und Muſikalien benutzte.

Theobald's gutes Geſchick wollte es, daß die Witwe Frau Müller ſeine nächſte Nachbarin und Wirthin war. Der alte Cantor klopfte beſcheiden an die Thür der Witwe und bat, die Abſchiedsthränen ſchon im Auge, ſie möchte ſich ein wenig ſeines Sohnes annehmen. Anna's Mutter hatte das wärmſte, wohlmeinendſte Herz. Natürlich brauchte ein junger Menſch, der wildfremd in die Stadt hereinkam, Rath und Hülfe; ſie verſprach dem Vater, nach beſten Kräften ihm beides angedeihen zu laſſen.

Indeſſen kam Theobald Allmer weit eher mit der Compoſitionslehre zu Stande als mit der ſchweren und geheimnißvollen Kunſt, mit wenigem Haus zu halten. Madame Müller ſchüttelte wol darüber den Kopf, half, wo es in ihrer Macht ſtand, und bedauerte den Vater, der fort und fort um Geld geplagt wurde. Woher ſoll es denn ſo ein Cantor nehmen! dachte ſie in ihrer menſchenfreundlichen Theilnahme, als Theobald die ſchönſten Kleider trug und ſogar erklärte, eine anſtändigere Wohnung beziehen zu müſſen. Frau Müller miethete ihm zu Gefallen und von ihm überredet die kleine Etage unter ihr und möblirte ſie ſo ſchön, wie ſie nur für einen jungen Gentleman paßte. Theobald war jetzt zwanzig Jahre, ſpielte ausgezeichnet Klavier, ſang artig und war mit ſeinem langen Haar eine wirklich anziehende Erſcheinung. In ſeiner Abweſenheit kamen freilich die Briefe aus der Heimat mit kargen, gewiß vom Munde abgeſparten Geldſendungen. Es waren Tropfen auf einen heißen Stein und doch nahm ſie der junge Mann. In der That erlag der alte Allmer dieſen niederbeugenden Sorgen, die er ſich anfangs gar nicht ſo groß gedacht hatte — er wurde eisgrau. Auch die Bauern trugen dem Sohne jenen Kuß auf der Dorfgaſſe ſchwer nach und ließen's den Vater entgelten. Er ſtarb nach kurzem Unwohlſein. Die troſtloſe Witwe kam mit dieſer Nachricht nach der Stadt.

Jetzt mußte geholfen werden und nun kam heraus, daß Theobald ſogar Schulden hatte. Er hatte ſich freilich einen ausgezeichneten Erard auf einer Auction erſtanden und war ſo wohlequipirt, daß er bei Fürſten und Grafen ſalonfähig erſchien. Es war Sommer, die Herrſchaften reiſten in die Bäder und aufs Land; er hatte gerade ſeine ſämmtlichen Stunden verloren. Da ging ſeine Wirthin in das Penſionat von Madame Boiteau, für welches ſie arbeitete. Sie erzählte Theobald's Geſchichte mit ſchlichten Worten und die an die Erzieherin gerichtete Bitte hatte das glänzende Reſultat, daß man ihm trotz ſeiner Jugend doch den Klavierunterricht der jüngern Penſionärinnen übertrug. Das brachte ihn der Witwe Müller noch näher.

Jetzt unter dem Einfluſſe des Schmerzes über den Tod des Vaters, durchdrungen von guten Vorſätzen, gewann er Anna's Herz. Es war wirklich Hoffnung vorhanden, er würde ein braver, tüchtiger Künſtler werden. Das war in Anna's Gedächtniß eine köſtliche, goldene Zeit, eine Zeit, wo ihr die leiſen weichen Pianotöne wie ſchöne Hoffnungen in die Seele klangen. Das war die Zeit, wo er ihr den Ring ſchenkte und zugleich an die Mutter eine kleine erſparte Summe ſchicken konnte.

Madame Boiteau konnte ihn anfangs mit gutem Gewiſſen in die angeſehenſten Häuſer empfehlen. So nahm Madame Müller, die bald und unerwartet ſtarb, die troſtreiche Vorſtellung von dem einſtigen Glück der geliebten Tochter mit in die Ewigkeit.

Wenige Zeit aber nach dieſem unglücklichen Abſcheiden veränderte ſich die Lebensweiſe des jungen Allmer. Er kam wenig nach Hauſe. Auch ſeine Stunden vernachläſſigte er oder zeigte ſich bei dem allerdings die Geduld ermüdenden Unterricht verſtimmt und reizbar, was vorzüglich die Mütter verletzte und zur Folge hatte, daß die kleinen Hände ihrer jungen Töchter noch unbehoifener, ihre Köpfe noch verwirrter gemacht wurden. In den Stunden ſaß er träumeriſch und ſpielte den an einen Felſen geſchmiedeten Prometheus. Die Muſik, die er ſpielen ließ, nannte er, ſelbſt wenn ſie Haydn's oder Mozart's Namen trug, Zopf und geberdete ſich dabei doch, als wenn die Fragen des Jahrhunderts durch nichts zu löſen wären als durch Muſik. So verlor er die meiſten Stunden. Man zog einen jungen ſchlichten, pflichttreuen Mann, der viel Glück im Unterricht hatte, dem jungen Allmer unbedenklich vor.

Madame Boiteau erkannte bald, daß ein Verhältniß zu einer ehemaligen Schülerin — zu Adele Müller, an dieſer ungünſtigen Wendung ſchuld ſei. Adele Müller, die reiche, ſelbſtändige Jungfrau, war eins jener dem Manne ſo gefährlichen weiblichen Weſen, die dieſen rückſichtslos und ſelbſtſüchtig nur nach der eigenen Leidenſchaft fragend ſeinem Berufe entfremden. Anna war

Digitized by Google

das Gegentheil. Sie war und blieb noch immer die Seele seines Strebens, die treue und selbstvergessende Förderin alles dessen, was ihn seinem Ziele nähern konnte. Zum Unglück war Adele reich. Was fragte sie nach versäumten Stunden und Pflichten! An ihrer Seite sollte er sitzen, ihr angehören mit jedem Gedanken. Die in dem jungen Mann natürlich zeitweilen aufdämmernden Gefühle des Ueberdrusses und der damit verbundenen Unzufriedenheit mit sich selbst erstickte sie mit Ausfällen höchster Reizbarkeit, mit Vorwürfen und Scenen leidenschaftlichster Eifersucht — so eigentlich gefesselt fühlte er sich daher natürlich nur für kurze Zeit. Aber dieses Verhältniß bot seinem angeborenen Leichtsinn die reichste Nahrung. Adele ließ sich's nicht nehmen, ihre „Stunden" theuer zu bezahlen. So war er bei alledem vor Sorgen geschützt. Die Schuld aller fernern Charakterlosigkeit warf er unbedenklich auf die Schwachheit Adelens, er selbst „konnte nicht anders". So entschuldigte er sich. Ein so alle Rücksichten vergessendes Verhältniß wie das zwischen ihm und Adelen wendet sich sehr oft in Haß und Bitterkeit. So ging es auch hier. Er wurde gleichgültig und Adele hatte sich in den Kopf gesetzt, zu sterben. So schien es mindestens. Das Weitere blieb der Welt verborgen — Thatsache war, daß Adele wirklich starb, nachdem sie, in aller Stille, auf ihrem Gute Sternitz, abgeschlossen von der ganzen Welt, einige Monate in geheimnißvoller Zurückgezogenheit verlebt hatte.

Jetzt wanderte Theobald dahin. Verstört, erbittert auf das Schicksal, an sich selbst verzweifelnd. Anna, die für ihn verloren war und die er deshalb zu lieben wähnte, Adele, auf deren Sarg soeben seine zitternden Hände Erde hinabgeworfen hatten — Konstanze, um derentwillen er Adele und Anna vernachlässigte, trat vor seine Seele — Konstanze mit ihrem langen Kreppschleier, wie er sie heute, aufgelöst in Thränen, am Grabe der Cousine gesehen hatte —

Er suchte Vergessen — nicht das langsame, aber sichere Vergessen, welches in der Wiederkehr zu den verlassenen Berufspflichten liegt, nein, schnell, gewaltsam — wie es der Wein gibt oder die Kugel, die sich der Selbstmörder ins Gehirn jagt. Höhnende Geister sprachen ihm: Warum sollst du denn nicht allen Kummer hinter dir werfen? Rings in den bewimpelten Weinbergshäusern jubelten lustige Menschen. Erweckten Thränen die Todte? So trat er ein in eins derselben. Er fand auch wirklich Vergessen, das frischgeschlossene Grab und der von Anna zurückerhaltene Ring versanken in nichts. Warum sollte er denn der ihn umgaukelnden Gestalt nicht folgen, die jetzt, ohne verhüllenden Trauerflor, ohne Thränen, lächelnd Konstanzens Züge trug! Man sah ihn bis um Mitternacht bei einem Ball, den ein Unternehmer als „Italienische Nacht" angekündigt hatte.

VII.

Bereits zwei Jahre wohnte Anna in dem kleinen Häuschen vor dem Thore.

Die kleine Marie (diesen Namen bezeichnete ein dem Korbe beigelegtes Blatt als den des Kindes) hatte indessen laufen gelernt und war in der beständigen Nähe von Bello anzutreffen, der dem kleinen lieben Wesen gegenüber alle seine knurrigen Gewohnheiten abgelegt hatte.

Anna war glücklich. Ihr ganzes Herz war erfüllt von Dankbarkeit über die ungewohnte Behaglichkeit ihrer Lage. Daß sie viel gelitten hatte, konnte man wol aus ihren Zügen herauslesen. Aber das gab diesen nur einen verschönenden Ausdruck.

Fräulein Friedrich war die Glücklichste. Glücklich im Umgang mit Anna und durch der kleinen Marie Aufblühen ganz beseligt. Jetzt hatte sie nichts mehr zu thun, als für diese Strümpfchen zu stricken.

Eine Anregung bot dem sonst schlichten und einfachen Leben der beiden Frauen der öftere Besuch des Hofraths Rudloff. Fast hätte man meinen können, er suchte eine zartere Beziehung zu Anna. Wenn dies jedoch vielleicht im Grund seiner Seele wirklich der Fall war, so mußte doch dem offenen Darlegen dieser Neigung irgendetwas störend im Wege liegen. Das spürte man deutlich. Selbst Anna dachte oft an ein vielleicht früher gegebenes anderweites Versprechen — denn verheirathet war der Hofrath nicht. Daß er sich an ihre frühere einfache Lebensstellung stieß, konnte sie kaum annehmen, mindestens wurde ihr diese Annahme schwer. Hofrath Rudloff war ein durchaus edler, vorurtheilsfreier Mann. Zudem war ja ihr Vater immer der Sohn eines Commerzienraths, dachte sie dann oft fast lächelnd — wenn auch die Voraltern ihrer Mutter, wie sie wohl wußte, Generationen hindurch Mansarden bewohnt hatten. Im übrigen dachte Anna nur an die Existenz irgendeines derartigen Hindernisses, wenn Rudloff's Benehmen sie selbst darauf hinwies. Sie für sich selbst begehrte kaum mehr als seinen freundlichen Gruß, wenn er bei ihrem Hause

vorüber nach Sternitz fuhr, welches er zu Gunsten des bisjetzt noch unbekannten Erben verwalten ließ. Kam er dann und sprach so freundlich mit der kleinen Marie, deren Dasein ihm für Anna als vollkommen nicht gravirend bekannt war, und schien so gern in Gemeinschaft Anna's in der Laube Kaffee zu nehmen, daß sie an nähere Beziehungen kaum dachte, wiewol die Friedrich ihr zum öftern, wenn der Hofrath fortgegangen war, geheimnißvoll zuwinkte.

Bereits vor Jahresfrist war Konstanze Müller denn wirklich die Gattin Theobald Allmer's geworden. Kurz nach der Trauung hatte das junge Paar eine große Reise nach Italien und dem südlichen Frankreich angetreten. Anna sah sie in einem mit Collis hochbepackten Wagen nach dem Bahnhof fahren.

Vor kurzem waren sie zurückgekehrt und hatten das von Adelen ererbte Landhaus bezogen. Ein kleines Kind brachten sie mit, welches in der Fremde geboren war und das auf dem Arme einer aus Frankreich mitgebrachten Wärterin in abenteuerlicher Kleidung ein Gegenstand höchsten Interesses für die kleine Marie war.

Theobald Allmer war durch die kostspielige Reise, welche er als seiner Kunst halber unternommen darstellte, nicht gerade vortheilhaft verändert. Er sah bleich und hohlwangig aus. Konstanze war stark und frauenhaft geworden. Aber auch sie hatte nicht das Aussehen innerer Zufriedenheit.

Bald wurden seiten Theobald Allmer's Concerte angekündigt. Sie wurden auch wirklich abgehalten, aber sein Spiel, seine Compositionsweise gefielen nicht. Man fand ihn manierirt, seine Gedanken ohne tieferes zum Herzen Dringen. Die alte Gutsherrin sah sich um das Glück gebracht, einen gefeierten Künstler als den Protégé ihres Mannes bezeichnen zu können. Sie und vier Töchter glänzten auf den Stühlen — aber man kritisirte arg.

Hofrath Rudloff drückte sich Anna gegenüber auf das höchste misbilligend über das junge Ehepaar aus. Konstanzens Vermögen war nicht allzu groß. Selbst der Theil desselben, den er bis zur Großjährigkeit der jungen Frau dieser gesichert hatte, war verloren und deckte kaum die bereits vorhandenen Schulden.

Von Konstanze erfuhr man, daß sie so launenhaft und verdrießlich wie nur möglich war. Sie verließ ihre Sofaecke nur, um die mit der im Fonds ihres Wagens zu vertauschen. Statt bei ihr Rath und Trost zu finden, mußte Allmer sorgfältig alles, was ihn bedrückte, vor den Augen seiner Frau verheimlichen. Irgendeine Mittheilung, eine Vertraulichkeit wäre eine Erschwerung des schon ohnehin Schweren gewesen. So trug er alles allein oder mußte es allein tragen. Das rieb ihn auf. Wie anders wäre Anna gewesen. So dachte er unwillkürlich, wenn er hinter den kleinen Fenstern des anspruchlosen Häuschens sie zuweilen erblickte.

Der einzige, der Konstanze zeitweilen einige ernste Worte sagte, war Hofrath Rudloff. Aber es half nicht viel. Höchstens rief es einen Sturm von Klagen hervor. Sich einschränken, wie konnte sie das! Dazu gehört Muth und den hatte sie nicht. Das Beibehalten des von Adele Müller hinterlassenen stattlichen Gespanns hing mit dem Besitz von Sternitz zusammen und das befaßen sie ja nicht. „Ohne Sternitz kein Wagen!" sagte Rudloff. Aber das war Konstanzens schwächste Seite. Allmer selbst, wenn er gewollt hätte, fühlte sich nicht energisch genug, auf Abschaffung des Wagens zu dringen. So ließ man alles beim alten und täglich schwand und schmolz das noch übrige Vermögen. Die einzige Hoffnung des jungen Paares beruhte auf dem einstigen Besitze von Sternitz. Langsam schwand die Zeit. Diese vier Jahre! Konstanze glaubte fest und bestimmt, daß ihr die Cousine, aus innerm Groll wegen Allmer, erst nach vierjähriger Ungewißheit den schönen Rittersitz beschieden hatte. Wie oft drang sie in den Hofrath und verlangte Auskunft. „Sie wissen alles! Warum haben wir das Gut nicht schon jetzt?" rief sie voll Zorn... Der Hofrath zuckte die Achseln und erwiderte: „Haben Sie Geduld!"

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von **W. Hornay.**

III. Allerlei Eigenthümlichkeiten der Türken.

Bei meinem längern Verweilen in der Türkei sah ich alle Tage mehr ein, wie schwer es ist, eine genaue Einsicht in das Wesen der Türken und dann ein richtiges Urtheil über Privatleben und öffentliche Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Für den ersten Anschein ist türkisch identisch mit orientalischem Glanz, Pracht und stolzer Ruhe; selbst die Lage ihrer Hauptstadt, wie sie von ihren Hügeln herab sich spiegelt in der klaren Flut des Bosporus, über welche die Paläste der

Digitized by Google

Paſchas und reichen Türken wie goldener Schmuck überhängen, ſcheint für Konſtantinopel mit Recht den Namen „Königin der Städte" zu beanſpruchen. Sie beherrſcht die marmorſtrotzenden Küſten Europas und die durch die Geſänge Homer's in alte Romantik gehüllten dunkeln Berge Aſiens. Dennoch fühlt man alsbald, daß über dieſes ſtolze Volk eine Regierung waltet, welche des innern Gehalts der Nation nicht würdig iſt.

Miniſter, der Beſtechung zugänglich — Beamte, in Chicanen gewiegt — ein Hof ohne Beſtändigkeit — laſſen in dem eigentlichen Volksleben der Türken auf Mangel an Energie ſchließen.

Doch alles dieſes liegt für die erſte Beobachtung auf der Oberfläche. Näherer Anſicht entgeht es nicht, daß große Verbrechen in der Türkei ſelten ſind, daß ein ſtolzes Selbſtbewußtſein auch der untern Klaſſen den gewöhnlichſten Türken als Menſchen dem ſtrahlenden Paſcha gleichſtellt, welchem wiederum jede Ueberhebung über ſeinen Mitmenſchen fremd iſt. Konſtantinopel mit ſeinen faſt 700000 Einwohnern hat eine Polizei von kaum 150 Mann und ſelbſt dieſe Karaſchlik ſind mehr zu Schein und Schau als für wirkliche Zwecke. Beim erſten Grauen des Abends werden die Straßen Konſtantinopels ſtill und wenn dann irgendein lautes Wort in denſelben widerhallt, ſo iſt es das Gelächter eines Griechen oder eines weinſeligen Franken. Der „Muſelman" lacht nie laut; ein ſtilles Lächeln um ſeine Lippen, ein inneres Schütteln ſeiner Bruſt und ein Lichtſtrahl in ſeinem ernſten Auge ſind die einzigen Zeichen ſeiner heitern Stimmung. Der Türke iſt der praktiſchſte Philoſoph der Welt; zufrieden mit dem Gegenwärtigen, blickt er auf daſſelbe nur wie auf ein ſchwindendes Gut, welchem zu großen Werth beizulegen oder über deſſen Verluſt in Trauer zu verzweifeln gleich thöricht wäre.

Reichthum und Ehre kommen und gehen wie die wechſelnden Tage, ohne daß das Anſehen des Türken darunter leidet. Der Bootsmann auf dem Bosporus und der Thürſteher auf den Straßen ſind gleich wählbar zum Amte des Paſchas wie der Sohn eines Efendi. Der Barbier, der am Montage den Paſcha noch bei der Naſe hielt, iſt vielleicht am Donnerstag ſchon in der Lage, ihm die Hand zu reichen. Eine Volksrevolution in der Türkei gehört zu den Unmöglichkeiten. Jeder Türke hat ſein Fleckchen Grund, wo er ſeinen Weinſtock zieht und unter dem Schatten eines Feigenbaums ſeine Pfeife raucht; die politiſchen Leidenſchaften des Volks werden hier eher durch Neuerungen erregt, als wenn alles beim alten bleibt. „Wie!" rufen ſie in ihrer Philoſophie aus — „warum etwas ändern, was gut iſt? Wenn wir zufrieden ſind, was können wir mehr verlangen?" Ein freundlicher Zug im Nationalcharakter des Türken iſt ſeine Mildherzigkeit und Erbarmung für alle Creatur. Im Hafen von Konſtantinopel wimmelt es von wilden Enten und den ſonſt ſo ſcheuen Tauchern; letztere tauchen neben dem Ruder der Kaïks unter und hinter dem Steru des Bootes wieder hervorkommend ſchauen ſie mit ihren blauen Augen unbefangen auf die Wendung des Steuerruders. Seemöven drängen ſich wie Tauben auf den Dächern Konſtantinopels und die Schildkröte ſchlägt furchtlos ihren Purzelbaum längſt den Kais des Hafens. Herrenloſe Hunde ſchauen aus den für ſie gebauten Strohhütten mürriſch auf den vorbeigehenden Fremden und üben eigene genaue Polizei unter ſich, daß kein fremder Hund in ihr Revier komme. Muthwillige Tödtung eines Hundes koſtet dem Schuldigen gegen 1000 Piaſter, welche er in eigenthümlicher Weiſe beibringen muß. Der getödtete Hund wird am Schwanze aufgehangen, ſodaß er mit der Schnauze den Boden berührt, worauf der Schuldige ſo viel Hirſe und Weizen anſchütten muß, bis der Hund über und über bedeckt iſt. Das beigebrachte Korn wird an die Armen vertheilt.

Auch anderweitig bekannt iſt des Türken Liebe für Kinder, wie die ihm durch ſeine Religion vorgeſchriebene Pflicht, hülfloſe Kinder zu adoptiren. Während meiner Anweſenheit in Konſtantinopel erkrankte der kleine Neffe des Reis-Efendi, d. i. des Miniſters des Auswärtigen, deſſen Gemahlin ich unter meine Bekannten zu zählen die Ehre hatte. Für das Kind war knappe Diät vorgeſchrieben, weshalb der Miniſter ſeinen ganzen Haushalt auf dieſelbe Diät ſetzte, damit das Kind nicht eine lockendere Speiſe ſähe, wonach es ſchmerzlich verlangen möchte, ohne daß man dieſem Verlangen genügen dürfte.

Die Adoptivkinder nennt der Türke „Kinder der Seele"; eigene Entbehrung, ſelbſt Armuth ermüdet den Türken nicht im Wohlthun, wo ſein Gefühl ebenſo gut wie ſein Wort verpfändet iſt. Die Mutter des Türken genießt des erſten Anſehens in der Familie. Der Osmanli ſagt: „Meine Frauen ſterben und ich kann ſie erſetzen; meine Kinder kann ich verlieren und andere mögen mir geboren werden; aber wer ſoll mir die Mutter wiedergeben, die dahingegangen iſt und die

Digitized by Google

ich nie wiederſehen ſoll?" Das ſind Züge eines reichen, ſchönentwickelten Menſchenherzens; ſolche Barbarei des Orients, ſo mag das civiliſirte Europa inmitten ſeiner ſtolzen Wiſſenſchaft und mannichfachen Kenntniſſe ſich dreiſt geſtehen, ſolche Barbarei des weniger hochbegabten Türken wäre der Sittlichkeit Europas zu wünſchen. Auf den Tod blickt der Osmanli mit zufriedener Ruhe. Er verbindet mit dem Tode nicht die Bilder des Grauens und Schreckens; ſeine Theuern ruhen auf freundlichen grünen Abhängen der Hügel, wo das Licht des blauen Himmels auf die Gräber niederblinkt, neben den Straßen der Städte, wo die Todten ſozuſagen ſich mit den Lebenden wiederzuſammenfinden. Der Türke denkt ſich nicht getrennt von der Generation, die dahingegangen iſt, und er iſt ſelbſt bereit, ſeine Stelle demjenigen zu überlaſſen, der ihm wieder folgen wird. Die Religioſität des Türken iſt ein ſtetiges und aufrichtiges Gefühl ſeines ganzen Weſens; fragt man einen Türken nach ſeinem Wohlſein, ſo erhält man die Antwort: „Shukiur Allah" (Gott ſei Preis, ich bin wohl!) Alles wird auf die große erſte Urſache bezogen. Unter Menſchen betrachtet ſich der Osmanli als den erſten; hat er aber ſeine Pantoffeln an der Thür der Moſchee abgelegt, ſo hat er auch allen Stolz von ſich abgethan und bringt keine Ueberhebung vor das Angeſicht des Allerhöchſten. Der ſtrahlende Sohn des Oſtens, der in ſeinem Salemlik (Herrenwohnung) auf ſeidenen Kiſſen ruht und von gehorſamen Sklaven bedient wird, läßt ſich im Gotteshauſe nicht auf einen ſammtgepolſterten Lehnſtuhl nieder, ſondern er nimmt ſeinen Platz inmitten des Volkshaufens. Der Efendi ſteht neben dem Waſſerträger, der Bei neben dem Sackträger, mit denen er dann nur ein Gleicher iſt; er höhnt nicht die göttliche Majeſtät gebeugten Kniees mit weltlichem Stolze auf der Stirn.

Es iſt wahr, der Türke haßt jeden Franken; doch iſt dieſes Gefühl mehr eine Folge des Bewußtſeins, daß ſeitens Europas, zumal Rußlands, der Türkei das Leben nicht gegönnt wird, und um ſo mehr muß man die Artigkeit anerkennen, mit welcher ſie dem Fremden und Giaur begegnen.

Die Beiſpiele ſind ſelten, in welchen ein Türke, die höchſten Klaſſen ausgenommen, zwei Frauen nimmt. Gewöhnlich heirathet er eine Frau ſeines Standes und ſollte er dann aus Laune oder Gründen ſeinen Haushalt erweitern wollen, ſo kauft er Sklavinnen aus Circaſſien und Georgien, welche dann Odaliken heißen. Jedoch bleibt die Frau, die Buyuk Hanoum, die Herrin des Harems, der die übrigen Einwohnerinnen, die Odalliken, mit der größten Ehrfurcht gehorchen. Die Türkin iſt nur der Geſtalt nach eine Frau, dem Herzen nach iſt ſie ein Kind geblieben; vollkommener Mangel an Erziehung läßt ihre Gedanken beſchränkt; man gebe ihr Shawls, Diamanten, geräumige Wohnung in Stambul und ein ſonniges Palais am Bosporus und ein türkiſches Weib iſt das wahre Bild der Glückſeligkeit; ſie quält ſich nicht mit tauſend Zweifeln und Aengſten, ja mit den künſtlich geſchaffenen Bedürfniſſen der Europäerin, deren Geiſt hierdurch ſo oft umdüſtert und niedergedrückt wird.

Wäre ich ein Mann und zum Leben des Sklaven verdammt, ſo würde ich die Sklaverei in einer türkiſchen Familie wählen. Der Osmanli kauft ſeinen Sklaven, ihn zu ſchützen und zu unterſtützen, und er ſichert ſich in demſelben faſt immer, worüber er mit ſeinem Gelde nicht gebieten kann, ein ergebenes und liebendes Herz, bereit, in des Herrn Dienſte alle ſeine eigenen Hoffnungen aufzugeben. Die ſelbſtiſchen Gegner der Türkei werden den Umſtand nicht wegleugnen, daß faſt die ganze Jugend beider Geſchlechter in Circaſſien bei ihren Aeltern darauf beſteht, nach Konſtantinopel gebracht zu werden, wo ihnen der Weg zu Ehre und Rang offen ſteht. Man ſieht die Sklaven ebenſo wohlgenährt und gekleidet wie ihre Herren; die Arme über die Bruſt gefaltet, miſchen ſie ſich, ohne einem Vorwurfe zu begegnen, in das Geſpräch der Herrſchaft; bei ihrer großen Anzahl in den beſſern Familien iſt ihre Arbeit wie das leichte Thun einer Fee; obſchon ich in vielen Harems wiederholt mehrere Tage zugebracht habe, ſah ich daher auch nirgends jene die Geſellſchaft ſo ſehr ſtörende, ſich übereilende oder zu mühſame Geſchäftigkeit der Dienerſchaft. Sollte ein Sklave ſich nicht wohl fühlen in einer türkiſchen Familie, ſo braucht er nur ſeinen Willen, anderweitig verkauft zu werden, ſeinem Herrn dreimal zu äußern, worauf nach dem Geſetz der Herr ihn anderweitig verkaufen muß, bei welcher Gelegenheit der Sklave ſeinen Käufer wählen kann. Ein Beiſpiel für viele! Die Frau eines Paſchas hatte eine Sklavin, welche, einem jungen Manne aus der Nachbarſchaft zugethan, deſſen Eigenthum werden wollte. Sie verlangte deshalb zu dem Sklavenmarkte geführt zu werden, was denn auch geſchah. Ein aſiatiſcher Kaufmann bot 20000 Piaſter für ſie, während ihr Geliebter

wegen beſchränkter Vermögensverhältniſſe nicht mehr als 12000 Piaſter bieten konnte. Als ſie dem Kaufmann übergeben werden ſollte, gab ſie ihren Entſchluß auf folgende Weiſe kund: „Ich will ihm nicht gehören! Da war ein junger Mann auf dem Markte, welcher 12000 Piaſter für mich bot, und ich bin entſchloſſen, ihm zu folgen! Sie, meine Herrin, haben nur 10000 Piaſter für mich bezahlt, folglich gewinnen Sie noch 2000!" Dieſe ihre Erklärung war entſcheidend; ſie wurde das Eigenthum ihres Geliebten und der Entſchluß der Sklavin koſtete ihrer Herrin 80 Pf. St.

(Ein vierter Artikel: Strafen der Untreue, in nächſter Nummer.)

Nach Neapel.

Ein Reiſefragment.

Vor einigen Jahren führten mich ſanguiniſche Hoffnungen nach Neapel, dieſer ſo oft und hochgeprieſenen Stadt, dem Eldorado meiner Jugendträume.

Ich durcheilte Deutſchland, die Schweiz, Italien, berührte Rom und ging von da nach dem befeſtigten Hafenplatz Civita-Vecchia, um eines herrlichen Abends am Bord eines eleganten Paſſagierdampfers der berühmten Marſeiller Linie, getragen von den Wogen des Mittelmeers, Neapel zuzuſteuern.

Der „Neptun" verließ den Hafen, von den Strahlen der untergehenden Sonne in Gold getaucht, vom Geräuſch der Schaufelräder geleitet, in luſtigen Sprüngen umtanzt von den Wogen des Mittelmeers, die der friſche Abendwind erregte. Die raſchen, hüpfenden Bewegungen des Dampfers ſchienen das Behagen auszudrücken, den ſtillen, verödeten Hafen verlaſſen und ſich von neuem auf weiter Meeresfläche ſchrankenlos tummeln zu können.

Die Nacht folgte, wie ſtets in dieſen ſüdlichen Gegenden, dem Dämmerlicht ſehr raſch und wie der Schlaf ſich auf Lebendes und Todtes legte, ſo beruhigten ſich auch die bewegten Waſſer mehr und mehr, bis endlich die See einer unbegrenzten, blauen, geglätteten Fläche glich, von dem Mond in einer Klarheit, wie ſie nur ſüdlichen Zonen eigenthümlich iſt, geiſterhaft beleuchtet, überwölbt vom ewigen Himmelsdom. Es erſchien mir faſt als Frevel, dieſe heilige Stille vom Schnauben und Toſen der Maſchine unterbrechen zu laſſen und dem Schiffskoloß zu geſtatten, den Frieden mit gewaltigem Schaufelſchlage zu ſtören und das weite Waſſergrab aufzuwühlen. Ein leuchtender Streifen bildete die gewaltſam geöffnete Straße und folgte als Schweif dem Kometen des Meers, ſeinen unſteten Lauf bezeichnend.

So verſtummten auch die angeknüpften Unterhaltungen zwiſchen den zahlreichen Paſſagieren aller Länder und Zungen. Die Klagen vom Heimweh, von der Prellerei der Wirthe, von den ſchlechten Betten verhallten, das Anpreiſen der vorzüglichſten Gaſthöfe und Sehenswürdigkeiten, die Mittheilungen der angenehmen und traurigen Reiſeerinnerungen waren zu Ende. Die meiſten Reiſegefährten, praktiſche, mehr für die Conjuncturen des Handels als für ſeltene Naturſchönheiten eingenommene Kaufleute und kaltſinnige Engländer ſuchten die Ruhe in den Betten und nur wenige vereinigten ſich mit mir, um die Stunden des Schlafs dem poetiſchen Genuß der großartigen Umgebung zu opfern, um auf dem Verdeck, von linder, ſäuſelnder Luft in Träumereien gewiegt, dem Reiz der zauberiſchen Nacht ſich hinzugeben, die verſchiedenen, bizarr geformten, in Duft gehüllten Inſelgruppen gleich Geſpenſtern ſchüchtern vorübergleiten zu ſehen und erſtaunten Blicks die Silberwogen zu betrachten, welche unter dem Druck der Schaufelräder entſtehen.

In ſolchen Momenten gibt ſich die ſchwelgende Seele, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen entrückt, eigenthümlichen Reflexionen hin, denen man ſonſt nirgends begegnet, die nur der imponirende Augenblick erzeugt und die ebenſo ſchnell wieder verrauſchen, als ſie auftauchten.

Mein reiches, bewegtes Leben hat mich neben Bitterm und Entſetzlichem manches Große, Schöne und Angenehme kennen und genießen laſſen. Vor tauſend andern berief mich das gütige Geſchick, hinter das eigentliche Weſen der Dinge Blicke werfen zu dürfen. Nichts iſt aber mehr im Stande geweſen, Geiſt und Gemüth weich zu ſtimmen, dem Irdiſchen zu entheben und mir Ahnungen einer heiligen Beſtimmung, einer beſſern, vollkommenern Zukunft zuzuflüſtern als der Anblick des großen, ernſten Meers, mochte es im erhabenen Aufruhr brüllend ſeine Waſſermähnen ſchütteln oder in heiterer, ſonniger Klarheit, in tiefem Frieden zu mir ſprechen. Wenn dann durch Finſterniß und Sturm rettende Leuchtfeuer erglänzten oder in bleicher, milder Mondnacht duftumhüllte, grotesk geformte Eilande auftauchten, ſo erſchienen ſie meiner hoffenden Seele gleich Stationen, welche die Gottheit an den Grenzen

Digitized by Google

der Länder, an den Ufern der Waſſer wie im irdiſchen Leben als einladende Ruhepunkte aufſtellte und die uns, von einer zur andern pilgernd, endlich dem ſchützenden Hafen, dem erſehnten Reiſeziele zuführen, wenn es gelingt, die Klippen zu vermeiden, welche im Meere und auf der Wanderung durchs Leben eine hämiſche Macht uns in den Weg wirft.

So gleicht das Leben einzelner der ſturmbewegten See, während dasjenige anderer einem Wieſenbache ähnelt, deſſen Ufer duftende Blumen zieren. Und wie im Leben ein kräftiger Geiſt, kühnes Wollen Unglück und Misgeſchick erfolgreich bekämpfen kann, ſo freue ich mich auch der Stürme auf brauſendem Meer, denn auch dort zeigt der Menſchengeiſt ſeine Macht, wenn er auf gebrechlichem Fahrzeug die Elemente beſiegt und des wüthenden Meeres hochanſtrebende Wellen ohnmächtig am Bug des Schiffs abgleiten und in die Tiefen verſinken ſieht, der ſie nur momentan ſich entreißen durften.

Dieſe Gedanken brachte mir als geiſtige Grüße die idylliſche Nacht, während ich mich dem Golf von Neapel näherte. Die Kenner der menſchlichen Regungen und Ideen behaupten, der Abend ſei mehr als der proſaiſche, vom auftauchenden Tagesglanz beſtrahlte Morgen geeignet, die Seele und das Gemüth der Poeſie zuzuführen und zu erhöhter geiſtiger Anſchauung hinzudrängen. Mag dies im allgemeinen richtig ſein und das myſtiſche Dunkel der Nacht manches mit poetiſchem Reiz bekleiden, was vor dem Licht der Sonne nicht beſteht, ſo machte doch der glänzende Morgen, welcher auf die ebenbeſchriebene nächtliche Waſſerreiſe folgte, eine Ausnahme. Hatte die Phantaſie auch im nächtlichen Dunkel manches mit verklärendem Auge betrachtet, ſo verlieh doch das Morgenlicht eigentlich erſt die wahre, zauberhafte Färbung. Poetiſcher konnte nichts ſein. Die Sonne entſtieg roſigem, leichtgeballtem Gewölk und ſandte ihre blitzenden Strahlenpfeile, das Leben wach rufend, über das blaue, flimmernde Meer, über die üppig gelagerten, wellenumſpülten Ufer und ihre reiche Vegetation. Als dann vom mächtigen Tagesſtrahl verdrängt die Morgennebel ſchwanden, als das Auge die blendenden Lichtreflexe bekämpft, als es ſich erlabt und erfriſcht hatte am Farbenreichthum der entzückenden Umgebungen, zeigte ſich erhaben und impoſant, überſchattet von wirbelnder Rauchſäule, der koloſſale Veſuv, ein ewiger Opferaltar Gottes. Zu ſeinen Füßen, den Herrſcher demüthig verehrend, ſtolz von ihm überblickt, zeigten ſich in ſaftiges Grün weich gebettete reizende Dörfer und Villen, deren claſſiſche Namen ganze Geſchichten aus alter und neuer Zeit in das Gedächtniß riefen. Mir erſchienen die zahlreichen, in Gruppen und einzeln, überall hinverſtreuten hellen Gebäude gleich einer vor der Gefräßigkeit des nahen Wolfs zitternden Heerde weißer Lämmer.

Mehr und mehr näherten wir uns Neapel. Belebter erſchien der Waſſerſpiegel. Deutlicher zeigte ſich die Pracht der maleriſchen Scenerieen. Dampfer, als ſchwache Rivalen des Veſuvs, lange ſchwarze Rauchſäulen dem Schornſteinen entſendend und dadurch wie dem Meere, auch der Luft ihre Spuren hinterlaſſend, eilten nach fernen Küſten. Unzählige Kähne mit rothbemützten Fiſchern durchſchnitten die blaue Flut. Die luſtige Barcarole, Bewillkommnungsgruß, freudiger Zuruf ertönte melodiſch durch die reine Morgenluft. Alles ließ die Nähe einer großen, belebten Stadt ahnen, doch ſie ſelbſt, die ſtolze, prächtige Schöne, von der Lord Byron behauptet, ſie ſei ein Theil des Paradieſes, vom Himmel gefallen, aber leider von Teufeln bewohnt, verbarg ſich noch hinter verhüllenden Bergen dem ſuchenden, begierigen Blick. Doch um würdig den Profanen vorzubereiten auf den Anblick ihrer ganzen Herrlichkeit und Wunder, ließ die Gottheit als einladenden Vorpoſten die berühmte Inſel Capri mit der Grotta azura, im Golfe, angeſichts der Stadt ſich lagern. Dieſes durch Natur und Kunſt befeſtigte reizende Eiland, einſt Wohnſitz ſchwelgeriſcher, üppiger römiſcher Kaiſer und Großen, jetzt Verbannungsort politiſch Compromittirter, trat mit ſeinen grotesken Felſen und zackigen Hügeln im roſigen Schein des klaren Morgenlichts, eine Perle im blauen Waſſer- und Luftazur, vor das entzückte Auge. Reizende Landhäuſer, grünende Weingärten, dunkle Olivenwälder, buntbewimpelte Fiſcherhütten ſchmückten die Ufer. Ueber allem thronte das Caſtell und auf der höchſten Spitze flatterte ſtolz das weiße Lilienbanner der Bourbonen. Der Morgenwind trug der wonnig ſich öffnenden Bruſt die Düfte der blühenden Orangen- und Mandelbäume entgegen. Konnte Neapel, die gerühmte Schöne, würdiger an den Pforten ihres Zauberpalaſtes den Reiſenden empfangen, der ſich in ihren Reizen berauſchen ſoll?

Deutlicher überblickte man jetzt die calabreſiſchen Höhenzüge, in Wellenform vom Fuße des Veſuvs bis an die Spitze von Caſtellamare ſich hinziehend. Links zeigten ſich die kleinen Inſeln

Digitized by Google

Procida und Ischia mit dem ausgebrannten Vulkan Epomeo. Wir rauschten an den Vorgebirgen Miſene, Poſilippo und Virgil's weinumrankter Grabſtätte vorüber. Längs der blühenden Ufer formten ſich freundliche, zahlreiche Gruppen geſchmackvoller Villen und Schlöſſer zu Straßen und bildeten die Avantgarde der großen Häuſermaſſe, auf deren Anblick ich und die übrige nun vollſtändig intereſſirte Reiſegeſellſchaft ſo ſehr geſpannt war. Ueberall, wohin der umherſchweifende Blick ſich wandte, Friſche, Leben, Schönes, Erhabenes, einladend zum idylliſchen Genuß; ein hochpoetiſches Gedicht, vom göttlichen Finger mit himmliſcher Farbenpracht und lebendigen Worten, jedem verſtändlich, auf goldenem Grund niedergeſchrieben.

Bei der Umſchiffung des Caſtell d'Uovo, des letzten, den Geſammtanblick der Stadt neidiſch verdeckenden Felſenvorſprungs erklangen uns die ernſten, erhebenden Töne der Kirchenglocken, die Gläubigen zum Frühgebet rufend. Während dieſer heiligen Begrüßung erſchien denn auch die volkreiche, glänzende Stadt, der Mutter Natur bevorzugteſte Tochter, in all ihrem Reiz, von Lichtesfluten umſtrahlt, in unmittelbarer, verführeriſcher Nähe, wie das Diadem die Stirn des Fürſten, ſo in Halbmondform die hochgelegene, das Häuſermeer ſchützend überragende Feſtung San-Elmo umſpannend. Um die Illuſion zu vervollſtändigen, ſcheinen die durchgängig runden leuchtenden Kuppeln der zahlreichen Kirchen den Perlen in der Krone zu gleichen.

Wie ſie nun ausgebreitet vor meinen trunkenen Blicken lag, begriff ich leicht, wie Reiſende ſie als die ſchönſte unter den Städten preiſen konnten. Doch habe ich ſeitdem Konſtantinopel geſehen und bin unentſchloſſen, welche von beiden Städten ich den herrlichſten Punkt der Erde nennen ſoll. Die äußern Eindrücke und die Umgebungen beider ſind in ihrer Art wol verführeriſch und prächtig zu nennen. Ich möchte faſt behaupten, jede bewahrt einen eigenthümlichen Charakter und eine kann neben der andern die Phantaſie beleben, ohne daß eine die andere verdrängt. Wenn Konſtantinopel durch die Großartigkeit ſeiner Ausdehnung, durch ſeine das Morgenland charakteriſirenden Umgebungen gewaltiger auf das Herz wirkt, Staunen erzeugt, wenn Konſtantinopel mehr die Männlichkeit, die Kraft, das Impoſante repräſentirt, ſtimmt der Anblick von Neapel ſanft und weich; man glaubt, mit einiger Phantaſie ausgeſtattet, eine ſchöne Frau auf ſchwellenden Sammtkiſſen zu erblicken. So vertritt Konſtantinopel die heroiſche Romantik, Neapel das Idyll.

Max Koch.

Anregungen.

Pariſer Herbſttage.

I.

Paris! Paris!

Zehntauſend rückkehrfreudige Griechenherzen konnten ihr „Thalatta! Thalatta!“ nicht mit größerm Jubel ausrufen als ich das Wort Paris, da ich letzten Herbſt nach jahrelanger Abweſenheit wieder einmal der Zauberſtadt zueilte.

Die franzöſiſche Provinz (obgleich ich ſie in mancher Beziehung gegen oberflächliche Abfertigung in Schutz nehme) iſt überhaupt für den, in deſſen Herzen der Pulsſchlag der Geſchichte mitklopft, ein ſo peinlicher Aufenthalt wie der Thurm, von dem aus die gefangene Jungfrau von Orleans dem Schlachtenlärm mit dem Nothſchrei folgte: „Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!“ Und nun gar zwei Jahre lang in den Bergen des Velay eingeſchloſſen geweſen zu ſein wie ich, in dieſem von Felſen wie von einer Zwingmauer umgürteten Keſſel, den noch keine Eiſenbahn durchbrochen hat, das verſteht und begreift man nicht in dem vielgeſchäftigen Deutſchland, das der Mittelpunkte ſo viele hat!

Reizend lag im Morgenduft das vulkaniſche Gebirgsland vor mir, das ich jetzt verlaſſen ſollte. Die Stadt Puy prangte noch im grünen Feſtgewand, das ſie zur Feier der „heiligen Jungfrau von Frankreich“ angelegt hatte, deren Rieſenſtatue im Sonnenglanz zum Himmel ragte. Aber alle Schönheit der Natur übte vergeblich ihren Reiz, es wurde mir endlich zu enge in dem Thale und ich athmete erſt wieder frei auf, als ich, die Bergmauer hinter mir, in dem Städtchen Brioude am Ufer des Allier ſtand, deſſen Wellen Maſſen von Floßholz nach Orleans hinabrollten. Es war wenigſtens eine Spur von lebendigem Verkehr mit der Ferne, eine Ahnung von weitgreifender Thätigkeit. Und als ich nun den ſchrillen Locomotivpfiff hörte, den erſten nach zwei unſaglich langen, ſtummen Jahren, wie ich da froh zuſammenſchauerte! Noch einen Abſchiedsblick warf ich auf die Kirche des heiligen Julian, dies ſchöne Muſter romaniſchen Bauſtils, das mich vor zwei Jahren hier an der letzten Station der Auvergner Eiſenbahn wie ein Gruß von Südfrankreich bewillkommnet hatte, und nun ging's hinunter die weite Ebene, die der Allier durchſtrömt, immer den Fluß entlang, und wie er im

Laufe ſchwoll, ſo ſchwoll das Herz, das ſeinem Ziele näher kam, von freudiger Erwartung. Das üppige Moulins, die Stadt der Ariſtokratie und des Wohlſtandes, mithin des Conſervativismus. Bourges; es iſt Sonntag und die Bürger fahren in Kähnen nach ihren Gärten vor der Stadt. Orleans — — Endlich, nach eines ganzen Tages Fahrt — Paris! Douanenquälerei — dann rollt man den Kal hinab. Die Seine iſt geſchwollen von dem winterlichen Sommerwetter und iſt der großen Stadt würdig, die in einem Lichtmeer ſchwimmt. Es iſt nahe an Mitternacht und alle Straßen ſind noch voller Lärm und Gewühl; wäre der Lumpenſammler mit ſeiner Diogeneslaterne nicht, der den Abfall des täglichen Verbrauchs durchforſcht, man möchte glauben, der Abend beginne erſt. Sonderbar, man mag jahrelang abweſend, in tiefſter Stille vergraben geweſen ſein, ſodaß man denken ſollte, dieſer Glanz und Lärm der Weltſtadt müſſe einen berauſchen; aber wenn man nur einmal den Fuß auf das Pflaſter von Paris geſetzt hat, ſo iſt es, als ob das ewig ſo wäre; man fühlt ſich ſofort wie zu Hauſe.

Das politiſche Leben pulſirt nur in Paris. Das literariſche weniger. Die Dichter, z. B. Ponſard, flüchten aus Paris in die Provinz, um frei und ruhig ſchaffen zu können; ſagte doch ſelbſt Voltaire, daß er ſo Vieles und ſo Großes ſchaffe, weil er wol von Zeit zu Zeit nach Paris gehe, aber nicht dort lebe. Aber ich meine doch, das Leben in allen ſeinen Beziehungen iſt menſchlicher in Paris als in der größten Provinzialſtadt. In letzterer herrſcht immer eine gewiſſe Einſeitigkeit, bedingt durch die vorherrſchenden Erwerbszweige, den Handel in Marſeille und Bordeaux, die Induſtrie in der rauchgeſchwärzten Millionärwerkſtätte in St.-Etienne, die Literatur in Toulouſe oder Montpellier. In Paris iſt alles vertreten und die gegenſeitige Berührung aller geſellſchaftlichen Elemente gibt dem einzelnen durch die Reibung jene Politur, die im geſelligen Leben politesse heißt. Der Fremde namentlich empfindet das ſchnell durch das Entgegenkommen, das er bei den Einwohnern findet. Ein hübſcher Zug an den Pariſern iſt das ungemeine Vertrauen, das auch dem gebildetſten Menſchen noch wohl thut, für den die Unehrlichkeit ein Unding iſt wie hölzernes Eiſen. Hab' ich's doch erlebt wie Börne, daß ich mich unbeſonnenerweiſe in einem Café ohne Geld befand und man mich ruhig gehen ließ; die Pariſer ſind Menſchenkenner; ſie wiſſen, daß Vertrauen verpflichtet und werden ſich gewiß höchſt ſelten täuſchen. Ich muß es geſtehen, nur Einmal fand ich in Paris den Anſchlag: „Um Irrung zu vermeiden, bittet man, beim Empfang zu bezahlen", den Kolloff in ſeinem „Paris" an den Deutſchen rügt; und leider! war es ein Deutſcher, der das Café hielt.

Ueberhaupt iſt das Böſe, das man Paris nachſagt, zuweilen nur Verleumdung. Da ſpricht man von der Sittenverderbniß. Sind es denn aber nur die Pariſer, ja nur die Franzoſen, durch die das Unkraut wuchert? Sind es nicht ebenſowol die reichen Fremden, die weiter nichts als Genußſucht nach dem modernen Babel führt? Auch die Tugend hat in Paris einen Werth. Sie iſt um ſo ſtärker, ja heroiſcher, als allerdings die Verſuchung groß iſt. Ich ſage, die Pariſer ſind Menſchenkenner. Sie ſind es dann freilich auch im Böſen. Der engliſche Dieb zeichnet ſich durch Geſchicklichkeit aus; in den Akademieen zu Heranbildung junger Pickpockets beſteht der Unterricht darin, daß der Schüler eine mit Schellen verſehene Puppe auszuplündern hat, ohne daß nur eine Schelle erklingen darf. Der pariſer Dieb ſtudirt Pſychologie, nicht nach Kant und Hegel, noch weniger nach Couſin, ſondern nach dem Leben, wie der franzöſiſche Eſprit überhaupt. Da ging kürzlich eine hübſche junge Dame, mit bürgerlicher Eleganz gekleidet, unter den Arcaden der Rivoliſtraße, die zu allen Stunden belebt ſind. Plötzlich läuft ein junger Mann auf ſie zu und ruft mit dem Tone der Entrüſtung: „Je vais te flanquer des châles!" (Warte, ich werde dich mit Shawls behängen!) Und dabei reißt er ihr zornig den Shawl herunter. „Willſt du deinen armen Gatten mit deinem Prunk noch verhöhnen? Geh' nur, Unglückliche! Ich will dir hier weiter jetzt keinen Skandal machen, aber ſetz' mir nie den Fuß über meine Schwelle!" Die Vorübergehenden, die Zeugen des Auftritts waren, glaubten, es handelte ſich um eine Scene der Eiferſucht zwiſchen zwei Ehegatten; ſie ließen den jungen Mann ruhig mit dem Shawl ſich entfernen, während die Dame wie angedonnert ſtand. Endlich athmet ſie auf, ſagt, ſie kenne den Menſchen ja gar nicht, ſie wäre das Opfer eines frechen Diebſtahls. Die Polizei, die herbeigeeilt war, läuft dem Diebe raſch nach, holt ihn ein und führt ihn nebſt einem Helfershelfer, der ihm hatte beiſpringen wollen, in Sicherheit. Allerdings — das hat ſchon Bettina geſagt — wie mancher Züchtling hätte mit der Hälfte des Witzes, den er zu ſeinen Verbrechen aufwand, zu einer ehrenvollen Stellung im Staate gelangen können!

(Ein zweiter Brief in nächſter Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

III. Möllhauſen und die Töchter der Wildniß.

Nach einer beſchwerlichen Wanderung durch eine lange Wüſtenſtrecke begrüßt unſere Expedition den Colorado bei Fort Yuma und ſchlägt ihr Lager auf, indeß ſie den commandirenden Offizier von ihrer Ankunft in Kenntniß ſetzt. Gegen Abend füllt ſich das kleine Lager mit Yuma-Indianern, lauter ſchönen, großen Leuten, die durch ihr ganzes Benehmen zeigten, daß ſie ſich an den Umgang mit Weißen ſehr wohl gewöhnt hatten.

Möllhauſen gibt uns eine ganz vortheilhafte Schilderung von der Schönheit der Yuma-Indianer. Die Männer ſind groß, ſtark und wohlgebaut. Ein langer ſchmaler Schurz von weißem Baumwollenzeug bildet die einzige Bekleidung der Männer; ihr Haupt-

ſchmuck beſteht in dem langen, ſtarken Haar, das, in Locken gedreht, bis auf den Rücken herabhängt. Raſſe Lehmerde dient ihnen zur Befeſtigung der Haarrollen, welche in gleicher Länge ſtumpf abgeſchnitten werden. Ein langer Bogen von Weidenholz nebſt Rohrpfeilen mit Steinſpitzen, eine kurze Keule und meiſt auch noch ein Meſſer bilden ihre Bewaffnung.

Die Frauen ſind klein und unterſetzt, aber anmuthig in ihren Bewegungen. Ihre Kleidung beſteht in einem kurzen dicken Rock von herabhängenden Baſtſtreifen, welcher die üppigen Formen in noch vortheilhafterm Lichte zu zeigen ſehr geeignet iſt. Unter dem ſchwarzen Scheitelhaar, das in der Höhe der Augenbrauen abgeſchnitten iſt, blitzen Augen klar wie Diamanten hervor. Hände und Füße ſind klein, ihre Gelenke äußerſt zierlich; eine Schönheit, an welcher auch die Männer einen Antheil haben.

Ihre Vorliebe für bunte Farben beweiſen dieſe Menſchen durch bunte Malereien auf ihren Körper; auch tätowiren ſie ſich, beſonders die Frauen, welche ſich die Mundwinkel und das Kinn mit blauen Punkten und mit Linien ſchmücken.

„Der Eindruck", fügt Möllhauſen hinzu, „den die Yuma-Indianer als eine ſchöne Menſchenraſſe machen, wird leider verwiſcht, wenn man die geſunkenen Geſchöpfe erblickt, die ſich in großer Anzahl auf dem Fort ſelbſt und in der nächſten Umgebung aufhalten und welche in ihrem Aeußern die unvertilgbaren Spuren aller nur denkbaren Laſter zur Schau tragen. Man möchte ſich dort faſt der eigenen Hautfarbe ſchämen, wenn man bedenkt, daß dieſe Entwürdigung des Menſchen allein der weißen Raſſe zur Laſt gelegt werden muß. Ich ſpreche hier nicht von der Politik, die es geſtaltet, daß der Auswurf der Menſchheit mit in die Reihen der Soldaten aufgenommen werden kann und dieſer alsdann als der erſte Lehrer der Eingeborenen auftritt, ſondern ich ſpreche von denjenigen, welche die Macht zur Beſſerung der Umſtände in Händen halten und dabei ſchweigen, ja lächeln, wenn die heiligſten Rechte der Menſchheit auf verbrecheriſche Weiſe mit Füßen getreten werden. Wenn ich in der Nähe des Fort Yuma einem betrunkenen Soldaten begegnete, dann ließ ich ſtets den Revolver in meine Hand gleiten, um eine brutale Beleidigung ſofort beſtrafen zu können; betrunkenen Indianern ging ich ſtets aus dem Wege und bedauerte tief die Erbarmungsloſigkeit von Leuten, die ſich in der Wildniß vor einer ſtrafenden Kritik ſicher wiſſen und dafür ihrem Vaterlande ſo wenig Ehre machen."

Unter den Indianern, welche an jenem Abend das Lager der Expedition beſuchten, war auch der Häuptling Pasqual mit ſeiner Familie. Er legitimirte ſich durch Empfehlungsſchreiben, die ihm von mehreren Offizieren ausgeſtellt waren, worin er als erſter „Capitano" der Yumas und als ein zuverläſſiger Indianer bezeichnet war, und benutzte dieſe Papiere zum Betteln, indem er unermüdlich die Freigebigkeit der frühern Reiſenden pries. Seine Gemahlin, die ſich am Feuer bei den Packknechten niedergelaſſen hatte, ſuchte durch einen Schwall von Verwünſchungen über die Reiſenden, beſtehend in der unabläſſigen Wiederholung einiger engliſcher und ſpaniſcher, den niedrigſten Volksklaſſen entlehnter Schimpfwörter, die fehlſchlagenden Bemühungen ihres Capitano zum Ziele zu führen.

Während die Expedition ihr Dampfſchiff den Colorado hinauflenkte und mit den zahlreichen Sandbänken zu kämpfen hatte, erſchienen noch mehrmals die Indianer dieſes Stammes am Ufer und erfreuten die Reiſenden durch ihre Harmloſigkeit und Anmuth. Mit Staunen betrachteten ſie das Dampfſchiff, liefen erſchreckt davon, wenn die Dampfpfeife ertönte, kamen aber auf das Gelächter der Bootsmannſchaft beruhigt zurück. Sehr anmuthig ſchildert uns Möllhauſen, wie ſich dieſe Menſchen geberdeten, als das Dampfſchiff gerade langſam am ſandigen Ufer hinfuhr. In großer Anzahl waren ſie am Ufer erſchienen und begleiteten das Schiff. Die Männer ſtellten ſich an vorſpringenden Stellen des Ufers auf und ließen das Dampfboot an ſich vorüberziehen, eilten aber dann in großen Sätzen zum nächſten Vorſprung, um das Schauſpiel immer wieder aufs neue zu genießen. Inzwiſchen hielten die Weiber, lauter Mädchen von 12—18 Jahren, gleichen Schritt mit dem Dampfboot und ſtreckten ihre zierlichen Arme mit ſo rührend bittendem Ausdruck zu den Reiſenden empor, daß ſich dieſe nicht enthalten konnten, ihnen Perlen und kleine Zeugſtücke zuzuwerfen. „Es war ein reizender Anblick", ſagt Möllhauſen, „dieſe ſchönen, vollen, abgerundeten Figuren zu ſehen mit ihren dicken Baſtröckchen, die bis an die Knie reichten, mit ihren dichten, ſchwarzen, langen Haaren, die um die bemalten Geſichter flatterten, und mit den dunkeln, feurigen Augen, um die ſie manche die farbigen Raſſen verachtende, hochgebildete Schöne beneidet haben würde." Oft ſtürzte, indem ſie durch den tiefen Sand behende dahinſprangen, eine zu Boden und riß mehrere mit ſich nieder; aber blitzſchnell ſtanden ſie wieder auf ihren Füßen. Jede Perlenſchnur, die ihnen zugeworfen wurde, veranlaßte, daß ſie ſich in einen dichten Knäuel zuſammenwirrten, indem ſie ſich um die willkommene Gabe ſtritten. Die Männer ſahen dieſem Treiben mit einem eigenthümlichen Lächeln zu, miſchten ſich aber nicht unter die lebendige Menge und verſchmähten, die Fremden auf ſo geräuſchvolle Weiſe um Geſchenke anzuſprechen.

Ein altes Flußbett, das in den Colorado mündete, hielt endlich dieſe anmuthige Begleitung auf. Das Dampfſchiff brauſte weiter; die braunen Schönen ſtanden bis an die Knie im Waſſer und reckten ſtehend die Arme aus. „Wir winkten den niedlichen Töchtern der Wildniß zu, uns nachzufolgen; ſie ſuchten auf dieſelbe Weiſe uns zur Umkehr zu bewegen und als wir uns dennoch immer weiter von ihnen entfernten, ſprangen ſie ſchmollend aufs Ufer zurück, griffen mit ihren kleinen, kurzfingerigen Händen in den Sand und ſchleuderten unter wildeſtem Jubel uns

ganze Ladungen deſſelben nach. Es war dies eine harmloſe indianiſche Neckerei, zu welcher ebenſo wol wir wie die auf dem Ufer verſammelten Krieger herzlich lachten."

Wir glauben das Intereſſe des Leſers hinlänglich angeregt zu haben, um Möllhauſen's ganzen und vollſtändigen Reiſebericht zu leſen. Die Ausſtattung entſpricht der beſondern Sorgfalt, die Hermann Coſtenoble in Leipzig auf die Reiſewerke ſeines Verlags verwendet.

Das erſchloſſene China.

In unſerer Jugend lernten wir: China iſt mit einer ungeheuern Mauer umgeben und birgt ſeit Jahrtauſenden die Geheimniſſe einer Cultur, von der wir keine Ahnung haben!

Es gibt kein ſolches Wunder mehr. Die Engländer und Franzoſen waren im Beſitz von Peking und haben es — gründlich geplündert.

Eine verhältnißmäßig kleine Schar Europäer, wenn man die Volkszahl und Bildung der Chineſen bedenkt, nicht viel mehr als jene kühnen und verwegenen Menſchen, die mit Cortez einſt den Boden Mexicos betraten, hat die Thore des „Reichs der Mitte" geſprengt. Sie iſt in eine Stadt eingezogen, die ſeit mehr als 220 Jahren, als die Tataren China eroberten, nie einen Feind vor oder gar innerhalb ihrer Mauern geſehen. Einzelne Reiſende aus dem Weſten, die unterwürfigen und leiſe auftretenden Mitglieder der „Ruſſiſchen Miſſion", denen die chineſiſche Regierung „aus Gnade" einen Sitz in der Hauptſtadt erlaubt, die demüthigen Geſandtſchaften aus Tibet und der Mongolei dienten bisjetzt den hochmüthigen und ſpottſüchtigen Bewohnern Pekings allein zur Augenweide und zum Beweiſe, daß außerhalb Chinas nur „abhängige Barbaren" wohnten. Jetzt iſt der „Sohn des Himmels" nach vier oder fünf Reitergefechten in eiliger Flucht nach Norden, nach Mukden geflohen, der „Todtenſtadt" ſeiner Dynaſtie.

Aus dem Norden herab ſtiegen zu Anfang des 17. Jahrhunderts die heutigen Beherrſcher Chinas, die Mandſchus. In hartnäckigen, nach aſiatiſcher Art vertilgenden Kriegen verdrängten und beſiegten ſie die eingeborene Dynaſtie der Mings. Von den Unterworfenen nahmen ſie zum Theil Sitten, Sprache und Gewohnheiten an. Die in mechaniſcher Hinſicht wunderbar eingerichtete Regierungsmaſchine bewegte ſich in ihren Händen ſo gut wie in denen der ehemaligen Herrſcher. Dieſe ſorgfältig abgeſtufte Bureaukratie, die bis in die letzten Schichten des Volks hinabreicht und freilich nicht allein ein zweitauſendjähriges Beſtehen, ſondern auch eine zweitauſendjährige Erbweisheit für ſich hat, wird immer dieſelben, wie man die Dinge betrachtet, „guten" oder „ſchlechten" Dienſte leiſten, gleichviel ob ihre höchſte Spitze der Kaiſer, ein Mongole, der ruſſiſche Zar oder ein engliſcher Proconſul iſt.

Ein abſoluter Stillſtand während ſo gewaltiger Zeiträume iſt freilich wie nirgends auf der Erde, ſo auch nicht in China anzunehmen. Aber der beweglichen Natur des Europäers gegenüber erſcheint die Bewegungsloſigkeit der chineſiſchen Raſſe allerdings gleichſam angeboren. Etwas mag der Boden, die vom Vater auf den Sohn ſich forterbende gleiche Arbeit und Beſchäftigung, vieles die Erziehung hierzu beigetragen haben. Man hat das Examenweſen der Chineſen gelobt und wol gar geäußert, daß in keinem Lande der Welt der Geiſt mehr bevorzugt würde! Es gibt keinen gröbern Irrthum von dem Weſen des „Geiſtes", des Denkens überhaupt. Die Chineſen ſind ein nachbetendes, kein ſchaffendes Volk. Der Geiſt beſteht nicht in dem Nachſprechen deſſen, was andere vor ihm gedacht, ſondern in der Neuſchöpfung von Gedanken, Verbindungen und Formen.

In dem Sinne, wie Inder und Europäer ſie verſtehen, haben die Chineſen, merkwürdig genug, nicht einmal eine Religion. Den eifrigen Buddhiſten Tibets gegenüber prahlen ſie mit ihrer Glaubensloſigkeit. Neben der ſogenannten „Staatsreligion" beſitzt jeder nach Gutdünken noch ſeine „beſondere Façon, ſelig zu werden". Was ſie ihre „Philoſophie" nennen, iſt eine Sammlung moraliſcher und erbaulicher Sprüche, die man bei den verſchiedenen Prüfungen herſagt und im Leben vielleicht mit ſarkaſtiſchen Nebenbemerkungen umherſtreut, um ſich „als gebildeter Mann" zu zeigen. Man vergleiche die Sprüche des Confucius und die Vedas der Inder! Die erſtern ſcheint ein Staatsmann außer Dienſten, rechtlichen Sinnes, mit einem Auge nach der „Pfauenfeder", chineſiſchem rothen Adlerorden zweiter Klaſſe, mit dem andern auf das „Ewige und Wahre" blickend — die andern aber „Männer von höherer Geiſteskraft als wir" geſchrieben zu haben. Die chineſiſche Geſchichte weiß von rührenden Aufopferungen ganzer Familien für den Thronerben, von der Demuth der Söhne gegen ihre Väter, von weiſen und gerechten Fürſten zu erzählen; Helden kennt ſie nicht; ſelbſt in ihren Sagen ſteht keine Geſtalt von der Ritterlichkeit des griechiſchen Achilles, von dem Schlachtenmuth und der Männlichkeit des perſiſchen Ruſtem. Daß ihre Revolutionen nur in einem Wechſel der Dynaſtieen beſtehen, dies Schickſal theilen ſie mehr oder weniger mit allen aſiatiſchen Völkern. Jede europäiſche Revolution war bisher noch immer von einer Idee bedingt und beherrſcht, die aſiatiſchen ſind gedankenlos und gehen bei der Maſſe auf eine Plünderung, bei den Hervorragenden auf den Kaiſerthron aus; bezeichnend aber für China iſt es, daß noch unlängſt, 1856, als die tatariſchen Rebellen Nanking eroberten, 30000 wohlbewaffnete Männer ſich „wie die Schafe", ſagt ein Engländer, hinſchlachten ließen; ähnliche Thatſachen kann man auf jeder Seite der chineſiſchen Jahrbücher leſen.

Dies Land und Volk konnte ſich in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Ruhe nur erhalten, ſo lange ihm, durch die ungeheuern Meere getrennt, die „Barbaren

des Weſtens" fern blieben und die nordiſchen Reiter, Tataren und Mongolen, die es wiederholt mit plündernder Fauſt durchzogen, wie Wetterſtürme vorüberſauſten oder, wenn die Fürſten und Vornehmſten der Sieger ſich anſiedelten, dem Einfluſſe ſeiner überlegenen Bildung erlagen. Weder die kleine Handelscolonie der Portugieſen in Macao, an der Südgrenze des Reichs, wo Camoëns den größern Theil ſeiner „Luſiaden" gedichtet, noch die ſpätern Jeſuitenmiſſionen, von denen der eine und der andere Sendling des Ordens bis nach Peking vordrang und der Ehre kaiſerlicher Audienzen gewürdigt ward, vermochten dauernd dieſe faſt todte und nur durch ihre Schwere noch wirkende und ſich erhaltende Maſſe in Gärung zu bringen. Widerſtandskraft gegen Europa hat China nicht aufzuweiſen, ſchon weil ihm der Enthuſiasmus der Religion fehlt. In Peking ſtehen jetzt die Barbaren. Mit ihren Kanonenbooten können ſie mühelos den Peiho noch höher hinaufſahren. Der Weg bis nach Mukden, wohin der Kaiſer geflohen, iſt weit, führt aber durch ein angebautes, reiches Land; drei Schüſſe mit den Armſtrongkanonen haben genügt, „Wolken tatariſcher Reiterei", wie Wildgänſe durch eine Flintenkugel, in alle Winde zu zerſtreuen. Oberhalb Mukden, an der Amurmündung, die ihnen die kurzſichtige chineſiſche Regierung überlaſſen, bauen und ſchaffen ſich bereits für den Ausgang dieſes Jahrhunderts die Ruſſen ein neues Sewaſtopol.

Es iſt, als ob die Tage nahten, wo alle Völker der Erde, wenn auch nicht gleich einträchtig und friedlich, wie die Dichter und edle, gläubige Herzen es wünſchen, durch eine unwiderſtehliche Bewegung gezwungen würden, an derſelben Culturarbeit theilzunehmen und auf gemeinſamem Wege das zu erreichen, was ſie bisher auf getrenntem nicht vermochten. Dies Reich der Mitte, das von allen Europäern zuerſt Marco Polo erblickte und um das ſich ſtets der Schleier des Märchenhaften und Geheimnißvollen ſpann, geöffnet liegt es da! Was die Phantaſie des kühnſten der Menſchen, Alexander's, nicht zu träumen wagte, faſt namenloſe Männer haben es vollbracht! In unſerer Zeit ſcheint der Genius in dem einzelnen erſtorben zu ſein, deſto gewaltiger regt er ſich in der Maſſe. Nicht mehr den Heroen, uns allen iſt es vorbehalten, deutlicher als je, an der Welt Entwickelung unſer Theil zu nehmen. Gleichviel, ob wir der größte oder der kleinſte Nagel ihres Rades ſind, mächtiger und herrlicher als je ragen die Ziele, denen wir entgegenſtreben; aber mächtig, und wir hoffen unbeſiegbar, iſt auch der allgemeine Drang nach der Verbrüderung des Menſchengeſchlechts.

Neue Romane und Novellen.

III.

„Verirrte Seelen" von Ernſt Willkomm (drei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) ſind eine vielfach ſpannende und in ihren Verwickelungen glücklich angelegte und durchgeführte Familiengeſchichte. Das Ganze iſt nicht ohne einen romantiſchen Hauch; einzelne Abenteuer, wie die Begebenheiten der Allerheiligennacht, die Erzählung des alten Ritters von Dub, tragen jene dunkle Färbung, die in Weber's „Freiſchütz", in den beſten Novellen Th. A. Hoffmann's vorherrſcht. Neben dieſen mehr ergreifenden Zügen fehlen auch die humoriſtiſchen nicht. Was aber das Werk vortheilhaft über die Nachgeburten der Romantik hervorhebt, iſt die treffliche Charakterſchilderung der meiſten Perſonen, der eiteln und eigenſinnigen Hildegarde, der hochfahrenden und verſteckten Baronin von Koltenſtein, der bäueriſch rohen Katherine und der ſittliche Zweck des Ganzen. Wenigſtens in Bezug auf Hildegarde iſt die Läuterung der „verirrten Seele" ebenſo fein vorbereitet wie in allmählicher Steigerung vollendet. Freilich läuft in den Abenteuern ſelbſt manches melodramatiſche Element mit unter, das unſerer Anſchauung nach zu hart an die Grenze des Gewagten ſtreift; wir erinnern an das „improviſirte Duell" zwiſchen Vater und Sohn.

Wahrnehmungen.

Vom Herausgeber.

Was iſt ſchön? Dasjenige, was in einem und demſelben Augenblick die Phantaſie überraſcht, dem Gemüth wohlthut und den Verſtand durch ſeine Richtigkeit befriedigt.

• •

Ein ſchlechter Spaß erklärt jemanden für verrückt. Wie lange dauert es, bis er den Beweis ſeines Verſtandes führt! Die vernünftigſten Reden des vermeintlichen Narren kommen uns dann immer noch unheimlich vor. Ein Beweis, wie wenig wir uns eigentlich alle in unſerm Verſtande und unſerer conventionellen Denkweiſe ſicher fühlen.

• •

Dichter und Künſtler, kümmert euch doch nicht um die Weisheit der Aeſthetik! Gleicht der Spinne! Sie klettert an den Fäden hinauf, die ſie ſich erſt aus ihrem eigenen Leibe ſpinnt. Indem ſie ſpinnt, macht ſie ſich ſelbſt ihre Leiter und die Wanderſpinne ihren Wolkenwagen.

• •

Es iſt gar nicht ſo thöricht, wie es klingt, wenn man ſagt: Der Jugend muß man auch Unterricht im richtigen Fühlen geben.

• •

Bekanntlich kann eine ganz vortreffliche Hausfrau doch eine recht liebloſe Gattin ſein. In der Ehe iſt es noch nicht genug, daß in der Sorge für die Harmonie des Ganzen die Sorge für die Perſon aufgeht. Erſt aus der Sorge für die Perſon ſoll die Harmonie des Ganzen entſtehen.

• •

Nichts macht den Geiſt kräftiger als eine unterlaſſene Rache.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Was noth thut. I. — Das junge Italien. Von Frederike Bremer. III. — Berliner Briefe. III. — Bildende Kunst. — Briefwechsel.

Was noth thut.

I.

Seitdem vor zwölf Jahren die Deutsche Bundesversammlung ihre verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen auf den Erzherzog Johann, welchen die constituirende Nationalversammlung kraft der von ihr ohne Widerspruch geltend gemachten Souverainetät zum Reichsverweser erwählt hatte, mit den Worten übertrug: „Sie sehe ihre bisherige Thätigkeit für beendet an"; seitdem sie dennoch von der österreichischen Regierung wieder ins Leben zurückgerufen wurde, um mit gesteigerten Befugnissen in rechtlicher Wirksamkeit bestehende Verfassungen aufzuheben oder aufheben zu lassen; seitdem mit demselben Recht der anfänglich von den Herrschern Europas, ungeachtet entgegenstehender Verträge, als Retter der Gesellschaft gefeierte Kaiser der Franzosen, Napoleon III., nicht blos die von ihm beschworene Verfassung vernichtete, sondern auch die das europäische Staatsrecht bildenden übrigen Verträge einer neuen Formulirung, und theilweise mit Recht, für bedürftig erklärte, — seitdem versteht es sich von selbst, daß in Deutschland, diesem für Europa, scheint es, nur „geographischen Begriff", fortwährend gewünscht und geträumt wird, wie diesem traurigen Zustande der Dinge abzuhelfen und das Vaterland gegen äußere und innere Feinde zu schützen sei.

Leider sind bisher diesen Wünschen und Träumen, weil sie einander feindlich gegenüberstanden und meistens schon an sich nicht geeignet waren, dem großen Ziele volksthümlicher Freiheit uns näher zu bringen, erhebliche Thaten nicht gefolgt. Einige jüngst erschienene Flugschriften sprechen nicht nur derartige Wünsche und Träume aus, sondern sind auch offenbar bestimmt, Träume — verderblichster Art in unserm deutschen Vaterlande zu erregen, um sie zu selbsüchtigen Parteizwecken auszubeuten.

Als einen Zweck, von dessen Erreichung unsere staatliche Unabhängigkeit bedingt ist, aufrichtig verfolgend, kann man die Flugschrift bezeichnen: „Die Lasten und Pflichten der Vaterlandsvertheidigung. Versuch einer Ausgleichung derselben von von F. T." (Bonn, Rheinische Buchhandlung [Hugo Oelbermann], 1861.) Der Verfasser beabsichtigt mit dieser Schrift dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, hätte aber nach unserer Ansicht statt nur die Lasten und Pflichten, gleichzeitig auch die Vortheile und Rechte der Vaterlandsvertheidiger erörtern sollen und wäre dann sicherer gewesen, seinen Vorschlägen bei dem deutschen Volke den gewünschten Eingang zu verschaffen. Die Anmerkung zu den betreffenden Einleitungsworten: „die Gleichberechtigung aller war bei der preußischen Heeresverfassung bis jetzt nur in der Theorie", gibt zu erkennen, daß der Verfasser dieses Hauptmangels der preußischen Kriegsverfassung sich vollkommen bewußt ist, vielleicht aber in seiner Stellung als Offizier es andern überließ, dies bedenkliche Verhältniß schärfer hervorzuheben.

Ein fast sechsundvierzigjähriger Friede, nur von dem kurzen Scheinkriege in Schleswig unterbrochen, die mächtige Reaction, die lange Herrschaft der „Kreuzzeitung" in den bestimmenden Kreisen des preußischen Heeres hat jenen Kastengeist wieder erweckt, welcher, ungeachtet der von der Staatsverfassung verlangten Gleichberechtigung aller Staatsbürger, die Offizierstellen, besonders die höhern, zum bei weitem größten Theile dem Adel, den übrigen Staatsbürgern nur einen Rest derselben zuweist, obschon die Folgen dieses Grundsatzes im Jahre 1806 die preußischen Fahnen in Trauer hüllten und den Staat unter das Joch des corsischen Eroberers brachten. Der in den Freiheitskriegen herrlich sich bewährende Grundsatz, daß nur kriegerische Einsicht und Tapferkeit, nicht Vorzüge der Geburt Befehlshaberstellen verleihen dürfen, rettete Preußen vom Untergange. Seine gegenwärtige Macht und Größe ist die Frucht eines rein demokratischen Princips.

Solange der verdienstvolle Unteroffizier des preußischen Heeres die Offiziersschärpe nicht auch in Friedenszeiten erringen kann, wird dasselbe kein Volksheer sein. Es wird eine geringere Anzahl fähiger Führer haben als das französche Heer, dessen berühmteste Marschälle aus den Reihen der Gemeinen hervorgingen. Können Männer aus dem Volke trotz ihrer während der Dienstzeit bewiesenen Befähigung im Frieden es nicht weiter bringen als bis zum Unteroffizier, so wird das preußische Heer tüchtige Unteroffiziere, dies vorzüglichste Mittel zum Siege, in genügender Anzahl nicht besitzen. Fähige Männer werden nach Erfüllung ihrer Dienstpflicht einen lohnendern Wirkungskreis suchen. Ein ganzes Volk ist dann auf die kriegerische Fähigkeit einer nur einige Tausend zählenden Adelskaste beschränkt. Unser Erbfeind ist weise genug, aus seiner 36 Millionen zählenden Bevölkerung ohne Unterschied der Herkunft die besten Führer auszuwählen. Die eigennützigen Vertheidiger der verfassungswidrigen Bevorzugung adelicher Offiziere vor den in den Reihen des Heeres stehenden übrigen Staatsbürgern sind sich des Nachtheils, welchen dies System auf die kriegerische Tüchtigkeit des Heeres hat, wohl bewußt. In Kriegszeiten gibt man diese verderbliche Bevorzugung preis. Aber — die ersten Schlachten! Sind sie nicht entscheidend?

Lange Feldzüge wird es schwerlich noch geben. Rasch erntet jetzt der Krieg, was der Frieden säete.

Der Umstand, daß eine dreimonatliche Ausbildung des Rekruten von einem Sachverständigen als hinreichend erklärt wird, ihn im Felde mit gutem Erfolge zu verwenden, beweist, daß die wirkliche Anwesenheit unter den Fahnen in dem preußischen Heere ohne Schaden für dessen Kriegstüchtigkeit noch bedeutend abgekürzt werden kann. Es ist nicht zu sagen, wie die allgemeine Militärpflicht in Preußen störend in Wohl und Wehe der Familien eingreift. Wir haben immer die Ueberzeugung gehabt und sie öfters ausgesprochen, daß eine Erlösung von diesem auf Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und jedem erdenklichen Erwerbe in Preußen liegenden Druck der allgemeinen Militärpflicht nur in einer organischern Verschmelzung des preußischen Heeres mit den Verfassungen der übrigen Heere Deutschlands liegt. Eben weil ein deutsches Einheitsheer fehlt, ist Preußen gezwungen, seine Kräfte mehr als jede andere Nation anzustrengen.

Das junge Italien.

Von Frederike Bremer.

III.

Wir besuchten den Minister Cavour — —

Wir gingen durch mehrere große, schöne, seidenmöblirte Zimmer, ehe wir in das Cabinet des Ministers kamen. Ein paar ausländische Gesandte hatten dasselbe soeben verlassen, als wir eingeführt wurden. Cavour saß an seinem Schreibtisch, das Gesicht der Thür zugewendet.

Man hatte mir gesagt, daß sein Aeußeres nichts Ausgezeichnetes verriethe und von einer jungen Engländerin war mir versichert worden, daß er etwa so aussähe, wie man sich nach Dickens' (Boz) „Pickwickpapieren" die Persönlichkeit Hrn. Pickwick's denke. Und ich gestehe, daß mir bei seinem ersten Anblick mehr ein englischer rothbackiger Country-Squire (Landedelmann), welcher reitet, jagt, gut ißt und das Leben leicht und gemächlich nimmt, als ein tiefsinniger Staatsmann vor Augen stand, der mit sicherm Blick und fester Hand das Staatsschiff durch das stürmische Meer der Politik seinem bestimmten Ziele zusteuert. Allein bald klärte sich dieses Angesicht für mich auf und je mehr ich während meiner ziemlich langen Unterredung mit Cavour unwillkürlich darauf Acht gab, desto bedeutender und angenehmer erschien es mir.

Auf meine Fragen in Bezug auf Piemont und auf seine Ansichten über dessen Zukunft antwortete er so einfach, so offen und so freundlich, daß es mir großes Vergnügen gewährte. Es scheint mir, daß er Piemont mit voller Klarheit und Sicherheit auf einem Wege vorwärts führen will, auf dem es nicht wieder umkehren kann und daß er dafür kein pecuniäres Opfer scheut. „Piemont" — äußerte er unter anderm — „hat lange einem Fahrzeug geglichen, das allzu nahe an einer Felsenwand liegt und dadurch verhindert wird, den gehörigen Wind in seine Segel zu bekommen; dieses Hinderniß muß beseitigt werden." Als eins der Mittel für diesen Zweck erwähnte Cavour das begonnene Riesenwerk: — die Durchbrechung des Mont-Cenis, welche die beflügelte Verbindung zwischen Piemont und den in Bezug auf politische Bildung und politisches Leben am meisten vorgeschrittenen Staaten Europas zu eröffnen bestimmt ist. Er schenkte mir eine Ausarbeitung über dieses Unternehmen. Als ich meine Hoffnung aussprach, daß das Fortschreiten Piemonts auf der Bahn der Freiheit auch dem übrigen Italien ersprießlich sein werde, gab er zwar seine Zustimmung zu erkennen, sprach sich aber wie ein vorsichtiger General aus und sagte nicht viel dazu.

Ich fragte ihn, was wol in Piemont die Folge sein würde, wenn die Kammern dem Verfahren des Ministeriums ihre Zustimmung verweigern sollten. „Dann", antwortete er, „muß das Ministerium abtreten! Aber", setzte er wie in halber Zerstreuung hinzu, während er auf seinem Arbeitstisch ein Briefcouvert zusammenfaltete, „sollte auch das Ministerium aus einem oder dem andern Grunde genöthigt sein, zu resigniren, so bin ich doch überzeugt, daß das gegenwärtige System unverändert bleiben und das neue Ministerium nicht wird vermeiden können, dasselbe zu vollenden." Die Weise und der Ton, wie diese Worte ausgesprochen wurden, machten den Eindruck auf mich, als ob Cavour mit ihnen seine innersten Gedanken ausspräche. Das Princip, für welches er wirkt, war ihm das wichtigste, nicht aber seine eigene persönliche Stellung.

Als ich ihm sagte, daß ich noch keinen Staatsmann gesehen hätte, der die Bürde des politischen Lebens so leicht wie er zu tragen schien, lächelte er und erwiderte: „O, das sieht blos so aus; aber im Hintergrund, in der Tiefe liegen manche Sorgen und — — — es ist nicht leicht, das heilige Feuer (le feu sacré) zu bewahren." Und dennoch trügt hier das Aeußere nicht. Cavour soll, nach dem, was ich von mehr als einem seiner Freunde gehört habe, sein in dieser Zeit so wichtiges und schweres Amt als Conseilpräsident in Piemont und als hauptsächlicher Lenker der Geschicke dieses Staats verhältnißmäßig leicht tragen. Das kommt daher, daß er eine wirklich staatsmännische Natur ist.

Von Personen, welche Hrn. von Cavour näher kennen, habe ich gehört, daß ihn seine an Leib und Seele glückliche Organisation gleichwol nicht von einer fast alljährlich wiederkehrenden Brustentzündung befreit, die ihn gewöhnlich nach dem Schluß der Kammersaison befällt. Man muß ihm dann wiederholt zur Ader lassen und seine Freunde sind oft in großer Besorgniß um ihn. Aber seine athletische Natur besiegt diese zufällige Krankheit bald und seine natürliche Gutmüthigkeit bewahrt ihn vor Bitterkeit gegen seine politischen Gegner.

In neuester Zeit haben einzelne Persönlichkeiten

zu Cavour gesagt: „Sollten Sie nun nicht stehen bleiben oder etwas langsamer vorwärts gehen?“ Cavour hat darauf geantwortet: „Ich habe einen Wagen mit vier Pferden bergabwärts zu fahren. Habe ich mein Ziel erreicht und der Weg fängt an bergaufwärts zu gehen, dann — — werde ich langsam fahren!“

Berliner Briefe.

III.

— — Mehr, als die seit Jahr und Tag bei uns nicht mehr auffallenden Rüstungen, haben die kriegerischen Worte unsers neuen Monarchen Handel und Gewerbe in Schrecken versetzt. Der Zustand eines durchgreifenden Sicherheitsgefühls, wodurch dem Handel und der Speculation wieder neues Leben eingehaucht werden dürfte, stellt sich, den ewigen Schwankungen gegenüber, als dringendes Bedürfniß heraus. Auch beklagt die mercantilische Welt immer lauter, einen Handelsminister „ohne Ende“ zu besitzen. Man hätte längst gewünscht, ihn mit Herrn Simons in die rheinische Heimat zurückkehren zu sehen.

Die meiste Thätigkeit herrscht noch in den Maschinenfabriken. Die Wöhler'sche ist mit der Bohrung gezogener Kanonen beschäftigt, während die von Pflug mit der Ausführung von 2000 Eisenbahnwagen für russische Rechnung beauftragt ist. Borsig will eine Gußstahlfabrik nach Krupp'schem System anlegen. Für die neue Rheinbahn gingen in diesen Tagen zwei Locomotiven, Nr. 1188 und 1189, aus seiner Werkstätte.

Bei der Landestrauer erscheinen unsere Damen auch in metallischen Schmucksachen. Doch machen auch hier die zierlichen Jet-Arbeiten dem Eisen Concurrenz. Es sind dies jene schwarzen Schmucksachen, die unter dem Namen Steinkohlenarbeiten oder Lava existiren; sie werden aus der eigenthümlichen Steinformation geschnitten, die als schmales Mittellager zwischen den Schiefer- und Kohlenschichten von Yorkshire sich befindet. Die wunderbare Leichtigkeit dieser Masse und die schöne Politur, welche sie annimmt, lassen sie für diesen Zweck besonders geeignet erscheinen. Doch halten sich diese Schmucksachen hoch im Preise und dürfen nicht mit den vielen Glasimitationen verwechselt werden. Das würden die vornehmen Damen übel nehmen.

Da wir von Industrie sprechen, noch eine ganz eigenthümliche, neue Speculation. Es sind dies die Riesel'schen Eiswiesen, die sich eines durchaus eleganten Publikums erfreuen. Schon im vorigen Winter hatten dieselben sich große Anerkennung erworben. Es hatten 312 Herren, 430 Kinder und — 430 Damen den Eislauf daselbst in durchaus gefahrloser Weise erlernt. Die eine Wiese ist in der Lindenstraße, die andere im Admiralsgarten in der Friedrichsstraße. Vermittelst der Wasserleitung ist das Terrain unter Wasser gesetzt und mit der Eisbahn auf dem Kanal verbunden. Den Damenunterricht leitet eine Lehrerin an geschützter Stelle mit zweckentsprechenden Vorrichtungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Schlittschuhlaufen nicht nur eine wohlthuende Bewegung, sondern für die Entwickelung des körperlichen Gleichgewichts und der daraus entspringenden Grazie ein bedeutsames Hülfsmittel ist. Für die Begleiter und Begleiterinnen der jugendlichen Eistänzer sind geschlossene Glashallen und Buffets errichtet. Möge diese neue Erfahrung über die amazonenhafte berliner Damenbildung dem in Deutschland verbreiteten Angstruf: „Nur keine Berlinerin!“ keinen neuen Vorschub leisten!

Innerhalb der reinen Kunstsphäre werden die Erinnerungen an die romantische Tendenz des verstorbenen Königs immer nur wohlthuende sein. So war z. B. der Domchor eine mit besonderer Liebe gepflegte Institution. Es kann nicht genug anerkannt werden, wie uns durch den Domchor der ganze reiche Schatz altitalienischer Kirchenmusik zugänglich gemacht wird. So hörten wir das „Magnificat“ von Gabrieli, das neben dem Harmonieen- und Melodieenreichthum so viel contrapunktische Schönheiten enthält. Man kann an diesem einfach erhabenen Tonstück „die Kunst des reinen Satzes“ nicht genug bewundern. Diesem folgte das „Adoramus“ von Perti und „Regina coeli“ von Caldera. Die zweichörige Motette von J. M. Bach und der ergreifende Choral von J. S. Bach: „Wenn ich einmal soll scheiden“, reihten sich den alten Italienern würdig an, während seitlich der Mendelssohn'sche Psalm: „Warum toben die Heiden“, die Kluft zwischen Genie und Talent für alle Hörer offen zu Tage brachte.

Die Enthüllungsliteratur erreicht immer mehr eine schwindelnde Höhe. Schlechtgemacht zu werden in Zeitungen, Broschüren, Gerichtssitzungen gerirt bei uns schon niemand mehr besonders an die Ehre. Man hat seinen Sperrsitz im Theater, sein Cabinet particulier im Austernkeller, fährt Corso und ist was man ist, wenn man auch zehnmal in dieser oder jener Art „heruntergerissen“ wird. Es soll von Dr. Eichhoff eine Schrift erscheinen, die unter dem Titel „Theater-Silhouetten“ alles zu enthüllen verspricht, „was man sich hinter den Coulissen erzählt“.

Bildende Kunst.

*** **München.** Wenn gegenwärtig bei uns ein Künstler durch sein Werk die allgemeine Aufmerksamkeit, ja Bewunderung von Künstlern und Kunstfreunden gewinnt, so darf man wol auf eine nicht unbedeutende Erscheinung schließen; denn vieles von Bedeutung steht ihm hier zur Vergleichung im Wege. Doch ist dies dem Künstler mit einem Werke geglückt, von welchem ich Ihnen berichten will.

Joseph Knabel ist 1820 in Fließ bei Landeck in Tirol geboren und erhielt seinen ersten Unterricht bei dem Bildschnitzer Renn in Imst. Im Jahre 1836 kam er nach München, wo er eine Zeit lang in der Werkstatt des rühmlich bekannten Bildhauers Entres arbeitete, dann aber selbständig sich weiter bildete und zwar ausschließlich als Bildschnitzer. Er hat sich ganz der Darstellung kirchlich-religiöser Gegenstände gewidmet und obschon in der Richtung des Veteranen der christlichen Kunst, Konrad Eberhard, seine Ziele suchend, doch sehr bald bemüht, zu dem Ernst der Auffassung und der Naivetät der Darstellung die Vollendung künstlerischer Formen, zu der Schönheit und Wahrheit der Empfindung die Schönheit und Wahrheit der sinnlichen Erscheinung zu fügen. So ist es ihm in der Stille seiner Werkstatt gelungen, durch eine Anzahl von Werken unter steter Vervollkommnung eine Höhe zu erreichen, auf welcher er neidlos von den Kunstgenossen, bewundernd von der Bevölkerung zu jenen Männern gezählt

Digitized by Google

wird, die den Ruhm von München als deutſcher Kunſtſtadt ausmachen. Ich will ſogleich hinzufügen, daß Knabel ſeine Bildſchnitzwerke, auch wenn ſie Statuen ſind und das Maß ſelbſt der Lebensgröße erreichen aber auch überſchreiten, ohne Modell ausführt. Er entwirft eine kleine Zeichnung und behaut danach friſch den Holzblock. Es iſt mir kein Beiſpiel bekannt, daß er ſich „verhauen" hat. Ich nenne Ihnen nur einige der von ihm bisjetzt ausgeführten Werke. Eine heilige Anna mit der jungen Maria für den Dom zu Eichſtädt war auf der Allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung 1858 in München. Nach Würtemberg kam eine Geburt Chriſti (in koloſſalen Figuren) und eine ſtehende Madonna mit dem Kinde, ein Werk voll innigſter Empfindung und zarter Schönheit. Im Dom zu Augsburg ſind die Figuren des neuen Hochaltars ſein Werk. In einer Dorfkirche bei Bamberg ſteht ein heiliger Martinus von ihm, in einer kleinen bairiſchen Stadt eine Gruppe von dreizehn koloſſalen Geſtalten, das Schlüſſelamt Petri vorſtellend; in der Franciscanerkirche zu Paſſau eine Krönung Maria's von außerordentlicher Schönheit.

Derſelbe Gegenſtand war die Aufgabe für das Hochaltarwerk der hieſigen neu hergeſtellten Frauenkirche. Das Bildſchnitzwerk von Knabel bildet den innern mittlern Theil des Gottesſchreins, iſt 12 Fuß breit und 14 Fuß hoch, wird aber einen Sockel von 3 Fuß Höhe und einen gothiſchen Ueberbau von 36 Fuß Höhe mit vielen Pfeilern, Niſchen und Thürmchen erhalten. Es wird durch zwei Flügelthüren geſchloſſen werden, deren Innenſeiten von Holzreliefs, gleichfalls von Knabel's Hand, bedeckt ſind, auf deren Außenſeite Moritz von Schwind die Anbetung der Könige in überlebensgroßen Geſtalten gemalt hat. Auch dieſes Gemälde wird durch Flügelthüren zu ſchließen ſein, auf deren Innenſeiten Schwind Scenen aus dem Leben Maria's gemalt hat, deren Außenſeite ſodann ein ſogenanntes Faſtenbild erhalten ſoll.

Knabel's großes Bildſchnitzwerk iſt eine Darſtellung der Krönung Maria's, des mit Vorliebe gebrauchten kirchlichen Sinnbildes der Unſterblichkeit. Das Bild hat zwei Hauptabtheilungen, eine obere und eine untere. In der obern thront die Dreifaltigkeit auf einem Sitz, deſſen architektoniſche Anordnung bis auf den Boden des Bildes reicht und in Verbindung ſteht mit einem Poſtament, auf welchem Maria über die Mondſichel ihre Füße geſtellt. Vater und Sohn, zwiſchen denen die Taube ſchwebt, neigen ſich nieder zu ihr und ſind im Begriff, ihr die Krone aufs Haupt zu ſetzen. Würde und Güte ſprechen aus den Krönenden, Demuth und Dank aus der Gekrönten; Schönheit iſt ihr gemeinſames Gut. Ganz beſonders iſt es dem Künſtler gelungen, dieſen Kunſtzauber über die Engel auszugießen, die, je drei an jeder Seite, ſchwebend die Jungfrau bei ihrer Aufnahme in den Himmel begleiten. Der eine von ihnen trägt auf einem Kiſſen das Scepter für die Himmelskönigin, der andere die Lilie. Die übrigen Engel halten Bandrollen, auf welche Sprüche kommen werden. Im Rahmen dieſes Bildes ſtehen in Niſchen die Heiligen Benno und Corbinian und über ihnen in den Baldachinen kleine Engelgeſtalten. Alles Architektoniſche iſt in dem gothiſchen Stil des 15. Jahrhunderts ausgeführt, der freilich mit ſeinen üppigen Ranken und Schnörkeln, mit ſeinen Verſetzungen und Durchwachſungen den Verfall dieſer Bauweiſe einleitete, wenn nicht ſchon bezeichnete. In der Compoſition Knabel's verbindet ſich die Beachtung ſtrenger Geſetze der Symmetrie harmoniſch mit freier Anordnung der Einzelheiten, ſodaß nichts ſteif und ungezwungen erſcheint. Alle Bewegungen ſind natürlich, ausdrucksvoll und ſchön und doch innerhalb der Grenzen gehalten, welche einer in einen flachen Schrein eingeſchloſſenen Bildnerei geſteckt ſind. Formen und Verhältniſſe ſind tadellos. Was den Stil betrifft, ſo erkennt man daran am deutlichſten des Künſtlers entſchiedenen Beruf. Er gehört ihm eigenthümlich, ohne ſich von dem Geiſte der neuen deutſchen Kunſt zu entfernen; er iſt ideal, läßt aber den Geſtalten Lebensfähigkeit, den Formen die Möglichkeit der Exiſtenz. Die Körpertheile, Geſicht, Hände, Füße ſind von großer Schönheit und Zartheit, ohne die bei Holzſchnitzwerken üblichen grellen Gegenſätze; in den Falten der mit vielem Geſchmack angeordneten Gewänder nähert ſich Knabel mehr dem alten Stil, der ſcharfe Brüche vorſchreibt, ohne indeß die vielen Vertiefungen und das Gekniter derſelben nachzumachen. Man erkennt ſogleich die Abſicht, die ihn neben ſeinem Gefühl für Reinheit der Form geleitet.

Die Commiſſion, welche über die Beſchaffung des Werks zu entſcheiden hatte, iſt (nach Stimmenmehrheit) für Bemalung und Vergoldung dieſes Werks. Ich glaube der Wahrheit nicht zu fehlen, wenn ich ſage, daß die allgemeine Meinung dagegen iſt. Ich habe noch niemand geſprochen, der nicht ſein Bedauern ausgeſprochen darüber, daß dieſe reinen und edeln Formen mit Pracht der Farben und Glanz des Goldes ſollen überdeckt werden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Farbe und Gold das Werk, das jetzt noch unter der einfachen Einwirkung des Lichts eine ganz ideale Wirkung macht, in materielle Kreiſe herabdrücken, in denen es neben Krippen, Puppen und Wachsfiguren zu ſtehen kommen könnte. Vergeblich hat der Künſtler Einwendungen erhoben und namentlich dargethan, daß in der bunten Kirche gerade ein Gegenſatz einfacher Kunſt von glücklicher Wirkung ſein würde. Nun bleibt ihm, ſcheint es, kein anderer Weg, als die Vorſchrift möglichſt unſchädlich zu machen. Er wird, wie ich höre, nur die Fleiſchtheile färben, die Carnation aber möglichſt licht halten, ſodaß ihm die zarten Formenabſtufungen möglichſt ſichtbar bleiben, die Gewänder aber nur matt vergolden. Eine photographiſche Abbildung hat Albert beſorgt.

Briefwechſel.

— Herrn *** in Prag. Eine unparteiiſche und ſtreng gerechte Würdigung Ihrer Czechen-Anſprüche wäre uns durchaus genehm.

— Herrn R. H. in Königsberg. Bereits ſeit Monaten iſt die Einſendung (durch Buchhandel) an Sie zurückgegangen! Wir wollen nachforſchen laſſen.

— Heern von K in Wien. Gedichte ſind uns immer willkommen, falls ſie der Definition vom Schönen entſprechen, die wir heute in unſern „Wahrnehmungen" gaben. Die Ihrigen erfüllen jene Bedingungen nur theilweiſe. Um nur allein die Correctheit zu nehmen, nie würden wir ein Gedicht drucken, in dem ſich „Walde" und „kalte", „viele" und „Pfuhle" reimen.

— Herrn *** in Lüneburg. Das Verſprechene ſoll willkommen ſein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 6.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Rosa Horn. VIII. IX. X. — Türkische Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von W. Hornay. IV. Strafen der Untreue. — Jakobäa von Holland. Von Karl Frenzel. — Pariser Herbsttage. II. — Johanna Kinkel. — Neue Romane und Novellen. IV. — Neue Gedichte II. — Die Garibaldi-Hymne. — **Neues aus der Welt.**

Verlieren und Finden.

Erzählung von **Rosa Horn.**

VIII.

Indessen rieb sich Theobald Allmer in Sorgen aller Art fast auf. Sein Künstlerselbstgefühl wurde allseitig und gewiß oft mit Unrecht auf das empfindlichste verletzt. Schon um seinen vielen Widersachern zu imponiren, wurde die verhängnißvolle Erbschaft Adelens, die elegante Villa, auf das glänzendste aufrecht erhalten. Wie sorglos war dagegen die Zeit gewesen, wo er im vierten, auch noch manchmal, wo er im dritten Stock neben Madame Müller wohnte!

So verging mehr als ein Jahr. Theobald Allmer's äußere Erscheinung bot immer mehr das Gepräge seines unruhigen, allseitig gequälten Lebens. Fragte Anna nach ihm beim Hofrath Rudloff, so lauteten die Antworten immer unwilliger, ja oft bitter. Theobald Allmer war den auf ihn eindringenden Stürmen, schwach und charakterlos wie er war, nicht gewachsen.

Der Frühling des vierten Jahres nach Adelens Tode warf seine Blütenpracht mit vollen Händen auf die Erde. Im Gärtchen vor dem Hause Anna's langten Mariens kleine Hände bereits nach den ersten duftend erblühten Fliedertrauben. Schneeglocken und Veilchen waren schon verblüht und machten Tulpen und Hyacinthen Platz.

Es war ein schöner, heller, warmer Nachmittag. Marie war mit Fräulein Friedrich und Bello nach dem nahen Park gegangen. Anna war allein — Sie hatte eben eine Arbeit vollendet und betrachtete wohlgefällig die zarten Maiblumen, die in geschmackvoller Vertheilung den eben fertig gewordenen Hut schmückten; sie arbeitete noch immer für Madame Boiteau oder vielmehr für deren Pensionat.

So stand sie sinnend und blickte hinweg über den Hut nach dem freundlichen Sonnenschein draußen. In sich zu versinken, zu träumen, geistig zu ruhen ist dem Menschen zuweilen unabweisliches Bedürfniß. Sie überhörte, daß jemand die Gartenthür öffnete und nach dem Hause zu ging. Erst als sie Schritte draußen hörte, wandte sie sich nach der Thür, unter der fast gleichzeitig die Gestalt Theobald Allmer's sichtbar wurde.

In der That schien der leise Ausruf der Ueberraschung, ja des Schreckens, den Anna sich nicht enthalten konnte auszustoßen, vollkommen gerechtfertigt. Theobald war in einer Stimmung, die alle Rücksichten der Convenienz aus den Augen setzt; sein fahles entstelltes Antlitz war wirklich mitleiderweckend.

„Anna", ſagte er, ohne weitere Einleitung auf das erſchrockene Mädchen zutretend, „Anna, um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie mich!"

„Wie gern, wenn ich kann", antwortete Anna, die ſich ſchnell zu faſſen ſuchte, denn alsbald fühlte ſie ſich von Mitleid ergriffen. Wie bleich war ſeine Stirn und wie verwildert hing das ſchöne, weiche, blonde Haar um die eingefallenen Schläfe!

„Anna —" der junge Mann nannte dieſen Namen mit dem Ausdruck tiefſten Leidens. Die Stimme erſchütterte das Mädchen. Er ſelbſt konnte den Anblick ihres ſtillen, friedlichen Antlitzes nicht ertragen und bedeckte die Augen mit der Hand —

Anna ſchwieg ängſtlich und zaghaft.

„Es muß ja doch geredet ſein!" ſagte er nach einer Pauſe mit erzwungener Ruhe; „es iſt mein letzter Gang, der zu Ihnen — Wie Sie mich ſehen, Anna, bin ich verloren... Anna", fuhr er in plötzlich ausbrechendem Kleinmuth faſt feig fort, „Anna, retten Sie mich, wenn Sie können!"

„Aber wie?" fragte Anna zitternd. Sie war die echte Tochter einer Mutter, die keine Thräne ungetrocknet laſſen konnte.

Schon dies Wort, der Ton, mit dem es geſprochen wurde, hob ihn. In der noch ſo leiſe geäußerten Energie eines Charakters liegt der faſt inſtinctmäßige Anhalt für die keimende Hoffnung der niederſinkenden Schwachheit. „Sie kennen mein Unglück, Anna", fuhr er gefaßter fort. „Seit Jahren, ſeit der Zeit, wo Konſtanze meine Frau wurde, lebe ich ein elendes, erbärmliches Leben! Was iſt Armuth, Anna, was allein getragene Entbehrung gegen einen ſcheinbaren Ueberfluß, an den niemand glaubt, über den jedermann die Achſeln zuckt! Zu all dem Elend kommt Konſtanzens ewige Verſtimmung — ſie iſt kein Herz, zu dem man flüchten, bei dem man Troſt finden kann. Jetzt bin ruinirt und war es ſchon längſt. Dabei dieſer tödliche Luxus, dieſe Spinnenaugen der Dienſtboten, dieſe Unmöglichkeit, ſich ſelbſt anzugehören in ſeiner innerſten Häuslichkeit — o, es iſt fürchterlich!"

Anna ſtand ihm ruhig und gefaßt gegenüber — ein Fels im Meere —

„So verſiegten nach und nach alle Quellen! Die ewige Nothwendigkeit, Geld zu ſchaffen, untergrub allen Credit bei rechtlichen Leuten. So fiel ich in die Hände der Wucherer. Jetzt ſehe ich mich bedrängt, umringt von allen Seiten, gehetzt und zu Grunde gerichtet, wenn ich in kürzeſter Zeit nicht zahlen kann! Und ich muß zahlen", fuhr er in plötzlich ausbrechender Leidenſchaft fort, „oder der morgende Tag findet mich todt! Nicht mein Leben, meine Ehre iſt gefährdet! Ich ſtehe da als ein Betrüger, dem weltlichen Geſetz verfallen, das ertrag' ich nicht! Dazu Konſtanze, die ſtündlich ihrer Niederkunft entgegenſieht —"

„Großer Gott!" ſagte Anna erſchüttert. „Kann ich helfen, ſo muß ich's ja — das iſt Pflicht, eine nicht hintanzuſetzende Pflicht! Um welche Summe handelt es ſich?"

Es handelte ſich um eine Summe, die faſt die Höhe ihres kleinen Vermögens erreichte —

Der Unglückliche — ein Blick der Freude faſt, als er das Geld in ſeinen Händen hielt, und es war doch ihr alles — die Baſis eines ruhigen, ſtillen Glücks —!

Als er ihr eine Verſchreibung darüber geben wollte, ſagte ſie in ihrer gänzlichen Unkenntniß der Lebensverhältniſſe: „Nein, nein! Das war keineswegs der Ton des Vertrauens!" — Auch den Dankesworten wehrte ſie. So ging er.

Kaum hatte ſie Zeit, das leergewordene Fach ihres Secretärs zuzuſtoßen — Marie und Fräulein Friedrich kehrten heim. Erſtere hatte ſo viel zu erzählen und letztere ſo viel in dem Erzählten zu ergänzen — Anna ſehnte ſich, allein zu ſein —

Endlich war ſie's — Wie unruhvoll, wie hinausgeſtoßen ins Leben fühlte ſie ſich von neuem. Dazu die innern Conflicte, die Frage um Recht oder Unrecht. Hatte ſie nicht auch Pflichten? Drinnen lag die kleine älternloſe, ihr ganz überlaſſene Marie und an ihrem Bettchen ſummte das alte Fräulein Wiegenlieder. Hatte ſie nicht die Pflicht, für beide zu ſorgen? Und war es ſo leicht, dies mit der Hände Arbeit allein zu thun? Als Kind des Volks kannte ſie die ganze ſchwere Bedeutung dieſes Begriffs. Die vielen Nachtſtunden, die geopfert werden mußten, die bei der Lampe trüb werdenden Augen — und vor allem und in allem konnte ſie beim beſten Willen dieſen ihren beiden theuern Pflegbefohlenen das nicht mehr gewähren, was ihnen nun zu jahrelanger ſüßer Gewohnheit geworden war. Was wird der Hofrath Rudloff ſagen? Hofrath Rudloff, der noch vor kurzem eigenhändig mit ihrer kleinen Schere die Coupons von ihrem in Werthpapieren beſtehenden Schatz abgeſchnitten hatte und zwar mit einer ſo lächelnden Gutmüthigkeit, wie man nur etwas recht Liebes thut! Und Madame Boiteau —!

„Es fehlt Ihnen doch nichts, Anna?" fragte

Fräulein Friedrich, leiſe die Thür hinter ſich ſchließend. Die Kleine war eben eingeſchlummert —

Andern Tags verkündete ein weißer Zettel an der Gartenthür, daß das Haus anderweit zu vermiethen ſei. Fräulein Friedrich erſtaunte wol, aber fragte nicht viel. Der Gedanke hatte für ſie wol Ueberraſchung, aber gar keine Schrecken. Zu ihrem Strickſtrumpf zurückkehrend, hatte ſie ſchon aufgehört, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Nur Anna's ganzes verändertes Weſen beunruhigte ſie.

Es war Anna Müller eine moraliſche Beruhigung, als ſie erfuhr, Konſtanze hätte in der Nacht einen Sohn geboren.

Mit rechter Wehmuth wandelte ſie indeſſen unluſtig zur Arbeit durch die kleinen Gänge des Gärtchens und erſchrak faſt, als der Wagen des Hofraths vor der Thür hielt. Was wird er zu dem weißen Zettel ſagen? dachte ſie mit Herzklopfen.

In der That war dies die erſte Frage und Anna's zitternde Antwort: „Ja, ich muß, ich habe — mein Vermögen verloren —"

Es trat eine kleine Pauſe ein. Nach derſelben ſagte der Hofrath faſt gleichgültig: „Seit wann haben Sie denn ſo gewagt ſpeculirt?"

Verwirrt über die Vorausſetzung dieſes unbegreiflichen Leichtſinns ſchlug Anna die Augen nieder. Sie hatte eine herbe Strafpredigt, ein ſcharfes Examen erwartet. Jetzt ſah ſie auf und fand ein Paar Augen ſo innig und zärtlich auf ſich gerichtet, daß ſie noch verwirrter wurde.

Im Augenblick darauf empfahl ſich der Hofrath und ſagte unter der Thür in gänzlich verändertem, faſt mürriſchem Ton:

„Ich fahre nach Sternitz — dies Sternitz iſt eine rechte Laſt für mich!"

Ein kühler, freundlicher Gruß an Anna und fort fuhr er in den Sonnenſchein hinaus, nach Sternitz zu.

Dürfen wir wol verrathen, was Hofrath Rudloff dachte, als er ſo unter der breiten Allee grünender Kaſtanienbäume dahinfuhr?

„Könnt' ich dich doch an mein Herz nehmen!" ſagte er faſt laut. „Könnte ich ſagen: «Alles, was dich drückt, wirf von dir und laß nichts, gar nichts in deiner Seele leben als den Glauben an meine innige Liebe!»" Warum aber iſt nur mir, gerade mir, dachte er weiter, die Erreichung deſſen, was, ich fühle es, mich ſo innig beglücken würde, ſo grauſam erſchwert —?

So denkend verſank er in ſich und heftete ſein Auge auf den Thurm von Sternitz, der immer näher rückte.

Ueber den Vermögensverluſt Anna's beſchlich ihn ſofort eine das Rechte treffende Ahnung — —

IX.

Anna Müller hatte nach einiger Zeit wirklich den Muth, ein paar kleine beſcheidene Dachſtübchen mit ihren Pflegbefohlenen zu beziehen. Fräulein Friedrich hatte den Schmerz, zu ſehen, daß Anna noch Geheimniſſe vor ihr hatte. Sie erfuhr nichts von dem plötzlichen Verluſt des Geldes.

Die nächſte Umgebung beſtand allerdings in Dächern und Schornſteinen, aber einen kleinen poetiſchen Aufblick gab es auch hier, eine unterſtrichene Zeile in der rings herrſchenden Monotonie — drüben über die enge Straße hinweg rankte ſich um eins der Dachfenſter eine herrliche, tiefblaue Winde, die ganz unermüdlich ihre täglich verwelkenden Blüten mit immer neu ſich erſchließenden erſetzte. Auch gab es eine kleine Lücke, über welche hinaus man wie einen Gruß aus ſonniger Ferne ein kleines Stück Land mit Berg und Dorf erſpähen konnte.

Wie oft ſich indeſſen die kleine Marie an einen vorſpringenden Balken draußen im Gange, deſſen Exiſtenz ſie immer wieder vergaß, vor den Kopf ſtieß — wie oft ſie nach dem Garten und dem Grasplätzchen fragte — Fräulein Friedrich hatte nur immer Umſchläge von Waſſer zu machen und Anna ſchalt oft ſo ernſtlich darüber nur deshalb, weil ihr das alles innerlich ſo gar weh that, und Kindeshände greifen oft ſo unbewußt ſchonungslos in die Wunden unſerer Bruſt.

Das riecht ganz abſcheulich nach Staub, Kalk, Dachziegeln und Sparrenwerk! dachte Hofrath Rudloff, während er die letzten Stufen der vierten Treppe erſtieg.

Anna kam ihm innerlich freudig entgegen. Sie bedurfte jetzt ſo tief erhebender Anregung und war glücklich, daß ihr dieſe nicht entzogen wurde.

Die kleine Marie hatte wie gewöhnlich ein naſſes Tuch um den Kopf und ein paar Thränen in den Augen. Anna hatte mit ihr geſcholten und Fräulein Friedrich erſchöpfte ſich in halbverdeckten Liebkoſungen, um beide Schmerzen zu heilen.

„Schon wieder den Balken vergeſſen?" ſagte der Hofrath lächelnd — „Schicken Sie die Kleine hinunter! Ich bitte", wandte er ſich dann an Anna, „ich bringe einen Korb mit Früchten von

Sternitz. Das Jahr ist so gesegnet, daß man sich wundert, daß der liebe Gott nicht gleich die Schüsseln zu den Erdbeeren mitwachsen läßt!"

Im übrigen brachte Hofrath Rudloff eine Anna Müller überraschende Einladung. Er richtete scherzend einen Gruß von Madame Boiteau aus und Fräulein Müller möchte doch andern Tags bei ihr den Kaffee nehmen. Die Mädchen, ließ sie sagen, gingen über Land — so wären sie ganz allein. „Mich hat sie nicht eingeladen", setzte der Hofrath lächelnd und scheinbar empfindlich hinzu.

Andern Tags folgte Anna Müller freudiges Herzens dem Ruf, der sie zu der hochverehrten Matrone führte.

Man geleitete sie hinauf in das Privatzimmer Madame Boitean's, welches in diesem Augenblick einen ungemein wohnlichen und trauten Anblick bot. Dicht vor den geöffneten Fenstern wiegten sich wie zwei riesige Bouquets die Kronen einiger Akazienbäume, die, eben in voller Blüte stehend, das Zimmer mit zartem Duft erfüllten. Das ganze Gemach war wie eine Chronik des Pensionats. Jeder darin befindliche Gegenstand war die Liebesgabe irgendeiner scheidenden Schülerin. Madame Boiteau lebte unter diesen sinnvollen, lieben Erinnerungen wie in einem Heiligthum. Es war ja in der That ein kleiner von Liebe und Anhänglichkeit geschmückter Tempel... Ueber dem Sofa, auf welchem Madame Boiteau saß, hingen gruppenweise die Bilder der Schülerinnen ihrer Kostschule. Wie manche glückliche oder auch nur lehrreiche Geschichte verknüpfte sich mit dem spätern Geschick so manches dieser lieblich und still hier erblühten Wesen!

Da trat Anna Müller ein.

„Willkommen, meine junge Freundin!" sagte die Matrone, dem Mädchen beide Hände entgegenstreckend. „Legen Sie nur immer den Hut ab und setzen Sie sich hierher zu mir! Heute nehm' ich Besitz von Ihnen für den ganzen Nachmittag! Und, sehen Sie, aus meiner besten Tasse sollen Sie Kaffee trinken! Die kostbarste ist es freilich nicht, aber es ist ein Geschenk meiner besten Schülerin! Kommen Sie — ich klingele nach dem Mädchen."

Anna Müller gewährte, neben der Matrone sitzend, einen lieblichen, milden Anblick. Sie war ein Bild sinniger, ernster Schönheit. Geprüft in der Schule des Lebens, fähig, das Liebste ruhig und würdevoll dem Geschick zum Opfer zu bringen, wenn dieses Opfer von ihrem Herzen oder ihren Grundsätzen ihr geboten wurde.

„Liebes Kind", begann Madame Boiteau mit ihrer zum Herzen sprechenden Weise, „wissen Sie, daß ich mich eigentlich, Ihnen gegenüber, eines Auftrags zu entledigen habe? Grüße soll ich Ihnen ausrichten, und zwar keine gewöhnlichen, etwa gestern oder heute übertragenen, nein, langverhallte und verstummte Grüße von Ihrer Cousine, von Adele Müller!"

Anna staunte. Fast fühlte sie sich beklommen. Hier im glänzenden Sonnenschein unter Tausenden wehender Blüten — Grüße aus dem Reich der Todten?

Madame Boiteau fuhr ernst fort: „Adele Müller wurde bei mir erzogen. Sie war ein reizbares Geschöpf und von einer so heftigen Gemüthsart, daß sie uns schon als Kind schlimme Tage bereitete. Sanftmuth, Duldung kannte sie nicht. So verließ sie uns. Sie kennen die unglückliche Geschichte mit dem jungen Allmer — Adele warf sich mit rücksichtsloser Glut in diese für sie so verderbliche Leidenschaft. Wir wußten das alle. Aber sie stieß jedermann von sich, der ihr etwa warnend in den Weg trat. Sie wollte nichts hören, nichts sehen, hatte für nichts Sinn als für diese Eine Lebensbeziehung. So weit wissen Sie ohne Zweifel um diese traurige Geschichte. Sie, mein armes Kind, waren ja leider so tief mitleidend! Das Verhältniß trübte sich indessen bald. Der junge Allmer trug hiervon theils in seiner Unbeständigkeit die Schuld, theils Adele selbst, die ihm allerdings jede Beziehung zu sich zur Qual machte. Eines Tags — es war bereits spät — stürzte Adele bleich und entstellt zu mir ins Zimmer — ich hatte die Mädchen eben nach ihren Schlafzimmern geschickt, man hörte noch ihre fröhlichen Stimmen auf dem obern Corridor. Adelens Aussehen erschreckte mich und würde mich vielleicht noch mehr erschreckt haben, wenn mir nicht ihr heftiger, leidenschaftlicher Sinn bekannt gewesen wäre. Uebrigens hatte ich sie seit lange nicht gesehen; sie hatte in letzter Zeit keine Muße gehabt, unserer zu gedenken. «Madame Boiteau, meine Erzieherin, meine zweite Mutter!» rief sie und schlang schluchzend ihre Arme um mich. «Was fehlt Ihnen denn, Kind?» sagte ich. Angesichts ihres Leidens und ihrer Thränen schwieg natürlich mein Unmuth. «Verlassen Sie mich nicht! Helfen, rathen Sie mir!» jammerte sie. In dem Augenblick wurde unten die Klingel gezogen. Es war ohne Zweifel Konstanze, die

heimkehrte. Sie war den Nachmittag über von Adelen freigebeten worden und kam nun ohne Zweifel von der Villa zurück. Adele hörte kaum den Glockenton, so sprang sie jähe auf. Im Augenblick zuvor noch vergehend in Schmerz, verzerrte sich das Gesicht zum Ausdruck tiefsten Hasses. Ich konnte keine Worte finden. «Was hat es denn gegeben?» fragte ich endlich, fürchtend, die Thür, nach der sich Adele mit geballten Händen gewendet hatte, könne sich öffnen und Konstanze eintreten. Was wird es da für eine Scene geben! dachte ich, schon nach der Klingel greifend. Aber meine Tochter hatte das junge Mädchen gleich im Flur in Empfang genommen und sonach sah sie sich der Nothwendigkeit überhoben, zu mir zu kommen. So hörte ich zu meiner Beruhigung die Schritte beider sich entfernen. «O die Treulose!» rief jetzt Adele mit dem Ausdruck höchster Aufregung aus. «Sich verrathen, sich betrogen zu sehen von dem, was man liebt, das ist furchtbar!» «So fassen Sie sich doch!» sagte ich ziemlich ernst zu Adelen, die, auf dem nächsten Sessel zusammenbrechend, von neuem anfing, krampfhaft zu weinen, «ich hasse solch exaltirtes Wesen!» Endlich erzählte sie mir, sie hätte sich mit Theobald Allmer heimlich verlobt; aus Rücksicht aber für das zwischen Ihnen, liebes Kind, und dem jungen Manne damals noch bestehende Verhältniß mußte diese Beziehung, so wollte es Allmer, noch ein Geheimniß bleiben. Indessen hatte Allmer's unerhörter Leichtsinn keinen Anstand genommen — trotz dieses Doppelbandes — mit der Zeit auch seine Huldigungen Konstanzen zu widmen, die er im Hause ihrer Cousine kennen lernte und die ihm leider nur zu bereitwillig entgegenkam. Während nun Adele, wie sie sagte, ihr Alles, ihr Vermögen, mit ihm theilen, ihm zum Opfer bringen wollte, wurde sie Augenzeugin dieses an ihr begangenen Verraths. Zorn, Haß, Abscheu führten sie jetzt zu mir. Als sie geendigt hatte, sagte ich: «Liebes Kind, danken Sie doch Gott, der Ihnen diese Erfahrung jetzt schickte, bevor Sie sich mit dem leichtsinnigen Mann fest verbanden!» Eben faß sie nachsinnend, aber sie schien mir noch etwas anvertrauen zu wollen. Da hörten wir Konstanzen kommen. Sie riß sich los, raffte den Shawl auf und stürzte davon. Die Folgezeit rieb sie auf. Leidenschaftlich wie sie war verschloß sie sich in sich selbst und ließ, ohne den mindesten moralischen Widerstand zu leisten, einen nagenden, nie ruhenden Gram sein Zerstörungswerk beginnen und auch vollenden. Keinem Menschen sichtbar, lebte sie in Sternitz, nachdem sie zuvor Konstanzen vergeben hatte, die, dieser Verzeihung unwerth, fort und fort durch eine festgehaltene Beziehung zu Allmer Adelen auf das tiefste bekümmerte. Es war an einem Abend im Spätherbst, als sie nochmals bei mir vorsprach. Ich hatte sie lange nicht gesehen. Daher erschreckte mich ihr Anblick doppelt. Sie war offenbar schwer krank und infolge tiefer Gemüthsbewegung ganz erschöpft. Sie faßte sich jedoch und trug mir auf, Sie in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten für das Ihnen zugefügte Weh. Wenn Sie von ihr hören würden, so sollten Sie ihrer an sie gerichteten Bitte willfahren. Das alles war mir unverständlich. «Lassen Sie mich», fuhr sie fort, «mit meinem Geheimniß sterben! Mag es mit mir zugleich mit Erde bedeckt sein! Anna wird auch ohne Kenntniß davon so handeln, wie es ihrem edeln Sinne entspricht! Sagen Sie ihr, mit diesem Glauben sei ich gestorben, und machen Sie sie mit dieser unserer jetzigen Unterredung bekannt, wenn Hofrath Rudloff Sie einst daran mahnen wird!» Jedes Wort der Armen war tödlicher Schwäche abgerungen. Zu fragen, wäre grausam gewesen. So nahm ich die räthselhaften Worte in meine Seele auf und wartete — oder nahm mir vor, auf die Weisung des Hofraths zu warten, die am gestrigen Tage erst erfolgte. In derselben Nacht nach dieser Unterredung starb Adele Müller an einem Herzschlag, der ihren Leiden ein schnelles Ende machte."

Anna weinte — Es lag auf der Hand, daß Adele die Mutter des Kindes war, das sie vor ihrem Tode an ihrer Thür aussetzen ließ — schon wußte man, daß Anna auch den Vater durch Hingabe ihres kleinen Vermögens neulich gerettet hatte —

Madame Boiteau zog Anna an ihre Brust und wollte reden — Aber helle Kinderstimmen erfüllten das Haus. Die Mädchen kamen heim. Man raschelte an der Thür und wäre gar zu gern eingetreten. Einen Kornblumenkranz warf eine unsichtbare Hand schnell zum Fenster herein — die stille Stunde war unterbrochen. Anna ging.

An einer Straßentheilung mußte sie auf Konstanzens Wagen warten, der eben vorüberflog. Jetzt, mit der erhöhten Lebensanregung einer jungen Mutter, war es dieser ganz undenklich, ohne Phaeton zu existiren.

Auf Anna's Herzen lastete das Gehörte, das

Längſtgeahnte. Wie hat dieſer Allmer in unſer aller Geſchick eingegriffen! Wie verderblich wurde er einer ganzen Familie! — —

Und dennoch küßte ſie, nach Hauſe kommend, ſein und Adelens Kind. . . Dennoch benetzte ſie Mariens blühende Wangen mit ihren Thränen! —

X.

Indeſſen nahte der Tag der Teſtamentseröffnung — — Es ergab ſich, daß Anna Müller — die Erbin von Sternitz war.

Ein beſonders an ſie gerichtetes Schreiben machte es ihr zur Pflicht, Marien die Rechte eines eigenen Kindes einzuräumen.

Noch bleicher zu werden, als er ſchon war, wäre bei Theobald Allmer eine Unmöglichkeit geweſen, und Konſtanze hörte es kaum, daß ihr der vierjährige zurückgelegte Reinertrag des Ritterſitzes, nahezu 16000 Thaler, zubeſchieden war. Er reichte kaum für ihre nächſten Bedürfniſſe. Deshalb alſo ſchwieg der Hofrath ſo geheimnißvoll — deshalb umwarb und huldigte er Anna? — So deutete es ſich der Neid und die getäuſchte Hoffnung —

Nach einigen Tagen fuhr Anna Müller nach Sternitz. Sie ſollte es als nunmehrige Beſitzerin übernehmen. Zaghaft folgte ſie dieſer Einladung des Hofraths. So recht aus Herzensgrund freuen konnte ſie ſich nicht. Es kam ihr vor, als wäre der Mann, der ſo ernſt und geſchäftsmäßig mit ihr ſprach, nicht derſelbe ihr ſo theuer gewordene Freund. Sollte ſie Sternitz zu Gunſten Konſtanzens abtreten? Das verbot die Rückſicht auf Adelens Kind. Dieſem mußte eine Zukunft geſichert bleiben. Sollte ſie den Hofrath bitten, Sternitz ferner noch für ſie zu verwalten? Die ganze Uebergabe kam ihr ſo trübe vor wie ein Abſchied.

Scheu und unentſchloſſen ging ſie neben dem Hofrath her. Wie ſchön das alles in der reichen Segensfülle des Herbſtes war! Welch ein treuer Verwalter war der Hofrath geweſen! Wie hatte ſeine Obhut den Werth des Beſitzes erhöht! Das alles griff an Anna's Herz. Sie traute ſich gar nicht den Muth zu, ihm danken zu können, ohne in Thränen auszubrechen, und das wollte ſie nicht.

Aber bleich und angegriffen hörte ſie, daß der Hofrath beabſichtigte, noch vor der zeitigen Dämmerung nach der Stadt zurückzufahren. Was ſollte ſie thun? dachte ſie. Als er das Zimmer verlaſſen hatte, um noch einige Anordnungen zu treffen, dachte ſie, ſollte ſie es wagen, ihn zu bitten, ihr ferner hülfreich zur Seite zu ſtehen? Wo war denn nur ihr alter Muth? Faſt entſchied ſie ſich, dieſe Bitte ſchriftlich an ihn zu richten.

Sie ſchritt langſam in einen großen Saal, deſſen Fenſter, weit geöffnet, nach dem Garten gingen. Das war alles ſo wehmüthig — das fallende Laub — die letzten zitternden Sonnenblicke — die Erinnerung an ihre einfach edle Mutter und an den Segenswunſch für ſie, mit dem jene aus der Welt geſchieden war — wie reich hatte ſich dieſer Segen verwirklicht! Sie konnte nicht anders, ſie drückte das Tuch vor die Augen und weinte aufrichtig, herzerſchütternd. Es beunruhigte ſie, ſich ſo dem Hofrath nochmals zeigen zu müſſen —

Dieſer trat ein. Sein Wagen mußte wol ſchon draußen warten. Die Pferde ſtampften in der Einfahrt. Hier konnte ſie's hören. Aber war es möglich, ihm ſo unter die Augen zu treten? Eben trat er unter die Saalthür — nein, wenden konnte ſie den Kopf nicht! Noch nie hatte ſie in ihrem Leben ſo gezittert, ſich ſo bekommen gefühlt wie jetzt, wo ſie des Hofraths Schritte im Saale vernahm. Was wird er denken? Wie paßt dieſe Scene in ſein heutiges gemeſſenes Betragen! Wird er die Thränen misdeuten —?

„Fräulein Müller", begann er, „ich nehme Abſchied von Sternitz —"

Der Ton, mit dem er ſprach, war weich und innig —

Sie wandte ſich ihm zu und ſah ihn aus ihren verweinten Augen faſt vorwurfsvoll an.

Er ſeufzte und ſagte: „Ich wollte von Ihnen Abſchied nehmen — ich muß jetzt nach der Stadt zurück — meine Aufgabe iſt gelöſt —"

Anna konnte nicht ſprechen.

„So geben Sie mir die Hand!" ſagte der Hofrath.

Anna that es ſtumm — bald wäre ſie von neuem in Thränen ausgebrochen —

„Fräulein Müller", begann der Hofrath, ihre Hand feſthaltend, „ich kann Ihnen ja wol geſtehen, dies ſind lange von mir gefürchtete Tage! Jahrelang traten ſie zwiſchen jenes Gefühl, dem ich ſo gern ſchon lange Worte gegeben hätte! Wie konnte ich aber angeſichts der Welt, ja angeſichts meines eigenen Gefühls dem Mädchen Herz und Hand anbieten, das die einſtige Beſitzerin von Sternitz werden ſollte —! Die Welt wird meinen Eigennutz verurtheilen, wo ich doch ſo unausſprechlich —"

Seine Stimme verſagte ihm —
Anna ſchwankte überwältigt zum Fenſter —
Rudloff ſah es — er wurde geliebt —
„Anna" — rief er — „ich zähle — vierundvierzig Jahre —"
Nun wandte ſie ſich und lächelte —
Er trat auf ſie zu und Anna lag in ſeinen Armen.

Theobald Allmer's unglückliches Lebenslos und dabei die geiſtige Ueberſpannung verwirrten ihm die Sinne. Er endete nach einigen Jahren in einem Irrenhauſe, nachdem er ſich immer gequält hatte, in Zahlen Ordnung zu bringen, die er regellos auf kleine Papierſtreifen ſchrieb. Das nie treffende Facit machte ihn ruhelos. In ſeinen lichtern Stunden vertauſchte er die Zahlen mit Noten, vorzugsweiſe dann, wenn die ſchrillen Töne des Winterſturms das Gemäuer des alten Gebäudes, in dem er lebte und litt, umbrauſten. Auch die Namen der drei Couſinen verwechſelte er. Endlich erlöſte ihn der Tod.

Konſtanze lebte ohne Mitgefühl für das Unglück ihres Gatten ein unzufriedenes Leben; der Nichtbeſitz von Sternitz erſchien ihr ſtets als eine empörende Ungerechtigkeit. Sie wurde des Klagens nicht müde. Endlich verließ ſie ihre Vaterſtadt, um ihren Wohnſitz anderweit zu nehmen; ſo war ihrem Auge wenigſtens das ſtets wachſende Glück Anna's und ihres Gatten entrückt.

Anna Müller wurde die Gemahlin des Hofraths Rudloff, jedoch erſt, nachdem er der kleinen Marie den alleinigen Beſitz von Sternitz zugeſichert hatte. Freudig willigte Anna im Uebermaße ihres Glücks in dieſe Beſtimmung. Was hatte ſie nicht alles verloren — und doch, doch — wie viel nicht auch gefunden!

Türkiſche Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Papieren einer Engländerin von W. Hornay.

IV. Strafen der Untreue.

Viel des Romantiſchen und Schauerlichen wird von Zeit zu Zeit dem Papier anvertraut über das Ertränken der türkiſchen Frauen in dem Bosporus und einige Verfaſſer von Erzählungen gehen ſo weit, daß ſie als Augenzeugen die Schönheit, die herzzerreißenden Thränen der Opfer beſchreiben.

Der Gegenſtand iſt ſicherlich geeignet für das tiefſte Mitgefühl, aber unglücklicherweiſe läuft hier wie ſo oft die Einbildung neben und vor den Thatſachen. Wenn der Leſer Thränen vergoſſen hat über die hinreißend ſchöne Geſtalt, welche ringt gegen den Griff des Henkers, über die dunkeln Augen, die vorwurfsvoll blicken auf den Mörder aus der Mitte der Flut, welche bald ihr Licht für immer auslöſchen ſoll, ſo mag er vielleicht nicht gern niederſteigen zu dem Glauben, daß die Erzähler ihre Darſtellungen nur auf Schlüſſe gebaut haben und in Wirklichkeit von der Sache doch nichts Rechtes wiſſen.

Da iſt nichts von Romantiſchem bei dieſen ſchrecklichen, allerdings erwieſenen Hinrichtungen; alles iſt ſtarrer, ungemilderter Schrecken. Das Opfer mag ſchön und jung ſein oder nicht, ſeine Henker haben keine Gelegenheit, es zu beurtheilen. Sie mag die vollkommenſte Verleiblichung der Anmuth ſein, jene wiſſen es nicht, und wäre ſie die lieblichſte Houri Mohammed's, es iſt ihr keine Möglichkeit geblieben, Mitleid zu erwecken. Ein Freund von mir, ein Mann im hohen Range, war bis 3 Uhr nach Mitternacht in dem Palaſte ſeines vorſtehenden Miniſters aufgehalten worden und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen, als er über die tiefe Bai bei dem „Caſtell von Europa" ſetzte, zwei Kaïks mit Fackeln, welche in der Mitte des Stroms auf ihren Rudern lagen; ſeine Neugierde veranlaßte ihn, durch ſeine Bootsleute ſich näher heranbringen zu laſſen, wo er denn bemerkte, daß die Kaïks mit Polizeibeamten gefüllt waren; und in demſelben Augenblick wurde eine Frau, dicht verhüllt in einen Yaſchmak, bis an den Hals in einen Sack geſteckt, in den Armen zweier Männer von dem Boden der äußerſten Kaïke emporgehoben und in die tiefe Flut der Bai geworfen. Da man kein Gewicht an den Sack befeſtigt hatte, ſo erſchien das unglückliche Weib gleich darauf wieder auf der Oberfläche, wo ſie durch die Ruder der Bootsleute niedergeſchlagen wurde; dieſe empörende Handlung wurde ſo oft wiederholt, bis der Körper endlich ſank. Mein Freund, herzkrank über dieſes Schauſpiel, deſſen Zeuge er ſo unglücklicherweiſe geworden war, fragte den erſten Beamten, der ihn ſofort erkannt hatte, nach dem Verbrechen dieſes unglücklichen Opfers und hörte dann, daß ſie die Frau eines kürzlich hingerichteten Beamten ſei, welche in Haß und Misbilligung über den Befehl des Sultans geſprochen habe.

An dieſem Morgen des Unheils hatte ſie die Strafe ihrer Unvorſichtigkeit erlitten.

Die Diener des Todes weilten noch eine Zeit lang, ſich zu überzeugen, daß der Körper nicht wieder erſchien, und auch mein Freund ſäumte

aus einem Gefühl, welches er ſich ſelbſt nicht erklären konnte. Der grauende Morgen trat an den Himmel und Striche eines matten Gelb zeichneten ſich an den Kämmen der hohen dunkeln Gebirge auf der aſiatiſchen Küſte. Ein einziger Lichtſtrahl hatte ſich durch die hohen Cypreſſen zu den Gräbern von Iſari geſchlichen; nicht ein Lufthauch wehte, die Gewäſſer des Bosporus zu kräuſeln und alles um ihn her blickte ſo ruhig und friedlich, daß er ſich kaum überzeugen konnte, er habe ſoeben noch auf ſolchen Tod geſchaut, als die tiefen Stimmen der Männer in den Kaïks neben ihm, wie ſie ihre Ruder in den Strom legten und zur Fahrt ſich anſchickten, ihn aus ſeinen Träumen aufweckten, worauf auch er ſeinen Bootsleuten zuwinkte, ihn zu ſeinem eigenen Palais zu bringen. Derſelbe Freund theilte mir folgende Trauergeſchichte mit:

Ein angeſehener Kaufmann von Stambul, weit über die mittlern Jahre hinaus, war der Ehemann einer ſchönen liebenswürdigen und jungen Frau geworden. Fatma Hanoum hatte, wie alle türkiſchen Damen, vor ihrer Ehe keinen Mann geſehen und ſie brachte ſo zwei Jahre ſtillen Friedens in dem Harem ihres Herrn und Gatten zu und wurde Mutter eines Sohnes. Ihr Herz war aber nicht bei dem Vater und fand ungücklicherweiſe anderswo eine Stelle, wo es ruhen mochte. Dem Hauſe des Kaufmanns lag eine Moſchee nahe, von deren Minaret man die Fenſter des Harems überſah. Die Sonne ſank an einem herrlichen Sommerabend nieder, als der Imaum zu ſeiner Galerie ſtieg, um mit dem ſchrillen Rufe des Muezzin zum Gebet zu rufen. Ehe er den Ruf anſtimmte, fiel ſein Auge zufällig auf ein Fenſter jenes Harems, wo er einen Mann an einem herabhangenden Shawl hinaufklettern ſah. Sein raſches und ſtrenges Auge überzeugte ihn alsbald, daß der Verbrecher ein Grieche war, daß das Weib eines Muſelmans ſich zur Liebe eines Chriſten erniedrigt habe.

Der Imaum war ein ſtrenger Mann; für einen Augenblick nur ſchwankte ſein Entſchluß. Er lüftete ſeinen breiten Turban von der Braue und ließ die kalte Abendluft um ſeine Schläfe wehen; im nächſten bog er ſich über die Galerie und ſpie auf die Erde, bei ſich murrend: „Der Hund von Ungläubigem — mag ſeines Vaters Grab aufgewühlt werden, mag ſeine Mutter Erde eſſen!“ Dann erhob er ſeinen Blick zum Himmel und der Ruf erſcholl: „La Allah illa Allah! Mahommed Resoul Allah!“

Nach Erfüllung ſeiner Pflicht ſtieg der Prieſter die dunkle und enge Treppe des Minarets hinab und nach wenigen Augenblicken ſtand er vor dem Sofa, auf welchem der den Verrath nicht ahnende Kaufmann ſaß; im nächſten Momente war der Verrath mitgetheilt. Man würde keinen Beweis dafür finden, daß je ein Osmanli blind gegen ein Vergehen ſeines Weibes geweſen iſt, nicht etwa, weil er ſie liebt, ſondern weil die Kränkung ſeiner Ehre bei ihm nie vergeſſen wird. „Hier war die Beleidigung vor Augen, ſie ſchrie zum Himmel.“ Die junge, ſchöne Fatma hatte durch den Griechen ſeine Ehre verletzen laſſen. Der graubärtige Kaufmann, in den Harem tretend, blickte einen Moment auf den jungen und ſchönen Liebhaber, und im nächſten war der behende Grieche ſchon aus dem offenen Fenſter geſprungen. Alsbald füllte ſich das Haus mit den Verwandten der Frau und die weiten ſtillen Räume wurden laut von Seufzern und Vorwürfen. Aber Fatma Hanoum antwortete auf keins von beiden; ſie ſaß ſchweigend auf ihrem Kiſſen, ihre Augen auf das Fenſter geheftet, durch welches ihr Geliebter entflohen war.

Der Kaufmann, ins Herz geſtochen durch die Befleckung ſeiner Ehre, dennoch die Anmuth und Schönheit der Mutter ſeines Kindes nicht vergeſſend, ſaß tiefſinnend beiſeite; alle Bitten der Verwandten preßten nur die kalte Antwort aus ihm, er wolle ſie nicht mehr ſehen. Und wo war der geliebte Ungläubige! Er war zur erſten und letzten Zuflucht des Menſchen, zu ſeiner verwitweten Mutter geeilt, hatte ihr kurz ſeine Gefahr mitgetheilt, einige Lebensmittel beigeſteckt, am Halſe der Liebenden geweint und war dann aus dem Hauſe geſtürzt, niemand wußte wohin. Aber der Imaum war mittlerweile nicht müßig. Er hatte alsbald in der ganzen Nachbarſchaft über Sacrilegium, über die Beſchimpfung eines Moslems geſchrieen und nach einer Stunde waren ſchon die türkiſchen Wächter auf die Entdeckung des Griechen aus.

Aber man konnte ſeine Spur nicht finden und die ſchöne Fatma Hanoum wurde in das Harem eines Freundes von ihrem Manne entfernt, wo man ſie der ſtrengſten Beaufſichtigung unterwarf, bis man des Griechen habhaft werden mochte.

Drei unglückliche Tage waren dem jungen Griechen in ſeinem Verſteck verfloſſen; am Morgen des vierten wurden die Stiche des Hungers zu mächtig für den Jüngling, um ſie länger zu ertragen. Er ſtahl ſich aus ſeinem Schlupfwinkel,

er blickte um ſich und war allein; er wagte einige Schritte vorwärts; reiche Früchte hingen von den Zweigen der Bäume, unter welchen er hinſchritt, und er ergriff ſie mit Begierde; aber wie er ein zweites mal ſeine Hand nach einem fruchtbeladenen Zweige ausſtreckte, hörte er den tiefen Athem eines Weinenden. Er ſtarrte nach dem Orte, von wo der Laut kam, und ſein Herz wurde weit in ſeiner Bruſt — er erkannte ſeine Mutter, die Beſchützerin ſeiner Jugend — die Freundin ſeiner Mannesjahre — die Leidtragende über die gebleichte Hoffnung ſeines Lebens. Er ſtürzte ihr entgegen, er flüſterte ihren Namen und für einen Augenblick vergaßen Mutter und Sohn alles außer ſich ſelbſt. Die beſorgte Liebe der Mutter erwachte zuerſt zur Furcht, in wenigen Augenblicken war das Geheimniß ihres Sohnes ihr anvertraut und ſie war den Umſtänden nach glücklich. Sie konnte ſich um Mitternacht zu ſeinem Verſteck ſchleichen, ſie konnte ihn vor dem Hunger ſichern, ſie konnte ſeine Stimme hören und ſich überzeugen, daß er noch lebte; mit dieſer Ueberzeugung eilte ſie von ſeiner Seite und bat ihn, ruhig nur wenige Stunden zu warten, bis ſie ihm geſunde Nahrung bringen würde. Der junge Grieche ſchlich dann zurück in ſein Verſteck und ſchlief. Der Schlaf des Unglücklichen iſt ſchwer, er kommt langſam und iſt bleiern in wilden, bittern Träumen; ſo ſchlummerte der Schuldige. Die Nacht war noch dunkel, als er erwachte und Fußtritte hörte; und er zweifelte dann nicht, daß ſeine Mutter gekommen wäre, die Stunden der ſchrecklichen Einſamkeit ihm zu erleichtern. Hätte er noch einen Augenblick gewartet und alle ſeine Sinne wach werden laſſen, ſo würde er wahrgenommen haben, daß der Schall von Tritten mehrerer über der Erde war. Der Unglückliche hatte ſich bisher in einem ausgetrockneten Brunnen ſeines älterlichen Gartens verſteckt gehalten, über welchen er ein leeres Blumenfaß geſtellt hatte. In dieſer Nacht hatte er alle Vorſicht vergeſſen, war zum Munde des Brunnens heraufgeſtiegen und, die Vaſe beiſeite ſchiebend, auf den Fußweg geſprungen. Er ſah bewaffnete Männer um ſich, er reichte ſeine Hand ihrem Griff und ließ ſich wie ein Kind von der Heimat ſeiner Jugend und aus den Armen ſeiner verzweiflungsvoll aufſchreienden Mutter hinwegführen.

Zu dieſer Zeit wurde mein Freund mit der Sache bekannt. Die Familie der unglücklichen Frau warf ſich ihm zu Füßen und flehte um ſeine Vermittelung. Er entſchloß ſich bald, ihre Sache nicht aufzugeben; aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens. Er war aber durch ſeine Bemühungen für das Schickſal der Unglücklichen ſo eingenommen worden, daß er darum bat, ſie zu ſehen, ehe ſie ſtürbe. Zu ſeinem Erſtaunen wurde dieſe ſeine Bitte ohne weiteres gewährt: er erhielt die Antwort: „Wir werden ſie um Mitternacht beſuchen, um ſie amtlich mit dem Ergebniß der Unterſuchung bekannt zu machen; beliebt es Ihnen, ſo mögen Sie uns begleiten, denn eine fernere Gelegenheit, ſie zu ſehen, mag Ihnen nicht geboten werden!“ Unter dieſen Umſtänden zögerte er nicht und wenige Minuten vor Mitternacht war er an der Thür des Harems, wo ſie ſeit ihrer Entfernung aus ihres Ehegatten Hauſe zugebracht hatte. Die Beamten der Gerechtigkeit folgten faſt unmittelbar nachher und es fiel ihm auf, daß zur Verkündigung eines Urtheils ſolche in ſo großer Zahl gekommen waren; er ſetzte voraus, daß mehrere von ihnen aus Neugierde etwa mitgekommen wären. Ein einzelner Sklave erwartete ſie oben an der Treppe und führte ſie langſam, eine Lampe in der Hand, zu dem Zimmer der unglücklichen Frau.

Sie ſchlummerte, als ſie eintraten; ihre Wange ruhte auf ihrem Arm, ihr reiches ſchwarzes Haar lag zerſtreut über ihr Kiſſen. Sie war todtenbleich; ihre ſchwarzen Augenwimpern und Brauen erhöhten noch die Todesbläſſe, während ihre ſchönen Züge ein ſo liebliches Antlitz ihnen zeigten, wie je das Auge eines Mannes geſehen hat. Zuweilen bebte ein Zucken durch ihre Glieder; die Schrecken des Tages umdüſterten ihre nächtlichen Träume; zuweilen lächelte ſie flüchtig und ein leiſer Seufzer kündete in ihrem Herzen die Erinnerung vergangenen Glücks.

Aber ihr Schlummer ſollte nicht lange währen, denn der eine der Beamten beugte ſich raſch über ſie, ergriff ihren Arm und rief: „Erwachen Sie, Fatma, wir haben Nachricht für Sie!“ Die unglückliche Frau fuhr auf und blickte in Schrecken um ſich; dann verhüllte ſie ihr Geſicht in die Linnen des Betts und ächzte in ſich: „Maſchallah, was ſoll das? Was will man mit mir, daß man mich in der Nacht überfällt? Bin ich nicht eine türkiſche Frau? Bin ich nicht unbedeckt?“

„Fürchten Sie nichts, Hanoum!“ erwiderte der Beamte. „Wir haben Nachricht für Sie, welche wir nicht verzögern möchten!“

„Gott iſt groß!“ rief die Schuldige, ſich in den Kiſſen aufrichtend. „Ihr habt ihm verziehen!“ Aber ihre ſchöne Ahnung war falſch.

Digitized by Google

In der Anregung ihrer plötzlichen Hoffnung hatte sie sich aufrecht gesetzt und ehe jene Worte ihre Lippen noch verlassen hatten, war die Todesschnur um ihren Hals. Es war der Schrecken eines Augenblicks. Zwei der Henker warfen sich auf sie, zwei andere ergriffen ihre Hände — ein schweres Knie drückte die sich hebende Brust nieder — man hörte einen tief gurgelnden Ton, augenblicklich wieder still werdend — ein furchtbares Zucken ihrer Glieder warf den gewaltigen Mann auf ihrer Brust fast von der Gestalt hinab — und alles war vorüber.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch wurde der junge Grieche aus seinem Gefängniß geführt. Mehrere Tage hatte er Nahrung zu sich zu nehmen geweigert und er war kaum im Stande, seine matten Glieder über die unebenen Straßen zu schleppen. Zwei Männer unterstützten ihn und endlich erreichte er das Ende seines schmerzvollen Ganges. Einen Augenblick stand er dort festgewurzelt am Boden, sein Athem stand still — er riß seinen Fes herab und ballte seine Hände, daß das Blut unter seinen Nägeln hervorspritzte. Sie, die er geliebt hatte, war vor ihm! Ihr einst so schönes Gesicht war geschwollen und blau, preisgegeben dem ungeweihten Blicke einer zahllosen Menge. Sie war vor ihm — das Tuch, an welchem sie aufgehangen war neben der für ihn bestimmten Stelle, war ein Geschenk von ihm, welches er in einer Stunde der Liebe ihr gegeben hatte, als sie sich anblickten, nicht, um so zu sterben.

Ich habe die Erzählung fortgesetzt, bis das Herz mir weh thut, und ich kann nicht weiter; doch wie entsetzlich auch das Verfahren ist, die Türken ersparen wenigstens ihren Frauen zwar nicht die schmerzlichen Folgen des Lasters, dennoch die Scham über öffentliche Schande.

(Ein fünfter Artikel: Türkische Frauen, in nächster Nummer.)

Jakobäa von Holland.

Die ersten dreißig Jahre des 15. Jahrhunderts sind von den abenteuerlichen Schicksalen einiger Frauen erfüllt, von denen die in Purpur geborenen sich einen schlimmen, mindestens einen zweideutigen Ruf, das Kind des Volks aber einen unsterblichen Nachruhm gewann.

Neben Johanna II. von Neapel, Isabella von Frankreich, der Gräfin Jakobäa steht Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Schade, daß Jeanne Marie von Gayette, die kürzlich einen culturhistorischen Roman: „Jakobäa von Holland" (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1860), veröffentlichte, diese beiden letztern so verschiedenen und doch wieder ähnlichen Frauengestalten in keine Beziehung zueinander brachte, was leicht und ohne der historischen Wahrscheinlichkeit entgegenzutreten hätte geschehen können.

Jakobäa, Gräfin von Holland und Hennegau, war die Erbtochter des Grafen Wilhelm, sah sich aber bald nach dem Tode ihres Vaters von einem ihrer nächsten Verwandten, dem Bischof Johann von Lüttich, wie sie aus bairischem Geschlecht, in ihrem Erbe angegriffen, in ihren Ansprüchen bedroht. Auf den Grenzen von Holland ward eine Zeit lang ein heftiger und erbitterter Krieg geführt. Trotz ihres jugendlichen Alters zeigte sich Jakobäa entschlossen und verwegen, eine echte Amazone jener Tage, deren Abbild wir so oft in den Ritterromanen begegnen. Mitleid kannte sie nicht; als sie dicht neben ihrem Feldhauptmann Waleran von Brederode über die Bresche von Gorkum in die eroberte Stadt eingezogen und ein großer Theil der Besatzung in ihre Hand gefallen war, ließ sie den Vornehmsten unter ihnen den Kopf abschlagen, weil sie ihr die Treue gebrochen. Zu einem rechten Frieden zwischen ihr und dem Oheim kam es auch durch ihre Vermählung mit ihrem Vetter Johann von Brabant nicht, den sie auf Rath ihrer Mutter und der Stände ihres Landes, selbst freilich in geheimem Widerwillen heirathete; denn, sagt die naive Erzählung des Chronisten, sie wußte, daß der Herzog von geringer Leibesbeschaffenheit und geringem Verständniß war, ihre Länder zu lenken und zu leiten und ihre eigene Person, die schön und wohlgestaltet und in vielerlei Dingen von adelichem und hohem Sinne erfüllt war.

Sie handelte übrigens gleich nach ihrer Vermählung als Herrin, hochfahrend und wenig bekümmert um ein Verbrechen mehr; Wilhelm de la Notte, der Erzieher und Freund ihres Gemahls, ward zu Mons meuchelmörderisch von einem ihrer natürlichen Brüder und seinen Genossen getödtet, während der Herzog zur Jagd hinausgeritten; allgemein bezichtigte sie das Volk der Mitwissenschaft an dieser That. In dreijähriger Ehe, 1418 — 1421, mehrten sich die Zwistigkeiten der beiden Gatten, in politischen Dingen wegen der Verwaltung der Länder, da Jakobäa den Gemahl von jeder Theilnahme an Regierungsgeschäften auszuschließen trachtete, obgleich ihr eigenes Re-

giment in ganz Holland durchaus nicht beliebt war, endlich auch wegen des Leichtſinns der Gräfin; es ſtand einmal in den Sternen, daß ſie kein Glück mit ihren Männern haben ſollte; nach kurzer Krankheit, in dem erſten Jahre ihrer Ehe (April 1417), ſtarb ihr der erſte, der Dauphin von Frankreich, doch wol nicht, wie auch Marie von Gayette behauptet, an Gift, ſondern natürlicher an einem Geſchwür im Ohr; dem zweiten entfloh Jakobäa eines Tags aus Valenciennes und landete über Calais flüchtend in England, den Schutz Heinrich's V. anzuflehen.

Mit einem ſeiner Brüder Humfried von Gloceſter — im Roman heißt er aus mir unbekannten Gründen Heinrich — hatte ſie von Calais aus ein Verſtändniß angeknüpft; ſein Vertrauter, Ludwig Robeſſart, hat ſie über den Kanal geleitet. Trotz des Aergerniſſes, das ſie durch ihre Flucht gegeben, nahm ſie Heinrich V. gütig auf; er gedachte der großen Anſprüche, die ſie beſaß, und hoffte durch ſie Englands Macht in Holland aufzurichten. Solange ſie in England verweilen würde, bewilligte er ihr am 10. Juli 1421 für jeden Monat 100 Pf. St. zu ihrem Unterhalt. Noch deſſelben Jahres ſtarb er; für ſeinen unmündigen Sohn, Heinrich VI., traten in Frankreich Bedford, in England Gloceſter als Reichsverweſer ein. Herzog Humfried war ein ehrgeiziger, leidenſchaftlicher Mann, ritterlich nach den Begriffen des Zeitalters, das den echten romantiſchen Glanz längſt verloren und nur an ſeinen Flittern noch Gefallen fand; er machte einen tiefen Eindruck auf die Gräfin. So wie Marie von Gayette ſie auffaßt, als beſtändig in hohen Planen des Ehrgeizes, der Rache, in kriegeriſchen Gedanken ſich bewegend, ſehe ich ſie doch nicht; bis um die Mitte des Jahres 1424 lebt ſie auf engliſchen Schlöſſern in Freude und Genuß, ganz ihrer Liebe zu Humfried hingegeben; Papſt Benedict XIII., der, von allen verlaſſen, vom Koſtnitzer Concil ſeiner Würde entſetzt, auf einer ſpaniſchen Felſenburg ſein Recht gegen die Welt vertheidigt, wird von beiden angegangen, Jakobäa's Ehe mit Herzog Johann von Brabant zu löſen und die neue mit Gloceſter zu ſegnen. Gern willigte dieſer ein; fortan erſcheint ſogar in Parlamentsacten und königlichen Briefen Jakobäa als Gloceſter's Gemahlin; doch wollte ihr weder das engliſche noch ihr eigenes Volk in Holland wohl. Im October 1424 kamen beide mit einer Kriegsſchar nach Calais hinüber und brachen plündernd und verwüſtend im Hennegau ein. Im erſten Schrecken unterwarf ſich die Landſchaft, dann aber ſuchte der Herzog Johann von Brabant Hülfe bei ſeinem mächtigen Vetter, Philipp dem Guten von Flandern und Burgund. Durch ihr leidenſchaftliches, unüberlegtes Handeln hatte ſich ſo Jakobäa den gefährlichſten Gegner erweckt. Es iſt zweifellos, daß Herzog Philipp nur nothgedrungen ſich in dieſe Händel miſchte, ſie zerſtörten all ſeine frühern Combinationen. Bisher war er der Bundesgenoſſe der Engländer in ihrem Kampfe gegen den Dauphin Karl VII. von Frankreich geweſen, an ihm hatte er ſeinen auf der Brücke von Montereau ermordeten Vater zu rächen; den Herzog von Bedford nannte er ſeinen Waffenbruder. Und der war nicht weniger über das tolle Unternehmen des heißblütigen Gloceſter erſtaunt und erſchreckt: die engliſche Macht in Frankreich beruhte auf der Freundſchaft mit Burgund. Darum vermittelte Bedford noch zwiſchen den beiden Gegnern, als dieſe ſchon, Gloceſter zuerſt, in heftigen Briefen ſich gegenſeitig zum Zweikampf gefordert. Ort und Zeit dieſes Waffengangs wurden beſtimmt, ſich vorzubereiten ging Gloceſter nach England heim, ſeine Gemahlin blieb in Mons zurück; die Bürger ſchwuren, für ihre Sicherheit mit ihrem Leben einzuſtehen; unter viel Seufzern und Thränen ſchieden beide — ſie ſollten ſich nie wiederſehen. Denn auf dem Schiffe, das Gloceſter über das Meer trug, befand ſich Eleonore Cobham, ein Hoffräulein ſeiner Gemahlin, die zu ihren Verwandten wollte; ihre Schönheit feſſelte den wetterwendiſchen Herzog; über ſie hat er Jakobäa und ihr Erbe vergeſſen.

Ein anderes widriges Geſchick ereilte inzwiſchen die Gräfin. Um dem Kriege ein Ende zu machen, willigten die Mutter Jakobäa's und die Stände des Hennegau in das Begehren Philipp's, die Gräfin in ſeinem Schloß zu Gent bis zur Entſcheidung ihres Eheproceſſes vor Papſt Martin V. in fürſtlichem Gewahrſam zu halten. Feige und mitleidsvoll lieferten die Bürger von Mons ihre Fürſtin aus; ein Chroniſt Monſtrelet hat den rührenden und liebesinnigen Brief bewahrt, den Jakobäa in dieſer Noth dem treuloſen Gloceſter ſchrieb, nicht ahnend, daß ſie ihm ſchon werthlos geworden; es iſt das Einzige, was uns, den Nachkommen, Jakobäa in dem Lichte reiner und edler Weiblichkeit zeigt; alles ſonſt an ihr bekundet nur das Amazonenhafte ihres Weſens; ich weiß nicht, warum die Verfaſſerin dieſe ſchönſte Rettung ihrer Heldin den Leſern vorenthalten.

Im Schloß von Gent ward Jakobäa ehrenvoll behandelt. Wie leicht ihre Haft, wie unruhig

ihr Sinn und ungebrochen ihr Muth noch war, beweist ihre Flucht, die sie mit einer ihrer Dienerinnen während eines Festes vollführte; über Antwerpen fuhr sie nach Breda und schlug ihren Hauptsitz in Gouda auf. In dem von Parteien zerwühlten und zerrissenen Holland scharten sich manche Anhänger um sie und als dann Herzog Philipp, mit der bestimmten Absicht der Eroberung des Landes, gegen sie zog, erwachte in den nördlichen Provinzen sogar eine Art nationalen Widerstands; zuweilen kamen ihr auch von England noch Unterstützungen zu, da man dort, freilich zu spät, die Wichtigkeit dieser Landschaften erkannte. Im Juni 1427 sandte der König „seiner theuern und vielgeliebten Tante, der Herzogin von Gloceſter", 9000 Mark.

Der Raum verbietet mir, diese an sich interessanten und von wunderlichen Abenteuern und Schicksalen durchflochtenen Kämpfe eingehender zu schildern; sie endeten mit der Unterwerfung Jakobäa's, 1428. Einzelne Schlösser, einzelne Landstriche ließ ihr Philipp; den setzte sie zu ihrem Erben und bei ihren Lebzeiten zum Regenten ihrer Länder ein; ihm versprach sie, sich nicht wieder gegen seinen Willen zu vermählen. Zwar brach sie aufs neue ihren Schwur und gab sich einem Edelmann hin, aber sie starb 1436 kinderlos.

Ein wildes, auch an innerm Wechsel reiches Leben, noch reicher vielleicht durch die Umgebung, die Zeit, in der es spielt. Es sind die Tage, wo die Gebrüder van Eyck mit ihren Schülern die Malerei neu begründen und in ihr zuerst wahre Kunstwerke schaffen; wo andererseits Thomas a Kempis die Nachfolge Christi predigt und von den englischen Lollarden her die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens sich in Holland und den Rheinstrom hinauf verbreitet — Tage, wo inmitten des aufkommenden modernen Staats, stehender Heere, des Bürgerthums und reformatorischer Gedanken die Romantik des Mittelalters ihr letztes Fest feiert und dicht neben Johanne d'Arc jener Jude Jacques Coeur als Finanzminister Karl's VII. steht. Andeutungen all dieser Thatsachen wird man in dem Roman Marie von Gayette's finden; hier und dort ist die Symbolisirung einzelner trefflich gelungen, aber das Ganze leidet an durchgehender Unklarheit, an dem Bestreben, „in Jakobäa ein Opfer einer unnatürlichen Mutter, unnatürlicher Verhältnisse, unweiblicher Bestrebungen" zu sehen, dem zu Liebe die historische Gewißheit in einer oft auch für das poetische Empfinden unbegreiflichen Weise verkehrt und verwandelt wird. Die Dichterin ward von dem blendenden Colorit der Zeit angeregt, ihr Wesen hat sie nicht erkannt; vielleicht ist das Mittelalter seinem Geiste nach allen Frauen ein Buch mit sieben Siegeln. Das Hauptmoment in dem Kampfe Philipp's und Jakobäa's, den Gegensatz der germanischen in Nord- und der romanischen Bevölkerung in Süd-Niederland, überfieht sie vollends; ein Irrthum ist es, die Eycks holländische Maler zu nennen; sie sind Flandrer und hängen von den französischen Miniaturenmalern ebenso ab wie ursprünglich die moderne belgische Kunst von der französischen. Von historischer Wahrheit enthält somit das Buch wenig; die Namen der Helden ausgenommen, steht es auf dem Standpunkt einer romantischen Herzensgeschichte und darin hat es seinen Werth; überhaupt machen die poetischen, von der Dichterin erfundenen und geschaffenen Vorgänge und Gestalten den Reiz des immerhin vielfach anregenden Werkes aus. **Karl Frenzel.**

Anregungen.

Pariser Herbsttage.

II.

Allerlei Veränderungen, die ich traf!

Disdéri war Decorationsmaler an der Großen Oper — jetzt ist er Photograph. Ich erwähne ihn zuerst, weil die Mode, statt der Visitenkarte sein Porträt abzugeben, allgemein ist und ich meine Besuche machen muß. Für 12 Francs 12 Porträts. Disdéri wird reich werden.

Ich will zum ersten male in Paris wieder frühstücken und sehe, Siraudin, der ehemalige Vaudevilliſt, hat die Schriftstellerei an den Nagel gehängt und ist Conditor geworden. In der schönen aristokratischen Rue de la Paix ist sein Magazin mit der majestätischen Firma „Siraudin, confiseur". Grassot, der berühmte Schauspieler vom Palais-Royal, war ihm vorangegangen und hielt eine Punschbude. Wenn die Zeit erfüllt sein wird, wird auch der große Proteus Alexander Dumas der Einzige, der Riesenwindbeutel der Literatur des 19. Jahrhunderts, den Ausstellungsglaspalast in den Elysäischen Feldern miethen, eine Riesenrestauration eröffnen, die Serviette über den Arm hängen und rufen: „Megatheriumsbeefsteak aus dem Acclimatisationsgarten des Boulogner Holzes! Monsieur est servi! Boum!"

Warum nicht? „Es ist alles schon einmal dagewesen" und auch diese Mode machen die Franzosen

den Deutſchen nach! Erinnern Sie ſich nicht mehr Bahrdt's mit der eiſernen Stirn, der in Halle eine Weinſtube hielt, und aus neueſter Zeit des großen Philoſophen Schmidt mit dem Kriegsnamen Max Stirner, des „Einzigen", mit dem die Hegel'ſche Weisheit in dem gellenden „Juchhe!" verduftete? Als er die Nichtigkeit des Hierophantenthums und den blauen Dunſt der Metaphyſik erkannt hatte, die die ganze Welt aus dem bloßen Begriff conſtruirt, machte er kurzen Proceß mit allen gelehrten und bürgerlichen Vorurtheilen und eines Morgens las das erwachte Berlin an den Straßenecken der Hauptſtadt der preußiſchen Intelligenz den Anſchlag: „Milchhandel von Schmidt u. Comp." Aber die Deutſchen verſtehen nicht Lärm zu ſchlagen; die Franzoſen fangen das ganz anders an. Statt ſich mit einer Zeitungsannonce zu begnügen oder auch einem Maueranſchlag, läßt Hr. Siraudin von befreundeter Hand ſein Magazin in einer illuſtrirten Zeitung abbilden und im Begleitartikel die Süßigkeiten ſeines Geſchäfts ſo ſchmelzend rühmen, daß man das Zungenſchnalzen des Schreibers zu hören glaubt und einem das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Candirte parmeſaner Veilchen (Violettes de Parme candies)! Der Herr Kamerad des Ex-Vaudevilliſten hat recht: Heutzutage riecht man nicht blos die Blumen, man ißt ſie!

Während Herr Siraudin Geſchäfte macht, ſtarb ſoeben ein anderer Jünger der dramatiſchen Kunſt, dem die Kunſt eben noch als Kunſt galt, Louis Lurine, der Director des Vaudevilletheaters. Es war eine feine, zarte Natur in dieſem Schriftſteller, der als Director literariſche Zwecke verfolgte, während ſeine Collegen nur Kaſſeneffecte erzielen. Wie der treffliche Dr. Schmidt, der verdienſtvolle Leiter der leipziger Bühne von 1844 — 48, hat es auch Lurine — zu nichts gebracht, wie die zu ſagen pflegen, denen nur das Geld etwas iſt. Geboren 1810 zu Burgos in Spanien, erzogen in Bordeaux, als Novelliſt und dramatiſcher Schriftſteller thätig, hatte er immer mit der Exiſtenz zu kämpfen. Seit zwei Jahren leitete er das Vaudevilletheater; ſeine Scene ſtand faſt nur Schriftſtellern offen, die, was auch ſonſt ihr Werth ſein möge, doch der Literatur dienten: Octave Feuillet, Dumas Sohn, Ponſard. Er hat dabei nichts gewonnen als die Achtung derer, die ihn kannten. Manchem iſt indeſſen dergleichen doch noch etwas werth, wenn es auch die Börſe nicht cotirt.

Eine Verſchmelzung des Realismus und Idealismus, wie ſchon der Name andeutet, ſucht jetzt „die poſitive Philoſophie" zu bewirken. Der Stifter des Poſitivismus, Auguſt Lecomte, iſt todt, aber ſeine Jünger bilden Schule und verſammeln ſich zu Vorträgen in der Rue Monſieur le Prince Nr. 10 im Quartier der ſtudirenden Jugend. Was anfangs für Schwärmerei galt, gewinnt doch Boden und deshalb mache ich darauf aufmerkſam. Ernſte Männer, namentlich Mathematiker — das iſt ziemlich bezeichnend für die Stellung der Philoſophie zur Gegenwart — beſchäftigen ſich damit. Die glänzendſte Eroberung, die das Syſtem gemacht hat, iſt der Schriftſteller Taine, und dieſer iſt für Deutſchland darum bedeutſam, weil er, im Bunde mit Littré und Renan, die deutſche Weltanſchauung ſozuſagen in die franzöſiſche und damit in die neulateiniſche Welt überhaupt einführt. Welcher Scharfſinn dazu gehört, die deutſche Philoſophie und Denkweiſe überhaupt ins Franzöſiſche zu übertragen, das wiſſen nur Männer wie Profeſſor Michelet, der Berliner, zu würdigen, der ſeine franzöſiſche Darſtellung der Hegel'ſchen Logik wol mehr als dreimal umgearbeitet hat, ehe er zufrieden war. Durch alle Poren dringt jetzt die germaniſche Wiſſenſchaft und Poeſie in Frankreich ein; aber wenn ſie unmerklich dem oberflächlichen Blick, doch ſicher die franzöſiſche Bildung ummodelt, ſo gewinnt ſie andererſeits ſelbſt durch die Verarbeitung, die der franzöſiſche Genius ihr angedeihen läßt. Die deutſche Wiſſenſchaft — und das iſt nicht ihr geringſtes Verdienſt — wird eine Verſöhnung zwiſchen Frankreich und Deutſchland aufrecht erhalten, ſelbſt wenn vorübergehend blinde Leidenſchaft und falſch verſtandenes Intereſſe uns in Waffen hetzen.

Da folg' ich dem Rufe eines Deutſchen, der ganz Paris in Bewegung bringt! Herr Rohde, durch ſeine geologiſchen Vorſtellungen, die der Biſchof von Mainz verbot, in Deutſchland bekannt, gibt geologiſche Vorſtellungen im Théâtre des Déſaſſemens. Indem er die Geſchichte der Erdſchöpfung in Nebelbildern (dissolving views) aufrollte, führte er den Blicken der Zuſchauer die verſchiedenen Generationen ausgeſtorbener Weſen vor, die ſich auf der Erde ablöſten, je nachdem die Pflanzenwelt und Atmoſphäre ſich veränderten. Bekanntlich hat die Menſchheit im Laufe ihrer Geſchichte ähnliche Wechſel erlebt. So beſteht die Geſchichte der Inſel Haiti aus Raſſenſchichten wie unſer Planet aus verſchiedenen Erdſchichten. Wie im großen, ſo im kleinen. Man vergleiche die Bevölkerung von Paris je nach den verſchiedenen Epochen und man wird auf Unterſchiede ſtoßen ſo groß wie zwiſchen Ur- und Flötzgebirgen. Es kommt die Zeit, wo das, was man ſonſt den Pariſer nannte, zu etwas Vorſündfluthlichem, zu einem Mythus geworden ſein wird. Schon ſeit längerer Zeit füllen ſich die Mauergräben, die Paris von der Provinz trennen. Es hieß einmal, eine pariſer Familie erlebe nur drei bis vier Generationen, dann verkümmere ſie durch das fieberhafte Leben, die verdorbene Luft, die verfälſchte Nahrung; die Bevölkerung verjüngte ſich dann durch neue Säfte, die ſie aus der Provinz an ſich zog. Seit der Einführung der Eiſenbahnen geht der Beweis dieſes Satzes viel ſchneller vor ſich. Das Paris von 1830, das liebenswürdig launiſche, gutmüthig witzige, das edel auflodernde und heiter verpraſſelnde damalige Paris, das noch einem Heine und Börne lächelte, es exiſtirt nicht mehr! Mit den Artſtreichen, die im Februar 1848 die Baumalleen der Boulevards umhieben, fiel der letzte Reſt. Sein Geiſt ſchwebt noch über der Stätte, er durchdringt alles, was ſich auf ihr.

bewegt, aber es ist nicht mehr jene aromatische Essenz; sie hat sich verflüchtigt, sie ist verduftet. Ja, ich habe von französischen Freunden, die seit dreißig Jahren Paris bewohnen, klagen hören: Es gibt kein Paris mehr! Die alten Sitten sterben aus!

Meine Metamorphosen Disdéri und Straudin bestätigen es fast.

(Ein drittee Aetikel in nächster Nummee.)

Johanna Kinkel.

Die Gattin, die um den gefangenen Gatten zu weinen hat, ist schon an sich ein Gegenstand wehmüthiger Theilnahme. Wenn sie nun mit der Beharrlichkeit und der Erfindungskraft der Liebe seine Ketten löst, wenn sie dem Geächteten in die Verbannung folgt, wenn dort noch das Geschick eines vorzeitigen, geheimnißverschleierten Todes ihrem Bilde einen bedeutsamen Hintergrund gibt, so wird es sich gewiß tiefer als die flüchtigen Erscheinungen des Tags in die Seelen der Zeitgenossen einprägen.

Dem hinterlassenen Werke einer solchen Verstorbenen wird eine freundliche Theilnahme gewiß entgegenkommen. Johanna Kinkel's Nachlaß, der Roman „Hans Ibeles in London" (zwei Bände, Stuttgart, Cotta, 1861) würde schon ohne diese Bedeutung, welche ihm die Persönlichkeit seiner Verfasserin gibt, durch vieles empfohlen sein.

Der Titel nennt ihn „ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben", einer Welt, die durch die Amnestie für Deutschland hoffentlich nun bald allgemein zu den Bildern der Vergangenheit gehört. Er schildert, wie ein Künstler mit seinem Weibe und seinen sieben Kindern in Londons steinigem Boden Wurzeln schlägt, nachdem ihn die Revolution, von der er am Abend vorher noch kaum etwas geahnt hat, wider Willen zuerst zum Barrikadenvertheidiger und dann zum Flüchtling gemacht hat. Eine polnische Gräfin übt lange an ihm ihre Verführungskünste; es gelingt ihr nicht, ihn zu ihren Füßen zu sehen; doch entfremden die Reize ihres Salons ihn dem häuslichen Herd. Ein dämonisches Weib, von einer Anklage auf Giftmischerei nur durch Parteilichkeit der Geschworenen losgesprochen, scheint glücklicher sein zu sollen; da rührt den Bedrohten plötzlich die Gestalt der treuen Gattin; die Verbrecherin wird sogar von der Nemesis der Lächerlichkeit erreicht und über dem Hause Ibeles lacht wolkenloser Himmel.

Wer in dem Werke nach Aufschlüssen über das Schicksal der Verfasserin sucht — und wer wird das nicht in diesem Falle unwillkürlich thun? — wird einen tröstlichen Eindruck gewinnen. Zwar sind Hans und Dorothea Ibeles im ganzen keineswegs Gottfried und Johanna Kinkel, aber hier und da sind sie es doch und die ganze Lebensauffassung, welche das Werk bietet, erlaubt nicht, an Selbstmordentschlüsse der Verfasserin zu glauben.

Nicht das Mislingen der Revolution verdüstert ihre Seele, das Jahr 1848 ist ihr ein Rausch, ein Abenteuer, an welches sie mit der Empfindung zu denken scheint, es sei doch schön, so etwas erlebt zu haben. Die Entbehrung des Vaterlandes ist wol ein wehmüthiger Schatten, aber das stolze Gefühl, dem starren Boden der Fremde Ernten abgewonnen, das Vaterland ehrenhaft in der Ferne dargestellt zu haben, überwiegt die Wehmuth weit. Die Freude an der Entwickelung kindlicher Seelen, welche sich besonders im 17. Kapitel des Romans in einer Skizze von höchster Wahrheit und Anmuth kund gibt, muß auch eine Quelle des Trostes gewesen sein. Und endlich zeugt von froher Stimmung ein in hundert kleinen Zügen und sogar an den wichtigsten Wendepunkten der Erzählung waltender kecker Humor, der sich z. B. manifestirt, wenn der alte rheinische Onkel bei Gräfin Blasoska mit dem Spiele: „Müller, mahl' mir einen Sack mit Mehl!" einen solchen Lärm verführt, daß das ehrbare London massenhaft zusammenläuft und die gefährliche Frau abreisen muß; oder wenn die zur Mulattin gefärbte Giftmischerin mit theatralischen Thränen sich lichte Streifen auf den Wangen hervorbringt, welche Ibeles' Kinder an dem Satze irre machen, daß man Mohren nicht weiß waschen könne.

Manchmal wird der heitere Ton etwas kühl; so wird es wol manches deutsche Gemüth verletzen, den Glauben an die Unsterblichkeit der einzelnen Menschenseele so frischweg als einen überwundenen Standpunkt des „Mittelalters" erklärt zu finden.

Neue Romane und Novellen.

IV.

Seitdem F. W. Hackländer seine vielgelesenen „Soldatenbilder" veröffentlichte, sind eine Menge derartiger Geschichten ans Licht getreten. A. von Winterfeld, der unlängst „Humoristische Soldaten-Novellen für Sofa und Wachtstube" (Berlin, Behr, 1860) herausgab, gehört zu den bessern Erzählern auf diesem Gebiete. Er kennt das soldatische Terrain, schildert frisch und lebendig und schreibt fließend. Streng wissenschaftlich genommen können die Novellen „Ein Fähnrich mit einem Fehler", „Eine Spukgeschichte" und „Die alte Schabracke" nicht als „humoristisch" gelten, sondern ihr Inhalt würde als „launig" zu bezeichnen sein.

George Hesekiel hat ein artiges, leider seiner politischen Anschauung wegen nicht zu allgemeiner Geltung gekommenes Talent für historische Genremalerei. Als Anhänger der ständischen Adelspartei in Preußen ist seine Neigung für die Zustände vor 1810 begreiflich; er vertritt auch in der Dichtung den Adel, die Absonderung der Stände. Dies wird nicht hindern, daß man in seinem Roman: „Ein Graf von Königsmark" (drei Bände, Berlin, Janke, 1860), mit Vergnügen die bunten, wechselnden und immer farbig ausgemalten Schicksale eines ritterlichen Abenteurers an sich vorüberziehen läßt. Den Roma-

nen Hefekiel's fehlt eine ſie durchdringende künſtleriſche Idee, ſie werden nur durch die Perſönlichkeit des Helden oder der Heldin zuſammengehalten; es ſind glänzende, oft durch ihre Wahrheit und Treue in der Detailſchilderung überraſchende Skizzen. In der Wirklichkeit hat die Weltanſchauung des preußiſchen Herrenhauſes etwas unendlich Nüchternes, das an die erſten Verſuche der Holzſchnittkunſt in ſeiner Trockenheit erinnert; auf die Vergangenheit übertragen, wie in den Romanen Hefekiel's, gewinnt ſie dagegen eine naive Treuherzigkeit und Harmloſigkeit; es fügt ſich alles ſo ſchön, ſo „wie von ſelbſt" in die Wünſche der adelichen Herren; mehr als eine Ader iſt in Hefekiel von jenen guten, alten Erzählern und Chronikenſchreibern, die etwa wie der loyal serviteur ihres Ritters Bayard Thaten der Nachwelt erzählen.

Eugen Hermann nennt ſich ein neuer Autor, E. H. von Dedenroth, der in raſcher Aufeinanderfolge eine Anzahl Romane herausgegeben hat. In „Robert Hammer" (Leipzig, Kollmann, 1860) wird der natürliche Sohn einer Verlaſſenen aus dem Volke der moraliſche Rächer ſeiner bereits verſtorbenen Mutter an ihrem egoiſtiſchen vornehmen Verführer, indem er dieſen, ohne ihn jedoch als ſeinen Vater zu kennen, dadurch an den Pranger der öffentlichen Meinung ſtellt, daß er als Maler deſſen charakteriſtiſche Züge zum Sujet eines von ihm ausgeſtellten Charakterbildes macht. Der Entlarvte fühlt ſich wie von einem tödlichen Blitzſtrahl getroffen, ahnt und entdeckt in ſeinem moraliſchen Verfolger ſeinen Sohn und — erhält in ſeinen letzten Lebensſtunden deſſen „Vergebung".

Die Seelen- und Lebensconflicte, in welche ein Baſtard als Rächer der mütterlichen und eigenen Schmach und zugleich doch andererſeits als Erbe des väterlichen Blutes und Geiſtes gerathen kann, bilden gewiß ein ergiebiges Material. Der Verfaſſer des vorliegenden Romans hat es jedoch nur höchſt dürftig zu benutzen verſtanden. Indem er bis zum Schluß dem natürlichen Sohne den Vater als einen Fremden gegenüberſtellt und ihn ſo nicht zum Helden, der mit Bewußtſein das tragiſche Rächeramt am Urheber ſeines eigenen Daſeins vollzieht, ſondern zum blinden Werkzeug des Geſchicks macht, hat er von vornherein die poetiſche Kraft ſeines Stoffs gelähmt. An und für ſich ſind der Maler Robert Hammer und der Baron Hartheim intereſſante und ziemlich gut motivirte Charaktere.

In einem andern Roman: „Eine deutſche Revolution oder der Carneval von 1848" (Leipzig, Kollmann, 1860), zeigt ſich mehr künſtleriſche Behandlung als im vorhergenannten. Es iſt die berliner Revolution, die hier in ihren Hauptphaſen geſchildert wird. Sie wird als ein künſtlicher, ebenſowol von der Phantaſtik der Demokratie wie von den gewiſſenloſen Intriguen einer bedachtſamen feudalen Rückſchrittspartei angeſtifteter Aufſtand dargeſtellt. Dies Intriguenſpiel erklärt wol die Benennung „Carneval" im Titel. Die deutſche Revolution kann aber weit eher inſofern Carneval genannt werden, als dem kurzen Freiheitstaumel die lange Faſtenzeit der Reaction folgte.

Eine myſteriöſe Rolle als Bändiger der Revolution ſpielt in dieſem Roman der Landrath Eginhardt, der — ein umgekehrter Poſa — das unbedingte Vertrauen des rathloſen, nach einem Freunde ſchmachtenden „Fürſten" zu gewinnen weiß und — Polizeiminiſter wird, um ſpäter ſelbſt der Reaction als Opfer zu erliegen. Einer unwillkürlichen Vergleichung Eginhardt's mit einer bekannten, vor einigen Jahren in einem vielberufenen Duell gefallenen hiſtoriſchen Perſönlichkeit (Hinckeldey) kann ſich der Leſer nicht leicht entziehen.

Der durch ſeine nordamerikaniſchen Romane und Erzählungen raſch bekannt gewordene Armand gibt uns in „Ralph Norwood" (fünf Bände, Hannover, Rümpler, 1860) ein neues Lebens- und Sittenbild aus der Union. Den hiſtoriſchen Grundſtoff des Ganzen bildet die Beſetzung und Eroberung Floridas durch die Nordamerikaner. Nach dem Kaufe des Landes von den Spaniern hielten ſich im Innern der Halbinſel noch einzelne verſprengte Indianerſtämme, deren mächtigſter die Seminolen waren, im Kampf und Gegenſatz zu den vorrückenden Amerikanern. Ralph Norwood, obgleich der Sohn einer indianiſchen Mutter, führt die Seminolen ins Verderben; er leitet ihre Ueberſiedelung nach den fernen weſtlichen Waldgründen; es iſt eine jener wilden, ungezügelten, verbrecheriſchen, aber thatkräftigen und unerſchrockenen Naturen, wie ſie die hier hart aufeinanderſtoßenden Gegenſätze einer reichen Cultur und brutalen, zum Theil durch die Verhältniſſe gebotenen Roheit erzeugen. Alle Vorzüge Armand's, eine lebendige, farbenreiche Darſtellung, eine kecke Zeichnung, die Bekanntſchaft und Vertrautheit mit Gegenden und Menſchen, erſcheinen in dieſem Werke wieder. Man kann an dieſe Schilderungen nicht den Maßſtab des Kunſtſchönen legen; ſie haben die Naturwüchſigkeit, das Wilde, Phantaſtiſche eines Urwalds; ſie ſcheinen ſich, den Prairieen gleich, end- und pfadlos auszudehnen; aber die einzelne Skizze gibt immer ein volles, anſchauliches Bild; Armand macht den Verſuch, Reiſe- und Volksſchilderungen in Romanform zu bringen, und einmal den Zwieſpalt überſehen, der in dieſer Verbindung doch ſtets unausgeglichen ruhen wird, iſt ihm dieſer Verſuch gegluckt.

Neue Gedichte.

II.

In zweiter Auflage liegt uns das „Herzbilderbuch" von Hugo Delbermann (Bonn, Rheiniſche Buchhandlung, 1860) vor. Dieſe Gedichte gemahnen an ein Gewächshaus. Die farbenreichſten Blüten überraſchen uns durch ihren Glanz und daneben ſtehen die wunderlichſten Schlinggewächſe und Farrnkräuter, deren Seltſamkeit ihre Schönheit beeinträchtigt; ſchließ-

Digitized by Google

lich ruht über allen eine gewiſſe ſchwüle, fieberhafte Hitze. Niemand wird ſich dem Schwung, der Begeiſterung des Dichters entziehen, die oft überraſchend, wie plötzlich auflohendes Feuer, ausbricht; einzelne Lieder ſind wieder von einer ſo zarten Färbung, daß man ſie mit dem Weiß und dem leiſen Roth der Camellien vergleichen möchte — aber das Abſonderliche überwiegt. Von Lingg iſt neulich in Kolatſcheck's „Stimmen der Zeit" von einer vielleicht zu ſcharfen Feder geſagt worden, ein gutes Theil ſeiner poetiſchen Anregung ſei aus Cuvier und Humboldt geſchöpft; dies paßt, nach der lyriſchen Seite hin, auch auf Oelbermann. Der Dichter will ein ideales Reich, er kämpft mit ſeinen ſchärfſten und beſten Waffen gegen die kalte, leere Wirklichkeit und doch hängt er durchaus von „Kraft und Stoff" ab. Eins ſeiner Bücher nennt er „Wellenlinien und Farbentöne". Mit ſeiner Geliebten „erglüht" er „für der Forſchung leuchtenden Aetherſchein, für den Odem der Welterkenntniß". Und noch ein anderes Moment tritt ein, das den vollen und ungetheilten Genuß dieſer ſo ſchönen Gaben ſchmälert, der Misbrauch des Fremdwortes. Wer läſe ohne Lächeln in einem ſonſt trefflichen Gedicht auf Béranger's Tod den Ausruf: „Dein ſtolzer Tod, du Attentäter!" oder gar „Des Cäſarismus Trauermohn". Wenn von den Menſchen dieſer Zeit geſagt wird, „er wird dir ſagen, wie der Curſe neu'ſter ſteht, wird mit Haſt vorüberjagen wie ein ſauſender Komet", ſo fühlt jeder die Wunderlichkeit, die in der Vergleichung des Bankiers mit dem Kometen liegt. „Der Cult des Schönen", „der Luftballon des Dichterherzens" — alles das iſt zu ſehr künſtlich-tragiſches Glühen, nicht die ſanfte Glut, die unſere großen Liederdichter Goethe und Heine beſeelte. Wir rügen hier um ſo entſchiedener, als Hugo Oelbermann in den Stoffen und ihrer Behandlung ſonſt eine ſo glückliche Hand verräth.

Die Garibaldi-Hymne.

Worte von **Luigi Mercantini**, Melodie von **Olivieri**, Uebertragung von **Robert Hamerling**.*)

Es klaffen die Gräber der Todten, es heben
Des Vaterlands Märtyrer neu ſich zum Leben,
Das Schwert in der Hand und im Haare den Lorber,
Italias Namen in glühender Bruſt!
Erhebt euch, erhebt euch mit Mannesgewalten,
Das Banner Italias hoch zu entfalten!

Erhebt euch mit Schwertern, erhebt euch mit Flammen,
Erhebt euch, italiſche Glut in der Bruſt!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

O Heimat der Blumen, der Klänge, der Lieder,
Zur Heimat der Waffen nun werde du wieder!
Die Hand, die ſo lange belaſtet von Feſſeln,
Das Schwert von Legnano nun ſchwinge ſie hoch!
Dem Joche des Deutſchen nicht länger ſich ſchmiege
Die Heimat des Römers, des Heldenſinns Wiege!
Wir dulden nicht länger Tyrannen, nicht Fremde,
Schon währt' es zu lange, das ſchmähliche Joch!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

Laß, Fremdling, die Heimat uns Brüder vereinen,
Am Strande der Donau du ſuche die Deinen!
Laß ab, uns zu rauben den Segen der Auen,
Das Blut unſ'rer Söhne, der Heimat geweiht!
Italias Grenzen ſind Alpen und Meere,
Wir brechen durch Berge mit feurigem Speere;
Wir ſtürzen die Pfähle der Grenzen, der alten,
Und unſere Banner wehn herrlich und weit!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

Stumm ſeien die Zungen, die That nur, ſie rede,
Bekämpfen den Feind wir in trotziger Fehde!
Der Sieg, er iſt unſer, wenn all' uns wie Brüder
Umſchlingen die Bande des feſten Vereins.
Nicht gnügt es, das Blut des Bedrückers vergießen,
Es gilt, ihm für immer das Thor zu verſchließen!
Eins werden nunmehr die italiſchen Stämme,
Die hundert italiſchen Städte ſind Eins!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

Sobald ſie die Hänge der Alpen bedräuen,
Wird Garibaldi den Schlachtruf erneuen,
Und, lauſchend dem Streiterſignal aus Caprera,
Die Scharen der Tauſend vom Aetna ſtehn auf!
Dem Vortrab der Rothen, der muthig Beſeelten,
Folgt kühnlich Italia mit Schiffen und Zelten;
Es geht auf den Spuren des Helden, des treuen,
Emanuel's Schlachtroß im Siegeslauf!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

Von Roms Capitole tönt bald in die Runde
„Italia hoch!" aus des Königes Munde;
Die Seine, die Themſe, ſie grüßen mit Ehren
Die Herrin, die alte, die neu ſich erhebt!
Zufrieden ſie herrſchet in eigenen Gauen,
Doch bleibt den Tyrannen ſie ewig ein Grauen,
Und ſendet die Söhne zu Meer und zu Lande,
Wo immer ein Volk noch in Ketten erbebt!
Ihr fremden Bedrücker, nun iſt es genug!
Entweichet, denn euere Stunde, ſie ſchlug!

*) Es bedarf wol keiner beſondern Verſicherung, daß wir, bei aller Sympathie für die Sache Italiens, dieſe italieniſche Volkshymne nur im Intereſſe einer damit zu ſchildernden Zeitbewegung abdrucken. Sie iſt die Marſeillaiſe Italiens geworden. Sollte der unſelige Kampf erneuert werden, ſo würden wir unſere Pflicht kennen und den deutſchen Kriegern, wenn auch Egmont's Schlußworte an die ihn zum Tode Führenden auf ſie paſſen würden, keine der ihnen gebührenden Rückſichten und Ehren entziehen. D. Her.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Was noth thut. II. — Eine Trauercour. Brief aus Berlin. — Aus der Bühnenwelt. — Musik und bildende Kunst. — Briefwechsel.

Was noth thut.

II.

Klappern gehört zum Handwerk!

Das muß man wahrlich von einer in Bonn (wiederum in der Rheinischen Verlagsbuchhandlung) erschienenen Broschüre sagen, in der „Preußens Beruf zum deutschen Kaiserthron geographisch-geschichtlich unwiderlegiich nachgewiesen" wird oder — nachgewiesen werden soll von Dr. Rudolf Nagel. Nicht nur, daß bei einem neulich in rheinischen Blättern ausgefochtenen Zeitungsstreit des Verfassers mit seinem Verleger, dem in unserer heutigen Nummer als Dichter so anerkannten, als Buchhändler etwas stark zur Charlatanerie neigenden Hugo Oelbermann allerlei Puff herausgekommen ist, auch die äußere Ausstattung macht einen effecthaschenden Eindruck. Prangend mit Schwarzrothgold, einem Doppeladler auf silbernem Felde und einem andern mit der Kaiserkrone, deutet der Umschlag gleich die Geheimnisse des Inhalts an.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir erinnern, daß Preußen, erlangte es die Kaiserkrone, keine Ursache haben würde, den erst seit 1519 mit einem zweiten Kopf verunstalteten Adler des österreichischen Hauses an die Stelle des ins preußische Wappen übergegangenen einköpfigen Adlers des Deutschen Reichs zu setzen. Der durch Karl den Großen seit seiner Krönung zum römischen Kaiser des Abendlandes als Feldzeichen angenommene Adler der römischen Legionen wurde von Otto dem Großen, dem ersten Kaiser des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation", im Jahre 955 als schwarzer Adler auf goldenem Schilde zum Reichswappen angenommen, woraus sich ergibt, daß die neuerdings erst hinzugekommene rothe Farbe (vielleicht weil das kaiserliche Blutbanner als Sinnbild peinlicher Gerichtsbarkeit roth war) in richtiger heraldischer Ordnung nicht Schwarz und Gold oder Gelb trennen, sondern als dritte den beiden ältern Farben sich anschließen sollte. In dieser Ordnung „Schwarzgoldroth" sind auch die Nationalfarben in Belgien, dem ehemaligen burgundischen Kreise des Deutschen Reichs, geordnet. Und ferner: Obschon der Deutsche Bundestag in seiner 16. Sitzung am 9. März 1848 den Doppeladler mit der Umschrift „Deutscher Bund" für den alten deutschen Reichsadler und die Farben Schwarzrothgold zu Wappen und Farben des Deutschen Bundes erklärt hat, so wurde doch erst von Karl V. der von Kaiser Maximilian I. noch geführte einköpfige Reichsadler in einen zweiköpfigen verwandelt, nachdem einzelne Kaiser vorher dann und wann das Bild zweier einfacher Reichsadler in ein zweiköpfiges Ungethüm zusammengezogen hatten. Preußens einköpfiger Adler könnte also ganz gut als deutscher Reichsadler ausreichen.

Besticht nun vielleicht der mit den deutschen Farben und Adlerbildern verzierte Umschlag der Flugschrift das Auge der Menge, so muß den denkenden Leser doch der Inhalt derselben bedeutend befremden. Der Verfasser will den geographisch-geschichtlichen Nachweis vom Berufe Preußens zum deutschen Kaiserthrone liefern und macht die wunderlichsten Anstrengungen, um Deductionen zu geben, auf die es in dieser so hochwichtigen Frage gar nicht ankommt.

Die Markgrafen von Brandenburg konnten im Mittelalter nie Hoffnung hegen, an die Kaiserkrone zu gelangen. Mächtige deutsche Fürstengeschlechter konnten damals nur in rein deutschen Landen emporwachsen. Sachsen (d. h. nicht das heutige germanisirte Wendenland) sendete deshalb das sächsische, Franken das fränkische, Schwaben das hohenstaufensche, Luxemburg das lützelburgische, die deutsche Schweiz das habsburgische Geschlecht auf den deutschen Kaiserthron. Auch andere rein deutsche Länder, Baiern, Pfalz, Braunschweig, Nassau, Schwarzburg, die Niederlande, gaben dem Gesammtvaterlande einzelne Könige und Kaiser. Brandenburg dagegen, als ein dem Mittelpunkte deutschen Lebens fern liegendes, von den Slawen zurückerobertes Land kam zwar mit dem Aussterben der askanischen Markgrafen in den vorübergehenden Besitz der Söhne Kaisers Ludwig's des Baiern, ferner des luxemburgischen Hauses und sogar des Kaisers Sigismund, der es an das schwäbische Geschlecht der Hohenzollern verkaufte; als aber dieselben sich dort nach blutigen Kämpfen mit dem märkischen, erst germanisirten Adel festgesetzt hatten, waren mit Albrecht II. (1437) die Habsburger wieder auf den deutschen Kaiserthron gelangt, in dessen Besitz sie sich behaupteten, bis ihr Mannsstamm mit Karl VI. erlosch und dessen Erbtochter Maria Theresia nach dem Tode des bairischen Karl VII. den Herzog von Lothringen als Franz I. auf den deutschen Kaiserthron hob, einen Franzosen, dessen Enkel Franz II. bekanntlich der letzte Kaiser des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation" war.

Also die geographisch-geschichtliche Anknüpfung des „preußischen Berufs" an die ältern Kaisergeschlechter ist eine Chimäre. Gutgethan hätte der Verfasser, wenn er wenigstens bei seinen retrospectiven Studien auf die schöne Eigenschaft deutscher Fürsten hingewiesen hätte, in Momenten der Gefahr des Vaterlandes eigener Macht zu Gunsten

des Berufenen zu entsagen. So die edle Selbstverleugnung Kaiser Konrad's I. (918) und Herzog Eberhard's von Franken, seines Bruders, die zum Wohle des Vaterlandes ihrem Gegner, dem Sachsenherzog Heinrich (dem Städteerbauer), Deutschlands Krone zuwandten — so die Erfüllung des patriotischen Gelübdes Konrad's I. (1024, des Saliers) und seines Vetters Konrad, Herzogs des rheinischen Franken, welche, als der Fürsten Wahl zwischen ihnen schwankte, zu Vermeidung des Bürgerkriegs sich verpflichteten, daß der Nichterwählte dem Erwählten ein treuer Vasall sein solle. Nachahmungswürdige Beispiele für deutsche Fürsten! Geschichtlich gerechtfertigt ist, daß die Uneinigkeit der Deutschen nur dann Unheil stiftete, wenn die Fürsten die Parteileidenschaft im dynastischen Interesse ausbeuteten.

Es wird also mit dem Beruf Preußens zur deutschen Königs- oder Kaiserkrone erst da einen geschichtlichen Anfang zu nehmen haben, als Friedrich II. in Kampf mit Oesterreich gerieth und nun Deutschlands Genius — aut aut sprechen lernen mußte. Geographisch hätte der Verfasser Preußens Schirmvogtei allenfalls herleiten sollen aus der Thatsache, daß ihr Schwert gen Mitternacht, Morgen und Abend Deutschlands Grenzen beschützt und der König von Preußen über einen wesentlich deutschen Staat von 18 Millionen herrscht, dessen Vortheil ebendeshalb und weil er wegen seiner Zerstückelung erst in Deutschland die nothwendige naturgemäße Ergänzung findet, mit demjenigen unsers Gesammtvaterlandes zusammenfällt. Er hätte darauf aufmerksam machen können, daß Oesterreich eher den Namen einer slawischen Macht verdient, weil in ihren deutschen Bundesländern nur 6 Millionen Deutsche neben 6,800000 Slawen wohnen und unter der nichtdeutschen Bevölkerung des Kaiserstaats von 26,600000 Menschen verschiedener Abkunft die Slawen mit 14,800000 Seelen bei weitem das zahlreichste Volk bilden. Der Verfasser hätte auf die geschichtliche Erfahrung hinweisen sollen, daß Oesterreich wegen des außerhalb Deutschland liegenden Schwerpunktes seiner Macht auch andere Interessen als Deutschland zu seiner Selbsterhaltung von jeher verfolgte und stets verfolgen wird und muß; daß es seine Verbindung mit Deutschland nur als ein Mittel zur Förderung seiner eigenen Zwecke betrachtete und die Kaiser aus österreichischem Hause das Deutsche Reich nicht, wie es ihr Titel verhieß, mehrten, sondern zu Vergrößerung ihrer Erbländer schmälerten, während die Hohenzollern den Deutschen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen und Posen zugeführt haben und zum bei weitem überwiegenden Theile germanisirten.

Ein anderes ist freilich, ob auch die Mittel, die man jetzt anwendet, um „Preußens Beruf" zur Erfüllung zu bringen, für den Augenblick die richtig gewählten sind — eine Frage, die uns öfter beschäftigen wird.

Eine Trauercour.

Brief aus Berlin.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit in den schönen Räumen des königlichen Schlosses, wo viermal innerhalb dieser Zeit der Brautreigen getanzt wurde, eine so düstere Versammlung wie neulich bei der Trauercour tagte — wir sagen tagte; denn die Ceremonie fand um die Mittagszeit statt und das rings verbreitete Zwielicht war ein künstliches.

Von halb zwei Uhr an rollten die Equipagen, welche die in schwarze Schleier gehüllten Damen zum Schlosse brachten. Sie alle gaben der Cour den feierlich-ernsten Charakter, da die Herren in ihren wenn auch ein wenig umflorten Uniformen ihren Glanz nicht eingebüßt hatten. Aber statt der rauschend seidenen Gewänder, der bauschigen Robe, statt des bunten Farbenspiels von Federn und Blumen, statt des Wassers und Feuers der Diamanten und Topase sah man an den Frauen nur ein hohes schwarzwollenes Kleid mit kleiner Stutzschleppe und langen Aermeln — ohne allen und jeden Schmuck. Eine Krepphaube mit gesäumten Strichen und tiefer schwarzer Flebbe. Von der Haube herab hinten ein Doppelschleier von breitem schwarzem Krepp bis über den Saum des Kleides, während nach vorn ein $^3/_4$ langer Schleier das Gesicht bedeckte. Dazu schwarze glanzlose Handschuhe und Fächer. So traten die Damen ein und durchschritten, wie dem Reich der heiligen Feme angehörend, schweigend die Räume bis zum Grünen Saal, neben welchem sich die Versammlungszimmer befanden.

Der Moment, wo der kleine Schleier zurückgeschlagen wurde, hätte jedem Beobachter und Liebhaber des Schönen einen Genuß gewährt. Denn die schwarze Schwesterschaft, die irgendeinem Büßerorden anzugehören schien, bot nun Physiognomieen, denen das düstere Costüm vortrefflich stand. Alle, selbst die Unschönen sahen durch diese Tracht fein und vornehm aus. Die ältern Damen erschienen in ernster Würde, gehoben, gleichsam als sei ihr Reich nicht mehr von dieser Welt; die jungen Frauen aber (die Fräulein waren von dem ernsten Lebensact ausgeschlossen) hatten, das sah man bald, trotz ihrer Schleier durchaus nicht mit der Welt abgeschlossen, sie sahen theilweise reizenden Büßerinnen gleich, vor allen die in Jugendfrische strahlenden Blondinen, zumal keine an ihre rothgeweinten Augen zu denken brauchte. Einige hohe und edle Gestalten erinnerten an jene schönen Bilder der Maria Stuart; ein Maler hätte hier nicht uninteressante Studien machen können.

Die Fenster waren halb verhüllt, sodaß ein Zwielicht das gegenseitige Erkennen noch schwieriger machte. Natürlich wurde in den Zimmern geplaudert. Die wenigen Stühle, die da waren, wurden abwechselnd benutzt; im allgemeinen weiß man ja, daß bei einem Hoffest Stehen die Hauptsache ist. Wie ein Défilé Soldaten Hand am Gewehr steht, des Commandos gewärtig, so die sämmtlichen Damen mit der Hand

am Handſchuhknopf. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, die Königin ſtelle anheim, ihr den Handkuß darzubringen. Klang die Mittheilung auch märchenhaft — in Spanien ſoll zu dieſer für die Empfängerin höchſt anſtrengenden Ceremonie eine künſtliche Hand dargeboten werden — ſo erinnerte man ſich doch, daß die junge portugieſiſche Königin, geborene Prinzeſſin Stephanie von Hohenzollern, hier in Berlin nach der Procurationstrauung den Handkuß ihrer vor ihr niederknieenden Unterthanen, des ihr entgegengeſandten Hofſtaats und der Damen und Herren von der portugieſiſchen Geſandtſchaft, auf der vom Handſchuh entblößten Hand empfing, wobei die Küſſenden gleichfalls ohne Handſchuh vortreten müſſen, und demzufolge waren denn in der Ungewißheit der Dinge, die da kommen würden, ſämmtliche Handſchuhe aufgeknöpft, bereit, im Momente abzuſtiegen, ſowie eine Vorgängerin dazu das Zeichen gegeben hätte.

Aber die ſpaniſche Etikette blieb aus. Um 2 Uhr begann die Ceremonie. Die Königin ſaß in einem zweifenſterigen, ſchwarz verhangenen und mit Wachslichtern erleuchteten Zimmer, auf dem vom dunkeln Baldachin ſchwarz umhüllten Thron, ebenſo ſchwarz verſchleiert wie die huldigenden Damen. Neben ihr zur rechten ſtand des Königs Majeſtät. Von beiden Seiten ſtanden ſchwarzverhüllte Hofdamen, gegenüber dem Thron einige Prinzen und Hofchargen. Die königlichen Prinzeſſinnen eröffneten die Feierlichkeit, zogen vorüber, verbeugten ſich und verſchwanden durch den Rittersaal. Den Prinzeſſinnen folgten die reichsunmittelbaren Fürſten und Hoheiten, Excellenzen, das diplomatiſche Corps und dann das Gros der Damen. Sie ſchritten, die Schleier über das Antlitz, zu zwei im langen Zuge vor. Beim Eintritt in das Thronzimmer wurde eine Verbeugung an der Eintrittsthür gemacht, dann zwei Schritte vor eine Verbeugung — ohne Handkuß — vor der Königin, dann eine vor dem König, zwei Schritt weiter eine letzte an der Ausgangsthür.

Dieſe für die allerhöchſten Herrſchaften gewiß ſehr anſtrengende Ceremonie dauerte bis halb vier Uhr. Sie muß auf jeden Theilnehmer einen tiefen Eindruck gemacht haben. Da ſie ſich nur ſelten ereignet und hoffentlich im königlichen Schloſſe zu Berlin ſobald nicht wieder eintritt, glaubten wir, eine nach authentiſcher Quelle verfaßte kurze Beſchreibung wäre Ihren Leſern nicht unwillkommen.

Aus der Bühnenwelt.

* Dem Beiſpiel H. Laube's folgend, der neuerdings ſeine reiche Bühnenerfahrung in „Eſſex" und „Montroſe" zu einer ferniſch lebendigen, buntbewegten dramatiſchen Darſtellung geſchichtlicher, in Schiller'ſcher Weiſe behandelter Stoffe benutzte, erhob ſich G. von Putlitz aus der Sphäre ſeiner kleinen, immer gern geſehenen Luſtſpiele zu größern dramatiſchen Gebilden, die gleichfalls eine ſichere Vorberechnung der Scene und aller ſchauſpieleriſchen Reproductionsmöglichkeiten verrathen. In „Don Juan d'Austria", einem Trauerſpiel, das wir in theilweiſe vorzüglicher Darſtellung auf dem dresdener Hoftheater ſahen, bildet den Mittelpunkt einer bewegten und das Gemüth mannichfach anregenden Handlung jener ritterliche Held von Lepanto, Karl's V. natürlicher Sohn, den Epos und Bühne ſchon mannichfach gefeiert haben, ohne daß man ſagen kann, er hätte ſeinen ebenbürtigen Sänger gefunden. Da die Mutter des „Baſtard von Spanien" unbekannt iſt, da ſeine Plane um Befreiung vom bevormundenden Joch ſeines tyranniſchen Bruders Philipp im Dunkeln liegen, ein ſchneller Tod vor den Laufgräben von Namur ihn in der Blüte ſeiner Jahre hinraffte, ſo iſt ſeine geſchichtliche Erſcheinung romantiſcher Art und geſtattet der ergänzenden Phantaſie manche Freiheit, vorausgeſetzt, daß dabei die geſchichtliche Geſtalt als ſolche, ein wettergebräunter, ſchlachtenerprobter, männlichfeſter Held, nicht verloren geht.

Nach dieſen Anforderungen hat G. von Putlitz den Sieger von Lepanto nicht ſo würdig geſchildert wie mit geringerer Kenntniß der Bühne vor Jahren unſer armer, von Krankheit daniederg.beugter J. Moſen. Putlitz macht eine vornehme und einflußreiche flandriſche Dame zu Don Juan's Mutter und läßt dieſe in dem Glauben leben, daß ihr von Kaiſer Karl empfangenes Kind todt wäre, läßt gerade ſie die Fäden der gegen Don Juan als Statthalter Philipp's auch in den ſüdlichen Niederlanden erhobenen Anzettelungen (die nördlichen ſtanden bereits unter Oranien in hellem Aufſtand) lenken und zuletzt erleben, daß ſie ihren eigenen Sohn ins Verderben gelockt hat und die Urſache ſeines Todes geworden iſt.

Der Raum verbietet uns, auszuführen, wie dieſem an ſich ſchönen Gedanken, dem eine große tragiſche Wirkung hätte verliehen werden können, doch nur eine theatraliſche Ausführung zu Theil wurde. Aus dem ſo geſchickt vom Dichter behandelten Luſtſpiel hat er die Requiſite des Luſtſpiels, vorherige Orientirung des Hörers und das Misverſtändniß unter den Spielenden, mit hinübergenommen. Vorherige Orientirung hebt aber in der Tragödie die Spannung auf und das Misverſtändniß darf auf tragiſchem Gebiet entweder nur wirkſam werden in den großen ſchickſalsſchweren Zügen, wie die alten Tragiker das Geſchick des Hauſes der Labdakiden ſchilderten, oder in ſeiner Verklärung zum Irrthum und zur großen Sünde. Die Art, wie Putlitz das Misverſtändniß handhabt, iſt klein und verläßt das Gebiet der Intrigue nicht. Wäre der Muttername nicht ein ſo tief das Herz unter allen Umſtänden rührender, wir würden die Berechtigung zu all den Wirkungen beſtreiten müſſen, die in dem Werk des Dichters die Gräfin Bouges hervorbringt.

Theatraliſch iſt die Art, wie die Mutter eine dreißigjährige Entbehrung ihres Kindes zum Anlaß von Schmerzensäußerungen macht, die ſo ausgeſtoßen werden, als hätte die Betäubung erſt vor einigen Tagen ſtattgefunden. Theatraliſch iſt in dieſem Sinne gleich anfangs die Apoſtrophe an des Vaters Bild. Theatraliſch und nur auf eine an Abgängen reiche Mutterrolle berechnet iſt die ganze Durchführung einer Aufgabe, die fein und menſchlich wahr erſt durch ein völlig entgegengeſetztes Behandlungsſyſtem geworden wäre und unſern Glauben an die Sache nur dann gefördert hätte, wenn dieſe Frau mit ihrem dreißigjährigen Schmerz, mit ihrer Rache ſich zur Kälte der Liſt und Verſchlagenheit verſteinert hätte und im Bunde mit Wilhelm von Oranien einen Plan

Digitized by Google

verfolgte ohne Lärm, ohne Tiraden und doch damit die Basis zu ihrer künftigen Bestrafung durch die Nemesis legend. „Bestrafung" sagen wir. Verdiente die Niederländerin oder die Mutter oder die Geliebte Karl's eine Bestrafung durch die Nemesis? Das sind die tiefern Gedanken, die der Dichter anregt, ohne ihnen eine Lösung zu geben. Ja man muß geradezu die Handlungsmotive durchgängig unsicher tastende nennen und vom vierten Act an sogar nur halbe und schwankende. Warum genügt der Mutter nicht der beiläufig gesagt ganz theatralisch motivirte und des großen Helden in allen Nebenumständen unwürdige Uebergang zur Sache der Niederländer? Weil Don Juan der Sohn der Augsburgerin ist? Dann war es doch mit ihrer ganzen Parteinahme für die Sache ihres Volkes kläglich bestellt. Man muß sich vom vierten Act an die kleinen, vielfach verwirrten Fäden immer mit Schwierigkeit vergegenwärtigen und sagen: Darum und darum. Aus solchem Nacheonstruiren der dichterischen Willkür entsteht die Erkältung der Theilnahme und wo wol könnte sie wieder erwärmt werden? Durch den unreifen, überjünglinghaften Charakter des Helden? Durch den spanischen Achtvollstrecker, dem eine Tochter, wir möchten sagen zufälligerweise sich anhängt, eine Tochter, die die Geliebte des Helden ist, die Königin der Niederlande werden könnte, ohne daß dieser doch sonst so scharfspähende Vater es merkt? Durch eine Geliebte, die nicht weiß, soll sie hier oder da auftreten, links oder rechts stehen, reden oder schweigen? Durch einen Sohn des Escovedo, der erst die Ermordung seines Vaters in Thränenströmen beweint und dann heiter dahinhüpft und zum Trinkgelage die Becher füllt? Durch eine Giftmischung, die mit der Ausführlichkeit eines chemischen Experiments behandelt wird? Durch eine Selbstbestrafung der Mutter, die den Rest des übrig gebliebenen Giftes aus einer Kanne teinkt, die, da wir uns ganz auf theatralischem Gebiete befinden, komisch genug den Eindruck der absoluten Leere des Gefäßes, der Leere und des hohlen Blechs auch in jeder sombolischen Beziehung, weckt? Bleibt da von dem Ganzen etwas übrig als, richtig gezählt, sechs stürmische Hervorrufungen, begründet auf die Erschütterung unserer Nerven, die nie ausbleibt, wenn auf der Bühne eine Frau mit Thränen ruft: „Mein Sohn!" und ein junger Mann mit seligem Jubel: „Meine Mutter!"?

Diese Hervorrufungen verdiente Frau Bayer-Bürck im höchsten Grade. Uebergegangen in das sogenannte „ältere Fach", entfaltete sie den ganzen Reichthum ihrer aufgesammelten und künstlerischen Seelenschätze. Die Monotonie eines von Anfang bis zu Ende gleich declamatorisch gehaltenen Rachegefühls wurde durch die Schönheit ihres Organs zum Wohlklang. Blick und Geberde, Schritt und Haltung war die einer königlichen Frau. Sinnig durchgehend die Andeutung der sich regenden „Stimme des Blutes". Nur im letzten Augenblick, wo jenes Gift des spanischen Executors, der erst im fünften Act die Möglichkeit, der Schwiegervater eines Königs der Niederlande zu werden, erfährt (das „Misverständniß" des Lustspiels), zu wirken beginnt, hätten wir noch einmal den Einsatz einer neuen Spiel- und Tonnuance gewünscht; aber die Kraft einer Frau, die schon das Uebeemenschliche in Wiedergabe dreistündiger Drohungen und Schmerzensrufe geleistet hatte, war an ihrer Grenze. Wol durfte, als sich „die Leiche der Mutter an der Leiche des Sohnes" streckte, ein Lorber ihre Stirn bedecken.

* In Frankfurt am Main starb der Schauspieler Leonhard Meck, einige Zeit auch Director des frankfurter Theaters. Der sogenannten „alten Schule" angehörend, wußte er komische und ernste Väter mit großer Wahrheit darzustellen; auch komische Chargen gelangen ihm, wenn die gute Laune des Publikums ermunternd und ergänzend zu Hülfe kam. Aus sich selbst heraus einen auf die Spitze getriebenen Charakter durchzuführen, fehlte ihm der Muth, wie ihm denn überhaupt sein bescheidenes oder vielleicht nur zaghaftes Naturell hinderlich war, sein Talent zu größerer Anerkennung zu bringen. In Iffland'schen Stücken durfte man ihn mustergültig nennen. Unfehlbar hätten auch auf ihn in seinen jüngern Jahren Berlins oder Wiens Hoftheater für ein Engagement reflectirt, wenn seine Sprechweise nicht eine dialektische Färbung gehabt hätte. Meck war aus der nürnberger Gegend gebürtig und sprach die Geibel'schen Gedichte mit großer Virtuosität. Sein Tod und die allgemeine Theilnahme der Bewohner Frankfurts bezeugte, wie hoch auch der menschliche und bürgerliche Charakter des Verstorbenen in Ehren stand.

Musik und bildende Kunst.

* Die Aufführung des Oratoriums „Paradies und Peri" von Robert Schumann durch den Stern'schen Gesangverein in Berlin brachte ein Werk, welches unter des Componisten eigener Leitung unglücklich ausfiel, vollständig zu Ehren. Die vielen Schönheiten der Composition traten unter der bewährten Leitung des Professors Stern und dem, wie bekannt, vortrefflichen Chor aufs beste hervor und die Solopartieen wurden von den Damen Harriers-Wippern, Jenny Meyer und den Herren Fricke, Otto und Flögel nach Maßgabe ihrer Kräfte lobenswerth ausgeführt.

* In einem wohlgelungenen Stahlstich ist bei Brandstetter in Leipzig ein Porträt Lessing's erschienen. Es ist die Nachbildung eines in Halberstadt befindlichen Originalgemäldes von G. O. May und wurde bereits zur Rietschel'schen Statue benutzt. Wenn wir schon öfters sagten, daß uns das schöne und besonders durch sein Costüm kunstgeschichtlich epochemachende Rietschel'sche Werk in Haltung und Wuchs mehr den Eindruck des jungen Goethe als Lessing's macht, so bestätigt unsere Empfindung dieser feine sarkastische Kopf, zu dem eine untersetzte, gedrungene, minder schlanke Gestalt zu gehören scheint.

* Unter den bildenden Künstlern Berlins circuliren Petitionen an die Kammer um Bildung einer Nationalgalerie für Werke lebender Künstler.

Briefwechsel.

— Herrn K. F—s in Wien. Mag den Herausgeber das Uebermaß seiner Arbeitsverpflichtungen entschuldigen, wenn für Ihre freundlichen Zeilen hiermit nur ein kurzer, aber darum nicht minder warmgefühlter Dank erfolgt.

— Herrn *** in Neuyork. Ist angekommen und geht, wenn unbenutzbar, an die bezeichnete frohburger Adresse.

— Herrn *** zu Newark in New-Jersey. Angekommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 7. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Gasthaus „Zum stillen Port". Humoristische Novelle von M. Solitaire. I. — Türkische Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von W. Hornay. V. Türkische Frauen. — Was ein frankfurter Kopf alles vertragen kann. Von A. G. — Pariser Herbsttage. III. — Friedrich Spielhagen. — Am Büchertisch. I. — Neue Romane und Novellen. V. — Das innere Glück. Von A. u. G. — **Neues aus der Welt.**

Das Gasthaus „Zum stillen Port".

Humoristische Novelle von **M. Solitaire.**

„Mulier imperator et mulier miles."

I.

Die rosigen Streiflichter einer abendlichen Dämmersonnenglut fielen in die Spiegelfenster der von herrlichen lombardischen Pappeln umstandenen und im Frontispiz über der imposanten Glasthür mit der Inschrift in goldenen Lettern „Zum stillen Port" gezierten Villa des Hofraths Blasius.

Ein gußeisernes, an den Spitzen vergoldetes Gitter umgibt den zierlichen, in italienischem Geschmack aufgeführten Bau, der, vorn von der breiten, wohlgepflegten Heerstraße begrenzt, mit der Hinterfronte an einen Hügel sich anlehnt, der mit hochgewachsenem, üppigem Laubholze von der Sohle bis zum Scheitel wohlbestanden ist und nach dieser Richtung das anmuthige, sich vor unsern Augen entrollende Landschaftsbild ebenso pittoresk als würdig abschließt, während der Vordergrund halb von einem silberklaren See ausgefüllt wird, an dem sich die Landstraße, in scharfer Wendung von der Villa sich abbiegend, von holdem Baumschmuck lieblich beschattet, hinzieht, halb auf einen ziemlich hohen Thurm, in gothischen Formen aufgeführt, hinweist, der aus dem Mittelpunkt eines mäßigen Landstädtchens, das von der Villa etwa eine halbe deutsche Meile entfernt scheint, imposant und mächtig genug emporragt.

Der Hofrath, ein schlanker Mann, der die Sonnenhöhe des Lebens schon überschritten zu haben scheint, denn hier und da blickt bereits der Schnee des herannahenden Alters durch das sonst schwarze Haar seines Hauptes, aber noch würdig genug und vor allen Dingen bisjetzt wenigstens noch von jenen unseligen Kohlenstoffanhäufungen, die so gern im Gefolge der sinkenden Lebenssonne zu wandeln pflegen, verschont, steht am Fenster und blickt bald sinnend in die schöne Gegend, vorzugsweise nach der Richtung, in der die erwähnte Landstraße dem Städtchen zueilt, bald greift er nach einer der Fliegen, die an den Scheiben im holdseligen Abendroth lebenslustig und um den nächsten Augenblick, nach dem Grundprincip der Fliegenphilosophie, sollte selbiger auch Tod und Untergang bringen, vollkommen unbekümmert lebhaft durcheinander spielen; und gelingt es ihm, eines solchen leichtfertigen Creatürchens habhaft zu werden, so überantwortet er selbiges erbarmungslos einem pechschwarzen, graugesprenkelten Vogel mit langem Schnabel, der auf der Stange in einem ebenfalls am Fenster stehenden messingenen Bauer von ernster Dimension sitzt, gar verständig um sich blickt und jedes-

mal, hat er die Fliege verſpeiſt, wohlgefällig ſpricht: „Schön, ſchön, Staarmatz!“ Denn zu der Gattung der Staare zählt der intelligente ſchwarze Geſell. Und fragt der Hofrath den ſchlauen Kerl: „Nun, Schwarzmann, ſei munter und ſage mir flugs: Wie findet der große König Salomo das Weib?“ ſo neigt der Schwarzmann das Köpfchen zur Seite, blinzelt ſeinen Herrn an mit ſchelmiſchem Auge und dann ſchnattert er dreimal hintereinander: „Gar bitter, gar bitter, gar bitter!“ Und dann bricht er wie triumphirend aus in lautes, ohrzerreißendes Gekeeiſch und ſchließt ſeinen Vortrag, indem er die Melodie pfeift: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!“ Freund Hofräthchen aber will ſich allemal todt lachen über ſeinen klugen Zögling und ſpricht: „Ja, bitter! Sehr bitter, lieber Schwarzmann! Du haſt vollkommen recht und gern lohnte ich dir für die treffende Anſicht, die du da an den Tag legſt und die in wirklich überraſchender Weiſe mit der meinigen, aus reiflicher Ueberlegung und tiefſtem Nachdenken abſtrahirt, übereinſtimmt, mit dieſem Guldenſtückchen, wüßte ich nicht, daß du dir weniger aus dieſer üblichen Landesmünze machſt als aus dem erſten beſten Fliegenſchinken, den ich dir präſentire!“

Wir vervollſtändigen das bisher nur leicht ſkizzirte Bild unſers gemüthlichen Freundes, während derſelbe halb in Zerſtreuung mit leidenſchaftlicher Haſt auf eine für ſeinen Schwarzmann beſtimmte Fliege Jagd macht, die ſich vor ihren Colleginnen dadurch auszeichnet, daß ſie ein blutrothes Köpfchen trägt und ſo gezeichnet vielleicht als zur Ariſtokratie des Fliegenvolks gehörig betrachtet werden kann. Freund Blaſius, den wir beim echten Junggeſellenvergnügen des Fliegenfangens und mit Vöglein Spaßens vielleicht wider ſeinen Willen überraſchen, iſt wirklich und in der That ein Junggeſell von echtem Schrot und Korn, ein ſo eingefleiſchter und wüthender Junggeſell, daß kaum etwas darüber hinaus gedacht werden kann, infolge deſſen natürlich ein Weiberhaſſer von reinſtem Waſſer.

Die hinter ihm liegende Vergangenheit iſt ziemlich ſtürmiſcher Natur. Als Zahlmeiſter eines Cavallerieregiments hat er einen Zug ins Feld mitgemacht, aus dem glücklicherweiſe kein Feldzug geworden und bei dem außer einem Schimmel weiter keine Quadrupeden zu Grunde gegangen als eine ſehr große Anzahl von Füchſen, die aber ſo ſolid gearbeitet geweſen ſein ſollen, nämlich von Gold, daß ſie bald darauf wieder — ihre Wiederaufſtehung, wenn auch unter veränderten Lebensbedingungen, gefeiert. Nach Schluß der in Rede ſtehenden kriegeriſchen Manipulation hatte er in einer politiſch ſehr vorwitzigen Stadt die hohe Würde eines Polizeiinſpectors bekleidet, war aber hier, weil er kein Gleißner und Heuchler ſein konnte, ſondern ſtets ein Mann geweſen, der ſich beſtrebte, die Sachen in der rechten Beleuchtung und ſo darzuſtellen, wie ſie ſich wirklich zugetragen, dem Miniſterium bald in der Weiſe verhaßt geworden, daß ſeine Conſervation unmöglich geſchienen und er demnächſt mit ſchönen Redensarten und mit Verleihung des ſtahlblauen Elſterordens aus dem Staatsdienſte entfernt und vorläufig zur Dispoſition geſtellt wurde. Da die ihm ausgeſetzte Penſion aber kaum hingereicht, den Vogel Schwarzmann, geſchweige den Ex-Polizeimann und ehemaligen Zahlmeiſter Blaſius zu ernähren, hatte er ſich als Mitglied einer induſtriellen Räuberbande, einer Vieh- und Pferde-Verſicherungs- und Eſel-Ausbeutungs-, Ochſen-Ablederungs-Geſellſchaft, und zwar in der Qualität als Reiſelnſpector, anwerben laſſen. Als ſolcher hatte er Gelegenheit gehabt, einer hochgeſtellten Perſon einen namhaften Dienſt dadurch zu leiſten, daß es ihm gelungen, eine bedeutende von der in Rede ſtehenden Perſönlichkeit für die Betrüger acceptirte Anzahl von Wechſeln ehrlicherweiſe verſchwinden zu machen, für welche Dienſtleiſtung die Hoheit ſich dadurch erkenntlich gezeigt, daß Blaſius einen überaus einträglichen, wenn auch ſehr mühevollen Poſten beim Kriegsminiſterium bekommen, der ihn, nachdem er ſelbigen kaum zehn Jahre bekleidet, in den Stand geſetzt, ſich mit einer bedeutenden Summe, noch dazu beehrt mit dem unvermeidlichen und dennoch ſo angenehm klingenden Hofrathstitel, gänzlich von jeder Thätigkeit zurückzuziehen und fortan der Ruhe und der etwaigen ſelbſtgewählten Thätigkeit freundlich und zufrieden zu leben.

So hatte er den lieblichen Landſitz, auf dem wir den ganz wackern und rüſtigen Mann eben kennen gelernt, in nächſter Nähe des Städtchens mit dem gothiſchen Thurme für eine nicht unbedeutende Summe acquirirt, hatte, weil er ſich ſelbſt vorkam wie ein Schiff, das nach langer ſtürmiſcher Fahrt endlich den ſchützenden Hafen erreicht, in das Frontiſpiz über der Glasthür mit goldener Fraeturſchrift die Worte ſetzen laſſen, die bedeutſamen und zu ſtiller Betrachtung auffordernden: „Zum ſtillen Port“, und lebte nun fern von aller Welt mit ſeinen beiden Freunden, dem

Vogel Schwaezmann und dem Diener Tintenfisch, seinem ehemaligen Kanzlisten vom Kriegsministerium her, in stillster Behaglichkeit im stillen Port, blos zuweilen gestört und geärgert von des Weges vorüberziehenden Handwerksbueschen, Fuhrleuten und sonstigen derartigen Wegelagerern, die die goldene Inschrift für das Emblem eines Wirthshauses, einee Bier wie gebrannte Wasser, trotz ihrer stolzen und erotischen Bauart, spendenden Taverne zu nehmen pflegten und infolge dieser irrigen Anschauungsweise sich oft genug, und zwar auf elne sehe beklagenswerthe Art, unschicklich, herausfordernd und ungebührlich betrugen, also daß es unserm Hofrath hundertmal schon leid geworden und daß ee hundertmal die Stunde verflucht, in der er die Gebüheen des goldenen Inserats in den Columnen seines Frontispiz bezahlt.

Seiner Eigenschaft als Weiberhasser glanben wir schon gedacht zu haben, wissen übrigens nicht, ob er jene Eigenschaft einem trüben Erlebniß, einer traurigen und überwältigenden Eefahrung verdankt oder ob jene Abneigung eine ihm unwillkürliche und angeborene gewesen. So viel wissen wir aber, daß er znr Zeit, da diese Erzählung anhebt, die absolute Ruhe und Zurückgezogenheit insofern so ziemlich satt gehabt, als er daran gedacht, einige Stunden des Tags einer entsprechenden Thätigleit zu wldmen. Er kam auf den Gedanken, sich mit Uebersetzungen aus dem Lateinischen, dessen er auf dem Gymnasium so ziemlich mächtig geworden, mit der Astronomle und speciell mit der planetaeischen Topologie, wenn nicht gar der sideralischen Naturgeschichte im allgemeinen und mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele zu beschäftigen. Der Leibdiener Samuel Tintenfisch war infolge diesee in des Hofraths keuscher Seele urplötzlich lebendig gewordenen liebhaberischen Wünsche untee dem betreffenden Datum in die Stadt gesendet woeden, um das zur Ausführung derselben nöthige Inventarium zu beschaffen; und dazu gehörte vor allen Dingen eiu Eremplar des Viegil'schen Gedichts vom Landbau, vulgo die „Georgica" betitelt, welchem idyllischen Peoduct der Hofrath zunächst seine classisch-translatorische Wuth zuzuwenden gedachte; „denn", sagte er, „ich will deu Geist der mir in der Idylle «Zum stillen Port» lebendig gewordenen Idylle auf das todte Römerwerk so lebendig übertragen, daß alle Welt mir Beifall zollen soll!" Ferner ein Frauenhofer'scher Tubus, mit welchem der Hofrath gedachte, so weit und so tief in das inneeste Gefüge und das eigenthümliche Leben des Moudes, wenn nicht gar des Planeten Jupiter zu dringen, daß ee im Stande sein möchte, die verschiedenen auf diesen Sternen lebenden Vogelarten nach Genus und Species à la Linné genau zu bestimmeu und zu classificiren. Demnächst Joseph Rüenberger's „Planetarische Metempsychose", an welches Werk er seine eigenen tiefgedachten Betrachtungen über die Wanderungen der menschlichen Seele vou Stern zu Stern, von Planetenstufe zu Planetenstufe und zwar dergestalt anzureihen gedachte, daß er die mit beschwingten Leibern belleideten Psychen zuletzt in der abschließenden Prima des betreffenden Firsterns einrangieen und mit der Manier höchster, paradiesisches Fühlen gewäheender intuitiver Keuntniß belohnen ließ. Das letzte der Requisite aber, mit dessen Herbeischaffung besagter Tintenfisch beauftragt war, bestand in nichts anderm als in einer einfachen Platte von schwarzem Eisenblech mit dem dazu gehörigen Contingent der zu iheee Befestigung erforderlichen Nägel. Dee Hofrath nämlich hatte es außerordentlich satt, daß sein stilles Haus immer und ewig und immer wieder von jedem vorüberziehenden Lump, Chausseestreifer und Landstraßenlagerer für ein Gasthaus gehalten, er selbst aber des Tages ein Dutzend mal mit dem impertinenten Rufe nach einem Schoppen, nach einem Seidel aus seiner schon beinahe classischen Ruhe aufgeschreckt zu weeden pflegte.

Und so war er fest entschlossen, die kleine Eitelkeit der goldeuen Inschrift, wenn sie seiner Villa auch noch so herrlich zu Gesicht stand, seiner Ruhe zu opfern und den golden prangenden stillen Port mit der erwarteten schwarzen Platte unerbittlich zu verhüllen und zu übernageln, wobei er denn freilich nicht unteelassen konnte, auf alles, was Proletarier hieß, und namentlich auf deraetiges Gesindel, das seinem Mitmenschen als Ruhestörer der Idylle sich unbequem und lästig machte, weidlich loszuziehen, weil er nicht begreifen konnte, warum nicht ein jeglicher, der nicht gleich ihm, dem pensionieten Hofeath, eine erquickliche Villa besaß, es vorziehen möchte, seine Seele der planetarischen Metempsychose zu überantworten und lieber in die Universalfernen der kosmischen Unbegrenztheit hinauszuziehen, als auf diesem elenden mikroskopischen Erdenball unter so tristen und erbärmlichen Bedingungen länger zu verweilen und hoffnungslos hinzuleben.

Die herbstliche Abenddämmersonne war indessen tiefer und tiefer gesunken. Ihre allerletzten,

flammenrothen Strahlen zitterten in dem gelben Laube der ſtolzen lombardiſchen Bäume und glitzerten in dem ſchillernden Gefieder des edeln Schwarzmanns, der ſich ſangesmüde, ſatt bis zum Uebermaß, erſchöpft an Leib und Seele, bereits in die obern Stockwerke ſeines golden ſchimmernden Hauſes zur träumeriſchen Nachtruhe zurückgezogen hatte. Die weißen Nebel ſtiegen aus dem See und hingen wie ein ſeidener, leiſe wallender Vorhang zwiſchen dem Städtchen und der Villa.

Täuſcht mich nicht alles, murmelten des Hofraths Gedanken, ſo ändert ſich binnen kurzem das Wetter. Ein Aequinoctialſturm mit kalten Regengüſſen iſt ganz entſchieden im Anzuge! Liegt mir's doch bleiſchwer in den Beinen! Mein aſthmatiſches Bruſtleiden verſetzt mir faſt den Athem, die Nebel ſteigen auf die Berge und die Sonnenglut ſcheint tief unten im See zu liegen, als wäre die purpurne Himmelspracht eine verſunkene irdiſche goldene Stadt! Tintenfiſch bleibt ſehr lange. Ich werde mich genöthigt ſehen, das betreffende Actenſtück hervorzulangen und in ſeine Conduitenliſte ein höchſt bedeutſames Kreuz anzumalen, was denn freilich für den Delinquenten von höchſt bedeutenden und zwar unangenehmen Folgen in meinem Teſtamente ſein dürfte! — — Doch halt! Da ſehe ich unter der Trauerweide einen ſchwanken, menſchlichen Leib! Iſt dieſer Menſchenleib der meinem Diener Samuel gehörige, ſo wage ich nicht in Abrede zu ſtellen, und wenn ich meine Ausſage in ein Protokoll geben ſollte, das ich demnächſt beſchwören müßte, daß dieſer Leib auf mich den Eindruck macht, als — taumelte er! Tintenfiſch wird doch keine Tinte getrunken haben —? Doch ſtill, Blaſius! Weg mit dem argen, verleumderiſchen Gedanken! Der ins Idylliſche überſetzte Kanzliſt, der harmloſe, keuſche, beſcheidene, nüchterne Jüngling erliegt unter der Laſt, die du Tyrann ihm aufgebürdet! Der Virgil, der Frauenhofer, die eiſerne Platte, die inhaltsſchwere Metempſychoſe laſten auf ihm und machen ſeinen Fuß taumeln! Jetzt ſteht er ſtill! Er beſinnt ſich! Er ſchaut empor zum Himmel! Sein Blick ſucht den Jupiter, von deſſen Wundern ich täglich ihm gepredigt! Ja, wackerer Jüngling, ſuche den Jupiter nicht blos mit deinen ſterblichen Augen, ſuche dieſen leuchtenden Heiland des Weltalls auch mit deiner unſterblichen Seele! Denn auf ihm wird zunächſt der Gottgedanke, als welchen du bedeuteſt, ſeinen Ruheplatz finden! Und, Tintenfiſch, vergiß mir zu keiner Zeit, daß der erhabene Stern, dem du dich mit ſo erſichtlicher Sehnſucht zuwendeſt, der Monde viere in ſeinem Gefolge führt und der erbärmliche Erdenball, auf dem du der verächtlichen Tinte ſo maßloſe Fluten verſpritzt haſt, zählt dieſer ſchwärmeriſchen Freunde — o, es iſt ein bejammernswerthes, armſeliges Factum! — nur einen einzigen!

Der ſo ekſtatiſch apoſtrophirte Wanderer hatte ſich inzwiſchen beſonnen, ſich mächtig beherrſcht und zuſammengenommen, die Geiſter, die ſein Ich in Beſitz zu nehmen gedroht, ſiegreich bekämpft und wandelte nun mit ſo erfolgreicher Energie ſeines Weges triumphirend fürbaß, daß es gar nicht mehr lange dauerte und er ſtand mit ſeinem Packet wohlbehalten, wenn auch ſehr unangenehm und in etwas ſehr verrätheriſcher Weiſe mit dem Staube der Landſtraße befleckt vor dem ſinnigen Hofrath.

Tintenfiſch iſt ein langer, hagerer Geſell, am beſten vergleichbar mit einer ſtumpfgeſchriebenen Feder aus dem Fittich einer ſchwarzen Gans. Ein ausgewachſener, an den Ellbogen wie an allen Nähten vielfach abgeſcheuerter ſchwarzer Frack, der bis oben zugeknöpft und nach dieſer Direction nichts Weißes mehr erkennen läßt, verhüllt den obern Theil des verbohrten Menſchengeſtelles, während ein weißlich ſchimmerndes Beinkleid, das nach unten zu auf ein ſchwarzes Stiefelpaar fällt, ſich in der andern Richtung geltend macht und nicht übel an das Mittelſtück einer Feder erinnert, das, ſelbſt weiß, abwärts von der ſchwarzen Fahne bis an die friſch in die ſchwarze Tinte eingetauchte Spitze ſich erſtreckt. Das hagere und verkümmerte Geſicht mit der langen, lebhaft an einen Gänſeſchnabel erinnernden Naſe hat einen gewiſſen ſchwärzlichen Anſtrich, der mit ſeltſamem Contraſt ſich in ein ſchneeweißes Haupthaar und einen gleichfarbigen ſtruppigen Backenbart verliert, während rieſenhafte Vatermörder, von ſolidem Actendeckelpapier verfertigt, die eingefallenen Wangen, faſt geſpenſterhaft anzuſchauen, umſtehen und wie mit tückiſcher Intention an den Naſenſchnabel ſtoßen.

Tintenfiſch macht, nachdem er Athem geſchöpft und ſich des nicht ungewichtigen Packets entledigt, dem Hofrath eine tiefe Reverenz und ſteht nun da, harrend des über ihn verhängten Empfangs.

Blaſius betrachtet lange und ſchweigend das vor ihm ſtehende, ihm zugehörige Dienſtinventarium. Faſt möchte es den wackern, verabſchiedeten Staatsdiener bedünken, als ſei die ſchwarze Gänſe-

Digitized by Google

feder, die da unter einem Winkel von viel mehr als neunzig Grad so dienstfertig vor ihm sich neigt, heute noch in eine andere Flüssigkeit und zwar ziemlich tief getaucht worden als in die usuelle der Tinte. Doch mannhaft bekämpft er seinen Verdacht, unterdrückt die fatalen Gedanken und sagt blos:

„Bringst du alles, Tintenfisch?"

„Alles, zu Gnaden, Herr Hofrath!" schnörkelt die schwarze Feder.

„Aber du bist lange geblieben", replicirt Blasius, „so lange, daß mir fast bedenklich zu Muthe geworden! Es ist ein Wetter im Anzuge, Freund! Was veranlaßte dich, so lange zu bleiben, lieber Samuel?"

„Familienverhältnisse!" entgegnete jener. „Ist man auch ein Junggesell und fest entschlossen, in diesem Verhältnisse zu verharren, so gibt es doch Umstände, unter denen man sich nicht allemal den Anforderungen entziehen kann, die an einen gestellt werden; z. B. der große Hergang, das Immense Familienfest einer Hochzeit!"

Da fuhr, als er solch ein Wort vernahm, der Hofrath mächtig in die Höhe. Der Kampf der Entrüstung schien seine Seele gefaßt zu haben und schüttelte sein ganzes Wesen bis in sein intimstes Mark.

„Kerl!" rief er, „elender Kerl! Du Ausgeburt eines Tintenfasses und eines Actenbündels! Du elende, einer struppirten Gänsefeder entnommene Seele, wie wagst du in meiner Gegenwart, vor mir, der ich alles Familienverhältniß hasse bis in den Tod, dies verfluchte Wort auszusprechen!"

Der Ex-Kanzlist erschrak, doch faßte er sich bald; ein überlegenes, schlaues Lächeln glitt über seine Züge und er sagte:

„Hochzeit, Herr Hofrath! Was haben Sie an dieser Begriffsbezeichnung zu Gnaden auszusetzen? Meine ich denn die irdische Hochzeit? Nein, diese meint Tintenfisch nicht! Tintenfisch meint die himmlische Hochzeit; er meint die Leichenfeier, die Vermählung eines irdischen Leibes mit der Braut der Seligkeit, mit dem erhabenen Glück des Uebergangs in einen bessern, lautern, erwünschtern Zustand!"

„Bravo!" replicirte der beruhigte Hofrath. „Meinst du es so, so bin ich zufrieden und ich gönne dir von ganzer Seele den Nektar, den du, wie ich merke, bei Gelegenheit dieser erhabenen Feier zu dir genommen!"

„Eine sehr gute Arakbowle, zu Gnaden, Herr Hofrath!" vermeldete weiter der bescheidene Jüngling. „Wir waren recht vergnügt, daß die Sache diesen Ausgang genommen und diesen irdischen Abschluß gewonnen und priesen den Eingang zu dem betretenen Paradiese. Wir tanzten —"

„Was? Ihr tanztet?" sagte Blasius. „Das finde ich etwas stark!"

„Das heißt, wir tanzten hinter dem Leichenwagen", entgegnete der Kanzlist. „Denn das Corpus delictum, das wir hinüberspedirten in den Himmel, war wirklich merkwürdig schwer belastet mit dem irdischen Leid der Liebe und des ehelichen Bedürfens", setzte der Wackere halblaut hinzu.

„So, so!" sagte der Hofrath. „Ich gebe dir meine Zufriedenheit zu erkennen, daß du deiner Pflicht als Christ und als Bürger der jenseitigen Welt so treulich nachgekommen bist! Mag die beladene Seele glücklich ankommen im Bereich des erhabenen Sterns und sie aller planetarischen Freude theilhaftig werden, die überhaupt erreichbar ist! Schön muß es schon sein, zu wandeln im milden Schimmer der vier herrlichen, den göttlichen Stern umkreisenden Monde, mein guter Tintenfisch!"

„Ja, sehr schön, außerordentlich schön!" entgegnete dieser mit Salbung; heimlich aber dachte er, die eingesegnete Braut war gar ein wunderhübsches Fräulein und wäre mir lieber gewesen als des Hofraths ganzer überirdischer Sternenplunder.

Und der Hofrath sprach weiter: „Du hast aber doch, mein Sohn, vor Eifer, deiner transscendentalen Pflicht nachzukommen, deine diesseitigen Aufträge treulich erfüllt? Bringst du mir wirklich alle Requisiten, den Frauenhofer u. s. w.?"

„Alles bringe ich", versetzte Tintenfisch, „wie mir's der Buchhändler und der Blechschmied überliefert hat! Und außerdem bringe ich noch etwas, zu Gnaden, was der Herr Hofrath vielleicht nicht erwartet hatten. Nämlich einen Brief und zwar einen Brief mit einem Haken!"

„Einen Brief mit einem Haken?" sagte überrascht der Hofrath. „So ein Ding habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! Zeig' ihn her deinen Brief mit sammt seinem Haken und dann zünde meine Studirlampe an! Schwarze Wolken ziehen sturmverkündend am Himmel auf und drohen das wenige Tageslicht, das noch über dem Horizonte schwebt, ganz zu verschlingen!"

Tintenfisch ermannte sich und erzählte von dem quästionirten Brief eine lange Lebensgeschichte

von ſeiner Ankunft auf der Poſt und der Uebergabe deſſelben von ſeiten des Briefträgers an die Butterfrau bis zum gegenwärtigen Augenblick. „Summa", ſchloß er, „der Herr Briefträger bittet den Herrn Hofrath, weiter kein Aufhebens von der Sache machen und ihm keinen Aerger beim Poſtamt verurſachen zu wollen, und knüpft an dieſe vertrauensvolle Bitte die philoſophiſche Bemerkung, daß ſich von hundert Correſpondenten neunundneunzig weit beſſer befinden würden, wenn ſie ihre Poſtſachen immer erſt vierzehn Tage nach deren Ankunft bekämen; es würde dadurch, ſagt er, viel böſes Blut und noch mehr Tinte erſpart werden. Ich hoffe, nicht umſonſt geſprochen zu haben, Herr Hofrath, zu Gnaden!"

Der Hofrath beſah den Brief, las die Adreſſe und entzifferte das Poſtzeichen; letzteres ſchien ihm viel Mühe zu machen und er ſchüttelte mehrere male bedenklich ſein Haupt.

„Was iſt nur das?" ſagte er endlich. „Was leſe ich denn da? Der Ortsſtempel dieſes ſträflich vagaboudirenden und ſchon zur Antike gewordenen Briefs heißt «Mohilew — odobranomur — awannazoslina». Haſt du jemals, Tintenfiſch, in deinem langen Kanzliſtenleben von einem Orte gehört, der dieſes Ungeheuer von Namen trägt? In der ganzen Welt iſt niemand, ſo meinte ich bisher, der an mich ſchreiben könnte; was, um Gottes willen, will jemand, der in «Mohilewodobranomurawannazoslina« wohnt? Mir wird bange, mir wird unheimlich zu Muthe! Faſt gebe ich deinem Briefträger recht; ich wünſchte, er hätte ſich den Briefunhold ganz und gar behalten! Er hat auch ſo einen komiſchen Geruch, der mir den Athem verſetzt! Er riecht, Tintenfiſch, er riecht nach der Butterfrau! Doch leſen wir!"

Der Hofrath ſetzte ſich an den mit einer rothen Sammtdecke elegant bedeckten, mitten im Zimmer ſtehenden runden Tiſch, auf den der dienſtfertige Kanzliſt und Kammerdiener inzwiſchen die bronzene brennende Studirlampe geſtellt, und las wie folgt:

„Mohilewodobranomurawannazoslina
am 1. Sept. neuen Stils 1826.

„Hochgeehrter Herr Hofrath, damals im Hochlöblichen königlichen Kriegsminiſterio! Ganz beſonders lieber Vetter und Stiefvater-Bruderſohn im nächſtverwandten Gliede! Hochwohlgeboren werden erſucht, zu leſen, wie nachſtehend zu erſehen. Gnadenreicher Zuſtimmung ſind wir im voraus gewiß und wollen blos avertiren wie folgt. Herzväter waren ja die beſten Freunde und lebhaftes Familiengefühl ja ſtets eine hervorſtechende Eigenſchaft der Familie Unſeriger. Alſo Kuß und Gruß voraus auf ein baldiges fröhliches Sehen von Angeſicht zu Angeſicht. Da mich, mein lieber Herr Vetter! das ſchwere Leid betroffen, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, meinen wackern Gatten, den Steueraufſeher Friedemann Blaſius zu Pferde, von meiner liebenden Seite zu reißen und mich hier an der polniſch-litauiſchen Grenze mit ſieben nackten Würmern zu hinterlaſſen, wir aber nichts haben, um uns auch mit dem Dürftigſten hinzuhelfen und mich und meine ſieben Würmer durch die arge Noth zu bringen: ſintemal Fiscus grauſamerweiſe wegen meinem Gatten ſeligen ungerechterweiſe zur Laſt gelegten Unterſchleifs und böslichen Verkehrs mit Schwärzern und Schleichhändlern mir auch das bischen Witwenpenſion abzujudiciren, was ihm der himmliſche Vater in ſeiner unausſprechlichen Gnade verzeihen wolle: alſo habe ich mich nach reiflicher, aber raſcher Ueberlegung, um mit meinen ſieben Würmern nicht Hungers zu ſterben, raſch reſolvirt, ſofort und ohne Zögern mit Sack und Pack und ſonſtigem Zubehör zu dem Herrn Vetter, dem Herrn penſionirten Hofrath Herrn Herrn Chriſtophero Blaſius zu ziehen und deſſen verwandtſchaftliche Gefühle für uns arme Bettelleute in Anſpruch zu nehmen, und halte ich mich, wie auch die Meinigen thun, des beſten Erfolgs dieſes unſers Unternehmens und der freundlichſten Aufnahme im voraus für vollkommen gewiß. Durch den neuen, an unſers Vaters Blaſius Stelle hierher verſetzten Steueraufſeher Herrn Kiebitz haben wir erfahren, daß der Herr Vetter Hofrath Blaſius ein ſchönes Vermögen beſitzen, ſelbſtändig und dispoſitionsfähig, eine ſchöne Penſion von Allerhöchſter Kriegsminiſteriums-Stelle hochpreislichſt beziehen und eine geräumige Villa in der Nähe von Ruhenwalde bewohnen, als in welcher Raum genug iſt, und wenn ich ſtatt der ſieben armen, verlaſſenen und hier im Polniſchen vaterlos verkauft und verrathen daſtehenden Würmer ihrer ſiebzehn mitbrächte, ſie alle zu beherbergen; in der Stadt Ruhenwalde aber ein gar herrliches Realgymnaſium vorhanden ſein ſoll, als auf welches ich diejenigen der Würmer zu ſchicken geſonnen bin, die ſich des männlichen Geſchlechts erfreuen, ihnen eine ſtandesgemäße Erziehung zu geben, wie ich meinem Herrn Ehegemahl ſeligem, nunmehr in Chriſto Jeſu Armen hochpreislich

ruhendem habe zuſugen und geloben müſſen, zuletzt noch auf dem Sterbebett. Alſo ich bitte gehorſamſt, nichts für übel zu nehmen; des Herrn Vetter Gelegenheit iſt mir und den Meinigen — Arthurchen, Emilchen, Georgelchen, Friedemännelchen und den andern ſo paſſend, daß ich mich ſchon freue, den Herrn Vetter in meine liebenden Arme zu ſchließen und ihm ins Angeſicht zu ſagen, daß ich bin des hochpreislichen Herrn Vetter aufrichtig zugethane Frau verwandte Vetterin Iſabella Blaſius, geborene Nepomuk, verwitwete Steueraufſeherin zu Pferde, gegenwärtig außer Dienſten. Nachſchrift. Die kleinen Würmer laſſen ſämmtlich den hochpreislichen Herrn Vetter beſtens grüßen; ſie können die Zeit gar nicht erwarten, als zu welcher ſie in des Herrn Vetters ſchönem Garten herumſpringen werden, und freuen ſich auch zu ſehr auf des Herrn Vetters Weintrauben! Arthurchen hat ein polniſches Gedicht gemacht, mit welchem er den hochpreislichen Herrn Hofrath beſtens zu begrüßen gedenkt. Der Junge ſpricht polniſch wie Waſſer! Noch zu vermerken, goldenſter Herr Vetter: Wir reiſen ſchon heute ab und denken ſpäteſtens zu Ende dieſes laufenden Monats beim Herr Vetter einzutreffen. Mit Achtung die Obige. — — Hat auch der Herr Vetter Stallung für unſer Pferdchen, ein gar niedlicher, ſchneeweißer Litauer, und für die Ziege, die wir mitbringen, weil unſer Mariechen die Milch gar ſo nöthig braucht?"

Der Hofrath hatte die Leſung des Schreibens vollendet. Hoch hielt er die Epiſtel über ſeinem mit dem grünen Käppchen bedeckten Haupte, wie wenn ein Krampf ſeinen Arm in die Höhe gezogen. Er konnte anfänglich keine Worte finden. Endlich ſprach er:

„Haſt du denn auch alles gehört, lieber Tintenfiſch? Sage mir, träume ich oder wache ich? Biſt du der ſchwarze Tintenfiſch? Iſt jener ſchwarze Vogel wirklich mein guter Freund, der kluge Schwarzmann? Und haſt du mir wirklich dieſen Brief mit aus der Stadt gebracht?"

Tintenfiſch bejahte voll tiefſten Mitleids —

„O ſo verhülle dein Antlitz, aufblitzender Sternenhimmel!" brach der unglückliche Hofrath aus. „Geht unter im Wolkengewimmel, ihr, meine ſtrahlenden Planeten, du lieblicher Jupiter und du, o Sirius! Firſtern, dem meine ganze Seele gehört! Sinkt zur Erde nieder, ihr Meteorſteine, und zertrümmert den Tempel, in dem ich als Prieſter des Junggeſellenthums und der Wiſſenſchaft meine Opfer zu bringen gedachte! Eine ſolche Bande bricht ein in meine ſtille Hütte! Was nützt mir nun das Gedicht vom Landbau? Sie wird unüberſetzt bleiben, dieſe Perle der claſſiſchen Literatur, dieſe Idylle der Idyllen! Was nützt mir mein Frauenhofer? Mein Auge wird nicht hindurchſchauen! Der Fluch des Familienlebens hat mein begeiſtertes Haupt getroffen und meine Lorbern verwelken, ehe ich ſie noch auf meine Stirn gedrückt! Stärkung! Stärkung!"

Tintenfiſch ſprang auf die ſauber polirte, mit blankem meſſingenem Schloß verſehene Mahagonithür eines Wandſchranks zu, den er öffnete und ihm zwei geſchliffene Caraffen enthob, die er auf den Tiſch ſetzte. Beide enthielten eine dunkelrothe, aber vollkommen klare und durchſichtige Flüſſigkeit. Tintenfiſch goß nun in einen kryſtallenen Tummler je aus der einen und der andern Caraffe. Medoc und Portwein hießen die Ingredienzien, die er hier miſchte zu lieblichem Verein. Das war der Hofrath ſo gewohnt von ſeinem Feldzuge her, wie er oftmals genug ſchon geſagt hatte. Zitternd griff der erſchütterte Mann nach dem funkelnden Becher. Tintenfiſch aber ließ ihn trinken und dann ſagte er:

„Ich ſollte meinen, dem Dinge müßte noch abzuhelfen ſein! Es gibt ja noch Tinte, Feder und Papier genug in der Welt! Schreiben Sie der geborenen Frau Nepomuk ganz peremptoriſch, wie wir in der Kanzlei des Kriegsminiſteriums zu ſagen pflegten, ſie ſoll in Gottes Namen bleiben mit ſammt ihren ſieben Zicklein in dem verwünſchten Mohilewiaſinska um jeden Preis. Sie wollten ihr ja gern die ihr vom Staate caſſirte Penſion bewilligen und außerdem noch zu Weihnachten jahraus jahrein eine Tonne Victualien überſenden, die ſo groß wäre wie der Kirchthurm von Ruhenwalde!"

Der Hofrath zerdrückte eine Thräne — braunen Weins zwiſchen ſeinen Lippen, dann ſagte er:

„Freund, du ſcheinſt ganz vergeſſen zu haben, daß der Briefträger, den übrigens Gott verdammen möge, den verhängnißvollen Brief zwölf Tage mir vorenthalten; daß der Brief bis zu ſeiner Ankunft in Ruhenwalde ſelbſt wenigſtens ſechzig bis achtzig Stunden gebraucht; daß der Feind inzwiſchen täglich marſchirt iſt und ſich unſerer Grenze wahrſcheinlich ſchon bis auf eine Entfernung von wenigen Stunden genähert hat, wenn er nicht ſchon, wie ich ahnungsvoll befürchte, dicht hinter Ruhenwalde campirt!"

„Sind Sie denn wirklich mit der verwetterten

Madame Isabella Blasius verwandt?" fragte der Beisitzende im Kriegsrath.

„Verwandt? Ja ich bin verwandt!" sagte mit trostloser Stimme der Hofrath. „Sieh' mal, Tintenfisch, mein Großvater und des in dem litauischen Neste verstorbenen Steueraufsehers Großvater waren zwei Waisenknaben und erfreuten sich einer Tante, die ihrerseits wieder einen Stiefvater hatte, als welcher sich Blasius benamste, und dieser Stiefvater hatte einen Bruder, der natürlich auch Blasius hieß, und dieser Bruder hatte eine Nichte, die einen Cousin gehetrathet, welcher von väterlicher Seite, nämtich mit dem Bruder Blasius, d. h. dem Bruder, verwandt war, der Blasius hieß und so natürlich sich auch Blasius betitulte; und dieser letzte Blasius, verstehst du wohl, Tintenfischchen, hat die beiden Großväter, die da Waisenknaben waren, infolge eines ganz besondern Ereignisses, bei dem auch Se. Majestät Friedrich der Einzige eine Rolle insofern gespielt, als er den einen Waisenknaben-Großvater beim Cavaleriemanöver umgeritten und, schwer beschädigt, adoptirt und beiden, d. h. dem umgerittenen Waisenknaben-Großvater und dem andern, der vor Herzeleid und Wehmuth außer sich gewesen und sich um keinen Preis von seinem guten Freunde, dem umgerittenen Waisenknaben-Großvater, trennen gewollt, den Namen Blasius laut gerichtlicher Urkund' ertheilt!"

„Man muß gestehen", replicirte Tintenfisch, indem er sich selber aus den herrlichen Caraffen in einem Separattummler bediente, „man kann nicht näher verwandt sein! Und diese so nahe Verwandtschaft, die ich nach Ihren ersten Aeußerungen gar nicht vermuthet, Herr Hofrath, complicirt die Sache in einer Weise, die mich wirklich in Verlegenheit und vollkommen außer Stand setzt, dem Herrn Hofrath, zu Gnaden, fürder Rath zu ertheilen, zumal da Hochdieselben auch anzunehmen geneigt sein könnten, Eigennutz und respective Erbschleicherei hießen mich gegen Hochdero Blutsverwandten intriguiren! Sie möchten sich denn geneigt finden lassen, polizeiliche Hülfe gegen den anrückenden Familienfeind zu requiriren und durch Gensdarmen die vagabundirenden, zigeunerischen Creaturen in ihre Heimat zurückescortiren zu lassen!"

„Das kann ich nicht!" sagte der Hofrath, indem er eine kurze Pfeife, die er lange in der Hand gehalten, jetzt wirklich in Brand setzte. Er war das Rauchen solcher kurzen Pfeifen noch von seinem Feldzuge her gewohnt, hatte er oft genug gesagt. „Das kann ich nicht!" wiederholte er, „die Frau trägt meinen Namen! Denke selbst, welches Aufsehen würde die extreme That der Requisition polizeitlicher Hülfe in der ganzen Gegend erregen! Was würde der Herr Bürgermeister von Ruhenwalde, was würde der Syndikus sagen, die beide meine Freunde sind und den Ankauf dieser meiner Villa so treulich damals vermittelt! Welchen Eindruck würde es auf den Buchhändler von Ruhenwalde machen, bei dem ich meine Sachen zu entnehmen pflege, von welchem du heute die «Georgica» und die «Metempsychose» abverlangt und der mir versprochen, mir für meine Uebersetzung einen tüchtigen Verleger zu besorgen! Das also kann ich nicht!" wiederholte er, hinter einer furchtbaren Wolke, die seinen Lippen entstiegen, verschwindend. „Kurz, der abgehaltene Kriegsrath ist hiermit, und zwar nach erster Session, geschlossen und das Decretum lautet wie folgt: Zunächst und vor allen Dingen nagele ich morgen früh, sobald der Tag graut, meine Eisenplatte über die goldene Inschrift, die da lautet: «Zum stillen Port!» Welchen Aerger haben mir diese verwünschten Lettern nicht schon bereitet! Welche hämische Redensarten habe ich von niederträchtigen Handwerksburschen und sonstigen Vorüberziehenden nicht mit anhören müssen! Ja, ich glaube, was mir jetzt passirt, ist blos die Strafe für den Hochmuthsteufel, der mich geritten, der mich veranlaßt, mein stilles Haus mit einem Emblem zu bekleben, wie selbiges eigentlich blos einem Wirthshause oder Friedhofe zukommt! Ich selbst unterwerfe mich der in Rede stehenden Verrichtung und wer fürder noch meine Hütte für ein Einkehrhaus hält, den soll der Satan holen! Dies also Decretum, Punkt eins. Decretum, Punkt zwei: Ich ersetze der Frau Isabella ihre Reisekosten von Mohilewo — o, das verwünschte Nest! — mit dem vierfachen Werthe des ausgelegten Betrags, gebe ihr außerdem eine anständige Gratification und zahle ihr, wie ich mich später noch gerichtlich verpflichten will, eine jährliche Pension von hundert neuen Vereinsthalern, was mich denn aber auch alles zu erfüllen dünkt, das von noch nähern Verwandten als wir beide, ich und die Isabella, sind, irgend geheischt und gewünscht werden kann. Unterkunft aber in meinem Hause bekommt weder die Isabella, noch die Ziege, noch die Zicklein, noch das Rößlein aus Litauen auch nur auf eine einzige Stunde — und wenn es Keulen vom Himmel regnet, Tintenfisch! Wenn es centnerschwere Meteorsteine hagelt!

Desselbigengleichen muß die Dame mir bei Empfangnahme der betreffenden Geldsumme einen Revers unterzeichnen, laut dem sie sich verpflichtet, auf einen Umkreis von mindestens 25 deutschen Meilen mir bis in alle Ewigkeit fern zu bleiben. Bist du zufrieden mit mir, Tintenfisch?"

Tintenfisch trank bejahend den Rest —

„Nun, so gehe denn zu Bett, Tintenfisch! Du wirst müde sein! Auch ich denke einen langen Schlaf zu thun! Ist es doch so ruhig geworden in meiner Seele! Wäre ich ein Selbstdichter, ich würde hinzufügen, so ruhig, daß man die darin lebenden und webenden Gedanken auf- und niedersteigen hören kann! Gute Nacht, Tintenfisch! Schließe unsere Hütte! Wirbele die Fensterladen im untern Gestock zu und ziehe die Schrauben fest an! Ich fürchte, der Sturm wird nicht mehr lange auf sich warten lassen, und liebe ich auch das Rauschen der Bäume, mit denen er sein Spiel treibt, so ist mir doch das Zuschlagen und Klappern eines Fensterladens ganz besonders verhaßt!"

Tintenfisch machte eine tiefe Reverenz und ging, still bewundernd, wie rasch sein Herr sich gefaßt und zum Entschlusse gekommen. Der Hofrath mischte sich zum Schlaftrunk noch ein Tummlerchen, verlöschte die Lampe und suchte seine einfache, aber sonst sehr einladend hergerichtete Ruhestätte.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Erlebnissen einer Engländerin von W. Hornay.

V. Türkische Frauen.

Wer die türkischen Frauen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sehen will, muß an einem Freitage während der heißen Monate das schöne Thal von Guiuk-Suy, der Süßen Wasser Asiens, besuchen. Dies liebliche Thal, an drei Seiten von hohen grünen Hügeln umgeben, ist auf der einen Seite nach dem Bosporus zu offen, wo es auf das gegenüberliegende „Castell von Europa", das Gefängniß der Janitscharen, sieht; durch dasselbe rieselt ein von dichten Laubbäumen überhangener Fluß, welcher dem Orte seinen Namen gibt (wörtlich Kastenwasser).

Der Uebergang ist köstlich, wenn man in der Kaike um einen hervorstehenden Punkt des Strandes in die tiefen Schatten des kleinen Flusses gleitet, dessen Ufer unter dem Zwielicht dichtbelaubter Bäume ruhen, welche sich in den sanften Wellen spiegeln. Ringsum unter den Zweigen, wie gewöhnlich in der Türkei an stillen und schönen Plätzen, erheben sich die Grabmäler manch eines geschiedenen Muselman, während die Vögel, gegen die Tageshitze geschützt, durch die Blätter ihren heitern Gesang in die Umgebung ausströmen, freudig ihrer Sicherheit sich bewußt. Unsere Bootsleute brachten uns bald zu einer offenen Brücke, welche den Fluß da, wo er am schmalsten ist, überspannt und so die beiden Seiten des Thales verbindet, wo fern von dem Leben der Stadt die den heiligen Tag feiernde Menge sich versammelt, um die kühlen Gewässer einer Quelle zu genießen, welche in einem reich mit Arabesken verzierten weißmarmornen Becken sprudelt, und die frische Luft einzuathmen, die über den Bosporus herüberweht. Längs des Flusses ist ein schmaler Strich Grasland unter dichtem Laubdache, wo die Herren in einiger Entfernung von ihren geschwätzigen Lebensgefährtinnen ihren Tschibuk rauchen und Scherbet und Wassermelonen genießen. Ist man über diesen „heiligen" Grund geschritten, so gelangt man auf die lieblichste Stelle der Erde, an allen Seiten dicht mit Bäumen besetzt und gedrängt voll von Gesellschaft. Hier bewegen sich die Arabas der Sultaninnen langsam auf und ab; die Damen ruhen in den seidenen Kissen der Wagen, mit ihren Yaschmaks weniger vorsichtig geordnet als bei gewöhnlichen Gelegenheiten; das Geschirr ihrer Zugochsen blitzt in Gold und Glas und die reichvergoldeten Säume der die Arabas überspannenden Decken schimmern im Sonnenscheine; hier rollt der vergoldete Wagen aus des Paschas Harem, rasch gezogen von arabischen Rossen, über den nachgebenden Rasen, während die verschleierte Schönheit innerhalb desselben ihre reinen, blassen Reize mit einem Fächer von Federn schützt, der nur dazu dient, ihre Muße zu ergötzen und die feengleiche Hand und die unschätzbaren Edelsteine zu zeigen, die an ihren zarten Fingern und um das dünne Handgelenk blitzen. Hier breiten die Frauen des Beis, des Efendi, des Emirs ihre Teppiche aus und während die ältern Damen die untern Falten des Yaschmak entfernen, um die Luft des Kadoun-Tschibuk (Frauenpfeife) zu genießen, ergötzen sich die jüngern der Gesellschaft in der Aenderung und Ordnung ihres Kopfputzes unter Beihülfe eines Handspiegels, welchen eine auf dem Raume des Teppichs knieende Sklavin hält. Dieser Spiegel, der geliebte „Ainaly" der Türkin, ihr beständiger Begleiter, ist gewöhnlich rund, reich in Gold oder

Silber gefaßt und mit Diamanten eingelegt. Andere der weniger Vermögenden sind in farbigen Sammt gefaßt, der mit Perlen oder Gold künstlichst durchstickt ist. Auch die geringern Klassen sind nicht ohne ihre Ainalys in buntgemaltem Holze.

Das Thal von Guiuk-Suy bietet am Freitage eine vollendet orientalische Scene dar — die roth überdeckten Arabas langsam auf dem Rasen sich fortbewegend — die weißverschleierten Gruppen unter den Bäumen — das beständige Hin- und Hergehen der aufwartenden Sklaven — wunderlich gekleidete Verkäufer von Mohalibeh und Gèkil, welche auf dem Kopfe Schüsseln mit in Krystall- oder Porzellanvasen enthaltenen Erfrischungen umhertragen, wandernde Bärenführer mit den gesichterschneidenden Affen auf dem Rücken des Pelz, der sonnverbrannte Grieche mit seinem breiten Hute von Lephorastroh hin und her Eis anbietend, in ebenso viel Sprachen, als er Piaster bekommt — der nirgends fehlende Wasserträger in weitem Turban mit seinem einladenden irdenen Kruge und Krystallbecher — die Negerinnen der höhern Harems, beladen mit Teppichen, Tschibuks und Erfrischungen für ihre Herrinnen — die Fruchtverkäufer mit rothen Pfirsichen, Weintrauben von Smyrna, reichen üppigen Pflaumen auf frischen Blättern — die Melonenverkäufer zwischen ihren aufgehäuften Schätzen, die Pasteks mit ihren Muskatmelonen, welche goldenen Aepfeln gleichen und die darüber hinfahrende Luft würzen, das Rasseln der Tambourins und der scharfe Ton des türkischen Zebeck zu den gellenden Stimmen eines halben Dutzend Griechen, die vor einer schönheitbeladenen Araba im Halbkreise stehen — alles vereinigt sich, ein Bild herzustellen, welches jeder Europäer für ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" halten würde, wenn er unversehens in dieses liebliche Thal versetzt worden wäre.

Sogar meine Freundin, Madame S., und ich wanderten fast ungläubig über die Wirklichkeit dieser Umgebung durch das Gedränge des zauberischen Kreises; nur hin und wieder ein Gruß erinnerte uns an dessen Wirklichkeit. Zuletzt winkten einige Damen, welche zu aristokratisch oder zu indolent waren, um aus ihrer Araba zu steigen, uns zu sich heran, um uns zu fragen, wer wir wären, woher wir kämen und mehr solcher einfältigen Fragen, die nur unsere Geduld in Anspruch nahmen. Keine unter ihnen war hübsch, aber alle artig und gutmüthig; und wenn sie manches fragten, was sie in keiner Weise anging, so theilten sie uns wiederum manches mit, was sie betraf und uns wieder nicht anging. Die Artigkeit der türkischen Damen läßt nichts zu wünschen übrig. Sie scheinen immer erfreut, sich mit einer Europäerin unterhalten zu können, die ihnen auf halbem Wege entgegenkommen mag; sie thun dies so frei und bequem, daß sofort jede Gêne beseitigt ist. In fünf Minuten haben sie alles der Fremden angeboten: die Früchte, von denen sie genießen, und den würzigen Scherbet, den sie mit eigner Hand zubereitet haben. Um näher mit ihnen bekannt zu werden, muß man heiter sein, ihrer harmlosen Neugierde nachgeben und ihre Artigkeit so viel wie möglich erwidern. Von einer türkischen Dame hat man sich nie jener alle Freude bleichenden Gleichgültigkeit oder des so stolzen Nachfragens der Europäerin zu gewärtigen; im Gegentheil, es ist eine ernste Freundlichkeit um diese Damen, welche das Herz erfreut, eine Einfalt des Gefühls und Ungetrübtheit einer guten Natur, welche den Höflichkeiten des Lebens doppelten Reiz verleihen.

Auch unser Auge wird nicht weniger angenehm durch sie berührt; die orientalische Frau hat eine anmuthige Haltung, eine ihrer selbst sichere Würde, welche weit das angenommene Wesen stolzer Kälte besiegt und dennoch zeigt, daß sie ebenso schnell Ungehörigkeiten empfindet, wie sie so gern uns freundlich entgegenkommt. Nachdem wir uns von den Damen der Araba verabschiedet hatten, trafen wir nach einem kleinen Gange auf eine schöne junge Frau, die aus ihrem Wagen gestiegen war und auf einem kostbaren Betteppiche kniete, auf dessen nach Osten gekehrtem Saume eine silberne Vase stand. Drei Sklavinnen standen mit gefalteten Armen unmittelbar hinter ihr; sie war so vertieft in ihr Gebet, daß selbst die Erscheinung von zwei europäischen Frauen, immer Gegenstand der Neugierde für die Türkinnen, sie nicht veranlaßte, ihre Augen aufzuschlagen. Sie war überraschend schön und ihre Haltung außerordentlich anmuthig, wie sie, die kleinen Hände gefaltet, ihr Haupt zur Erde beugte, in dem tiefen, lautlosen Gebete, welches das Herzensopfer ist und sich nicht in Worte gestaltet; wäre sie anders beschäftigt gewesen, so hätte ich in der Anschauung des lieblichsten Antlitzes eine Stunde weilen mögen; hier war es aber unzart, mich in ihre Andacht zu drängen, und wir wanderten weiter.

Keine Beschäftigung darf die Erfüllung der

religiöſen Pflichten einer türkiſchen Frau, wie hoch auch ihr Rang ſei, hindern, noch können irgend Oertlichkeit oder Umſtände ſie von der Beobachtung derſelben abhalten. Oft ſieht man die Frau eines Paſchas, ſelbſt eine Schweſter des Sultans an einem öffentlichen Platze aus ihrer Araba ſteigen, wenn eben die gewohnte Zeit ihres Gebets gekommen ſein ſollte, und wenn die Sklavinnen ihren Betteppich ausgebreitet haben, im Angeſicht und unter dem Geräuſche der auf dem Wege ſich drängenden Menge niederknieen und ebenſo ruhig und geſammelt ihr Gebet verrichten, als ob ſie in den vergoldeten Räumen ihres eigenen Serails eingeſchloſſen wären.

Nach unſerm Weitergehen trafen wir überall auf Gruppen von Frauen, welche auf dem Raſen kauerten, umſpielt von hellgekleideten Kindern, die die Luft mit ihrem freudigen Jauchzen widerhallen machten.

Sind ſolche Freuden der Türkinnen nicht ausgewählter als die Zerſtreuungen des Weſtens? Iſt die heilige Natur nicht Gegenſtand einer erhabenern Betrachtung als die vergoldeten Salons der Großen? Iſt nicht die Luft, welche über dem waldigen Hügel und über der ſich kräuſelnden Welle athmet, reicher an wirklicher Süßigkeit als die gewürzbeladene Atmoſphäre des Luxus? Wenn ſolche Vergnügungen barbariſch ſind, ſo ſind allerdings die Türken das allermeiſt barbariſche Volk der Erde, denn in dieſen Erheiterungen ſucht der Miniſter ſeine Erholung nach den Sorgen des Amtes wie der Arbeiter nach den Mühen eines ſchweren Tages — und höhere Ergötzung des Lebens kennt der Türke nicht. Ob das civiliſirte Europa von der Eingenommenheit eines falſch verſtandenen Chriſtenthums einſtmals zu einem rein menſchlichen Urtheile zurückkommen und den Türken ſelbſt — von ſeinen Prieſtern unterſcheiden wird?

Was ein frankfurter Kopf alles vertragen kann.

Jede Gegend, jede Stadt, ja faſt jede Ortſchaft hat ihre lokalen Eigenthümlichkeiten, die, ſo barock, lächerlich und gemeinſchädlich ſie auch oft ſein mögen, doch am Ende nur noch dem Fremden auffällig erſcheinen.

So haben Mittel- und Süddeutſchland eine Sitte, welche, in vieler Beziehung beachtenswerth und intereſſant, jedenfalls in der alten Kaiſerſtadt Frankfurt am Main ihre höchſte Ausbeute erlangt hat.

Ich meine die vorzugsweiſe unter dem weiblichen Theile der arbeitenden Klaſſen vorherrſchende Gewohnheit, Trachten ſtatt mit den Händen oder auf der Schulter mit dem Kopfe zu tragen.

Dem Eingebürgerten fällt es nicht mehr auf. Auch mich machte erſt vor kurzem ein durchreiſender Freund auf die verſchiedenartigen ſeltſamen Eigenthümlichkeiten dieſer Unſitte aufmerkſam. Er nannte ſie, gewiß bezeichnend, eine Unſitte, die die Arbeitskraft im eigentlichſten Sinne des Worts unterdrücke.

Verwundert blieben wir an einem Brunnenſtock der „Zeil" ſtehen, wo eine Magd bemüht war, einen großen, vollen, ſchweren Waſſerzuber auf den Kopf zu bringen; da ſie dies mit alleiniger Kraft nicht bewerkſtelligen konnte, mußte ſie die Hülfe von zwei Colleginnen zur Hinaufbeförderung in Anſpruch nehmen. Wir ſahen, wie das Mädchen, mit dieſer koloſſalen Drucklaſt auf dem Kopfe, in einem benachbarten Hauſe drei Treppen hoch hinaufbalancirte. Daß eine ſolche Tracht ſowol in volkswirthſchaftlicher wie in ſanitätiſcher Beziehung nachtheilig wirken muß, iſt klar, zumal da ſie ſchon von früheſter, zarteſter Jugend an bei den Kindern in Anwendung gebracht wird. Kleine fünf- und ſechsjährige Mädchen, aus dem angrenzenden Naſſauiſchen und Kurheſſiſchen gebürtig, ziehen tagein tagaus mit dem Rufe: „Kauft weißen Sand!" durch Frankfurts Straßen und tragen auf dem noch nicht ganz gefeſtigten Hirnſchädel einen Sack voll Sand, der den kräftigen Arm eines Mannes ſchlaff und lahm machen würde, müßte er ihn ſo anhaltend und abwechſelungslos mit der Hand ſchleppen. Daß eine ſolche Belaſtung des ſchwachen Kinderkopfes nicht allein abſtumpfend und verdummend, alſo volkswirthſchaftlich nachtheilig, ſondern demoraliſirend nachwirken muß, bedarf für Anthropologen und Phrenologen keiner weitern Auseinanderſetzung. Daß ſie aber auch in ſanitätiſcher Beziehung ſtörend wirkt, zeigt der bloße Augenſchein. Man ſieht es an der kleinen, kurzhalſigen, bis zur Kropfdeformation gedrungenen Körperbildung der Mehrzahl des weiblichen Theils der arbeitenden Klaſſe Frankfurts und ſeiner Umgebung; man ſieht es an der Menge von Zwerginnen, die in und um Frankfurt zu treffen ſind; man ſieht es an dem bänder- und ſchleifenreichen Kopfputz, den namentlich Mädchen und Frauen der niedern Stände tragen, um darunter die der

weiblichen Schönheit argen Abbruch thuende, von dem „Auf-dem-Kopftragen" herrührende Haarloſigkeit der obern Schädelplatte zu verſtecken; Thatſachen, denen man in Deutſchland in dem Maße wol ſonſt nirgends ſo begegnet wie hier.

Iſt man erſt auf eine ſolche Eigenthümlichkeit aufmerkſam geworden und intereſſirt ſich für die Beobachtung lokaler Sitten, ſo verfolgt man ſie und findet leicht Stoff zu ernſter Betrachtung ſowol wie zu heiterer. So ſteigt eine ſolche junge Feuerherduire, mit einem bis an den Rand gefüllten Waſſerzuber auf dem Kopfe, drei Treppen hinauf. Zwiſchen ihr und mir geht, ohne daß beide mich bemerken, ein Jüngling, wahrſcheinlich der Liebhaber des Mädchens. Die langſame Reiſe geſtattet ſchäkernde Worte, Bewegungen. Da ergießt ſich der Zuberinhalt in reichlichen Fluten über — Schuldige und Unſchuldige. Oder im Sommer, an einem ſchönen, heißen Samſtag-Mittag, geht durch die Eſchenheimergaſſe — bundespalaſtlichen Andenkens — zum Thore hinaus eine vom Markt heimkehrende Bauernfrau mit ſechs aufeinander geſtellten Marktkörben auf dem Kopfe. In dem untern liegen augenſcheinlich einige für den wöchentlichen Hausbedarf eingekaufte Lebensbedürfniſſe; die fünf andern in- und aufeinandergeſtellten ſind leer, dabei aber von einer ſolchen Höhe, daß ſie höher meſſen als die ganze Perſon ſelbſt. Das iſt noch nicht alles. Die Frau trägt trotz der „Dorfgeſchichte" eine Crinoline. Die ganze Figur ſieht aus wie zwei kopfüber aufeinandergeſtülpte ägyptiſche Pyramiden —

Aber die Unſitte hat auch ihre tragiſche Seite. Faſt in der ganzen civiliſirten Welt wird leider auch noch nach dem Tode Rückſicht auf Anſehen und Perſon der Verſtorbenen genommen. Der Tod macht freilich alle gleich. Die Hinterbliebenen eines Todten machen es aber anders. Da gibt es verſchiedene Rangklaſſen der letzten Beſtattung. Je nachdem viel oder wenig hinterlaſſen wird, wird man mit viel oder wenig Lärm zur letzten Ruheſtatt begleitet. Der Wagen und der Sarg, auf und in dem der letzte Ueberreſt der ſterblichen Hülle hinausgefahren wird, iſt — je nach den Umſtänden — entweder glänzend decorirt, mit Blumen geſchmückt und mit ſchwarzem, troddelndem Zierath verhängt oder er iſt einfach, ſchlicht und blumenleer. So iſt das überall in der Welt. In Frankfurt aber wird nicht allein in Hinſicht auf Stand und Reichthum ein Unterſchied gemacht, es kommt auch auf das Alter des todten Menſchen an. Kinder unter drei Jahren werden — das iſt Geſetz — nicht zum kleinen grünen Todtenhügel hinausgefahren, ſondern getragen: ihr Särglein wird auf dem Kopf balancirt. Natürlich, reiche Kindlein trägt der Träger — richtiger die Trägerin — feierlichſt in tiefes Schwarz gekleidet und ein vollſtändiges ſchwarzes Trauergetroddel hängt von dem Särglein hernieder um ihren Kopf. Armen Aeltern aber trägt die Todtenbetterin den in einem ſchlichten, ungeſchmückten Särglein ruhenden Liebling, nur in halber Trauertracht und in grauer Kleidung. So weit habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, daß ich einem ſolchen Säuglingsſarge bis an das Thor der Stadt gefolgt wäre, um zu ſehen, ob die Wache auch vor dieſem Leben und Tod in Einer Perſon repräſentirenden Kopf-Leichenconduct ins Gewehr zu treten und die Honneurs zu machen verpflichtet iſt.

Den Uebergang von der Kraft der frankfurter Köpfe bis zum Bundestag und zu deſſen Kunſt, ſchwebende Fragen ohne Verſchüttung zu balanciren, überlaſſe ich dem Satiriker. Uns galt es nur zu ſanitätiſcher Warnung um die Betrachtung: Was alles ein frankfurter Kopf vertragen kann! A. G.

Anregungen.

Pariſer Herbſttage.

III.

— — Es iſt Ferienzeit. Da iſt es in Paris etwas triſt. In den Theatern, den Cafés, den Reſtaurationen, nirgends das gewohnte Publikum. Am auffallendſten iſt dies auf dem linken Ufer, dem Studenten- und Adelsviertel, wo ich mein Nomadenzelt neben dem Luxembourg aufſchlug. Auf dem rechten Ufer concentrirt ſich das Geſchäfts- und Genußleben; da ſind die Theater, die alten Boulevards, die Tuilerien; dort ſtirbt das Gewühl nie aus, der Unterſchied iſt daher nicht ſo auffallend. Anders auf dem linken Ufer. Das Leben iſt hier — ich meine die Umgebung der Sorbonne — ſchon an ſich weniger glänzend; wenn man abends in die Stadt geht, ſo iſt man wie geblendet von dem Luxus, der ſich auf den Boulevards entfaltet. Nur im Quartier latin lieſt man: „Ceci on loue des habits"; nur hier trifft man das euphemiſtiſche „Spécialité de

déjeûnee", d. h. Erſatzläden für kranke Börſen, die keinen wirklichen Reſtaurant bezahlen können. Was iſt das aber erſt einſach und ſtill in der Ferienzeit, wenn nahe an zehntauſend lärmende Studenten in die Provinz heimgeflogen ſind! Die Beamten, die indeſſen herbeiſtrömen, um ihre Geſuche an den Miniſterien perſönlich anzubringen, ſind ein kümmerlicher Erſatz für die ſorgenloſe Jugend; die Witwen, die die heimkehrenden Studenten zurücklaſſen, müſſen ſich indeſſen doch damit behelfen; zwei Monate ſind eine lange Zeit und die Zeiten ſind hart. Ein großer Theil dieſer Ferienbevölkerung beſteht aus den Profeſſoren der Departementallyceen, die irgendein Examen zu beſtehen haben oder um eine Beförderung nachſuchen. Da entſchädigen ſie ſich für allen Aerger des Schuljahrs, da erinnern ſie ſich alter ſeliger Tage und begehen wol auch einen kleinen Exceß. Natürlich nur, um die Orte zu ſehen, wo Alexander Dumas Sohn die Heldinnen ſeiner Dramen herholt.

Die Menge ſtrömte allabendlich zum Theater des Palais-Royal, um die Memoiren der Rigolboche in Scene geſetzt zu ſehen und die ſchönen Formen des Fräulein Schneider zu bewundern, die allein noch ausführen durften, was in den öffentlichen Sälen verboten iſt. Bekanntlich iſt das Repertoire dieſes Theaters, wie die Boulfes parisiennes im muſikaliſchen Fache, das ausgelaſſenſte und pikanteſte. Da iſt es ein Zeichen der Zeit, daß gerade die Ariſtokratie, wenigſtens die Geldariſtokratie, den Kern des Publikums dieſer Theater bildet. Denn alle Plätze, die, wie z. B. die Stalles d'orchestre, in allen andern Theatern ſehr anſtändige Plätze ſind, deren ſich niemand ſchämen darf, ſind hier ſo unbequem und dabei noch ſo in der Minderheit, daß man, um die Vorſtellung angenehm und bequem zu genießen, die theuerſten Plätze nehmen muß. „Rigolboche" erinnert mich an die Chroniqueurs, eine Gattung von Literaten, die leider in Paris eine üppige Rolle ſpielen. Klatſchereien ſind es, die der geheimnißvolle Mene-Tekel-Pharſim in der belgiſchen „Indépendance" zu Markte bringt; Klatſchereien, wie ſie nur irgendein Krähwinkel erſinnen kann. Klatſchereien gibt Jules Lecomte in der „Monde illuſtré"; neulich nahm er ſeine Zuflucht gar zu Geſpenſtergeſchichten. Und nicht genug, daß man ſie auf ein Blättchen, feuilleton, wirft, ganze Bücher füllt man jetzt damit an. Felix Mornand hat aus dieſen Cancans ſein „Année anecdotique" zuſammengeſtoppelt und Jules Lecomte wärmt ſeine abgeſtandenen Feuilletons in den „Petites causeries du temps" wieder auf. Dieſe leichte Schaumwaare ohne ſubſtantiellen Gehalt dem Leſer ſchmackhaft zu machen, bieten dieſe Chroniqueurs alles Raffinement des Stils auf. Die geſpreizte Geziertheit der Marquis des ancien régime lebt in dieſen Schöngeiſtern wieder auf; zuweilen glaubt man ſich in das Hotel de Rambouillet unter die Précieuſes der Epoche zurückverſetzt. Nur in Frankreich konnten die Briefſteller wie Balzac, Voiture, Frau von Sévigné zu ſolchem literariſchen Ruhm gelangen.

Zuweilen ſinkt dieſe Pikanterie der Feuilletoniſten bis zur Reclame herab. Man ladet einen Chroniqueur zu einigen Bällen ein, zieht ihn in ein vertrauliches Geſpräch, zeigt ihm die koſtbare Möblirung und im nächſten Feuilleton lieſt die ganze gebildete Welt, daß Frau von Pretinlaine ein Juwel von Witz und Geſchmack iſt, daß ihr Ballſalon ein Schmuckkäſtchen war, in welchem die Elite der pariſer Geſellſchaft glänzte. Wenn man wiſſen will, wie die Berührung mit der großen Welt, die Vertrautheit mit der Herzogin von A. und der Gräfin von B. dieſe heutigen Löwen der pariſer Literatur kitzelt, ſo leſe man nur den Roman „La dame aux perles" von Dumas Sohn, nebenbei geſagt von langweiliger, gedehnter Inſcenirung. Geckenhafter kann ſelten etwas ſein als dieſes Kokettiren mit der hohen Ariſtokratie. Das lächerliche Seitenſtück zu den Reclamen der Eitelkeit liefern die der Speculation. In Winkeljournalen „für Kunſt und Literatur" wie „Das Orcheſter", ſtellt man Parallelen zwiſchen dem berühmten Schauſpieler Laferrière und dem Schuhmacher Taratte an; ein unglücklicher Verſemacher reimt auf Taratte eine Chanſon, die das Théâtre Beaumarchais am Boulevard du Temple in ein Vaudeville verwebt. Herr Taratte thut das Seinige dazu und ſchickt einen leeren, mit ſchwarzer Leinwand umhangenen Wagen durch das ganze ungeheuere Paris ſpazieren und eine Million Menſchen leſen auf der Leinwand die Adreſſe des Fußbekleidungsmagazins von Herrn Taratte; — in vier Wochen iſt er ein gemachter Mann.

Wenn ich Sie von nichts als Cancans im franzöſiſchen Doppelſinne des Worts zu unterhalten weiß, ſo iſt dies nur die Schuld der Jahreszeit — es feierte eben alles andere Ferien. Der Kaiſer war nach ſeiner Reiſe in St.-Cloud eingeſchloſſen und bereitete in der Stille die Ueberraſchungen vor, die jüngſt über der franzöſiſchen Preſſe wie fröhliche Knallbonbons zerplatzten. Die hohe Ariſtokratie brachte die ſogenannte ſchöne Jahreszeit auf dem Lande zu und das Faubourg St.-Germain, an welches das Pays latin, mein zeitweiliges Aſyl, ſtößt, war ſtill wie ein Witwenſitz. Es geht ſchon ohnedies nicht lärmend zu in dieſem Viertel, wo man ganze große Straßen durchlaufen kann, ehe man ein leidliches Café antrifft; nur die Galawagen der Miniſterien und die Carroſſen der Legitimiſten raſſeln über das Pflaſter, das von keinem Macadam verdrängt wird; denn die Bevölkerung dieſes Stadttheils wird niemals Barrikaden bauen; ihre Geſchichte iſt ſo rein und unſchuldig wie die der Inſel St.-Louis unterhalb der Cité, das Aſyl der ſtillen Leute.

Aber mehr als alles dämpfte der Regen das pariſer Leben, der Regen, der aus dem Sommer von 1860 einen April in Permanenz gebildet hatte. Noch nie auch hat das Parapluie, dieſer treue Diener der Galanterie, eine ſo wichtige Rolle geſpielt. Nie iſt der Regen einer neuen Mode ſo ungelegen ge-

kommen als dieſes Jahr. Die Schleppkleider, durch welche die Directoren der Mode an letztem Longchamp die Crinoline verdrängen wollten, waren ſo gut wie unmöglich geworden.

So harmlos auch ſonſt Paris in den Ferien ausſah, am gemüthlichſten ging es in den Folies dramatiques zu, wo ein zeitgemäßes Vaudeville: „Les écoliers en vacances", allabendlich die guten Maitres mit ihren trefflichen Sprößlingen anzog. Die Intrigue des Stücks iſt unbedeutend, aber es war ſo mit allerlei Zügen aus den Penſionaten für beiderlei Geſchlecht gewürzt, daß es keinen unſchuldigern Spaß geben konnte; namentlich erheiterte eine lateiniſche Rede in drolligem macaroniſchen Stil das gutwillige Publikum, das das Foyer zu einer Familienſtube umgewandelt hatte. Glauben Sie darum nicht, daß dies Theater immer ſo naiv ausſieht. Es liegt bekanntlich am Boulevard zwiſchen vier bis ſechs andern und die Concurrenz iſt darum ſchwer. Der erſte Director, der es am 22. Juni 1831 eröffnete, machte keine Geſchäfte. Der folgende aber, Hr. Mourier, hatte ſolchen Erfolg, daß er — fabelhaft — 40000 Francs Rente damit gewonnen haben ſoll. Er wurde deshalb ſo von Bewerbern überlaufen, die ihm das Theater abkaufen wollten, daß er jedem Unbekannten, der ihn ſprechen wollte, durch den Portier kurzweg ſagen ließ: „Le Théâtre des folies n'est pas à vendre." Das Theater verdankt ſeine Blüte nicht ſowol ſeinen guten Schauſpielern — Frédérie Lemaître ſpielte hier zuerſt den bekannten, zum Typus gewordenen Robert Macaire — als vielmehr der großen Zahl anziehender Schauſpielerinnen.

Da hat das Odeon mit ſeinen literariſchen Tendenzen weniger Glück. Was dem Théâtre français nicht gelingt, wird auch dem Odeon nicht gelingen, in welchem jüngſt ein Fräulein Karoly die Rollen der Rachel wieder aufnahm. In Bezug auf Häßlichkeit iſt ſie der letztern vollkommen gleich, ſie hat auch zuweilen wirklich pathetiſche Züge; aber die Zeit der Wunder iſt vorüber, man weckt keine Todten mehr auf und die claſſiſche Tragödie iſt todt. Einige fanden das Spiel der Karoly zu wild; da ließ man denn ein Fräulein Bourgeois auftreten. Was jene zu viel hatte, hatte dieſe zu wenig; ſie wurde faſt ſüßlich und es blieb beim alten. Aber auch mit dem modernen Drama hat das Odeon kein Glück. Nach der Tragödie Corneille's — wohlverſtanden, die Tragödie diente nur als Eingang, als lever de rideau! — ſah ich ein Stück: „Mariages d'amour"; ich begreife nicht, wie das zweite Theater Frankreichs ſolche Situationen geben kann, wie dieſes Stück enthält. Aber Sie werden alle dieſe Stücke auf den deutſchen Theatern wiederfinden. „L'Oncle Million" — „Les vertueux de la province" — den „Joſephe Proudhomme". Letzteren ſeh' ich ſchon bei Ihnen als „Lebensretter" analyſirt. Aber zu „Orpheus in der Unterwelt", der auch bei Ihnen geſpielt wird, geb' ich folgenden Zuſatz. Wenn Sie gehört hätten, welche Flut von Vorwürfen mich in dem Hauſe des Sonettendichters Boulay-Paty überſchüttete, als ich erzählte, ich hätte die Boufles parisiennes beſucht, um „Orphée aux enfers" von Offenbach zu ſehen! „Wie, Sie ſchämen ſich nicht, dieſe Caricatur zu ſehen, wenn Gluck's göttliche Schöpfung das Ideal der Schönheit entfaltet? Anathema sit!"

Das Théâtre lyrique ſteht würdig neben der Großen Oper trotz ſeiner beſchränktern Mittel. Iſt es doch auch nur der Luxus, der die letztere über alle andern Bühnen hervorhebt. Einmal indeſſen hat es den Luxus würdig angebracht, ich meine die Ausſtattung der „Semiramis"; um ſeinetwillen beſuchte ich die Vorſtellung. Was auch die Kenner ſagen mögen, ich betrachte die Muſik dieſer Roſſini'ſchen Schöpfung nur als eine großartige Kammermuſik. Als ſolche hat ſie mich in dem Théâtre italien entzückt, wo der Raum beſchränkter iſt und keine Pracht der Inſceneſetzung den muſikaliſchen Genuß ſtört. In der Großen Oper aber tritt der Contraſt der Muſik mit dem hiſtoriſchen Stoff zu ſehr hervor, um nicht ſtörend zu wirken. Das iſt freilich die Erbſünde der italieniſchen Muſik. Aber der Hauptreiz dieſer Vorſtellung lag eben in der Ausſtattung, die — um pedantiſch zu reden — einen wiſſenſchaftlichen Werth hatte. Das iſt das Große und Schöne an Paris, daß alle neuen Entdeckungen ſogleich Gemeingut werden. Nur wenige Jahre ſind ſeit den Ausgrabungen zu Ninive und der Eröffnung des Aſſyriſchen Muſeums in Paris vergangen und ſchon kann alle Welt für wenige Francs die aſſyriſche Civiliſation in der Großen Oper unter Begleitung Roſſini'ſcher Muſik ſtudiren. Nicht nur hat die Decorationsmalerei alles treu nachgebildet, was an Denkmalen altaſſyriſcher Baukunſt erhalten iſt, auch in den Coſtümen, in den Opfergebräuchen iſt die größte Treue beobachtet. Alles, was in den Ferien aus der Provinz nach Paris ſtrömt, um an dieſem Herde der Civiliſation neue Nahrung zu ſchöpfen, ſo ſchrieb im Sommer ein pariſer Blatt, wird dieſe meiſterhafte Darſtellung ſehen wollen. Und das Blatt hatte recht. *)

Endlich bequemte ſich auch die Italieniſche Oper, den Feriengäſten vor ihrer Abreiſe noch ein Feſt zu geben; ſie eröffnete ihre Saiſon mit Bellini's „Nachtwandlerin". Auch hier ſah der Kenner an dem noch ziemlich gemiſchten Publikum, dem die echten Frauenperlen noch fehlen, daß es Ferienzeit war; aber die Tonkunſt war zu Hauſe. Man hat wol ſelten eine ſo gelungene Vorſtellung dieſer Oper geſehen, zumal was die Heldin des Stücks ſelbſt betrifft. Fräulein Battu, eine Franzöſin, ſang die Titelrolle. Der eigenthümliche, faſt wehmüthige Schmelz ihrer Stimme, vereint mit der perſönlichen Erſcheinung der Sängerin, harmonirte ſo innig mit dem milden Charakter

*) Paris gibt nur eine Nachahmung Londons, wo die aſſyriſchen Denkmäler ſchon zur ſceniſchen Illuſtration des „Sardanapal" von Byron benutzt wurden. D. Her.

dieſer Muſik, über der eine ſanfte Schwärmerei wie Mondſchein ruht, daß ſich alles ohne Widerſtreben feſſeln ließ.

Friedrich Spielhagen.

Die Erſcheinnng, daß in Deutſchland Autoren auftreten, die ein eigenthümliches Gepräge tragen und ſich vom maſſenhaften Gewühl der belletriſtiſchen Production vortheilhaft unterſcheiden, kommt verhältnißmäßig nicht zu häufig vor. Ferdinand Gregorovius, Paul Heyſe, Robert Waldmüller, Victor Scheffel, Karl Frenzel, Jakob Corvinus ſind einige ſolcher ſelbſtändigen und eigengearteten Namen, denen man eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen hat, Namen, denen man auch um glänzender Einzetheiten willen oft vergeben muß, wenn ihnen im großen und ganzen etwas mislingt.

Wir möchten auch Friedrich Spielhagen zu ihnen zählen, einen ſeit wenig Jahren hier und da vortheilhaft hervorgetretenen Autor, der eine feine ſinnige Feder führt. Seine erſte größere Arbeit liegt in einem aus vier Bänden beſtehenden Roman vor: „Problematiſche Naturen" (Berlin, Janke, 1861). Es iſt hier beſonders die treffliche, zuweilen muſterhafte Darſtellung und eine reiche Fülle geiſtvoller und anregender Gedanken, die den Leſer feſſelt. Jeder feinere Sinn, der in einem Romane nicht allein die Befriedigung oder nur Ausfüllung einer müßigen Stunde ſucht, ſondern wie bei der Betrachtung eines Bildes oder einer Statue ſich zunächſt von der Kunſtform und dem Künſtleriſchen des ganzen Werks angezogen fühlt, wird mit innigem Vergnügen bei vielen Stellen verweilen, in denen Spielhagen's Beſtreben, ein Dichtwerk im wahren Sinne des Worts zu ſchaffen, ſich bewährt hat.

Es wäre freilich auch unerlaubt, einem ſo bevorzugten Talente gegenüber die beiden Klippen nicht zu nennen, woran ſein Roman diesmat noch zwar nicht geſcheitert iſt, aber doch die Kraft ſeiner Wirkung gebrochen hat. Spielhagen's Roman enthält keine Fabel und keinen Gedankenverlauf. Es ſind loſe aneinandergereihte Bilder aus dem Leben eines Hauslehrers Oswald Stein, der, freilich merkwürdig genug, unter dem Landadel Rügens und Pommerns — denn dieſe Gegend iſt doch wol gemeint — eine durchaus „problematiſche" Rolle ſpielt; ſo endet der Roman denn auch ſchlußlos und unbefriedigend mit der Abreiſe des jungen Mannes nach Italien.

Aber bei der Vermiſchung aller Kunſtformen, die nun einmal in dem Fortſchritt und dem Wachſen der Literatur auch als eine bittere Nothwendigkeit begründet iſt, ließe ſich, zum Theil in Hinblick auf „Wilhelm Meiſter", der Mangel einer durchgeführten Fabel und Tendenz entſchuldigen, wäre nur der Held des Ganzen eine edlere Natur und vor allem eine — Möglichkeit. Den Haß gewiſſer Kritiker gegen „problematiſche Naturen" theilen wir ſo wenig wie ihre Vorliebe für „geſunde"; in dem Roman Spielhagen's indeß ſtellt ſich die Unwahrſcheinlichkeit, und leider ohne Humor, auf die Spitze. Wer kennt nicht die unglückliche, gedrückte Stellung der Hauslehrer auf dem Lande? Sie liegt nicht nur in ihrer geſellſchaftlichen Unterordnung, vielmehr in ihrer natürlichen Unbehülflichkeit und, proſaiſch genug, in dem geringen Gehalt, der ihnen nicht erlaubt, wie Oswald, auf jeden verfehlten Schuß einen Thaler zu ſetzen. Noch eins, ein wirklich begabter, geiſtvoller, weltmännijcher Hauslehrer iſt eine Phantaſie aus dem vergangenen Jahrhundert, der in dem unſerigen als Vogel Phönix erſcheint. Und daß in dieſen Hauslehrer ſich nacheinander alle adelichen Damen der Landſchaft verlieben, Abenteuer mit ihm haben — credat Judaeus Apella, ebenſo wie an jenen andern verunglückten Theologen Bemperlein, der ſchon im Jahre 184* Schopenhauer ſtudirt haben ſoll. Die vierziger Jahre waren eine Zeit des Streits, des erbitterten Kampfs der Meinungen, ein glänzendes Turnier. Glaubt Spielhagen, daß man am Vorabend einer Meinungsſchlacht Schopenhauer's triſte Entſagungslehre eines Blicks würdigt? Seine Frauen haben eine bedenkliche Vorliebe zum Kokettiren, ſeine Mädchen etwas vom Käthchen von Heilbronn, die ſelbſt in der romantiſchen Welt Kleiſt's einen unheimlichen Zug beſitzt; für ſeinen Helden intereſſirt ſich niemand, da er eben nur ein ausgezeichneter Tänzer, ein unübertrefflicher Piſtolenſchütze, übrigens ſchlimmer als Freytag's Bolz und Fink ein Renegat iſt — ein Renegat, allen Adelichen Haß ſchwörend und immer unter ihnen, mit den Herren wetteifernd und, ein paar Aperçus abgerechnet, ganz ſo blaſirt wie ſie.

Und eine neue Verzeichnung iſt bei Schilderung des pommerſchen Adels eingetreten; wären die Junker ſo wie Spielhagen ſie ſieht: ein Hauſen von Fuchsjägern, Wettrennern und betrunkenen Bauern, man hätte in Preußen nicht dieſe erbitterte, langwährende Schlacht mit ihnen zu ſchlagen; ein Blick auf die Debatten des preußiſchen Herrenhauſes zeigt, daß unter den „ukermärkiſchen Granden", vom demokratiſchen Standpunkt müßte man ſagen leider, Männer genug ſitzen, die an Bildung, Rednergabe und Würde weit über Oswald Stein emporragen, noch abgerechnet, daß ſie eine Meinung haben.

Die Mängel dieſes Romans liegen in dem Grundirrthum, es ließe ſich eine weſentlich phantaſtiſche und romantiſche Schöpfung in die reale Wirklichkeit ohne Bruch hineinbauen; ſo iſt weder die Phantaſie noch die Realität zu ihrem vollen Recht gekommen. Aber nach beiden Seiten hin entfaltet Spielhagen darum doch eine ungewöhnliche Begabung; es iſt der Zug des Künſtlers, das ſcharf beobachtende Auge des Lebens- und Herzenkenners in ihm und dürfen wir deshalb für ſein nächſtes Werk die vollere Harmonie erwarten.

Am Büchertiſch.

I.

So oft unſer Büchertiſch ſich mit neuen Muſenſpenden füllt, kommen wir in Verſuchung, ſtatt über

den Inhalt dieſer bunten Gäſte uns über deren Auf- und Niedergang am Himmel der deutſchen Leſewelt allerlei trübe Gedanken zu machen und den mancherlei Hoffnungen und Enttäuſchungen nachzuſinnen, welche die meiſten dieſer Kreisläufe begleiten.

Die Kunſt iſt nicht allein eine wunderliche Spröde, ſie hat auch geradezu, wie Ariadne, ein wahres Labyrinth von Irrgärten um ihr goldenes Luſtſchloß gezogen, und da ſich jeder mit dem lockenden Wahne trägt, der rechte Weg werde ſich eben ihm vor allen andern erſchließen, ſo ſummt es von Suchenden und ſich auf dem rechten Wege Glaubenden darin Tag und Nacht. Und nun iſt man, wie alle Welt weiß, bis zu dieſer Stunde noch gar nicht einmal darüber einig, wer in Wirklichkeit je bis zu dem Allerheiligſten der ſpröden Fee durchdrang und ob ſie nicht die Fähigkeit hat, in mehr als Einer Geſtalt die ſuchenden Pilger zu necken oder gar, ob ſie's nicht geſchehen läßt, daß in den lauſchigen Verſtecken ihre geringern Hofſräulein unter der Maske der Herrin ſelbſt ihr übermüthiges Weſen treiben.

Genug — Verzückte taumeln aus und ein, aber die wenigſten von ihnen finden ohne weiteres Glauben, wenn ſie von ihrem Glücke ſingen und ſagen und ſelbſt dieſe wenigen, wenn ſie aus dem Gedränge der ihnen Zujauchzenden endlich wieder in minder lärmende Umgebung gelangen, finden eine alte Stiefſchweſter jener ſpröden Dame am Wege ſitzen, die von neuem fragt und mißt und wiegt und nach allem dennoch zu der Echtheit des heimgebrachten Lorbers den Kopf ſchüttelt. In der That, die Kritik iſt eine ungläubige Natur und das macht ſie zugleich zu einer vorwiegend verdrießlichen.

In ſolchem Tone ſchwatzen allerlei Stimmchen auf unſerm Büchertiſch und ſo ſchwatzen ſie auf vielleicht hundert Büchertiſchen im lieben deutſchen Reiche, wo nur immer ein neues Packet von der Meſſe herüberkam und die Muße, den guten Willen, die herzliche Theilnahme, ja die warme Empfehlung in Anſpruch nehmen möchte.

Denn wie viel von dieſen wünſchenswerthen Dingen muß zuſammenkommen, damit dem Aufgange jener papierenen Sonnen nicht in winterlicher Nachmittagsſtunde ſchon der Niedergang folge, damit ein Buch einen langen, wol gar den längſten Sommertag eriebe und — wenn das Glück beſonders holdſelig lächelt — am Ende wol ſelbſt eines zweiten und eines dritten Aufgangs froh werde!

Und doch, welche Mühe, welche Nachtwachen, welche Wege, welche Entſagungen mußten ſchon überſtanden werden, ehe das Buch auf unſern Tiſch gelangte! Hier gibt einer die Geſchichte einer fehlgeſchlagenen Hoffnung, einer betrogenen Liebe, einer nicht erwiderten Neigung. Er legt ſie einem Weſen ſeiner Phantaſie in den Mund, aber es haftet Selbſterlebtes, Selbſterlittenes an den Worten, die er jenem auf die Lippe drängt und ſogar der verſöhnende Ausgang, den ihm ſein künſtleriſches Gewiſſen in die Feder dictirt, verſchärft nur noch die Nachwehen der eigenen überſtandenen Qualen. Dort ſchildert einer den Ueberfluß mit der Beredſamkeit des Mangels, des Südens Glut mit der fieberhaften Mignon-Sehnſucht des ofenloſen Dachkämmerlings; hier endlich — doch genug; laſſen wir die Bücher in den nächſten Nummern ſelber reden.

Neue Romane und Novellen.

V.

„Neuer Adel" von Alfred Meißner (drei Bände, Leipzig, F. W. Grunow. 1861) bewegt ſich auf durchaus „realiſtiſchem" Boden. Er weiſt an einem, anfangs komödienhaft gehaltenen, dann ſich zur Tragödie entwickelnden Ereigniß die Verderblichkeit des Börſenſchwindels, die innerliche Lüge und Hohlheit geſchraubter Verhältniſſe nach. Trefflich und anziehend ſind die komiſchen Partieen des Buches erzählt. Der neugeadelte Herr von Roſenſtern, der ſeiner Tochter, um ſie zu zerſtreuen, Liebesbriefe ſchreibt und Blumenſträuße durch das Fenſter wirft, die beiden genialen Virtuoſen Karpikof und Levini, die ſich zuletzt als zwei ſtrebſame Jünglinge der prager Judengaſſe enthüllen, bilden mit dem Eßkünſtler, dem Grafen Wellenburg, ein vierblätteriges Kleeblatt zum tollſten Luſtſpiel; vier junge Leute, denen unerwartet eine bedeutende Erbſchaft zufällt, ſtellen zu ihnen ein anziehendes Gegenüber dar. Weniger befriedigt der tragiſche Ausgang; Maria's Selbſtmord erſcheint bei ihrer durch das Ganze feſtgehaltenen Herzloſigkeit und Verſtandeskälte nicht eben motivirt; vielleicht wäre durch eine größere und ſchärfere Zuſammenziehung der Fabel das Intereſſe noch mehr gehoben worden.

In „Zwei gnädige Frauen" erzählt Guſtav vom See (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1861) eine Familiengeſchichte aus den Zeiten des Siebenjährigen Kriegs. Die Lokalſchilderungen ſind gefällig, die ältere „gnädige Frau" ein anziehender Charakter. Trotz einzelner Unwahrſcheinlichkeiten der Handlung und einer gewiſſen Proſa des Ganzen wird das Buch in ſeiner nicht ungefälligen, raſch fortſchreitenden Darſtellung dem Zweck, zu unterhalten, genügen.

Das innere Glück.

Iſt die Freude, iſt das Glück
Mehr denn als ein Sonnenblick,
Der die dunkeln Wolken theilt
Und im Flug vorübereilt? —
Mich erfreut der Augenblick,
Kehrt das Dunkel dann zurück,
Iſt es in der Seele licht,
Und die Schatten ſchrecken nicht.

A. v. G.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Sklaven- und Nicht-Sklaven-Amerika. — Was noth thut. III. — Preußens Welthandel. — Briefwechsel.

Sklaven- und Nicht-Sklaven-Amerika.

„Wenn einmal in Virginien und Ohio die Sklavenhalteraristokratie es so weit gebracht haben wird wie ihre Wahlverwandten in dem Sullanischen Rom, so wird dort auch der Cäsarianismus vor dem Geist der Geschichte legitimirt sein."

So Mommsen in seiner „Römischen Geschichte".

Und schon jetzt scheint diese Zeit gekommen. Der lange durch die Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit und Zerrissenheit in den nördlichen Staaten zurückgehaltene und in seinem heftigsten Ansturm gebrochene Streit der freien und der sklavenhaltenden Republiken hat plötzlich zum offenen Kriege geführt. Was die Nordstaaten seit vierzig Jahren ertragen: die Wahl von Präsidenten, welche dem Interesse der Sklavenhalter geneigt waren, hat die Südstaaten zum Aufstand getrieben, da der erwählte Präsident Abraham Lincoln für einen Gegner der Sklaverei gilt.

Während in Europa der Gegensatz der Nationalitäten sich immer tiefer gräbt und alle Staatsformen aus ihren Fugen zu reißen droht, befindet sich Amerika in einer ähnlichen verhängnißvollen Krise. Diesseit wie jenseit des Oceans handelt es sich in diesen Tagen nur um eine einzige Frage, die der Macht, der Selbständigkeit der Völker und Rassen, alle andern sind davor zurückgetreten. Noch heißt es nicht durchgreifend Romanen oder Germanen, aber in Amerika heißt es schon lange Schwarz oder Weiß, Sklaverei oder Freiheit.

Unwillkürlich fühlt man sich bei dem einen wie bei dem andern Schlachtruf in den Beginn des Mittelalters, in die Zeit der Völkerwanderung versetzt. Wer sinnenden Geistes über die Zufälligkeiten der Erscheinungen und den unberechenbaren Wechsel, den jede Stunde bringt, hinaus dem Wesen der Dinge und ihrer doch bis zu einem gewissen Punkt nothwendigen Zukunft nachforscht, mag sich sagen, daß eine neue, umfassendere Cultur sich vorbereitet, ein neuer Völkerfrühling, der, freilich nach den heftigsten und schmerzlichsten Erschütterungen, die Menschheit auf eine höhere Stufe, zu einer innigern Verschmelzung führen wird.

Die Kämpfe, die in Europa und Amerika bevorstehen, sind wahlverwandt; wesentlich vertreten die nördlichen Staaten der Union das germanische, die südlichen das romanische Princip. Nicht ganz mag es außer Acht gelassen werden, daß in Florida und Texas sich spanische, in Louisiana noch französische Elemente vorfinden. Jetzt erscheinen die Ausrufe mancher Zeitungen in diesen Landschaften über die Preiswürdigkeit der Monarchie als die Reden eines Bajazzo auf einem Maskenball, wird aber der Abfall von der Union durchgeführt, so werden die Schritte von dem Präsidentenstuhl zum Thron zu zählen sein. Ein glücklicher Feldherr wird den Cäsars, Cromwells und Napoleons der Alten Welt nachahmen. Sehen wir nicht schon jetzt Carlyle's „Heroenthum" in oft burlesker Weise in Amerika zum öffentlichen Princip erhoben? Sehen wir nicht eine wahrhaft tollhäuslerische Art, wie Amerika Talente und bekannte Namen feiert? Was mit dem Prinzen von Wales möglich war, kann bald genug mit einem glücklichen Feldherrn möglich werden. Wir glauben nicht an eine Zukunft und eine Dauer des Cäsarismus, aber zuweilen ist er eine Krisis, durch welche die Völker und Staaten hindurchmüssen.

Die Frage über die Sklaverei, um die es sich zunächst handelt, ist vom sittlichen Standpunkt längst gelöst. Gegen diese Verurtheilung werden die Einwendungen, daß die Neger in Afrika zu viel schlimmerer Sklaverei bestimmt seien und zu Tausenden nur für die gräßlichen Menschenopfer ihrer Fürsten dienten, daß sie im allgemeinen das beste Los von der Welt hätten, keine Sorge, wenig Arbeit — bleiben was sie sind, mühsam herausgeputzte Sophismen der Selbstsucht. Wenn in der Welt wie sie ist die Principien sich rein und ohne Verbindung und Verschlechterung mit dem Zufälligen durchführen ließen, müßte man durch Gesetzesschluß oder die Gewalt der Waffen die Aufhebung der Sklaverei längst erzwungen haben. Die Nationalversammlung von 1789 hat es gethan, fiat justitia, pereat mundus! Aber das Beispiel Haitis wird für alle Zeiten eine schreckliche Warnung sein, nicht so rasch damit vorzugehen.

Und doch besaß Haiti damals nur „eingeführte" Sklaven, während in den Südstaaten, in Virginien z. B., die Sklavenzüchterei und der Sklavenverkauf das einträglichste Geschäft im Lande geworden. King Cotton „König Baumwolle" — so rühmend, als einen befehlenden Dictator, nennt man in Louisiana, Georgia und Alabama das Hauptproduct des Landes, dessen Gewinnung, nach den Anschauungen der Pflanzer, auf das engste mit der Sklaverei verknüpft ist. Aber man würde irren, wenn man nur den King Cotton für die Knechtschaft der Farbigen verantwortlich machte. Da der Negerhandel von Afrika her vielfach gehindert, gesetzlich verboten und mit Lebensgefahr verbunden ist, haben sich seit Jahrzehnden viele Pflanzer, zur Ehre der Menschheit wollen wir annehmen die rohesten, auf das Züchten der Sklaven verlegt, die sie dann heerdenweise nach den neuen Territorien verkaufen. Mehr als einmal mag es hier geschehen sein, daß der Vater sein Kind, der Bruder die Brüder verhandelte — und diese

Menſchen wagen es, ſich in ihren Reden auf dem Capitol zu Waſhington mit den alten Normannen zu vergleichen!

Bei der Gründung der Union war ſelbſtverſtändlich die Frage der Sklaverei eine nebenſächliche. Zunächſt galt es, dem Feind gegenüber eine ſtarke, einige Macht zu bilden. Die Ideen von der Freiheit und Gleichberechtigung aller waren erſt im Keimen, das Vorurtheil der Farbe, von dem ſogar der Europäer, wenn er den amerikaniſchen Boden betritt, wie von einem Inſtinct ergriffen wird, war noch allmächtig, vor allem die Sklaverei ſelbſt auf den weiten Gefilden des Südens verſtreut, in dem noch menſchenarmen Lande ein nothwendiges Uebel. So betrachtete ſie der Congreß, Waſhington, die Verfaſſung.

Aber ſtatt einzugehen, wuchs die Zahl der Sklaven von Jahr zu Jahr. In Südcarolina, in Georgia iſt faſt die Hälfte, in Alabama und Louiſiana mehr als ein Drittel der Bevölkerung durch ſeine Farbe zur Knechtſchaft beſtimmt. Die Sklaverei ſtrebt überall danach ſich auszudehnen; von der Familie aus hat ſie den Staat erobert, in der Union iſt dazu ihr Beſtehen mit ihrer Ausdehnung verbunden. Die Verfaſſung bildet den Senat des Geſammtſtaats aus je zwei Senatoren der einzelnen Staaten; die Folge iſt klar, die Sklavenhalter mußten ſuchen mit den Fortſchritten des Nordens nach Weſten auf gleicher Linie zu bleiben, daher die Compromiſſe, welche eine geographiſche Grenze der Sklaverei feſtſetzten; mit jedem neuen Territorium, das als Staat in den Unionsverband aufgenommen zu werden fordert, erhebt ſich in erneuerter Erbitterung der alte Zwiſt — eine Exiſtenzfrage. Erlangt die Sklaverei nicht beſtändig neuen Boden, ſo verdirbt ſie in ſich ſelbſt. Was die Sklavenarbeit aus Süditalien und Sicilien gemacht, ſehen wir nach der tauſendjährigen Bemühung, ihre Spuren zu vertilgen, noch jetzt mit Entſetzen und Trauer. Daher der grimmige Kampf um Kanſas; vom Norden wanderten Freie, vom Süden Sklavenhalter ein. Bis zu Lincoln's Wahl im November des vergangenen Jahres hielt die Furcht vor einem Bürgerkriege die Nordſtaaten in Abhängigkeit der ſüdlichen Ariſtokraten, die als eine enggeſchloſſene Partei, auch durch die verwerflichſten Mittel, den Pöbel in den großen Handelsſtädten für ſich gewannen. Mit dem Siege wuchs ihre Anmaßung, ſie fühlten ſich die Herren der Republik, wo ſie mit Worten nichts erreichten, hatten ſie ihre Bowiemeſſer, ihre Revolver, ſie organiſirten Freibeuterzüge gegen Cuba, nach Mittelamerika; die Union war das Bild Roms nach der Dictatur Sulla's. Soviel Hochmuth, zahlloſe Beleidigungen, die harmloſen Reiſenden in den Südſtaaten widerfuhren, weil man ſie für Abolitioniſten hielt und Lynchjuſtiz übte, brachten endlich das Blut der Nordmänner in Wallung, Lincoln ward gewählt und der Süden, dieſe Wahl als Fehdehandſchuh aufnehmend, befindet ſich in vollem Aufſtand, in völliger Auflöſung.

Ohne eine That des neuen Präſidenten zu erwarten, hat Südcarolina, und ihm folgend andere Staaten, den Austritt aus der Union erklärt.

So loſe die Verbindung der einzelnen Staaten iſt, gibt es doch in jedem Kaſſen, Arſenale, Forts, Schiffe, welche der Geſammtheit gehören; der Angriff kann, wie man das Unionsgeſetz und die Freiheit der einzelnen auch auslegen mag, nur als Rebellion bezeichnet werden; nach langem Schwanken hat dies ſelbſt Buchanan's Regierung, der perſönlich dem Süden verkauft iſt, eingeſehen. Leicht möglich, daß im Augenblick der Bürgerkrieg ſchon im Hafen von Charleston tobt.

Es liegt auf der Hand, daß der Süden mit allen ſeinen Drohungen und Austrittserklärungen den Norden einzuſchüchtern ſucht. Die Angſt vor einer verunglückten Baumwollenernte macht die „Times" zur Freundin der Sklaverei! Ihr Streben iſt ein neues Compromiß, das in irgendeiner Weiſe die Ausdehnung des Sklavenhandels ſichert.

An einen wahren, ernſten, blutigen Krieg können allerdings nur Don Quixotes in Louiſiana denken, die zunächſt „weit von den Feinden abſitzen"; die Geſammtbevölkerung des Südens verhält ſich zu der des Nordens wie 1 : 3, ein Freibeutercorps des Nordens würde nach dem erſten ſiegreichen Gefecht einen Sklavenaufſtand hervorrufen, gegen den die Kämpfe des Spartacus ein Spiel von Kindern geweſen. Andererſeits, wird Lincoln die Gefahr und die Rechtfertigung einer ſolchen „Bluttaufe der Freiheit" übernehmen? Kaum. Der Süden wird austreten und einen neuen Staatenbund bilden; er unterſchreibt damit ſeinen Verfall. Es iſt ein Naturgeſetz, daß ſchließlich immer die im Norden wohnenden Völker die des Südens bezwangen, im kleinen wie im großen. Nicht nur haben die Germanen das römiſche Reich zerſtört, die Nordfranzoſen haben in den Albigenſerkämpfen Südfrankreich erobert, Lombarden und Piemonteſen unterwerfen jetzt Neapel. Dieſem Geſchick wird einſt auch Amerika nicht entgehen, gleichviel durch welche Formen und in welchen Stürmen es ihm entgegenwandelt.

Was noth thut.

III.

Zu den Großdeutſchen, welche Partei den ſo nothwendigen Ausbau eines einheitlichen deutſchen Bundesſtaates fort und fort durch die Anſprüche verhindert, die das ſo mannichfach anderweitig gebundene und verpflichtete Oeſterreich auf einen Miteintritt in dieſen Verband zu erheben hätte, gehören viel edle und achtungswerthe Männer. Ihr Gemüth leidet unter der Vorſtellung, Deutſchland ſchlöſſe aus ſeiner ſtaatlichen Geſtaltung irgendeine deutſchredende Ortſchaft aus; ſie halten ſich an Arndt's „So weit die deutſche Zunge klingt", obgleich auch Arndt ſelbſt dieſe politiſche Ausdeutung ſeines berühmten Liedes, unſerer Nationalhymne, förmlich abgelehnt hat. In der neulichen Erklärung der eßlinger

Verſammlung: „An unſere deutſchen Brüder in Oeſterreich", iſt dieſe ganze Sentimentalität trotz „Nationalverein" großdeutſch genug und ſehr unzeitgemäß zu Tage gekommen.

Auch der Verfaſſer der Flugſchrift: „Gedanken über die Fortbildung des Deutſchen Bundes von Karl Arnd" (Frankfurt am Main, Brönner, 1860), gehört zu dieſen Großdeutſchen, die nicht begreifen, daß Deutſchland als politiſcher Anfänger in ſeiner Gründung eines Bundesſtaats gleich andern Anfängern weiſe handelt, wenn es, klein anfangend, zwar das große Ziel unverrückt im Auge behält: alle Stämme deutſcher Zunge, wenn auch in jetzt noch nicht beſtimmbarer Zukunft unſerm Volke einzuverleiben, thöricht aber handeln würde, wenn es, Unmögliches ſich zur Aufgabe ſtellend, ebendeshalb ſich ſelbſt hinderte, irgendetwas zu erreichen.

Unmögliches aber wird dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat vom Verfaſſer zugemuthet, wenn derſelbe glaubt, jener würde ſeine eigenen Intereſſen dem allgemeinen deutſchen Vaterlande opfern, indem er es ſeinen jetzt zum Deutſchen Bunde gehörigen Ländern geſtatten werde, Theile eines organiſchen deutſchen Bundesſtaats zu werden. Dieſer Anſchluß iſt unmöglich. Die intelligenteſten Organe ſogar der öſterreichiſchen Preſſe ſehen ein, daß Oeſterreich nicht in der Lage iſt, mit dem engern Deutſchland eine innige und organiſche Verbindung einzugehen.

Das Sprichwort: „Niemand kann zweien Herren dienen", und die Erkenntniß, daß zwei Großmächte im Deutſchen Bunde ohne den politiſchen Selbſtmord unſers Volks ſich nicht einander unterordnen, ſondern ſo lange heimlich oder offen bekämpfen werden, bis das übrige Deutſchland unter die ausſchließliche Leitung Eines von ihnen geſtellt oder infolge innerer Zwietracht von ſeinen durch Einigkeit und Einheit ihm überlegenen Todfeinden unterjocht wird, hätte den Verfaſſer von der Unrichtigkeit ſeiner Gedanken überzeugen können. Eine friedliche Reform des Deutſchen Bundes wäre nur dann denkbar, wenn Oeſterreich in ſeinem jetzt ſchon mehr oder weniger völkerrechtlichen Verhältniſſe zu Deutſchland verbleibt, Preußen aber, in irgendeiner, allerdings wo möglich nicht dem nur dem Untergang geweihten Princip des rediviven Cäſarismus huldigenden Form, an die Spitze eines deutſchen Bundesſtaats träte. Erſt dann wird ein Bündniß beider Großſtaaten wegen des für beide daraus entſpringenden Vortheils ein aufrichtiges ſein. Erſt dann könnte Oeſterreich hoffen, der deutſchen Elemente ſeiner Bevölkerung auch fernerhin als Bindemittel der verſchiedenartigen Beſtandtheile ſeines Kaiſerſtaats ſich bedienen zu können, weil die moraliſche Macht der Deutſchen durch die Schaffung eines engern deutſchen Bundesſtaats unendlich erhöht werden würde. Ein unter Preußens Bundestags-Präſidium und Heercommando geeinigtes Deutſchland ohne Oeſterreich würde dem deutſchen Namen eine moraliſche Kraft und Haltung geben, durch welche auch das Haus Habsburg wieder als deutſche Dynaſtie jenen wilden Gärungen der die wiener Hofburg umtoſenden, größtentheils unreifen oder überlebten Nationalitäten Halt gebieten und imponiren würde.

Da dem Verfaſſer das Benehmen des öſterreichiſchen Miniſters Fürſten von Schwarzenberg im Jahre 1850 noch nicht die Augen darüber geöffnet hat, daß Oeſterreich unter Reform des Deutſchen Bundes doch nur eine Dienſtbarmachung Deutſchlands für ſeine Zwecke, namentlich die Schwächung Preußens verſteht, ſo iſt mit ihm keine Verſtändigung möglich. Wer abgeſehen von andern Gründen bei dem jetzigen Stande der Geldmittel im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate ſagen kann: „Der von der öſterreichiſchen Regierung beantragte Anſchluß an den Deutſchen Zollverein iſt im beiderſeitigen Intereſſe ſo wohlbegründet, daß nur unmotivirte Antipathieen und verderbliche Parteibeſtrebungen dieſen Antrag bisher zurückweiſen konnten", wer unter den obwaltenden Verhältniſſen, ſtatt das lockere, die deutſchen Staaten vereinigende Band enger zu ziehen, um den Zerfall des Bundes bei dem erſten Kriegsſtoße zu verhüten, die Erweiterung des Bundes in der Weiſe empfiehlt, daß außer ſämmtlichen preußiſchen Ländern auch Oeſterreichs, Dänemarks und der Niederlande nicht zum Bunde gehörige Provinzen in ſelbigen aufgenommen werden ſollen, deſſen politiſche Gedanken ſind nicht nur für den deutſchen Vaterlandsfreund, ſondern auch für jeden, welcher die Verhältniſſe der Staaten unbefangen nach den Lehren der Geſchichte vergleicht — phantaſtiſche Traumgebilde.

Preußens Welthandel.

*** **Berlin.** Der Verluſt des Schooners „Frauenlob" zeigt leider, wie weit wir mit der japaniſchen Expedition über unſere Kräfte gegangen ſind. Die Klage um die verlorene Mannſchaft und das ſo theuer erworbene, durch den Enthuſiasmus ſo vieler Menſchen zu Stande gekommene Votiv-Fahrzeug ſelbſt iſt allgemein und in der Handelswelt wird nun auch die koſtſpielige Expedition überhaupt als eine für den Handel völlig nutzloſe Spazierfahrt hingeſtellt. Die intereſſanten und amuſanten Berichte der dabei Betheiligten nennt man — vom Staat zu theuer bezahlt.

Schon vor der Ausſendung hatten einſichtsvolle Stimmen vor einem ſolchen Unternehmen gewarnt, aber ihr Wort verhallte ebenſo wie die Warnung des Kapitäns Sundewald in Danzig, der als Führer der „Arcona" erklärte, den Schooner „Frauenlob" dürfte man unter keinerlei Umſtänden den Gefahren des Großen Oceans ausſetzen.

Aus dem Verzeichniß vom 1. Januar 1861 der im Auslande angeſtellten preußiſchen Conſularbeamten geht hervor, wie viel noch für die preußiſchen Handelsintereſſen im Auslande in regelmäßiger und einfacher Weiſe zu thun geweſen wäre. Zwei einflußreiche Generalconſulate ſind ſeit Jahren unbeſetzt. Auf der Südſeite Aſiens, ebenſo in dem ganzen aſiatiſchen Archipel und auch in Oſtaſien hat Preußen ſo gut wie keine Verbindung ſeiner Handelsintereſſen. Ein Conſul in China mit drei Conſulaeagenten und drei

Consularbeamten in den niederländischen Besitzungen ist alles, was man aus dem officiellen Verzeichniß nach dieser Seite hin entdecken kann. Die drei preußischen Consuln, die es in den gesammten britischen Besitzungen in Asien gibt, haben mit den Handelsinteressen wenig zu thun. Wer mit dem eigentlichen Handelsverkehr Bescheid weiß, weiß auch, daß, um großartige und unmittelbare Beziehungen anzuknüpfen, vor allen Dingen derartige praktische Anhaltspunkte dort geschaffen werden müssen, an die sich der zollvereinsländische Handel anlehnen kann, und daß man ferner zu dem Resultat eines unmittelbar japanischen Handels nicht durch eine Expedition nach Japan — die doch immer nur auf Monate, um nicht zu sagen Wochen beschränkt sein muß — kommen wird, sondern nur dadurch, daß man ihn in den großen holländischen Zwischenstationen, in denen sich der Haupthandel concentrirt, aufzusuchen hat und daß endlich eine Expedition überhaupt nur dann einen Sinn hat, wenn die fernen Nationen wissen, daß hinter diesen drei kleinen Schiffen in der Heimat eine Flotte liegt, die dem stipulirten Vertrage nöthigenfalls Geltung zu verschaffen weiß. Man wollte den Handelsinteressen dadurch dienen, hätte aber die Million, die diese Expedition kostet, praktischer verwerthen können. Die 50000 Thaler Zinsen dieses Kapitals wären ausreichend gewesen, das preußische Consulatwesen in Süd- und Ostasien zu regeln.

Gutunterrichtete behaupten zu gleicher Zeit, daß unserm Handel viel nähere und wichtigere Fragen vorlägen als diese ostasiatische und die allerdings ethnographisch sehr werthvolle persische Expedition, und daß beide vom Standpunkt der commerziellen Interessen aus ein viel zu theueres Lehrgeld an Menschenleben und Kapital kosten. *)

Briefwechsel.

Herrn *** in Breslau. Ihre „Poetische Ehrenrettung der Referendaree" liest sich angenehm, enthält aber zu viel Persönlichkeiten. Wenn der von Ihnen zu Grunde gelegte vorjährige Aufsatz (in den „Grenzboten") „die Referendaree, die nur reden und reden", aus dem Roman verweist, so mögen an sich die Unterscheidungen desselben zwischen „Idealismus" und „Realismus" berechtigte sein, aber absolute Anwendung führt oder, wie jeder einsieht, zu Einseitigkeiten. „Iphigenie" entbehrt aller Kennzeichen eines gesunden „Realismus", immer wird hier eine griechische Hetaire neue die weimarische Hofdame, Thoas ein moderner Seeenisstimus sein; und dennoch — wie wogen und sind die Stimmungen, die ein Gedicht hier „nur für die Bildung" hervorrief, tief berechtigt! Warum sollen nicht ebenso auch „Referendare", selbst wenn sie naturgemäß mehr nur sprechen als handeln können, den Geist unserer Zeit, die Interessen der Stimmung und Bildung unsers Jahrhunderts mit ästhetischer Berechtigung wiedergeben können? Frankreich hat einen Roman „Obermann", einen Reflexionsroman mit völlig unmöglichen Menschen, und dennoch bildet die „Schule Obermann", wie man sie zu nennen pflegt, in den Wandelungen des französischen Geschmacks eine feste Mitte, die Mitte der Stimmung und Bildung. Auch in England steht dem „Realismus", dessen Kundgebungen sich alle Tage dort modisch verändern, Boz'sche Waisenknaben, Thackeray'sche Snobs, Beecher Stowe'sche Neger, Currer Bell'sche Gouvernanten, Elliot'sche Pfarrer und Bauern bringen, ein aus der Shelley'schen Schule hervorgegangener Idealismus gegenüber, der seinen Romanausdruck in dem unreifen, aber immer geachtet bleibenden „Anastasius" findet.

Unsere „jungdeutsche" Schule war nimmermehr die der Zerrissenheit und des Ueberdrusses am Leben. Warum kämpfte sie denn gegen Tieck? Eben weil dessen Ironie eine Flucht vor aller lebendigen Erscheinungswelt lehrte. Von Heine's Zerrissenheit, einer im Interesse rhetorischer Wirkungen künstlich gemachten, kann doch wol nicht im Ernst die Rede sein. Jene „jungdeutsche" Richtung war im Gegentheil die der Hoffnungsfreudigkeit. Sie begrüßte einen jungen Tag, den Anbruch eines „Völkerfrühlings". Ihrem Grundwesen noch von Thorendrang für schwarzrothgoldene Hoffnungen ergriffen, bediente sie sich literarischer Hülfsmittel, um wenn nicht ein neues Deutschland, wenigstens vorläufig — eine neue Welt zu schaffen. Es war ein zu hoher Flug für die Kraft der jungen Flügel. Die Mehrzahl dieser Autoren zählte damals wenig über zwanzig Jahre. Ihr freudiges, frisches, lebendiges Erfassen des All, der Zeit, des Schopfers und der Schopfung, der Menschheit und ihres Glaubens konnte wol hier und da einmal einen blasirten Referendar (Cäsar in „Wally"?) hervorbringen, im übrigen waren die Arbeiten jener Zeit von aller Zerrissenheit fern und brachten sogar bei dem „Lautesten" in „Maha Guru", „Binsevw und Söhne" einen „Realismus" der grobkörnigsten Art.

Der Geleier von den „Referendaren", die erst viel später kamen und dann, bei dem „Lautesten" wenigstens, mit Bewußtsein und Absicht sich den Bauern gegenüberstellten, ist nicht Auerbach, sondern Immermann durch seinen „Hofschulzen". Dieser seine Kopf hat auch zugleich die Grenze bezeichnet, bis wieweit überhaupt diese Sphäre der Dorfwelt angebaut zu werden verdient, bis wie weit sie Manier aber wahre Kunst, Armuth aber Reichthum bedeutet. Warum erwähnt jener Kritiker nicht, daß Auerbach, sein „Erlöser von den Referendaren", zehn Jahre lang in der poetischen Welt der „Referendare" lebte, diese erst verließ, als jenes „Reden und Reden" seiner damaligen Frack- und Bücherwelt-Gestalten („Alfred", „Spinoza", „Dichter und Kaufmann", „Deutsche Abende" u. s. w.) zuletzt in die reine Reflexion und doctrinäre Broschüre überging? Da gab Immermann den „Hofschulzen" und westfälische Erinnerungen, Alexander Weill elsässer Erinnerungen; nun erst, nach zehnjährigem vergeblichen Wollen mit „redenden und redenden Referendaren" u. dergl., konnte Auerbach etwas, er erzählte Reminiscenzen seiner schwäbischen Jugend. Das irrende, fast verloren gegangene Talent fand sich wieder und erlangte die gegenwärtige Reife, die eine Reife der Virtuosität ist. Jede Abbiegung von seinem nunmehrigen Können zum freien, eine höhere, vom Stoff unabhängige Dichterkraft verbuegenden Wollen, z. B. im „Neuen Leben", mocht seine Arbeiten unmöglich; denn auch die „Referendare" sind eigene Gestalten und die Welt des siedenden Theetopfs oder des sogenannten Salons, ja sogar die der „Gespräche" nur, hat ihre nicht jedem zu überwinden gegebenen Schwierigkeiten auch für sich.

Im ganzen aber ist die beste Literaturkritik wol nur die, welche die dichtende Individualität ganz in ihrer eigenen Art erfaßt und bei den Gärungen des Literaturlebens nicht immer sogleich nach dem objectiven Gultur-Niederschlag fragt. Gulturgeschichte ist nimmermehr Geschichte der Literatur. Wie ein Gurten seine wahre Wesenheit nur im bunten Schmuck der Farben und in den blühenden Beeten hat, nicht in den geeenteten Koernern des Samenlagers, so soll auch der Literarhistoriker sein allerdings berechtigtes Streben nach Vereinfachung seines bunten Stoffs nicht unabdenen auf ein ewiges Wozu? Warum? Mit welchem Ergebniß? Der doctrinäre, kirchliche und politische Niederschlag oder Samenrest z. B. der „romantischen" Periode war traurig genug; als sie aber blühte, druckte sie eine unendlich schöne und bei damaliger Erniedrigung des deutschen Volks wahrhaft erhebende Stimmung aus. Jean Paul's „unnatürliche" Menschen ließen die Menschen ahnen, die es geben sollte, sie verwandelten sich auch vor des Lesers Phantasie in wirklich vorhandene. Wer freilich moderne Bildung und Stimmung durch stete, noch dazu polemische Beschäftigung mit ihr überhaupt satt hat, dem muß ein Referendar, dem wahrlich nur die Interessen der Bildung und Stimmung Motive seiner Lebenshandlungen sein können, langweilig werden und gegen Fuhrleute, Schieferdecker, Holzklötzer u. s. w. zurücktreten.

*) Ueber das anregende Thema: „Die Preußen in Persien", werden wir in nächster Nummer berichten. D. Her.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. **Nr. 8.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Gaſthaus „Zum ſtillen Port". Humoriſtiſche Novelle von M. Solitaire. II. — Erinnerung an Haydn. Von E. v. R. — Pariſer Herbſttage. IV. — Kunden aus der Ferne. IV. Die Preußen in Perſien. — Am Büchertiſch. II. — **Neues aus der Welt.**

Das Gaſthaus „Zum ſtillen Port".

Humoriſtiſche Novelle von M. Solitaire.

II.

Hofrath Blaſius war zur Ruhe gegangen, aber vergeblich wartete er, daß der Schlaf ſich niederließe auf ſeine grünſeidenen Kiſſen. Bald nachdem er die Lampe verlöſcht, war der Herbſtſturm, der längſt geahnte, wach geworden und umtoſte das Haus. Bald mußte er auch in ſein Inneres Eingang gefunden haben; vielleicht daß ihm irgendein unſichtbarer Geiſt dienſtbar geworden und ihm eine Bodenluke von innen geöffnet, durch die der wilde Burſche dann eilig geſchlüpft, um von da treppab zu ſteigen mit ehernem Fuße und an alle die hohen, mit brauner Eichenfarbe gebeizten, ſehr impoſanten Flügelthüren zu klopfen mit ehernem Knöchel und an alle die bronzenen, kunſtreich und elegant gearbeiteten Griffe zu faſſen mit ehernen Händen.

Dann aber war's wieder, als wenn der Sturm ſich gänzlich aus dem Hauſe hinausgemacht. Todtenſtille herrſchte in den dunkeln Räumen. Der wilde Sohn der Wolken und der Nacht umkreiſte mit ächzender und heulender Stimme den See und glich aufs Haar einem verwünſchten Geiſt, der bei ſeinen Lebzeiten einen Schatz in die Fluten geworfen und nun ob des verſenkten Schatzes keine Ruhe findet bei denen, die da jenſeits wohnen. Und wieder wandelte ſich die ſchwermüthige Laune des tollen Burſchen in wilde Unart und voll übermüthiger Gedanken ſaß der Unhold in den Wipfeln der hohen Pappeln, die die Villa umſtanden, und mit ſtarken Armen faßte er die Zweige und affenmäßig gaukelnd ſchaukelte er die gewaltigen Aeſte. Der Hofrath lauſchte den wilden Klängen der herbſtlich ſchauernden Nacht, bis leiſer Schlaf über ihn kam und die bunten Träume in ſeine Seele träuften.

Aber dieſe Träume waren wenig erquicklicher und vielmehr recht verworrener Natur. Vermuthlich verfolgte ihn unabläſſig der Dichter Virgil und machte ihm die bitterſten Vorwürfe darüber, daß nun ja wol ſeine „Georgica" unüberſetzt bleiben würde, da er — der Hofrath nämlich — wol an anderes zu denken hätte als an derlei Beſchäftigung; denn der Hofrath wollte ja, es wäre ebenſo lächerlich wie abſcheulich, heirathen und ſo tief verſinken in den Schlamm des gewöhnlichſten und erecrabelſten Familienlebens, wie nur jemals ſchon ein ſterbliches Menſchenkind verſunken wäre. Und huſch! verwandelte ſich die purpurne Toga des poetiſchen Römers in einen weitfaltigen Weiberrock. Momentelang war das Antlitz, das oben auf dem Weibergewande ſaß, das der Iſabella, ein rothgedunſenes Geſicht mit

vielgeäderten Wangen, und das Mütterchen hatte in jeder Falte einen widerwärtig großen Bengel ſitzen, ſo ein Arthurchen, ſo ein Georgelchen, ſo ein Emilchen u. ſ. w. Dann aber wieder ſtak in dem Welberrock ein hagerer Geſell und der hagere Geſell war der bleiche, vertrocknete Tintenfiſch, der an zwei Krücken mühſelig ging; die Krücken aber beſtanden aus zwei ſchwarzen, koloſſalen Schreibfedern, auf die der wackere Kanzliſt ſich elend ſtützte.

Als endlich Blaſius aus ſeinem Schlafe erwachte, ſchien der Morgen in das Gemach: ein trübſeliger Morgen, deſſen Regengüſſe die Scheiben peitſchten und zu dem Sonnendämmerungsroth des geſtrigen ſüßen Septemberabends einen ſo unerquicklichen Gegenſatz bildeten, als wie ein Naturphänomen einen derartigen Contraſt nur jemals ins Leben gerufen.

Blaſius gab ſich nunmehr eine Weile entſchieden den mannichfachſten philoſophiſchen Betrachtungen hin, bis Tintenfiſch erſchien, der den Kaffee brachte und vermuthlich infolge der Ueberreizung, der er ſich geſtern allzu willig hingegeben, ein Antlitz zur Schau trug, das wahrlich nicht ſehr viel heiterer und erquicklicher ausſah als der ſo ſichtlich mit ſich ſelbſt zerfallene, zerſchlitzte und zerworfene Septembermorgenhimmel. Sie ſprachen ſelbander wenig miteinander.

Der Hofrath beeilte ſich, einen Regenmantel um ſeine Schultern zu ſchlagen, der Kanzliſt ergriff die ſchwarze Blechplatte, nahm Nägel und Hammer, ſetzte eine hohe ſchwarze Pelzmütze auf ſein graugeſprenkeltes Haupt und ſo gingen ſie, nachdem ſie des wackern Vogels Schwarzmann wohlgemeinten Morgengruß entgegengenommen, hinab, um zunächſt das zu vollziehen, was der Hofrath für ſo nöthig erachtet und ſelbſt auszuführen beſchloſſen.

Der ſchwanke Tintenfiſch eilte, eine Baumleiter heranzuſchroten und ſo dauerte es gar nicht lange und der Hofrath ſtand hoch oben trotz Sturm und Regen und übernagelte die goldene Inſchrift mit dem klappernden Blech.

Die Procedur ging anfänglich ganz vortrefflich von ſtatten. Nagel ſaß an Nagel und von dem freundlichen Gaſthausemblem, dem goldenen „Stillen Port", war eigentlich nur noch ſo blutwenig zu ſehen, daß ſelbſt der frechſte Handwerksburſche es kaum gewagt haben dürfte, von den Inſaſſen des falſchen Wirthshauſes auch nur einen Tropfen irgendeines erſprießlichen Aquavits oder ſonſt eines angenehmen Getränks in Anſpruch zu nehmen, als ſich etwas ereignete, das zu dem Traurigſten gehörte, was jemals und zu irgendeiner Zeit das Licht des grauenden Tags begrüßte. Wir faſſen das furchtbare Ereigniß kurz in den Worten zuſammen: der gute Hofrath war von der Leiter gefallen; Nagel, Zange und Hammer waren ſeiner kunſtfertigen und für das Glück ſeines Hauſes ſo eifrig bemühten Hand entſunken; der Arme lag regungslos auf der feuchten, vom wilden, kalten Regen ſo tief durchtränkten Erde! War die Leiter ausgeglitten, hatte ihn ein Stoß des Sturms gefaßt oder hatte blos der böſe Stern, der ihm ſeit geſtern Abend aufgegangen zu ſein ſchien, auf ihn gewirkt, wir wiſſen es nicht. Wir wiſſen blos, daß der gute, dem ſtillen Frieden und der ſüßen Idylle über alles zugethane Mann leiſe wimmernd am Boden lag und daß Tintenfiſch laut jammernd und vielfache Verwünſchungen ausſprechend ihn die Treppe hinaufſchleifte, um ihm im bequemen rothſammtnen Lehnſeſſel dicht an dem Fenſter, in welchem dem Lehnſtuhl gegenüber in der ſchönen Niſche ein kleiner, aber ſchwerer Tiſch mit verſchloſſenem Schubkaſten ſtand, eine angemeſſene Ruheſtätte zu bereiten, deren Comfort er noch dadurch vermehrte, daß er den kranken Fuß — denn auf ihn beſchränkte ſich das herbe Unglück — auf eine Fußbank legte. Tintenfiſch's ärztliche Nachforſchungen ergaben demnächſt bald, daß blos eine leichte, wenn auch ſehr ſchmerzhafte Verſtauchung vorläge, und ſo ergab ſich der Hofrath in ſein Schickſal, verordnete kalte Umſchläge auf das betreffende Gelenk, die ihm der treue Tintenfiſch eifrigſt adminiſtrirte, machte ſich eine Pfeife an, ſchaute hinaus in die herbſtlich aufgeregte und wild zerzauſte Gegend und ſagte: „Das wunderlichſte Ding auf der ganzen Welt, lieber Tintenfiſch, iſt und bleibt das Schickſal! Die ſchwarze Wolke da, ſiehſt du ſie wol? die da meine ich, die ſich eben theils in den See hinabläßt, theils die geborſtene Trauerweide umſpinnt mit ihren Nebeln, theils mit dem leichtern Geſpinſt ihres Weſens aufſteigt in alle Himmel, iſt nicht ſo rathlos, ſo verworren, ſo zerſpliſſen als wie die erſte beſte Wolke des Schickſals! Jener Behörde, von der niemand weiß, wo ſie eigentlich heimſet über unſerer Atmoſphäre, im Weltenall, unter den Sternen, über den Sternen, auf einem Planeten, im Mittelpunkte eines Planetenſyſtems oder auf einem namenlos unendlich entfernten Fixſterne oder ſchließlich gar in den Tiefen unſerer eigenen Erde; von der aber dennoch niemand

zu behaupten ſich erkühnen wird, daß ſie gar nicht da iſt! Ich denke mir, mein trauter Freund! ſie iſt ein zum Bewußtſein gekommener Aether, der Lichtſtreifen durch die dichtere Atmoſphäre auf uns herabſendet und der mit dieſen wenn auch noch ſo zarten und diaphanen Fäden uns am Gängelbande hat wie nur immer der Puppenſpieler am dünnen Drahte. Und wie das Erdenleben, wie die Nothdurft des terreſtriſchen Daſeins-Sturm und Regen und Blitz und Donner bedingt, ſo bedingt das bewußte und zum Gedanken gewordene, oberhalb der Erdenatmoſphäre, wenn nicht anderswo heimſende ätheriſche Leben unſer Glück und unſer Unglück, unſer Fallen und unſer Steigen, unſer Freuen und unſer Beben, unſer Jauchzen und unſer Weinen!" .

Der deprimirte Tintenfiſch wiſchte ſich die Augen; ſein Heer ſprach gar zu wehmüthig und echt transſcendental-philoſophiſch; nun wußte er doch, warum ſelbiger, nämlich der Herr, heute von der Leiter gefallen und warum er es ſelbſt nicht bisher wenigſtens zu einem Weibe gebracht, was denn doch eigentlich trotz alledem und alledem ſeines Herzens innigſtes Bedürfniß und ſeiner Seele inbrünſtiges Verlangen geweſen. Der Hofrath ſenkte das Haupt und begrub ſich immer tiefer in ſeine Melancholie, während der jetzt entſchieden weinende Tintenfiſch abermals einen friſchen kalten Umſchlag um das leidende Knöchelgelenk legte. „Es war mal eine Zeit", ſagte der Hofrath nach langer, ſchwermüthiger Pauſe, „wo ich nicht ſchlafen konnte, Tintenfiſch, weil die Ungewißheit der Zukunft, die uns über den Sternen erwartet, mich bis auf das allerlebhafteſte beunruhigte! Wie klein war mir der Stern, den man Erde nennt, und wie groß war mir die Creatur, die man Menſch nennt, mag dieſer Menſch immer ein derartiger ſein, daß viele Exemplare ſeines Geſchlechts nur allzu lebhaft an den Affen erinnern! Es war mir immer, als ob ſo viel geiſtige Atmoſphäre, als zu welcher das Menſchengeſchlecht ſein Haupt und zwar dergeſtalt erhebt, als ob dieſes geiſtige Element als Ausfluß ſeines Selbſt ihn umfloſſe, nicht ganz zu Grunde und zu Grabe gehen könnte, müßte ſchließlich auch der Stern ſelbſt vergehen, müßte er mit ſammt der ihm zugehörigen Sonne zerſplittern und verbrennen wie jener Stern des Tycho de Brahe in dem Himmelsbilde Kaſſiopeja! Doch was höre ich da, lieber Freund! Vernimmſt du nicht trotz all des Sturms und quer durch das unerquickliche Rauſchen und ſo wild erregte Stöhnen und Brauſen ein Singen, ein liebliches, ein fröhliches, lebendiges Klingen, wie wenn luſtige Vöglein aufſtiegen zum golddurchzitterten, herrlichen Himmel?"

„Ich höre", entgegnete Tintenfiſch, „vielmehr ein Aechzen und Knarren, wie wenn ein ſchwerbeladener Wagen des Weges daherkäme und ſeine Felgen tief in den Koth der durchweichten Straße drückte. Irre ich nicht, ſo höre ich auch eine Ziege meckern, ich höre ein Rößlein wiehern; ein Weiblein keift und Kinder lärmen und jauchzen."

„Heiliger, unſterblicher Himmel, ſie ſind es!" ſagte der Hofrath, „oder ich will ſterben! Das ſind die polniſchen Creaturen, die ich jetzt ganz vergeſſen hatte! Da ſind ſie, Tintenfiſch, da ſind ſie! Schau nur hin! Eben biegt der Wagen mit dem litauiſchen Rößlein um die Ecke und knarrt im Sande unter dem breitwipfeligen Baume, der den ſchwerſten Theil ſeiner mit herbſtlich gelben Blättern beladenen Aeſte tief in den Spiegel des wallenden Sees taucht! Sieh' das Rößlein! Welch ein ſtruppiges, elendes Ding! Haſt du jemals ſolch ein Thier geſehen? Wie lang ſind ſeine Ohren! Wie gleicht es in dieſer Beziehung ſeinem Stammvater, dem Eſel! Und wie iſt ſein borſtiger Leib geſtreift gleich dem Leibe eines andern Stammvaters, des Zebra! Dieſe Ziege iſt wahrlich zum Todtlachen! Wie lächerlich iſt ſie hinten angebunden und wie ſteift ſie ſich und ſtemmt ſie ſich dem unwiderſtehlichen Zuge des Dranges, der ſie fortführt, entgegen! Und nun ſieh' erſt die Kinder, die mit ihren erfrorenen Geſichtern unter der braunen Lederdecke der Karrete hervorlugen, ſo miſerabel und doch ſo unendlich fidel! Und ſieh' — jetzt erſt kann man's ordentlich gewahren — die Alte kutſchirt, ſie dirigirt die Peitſche! Nun, laß ſie nur kommen, ich werde ſie bedeuten! Ich gebe ihr ihr Geld und ihre Verſchreibung und ſie geht ſchnurſtracks ihrer Wege zurück, von wannen ſie gekommen. Keine Minute Aufenthalt wird ihr gegönnt! Hörſt du, Tintenfiſch? Schlimmſten Falls, Tintenfiſch, nimmſt du die Peitſche und treibſt ſie mit Gewalt hinaus! Hätten wir Hunde, du ſollteſt auch die Hunde losmachen, um auch deren Hülfe in Anſpruch zu nehmen! Ich will die polniſche Teufelsbratenbande ſchon zu Paaren treiben trotz meines kranken Fußes, nehmen ſie nicht mit Güte Vernunft an und begnügen ſie ſich nicht mit dem, was ich ihnen gutwillig und zwar weniger in Hinſicht auf die Verwandtſchaft als auf den

verwünſchten gemeinſamen Familiennamen gebe! Es gehört nun einmal zu meinen eigentlich wenigen Schwächen, lieber Tintenfiſch, daß ich mich nicht gern vor den Leuten blamire, zumal da ich, trotzdem, daß ich ein hoher Vierziger bin, die Hoffnung, mir einen berühmten Namen in den verſchiedenſten Fächern des menſchlichen Wiſſens zu erwerben, wie du weißt, noch keineswegs aufgegeben habe. Doch ſieh', da halten ſie! Höre, da tönt «Purr! Purr! mein Pferdchen! So ſteh' doch!» Und da ſteigt die Alte ab! Sieh' ſie dir an! Das dicke Mutterchen iſt für mich die proſaiſche Repräſentantin der ganzen Niedertracht des gewöhnlichen Beamtenthums, des niedrigen Witwen- und Waiſenſtandes und der allergewöhnlichſten Familienmiſère, die am Altare beginnt und, nachdem die Wiege die Stelle des Kameels auf der Reiſe durch die Wüſte des Lebens eingenommen, im Sarge endlich ihren Abſchluß findet. Jetzt hebt ſie die Familie vom Wagen! Nein, ſieh' die Creaturen! Sieh' alle die Arthure, Emile und George! Ich lache mich todt, Tintenfiſch, ich lache mich todt! Sieh', wie der verhungerte «Laband», wie man zu ſagen pflegt, der Arthur, der mir der Chef, Tintenfiſch, der Chef der Familie zu ſein ſcheint, in ſeinen bubenhaft, lang und ſchmächtig ausgewachſenen Aermeln — er hat einen Sämmtling an, der in Bezug auf vulgäre Abſcheulichkeit und auf abgeſtandenes Philiſterthum ſeinesgleichen ſucht — miſerabel ausſieht und mit welcher bengelhaften Grazie, die er der routinirteſten Amme in der ganzen Chriſtenheit abgelernt zu haben ſcheint, er die Eichkatze auf den Armen trägt, die Iſabella ihre Tochter nennt! Der ſchwere, kalte Regen treibt die troſtloſe Bande unter den Wagen. Sieh', da kauert ſie ſich nieder! Gott, ſie thäten mir leid, ſähen ſie nur nicht ſo abſcheulich familienmäßig aus! Nein, aber Tintenfiſch! ſieh' dir den Hallunken an, der unter das Pferd kriecht! Haſt du jemals eine ruppigere kleine Wanze geſehen? Sieh' dir an das zwei Fuß hohe Milch wie es ſcheint noch im Munde führende Individuum, das trotzdem das höhere Stromerthum ſo trefflich carikirt! Sieh' den Reiſe- und Wanderburſchen, den desperaten Wanderburſchen in nuce, wie die Lateiner ſagen! Sieh' den koloſſalen, unvermeidlichen Hut auf dem Mückenköpfchen! Sieh' den langen Geh- und Wanderrock, der die dünnen Hüften umkleidet, und die weitfaltigen, großcarrirten, lächerlichen Beinkleider, die als flatternde Segel thönerne Röhren zu umwehen ſcheinen! Straf' mich Gott! Es fehlt nur noch, daß der jugendliche, zwei Fuß lange Chauſſeedammtreter und Landſtraßenſpurdurchkneter eine mit Bammeln und Quaſten verzierte Pfeife aus der Taſche holt, dieſelbe anbrennt und ſeiner ſchützenden Mutter ins Angeſicht qualmt! Jetzt kommt er mir unter ſeinem Pferde vor wie nur immer ein Romulus unter ſeiner Wölfin! Es ſind echte, widerwärtige Zigeunernaturen alle miteinander! Sieh' nur, wie ſie ſich's jetzt bequem machen! Wie ſie die verſchiedenen Packete mit eingewickelten Speck-, Fleiſch- und Brotſtückchen aufwickeln und wo möglich noch große Kämpfe um die eingewickelte widerwärtige Victualie führen möchten! Da aber ſieh', da verſucht der eine Hundskopf gar Feuer anzuſchlagen! Die Canaille hat einige Reiſer von meinen Pappeln zuſammengeſucht, allerlei Wiſche und Schnitzeln aufeinandergehäuft und bläſt nun jetzt nach Feuer, daß ihm der Athem vergeht. Müßten wir uns derartiges frevelhaftes Beginnen nicht verbitten, Tintenfiſch? Doch halt, es klopft! Die Alte, als die Lacerte, die ſie iſt, iſt ſchon herausgeſchlüpft! Ich rufe: «Herein!» Freund! Mir bleibt nichts weiter übrig!"

„Herein denn!" rief der gute Hofrath und herein trat durch die große, vornehm flügelnde eichenbraune Thür das Zigeunermutterchen, roſig im Antlitz, gebräunt von Sonne und Wetter, zerzauſt vom herbſtlichen Sturm.

Es lag etwas Confiscirtes in der ganzen Erſcheinung. Der breite Hut, der das Haupt bedeckte, hatte ſo etwas Slawenhaftes, Rattenfallenmachermäßiges, daß der Hofrath, da auch der ſchwerdurchnäßte Mantel vielfache Saloperie und defecter Stellen eine große Anzahl zur Schau trug, vor allem aber das Schuhwerk höchſt ignobel, breitſpurig und klotzig ſchien, von dem Anblick ſeiner weitgereiſten Verwandten ſich eher und gar höchſt widerwärtig abgeſtoßen als angezogen fühlte, zumal da die familienmütterliche Weltführerin in der mit groben wollenen Fauſthandſchuhen bekleideten Hand eine rohe Fuhrmannspeitſche hielt, mit der ſie höchſt ungraziös hantierte.

Aber trotz alledem war das gute Mutterherz, das wir höchſtens als in den Anfang der vierziger Jahre gehörig einregiſtriren können, außerordentlich heiter und ſelbſtvertrauend; die lange Reiſe mit dem Einſpänner, die friſche Luft, das mehr als friſche Wetter ſchien ſämmtlichen Schwermuthsſtaub, der noch von dem ebenbeſchrittenen Witwenſtande her in den verſchiedenen Falten der

alten Seele geroſtet und geruht haben mochte, gänzlich hinweggewiſcht und -gewaſchen zu haben; und ſo ſtand das Familienmütterchen Iſabellchen da vor dem erlauchten Verwandten, heiter, froh, friſch und unmittelbar. Hoch ſchwang ſie die Peitſche, daß ſelbige dem biedern Amanuenſis Tintenfiſch faſt bedenklich und bedrohlich um die Ohren klang, und rief mit frellich etwas ſtark belegter Stimme: „Grüß' Gott, lieber Vetter Blaſius! Grüß' Gott! Ich bringe Euch richtig ausgerechnet die ganze Blaſe mit, daß an den ganzen Blaſiuſſens, ſoviel ihrer noch auf dieſem Erdenboden wandeln, auch kein Knöchlein mehr fehlt! Und rufe Euch ein friſches, herzliches «Gott grüß'!» Aber was iſt Euch denn, Vetterchen? Was ſtiert Ihr mich an wie die Kuh das neue Thor? Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Die ſchönen Aepfel, die fetten Birnen und die roſigen Pflaumen, die herrlichen Pfeffernüſſe, die ich Euch zugeſteckt, als Ihr noch ſo ein Junge wart, gelt, die habt Ihr frellich vergeſſen! Und wie manchen ſchönen Buckel voll Schläge ich Euch erſpart habe, wie Ihr immer hinter die Schule gingt und die Vogelneſter ausnahmt in den Bäumen am Stadtgraben und der Stadtmauer mit den hohen Zinnen? Und wie ich Euch den warmen Kaffee ins kalte Verließ brachte, in das ſie Euch wegen Euerer Unarten ſperrten, Euch loſen Herrn Vetter! Das habt Ihr alles wirklich ſo gründlich vergeſſen und ausgeſchwitzt? Oder verſtellt Ihr Euch blos, he? Kommt, Vetter, gebt mir einen Kuß! Ihr wollt nicht? Und einen kranken Fuß habt Ihr? Ei, Herr Jemine, das Jammerknöchelchen habt Ihr Euch verſtaucht! Da will ich ja gleich den Rigaſchen Balſam aus dem Wagen holen! Der curirt Euch das verſtauchte Knöchelchen, ehe Ihr Euch noch beſinnen könnt!"

Der Herr Hofrath nahm ſeine ganze Junggeſellenwürde zuſammen, um dem ihn hier in Figur ſeiner soi-disant ehrbaren Baſe attakirenden Weiberteufel nach Kräften zu begegnen und ihm derartig zu opponiren, daß die Luſt zur Wiederkehr auf ewige Zeit ihm verginge. Nicht ohne eine gewiſſe ſolennelle Obſervanz rückte er ſich das Käppchen zurecht, richtete er ſich auf in ſeinem ſammtnen Seſſel, hinter welchem ſich der biedere Kanzliſt, auf alle Fälle zur Hülfe bereit, kampffertig aufgepflanzt, und nun begann er: „Ehrbare Frau Baſe und angenehme Verwandte! Was ich Ihr zu repliciren habe, dürfte, wie Figura nachſtehend zeigt, in wenige Worte zu faſſen ſein. Ich kann mich durchaus nicht und in keinerlei Weiſe erinnern, mit Ihr auf meiner Pilgerſchaft durch dieſes gewiß verhängnißvoll zu nennende Erdendaſein irgendwie zuſammengetroffen oder collidirt zu ſein und fühle ich mich mit wirklich beſtem Gewiſſen frei von aller und jeder Verpflichtung gegen die Frau Vetterin. Da ich aber trotzdem nicht leugnen und in Abrede ſtellen kann, daß die Frau Vetterin nicht einen Namen tragen, der dem meinigen ganz überaus ähnlich laute, und ich auch ſonſt wol geneigt bin, anzunehmen, daß die Frau Vetterin wirklich und in Wahrheit von Mannes wegen mit mir verwandt ſeien, ſo will ich im übrigen ein Uebriges thun und der Frau Vetterin vorläufig die Summe von hundert Thalern überreichen, zugleich aber hochverehrte Gaſtin beſtens gebeten haben, mein Lokal mit ihrer ſonſt gewiß preislichen Gegenwart zu verſchonen, auch demnächſt die Zugänge zu meinem Hauſe, das in der That kein Gaſthaus iſt, von dero Fuhrwerk und ſonſtigen incommodirenden Gegenſtänden zu befreien! Nehmen Sie hier das Geld, werthgeſchätzteſte Frau Baſe, und wenden Sie das Haupt Ihres Rößleins wieder nach Litauen, von wannen Sie und die Ihrigen anhero gekommen! Nehmen Sie die Ueberzeugung mit, daß ich mich übrigens an unſerm verwandtſchaftlichen Zuſammenſein auf das innigſte erfreut habe, ſo kurz auch immer ſelbiges geweſen ſein mag! Leben Sie wohl, Iſabella Blaſius, geborene Nepomuk! Hier haben Sie das vorläufige Geld, das Uebrige wird ſich finden, und nun verſchwinden Sie!"

Während der Hofrath die letzten Perioden ſeiner verwandtſchaftlichen Replik ausſprach, hatte er die in Rede ſtehende Summe dem vor ihm ſtehenden Tiſchlein enthoben und überreichte dieſelbe zum Schluſſe ſeiner liebllchen Baſe.

Doch ob ſolchen Verfahrens ergrimmte das runde, weitgewanderte Weibleln über alle maßen. „Was?" rief es und ſeine braunen, flackernden Augen flammten auf wie lohende Brände — „iſt das Verwandtſchaft, frag' ich? Heißt das Familiengefühl, frag' ich? Wozu hat der Vetter ſo ein großes, ſchönes Haus, frag' ich, und Stall und Hof und Raſenplatz und Heide, frage ich, des fiſchreichen Sees nicht zu gedenken, frage ich, als um eine arme Familie, die geflüchtet, verſchlagen iſt, aufzunehmen in den gaſtlich ſtillen Räumen? Blos Geld will der Herr Vetter uns geben? O ſo ſchäme ſich der Herr Vetter doch in ſeine Seele hinein und mag er wie das ſo ungaſtliche

«Gasthaus zum stillen Port», das der Herr Vetter in Bezug auf seine Inschrift mit schnödem Blech übernagelt, in Bezug aber auf seine eigentliche Bedeutung so gänzlich zum Lügner gemacht hat, untergehen und vertrocknen gleich dem Röhricht am See! Leben Sie wohl, Herr Hofrath Blasius! Wir bedürfen Ihrer nicht! Denn was wir bedürfen, können Sie uns doch nicht geben: Familienliebe! Die schnöde, abgedrungene Gabe Ihres Geldes verachten wir zwar nicht, aber — was ist Geld ohne Liebe — und wär' es wenigstens mehr als dieser förmliche Bettelpfennig —!"

Mit diesen und andern noch weit schlimmern Worten schleuderte die amazonenhafte Wittwe des vielerwähnten, zu den Seligen geschiedenen Herrn Steuerpraktikanten das Päckchen mit den hundert Papierthalern dem Hofrath hin, worauf die edle Dame laut zu schluchzen begann und gleichzeitig die Fuhrmannspeitsche in ihrer Hand dergestalt schwang, daß die nasse „Schmitze" des durchfeuchteten und mit Glasstaub und Theer mehr als wünschenswerth bestrichenen Instruments dem Hofrath in bedrohlicher Weise um die Ohren fuhr, dem harmlosen Jüngling Tintenfisch aber dergestalt auf das Ding, das er seine Nase zu nennen gewohnt war, niederfuhr, daß das besagte Organ sich urplötzlich mit einem sich sehr wunderlich ausnehmenden blauen Streifen geschmückt sah, der um das anmuthige Riechwerkzeug herumhing wie eine herrliche Zierath, die in den Kopf einer porzellanen Tabackspfeife kunstvoll eingebrannt ist.

„O du mein Heiland!" rief da Tintenfisch, sich die Nase mit der Hand haltend und emporspringend wie ein von der Feder eines arbeitsmüden Kanzlisten spritzender Tintentropfen. „Herr Hofrath! Herr Hofrath! Ein bischen höher und das Auge war weg! Das ist ja ein ganz seltsames Frauenzimmer, Herr Hofrath, mit Erlaubniß, zu Gnaden, zu sagen! Wenn sie alle in Mohilewoniedertrachtski sich dieselben Manieren angeeignet, so sei Gott da den armen Männern gnädig!"

Der Hofrath rieb sich das kranke Bein und sagte: „In der That, man muß gestehen, diese Frau zeigt außerordentlich viel Selbstvertrauen! Doch seien wir froh, lieber Freund, daß wir sie noch so wohlfeilen Kaufs losgeworden und nicht noch Aergeres zu erdulden gehabt haben! Da geht sie hin! Da wirft sie die Gartenthür hinter sich zu, daß das ganze Stacket zittert! Sieh', da hebt sie die Zigeunerjungen mit einer Vehemenz auf den Wagen, daß den armen Würmern die Gamaschen wackeln! Da dem stolzen Handwerksburschen, der unter dem Rößlein sich so herrlich gebrüstet und sich so lieblich gewärmt, verabreicht sie ein Paar warme, aber mütterlich doch wol außerordentlich wohlgemeinte und sozusagen zärtlich intentionirte Ohrfeigen und sie schleudert das Büblein auf den Wagen, daß ihm wol Sehen und Hören vergingen! Halloh, Tintenfisch, jetzt sind wir das Ungeheuer los! Da hat es weggestaut die Last der verschiedenen Blasiusse, all die Arthurchen, die Emilchen und die Georgelchen! Hole sie der Henker alle zusammen! Da hat es das Rößlein aufgeschweift und angesträngt, da steigt es mit Muth und Verzweiflung, voll von Aerger und Raserei über die verunglückte Familienexpedition in den Wagen und heidi! heidi! sauft die verwetterte polnische Peitsche der verwetterten polnischen Here — «Repomucina» laß mich sie nennen — dem verwetterten polnischen Rößlein um die verwetterten, langen, eselhaften Ohren! Das Roß wirft sich ins Geschirr und heidi! fort ist die Post! Es lebe hoch das Junggesellenthum des «Gasthauses zum stillen Port»! Es war arg gefährdet, es ist herrlich gerettet!"

„Hurrah! es lebe hoch!" sagte voll Jubel der Tintenfisch, indem er den kalten Umschlag auf seines Herrn lädirtem Bein sorgsam erneute.

Da wurde auf einmal des Hofraths Auge so merkwürdig starr. Da blickte es so unverwandt durch das Fenster, an das noch immer die Regengüsse sausend klatschten. Da war es, wie wenn der ganze Mann, der dort saß im herrlich schimmernden Lehnstuhl, im behaglich erwärmten, traulichen Raume, sich plötzlich in Stein verwandelte. Es folgte eine lange, stumme Pause. Da endlich seufzte der versteinerte Hofrath schwer auf. „Samuel!" rief er seinem Diener zu, „Samuel, mich dünkt, der verhängnißvolle Wagen ist wieder aus der Fahrt gekommen! Das Rößlein schwenkte nur um! Wie an den Erdboden geschmiedet sind seine Beine! Was geht vor, Tintenfisch? Was geht vor? Heiliger Himmel! Da hebt sich des Planwagens lederne Decke! Und was springt denn da heraus, Tintenfisch? Was springt denn da heraus? Eine wilde Katze, ein fliegendes Eichhorn, ein flatternder Engel! Schau doch hin, Tintenfisch! Schau doch hin und laß mich wissen, was dir deine Augen berichten! Die verwetterten Scheiben sind auch gar so trüb'! Man kann gar nicht ordentlich hindurchsehen! Der kalte Schlagregen klebt sie ja förmlich zu mit seinen kolossalen,

dunstbreitenden Tropfen! Ich glaube, der Blitz hat eingeschlagen, der Blitz ist dort aus dem Wagen gespeungen und hat getroffen das «Gasthaus zum stillen Port»! Da klopft es! Herein! Herein! Ruf' doch «Herein!» Tintenfisch! Du bist doch auch wirklich ein feiger, erbärmlicher Kerl!"

„Mir wird nicht gut, Herr Hofrath!" sagte der todtenblaß gewoedene Kanzlist; „Unheil schwant mir — —"

Und auf that sich die Thür und durch die Thür trat der Blitz, der Donner, die Katze, das Eichhorn, trat eine schlanke, herrliche Maid, zierlichen zugleich und imponirenden Anblicks. Anmuthig veebeugte sich das Kind vor dem gewaltigen Herrn auf und zum „Gasthause zum stillen Port".

„Nun, Onkelchen", flötete das süße Stimmchen, „wenn wir dir doch einmal so ganz außerordentlich veehaßt sind, daß du uns selbst nicht auf einige Stunden Rast und Obdach gewähren willst, daß du uns wie böse Hunde hinaustreibst in das böse Wetter, mögen wir immer dein eigen Fleisch und Blut sein und deinen eigenen ehrlichen Namen teagen, so erlaube mie wenigstens, ist es mir auch nicht vergönnt gewesen, dir einen «Willkommen!» bieten zu dürfen, daß ich dir Lebewohl sage! So lebe denn wohl, lieber Onkel Blasius! Mag deln Haus grünen und blühen und magst du glücklich sein für alle Zeiten! Und wenn alles dich verläßt, so wisse, daß dennoch Menschen für dich fühlen, auch für dich beten! Und diese Menschen sind deine arg verschmähten, deine zur Thür hinausgewiesenen, von deiner Flur vertriebenen Anverwandten!"

Verwirrt starrte der Hofrath der vor ihm stehenden Erscheinung ins Angesicht. Es war eine wunderliebliche Erscheinung, es war ein herrliches Angesicht! Aus den Wolken eines ebenholzschwarzen Haarwuchses, der in vielfache Zöpfe kunstreich, aber ohne sich verrathende und verstimmende Absicht, gewunden wae, blickte des Antlitzes runder, freundlicher Mond, in dessen silbernem Spiegel zwei tief und glühend schimmernde Augen wie sich widerspiegelnde Planeten mächtig leuchteten. Ein fast imponirend gebeugtes, aber ebenso klares, beinahe wächsern zu nennendes Näschen stand dem Himmelsgesicht gar zu herrlich und die fein gekniffenen, eosigen Wölkchen vergleichbaren Lippen schienen die Pforten zum Paradiese. Ein polnisch vieeckig geformtes Mützchen aus rothem Sammt mit weißem Kaninchenpeiz anmuthig verbrämt saß lieblich auf dem trotzigen Köpfchen, während der rothe Kaftan schön die Taille umschloß, von welcher dann ein lichtblaues seidenes Gewand lang über zierliche gelbe, ebenfalls mit weißem Kaninchenpelz und außerdem mit silbernen Sporenansätzen geschmückte Schnürstiefeichen wallend hinabfloß. Um den Hals trug das lichte Wesen ein goldenes Kettlein, wahrscheinlich den Inbegriff des Blasius'schen Familienschatzes und sein eigenes Kleinod. Und so stand sie da, sternenhaft und heilverkündend.

„Um Gottes, Jesu willen!" rief fast entsetzt der Hofrath. „Wesen! Wer bist du? Wo kommst du hee? Was willst du von mir?"

„Wer ich bin?" lachte die Maid — „Deine Nichte bin ich! Und was ich will? Wie gesagt, dir Lebewohl sagen will ich, weil du doch nichts von uns wissen und uns, dein Fleisch und Blut, wiedee hinausstoßen willst in die kalte, fremde, böse Welt!"

Der Hofrath sah sich trostlos und wie, um vor der bewältigenden Eescheinung um Hülfe zu suchen, nach dem Tintenfisch um, der selber dastand wie ein an die Wand geiehntes, mit Wasser begossenes und einer Temperatur von minus funfzehn Grad ausgesetztes Actenbündel. Doch er erinnerte sich und fragte: „Und wie heißt du denn, du meine liebe Nichte?"

„Paulajewna!" sagte die wohllautende Stimme.

„Aber, Paulajewna!" replicirte der Hofrath, „deine Mutter ist doch eine recht merkwürdige Frau! Das kleine Gesindel, die Arthure, die Emile, die Georgel, die Mariechen producirt sie mir und präsentirt sie mir gleichsam, wie man zu sagen pflegt, en revue! Von dir, der Paulajewna, sagt sie kein sterbliches Wort. Sie hält dich fest verschlossen unter des häßlichen Planwagens häßlicher, lederner Decke. Warum das, Paulajewna?"

„Sie fürchtete woi, es müsse dem Herrn Onkel zu viel werden", entgegnete die Maid.

„Was", sagte der Hofrath, „meinst du, Tintenfisch? Dünkt dir Isabella nicht eine sehr kluge Frau zu sein?"

„In der That ein außerordentlich weltmännisch gewandtes Frauenzimmer!"

„So", sagte der Hofrath. Und er fügte hinzu: „Hm! hm! Um der Paulajewna willen! Aber was hältst du denn dort in der Hand, mein Kind? Was willst du mit dem Töpfchen?"

„In dem Töpfchen", sagte das Kind, „ist eben der Balsam, den so Reisende wie wir bei sich

führen: der Balsam hegt Wunderkräfte, lieber Onkel! Die Frauen des Klosters der heiligen Mutter, der schwarzen Himmelskönigin von Czenstochau bereiten ihn. Tausenden und aber Tausenden hat er schon geholfen. Namentlich heilt er rheumatische Kopfschmerzen, Verstauchungen, Verrenkungen; auch lindert er das Hüftweh!"

„So", sagte der Hofrath, träumerisch das schöne Mädchen anstarrend, „gegen das alles hilft er? Auch gegen Herzeleid, gegen Sehnsuchtskrankheit und Seelenschmerz?"

„Gewiß, Onkelchen", sagte unbefangen die Schöne, „möchtest du's nur versuchen! Aber willst du nicht, daß ich dein krankes Bein dir einreibe!"

„Nein! Laß nur, laß nur!" versetzte Blasius, „ich brauche deinen Balsam nicht, hat mich doch dein Anblick schon geheilt! Sieh' doch, du mit der Kraft der heilenden Schlange begabter süßer Engel, wie ich, nachdem ich dich geschaut, wandeln, ich möchte sagen wie ich fliegen kann!"

Und mit Macht empor sprang der Patient und mit der Kraft des aus dem thauigen Schatten der Nacht und des Waldes in den rosenrothen Sonnendämmerschein hüpfenden Hirsches wandelte er einmal auf und ab in dem Gemache und dann stand er still vor der Heilbotin der schwarzen Mutter von Czenstochau, legte seinen Arm auf die Schulter und schaute ihr so tief und gedankenvoll in das schöne, schwärmerische Auge.

„Du möchtest wol, liebe Paulajewna, gern allen Menschen helfen und sie alle heilen?"

„Gewiß, lieber Onkel, allen! Jede Thräne, die ich fließen sehe, vergiftet eine Stunde meines Lebens, und jeder Seufzer, der einer leidenden Menschenbrust entfliegt, nagt als ein Wurm an meinem Herzen! Doch lebe wohl, lieber Onkel! Lebe wohl auf ewig! Meine Mutter mit ihrem Gefährte muß schon ein ganzes Eckchen zurückgelegt haben! Seitwärts von der Straße am busenähnlichen Ausgange des Sees, dort in dem hohen Tannenhage wollten wir warten und uns lagern für den heutigen Tag und die kommende Nacht, recht wie die echten Zigeuner, falls du uns, wie du nun jetzt gethan, die Aufnahme versagen würdest!"

„Falls ich", erwiderte der Hofrath langsam und gedankenvoll und die Worte einzeln und accentuirt hinausstoßend, „euch, wie ich jetzt gethan, die Aufnahme versagen würde!"

„Und dann", sagte Paulajewna, „wollten wir quer durch Deutschland nach dem Elsaß ziehen, um dort in einer Fabrik, an die wir empfohlen waren, einer Kunst- und Hautelissenweberei Unterkunft zu suchen!"

„In einer Kunst- und Hautelissenweberei — quer durch Deutschland?" sagte für sich hin der Hofrath. Und dann zu Tintenfisch sich wendend, der mit gefalteten Händen dastand, wie wenn er die schwarze Gnadenmutter von Czenstochau in Person und nicht blos ihre angelische Apostolin erschaute, sagte der Hofrath: „Eile, o Tintenfisch, auf den Flügeln des Windes! Beschwinge dich mit der Schwungkraft aller der zahllosen Gänsekiele, die du in deinem Leben verschrieben! Eile der Isabella nach und ihrer Familie! Führe sie zurück in mein Haus, das «Gasthaus zum stillen Port», das nun erst seinem Namen Ehre machen soll! Oeffne den großen Saal im untern Gestock, heize ihn und mache ihn behaglich! Oeffne den Keller und öffne die Vorrathskammer! Tafele auf, was da ist an Flaschen des besten Weins, was da ist an geräuchertem Fleische und erquicklichem Backwerke! Bewirthe alle die Arthure, die George, die Emile und wie sie sonst heißen mögen und laß sie sich sättigen an dem Tische des Mannes, den sie ihren Onkel nennen, der denselben Namen trägt als wie sie! Unser Stall steht ja auch leer, der neugebohlte, der mit der eisernen Krippe und der blinkenden, metallenen Raufe neu und wohlversehene! Stelle mir den armen kleinen Litauer, der sich so treu und trefflich bemühte im Dienste meiner Familie, stelle mir die Ziege ein, die arme, durchnäßte und halb erfrorene, die der kleinen Marinka die süße, labende Milch so mütterlich spendet! Es ist ja für uns alle, alle Raum genug in dem weitläufigen Gebäude, um zu leben, um Athem zu holen und glücklich zu sein! Mögen immerhin Virgil und Frauenhofer noch etwas warten, mag die vielbesagte «Planetarische Metempsychose», die noch nicht gebunden ist, noch so viele Monate unaufgeschnitten und undurchstudirt bleiben. Eile denn, Samuel!"

Tintenfisch erwachte aus seinen Träumen und dahin schoß der plötzlich leidenschaftlich erregte Jüngling und suchte die Spur des Gefährtes, das die Weite ergriffen.

Der Hofrath schloß die Thür, die der wild Dahinstürmende hinter sich offen gelassen, und dann neigte er sein Antlitz, während Thränen in seinen Augen schimmerten, zu der herrlichen Jungfrauengestalt, die jetzt in der Fensterbrüstung vor ihm stand. „Ich muß mich schämen vor dir!" sagte er mit bebender Stimme. „Selbst-

ſucht hatte mein Haupt umwölkt und das Auge meiner Seele verfinſtert, hatte mein Gefühl erſtickt und die Stimme der Natur betäubt. Paulajewna, dein plötzlicher Anblick hat mich geheilt; deine Erſcheinung hat eingeſchlagen in meine Seele mit der Macht des Blitzes und Frühling iſt es dort wieder geworden, wo es ſchon Winter war, und beſeelt von der unwiderſtehlichen Macht des ſüßen Lenzes rieſeln dir Quellen, die ſchon ſtumm geworden unter der Hand des unſeligen, bannenden Eiſes! Eis und Verknöcherung drohten mir mit hagerem, verſteinerndem Finger! Liebe und lebendigſtes Leben, Seligkeit winkt mir jetzt! Kannſt du mir vergeben, Paulajewna? Kannſt du vergeſſen, daß ich die Stimme des Menſchen in mir erſtickt und daß ich mich verwandelt in einen hölzernen Schemen, in eine thönerne Figur? Du ſagteſt vorher, dein Balſam heile auch zerſprungene Herzen und curirte zerſprungene Seelen. O, mein ſüßes Kind! So wandele dein verzeihendes Wort in dieſen Balſam! Und laß ſein deine Stimme der Erhörung dir Stimme, die mir das Heil ſpendet! Sei mein Kind, Paulajewna! Und mehr, noch!" ſetzte er mit plötzlicher Ekſtaſe hinzu, „ſei mein Weib! Fülle die ſpaltende Kluft einer leidenden Menſchenſeele mit deines ganzen Weſens unendlicher Seligkeit! Paulajewna, ſei meine Braut!"

Die Polenmütze war dem ſchönen Kinde vom Haupte geſunken und hing nur noch am vergoldeten ſeidenen Schnürchen über den Nacken hinab. Und ſo ſank ſie in die Arme des Onkels, der, gehoben von der Woge der zum erſten male an ſein Herz ſchlagenden und bis in ſeine intimſten Faſern aufſchwellenden Leidenſchaft ein ganz anderer Mann war als der, den wir geſtern kennen gelernt und der hoch und ſo heldenmäßig daſtand, als nur immer jemand daſtehen kann, welcher als Sieger aus dem ſchwerſten aller Kämpfe, dem Kampfe mit ſich ſelbſt und der eigenen Niedertracht, hervorgegangen; und ſie ſagte, die Paulajewna:

„Ich will die Deine ſein, Onkel! Die ſchwarze Mutter von Czenſtochau ſpendet den die irdiſchen Wunden heilenden Balſam, aber die Manna, die die ewigen Schmerzen heilt, träuft von den Sternen, die Manna heißt Liebe und ich fühle mich glücklich, dir ſie ſpenden zu können!"

Der Hofrath ſchlang ſeine zitternden Arme um das wonnige Geſchöpf. So ſtanden ſie da, verſchmolzen zu einer Geſtalt; da brach eine roſige Lichtflut durch die grauen, ſich immer koloſſaler aufthürmenden Wolken des regnenden Herbſtmorgens und umfing mit ſeinem himmliſch und herrlich verklärenden Schimmer das in Seligkeit verſchlungene Paar.

So hörten ſie nicht den fröhlichen Jubel, der draußen ertönte, wie die Iſabella betſerte, wie die Jungen kicherten, wie das Röſlein, das das Glück eines vor Sturm und Wetter ſichernden Stalles ahnungsvoll witterte, wiehrte, wie die treue Ziege meckerte und wie der Tintenfiſch in einem Meere von Seligkeit die Treppe wieder hinaufſchwamm, den Kopf in die Thür ſteckte und rapportirte: „Alles beſtens beſorgt, zu Gnaden, Herr Hofrath! Das Feuer brennt, der Pfropfenzieher arbeitet mit ſo und ſo viel Pferdekraft und der Schinken windet ſich unter gewaltigen Streichen! Arthur, Emil, Georgie und ſo weiter, des kleinen allerliebſten Mariechens nicht zu vergeſſen, laſſen den Herrn Hofrath beſtens grüßen! «Es geht nichts über Anverwandtſchaft», ſagen ſie. «Familiengefühl», ſagen ſie, «iſt das herrlichſte Gefühl von allen», und drauf toaſten ſie, daß es eine Freude iſt, namentlich der kleine kosmopolitiſche Handwerksburſche, der ſich vorher unter dem Kaminrohren gewärmt, das iſt ein ganz verhenkerter kleiner Kerl, an dem der Herr Hofrath gewiß noch viele Freude erleben werden!"

„Tintenfiſch!" ſagte der Hofrath, „geh' deinen Wege, wir haben hier eben mehr zu reden! Beſorge alles, was dir als Majordomus, zu dem ich dich hiermit ernenne, zu beſorgen obliegt und laß uns zufrieden!"

„Gewiß, Herr Hofrath! Wie Sie befehlen, zu Gnaden!"

Eine Pauſe trat ein.

„Aber ſchau her, Tintenfiſch!" ſprach der Hofrath, „da liegt ja der Schwarzmann, unſer wackerer, guter Staarmatz todt im Käfig!"

„Das arme, liebe Thierchen", ſagte Paulajewna, „es iſt wirklich todt!"

„Das Junggeſellenthum des Gaſthauſes «Zum ſtillen Port» iſt todt", replicirte der Kanziſt, „alſo mußte der Schwarzmann auch ſterben — —"

Es war ordentlich wie ein Dämon vom Hauſe gewichen —

„Herr Hofrath, aber das Blech nehmen wir morgen wieder ab, das Blech, das Ihnen faſt ein langes Krankenlager gekoſtet, wäre die ſchöne Paulajewna nicht gekommen und hätte Sie geheilt mit ihrem heiligen Balſam!"

„Warte nur, warte nur!" verſetzte lächelnd der Hofrath. „Die Iſabella wird dich ſchon zahm

kriegen, dich Sohn der auch ordentlich wild aufschäumenden Tintenwelle! Aber zu heute Mittag richtest du ein grandioses Familienmahl an und leben soll in geisterhaft bleichem, meteorisch aufflammendem Burgunder «Das Gasthaus zum stillen Port»!"

Erinnerung an Haydn.

Wenn man in der belebten und lärmenden Hauptstadt Oesterreichs über den Michaelerplatz schreitet und der Lebensgefahr, die zwischen fünf auf diesen Platz einlaufenden Straßen die schnell dahinfliegenden Fiaker, die herrschaftlichen Equipagen, schwere Omnibus und kräftig hingerollte Schiebkarren bieten, glücklich entgangen ist, so steht man hochaufathmend und froh, sich noch im Besitz seiner Glieder zu sehen, vor einem Hause, welches sich dicht an die Michaelskirche anlehnt und als Durchgang in die Bräunerstraße dient.

Dies Michaelerhaus ist es, wo noch vor kurzer Zeit „Postmeisters Töchterlein", Frau Baronin Brandhof, Mutter des Grafen von Meran, in den prachtvoll eingerichteten Räumen ihren fürstlichen Gemahl, Erzherzog Johann, empfing. Vor beiläufig hundert Jahren aber saß hier ein begeisterter Jüngling an seinem wurmstichigen Spinett im kleinen Dachstübchen, wo der Wind bei schlechtverwahrten Thüren und Fenstern eine unliebsame Begleitung zu den Tönen blies, die den Spieler mehr zu erwärmen schienen als die kleinen Holzspäne, welche nur matt in dem eisernen Ofen glimmten. Der junge Mann hatte die Anstellung als Chorgeiger an der St.-Stephanskirche mit monatlicher Besoldung von zwei Gulden erhalten — eine Summe, die jetzt in Wien für ein mäßiges Mittagmahl kaum ausreicht. Nebstdem brachte er sich mit Stundengeben kümmerlich fort. Neunzehn Geschwister riefen in dem an der ungarischen Grenze im Dorfe Rohrau gelegenen Aelternhause nach Brot. Der junge Mann, dessen musikalisches Talent schon früh hervortrat, blieb auf sich selbst und seine Begabung angewiesen; aber Emanuel Bach's „Sechs Klaviersonaten" eröffneten dem strebsamen Geiste eine neue Welt. Mangelhaft, wie das Klavier in damaliger Zeit noch gewesen, konnte es durch die schlechte Interpretation den Geist Emanuel's, der sich in diesen Compositionen aussprach, nicht erdrücken. Und an diesen Schöpfungen befeuerte sich der junge Musiker. Aus dem elenden Dachstübchen des Michaelerhauses ging ein Licht ersten Ranges hervor; Repräsentant der damaligen heitern, gemüthlichen Stimmung, dessen Musik der Ausdruck des österreichischen Volks genannt werden kann, Joseph Haydn.

Alljährlich hören die begeisterten Anhänger der alten Schule seine „Schöpfung", seine „Jahreszeiten". Mit stets gleich frischer Empfänglichkeit lauschen sie der Tonmalerei Haydn's, die Tieck so anfeindete, hören und sehen sie das Pferd wiehern, den Tiger springen, die Insekten schwirren, das Gewürm kriechen oder versetzen sich in dem unvergleichlichen „Spinnerlied" aus den „Jahreszeiten" in die wohnliche Stube, an den warmen Ofen, wo die spinnenden Mägde athemlos der Erzählung ihrer Genossinnen folgen. Daß auch die Volkshymne Oesterreichs sein Werk, ist bekannt. Mit nicht geringem Erstaunen hörten wir einst in einer katholischen Kirche Breslaus von den Schulkindern das Meßlied auf diese Melodie abgesungen.

Eine kleine Broschüre: „Haydn in London", von H. von Karajan, dem verdienstvollen Custos der wiener Hofbibliothek (Wien, Gerold, 1861), versetzt uns durch die darin nach den Originalen treu abgedruckten Briefe Haydn's an Frau von Genuzinger sowol in die damalige Zeit, als wir darin auch ein Spiegelbild von Haydn's Charakter erhalten. Haydn hatte später auf dem Schlosse des Fürsten Esterházy in Ungarn in der Nähe des trostlosen Neusiedlersees als Kapellmeister eine Besoldung von 400 Gulden Wiener Währung, nach jetzigem Gelde 80 Thaler jährlich. Oft beklagte er sich in seinen Briefen an Frau von Genzinger, so gebunden zu sein, daß er „nie die Erlaubnuß erhalten kan, nur auf 24 Stund nach wienn gehen zu darfen". Der Briefwechsel mit der talentvollen Frau, die viele seiner Compositionen für das Klavier setzte, wurde um desto eifriger fortgeführt. Nach Oedenburg schickte man die Briefe durch den Boten und so geschah es, daß einst ein Packet verloren ging, das Haydn veranlaßte: „über seine briefe noch ein Extra Copert an Hrn. Portier Pointner in wienn zu machen". Fortwährend schickte er seine neuen Compositionen, Sonaten, Quartette, Symphonieen an Frau von Genzinger, und wir lesen in einem Briefe vom 18. November 1789 folgende Stelle: „Sollten meine wenige Talenten im stande seyn So viel schmeichelhaftes nur in etwas zu erwiederen, so Erdreiste mich Euer Gnaden mit einen kleinen Musicalischen Kräuter Topf aufzuwarten, ich finde zwar in

dieſen Pot-Pourri nicht gar vil wohlriechendes, vielleicht erſetzt der unternehmer dieſen Fehler in nachfolgenden Ausgaben."

Endlich ſchlug die Erlöſungsſtunde; eine kurze Erholungsreiſe nach Wien wurde dem Meiſter geſtattet. Um deſto ſchmerzlicher empfand er die Rückkehr nach den in der Hauptſtadt ſo glücklich verlebten Stunden. Er ſtrömt ſeine Empfindungen darüber ebenfalls in einem Briefe an Frau von Genzinger aus, der, unter der ganzen Sammlung der längſte und merkwürdigſte, hier ſeinen Platz finden möge:

Wohl Edl Gebohrne
Sonders Hochſchäzbarſte — Allerbeſte
Frau von Genzinger!

Nun — da ſi[illegible] ich in meiner Einöde — verlaſſen — wie ein armer waiß — faſt ohne menſchlicher Geſellſchaft — Traurig — voll der Erinnerung vergangener Edlen Täge — ja leyder Vergangen — und wer weis, wan dieſe angenehme Täge wider komm werden? Dieſe ſchöne Geſellſchaften? wo ein ganzer Kreiß Ein Herz, Eine Seele iſt — alle dieſe ſchöne Muſicaliſche Abende — welche ſich nur denken, nicht beſchreiben laſſen — wo ſind alle dieſe begeiſterungen? — — Weg ſind Sie — und auf lange ſind Sie weg. Wundern ſich Euer Gnaden nicht, daß ich ſo lange von meiner Dankſagung nichts geſchrieben habe! ich fande zu Hauß alles verwürt, 3 Tag wuſt ich nicht ob ich CapellMeiſter oder CapellDiener war, nichts konte mich Tröſten, mein ganzes quartier war in unordnung, mein Forte piano, daß ich ſonſt liebte, war unbeſtändig, ungehorſam, es reizte mich mehr zum ärgern, als zur beruhigung, ich konte wenig ſchlafen, ſogar die Traume verfolgten mich, dan, da ich am beſten, die Opern la nozza di figaro zu hören Traumte; wegte mich der fatale Nordwind auf, und blies mir faſt die ſchlafhauben von Kopf; ich wurde in 3 Tagen um 20 Pfd. mägerer, dann die guten wienner bißerl verlohren ſich ſchon unterwegs, ja, ja, dacht ich bey mir ſelbſt, als ich in meinem Koſt Hauß ſtat dem koſtbahren Rindfleiſch, ein ſtuck von einer 50 Jahrigen Kuhe, ſtat dem Ragou mit kleinen Knöderln (Klöße) einen alten ſchöpſen (Hammel) mit gelben Murken (Gurken, in Wien jezt „Unmurken" genannt) ſtat dem böhmiſchen Faſon (Faſan) ein ledernes Roſtbrätl, ſtat den ſo guten und delicaten Pomeranzen, ein Dſchabl oder ſogenannten Groß Sallat (Sproſſen von Kopfſalat) ſtat der backerey, dürre Aepfl ſpätzl und Haſelnuß — und ſo weiter ſpeiſen muſte, — ja, ja, dacht' ich bei mir ſelbſt, hatte ich jezo manches bißerl, was ich in wienn nicht habe verzöhren können — Hier in Eſtoras (Eſterház) fragt mich niemand, ſchafen Sie Cioccolate mit oder ohne milch, befehlen Sie Caffe, ſchwarz oder mit Obers, mit was kan ich Sie bedienen, beſter Haydn, wollen Sie Gefrornes mit Vanillie oder mit Ananas? hätte ich jezt nur ein ſtuck guten Parmeſan Käß, beſonders in der Faſten, um die ſchwarzen Nocken und Nudln leichter hinab zu tauchen; ich gabe eben heute unſerm Portier Comission, mir ein baar Pfund herabzuſchücken:

Verzeihen Sie, allerbeſte gnädige Frau, daß ich Ihnen das allererſtemahl mit ſo ungereimten gezrug und der Gleuben ſchmirerey die Zeit abſtehle, verzeihen Sie es einem Mann, welchem die wienner zu viel gutes erwieſen haben, ich fange aber ſchon nach und nach an mich an das ländliche zu gewöhnen, geſtern Studierte ich zum Erſtenmahl und So ziemlich Haydniſch: —

Euer Gnaden werden gewies fleißiger als ich geweſen ſeyn. Das gefällige Adagio aus dem quartett wird hofentlich ſchon den wahren ausdruck durch Dero ſchöne Finger erreicht haben. Meine gute Freile Peperl (Fraulein Pepi) wird ſich (hofe ich) durch öfteres abſingen der Cantate auch des Meiſters Erinnern, beſonders bei Reiner ausſprach, und genauer Vocaliſirung, dan es wäre eine Sünde, wenn eine ſo ſchöne ſtime in der Bruſt verſteckt blibe, ich bitte derohalben um ein öfteres lächeln, ſonſt geht mir ganz gewis etwas vor. Den Mons. François Empfehle ich mich ebenfals in ſein Muſicaliſches Talent, wan er auch in ſchlaf Röckl ſingt, es geht doch immer gut, ich werde zur aufmunterung öfters etwas neues übermachen. unterdeßen küße ich nochmal die Hände für alle mir erwieſene Gnaden, und bin mit vorzüglichſter Hochachtung zeit lebens

Euer Gnaden
ganz gehorſamſter aufrichtigſter
Diener
Josephus Haydn m. p.
Estoras den 9. Febry 1790

N. S. bitte meinen gehorſamſten Reſpect an Hoch dero Herrn Gemahl und mein Compliment dem Mons. N. Hofmeiſter des Jungen Herrn und an die Freyle Nanette und geſammte von Hackeriſche Familie. —

Nicht wahr, eine ſeltſame Orthographie? Und im Grunde betrübend, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1790 die deutſche Literatur auf ihrer claſſiſchen Höhe ſtand! Dagegen weht uns freilich der echte wiener Humor der damaligen Zeit entgegen. Die unverwüſtliche Heiterkeit, die ſelbſt in der Trübſal zu ſcherzen vermag, noch jetzt ein Charakterzug des über ſeine eigenen Leiden in Epigrammen unerſchöpflichen wiener Volks — ferner die angeborene Neigung, „gute Biſſerl" nicht zu verſchmähen.

Haydn's Principal, der Fürſt Eſterházy, ſtarb im September 1790. Haydn überſiedelte nach Wien, wo ihn bald darauf Salomon für London gewinnen wollte. Alles rieth von der Reiſe ab. Selbſt Mozart bat ſeinen „Papa", davon abzuſtehen: „Sie haben keine Erziehung für die große Welt und ſprechen zu wenig Sprachen", ſagte er ihm, worauf der Meiſter die Antwort gab: „O meine Sprache verſteht man durch die ganze Welt!"

Im December 1790 trat Haydn, deſſen häusliche Verhältniſſe — ein geiſtvoller wiener Kritiker nannte des Tondichters Ehe mit Fräulein Keller die einzige Diſſonanz ſeines Lebens — ihm die Trennung nicht erſchwerten, die Reiſe nach London an. Doch verſorgte er die in Wien

Digitized by Google

zurückgelaſſene Frau mit einem Theil ſeiner Erſparniſſe, bat auch Frau von Gennzinger ſchriftlich, „der Seinigen auf eine kurtze zeit 150 Gulden vorzuſtrecken, ſich aber von ihr eine Quittung geben zu laſſen". Bei der Ueberfahrt hatte er durch Windſtille, ſpäter durch Seekrankheit zu leiden, wurde in London gut aufgenommen und vielfach ausgezeichnet. Er beſuchte auch den Aſtronomen Herſchel, der bei Windſor in Slough lebte. Hier ſchrieb er nach und nach ſeine Oper „Orfeo", die „Zwölf engliſchen Symphonieen", „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". Seine meiſten Neider fanden ſich unter den italieniſchen Muſikern. Der Violiniſt Felice Giardini wies Haydn's Beſuch mit den Worten ab: „Ich will den deutſchen Hund nicht ſehen." Bei einer Concertprobe ſollten die erſten Noten ſeiner Symphonie piano geſpielt werden, man verſtand ihn nicht und ein forte ſchlug an ſein Ohr; ebenſo das zweite mal. Da hörte Haydn hinter ſich „in der lieben Frau Mutterſprache" die deutſchen Worte, die ein Celliſt zu ſeinem Nachbar ſagte: „Du, dem ſind ſchon die erſten Noten nicht recht, wie wird's mit den übrigen ausſehen?" Haydn ſpielte nun den Eingang auf der Violine vor und die Sache kam in Ordnung. Aber man trieb die Gehäſſigkeit ſo weit, ſeinen Schüler Pleyel nach London kommen zu laſſen, hoffend, den Lehrer dadurch zu verdunkeln; alſo umgekehrt wie Rubens und Van Oort in Madrid. Die Liſt ſcheiterte an der Beſcheidenheit des Schülers und dem Wohlwollen des Meiſters. Beide verſtanden ſich in Güte.

Dr. Charles Burney, ein warmer Verehrer Haydn's, verſchaffte dem deutſchen Componiſten die Doctorwürde in Orford, wobei derſelbe im weißſeidenen Mantel und ſchwarzen Hütchen nicht nur allein während der Ceremonie, ſondern drei Tage lang in den Straßen Londons die neue Würde zur Schau tragen mußte, wobei ihn die Engländer anſtarrten und ausriefen: You are a great man! Bei der Verleihung der Doctorwürde ſang die damals 43 Jahre alte Mara.

Eine ſonderbare Notiz findet ſich in Haydn's Tagebuche vom 23. Nov. 1791 über das Marionettentheater in Saville-Row, wo ſtatt der Sprecher Sänger die hölzernen Figuren belebten und dem Spiele mancher Operiſten allerdings ziemlich nahe kamen. Später ſchrieb Haydn für das Theater zu Eſterház vier ſolcher Marionettenopern.

Ein Mr. Shau, zu dem Haydn gebeten, ehrte ihn auf eigene Weiſe. Als der Meiſter eintrat, ſah er, daß die Damen perlfarbene Bänder um den Kopf trugen, worauf der Name Haydn ſehr niedlich in Gold geſtickt zu leſen war. Mr. Shau hatte daſſelbe in ſeinen Stahlperlen auf den Ecken des Rockkragens geſtickt.

Haydn erhielt auch eine Einladung zu dem Herzog von York, wo viel muſicirt wurde und worüber er an Frau von Gennzinger ſchreibt: „Ich dirigirte die Sinfonien am Clavier. Die liebe kleine (Herzogin von York) ſaß neben meiner an der linken Hand und Humste alle ſtücke auswändig mit, weil Sie ſolche ſo oft in Berlin hörte. Der Printz v. Wallys ſaß an meiner rechten Seite und ſpielte das Violoncello ſo ziemlich gut mit, ich muſte auch Singen. Printz von Wallys iſt das ſchönſte Mannsbild auf gottes Erd boden, liebt die Muſik außerordentlich, hat ſehr viel gefühl aber wenig geld. Nota bene unter uns. Mich vergnügt aber mehr ſeine güte, als das Intereſſe."

Haydn erntete in London goldene Früchte und da er ein ſparſamer Hauswirth geweſen, lebte er nach ſeiner Rückkunft in Wien ganz ſorgenlos, zuletzt im eigenen Hauſe zu Gumpendorf, einer Vorſtadt Wiens; dort ſtarb er auch nicht lange nach dem Einmarſch der Franzoſen, den 30. Mai 1809 im Alter von 77 Jahren. Bekannt iſt die Begebenheit, welche von allen ſeinen Biographen aus Anlaß der vom Fürſten Eſterházy beabſichtigten Auflöſung ſeiner Kapelle erzählt wird. Haydn componirte eine Symphonie, wo die Stimme eines jeden Inſtruments nach und nach zu Ende ging, jeder Muſiker ſeine Lampe auslöſchte, ſich ſtill entfernte und nun Haydn nach dem letzten Tone auch den Taktirſtock niederlegte und ſich lautlos davonſchlich. Der Fürſt, durch den Eindruck dieſes Muſikſtücks gerührt, ließ die Kapelle in ihrer alten Wirkſamkeit.

In ſeinen Symphonieen, deren er 140 ſchrieb, drückt ſich ein gleichartiges Schweben zwiſchen mild-ernſter Empfindung und fröhlicher Laune aus. Der leidenſchaftliche Ausdruck fehlt. Das heitere Element iſt meiſt in den Menuetten vorherrſchend, in den Adagios zeigt ſich Lebendigkeit und Friſche des Geiſtes. Im ganzen genommen iſt unſerm Ohr jetzt das eigenthümliche Rococo dieſer Muſik, faſt bis zu einem zierlichen Zöpfchen, unverkennbar, aber die Grazie und liebliche Anmuth verſchönert die Tändelei. Edel iſt ſeine Liebe zu Mozart, tief war ſein Schmerz, ihn überlebt zu haben. Wie erfreulich iſt es, ſein einfaches Urtheil über Mozart zu hören: „Die Nachwelt

Digitized by Google

bekommt nicht in 100 Jahren wider ein ſolch Talent."

In ſeinen letzten Lebensjahren nahm die kindliche Stimmung den alleinigen Beſitz in ſeinem Gemüth und meiſt empfing und entließ er die Beſuchenden mit unausgeſetztem Weinen. E. v. K.

Anregungen.

Pariſer Herbſttage.

IV.

Die bauliche Umwälzung und Verwirrung in Paris iſt ſo groß geworden, daß der Pariſer ſelbſt ſich kaum zurechtfindet. Zwei meiner Freunde, die ſeit einem Jahre abweſend geweſen waren, hatten ſich in einem Café des Studentenviertels ein Stelldichein gegeben; als ſie hinkamen, war das Café niedergeriſſen, ihre weitere Adreſſe kannten ſie nicht; ſo mußten ſie nach vierwöchentlichem Aufenthalt die Stadt verlaſſen, ohne ſich geſehen zu haben. Wie ſtörend dieſe Demolirungen auf häusliche Einrichtungen einwirken, läßt ſich begreifen. Ich habe Bekannte, die ſeit ſechs Jahren zweimal ausgezogen ſind, immer weiter rücken ſie hinaus aus dem eigentlichen Paris, bis nach Paſſy und darüber hinaus. Aber Paris verrückt ſich allerdings ſelbſt. Von der Cité ging es aus, dann lehnte es ſich auf dem linken Ufer an den Genovevenberg an, ſiedelte ſich auf dem rechten um Louvre und Baſtille an; unter Ludwig XIV. waren die Triumphbogen der Portes St.-Denis und St.-Martin noch Thore, vor zehn Jahren waren ſie in der Mitte von Paris; kurz vor der Revolution von 1789 war der Park von Monceaux weſtlich von Paris, damals auch Les folies de Chartres genannt, ein fürſtlicher Luſtort, wo die Mutter Ludwig Philipp's 1774 in unerhörtem Prunke glänzte; heute gehört er zur Stadt Paris und zwei Boulevards durchſchneiden ihn; denn Paris läuft der Seine nach, und um ſie um ſo raſcher einzuholen, rennt es über die Elyſeiſchen Felder durch den Triumphbogen hinaus bis nach Neuilly, ja bis nach Asnières hin. Um den Triumphbogen gruppirt ſich ein neues ariſtokratiſches Viertel. Wo wird das enden? Der Kopf ſchwindelt einem, wenn man daran denkt, und man eilt zur Selbſtberuhigung wieder zurück in die alten liebgewordenen, hiſtoriſch merkwürdigen Ställen des alten Paris. Freilich, wie wenig bleibt davon? Der Romantiker ſeufzt, wenn er die aus dem Mittelalter her berühmten Hotels des Feudaladels verſchwinden und ſie durch neue Prunkbauten erſetzt ſieht, die weder zu Geiſt noch Herzen ſprechen. Das alte Hotel Coligny, in deſſen Hofe der Admiral in der Bartholomäusnacht verendete, iſt der Erde gleichgemacht; ein neues Haus in der Nähe des Platzes, wo das Hotel ſtand, hat wie eine Firma den Namen davon angenommen. Die alte Rue des Lombards mit ihren koloſſalen Gewürzkrämerläden, die ſich wie lange Corridore in die tiefſte Dunkelheit verlieren, ſie iſt gelichtet, der Boulevard Sewaſtopol hat ſie mittendurch getrennt; kaum gibt noch hier und da ein Magazin eine Ahnung von jenen Gewürz- und Zuckerhöhlen, in deren eine Alexander Dumas, der Verfaſſer der „Drei Muskeliere", ſeinen Planchet begrub. Die Wirthſchaft „Zum weißen Kaninchen" in der Bohnengaſſe in der Cité, wo Eugène Sue's „Geheimniſſe von Paris" beginnen und deren Grundmauern bis in die Zeit Pipin's des Kurzen hineinragen ſollen, dieſer uralte Mord- und Sündenwinkel, wo Menſchen hauſten, die ſcheußlicher als nur irgendein Ungeheuer der giftigſten Einöde waren, es ſtürzt unter den Aexten der Civiliſation ſo gut wie die Urwälder von Nordamerika; denn (wie der Roman ſagt) es gibt in Paris Mohikaner wie jenſeit des Oceans. Der alte Pont St.-Michel mit ſeinem wilden Gewirre von „zerlumpten Blufen und Hoſen und von verſchliſſenen Seidentüchern", wo „die hiſtoriſchen Häuſergeſtalten lächeln und lugen durch Fugen und Fenſter",

> Wo die Wäſcherinnen homeriſch
> Luſtig ſich prügeln mit ihren Mangeln
> Und die Kinder des Volkes herriſch
> In des Königs Gewäſſern angeln —

und Dingelſtedt, der Obiges ſang, 1842 ſeinen Weltſchmerz zu verlieren begann, indem er, ſo lang er war, vor „all dem Tummeln und Taumeln ſchwindelnd zu Boden fiel" — dieſer wie Rabelais und Nieswurz pikante Pont St.-Michel, er iſt gefallen, wie das heilige Troja gefallen. Auf dem Platze, wo er auslief, ragt jetzt die monumentale, 26 Meter hohe, 15 Meter breite Brunnenſtatue des Erzengels Michael empor, deren Hauptgruppe allein über fünf Meter hoch und deren Ganzes im üppigſten, farbenreichſten Decorationsſtil ausgeführt iſt. „Man fühlt ſich glücklich bei dem Gedanken (ſagt eine pariſer Beſchreibung davon), daß eine chriſtliche Idee, der Triumph des Guten über das Böſe, verſinnbildlicht durch den Erzengel Michael, in einem noch vor kurzem ſo armen und ſchlechtgebauten Stadtviertel den Gebrauch der Bronze und des Marmors wenige Schritte von Kaiſer Julian's altem Palaſte wieder ins Leben gerufen hat." Eine andere Zerſtörung, die uns Deutſche intereſſirt, iſt die Zerſtörung der Villa (Rue Balzac à Beaujou), die 1850—52 von Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, und zuletzt von dem 1830 vertriebenen Herzoge von Braunſchweig bewohnt war.

Was ſind die Folgen davon? Welche Veränderungen gehen aus dieſer Stadtumwandelung hervor? Fangen wir bei der negativen Seite an: Das alte Paris geht unter. Sie lachen über dieſen Spruch tiefer Weisheit; Monſieur de la Paliſſe, meinen Sie, hätte das auch gefunden. Ganz recht; es kommt nur darauf an, wie man's meint. Kinder von fünf Jah-

Digitized by Google

ren lernen das Abc und doch ſteckt alle Weisheit der alten Inder und Aegypter darin! Die äußere Umwandelung hat auch naturnothwendig eine innere, geiſtig-ſittliche zur Folge; man lege einem echten Dorf-Lorle ſtatt ihrer bäueriſchen Tracht die reichen, geſchmackvollen Kleider der neueſten Mode an und man wird bald gewahren, welche Umwandelung in Geiſt und Herzen des Bauernkindes vor ſich geht. Es kommen andere Sitten in Paris auf, andere Bedürfniſſe, andere Gewohnheiten. Nach der ſozuſagen gemüthlichen Epoche Ludwig Philipp's wird es nun erſt großſtädtiſch. Faſt wie in London iſt es; wenn man von einem Ende der Stadt zum andern will, ſo reiſt man. Ich erhielt eine Einladung zu einem Abendeſſen; mein Freund wohnte in Paris und doch hatte ich eine Stunde weit zu fahren. Alle Dimenſionen wachſen mit der Stadt, mit den Rieſenſtraßen, die man Boulevards nennt; wie das äußere Anſehen derſelben prächtiger wird, ſo wird auch das Leben darin anſpruchsvoller, prunkender. Die Einwohner, namentlich die Frauen, wollen auch in der Toilette mit den glänzenden Neubauten harmoniren. Die Einkünfte mögen wachſen (wenn dies nicht der Fall wäre, ſo wäre ja die Exiſtenz unmöglich!), aber die Hausmiethen wachſen ſicherlich auch, was auch dagegen geſagt werden mag; denn erſtens ſteht die Zahl der Neubauten derzeit noch nicht im Einklang mit den alten Gebäuden, die man niederreißt, und ehe ſich die Bevölkerung gleichmäßig vertheilt, braucht es Zeit. Auf dem Boulevard Sewaſtopol koſtet ein ganz beſcheidenes Magazin ſeine 1500 Francs ohne Wohnung; dieſe, aus nichts als Küche, Salon und Schlafzimmer beſtehend und im vierten oder auch im fünften Geſtock gelegen, koſtet ihre 1200 Francs für ſich. Der Verkäufer verdient indeſſen in der Regel ſeine Auslagen; aber alles, was von Beamten auf einen beſtimmten Gehalt angewieſen iſt, alles, was nicht der allmächtigen Induſtrie dient, Gelehrte z. B., muß ſich gewaltig einſchränken. Während der Börſenſchwindler in goldenen Paläſten wohnt, wohnt der berühmte Hiſtoriker Mignet, um einmal erlaubtermaßen indiscret zu ſein, in der Straße Notre-Dame de Lorette im vierten Stock und zahlt dennoch 1500 Francs dafür.

Es iſt ferner merkwürdig, wie tief der an ſich ſo harmloſe, unſcheinbare Macadam auf Sitten und Gebräuche einwirkt — übrigens eine abſcheuliche Erfindung. Vielleicht iſt er niemals ſo verwünſcht worden als in dem vergangenen regneriſchen Jahre, wo Paris zuweilen durch die ſchrecklichen Pfützen und den Kothabraum, der ſich ſelbſt vor dem Kaiſerpalaſt alle fünf Schritte weit aufhäufte, einem Dorfe ähnlich ſah. Es war unmöglich, über die Straße zu gehen, und man ſehnte ſich nach dem alten Pflaſter zurück wie die Iſraeliten in der Wüſte nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Das pariſer Pflaſter war vielleicht das beſte der Welt; da das Waſſer ſich leicht in den Zwiſchenräumen verlor, ſo konnte man beim größten Regen faſt trockenen Fußes über die Straße gehen. Heutzutage iſt den Damen, die doch ihre Toilette beſonders zu ſchonen haben, der Ausgang verwehrt, wenn ſie keinen Wagen haben oder miethen. Das letztere bleibt nun auch nicht aus, aber es verurſacht Koſten, und dieſe neue, nothwendig gewordene Ausgabe hat wieder Einſchränkungen in der Häuslichkeit zur Folge. Früher oder ſpäter kommt man ſicher wieder auf das alte Pflaſter zurück, das nur die Lohnkutſcher nicht vermiſſen, denn es war der Tod ihrer Pferde. Ein pariſer Fiakerpferd brachte es ſonſt nicht über drei Jahre, heute hat es durch den Macadam allerdings viel weniger Strapazen. Alle Welt weiß, daß das Pflaſter nur deswegen abgeſchafft wurde, damit das Barrikadenbauen unmöglich würde; ſeitdem aber die gezogenen Kanonen erfunden ſind, gegen die ſchwerlich noch eine Barrikade aushalten kann, iſt dieſer Grund haltlos geworden. Der Philoſoph Ruge, der wie die Hegel'ſche Philoſophie die ganze Welt aus dem abſtracten Begriffe aufbaute, meint zwar, man könne auch die macadamiſirten Boulevards der Revolution dienſtbar machen, indem man ſie mit Gräben durchſchnitte und ſo die Reiterangriffe verhindere.

(Ein letzter Brief in nächſter Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Preußen in Perſien.

Die Abſicht, Preußens Handel in Beziehungen zu fernen Ländern zu bringen, ließ nicht nur die japaniſche Expedition zu Stande kommen, ſondern wurde auch Veranlaſſung, daß im November 1859 der ehemalige Polizeipräſident von Berlin, nachherige Miniſterreſident für Spanien und Portugal, Herr von Minutoli, in gleicher Eigenſchaft nach Perſien geſandt wurde.

Mannichfache briefliche Mittheilungen kündeten nicht nur ſeine und ſeiner Gefährten glückliche Ankunft im Mai 1860 an, ſie ſchilderten auch den ebenſo glänzenden als eigenthümlichen Einzug in Teheran, leider auch den inzwiſchen erfolgten Tod Minutoli's.

Der Schah von Perſien hatte der Geſandtſchaft ſein einige Stunden vor Teheran liegendes kleines Jagdſchloß zur Dispoſition geſtellt, von wo aus am nächſten Morgen ſie als Geſandte der preußiſchen Majeſtät im höchſten Glanze eingeholt werden ſollten. Schon auf der Hälfte des Wegs zur Stadt gewahrten die Reiſenden in der Niederung zu ihren Füßen ein großes weißes Zelt, das in der Nähe eines Waldes aufgeſchlagen war. Reiter in europäiſcher und perſiſcher Tracht kamen ihnen entgegen. Der Schah hatte ihnen einen General und einen Polizeichef zur Begrüßung geſandt. Die ſich an dieſe Ehrendeputation anſchließenden Europäer waren Deutſche, unter denen ſich auch der perſiſche General, ehemalige kaiſerlich öſterreichiſche Rittmeiſter von Neumiro, ein Mann, der ſich um das perſiſche Heerweſen ſehr verdient gemacht, befand.

Im Zelte ſtanden nach europäiſcher Art Stühle

Digitized by Google

um einen langen Tiſch und dieſer war nach landesüblicher Weiſe mit Roſen belegt, zwiſchen welchen Teller mit Zuckerwerk ſtanden, ſodaß der ganze Tiſch davon bedeckt war. Die ſüßen Gaben wurden dem Geſandten als Geſchenke des „Königs der Könige" (Schahin-Schah) bezeichnet und der blumenbeſtreuten Tafel folgten blumenreiche Reden, deren Inhalt darauf hinausging, daß alles Volk ſich der brüderlichen Vereinigung der Preußen und Perſer freue, die „inschallah" (ſo Gott will) nie mehr aufhören werde.

Nach eingenommenem Boubon- und Roſenduft — wo ihnen zweifelsohne ein Beefſteak willkommener geweſen wäre — beſtiegen die Einziehenden, die in reiche und ſtattliche Uniformen gekleidet waren, von neuem ihre im perſiſchen Schmuck prangenden Pferde, die mit Edelſteinen beſetztes Zaumzeug, eine goldene Halskette und ſeidene, höchſt unbequeme Sättel trugen. Der Ferraſch oder Teppichleger des Kaiſers mit ſeiner hohen rothen Troddelmütze auf dem Kopfe, Stäbe in den Händen, eröffnete mit den Gelaudars (höhern Stallbedienten) den Zug, dann kam der Geſandte, umgeben von den hohen perſiſchen Beamten, dann das Gefolge und die Diener Zu dieſen gehörte perſiſcherſeits ein ganzer Troß; denn es gab nicht allein einen Koch für die Speiſen, ſondern auch einen für den Kaffee, für den Thee, einen Scherbetbereiter, einen Pfeifenreiter, der auf ſeinem Roſſe alles mit ſich führt bis auf die brennenden Kohlen hin, was zum landesüblichen Kallun (Waſſerpfeife) gehört, die ſelbſt unterwegs, wie bei uns zu Lande eine Cigarre, angeboten und geraucht wird. Dieſem ſchloſſen ſich an die Teppichleger, Zeltſchläger und Waſſerſpender, der Abdär, der in Blechkannen den nöthigen Vorrath an Trinkwaſſer und Eis mit ſich führt.

Nach einem überaus heißen Ritt, von verſengenden Sonnenſtrahlen und maſſenhaftem Staub gequält, erblickten ſie endlich Teheran, das mit vielen ſchlanken Bäumen geſchmückt; umgeben von Thürmen und Feſtungsmauern aus ungebrannten Erdziegeln, mit den blauglänzenden goldenen und ſilbernen, im Strahle der Sonne leuchtenden Kuppeln der Moſcheen ſich vor ihnen ausdehnte, während der ſchneebedeckte Kegel des Demavend, majeſtätiſch über der vegetationsleeren, vulkaniſchen Kette des Elbur emporragend, das wunderbare Bild in großartiger Weiſe vollendet.

Teheran ſoll jetzt gegen 260000 Einwohner zählen. Die unerträgliche Sommerhitze und die die Stadt umgebenden Moräſte machen den Aufenthalt daſelbſt ungeſund, daher wird ſie im Sommer, vom Mai an bis September, vom Hof und allen wohlhabenden Familien verlaſſen, die ſich auf ihre Sommerſitze begeben, wie der Schah auf irgendeins ſeiner Luſtſchlöſſer Saithang oder Tanti-Kadſar.

Am Stadtthor von der perſiſchen Infanterie mit Pfeifen und Pauken feierlich empfangen, präſentirte dieſelbe das Gewehr nach franzöſiſcher Weiſe. Nach einem Ritt durch eine lange Vorſtadt und einen düſtern Bazar hielten ſie endlich vor der Thür des königlichen Gartens. Dort befand ſich das vom Schah für ſie einſtweilig eingerichtete Palais. Eine mit Pauken und Trompeten bewaffnete Muſikbande empfing ſie in überaus kräftigen Tönen und ſtörte etwas die Illuſion, die man beim Eintritt in dieſen von ſchlanken Bäumen, Blumenſträuchen und Roſenhecken gezierten Garten, in denen bunte und weiße Pfauen ſich heimatlich bewegten, haben konnte, als träte man in Armidens Zauberhain. In der Mitte deſſelben ſtand ein vieleckiges Luſthaus Gulah-Freugi (die fränkiſche Mütze) benannt, in welches einzutreten ſie genöthigt wurden. Das Innere bildete die Geſtalt eines Kreuzes, die Deckengewölbe waren mit Blumenmalereien geſchmückt, die Wandflächen mit Bildern perſiſcher Tänzerinnen und auf einem großen Tiſch wechſelten wieder volle Roſenſträuche mit Tellern, auf denen die verſchiedenartigſten Zuckerwaaren aufgetragen ſtanden. Die Treppen waren mit Roſenwaſſer beſprengt, auf den ispahauer Sitzteppichen lagen ganze Haufen abgepflückter Roſenblätter, aber die Reiſenden, beſtaubt und ermüdet, fühlten ſich nicht in der roſigſten Laune. Als man ſich geſetzt, wurde Thee, Kallun und Kaffee herumgereicht und die „Salamats" (höfliche Reden) erneut, bis ſie endlich, von den Empfangsfeierlichkeiten erlöſt, im Hauſe des Schahs ſich's bequem machen konnten.

Die überaus active Natur Minutoli's bemühte ſich vor allem mit den geſammten Handelsverhältniſſen und den Producten, die erzeugt werden, vertraut zu werden. Hervorragendes leiſteten die Webereien, von den berühmten perſiſchen Shawls, Gold- und Silberbrokaten, Seidenſtoffen an bis hinab zu den wollenen und baumwollenen Waaren; auch in Waffen und ſonſtigen Metallarbeiten wurde Vortreffliches geleiſtet: wie wenig indeß aus mangelnder Intelligenz der eigene Vortheil ausgebeutet wird, ergab eine ihnen zu Ohr kommende Begebenheit.

Die Militärinſtrumente, namentlich die Trompeten, die man aus Frankreich bezog, wurden pro Stück mit 10 Dukaten bezahlt. Da gelang es einem geſchickten Metallarbeiter, dieſes Inſtrument in gleicher Vollkommenheit nachzubilden. Es wurde dem Kriegsminiſter mit dem Bemerken eingeſandt, daß der Verfertiger nur drei Dukaten dafür verlange, worauf der Miniſter ihm ein Mindergebot von nur zwei Dukaten machen ließ. Als der ehrliche Mann ablehnte, verſichernd, daß das nicht ſein ausgelegtes Geld ſei, erhielt er den Beſcheid: Dann bleibe man bei den franzöſiſchen Inſtrumenten — die 10 Dukaten koſteten.

In Europa kommt zuweilen Aehnliches vor.

Um ſich mit den anderweitigen Bedürfniſſen oder dem Ueberfluß Perſiens vertraut zu machen, gehörte zunächſt auch die Kenntniß des Landes ſelbſt und hierzu die umfaſſendſten Reiſen in demſelben. Außer dem ſpecifiſch induſtriellen Intereſſe bot ſich dem regen Natur-, Kunſt- und Alterthumsintereſſe Minutoli's auch das reichhaltigſte Material andererſeits dar.

Durch eine nicht sowol kräftige als elastische und geistig regsame Körperconstitution unterstützt, die ihn sein ganzes Leben hindurch bei noch so großen und beschwerlichen Reisen die selbstauferlegten Strapazen glücklich hatte ertragen lassen, baute er unbedingt auf diese und muthete sich immer größere Unternehmungen zu, im flammenden Eifer der Sache, der er diente, oft seine moralischen und physischen Kräfte überschätzend. So war die Besteigung des Demavend mit vielfachen Beschwerden verknüpft ein rein privates Unternehmen, wurde jedoch nächst andern Ausflügen glücklich vollbracht, obwol der Wechsel des Klimas, die heißen Tage, die kalten Nächte, die die Reisenden oft im Freien oder unter mangelhaftem Obdach zubringen mußten, alsbald Fieberkrankheiten und gastrische Zustände erzeugten. Man behauptet, daß dieser jähe Wechsel der Temperatur mehr von der Erhebung des Bodens als von der Entfernung des Aequators abhängt. Auch tritt der Charakter des Landes bei weitern Reisen in demselben mit wenig Ausnahmen als ein vorherrschend dürrer und unfruchtbarer auf. Die Berge sind nur im März und April mit einer theilweisen smaragdgrünen Decke überzogen, bald versengen die Sonnenstrahlen den lebendigen Teppich und der braungraue Thon der Felsen wird wieder sichtbar, zumal das Land durchweg an Wassermangel leidet. Die Flüsse sind unansehnlich und gering im Verhältniß der weiten Sandsteppen, die sich im Innern ausbreiten. In den begünstigten Bezirken gleicht der geringe Theil des angebauten Landes einer Oase in der Wüste und dient im scharfen Contrast dem versengten Boden zur Folie; auch die Berge sind wie die Ebene meist entblößt von Waldungen. Nur in den Gärten findet man Obstbäume und nur an den Ufern der Flüsse die schöne orientalische Platane, die schlanke Pappel und die Cypresse — sie machen aber in der grauen staubigen Ebene eher einen melancholischen als heitern Eindruck. So sieht man denn auch im Lande keinen prosperirenden Wohlstand, keine frohen und glücklichen Menschen zeigen sich dem Blicke des Wanderers, das Auge sieht mehr nur eine in Trümmer gefallene Herrlichkeit. Auch die größern Städte sind anders, als sie eine der orientalischen Poesie entsprungene Phantasie in Märchen und Sagen nach Europa gebracht hat, da in ihnen neben einzelnem Großartigen doch so viel Elend, Schmuz und Verfall zeigt, daß die Erwartuug des Europäers auch hierin sich getäuscht sieht. Nur die Neuperser (Tadschiks) besitzen eine nicht zu verkennende Intelligenz, sie lieben nicht nur — nein, sie schwärmen für Kunst und Wissenschaft und halten ihre alten Dichter hoch in Ehren. Der Ackerbau wird von ihnen mit ganz vorzüglicher Anwendung der künstlichen Bewässerung betrieben, wie denn auch in den fruchtbaren Strichen sich eine doppelte Ergiebigkeit der herrlichsten und kostbarsten Producte zeigt. Unter den industriellen Fabrikaten zeichnen sich nächst den vorerwähnten Webereien die Färbereien, die Safflanbereitung, Gold-, Silber- und Kupfergeschirre und vortreffliche Säbelklingen ganz besonders vortheilhaft aus; unter den Naturproducten bilden die Pferde ein anziehendes Moment; auch die fettschwänzigen Schafe sind immer noch würdig genug, sie als die interessanten Nachkommen jener Heerden zu betrachten, die nach des großen Tamerlan Tode mit dem turkomanischen Nomadenstamme vom „Schwarzen Schöps", welcher dem Stamme vom „Weißen Schöps" weichen mußte, über Persien hereinbrachen. Der Landhandel ist bedeutend und wird durch Karavanen ausgeführt, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen.

Wir wollen in unsern nächsten Nummern auf die Ergebnisse dieser Gesandtschaft zurückkommen.

Am Büchertisch.

II.

Ein gelber Drei-Band beschäftigt uns: „Lux et Umbra" von Georg Hesekiel (Berlin, Janke, 1861).

Die „Neue Preußische Zeitung" begrüßte die Romane dieses Verfassers unlängst mit dem Hoffnungsrufe, daß sie in alle jene glücklichen Kreise dringen würden, „wo man sich noch an Vaterland, Königthum und Loyalität zu erbauen vermöge"; mancher der Romanliteratur seit langem verschlossene Edelhof, fügte sie hinzu, würde sich diesen Werken öffnen.

Vielleicht könnte man unter diesem Gesichtspunkte dem Verfasser, den wir kürzlich auch in unsern Blättern für sein schönes Talent keine Anerkennung versagten, anheimstellen, nachdem er in „Lux et Umbra" das verzeihende und versöhnliche Königthum — das Zugnadenannehmen der Philippine Welser — geschildert hat, in einer nächsten Arbeit, etwa „Umbra et Lux", das strafende und unerbittliche, das Ende der Agnes Bernauerin zu feiern. Ohne Zweifel findet sich auch hierüber in den Papieren des Magister Longinus erwünschter Quellenstoff. Was den Stil Georg Hesekiel's betrifft, so ist es ein Fehler der Kreuzzeitung, daß sie ihn nicht ausdrücklich anerkennend erwähnt. Er macht Hesekiel's Darstellung von Anfang bis Ende fesselnd und unterhaltend.

Mehr den Schattenseiten jener bevorzugten Kreise, wo Loyalität u. s. w. noch in guter Pflege sind, widmen sich die „Salonbilder aus der vornehmen Welt" von Friedrich Steinebach (Hamburg, Perels, 1861). Zwei derselben sind dem Bereiche der Spielbank entnommen. Wir nehmen an, daß der Verfasser nicht ohne Studien gemacht zu haben die interessanten Bilder malte und hoffen zur Erbauung und Besserung jener, laut Kreuzzeitung, seit so lange vom Gebiete der Romanliteratur grausam Abgesperrten, daß die „Salonbilder" sich, besonders im Interesse auch der Warnung vor der „noblen Passion" des Spiels, den Weg in jene „nunmehr erschlossenen Edelhöfe" bahnen werden.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Eine Stimme aus Oeſterreich. — Straßen- und Haus-Eiſenbahnen. — „Heute iſt Sanct-Valentinstag.“ — Orpheus in der Unterwelt. — Zur Schillerſtiftung. — Briefwechſel.

Eine Stimme aus Oeſterreich.

— — Es iſt noch keine hundert Jahre her, ſeitdem die letzten Scheiterhaufen der madrider Inquiſition menſchliche Weſen bei lebendigem Leibe verbrannten. Vor etwa 150 Jahren waren Autos da Fé beliebte Feſtlichkeiten am ſpaniſchen Hofe, auf welche Prinzen und Prinzeſſinnen ſich genau ſo freuten, wie ſie heute dem Vergnügen eines Hofballs, einer Hetzjagd entgegenſehen.

Vergleicht man die damaligen Zuſtände der meiſten Länder Europas in Bezug auf religiöſe Toleranz z. B. mit den heutigen, ſo iſt der Fortſchritt ſo unleugbar und ſo in die Augen ſpringend, daß es überflüſſig wäre, über dieſes Thema viel Worte zu verlieren. Das einfache Factum, daß der vor einigen Jahren verübte und von Sr. Heiligkeit dem Papſt Pius IX. aufrecht erhaltene Mortara'ſche Knabenraub im ganzen gebildeten Europa, die katholiſchſten Länder nicht ausgeſchloſſen, einen Sturm von Unwillen, diplomatiſchen und undiplomatiſchen Proteſten, Deputationen u. ſ. w. hervorrief, iſt der ſonnenklarſte Beleg des Tempora mutantur und der geänderten Anſchauung über die Infallibilität der Kirche.

Und eine rächende Nemeſis will es, daß dieſer Raub des unbedeutenden Knaben, der vor einem Jahrhundert nur die Thränen verzweifelnder Aeltern zur einzigen Folge gehabt hätte, bei dem veränderten Rechtsbewußtſein der Gegenwart einer der ſtärkſten Mauernbrecher gegen das ſtolze Gebäude der römiſchen Hierarchie geworden iſt.

Ein Fortſchritt, und zwar ein höchſt großartiger, hat alſo unzweifelhaft ſtattgefunden.

Kann man ſich aber darum mit dem jetzigen Standpunkt religiöſer Duldung gegen Andersdenkende ſelbſt in manchem hochentwickelten Lande Europas zufrieden erklären? Die Antwort wird faſt überall „Nein!“ lauten. Der Grund hiervon leuchtet ein. Iſt nämlich auch überall ein wahrhaft überraſchender, für den menſchenfreundlichen Denker hocherfreulicher Fortſchritt unverkennbar, wenn man die Zuſtände von einſt und jetzt in jedem gegebenen Lande Europas einfach nebeneinander ſtellt, ſo iſt andererſeits das Reſultat ein weit weniger günſtiges, wenn man den Fortſchritt *relativ*, d. h. mit Bezug auf das religiöſe Bewußtſein der Religionsgenoſſenſchaften, der herrſchenden ſowie der geduldeten, auffaßt.

So z. B. war der eiſerne Druck, den die katholiſche Kirche im Mittelalter durch Feuer und Schwert auf ganz Europa laſten ließ, vergleichsweiſe weit leichter zu ertragen als die ſo unendlich mildern Feſſeln, mit denen ſie heutzutage den Geiſt und den Fortſchritt in Bande zu ſchlagen ſucht. Der Raub eines Knäbleins, ja nur die principielle Nichtanſtellung eines Proteſtanten an einer katholiſchen Lehranſtalt alarmirt und erbittert die Welt des 19. Jahrhunderts mehr, als vor zwei Jahrhunderten die Verbrennung von 20 oder 30 Ketzern auf einem Auto da Fé zu thun vermocht hätte.

Dieſe Erſcheinung läßt ſich mit wenigen Worten erklären. Die zwei wichtigſten Dogmen der katholiſchen Kirche, das Dogma der Unfehlbarkeit und das Dogma von der alleinſeligmachenden Kraft der katholiſchen Kirche, hatten zwar im Mittelalter ſchon zahlreiche und entſchloſſene Feinde und Gegner, im Lager der Kirche ſelbſt aber herrſchte Selbſtvertrauen; die Kirche, der Papſt, der Klerus glaubten an ſich ſelbſt und an ihre Miſſion; ihr Fanatismus für das, was ſie für die gute Sache hielten, war wenigſtens ein Fanatismus de bonne foi, und wo ſich der Kampf entſpann, da war es ein ehrlicher Kampf der Ueberzeugungen und Meinungen und nicht ein Kampf der Heuchelei gegen die Schwäche. War der Stellvertreter Chriſti auf Erden wirklich von der Idee ſeiner eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen und überzeugt davon, daß nur im Schoſe ſeiner Kirche die Seligkeit gewonnen werden könne, ſo hatte er das Recht wie auch die Pflicht zur Bekehrung der verirrten Heerde, ſelbſt durch die gewaltſamſten Mittel, in demſelben Grade, wie jedermann das Recht und die Pflicht hat, einen mondſüchtigen Nachtwandler, den er auf einem gefährlichen Punkte erblickt, mit Gewalt vor dem gefährlichen Sturze zu retten.

Anders verhält es ſich heutzutage. Der philoſophiſche Indifferentismus gegen das rein poſitiv religiöſe Dogma hat ſich aller Schichten, aller Klaſſen und namentlich aller Kirchen ſelbſt bemächtigt. Er hat auch den Glauben der katholiſchen Kirche an ſich ſelbſt zerſtört. Der Klerus ſowie die geſammte übrige Welt des 19. Jahrhunderts weiß es heute recht wohl, daß der Kern all der verſchiedenen Religionen ein und daſſelbe ewige Geſetz der Moral und die Religion ſelbſt nur die Schale dieſes Kerns ſei. Darum fehlt heute der religiöſen Intoleranz das Subſtrat der Aufrichtigkeit des religiöſen Fanatismus; darum ſind die Concordate und all die übrigen Rüſtzeuge der heutigen religiöſen Unduldſamkeit um ſo bedauernswerther, als ſie nicht der Ausdruck einer wenn auch irrigen, ſo doch ehrlichen Ueberzeugung ſind.

In noch höherm Grade als über die traurigen Wirkungen der modernen religiöſen Intoleranz erſchrickt man über die modernen Kriege wegen der völligen Unhaltbarkeit ihrer Motive. Faßt man z. B.

den gerade jetzt drohenden Krieg um den Besitz Venetiens ins Auge, so wird sich aufs leichteste ergeben, daß der Schritt, den mit diesem Kriege der Kaiser von Oesterreich zu unternehmen sich anschickt, keinen Denker überzeugen kann. Seit Bernardin de St.-Pierre und J. J. Rousseau, welche beide als die ersten das System eines europäischen Amphiktyonenbundes aufstellten, welcher über alle internationalen Angelegenheiten entscheiden und den Krieg entbehrlich machen sollte, ist die Idee des „ewigen Friedens" aus einer Chimäre, die sie früher schien, so populär und mit der Idee des sittlichen Fortschritts sozusagen identisch geworden, daß sie jetzt trotz alles Hohns und Spotts, womit die Federn dynastischer Söldlinge oder Roheit und Unverstand sie überschütten, die leitende Idee des Jahrhunderts und eine Macht, mit der man rechnen muß, geworden ist. Wie alles Erhabene und Große, solange es neu, mußte auch sie sich gefallen lassen, vom Pöbel — unter welchem nicht das Proletariat allein gemeint ist — absichtlich oder unabsichtlich nicht verstanden zu werden. Allein die Zeit ist hoffentlich für immer vorüber, wo die Worte Elihu Burrit's, Bright's, Cobden's und anderer Philanthropen unbeachtet zu verhallen scheuen, seitdem Ludwig Napoleon, wir glauben damals ohne Tartuferie, sein „L'empire c'est la paix" gesprochen. Ludwig Napoleon erblickt mit Recht in diesem Princip und dessen Geltendmachung durch die Congreßidee die Hauptgrundlage der Existenz seiner Dynastie und so sollte eigentlich jede Dynastie denken, die sich auf den Geist der Zeit versteht und nicht Lust hat, sich unmöglich zu machen. Die Kriege, die Ludwig Napoleon führt, zählen zu den wenigen in der Weltgeschichte, welche für wahrhaft edle Ideen geführt wurden, wie die Befreiung Europas vom Alpdruck des russischen Jochs und die Einheit Italiens. Auch muß betont werden, daß von seiten Napoleon's diesen Kriegen nicht etwa, wie bisher üblich gewesen, ein Ultimatum mit kategorischen Forderungen, sondern eine dringende Aufforderung vorausgeschickt wurde, daß man sich, anstatt zu den Waffen zu greifen, vielmehr in einem Congresse dem Schiedsspruche Gesammteuropas unterwerfen wollte. Zu seinem unaussprechlichen eigenen Schaden hat Oesterreich dies vor zwei Jahren nicht gethan. Man zog es vor, in Piemont einzufallen; in den Folgen dieses Schritts hat das Weltgericht der Geschichte sein strenges Urtheil ausgesprochen. Seit dem Einfall in die Lomellina datirt der eigentliche finanzielle Ruin Oesterreichs, seine Zerbröckelung nach innen.

Der Kaiser von Oesterreich sollte jetzt, durch Schaden und Erfahrung belehrt, zur Lösung der venetianischen Frage an einen europäischen Congreß appelliren. Hierbei würden sich für Oesterreich die Chancen des Dilemma dahin stellen, daß sich der Congreß entweder *für* oder *gegen* die österreichische Herrschaft in Venedig aussprechen würde. Im erstern Falle wäre die Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Venedig wenigstens möglich, da der Ausspruch Gesammteuropas Italien gewiß imponiren und ihm zeigen würde, daß die völlige Einheit Italiens noch nicht diejenigen europäischen Sympathieen besitzt, deren sie zu ihrer Durchführung dringend bedarf, und im Fall eines Angriffs auf Venetien könnte Oesterreich der moralischen und materiellen Unterstützung der garantirenden Congreßmächte gewiß sein. Fiele aber das Verdict des Congresses zu Gunsten Italiens, dann stele wenigstens das Ehrenkränkende der Abtretung Venedigs gegenüber den ungestümen Forderungen oder dem siegreichen Schwerte Italiens weg und Oesterreich beugte sich nur dem Rechtsspruche der erwählten Vertreter von 300 Millionen Europas; das Beugen unter einen Richterspruch ist doch wahrlich keine Schande, obschon es freilich zu den dynastischen Vorurtheilen der nur Gott gegenüber bestehenden monarchischen Verantwortlichkeit nicht passen mag.

Sehen wir aber von dieser leider ebenso unwahrscheinlichen als humanen Lösung der italienischen Frage ab, was bleibt dann übrig? Der Krieg! Was wird dieser Krieg für Italien sein? Offenbar ein edles, gerechtes Unternehmen, etwa wie die Kämpfe der Griechen gegen die Perserkönige. Was wird er für Oesterreich sein? — — — Wird Oesterreich geschlagen, so ist dies gewiß ein Unglück zu nennen, indem es nutzlos im Interesse eines falschen Ehrgefühls abermals sein Gut und Blut vergeudet haben wird. Siegt es aber, dann wird höchstens der Statusquo in Venetien und im übrigen Oesterreich permanent gemacht und dies ist doch wahrlich etwas, was der ärgste Feind Oesterreichs ihm zu wünschen nicht das Herz hätte, geschweige wir, die wir zu seinen wahren Freunden zählen.

Straßen- und Haus-Eisenbahnen.

Die riesigen Entfernungen großer Städte haben das Bedürfniß eines noch schnellern und bequemern Verbindungsmittels hervorgerufen, als Omnibus bieten. So sind denn in den amerikanischen Städten *Straßen-Eisenbahnen* mit Pferden eingerichtet worden, die bei geeigneter Construction der Gleise den sonstigen Verkehr der Wagen und Fußgänger nicht stören.

Die neueste Schienenform dieser Art ist eine 8 Zoll breite, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll dicke Platte, an der äußern Kante mit einem Ansatz von 1 Zoll Höhe und $1\frac{3}{4}$ Zoll Breite versehen. Die Schiene liegt auf Langschwellen, welche in der Kiesbettung des Pflasters ruhen. Die Wagen haben vier kleine Räder von etwa 2 Fuß Durchmesser, die auf den vorspringenden Theilen laufen und die Platten frei lassen, die von gewöhnlichen Fuhrwerken gern benutzt werden, weil es sich auf diesen leichter als auf dem Pflaster fährt. Begegnen sich Bahn- und Frachtwagen, so hat der letztere immer noch Zeit, auszuweichen. Der Boden der Wagen liegt nur 1 Fuß hoch über der Schiene; an jedem Ende ist querüber

eine Plattform, vorn mit einem Eisengeländer, an das sich die aufsteigenden Passagiere halten können. Die Thüren sind an den schmalen Seiten, wie bei dem Omnibus; auf der vordern Plattform steht der Kutscher und hat neben sich den Griff einer starken Bremse. So oft es erforderlich ist, hält der Wagen still; ein Glockenzug, der mit der Längenrichtung des Wagens läuft, setzt den Conducteur wie jeden Passagier in den Stand, dem Rosselenker ein Zeichen zu geben; die meisten springen während des Fahrens auf oder ab. Trotz einer Geschwindigkeit von fast zwei deutschen Meilen in der Stunde kann durch Anwendung der Bremse der Wagen auf 50 Fuß Entfernung zum Stehen gebracht werden, bei geringerer Geschwindigkeit schon auf 10 Fuß.

Die Wagen sind für 24 — 30 Personen eingerichtet; sie fahren in den großen Städten Tag und Nacht; zu bestimmten Zeiten nehmen sie auch Packete mit. In den breiten Straßen gehen zwei Gleise, eins zur Hin- und eins zur Rückfahrt. In den schmalen Straßen geht ein Gleis hin und in der benachbarten, parallel laufenden Straße läuft das andere wieder zurück.

Im Jahre 1858 haben in Neuyork und Brokiyn 34 Millionen Passagiere diesen Eisenbahn-Omnibus benutzt.

Man hat in neuester Zeit eine gleiche Einrichtung in London treffen wollen, doch hat das Comité bisjetzt noch nicht durchdringen können, obwol die Zweckmäßigkeit derselben auf der Hand liegt und sich das dazu nöthige Kapital bald finden würde.

Ebenso hat man in Neuyork in den großen Hotels die Treppen, die nicht bequem gelegt waren, abgeschafft und eine sogenannte senkrechte Eisenbahn angelegt. Sie besteht aus zwei elegant möblirten kleinen Cabineten, die vermittelst einer Riesenschraube auf Eisenschienen durch sämmtliche Stockwerke hinauf- und herabgelassen werden können. An jedem Stockwerk hält dieser Bahnzug an, um die Passagiere ein- oder aussteigen zu lassen; ein Glockenton verkündet ihr Kommen und Gehen.

Im königlichen Schlosse zu Berlin war, um der verwitweten Königin das Treppensteigen zu ersparen, eine ähnliche Einrichtung getroffen worden. Hier bewegte sich das Cabinet mit zwei Fauteuils durch zwei Taue, die über eine Walze laufen und in die Höhe gewunden oder herabgelassen werden.

„Heute ist Sanct-Valentinstag."

* Am 14. Februar ging es schon zu Shakspeare's Zeiten im alten England toll und ausgelassen zu. Die verwilderte Phantasie der irrsinnigen Ophelia ist ganz davon erfüllt. Man schreibt uns aus London:

„Am 14. Februar werden in London zu hunderttausend Valentinsbriefe ausgetragen und verbreiten viel Lust, aber auch viel Verdruß. Die armen Briefträger seufzen unter der Last und ich denke, sie mögen die hier allgemeine Valentins-Leidenschaft nicht nur nicht theilen, sondern bedauerlich finden. Der Ursprung dieser Sitte verliert sich, sagt man, ins graue Alterthum, wo die Jünglinge Roms zu Ehren der Februata-Juno in diesem Monat die Namen junger Mädchen zogen und sich auf diese Art ihre Gattinnen wählten. Es dürfte aber niemand im Stande sein, die Wandelungen nennen zu können, durch welche diese Sitte gegangen ist, bis sie endlich geworden, was sie zu Ophelia's Zeit war und noch heute ist — heute, wo sie in mancher Hinsicht kaum mehr Sitte, sondern Unsitte genannt zu werden verdient.

„Die Maiereien der meisten Valentinsbriefe sind in dem Genre der Struwwelpeter-Illustrationen ausgeführt. Für diese Carieaturmalerei hat nun einmal der Engländer eine hervorragende Neigung. Sein Geschmack wird schon in den Kinderjahren durch die fratzenhaftesten Monstre-Spielsachen verdorben; es ist ein Jammer, anzusehen, wie die schönen Kinderaugen beständig auf solche Caricaturen gelenkt werden, vor denen der gesunde Geschmack eines Erwachsenen zurückbebt und die hier in jedem Spielzeugladen ausgestellt sind, leider auch in den besten, die als «Deutsche Märkte» bekannt sind und die, sagt man, nur deutsche Producte enthalten. Was aus solcher Geschmacksbildung wird? Darauf antworten uns die englischen Monumente, von denen Carlyle sagt, «das Beste wäre, wenn man sie zu Bettwärmern umschmelzen möchte».

„Ob die Königin Victoria nie Valentinsbriefe bekommen haben mag? Ihre Kinder erhalten deren gewiß von befreundeten Altersgenossen. Alle hiesigen jungen Mädchen kommen am 14. Februar nicht aus der Aufregung heraus; sie fahren bei jedesmaligem Anklopfen des Briefträgers erschreckend und hoffnungsvoll in die Höhe. Es ist auch dies der leichteste Weg für alle blöden Liebhaber, ihre Empfindungen kund zu geben, wär's auch nur durch ein Briefstäubchen (ein gemaltes) mit der Ueberschrift: «Ich bin dein und du bist mein, ich bin dein lieber Valentein!»

„Wenn es bei solchen Sendungen verbliebe, so wäre der 14. Februar ein harmloser Tag; aber es gibt viele, die ihn benutzen, um anonyme Schmähungen und allerlei Schmuz umherzuschicken. Wer Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, wie viel Kränkungen am Valentinstage durch abscheuliche, boshafte Bilder und Verse verursacht worden, der hat, wenn er kein Engländer ist, eine Abneigung gegen diese ganze alte Sitte."

Orpheus in der Unterwelt.

* Wir waren in der Lage, die „burleske Oper" von Offenbach: „Orpheus in der Unterwelt", zu sehen, müssen aber bekennen, die Zahl unserer Erinnerungen an genußreiche Theaterabende nicht vermehrt zu haben. Theatralischer Blödsinn, mit Methode durchgeführt, kann unter Umständen jeder Kritik, selbst der eines Hegel und Aristoteles, die Waffen aus der Hand schmeicheln, wie Goethe schon sagt: „Denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren." Was aber Geheimnißvolles, d. h. Interessantes hinter dieser Verspottung einer Gluck'schen Oper liegen soll, wird niemand, der die Posse sah, auch nur annähernd ergründen können oder zu ergründen versucht sein wollen. Ist Gluck's Text zum „Orpheus" so geschmacklos? Drängt sich die Gluck'sche Musik in Paris so vor? Oder was kann hier eine Parodie veranlaßt haben als nur jener abgenutzte, für Deutschland

mit Blumauer's travestirter „Aeneïde" bereits frostig gewordene Gedanke, die Götter Griechenlands in moderne Verhältnisse zu versetzen; ein Gedanke, der vor funfzehn Jahren in den „Dieux de l'Olympe" (Räber's „Olympischen Flüchtlingen") viel ergötzlicher durchgeführt wurde. Will man die Offenbach'sche Musik loben, so müssen wir bekennen, über das Lied vom Prinzen in Arkadien in einem criminell langweiligen dritten Act eingeschlafen zu sein. Das „Fliegenduett", das man da capo verlangte, ist eine so subtile Equivoque, wie dergleichen nur auf Jahrmärkten in Stereoskopencabineten angeregt wird. Orpheus, als Singlehrer, holt seine Eurydice aus dem Oreus, obgleich er „eigentlich froh ist, sie los zu sein"! Ein zartsinniger Witz, auf den die ganze Erfindung gebaut ist! Und in mehr als hundert Vorstellungen hat Berlin über „Orpheus in der Unterwelt" gelacht. Wir glauben fast, weil dem regierenden Theater-Demos, der zugleich empfindlich eitel ist, schmeichelhaft war, verrathen zu können, daß er so gut wie ein Professor weiß, wer Jupiter war.

Zur Schillerstiftung.

* In den schriftstellerischen Kreisen Leipzigs ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß sich die Schillerstiftung eines Mannes annehmen möge, der vor einigen zwanzig Jahren mit Zeit- und Gelegenheitsgedichten ein vorübergehendes Interesse erregte, seitdem durch einen eigenthümlichen Lebenswandel und von Ort zu Ort ziehend in die Hände der Wohlfahrtspolizei gerathen ist. Hermann Marggraff, der in den „Blättern für literarische Unterhaltung" oft und gern auf die Entwickelung einer Stiftung zurückkommt, für welche sein Wort jahrelang warm und beredt vorgearbeitet hat, verlangt gleichfalls die von der Schillerstiftung zu übernehmende Fürsorge für Ernst Ortlepp. Ohne dem Urtheil des „Verwaltungsraths der Schillerstiftung in Weimar" vorgreifen zu wollen, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich das gleichzeitig von Marggraff wiederholte Verlangen, daß die Schillerstiftung die Namen öffentlich nennen müsse, denen sie wohlgethan, seltsam ausnimmt neben einer Anregung für den im letzten Herbst als „Obsthüter" eines Wirths im Altenburgischen fungirenden Ortlepp. Würde etwa beschlossen, daß die Schillerstiftung eine Verbindlichkeit für Vorkommenheiten solcher Art zu übernehmen hätte, wie müßte es auf unbescholtene Namen wirken, in öffentlicher Berichterstattung neben ihnen aufgeführt zu werden! Immer und immer wiederholt man die Wendung, eine Gabe aus der Schillerstiftung müsse dem Beschenkten eine „Ehre" sein. Gewiß ist sie dies nach ihrer innern Wägung. Wie diese „Ehre" aber nach außen wirken kann, sagt eine Frage an den Herausgeber dieser Blätter, die ihm von einem mannichfach verdienten Autor von einigen siebzig Jahren, dem kürzlich aus der „Schillerstiftung" eine Gabe von 100 Thalern zukam, gestellt wurde: Ob man ihn durch öffentliche Ankündigung dieser Wohlthat — gesellschaftlich ruiniren wolle? Kann die Schillerstiftung einem jungen, noch unbefangen ins Leben blickenden Talent eine Aufmunterung von 300 Thalern, einem Veteranen eine jährliche Pension, wenn auch nur von 300 Thalern, geben, so würde hier die Namennennung eine üble Rückwirkung auf den socialen Credit eines Autors schwerlich nach sich ziehen. Wenn aber ein bekannter Autor nur eine einmalige, geringere Unterstützung für momentane unverschuldete Bedrängnisse von seinen im Geist ihm liebevoll verbundenen Collegen oder vom „deutschen Volke", das in Schiller jeden in seinem Geiste Wirkenden ehren wollte, in Anspruch nimmt, so soll ihm das Nehmen derselben, das Verkündigen der Annahme seitens der Wohlthäter um jeden Halt in einer Gesellschaft bringen, die wol von deutschen Schriftstellern und finanzieller Solidität derselben so besonders zart und vertrauensvoll zu denken gewohnt ist? Die Wohlthaten der Schillerstiftung würden in solchem Falle keine Ehre mehr, sondern eine bittere Strafe sein.

Briefwechsel.

— Herrn A. E. in Berlin. Wird erscheinen.

— Herrn E. H. in Leipzig. Ihre „Gedichte" geben Versprechungen für die Zukunft; jetzt sind sie noch unreif.

— Herrn E. R. in Elberfeld. Größtentheils schön und verwendbar.

— Herrn L. in G. Von Ihren sämmtlichen Aphorismen kennen wir nur einen für druckbar erklären: „Freundschaft entspringt sehr oft aus der Gleichheit — der Schwächen."

— Herrn *** in Berlin. Ihrem Bericht entlehnen wir eine Stelle, die jene Worte des Königs erklärt, die bei seinem Regierungsantritt so viel Befremden erregten. Den friedliebenden Stadtverordneten Berlins sprach der Monarch bereits von einer „Grenze", bis wie weit er die neue Freiheit dulden würde. Der Rückhaltsgedanke dieser Erklärung war die Militärfrage. „Das Gleichgewicht zwischen Regierung und Kammern wird durch die Militärfrage gestört werden; denn bei letztern finden jedenfalls die verlangten Millionen Beanstandung. Leidenschaftslose, deren Zahl nicht gering ist, wünschen einen gütlichen Vergleich, damit die Angelegenheit nicht auf die Spitze getrieben und zur Kammerauflösung führen möge. Die ehemaligen Genossen des Ministeriums sind darüber einig, daß letzteres im vorigen Jahre hätte abtreten sollen; durch zu große Willfährigkeit blieb man hinter dem Geist der Situation zurück. Jetzt soll aus dem, was nur als ein Provisorium verlangt wurde, ein Definitivum gemacht werden. Darüber, daß Preußens Militärverhältnisse zu erweitern waren, wird jeder einverstanden sein; aber unmöglich kann man sich dauernd Extravaganzen auferlegen. Wenn wirklich Hannibal ante portas stünde, würden diese sich von selbst Bahn brechen, ohne daß die vorangegangene Erschöpfung ihre fernere Steigerung oder auch nur die Festhaltung derselben innerhalb einer bedrängten Zeit unmöglich machen würde." Das Resultat dieser unheilverkündenden Mittheilung ist: Neurußens Fürst und Volk erkläre am Bundestage offen, daß seine hochgespannte Militärkraft nur eine Folge seiner isolirten Stellung zum übrigen außerösterreichischen Deutschland ist. Preußen kann ohne die kräftigste Beschützung jedes fußbreits deutscher Erde nicht bestehen; seine Flanken sind bedroht in ganzer Ausdehnung von Frankreich bis Rußland; die Umstände zwingen ihm seiner eigenen Erhaltung wegen das Amt des Schirmvogts über Deutschland auf. Deshalb aber, weil diese Verpflichtung, somit für Preußen und Deutschland zugleich sorgen zu müssen, die Kraft eines Staats von nur 17 Millionen überschreitet, muß Preußen eine Erleichterung seines Selbstschutzes, der zugleich Schutz des ganzen Deutschland ist, darin suchen, daß es den Bundesverband wenigstens in militärischer Rücksicht zur Wahrheit macht und auf ein einheitliches deutsches Heer dringt. Die preußische Armee wurde, wie sie jetzt, im Interesse des Gesammtvaterlandes, auf eine schwindelnde Höhe getrieben wird, allein schon für ganz Deutschland ausreichen, dann müssen aber auch zu ihrer Erhaltung nicht 17 Millionen Preußen, sondern 40 Millionen Deutsche aufkommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 9. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Washington und die Frauen. Von J. Venedey. — Amerikanisches Ansiedlerleben I. — Caloriſche und Gaskraft-Maſchinen. Von Dr. Wilhelm Hamm. — Pariſer Herbsttage. V. — Kunden aus der Ferne. IV. Die Preußen in Perſien. (Fortſetzung.) — Am Büchertiſch. III. — Lebensblicke von Ludwig Habicht. — Neues aus der Welt.

Waſhington und die Frauen.

Von J. Venedey.

Georg Waſhington, der ſchon als Freund ſeines Landes, als Menſchenfreund, wenn auch mit einer Heldenſeele begabt, den Frieden und ſeine Werke über alles liebte, hatte (nach dem Schluſſe des canadiſchen Kriegs) perſönliche Gründe, ihn ſehnlichſt herbeizuwünſchen.

Er war verlobt und ſah ſeiner Verheirathung mit berechtigter Ungeduld entgegen.

Deswegen reichte er, nachdem ſeine Pflicht ihn nicht mehr in den Reihen der Landesvertheidiger feſthielt, ſeinen Abſchied faſt unter den Mauern des Forts Duquesne ein, das er eben hatte erobern helfen.

Ein Sonnenblick der Liebe war ſchon vor vielen Jahren in Waſhington's Seele gefallen. Aber ihn beherrſchte die heilige Scheu, welche edeln Menſchen ſo oft den Mund ſchließt, wenn das Herz voll und übervoll iſt. Ein Mädchen, deſſen Name nie bekannt wurde, feſſelte eine Weile alle Gedanken des erſt funfzehnjährigen Jünglings. Auf ſeinen Ausflügen in Wälder und über Berge wurden dieſe Gedanken ſogar zu poetiſchen Ergüſſen. Aber nie kam ein Wort über ſeine Lippen, das der Geliebten das Geheimniß ſeines Herzens erſchloſſen hätte. Damals waren übrigens Georg Waſhington's, des nachgeborenen Sohnes, Anſprüche auf zeitliche Güter nur geringe. Der Gedanke, daß er arm gegenüber den Töchtern reicher Pflanzer, die in dem Hauſe ſeines Bruders oder des Lord Fairfax verkehrten, half der heiligen Scheu der erſten Liebe das Geheimniß des wunden Herzens bewahren.

Ein zweites mal war er weniger ſcheu, aber deswegen nicht glücklicher. Als Oberſt, als Oberbefehlshaber der Milizen von Virginien lernte er auf einer Geſchäftsreiſe nach Boſton in Neuyork bei ſeinem Jugendfreund Beverly Robinſon, dem Sohne von John Robinſon, Sprecher des virginiſchen Unterhauſes, deſſen Schwägerin Miß Mary Philipſe, eine reiche Erbin und vielgerühmte Schönheit, kennen. Wenn, was ſich die Sage erzählt, wahr iſt, ſo hielt er um ihre Hand an und wurde nicht erhört. Er war damals jung, ſchön, geliebt und bereits berühmt; aber ein engliſcher Kapitän, der mehr Zeit und auch wol mehr Gewandtheit in der Art, wie Frauenherzen zu beſtürmen ſind, als Waſhington beſitzen mochte, trug den Sieg über ihn davon. In dem Augenblick, wo dieſer Sieg auch andern klar wurde, ſchrieb ein Freund, der wußte, welchen Eindruck Miß Mary auf Waſhington gemacht, dieſem, daß er augenblicklich kommen müſſe, wenn er nicht zu

Digitized by Google

ſpät kommen wolle. Ob er bereits wußte, daß er zu ſpät kommen würde? Genug, er kam nicht; denn zu derſelben Zeit rief ihn ſeine Pflicht einem neuen Ausfalle aus Fort Duquesne, einem neuen Angriff der Indianer entgegen. Während er das Land vertheidigte, führte ſein Nebenbuhler die ſchöne und reiche Erbin heim. Ob ſie nicht doch ſpäter mitunter, wie die Jugendgeliebte Jean Bart's, des ſpätern großen Seehelden, gedacht haben mag: Wer das gewußt hätte! Die Frauen fühlen ſehr tief den Werth eines echten Mannes, wo ſie ihn als ſolchen erkennen; aber ſie ſind nicht immer im Stande, das echte Gold von dem Flitter, das tiefe, wahrhaftige Gefühl von dem geiſtreichen Prunke zu unterſcheiden.

Abermals war es eine Geſchäftsreiſe Waſhington's, im Auftrage ſeines Befehlhabers General Forbes, unternommen, welche ihn zufällig in Damengeſellſchaft bei einem Freund führte. Hier traf er mit einer jungen Witwe, Martha Cuſtis, zuſammen und ein paar Stunden genügten diesmal, um den Bund fürs Leben zu ſchließen. Waſhington hatte ein Mittagsmahl bei einem Gaſtfreunde, mit dem er zufällig während ſeiner Reiſe nach Neuyork auf einer Fähre über den Pamunkey, einen Arm des York-River, zuſammentraf, nur unter der Bedingung angenommen, daß er, von Pflichteile getrieben, unmittelbar nach dem Eſſen weiter reiſen dürfe. Nach Tiſch ſtand ſein vertrauter Diener Biſhop mit den geſattelten Pferden vor der Thür; er harrte Stunde um Stunde vergebens. Sein Herr hatte ihn und den Befehl, den er ihm gegeben, in der Unterhaltung mit der geiſtvollen, liebenswürdigen jungen Dame vergeſſen. Erſt ſpät erinnerte ſich Waſhington, daß er ſeinem Diener Befehl, ſich zur Abreiſe bereit zu halten, gegeben und gab ihm dann weitern Befehl, die Pferde wieder abzuſatteln. Als er am folgenden Morgen wirklich abreiſte, war er der Verlobte der ſchönen, liebenswürdigen und reichen Witwe.

Es war eins jener Bündniſſe, die im Himmel geſchloſſen ſind. Martha Cuſtis war ſo feinfühlend, edel und großherzig wie Waſhington ſelbſt; ſie wurde die ſeelenergebene Freundin ihres geliebten Mannes, der Bote des ſtillen Hausfriedens ſelbſt im Heerlager neben dem Helden der Zeit. Die Ehe war nicht durch Kinder geſegnet, aber die Gattin Waſhington's brachte aus der erſten Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit in die zweite, denen Waſhington's Liebe nicht ſchöner hätte zu Theil werden können, wenn ſie ſeine eigenen Kinder geweſen wären. Im reifen Alter, als erſt ſeine Stieftochter und dann auch ſein Stiefſohn, John Parc Cuſtis, jung geſtorben und letzterer zwei Kinder hinterließ, adoptirte Waſhington dieſe, die dann, beſonders ſeine liebenswürdige, geiſtreiche und herzvolle Enkelin, Miß Nelly Cuſtis, das Glück ſeines Alters wurden.

Amerikaniſches Anſiedlerleben.

I.

Die ſchreckhaften Schilderungen über Nordamerika nehmen ſo zu, daß wir uns den Dank unſerer Leſer zu erwerben glauben, wenn wir zur Abwechſelung auch einmal ein freundliches Bild vom Leben jenſeit des Oceans vorführen.

In dem „St.-Charles Democrat", einer im Staat Miſſouri erſcheinenden Zeitſchrift, haben die Schilderungen einer eingewanderten Deutſchen, B. Behrens, die lebhafteſte Theilnahme bei vielen in der Union lebenden Deutſchen gefunden. Vielleicht üben ſie die gleiche Wirkung auch am deutſchen „häuslichen Herde".

Sei denn gegrüßt, Amerika, du heiliges Aſyl der theuern Freiheit! Sei gegrüßt aus warmem Herzen, du neues, ſelbſtgewähltes Vaterland!

Wir ſtanden auf dem Verdeck; eine kleine, ſtille, andächtige Gruppe um unſern Führer; erhabene Gedanken gingen durch unſere Seele. Ein volles Ergreifen der Bedeutſamkeit des Gegenſtandes zog durch unſere Bruſt. Hinter uns lag, was wir mit heißen Schmerzensthränen verlaſſen, das Paradies der Kindheit, lag das Eden, wo wir unſere Jugend verträumt. Eingewiegt von dem magiſchen Murmeln der grünen Wogen des Rheinſtroms, umfächelt von Rebenblütenduft und Wieſenblumenarom, träumte das junge Herz nur Waldesgrün, Melodieenzauber, Zephyrfächeln und Mondſcheinſphären; der Zauber der Romantik hielt unſern Sinn befangen. Uns däuchte das Leben nur eine neckend ſüße Melodie zu ſein, einem wohltönenden Inſtrumente entlockt —

Aber dieſe Melodie unterbrach eines Tags eine Diſſonanz. Die junge Bruſt durchzuckte ein bitterer Schmerz und wehmuthsvoll erſcholl das letzte, ewige Lebewohl. Und mit einer neuen, kräftigen Weiſe lockte eine neue Melodie zu einem neuen Daſein und neue Träume einer ſtrahlenden Zukunft umgaukelten unſern Sinn.

Da lag es jetzt vor uns, das Land der Ver-

heißung! Jetzt sollten die kühnen Hoffnungen wahr werden; die Träume waren abgethan und thatkräftige Willensfestigkeit mußte unser Begleiter sein zu dem neuen Schauplatz unserer Bestimmung. „Leb' denn wohl, schöne Blumenzeit! Wir müssen jetzt Früchte ernten!"

Wir standen noch immer auf dem Verdeck in schweigender Andacht. Die Sonne war herabgesunken. Nächtliches Dunkel umhüllte uns auf einen Augenblick, aber dann erblitzte plötzlich die Bai in tausend und aber tausend Diamanten und leuchtete, ein Goldmeer, auf in wunderbarer Herrlichkeit. Hinter den leichten Nachtwolken trat der Mond hervor in leuchtendem Silberschein und senkte Streifen glänzenden Hauches herab aus der milden Atmosphäre bis tief hinunter zu dem feuchten Elemente.

An vielen Punkten der volkreichen Stadt wurden Freudenfeuer abgebrannt und unzählige Raketen und Leuchtkugeln stiegen in die klare Luft und halfen den dunkelnden Nachthimmel erhellen. Sollten wir diese vielen glänzenden Phantome zu unserm Wohlgefallen deuten?

Das Schiff glitt leise schwankend durch die stillen Wogen und warf seine Anker aus auf Amerikas Boden. Sechs Wochen Einsamkeit und Abgeschiedenheit und nun umwogt und umtost von einer hastigen, jagenden, gewinnsuchenden Menge. Mitten hineingeschoben in das rastlose Treiben der Handelsstadt Baltimore. Ungekannt und zaghaft, ein schüchterner Zeuge von schlauem Ränkespiel und trügerischem Kaufmannsgeist!

Wie bang und scheu waren die ersten Tritte, als wir die kleine breterne Welt verließen und nun von dem reißenden Strome des Lebens mit hineingezogen wurden in den wirbelnden Strudel!

Aber ein festes Vertrauen auf den Führer, der uns leitete, und hier und da der freundliche Zuruf sympathisirender Herzen — und der Muth sank nicht, die Hoffnung ermattete nicht.

Blickten uns doch auch die Augen der fremden Menschen, unter deren Dach wir traten, mit Wohlgefallen an! Ihre Arme breiteten sich liebevoll aus, sie zogen uns an ein warmes Herz und sprachen zu uns die Sprache der Liebe, wenngleich der Laut, der sie verkündete, dem Ohr fremd ertönte. Wo ihr auch jetzt weilt, ihr Guten, ob noch hienieden auf diesem unsteten Wohnplatz irdischer Sorgen oder in jener stillen Behausung, deren Räume wir noch nicht erforscht — gesegnet sei euer Angedenken!

Unser Ziel lag fern — ! —

Die Sehnsucht drängte weiter. Nach Westen, nach dem entlegenen, unbekannten Westen, immer tiefer hinein, der sinkenden Sonne zu — ob sie für uns dort mit neuer Verheißung aufgeht?

Noch einmal denn Lebewohl! Nassen Auges schweift der Blick hinüber über die weite Wasserfläche. Auf den Sitz des langen Reisewagens! Die muthigen Pferde ziehen an und rasselnd über das Steinpflaster rollt das Gefährt. Eine kleine Schar, kindlich, gläubig, zieht auf unbekannten Wegen einem unbekannten Geschick entgegen —

Das also sind die Fluren Marylands!

Schön und groß bist du, Amerika! Prächtig fließen deine großen Ströme, himmelan erheben sich deiner gigantischen Berge Gipfel und weit dehnt sich der fruchtbaren Fläche Raum in unabsehbare Ferne. Daheim, im lieben Vaterland, war alles so traulich eng und klein, so wohlthuend, so mild! Vor deiner ausgedehnten Herrlichkeit, Amerika, zuckt unser Blick und unser Auge nennt die weite Größe unschön, weil unser Gemüth sich noch fremd fühlt bei deiner Riesenhaftigkeit!

Auf wohlgebauter Landstraße rollte unser Wagen leicht dahin. Bald lag die große Stadt spurlos hinteem Rücken und zwanglos erging sich unser heiterer Muth in frohen Liederscherzen.

Als der Abend dunkelte, wurde Halt und Rast gemacht. Es fehlte auf der großen, langen Landstraße nie an gastlichen Herbergen, meistens wohnliche Farmhäuser, inmitten von Wiesen, Aeckern und Obstgärten gelegen. Mit Neugier betrachteten wir jedwede Einrichtung. Zweifelnd folgten wir der Negerin, die mit dem Melkkübel zur nächsten Wiese schlenderte. Und richtig! Es war also kein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht"! Gravitätisch und langsam kam eine stattliche braune Kuh einhergeschritten; aus eigenem Antrieb, von keinem geführt oder getrieben, kam sie zur heimatlichen Stätte zurück. An ihrem Halse ertönte die schallende Leitglocke. Ihr folgten noch andere; schön weiß, glänzend schwarz und buntgescheckt; alle stellten sich geduldig vor das schwarze Weib, ließen sich, behaglich wiederkäuend, die schäumende Milch abzapfen und grasten dann weiter, von ihren jungen Kälbern muthwillig umhüpft. Wir dachten an Arkadien und recitirten Geßner'sche Idyllen. Station auf Station ward zurückgelegt, das flache Land ließen wir bald hinter uns zurück und standen jetzt am Fuße des Gebirgs.

Rauher und unebener wurde der Weg; zu

steilen, waldbedeckten Höhen hinauf mußten die braven Pferde uns mühsam ziehen und obgleich es die vielbefahrene Poststraße war, die auch wir verfolgten, merkten wir doch gar deutlich, daß hier keine königlich preußische Straßeninspectoren und -Directoren die Aufsicht führten. Dem souveränen Volke war es überlassen, seine Straßen so gut und so schlecht als ihm beliebte in Ordnung zu halten. Da gab es manchen Stoßseufzer und Angstausruf und oft beschlichen uns Ahnungen von zerbrochenen Rädern, Achsen und Deichseln. Erstaunen mußten wir ob des tollkühnen Muthes des Postkutschenlenkers und ihrer Insassen, der in rasendem Galop seine vier feurigen Rappen über Höhen und Tiefen antrieb, daß das ganze Gefährt wie ein wildes Gespenst der Hölle an uns vorbeisauste und die Funken aus den einzelnen Felsblöcken herausschlugen, die der Rosse Huf im Sturmesflug berührt hatte. Freilich, wol trafen wir manchmal an der Seite des Wegs zertrümmerte Einzelheiten einer gewesenen Postkutsche und hörten in den Wirthshäusern jammervolle Berichte von zerbrochenen Beinen, gequetschten Armen und verrenkten Schultern.

In den gastlichen Herbergen trafen wir nun auch schon zuweilen deutsche Wirthe pennsylvanischen Stammes, die sich in treuherziger Weise unserer freuten und uns zum Gruß und Abschied derb die Hand schüttelten. Das Klimmen und Steigen nahm aber kein Ende. Kaum waren wir mit unendlicher Beschwerde auf dem Gipfel des Bergs angelangt, da senkte sich jäh in den Abgrund hinab die holperige Straße, um von neuem sich wieder himmelan zu erheben. Um den Pferden die Beschwerde zu erleichtern, blieben wir meistens zu Fuße und machten dabei Nebenausflüge in den lockenden Wald, dessen idyllische Wildniß geheimnißvoll reizend zu beiden Seiten der Landstraße sich ausdehnte. Hier stand die schlanke hohe Fichte neben dem kräftigen, knorrigen Eichbaum; die Stechpalme und die Buche reichten sich vertraulich die grünen Hände. Um der Birke glatten Stamm wand sich der Weinstock mit liebendem Ungestüm und sprang dann keck hinüber zu dem nickenden Ahorn, einen grünbelaubten Triumphbogen bildend, unter dem wir einzogen — siegesfreudig, stillbeglückt, ein lustig Völklein kühner Eindringlinge, das Allerheiligste des geheimnißvollen Gottestempels zu erspähen. Schweigend nickten uns die hohen Riesen des Waldes ihren Gruß zu. Wir beachteten sie kaum, denn unser Auge fesselte eine andere, nie gesehene Pracht. Voll und zierlich und lieblich geschmückt mit prangenden Blütendolden standen vielfach umher der röthliche Oleanderstrauch und der weißumknospete Lorberbaum. Einem bunten Teppich gleich schien das glatte Moos des Grundes, gestickt mit tausendfarbigen Blümlein. Vor allem aber muß ich dein gedenken, du holde Blume in der stillen Waldeinsamkeit, die du da verborgen standest, dem Späherauge kaum entdeckbar; mit keinem Farbenspiel geschmückt, ganz rein und weiß, durchsichtig klar von dem Stengel an bis zur lieblichsten Blütenkrone. Deinen Namen kenne ich nicht; nie habe ich dich oder dein ähnlich wiedergesehen; aber nimmer vergessen kann ich dein, gehüllt in zart jungfräuliches Weiß, du einsame, freudenlose Waldesbraut!

Heiß und glühend brannte oft die Junisonne herab auf unsere Scheitel und keuchend hielten die erschöpften Thiere vor dem schweren Wagen. Auch unser Gaumen lechzte oft unter der ermattenden Beschwerde. Aber horch! „Da sprudelt es silberhell, ganz nahe, wie rieselndes Rauschen." Ja, aus dem Felsen links, geschwätzig schnell, springt hervor des Berges klare, kühlende Labung. Krystallrein und erquickend wie der Rebensaft unserer heimatlichen Hügel war der Trunk, den wir in vollen Zügen schlürften und den wir vielmal auf der Wanderung wiederholten; denn nur in kurzen Strecken voneinander sprangen aus dem Felsenschos immer neue, lustig plätschernde Cascaden. Auch die Rosse wurden wie neu belebt nach jedesmaligem Tränken und erreichten mit frischer Kraft und Behendigkeit das Nachtquartier, das unten im Thale, zwischen Felsen versteckt, ein lockendes Asyl bot.

Ach, da war gut ruhen nach so viel Beschwerde! Leise, mit dunkler Berührung, senkten sich die Schatten der Nacht auf die blühende Erde. Alles ringsumher, Felsen, Wiesengrund, Bäume und Sträucher und selbst der murmelnde Bach hauchte in süßer Ermattung nur schwache Athemzüge. Auch das junge Mondlicht versank nach kurzem Silberlächeln bald wieder in den weichen Schos der Nacht und die blaue Himmelsdecke wurde nur von den lieben kleinen Lichtern erleuchtet, die freundlich funkelnd ihre Strahlen herniederspielten. Auf reinlichem Lager hingestreckt, ruhten die müden Glieder, aber der Schlaf blieb fern von den erschöpften Sinnen.

„Auch du, Schwester, schläfst nicht?" so tönte eine leise Stimme.

„Ach nein, der Tag war zu heiß und ermat-

tend! Die Füße brennen mir von Staub und Anstrengung!"

„So folge mir zum Hof, zum plätschernden Brunnenquell! Die Nacht ist dunkel und verschwiegen! Alles schläft, niemand lauscht!"

Und mit leisen Schritten, Hand in Hand, huschten wir hinaus, von niemand bemerkt, von niemand vermißt. Kein Schloß hielt die Thür fest; die einfache Klinke öffnete sich leicht und geräuschlos.

Leise trippelnd über den Hof zur nahen Fontaine! Hier stand ein Apfelbaum; in seinen Zweigen rauschte der Abendwind, daß es schien, als schüttelte er misbilligend seine grüne Krone. In seinen obersten Zweigen saß ein alter Truthahn, der neugierig den Hals hervorstreckte und leise schnalzte.

Jetzt schnell die Glieder dem klaren Geplätscher preisgegeben! Da sinkt das Gewand! Schmeichelnd umspielt die kühle Flut den schmachtenden Leib.

„O, habe Dank, du stille Nacht, du klarer Quell für diese Labung!"

Da knurrte der Hofhund — ein Geräusch — schnell zurück zum Lager, zum erquickenden Schlummer!

* * *

„Hallo, ihr Schläfer! Auf zum fröhlichen Marsch im Morgenthau!"

So rief zur frühen Stunde des Führers Stimme und dehnend reckten die Müden noch einmal die Glieder. Bald aber umsprangen alle behende den Wagen und die treuen Rosse kamen, die unverdrossen zur Reise wieder bereit waren.

Aber wieder bergan; steiler und steiler. Und die Hitze wird so drückend, die Sonne brennt mit stechender Glut. Ein kurzer Halt im Waldesschatten und dann wieder vorwärts, immer weiter hinauf bis da droben zum wolkenumlagerten Gipfel. Ha, da stehen wir endlich oben, keuchenden Athems, und schauen entzückt umher in der malerischen Landschaft zu unsern Füßen. Vor unsern Blicken breitet sich aus ein liebliches Panorama von wogenden Weizenfeldern, grünenden Obstgärten oder regelmäßig geordneten Maispflanzungen, von Gehöften, Meiereien, kleinen Städten, Landstraßen mit allerlei Fuhrwerk belebt, Flüsse mit Dampfern, Barken und Booten bevölkert. Zufriedengestellt sucht der Blick wieder die nächste Umgebung. Nur langsam sich senkend, dehnt der Weg sich hinunter noch in weiter Strecke. Darum wieder frisch aufgezäumt, lustig vorwärts, soll die Nacht uns nicht fern von menschlichen Wohnungen überraschen!

Schon senken sich allmählich die Schatten des Abends herab, die Sonne neigt sich hinter grauem Wolkenflor. Schwüler und drückender wird die Luft, kein Blatt des Baumes regt sich, kein Hauch des Windes ist lebendig. Gleichwie durch magischen Bann gehalten, ist alles Leben — Stillstand; regungslos die ganze Natur. Nur mühsam keuchend hebt sich, das einzig Hörbare, der beklemmte Athem der Brust.

Da, plötzlich, wie von weitester Ferne her — tönt ein Rauschen und Brausen in majestätischem Crescendo, bis es zu einem Sturmesgeheul anschwillt, das wie ein Triumphlied mächtiger Geister durch den Waldtempel erdröhnt. Bis herab zum Bergesrücken hängen die dichten schwarzen Wolkenschlünde vom Horizont herunter. Da zuckt ein Strahl, leuchtend erbebt die Luft; zurückspringen die geängstigten Thiere und mit einem knatternden Donnerschlag stürzt dröhnend die mächtige Eiche hin auf unsern Pfad! Donnernd widerhallt die Erde und Finsterniß lagert sich um uns her.

Da stand das kleine Häufleln erdgeborener Wesen im fremden Welttheil, auf fremdem Boden, mitten in dem Aufruhr der Elemente — aber ruhig und sicher, vertrauend und getrost! Der Wuth des Sturms folgte die Wucht des Regens. Prasselnd goß er sich hernieder und führte, zu reißenden Bächen anschwellend, in seinem Niederlauf die abgeknickten Zweige und Blätter, das steinige Geröll mit hinunter. In der Dunkelheit, die uns umgab, mußten wir mit den Händen umherfühlend den Weg für unsere Pferde suchen. Aber Regen und Sturm hörten auf und aus dem beruhigten Nachthimmel blickte leuchtend herab des Mondes Scheibe, ein freundliches Licht für die irren Wanderer, die — bis zur Haut durchnäßt, mit abgetretenen Schuhen die wirthliche Herberge erreichten.

* * *

Vierzehn Tage lang waren wir bereits, meistens zu Fuße — denn unsere kindische Zuneigung zu den Pferden ließ uns dieselben so viel wir möglich schonen — auf der Landstraße von frühem Morgen bis zur späten Abendstunde fortgewandert; nur während der heißesten Mittagsstunden ruhten wir, gewöhnlich im Schatten des Waldes.

Wir hatten viele betriebsame Städte, blühende

Ortschaften, geschmackvolle Landsitze und auch armselige Farmen gesehen und durchschritten. Wir hatten uns zutraulich den fremden Menschen genähert und hatten überall treuherziges Entgegenkommen gefunden. Ueberall waren wir freundlich aufgenommen worden, oft mit Jauchzen begrüßt von einzelnen Deutschen, die in der Freude, Landsleuten von anständigem Aeußern zu begegnen, hastig zur Taverne gelaufen kamen, um uns zu bewillkommnen. In allen war eine Sehnsucht wach, den fernen, fabelhaften Westen zu sehen.

Und wir näherten uns nun bereits um ein Bedeutendes diesem Ziel. Der Morgen des 4. Juli traf uns wohlgerastet in einem freundlichen Wirthshause dicht an der Landstraße. Ein ungewöhnlicher, heiterer Verkehr gab bald kund, daß heute hier etwas Besonderes im Werke sei. Auf den Gesichtern aller Bewohner war eine leuchtende Freude, ein geheimnißvoller Ausdruck von stiller Erwartung zu lesen. Junge Männer in Uniform gingen aus und ein. Andere probirten ihre Büchsen draußen auf dem Hofe. Der Wirth, ein geschwätziger Alter, hielt uns noch lange am Frühstückstisch fest, indem er ganz genau alle Festlichkeiten uns vorerzählte, die an diesem bedeutungsvollen Tage ganz in der Nähe seines Wohnplatzes stattfinden sollten, wozu er uns freundschaftlich einlud.

Die volle Bedeutung dieses großartigen Tages ergriff auch unser Gemüth. Unsere Brust hob sich mit stolzer Selbstzufriedenheit und der innere Drang der Gefühle malte sich auch auf unsern heitern Mienen. Ehe wir Abschied nahmen, sangen wir erst im Chore eine vaterländische Hymne, deren freundlicher Melodie unser Führer passende Worte zur Tagesfeier untergelegt hatte, zur großen Erbauung aller aufhorchenden Wirthshausbewohner. Und nun noch einmal hinauf zur steilen Bergeshöhe, die so mühsam zu erreichen war, daß wir zwei Pferde Vorspann nehmen mußten. Unterwegs begrüßten wir viele fröhliche Menschen, die zu Picknicks, Barbecues und sonstigen lustigen Versammlungen wallfahrteten.

Es war der 4. Juli und ein glücklich freies Volk feierte den Tag seiner Auferstehung aus den Banden der Knechtschaft.

Und fortan mit zu diesem Volke zu gehören, einer seiner glücklichen Bürger zu sein, dies Hochgefühl half uns die fortdauernde Beschwerde des Tages mit fröhlichem Muthe ertragen; selbst als die Sonne mit brennender Glut immer höher stieg, dann der Hemmschuh unsers Reisewagens brach und wir nun, als es abermals den jähen Abhang hinunterging, uns selbst mit aller Leibeskraft als Hemmschuh an den Wagen hängen mußten. Doch auf dieses Tages Mühen folgte ein erquickender Abend. Wir rasteten in einem grünen, romantischen Thale, eine stille Behausung lag nahe an einem rauschenden Bach und der Genius des Friedens hatte diese Stätte gesegnet.

Als die Sonne abermals emporgestiegen war und wir mit der letzten Anstrengung leiblicher und geistiger Kraft einen hohen Berg erstiegen hatten, da lag zu unsern Füßen in lachend grüner Umgebung, umspült vom rauschenden Ohio, die volkreiche, blühende Stadt Wheeling.

Ein Freudenruf entfuhr unsern Lippen.

Einen Augenblick verweilten wir mit trunkenen Augen auf der reizenden Aussicht, dann sprangen wir behend hinein in den Wagen und als wüßten die klugen Thiere, daß heute ihre Mühsal zu Ende sei, als ahnten sie, in trotziger Eitelkeit, daß sie sich einer großen Stadt näherten — die Pferde zogen mit hastigem Feuer an und brachten uns in kurzem Trabe durch die belebten Straßen zu dem stattlichen Virginia Hotel.

Ein vierzehntägiges Umherwandern auf der Landstraße bei glühendem Sonnenschein und oft bei Regen ist keineswegs vortheilhaft für die äußere Erscheinung von Frauenzimmern und hatte auch uns wahrlich nicht verschönert. Wir waren sonnverbrannt, unsere Schuhe zerrissen, unsere Kleider farblos und unansehnlich geworden; aber dennoch wurden wir mit ritterlicher Artigkeit von dem galanten Wirthe, Herrn M. Towler, begrüßt, aus dem Wagen gehoben und in unsere Zimmer geführt, wo wir unsere Toilette mit mehr Sorgfalt machten, als bisher geschehen war und auch die Garderobe in einen verbesserten Zustand bringen konnten. Der Wirth sowie die anwesenden Gäste dieses stattlichen Hauses blieben fortwährend bemüht, uns auf die ehrerbietigste und freundlichste Weise den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Man führte uns mit der höflichsten Manier zur Tafel und von da zurück zum allgemeinen Gesellschaftszimmer, wo eine Menge Herren sich einfanden, die sich von einem uns schon bekannten vorstellen ließen. Unter andern wurde uns da auch ein Enkel-Neffe Washington's vorgeführt, der diesen berühmten Namen trug und uns deshalb nicht wenig interessirte. Man lud uns ferner ein zu Spazlergängen, Spazlerfahrten, Gesellschaften bei angesehenen Leuten in der Stadt, wo unsere musikalischen Leistungen

großes Aufſehen und Vergnügen machten; man brachte uns Bücher und Südfrüchte, kurz man überhäufte uns mit Artigkeiten.

Fremdartig erſchien uns der Verkehr der vielen ſchwarzen Dienſtboten im Hauſe. Es war eine ſchöne Raſſe und ſie verſahen ihr Amt mit Pünktlichkeit und Geſchick. Auch bei ihnen ſtanden wir ſehr in Gunſt, und das Stubenmädchen, das uns bediente, bat uns recht inniglich, doch nicht weiter zu reiſen. Wir ſollten da bleiben in dem alten Virginien, wo es doch ſo ſchön ſei, daß es nirgends beſſer ſein könne, und ſollten nicht nach dem ſchlimmen Weſten, der am Ende der Welt läge und der „jumping of place" wäre.

Aber auch hier neigte ſich unſer Aufenthalt zu Ende. Noch war unſers Bleibens nicht. Unter den Gäſten der Wirthstafel befand ſich auch ein Dampfboot-Kapitän, William Cook, dem wir vorgeſtellt wurden und der durch ſein freundliches, würdevolles Benehmen unſer Vertrauen erwarb. Sein Boot, „Der Emigrant", wurde reiſefertig gemacht, um nach Louisville zu gehen, und mit ihm machte unſer Führer einen Contract, uns und unſere Effecten bis dahin ſicher zu befördern. Auch die treuen Pferde waren in dem Contracte inbegriffen.

Der Name des Bootes mußte unſere Sympathie rege machen und ihm den Vorzug vor andern verleihen, wenn auch nicht ſein liebenswürdiger Kapitän den Ausſchlag zu dieſer Entſcheidung gegeben hätte. Ein allgemeines Bedauern entſtand, als die Stunde unſerer Abreiſe ſich näherte, die indeſſen, wie gewöhnlich bei Dampfbootreiſen geſchieht, ſich länger hinausſchob, als anfangs feſtgeſetzt war. Wir hatten viele liebe Menſchen kennen gelernt und auch wir ſchieden ungern von dieſem gaſtlichen Herde.

Indem wir unter die Geſellſchaft dieſer Leute kamen, war uns hier ebenfalls auffällig, was uns ſchon in Baltimore überraſcht hatte — nämlich das elegante und feine Aeußere der Damenwelt. Von wohlgeformten Geſtalten, mit edeln, intereſſanten Geſichtern, kleinen, zierlichen Händen und Füßen, machten ſie zugleich mit ihren eleganten Toiletten und feinem Betragen einen höchſt angenehmen Eindruck auf uns. Es waren im ganzen genommen wohlgefällig ſchöne Geſchöpfe; Zierpflanzen, die der Schöpfer dem Lande zum Schmuck verliehen. Sie wurden deshalb auch von den Männern ſo betrachtet und behandelt, mit einer faſt an Anbetung grenzenden Devotion.

Am Abend vor unſerer Abreiſe gab es in der Stadt eine öffentliche Unterhaltung, eine Art Concert, man wußte noch nicht recht was. Zwei junge Männer, Fremde, wollten ſich ſehen und hören laſſen, der eine ſogar auf einem neuerfundenen Inſtrumente, deſſen Namen noch nicht bekannt ſei. Der andere wollte ſeine Tanzfertigkeit produciren und lud ein hochgeehrtes Publikum ein, dabei ja nicht zu fehlen, indem er ſich als Tanzlehrer in dieſer Stadt niederlaſſen wollte, und bat beſonders Aeltern und Vormünder, die ihren Kindern dieſe edle Kunſt beigebracht haben wollten, darauf zu reflectiren. Die Abendunterhaltung werde noch intereſſanter gemacht werden durch die Hülfleiſtung einiger Künſtlerdilettanten, die ihre werthvollen Dienſte zugeſagt hätten. Alles dies beſagten die umhergeſandten Zettel.

Wir wurden von einigen Herren eingeladen, mit ihnen dieſem Vergnügen beizuwohnen. So zogen wir denn nach dem Abendeſſen nach einem andern Hotel, deſſen auf niederer Erde gelegener Speiſeſaal zum Concertſaal hergerichtet worden war. Auf unſern Sitzen placirt, nahmen wir die Dinge vor uns in Augenſchein. Der Saal war lang und hatte zu beiden Seiten eine Reihe Fenſter, die alle geöffnet waren, um die nöthige Zugluft hereinzulaſſen, denn die Atmoſphäre war ſchwül und heiß und die Damen ſahen ſich veranlaßt, ihre Fächer ununterbrochen in Bewegung zu erhalten, was ein ſeltſam tönendes, leiſes Rauſchen verurſachte. Am Ende des Saales ſtand ein mit Lichtern beſetzter Tiſch und ein etwas alterthümlich ausſehendes Klavier.

Nach einer Pauſe ſtillen Harrens und einer darauf folgenden mehr geräuſchvollen, in der ſich die Ungeduld der Audienz durch Klopfen, Stampfen und Stühlerutſchen kund gab, erſchienen endlich die Virtuoſen. Voran ſchritt Dr. Fo.., ein junger Mann der Stadt, den wir ſchon mehrmals in unſerm Hotel geſehen hatten und der uns als ein großes Genie bezeichnet worden war. Er ſchritt mit großem Selbſtgefühl einher, ſeine Flöte, wie etwa Tamino, mit großem Vertrauen und voller Zuverſicht haltend. Ihm folgte, keineswegs zuverſichtlich, mit halb rutſchenden, halb ſtolpernden Tritten ein junger Mann, den man auf den erſten Blick für einen Deutſchen erkannte und dem der relegirte Student aus jeder Naht ſeines Rockes hervorſchaute. Hinter dieſem her erſchien mit haſtigen Geberden noch ein Dritter, etwas älter ausſehender Mann, der, obgleich er ſich auf dem Zettel Signor W. nannte, doch

keineswegs seine teutonische Abkunft verleugnen konnte. Er trug seine Violine unterm linken Arm und vagirte mit dem andern, der mit dem Bogen bewaffnet war, in der Luft herum. Indem er sich nun anschickte vor dem Publikum eine Verbeugung zu machen, stieß er mit seinem Bogen gleich zwei Lichter von dem erwähnten Tische herunter, die polternd und qualmend unter das Publikum rollten.

Eine kleine Aufregung entstand. Nachdem aber der aufwartende Schwarze diesen Uebelstand wieder in Ordnung gebracht, die Lichter von neuem angezündet und aufgestellt hatte, verbeugten sich alle drei auf einmal, die Fremden sehr demüthig, der Doctor mit einem herablassenden Lächeln.

„Ein hübscher Mensch, sehr interessant", flüsterten die Damen um uns her, indem sie mechanisch die Fächer bewegten. Sie meinten damit den Relegirten, der jetzt zum Klavier getreten war, mit vielem Geräusch sich niedergesetzt hatte und einige falsche Accorde dem verstimmten Instrumente entlockte. Der Doctor setzte sich in Positur und seine Flöte an den Mund; der Signor nahm mit hastigem Griff seine Geige unters Kinn, sein Bogen fuhr kreischend über die Saiten und durch den Saal ertönte die wohlbekannte liebe Melodie —: „Freuet euch des Lebens", so wohlbekannt, daß wir sie erkennen mußten trotzdem daß der Virtuose am Klavier vergessen zu haben schien, aus welcher Tonart sein Freund auf der Violine arbeitete, und in allen möglichen Modulationen versuchte sich ihm mit seiner Begleitung anzupassen. Auch der Doctor schien irre geworden zu sein an seinem Freunde. Er hatte doch wol schon hundertmal „Freuet euch des Lebens" in den schmelzendsten Tönen auf seiner Flöte hervorgehaucht und in den Privatcirkeln der Stadt sowie bei Landpartieen nie verfehlt sein Glück damit zu machen und die Gemüther zu erheitern. Aber die furiose Art, wie der Signor sein Instrument und dieses Lied behandelte, hatte ihm die Sinne verwirrt. Mistrauische Seitenblicke auf den Künstlerbruder werfend, setzte er noch einigemal an, der Flöte entfuhren hier und da noch einzelne hörbare Seufzer. Wie die Schnörkel an der Façade eines Domes, so schnörkelten die einzelnen Laute seiner Flöte um das großartige Tonwerk des Signors. Als dieser aber in die Passage gerieth, wo die „Sorge und Mühen" behandelt werden und sich in ein rauschendes Allegro verlor, verlor auch der Doctor die Contenance und ließ mit einem hinsterbenden Ton die Flöte vom Munde fahren. Auch der Relegirte am Klavier hatte nach mehreren verzweifelten Versuchen, den rechten Ton zu finden, seine Bestrebungen als hoffnungslos aufgegeben und begnügte sich einige dumpfe Töne im Basse anzuschlagen, die, wie die Brandglocke eines entfernten Feuerlärms klangen. So war es denn dem Signor allein überlassen, das Stück zu Ende zu bringen. Die Geige, die keineswegs aus Cremona stammte, erdröhnte unter den desperaten Griffen des verlassenen Mannes; in der schneidendsten Höhe ertönte der Refrain — da riß die oberste Saite und mit einer Verbeugung kündigten die drei das Stück als beendigt an. Das war die Ouvertüre. Einige Gesangstücke folgten. Jeder deutsche Student kann singen, und so klang es gar nicht unharmonisch, als die beiden vortraten und „dem Müller sein Mädchen" und „zu Strasburg an dem Rhein" zweistimmig vortrugen.

Man erwartete nun allgemein das neue unbekannte Instrument zu sehen, auf dem der Signor seine Kunstfertigkeit zeigen wollte. Er erschien, einen ungehobelten Kasten, einen Fuß lang und zwei Fuß breit, vor sich her tragend, mit etwas niedergeschlagenen Mienen. Indem er den Kasten vor sich hin setzte, verbeugte er sich zugleich und sprach in sehr gebrochenem Englisch: „Meine Damen und Herren! Sie sehen diesen Kasten? Ich bedauere sehr, meinem Versprechen nicht nachkommen zu können, auf diesem neuen Instrumente zu spielen. Es ist nicht fertig; der Bösewicht von einem Schreiner hat es nicht fertig gemacht; mein Freund wird aber jetzt — tanzen!"

„Tanzen — laßt ihn tanzen!" riefen viele Stimmen aus dem Publikum und alle Gesichter belebten sich mit einem freudigen Zuge von Erwartung. Der Signor zog sich mit seinem Kasten wieder zurück. Nach einer ziemlich langen Pause des Harrens erschien er endlich wieder, die Violine unter dem Arm und seinen Freund, den Relegirten, mit sich führend. Todtenbleich, mit stieren Augen, blickte dieser unverwandt zu Boden und seine Hände spielten krampfhaft an seinen Rocktaschen. Der arme unglückliche deutsche Landsmann glich eher einem zum Galgen Verurtheilten als einem Priester Terpsichorens.

Der Signor gab ihm einen ermuthigenden Wink und setzte seine Geige an.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Digitized by Google

Caloriſche und Gaskraft-Maſchinen.

Von Dr. Wilhelm Hamm.

Am 15. Februar des Jahres 1853 war eine Menſchenmenge verſammelt auf der Battery von Neuyork, um dem Auslaufen eines Schiffs mit beizuwohnen, wie bisher die Welt kein ähnliches geſehen hatte.

Es war der „Ericſon" von 2200 Tonnen, erbaut auf den Werften von Hoggs und Delamater, und ſeine bewegende Kraft war die „caloriſche Maſchine", der neue Motor, welcher die Erwartungen der competenten Kreiſe ſo hoch geſpannt hatte, daß man die Dampfmaſchine ſchon halb und halb als abgethan erachtete. Die letztere, bisher die allgemeinſte und mächtigſte Bewegungskraft, läßt bekanntermaßen noch mancherlei zu wünſchen übrig, was zu heben oder zu verbeſſern man nicht für außer dem Bereich der ſo weit vorangeſchrittenen Technik liegend glaubt. Von jeher haben daher Erfinder danach getrachtet, einen Erſatz für ſie zu entdecken. Die Expanſionskraft der Luft, ihr Vermögen, ſich durch Erwärmung auszudehnen und ihr Volumen von 0°—100° Réaumur um 0,366 zu vergrößern, war es immer in erſter Linie geweſen, welche derlei Experimenten zu Grunde lag; vielleicht darf ſogar behauptet werden, daß der Gedanke ihrer Benutzung als Bewegungskraft mindeſtens ebenſo alt ſei wie derjenigen des Dampfes. Wie dem auch ſei, ſo gelang es dem Schweden Ericſon, geboren 1803, zuerſt, die Idee einer Luftexpanſionsmaſchine zu verwirklichen. Er wandte ſich damit im Jahre 1833 nach England, vermochte jedoch trotz des Intereſſes, welches Männer wie Ure und Faraday daran nahmen, ſeiner Erfindung keine Geltung zu verſchaffen. Daher wanderte er nach Nordamerika; ſein Talent brach ſich hier raſch Bahn, in kurzer Zeit erwarb er den Ruhm eines der geſchickteſten Ingenieure und namentlich wird er in ſeinem neuen Vaterlande, obſchon mit Unrecht, für den Erfinder der Schiffsſchraube gehalten. Neben ſeinen übrigen Arbeiten vernachläſſigte er aber keinen Augenblick den großen Gedanken, deſſen Ausführung er als ſeine Lebensaufgabe betrachtete. Nach zahlloſen Verſuchen, nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten erreichte er endlich ſein Ziel. Im Jahre 1848 war die erſte Caloric Engine, wie der Erfinder ſie taufte, fertig und betrieb den Ventilator einer großen Eiſengießerei zu Neuyork; dieſer fünfpferdekräftigen Maſchine folgte im Jahre darauf eine zweite von 60 Pferdekraft; die londoner Weltausſtellung, 1851, zeigte in der Amerikaniſchen Abtheilung die neue Bewegungskraft in Thätigkeit. Ericſon's Genius fand nunmehr auch Hülfe von ſeiten des Kapitals. Ein neuyorker Kaufmann, John B. Kitching, ſchoß ihm 300000 Dollars vor zur Erbauung eines „caloriſchen Schiffs"; es war dies der „Ericſon" und ſeine vier Luftexpanſionsmaſchinen repräſentirten eine Summe von 600 Pferdekraft.

Die Probefahrt damit bis nach Alexandria, dem Hafen der Hauptſtadt Waſhington, lief zwar im ganzen gut ab, beſtätigte hingegen doch die Bedenken, womit gleich anfangs verſchiedene Fachmänner der Wirkſamkeit, Dauer und Verwendbarkeit des neuen Syſtems der Bewegungskraft entgegengetreten waren. Um dieſelben zu würdigen, muß eine kurze Darſtellung der Conſtruction der damaligen caloriſchen Maſchine gegeben werden. Dieſelbe beruhte auf dem Princip, die Entfaltung der Luftexpanſion nicht zu ermöglichen durch die directe Wirkung der aus dem Brennſtoff erzeugten Wärme, ſondern vielmehr durch abwechſelnde Mittheilung gewiſſer Wärmemengen an Körper, die ſie nach vollbrachter Thätigkeit eine Zeit lang in ſich feſthielten, um ſie ſtets wiederum von neuem dem Betrieb zu übergeben, ſodaß demnach der ganze Aufwand der Heizung keinen andern Zweck hatte als denjenigen des Erſatzes der unvermeidlichen Verluſte durch die Abkühlung mittels Strahlung, durch die Fugen u. ſ. w. Zu dem Ende ſchied ſich die frühere caloriſche Maſchine in zwei ſtreng voneinander getrennte Theile: in die Arbeitsmaſchine, Cylinder mit Kolben und Schwungrad — und in die wärmeſammelnden Theile, die ſogenannten Regeneratoren. Als dritten Theil konnte man den Feuerungsapparat oder die wärmeerzeugenden Vorrichtungen gelten laſſen. Der Haupttheil waren die Regeneratoren; ſie beſtanden aus einem Syſtem zahlreicher (bis zu 200) Drahtgewebe mit feinen Maſchen, ebenſo geeignet, die Wärme erhitzter Luft in ſich aufzunehmen und dieſe ſomit abzukühlen, als auch die geſammelte Hitze wieder an die durchſtreichende kalte Luft abzugeben, dieſelbe ſomit zu erhitzen und auf den nöthigen Grad der Expanſion zu bringen. Leider erwies ſich aber ihre Function viel zu unregelmäßig, ſie nutzten ſich ſehr ſchnell ab; ein Gleiches war der Fall bei den Kolben mit großem Durchmeſſer, deren Dichtgang in den Cylindern auf die Dauer mit keinen Mitteln zu ermöglichen war. Eine Zeit lang ſchmeichelte ſich Ericſon mit der

Hoffnung, allen dieſen Uebelſtänden abhelfen zu können; verſchiedene verſuchte Abänderungen erwieſen ſich aber gleichfalls unzureichend. Daher ward ſchon im November 1853 das „caloriſche Schiff", das im Februar ſo triumphirend in See gegangen war, ſeiner neuen Maſchinen gänzlich entkleidet und erhielt an deren Stelle eine gewöhnliche Dampfmaſchine. Damit ſchien die neue Erfindung aufgegeben, zu Grabe getragen.

In Deutſchland hörte man von derſelben nichts mehr bis in das Jahr 1860. Da verbreitete ſich auf einmal die überraſchende Nachricht, daß die caloriſche Maſchine ſich in Amerika in nie geahnter Schnelligkeit eingebürgert habe, daß allein in der Stadt Neuyork deren über 150 in Thätigkeit ſeien und zwar zu den heterogenſten Zwecken, z. B. eine in den Werkſtätten eines Schneidermeiſters zum Betrieb von 60 Nähmaſchinen u. ſ. w. Gleichzeitig aber erfuhr man auch, daß auch ſchon eine deutſche Maſchinenbauanſtalt, diejenige zu Buckau, mit der Conſtruction caloriſcher Maſchinen beſchäftigt ſei. Die erſte, welche ſie lieferte, war im Juni 1860 in einer magdeburger Druckerei aufgeſtellt; ſie arbeitete ſo zur Zufriedenheit, daß ſofort die Nachfrage in ungewöhnlichem Maße begann und von Tag zu Tag ſich ſteigerte. Andere Maſchinenfabriken betheiligten ſich an der Concurrenz, zuerſt die der Wilhelmshütte bei Sprottau in Schleſien, der es gelang, mehrere wichtige Verbeſſerungen anzubringen. Gegenwärtig iſt nun ſchon eine große Zahl deutſcher Anſtalten mit der Anfertigung dieſes neuen Motors beſchäftigt, der immer mehr in Gunſt zu kommen ſcheint, insbeſondere nachdem ſich geachtete Stimmen für ſeine Leiſtungsfähigkeit und Vortheile, gegenüber den Zweiflern, kräftig ausgeſprochen hatten.

Die neue Conſtruction der caloriſchen Maſchine iſt eine weſentlich verſchiedene von der alten. Erieſon, nicht gebeugt von dem Misgeſchick, das über der letztern gewaltet hatte, zugleich gezwungen, zahlreichen eingegangenen Verbindlichkeiten zu genügen, arbeitete raſtlos fort an dem Weiterbau ſeiner Idee. Er ſah ein, daß er dem frühern Prineip, mit ihm dem Syſtem der Regeneratoren, entſagen müſſe und entſchloß ſich, wenn auch ungern, alsbald dazu. Die neue caloriſche Maſchine beſteht aus einem liegenden Cylinder, in welchem an derſelben Welle zwei Kolben thätig ſind; der eine, der Arbeitskolben, vermittelt wie bei der Dampfmaſchine die Uebertragung der Bewegung, in welcher ihn ein beſonders ſchweres, in ſeinem Kranz ungleich belaſtetes Schwungrad unterſtützt; der zweite, der Speiſekolben, dient nur dazu, den Arbeitskolben vor der directen Einwirkung der heißen Luft und der Abnutzung zu ſchützen. Zu dieſem Endzweck beſteht ſein maſſiver Theil aus ſchlechten Wärmeleitern, Holz und Kohlenpulver, in einer Metallhülſe; zugleich vermittelt er durch ſeine ſaugende Wirkung mit Hülfe verſchiedener Ventile den Zutritt friſcher atmoſphäriſcher Luft an die Feuerwand, welche hinter ſeiner Scheibe ſteht. Von dieſer empfängt die Luft durch Strahlung Wärme und Expanſionskraft; ſie treibt die beiden Kolben vorwärts bis zu einem gewiſſen Punkt, worauf ein verdünnter Luftraum entſteht, der den Rückgang bewirkt, währenddeſſen die friſche Luft durch das Spiel der Ventile eintritt. Die Feuerung iſt ein gewöhnlicher Roſtofen, welcher die Wand erhitzt, die der Luft die Wärme mittheilt. Dies iſt im weſentlichen die Grundlage der neuen Conſtruction der caloriſchen Maſchine, inſoweit dieſelbe zum Verſtändniß ihrer Wirkſamkeit auch für den Laien hinreicht.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der ganze Vorgang dabei weit einfacher iſt wie bei der Dampfmaſchine. Schon deshalb war es der caloriſchen Maſchine nicht ſchwer, raſch feſten Fuß zu faſſen. Allein ihre Anwendung bietet auch noch andere Vorzüge im Vergleich zu jener. Es bedarf zu ihrer Aufſtellung durchaus keiner Baulichkeiten, keiner hohen Eſſen, da der wenige Rauch in jedem Ofenrohr abgeleitet werden kann; keines Waſſers und keiner Brunnen; eine Exploſion iſt unmöglich, Feuersgefahr nicht vorhanden; daher ſind weder polizeiliche Conceſſion noch Prüfungen und Aufſicht durch die Behörden nothwendig. Die caloriſche Maſchine kann überall aufgeſtellt werden, wo der geringe Raum für ſie vorhanden iſt; jeder Arbeiter lernt in kürzeſter Zeit mit ihr umgehen, ſie erheiſcht nur wenige Arbeit und Ueberwachung. Der größte Vortheil iſt aber die Erſparniß an Brennmaterial, welche ſie erzielt; dieſelbe beläuft ſich im Durchſchnitt auf zwei Drittheile des Bedarfs für eine Dampfmaſchine von gleicher Stärke. Daneben kann die verbrauchte heiße Luft zweckmäßig und ohne Umſtände zur Heizung von Lokalitäten oder zu induſtriellen Zwecken verwendet werden.

Leider iſt es aber noch nicht gelungen, caloniſche Maſchinen von größerer Leiſtungsfähigkeit als von 6 Pferdekraft zu conſtruiren; ſobald die Cylinder einen größern Durchmeſſer als 32 Zoll haben müſſen, gelingt es nicht mehr,

Digitized by Google

den Dichtgang der Kolben zu ſichern; daher man ſchon von 24 Zoll Cylinderweite oder 4 Pferdekraft an doppelte Cylinder anwendet. Allein gerade in dieſer Beſchränkung liegt eine der wichtigen Eigenſchaften der caloriſchen Maſchine; ſie iſt recht eigentlich der Motor für kleinere Etabliſſements, wo es nur gilt, Menſchenarbeit in geringerm Maße zu eeſetzen; in ſolchen Fällen arbeitet bekanntlich die Dampfmaſchine am allerunvortheilhafteſten und hier eeöffnet ſich der neuen Bewegungskeaft der ſegenseeichſte Wirkungskeeis. Sie iſt dazu beſtimmt, den Unterſchied zwiſchen Gewerben und Induſtrie in glücklicher Weiſe auszugleichen; mit ihrer Hülfe werden ſich erſtere zu der letztern erheben und mit ihr erfolgreich concurriren können. Die caloriſche Maſchine eignet ſich demnach vorzugsweiſe füe kleinere mechaniſche Anſtalten, Eiſengießereien, Schleifereien, Aufzüge, Mühlwerke u. ſ. w., nicht minder füe Steindruckereien und Buchdruckereien. In letztern hat ſie ſich bisjetzt vorzugsweiſe eingebürgert und ſcheint ſich gerade in dieſer Branche am meiſten veebreiten zu wollen. Allerdings kleben ihr außee der Unmöglichkeit der Steigerung des Nutzeffects über eine beſtimmte Geenze noch verſchiedene Mängel an; dahin gehört das läſtige Geeäuſch ihrer Hebelwerke und Ventile, ihr mangelhaftee Feuerungsapparat, der größeee Verbeauch an Oel und Schmiere u. ſ. w.; allein dieſe ſind theilweiſe unerheblich, theilweiſe ſteht eine Abhülfe durch Conſtructionsverbeſſerung in ziemlich ſicherer Ausſicht. Somit daef wol behauptet weeden, daß der caloriſchen Maſchine als bewegender Kraft eine große Zukunft beworſteht und daß die Menſchheit durch ſie wiederum mit einem der Wundee beſchenkt worden iſt, welche, Kinder der Wiſſenſchaft und der techniſchen Kunſt, des Kennens und des Könnens, unſer Jahrhundert auf eine Stufe der materiellen Vervollkommnung gehoben haben, deren ſchwindelnde Höhe wir leider gar nicht meht zu würdigen wiſſen, weil wir ſchon zu ſehr daean gewöhnt worden ſind, den menſchlichen Geiſt auch über das ſcheinbar Unerreichbare triumphiren zu ſehen. Mit ſeiner Erfindung hat ſich der Schwede Ericſon den Platz errungen neben Watt und Stephenſon in der Ruhmeshalle der Fortſchritte der Phyſik und Mechanik.

Allein nicht blos die caloriſche Maſchine ſtrebt erfolgreich inneehalb eines gewiſſen Gebietes der Dampfmaſchine Concuerenz zu machen; ein zweiter Motor iſt neben ihr aufgetreten, welcher das gleiche Ziel verfolgt und allen Berichten nach auch zu erreichen ſcheint, wenn auch auf mindee einfache und zuverläſſige Weiſe wie ſein Nebenbuhler. Es iſt dies die Gaskraftmaſchine oder Gasmaſchine, erfunden von Lenoir in Paris. Das Princip derſelben beruht auf dem Expanſionsvermögen der Gaſe vermittelſt iheer Verbrennung. Es iſt bekannt, daß ein Volumen Sauerſtoff mit zwei Volumen Waſſerſtoff ein Gemenge bildet, welches Knallgas oder Knallluft genannt wird, weil daſſelbe beim Entzünden, wobei ſich Waſſee bildet, eine ſehe große Hitze entwickelt und duech dieſe das Waſſer in Dampf von größtet Spannung verwandelt wied, welcher einen weit größern Raum beanſprucht und entgegenſtehende Hinderniſſe bewegt; wird derſelbe durch die kältere Luft ringsum abgekühlt (condenſirt), ſo entſteht ein luftleerer Raum, in weichen nunmehr die umgebende Luft eindringt. Dieſer Proceß iſt nun auch im weſentlichen derjenige der Function des neuen Motors, der Gaskraftmaſchine, welche daher hin und wieder Knallgasmaſchine genannt wird. Die Conſtruction derſelben unterſcheidet ſich im Aeußern wenig von derjenigen einer gewöhnlichen Horizontaldampfmaſchine, deren Kolben jedoch anſtatt durch Dampf durch continuirliche Exploſion brennbarer Gaſe getrieben wied. Zu dem Ende wird in den Cylinder eine kleine Menge gewöhnliches Leuchtgas geleitet, verbindet ſich darin mit atmoſphäeiſcher Luft im Verhältniß von 2:98 bis 5:95 (oder auch 1:50 bis 1:19) und bildet damit ein brennbares Gemiſch, welches mitteis des elekteiſchen Funkens leicht entzündet weeden kann und erplodirt; durch die Exploſion erzeugt ſich ein Gemenge von Gasarten, Kohienſäure, Stickſtoff, Waſſerdampf, welche durch die Verbrennnng einen ſolchen Wärmegrad und eine ſo große Expanſion erhalten, daß ſie den Kolben im Cylinder fortſchleudern. Der letztere, der Cylinder, iſt mit einem Mantel umgeben, der Zwiſchenraum iſt mit kaltem Waſſer ausgefüllt, das aus einem höher angebrachten Behälter beſtändig zufließt und dazu dient, die bei dee Eeploſion entwickelte Wärme aufzunehmen; das abfließende heiße Waſſer kann dann zur Heizung verſchiedener Lokalitäten dienen und nach dem Erkalten wieder zur Abkühlung des Cylindees verwendet werden. Der ganze Gang dee Maſchine iſt nunmehr der folgende. Durch eine Röhee ſtrömt das Leuchtgas hinzu, deſſen Quantum durch einen Hahn genau geregelt werden kann; gleichzeitig tritt durch ein Ventil die nothwendige Menge atmoſphäriſcher Luft ein. Der nach rechts

laufende Schieber ſchließt dieſes Gasgemiſch im Cylinder ab und es erfolgt nunmehr die Entzündung. Dieſelbe geſchieht durch den elektriſchen Funken eines Ruhmkorff'ſchen Inductionsapparats, welcher ſchon durch zwei kleine Bunſen'ſche Elemente in hinreichender Thätigkeit erhalten werden kann. Der Kolben wird durch die Expanſion der Gaſe kräftig nach rechts getrieben, die zurückgebliebene Luft dient ihm als Polſter. Sodann wiederholt ſich der ganze Proreß auf der andern Seite des Kolbens und ſo ſpielt der Apparat rontinuiriich fort. Es iſt einleuchtend, daß er ſehr wenig Unterhaltungskoſten in Anſpruch nimmt, denn der Leuchtgasverbrauch iſt ziemlich unbedeutend und die Speiſung der elektriſchen Batterie gleichfalls kaum der Rede werth. Beim Ingangſetzen der Gaskraftmaſchine muß das Schwungrad zuerſt ein Stück um ſeine Welle gedreht werden.

Die erſte Lenoir'ſche Gaskraftmaſchine ward aufgeſtellt im Anfang des Jahres 1860 in der Holzwaarenfabrik von Levêque (Rue Rouſſelet Nr. 25) in Paris. Sie war von 4 Pferdekraft. Das Urtheil über ihre Leiſtungen kautet folgendermaßen: Für kleinere Kraftleiſtungen iſt die Ausführbarkeit und Brauchbarkeit dieſes neuen Motors durch die pariſer Muſtermaſchine außer Zweifel geſtellt. Dieſelbe arbeitet in jeder Beziehung befriedigend; ihre Umlaufsgeſchwindigkeit, welche ſich durch Stellung des Gaszuführungshahns reguliren läßt, kann bis auf 120 Spiele pro Minute beim Leergang erhöht werden; der Gasverbrauch, der an einer neben der Maſchine aufgeſtellten Gasuhr beobachtet wird, betrug bei 86 Umdrehungen in der Minute 2,7 Kubikmeter ſtündlich. Nach Angabe des Maſchinenwärters entſpricht der Gasconſum pro Pferdekraft und Stunde einer Ausgabe von nur $^3/_{10}$ Francs oder 30 Centimes (24 Pfennige!). Doch ſcheinen dieſe ſowie alle über den Gasverbrauch der genannten Muſtermaſchine bisher bekannt gewordenen Angaben zu einer vergleichenden Aufſtellung über die Betriebskoſten des neuen Motors aus dem Grunde nicht brauchbar, weil ſich gegen die Angaben der Nutzleiſtung jener Maſchine noch Zweifel erheben laſſen; eine glaubhafte Meſſung derſelben ſcheint in der That noch gar nicht ſtattgefunden zu haben. In dieſer Hinſicht iſt alſo die caloriſche Maſchine entſchieden im Vortheil; ſowol theoretiſche Berechnungen wie zahlreich ausgeführte Bremsverſuche haben ihren Nutzeffect und ſein richtiges Verhältniß zu dem Aufwand und der Conſtruction ganz unwiderlegbar dargethan; wenn daher bei ihr die vollkommene Sicherheit des Erfolgs innerhalb der geſteckten Grenzen angenommen werden kann, ſo iſt dies bei der Gaskraftmaſchine wenigſtens bisjetzt noch nicht der Fall und wird man wol erſt weitere Erfahrungen über dieſelbe abwarten müſſen, ehe ſich ein endgültiges Urtheil über ihre Brauchbarkeit in der Praxis wird fällen laſſen. Mit der caloriſchen Maſchine theilt ſie die Eigenthümlichkeit, daß ſie ſich nur für kleinere Kraftleiſtungen eignen wird; bei ſtärkern Maſchinen wird der ungleichförmige Kolbengang, die Schwere der Schwungräder, die große Abnutzung einzelner Theile, z. B. des Schlittens, ſtets große Hinderniſſe bereiten; es haben ſich auch die geachtetſten Autoritäten dahin ausgeſprochen, daß ſie die Ausführbarkeit von Gaskraftmaſchinen in größerm Maßſtab ſehr bezweifeln. In kleinerm dagegen theilen ſie alle Vorzüge der raloriſchen Maſchinen gegenüber der Dampfmaſchine — d. h. immer vorausgeſetzt, daß alle darüber veröffentlichten Angaben richtig ſind und der Apparat ſich auch auf die Dauer bewährt.

Die Lenoir'ſche Gasmaſchine wird vorzugsweiſe von Marinoni in Paris (Rue Vaugirard Nr. 67) gebaut und zwar zu folgenden Preiſen: 1 Pferdekraft = 1600 Francs, 2 = 2100, 4 = 3100 Francs. Sie iſt alſo billiger wie die caloriſche Maſchine. Die letztere koſtet, nach dem Preisconrant der Wilhelmshütte bei Sprottau, von $^1/_2$ Pferdekraft mit 12 Zoll Cykinderdurchmeſſer und 4′ 6″ × 2′ Raumerforderniß 400 Thlr.; 1 Pferdekraft mit 18 Zoll Cylinderdurchmeſſer und 6′ × 3′ 6″ Raumerforderniß 600 Thlr.; 2 Pferdekraft mit 24 Zoll Cylinderdurchmeſſer und 4′ × 7′ Raumerforderniß 800 Thlr.; 4 Pferdekraft mit 24 Zoll (doppelter Cylinder) 7′ × 8′ Raumerforderniß 1500 Thlr.; 6 Pferdekraft mit 32 Zoll (doppeiter Cylinder) 8′ 6″ × 11′ Raumerforderniß 2600 Thlr. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Preiſe ſich mit der Zeit wol modificiren. Jedenfalls aber auch darf man weſentlichen Fortſchritten in der Conſtruction der Bewegungsmaſchinen um ſo mehr entgegenſehen, als eben jetzt kein Gegenſtand die Leute vom Fach ſo viel beſchäftigt wie die beiden neuen Motoren.

Anregungen.

Pariſer Herbſttage.

V.

Kein Winkel iſt in Paris mehr ſicher vor dem alles wie Tropenſonnenglanz beläſchelnden Luxus.

Man muß vor die weniger als andere beſuchten Barrièren des linken Ufers hinausgehen, um noch eine Spur der alten Einfachheit und Naivetät zu finden, in der Gegend des Boulevard Montparnaſſe z. B. mit dem freundlichen ländlichen Anſehen oder vor dem Luxembourggarten nach Montrouge zu. Da verſammelt ſich das pariſer Volk noch um Seiltänzer in verblichenem Theaterflitter und bewundert mit homeriſcher Einfalt l'homme à la perche, als wenn es gar keinen Cirque oder Hippodrome gäbe, die doch nur einige Stadtviertel weiter gelegen ſind. In der alten Rue du Temple, wo das kleine, arme Volk wohnt, kommt es wol noch vor, daß uns der Verkäufer beim Fortgehen wie in kleinen Provinzialſtädten nachruft: „A une autre fois!" Aber ſelbſt in dieſem ſchmuzigen, zerlumpten Templeviertel grünt nun ein ſchöner Square und die Gäßchen breiten ſich zu Straßen aus, damit das Elend und die Kleinſtädterei Platz haben, abzuziehen. Wenn Ludwig XVI. wiederkäme und das ſähe! Die Megären, die ihn umtanzten, konnten nur in den damaligen Spelunken exiſtiren — vor dem Sonnenlicht müſſen ſie weichen. Und dieſe Sonne war die Revolution; „blind iſt, wer ſie nicht ſieht", ſagte Napoleon I.

Nur auf dem linken Ufer gibt es hier und da noch einen Stadttheil, der von der Art unberührt geblieben iſt; auf den Straßen, die zum Odeon führen, ſpringen um 11 Uhr abends ſchon die Ratten ſo harmlos ſicher umher, als wären ſie auf ewige Zeiten Herren von Haus und Schleuſen. Illuſion, die bald zerflattern wird! Auch hierher bringt die Furie der Demolirung. Hat ſie doch ſchon mitten über die uralte Cité hinweg auf dem hochmüthigen Boulevard Sewaſtopol die Seine überſprungen und iſt bis zum Luxembourggarten vorgedrungen mitten ins Herz des Studentenvierteis hinein. Das iſt der Gnadenſtoß, der der alten lockern Zigeunerwirthſchaft, der Bohême, den Tod gibt. Auch das kleine Studententheater Bobino, das Luxembourgtheater, iſt elegant geworden. Dies Winkeltheater entſtand unter der Reſtauration; damals amuſirte hier ein gewiſſer Fair, mit dem Spitznamen Bobino, das Publikum mit Seiltänzereien und Pantomimen; ſeit 1830 nahm ſich die Breterbude wie einige andere kleine Theater die Freiheit, Vaudevilles aufzuführen; der jetzt berühmt gewordene Clairville war hier zugleich, wie unſer Holtei, Dichter und Schauſpieler. Die beſchränkten Verhältniſſe des Theaters übten gerade einen großen Reiz aus; es machte Spaß, ſich dieſe Winkelkomödie anzuſehen, wo die erſte Liebhaberin zwiſchen zwei tragiſchen Acten im Garten nebenan ihr beſcheidenes Diner mit einer Artiſchocke à la poivrade einnahm. Henry Murger hat dies in ſeiner „Vie de Bohême" hübſch geſchildert. Heutzutage reiſt die Komödiantin vom Bobino ſo gut nach Dieppe ins Seebad wie nur irgendeine Primadonna der Großen Oper. Henry Murger iſt todt. Sein trefflicher Roman gab eine Schilderung der tollen, unbeſorgten Künſtler- und Studentenwirthſchaft (der ſogenannten Bohême oder Zigeunerei) von damals, die in dem neuen Paris unmöglich wird. Ich konnte daher auch nicht umhin, ins Vaudeville zu gehen, als man dort „La vie de Bohême" als Drama ſpielte, obgleich der Roman als Kunſtwerk beſſer iſt. Die hübſche Mimi Pinſon! Wie flicht neben ihr die Dame aux camelias ab, dieſe Wucherpflanze der Gegenwart! „C'est ma jeunesse qu'on enterre!" ſind die Schlußworte des Dramas.

Die Zeit, in der Murger's Roman ſpielt, iſt die Zeit Heine's und Börne's. Niemand iſt von ihr zurückgeblieben als Eduard Kolloff, Börne's Freund, der Verfaſſer des trefflichen Reiſehandbuchs „Paris". Kein Franzoſe kennt vielleicht dieſe Stadt ſo genau als dieſer Deutſche, der Paris ſo durchwandert hat wie Livingſtone Südafrika, der es ſo ſtudirt hat wie ein Gelehrter das Sanskrit. Nichts iſt pittoresker als das Gemälde, das er vor ein paar Jahren in „Unſere Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) vom alten Paris geliefert hat. Wenn ich irgendeinen Rath oder Nachweis darüber bedarf, ſo gehe ich nur auf die Kupferſtichgalerie in der kaiſerlichen Bibliothek, wo Kolloff angeſtellt iſt, und lebe mich mit ihm in die Zeit zurück, wo Börne „Briefe aus Paris" ſchrieb. Wie liegt ſie ſo weit hinter uns!

Eins hat Paris aus der alten Zeit in die neue hinübergerettet: die Liebe zu den Kindern und — zu den Katzen. Nirgends ſind die Katzen ſo ſchön als in Paris! Wie Konſtantinopel durch die Hunde, Strasburg durch ſeine Störche, Leipzig durch ſeine Tauben ſich auszeichnet, ſo Paris durch ſeine Katzen. Liebenswürdige Geſchöpfe! Schrieb nicht Petrarca ſeine Sonette an Laura bei dem Augenſchimmer ſeiner Katze? Der Menſch verkennt euch; ihr ſeid beſſer als euer Ruf und es iſt ein ſchöner Zug an den Pariſern, daß ſie dem allgemeinen Vorurtheil zum Trotz euch pflegen und lieben! Und die Kinder! Die ſchönſten ſind wol die engliſchen und vielleicht die ſpaniſchen, aber lieblicher kann es keine geben als die pariſer Kinder, die ſich im Tuileriengarten tummeln! Und gibt es geſchmackvollere Kindermoden als die von Paris? Kinder müſſen anders gekleidet werden als Erwachſene, aus Rückſichten der Geſundheit wie des Geſchmacks, was der Kleinſtädter nicht beachtet. Das deutſche Gefühl behauptet nun vielleicht, die franzöſiſche Mutter putze und liebe ihr Kind wie eine Spielpuppe. Es mag manchmal ſo ſein, aber im ganzen muß ich auch hier das Vorurtheil bekäm-

Digitized by Google

pfen, als gäbe es in Paris gar keinen häuslichen Sinn, keine Liebe zum häuslichen Herd, zum foyer. Schon die Literatur bestätigt meine Behauptung; die französische Literatur ist vielleicht an Kinderschriften ebenso reich als die deutsche. Von der letztern hat sie sich die Erzählungen des Verfassers der „Ostereier" wie eine heimische Frucht angeeignet; Grimm's „Volksmärchen" hat sie ebenfalls zu sich verpflanzt. Aber welche Menge von Originalschriften, Feenmärchen für Kinder, moralischen Erzählungen u. s. w.! Ganz neuerdings hat Herr Ratisbonne mit seiner „Comédie enfantine" einen glücklichen Wurf gethan. Einer der berühmtesten Namen der europäischen Literatur, der Name Balzac's, ist durch dessen Schwester in die französische Kinderliteratur übergegangen. Vor kurzem hat Madame Surville (so heißt ihr Gatte) eine treffliche Kinderschrift: „Le compagnon du foyer", herausgegeben. Schon ihr Bruder verdankte der geistreichen Frau manchen glücklichen Gedanken; er widmete ihr z. B. in seiner „Comédie humaine" die Erzählung „Un début dans la vie", die er nach einer andern von seiner Schwester geschriebenen: „Un voyage en coucou", verfaßt hatte, mit den Worten: „An Laura. Möge der glänzende und bescheidene Geist, der mir den Stoff zu dieser Scene gegeben hat, die Ehre davon haben!"

Eine Erscheinung im neuen Paris darf ich dem deutschen Leser nicht verschweigen; es ist die immer wachsende Anzahl von Estaminets, wo deutsches Bier verschenkt wird. Ueberall rufen Aushängeschilder: „Bière de Bavière", „Bière de Strasbourg". Denn das strasburger Bier gilt in Frankreich für deutsches und es ist auch noch das beste jenseit des Rhein, denn an dem übrigen ist Hopfen und Malz verloren, obgleich es den Franzosen in der Provinz trefflich schmeckt. Gott weiß, was die deutschen Bierbrauer (denn selten gibt es einen Franzosen unter diesen) für Ingredienzien in ihr Gebräu thun! Das sogenannte Bairische Bier wird meistens in Paris selbst gebraut und abgesehen von der Namensusurpation ist es recht erträglich. Freilich, unter den Blinden ist der Einäugige König! Auf dem linken Ufer werden in dem gewaltigen Café Mazarin für Liebhaber beiderlei Geschlechts unzählige Tonnen Bier verzapft. Diesem Estaminet gegenüber und um ihm Concurrenz zu machen, verschenkt ein anderes „Münchener Bier" zu dem unbeschreiblich billigen Preise von acht Sous la canette; ich sah da zwei junge Leute die Firma lesen „Bière de Munich". „Munich?" fragte der eine, „wo liegt denn das? Ueberall heißt es «Bière de Munich»!" „Munich", sagte der andere, „cela doit être une ville d'Allemagne ou de Prusse." Und doch hatten die Leute einen guten Rock auf dem Leibe! Aber Geographie darf man von dem französischen Volke nicht verlangen und nun gar deutsche Geographie. Das sind böhmische Dörfer, selbst für tausend und aber tausend Gebildete.

Das Estaminet zum „Guillaume Tell" hat echtes bairisches Bier. Es liegt dem aus Deutschland Ankommenden etwa zehn Minuten vom Bahnhofe entfernt zur linken Hand und ist jedem Deutschen zu empfehlen. Wie sich der französische Charakter auch in den Details von dem deutschen unterscheidet, sah ich dort. Nach ewig langen Jahren klang mir wieder einmal der Ruf „Bierhobel!" ins Ohr, d. h. „Abgewischt!" Der elegante Franzose gebraucht auch einen elegantern Ausdruck; er ruft dem Kellner: „Garçon, un coup de cachemire!"

Und soll ich nun noch eine positive Schilderung des neuen Paris geben? Die neuen Straßen nennen, die von Palästen statt Häusern gebildet werden? Die grünen Eilande aufzählen, die unter dem Namen Square in alle Stadtviertel vertheilt sind? Die Perspectiven, die überall zu pittoreskem Effect eröffnet worden sind? Die Decoration, die überallhin verschwendet ist? Das ist Sache des Malers oder der Phantasie des Lesers. So wie es ist, ist das neue Paris ein Zeichen der Zeit und steht in Einklang mit der ganzen modernen Bewegung. Die gesellschaftliche Nivellirung zeigt sich auch hier, wie sie sich im politischen Leben durch das suffrage universel ausgedrückt hat, worin alle Unterschiede von Stand und Census verschwunden sind, wie sie im Verkehr durch die Eisenbahnen vertreten wird, auf denen ein und derselbe Zug den Bettler und den Fürsten fährt. Vor zehn Jahren war Paris trotz aller Verschönerungen seit Ludwig XIV. noch reich an Spuren des Mittelalters, d. h. an Ungleichheiten. Diese Ungleichheiten machen zwar die alten Reichsstädte wie Strasburg, Nürnberg, Frankfurt am Main sehr pittoresk, es ist das beau désordre der Poesie auf Steinbauten übertragen; aber sie scheuchen nicht nur die Bequemlichkeit, sie beruhen auch auf dem Grundsatz der ständischen Theilung. Der Patricier oder Adeliche baute sich eine Art Schloß (in Frankreich Hotel genannt) an die Straße, das zuweilen mit Thürmen versehen war; willkürlich sprang es bald auf die Straße vor, bald zog es sich zurück. Krämer bauten ihre Verkaufsschuppen an die Kirche an, den Verkehr zu benutzen, und zerstörten so den architektonischen Eindruck. Der Kleinbürger zog sich in Winkel und Gäßchen zurück. Nichts als Willkür, Vorrechte im Bauwesen wie im Staatswesen, keine Spur von Gleichmäßigkeit und Proportion. Es gab aber vier Stände oder richtiger nur drei, denn der vierte war namenlos; am ärgsten trieb es im Bauwesen der geistliche Stand, dessen Klöster und andere Gebäude noch heute in vielen Städten durch ihre willkürliche Zerstreuung die Symmetrie stören. In der Französischen Revolution ward der dritte Stand alles. Aber der plötzliche Triumph stieg ihm zu Kopf, er hatte noch mit den Resten der alten Stände zu kämpfen; und als er in der Julirevolution die politische Oberhand behielt, wollte er als Aristokratie des Geldsacks eine Oligarchie gründen. Dagegen empörte sich die Masse, deren System der Socialismus war, deren Stichwort die Wahlreform. Der

vierte Stand ſiegte im Februar 1848. Aber das Wort iſt nur ein politiſches Witzwort; es gibt keinen vierten Stand als Stand. Sieyès hat recht: Die Bourgeoiſie, der Tiers-état, iſt alles. Jetzt, wo die mittelalterlichen Zünfte gebrochen ſind, wo die moderne Induſtrie den Reichthum allen möglich macht, den Reichthum, der heutzutage die einzige politiſche Macht iſt, jetzt darf man mit einem franzöſiſchen Journaliſten ſagen: „Qu'est-ce qu'un bourgeois? C'est un ouvrier parvenu.“

Wie Auguſtus, der Cäſar's begonnenes Werk durchführte, ſich rühmte, Rom aus Backſteinen erbaut gefunden zu haben und aus Marmor erbaut zu hinterlaſſen, ſo ſtellt es ſich der dritte Napoleon zur Aufgabe, ein Paris zu hinterlaſſen, das nur Einen Palaſt bildet. Es weiß ein jeder, daß politiſche und dynaſtiſche Gründe den Anſtoß zu dieſem Neubau gegeben haben; um die ſtädtiſchen Revolutionen zu bekämpfen, bedarf es langer, breiter Straßen mit geſchickt vertheilten Kaſernen; um der Revolution zuvorzukommen, gilt es, das arbeitende Volk zu beſchäftigen. Aber immerhin iſt es wahr — und wir wiſſen ſchon, daß die unbeugſamſten Republikaner Frankreichs dies anerkennen — durch dieſe Neubauten dringt Luft und Licht, d. h. die Geſundheit, in die Stadt ein. Wir fügen hinzu: Wie heutzutage alles in der Bourgeoiſie verſchwimmt, alles ſich nivellirt, ſo erhält auch Paris ein gleichförmiges Anſehen; nichts tritt oder ragt mehr ſtörend oder auffallend hervor. Und wie der Reichthum die höchſte Macht in der heutigen Geſellſchaft und Glanz und Wohlbehagen ſein Ziel und ſein Ausdruck ſind, ſo iſt auch Glanz und Bequemlichkeit der Charakter des neuen Paris. Und will denn die Theorie der Socialiſten etwas anderes, als Glanz und Wohlbehagen allgemein machen? Wenn Cabet das heutige Paris ſähe, er könnte ſich in ſeine geträumte icariſche Hauptſtadt verſetzt glauben. Und um Angriffen im voraus zu begegnen, will ich nur noch bemerken, daß ich wohl weiß, daß der Menſch noch ein anderes Bedürfniß hat als Wohlbehagen, daß er aus Leib und Seele beſteht und daß das Wohlbehagen des letztern allerdings die Freiheit iſt.

Als mich das Schickſal Paris wieder entführte, riß ich mich dennoch nur mit Schmerzen von ihm los. Es war ein heiterer Mondſcheinabend, als ich vom Luxembourg nach dem Pflanzengarten hinüber über die Seine fuhr. Rechts und links dehnten ſich die Kais der Weltſtadt endlos hinauf und hinab, daß die unzähligen wie eine Flammenguirlande fortlaufenden Gaslichter zuletzt wie in Nebelſchimmer verdämmerten, während ſie der geſchwollene Strom wie ein zweiter Regenbogen den erſten widerſpiegelte; es war ein feenhafter Anblick. Auf dem Lyoner Bahnhofe betäubte zuletzt der Reiſelärm den Ruf der Erinnerung; „Marſeille!“ „Turin!“ „Mailand!“ tönte es um mich her und ſtatt einer Stadt that ſich die Welt vor mir auf. So fuhr ich den Alpen zu.

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Preußen in Perſien.

(Fortſetzung.)

Minutoli hielt es für wichtig, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Hafenplätze zu richten und an Ort und Stelle ſich von den Verhältniſſen zu unterrichten. Deshalb brach er von Teheran mit ſeinen Gefährten auf, um über Ispahan, Schiras nach Bender-Buſchir (Abuſchir) zu gehen.

Unter ſeinen Begleitern befanden ſich der in der Wiſſenſchaft vielfach durch ſeine ägyptiſchen Forſchungen bekannte Gelehrte Dr. Brugſch, dann ein Neffe des Herrn von Minutoli, ein Lieutenant von Grolman vom 1. Garderegiment, ein Dolmetſcher, Dr. Pietroszewſki, ein Photograph, ein Koch und noch verſchiedene andere dienende Geiſter.

Von einem Karavanenführer und den nöthigen Bedürfniſſen begleitet, nur ſelten auf Städte und Ortſchaften ſtoßend, durchzogen ſie die weiten vulkaniſchen Gebirgsſtrecken nicht ohne vielfache und große Beſchwerden hinſichts des Wegs und der klimatiſchen Verhältniſſe. Von den vulkaniſchen Höhen ſieht der nach Süden fortſchreitende Reiſende ein ſehr unebenes Land. Endlich zeigen ſich Dörfer und Waſſerleitungen, die großartigen Ruinen von Ispahan, der ehemaligen Hauptſtadt Perſiens, werden ſichtbar. Die Stadt, wie ſie jetzt iſt, liegt am linken Ufer des Zeude-rud-Fluſſes und iſt nur noch der Schatten deſſen, was ſie einſt im 17. Jahrhundert geweſen; die Ueberreſte ſeiner Herrlichkeiten ſind in dem einſtigen Palaſt des Schah Abbas, der Großen Moſchee, dem Abbas-Bazar und noch einigen andern Gebäuden erkennbar. Im Jahre 1816 ließ Feth Ali-Schah einen neuen Palaſt erbauen; er kommt aber dem des Abbas nicht gleich. Auch iſt der Meidan, ein von prachtvollen Gebäuden und Portiken früherer Zeit umgebener öffentlicher Platz, überaus feſſelnd. Das Grün der Bäume entzieht dem ſich Nahenden einen Theil der Verwüſtung und läßt daher die Stadt großartig genug hervortreten. Der preußiſche Geſandte wurde auch hier mit wahrhaft königlichen Ehrenbezeigungen eingeholt und empfangen. Entzückend iſt der Anblick jener Allee von Tſchar-Bagh, die von der Stadt bis zur Brücke Dſchulfa reicht; ſie beſteht aus wundervollen, überaus buſchigen Platanen und iſt wol über 3000 Schritt lang und gegen 200 breit. Die Bäume werden durch Waſſerbäche, die vom Fluß abgeleitet ſind, genährt.

Einer ausführlichen Berichterſtattung mögen die vielen intereſſanten Details überlaſſen bleiben. Wir geben nur das Geſammtbild jenes merkwürdigen, in Trümmern ſprechenden Landes, das der Reiſende gleich einer gewaltigen Gräberſtätte, auf der ein neues Pygmäengeſchlecht ſich angeſiedelt, zu betrachten hat.

Hier aber ſpannten mehrere der Gefährten infolge der großen Anſtrengungen der beſchwerlichen Reiſe aus; Dr. Brugſch blieb ernſtlich erkrankt mit einem

Digitized by Google

Theil der Karavane zurück, indeß die andere Hälfte, Herr von Minutoli an der Spitze, ihren weitern Weg nach Schiras fortsetzte, obwol auch seine Gesundheit schon mehrfach durch Fieberanfälle und gastrische Zustände erschüttert war und nur die ungewöhnliche Willenskraft den ermatteten Körper zwang, das ferne Ziel zu erreichen. Ueber Firoz-Abod (den Ort des Glücks), eine Stadt, die aus den Trümmern von Firuz-Schah erbaut worden, stiegen die Pilger in das große und schöne Thal von Schiras hinab.

Dieser vielgerühmte Ort Persiens mit seinen Rosenfeldern hat eine unregelmäßige Gestalt, ist mit Mauern von gebrannten Steinen und Thürmen umgeben, die, kasernenartig eingerichtet, die Garnison beherbergen. Zu den hervorragenden Gebäuden gehören der Regierungspalast mit seinen herrlichen Rosengärten, die Moschee, die Bäder und der Bazar. Die Einwohnerzahl wird auf 30000 Seelen angegeben; die Manufacturen der Baumwollenzeuge, der Gewehre, Glas- und ausgelegten Holzwaaren sind hier sehr gesucht und die Handelsverhältnisse, in denen es steht, sind nicht unbedeutend. Ein Erdbeben richtete 1824 furchtbare Verwüstungen an, deren Spuren der Reisende noch gewahrt. Im Thale und der Umgegend wächst jener Feuerwein, der die persischen Dichter in Liebesflammen aufgehen ließ —; er gleicht an Farbe und Geschmack dem Madeira, hat eine überaus berauschende Kraft und muß, soll er gut sein, drei Jahre liegen, ehe man ihn trinkt.

Mit Stolz aber nennt der Perser Schiras die Stadt der Wissenschaft und Poesie. Hier lebten ihre Dichter, deren reiche Poesieen die ganze Welt durchklungen haben: der weise Derwisch Hafiz und der erhabene, mystische Saadi. Zwei Stunden von den Mauern der Stadt ist das Grab des erstern, von einem Rosengarten umschlossen, der alljährlich in Tausenden von Blüten das fruchtbare Genie des vielfach in seinem Lande als ungläubig verschrieenen Dichters repräsentirt. Seine vom Feuer der Leidenschaft durchglühten Lieder von Liebe und Wein galten den Persern für christliche Anschauungen, daher er für einen diesem Glauben zugethanen, auch wol heimlichen Christen galt! Saadi's Grab, auch von einem Garten umgeben, wo Rosen- und Fliederbüsche — jener berühmte persische Flieder mit seinen reichen Dolden — und Bulbuls Lied in Duft und Tönen um den Dahingegangenen klagen.

In Schiras blieb, um die großen Kosten einer solchen Reise zu ermäßigen, auch wol die eigenen Kräfte überschätzend — viele nähere Details fehlen hier noch — der andere Theil der ihn bis dahin begleitenden Leute, Kameele und Pferde zurück und nur Herr von Minutoli, sein Neffe (von Grolman) und ein arabischer Diener setzten die Reise nach Abuschir fort, sich somit von allem Comfort entblößend. Die schon überspannten Kräfte wurden, statt durch verständige Ruhe sie wiederzugewinnen, durch erneute Aufregungen großartiger Eindrücke nur noch mehr überreizt. So war es die gewaltige Trümmerstätte von Persepolis, zwölf Stunden von Schiras, in einer fruchtbaren Gegend, unfern des Dorfes Merdacht, am Fuße des Rahmet, eines hohen Bergs von grauem Marmor, die ihn mit einem für Kunst und Wissenschaft gleich mächtigen Interesse erfüllte. Hierüber hat Minutoli selbst noch reichhaltige Berichte geschrieben. Die 40 Säulen, die von den Neupersern „Tschehel-Minar" genannt werden, sind die Torsen eines Palastes, der einst die großartige Stadt schmückte, die von den Orientalen Istakar, von den Griechen Persepolis genannt wurde.

Wir wollen uns eine Schilderung dieses Eindrucks noch vorbehalten.

Am Büchertisch.

III.

Abermals ein Buch in gelber Enveloppe! Reichenbach's odisch-magnetische Nachweise über die gelbe Farbe haben die Buchbinder noch immer nicht vorsichtig gemacht! Dies Buch ist von Karl Wartenburg und heißt: „Neue Propheten" (Leipzig, Grunow, 1861).

Dennoch sind diese zwei Bände nicht geradezu von theologischem Inhalt. Selbst die Kapitelüberschriften „Herodes", „Magdalena" u. s. w. dürfen die Herren vom Cultusministerium nicht auf den Gedanken bringen, es gehöre in ihre geistliche Inspection. Soweit wir die Absichten des Verfassers errathen, glauben wir zu der Annahme berechtigt zu sein, daß die Rückschrittspartei in dem bekannten zukunftsreichsten Staate deutscher Zunge die Scheibe hält, nach welcher der Verfasser seine Bolzen schießt. Bolzen sind es freilich nicht ausschließlich, womit er schießt; wir sehen auch manche derbere Waffe fliegen, sowie der Ton der Erzählung überhaupt ein ziemlich gereizter und aufgeregter ist. Aber wie wir annehmen dürfen nach dem Ausspruche Machiavell's, daß ein Prophet nur dann etwas bedeute, wenn er das Schwert in der Hand trage, so können wir gewiß sein, daß sich auch diese von Karl Wartenburg ihren Weg erobern werden.

Lebensblicke

von Ludwig Gedicht.

Den Frieden gewinnst du nur durch Sturm und Wetter! Ruhe ohne Kampf ist kein Gewinn.

* * *

Wenn die Freude jubelt, hat sie ihre Heimat auf der Erde; wenn sie verstummt, im Himmel.

* * *

Traurig, daß die Reue gewöhnlich dann erst anfängt, wenn wir nichts wieder gutmachen können.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politiſche Randgloſſen. V. — Urtheil eines Chineſen über den letzten Krieg. — Die Piſtolen-Camera. — Die Schwanenbucht bei Potsdam. — Ernſt Rietſchel. — Parteidank. — Briefwechſel.

Politiſche Randgloſſen.

V.

Gewiß iſt es wohlbegründet, wenn die deutſche Preſſe nicht dem Beiſpiel der engliſchen folgt und Napoleon III. heute in den Himmel erhebt, morgen wieder kein gutes Haar an ihm läßt. Wohlbegründet iſt es, daß in Deutſchland über jeden ehrgeizigen und den Krieg wenn nicht ſuchenden, doch auch nicht ſcheuenden Beherrſcher Frankreichs durchgehends mit Zurückhaltung geſprochen wird; zumal über den gegenwärtigen, der ſo viel räthſelhafte Wandelungen durchmacht.

Man kann aber auch über Napoleon III. in Phraſeologie verfallen. Wir fanden dieſe in den meiſten unſerer Zeitungen wieder bei Gelegenheit ihrer Beſprechung der Laguéronnière'ſchen Schrift. Nur wenige haben dieſe Kundgebung in unbefangener Prüfung aufgenommen, wenige haben den Verhältniſſen, in denen ihr Souffleur lebt, Rechnung getragen, geſchweige abgezogen, was in ſolchen franzöſiſchen Programmen und Manifeſten von nationaler Eitelkeit und Windbeuteiei ſich von ſelbſt verſteht.

Dieſe unſere Behandlungsweiſe der auswärtigen Politik Napoleon's III. iſt nicht gut. Die Bildung eines öffentlichen Urtheils über die großen Fragen der Weltgeſchichte befindet ſich bei uns immer noch nicht in beſonders glücklicher Situation. Die entgegengeſetzteſten Intereſſen finden in unſerm unorganiſchen Zeitungsweſen ihren Ausdruck. Wir haben ruſſiſche, engliſche, franzöſiſche, öſterreichiſche, papiſtiſche Anſchauungen, die alle zu gleicher Zeit und nicht ſelten mit großem Geſchick in Curs geſetzt werden. Die Stimmung der Maſſe ſchwankt unſicher hin und her und verläßt ſich mehr auf ihren Gefühlsinſtinct als auf eine ſichere Prüfung der Verhältniſſe. Haben wir nicht in den jüngſten Tagen geſehen, daß Gaetas Widerſtand anfangs faſt allgemein für nutzlos erklärt wurde und kaum zog ſich die Belagerung hin, kaum ſanken die Mauern einer Rieſenfeſtung, die ein zweites Gibraltar zu nennen iſt, nicht wie Kartenblätter um, kaum verbreiteten ſich märchenhaft aufgeputzte Sagen über eine in blanken Reitſtiefeln und mit dem Soldatenmantel die Baſtionen Gaetas beſuchende „deutſche Fürſtentochter", ſo war der romantiſche Sinn der Deutſchen vom Abenteuerlichen gefangen und gab ſich hier und da ohne alle Kritik den offenen und geheimen Wühlereien für die legitime und reactionäre Ordnung Italiens hin.

Bei einer ſo mannichfach noch gemiſchten und jedem energiſchen Einfluß zugänglichen Beurtheilung, namentlich der italieniſchen Verhältniſſe, hätte man ſich ſcheuen ſollen, in die hochwichtige Demonſtration Napoleon's III. gegen die weltliche Herrſchaft des Papſtthums wieder mit den üblichen Prädicaten der Tuilerieenpolitik, „falſch", „hinterhaltig", „halb" u. ſ. w. allzu verſchwenderiſch zu ſein. Miſchen wir in die Beurtheilung ſo bedeutungsvoller Acte wie die Säculariſation des Papſtthums Ausdrücke wie dieſe, ſo geht die öffentliche Meinung in der Irre und geſtattet den hundert Federn, die bei uns im Intereſſe der Jeſuiten und der Legitimität ſchreiben, Wirkungen, die ſie bei einem vorſichtigern Beurtheilungsſyſtem Napoleon's III. nicht haben würden.

Von jener Broſchüre iſt, wie ſchon geſagt, vor allem ihre romaniſch-franzöſiſche Form abzuziehen. Dieſe Methode der Beweisführung, dieſe Berufungen auf die Größe und Tapferkeit der Franzoſen, dieſe einſeitigen, oft komiſchen Entſtellungen der Sachlage gehören zu den Dingen, die ſich auf dortigem Gebiet nie ändern werden. Ob Karl X. oder Louis Blanc ein ſolches Manifeſt oder Programm ſchreibt, es wird, namentlich im Rhetoriſchen, immer dieſelbe Komödianterei ſein, die nun einmal vom franzöſiſchen Weſen nicht zu trennen iſt. Auch für Italien gilt dieſelbe Bemerkung. Die Art, wie z. B. die Italiener den Deutſchen ihre Sympathieen ausdrücken, muß man hinnehmen wie ſie iſt. Hrn. von Vincke wünſchen wir den ganzen Muth, die Phraſen und Demonſtrationen zu ertragen, die ihm von dorther kommen und die ihm in ihrer Form, ja ſelbſt theilweiſe in ihrem Inhalt ebenſo antipathiſch ſein mögen wie ſeinen Gegnern. Wir Deutſche drücken uns eben anders aus. Die Sache bleibt darum dieſelbe und verändert nichts an ihrem vortrefflichen Inhalt.

Auch die „Halbheit" oder, wie die National-Zeitung ſich ausdrückt, die am Schluß der Broſchüre erſt eröffnete „Colonnade zu einem Gebäude, das man nicht ſieht", kann den großen von Paris angekündigten Act der Säculariſation des Kirchenſtaats nicht verdächtigen. Man vergeſſe nicht, daß Napoleon III. über eine bigot katholiſche Bevölkerung herrſcht. Seiner eigenen Ueberzeugung nach Voltairianer ſo gut wie wir und von den Cardinälen und dem Stuhl Petri nicht im mindeſten bezaubert, hat er die Klugheit gehabt, das große Wagniß der Wiederherſtellung der Bonapartes auf die Beſeitigung der Gefahren zu bauen, die dem katholiſch-kirchlichen Weſen ſowol in der Republik wie unter dem entſchieden antijeſuitiſchen Ludwig Philipp (noch ſeiner beſten Seite) drohten. Der Prätendent appellirte an die Maſſe des Landvolks, an den franzöſiſchen Mangel aller Schulbildung, an die Vorſehung jedes franzöſiſchen Dorfes, den Pfarrer. Seine Umgebung war,

Digitized by Google

um uns mit einer genauern Definition derselben nicht aufzuhalten, unmoralisch; diesen Spielern von Baden-Baden, Börsenflibustiern, militärischen Aventuriers, Cameliendamen niedern, höhern und höchsten Ranges hatte er ein Gegengewicht zu geben und beiferte sich deshalb, der beste Sohn der Kirche zu sein. Diese Lage dauert noch fort. Die französische Armee ist nicht das aufgeklärte Paris, sondern die bigote Provinz; die Offiziere sogar sind nicht frei von jener modernen katholischen Sentimentalität, die sonst nur im Lager der Legitimisten zu Hause ist. Der Kaiser wird ohne Zweifel deshalb mit eigener Hand in Laguéronnière's Broschüre alle die Zusätze hineingeschrieben haben, die ihm für die Rücksichten auf die französische Religion nothwendig erschienen. Unter dem Bilde zweier Personen mußte er den Papst auffassen; der einen küßt er demüthig den Pantoffel, während er der andern heimlich den Stuhl wegzieht; daß bei dieser Scene nur ein und derselbe Begriff zu Boden fällt, kümmert ihn wenig und ist sein wahres Ziel. All diese „Halbheit" ist für seine Lage in der Ordnung.

Den Muth, den Katholicismus von Rom unabhängig zu machen, bekam Napoleon III. durch drei Thatsachen. Ein Priester, der Vicar Berger, erstickt den Erzbischof von Paris in offener Kirche und muß die Guillotine besteigen; Orsini, ein italienischer Patriot von bisher unbescholtenem Lebenswandel, sucht ihn durch sein Bombenattentat aus der Welt zu schaffen; das Haus Habsburg schließt mit den bourbonischen und habsburgischen Dynasten Italiens geheime Schutz- und Trutzbündnisse. An und für sich geht eine grübelnde und gedankenbrütende Natur, wie sie Napoleon III. besitzt, ungern in den Krieg; bei ihm lag außerdem noch die Besorgniß vor dem bedenklich wachsenden Ruhm der commandirenden Marschälle hindernd zwischen Drohung und Ausführung. Dennoch begann der Krieg. Man schildert Napoleon III. als Eroberer und verweilt bei den Annexationen. Der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge hat Napoleon bei allen seinen Unternehmungen nichts als Ländergewinn im Auge. Wir halten diese Meinung für irrthümlich. Ohne im mindesten die äußerste Wachsamkeit auf unsere Rheinufer widerrathen zu wollen, können wir in den Erwerbungen von Nizza und Savoyen nur die sich von selbst verstehenden Hülfsmittel sehen, mit denen Napoleon einigermaßen das Material zu befriedigen suchte, mit dem er operiren muß. Die gegenwärtigen Franzosen bestehen aus zwei Hälften, aus einer ehrgeizigen Armee und — „Philistern". Letztere müssen zu allen Extravaganzen der kaiserlichen von der Börse bitter gehaßten Politik nur Geld hergeben. Jene Erwerbungen, und sollten ähnliche folgen, waren und sind nur eine ostensible Antwort auf die Frage: Wozu das alles und was bringt es Frankreich ein?

Deutschland ist leider in zwei Hälften, eine protestantische und eine katholische, getheilt. Aber Schiller, Goethe, Kant und Humboldt gehören dem ganzen Vaterlande. In diesem Sinn ist auch ganz Deutschland protestantisch und kein Ort ist es mehr als Wien. Die Ausnahmen sind allerdings respectabel genug, um über diese Behauptung lachen, oder mächtig genug, um sie sich verbitten zu können; aber die Wahrheit bleibt darum dieselbe. Wenn die Aristokratie und die Jesuiten überall in Deutschland (überall, auf katholischem und protestantischem Gebiet) im Staatsleben ihre rechten Bändiger fänden, wenn wir überall Kammern voll Muth, Minister voll aufrichtigen Freiheitssinns besäßen, so stände die Thatsache fest, daß der Untergang Roms als hierarchische Spitze des Katholicismus letztern selbst, soweit er Deutschland trifft, nicht im mindesten berührt. Der wahre Katholicismus deutscher Bildung ist einer geläuterten und schönen Zukunft fähig. Vollkommen kann er bestehen, auch wenn der Papst künftig nur noch ein Bischof von Rom, der erste Hofpfarrer eines Königs von Italien ist.

So sehe man also ruhig diesem höchst interessanten Schauspiel zu, das sich demnächst in Rom abwickeln muß. Hoffentlich mislingt es den Jesuiten, Venedig zu einem Aufstand zu bewegen und dadurch die Vorgänge im Kirchenstaat, die Organisationen Cavour's und die ersten Decrete des „Parlaments von Italien", der „italienischen Paulskirche", zu paralysiren. Auf die „Doppelrolle", die dabei Napoleon III. spielen wird, kann Deutschland mit wahrem Vergnügen blicken; es ist das schönste Vaudeville, das je in Paris geschrieben worden ist, und es sollte sich einer finden, der es, mit einigen Lokalveränderungen, ins Deutsche übersetzt. Hat nicht Heinrich Leo neulich gesagt: Der dazu bestimmte Mann „lebt bereits unter uns"? Wir hätten zum Schluß nur noch zwei Wünsche. Der eine wäre: Kaulbach zeichnete die Säcularisation Roms; es ist ein Stoff des großartigsten Welthumors und seine humoristische Behandlung nicht im mindesten ungroßmüthig oder unedel; Cardinäle sind nicht ehrwürdig; sie würden es sein, wenn ihr Unglück von Familien getheilt würde. Der zweite Wunsch wäre der: Wenn alles das noch Ulrich von Hutten erlebt hätte!

Urtheil eines Chinesen über den letzten Krieg.

Lord Palmerston hat sich vor kurzem für den mit China geführten Krieg vom Parlament eine Belobigung ausstellen lassen. Sie ist ihm auch gegeben worden, mit Ausnahme einiger Rügen über die Verbrennung des kaiserlichen Palastes von Peking. Es wurde darauf erwidert, daß die Chinesen einen Act der Kraft Europas ad oculos demonstrirt erhalten mußten. Bekanntlich war jene Verwüstung und Plünderung eine Genugthuung für mehrere von den Chinesen grausam ermordete Europäer.

Eine der neuesten Nummern einer moskauer Zeitung bringt die Zuschrift eines Chinesen, der sein Volk zu rechtfertigen sucht. Wir wollen dem Sohn des Reiches der Mitte nicht die Gerechtigkeit versagen, ihn auch in Deutschland zu Wort kommen zu lassen.

„Ein Chineſe von Geburt", ſchreibt Herr Chin-Dry, „hatte ich frühzeitig Gelegenheit, mit der ruſſiſchen Sprache bekannt zu werden. In meinem ſiebenten Jahre beſuchte ich Kiachta mit meinem Vater, ſpäter in meinem dreizehnten Jahre war ich in Niſhnij-Nowgorod mit meinem Onkel, wo derſelbe ſtarb. Ich entſchloß mich damals, bei der Familie des Kaufmanns T., mit deſſen Kindern ich als Kind zu ſpielen pflegte, zu verbleiben. Die Verhältniſſe beſtimmten ſpäter, im Jahre 1842, meinen Wohlthäter, ſein Geſchäft nach Odeſſa zu verlegen; ich zählte damals 25 Jahre. Indem ich nachgehends in ſeinem Geſchäft die mittelländiſchen Häfen beſuchte, hatte ich Gelegenheit, Europa, ſeine Sitten und Bildung kennen zu lernen.

„Chineſen rechnet man gemeiniglich zu Barbaren. Ich proteſtire dagegen. Es hat jedes Volk ſeine Vorzüge wie ſeine Verirrungen. So gehört das Kriegführen zu den europäiſchen Verirrungen. So war ich überraſcht, neulich in den franzöſiſchen Zeitungen Vorwürfe zu leſen, daß die Gefangenen der verbündeten Armee von den Chineſen meucheimörderiſch umgebracht wurden. Der Krieg gilt aber in China für unſittlich und wird als Mord beſtraft. Die Gefangenen wurden mit der Waffe in der Hand ergriffen und demgemäß verurtheilt und hingerichtet. Was können wir Chineſen dafür! Vor dem Geſetz ſind wir alle gleich. Unſer Geſetz kennt keine Parteilichkeit.

„Nach unſern Geſetzen erkennen wir auch keine Verbindlichkeit für jene Uebereinkommen, welche durch Gewalt der Waffen erlangt ſind; anders iſt es mit den Tractaten, welche auf friedlichem Uebereinkommen beruhen, dieſe ſind bei uns heilig.

„Ich habe dieſe Ueberzeugungen mit der Muttermilch eingeſogen und liebe auch in der Fremde mein Vaterland, welches Mittel findet, eine enorme Bevölkerung mit eigenen Producten zu ernähren, ohne Zuflucht zu fremder Hülfe oder unſittlichen Gewaltthätigkeiten zu nehmen.

„Wenn Sie intereſſirt, die Anſichten eines Chineſen kennen zu lernen, bin ich bereit, Ihnen viele Gedanken über manche Gegenſtände mitzutheilen."

Die Andeutung, daß Traetate, die durch Kriegsgewalt erzwungen wurden, in China ungültig ſind, ſcheint beherzigenswerth.

Die Piſtolen-Camera.

Was in der Geometrie der Punkt für die Größe, das iſt in der Photographie der Augenblick für die Zeit. Zeit iſt Dauer mit Anfang und Ende; Augenblick iſt Anfang und Ende ohne Dauer.

Das „Photographiſche Archiv", das alle Eroberungen im Reiche des Lichts einſammelt, berichtet von einer Piſtolen-Camera, d. h. von einer augenblicklichen Photographie. Es iſt durch Gelehrte conſtatirt, daß das auf die Netzhaut des Auges fallende Bild eines Gegenſtandes nicht in weniger als einer Zehntel-Secunde entfernt werden kann. Ein Bild, das alſo innerhalb dieſer Zeit gefertigt wird, kann ſo benannt werden. Nun iſt von Skaife in London ein Apparat conſtruirt worden, der eine große Lichtſtärke beſitzt und an Schärfe und Feinheit nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Inſtrument iſt aus Meſſing, 3 Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit; es kann während des Belichtens wie eine Taſchenpiſtole in der Hand gehalten und losgedrückt werden. Die Camera beſteht aus drei Theilen: dem Vorſatz, dem Objectiv, der Caſſette. Der Vorſatz iſt mit einem ſinnreichen Mechanismus verſehen, um das Objectiv durch Abdrücken eines Stifts augenblicklich zu öffnen und zu ſchließen. Dies geſchieht ſo raſch, daß man kaum bei aufmerkſamſter Beobachtung auf dem matten Glaſe ein Bild erkennen kann. Alles iſt Miniatur; die Linſe hat im Durchmeſſer 12 Linien und iſt in der Art eines Doppelobjectivs mit kurzer Brennweite conſtruirt, zwiſchen beiden Gläſern iſt eine Blendeneinrichtung mit einer Oeffnung von $\frac{3}{8}$ und für Porträts von $\frac{5}{8}$ Zoll. Der chemiſche und optiſche Focus des Objectivs ſtimmen überein.

Die Bilder macht Herr Skaife auf rothem oder blauem Glaſe; ſie ſind in Form von Steinen, die zu Ringen gefaßt werden können, geſchnitten. Um die Schärfe des Inſtruments darzulegen, ſei hier eines Negativs erwähnt, das die erſte Seite der „Times" auf ein Plättchen von $\frac{3}{8}$ zu $\frac{1}{2}$ Zoll reducirt darſtellt; unter ein Mikroſkop gelegt, war die ganze Schrift und jeder einzelne Buchſtabe zu erkennen.

Die Schwanenbucht bei Potsdam.

Ein anmuthiges, ja poetiſches Winterbild!

An einer Stelle der Havel, die nicht zufriert, überwintern in dieſem Jahre 500 Schwäne. Sie ſind Eigenthum der Krone und beleben mit noch 500 andern Stammgenoſſen, die ſich in Spandau befinden, die Gewäſſer von Berlin und Potsdam. Wen der günſtige Zufall zur Zeit der Fütterung dahin führt und wer die herbeiziehenden Familien ſich dort verſammeln ſieht, hat auch Gelegenheit, ſeine ſpeciellen Studien über dieſen poetiſchen Weltenbeherrſcher zu machen, den wir in ſeinen gemeſſenen und ſchönen Bewegungen, die mit ſo viel Grazie wie Stolz ausgeführt werden, den Spanier unter den Waſſervögeln nennen möchten.

Der ſtrengen Kälte ſind vier Stück in dieſem Jahre zum Opfer gefallen. Für die Einbringung von Verirrten oder gar eingefrorenen Seglern, die ſich zu weit über ihr Territorium hinaus begaben, iſt eine nicht unbedeutende Belohnung ausgeſetzt. Uebrigens ſoll der Ertrag, der aus dem Verkauf der Federn gezogen wird, ſo bedeutend ſein, daß dadurch die Unterhaltungskoſten der Anſtalten — ihre Häuſer und die Nahrung — vollſtändig gedeckt werden.

Ernſt Rietſchel.

Ein frühzeitiger Tod hat einen edeln Künſtler dahingerafft, noch ehe ſein Ruf die ganze Höhe erreichte, die ihm noch hätte beſchieden ſein können. Mitten aus ſeinen Plänen und Entwürfen, mitten aus einer immer mächtiger vorſchreitenden Vollendung ſeines großartigen Luther-Denkmals für Worms mußte Ernſt Rietſchel aus dem Leben ſcheiden.

Digitized by Google

Einr ernſte weihrvollr Stimmung ſpricht ſich in allem aus, was dieſer vortreffliche Bildhaner geſchaffen hat. Wäre ſein Beruf der des Malers geweſen, er würde ſich an dir Schnle Overbeck's gehalten haben. Seine erſten Geſtalten, die für monnmentale Zweckr beſtimmt waren, kennzrichnetr eine träumeriſche, in ſich verſunkene und für ſo praktiſche Naturen, wie z. B. Thaer, den Agronomen, nicht geeignete ſtillr Beſchanlichkeit. Erſt mit dem Leſſing-Stanbbilde, wenn auch der mit ihm gewonnene Menſch weniger Leſſing als der jungr Goethe ſein ſollte, erhob ſich Rietſchel zu einem kräftigeen Stil.

Dem Marmor, dieſem weichen, edeln Griffel des plaſtiſchen Dichters, war Rietſchel's Weiſe verwandter als dem Erz. Die Schillrr-Goethe-Gruppr, ein ſozuſagen lyriſcher Gedankr, machte ſich als Thondild faſt noch ſchöner im begrenzten Raum des Ateliers als jetzt auf offenem Markt im harten Erz. Ein unruhiges, von einem Art belebtes Standbild hebt ſich vom Licht drr Sonne würdig nur bei Kriegern ab. Aber die Luther-Gruppr kam dann dem Ideal der monumentalen Plaſtik, äußerer Ruhr bei innerſtem Leben, um ſo näher und überflügelte jede Erwartung.

Rietſchel arbeitete wie ein Sehrr. Eine ſchöne, innige Verklärung des Gemüths ließ ihn ſeine Geſtaltrn auf dem Wege einer anbächtigen Intuition finden. Wenn er ſchuf, ſchloß er das Augr und vergegenwärtigte ſich mit ganzer Kraft den darzuſtellenden Gedanken; das Bild, das ihm dann entgegenſprang, hielt er feſt wie eine Eingebung Gottes. Dieſr Art zu arbeiten gehört den Myſterien der Dichtkunſt an. Aber gerade die Dichter werdrn beſtätigen können, daß den Träumen des Abends der nüchterne Morgen nicht immer Wort hält. So kam es, daß Rietſchel änderte und ſeine erſte Inſpiration, die er gern beibehalten wollte, ſich oft recht tief in der Seele bekümmerte, nicht in Einklang zu bringen mit dem, was für die Ausführung die ſpätere Erwägung des Verſtandes vorſchrieb. So entſtanden wol, oft noch unmittelbar vor dem plötzlichen Siege, Schwankungen über die Auffaſſung Luther's, ſo die Sorgen um den harmoniſchen Eindruck im Goethe-Schiller-Bild. Wrr Gelegenheit hatte, dieſe Proceſſe im Gemüth des Künſtlers zu beobachten, mußte vor dem Ernſt, der Gewiſſenhaftigkeit, dem angeborenen Schönheitsſinn des Künſtlers die größte Hochachtung empfinden.

Im Marmor ſprach ſich bir ganzr Empfindung des edrln Mannes am reinſten aus. Seine Pietà (in der potsdamer Friedenskirche) ging tief aus dem Gemüth, aus eignen ſchmerzlichſten Erlebniſſen hervor. Rietſchel bezeichnete ſie uns gelegentlich ſelbſt als ein Opfer, das er, damals ohne Hoffnung auf neues Glück, ſeinem alten verlorenen brachte.

Parteidank.

* In den Zeiten der preußiſchen Reaction, wo Berlins öffentlicher Geiſt vom Conſtablrrthum Hinckeldey's und den „Enthüllungen" der Kreuzzeitung regiert wurde, machte ſich um die Kundgebungen der „mit Gott für König und Vaterland" wirkſamen Geſinnung auch der rhemalige Schauſpieler Schramm verdient, der als „Rhetor" öffentliche Vorleſungen ſpecifiſch „patriotiſcher" Dramen und epiſcher Gedichte hielt. Sein mimiſches Talent war zu keiner Anerkennung gelangt; doch eine ſeiner Rotten, „Elias Krumm", hatte 1835 in Manheim möglich gemacht, daß ſein dortiger Vorgänger im Charakterfach, Theodor Döring, einige Wochen hindurch als ein „dreifach erſetzter Roller" erſchien. Döring ſagte damals: „Dieſen Manheimern gönn' ich's! Ich war die Goyle; jetzt haben ſie das Original!"

Wir hatten nie Gelegenheit, Zeugr der Kunſt zu ſein, wir Schramm die Schlachtgemälde Scherenberg's, das Knattern der Musketrn, das Donnern der Kanonen von Leuthen, Ligny, Waterloo u. ſ. w. vortrug. Seine Thätigkrit währte zehn Jahre und hat auf die Jugend Berlins und den Geſchmack der dortigen Offiziers- und Beamtentöchter jedenfalls einen großen Einfluß gehabt. Die Schulen und Gymnaſien wurden in dieſe Vorträge rommandirt. Wir bewunderten, wie ſorgſam excluſiv das Reprrtoirr ausgewählt war. Man hätte glauben mögen, daß rs Genrralintendant von Hülſen machte.

Für dieſe unausgeſetzte Thätigkeit des „Rhetors" auf dem Gebiete loyaler Aeſthetik hätte man annehmen dürfen, dem Manne wäre geholfen geweſen. Wir vernehmen jetzt, daß es dem Geſinnungsvollen nicht gut gegangen iſt. Vor kurzem geſtorben, hat er die Seinigen ohne Verſorgung hinterlaſſen.

Bogumil Dawiſon war dem Verſtorbenen befreundet und gab, um den Hinterlaſſenen rine Hülfr zu gewähren, kürzlich in Dresden eine dramatiſche Vorleſung. In ſchönrm Taktgefühl für die Geſinnungsſphärr ſeines Freundes wählte er jenes mit dem Worte: „Pereant allr Feinde Brandenburgs!" ſchließende Drama Kleiſt's, den „Prinzen von Homburg".

Dawiſon las mit jener Mäßigung des Vortrags, dir an einem großen Schauſpieler, den ſein Darſtellungstrieb ſofort zur Action fortreißen ſollte, brſonders überraſchend iſt. Das Weſen riner gnten dramatiſchen Vorleſung verhält ſich zur Darſtellung wie eine Sepiazeichnung zum Oelbild. Während hier die Farben in ihrem bnnten Reize wirken, iſt es dort, wo nur einr einzige Farbe waltet, der Ton drs Ganzen und die richtige Vertheilung von Licht nnd Schatten, dir den wohlthuenden Eindruck machen. In bieſem Sinne war Dawiſon's Reprodnction des znm Vorleſen nicht beſonders geeigneten Werks eine außerordentlich glückliche. Das Hanpt- und Nebenſächlichr ſtand in ſchöner Harmonie; das auf der Bühne ſo oft fehlende Enſemblr, die Einheitlichkeit der rrſtrebten Wirkung, trat in anmnthigem Wohlklang dem Ohr und für eine einigermaßen begabte Phantaſie ſelbſt dem Auge entgegen. Anf die berühmtrn Monologe: „Das Leben nennt der Derwiſch eine Reiſe" und „Wenn ich der Dei von Tunis wäre" hätte der treffliche Künſtler vielleicht mehr Nachdruck gelegt, wenn ſeine Rückſicht auf die lange Dauer einer ſolchen Vorleſung (dir nach deutſcher Abendeintheilnng um 6, nicht nm 7 beginnen muß) ihn nicht beſtimmt hätte, das Tempo etwas raſch zu nehmen.

Briefwechſel.

— Herrn K. in Frankfurt am Main. Wahrhaft verbunden; aber dir Beilagen entbehren noch derjenigen Vollendung, die ſie ſogar geringen Anfoederungen gegenüber druckbar machen würde.
— Herrn J. P. in Lg. Nicht zu verwenden.
— Herrn E. P. in Genf. Die eigene Rührung macht noch kein Gedicht.

Verantwortlichrr Redactrur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 10. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Amerikaniſches Anſiedlerleben II. III. — Die „Nachtigall". Aus der Welt des Schwindels. Von A. von Lagerſtröm. — Das Tönen der Flamme. Von Dr. A. Aderholdt. — Kunden aus der Ferne. IV. Die Preußen in Perſien. (Fortſetzung und Schluß.) — Am Büchertiſch. IV. — Viſion. Von Emil Rittershaus. — Ernſt Rietſchel. Von Edmund Bruno. — **Neues aus der Welt.**

Amerikaniſches Anſiedlerleben.

II.

Ein deutſcher Student tanzt den Bewohnern des Ohio ein pas de seul vor — um ſich ein Stück Brot zu verdienen und um für einen Tanzmeiſter gelten zu können, der Lectionen ertheilt!

„Zu Lauterbach hab' ich ma Strumpf verloren", kreiſchten die Saiten und die Füße des armen Relegirten ſetzten ſich in Bewegung. Mit ſchwankenden Tritten ſchien er anfangs das Kriechen des Gewürms der Erde nachahmen zu wollen, aber nach und nach kam mehr Feuer in ſeine Haltung, ſeine Schritte wurden elaſtiſcher. Walzend, rollend, trippelnd, hüpfend, ſpringend hob er ſich höher und höher, drehte er ſich behender und geſchwinder, als wollte er zuletzt noch den Flug des Adlers darſtellen. Wie Sturmeswolken umflatterten ihn ſeine Rockſchöße. Perlender Schweiß rann ihm von der Stirn; keuchend hob ſich ſeine Bruſt und ſtarr blickten ſeine Augen auf die Verſammlung, die in würdevollem Schweigen, jedoch mit reger Theilnahme, jeder ſeiner Bewegungen folgte. Immer gellender tönte die Geige, immer convulſiviſcher wurden des Tänzers Bewegungen. Da, mit einemmal, — er hatte bereits die ganze Fläche ſeines Terrains umſprungen, war in jeden Winkel angerannt und drehte ſich jetzt im Wirbel um ſeinen Begleiter — ſprang er rücklings auf den Tiſch — praſſelnd fielen die Leuchter durcheinander und mit einem kühnen Saltomortale verſchwand er durch das offene Fenſter.

Donnerndes Beifallsklatſchen folgte ihm!

Die Verſammlung erhob ſich höchſt befriedigt und verließ vergnügt den Saal! Erſt als wir zu Hauſe angelangt waren, erlaubten wir, trotz unſerer Rührung, unſern gereizten Lachmuskeln ſich auszuſchütten.

Als wir am andern Morgen Gelegenheit hatten, die beiden Künſtler perſönlich kennen zu lernen, erzählten ſie uns, daß ſie ebenfalls vor nicht langer Zeit den heimatlichen Boden verlaſſen hätten, um hier in Amerika ihr Glück zu machen. Vielerlei hätten ſie bereits unternommen und angefangen, aber das Glück wäre ihnen bisjetzt noch nicht günſtig geweſen. Durch bedeutenden Geldmangel wären ſie in die Nothwendigkeit verſetzt worden, ein Aeußerſtes zu verſuchen und hätten deshalb das Concert auf Zureden des Dr. F. veranſtaltet; da aber ihre muſikaliſche Ausbildung mangelhaft ſei, glaubten ſie mit dem Solotanz das Programm anziehender zu machen und das Publikum herbeizulocken.

Der junge Mann geſtand uns ferner, daß, als es zur Ausführung gekommen war, ihn eine wahre Todesangſt beſchlichen hätte, da er ſich

seiner Unfähigkeit in der höhern Tanzkunst nur zu gut bewußt gewesen. In der Verzweiflung und seiner Sinne kaum mächtig habe er die tollsten Sprünge gewagt und sich zuletzt, da er glaubte, die Audienz werde sich für diese Unverschämtheit thätlich an ihm vergreifen, durch das Fenster gerettet. Zu seinem Erstaunen seien aber noch denselben Abend mehrere junge Leute und einige Familienväter zu ihm gekommen, um auf einen Cursus zu pränumeriren, wodurch denn ihrer beider Existenz vorläufig glänzend gesichert sei.

Als die Mittagszeit herbeigekommen, ertönte auch die Glocke des „Emigrant" und rief uns zur Weiterreise, zu neuen Scenen und neuen Gefahren.

Lebe wohl, du freundliches, gastfreies, mildurtheilendes Wheeling! Sei gesegnet, du ritterliches Virginien! Schaukle uns jetzt sanft und sicher auf deinen Wogen, du schäumender Ohio!

* * *

Vorwärts mit keuchender Ungeduld arbeitet das Schiff, ächzend und stöhnend erbebt es bis in seinen innersten Bau ob der eigenen Anstrengung. Pfeilschnell durchschneidet es die nasse Bahn und läßt in raschem Fluge Station auf Station des Uferlandes zurück. Tändelnd und scherzend umspielen die kleinen tanzenden Wellen den gigantischen Bau; eine hebt sich neugierig über die andere, um dann am Leib des Ungethüms zu zerschellen; immer neue wälzen sich nach, heben sich schäumend empor; einen Augenblick glänzt der lachende Sonnenstrahl in sie hinein, sie blitzen selbstzufrieden auf in der erborgten diamantenen Herrlichkeit — dann versinken sie spurlos in sich.

Wir standen auf dem Verdeck und sahen lächelnd diesem neckischen Spiel zu. Die Abendschatten dämpften bereits die Glut der heißen Julisonne; in leichte Silberschleier hüllten sich die grünen, waldbedeckten Ufer des Ohio, die in tiefer Stille und Einsamkeit ruhten. Kein Laut kam von dort herüber, kein Ton eines lebendigen Hauches. Schweigend und regungslos standen die hohen Bäume, grüne Säulen eines unerforschten Doms.

„Sehen Sie", sprach der Kapitän, der zu uns getreten war und seine Finger auf das abendliche Panorama deuten ließ, „alle diese weiten Strecken sind noch unbewohnt. Noch keine Thätigkeit rühriger Menschen belebt diese Einsamkeit; nur der Holzspecht hämmert an den Bäumen; nur in Distanzen von vielen, vielen Meilen hat sich hier und da ein kühner Vordringling niedergelassen, der im tiefsten Waldesdickicht sich eine Hütte erbaut und für unsere Boote das Holz am Ufer in Klaftern zurechtlegt. Und doch ist die Civilisation schon weit, weit nach allen Himmelsstrichen sich ausdehnend, vorgeschritten — hat, mit eigensinnigem Willen viele hundert Meilen Strecken-Landes überspringend, an fernern Punkten Städte gegründet und führt diesen, der Flüsse Lauf als die geebnetste Straße benutzend, die Artikel des feinen Geschmacks und des Luxus zu."

Wir horchten mit Wohlgefallen dem Manne. Lag doch ein Trost darin, daß die vielen, die uns noch nachzukommen gedachten, alle Platz finden würden. Wirklich war uns unterwegs manchmal bange gewesen, daß, da so viele uns schon zuvorgekommen, der beste Platz bereits vergriffen sein möchte.

Und vorwärts arbeitet das Schiff; schnaubend drehen sich die gewaltigen Schaufeln. Fernes wird nah und Nahes entfernt sich wieder. Die laue Nacht senkt sich herab; schweigend umhüllt sie mit ihrem weichen Mantel die ganze Natur und ladet ein zur Ruhe und Rast. Aber vorwärts arbeitet das Schiff; seine Riesenglieder bedürfen keiner Ruhe; der heiße Athem, der sie belebt, ergänzt sich ewig neu an dem Hauche der Gluten, die sich in seinem Schoße nähren.

Uns hielt die schöne Nacht noch lange auf dem Verdeck. Wir lauschten dem leisen Gesange der Wellen und senkten unsere Blicke gemeinschaftlich mit den Sternen tief hinein in die geheimnißvolle Flut. Rings um uns her entstand plötzlich ein niedliches Feuerwerk. Gleich kleinen Raketen und Leuchtkugeln blitzten mit hellem Schein die Johanniskäferchen auf in wahrhaft fabelhafter Anzahl. Wir konnten uns kaum trennen von diesem ergötzlichen Schauspiel, das der freundliche Humor der wohlmeinenden Natur uns bereitete.

Aber die Ermüdung lockte doch endlich auf das Lager, in die enge Koje. Besorgniß hält die zögernden Schritte noch auf. „Schlafen?" Dürfen wir uns wirklich sorglos niederlegen, während es da unten wallet und siedet und brauset und zischt und die furchtbaren feindlichen Elemente uns in ihrem Banne halten?

So fragend, hing unser Auge an dem Antlitz des Kapitäns, auf dem die Manneswürde in voller Schönheit thronte. Seine Gestalt, echt virginisch, hoch und kräftig, doch biegsam und dem feinen Anstande lenkbar, wurde noch höher und ein vertrauenerweckendes Selbstbewußtsein

leuchtete von der Stirn, als er freundlich antwortete: „Ueberlaſſen Sie ſich getroſt dem Schlummer, ich wache für Sie!"

Und wir legten getroſt uns nieder und der erquickende Schlaf nahm uns zu ſüßem Vergeſſen in ſeine weichen Arme.

Als wir am nächſten Morgen zur Frühſtückstafel kamen, fanden wir unſere Geſellſchaft um viele Perſonen vermehrt. In der Nacht, während wir ruhig ſchliefen, hatte das Boot an mehreren Plätzen angelegt und neue Paſſagiere aufgenommen, die theils nur kurze Strecken, theils bis Louisville mitwollten. Wir waren bald wie eine Familie. In dem engen Raume, in dem wir zuſammengedrängt waren (denn damals waren die Boote noch nicht ſo weitläufig und bequem gebaut wie jetzt), herrſchte eine ungezwungene, geſellige Fröhlichkeit, die der Kapitän ſtets aufs neue durch ſein Erſcheinen zu beleben wußte. Mit ritterlicher Galanterie ließ er zwiſchen den Hauptmahlzeiten noch allerlei Leckerbiſſen in dem Damenſalon auftiſchen, kam dann, uns den Arm zu bieten, zu einem Gange auf das Verdeck oder er erſchien mit einem Buche, um uns ſchöne Stellen ſeines Lieblingsdichters vorzuleſen.

Unter den jungen Männern der Geſellſchaft waren auch einige Kaufleute aus dem Oſten, die ſehr ſchlimm auf General Jackſon zu ſprechen waren (die herrſchende Geldnoth und ihre Kriſis bildeten die Hauptunterhaltung am Tiſche). Ihm gaben ſie den Ruin des Landes ſchuld, denn durch das Aufheben der Vereinigten-Staatenbank hatten ſie Bankrott gemacht, und waren nun auf der Reiſe nach dem Weſten begriffen, wo ſie ſich eine neue Exiſtenz zu gründen gedachten. Sie nannten Jackſon den Feind des Vaterlandes. Wir aber glühten voll Enthuſiasmus für den greiſen Helden, der als Staatsmann zu Waſhington einen noch größern Sieg erfocht, als er bei Neuorleans mit dem Schwerte errang. Durch dieſe Meinungsverſchiedenheit entſtand unter uns ein fortwährendes Wortgeplänkel, das uns übrigens in der engliſchen Sprache übte.

„Jackſon iſt ein Böſewicht!" ſo bewillkommneten uns die Mercursſöhne, ſobald wir am Frühſtückstiſche erſchienen, und „Jackſon iſt ein Böſewicht!" riefen ſie uns jedesmal beim Nachtgruß zu.

„Jackſon iſt ein braver Mann!" riefen wir dann jedesmal zurück und durch den Beiſtand des Kapitäns, der ſchnell die Thür des Damenſalons hinter uns ſchloß, behielten wir ſtets das letzte Wort.

Und immer weiter über die Waſſerbahn führt uns das Schiff und bringt uns näher dem Ziele. Bisjetzt hatte ein ſtets heiterer, klarer Himmel uns angelächelt. In ihrer Strahlenglut ſtieg die Sonne allmorgendlich am Himmelsbogen empor und endete erſt zur ſpäten Stunde ihren heißen Lauf. Aber eines Nachmittags verdunkelte ſich plötzlich der Horizont. Wir waren auf dem Verdeck und freuten uns der fächelnden Winde, die unſere Wangen kühlten, und des bedeckten Firmaments, das uns endlich einmal erlaubte, ohne Hüte und Schirme im Freien uns aufzuhalten. Die fächelnden Winde wurden aber plötzlich zum brauſenden Orkan, der wüthend die Wellen peitſchte; grollend erbebte der Strom und wälzte raſcher ſeine dunkeln Fluten. Gleich rieſigen Geſpenſtern jagten die Wolken am Himmel daher und ließen grauenhaft die ſchwarzen Gewänder flattern.

„Wir werden ein Gewitter bekommen!" ſprach mit Ruhe der Kapitän. „Erlauben Sie mir, daß ich Sie zur Kajüte führe; ſchon fallen Tropfen!"

In der Kajüte herrſchte eine ängſtliche Spannung. Wie eine vom Wolf verfolgte ſcheue Lämmerheerde faßen die Damen und die Kinder zuſammengedrängt. Man ſchloß die Kojen und die Eingangsthüren; die dumpfe Schwüle, die nun in dem engen Raume herrſchte, vermehrte noch die Aengſtlichkeit der Gemüther.

Es rauſchte und toſte von außen um uns her; den feurig zuckenden Blitzen folgten unaufhörlich die furchtbarſten Donnerſchläge. Da dröhnte plötzlich ein dumpfer Krach unter uns! Auf bäumte ſich das Schiff und rüttelte heftig ſchnaubend ſeine Sparren und Speichen. Man hörte ein Rufen, ein Rennen und Laufen und Entſetzen malte ſich auf den bleichen Geſichtern der Damen. Da erſchien, in ſeinen trieſenden Regenmantel gehüllt, an der Thür der Kapitän und ſprach mit gewinnender Freundlichkeit: „Ich wollte die Damen nur beruhigen und ſie bitten, ſich furchtlos zu halten! Wir haben etwas an der Maſchine gebrochen, die Gefahr iſt aber bereits vorüber!"

Das war ein ſüßer Troſt zur grauſen Stunde. Hatten uns doch die lieben Deutſchen in Baltimore, mit denen unſer Führer in Berührung kam, als gewiß prophezeit, daß, wenn wir nicht auf der Landreiſe den Hals brächen, wir ſicherlich bei der Waſſerfahrt in die Luft fliegen würden; ſie hatten uns das Treiben und Weſen im Innern des Landes ſo grauenhaft wie möglich geſchildert. Hier aber fanden wir uns nun bewacht und ge-

hegt und unſer Vertrauen zu den Zuſtänden des Landes wuchs mit jeder Stunde.

Es war wieder heiterer Tag geworden; lachend begrüßte der Sonnenſchein die erfriſchte Erde und ſpiegelte ſich im tauſendfachen Prisma der Regentropfen, die, von dem nächtlichen Gewitterregen noch übrig, an allen Gegenſtänden hingen. Die Einförmigkeit der Uferſtrecken, der ununterbrochen ſich hinziehenden waldbedeckten Flächen, verlor nach und nach ihren monotonen Charakter; die Gegend wurde belebter und bot dem ermüdeten Auge erfriſchende Abwechſelung. Der Strom wurde etwas ſchmäler, grüne Hügelreihen traten hervor; freundliche Anſiedelungen wurden ſichtbar und an beiden Ufern blickten zahlreiche Landhäuſer aus wohlgehegten Obſtgärten hervor. Wir näherten uns Cincinnati. Schon der rege Verkehr auf dem Waſſer, die vielen Barken und Boote, die pfeilſchnell aneinander vorbeiſchoſſen, deuteten uns an, daß wir einer belebten Handelsſtadt uns zu nahen im Begriffe ſtänden. Ungefähr in der Mitte des Tags läutete unſer Boot ſeine helle Glocke und ſchob ſich bedächtig an den wohlgepflaſterten Landungsplatz.

„Sie haben einige Stunden Zeit, ſich die Stadt zu beſehen, während wir Fracht aus- und einladen", hatte der Kapitän zu uns geſagt und wir ließen dieſe Aufforderung nicht unbefolgt.

Wohlgemuth und fröhlicher Dinge warfen wir uns mitten in die belebten Haufen, die lärmend und ſchreiend am Werfte ihre Geſchäfte verrichteten, und durch Menſchen, Pferde, Mauleſel und Karren uns durchdrängend, durchzogen wir die Stadt, ſtraßauf ſtraßab, blieben vor jedem Kaufladen ſtehen, laſen die Aushängeſchilde und freuten uns kindiſch, wenn wir deutſche Namen herausbuchſtabirten.

Cincinnati war ſchon damals eine blühende, ausgedehnte Stadt mit breiten, reinlichen Straßen und vielen impoſanten Häuſern und machte auf den Fremden einen ſehr angenehmen Eindruck. An der Ecke von zwei lebhaften, ſich durchkreuzenden Straßen (ich habe die Namen vergeſſen) ſtießen wir auf einen Muſik- und Bilderladen. Das Aushängeſchild trug einen oft gehörten deutſchen Namen und die ganze Einrichtung ſah ſo vaterländiſch aus, daß wir nicht widerſtehen konnten und dem Eigenthümer in die Thür fielen. Wir glaubten weiter keiner Empfehlung zu bedürfen als Laute unſerer Mutterſprache und näherten uns ihm mit Herzlichkeit. Der Mann war aber ein langweiliger Menſch, aus Halberſtadt gebürtig. Er ſah, um mit Corporal Nym zu reden, den Humor davon nicht ein. Er klagte nur über miſerable, ſchlechte Zeiten und fragte um unſere Meinung, ob in St.-Louis vielleicht beſſere Geſchäfte zu machen wären.

„Adieu, lieber Landsmann!" — —

Nachdem wir noch einige Einkäufe, darunter mehrere Fäſſer von dem uns gerühmten feinen Mehle gemacht hatten, kehrten wir auf unſer Boot zurück. Hier war noch alles reges Leben und Treiben und mit Ein- und Ausladen beſchäftigt. Auch wieder neue Paſſagiere waren hinzugekommen; andere hatten uns verlaſſen. Unter den Fremden, die nun unſere Reiſegefährten werden ſollten, war auch ein junges ſchmächtiges Ehepaar aus Philadelphia mit mehreren Kindern, darunter zwei lebhafte intereſſante Knaben. Der Mann war ein Buchdrucker und hatte vor, irgendwo im Weſten in einem kleinen Orte eine beſcheidene Zeitung zu gründen. Auch ſie waren in eigenem Gefährt, theilweiſe über die Alleghanies, bis hierher gekommen, hatten aber ihr Pferd ſchon verkauft und nur ihr Wagen, ein leichter Deerborn, wurde mit auf das Boot geſchafft und neben unſerm aufgeſtellt. Aber Himmel! welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem ſpinnräderigen, niedlichen, leichten, zierlichen Phaeton und unſerm groben, maſſiv ſchweren Rollkaſten. Und derſelbe Unterſchied trat höchſt auffallend in ihrem und unſerm Gepäck hervor. Ein einziger, leichter Koffer enthielt ihre ganze Habe, während drei große Frachtwagen unſere ſchweren beſchlagenen Kiſten und Kaſten, Leinenzeug, Bücher, Kleidung, Curioſitäten und einen wiener Flügel enthaltend fortbringen mußten, die nun einen bedeutenden Ballaſt des Bootes ausmachten und wofür ein beträchtliches Frachtgeld bezahlt werden mußte.

Mit dieſen Leuten wurden wir bald recht vertraut und gewannen große Zuneigung zu ihren intereſſanten Kindern.

Ferner war unter den neuangekommenen Paſſagieren ein feiner Herr in eleganter, modiſcher Kleidung und von ſehr glatten, höflichen Manieren. Er trug einen wunderſchönen, wohlcultivirten ſchwarzen Backenbart und viele goldene Auszeichnungen, als Ringe, Tuchnadeln und Uhrketten. Wir mußten uns wundern, daß dieſem wohlanſtändigen, eleganten Mann ſo wenig Aufmerkſamkeit und Höflichkeit bezeigt wurde, fanden aber keine Veranlaſſung, uns nach der Urſache zu erkundigen. Da keiner der uns bekannten

Herren ihn uns vorſtellte, hielt er ſich auch in ehrerbietiger Zurückhaltung von uns. Nur wenn wir an den Tiſch oder auf das Verdeck kamen, grüßte er uns mit feinem Anſtande und bezeigte ſein Wohlgefallen an unſern Geſprächen mit den andern durch lächelnde Mienen und freundliche Seitenblicke.

Mit der ſinkenden Sonne hatten wir Abſchied von Cincinnati genommen und trieben nun wieder luſtig vorwärts, den krümmenden, windenden Ohio hinab. Wieder ſenkte ſich die Nacht, wieder hob ſich der Tag und halb mit Freude, halb mit Bedauern begrüßten wir in ſeinen Nachmittagsſtunden das erreichte Louisville.

Hier galt es, ſich zu rühren und auszuſchauen und für ein Weiterkommen zu ſorgen. Kapitän Cook ermittelte aber gleich ein ſchönes, großes Boot, „Diana" genannt, das reiſefertig nach St.-Louis lag, und beſtimmte den Kapitän, dicht an uns heranzufahren, um gleich die Effecten von einem Boot auf das andere zu laden. Viele unſerer bisherigen Reiſegefährten nahmen auch gleich auf dieſer „Diana" ihre Paſſage und wir waren herzlich froh, mit ſo guten Bekannten weiterfahren zu dürfen. Viele indeſſen blieben in Louisville zurück und wir hatten abermals die ſchmerzliche Empfindung eines Abſchieds. Als der Kapitän uns ſein Lebewohl ſagte, wurden ſeine Augen feucht und ſeine Lippen bebten. „Wo Sie hingehen", ſprach er mit bewegter Stimme, „wird Ihnen meine Erinnerung folgen! Viel Neues wird ſich Ihnen entgegenſtellen; einen neuen Kreis von Bekannten werden Sie an ſich ziehen, vergeſſen Sie dann aber auch nicht ganz den «Emigrant» und mich! Möge es Ihnen wohlergehen! Vielleicht ſehe ich Sie in dem ſchönen Miſſouri wieder!"

Wir haben ihn aber nie wiedergeſehen. Bald darauf iſt er — ſo hörten wir ſpäter von einem Wheelinger — ſammt ſeinem „Emigrant" zu Grunde gegangen — —

Wir ſtanden an der Brüſtung dieſes neuen Bootes, Abſchiedsgrüße den ſich Entfernenden zuwinkend. „Jackſon iſt ein Böſewicht!" rief noch mit gellender Stimme unſere Oppoſitionspartei, das Ufer betretend, zu uns herüber und war bald in den dichten Haufen der wogenden Menſchenmenge, die ſich am Werfte herumtummelte, verſchwunden.

Obgleich durch das Ueberpacken unſerer Effecten die Abfahrt des Bootes um eine geraume Zeit verzögert wurde, fühlten wir doch keine Neigung, es zu verlaſſen, um die Stadt näher zu beſehen. Wir begnügten uns, ſie vom Fluſſe aus in Augenſchein zu nehmen.

Der erwähnte cincinnatier Gentleman war ebenfalls ein Paſſagier der „Diana" geworden und hatte ſich uneingeladen und freimüthig in dem Damenſalon niedergelaſſen. Die männlichen Glieder unſerer Familie ſammt ihren Freunden waren bemüht und beſchäftigt, unſere Pferde ſicher an ihren neuen Aufenthaltsort zu bringen. Die Damen ordneten ihre Kojen und ihre Toilette. Wir äußerten gegen unſere neue Bekannte, die Buchdruckersfrau, unſere Verwunderung über die Größe und Eleganz des Bootes und geſtanden ihr, bisher keine Ahnung von den rieſigen Dimenſionen dieſer prächtigen Schiffe gehabt zu haben. Bei dieſer Aeußerung erhob ſich der feine Galan im Backenbarte und mit einer devoten Verbeugung erbot er ſich, uns auf den „Henry Clay" zu führen, ein Boot, das nicht weit ab von uns ebenfalls am Ufer läge und deſſen Rieſenbau allgemeine Bewunderung errege; denn bei der lebhaften Theilnahme, die wir für alles, was dieſes Land uns Neues biete, bezeigten, könne es uns nicht unintereſſant ſein, ſolch ein erſtaunungswürdiges Werk der Schiffsbaukunſt näher zu beſichtigen. Da er dem Kapitän des Bootes wohlbekannt ſei, würde es keine Schwierigkeit haben, uns auch deſſen elegante Ausſtattung und Einrichtung zu zeigen.

Das klang ſehr einladend für uns und verſprach eine intereſſante Epiſode unſerer Reiſeerlebniſſe zu werden. Schon ſchickten wir uns an, dem höflichen Manne zu folgen und unſern Freundinnen auf eine kurze Weile Adieu zu ſagen, als unſer Auge dem bedeutſamen, warnenden Blicke der Buchdruckersfrau begegnete. Zögernd hielten wir die Schritte an, inſtinctmäßig drang ſich uns das erläuternde Verſtändniß dieſes Blicks auf. Eine kleine Pauſe der Verlegenheit entſtand, dann entſchuldigten wir uns raſch, die Hitze als Urſache unſers Verneinens vorſchützend. Der Herr entfernte ſich mit ſolch gekränkter Miene von Täuſchung, daß mir meine Weigerung beinahe leid that.

Nun war endlich Packen und Befrachten geſchehen. Das unruhige Hin- und Herlaufen hörte auf, das Poltern und Rutſchen nahm ein Ende, hell töute die Glocke, puffend und blaſend füllten ſich mit glühendem Athem die Lungen der „Leviathan-Diana"; der Mitte des Stroms zu ſchwankte das Schiff und vorwärts eilten wir

Digitized by Google

wieder, Neuem zu begegnen, Neues zu erleben.

Die Stromſchnellen des Ohio bei Louisville ſind eine gefährliche Paſſage und den Booten oft verderblich. Deshalb benutzten die meiſten der Bootsführer den zur Abhülfe angelegten Kanal, wofür ſie indeſſen eine enorme Summe, wenigſtens damals, zu zahlen hatten. Unſer Kapitän zog aus dieſem Grunde vor, die Schnellen zu paſſiren. Als wir uns ihnen näherten, entſtand große Spannung in den Gemüthern, die ſich auch auf den Geſichtern kundgab. Es war ein impoſanter Anblick. Alle Arbeitshände des Schiffs waren in Requiſition geſetzt. Wie ein Feldherr im argen Schlachtgetümmel, ſtand unſer Kapitän nicht weit vom Lootſenhauſe und rief ſeine Befehle mit donnernder Stimme den Leuten zu. Wir hätten unendlich gern dem ganzen Manöver im Freien zugeſehen, allein der ſtrenge Mann ließ alle Damen erſuchen, ſich nach der Kajüte zu begeben und dort zu verharren. Er ſelbſt miſchte ſich bald, anſtatt ſeinen Feldherrnpoſten zu behaupten, unter die rührigen Hände, die ihm noch nicht folgſam und ſchnell genug parirten. Es war ein gewaltiger, finſter ausſehender Mann, mit Blitzen in den Augen und grollendem Donner in den Mienen. Wir fürchteten uns vor ihm.

Brauſend umtoſte der unwillige Strom das Schiff, brauſend ſetzten ſich ihm die Schaufeln der Räder entgegen. Es war ein Kampf zweier Titanen. Unfähig, die Größe der Gefahr zu ermeſſen, harrten wir mit Herzklopfen des Ausgangs. Noch einmal wurden wir erſchreckt durch ein gewaltiges Krachen und Berſten, wie ſchon einmal ſahen wir die Geſichter der Damen erbleichen; aber auch diesmal war ein Unfall gefahrlos an uns vorübergegangen. Nur das Radhaus war zerſchmettert.

Und nun athmen wir wieder freier. Der Groll des Stromgottes iſt vorüber, willig nimmt er uns auf und trägt auf ſeinem glatten Rücken unſere keuſche „Diana", die des Schadens an ihrem Röckchen ungeachtet luſtig daherzieht auf ſchwankender Bahn.

Unſere Reiſegeſellſchaft zählte unter ihren Mitgliedern nun auch einige Perſonen aus dem Süden, Leute, die in ihren Manieren und ihrem Weſen auffallend verſchieden waren von all den Uebrigen. Es intereſſirte uns, ſie zu beobachten, beſonders zog eine Dame von königlichem Anſtande und imponirender Schönheit oft unſere Blicke auf ſich. Sie waren aber unzugänglich und hielten ſich ariſtokratiſch zurückgezogen. Man hatte gegen uns erwähnt, daß auch ein alter General, der gegenwärtig Repräſentant von Kentucky ſei, ſich an Bord befinde. „Ein alter General!" ein Ziethen'ſches Handegengeſicht, ungeheuerer Schnurrbart, goldverbrämte Uniform, Sporengeklirr und Säbelgeraſſel — das alles trat im Nu bei Nennung dieſes Titels vor unſere Phantaſie und wir waren nicht wenig neugierig, den alten General zu ſehen. Wie erſtaunten wir, als man uns auf einen ſchlichten, hagern Mann deutete, der im einfachen, faſt ſchäbigen Ueberrocke ſich auf einem Stuhl wiegte, gemächlich dabei die Nägel ſeiner Finger mit einem Federmeſſer beſchnitt und ſich mit ſeinem ebenſo unanſehlichen Nachbar über die Maisernte und den Preis des Ochſenfleiſches unterhielt. Es war aber doch ein liebenswürdiger Mann, dieſer alte General, der, als wir beſſer mit ihm bekannt wurden, ſich faſt väterlich für uns intereſſirte, uns die wohlgemeinteſten und nützlichſten Rathſchläge gab und ſich höchlich an unſerm vierſtimmigen Singen ergötzte.

Der Kapitän, obgleich von rauhen, kurz angebundenen Manieren und ein Jupiter an finſterer Würde, machte doch bei der Tafel einen ſo höflichen Wirth, als man nur wünſchen konnte. Es amuſirte uns, zu beobachten, wie ſein ſtechender, durchbohrender Blick jeden einzelnen des großen Kreiſes ſeiner Paſſagiere aufs Korn nahm. Dieſem Blick war nach der erſten Stunde nichts mehr verborgen.

Auch unſern backenbärtigen modernen Reiſegefährten hatte dieſer Blick getroffen; aber kein Zug in dem feſten Antlitze dieſes harten Mannes hatte verrathen, welche Entdeckung ihm geworden. Eines Morgens indeſſen hörten wir, daß er in der früheſten Stunde die Yolle herabzulaſſen befohlen und dann den feinen Herrn erſucht habe, hineinzuſteigen, der auch bleich und bebend und ohne Widerſtand Folge geleiſtet. Mit zwei Bootsleuten bemannt ſei die Yolle ans unwirthliche Ufer inmitten der einſamſten Wildniß gerudert, wo dem Unglücklichen bedeutet wurde, auszuſteigen. Dann ſeien die Leute ohne Umſtände und Bekümmerniß ans Boot zurückgekehrt, das ruhig ſeinen Lauf fortgeſetzt. Kein Wort weiter wurde über dieſen Vorfall verloren; uns aber beſchlich ein leiſes Entſetzen ob dieſer raſchen fürchterlichen Juſtiz über einen bekannten — Gauner.

Und weiter ſchaukeln uns die raſchen Wogen; ſie eilen, ſich dem Vater der Ströme zu verbinden. Hurrah! das iſt der Miſſiſſippi! Sei gegrüßt, du

Digitized by Google

mächtiger Titan! Wie majeſtätiſch wälzen ſich deine dunkeln Fluten in dem breiten Bett! Wie unendlich weit dehnt alles ſich vor unſern Blicken!

Ein ſtilles Grauen überkommt uns. Ach, dieſe Ufer laden nicht zur Einkehr ein! Es iſt ja alles ſo groß, ſo ausgedehnt, ſo unfaßbar! Wird auf dieſen weiten, wilden Flächen ſich ein ſtilles Plätzchen finden, wo eine ſüße Heimat ſich begründen läßt! Mit leiſem Beben ſchleicht hier zuerſt ein ſtilles Heimweh ſich ins Herz. Keuchenden Athems ſtrebt die ſchlanke „Diana" gegen den toſenden Lauf des Stroms an. Da plötzlich entdecken wir eine Veränderung unter den Paſſagieren. Die guten Speiſen der wohibeſetzten Tafel bleiben unberührt. Viele der Paſſagiere erſcheinen gar nicht mehr zum gemeinſchaftlichen Mahle; ſie laſſen den Kapitän um Arzneien erſuchen, die dieſer auch menſchenfreundlich und umſichtig verabfolgt. Die muntern Knaben des Buchdruckers zeigen uns nicht mehr mit lebhafter Mimik, wie ſie auf dem Pony einhergaloppiren würden, den ihnen der Vater verſprochen, ſobald er erſt ein Haus beſäße; ſie ſitzen ſtill neben uns und lehnen matt ihren Kopf auf unſern Schos. Und ſchon nach wenigen Stunden können ſie ſich nicht mehr im Bett erheben. Ein Wehſchrei der unglücklichen Mutter ruft uns an das Lager. Mit brechenden Augen, blauen Lippen, eiskaltem Athem und krampfhaft gekrümmten Gliedern liegen ſie da, zwei Blumenknospen, die der Nachtfroſt verheert. Wir baden ſie, wir reiben ſie, wir hauchen ihnen unſern geſunden Athem ein, der Kapitän erſchöpft ſeine ganze Heilkunſt, umſonſt. „Henry wird vorn auf dem Pony ſitzen, wenn wir zur Schule reiten", ſpricht Charley mit leiſer, heiſerer Stimme, dann umflort ſich ſein ſtarrer Blick vollends, ein letztes tiefes Aufathmen, ein Zucken noch der krampfgeballten Glieder — und der Tod zieht ein als grauſer Sieger. Und er verweilt; es gelüſtet ihm nach neuer Beute. Er tritt an des kleinen Henry Lager und umweht ihn mit den ſchwarzen Flügeln. „Charley, ich gehe mit, der Pony" — ruft der Kleine und lächelnd küßt ihm der bleiche Engel den letzten Hauch von den Lippen. Verzweifelnd im bangen Schmerzgewimmer liegt die Mutter am Boden, ihr Herz iſt den liebevollſten Worten des Troſtes unzugänglich, ſie fordert mit lauter Wehklage von dem ſtrengen Herrſcher ihre Kinder zurück; an der Brüſtung des Bootes aber lehnt ein bleicher Mann in ſtillem Gram; er zerdrückt die brennende Thräne in dem Auge und ſchaut gedankenvoll hinab in die trübe Flut.

„Das war eine ſonderbare Krankheit, ein auffallend raſcher Tod!" ſprach der Kapitän und er vermied es, uns ſeinen vielſagenden Blick zu zeigen. Alle Paſſagiere ſehen ſich bedeutſam an — „Ja, eine ſonderbare Krankheit!" ſprachen ſie nach, aber keiner wagt es, das inhaltſchwere Wort, den Namen der Krankheit zu nennen.

An das unbekannte Ufer legt das Schiff ſich an. Vier rüſtige Bootsleute, mit Hacke und Spaten bewehrt, ebenen in dem Waldesdickicht eine kleine Stelle. Keiner ſpricht einen Laut; mit ernſten Mienen verrichten ſie die Arbeit. Sie graben eine Grube, tief, darinnen iſt es kühl und ſtill. Und über das ſchwanke Bret des Bootes ſchwankt eine ſtille, ernſte Gemeinde. „Was glänzt in dem Adlerauge des harten, finſtern Kapitäns?" Ein köſtlicher Diamant — und er läßt ihn langſam herabrollen auf die kleine Lade, die er ſorgſam mit dem erſten Clerk über das Bret trägt. In die fremde Erde werden ſie hineingeſenkt; erſt eine und dann noch eine; von den Lippen ſtrömt ein leiſes Gebet und ein Hügel wölbt ſich über den Zwillingsſchlaf der kleinen Brüder. Still und nächtlich breiten ſich die Zweige des ſchwarzen Wallnußbaums darüber, in denen ein Vöglein ſich wiegt.

Unter allen Wipfeln iſt Ruh', iſt Ruh'!

Das ſangen wir, ehe wir die Stätte verließen, und nahmen ein traurigſüßes Bild von Ruhe und Frieden mit uns.

Aber vorwärts, „Diana"! Ob ſich auch der Strom dir entgegenſtemme! Es drängt jetzt mit doppelter Eile zum Port. Nicht mit dem lauten Jubel froher Hoffnung, mit ſtiller Reſignation begrüßten wir St.-Louis. Jetzt erfuhren wir's erſt: Die Cholera war unſer erſter Gruß!

III.

Die Cholera herrſchte in St.-Louis und ſchwang ihre furchtbare Geiſel.

In unſern Adern jedoch rann noch rheiniſches Blut. Unſere auf Bergeshöh geſtählte Conſtitution widerſtand den Schrecken der Seuche. Auch der Geiſt wurde nach kurzer Einſchüchterung wieder friſch, das Herz wieder wohlgemuth.

Und ſo unternahmen wir es an einem Vormittage, eine uns freundlich erwähnte franzöſiſche Familie aufzuſuchen. Die weiblichen Glieder derſelben waren auf einer Reiſe nach Philadelphia abweſend, die Herren aber, zwei Brüder und

Kaufleute eines Geschäfts, empfingen uns mit Herzlichkeit. In das Empfangszimmer geführt, entdeckten wir gleich ein ziemlich gutes Klavier und überließen uns unaufgefordert dem langentbehrten Genuß, die Tasten zu berühren. Unsere freundlichen Wirthe hörten mit Interesse zu, ließen Wein und Kuchen auftragen, worauf sich der eine entschuldigte, uns auf eine kurze Weile verlassen zu müssen. Nach einigen Minuten kehrte er zurück, zwei Damen am Arm führend, die er uns als seine Freundinnen vorstellte, die ebenfalls musikalisch seien.

Die eine der Damen nannte er als Madame Schaumburg. Es war ein lieblich schönes Weib, mit allen Grazien der Weiblichkeit geschmückt. Ihr deutsch klingender Name ließ uns vermuthen, daß ihr Gatte vielleicht ein Landsmann von uns sei. Sie verneinte es aber. Die andere Dame wurde uns als Amanda Philipson vorgestellt. Und hier müssen Sie mir erlauben, theurer Freund, daß ich Ihnen dieses Wesen näher beschreibe; denn dieses Wesen gewannen wir später lieb, unendlich lieb, und ihre traurigen Schicksale, die ich Ihnen in einem der nächsten Briefe mittheilen werde, haben uns tief verwundet. Ihre volle, üppige Gestalt war unter der Mittelgröße; von dem ovalen Madonnakopf fiel ein dunkelbraunes Lockengeringel auf den weißen Hals und die runden Schultern. Ueber die edelgeformten Züge des Antlitzes war eine antike Ruhe gehaucht. Kindlich fromm erhob sich das große braune Auge; wer aber lange hinein schaute, konnte eine leidenschaftliche Glut darin entdecken. Ihre Manieren waren zart, freundlich und ungekünstelt. Mit anmuthigem Lächeln theilte sie uns mit, daß sie eigentlich auch eine Deutsche sei, obgleich sie die Muttersprache nicht mehr zu sprechen verstände.

Diese Damen hatte unser freundlicher Franzose aus ihrer nahebei gelegenen Wohnung schnell herbeigeholt, um eine gegenseitige Bekanntschaft zu bewerkstelligen. Madame Schaumburg wurde zuerst ersucht, an das Piano zu treten. Sie setzte sich nieder, ein Präludium beginnend; dann erhob sie ihre klangvolle Stimme und sang eine italienische Arie mit solcher Geläufigkeit und Schulfertigkeit, wie wir sie nie besser in den Cirkeln unserer Vaterstadt gehört.

Amanda nahm nun auch ihren Platz am Klavier ein. Weich und elastisch berührten ihre Finger die Tasten und auf dem Schwunge der Harmonie begrüßte uns unsers Beethoven Meistersonate. Staunen, Verwunderung hielt unsere Sprache gefangen, dann entfuhr ein Jubel unserer Brust. „Ist das der ferne uncivilisirte Westen? Ist das die von der Cultur noch unberührte Wildniß, wo wir uns befinden?"

Amanda hatte uns dringend gebeten, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, wo sie uns ihrem Vater und Onkel vorstellen wollte. Wir kamen an eine verfallene bretterne Hütte auf einem öden Platze gelegen, die nur zwei Räume enthielt. An der offenen Thür stand ein Greis in Silberhaaren, doch noch von kräftiger, aufrechter Gestalt. Ueber die edeln, warmen Züge seines Antlitzes leuchtete ein Auge voll Weisheit und Klarheit. Ein sanftes Lächeln spielte um den weichen Mund.

„Gesegnet sei Ihr Eintritt in mein Haus!" sprach er uns entgegen mit dem ganzen Wohllaut der deutschen Sprache.

„O Onkel, sprich jetzt Englisch!" rief Amanda hinzuspringend, „sonst kann ich es nicht verstehen!"

Wir traten in die Hütte und wurden wehmüthig berührt von dem Anblick der Armuth, der sich uns bot. Nur wenige schlechte Möbel standen in einem von aller Eleganz entblößten Raume. In dem nächsten Gemache stand das Klavier; dahin verfügten wir uns. Hier wurde uns auch der Vater gezeigt. Es war eine verschrumpfte und eingedrückte Gestalt. In dem durchfurchten Antlitze rollte ein unstetes Auge. Er bot uns schweigend die Hand und maß uns mit trübem Blicke.

„Sie müssen meinem Bruder nachsehen, wenn er Ihnen sonderbar erscheint", sprach der Onkel mit gewinnender Freundlichkeit. „Wir haben erst kürzlich einen schweren Verlust erlitten, was ihn hart angreift. Sein letzter Sohn, ein junger unternehmender Mann, ist in einem angeschwollenen Bache nahe bei Fort Laramie ertrunken."

Mit stiller Theilnahme betrachteten wir jetzt den alten Mann und lasen in seinen Zügen eine lange Geschichte menschlicher Leiden. Er wandte sich rasch von uns ab und stellte sich an eine kleine Arbeitsbank, auf der allerlei Handwerksgeräthe umherlag, womit er sich anscheinend eifrig beschäftigte. Wir aber wandten uns zum Klavier, zur Musik und zur Unterhaltung mit dem freundlichen Onkel, von dem wir gern gleich gehört hätten, welche Schicksale ihn hierher und in diese Lage geführt. Doch eine ehrerbietige Scheu hielt unsere Zunge gefesselt, diesen Punkt zu berühren. Dagegen erkundigte er sich mit der größten Theilnahme nach unsern Erlebnissen, lobte unsern Entschluß auf das Land zu ziehen und

Digitized by Google

Ackerbauer zu werden, und bot uns seinen Rath, seine Hülfe mit der freundlichsten Bereitwilligkeit an. Er war der Lehrer Ananda's in der Musik und hatte außer ihr noch einige Schülerinnen in der Stadt. So viel erfuhren wir bei diesem ersten Besuche, daß die beiden Brüder vor geraumer Zeit nach St.-Louis gekommen waren, wo sie eine große Brauerei und Destillationsfabrik mit ungeheuerm Kostenaufwande gebaut und eingerichtet hatten, die eines Nachts gänzlich vom Feuer zerstört wurde, wobei auch das Wohnhaus und die Einrichtung zu Grunde ging. Die Bretterhütte war alles, was ihnen übrig geblieben. Später hörten wir, daß die Mutter Amanda's bei diesem Feuer beschädigt worden und bald darauf gestorben sei. Noch mehr und Traurigeres hörten wir, als wir in der Folge öfters in diese Hütte kamen, und das ich Ihnen, thruerer Freund, nicht vorenthalten will. Arme Amanda! Wie gedenke ich deiner mit Rührung!

Unser Aufenthalt in St.-Louis neigte sich seinem Ende. Es war der Entschluß gefaßt und gereift, daß wir dreißig Meilen davon den Missouri hinauf uns ansiedeln wollten. Neue Einkäufe wurden gemacht, der Wagen wieder zurechtgesetzt, die Pferde vorgeschirrt und mit gespannter Erwartung verließen wir die Stadt — um zunächst bei einem ehemaligen großherzoglich oldenburgischen Kürassierhauptmann zu übernachten, der einige Meilen von St.-Louis ein — Hotel hielt.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die „Nachtigall".

Aus der Welt des Schwindels.

In einem der bekanntesten Magazine der Rue Richelieu zu Paris hatte eine englische Lady mit ihrer majestätisch sein sollenden, aber in Wahrheit nur beispiellos anmaßenden Manier jeden, der sie zu bedienen hatte, in Verzweiflung gesetzt.

Sie fand alles, was man ihr vorlegte, „ordinär, gemein, werth von Kammerzofen getragen zu werden" u. s. f. Es handelte sich um einen Shawl. Auf den Preis kam es der reichen Insulanerin nicht an, aber es sollte ein Shawl sein, wie ihn niemand anders trug — nicht einmal die Kaiserin. Den einzigen, den sie nicht gemein fand, wies sie zurück, weil sie die Kaiserin mit einem solchen im Bois de Boulogne gesehen hatte und niemals kaufe, was es schon auf andern Schultern gab.

In dieser Verlegenheit (man wollte sich die reiche Eroberung in keinem Falle entgehen lassen) eilte man, den Chef des Geschäfts von dem Besuche im Laden zu benachrichtigen, ihn zu gleicher Zeit ersuchend, selbst mit der hochmüthigen Dame zu verhandeln. Er kam und stellte sich Mylady vor, nach ihren Befehlen fragend. Mylady machte keinen Unterschied zwischen ihm und seinen jungen Leuten. Für sie waren es alle zusammen Shopkeepers, Leute, die sich bekanntlich in England von der reichen Aristokratie jede, auch die maßloseste Ungezogenheit gefallen lassen, alles für die Ehre, Mylord und Mylady bei sich gesehen zu haben. Monsieur Léon war aber kein englischer Shopkeeper und dachte: Du sollst für deine englische Ungeschliffenheit büßen! — —

„Mylady", sprach er feierlich ernst, „Sie haben hier die schönsten und neuesten Shawls gesehen, die überhaupt existiren! Hier sind französische, türkische, indische! Was die letztern betrifft, so erlaube ich mir zu behaupten, daß Sie keine reichern in Regent-Street aufzuweisen haben."

Mylady warf den Kopf stolz zurück und äußerte, daß, wenn sie willens gewesen wäre, einen Shawl zu tragen, wie man ihn alle Tage für einige hundert Pfund in London kaufen könne, sie nicht nach der Rue Richelieu gekommen wäre; sie hätte gehofft, etwas Ungewöhnliches zu finden, und sehe jetzt, daß sie sich getäuscht habe.

Für diese gnädige Hoffnung sprach Monsieur Léon seinen verbindlichsten Dank aus; ja er schien dadurch so geschmeichelt, daß man's ihm ansah, er wollte die Hoffnung, das ehrende Vertrauen rechtfertigen. Den Zeigefinger wie in ernster Ueberlegung an die Lippen legend, sprach er: „Es sei, ich will's gestehen! Wir haben noch einen Shawl in unserm Besitz, den wir Mylady nicht vorgelegt haben. Er ist so ungewöhnlicher Art, so anders als alles, was wir da sehen, daß ich mich dafür verbürgen kann, Mylady würde, im Besitz dieses Shawls, sicher sein, weder im Buckinghampalast noch in den Tuilerien seinesgleichen zu sehen!"

„So zeigen Sie ihn!" befahl Mylady.

Monsieur Léon verschwand und die Engländerin konnte nicht mit größerer Spannung seine Rückkehr erwarten als die jungen Leute, die in ehrerbietiger Entfernung, scheinbar sehr beschäftigt, jedem Worte ihres Chefs gelauscht hatten.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als Monsieur Léon nach wenig Minuten mit einem sehr eleganten Holzkistchen von feiner, ausgelegter Arbeit zurückkam. Was enthält es? Was wird's sein?

Der Deckel fiel zurück und mit den äußersten Fingerspitzen, als ob er einen Schmetterlingsflügel berühre und ihm den goldig schimmernden Staub nicht nehmen wolle, nahm Monsieur Léon ein grasgrünes wollenes Tuch heraus.

Die zunächst stehenden jungen Männer sahen es kaum, als sie sich, auf die Lippen beißend, lächelnd umdrehten. Nur das feinste Ohr hätte es vernehmen können, wie der eine dem andern zuhauchte: „Un rossignol!"

„Sehen Sie, Mylady, das ist der merkwürdige Shawl, von dem ich sprach! Nichts als ein einfaches, grünes Gewebe. Die Augen ungebildeter, gewöhnlicher Menschen würden es nie herausfinden, daß es ein kaiserliches Tuch ist. Es ist von demselben Grün, welches Kaiserin Josephine so sehr liebte, daß sie selbst Schuhe von dieser Farbe trug, was bekanntlich dem Fürsten von Ligne Gelegenheit zu dem Calembourg gab: «L'uni vert (l'Univers) est à vos pieds!» Es wurde dieser Shawl von Sr. Majestät Napoleon I. für die Kaiserin Josephine eigens bestellt; der Webstuhl, in dem er gearbeitet ist, hat nie vorher und nie nachher etwas Aehnliches geliefert. Ehe er fertig wurde, kam es zu jener beklagenswerthen Scheidung des hohen Paares; das Tuch — ich wage nicht, Mylady mit den nähern Umständen aufzuhalten — kam in den Besitz unsers schon seit sechzig Jahren bestehenden Geschäfts. Es ist das Werthvollste von lyoner Arbeit, was man in ganz Paris besitzen kann!"

„Wie viel kostet dieser Shawl?" fragte Mylady.

„Sechstausend Francs. . ."

Die jungen Männer mußten zum zweiten mal ein Pirouette machen, um ihre Ueberraschung nicht blicken zu lassen.

„Es ist gut", sprach Mylady, sich erhebend. „Senden Sie die Kiste nach dem Hotel Maurice! Hier sind 6000 Francs!"

Sie öffnete ihr Portefeuille, nahm sechs Banknoten heraus und schritt stolz wie ein Pfau der Thür zu, die vor ihr aufflog.

Monsieur Léon wandte sich zu seinem ersten Commis mit den Worten: „Sorgen Sie für ein neues Rossignol!" Dann verließ auch er schnell den Laden. Vielleicht schämte er sich doch ein wenig vor seinen Leuten. Niemals war alte verlegene Waare für solchen Preis verkauft worden.

Es ist bekannt, daß die pariser Kaufläden die geschmackvollsten der ganzen Welt sind. Ohne Frage gibt es in London Gold- und Silberläden und Seiden- und Modenmagazine, in denen eine ebenso große Aufhäufung prachtvoller Gegenstände und Stoffe zu findrn ist als in Paris; aber nur der Pariser versteht sich darauf, die Sachen geschmackvoll zur Schau zu legen, die Stoffe auf die gefälligste Art und Weise auszubreiten. Nur ein pariser Kind, falls das Schicksal aus ihm einen Holz- und Kohlenhändler gemacht hat, weiß selbst Holz und Kohlen geschmackvoll aufeinander zu legen. Nur ein pariser Droschkenkutscher erwärmt sich im kalten Winter, indem er ein zierliches Solo auf der Straße tanzt. Nur der Hausknecht im großen Hotel Louvrr gießt das Wasser in Arabeskenformen, wenn er frühmorgens den staubigen Hof reinigt. Ich wundere mich fast, daß der Staub es wagt, als ganz ordinärer Staub in Paris niederzufallen oder aufzuwirbeln. Was den pariser Straßenschmuz betrifft, so ist er in allem Ernst rosa. Ein schönes, geschmackvolles Rosa, wie es solch einer Stadt gebührt! Mac-Adam hat sein Straßenpflaster recht eigentlich für Paris erfunden.

Kehren wir zu den Kaufläden zurück, aber nicht, um über deren Schönheit und Pracht zu sprechen, sondern um auf eine gewisse, vielleicht weniger bekannte moderne Einrichtung aufmerksam zu machen. Es ist dies der bel homme caché oder, wie wir sagen würden, „das letzte Mittel". Im allgemeinen kann man ja wol sagen, daß es der jetzigen weiblichen Generation nicht an Putzsucht fehlt, daß es im ganzen genommen eine goldene Zeit für den Modehändler ist. Statt Eines Hutes, den sich die Frau der Mittelklasse ehemals im Jahre anschaffte, braucht sie jetzt drei; ein gleiches Verhältniß ist es mit den Kleidern. Es muß hierbei noch bemerkt werden, wie jetzt zu einem Damenkleid drei-, auch viermal so viel Stoff grbraucht wird als früher. Was nun gar die hundert andern Kleinigkeiten angeht, die jetzt zur Vervollständigung einer Damentoilette gehören und die in Betreff des Kostenpunkts nicht Kleinigkeiten sind, so übertreffen die Töchter ihre Mütter und Großmütter darin unendlich. Ihre Putzbedürfnisse haben sich verdoppelt — sagen wir verdreifacht, vermehren sich noch von — Woche zu Woche.

Trotz alledem ist der pariser Modehändler noch nicht befriedigt. Er findet, daß die Käuferinnen noch nicht genug kaufen, doch noch zu „besonnen" sind. Sein erfinderischer Kopf hat also ein Mittel erdacht, ein schlechtes jedenfalls und eins, was nur bei denen von Wirksamkeit

iſt, von denen uns das alte Sprichwort ſagt: „Wenn die Narren zum Markt kommen, freuen ſich die Kaufleute.“

In jedem größern Laden gibt es unter der Menge Ladendiener, die ihre Jugendkräfte dem Geſchäft des Anpreiſens von Bändern und Spitzen, dem lächerlichen Schwatzen über modiſchen Tand opfern, einen von ganz beſonderm Talent dafür. Gewöhnlich iſt's ein bel homme, immer ein angenehmer, nach der allerneueſten Mode gekleideter Mann von feinen Manieren. Dieſes Phänomen begegnet den Eintretenden niemals, holt ihnen nicht die Stühle herbei, ladet ſie nicht zum Sitzen ein — das überläßt er den Ladendienern gewöhnlichen Schlags. Er überſchaut aus einem geheimnißvollen Eckchen, in das der Käuferinnen Auge nicht dringen kann, die Vorgänge im Laden und tritt nur in den äußerſten Fällen als letztes Mittel ins — Mittel. Dieſe äußerſten Fälle kommen aber täglich, ja ſtündlich vor. Es ereignet ſich immer, daß eitle, putzſüchtige Damen ſich zehnerlei zeigen laſſen, halbe, ja ganze Stunden lang in Seide, Spitzen und Bändern wühlen und dann doch zuletzt aufſtehen und erklären, daß ſie nichts nach ihrem Geſchmack gefunden haben. Sie wollen den Laden verlaſſen.

Doch noch ehe ſie ſich dem Ausgange genaht, halb gelangweilt und halb zufrieden mit ſich ſelbſt, daß ſie ihre wohlgefüllte Börſe heimbringen und doch wieder zurückgezogen, ereilt ſie ihr Fatum in der Geſtalt des Verborgenen.

„Meine Damen! Sie haben nichts nach Ihrem Geſchmack gefunden? Ich begreife das nicht! Ich fürchte, man hat Sie nicht gut bedient und Ihnen nicht die ebenangekommenen neueſten Stoffe gezeigt! Herr Armand! So bringen Sie doch Numero P. P. Seidenzeug! Und den Burnus, der geſtern aus Algier kam! Meine Damen, ich erlaube mir, Ihnen einen echten Burnus zu zeigen! Legen Sie ihn in heißes, dann in kaltes und zurück in heißes Waſſer und er behält ſeinen Glanz, ſeine Friſche, ſeine echt algieriſche Schönheit für immer!“

Und all das ſagt das letzte Mittel mit vielem Anſtand und einer gewiſſen ſoliden Harmloſigkeit, man möchte faſt ſagen mit einer Würde, die den Damen imponirt. Er läßt ſich herab, eine ganz leichte, vorübergehende Bemerkung über die Art von Geſtalten zu machen, denen die Burnus am kleidſamſten ſind, und es trifft ſich zufällig, daß die älteſte der Damen ganz die richtige Burnusgeſtalt hat.

„Der Preis?“

„Nicht hoch! Tauſend Francs — Die Herzogin von Magenta hat uns geſtern für einen ähnlichen, nur etwas größern faſt das Doppelte gegeben! Uebrigens iſt dies der letzte, den man für einen ſo geringen Preis noch verkaufen kann. Der Artikel iſt ſo en vogue, daß er ſchon in den nächſten Tagen merklich in die Höhe gehen wird!“

„Ich werde ihn nehmen!“ ſpricht die älteſte der Damen. „Man lege ihn in meinen Wagen!“

Das letzte Mittel verbeugt ſich und zieht ſich mit Würde in ſeine Ecke zurück.

Mit dem „Roſſignol“ hat es noch eine andere Bewandniß. Den Sinn dieſes Worts in der Ladenſprache muß man auf das Rothwelſch einer im ganzen genommen ziemlich harmloſen Induſtrie zurückführen, die etwa den auf unſern Märkten gezeigten, mit Menſchenverſtand begabten Seerobben entſpricht oder jenen in die Theaterſprache übergegangenen Meerſchweinchen. In den Champs élyſées zeigt man auf dieſe Art Kaninchen, Mäuſe oder „betriebſame Flöhe“ und läßt zuletzt noch für einen Extra-Sous eine Nachtigall ſehen, die ſich im glücklichſten Fall, wo eine Equivoque vermieden wird, in ein Stück Finſterniß mit dem obligaten Kunſtſtück der Nachahmung des Schlages der Sängerin der Haine, vielleicht mit Hülfe einer Waſſerpfeife, auflöſt.

Eine ſolche Extra- „Nachtigall“ pflegte ſich das Magazin des Herrn Léon in jenem koſtbaren Käſtchen zu halten. A. von Lagerſtröm.

Das Tönen der Flamme.

Wenn man ſagt, daß die unbelebte Natur ſtumm ſei, ſo iſt das wol wahr, wenn man dabei der Sprachen und Tongebungen der Menſchen und Thiere gedenkt.

Zuweilen redet aber auch die unbelebte Natur und ihre Sprache macht auf unſere Seele einen um ſo tiefern Eindruck, je weniger ſie erwartet wurde. Im Brauſen des Windes, im Rollen des Donners mahnt und ſchreckt ſie uns; im Geplätſcher der Wellen zieht ſie unſere Seele ſchmeichelnd und beſchwichtigend zu ſich hin. Aber auch in lieblichen muſikaliſchen Tönen berührt ſie das überraſchte Ohr, daß es uns wie Zauber und Märchen anweht. Gedenken wir des Waſſerkeſſels, der die abendliche Stille durch ſein Singen unterbricht; gedenken wir der Aeolsharfe, die uns mit Tönen bezaubert, die aus einer andern Welt

Digitized by Google

herüberzuklingen ſcheinen. Es iſt vielleicht manchem die Wahrnehmung entgangen, daß in den Leitungen der Telegraphendrähte eine vortreffliche Aeolsharfe aufgeſpannt iſt, namentlich da, wo mehrere Drähte nebeneinander laufen und an Orten, wo ſie dem Winde ausgeſetzt ſind, wie auf Strombrücken.

In allen genannten Fällen ſind wir indeß über die Urſache der Töne alsbald im Klaren; eine mechaniſche Kraft ruft Schwingungen hervor, welche im Falle größter Regelmäßigkeit den angehörigen Schall zum muſikaliſchen Ton reifen laſſen; beim Singen des Waſſers entſteht die ſchwingende Bewegung durch das Zuſammenfallen der Dampfbläschen, welche an der heißen Bodenwand ſich bilden und im noch nicht zur Siedehitze erwärmten Waſſer aufſteigen.

Wenn wir aber von einem ſingenden Metall hören, ſo dürfen wir mit Recht befremdet ſein, daß hier die Wärme zur Erregerin des Tones wird. Denn um ein Metall ſingen zu machen, genügt es im allgemeinen, daſſelbe zu erwärmen und auf einer kalten metallenen Unterlage balanciren zu laſſen. Trevelyan hat hierzu folgenden kleinen Apparat conſtruirt. Ein kleiner Meſſingblock in Form eines ſtumpfen Keils iſt an ſeiner Schärfe durch eine Rinne mit zwei Kanten verſehen, ähnlich den Kufen der Schlittſchuhe, und läuft in einen runden Meſſingſtab aus. Wird derſelbe über einer Spirituslampe erhitzt und mit ſeiner Schärfe auf einen kalten blankgeputzten Bleicylinder gelegt, ſo beginnt er in lauten Tönen einen eigenthümlichen Geſang. Das deutlich erkennbare Zittern des Meſſingblocks während ſeines Tönens überzeugt uns, daß die Wärme das letztere hervorruft, indem ſie das erſtere veranlaßt, und wiewol die Erſcheinung noch nicht mit aller Evidenz wiſſenſchaftlich begründet worden iſt, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß die kalte Unterlage da, wo ſie vom heißen Metall berührt wird, durch die Wärme ausgedehnt eine Erhöhung bildet, welche jedoch alsbald durch Fortleitung der Wärme wieder einſinkt, wodurch der Block eine Bewegung auf und nieder erfährt.

Intereſſanter jedoch, wenn auch noch weniger vollkommen erklärt, iſt das Tönen der Flammen, das man ſeit Entdeckung des Waſſerſtoffs in der ſogenannten chemiſchen Harmonika kennen lernte und über welches in neueſter Zeit von verſchiedenen Phyſikern umfaſſende Verſuche angeſtellt worden ſind.

Entwickelt man in einer kleinen Flaſche durch Uebergießen von Zinkſtückchen mit verdünnter Schwefelſäure Waſſerſtoffgas und läßt daſſelbe durch ein Röhrchen mit feiner Oeffnung ausſtrömen, ſo läßt ſich das Gas anzünden und brennt mit blaßblauer, aber höchſt intenſiv heißer Flamme. Senkt man nun über dieſe Flamme eine genügend weite Röhre von Glas oder Metall, ſo beginnt dieſelbe zu tönen, und zwar ändert ſich die Höhe des Tons, wenn die Flamme tiefer in die Röhre gebracht wird. Man kann bei einiger Geſchicklichkeit es dahin bringen, mit dieſem Apparat eine Melodie zu ſpielen. Man hatte ihn mit den Namen chemiſche Harmonika belegt und ſich lange Zeit um ſeine akuſtiſchen Verhältniſſe wenig gekümmert.

Neuerdings fand man, daß auch andere Flammen zur Hervorbringung ſolcher Töne geeignet ſind. So tönt eine Weingeiſtflamme, welche von einer Röhre umgeben iſt, und die Flammen anderer Flüſſigkeiten, ſelbſt die feſter brennbarer Körper. Natürlich muß man die Einrichtung ſo treffen, daß die Reſonanzröhre ſich um die Flamme beliebig auf- und abbewegen läßt; Flüſſigkeiten läßt man daher entweder von Dochten brennen, welche in die obere Oeffnung einer mit einem größern Flüſſigkeitsgefäß communicirenden aufwärts gerichteten Röhre gebracht ſind, oder ohne Docht von kleinen Blechtrichtern, welche auf die Oeffnung geſetzt werden.

Um den Verſuch mit Weingeiſt befriedigend anzuſtellen, darf man nicht verſäumen, den Docht in mehrere Fäden zu zertheilen und ſternförmig um die Oeffnung herumzulegen Die Flamme verliert, ſobald ſie in den Cylinder tritt, bedeutend an Helligkeit und brennt tiefblau, während ſich die Anfänge eines knatternden Tons zeigen, die bei weiterm Einſenken der Flamme in einen reinen Ton übergehen.

Ohne Docht tönt die Weingeiſtflamme am beſten, wenn die brennende Fläche eine bedeutende Ausdehnung hat, alſo bei Trichteranſätzen und wenn die Reſonanzröhre weit iſt. Der ſtarke anfangs ſchnarrende Ton geht bei tieferm Einſenken der Flamme in die Reſonanzröhre in einen ſchärfern, reinen Ton über, bei welchem die Flamme, deren blaue Farbe jetzt in eine gelbe übergeht, bedeutend an Helligkeit zunimmt und ſich in prachtvollen Spiralen aufrollt.

Sehr bequem läßt ſich der Verſuch mit Wachs- oder Talgkerzen anſtellen; wenn man nur den Docht in Fäden zertheilt und ſternförmig ausbreitet, ſo erhält man einen ſchönen Ton. Stea-

rinkerzen erfordern, ſelbſt bei weiten Cylindern, daß man ihre Dicke verringere.

Leuchtgas iſt ſehr geeignet, die Erſcheinung der tönenden Flamme hervorzurufen; ebenſo Brennöl. Aether dagegen ſowie Terpenthinöl, noch mehr aber Steinöl gibt einen unſichern, unregelmäßigen Ton. Endlich werde noch bemerkt, daß Schwefel ohne Docht brennend keinen Ton hervorruft, während jedoch mit Schwefel überzogene Dochtfäden ſofort einen ziemlich intenſiven Ton erwecken.

Aus dieſen und ähnlichen Verſuchen geht hervor, daß die Natur der Flamme zur Erzeugung jener Töne von entſchiedenem Einfluſſe iſt und daß man den Grund der Erſcheinung nicht lediglich in dem von der Wärme in der Röhre erregten Luftzuge zu ſuchen habe. Bei Anwendung von Gasflammen kann man ſich noch davon leicht überzeugen, daß der Ton verſchwindet, wenn die Flamme ausgelöſcht wird, ohne daß man das Ausſtrömen des Gaſes verhindert.

Die richtige Erklärung der Erſcheinung dürfte folgende ſein.

Jedes Verbrennen in der gewöhnlichen atmoſphäriſchen Luft iſt eine chemiſche Verbindung der brennbaren Beſtandtheile des brennenden Körpers mit dem Sauerſtoff der Luft. Dieſe Verbindung geht ſtets mit Energie, häufig ſogar mit mehr oder weniger heftigen Exploſionen vor ſich. So explodirt ein Gemenge von Waſſerſtoffgas oder Leuchtgas und atmoſphäriſcher Luft mit Heftigkeit. Brennt nun ein Körper mit Flamme, ſo liefert ſeine Zerſetzung durch Wärme brennbare Gaſe, welche aufſteigen und die Flamme bilden, indem die glühenden Gastheilchen, wo ſie mit Sauerſtoff in Berührung kommen, unter kleinen mehr oder weniger bemerkbaren Exploſionen ſich mit dieſem verbinden. Der größere oder geringere Grad der Heftigkeit dieſer Exploſionen hängt natürlich von der Natur des brennenden Gaſes und, falls daſſelbe beim Brennen aus einem flüſſigen oder feſten Körper erſt entwickelt wird, von dieſem ab; ferner aber auch von der größern oder geringern Menge Sauerſtoff, welche zugeführt wird.

Brennt demnach eine Flamme in einer Röhre, ſo bewirkt die Hitze derſelben einen aufſteigenden Luftſtrom, welcher eine ſchwache muſikaliſche Vibration der Luftſäule erzeugt, wie ſie durch einfaches Blaſen gegen eine Röhre entſteht. Dieſe Vibration, an und für ſich zu ſchwach, einen entſchiedenen Ton hervorzubringen, bewirkt eine periodiſche Vermehrung und Verminderung der Intenſität der Verbrennung, indem ſie abwechſelnd den Zufluß der Luft und ſomit des Sauerſtoffs beſchleunigt und verzögert. Auf dieſe Weiſe werden die Exploſionen der Flamme in ſchneller und gleichmäßiger Folge abwechſelnd lauter und ſchwächer und da die ſo hervorgebrachten Pulſationen der harmoniſchen Beſchaffenheit der Röhre entſprechen, ſo entſteht ein kräftiger muſikaliſcher Ton.

Schließlich möge noch auf die Wirkung hingewieſen werden, welche, umgekehrt, die Luftwellen der Töne auf die Flammen hervorbringen. Die abwechſelnden Luftverdichtungen und Verdämmungen, auf welchen die Fortpflanzung der Töne beruht, äußern ihren Einfluß auf das hellere oder dunklere Brennen der Flammen, wie man das in jedem Concertſaale beobachten kann, welcher mit Gas oder einem flüchtigen Oele erleuchtet wird. Jedesmal, wenn ein ſehr intenſiver Ton, z. B. ein Paukenſchlag, angegeben wird, ſieht man plötzlich alle Flammen einen Augenblick niedriger werden. Die Töne mögen einander noch ſo raſch folgen, ſo werden ſie doch mit telegraphiſcher Genauigkeit von den Flammen angezeigt.

Dr. A. Aderholdt.

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Preußen in Perſien.

(Fortſetzung und Schluß.)

Gleich einem Amphitheater zeigen ſich die Ruinen von Perſepolis als übereinander liegende Terraſſen. Die einſt da hinaufführende Treppe gab zehn Reitern nebeneinander Raum. Auf jeder Terraſſe ſieht man Portiken und Trümmer von Gebäuden mit zahlloſen Abtheilungen, die einſt dem Leben und dem Luxus eines Schahs und ſeinem Hofſtaat gedient haben mögen. In der Steinwand, an welche dies koloſſale Bauwerk lehnt, ſieht man zwei in den Felſen gehauene Gräber, doch ſcheint der Eingang verſchüttet. Was noch beſteht, iſt von Marmor, aber ohne Kalk und Mörtel zuſammengefügt und ſo feſt verbunden, daß nur bei ſehr gründlicher Nachforſchung ſich jene Verbindungsſtellen entdecken laſſen. Wir übergehen alle Einzelheiten der mit Basreliefs geſchmückten Mauern, der Inſchriften, und Gräber-

Digitized by Google

ſtätten. Die häufigen Erdbeben, der Sand, den der Wind und das Regenwaſſer von den Bergen her ablagert, verſchlingen und vernichten leider mit der Zeit, was hier irgend vergänglich iſt. Griechiſche Schriftſteller erzählen, Alexander der Große hätte nach einem Bacchanal dieſen Palaſt in Brand geſteckt. Doch keine Menſchenhand hätte wol dieſe Vernichtung vermocht. Nur die Feuerſäule Vulkan's, ein Erdbeben, kann ſolche Steinpaläſte in Trümmer gelegt haben.

Die Reiſe Minutoli's wird von nun an immer beſchwerlicher, die Gegend immer dürrer, von zahlreichen Schluchten durchſchnitten. Kleine ſalzige Flüſſe, die das Gebirge durchſtrömen, bieten keine Erquickung. Die Dörfer, welche man trifft, ſtehen ſelten mit den Nachbarn in gutem Vernehmen; ſie ſind daher wie zur Vertheidigung mit Mauern und tiefen Gräben umgeben und ſomit auch für den Reiſenden unzugänglich. So wurde in öde daſtehenden Karavanſerais, in Trümmerſtätten oder Höhlen ein Obdach geſucht; dabei war die Hitze des Tags drückend, die Nacht von ungeſunden Nebeln erfüllt und, gleich der Malaria, Sumpffieber erzeugend. Mit unſäglichen Mühſalen und Entbehrungen, noch geſteigert durch mangelnde Lebensmittel, wurde Abuſchir erreicht. Es liegt am Nordende einer überaus dürren Halbinſel, die ins Meer hineingeht. Einzeln ſtehende Dattelpalmen künden ſeinen tropiſchen-Charakter an. Die Stadt hat ein angenehmes Ausſehen; ſie wird im Süden durch eine Mauer mit runden Thürmen abgeſchloſſen; man gibt ihr 20000 Einwohner der verſchiedenſten Stämme, da Armenier und Juden ſich hier mit den Eingeborenen miſchen und in Handelsbeziehungen thätig ſind. Die Engländer, die ſich in der ganzen Welt feſtgeſetzt haben, haben auch hier ihr Comptoir und der große Bazar enthält nicht nur alle Arten perſiſcher und indiſcher, ſondern auch franzöſiſcher und engliſcher Waaren. Das Trinkwaſſer iſt faſt ungenießbar; erſt zwei Stunden von der Stadt findet ſich gutes Quellwaſſer. Ob die Schwierigkeiten, in Abuſchir einen Handelsverkehr anzubahnen, zu den überwindlichen oder, wie bei der oſtaſiatiſchen Expedition von der Handelswelt behauptet wird, zu den unüberwindlichen zählen, wiſſen wir nicht. Den eingegangenen Berichten nach kann man keine Hoffnungen eines Waarenumſatzes hegen. Die Perſer erzeugen in ihren Manufacturen nicht nur Genügendes, ſondern auch Vortreffliches; auch ſtellt ſich bei den generell ſo mangelhaften Culturzuſtänden kein ſo großes Bedürfniß heraus, Waaren von uns zu beziehen und dadurch unſern Abſatz zu erweitern und dem perſiſchen gleiche Anregungen zu geben.

Ob und welchen Erfolg dieſe Reiſe nun nach der einen oder andern Richtung hin noch haben wird, iſt zur Zeit noch unbekannt. Wir erfahren nur, daß die drei Reiſenden Abuſchir Anfang November verließen, daß nach einem Ritt von 48 Stunden ſich ſelbſt der jugendlich kräftige Körper des Hrn. von Grolman ſo erſchöpft fühlte, daß man eine Sänfte nach dortiger Art zwiſchen zwei Pferde conſtruirte, um die erſchöpften Reiſenden weiter zu bringen. Endlich, eine Stunde von Schiras noch entfernt, hatte ſich nicht nur das Bedürfniß eines gründlichen Ausruhens in beiden Reiſenden aufs äußerſte geſteigert, ſondern war auch in dem jüngern Gefährten die größte Beſorgniß für den durch Sumpffieber und Anſtrengung erſchöpften Körper ſeines Oheims hervorgerufen. In einem öden, halbverfallenen Gouvernementsgebäude, einer Karavanſerai, der Thüren und Fenſter fehlten, kehrten ſie ein. Der Diener wurde nach Schiras zu einem ſchwediſchen Arzte, der ſich daſelbſt niedergelaſſen, entſandt, während Hr. von Grolman, die möglichſt zugfreie Stelle ermittelnd, für ſie beide das überaus dürftige Lager auf der Erde bereitete. Bald umfing ein tiefer Schlaf die bis zum Tode Erſchöpften.

Wochen waren ſeit der Trennung von ſeinen Reiſegefährten in Iſpahan vergangen und Dr. Brugſch harrte bereits mit Sehnſucht der Rückkehr des Oberhaupts aus Abuſchir, da ſeine Mittel zu Ende gingen. Endlich kam ein Bote aus Schiras, der die traurige Nachricht brachte, daß der preußiſche Geſandte, eine Stunde von Schiras entfernt, am 5. November geſtorben war. Des jungen Gefährten wurde weiter nicht gedacht. Dr. Brugſch blieb über deſſen Schickſal in vollkommenſter Ungewißheit.

Ueber Petersburg kam im December die erſte Nachricht nach Berlin und erſt im Januar kam endlich, den Seinigen zum Troſt, die Kunde, daß Hr. von Grolman noch lebe. Nachdem er 14 Tage in dem Hauſe des ſchwediſchen Arztes in Schiras menſchenfreundlich verpflegt worden und ſich erholt, hatte er ſeine in Iſpahan noch auf ihn harrenden Gefährten wiedergefunden.

Ueber den Tod Minutoli's erfahren wir, daß in jener verhängnißvollen Nacht, wo die maßloſe Erſchöpfung beide in einen todähnlichen Schlaf verſenkte, Hr. von Grolman durch ein tiefes Aechzen ſeines Gefährten erwachte. Schlaftrunken hatte er ſich aufgerafft, um demſelben dienſtbar zu ſein, zunächſt ihn mit den geringen Decken und ſonſtigen Kleidungsſtücken wärmer zuzudecken. Er verſuchte ihm warmen Thee einzuflößen. Als darauf ein ruhigeres Athmen ſich eingeſtellt, zog er dicht an des Oheims Seite ſein elendes Lager, ſchlief aber, von Schwäche übermannt, ſofort wieder ein. Erſt als das helle Morgenlicht in die öden Räume gedrungen und er die Augen voll Liebe und Sorge auf ſeinen Gefährten gerichtet, auch gleichzeitig der Diener mit dem Arzt eintraf, da ergriff ihn ein ſtarres Entſetzen über die eiskalte, mit gebrochenem Auge daliegende Geſtalt. Der Diener gab ſeiner Befürchtung Ausdruck mit den Worten: „Herr, ſeine Seele iſt bei Gott!“ Alle Wiederbelebungsverſuche des Arztes waren vergebens.

Nach dortiger Sitte iſt der Körper einbalſamirt und auf dem armeniſchen Kirchhofe zu Schiras be-

graben worden. Hr. von Grolman, selbst zu elend, um gehen zu können, ließ sich auf den Kirchhof tragen und wohnte so der Bestattung bei.

Minutoli hinterläßt eine Witwe mit vier Kindern und viele Freunde. Selten wird eine Persönlichkeit mit so vielen und reichen Talenten von der Natur ausgestattet, als es der Verstorbene war. Dabei hat sein ehrenwerther Charakter, seine große Humanität in engern und weitern Kreisen ihm überall gleiche Anerkennung und Achtung erworben. Verleumdungen, die ihn im Jahre 1848 von der Kreuzzeitungspartei in seiner amtlichen Stellung trafen, haben ihn um so tiefer gekränkt, da er stets das wärmste Herz für sein Vaterland hatte und der treueste und loyalste Unterthan seines Königs war. Seine Arbeiten über Spanien und Portugal sind allgemein anerkannt worden. Nur seine rastlose Thätigkeit und der Wunsch, die Interessen seines Vaterlandes in zweckmäßiger Weise auch im Orient zu fördern, hat ihn leider das zu frühe Ziel seines Lebens finden lassen.*)

Am Büchertisch.

IV.

„Karl Immermann und sein Kreis" heißt der erste Band einer Reihe von rheinländischen Erzählungen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), womit Wolfgang Müller von Königswinter an die hervorragenden Todten Düsseldorfs anknüpft. Die Form des Buchs wird seine eigenste Empfehlung sein. Es ist in höherer Potenzirung die von Luise Mühlbach, Heribert Rau, Amely Bölte u. a. mit so großem Erfolge eingebürgerte Memoiren-Romanform. Sie ist Persönlichkeiten gewidmet, über deren Schicksale die gebildete Welt sich bereits aus andern Quellen unterrichtete. Wir haben unsere Ansichten über diese bedenkliche Form oft genug ausgesprochen, um uns hier auf diese wenigen Bemerkungen beschränken zu dürfen. Nur machen wir darauf aufmerksam, ob es nicht vielleicht möglich wäre, auch bei dieser Form einem gewähltern Leserkreise Anziehendes dadurch zu bieten, daß jene dominirenden Persönlichkeiten mehr den Hintergrund solcher Darstellungen abgeben und im Vordergrunde eine frei erfundene Erzählung sich austummelte. Freilich, wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten des freien Erfindens. Es ist ein großer Anspruch, den wir erheben. Der Dichter der „Mai-Königin", des „Prinz Minnewin" wird indessen darin ein Zeugniß erblicken, daß wir gerade ihm mehr zutrauen als so manchem andern, der Biographieen in Romanform umschmilzt.

Wir gestehen auch offen, daß es uns bei dem Gedanken graut, daß das Leben unserer geistigen Heroen nach und nach — und es kann nicht ausbleiben, daß alle Offiziere der Literatur an die Reihe kommen — in ihren intimsten häuslichen Beziehungen zu solchen biographischen Romanen verwendbar befunden werde. Wir leugnen nicht, daß es Ausnahmen gibt. Wir lassen sie gelten. Maler und Musiker z. B. haben von jeher das Schicksal gehabt, anekdotisch „verarbeitet" auf die Nachwelt zu kommen. Sie sind nicht selten selbst schuld daran gewesen, da die Wenigsten Biographisches hinterließen oder sich mit Leuten von der Feder berührten. Anders ist es mit Schriftstellern selbst. Wer wie Immermann „Memorabilien" hinterlassen hat, legte sich gewiß mit der Hoffnung ins kühle Grab, in diesem seinem Eigensten für etwaige Nachfrage gesorgt zu haben. Wir täuschen uns ohne Zweifel, denn der tägliche Zuwachs dieser Roman-Biographen scheint uns zu widerlegen; aber es ist uns immer vorgekommen, als gebiete eine Art Standesehre dem bessern Theile unserer Dichter, sich von diesem Gebiete fern zu halten.

Um beispielsweise nicht die Schwierigkeit dieser Art Production, wol aber die allerdings große Schwierigkeit, in ihr den ästhetischen Ansprüchen Genüge zu thun, zu beweisen, machen wir auf die Scene zwischen Immermann und Gräfin Ahlefeldt (S. 176) aufmerksam. Wir geben zu, daß die Anstrengungen, auch der gewöhnlichen Leserin verständlich zu sein, ihre achtungswerthe Seite haben; aber soll sich ein Schriftsteller so sehr zum Märtyrer seiner Aufgabe machen? Und schadet es nicht dem Mysterium, das seinen Gegenstand, den Dichter selbst, umgeben muß, wenn diese selbe Leserin fähig bleiben soll, sich an den besten Gaben jenes Dichters noch zu erquicken — bei Immermann z. B. an dem westfälischen Idyll im „Münchhausen"? In der That, der Verfasser hat zu sehr auf dem Altar der Morat und zu wenig auf dem der Grazien geopfert, als er Immermann der Gräfin gegenüber die Worte in den Mund legte: „Nachdem uns die Leidenschaft einmal dahin geführt hat, uns zu vergessen, wie wir uns nie und nimmer vergessen durften — ist es unsere Pflicht, uns vor der Welt zu dem zu machen, was wir vor Gott sind — zu Mann und Weib..."

Alle Achtung vor unserm trefflichen lieben Rheinlandsänger, vor seinem schwungvollen Erzähltalent in gebundener Rede, vor seinem umfassenden, auf alle Gebiete der Kunst sich erstreckenden Wissen, vor dem mannichfachen, auch in diesem Buch gesammelten interessanten Material; aber man erschrickt denn doch, wenn kaum kaltgewordene bedeutende Leute in so bedenklichem Entweder-Oder und mit so fragwürdigen Gänsefüßen wie hier der Unterhaltung zu Liebe ein herschreiten sollen.

*) Ob sich wol in Minutoli's Nachlaß Aufzeichnungen über die Stellung des Verstorbenen zum Jahre 1848 vorfinden? Die unausgesetzten Anschuldigungen, denen auch Minutoli von Seiten der Kreuzzeitungspartei ausgesetzt war, dürften ihn veranlaßt haben, die Vorgänge, denen sein Amt als damaliger Polizeipräsident in Berlin so nahe stand, nach seiner Erfahrung und Auffassung zu erzählen. Auch ihm, der in so edler Wallung zwischen Fürst und Volk, zwischen altem Vorurtheil und neuer Zeit vermittelnd aufzutreten versuchte und anfangs die eigene Erregung und Ergriffenheit des Königs für sich hatte, wurde später jene Undankbarkeit zu Theil, die die preußische Geschichte vom Jahre 1849—58 mit unauslöschlichen schwarzen Rändern bedecken wird. D. Her.

Vielleicht gesellen sich hier Feodor Wehl's „Herzensgeschichten" an (Hamburg, Perels, 1861). Wir finden viel Schönes, meist in einer gewählten, zarten Form, fragen aber doch: Warum läßt der Verfasser den Maler Eich nur so rasch ums Leben kommen? Ein solches Talent und heutzutage, wo die Illustration Tag und Nacht nach neuen Talenten ruft! Allerdings eine verdrießliche Sache, wenn man mit Baroninnen Ladendorf eine platonische Beziehung angeknüpft zu haben glaubt und dann erst dahinterkommt, daß der Katechismus der höhern Stände nicht mit der Vulgata des schlichtmoralischen Naturburschenthums übereinstimmt. Aber diese selbe Baronin Ladendorf gleich darauf durch Inswasserspringen vor der kleinen Unannehmlichkeit behüten, daß der Baron die Baronin mit dem Maler Eich in demselben Nachen spazierenfahren sah und dann bei solchem feuchten Auswege noch obendrein ertrinken — das ist eine Grausamkeit unsers gemüthvollen lieben Dichters. Wie viele Thränen macht er schon mit dieser ersten Novelle fließen! Wir hoffen sehr, in einer Folge seiner interessanten Erzählungen von einer Wiederbelebung des jungen Eich zu hören und wünschen ihm, daß er sich dann die fröhlichere Lebensphilosophie eines Tizian aneignen und wie dieser ein hundertjähriger Greis werden möge.

Vision.

Von Emil Rittershaus.

Jüngst führte mich bei Nacht ein Traum
Auf eines Friedhofs öden Raum.
Rings Gruft an Gruft im Mondenscheine!
Der Wind pfiff um die Leichensteine.
Und wie sie kam, die zwölfte Stund',
Lebendig ward's in weiter Rund'!
Die morschen Sargesdeckel knarrten,
Die Schollen sprangen auf, die harten;
Und aus den Gräbern ging hervor
Um Mitternacht ein Todtenchor.
Das war ein Drängen, Treiben, Weben,
Ein lustiges Gespensterleben!
Das Käuzlein schrie im Weidenzweig,
Die Unke rief im Wiesenteich;
Das sind der düstern Nacht Trabanten,
Das sind die Todtenmusikanten!
Und Bursch' und Dirne sang und sprang,
Die Knochen gaben hellen Klang.
Sie brauchten keine Castagnetten
Beim Tanz auf ihren Rasenbetten.
Da plötzlich fuhr's mir durch den Sinn:
„Geh hin! Geh' zu den Todten hin!
Und jeden der Begrab'nen frage
Nach seinem schönsten Lebenstage!"
Hier nickt ein frühgestorb'ner Mann,
Sah lachend sich das Treiben an,
Den tollen Tanz der tollen Springer
Und hauchte in seine dürren Finger.
Ich ging zu ihm: „Du Bursche, sprich,
Wann traf der Wonne schönste dich?"
Er sprach: „Es waren sel'ge Stunden,
Als ich ein liebend Weib gefunden!
Manch' Jahr verging. Das Weib vergaß
Wol lang' schon, daß ich's einst besaß.
Zwei Männer hat sie schon begraben
Und möcht' noch gern den dritten haben!"
Zu anderm ging ich. „Bleicher Mann,
Wann warst du glücklich? Sag's mir an!
Sag's, Todter, mir!" Ich hört' ihn schnattern:
„Nicht bei den Basen und Gevattern
Verbracht' ich meine Tage! Nein,
Ich saß und zecht' beim gold'nen Wein!
Die Freunde, die ich mir erkoren,
Sie haben dort mir Treu' geschworen!
Das war ein schön, ein lustig Ding!
Nur schade, als ich sterben ging,
Da saßen sie beim Wein, dem süßen,
Mocht' keiner mir die Augen schließen!
Sie freuten sich bei Liederschall. —
Ich ging voraus — sie kommen all'!
Wie mir, so wird man's allen machen!
Denk' ich daran, so muß ich lachen!" — —
Ein Mann saß an des Grabes Rand;
Ich faßte seine kalte Hand:
„Sag' du mir, sprich, wann im Gemüthe
Dir deine höchste Freude blühte!"
„Laß mich! Ich denk' nicht gern zurück!
Ich fand es nie, ein ganzes Glück!
Fand auf dem ganzen Erdenrunde
Nicht Eine sorgenlose Stunde!
Vergiftet ward mein schönster Traum!
Es blühte kaum im Lenz der Baum,
So sanken welk schon Blätter nieder —
Mir ist die ganze Welt zuwider!
Mein Sterben war mein schönstes Glück!"
Er sah mich an — ich trat zurück.
Zu boshaft war des Traumes Lüge! —
Ich sah' in meine eig'nen Züge.

Ernst Rietschel.

Der Meister schied, weil er vom Leben,
Das ihn zur Künstlerthat gefeit,
Den Bildern Theil um Theil gegeben,
Die seine Hand dem Licht geweiht.

Sein Dasein, eine Liebesspende,
Ein Geben an die ganze Welt,
Fand in sich selbst ein selig Ende,
Noch eh' der Tod den Spruch gefällt.

Ein Echo hat vom ersten Werde!
In seinem Wirken nachgetönt
Und sprach aus ihm, solang' die Erde
Mit seinen Werken er verschönt.

Ein Funke war's vom Schöpfungsfeuer,
Der in des Meisters Hand geruht;
Er gab ihn hin, ein Vielgetreuer,
Nun wieder an die ew'ge Glut.

Nicht Seufzer senden Dem die Zeiten,
Der lebet über Erdenfrist:
Die Schönheit fliehet Endlichkeiten,
Weil ihre Heimat ewig ist.

Edmund Bruno.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Die Deutschen in Oesterreich. Ein Brief aus Prag. — Berliner Briefe. IV. — Schiller's Laura. — Briefwechsel.

Die Deutschen in Oesterreich.

Ein Brief aus Prag. *)

— — Nur zu oft und mit zu vielem Recht fragt man in Deutschland: Warum raffen sich, angesichts der nationalen Bewegungen, welche Oesterreich verhängnißvoll erschüttern, die Deutschen daselbst nicht aus ihrer Apathie und setzen ihr Alles daran, um ihre bedrohte Machtstellung zu retten?

In der That, im Vergleich zu den Bestrebungen der Ungarn, Polen und Czechen haben die Deutschen in Oesterreich eine sehr beschauliche Stellung eingenommen. Weshalb nicht? Wäre die Erklärung davon nur eben in der Apathie selbst zu suchen?

In gewissem Sinne muß man gestehen, daß das frühere System der Bach'schen Centralisation keine Nationalität mehr dem Druck unterwarf und förmlich geistig zerrieb als die deutsche. Der Despotismus dieses Emporgekommenen, der mit allen seinen alten Grundsätzen brach und überall in der Monarchie das freie geistige Leben zu Boden drückte, lähmte am meisten die deutsche Kraft, die man nur zum „Kitt" der Centralisation benutzte. Der Deutsche in Oesterreich litt doppelt und dreifach dafür, daß man in Ungarn und Polen „germanisirte"; niemals wurde einer Nationalität ungerechter als den Deutschen in Oesterreich der Vorwurf gemacht, daß sie die Unterdrückung der andern Nationalitäten verfolgt hätten. Was von dem „System" im Namen der deutschen Civilisation und Nivellirung geschah — geschah es mit Genehmigung und im Interesse der Deutschen? Es geschah nur im Interesse des „Systems".

Jetzt, wo die Nationalitäten sich fanatisiren und die große Bewegung, die auf gerader Bahn zur größern Freiheit der Völker Oesterreichs führen würde, auf schiefer Ebene in die Abgründe treibt, jetzt, wo die Regierung, von allen verlassen, des einigen, festen Deutschthums bedarf, rächt sich diese Druck- und Decimirungspolitik der letzten zehn Jahre an sich selbst. Das Deutschthum, das der Regierung zur kräftigsten Stütze zu dienen vermöchte, ist nicht da, wurde nie gefördert, nie gehoben.

Während alle übrigen Nationalitäten in Oesterreich das anstreben, was ihnen als Nationalität fehlt, ist der Deutsche allerdings in dem Fall, daß er in nationaler Hinsicht besitzt, was er in Oesterreich haben kann. Er kann nicht um der Constituirung seiner Nationalität willen, als solche, etwas verlangen. Sagt man ihm doch, daß alles, was seit Jahrhunderten in Oesterreich geschehen, um seinetwillen, zu seinem Vortheil geschehen ist; daß namentlich seit zehn Jahren der Deutsche der Bevorzugte in der Monarchie war; daß Oesterreich ja ein deutscher Staat sein solle und seine Nationalität die herrschende und begünstigte bleiben werde. So läßt der Deutsche wogen und treiben um sich her; als Deutscher ist er ein todtes Instrument der Regierung, speciell als deutscher Oesterreicher war er von jeher zu sehr zum Werkzeug der Reaction, des Oesterreichisirens gebraucht, um etwa jetzt sein Dasein zu verfechten. Dies Bewußtsein macht ihn mistrauisch und unschlüssig.

Indessen — diese stille Apathie schließt doch eine mächtige Sehnsucht nicht aus. Wie lähmend auch alle diese Umstände auf seine Bewegung als politischer Körper wirken mögen, der Deutsche in Oesterreich erstrebt deshalb doch nicht minder eifrig sein Ziel, das in einer Reichsverfassung Oesterreichs, in einem Reichstag besteht. Dies Streben ist gemessener und weniger tumultuarisch, auch ist es unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der Abneigung der Regierung, die lieber einen ihr günstigen Kampf der verschiedenen Nationalitäten, ein divide et impera vorziehen würde, schwieriger und gefahrvoller als das der andern „historisch-politischen Individualitäten"; aber vorhanden ist es, schon aus dem Instinct der Selbsterhaltung. In einem allgemeinen Reichstage ist der Deutsche gewiß, seine Nationalität repräsentirt zu finden, um nicht fürchten zu müssen, sie werde von andern überflügelt. Und mehr noch als diese Gott sei Dank! feststehende Sicherheit des deutschen Könnens und Wissens befördert sein Streben die Ueberzeugung, daß ein Centralorgan solcher Art alle nationalen Parteiungen zuletzt doch in der höhern Bestrebung nach politischer Freiheit einigen würde. Der Deutsche Oesterreichs allein kämpft deshalb für den Liberalismus, für eine gesunde Freiheit, die allen Nationalitäten, wie dann auch der seinigen, zugute kommen würde und die denn doch auch mehr werth ist und nothwendiger als alle extremen Nationalitätswünsche.

Diese Andeutungen bezeichnen hinlänglich die Stellung der Deutschen in Oesterreich gegenüber den innern Bewegungen des Reichs. Aber die Deutschen in Oesterreich sind freilich nur ein sehr verhältnißmäßiger Theil eines Volks von 50 Millionen!

In Deutschland gibt ein großer Theil des Volks die Deutschen in Oesterreich als verloren und als schädliches Beiwerk Deutschlands auf. Ein anderer Theil will sie dem Ganzen erhalten wissen und „Glück wie Unglück mit ihnen theilen". Die einen nehmen sie als „Oesterreicher" allein an und sehen in ihnen

*) Geschrieben vor den Februar-Urkunden.

auch nur Werkzeuge des Absolutismus; die andern betrachten sie als Deutsche, die ein Recht auf das Ganze haben und die dem Absolutismus durch innigsten Anschluß an Deutschland entzogen werden müßten.

Vermeiden wir alle Theorie und Gefühlspolitik, untersuchen wir nicht, wer am meisten recht hat und die stichhaltigsten Gründe für seine Anschauungen vorzuzeigen weiß. Betreten wir den Boden der Thatsachen.

Niemand in Oesterreich wird sich verhehlen, daß der organisch-politische Zusammenhang in Deutschland gewahrt werden muß und die Deutschen daselbst am allerwenigsten geneigt sein sollten, sich von einem zu bildenden festen Gesammtkörper abzulösen. Indessen darüber darf man sich doch nicht täuschen, daß die Deutschen in Oesterreich den Anschauungen der meisten ihrer andern Brüder bezüglich der Erreichung einer Einigkeit des Gesammtvaterlandes insoweit mindestens fremd gegenüberstehen, als daß sie im Stande sein sollten, thätig in Anbahnung derselben mit eingreifen zu können. Wenn das traurige System, welches die deutschen Oesterreicher dem Gesammtkörper entfremdete und alles that, dem Deutschthum ein specifisches Oesterreicherthum entgegenzustellen, irgendetwas Gutes bewirkte, so ist es die Ueberzeugung, daß zur Constituirung Deutschlands nicht wieder zu theoretischen Experimenten geschritten werden müsse. Der als Losungswort auftauchende Ruf nach einem deutschen Parlament kann nur das Endziel, nicht der Anfang der Neugestaltung Deutschlands sein, insofern man den Ausschluß Oesterreichs nicht gleich von vornherein im Auge hat. Schwer wird es allerdings sein, das Verhältniß Oesterreichs zu einem neugestalteten Deutschland zu bestimmen; aber wenn Oesterreich daran liegt, so wird es die Ermöglichung desselben vor allem allein zu verfolgen haben und schon einen Ausweg finden, um ein möglichst organisches Bündniß mit einem einigen engern Deutschland zu Stande zu bringen.

Die Deutschen in Oesterreich müssen vor allen Dingen, um Deutschlands Einigkeit und Neugestaltung mit fördern zu helfen, die Regelung der Verhältnisse ihres eigenen Reiches im Auge behalten und ihre Mission in Oesterreich erfüllen. Angesichts der Kämpfe mit den Sonderbestrebungen der Nationalitäten kann man nicht verlangen, die ohnehin nicht allzu große Macht der Deutschen in Oesterreich zu zersplittern. Dort müssen sie ihren Mann stehen, einmüthig, weil ihre Stellung selbst in der Monarchie durch fanatischen Föderalismus in Frage gestellt werden kann. Sie haben in dem „Reichsrath", dem Centralorgan Oesterreichs, vorläufig alle Aufmerksamkeit auf die glückliche Weiterbildung der volksthümlichen Institutionen und auf die mancherlei nicht fehlenden Versuche der Reaction zu richten. Erst wenn die zarten Glieder des Kindes erstarkt sein werden, um es sich mehr sich selbst überlassen zu können, ist an eine active Betheiligung der Deutsch-Oesterreicher am Aufbau und Ausbau der Verfassung Deutschlands zu denken. Mit einem Wort, sie müssen erst das Niveau der andern Deutschen erreichen, erst festen Fuß unter sich haben, ehe sie an dem Tempel der Sache Deutschlands mitbauen können. Wie könnten sie, welche im engern Vaterland erst vorzubereiten haben, daß der innige Verband mit Deutschland ermöglicht werde, sich schon mit dem beschäftigen, was erst aus dieser Vorbereitung sich ergeben kann? Sie können auf die moralische Unterstützung der Liberalen Deutschlands bei ihrer Arbeit rechnen, verlange man also auch von ihnen jetzt nicht mehr, als dem Streben derselben ihrerseits nur mit den wärmsten Sympathieen zu folgen. Die Hauptsache, die Schaffung einer neuen Centraigewalt für Deutschland, wird und muß als Aufgabe den Deutschen außerhalb Oesterreichs zufallen. Unterdeß werden auch die Zustände in der Kaisermonarchie sich consolidiren und zweifelsohne Oesterreich zu aufrichtigen constitutionellen Formen hinüberführen. Dann ist eine Vereinigung leicht; ein gemeinsames Wirken für das geeinigte Vaterland gibt sich bald von selbst. Die Deutschen außerhalb Oesterreichs haben die Initiative zur Umgestaltung des Gesammtvaterlandes zu ergreifen und wollte Gott, sie jagten dabei nicht wieder alten Chimären nach! Die Deutschen in Oesterreich aber haben die Aufgabe, ein Gesammtparlament für ihr Land durchzusetzen. Nur so können sie sich selbst und ihre Nachkommen dem deutschen Vaterland, deutscher Ehre und deutschem Geiste erhalten. *)

*) Inzwischen sind diese Wünsche erfüllt worden; Oesterreichs Völker sind durch eine Gesammtverfassung und ein Parlament verbunden. Bedauerlich nur, daß alle diese Concessionen keinen aufrichtigen Enthusiasmus, keinen Glauben an die wahrhaft dem Geist der Zeit huldigende Absicht der Geber hervorrufen. Zu deutlich tragen sie auf ihrer Reversseite die Absicht zur Schau, daß einestheils die Finanznoth Oesterreichs, das Erbe der absolutistischen Regierungszeit, dem immer wieder aufs neue zu Anleihen in Anspruch genommenen Volke aufgebürdet werden soll, anderntheils, daß damit die Hülfsmittel gewonnen werden, um in Italien für Oesterreich sowol wie für alles, was die verzweifelten Tendenzen der jesuitisch-absolutistischen Camarilla daselbst verloren haben und nächstdem verlieren werden, den Kampf mit äußerstem Nachdruck wiederaufzunehmen. Liest man die Berichte über die kühle Begrüßung dieser Bewilligungen, sieht man die verzweifelnden Mienen selbst derer, die bisher mit Oesterreich gegangen sind und geradezu nun selbst eingestehen, daß sich der Staat ihres Herzens mit dieser plötzlichen Schöpfung an den äußersten Abgrund gestellt hat, so kann es wol offen ausgesprochen werden, daß der Kaiserstaat einer großen Krisis entgegengeht. Ehe nicht Oesterreich eine *sociale Revolution* durchgemacht, die Ansprüche des Adels, der Armee und der Geistlichkeit mit den Berechtigungen des Bürgerthums auf ein und dasselbe Niveau gestellt hat, bleiben diese neuen Schöpfungen von vorübergehender Bedeutung. Oesterreich bedarf eines *Staatsretters*, ob die Lösung nun von einem Stein oder Pombal aus der obern Sphäre oder von einem John Hampden aus dem Volke kommt.

D. Her.

Berliner Briefe.

IV.

— — Ein Vermächtniß, das Berlin vor kurzem empfangen hat, ist mit ebenso großer Theilnahme wie Dankbarkeit aufgenommen worden. Der Consul Wagener hat seine reiche und überaus schöne Gemäldesammlung, deren Gesammtwerth auf 200000 Thaler geschätzt wird, der Stadt Berlin mit dem Wunsche vermacht, daß sie der Grundstein zu einer berliner National-Bildergalerie sein möge. Die liberale Schenkung ist auch von den Söhnen des Erblassers gutgeheißen worden. Es gewährt dieser Act patriotischer Hingabe wieder einen schmerzlichen Rückblick auf all die Kunstschätze des Humboldt'schen Nachlasses, der wie kein anderer das Eigenthum der Stadt hätte werden müssen, die ihn auf Händen trug und als deren Stern der Wissenschaft und Kunst er länger denn ein halb Jahrhundert leuchtete. Von Humboldt kann man wol sagen: Er hat nach seinem Tode, durch dämonische Gewalten, so viel Unglück wie in seinem Leben Glück gehabt.

In diesem Augenblick, wo in Rietschel ein großer, schöpferischer Genius von der Erde geschieden ist, an dessen Grabe im Hinblick auf seine herrlichen Werke auch wir wie an Schwanthaler's Gruft mit Anton Teichlein sagen können: „Das alles hat ein einziger starker Geist in schwachem Leib und einer kurzen Spanne Zeit geschaffen! All seinen Odem hat er verhaucht in Stein und Erz, bis seiner eigenen Brust kein Athemzug mehr übrig blieb! Doch unsterblich rinnt sein Blut in hundert Marmoradern, in hundert ehernen Brüsten schlägt sein Herz und fort und fort für uns und eine späte Nachwelt!" — in diesem Augenblick feiert die Sculptur hier Triumphe. Drake, Bläser, Uhlenhuth, A. Wolff und Möller haben ihre neuesten Schöpfungen ausgestellt.

In dem Drake'schen Atelier sehen wir die Reiterstatue König Wilhelm's I. von Preußen. Das Original hat dem Künstler den Vorzug gegönnt, sich demselben zu Roß in seinem Atelier zu präsentiren. Die Gruppe trägt demnach den Stempel des überaus Lebensvollen. Das Pferd im kolossalen Maßstab gehört der schweren Rasse an; gedrungen in seinen Körperformen trägt es wie im edeln Stolz und mit vollem Bewußtsein den hohen Herrn im scheinbar ruhigen Schritt und doch mit dem innerlichen Motto: „Vorwärts!" Die Porträtähnlichkeit ist ganz wunderbar dem Leben abgelauscht und wird das Ganze in Bronze gegossen in kolossaler Dimension ein überaus schöner statuarischer Schmuck der Eisenbahnbrücke zu Köln werden. Es kommt auf den 32 Fuß hohen östlichen Pfeiler, der den Schwibbogen mit den Thürmen und dem westlichen Pfeiler verbindet, auf dessen Plattform die von Bläser gefertigte Reiterstatue Königs Friedrich Wilhelm IV. zu stehen kommt. Die Eisenbahnverwaltung, welche die Kosten dieser großartigen Kunstwerke trägt, setzt sich selbst dadurch und ihrer Stadt das schönste Monument.

Uhlenhuth hat dagegen Friedrich II. für die Stadt Bromberg modellirt und das Modell, das auch in Erz gegossen werden soll, im Lagerhause zur Ansicht ausgestellt. Der große König im kleinen Hut lehnt sich auf seinen weltberühmten Krückstock. Welcher Künstler dürfte diese historischen Attribute fortlassen! Ja man geht so weit, zu behaupten, daß, sobald man bei der Darstellung Napoleon's I. Hut und Ueberrock, bei Friedrich II. den Hut, den der König selbst in der Todesstunde trug, fortlassen wollte — man ihrer äußern Erscheinung zu nahe treten würde. Friedrich's II. markirte, vom Meißel des Lebens scharf ausgearbeitete strenge Linien sind mit dem Dreimaster und Krückstock verwachsen. So sehen wir ihn auch hier. Es ist der alte Fritz, die gefürchtete Majestät — er hält den Plan des ebenausgeführten Kanalbaus in der linken Hand und sein Auge schwelft sinnend in die Ferne, was weiter zu thun sei, um — die dürren Sandflächen des öden Landstrichs in fruchtbare umzuwandeln (Bromberg hatte damals kaum 1000 Einwohner — jetzt zählt es über 10000). Die Auffassung ist uns ganz vorzüglich erschienen, wenn auch von scharfen Kritikern hin und wieder etwas getadelt wird. Uns ist beispielsweise ein großes Problem würdig dadurch gelöst, daß die Statue einen vortrefflich linearischen Eindruck macht. Man wähle, welchen Standpunkt man will, von allen Seiten frappirt die Harmonie der individuellen Erscheinung.

Außer diesen beiden Bildhauern hat A. Wolff zur Ausschmückung des neuen Universitätsgebäudes in Königsberg die Kolossalstatuen der vier Facultäten im Modell vollendet, die in dem March'schen Institut zu Charlottenburg in Thon gebrannt werden. A. Wolff bewährt sich in all seinen Schöpfungen als ein ebenso denkender wie genialer Künstler. Die Statuen der verschiedenen Wissenschaften für denselben Zweck sind an verschiedene jüngere Kräfte vertheilt worden. So hat Möller die Mathematik und Naturkunde dargestellt. Die erstere in jener faltenreichen Gewandung, die symbolisch die discrete und continuirliche Größe veranschaulicht — das Ende der einen Falte scheint fast der Anfang der andern zu sein — und doch würde Kopfrechner Dase die Zahl der Wellen und Wellchen, die sie umschlingen, genau angeben, so leicht und frei heben sie sich auf und ab. Die Naturkunde hat andere — tief, tief geheimnißvolle Falten. Hier gilt das Wort König Salomo's: „Der Ruhm des Herrn ist es, seine Werke zu verhüllen, der Ruhm des Menschen, sie zu erforschen!"

Schiller's Laura.

Je mehr die meisten unserer Schulmänner darauf bedacht sind, die neuere deutsche Literatur mehr oder weniger geringschätzig zu behandeln, desto mehr Muße gewinnen sie, ihren Schiller- und Goethe-Cultus zu einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Digitized by Google

Die Katheder-Aesthetik und die Philologie boten sich die Hände, um Schiller und Goethe nun schon lange wie zwei alte Schriftsteller zu behandeln, zu deren z. B. gründlich herzustellendem Urtext ein alter Codex in Padua und ein neuester glücklicher Fund in Sevilla gehört. Wenn ein solcher speciefischer Goethe-Aesthetiker z. B. über Iphigenie zu sprechen anfängt, möchte man glauben, Wolfgang Goethe wäre gar nicht in Frankfurt am Main, sondern in Attika am Strand des Ilissus geboren. Kürzlich hörten wir einen solchen über jenes Thema, bei dem man hätte glauben mögen, Goethe hätte sich bereits bei Lebzeiten mit Gliedern bewegt, die von pentelischem Marmor waren.

Um so erfreulicher wirkt es, wenn uns durch anderweitige Bemühungen unsere großen Heroen nahe gerückt bleiben und nicht blos menschlich duldeten wie wir, sondern auch menschlich fehlten. Das war, bis auf die schwache Auslassung über die Schillerstiftung, so vortrefflich an Jakob Grimm's Gedächtnißrede über Schiller: Er behandelte Schiller zeitgenössisch, wie einen außerordentlichen, zuweilen auch sterblichen Poeten, der alles leistete, was er konnte; Schiller konnte viel, aber nicht alles; neben und mit und nach ihm gab es der Offenbarungen des Genius noch genug. Das war die Sprache der ebenbürtigen Geister über einen großen Genius, nicht die der „Käerner", die jetzt den Namen „Schiller und Goethe" wahrhaft bis zum Ueberdruß im Munde führen.

Professor Haakh in Stuttgart hat vor einiger Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln über ein stuttgarter Bild veröffentlicht, das ein Fräulein Wilhelmine Andreä darstellt und „Schiller's Laura" sein soll. Fama sagt uns, Hr. Professor Haakh wäre ein höchst liebenswürdiger, aber stark phantasiebegabter philologischer Hypothesenfreund. Seine Darstellung ist auch so einschmeichelnd, stützt sich so vertrauensvoll auf die Aussagen achtzigjähriger Ehrenmänner, daß jener, wie er sagt, „Flecken" in Schiller's Leben, sein Verhältniß mit Frau Hauptmann Vischer, nunmehr wirklich getilgt scheint. Diese als etwas zweideutig bernfene Dame wäre keineswegs „Laura" selbst gewesen, sondern nur ihre Vermittlerin. Wilhelmine Andreä, „auch noch sonst von Stäudlin, Conz, Reinhard besungen", also eine Allerweltsschöne, wäre die echte, „der Ehre, auch von Schiller besungen zu werden, würdige" Laura.

Ueber die Entstehung zweier Bilder, die in einem Bürgerhause Stuttgarts als sich gegenüberhängend angetroffen wurden, Schillern und jene junge Dame darstellend, schreibt unser Conjectural-Literarhistoriker:

„Zur Zeit des Besuchs in Stuttgart, 1794, war Schiller seit mehreren Jahren glücklicher Gatte und seit wenigen Monaten glücklicher Vater. Ruhiger, aber nicht ohne tiefe Bewegung sah er die Geliebte wieder. Mächtig erwachte die Erinnerung an die goldene Zeit der ersten Liebe und ein lebhaft erregter Augenblick gab dem Dichter den Gedanken ein, sich mit Laura im Bilde zu vereinen. Als er die Heimreise antrat, so mochten die Gemälde noch nicht gänzlich vollendet sein, denn noch heute ist die eine Hand Laura's nicht fertig gemalt. Später die Bildnisse an sich zu ziehen, mochte die Rücksicht auf die Gattin, die er herzlich und aufrichtig liebte, ihn hindern und so blieben dieselben, wie mit Grund zu vermuthen, in dem Hause zurück, wo sie unter dem Schirm des Geheimnisses gemalt waren."

Ein unwillkürliches, wenn nicht Homerisches Gelächter, doch Credat Judaeus Apella, wird wol niemand unterdrücken können, wenn er liest, daß der inzwischen wacker in der Welt und namentlich bei Frauen (zumal in Dresden) herumgekommene Schiller, als Gatte und Vater, weimarischer Hofrath, außerordentlicher beurlaubter jenaischer Professor, sich in Stuttgart heimlich mit seiner alten Jugendliebe hätte malen lassen! Aber der Humor dieser Voraussetzung durchbricht so prächtig die Feststimmung von 1859, wo Schiller nur ein „wandelnder Tempel" war, daß wir neben dem Idealismus der Literaturgeschichte hier einen wirklich herzerfrischenden Realismus gewinnen. Auch noch eine andere Aeußerung des stuttgarter Forschers ist charakteristisch: „Bekannt ist die Thatsache, daß in späterer Zeit die Nase Schiller's eine andere war als in früherer."

Ohne uns in ein Gebiet zu verlieren, das den Düntzers, Palleskes und der „neuhochdeutschen" Philologie angehört, bemerken wir nur, daß wir in einem Stahlstich die Abbildung dieser beiden „unter dem Schirm des Geheimnisses" gemalten Porträts gesehen haben. Fräulein Wilhelmine Andreä ist allerdings ein vollblütiger, plastischer, feuerängiger Schwabenkopf, wie er nur je in diesem an Anomalieen so reichen und eigengearteten deutschen Stamm zuweilen vorkommt, Kinn und Mund könnten der Medusa des Braccio Nuovo im Vatican angehören. Schiller aber — ist eine wahre Pinselei! Ein gedunsener, dickäugiger junger Mensch, der die Hand aufstützt, um den gedankenschweren Kopf zu halten, wie in dem alldekannten, vielcopirten Bilde. Mit allem Respect vor unserer Schiller- und Goethe-Philologie glauben wir doch, daß Wilhelmine Andreä, wenn sie in der That die Bewußte ist, wenn sie das Gegenüber in dem „alten Bürgerhause" selbst arrangirt hat, in spätern Jahren eine schlechte Phantasiecopie jenes bekannten Bildes ihrem eigenen Jugendbilde gegenüber hat aufhängen lassen. Diese Handlung war eine Handlung stiller Pietät.

Wem jedoch Schiller's Mitwirkung gefällt, wer lieber an jenen „Schirm des Geheimnisses" glaubt und einmal ausnahmsweise auf seinem Prima- oder Selectakatheder durch eine Erinnerung an des Herausgebers „jungdeutsches" Stück: „Werner" oder „Herz und Welt" sich nicht stören lassen will, dem bemerken wir zur Mehrung des romantischen Reizes, daß Schiller bei seinem damaligen Besuche in Stuttgart Frau und Kind bei sich hatte. Vielleicht entdecken noch Forscher, daß Schiller, wenn er von seinen geheimen Porträtsitzungen und ganz erfüllt vom „Geheimniß der Reminiscenz", nach Hause kam, jedesmal auffallend erröthet sein soll, wenn ihn seine Frau fragte: „Sage, lebt denn hier noch die gewisse Laura, die du in deinen Gedichten vor fünfzehn Jahren so feurig besungen hast?"

Briefwechsel.

— Herrn C. von K. in Wien. Ungeeignet.

— Herrn *** in Altona. Die dänische Novelle ist durch Buchhandel zurückgegangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 11. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Amerikanisches Ansiedlerleben. IV. V. — Das Weihbecken des Diakonen. Von Dr. M. J. — Die Sixtinische Madonna. — Walter Scott und Felix Oberty. — Neue Romane und Novellen. VI. — „Literaturgeschichten der Gegenwart." — Unsere Zeit. Von Albert Eulenburg. — Neues aus der Welt.

Amerikanisches Ansiedlerleben.

IV.

Wir hatten die Kühle des Abends abgewartet und fuhren gemächlich nach dem einige Meilen von St.-Louis gelegenen sogenannten Prairiehause, einem ziemlich guten, von einem Oldenburger Namens Oldenburg gehaltenen Wirthshause, um da zu übernachten.

Dieser Herr Oldenburg war früher in seinem Vaterlande Kürassierhauptmann gewesen, hatte bei einem Duell seinen adelichen Gegner erschossen, war dann, aus Furcht vor den unangenehmen Folgen, flüchtig geworden und nach Amerika gekommen. Hier hatte er eine Amerikanerin zur Frau genommen. Von den Wellen des Glücks vielmal auf- und niedergehoben, war er nun endlich — Wirth zum Prairiehause geworden. Herr Oldenburg hatte noch immer das martiale Auftreten und die Bonvivant-Miene des Offiziers, war aber doch ein gemüthsfroher Mensch, der nirgends Anker werfen konnte auf dem bewegten Meere des Lebens. Er hatte sich stark dem Trunke ergeben und starb bald, nachdem er auch in dieser Wirthshausspeculation Bankrott gemacht, am Delirium.

In diesem Prairiehause also machten wir Nachtquartier. Wir trafen hier mehrere Familien aus St.-Louis, die, der Sommerhitze der Stadt entflohen, sich hierher in die reine Luft geflüchtet hatten. Auch einige Deutsche trafen wir, von denen wir mit Neugier und Herzlichkeit begrüßt wurden. Den einen muß ich Ihnen, theuerer Freund, namhaft machen, denn sein Name ist der Erwähnung werth. Es war C. Bimpage, der später der Gründer der ersten deutschen Zeitung im Westen, der Gründer des „Anzeiger des Westens" wurde. Er war in die göttinger Studentenunruhen verwickelt gewesen und hatte deshalb sein Vaterland verlassen müssen, trug es aber noch im Herzen. Er war eigentlich noch immer in Göttingen, trotzdem daß er einer kleinen Schenke nahe dem Prairiehause als Barkeeper vorstand; dabei ein höchst gutmüthiger und wohlwollender Mensch, dem der Tyrannenhaß und die revolutionären Ideen gar nicht recht ins Gemüth paßten. Er war von großer, schlanker Statur, sonst grundhäßlich. Jeden Satz seiner lebhaften Erzählung fing er an mit: „Großer Gott!" und „Wissen Sie?" Diese Erzählung aber drehte und wand sich nur um Göttingen. Wir fragten ihn wiederholt und bei verschiedenen Gelegenheiten, wie und auf welche Weise er nach dem Westen gekommen? Seine Antwort verlor sich immer in den Straßen Göttingens. Er hatte noch ganz die Manieren des noblern göttinger Studenten und

deſſen Redensarten beibehalten. Als er uns einmal auf der Farm beſuchte und uns beim Einmetzgen im Rauchhauſe fand, die Schürzen mit Blut und Fett bedeckt, die Hände ebenfalls, ſtellte er ſich mit ritterlichem Anſtande vor uns, die Cerevisſkappe in der Hand, und brachte ſeine Fragen: „Haben ſich die Damen ſeither wohlbefunden? Und haben Sie die letzte Saiſon angenehm verbracht?" mit der etikettenſten Höflichkeit vor. Er ſah das Schweinefleiſch nnd die Blutwurſt nicht — er war in dem Augenblick ein nobler göttinger Student. Der Redaction des „Anzeiger des Weſtens" ſtand er nicht lange vor, obgleich er darin allgemein befriedigte. Die Verhältniſſe dieſes neuen Unternehmens geſtalteten ſich anfänglich etwas verworren und er verſtand es nicht, inmitten dieſer Verhältniſſe Fuß zu faſſen. Ein hitziges Fieber nahm ihn ſchnell hinweg und ſein Staub modert ſchon lange, von den meiſten vergeſſen, von wenigen kaum noch im Gedächtniß getragen.

Doch wir ſind noch im Nachtquartier des Prairiehauſes bei Herrn Oldenburg. Der Weg, den wir am nächſten Morgen einſchlugen, führte anfänglich durch einen öden, unfreundlichen Landſtrich mit dünnem Eichengeſtrüpp bewachſen; nach nnd nach aber wurde die Gegend reicher und üppiger; hübſche Waldungen thaten ſich auf, die Scenen wurden romantiſch, manchmal wild. Die Straße führte fortwährend bergan. Auf einer bedeutenden Höhe angelangt, ſahen wir plötzlich vor uns in der Ferne glänzend ſchimmern den ſich windenden Miſſouriſtrom. Mit Wehmuth war der Jubel untermiſcht, in den wir bei ſeinem Anblick ausbrachen. Wir erinnerten uns, auf eben ſolcher Höhe ſtanden wir, als wir zum letzten male ein leuchtendes Silberband, unſern Rhein, in der Ferne ſahen und ein letztes, ewiges Lebewohl ihm naſſen Auges hinunterwinkten!

Die Straße führte nun, ganz allmählich ſich ſenkend, in die Niederung, deren fernſtes Ende wir zu erreichen hatten. Dort wohnten bereits ſeit zwei Jahren Deutſche, an die wir empfohlen waren und die uns aufnehmen wollten, bis wir eine Heimſtätte würden gegründet haben.

Dicht am Miſſouri, zwiſchen hohen Schattenbäumen fahrend, trafen wir in Entfernungen von zwei bis drei Meilen auf neueingerichtete Farmen, theils von virginiſchen, theils von deutſchen Einwanderern bewohnt. Himmel, welche Farmen, welche Einrichtung! Gleich rieſigen Leichenſteinen in ungeregelten Haufen ragten aus der grünen Maispflanzung die abgeſtorbenen Bäume. Im Viereck herausgeſchnitten aus dem wildeſten Waldrevier, ſahen die Felder aus wie verlaſſene Kirchhöfe, deren Erde eine neue, junge Vegetation entſproſſen. So auch der jungfräuliche unberührte Wald, welch erſchütterndes Bild des Todes, der allverſchlingenden Zeit ſtellte er, in der Nähe beſehen, dar! Da lagen die großen Stämme umgeſtürzt, halb und ganz vermodert; wildes, verworrenes Schlinggewächs rankte darüber hinweg und erſtickte unter ſich das wuchernde Unkraut. Das vertrocknete, halbverfaulte Laub vieler Jahre lag an manchen Stellen, wo der Wind es hingeweht, hoch aufgethürmt und diente zum Verſammlungsplatz von verdächtig ausſehendem Geſchmeiß, Käfern und Würmern, auch wol Schlangen. Ueberall, worauf das Auge ruhte, wurde es beleidigt durch wilde Verworrenheit, Unordnung, unſchöne — Flegelhaftigkeit dieſer jungen Natur. Nur wenn man in die Höhe ſah, hinauf in die hohen, grünbelaubten Wipfel, die in anmuthiger Schwankung ein Stück blauen Himmels durchblicken ließen, fühlte man ſich erhoben. Alſo hinauf geſchaut! Doch mußten wir wieder niederwärts blicken und die Wohnungen der Menſchen in Augenſchein nehmen, die aus todten und lebendigen Bäumen hier zur Anſicht traten. Der Muth wollte uns erlahmen, das Herz zuckte zuſammen, als wir dieſe Wohnungen ſahen. Ohne Rückſicht auf Schönheitsſinn und Symmetrie, aus rohen Baumſtämmen zuſammengefügte viereckige Kaſten, mit einem loſen unordentlichen Bretterdach verſehen, das waren die Häuſer. Gleich ſchmuzigen Auswüchſen klebten daran auf der einen Seite aus Lehm und Holz zuſammengefügt die Kamine. In gleichem Maßſtabe ſtand eine Küche und ein Rauchhaus auf dem Gehöft. Eile und Nothdurft, nicht freundliche Behaglichkeit, nicht ſinnendes Schönheitsgefühl hatten die Einrichtung beſorgt. Wir hatten viel Toleranz im Gemüth mitgebracht, aber ſie reichte doch nicht aus, uns mit dieſem Anblick zu verſöhnen.

Die Ahnung ſchwerer Kämpfe und Entbehrungen, bitterer Täuſchungen lagerte ſich dämmernd auf unſern Sinn. Indeſſen, noch war ja heller Sonnenſchein, Jugendluſt und freudige Hoffnung in und um uns und die düſtern Gedanken wurden bald verſcheucht. Ja wir amuſirten zuletzt uns königlich, als wir vor einem ſolchen Wohnhauſe anhaltend, um nach dem rechten Wege zu fragen, mit dem freundlichen Mann, der uns

Digitized by Google

Antwort ertheilte, ein Gespräch anfingen und von ihm erfuhren, daß er ein Kaufmann aus Bremen, jetzt hier Farmer und Grundbesitzer sei; ja als wir auf einen jungen Mann, der barfuß und nothdürftig mit blauleinenen Hosen und zerrissenem Hemde bekleidet, mitten in einer Heerde Schweine stand, die er aus einem Korbe mit Maiskorn fütterte, deuteten und fragten, ob dies vielleicht sein Sohn sei, erhielten wir den Bescheid: Nein, das ist der Herr von der Gruben, Lieutenant aus dem königlichen Cadettenhause zu Hannover, der sich gegenwärtig bei mir aufhält, um die Landwirthschaft zu erlernen! Als der königlich hannoversche Lieutenant merkte, daß er unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, entwich er schnell unsern Blicken und verschwand im angrenzenden Maisfelde.

Bald erreichten wir die gastfreie Stätte, wo wir herzlich begrüßt und liebevoll aufgenommen wurden. Zwei junge Männer, das heißt unverheirathet, hausten hier und bewirthschafteten zusammen die Farm mit Hülfe einer deutschen Bauernfamilie, deren weibliches Personal die Haushaltung besorgte. Das ließ sich nun alles recht gemüthlich und idyllisch ansehen. Da wurden die großen Eimer mit schöner süßer Milch herbeigetragen; da pickten und gackerten auf dem Hofe unzählige Hühner; da sprangen, von den frei umherlaufenden Pferden muthwillig gejagt, die lustigen Kälber herbei und berochen die neuen Ankömmlinge. Im Hofe wurde mit der Art gezimmert und ein Wagen reparirt. In der Thürschwelle balgten sich die Hunde und Katzen in übermüthigen Sprüngen und über dem allen lag lustiger Sonnenschein. Vom Feuerherd drang ein die Geschmacksnerven angenehm kitzelnder Geruch ins Freie und ließ eine nahe Mahlzeit vermuthen, die auch bald von unserm hungerigen Magen begrüßt wurde. Das Innere der Hütte enthielt ein Bett, einen plumpen Tisch nebst einem paar roher Stühle und Bänke. Ein Bret zwischen die Holzstämme der Wand eingeklemmt trug ein paar Bücher, die Ueberbleibsel der ehemaligen intelligenten Beschäftigung ihrer Besitzer. Der eine der Herren war in Deutschland ein studirter Rechtsgelehrter, der andere ein geschickter Chemiker gewesen.

Und unser Mahl? Ein Topf voll süßer Milch, aus dem sich so viel zu schöpfen als ihm beliebe jeder gebeten wurde. Er stand auf der einen Ecke. In der Mitte stand eine Schüssel mit länglich geschnittenem, gelb gebratenem Speck und daneben ein großer, bräunlich und schmackhaft aussehender Kuchen, der Mund wässerte uns, bis er angeschnitten wurde. Jeder erhielt sein Stück. Aber wie verzerrten sich die Gesichtszüge, wie standen die Kinnbacken plötzlich so still! Ist das ein Gericht aus der Höllenküche? Aus schwarzer Seife und Sand zusammengesetzt? Unsere gutmüthigen Wirthe entschuldigten sich, daß sie uns kein anderes Brot vorzusetzen hätten als dieses Maisbrot. Weizen und Roggen würden in dieser Gegend noch gar nicht gebaut und das Mehl in St.-Louis zu kaufen, dazu wären die Einkünfte der Farm nicht hinreichend. Alle Bewohner des Settlements wären daher auf dieses Maisbrot beschränkt.

O, dachten wir, in diesem gelobten Lande gibt es also noch nicht einmal Brot! Mit großer Selbstüberwindung würgten wir die Bissen hinunter und ein neuer Schatten der Täuschung lagerte sich auf das Gemüth. Ich muß Ihnen, theuerer Freund, hier sogleich erzählen, daß an unserm Gaumen der Höllengeschmack dieses Brotes sich nach und nach — verlor, ja, ein angenehmer wurde, daß es uns bald wie Mandelkern schmeckte.

Was anfangs Qual und Graus,
Ward endlich Lust und Wonne!

Da unsere Familie viele Glieder stark, konnten wir uns unmöglich lange bei diesen gastfreien Leuten aufhalten; daher entschlossen wir uns kurz und bezogen eine Farm in ihrer Nähe, die zu vermiethen und zu verkaufen war. Hier richteten wir uns nun häuslich ein und der Reiz der Neuheit würzte die Mühen und das Ungemach. Nach und nach wurden unsere Effecten aus St.-Louis herausgeschafft, von denen die meisten aber eingepackt bleiben mußten, weil kein Raum da war, sie unterzubringen. Das Klavier wurde ausgepackt und in die Blockhütte im Parademarsch getragen, wo es sich seltsam genug ausnahm. Auch die Saiteninstrumente wurden an die Wände gehängt. Vor allem aber hingen wir unsere Hausgötter auf und gaben ihnen den besten Platz über dem Kamin. In das bunte Chaos dieser Blockhütte schaute nun ruhig und sicher Goethe's großes Griechenauge, der schwärmerische Glutenblick Schiller's, Wieland mit seinem Satyrlächeln, Klopstock in seiner Kraft und Würde. Es war ein wirres Leben und Treiben, bis jedes Ding seinen Platz hatte und ein jeder sein Plätzchen. Die meisten von uns gehörten aber zu der Klasse von Menschen, die gern ihre Schultern ansetzen, wo es gilt, ein

gemeinſames Werk zu ſchieben, und ſo ſchoben wir denn und unter Lachen und Scherzen gedieh ſo eine Art von Haushaltung. Viel Syſtem und wenig Ordnung. Alles mußte erſt durch Erfahrung gelernt werden, ſelbſt das Feuermachen in den weiten aus Lehm und Holz erbauten Kaminen. Etwas Gutes fanden wir gleich aus an dieſen Blockhütten: die Leichtigkeit, Nägel einzuſchlagen und Luftlöcher zu öffnen. Bald hing alles von unſern Sachen, was nur hängen konnte, an den Wänden umher. Am Kopfende meines Lagers aber hatte ich mir eine Oeffnung gemacht, um bei der nächtlichen ſchwülen Atmoſphäre der Stube friſches Luftfächeln zu genießen. Einmal des Nachts, von einem lebhaften Traum erwacht, erblickte ich über mir die funkelnden Sterne der Himmelsdecke und fühlte den feuchten Nachtthau in meinem Haar niſten; auf der Bruſt aber ruhte ein Balken und klemmte mich feſt. Die Oeffnung in der Wand hatte ſich nachbröckelnd erweitert, und im unruhigen Schlafe war ich buchſtäblich mit dem Kopfe durch die Wand gefahren.

Der Ankauf einer Kuh, die uns mit Milch verſehen ſollte, war ein freudiges Ereigniß und das erſte Melken ein merkwürdiges Unternehmen. Alles lief mit hin zu dem Viehplatz, um dem intereſſanten Acte beizuwohnen. Dadurch wurde das Thier ſcheu und unruhig und wollte ſich nicht zum Melken ſtellen. Das Zureden, Zuwinken und Bedeuten machte die Sache nur noch ſchlimmer. Die muthvollſte unter uns wagte ſich endlich daran, hockte ſich nieder, ſtellte den Eimer unter, faßte den Euter und ein Strahl weißer Milch fuhr hernieder. Ein lautes Jubelrufen der Umgebenden erſchreckte das Thier aufs neue. Ein Fußtritt ſchleuderte Eimer und Melkerin gleich erbarmungslos weit auf die Seite in den Staub.

Mitten in dieſem Tumult hielt plötzlich unter uns ein fremder Reiter mit lachendem Antlitz. Keiner von uns hatte ihn kommen ſehen.

„Ich bin der Doctor Wohlers", ſprach er mit freundlichem Accente, „und komme, um Ihnen meinen nachbarlichen Gruß zu bieten. Wie ich ſehe, ſind Sie in einer aufregenden Beſchäftigung begriffen."

„Ach, beſter Herr Doctor, können Sie melken?" war unſer ganzer Gegengruß.

„Warum das nicht?" war ſeine freundliche Erwiderung. Raſch ſprang er vom Pferde, hob den im Staub liegenden verbogenen Melkkübel auf und mit den Mienen eines ſtrengen Gebieters nahte er ſich dem ſcheuen Thier, das auch lammfromm von ihm ſich den Inhalt ihres Euters abzapfen ließ. Im Triumphzuge wurde nun Doctor und Milch nach dem Hauſe gebracht und hier die verſäumte Höflichkeit nachgeholt.

Doctor Wohlers aus dem Hannoverſchen war ein intelligenter, freundlich geſinnter Mann, den der Wiſſensdurſt nach dem Weſten geführt. Durch Zufall in dieſe Niederlaſſung gerathen, ließ er ſeine werthvollen ärztlichen Dienſte menſchenfreundlich den leidenden Mitbrüdern angedeihen und benutzte die übrige Zeit zum Botaniſiren und zum Erkennen der weſtlichen Verhältniſſe. Vorurtheilsfrei und heiter, wohlwollend und gütig, kräftig und geſund, geſchickt, ſich jeder Lage des Lebens anzupaſſen, war er einer der wenigen, deren Bekanntſchaft wohlthuend berührte. Leider blieb er nicht lange unter uns. Familienverhältniſſe riefen ihn nach Deutſchland zurück; er iſt nicht wiedergekehrt. Seinem Andenken ſei Liebe und Ehre geweiht.

Den Amerikanern war das Klavier ein Gegenſtand der Verwunderung. „Es macht ein ganz nettes Geräuſch", meinten ſie, wenn ſie uns ſpielen hörten. Dieſe Nachbarn wohnten alle nach verſchiedenen Richtungen zwei, drei bis fünf und ſechs Meilen von uns entfernt. Verſchlungene Waldpfade führten zueinander. Die meiſten von ihnen waren aus Virginien eingewandert und hatten eine Menge Schwarze mitgebracht. Sie bauten Taback und Mais, d. h. ihre Neger. Sie ſelbſt waren ein rohes, wüſtes Volk von Männern, die entweder auf Hetzjagden oder mit Kartenſpiel ſich amuſirten. Ihre Frauen waren putz- und gefallſüchtig und immerwährend auf Beſuchen begriffen.

Doch noch eine andere Klaſſe von Amerikanern gab es unter uns, deren Wirthſchaften, Thun und Treiben man nur mit Vergnügen beobachten konnte. Ihre Blockhütten waren ſchon aus behauenen Baumſtämmen aufgeführt und mit Kalk anſtatt mit Lehm ausgefüllt, was ihnen ein reinliches, ordentliches Anſehen gab. Ihre Kamine waren bereits mit Backſteinen (Bricks) gebaut und der Hof mit einer glatten Umzäunung abgetheilt. Im Innern der Hütte ſchimmerte und glänzte es von Ordnung und Reinlichkeit, da waltete wie ein freundlicher Genius die Hausfrau mit nie raſtenden Händen. Viele Deutſche haben von jeher den Amerikanerinnen Trägheit und Unhäuslichkeit vorgeworfen. Aber wahrlich, gegen die Hausfrauen, die wir da kennen lernten,

Digitized by Google

darf keine Deutſche ſich ſtellen. Im ruhigen, ununterbrochenen Fortgang der Ordnung wickelte ſich die Tagesarbeit ab. Da wurde gekocht, gemolken, gebraten, gebacken, geſponnen, gewebt und geſchneidert, gefärbt, gewaſchen, Seife gekocht, die Hühnerzucht gepflegt, alles mit Anſtand und Würde, ohne fliegende Haare, ohne rotherhitzte Geſichter, ohne Alarm und Gepolter. Und dabei blieb ihnen noch Zeit, alle Kranken der Nachbarſchaft zu beſuchen und zu verpflegen. Still waltend und ordnend verbreiteten ſie Behaglichkeit und Wohlgefühl um ſich her und bekundeten einen äſthetiſchen höhern Sinn dadurch, daß ſie nichts Häßliches, nichts Schmutziges in ihrer Nähe duldeten, wenn ſie auch, auf einen Kupferſtich an unſerer Wand deutend, meinten, das ſei ein gutausſehender Nigger.

Wir waren nun ziemlich in den Auguſt vorgerückt und die Hitze, anfangs ſo leicht und fröhlich von uns ertragen, wurde mit jedem Tage qualvoller. Die Muskitos hatten ſich eingeſtellt und hielten Orgien auf unſern matten Leibern. Das europäiſche Blut iſt ihnen beſonders ſüß und lockend. Von Muskitobars wußte man in unſerer Anſiedelung nichts. So ſahen wir uns genöthigt, jede Nacht große Feuer im Freien anzuzünden und uns in den Rauch zu ſetzen. An Schlaf war nicht zu denken. Nach und nach ermatteten die Lebensgeiſter; nicht mehr wohlgemuth und fröhlich war der Sinn, kein Lied, kein Scherz kam mehr über die Lippen; eine Bangigkeit lag auf dem Herzen, Trübſinn auf dem Gemüth. Oefters jetzt pochte das Bild der Heimat an das Herz und ſtand vor dem innern Sinn wie ein Paradies voll Luſt und Seligkeit. Die elaſtiſchen Schritte wurden langſamer, bleiern ſchwer fühlten ſich die Glieder. Die grobe Koſt, das warme Brot wurden Gegenſtände des Ekels. Nur ein klein wenig ſäuerliches Obſt, nur eine Frucht voll ſüßer Labung! Aber in dem ganzen weiten Weſten wuchs kein Obſt, reifte keine Frucht. In den wenigen Obſtgärten, die bereits angelegt waren, hatte ein ſpäter Malfroſt alle Blüten zerſtört, auch die wenigen Gartenfrüchte, die gezogen wurden, vernichtet. Ein „Malfroſt" und doch jetzt ſolche Hitze! Welch ein Klima! Wieder ſenkte ſich ein trüber Schatten der Täuſchung auf das Gemüth. Aber das Gemüth wurde nicht mehr traurig dadurch geſtimmt. Erſtarrende Gleichgültigkeit hatte ſich des Innern bemächtigt. Gleich Somnambülen wanderten wir umher, zweck- und ruhelos. In dem matten Blick erloſch das Lebensfeuer; ein anderes Feuer glühte darin von Zeit zu Zeit auf und heißer wurde dann der Athem, brennender die Lippen, beklommener die Bruſt. Die matten Glieder hielten ſich nicht mehr aufrecht; das Bewußtſein ſchwand und heiße Fieberphantaſieen umſpielten die Sinne. In den wenigen lichten Augenblicken, wo wir uns unſers Durſtes und unſerer Schmerzen bewußt wurden, gedachten wir der kühlen ſtillen Grube, worin die kleinen Lieblinge gebettet wurden. Da zeigen im lieblichen Traume ſich die plätſchernden Cascaden des Alleghanygebirgs, da ſprudeln die klaren Quellen, die rieſelnden Bäche des Heimatlandes, wie Elfenmuſik murmelt der kühle Born. Wollüſtig ſchlürft das Ohr die lieblichen Töne, die Lippen die kleinen Tropfen — ein tiefer Seufzer entwindet ſich der Bruſt — „Waſſer!" Und an den brennenden Mund neigt ſich die kühle Schale voll erquickenden Trankes; leiſe berührt eine ſanfte Hand die klopfenden Schläfe und eine freundliche Stimme ſpricht kräftige Worte des Troſtes, der Aufmunterung. Das Ohr erkennt die Stimme, wenn auch die fieberglühenden Augen den dunkeln Schatten nicht erkennen. „Doctor Wohlers, ſind Sie da?"

Geſundheit kehrte langſam zurück in unſern Kreis, noch viel langſamer die verlorenen Kräfte. Wie Schattenbilder des Hades wankten wir umher und die freudige Elaſticität der Conſtitution kam auch eigentlich nie mehr wieder, ſtets von neuem erſchüttert, durch wiederholte gaſtriſche Fieberanfälle, erzeugt durch die Miasmen, die ſich aus der in dem Bottom rings um uns her vermodernden Vegetation bildeten. Die zu verrichtenden Arbeiten, den verwöhnten, verweichlichten Gliedern ohnehin ſchon ſo beſchwerlich, wurden jetzt doppelt mühſam. Die Hände ſchmerzten von Beulen und Schwielen und bluteten nicht ſelten unter der rauhen Berührung der Dinge, die wir im Ungeſchick nicht zu handhaben wußten. Und dennoch war eine Art Freudigkeit, eine Erhebung in unſerm Gemüthe, wir glaubten zu fühlen, daß unſer Charakter gewichtiger wurde, daß wir an innerm Werth gewönnen, je freudiger, wohlgemuther wir die täglich ſich mehrenden Entbehrungen und Misgeſchicke ertrugen.

Hier tritt kein anderer für uns ein,
Auf uns ſelber ſtehen wir hier ganz allein!

Bei Familien- und Nachbarfeſten hatten wir Gelegenheit, beinahe alle Bewohner des Settlements in Augenſchein zu nehmen. Es war manche abenteuerliche Geſtalt darunter, an der

Digitized by Google

wir uns im ſtillen ergötzten. Da waren jene ſehnigen, hagern Männer, mit den harten, feſten Geſichtszügen und dem kalten, ruhigen Blick im Auge, die Sealsfield ſo trefflich ſchildert, in ihrer eigenthümlichen Squattertracht von ſelbſtgeſponnenem, ſelbſtgefärbtem und gewebtem groben Wollenzeuge. In ihren verwitterten Geſichtern konnte man die Entbehrungen und Kämpfe leſen, die ſie zu erdulden hatten, bis ſie den Boden, der ſie jetzt nährte, den wilden Thieren und dem wilden Indianer abgewonnen. Schweigſam und ernſt ſaßen ſie, gleich den Veteranen eines Feldzugs, unter der Geſellſchaft und nur ihr ſtets wachſames, lauerndes Auge gab kund, daß ſie theilnahmen an dem was vorging. Auffallend war uns, wie wenig ſie aßen. Da war ferner jener ſchon geſchmeidigere jüngere Theil der Generation, leichtſinnig, wohlgemuth und fröhlich; ihnen waren die Sorgen des Lebens ſchon bedeutend erleichtert. Die Kämpfe hatten ihre Väter gethan. Da waren auch wieder einige Deutſche, die wir noch nicht geſehen hatten. Ein großer, ungelenkiger Mann fiel uns auf. Er rauchte aus einer mächtig großen Pfeife, an der die Amerikaner ſich höchlich amuſirten. Dieſe Pfeife war mit bunten Troddeln geſchmückt, ein Todtenkopf auf einem Rappier ſteckend war darauf gemalt und darunter las man die Worte: Haſſia ſei's Panier. Der Mann hielt dieſe Pfeife als ein gewichtiges Wahrzeichen der Vergangenheit lieb und werth; ſie erinnerte ihn an die Zuſammenkünfte in den Bier- und Weinkellern der Vaterſtadt, wo gleichgeſinnte Jünglinge ſich zu dem Streben begeiſterten, das Vaterland zu retten. Da war auch noch ein anderer junger Arzt anweſend, der ſich ebenfalls prakticirend in dieſem Settlement niedergelaſſen hatte. Schön, groß und kräftig von Figur, wild und zügellos von Charakter, machte er durch ſeine Kühnheit die glücklichſten Curen. Den Männern imponirte er durch ſeine Keckheit, den Weibern machte er ſich geneigt durch ſein ſchönes Aeußere und durch ſeine rauhe Liebenswürdigkeit. Er war der allgemeine Liebling der ganzen Bevölkerung, die mit der größten Nachſicht und Geduld ſeine oft ſehr derben Späße, welche er im trunkenen Zuſtande verübte, ertrug. Oft war er ſo betrunken, daß die, welche ſeine Hülfe zu holen kamen, ihn aufs Pferd binden und ſo mit ſich führen mußten. Aber lieber ihn betrunken, als zwei andere nüchtern, meinten ſie. So groß war ihr Vertrauen in ſeine ärztliche Geſchicklichkeit. Als wir ſeiner zuerſt im Hofe anſichtig wurden, hatte gerade ein junger Hinterwäldler ſeine Erſcheinung gemacht und nahte ſich mit grinſendem Lächeln der Hütte, wo die Auserwählte ſeines Herzens kokett gleichgültig an der Thür ſtand und ſein Kommen beobachtete. Jimmy hatte, nachdem er aus dem Felde heimgekehrt, eine angeſtrengte Toilette gemacht, ein reines Hemd und ein Paar neue Jeanshoſen angezogen, auch Waſſer und Seife an ſeinem Körper nicht geſpart, beſonders die widerſpenſtigen Haare gehörig eingetränkt, auf denen nun, ſein Stolz und ſeine Freude, ein neuer weißer Filzhut prunkte, den er ſich bei der letzten Marktreiſe in St.-Louis erſtanden. Der Doctor hatte gerade den Whiskykrug niedergeſetzt und einige Sprünge in die Luft gemacht, als er des jungen Mannes anſichtig wurde. „Verrätheriſcher Caicagno!" rief er aus, ihn am Arme packend, „ich ſchließe heute meine Rechnung mit dir." Und mit einem derben Fauſtſchlage ſchlug er den Deckel des neuen Hutes ein und ſtülpte dem armen Betroffenen den Reſt des Hutes wie eine Ofenröhre über das Geſicht, daß nur ein klein wenig von der Stirn herausguckte.

„Der Doctor iſt wieder ſo komiſch", meinten lächelnd die Anweſenden und auch der junge Mann, nachdem er mit Mühe von ſeinem Viſire befreit worden war und nun trübſelig eine Weile die zertrümmerten Reſte der ehemaligen Herrlichkeit betrachtet hatte, fügte lächelnd bei: „Ja, der Doctor iſt wieder recht komiſch heute Abend."

Keiner in der ganzen Geſellſchaft, außer uns, hatte dieſen unzarten Spaß übelgenommen. Und der Doctor war ein Deutſcher und noch gar nicht lange unter dieſen Leuten. Ueberhaupt war damals das Feindliche und Gehäſſige der Nationalitäten noch nicht geweckt. Freundlich und bereitwillig nahmen die amerikaniſchen Anſiedler die deutſchen Ankömmlinge unter ſich auf. Ohne Neid und Misgunſt, im Gegentheil mit Theilnahme und Anerkennung ſahen ſie ihr Wachſen und Gedeihen und ſtanden ihnen gefällig und wohlwollend mit Rath und Hülfe bei. Jene bramarbaſirenden Renommiſten, die gleich am erſten Tage ihrer Ankunft die Conſtitution des Landes ändern und die Statuten des Staats verächtlich über den Haufen werfen wollten, jene mit dem großen raiſonnirenden Wort und dem engen Herzen, welches nichts Gutes irgendwo anerkennen will, weil es nicht von ihm ſelber ausgegangen, jene waren noch nicht ſo in Maſſe eingewandert wie ein Jahrzehnd ſpäter und die Amerikaner waren

Digitized by Google

noch nicht mistrauiſch geworden auf das Heer von Fremdlingen, deren Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, deren Sprache ſo verſchieden von der ihrigen und ihnen ſo auffallend waren.

Von dem jungen ſchönen Doctor will ich Ihnen hier gleich melden, daß er ſich in kurzer Zeit zu Tode trank, ein Rieſe an Kraft und Geſundheit wie er war. Ich will daran die Bemerkung knüpfen, daß wir leider das Laſter der Trunkſucht auf eine überraſchende Weiſe unter der deutſchen Bevölkerung zunehmen ſahen. Männer von feinſter Bildung und größter Gelehrſamkeit ergaben ſich ihm und vernichteten ſich dadurch phyſiſch und moraliſch in kurzer Zeit. Es war ein allgemein herrſchendes Vorurtheil, daß dieſes Whiskytrinken nöthig ſei zur Erhaltung der Geſundheit, die meiſten waren ſo blind, nicht zu bemerken, daß gerade dieſes Getränk den Körper zerſtörte. Viele der Deutſchen nahmen ihre Zuflucht dazu, um in der Betäubung ihre Täuſchungen und bittern Erfahrungen, ihr Herzeleid und dann ihre geſunkene Würde zu vergeſſen. Viele glaubten, den ſchwachen und matten Körper damit neu beleben zu können, und bemerkten nicht, daß die zunehmende Schlaffheit nur Folge der künſtlichen Aufregung war. Unzählig ſind die Opfer, die wir dieſem Moloch fallen ſahen, und darunter war mancher, von dem wir mit Thränen ſagten: „Schade um ihn!“

V.

Aber — die Familie Philipſon von neulich? fragen Sie — — Die Brüder waren aus Preußiſch-Polen gebürtig und hatten ſich in jugendlicher Wanderluſt nach Amerika begeben. Beide beſaßen ein angenehmes Aeußere und ein reiches Gemüth, empfänglich für alles Schöne und glühender Empfindung fähig; dabei liebten ſie einander mit inniger Bruderliebe. In Philadelphia, wo ſie ſich aufhielten, gelangen ihnen ihre Bemühungen und Unternehmungen gut, ſie ſtanden in gutem Anſehen, hatten Zutritt zu den beſten Familien und wurden als liebenswürdige, gebildete Männer gern geſehen. Auf dieſe Weiſe lernten ſie ein holdes, liebliches Weſen kennen, die Tochter wohlhabender Aeltern, die in ihnen beiden den Funken der Liebe entzündete. Sie wählte den jüngern der Brüder und der ältere entſagte dem ſchönſten Lebensglück, er blieb unvermählt, aber auch unzertrennlich vereint mit dem Bruder, ſeiner Gattin und deren Kindern, denen er die volle warme Liebe ſeines reichen Herzens zuwandte.

Familienverbindungen und glänzende Erwartungen beſtimmten ſie nach S.-Domingo überzuſiedeln, wo ſie ſich im vollen Beſitz aller irdiſchen Herrlichkeiten befanden, als die Revolution der Schwarzen dort ausbrach und ſie flüchtend nichts als das nackte Leben retteten. Von nun an verfolgte ſie das Misgeſchick auf grauſame Weiſe. Nachdem ſie im Oſten noch manches verſucht, das aber alles nicht recht glücken wollte, kamen ſie auch nach St.-Louis, wo ſie, wie ich ſchon erzählt, eine große Deſtilliranſtalt etablirten, die ſpäter vom Feuer zerſtört ward. Außerdem riß der Tod ſchmerzhafte Lücken in den Familienkreis; er raubte die ſchöne, liebliche Mutter, er nahm die ſchönen, talentvollen Kinder hinweg. Amanda war übrig geblieben, die wie ein freundlich Geſtirn den trüben Lebensabend der beiden Greiſe erhellte. Ihr ſeelenvolles Spiel, ihr melodiſcher Geſang, ihre liebliche Jugendſchönheit verklärten mit poetiſcher Anmuth die öden Stunden der alten Männer. Bald nachdem wir ſie kennen gelernt, bewarb ſich ein angeſehener, wohlhabender junger Mann um ſie und erhielt ihre Hand. Sie ward ſeine glückliche Gattin und eine friedliche Abendröthe ſchien die letzten Tage der geprüften Brüder umleuchten zu wollen.

Aber böſe Zungen ziſchelten Verderben und feindlich trennte ſich das neuvermählte Paar. Der junge Gatte, von peinigendem Schmerzgefühl gejagt, floh die Gegend und man hat von ihm nie wieder gehört; Amanda vereinſamt lebte nun wieder mit Vater und Onkel, die entſagend und trauernd die letzte Blüte aus ihres Lebens Kranz geknickt und welken ſahen. Der alte Vater fiel auf das Siechbett und wartete unter ſtillem Leiden des erlöſenden Todes, der aber unbarmherzig zögerte, bis dem armen Herzen der letzte, qualvollſte Schmerzensſtich verſetzt wurde.

In St.-Louis hielt ſich damals ein Violinvirtuoſe auf, der durch ſein zartes, herrliches Spiel jeden entzückte, der ihn hörte. Er war vollkommen Meiſter auf ſeinem Inſtrument und wäre gewiß ein Künſtler erſten Ranges geworden, hätte nicht die verderbliche Leidenſchaft des Trunks auch ihn beherrſcht. Er war, wenn nüchtern, ein liebenswürdiger, kindlich freundlicher Menſch. Er hatte Amanda kennen gelernt und ward von ihrem ſchönen Klavierſpiel ſo hingeriſſen wie ſie von ſeinem herrlichen Geigenſpiel. Sie ſahen ſich öfters, übten Duette für die beiden Inſtrumente und in Amanda's Herzen erwachte eine Leidenſchaft für den Künſtler, die um ſo unbezähmbarer wurde, je größere Hinderniſſe ſich einem vertrautern

Digitized by Google

Umgange entgegenſtellten. Vater und Onkel, nichts Gutes ahnend, verbaten ſeine Beſuche. Er aber fühlte gleiche Leidenſchaft für die junge intereſſante Frau; nicht nur, daß ihre Anmuth und Schönheit ihn reizte, ſondern er berechnete auch, wie vortheilhaft eine ſolche Begleiterin auf ſeinen Kunſtreiſen ſein würde. Er ſah ſie jetzt heimlich abends und nachts, wenn ſie vom Siechbett des kranken Vaters wegſchlich, den zuweilen ein leiſer Schlummer mitleidig erquickte. Eine ſolche Stunde der Nacht war es, als er zu ihr trat und ſie aufforderte, mit ihm zu entfliehen. Er mußte von St.-Louis fort, wo er Schulden gemacht hatte, die er nicht bezahlen konnte. Er ſprach zu ihr von den Triumphen, die ihr künſtleriſches Spiel ernten würde, er ſprach zu ihr von den Seligkeiten, die ihrer warteten, wenn mit der Harmonie der Töne auch die Harmonie der Herzen ſie verſchmelzen würde zu Liebe und Genuß, er ſprach zu ihr — weinend verhüllte ihr Engel ſein Antlitz und als der Greis vom Schlummer erwachte, hatte er keine Tochter mehr. Nach wenigen Tagen trug man ihn hinaus zu dem ſtillen Bett, wo ein ewiger Schlummer die Kranken heilt, die Müden erquickt.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern — —

Des Vaters gefurchtes Schmerzensantlitz, wie ſie es ſah, als ſie zitternd an ſeinem Lager den letzten Abſchiedsblick auf ihn warf, des Onkels liebevolles Auge, wie es thränend in die weite öde Welt ſtarrt, etwas Liebes ſuchend, verfolgten Amanda wie Furien. Sie wurde matt und hinfällig, ihre Geſundheit wankte, ihre Schönheit welkte in kurzer Zeit. Sie hatte die rohen Ausbrüche wilder Leidenſchaft ihres Liebhabers und Begleiters geduldig zu ertragen, der die Täuſchungen und böſen Erfahrungen auf der Künſtlerlaufbahn im Glaſe zu ertränken ſuchte.

In Neuyork war es, wo er ſich und ſie engagirte, bei einem großen Concert mitzuwirken. Dort in dem verführeriſchen, wüſten Treiben dieſer Metropolis hatte er noch reichlicher als gewöhnlich die Höllentropfen geſchlürft, die das Ebenbild Gottes in einen Teufel umwandeln. Amanda war ſiech und krank, ſchneidendes Weh zerfleiſchte ihre Bruſt. Sie ſah keines frohen Tages lichte Morgenröthe mehr, in düſtere Nacht hüllten ſich die kommenden Stunden ihres Lebens.

So trat er eines Abends zu ihr, der Matten, Troſtloſen, mit barſchen Worten ihr befehlend, ihm zum Concert zu folgen. Sie konnte ſich kaum erheben, ſie ſah zu ihm auf mit flehendem, mit gebrochenem Blick. Da hob er dräuend die Fauſt, mit brutaler Gewalt das bleiche, zitternde Geſchöpf zu ſchrecken, aber wie ein geſpenſtiſcher Schatten entglitt ſie dem Gemache.

Sie hat in keinem Concert mehr geſpielt und geſungen. Die Fluten des Hudſon nahmen ſie mitleidig auf, unter dem naſſen Kuß der Wogen ſchloſſen ſich des melodiſchen Mundes Lippen für ewig.

Onkel Philipſon ertrug noch einige Jahre in ſtiller Ergebung das Daſein, bis auch er abgerufen ward, die Krone des Lebens zu empfangen. Ohne Klage und ohne Murren blieb er freundlich und liebevoll geſinnt und ſein oft gemartertes Herz blieb bis ans Ende empfänglich für die warmen Empfindungen der Seele.

Indem ich dieſe Erinnerung aus der Tiefe der Vergangenheit heraufhole, fühle ich das Verlangen, einige Gedanken auszuſprechen und öffentlich darzulegen, die mich ſchon öfters im ſtillen beſchäftigt. Iſt Muſik und das bis zur Virtuoſität geſteigerte Muſiktreiben wirklich etwas ſo Schönes, Erhabenes, Göttliches, als uns immer vorgepredigt wird und wofür wir es ſtets in des Herzens und der Seele Empfindung gehalten haben? Iſt es nicht vielmehr etwas ganz und gar Sinnliches? Und ſind die Gefühle, die uns beim Anhören und Ausführen von Tondichtungen beſtürmen, nicht ebenfalls ſinnlicher Natur? Beweiſen nicht die meiſten Virtuoſen durch ihr Leben, daß das Treiben der Muſik durchaus keinen veredelnden Einfluß ausübt, und iſt es recht, wie jetzt geſchieht, es als unerlaßlich in dem Erziehungsplan für unſere Kinder aufzuſtellen? Die Engländer, die Amerikaner, die Schweizer ſind keine muſiktreibenden Völker, auch die freien Römer haben weder geſpielt noch geſungen, aber die geknechteten Italiener, die unterthänigen Deutſchen machen viel Muſik. Iſt ſie Urſache oder blos Wirkung des Unglücks eines Volks? Iſt ſie der Ausbruch leidender, kranker Herzen? Oder trägt ſie Schuld an der Verſtimmung und Reizbarkeit der Gemüther?

Doch kehren wir zu unſerer Farm zurück.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Das Weihbecken des Diakonen.

Enfin un médecin fort expert en son art
Le guérit par adresse ou plutôt par hasard.
Boileau.

Es war im Jahre 1842. Ich befand mich in einem kleinruſſiſchen Dorfe der alten Ukraine un-

weit des Dniëpr, wo die nach dieſem Fluſſe benannten Dniëpr- oder ſaporogiſchen Koſacken hauſten; auch trug das Dorf, wahrſcheinlich in Erinnerung an dieſe, den Namen Koſatzko.

Wir waren gerade einige Tage nach Neujahr, wo hierzulande die harmloſen Volksfreuden und ländlichen Beluſtigungen ſich ſtill häuslich in den Familien fortzuſpinnen pflegen. Ich ſaß ſpät abends in einem guttemperirten geräumigen Zimmer mit einem den vierten Raumtheil einnehmenden Ofen, in welchen man mit ſorgloſer und frevelhafter Hand die Hoffnung eines künftigen Waldes verzettelte.

Ich war eben mit meiner Familie am Theetiſche, rauchte gemüthlich eine Pfeife Taback und blätterte in den neueſten ausländiſchen Zeitblättern, um die froſtige Einſamkeit durch Bilder der Heimat zu bevölkern und im ganzen fühlte man ſich im Innern der warmen Stube behaglich; denn draußen lag die große weitläufig zerſtreute Ortſchaft in einer dicken fußhohen Schneedecke vergraben, aus welcher die einzelnen Häuſer wie dunkle Leichenſteine in die Nacht hineinſtarrten. Nur hier und da hörte man das knatternde Geräuſch der verſpäteten Schritte einzelner Wanderer, welche ihren Hütten zueilten. Und die Leute hatten Eile ſie zu erreichen, denn die Kälte drückte das Queckſilber 20° R. unter Null. Es gewann ganz den Anſchein, als wollte es für heute Abend das Verdichtungsſpiel mit dem Queckſilber noch eine Weile weiter treiben und da findet es der Menſch für angemeſſen, einem ſolchen Kampfe aus dem Wege zu gehen und ihn ruhig in ſeinen vier Wänden abzuwarten.

Plötzlich hörte ich in ſo ſpäter Stunde einen Schlitten vor meinem Hauſe mit Geräuſch anfahren und vor meiner Thür ſtill halten. Es überkam mich unwillkürlich ein unbehagliches Gefühl, ein Gefühl, das uns Aerzte jedesmal beſchleicht und das man ſelbſt in ſpätern Jahren nicht ganz verwindet, wenn wir in der Nacht durch den ſchrillen Ruf der Nachtklingel geweckt werden. Das warme Neſt verlaſſen zu müſſen bildet den Vordergrund und eine problematiſche Hülfe bringen, in ungewiſſer Stunde, vielleicht unſern Nächſten und Liebſten, bildet den düſtern Hintergrund dieſes Gefühls. Nach einem ſeltſamen Rütteln, Schütteln und Räuſpern auf der Hausflur und Vorzimmer trat endlich einer meiner Feldſcherer ins Gemach.

Auf meine Frage „Was gibt's in ſo ſpäter Stunde, Macar?" hieß es:

„Ich wollte Ew. Wohlgeboren bitten, ſich zu Jeſim dem Hofkutſcher zu bemühen! Er iſt urplötzlich heftig erkrankt! Ich glaube — er leidet an der Hydropathie."

„Hydrophobie willſt du wol ſagen?"

„Ja, ja! — Ich wollte ihn ſchon ſeciren, aber ohne Sie wollte ich's nicht wagen."

„Seciren? Beneſeciren habe ich dir ſchon mehrmals geſagt, das darfſt du, ganz dringende Fälle ausgenommen, ohne mich nicht unternehmen!"

Ich fixirte mir nun meinen Feldſcher ein wenig, um aus ſeinem ganzen Habitus zu bemeſſen, in welchem Grade der Trunkenheit er ſich etwa befinden möge. Es war ein rühriger, mit einem geſcheidten Blick und gewinnendem Aeußern ausgeſtatteter junger Menſch von etwa 19 Jahren, der ſich ſeines Dienſtes mit vieler Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit entledigte, ſolange er nicht unter dem Einfluſſe eines böſen Geiſtes ſich befand. Leider iſt aber der Branntweinmisbrauch ein Schaden, der an der Exiſtenz der ruſſiſchen Bevölkerung nagt und die beſſern Kräfte derſelben bisjetzt nur zu ſehr paralyſirt. Die Feldſcherer, welche im Solde der Herrſchaft ſtehen, werden für ihre kleinen Dienſtleiſtungen in den Hütten der Bauern gewöhnlich in dieſem Getränk abgelohnt. Daher geſchieht es, daß der Feldſcher nach einer therapeutiſchen Runde im Dorfe gewöhnlich in einem unzurechnungsfähigen Zuſtand nach Hauſe kommt. Man vergeſſe dabei nicht, daß es um Neujahr war, wo dieſes Lieblingsgetränk deſto reichlicher fließt, daher mein Verdacht ein deſto begründeter war. Die Wahrheit gebietet aber zu ſagen, daß das Examen diesmal zu Macar's Gunſten ausfiel, und je mehr mir dies Befriedigung gewährte, deſto lebhafter rief es dafür die Beſorgniß um den Zuſtand des Patienten wach.

Jeſim war eine bekannte Perſönlichkeit im Dorfe. Er war, wie erwähnt, ſeines Zeichens Hofkutſcher und hatte, wenn die Herrſchaft auf dem Lande anweſend war, ſeinen Sitz mit Kaftan und Kalpak auf dem Bock und führte mit vieler Gewandtheit und Kunſtfertigkeit das Viergeſpann im Längenzug. Dabei war Jeſim ein ſtattlicher, ſchlanker, noch junger Mann, der durch ſeine Gutmüthigkeit im Dorfe allgemein beliebt war. Er hatte — um das Intereſſe an ihm bei unſern Leſerinnen rege zu machen — ſeit einiger Zeit eine der ſchönſten Bäuerinnen im Dorfe zur Frau.

Natürlich wandte ſich meine ganze Theilnahme

dem Krankheitsfalle zu und während ich mich umkleidete, richtete ich an meinen Feldſcher einige Fragen über die nähern Erſcheinungen deſſelben. Eben war ich mit einem Fuße in den Stiefel geſchlüpft, als ich, ohne Zeit zu verlieren, noch einen Sprung zum Bücherſchrank machte und einen Quartband hervorholte. Nach flüchtiger Einſicht im Buche ſagte ich zu Macar: „Aber der Jeſim befand ſich ja unter den von einem tollen Hunde Gebiſſenen im Hospital.“

„Das iſt es ja eben, was dem Patienten und ſeinen Angehörigen ſo viel Angſt macht!“ erwiderte der Feldſcher.

Der Quartband war der Jahrgang 1838 der petersburger mediciniſchen Zeitung „Geſundheitsfreund“ (in ruſſiſcher Sprache). Dort findet ſich von mir eine umſtändliche Beſchreibung der Beobachtung, wie Jeſim mit noch drei andern Bauern infolge des Biſſes von einem tollen Hunde im herrſchaftlichen Hospital behandelt wurde; daß ſie ferner daſelbſt einer zur Zeit bekannten (ſogenannten ukrainer) Präſervativmethode durch 42 Tage unterworfen wurden und das Hospital verließen, ohne irgendeine verdächtige Erſcheinung gezeigt zu haben. Auch die ganze Zeit ſeither verblieb ihre Geſundheit eine ungetrübte.

Aber trotz aller dieſer günſtigen Antecedentien wird doch die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ſolche Gebiſſene nach Jahr und Tag des beſten Wohlbefindens von dem ſchrecklichſten aller Uebel, der Waſſerſcheu, heimgeſucht werden. Ich geſtehe, daß mich der Fall recht unangenehm berührte. Auf dem Lande, wo, ein nothdürftig verſehenes Hospital abgerechnet, gar keine Möglichkeit vorlag, eine mediciniſch-polizeiliche Maßregel, wie ſie für einen ſolchen Fall nothwendig iſt, durchzuführen, war ein ſolches Ereigniß eine wahre Calamität. Uebrigens waren ſchon inzwiſchen ſo manche Perſonen mit dem Kranken in unmittelbaren Contact gekommen, welche nun ihrerſeits wieder eine mediciniſche Abſchließung und Ueberwachung erheiſchten. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt warf ich mich in den vor dem Hauſe haltenden Schlitten. So ging es in der finſtern Nacht, blos vom Schnee erhellt, im weiten Dorfe im geſtreckten Galop nach der Wohnung des Kranken.

Der Kutſcher ſorgte bald dafür, meinen Eifer etwas abzukühlen. Bald fand er Gelegenheit, bei einer ſcharfen Biegung des Wegs den Schlitten umzuwerfen und ſeinen Inhalt in den tiefen Schnee auszuſchütten. Während nun meine Leute die ſcheu gewordenen Pferde zur Ruhe und den Schlitten in Ordnung brachten, hatte ich Muße, über Jeſim und ſein vergangenes Leben nachzudenken. Nahtinka — ſo heißt die junge Frau — war ein blauäugiges, blondes, blühendes Mädchen von 18 Jahren geweſen, deren Herz vom Stachel der Liebe zum ſchmucken Hofkutſcher verwundet wurde. Ihrer Verheirathung ſtellte ſich eine unüberſteigliche Convenienz entgegen. Ihr Vater Marim war einer der behäbigſten reichen Bauern im Dorfe; er hatte ſogar Mittel gefunden, ſeine Tochter Nahti von der Robot ſeit ihrer Jugend zu befreien, wie ſollte er nun eine ſolche Mésalliance mit einem Kutſcher, der noch am Hofe diente, ſeine Tochter eingehen laſſen! Allen Zureden und Gründen der Mutter und des ältern Bruders ſetzte er ſein unbarmherziges Veto entgegen. „Ich kann mich unmöglich in den Augen des ganzen Dorfs ſo herabwürdigen!“ Nahti, das muntere, von Lebensluſt ſtrotzende Kind, veränderte ſich zuſehends, verlor den Appetit und Schlaf und wurde ernſtlich krank. Der ſchalkhafte Amor treibt es gerade ſo in den elendeſten Hütten wie in unſern eleganten Salons. Da Marim zu den Honoratioren des Dorfs gehörte, ſo ſchickte er ſeine Tochter nicht ins Hospital, ſondern behielt ſie zu Hauſe. Eines Morgens, als ich einen Ritt durchs Dorf in Begleitung meines Feldſchers machte, forderte er mich auf, Nahti zu beſuchen und theilte mir die Dorfchronik mit. Die ganze Familie umſtand das Lager des ſchönen Mädchens. Ich nahm die gelehrteſte Miene, die mir zu Gebote ſtand, an, unterſuchte die Patientin aufmerkſam und ſagte dann ihren Puls befühlend wie zum Feldſcher ſprechend: „Sie hat leider einen doppelſchlägigen Puls! Einen pulsus dicrotus!“ Darauf machte ich die Verordnung. Als ich hinausging, ſchlich mir der gebeugte Vater nach. Ich ſtand mit einem Fuß im Bügel, als er ſich Aufklärung über meine Worte erbat. „Ja“, ſagte ich und machte eine ſehr bedenkliche Miene, „ein ſolcher pulsus dicrotus pflegt leider nicht lange mit ſich ſpaßen zu laſſen! Will man ihn normal, d. h. einſchlägig machen, ſo muß man ſie als einziges Rettungsmittel mit dem Gegenſtande verheirathen, nach welchem er ſchlägt.“ „Aber iſt es nicht bedenklich, mein Väterchen“, ſagte der Alte, indem er mich ins Geheimniß des Gegenſtandes ſetzte, „daß er wegen Hundsbiß unlängſt im Hospital war?“ „Darüber machen Sie ſich gar keine Sorge!“ ſagte ich und damit ſchwang ich mich aufs Pferd, gab ihm die Sporen und ſprengte davon. Ich war des Erfolgs meiner Rede um

ſo ſicherer, je weniger der Alte vom Gallimathias meiner Worte etwas verſtand. Unterwegs unterrichtete ich meinen verläßlichen Macar, den Sachverhalt dem Jefim zu hinterbringen und für den glücklichen Erfolg gut zu ſtehen. Es dauerte nicht lange, das harte, ariſtokratiſche Herz des alten Mannes erweichte und ſeine Tochter wurde das Weib des Hofkutſchers.

Nun meine Blöße, die ich mir mit der leichtfertig übernommenen Garantie zu geben im Begriff ſtand!

„Wanka", ſagte ich im Einſteigen in den unterdeſſen in Ordnung gebrachten Schlitten, „ich bitte mehr Vorſicht, ſonſt kommen wir vor Tagesanbruch nicht zum Patienten, und nun vorwärts."

Bald waren wir bei der Raſchheit der Fahrt vor der Behauſung des Kranken angelangt.

Das Innere der Hütte eines Kleinruſſen beſteht regelmäßig aus zwei Räumen, aus einer faſt dunkeln Vorkammer und aus der einzigen Wohnſtube. In dieſer gewöhnlich nicht ſehr geräumigen Stube befindet ſich gleich beim Eintritt der Kochherd und der Ofen. Dann läuft rund herum eine hölzerne Bank und oben am höchſten Punkte gegenüber der Thür ſteht gewöhnlich der mit einem Tiſchtuche bedeckte Tiſch, ferner befinden ſich im Zimmerwinkel einige Heiligenbilder und darunter eine Oellampe. Die Bank iſt an einer Seite breit genug, um als Schlafſtelle verwendet zu werden.

Ich trat unter dem Vortritt meines Feldſchers in die Stube. Sie war beinahe vollſtändig mit den hülfeleiſtenden Anverwandten — Schwiegervater, Brüdern u. ſ. w. — angefüllt, alle um den Kranken beſchäftigt. Die Frau ſtand in ſimpler landesüblicher Haustoilette — einem Hemde und einem Stück groben Tuches um den Leib — und beleuchtete mit einem Oeldochte die ganze Gruppe.

Es traf grade, daß der Kranke ſeinen convulſiviſchen Anfall hatte. Zur Zeit eines ſolchen entwickelte er eine Muskelkraft, die wirklich ans Fabelhafte grenzte. Er ſchnellte die ſieben ſtarken Männer, die um ihn beſchäftigt waren, wie einen Spielball auf den Boden vor ſich hin. Dieſe verwickelten in ihrem Falle das junge Weib mit ihrer Leuchte und dieſe ihrerſeits zog wieder die Eintretenden in Mitleidenſchaft. Einen Augenblick herrſchte vollkommene Stille, während welcher alles in finſterer Stube am Boden ineinander verwickelt lag. Nur ein junger Ziegenbock, welcher der Kälte Zutritt zur Geſellſchaft im Zimmer verdankte, nahm es ſich heraus, über die Vorgänge im Finſtern laut meckernd Kritik zu üben.

Mein Feldſcher verlor bei der allgemeinen Verwirrung die Beſonnenheit nicht, nahm vielmehr die brennende Frage ſelbſt in die Hand, indem er die Hausfrau aus der fatalen Verwickelung löſte. Es dauerte indeſſen noch mehrere Minuten, bis wieder Licht gebracht wurde — denn die Streichlichter mit „es werde Licht" waren dazumal, wie ſo manches andere Licht noch bis jetzt, in die Hütte des ruſſiſchen Bauern nicht gedrungen — und ich hatte Muße genug, die Lage zu überſchauen und einen Heilplan zu entwerfen. Endlich wurde das Zimmer beleuchtet und nach dem Nachlaſſe der Krämpfe trat ein Augenblick der Erſchlaffung ein.

„Herr Doctor", rief der Kranke bei meinem Erblicken, „ich bin unglücklich, ich bin waſſerſcheu geworden!"

Und kaum kam das fatale Wort über ſeine Lippen, ſo verfiel er wieder in ſeine kloniſchen Krämpfe.

„Fürchte nichts, mein Kind!" tröſtete ich. „Du weißt, es iſt mir ſchon oft gelungen, die Gefahr zu beſeitigen."

„Ja, Väterchen", ſagte er, „kann ſein, man muß ſterben, nicht das fürchte ich, man ſtirbt ja nur einmal, aber die Qualen, lieber Doctor."

Man kann ſich kaum die ſtoiſche Gleichgültigkeit dieſer Leute gegenüber dem Tode denken. Ich hatte oft Gelegenheit, dieſe zu bewundern.

Ich werde die Leſer nicht mit einer ſcientifiſch detaillirten Beſchreibung aller Zufälle dieſes Zuſtandes ermüden, aber ſo viel werde ich noch berichten, daß in den kurzen lichten Zwiſchenräumen noch mannichfache Verſuche gemacht wurden, ihm innerlich Waſſer beizubringen, wie es auch äußerlich als Uebergießung anzuwenden. Immer aber hatte es den conſtanten Erfolg, die Fälle häufiger und ſtärker hervorzurufen; daher ich mich genöthigt ſah, von weitern Verſuchen abzuſtehen.

Es war nun natürlich, daß nach den vorliegenden Daten die Idee ſich auch bei mir feſtſetzen mußte, daß ich es hier mit einer gemeinen Waſſerſcheu zu thun hätte. Ich fand es aber für gerathen, vorläufig von einer ſpecifiſch-heroiſchen Behandlung abzuſtehen, ohnedies war mir ja die Erfolgloſigkeit aller geprieſenen Methoden in dieſem Uebel bekannt genug. Bei der Friſchheit des Falles wollte ich zuerſt verſuchen, was eine allgemeine Behandlung — den allgemeinen Zuſtand

berücksichtigend — zu dessen Linderung beitragen könnte.

Da es ein kräftiges jugendliches Individuum war, hielt ich einen Aderlaß zur Einleitung der Cur für nöthig. Es stellte sich nur die Schwierigkeit entgegen, wegen der äußerst kurzen lichten Zwischenräume einen Moment zu dessen Vollziehung abzugewinnen. Nach vieler Mühe gelang es endlich, eine Armvene zu öffnen und die benöthigte Quantität Blutes abzulassen. Auch wurde innerlich eine Salzmirtur, dann Senfteige u. s. w., kurz der antiphlogistisch-ableitende Heilapparat angewendet. Der Kranke schien sich bei dieser Behandlung in etwas zu beruhigen.

Bald erlangte ich aber bei erzielter mehrerer Ruhe auch mehr Muße, mich mit den Hausleuten zu unterhalten und über den ganzen Hergang der Krankheit Auskunft zu erhalten. Da stellte sich zu meinem Befremden folgender Sachverhalt heraus.

Am Nachmittage schlief der Kranke auf der Ofenbank, wohin er sich zur Ruhe hinlegte, fest ein. Der Diakon des betreffenden Kirchsprengels erschien in der Dämmerung mit seinem Weihbecken und Zubehör, um nach üblicher Landessitte in diesen Tagen eine heilige Ceremonie zu verrichten. Da aber Jefim fortschlief und durch gewöhnliche Mittel nicht zu erwecken war, so erlaubte sich der Diakon den Scherz und besprengte ihm mit kaltem Weihwasser aus dem Becken das ganze Gesicht. Jefim fuhr wild in die Höhe, ergriff den Diakon und würde ihn unter seinen kräftigen Fäusten schlimm behandelt haben, hätten sich die Hausleute nicht ins Mittel gelegt und den Priester entschlüpfen lassen.

Wie war es aber möglich, daß daraufhin convulsivische Anfälle mit Trübung des Bewußtseins anfangen konnten? Sie dauerten unter unmerklichen Remissionen fort. Da der Versuch, ihm etwas Thee und andere Flüssigkeit beizubringen, die Krämpfe willkürlich hervorrufen konnte, so war's natürlich, daß die Angehörigen diesen Zustand mit dem frühern Hundsbiß in Verbindung brachten. Mir schien es unbegreiflich, wie das Weihbecken des Diakonen Hydrophobie hervorbringen konnte. Doch darüber fand sich bald die nähere Aufklärung.

Nachdem sich die Furcht vor dem kreisenden Berge gelegt, der in die bescheidensten Dimensionen zusammengeschrumpft war, änderte sich auch damit die ganze Lage. Freilich erschien es seltsam, einen so robusten Landmann von solchen heftigen Nervenzufällen aus anscheinend so geringer Veranlassung betroffen zu sehen.

„Sie werden also befehlen, mit der Salivation fortzufahren?" fragte mein Macar, indem er das verdrehte fremde Wort scharf betonte, damit die Umgebung desselben es inne werde.

„Die Solutio salina kann, da sie ihre Schuldigkeit gethan, sistirt werden, dagegen wirst du von dieser Emuls. c. aq. Lauroceras. — indem ich ihm das Recept hinreichte — solange der Kranke wach ist, verabreichen."

Ich machte Anstalten, mich nach Hause zu begeben und sagte noch zu dem besorgten Schwiegervater des Kranken: „Seien Sie unbesorgt, Väterchen, Sie sollen es nicht bereuen, ihn zum Tochtermann genommen zu haben!"

„Ja, Väterchen", erwiderte er, sich tief verbeugend, „ich hoffe zu Gott und dann zu Ihrer Kunst, Sie haben mir schon manchmal geholfen."

„So werden Ew. Wohlgeboren erlauben, daß ich noch hier verbleibe, um alles zu ordnen, bevor ich nach Hause gehe?" fragte mein Feldscher.

Natürlich schenkte ich diesem humanen Vorschlage meinen Beifall. Ihm lachte die landläufige Belohnung in Form eines Stärkungsmittels nach gethaner Arbeit.

Des folgenden Tags früh, nachdem ich den Kranken in fortschreitender Besserung gefunden, meine anderweitigen Geschäfte besorgt und über die seltsame Wirkung geweihten Wassers nachgedacht hatte, verfügte ich mich zum alten Gutsverwalter, wohin mich jeden Morgen die Gewohnheit, die Zeitungen zu lesen, führte.

Der Gutsverwalter war ein ganzer Charakter. Beinahe ein halbes Jahrhundert verwaltete er das kolossale Vermögen der Familie F., ohne selbst dabei irgend Vermögen gemacht zu haben. Obwol ihm alles aus herrschaftlichen Mitteln zu Gebote stand, lebte er sehr mäßig, aß sehr wenig und trank beinahe nichts. Ja er blieb sein Leben lang unverheirathet, wie es scheint um desto besser seinem Dienst nachkommen zu können. Er war fromm, selbst bis zur Bigoterie, aber in diesem Artikel machte er blos für eigene Rechnung ohne alle Ostentation. Er achtete jeden Andersgläubigen und war entfernt, irgendwelchen Fanatismus zu verbreiten, wie ich überhaupt unter Russen im allgemeinen eine sehr lobenswerthe Duldung gegen fremde Confessionen beobachtet zu haben bekenne.

Ich trat bei ihm ein, traf ihn unter einem Wuste von Rechnungen vergraben, mit dem

Rechenbrete (Cremr, welches ruſſiſche Kaufleute immer bei ſich führen) an der Seite; er grüßte freundlich, bot mir eine Pfeife und die neueſten Tagesblätter an. Als ich ihm unter andern den Fall mit Jeſim erzählte, ſchob er die Rechnungen beiſeite, klopfte die Pfeife ruhig aus und ſagte: „Ich werde Ihnen eine Geſchichte erzählen, die Ihnen vielleicht zur Deutung dieſer Krankheit dienen könnte; das Waſſer ſpielt im Leben dieſes Jeſim eine ſeltſame Rolle.“

Er ſtopfte ſich eine friſche Pfeife, zündete ſie an, blies den Rauch in kräuſelnden Wolken vor ſich hin und fuhr fort:

„Es werden nun ein paar Jahre her ſein, als ich eines Morgens in die Stadt fahren wollte. Als man die Pferde vorgelegt hatte, war mein Kutſcher nicht bei der Hand. Ich befahl daher Jeſim, mich ſtatt ſeiner in die Stadt zu fahren. Es ging alles gut von ſtatten, bis wir an der P. Brücke angelangt waren — die über einen Erdeinſchnitt, der im Frühjahr und Herbſt mit Waſſer ſich füllt (ruſſiſch Balke), führt, über welcher dazumal etwas ausgetretenes Waſſer ſich befand. Hier blieb mein Jeſim plötzlich halten, ſprengte wie ein Beſeſſener über die Brücke und ließ die Pferde in voller Carrière fortrennen, bis er ſich nach und nach erholte und die Herrſchaft über das Geſpann erwarb. Ich konnte mir das Räthſelhafte dieſes Vorfalls nicht erklären und verlangte von ihm Aufſchluß. Vor mehreren Jahren, noch als junger Burſche, bekam er eines Tags den Befehl, an einem regneriſchen Herbſttage den frühern Beſitzer der Herrſchaft, den Fürſten G., nach der Stadt zu fahren. Der Fürſt fuhr in einem geſchloſſenen Wagen mit vier Pferden beſpannt. Dieſelbe Brücke war dazumal ganz unter Waſſer und wie landesüblich ganz ohne Seitengeländer — das rechte Pferd gerieth in den Abgrund, warf und riß die Equipage mit in die Tiefe — kurz es wäre dem Fürſten ſchlimm ergangen, hätten nicht in der Nähe beſchäftigte Bauern raſche Hülfe geleiſtet. Jeſim verlor dabei das Bewußtſein, bekam durch ſeinen naſſen Rock Convulſionen und konnte erſt ſpät zu ſich gebracht werden. Seit der Zeit ergreift ihn jedesmal ein Beben, wenn ihn der Fahrweg über Waſſer führt oder er gar die berüchtigte Brücke zu paſſiren hat.“

Die Idioſynkraſie gegen kaltes Waſſer hatte alſo einen äußerlichen Anlaß als erſte Urſache. Der Biß des tollen Hundes und die Furcht vor dem Ausbruch der Waſſerſcheu geſtalteten ſich nur zufällig zu einem Ausbruch jener Idioſynkraſie, die das Weihbecken des Diakonen hervorgerufen hatte. In kurzer Zeit war die gefürchtete Hundswuth Jeſim's vorüber. Dr. M. S.

Anregungen.

Die Sixtiniſche Madonna.

Ueber die vor kurzem geſtorbene engliſche Schriftſtellerin Anna Jameſon kann man ſich im „Converſations-Lexikon“ unterrichten. Man wird dort finden, daß die Verfaſſerin der „Frauencharaktere Shakſpeare's“ die Tochter eines Malers war und mit dem Zeichenſtift ſelbſt ſeine würdige Schülerin wurde.

Von einem ihrer hinterlaſſenen Werke kann in jenen Nachſchlagebüchern noch nicht die Rede ſein. Wir meinen „Legendary art“, von dem uns der dritte Band über die Madonna vorliegt.

Anna Jameſon weiſt in dieſem Werke die kirchlichen Einflüſſe auf die Kunſtrichtungen nach. Sie erzählt uns, in welcher Weiſe das Hervortreten eines Dogma, epochenartig, in gewiſſen Zeiträumen auch auf die Werke der Künſtler wirkte, etwa ſo, wie die Blumenwelt zu manchen Zeiten mit Abwechſelung bald dieſe, bald jene ihrer duftenden Mitglieder in den Vordergrund ſtellte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in Einzelheiten, die uns in Anna Jameſon's Buch überraſchend berührten, beſonders eingehen. Der erſte Band enthält „Heilige und Märtyrer“, der zweite „Geiſtliche Orden“, der dritte „Die Madonna“, der letzte, zu dem die Verfaſſerin nur Daten zurückließ und den, wie wir aus guter Quelle erfahren, Frau Eaſtlake, die Verfaſſerin der „Battiſchen Briefe“ und Gattin des großen Sammlers und Kunſtkenners Eaſtlake in London, beenden ſoll, die auf Jeſus bezüglichen Legenden.

Anna Jameſon hat die Galerieen in Rom, Florenz, Venedig, Wien, Berlin, Dresden und Paris beſucht. Sie hat außerdem die Privatgalerieen und Kirchen mit wahrem Bienenfleiß ausgebeutet. Die Ergebniſſe dieſer jahrelangen Mühen dienen als Führer dem mit jenen Schätzen noch Unbekannten an ſicherer Hand. Für alle, die das Glück hatten, ſelbſt die darin beſchriebenen Schätze zu bewundern, bietet die Verfaſſerin die angenehmſten Erinnerungen.

Von der Sixtina Rafael's ſagt ſie: „Hier ſteht ſie, zugleich irdiſch, zugleich göttlich, ein Inbegriff von Macht, Reinheit und Liebe, ſchwebend über den Wolken, jeder andern Stütze entbehrend. Sie ſieht aus dem Bilde, mit dem melancholiſchen, lieblichen Mund, den weit geöffneten dunkelblauen Sibyllenaugen, durch und durch das Weltall, bis an das

Digitized by Google

Ziel aller endlichen Dinge, traurig, als sähe sie schon mit prophetischem Geiste das Schwert, welches ihr Herz durch Den durchbohren sollte, der jetzt an ihrer Brust ein Asyl gefunden; und dennoch erhoben und begeistert durch die Anbetung erlöster Generationen, die sie als die Gebenedeite begrüßen. Es war für mich kein Bild, sondern eine Offenbarung. Enthalten andere Darstellungen, z. B. Holbein's Madonna, den Ausdruck einer ihrer Eigenschaften, so findet man in der Sixtinischen Madonna alle vereinigt."

Walter Scott und Felix Eberty.

Das Leben des großen schottischen Dichters, der vorzugsweise das romantikselige Deutschland so lange Jahre hindurch beglückte, hat nach Lockhart's Memoiren Felix Eberty geschildert. In seiner Vorrede spricht der Verfasser den Wunsch aus, durch das Lebensbild, das er in seinem Buche aufrolle, die gegenwärtig von der französischen Literatur (?) verdrängten Romane Walter Scott's dem Leser wieder in Erinnerung zu bringen und die Theilnahme dafür bei dem nachblühenden Geschlechte zu wecken.

Man schreibt uns über das Eberty'sche Unternehmen aus Wien: „Ob Eberty seinen Zweck erreichen wird? Als ich sein Buch, nachdem es schon einige Monate im Buchhandel war, in einer der besuchtesten Leihbibliotheken unserer kaiserlichen Residenz verlangte, wurde es mir ganz intact als ein echtes Virgin-Leihbibliothekenbuch überlassen. Es hatte bis dahin noch niemand nach dem Buche gefragt, obwol bereits eine nur lobende Kritik mit näherer Inhaltsangabe in Kolatschek's «Stimmen der Zeit» darüber erschienen war. Aber seine Absicht ist löblich. Hier einige Worte über Eberty. —— Auch Eberty, ohne Scott nachahmen zu wollen, ist von Scott's Alterthumsliebe beherrscht. Alten Möbeln, Gläsern, Pfeifenköpfen, Schnitzereien u. s. w. spürt der reiche Sonderling in ähnlicher Weise nach wie der schottische Dichter alten Waffen, Fahnen und Rüstungen. Anstatt wie dieser merkwürdige Hölzer und alte Balladen, sammelt Eberty vergilbte Kupferstiche, und wenn er von John Leyden erzählt, daß dieser einem alten Weib zwölf deutsche Meilen nachgelaufen, einer alten Ballade wegen, in deren Besitz sich die Frau befand, so konnte ihn das nicht wunder nehmen in Erinnerung an seine eigenen Streifzüge nach alten Kupferstichen. Zu jener Zeit der Kupferstich-Leidenschaft hatte sich Eberty's Arbeitszimmer in eine Bade- und Trockenstube verwandelt, in welcher ein sehr entschiedener Chlorgeruch vorwaltete. Die alten Kupferstiche wurden von Eberty selber in Chlor gebadet und am Ofen getrocknet. Der Jüngling Eberty begann mit Dichtungen, wie sie jeder jugendliche Schwärmer liefert; der Dichter illustrirte später seine Gedichte und war unermüdlich im Variiren von Satyr- und Frauenköpfen, Lotosblumen und ähnlichem Ornamentikgerank. Der Zeichner wurde hiernach Plastiker und die Charaktergebilde wiederholten sich in Holz und Thon. Den Plastiker drängte es zur Oelmalerei und der Oelmaler, schon ein behaglicher Vierziger, wurde, wie sein „Walter Scott" bestätigt, nun wieder biographischer Schriftsteller. Suchen wir die verwandten und die heterogenen Seiten von Eberty und Walter Scott auf, so finden wir, daß das ritterliche und heroische Moment, das in Scott's Leben vorwaltet, dem des breslauer Professors fehlt, daß dieser körperliche Anstrengung ebenso sehr scheut, wie sie dem muthigen Reiter und Kletterer, dem Flutendurchwater, trotz seines lahmen Fußes, Bedürfniß war. Dagegen zeigt der geschilderte Ueberzug Scott's mit nicht weniger als 24 Wagen voll Schwerter, Schilder und Lanzen, Helmen, in denen Truthühner steckten und Köche mit Musketen bepackt, ein mikroskopisches Bild von den Uebersiedelungen Eberty's, der, unruhig von Residenz zu Residenz, von Badeort zu Badeort übersiedelnd, auch seinem innerlich drängenden Ferngefühl Ausdruck gibt. Möge sein dem großen Romantiker dargebrachtes Huldigungsopfer im übrigen Deutschland mehr Anerkennung finden als bisjetzt in Wien, wo leider Alexander Dumas, Feydeau und die Criminalgeschichten den Geschmack der Masse so beherrschen, daß eine Rückkehr auf den edeln, vom Verfasser mit so treuer Liebe geschilderten Walter Scott nicht zu erwarten steht."

Neue Romane und Novellen.

VI.

Agathe Rutenberg schlägt in ihren „Novellen" (2 Bde., Leipzig, H. Hübner, 1861) den hausmütterlichen und gemüthlichen Ton der früher so beliebten Pichler und Hanke an. Statt Originalität und Erfindung trifft man ein gewisses nicht ungefälliges Sichgehenlassen, das zugleich die Anfängerin und ein liebenswürdiges, jugendliches Mädchenherz bekundet.

„Ja, in Neapel" von Willibald Alexis (Berlin, Otto Janke, 1860), ist leider nur ein kleiner Theil eines größern Romans, den zu vollenden gute Götter dem Dichter gönnen mögen. Die Darstellung leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit, der Inhalt ist spannend, zuweilen lustspielartig, die Gespräche sind vom Hauch der Poesie, vom Scherz eines geistreichen Mundes beseelt.

„Ein Wiener Bürger" (Wien, Wallishaußer'sche Buchhandlung, 1860) ist eine von Johannes Nordmann spannend und interessant erzählte Episode aus dem Wien des 15. Jahrhunderts. Solche auf historische Wahrheit gestützte Darstellungen heißen wir willkommen, sie führen, angenehm belehrend, in die Vorzeit und das Leben des Mittelalters ein.

„Drei Pfade" von Herbert Grey (Berlin, Otto Janke, 1860) gehören dem Englischen an und erinnern oft an die Unterhaltungen der Serapionsbrüder Hoffmann's. Formlose, doch gehaltvolle Betrachtungen und Wechselreden „über alles und nichts", die eine nothdürftige Handlung im losen Zusammenhang erhält. Die Uebersetzung ist trefflich.

Digitized by Google

„Literaturgeſchichten der Gegenwart."

Das vor Jahren productiv und kritiſch ſo rührige poetiſche Schwaben iſt ſchon ſeit lange mehr, als man wünſchen möchte, verſtummt. Einige ſeiner beſten Namen deckt die kühle Erde; andere haben ſich wiſſenſchaftlichen Gebieten zugewandt; wieder andere die ein mächtiges Bedürfniß nach mehr als gewöhnlicher Anerkennung nicht unterdrücken können, wirken raſtlos für ihre Unſterblichkeit, doch fern von einer Heimat, wo eine etwas behäbige Geltendmachung ſeiner ſich hier und da wol auch etwas überſchätzenden Apartheit zum Stammcharakter zu gehören ſcheint.

Um ſo überraſchender war es deshalb, die neuliche geharniſchte Auslaſſung eines ſchwäbiſchen Aeſthetikers gegen die „Ungerechtigkeit norddeutſcher Urtheile über Schwabens Dichter" in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu leſen. Ohne Widerrede ſagt der ungenannte, ſicher ſelbſt den Kreiſen der Lyrik angehörende Apologet manches ſehr wahre und treffende Wort. Nur möchte man entgegnen: Gibt es größere Parteilichkeit, als gerade Deutſchlands Süden gegen den Norden übt? Hat München nicht einen Literaturkreis ganz für ſich allein? Und muß man nicht von Stuttgart bekennen, daß Hr. von Cotta in ſeinen mehreren Organen nur noch die Bücher ſeines eigenen Verlags zu bemerken ſcheint?

Und zuletzt möchte man dann auch fragen: Soll man denn in der That auf die Urtheile aller dieſer wie Pilze aufſchießenden „Literaturgeſchichten der neueſten Zeit" oder der „Gegenwart" ſo viel Werth legen?

Der eine Theil dieſer Geſchichtſchreiber geht von jenen Geſetzen der formellen Theorie aus, der unſere bereits lange beendete claſſiſche Zeit gewidmet war. Die Maßſtäbe, die auf Schiller und Goethe paßten, ſollen immer noch an die unter andern Bedingungen hervorgerufenen Leiſtungen der Gegenwart gelegt werden. Vorzugsweiſe findet ſich dieſe Einſeitigkeit bei gelehrten Fach- und Schulmännern, die ſelten über ihr theoretiſches Latein hinauskommen. Kann man bei den Philologen nicht ſchon von einem förmlichen Goethe- und Shakſpeare-Zopf ſprechen?

Ein in der That ellenlang mit einem ſolchen Schulzopf Behafteter iſt jener ſchon vor zwanzig Jahren vom Herausgeber dieſer Blätter als eine Art literariſchen Don-Quixotes geſchilderte Johannes Minckwitz in Leipzig. Lücken des Verſtandes, Herzens und der Phantaſie, die offen zu Tage liegen, ſind bei dieſem Schriftſteller mit Griechiſch und Lateiniſch, vorzugsweiſe mit den Versfüßen der alten Metrik ausgeſtopft. Wer nicht in irgendeiner Verwandtſchaft zu Platen, dem ſubjectivſten und deshalb zur Anregung ungeeignetſten aller Dichter, ſteht, erſcheint dem zuweilen ſelbſt auf Versfüßen alcäiſch oder ſapphiſch dahinhüpfenden gedankenloſen und überwiegend magiſterhaften leipziger Sänger unbedeutend. Wir kennen ſeinen „Neuhochdeutſchen Parnaß" nicht, ein Buch, wo faſt alle Namen der Gegenwart wie Schulknaben heruntergeriſſen ſein ſollen, ſehen aber nach allem, was davon hier und da zu leſen war, nur unſere alte Schilderung des bekannten Platen-Narren beſtätigt. Wer ſich ſeit zwanzig Jahren mit deutſcher Literatur beſchäftigt, kann nicht an Minckwitz und ſeine unausgeſetzten Effecthaſchereien denken, ohne verſucht zu ſein, das Wort „Parador" von dem in Paris beim Faſching geführten Parade-Ochſen herzuleiten.

Andere dieſer Literaturhiſtoriker haben ſich über die Entwickelungen der neuern Zeit ein culturhiſtoriſches Schema gemacht. Einige unter ihnen wollen die deutſche Literatur in ihren unbeſtimmten Contouren und Ausſchreitungen z. B. durch das Chriſtenthum begrenzen. Andere haben den geſunden Menſchenverſtand und die reale Wirklichkeit zum Regulator erhoben. In allen dieſen Sphären ſind die Ausdrücke „ſittlich" und „unſittlich", „chriſtlich" und „materialiſtiſch", „deutſch" und „franzöſelnd", „geſund" und „krank", „natürlich" und „raffinirt" wohlfeil wie die Brombeeren. Man leſe Goethe's „Epigramme" und wird an beſter Quelle hören, was von ſolchen Kategorieen innerhalb der ſubjectivſten aller Geiſtesthätigkeiten, der Dichtkunſt, zu halten iſt.

Die ungefährlichſten Irrlichter auf dem Gebiet der „Literaturgeſchichte der Gegenwart" ſind dann noch die, die im Productiven ſelbſt eine hohe Meiſterſchaft anſprechen. Dieſe werden immer dafür ſorgen, daß die Theorie und die ſie verherrlichenden praktiſchen Beiſpiele auf den Erzähler ſelbſt paſſen. Macht der Literarhiſtoriker Verſe, ſo gipfelt ſich ihm die neuere Literatur in den 1001 Lyrikern des Tags. Schreibt er Dramen, ſo ebnet er ſich das ganze Gebiet der Literatur, um Platz für ſeine Stücke zu behalten. Hat ihm die Muſe in der Novelle gelächelt, ſo iſt die Novelle die Kunſtform des Tags und ſeine eigene Weiſe, ſie zu behandeln, diejenige, der zu Liebe alles Uebrige wegraſirt werden muß. Hat der Autor eine gewiſſe Natürlichkeit, oft als Erſatz für die ihm fehlende Künſtlerſchaft, verſtand er eine Weile, Reminiſcenzen des Lebens oder Jugendeindrücke mit munterer Natürlichkeit dem Leben nachzuplaudern, ſo wird ihm alles auf dieſe natürliche, gewöhnlich naturwüchſig genannte Plauderei ankommen. Schuf er groteske Ungeheuerlichkeiten, die niemand leſen mochte, ſo wird ihm alles Ungeleſene vom größten Werthe ſein — „Titanen" und den „Genius" wird er immer da wittern, wo ein Drama nur Einmal gegeben oder von den Bühnen nicht angenommen wurde. Wir könnten die Einflüſſe der eigenen Thätigkeit und der eigenen Intereſſen auf die ſcheinbare Objectivität der Urtheile nachweiſen bis zu den pſeudo- und anonymſten Motiven. Ganz erſtaunlich dann, was Ariſtoteles, Solger und Hegel im Gemüth eines ſolchen Literarhiſtorikers alles beweiſen ſollen. Nie war der Scharfſinn erfinderiſcher, als wenn es dann einen Erfolg zu verkleinern gibt, ein Vermögen als zufällig, eine große, edle Hingebung an die Sache als reine Speculation darzuſtellen. Was irgend dem Lorber

eine Verwandtſchaft mit gewöhnlichem Heu, dem Genie Degradation zu etwas Talent geben kann, einen Erfolg auf Rechnung des Zufalls ſetzt, eine allumfaſſende, unzerſtörbare Geiſteskraft hinſtellt als die dickhäutigſte Zählebigkeit von der Welt, alles das wird der geiſtreichſte Grübelſinn, der des Haſſes und des Neides, als literarhiſtoriſches Merkmal mit einer bewundernswürdigen Quaſi-Objectivität aufzuſtellen nicht müde werden.

Der „Central-Anzeiger" hob kürzlich hervor, daß die Thatſache auffallend wäre, wie „Literaturgeſchichten der neueſten Zeit" ſo raſch verkauft würden. Der Hauptgrund dürfte wol auch beim Publikum eine ſtillvergnügte Freude am — Skandal ſein. Rudolf Gottſchall gibt ſeine in jeder Beziehung eine Ausnahme von obigen Misverhältniſſen machende Literaturgeſchichte, über die wir „Unterhaltungen", N. F., Bd. 1, S. 175 fg., berichteten, jetzt in zweiter Auflage. Wir empfehlen ſie der allgemeinſten Beachtung.

Unſere Zeit.

Einem Freunde.

Von Albert Eulenburg.

Es ſchreitet über Meer und Lande
Ein Hauch der Freiheit durch die Welt,
Vor dem der Knechtſchaft dumpfe Schande
Und der Tyrannen Macht zerfällt.
Du kannſt ihn athmen, kannſt ihn fühlen
In ſeiner Reinheit, ſeiner Kraft;
Und ſeine Flügelſchläge kühlen
Der Sehnſucht heiße Leidenſchaft.

Der Sehnſucht — die der tiefſten Ahnung,
Dem heiligſten Gefühl entſtammt,
Und mit gebieteriſcher Mahnung
In allen edlen Seelen flammt:
Daß die Verheißung ſich erfülle,
Daß alle Menſchen frei und gleich,
Und daß hienieden ſchon enthülle
Sich das verſproch'ne Himmelreich!

„Zwar beſſer", ſagſt du, „iſt's geworden,
Allein zum Guten fehlt noch viel.
Noch treibt im Süden und im Norden
Die Tyrannei das alte Spiel.
Noch lauert ſie, die liſt'ge Schlange,
Die ſich am Mark der Völker letzt
Und mit berauſchend wildem Sange
Die Opfer — aufeinander hetzt.

„Noch bringt das Wohl von Millionen
Die Herrſchſucht ihrem Götzen dar.
Noch ſchänden feindliche Dämonen
Der Liebe heiligen Altar.
Noch höhnt der Reiche frech den Armen,
Des Jammers grellem Rufe taub.
Noch lehrt das Chriſtenthum Erbarmen
Und ſchützt und duldet — Menſchenraub!

„Iſt's nicht genug, daß uns Verderben
Mit tauſend Armen rings umſtrickt?
Daß Gift und Peſt ſich fortvererben?
Daß uns der Wüſte Glut erſtickt?
Daß der Vulkan ſein Feuer ſendet,
Der wilde Strom die Dämme bricht?
Schont auch, vom Höllengeiſt verblendet,
Der Menſch ſich ſelbſt im Menſchen nicht?

„Wann wird in blutgetränktem Grunde
Der Freiheit ſchöner Baum erſtehn
Und auf dem weiten Erdenrunde
Ein einzig Volk von Brüdern ſehn?
Wann wird der Himmel nicht mehr ſtrahlen
Von blut'ger Flammen Widerſchein?
Und wann der ſelbſtgeſchaff'nen Qualen,
Des Bruderhaſſes Ende ſein?" — —

Das Wann — wer kann es offenbaren?
Wer löſt der Zukunft Räthſel auf?
Die Hoffnung nur laß uns bewahren:
Nie ſteht die Welt in ihrem Lauf!
Denn die Geſchichte ſchreitet weiter
Und größer tritt der Menſch hervor
Und ſchwingt auf ew'ger Himmelsleiter
Zum Thron der Gottheit ſich empor.

Wir leben, Freund, in einer ſchönen,
In einer thatenvollen Zeit!
Was Thoren heut' als Traum verhöhnen,
Iſt oft ſchon morgen Wirklichkeit.
Nie war noch dem Zenith des Lebens
Der Stern des Ideals ſo nah!
Nie die Belohnung jedes Strebens
So reich, ſo unerwartet da!

Nur müſſen wir noch Schlachten ſchlagen
Mit manchem Feind in eig'ner Bruſt;
Der eitein Selbſtſucht ganz entſagen
Und jeder kleinen Erdenluſt.
Es gilt kein Theilen, gilt kein Wählen,
Die volle That nur führt zum Ziel;
Und jede Sehne muß ſich ſtählen
Zu Einem ernſten Kampfesſpiel!

Das iſt's, was in den großen Maſſen
So langſam zum Verſtändniß reift,
Daß auch die Blödeſten es faſſen,
Wie alles ineinander greift!
Wie, ſchmachtend unter gleichen Ketten,
Nach gleicher Freiheit jeder ringt;
Und wie ſich alle nur erretten,
Wenn jeder ſich zum Opfer bringt!

Schon regen ſich die Geiſter freier,
Schon wächſt der Eingeweihten Zahl
Und reicht ſich zur Verbrüd'rungsfeier
Die Hände über Berg und Thal.
Schon liegen Keime rings verborgen,
Von keinem Späheraug' entdeckt,
Die einſt, am Weltenfrühlingsmorgen,
Der Menſchheit Genius erweckt!

Neues aus der Welt.

Inhalt: Meine Audienz beim Papſt. Von Frederike Bremer. — Die Leibeigenen Rußlands. — Die Deutſchen in Braſilien. — „Deutſche Revue". — Briefwechſel.

Meine Audienz beim Papſt.

Von Frederike Bremer.

— Schon vor einigen Wochen rühmten wir ein mannichfach anregendes Buch. Die in anmuthig und leicht geſchriebenen Bändchen erſcheinenden Reiſeeindrücke einer Schriftſtellerin, die der Leſewelt als Denkerin über ernſte politiſche und ſociale Fragen noch nicht allgemein bekannt ſein dürfte, erregen das allgemeinſte Intereſſe.

Von Frederike Bremer's „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) ſind bisjetzt drei Theile erſchienen. Aus dem unter der Preſſe befindlichen vierten geben wir folgende Mittheilung.

Ich bat um eine Audienz bei Pio Nono durch unſern gütigen, ſtets wohlwollenden und artigen ſkandinaviſchen Geſandten, den Cavaliere Bravo. Ein paar Tage darnach empfing ich frühzeitig am Morgen die Aufforderung, mich an demſelben Tage im Vatican einzufinden. In dem gedruckten Briefe, in welchem mir dieſe Mittheilung gemacht wurde, war auch zugleich vorgeſchrieben, wie ich gekleidet ſein ſollte: im ſchwarzſeidenen Kleide und im Schleier.

Schlag 4 Uhr am Vormittag des vergangenen Sonntag befand ich mich in den Räumen des Vatican, in die ich von einem jugendlichen Pagen in einem rothſeidenen Anzuge eingeführt wurde. In einem großen Zimmer, das mit einigen größern Gemälden geſchmückt war, ſaßen wartend mehrere Frauenzimmer und einige Herren. Auch ſie hatten ſich zu einer Audienz anmelden laſſen. Der Papſt gibt Sonntags beſondere Audienzen für Frauen, zu denen dieſelben jedoch ihre Ehegatten oder Söhne mitbringen dürfen. Wir warteten ungefähr eine Stunde. Ich betrachtete mir inzwiſchen die beiden großen Gemälde, welche zwei ganze Wände des Zimmers einnahmen. Es waren mittelmäßige Darſtellungen von Pius' IX. Offenbarung l'immacolata Virgine (der unbefleckten Jungfrau) und ſeiner feierlichen Verkündigung dieſes Dogmas in der St.-Peterskirche.

Die im Zimmer wartenden Perſonen wurden in der Ordnung, in welcher ſie ſich eingefunden hatten, zu dem Papſt hineingerufen. Sie gingen in Gruppen von zwei oder drei Perſonen. Ich wurde allein hineingerufen, wie ich allein gekommen war.

Vor meinem Eintritt in das Zimmer des Papſtes mußte ich noch einige Zeit in einer hellen Galerie warten, in welcher ſich zwei Cardinäle ſehr artig mit mir beſchäftigten. Der älteſte von ihnen, ein noch junger, ſchöner, blonder und ſehr langer Herr mit ſehr weltlichem Ausſehen unter dem prieſterlichen Gewand und der Calotte — Hr. de Merode*) — ſprach von meinen Schriften, von denen er gewiß nichts weiter kannte als eine Recenſion derſelben, die in dieſen Tagen in der franzöſiſchen Zeitſchrift „Le Constitutionnel" geſtanden haben ſoll. Er vermuthete, daß ich Katholikin ſei. Ich verneinte das. „Ah! Dann müſſen Sie es werden! Sie müſſen ſich bekehren, Sie dürfen nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben! Eine Dame wie Sie u. ſ. w." — Wir wurden dadurch unterbrochen, daß man mich zu dem Papſt hineinrief. Ich ging hinein, begleitet von dem Hrn. de Merode, der an der Thür die Kniee beugte und mich dann mit Sr. Heiligkeit allein ließ.

In der Tiefe eines länglichen, hellen, äußerſt einfach möblirten Zimmers ſtand an einen Schreibtiſch gelehnt ein Mann von voller, aber ſchöner Geſtalt in einem langen weißen Tuchrock, einem rothen Bruſtlatz und mit der Calotte. Ich verneigte mich tief an der Thür, verneigte mich noch einmal in der Mitte des Zimmers, während ich dem Wink des Papſtes, ihm näher zu treten, gehorchte, und verneigte mich zum dritten mal, als ich dicht in ſeiner Nähe war und auf demſelben kleinen Fußteppich ſtand, auf welchem er ſelbſt ſich befand und auf den mich ſein freundlicher Wink eingeladen hatte. Für Perſonen, welche die Knie nicht vor dem Papſt beugen, gehören nämlich drei Verneigungen oder Verbeugungen zum Ceremoniell.

Die Porträts, welche man von dem Papſt hat, ſind demſelben im allgemeinen ähnlich; aber ſein volles, ſtarkes und gedrungenes Geſicht hat in der Nähe in ſeinem Ausdruck weniger Gutmüthigkeit und bedeutend mehr eigenen Willen und Charakter als ſeine Porträts. Der Blick ſeiner blauen Augen iſt lebhaft, aber ohne Tiefe und entbehrt des Ernſtes. Fleiſch und Farbe der Haut deuten auf die beſte Geſundheit, auf guten Appetit und auf eine gute Küche.

Der Papſt blickte auf ein beſchriebenes Papier, das er in der Hand hielt, fragte nach meinem Vaterland und meinem Wohnort und fügte dann hinzu: „Sie haben etwas geſchrieben?"

„Ja, Ew. Heiligkeit! Familienromane, eigentlich Schilderungen des Lebens, aber in Romanform."

„Aber Sie ſind Katholikin?"

„Nein, Ew. Heiligkeit; wenigſtens nicht römiſch-katholiſch."

---

*) Der jetzt ſo maßgebend in den Vordergrund getretene Prälat, der Lamoricière gewann, die Glaubensarmee organiſirte und eine Zeit lang Kriegsminiſter war; ein Belgier. D. Her.

„Dann müſſen Sie es werden. Es gibt keine Vollendung und keine Conſequenz, außer in der katholiſchen Kirche.“

„Erlauben Ew. Heiligkeit mir eine Frage?“

„Ja wohl! Sprechen Sie!“

„Ich liebe von ganzem Herzen unſern Herrn und Meiſter Jeſus Chriſtus. Ich glaube an ſeine Göttlichkeit und an ſeine erlöſende Wirkſamkeit für mich und für die ganze Welt; ich will ihm allein dienen und gehorchen. Wollen Ew. Heiligkeit mich nicht als eine Chriſtin anerkennen?“

„Als eine Chriſtin? Ganz gewiß! Aber —“

„Und als Mitglied der Kirche Chriſti?“

„Ja — a, in einem gewiſſen Sinne; aber — — aber man muß dann alles, was dieſe Kirche ſagt und darbietet, als wahr anerkennen. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß der Papſt alle in die Hölle ſchickt, welche die Unfehlbarkeit der katholiſchen Kirche nicht anerkennen. Nein, ich glaube, daß viele Menſchen anderer Conſeſſionen dadurch erlöſt werden können, daß ſie der Wahrheit nach leben, die ſie erkannt haben; das glaube ich zuverläſſig.“

„Es freut mich unausſprechlich, dies von Ew. Heiligkeit zu hören; denn ich habe die Hoffnung zu hegen gewagt, in Bezug auf dieſe Fragen in Ew. Heiligkeit einen gerechtern Richter zu finden als in vielen andern Katholiken, die mir geradezu ſagen: «Sie ſind keine Chriſtin; Sie können nicht ſelig werden, wenn Sie nicht in allen Stücken glauben wie wir und unſere Kirche.»“

„Darin haben ſie unrecht. Aber ſehen Sie, meine Tochter, man muß ſich über ſeinen chriſtlichen Glauben Rechenſchaft geben; man darf nicht ſo im allgemeinen glauben, ſondern man muß an die beſondern einzelnen Theile einer Lehre glauben. Es iſt ſchon etwas, an die zweite Perſon der Gottheit und an deren Incarnation zu glauben; aber man muß auch an die Stiftung glauben, die er auf Erden gegründet hat, ſonſt glaubt man im Grunde nicht an ihn. Und darum muß man an den Papſt glauben. Der Papſt iſt der Stellvertreter Chriſti auf Erden. In Schweden glaubt man nicht an Chriſtus und an ſeine Kirche. In Schweden iſt man äußerſt intolerant gegen Andersdenkende. Zweimal hat der König dort Religionsfreiheit einführen wollen, aber — man will ſie dort durchaus nicht haben!“

„Das weiß ich, Ew. Heiligkeit. Aber Schweden hat in früherer Zeit von den Katholiken im Lande viel zu leiden gehabt und infolge deſſen gelten die alten Geſetze noch heute. Aber nicht lange mehr, wie ich hoffe. Meine Landsleute werden Vertrauen zu der Macht der Wahrheit und des Chriſtenthums faſſen.“

„Ihre regierende Königin iſt Katholikin?“

„Ja, Ew. Heiligkeit und dazu die edelſte Frau, ein Muſter für ihr geſammtes Geſchlecht, eine Zierde des Throns!“

„Alle chriſtlichen Fürſten und Völker müſſen an den Papſt glauben und ihm gehorchen. Daß ſie dies nicht thun, rührt lediglich von Hochmuth und weltlichem Sinn her. Daher ſind die Staatskirchen entſtanden. Der Kaiſer von Rußland will nichts von dem Papſt wiſſen, weil er ſelbſt Papſt ſein will. Die Königin Victoria will den Papſt nicht anerkennen, weil ſie ſelbſt Päpſtin (papesse) ſein will. Und ſo iſt es in allen Ländern mit der Staatskirche. An den Papſt als das Haupt der chriſtlichen Kirche zu glauben, iſt das einzige Vernünftige und Conſequente, das Einzige, was zur Einheit und Vollkommenheit führt. Die Kirche iſt eine gegliederte Organiſation, eine Repräſentativmonarchie mit ihrem Oberhaupt, ein geiſtlicher Staat. Und wenn man in einem Staat dem Oberhaupt. deſſelben nicht gehorchen will, ſo kann darin weder Klarheit noch Ordnung herrſchen, ſo muß alles darin Confuſion werden.“

„Wir glauben an Jeſus Chriſtus und erkennen ihn allein als Oberhaupt der chriſtlichen Kirche an.“

„Aber Jeſus Chriſtus iſt im Himmel und muß einen Stellvertreter auf der Erde haben; und einen ſolchen hat er eingeſetzt, und zwar zuerſt in dem Apoſtel Petrus mit den Worten — — Sie verſtehen Lateiniſch, nicht wahr?“

„Puocissimo, Ew. Heiligkeit. Ich habe kürzlich angefangen, es zu lernen.“

„Nun wohl, dann müſſen Sie die Worte verſtehen: «Tu est Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferni non praevalebunt adversus eam. Et tibi dabo claves coelorum!» («Du biſt Petrus, und auf dieſen Stein will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen nichts gegen dieſelbe vermögen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmels übergeben!») Dieſe Würde und Macht ging von Petrus auf jeden ihm nachfolgenden Papſt über; und das iſt geſchehen von den allererſten Zeiten der Kirche an bis auf den Unwürdigen, der jetzt hier vor Ihnen ſteht. Das iſt der Glaube und die Lehre der Kirche.“

„In unſerer Kirche deuten wir dieſe Worte des Erlöſers anders. Wir nehmen an, daß er mit Petrus den felſenfeſten Mann und mit dem Bekenntniß, welches Petrus in den Worten ausſprach: «Du biſt Chriſtus, der lebendige Sohn Gottes!» den Felſen meinte, auf welchem Chriſtus ſeine Kirche bauen wird, die auch die Pforten der Hölle nicht werden überwältigen können. Wir glauben, daß Chriſtus allen ſeinen Apoſteln ebenſowol wie dem Petrus die Schlüſſel des Himmels mit der Gewalt zu binden und zu löſen übergeben hat, und daß jeder aufrichtige Chriſt, möge er nun der Papſt in Rom oder ein armer Fiſcher an unſern Küſten ſein, ſeinen Theil an dieſer Felſenkirche und an deren Rechten hat.“

„Aber Sie haben keine Beichte und keine Abſolution; Sie glauben nicht an die Meſſe, nicht an die ſieben Sacramente, nicht an die Gerichte und Satzungen, welche die Kirche Chriſti beſtimmt hat. Wer an eins davon glaubt, muß an alles glauben. Es gibt blos *einen* Gott im Himmel und blos *eine* Kirche auf Erden, in welcher er lebt durch ſeinen Stellver-

treter und durch die Ordnung, die er festgesetzt hat. Das müssen Sie einsehen und, um eine vollständige Christin zu werden, die nöthigen Schritte auch vollständig thun — ein offenes Bekenntniß davon ablegen."

„Die Liebe zu Christus und das Leben nach seinen Geboten ist, nach unserm Glaubensbekenntniß, das Wesentliche für den Christen!"

„Nun wohl, ich will Ihnen etwas sagen: Beten Sie, beten Sie um Erleuchtung zu dem Herrn, um die Gnade, die Wahrheit zu erkennen; denn dies ist das einzige Mittel, zu ihr zu gelangen. Controversen helfen nichts dazu. In diesen liegt Hochmuth und Eigenliebe. Man macht dabei gern Parade mit seinen Kenntnissen und mit seinem Scharfsinn; und doch bleibt schließlich jeder bei seiner Ansicht. Das Gebet allein gibt Licht und Kraft zur Gewinnung der Wahrheit und der Gnade. Beten Sie an jedem Tage, an jedem Abend, bevor Sie zur Ruhe gehen, und ich hoffe, dann wird Ihnen Gnade und Erleuchtung zu Theil werden. Denn Gott will, daß wir uns demüthigen sollen, und den Demüthigen gibt er seine Gnade. Und nun — Gott segne und behüte Sie für Zeit und Ewigkeit!"

Die Erzählerin ist sehr ergriffen von der Aufforderung Sr. Heiligkeit zum Gebet. Als sie nach dem französisch geführten Gespräch gegangen war, sprang ihr Herr von Merode nach.

„Sie haben lange mit dem Papst gesprochen!" redete er mich an.

„Se. Heiligkeit haben die Güte gehabt, meine Fragen zu beantworten —"

„Sie bleiben also in Rom? Sie müssen für immer hier bleiben. Sie müssen sich bekehren und Katholikin werden; das kann gar nicht anders sein. Eine Persönlichkeit wie Sie darf nicht als Ketzerin sterben!"

„Aber ich bin keine Ketzerin; ich bin eine katholische Christin!"

„Aber keine römisch-katholische!"

„Nein, ich halte mich so für eine bessere Katholikin als außerdem. Ich erkenne jeden als Christen an, der theil an Christi Leben hat, und frage dann nicht, ob er Katholik oder Protestant heißt; ich ehre jeden als Nachfolger Christi, der sich groß in dieser Nachfolge zeigt: St.-Vincent de Paul, Santa-Theresa, Katharina von Siena, den Papst selbst, ebenso gut wie die Männer und Frauen, welche eine Zierde der protestantischen Kirche sind; — ich sehe in ihnen allen Glieder der einen, großen, allgemeinen Kirche, der auch ich durch die Gnade Gottes angehöre. Sie sehen also, Monsignore, daß ich katholischer bin als Sie!"

Auf diese Worte, die ich stehenden oder vielmehr gehenden Fußes unter der Thür aussprach, schien Monsignore nicht recht zu wissen, was er antworten sollte; er sah aber sehr wenig zufrieden aus und versetzte endlich:

„Ich sehe, daß Sie wenigstens auf gutem Wege sind, Katholikin zu werden; ich hoffe, Sie werden es immer mehr und immer wahrhaftiger werden!"

„Das hoffe ich auch."

„Aha! Wirklich?"

„Ja wohl! Aber wir dürfen wol die Sache verschieden auffassen. Der Papst ist weniger exclusiv bei dieser Frage als die übrigen Katholiken."

„Wie? — Wir übrigen Katholiken? — Und in Schweden? — Wie liberal ist man denn dort? — Dort ist man erst recht exclusiv, erst recht intolerant!"

„Man würde dort weit liberaler sein, Monsignore, wenn die Katholiken weniger exclusiv wären."

„Ich hoffe, daß Schweden noch einmal exclusiv im katholischen Sinne werden wird."

„Das hoffe ich — — nicht!" — erwiderte ich lächelnd, indem ich ihn grüßte, um mich zu entfernen.

„Kann ich Ihnen vielleicht sonst irgendwie dienen?" fragte mich da der artige Cardinal. „Darf ich Ihnen vielleicht einige Gemälde von Overbeck über Gegenstände für La Via-Crucis zeigen?"

Darauf führte mich dieser wohlwollende Monsignore in einen Vorsaal, in welchem sich diese Gemälde befanden. Er wurde jedoch sehr bald wieder zu dem Papst hineingerufen, um drei Damen mit einer ganzen Last von Rosenkränzen, Kreuzen und kleinen Heiligenbildern, die vom Papst gesegnet werden sollten, bei demselben einzuführen.

Die Leibeigenen Rußlands.

Ueber das Zahlenverhältniß der russischen Leibeigenen bringt der „Nord" Nr. 62 vom 3. März d. J. folgende Daten:

„Ueber die Leibeigenen kann ich Ihnen einige interessante Ziffern aus einem werthvollen Werke: «Die Leibeigenen in Rußland nach der letzten Zählung», mittheilen. Das Werk rührt von Hrn. Troinitzky (langjährigem Redacteur der «Odessaer Zeitung»), Präsidenten des Statistischen Centralbureaus beim Ministerium des Innern, her. Der Name und die Stellung des Autors bürgen für die Mittheilungen.

„In den Jahren 1858—59 belief sich die Gesammtzahl der Leibeigenen auf 23,077631, von welchen 11,249913 dem männlichen Geschlecht und 11,827718 dem weiblichen angehören. Unter diesen sind 20,153235, welche zur Nutznießung von ihrer Herrschaft Boden besitzen; 1,467378 befinden sich in den herrschaftlichen Häusern in verschiedenen Bedienstungen unter dem allgemeinen Titel dworowii (dwor heißt der Hof des Hauses).

„In den Gouvernements Kiew und Podolien zählt man deren die meisten; man rechnet in jedem mehr als eine Million. In Volhynien, Tula, Rjäsan, Smolensk, Tambow und Twer von 750000—1,000000, in 16 andern Gouvernements von 500000—750000, in 18 von 100000—500000, in sechs von 10000—100000, endlich in den sibirischen Provinzen weniger als 10000.

Digitized by Google

„Die Gesammtzahl der Grundbesitzer, welche Leibeigene haben, ist 103194. Davon besitzen 3850 unter ihnen jeder mehr als 500 Seelen = 4,671624; 20165 unter ihnen jeder von 100—500 Seelen = 3,974629; 79176 unter ihnen jeder weniger 100 Seelen = 2,037500; 42978 unter ihnen jeder weniger als 20 Seelen = 339586.

„Im Jahre 1859 gab es 44,166 Güter, welche in der Bank versichert waren mit 7,107184 Seelen*) für die Summe von 425,503061 Silberrubeln."

Der „Nord", bekanntlich vom russischen Gouvernement abhängig, schließt seine Angaben mit dem Wort: „Wie wird Rußland glücklich sein, wenn alle diese Ziffern nur noch eine historische Bedeutung haben werden!"

Die Deutschen in Brasilien.

* Der frühere Generalconsul Sr. brasilischen Majestät, Hr. Sturz in Berlin, fährt fort, in fulminanten Artikeln die Deutschen vor einer Auswanderung nach Brasilien zu warnen. Die Deutschen würden durch Versprechungen angelockt, von denen sich keine erfülle. Für die Kosten der Ueberfahrt, die von den Werbern Brasiliens verauslagt würden, müßten die betrogenen Opfer ihrer Ueberredungskünste jahrelang schwere Sklavenarbeit verrichten. Diese Contracte würden mit einer Personalverbindlichkeit für Weib und Kind geschlossen, ihre Clauseln machten es möglich, diesen Unglücklichen ein Schicksal zu bereiten, härter als das der Neger und asiatischen Kulis in Nordamerika und Peru. Alle Versprechungen über Gesundheit des Klimas, Unterricht, ärztliche Pflege, freie Religionsübung wären Täuschungen. Brasilien wäre ein Staat der Verwilderung, absoluter Rechtlosigkeit und einer wahrhaft mittelalterlich katholischen Intoleranz.

Sieht man auch dieser unausgesetzten Polemik des Hrn. Sturz die Absicht an, nach vollzogenem Bruch seines frühern Verhältnisses zu Brasilien ein „Ihr sollt an mich denken!" mit jeder Genugthuung durchzuführen, die nur irgend die Rache eines leidenschaftlichen Mannes kühlen kann, so stehen doch seine Warnungen nicht vereinzelt. Der schweizerische Consul von Tschudi hat in Brasilien die gleichen Ueberzeugungen vom Elend der zur Auswanderung nach Brasilien überredeten „weißen Sklaven" gewonnen und hat ähnliche Schilderungen über die unglückliche Lage unserer deutschen Brüder veröffentlicht. Hr. Sturz nennt als die Werber für dies System der Verführung den jetzigen brasilischen Gesandten in Berlin, Maranis d'Araujo, und einen gewissen Dr. Schmidt. Unter den „14 von Brasilien bezahlten deutschen Zeitschriften und Redactionen" erblickt man auch den Herausgeber der rudolstädter „Auswandererzeitung", Fröbel, dessen Zusammennennung mit Werbern, die unser Vaterland für alles gut genug halten, auch für einen Ersatz der im Abnehmen begriffenen Sklaverei, wahrhaft bedauerlich ist in Rücksicht auf einen im deutschen Culturleben so wohlberufenen Familiennamen.

*) Der Ausdruck „Seele" wird bekanntlich nur für einen männlichen Leibeigenen gebraucht, weshalb auch der Titel des W. Wolffsohn'schen so gerngesehenen Stücks: „Nur eine Seele", nicht ganz entsprechend ist. D. Her.

„Deutsche Revue".

* So bedeutend und umfassend unser deutsches Geistesleben sich in täglichen Fortschritten, täglichen Bereicherungen und Ergänzungen unsers Wissens und Könnens kundgibt, so auffallend ist doch der Mangel einer entsprechenden Chronik derselben. Unsere Zeitungen, oft die gelesensten und reichhaltigsten, bringen meist nur durch Zufall Kunden von dem, was immer neu und lebendig unsern vorhandenen großen Geistesschätzen zufließt. Erst eine fremde Zeitschrift, die in Paris erscheinende „Revue germanique", vergegenwärtigt uns in ihren Uebersichten, was in gleichzeitiger Bestrebung auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst bei uns geleistet wird. Leider herrscht ein durchgreifender Mangel an Solidarität, an gemeinschaftlicher Arbeit, an gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit in unserm Literaturleben. Eine Zeitschrift ignorirt die andere. Das bedeutungsvollste Urtheil z. B. über ein neues Buch kann in einem gelesenen Journal gefällt sein; ein sogar in gleicher Officin gedrucktes wird es ignoriren und seinerseits ein Urtheil bringen, das nicht im mindesten die Bekanntschaft mit dem Urtheil des Nachbars verräth. Ueberdrüssig, zu sehen, wie seine geistigen Bestrebungen sich somit in einen wahrhaften Atomismus auflösen, sollte man glauben, ergreift der Deutsche die Gelegenheit, eine ihm fehlende Revue sich in dem fremden Organ anzueignen. Es verlautet aber, daß die „Revue germanique" in ganz Deutschland nur 14 Exemplare absetzt!

Briefwechsel.

— Herrn L. P. in Frankfnet am Main. Sind Sie wirklich so begeistert fue ein „Deutsches Parlament"? Dreißig Ständekammern odee vielmehe, beim Zweikammersystem, sechzig und dazu aufs neue Ihre Paulskieche? Immeehin! Aber gerade das frankfuetee Juchze vom Jahre 1848 möchten wie dem Vaterland nicht zum zweiten mal gönnen. Ein „Deutsches Parlament" kann nue im Herzen Deutschlands, wenn nicht in Berlin selbst, tagen. Frankfurt am Main ist die ungeeignetste Stadt. Ueberwiegend durch seine reichen Bankiers, seine starke katholische Bevelkerung, seine Abneigung gegen norddeutsche Art, österreichisch gesinnt, übte es im Jahre 1848 auf die Paulskirche Pressionen der bedenklichsten Aet. Auch die Pfingstweide weckt nicht eben erfreuliche Erinnerungen. Eine stille, ernste, voe Verwilderung sichere Gedankenarbeit würde sich nur in Leipzig, Nürnberg oder Gotha vollziehen.

— Herrn N. N. in Beetin. Vergeben Sie die Mittheilung Ihrer gelegentlichen Worte: „Eine tiefe Betrübniß hat die Debatte zwischen Waldeck und von Vincke bei Gelegenheit des Streites uber «Unterthanenschaft» hervoegerufen. Um so mehr, als die Vorgänge im Schoß der Fraction Mathis, das Ausscheiden Stuvenhagen's aus seinem fruhern Feactionsverband u. s. w. auf Zersetzungen hindeuten, die immermehr um sich greifen und leicht die compacte Kraft der gemeinschaftlichen Unternehmungen schwächen kännten. Der Eintritt Schulze's fuhrt Waldeck einen neuen Beistand zu. Möge aber Friede, Duldsamkeit und — Unterordnung walten!" Gewiß ist die Kunst, zur Partei zu gehören, eine, die in Deutschland noch zu wenig geubt wird. Wie viel Feactionen zählte nicht die Paulskieche! Fast so viel, als es gute Wirthshäuser in Frankfurt gab. Jeder wollte seine eigene Art, die Dinge zu behandeln, seine eigene Beweisführung, sogar seine Ausdrucksweise gewahrt wissen. Gebe uns der Himmel, was wie brauchen — abee mit abgefuezter Debatte! Die Art, wie die „Nationalzeitung" neulich Vincke abstrafte, ist wahehaft bedauerlich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 12. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Schuldig oder Nichtſchuldig? Von Maria von Roskowska. — Amerikaniſches Anſiedlerleben. VI. — Tultſcha und die deutſchen Colonieen in der Dobrudſcha. I. — Ein Ehrenmann. — Troſt und Hoffnung. Von H. Zeiſe. — Neues aus der Welt.

Schuldig oder Nichtſchuldig?

Von Maria von Roskowska.

Alle Reiſende, die auf der Zweigbahn von B. kamen und nach L. wollten, mußten in R. einige Zeit auf den Zug warten.

Heute hatte ſich derſelbe außerordentlich verſpätet und in der Nacht auf Beförderung harren zu müſſen iſt nichts Erfreuliches. Die Inhaber eines Coupé, Damen ſowoi wie Herren, hatten ſich indeß miteinander auf der Strecke bis R. ſo angenehm und gemüthlich unterhalten, daß ſie jetzt beiſammenblieben, das Damenzimmer in Beſchiag nahmen und ſich die Zeit mögiichſt zu verkürzen ſuchten.

Unter ihnen befand ſich eine Dame in Trauerkleidung. Wie alt ſie ſein mochte, ließ ſich nicht genau beſtimmen; ſie hatte eins jener Geſichter, die nicht äiter zu werden ſcheinen, weil ſie die Friſche und Rundung der Jugend nie gekannt haben. Sie trug nicht viel zur Unterhaitung bei, was ihre Reiſegefährten dem von ihr geäußerten Umſtande zuſchrieben, daß ſie unlängſt ein Familienleid erfahren hätte. Aber was ſie ſprach, zeugte von Verſtand und Bildung. Die andern empfanden bald ein lebhaftes Intereſſe für ſie und ſuchten ſich ihr gefällig zu erweiſen oder ſie durch eine angelegentliche Unterhaltung zu zerſtreuen; offenbar iag unter ihrem kaltruhigen Aeußern eine große Erregtheit verborgen.

Während des Wartens auf den verſpäteten Zug erzählte man der Reihe nach Geſchichten, Anekdoten oder eigene Erlebniſſe und kleine Abenteuer. Auch die Trauernde ward zu einer Erzähiung aufgefordert, fuhr wieder, wie jedesmai, wenn ſie gefragt wurde, erſchreckt auf und fragte mit ſeltſamem Ausdruck, was man wünſche. Man wiederholte das Aniiegen. Sie erwiderte mit düſterm Ausdruck, ſie wiſſe in dieſem Augenbiick nur eine einzige Geſchichte und die ſei nicht gemacht, angenehm zu unterhaiten, ſondern traurig und nicht weniger dunkel ais die Nacht draußen.

Man drängte in ſie, daß ſie erzählen ſollte... Sie ſtand auf, ging unruhig eine Weile hin und wieder und ſuchte, wie es ſchien, ganz abzukommen von der ihr geſtellten Aufforderung —

Eine Geſpenſtergeſchichte! rief man um ſo dringender und bat, ihre Mittheiiung nicht zurückzuhalten.

Mit einem ſeltſamen Ausdruck der Augen, mit zitternder Stimme begann ſie jetzt von ihrer Heimat. Zuweilen überflog ein iichtes Roth das bieiche Antiitz, dann kehrte die frühere Bläſſe in noch erhöhterm Grade darauf zurück. Die kleinen Hände hatte ſie feſt gefaltet und bewegte ſie nur zuweilen mechaniſch, wobei ſich, da ſie die Hand-

ſchuhe ausgezogen hatte, wahrnehmen ließ, daß ihre feinen Finger ein wenig gekrümmt waren. Alle fanden das Weſen der Sprecherin räthſelhaft und die Mehrzahl zürnte ſchon, daß einige wenige gar zu Ausgelaſſene unausgeſetzt in ſie gedrängt hatten und vielleicht ſchmerzliche Erinnerungen weckten...

„Durch unausgeſetzten Fleiß, durch die ſtrengſte Sparſamkeit und Entbehrungen mancherlei Art", fuhr die junge Dame fort, „hatte dort ein Elementarlehrer es ermöglicht, ein kleines Grundſtück zu kaufen. Es ſchuldenfrei zu machen, koſtete wieder manche Anſtrengung, bedingte auf lange Jahre hinaus Darben und Mühen. Aber das Ziel wurde endlich erreicht und der Mann blickte mit jener Befriedigung darauf, die nur der mittelloſe Familienvater kennt, welchem es endlich gelingt, die Zukunft der Seinen ſicher zu ſtellen. Und das iſt ja nach der Meinung des kleinen Beamten oder Gewerbsmannes geſchehen, wenn ein Grundſtück vorhanden iſt. Da hat die Witwe nicht allein eine Heimat bis zu ihrem Lebensende — ihr kleines Vermögen iſt auch ſicherer angelegt als irgendwo ſonſt und trägt überdies höhere Zinſen als die geſetzlichen fünf Procent. Niemand darf ſie ausmiethen und ſie kann ja nach Neigung und Umſtänden auch ein Geſchäft anlegen, Kinder in Penſion nehmen oder möblirte Zimmer vermiethen, kurz — ſie iſt vor Mangel geborgen. Dies herzerquickende Bewußtſein verſüßte die letzten Lebenstage des Lehrers, denn er war inzwiſchen von Sorge und Arbeit und den Mühen ſeines Berufs kränklich geworden und erfreute ſich nicht lange an ſeinem unbeſtrittenen Eigenthum, an dem Beſitz eines eigenen und ſchuldenfreien Obdachs und Herdes. Friede ſeiner Aſche! Es iſt ein hartes, ſaueres Brot, das Los eines Volksſchullehrers, und die Ruhe danach iſt jedem zu gönnen."

Faſt mußte man annehmen, daß die aufgeregte Sprecherin von ihren eigenen Aeltern erzählte...

„Der Mann", fuhr ſie fort, „hatte vier Kinder hinterlaſſen — einen halberwachſenen Sohn, eine achtjährige Tochter und zwei kleine Mädchen, von denen das ältere erſt wenige Jahre zählte, das jüngſte aber erſt kaum den Vaternamen ſtammeln konnte und kaum die erſten Verſuche, auf den kleinen Füßen zu ſtehen, gemacht hatte. Der Witwe wurde es allerdings ſchwer, durchzukommen, ohne Schulden auf das kleine Grundſtück zu machen; aber dawider hatte ſie eine große Scheu und behalf ſich lieber mit dem Allernothwendigſten, um ſich nur nicht Verbindlichkeiten aufzubürden, von denen frei zu werden ihr verſtorbener Mann ſeine letzte Lebenskraft darangeſetzt hatte. Und ſie kam wirklich aus mit der Miethe, der Kleinigkeit, welche ſie auf die Erziehung der Kinder erhielt und dem, was ſie an einigen Penſionären gewann. Ueberdies war das älteſte Mädchen geſchickt und ward von der Mutter zu unausgeſetzter Thätigkeit angehalten. Julie ſtrickte und häkelte ſo fleißig, daß die kleinen Finger krumm wurden und der Körper in der Entwickelung zurückblieb, aber ſie erwarb bald nicht nur ihre eigene, ſondern auch die Kleidung der kleinen Schweſtern und dieſe wuchſen allmählich heran, ſodaß ſie nun auch ſtricken und häkeln lernten, während Julie ſich mit feinern, ein wenig, aber leider auch nur ein klein wenig beſſer bezahlten Arbeiten beſchäftigen konnte. Es ging alſo und es wäre nach den beſcheidenen Begriffen der Familie ſogar ſehr gut gegangen, hätte Louis, der einzige Sohn und Bruder, nur die mindeſte Rückſicht auf die beſchränkten Verhältniſſe genommen"

Nicht alle mochten bemerkt haben, daß die Erzählerin ſelbſt jene gekrümmten Finger hatte. Um deſto geſpannter folgten dem faſt irrenden Ausdruck der Augen die andern — —

„Louis", fuhr die Erzählerin, anfangs wie vor dem Namen ſchaudernd, fort, „war von jeher leichtſinnig geweſen, der Vater hatte ihn jedoch in ſtrenger Zucht gehalten; nach deſſen Tode genoß er die gewonnene Freiheit im Uebermaß. Die Mutter vermochte nicht, ihn zu bändigen — ſie war herzensgut, ſtrebſam und in ihrem kleinen Kreiſe tüchtig, allein ihr fehlte die Energie, die Unbeugſamkeit, die allein einem wilden Buben Reſpect einzuflößen vermag. Ueberdies beſaß ſie nur den einen Sohn und da er geiſtig begabt, auch — — gutmüthig war, hatte ſie die ſchönſten Hoffnungen auf ihn gebaut und vermochte dieſelben ſo ſchnell nicht aufzugeben. Sie war nicht blind für ſeine Fehler, aber ſie hoffte, er werde dieſelben ablegen, wenn er zu Verſtande käme; er werde einſt doch noch der Stolz ihres Alters und die Stütze ihrer Mädchen ſein. So gab ſie für ihn hin, was ſie irgend beſaß — opferte ſich ſelber und entzog den Kleinen, was ſie nur entbehren konnten. Und dieſe ließen ſich's gefallen — ſie waren ſtolz darauf, daß ihr Bruder einſt ein ſtudirter Mann ſein würde, was in ihrem kleinen Hirn gleichbedeutend war mit außerordentlicher Vornehmheit. Es verſtand ſich ihnen von ſelbſt, daß ſie ſtrickten und häkelten und Waſſerſuppe

und Kartoffeln aßen, während der Bruder als Student, wie er gern genannt wurde, obgleich er noch Gymnasiast war — mit der Cigarre im Munde ging, Romane las und mit den Pensionären speiste oder auch wol gar in einer Restauration eine Rechnung auflaufen ließ, welche die Mutter dann mit pfennigsweise und sehr sauer erworbenem oder erdarbtem Gelde bezahlen mußte."

Die Gesellschaft war zu sehr gemischt, als daß nicht viele von dieser Schilderung des Kleinlebens abgestoßen, andere aber von solchem und so häufig wiederkehrendem Familienleid doch gefesselt gewesen sein sollten. Die Gebildetern betrachteten die Erzählerin mit gesteigertem Befremden —

„Eines schönen Tags jedoch ward Louis relegirt", fuhr sie fort. „Er war gewöhnlich der Anführer bei thörichten Unternehmungen, jetzt Anstifter einer Empörung gegen einen der Lehrer gewesen. Der Schreck und Kummer in der Familie war grenzenlos, nützte aber nichts. Ludwig gelobte Besserung und ging auf ein anderes Gymnasium, wo er auch endlich das Abiturientenexamen absolvirte. Welche Opfer es den Seinen gekostet, ihn bis dahin zu erhalten, braucht wol nicht erwähnt zu werden, wol aber, daß er seiner Mutter durch rührende Briefe oder bei Ferienbesuchen alles auspreßte, was auszupressen war."

Ein tiefer Seufzer der Erzählerin folgte — —

„Louis' einst gehegter Vorsatz zu studiren war inzwischen aufgegeben worden", fuhr sie fort. „Louis meinte, dazu gehöre Vermögen, und hatte insofern recht, als er jenen unentbehrlichen Fonds armer Studirender, Ausdauer, Arbeitslust, Muth zu Entbehrungen, nicht besaß. Daher kam er nach Hause, genügte seiner Militärpflicht und trat dann als Civil-Supernumerar bei der Regierung ein. Die Mutter sah zu ihrer Bestürzung jetzt erst, wie Louis sich mittlerweile entwickelt; er war roh, verwildert, ausschweifend; er hatte sich in die Idee hineingelebt, die Seinen brauchten für sich nichts, seien nur dazu da, um für ihn zu arbeiten; war er doch der einzige Sohn und Bruder, d. h. der Herr im Hause. Darüber erhoben sich unsagliche Kämpfe. Die Mutter schalt abwechselnd und machte ihm Vorstellungen, bat und weinte. Das fruchtete so wenig, daß bald die Pensionäre fortgenommen wurden, weil bei der Lehrerwitwe Auftritte vorkamen, denen Aeltern ihre Kinder nicht beiwohnen lassen können. Aber die armen vaterlosen Mädchen mußten ihnen beiwohnen und welch tiefer Schatten fiel dadurch auf ihre Jugend, die ohnehin schon freudenleer und entbehrungsreich genug war! Die beiden Kleinen waren glücklicherweise noch jung und heitern, harmlosen Sinnes; sie ließen sich dadurch nicht dauernd unterdrücken. Furcht vor Mishandlungen und noch mehr vor Schande veranlaßte die unglückliche Frau, alles hinzugeben, was sie hatte und was ihre Töchter durch rastlosen Fleiß so mühsam erwarben! Allein das reichte nicht weit und sie mußte zuletzt doch, nach langem Sträuben und qualvollen Auftritten, jenen Schritt thun, der ihr der bitterste von allen war, ein Kapital aufnehmen, um Louis' Schulden zu bezahlen; wäre doch sonst seine ganze Carrière zerstört gewesen! Mit der unerschöpflichen Langmuth der Mutterliebe vergab sie ihm alles, wenn er nur Besserung gelobte und das that er häufig, konnte sogar für kurze Zeit sehr liebenswürdig und einnehmend sein. Welchen thörichten, aber schönen Illusionen gab sich dann das Mutterherz hin, bis es, leider meistens nur zu bald, auf das schmerzlichste enttäuscht wurde! Darauf bedacht, diese Scenen möglichst wenig unter die Leute kommen zu lassen, hatte sie Muth und Kraft zum Leiden und Darben, doch nicht zu festem und consequentem Auftreten gegen den Misrathenen. Und dann, was konnte sie thun? War Ludwig doch ihr Sohn, ihr einziger Sohn und obenein noch so jung — so jung — —"

Eine Weile sank die Erzählerin in brütendes Nachdenken. Dann erhob sie den unsteten Blick. Alle hingen gespannt an ihrem Munde.

„Ludwig gerieth bei seinen Vorgesetzten bald in Miscredit und wäre endlich eines Disciplinarvergehens wegen entlassen worden, hätte er nicht zeitig seine Dimission eingereicht. Wohin nun mit dem jungen Menschen, der sich keineswegs um ein Unterkommen bemühte? Den Bitten der Mutter bei dem Gerichtsdirector gelang es endlich, ihm eine Stelle im Justizfach zu verschaffen. Nach einiger Zeit wurde er nach einem kleinen Orte versetzt, verheirathete sich sogar und ließ jahrelang wenig von sich hören. Da athmeten nun die Seinen und lebten wieder auf — es kam ein anderer Geist in das kleine Haus. Die Kinder hatten sonst beim bloßen Anblick des Bruders gezittert, jetzt war bei ihnen Friede und Ruhe eingekehrt und selbst ein gewisser Wohlstand fand sich allmählich. Es schien, die bösen Jahre hätten keine oder doch nur wenig Spuren zurückgelassen. Und doch, doch schien es nur so — wenigstens was Julie betraf. Sie hatte bei den gewaltthätigen Auftritten nicht ge-

weint wie ihre kleinen Schweſtern, war aber auch nicht im Stande, ſie zu vergeſſen. Zeit und Entfernung verlöſchte in ihrem Herzen nicht den Abſcheu und den Widerwillen gegen den Bruder. Und die Hoffnungen der Mutter auf ſeine Beſſerung theilte ſie ebenſo wenig wie deren weichen, ſchwachen Charakter. Es ſchien ſogar, als hätte das Schwanken, der Mangel an Conſequenz, welchen die Mutter dem Sohne gegenüber bewieſen, in der Tochter das äußerſte Extrem hervorgerufen. Das heranwachſende Mädchen entwickelte eine Entſchiedenheit und Feſtigkeit, die nicht allein weit über ihre Jahre, ſondern auch über ihr Geſchlecht hinausging. Das Anmuthige, Weiche, das die weibliche Schwäche und Charakterloſigkeit doch noch liebenswerth macht, mangelte ihr gänzlich, ſie war — unbeugſam in ihren Grundſätzen — hart und herb. War doch ihr Leben für immer verbittert worden, gab es doch für ſie keine Jugend und kein Glück, weil ihr der heitere Sinn, die Harmloſigkeit geraubt, weil ſie zu tief und zu nahe von Gemeinheit berührt worden und ſie das Furchtbarſte erlebt hatte, was es für einen ſtrebenden Sinn gibt: Demüthigung — Schande. Ernſt und ohne Intereſſe für alles, was die Theilnahme oder das Verlangen junger Mädchen erregt, lebte ſie völlig zurückgezogen, nur eine Erholung, eine Zerſtreuung kennend: Arbeit. Ihr einziges Streben war, ihren Namen, der allerdings durch Ludwig in Verruf gekommen, wieder zu Ehren zu bringen, und das gelang ihr. An ihre Erziehung hatte nichts gewendet werden können; jetzt erlernte ſie unter beiſpielloſen Mühſalen und Opfern die franzöſiſche Sprache und vervollkommnete ſich in weiblichen Arbeiten. Dann übernahm ſie den Handarbeitunterricht in den höhern Klaſſen der ſtädtiſchen Töchterſchule."

Es konnte nicht anders ſein, die aufgeregte Erzählerin ſprach von ſich ſelbſt.

„Juliens Gehalt", fuhr ſie fort, „und was ſie außer den Unterrichtsſtunden durch unausgeſetzten Fleiß erwarb, war mehr, als die Familie bei ihren geringen Anſprüchen brauchte. Die jüngſten Schweſtern durften ihre ſchöne Jugendzeit hindurch nicht unaufhörlich an die Handarbeit gefeſſelt ſein — ſie durften ſich des Lebens freuen und erhielten eine gute Erziehung. Allmählich wurden auch die Schulden abbezahlt und eine hübſche Einrichtung angeſchafft; ja man würde ſogar etwas erſpart haben, wäre nicht von Zeit zu Zeit ein Brief von Ludwig eingelaufen, der ſtets eine Brandſchatzung enthielt. Einmal hatte er Schulden zu bezahlen und wäre von ſeinem Poſten gekommen, wenn er nicht Geld erhielt; ein andermal war er durch die Noth gezwungen worden, ein «Darlehen» aus einer kleinen, ihm anvertrauten Kaſſe zu entnehmen; er beſchwor die Seinen, ihm zur Deckung deſſelben auf ſein väterliches Erbe Geld zu leihen, da er ſonſt caſſirt werden würde. Sein väterliches Erbe! Wie oft hatte er darauf ſchon Forderungen gemacht! Kurz und kalt ſagte damals Julie: «Er iſt kein Kind mehr — weiß vollkommen, daß jeder, der Schulden macht, ſie bezahlen muß — mag er ſehen, wie er fertig wird.» Oder mit ihrer ſtarren Rechtlichkeit: «Wer Defecte macht, muß auch als Schurke, der er iſt, caſſirt werden! Was recht iſt, ſoll recht bleiben!» Sie fügte hinzu: «Wenn wir ihm jetzt auch helfen, es iſt ja doch nicht für immer — nicht einmal für lange!» Aber die Mutter weinte dann die Nacht hindurch; ſie war in den letzten Jahren ſo hinfällig geworden, daß die Töchter es nicht lange anſehen konnten. Hoffte die alte Frau doch noch unabläſſig auf die Beſſerung des Sohnes! Das Geld wurde alſo gegeben und — trotz der Hoffnungen der Mutter und der dringenden Ermahnungen, womit ſie es begleitete, behielt Julie recht. Denn Louis hatte ſich mehr und mehr nun ſchon jenem entſetzlichen Laſter ergeben, wozu er ſchon in der Jugend Neigung gezeigt: — dem Trunk! Er ſpielte, bedurfte alſo ſtets neuer Hülfe. Als es ſich um jenes Deficit handelte, war auch die Langmuth der Mutter erſchöpft. Das Geld mußte er freilich bekommen, um doch den bisher wenigſtens ehrlichen Namen der Familie zu retten. Julie ſchrieb ihm aber beſtimmt, er werde von jetzt ab keinen Heller erhalten und wenn er dadurch vom Galgen gerettet werden könnte — darauf gäbe ſie ihm ihr Wort. Louis kannte ſie und ließ nun nichts wieder von ſich hören. Er wurde überdies in eine entferntere Gegend verſetzt und ſo vernahmen ſeine Verwandten von ihm jahrelang nicht einmal mehr das, was früher gerüchtweiſe über ſein Leben und das Elend ſeiner armen Frau zu ihnen gedrungen war. Einige Gutsbeſitzer hatten Julie ihre kleinen Töchter anvertraut und Anna, die ältere der beiden jüngſten Schweſtern, ſtand dem nun ziemlich bedeutenden Haushalte vor, wozu die Mutter durch Alter und Schwäche unfähig geworden. Auguſte, die jüngſte, bereitete ſich zur Gouvernante vor. Ach, und auch Julie ſchien mit ihren jungen heitern Schweſtern jung und heiter zu werden — — Ihre Verhältniſſe waren

durchaus nicht glänzend, alle mußten nach Kräften arbeiten, aber ſie waren angenehm und ſo ungetrübt wie möglich. Das blieb nicht ohne Einfluß auf Juliens ſo früh verdüſterten Sinn. Es milderte und ſänftigte ihn — ſie fing an, das Leben nicht mehr für eine Laſt oder doch für eine ſchwere Prüfung zu halten, ſie begann, ſich des Daſeins zu freuen. Da aber — eines Tags —"

Alles blickte auf die in ihree Erzählung Stockende mit aufrichtiger Theilnahme. Offenbar ſuchte ſie den Andrang ihrer Thränen zu hemmen.

„Eines Tags", fuhr ſie fort, „die Schule wurde gerade zu den großen Ferien geſchloſſen, war ſie eben aus ihren Stunden gekommen; Auguſte und die Penſionärinnen befanden ſich noch in der Klaſſe. Anna ſpielte Klavier — mußte ſie doch die Zeit benutzen, während welcher das ſonſt faſt immer in Anſpruch genommene Inſtrument frei war. Im anſtoßenden Zimmer der eigentlichen Wohnſtube ſaß die Mutter im weichen Lehnſtuhl und freute ſich des ſchönen Spiels ihrer Tochter. Auch Julie freute ſich deſſelben und vielleicht um ſo unbefangener, da ſie nicht muſikaliſch war, in ihrer Jugend weder ein Inſtrument, noch Zeit zum Lernen, noch Geld für den Lehrer gehabt hatte. Zugleich freute ſie ſich des traulichen, anheimelnden Eindrucks, welchen das bequem und zierlich ausgeſtattete, obwol nicht hohe und weite Zimmer mit der ruhenden Matrone machte. Freilich — welchen Contraſt bot daſſelbe gegen das dürftig eingerichtete Dachſtübchen, in welchem ſie, ärmlich gekleidet, bei ſpärlicher Koſt und unausgeſetzter Arbeit, ihre freudenloſe Jugend zugebracht hatte! Mit einem Schauder gedachte ſie des Menſchen, durch welchen jene Zeit zu einer ſo dunkeln und entbehrungsvollen geworden; dennoch blieb die Befriedigung vorherrſchend. Sie dankte dieſe Veränderung zum Guten zumeiſt ſich ſelber und das iſt, unter allen Umſtänden, ein ſüßes, wohlthuendes Gefühl. Aber in dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein Menſch ſchwankte herein, taumelnd, mit verwildertem Haar — — Wozu die Empfindungen der Frauen ſchildern, als ſie Louis erkannten? Anfangs entdeckte nicht einmal das Mutterauge in dieſer Geſtalt mit dem aufgedunſenen Geſicht den einſt, wenigſtens äußerlich, nicht widerwärtigen Sohn. Was ſich aus ſeinen halb verworrenen, einander widerſprechenden Reden ergab und ſpäter anderweitig ergänzt wurde, war noch ſchlimmer als ſein Anblick. Er war ſchon längſt ſchmählich von ſeinem Poſten entfernt worden und die äußerſte Noth hatte ihn zu ſeiner Mutter, zu ſeinen Schweſtern getrieben, doch nicht in einer Verfaſſung, welche geeignet war, irgendwelches Mitleid zu erregen. Feige, wie ſolche Menſchen ſind, hatte er, um es zu wagen, vor ſeinen Verwandten zu erſcheinen, ſich Muth getrunken und ſelbſt die Mutter entzog ſich mit Widerwillen der Umarmung, welche er ihr als Begrüßung zugedacht hatte. Das brachte ihn auf. Er ſchrie wüthend, er hätte ebenſo gut ein Recht, in dem Hauſe ſeines Vaters zu ſein wie ſeine Schweſtern, die feinen Damen, welche ſich vor ihm entſetzten und ſich ſolange an dem väterlichen Nachlaß bereichert hätten. Die hübſche Einrichtung ſollte ihm zur Beſtätigung dieſer letzten Behauptung dienen; er erhitzte ſich immermehr und ſtieß entſetzliche Worte aus. Die Wuth hielt jedoch nicht lange an, ſie wechſelte mit Thränen der Zerknirſchung. Auch das iſt entſetzlich für uns Frauen — Schmach, Schmach über einen ſolchen Anblick, der in uns die Menſchheit empört!"

Die Wilderregte preßte die Hand auf die Augen, als wollte ſie dieſelben vor einem grauenhaften Bilde verſchließen.

Die Zuhörer ſchwiegen, alle waren beſtürzt, tief verlegen; die Bewegung der Sprecherin verrieth, daß ſie auf dem Höhepunkt ihrer eigenen Erlebniſſe angekommen war — man wußte nicht, warum ſie dieſelben eezählte und ſo preisgab.

Die mit einem faſt irrſinnigen Blick die Höeer Durchmuſternde erwartete keine Zuſtimmung, kein Urtheil. In fiebernder Eile, mit Worten, die ſich in wilder Haſt faſt überſtürzten, fuhr ſie fort:

„Ein Mutterherz! Die Matrone zitterte an allen Gliedern; ihr jüngſtes Kind zerfloß in Thränen, Julie unterdrückte ihre Empörung, um zu überlegen, wodurch man ſich in Zukunft vor ſolchen Auftritten ſichern könne. Es beruhigte ſie ein wenig, daß die Schule geſchloſſen war und ihre Penſionärinnen theils an demſelben Tage, theils am andern Morgen nach Hauſe reiſten. Bevor ſie wiederkehrten, konnte man den Bruder irgendwie abweheen. Hierzu kein Mittel, ſelbſt das äußerſte, zu ſcheuen, ſtand in Juſlien feſt. Sie durfte jetzt nicht mehr widerſtandslos wie einſt dulden, daß ein Böſewicht, zufällig und unglücklicherweiſe der Sohn ihrer Aeltern, unſagliches Elend über ſie und die Ihren brachte. Es ging alles anfangs nach Wunſch. Die Abſicht des Wiedergekehrten war nur, wieder Geld zu erpreſſen; die Hoffnung, Geld zu bekommen, bewog ihn, ſich einige Tage

im Hauſe ſtill in der Oberſtube zu verhalten. Julie beſtand darauf, daß er bei Empfang der neuen Summe über ſein väterliches Erbe quittire. Er ging darauf ein, wie er auf jede Bedingung eingegangen wäre, unter welcher er nur momentan Geld bekam. Seine Frau ſchickte die nöthige Vollmacht und die Sache wurde in Ordnung gebracht. Julie wollte das Geld an ſeine Frau ſenden, doch begehrte er heftig auf und jedenfalls ſtand ihm noch die Dispoſition darüber zu. Er gelobte auch alles mögliche Gute und noch einmal hoffte die Mutter, er werde vernünftiger werden, da er doch wiſſe, daß er in Zukunft keine Geldquellen mehr hätte. Julie ſprach: «Jedenfalls hat er bei uns nichts mehr zu ſuchen! Das war das Letzte, was wir für ihn thaten! Wendet er es nicht gut an, ſo geſchieht's auf ſeine Verantwortung. Warum ſollen andere, Schuldloſe, für ihn leiden und büßen? Möge er arbeiten, ſo wird er unſerer nicht bedürfen, die wir ja auch von jeher auf unſere Arbeit angewieſen waren! Richtet er ſich danach nicht ein, ſo mag er zu Grunde gehen! Ich rege keinen Finger mehr für ihn!» Die alte Mutter und die jungen Schweſtern fanden wol ihre Worte herzlos, ſie erwiderten nichts. Einige Wochen vergingen. Die alte Frau wurde von einem heimlichen Kummer gequält, den ſie zwar verbergen wollte, der aber Julien nicht entging. Dieſe glaubte, die Mutter härme ſich darüber, daß ihr einziger Sohn ſo alle Hoffnungen getäuſcht, die ſie auf ihn geſetzt, ſo alle Opfer vergolten, die ſie ihm gebracht. Louis war in der That wieder der Grund ihres Kummers, ihrer heimlichen Thränen, doch auf andere Weiſe, wie Julie meinte. Sie erfuhr bald genug die Wahrheit. Eines Abends erſchien er in noch entſetzlicherm Zuſtand als das erſte mal. Statt nach Hauſe zu reiſen, hatte er ſich in irgendeine Spelunke begeben und das Geld in wenigen Tagen durchgebracht. Dann war er zur Mutter gekommen, die ſich zufällig gerade allein befand. Sie hatte ihn beſchworen, fortzugehen, ehe ſeine Schweſtern heimkämen; er hatte ſich dazu aber erſt verſtanden, nachdem ſie ihm alles Geld gegeben hatte, das ſie beſaß. Mit Angſt und Sorge hatte ſie der Wiederholung dieſer Beſuche entgegengeſehen, die denn auch nicht ausblieben; ſie hatte aber nicht den Muth finden können, ſeine Forderungen zu verweigern, obgleich dieſelben ſie in Verlegenheit brachten. Den Töchtern hatte ſie die angenehme Täuſchung, von ihm befreit zu ſein, möglichſt lange erhalten wollen. Aber umſonſt! Nun ſah ihn — Julie wieder! Sie trat ihm entgegen, gebot ihm, ſich zu entfernen; man verbäte ſich ſeine Beſuche und ein Recht, hier zu ſein, hätte er nicht mehr. Warum ſchildern, was folgte? Er wüthete, daß die Leute auf der Straße ſtehen blieben, ſchlug mit den Fäuſten auf den Tiſch, drohte mit Mishandlungen und taumelte endlich, von einem Unwohlſein befallen, zu Boden. Die funfzehnjährige Auguſte wurde ohnmächtig; ſo heftig erſchreckt Anna war, konnte ſie doch nicht unterlaſſen, in lautes Weinen auszubrechen. Ein Teppich, von den drei Schweſtern ſelbſt geſtickt, außerordentlich ſchön und ihr Stolz, wurde — beſudelt! Wie fleißig hatten ſie daran gearbeitet, mit welchem Eifer jede freie Minute darauf verwandt, ihn ein wenig weiter zu fördern — wie ſauer war es ihnen geworden, ſich das Geld und die Zeit dazu abzumüßigen! Ja — der Ohnmächtige erholte ſich und Julie ſagte in einem Ton, vor dem ſich ihre Schweſtern entſetzten: «Was ſoll nun werden, Mutter? So kann es nicht fortgehen!» «Er iſt dein Bruder!» rief die alte Frau erſchreckt von der finſtern Entſchloſſenheit der Tochter in beſchwörendem Ton. Julie — — Nein, nein — —"

Alles war nähergetreten, ſuchte die den Faden ihrer Erzählung plötzlich Verlieeende zu beruhigen — aber ſie lächelte bitter, ſammelte für ihren ſtockenden Athem neue Kraft und ſagte:

„Laſſen Sie! Es iſt — alles gut!"

„Womit hatte dieſe brave Familie ein ſolches Unglück verdient! Julie wandte das Auge von dem Mann, der jetzt in den Schlaf der Trunkenen fiel. Sie ſagte ſich: «Jeder Menſch, den ich ehre und achte, deſſen Beſtrebungen und Geſinnungen ich theile, iſt mein Bruder, ſei er mir auch nicht durch natürliche Bande verwandt! Dieſer —?» — — Die Mutter entgegnete: «Du haſt recht, ich begreife, daß du ſo fühlſt, aber bedenke, daß ich die Mutter des Unglücklichen bin, daß ich nicht fühlen kann wie du!» Dabei rang ſie ihre zitternden Hände. «Jetzt gebe auch ich alle Hoffnung auf; aber wenn er zu mir kommt, wenn er ſagt: Mutter, ich habe Hunger und kein Obdach! Kann ich ihn da von mir weiſen?» Julie hörte darauf nicht. Es war ihr klar, daß es unmöglich ſei, länger dieſe Qual — — Und Julie ſah alles voraus. Louis blieb in der Stadt, trieb ſich an den verworfenſten Orten umher und verbrachte das Geld, welches die Seinen, um ſich nur von ſeiner unmittelbaren Nähe loszukaufen, ihm gaben, Geld, das aufzubringen ſie ſich Entbehrung über

Entbehrung auferlegen mußten. Während sie mühsam arbeiteten, vertrank er die Früchte ihres Fleißes. Nicht das allein. Sie durften nicht mehr den Fuß auf die Straße setzen, ohne zu fürchten, in einem von der Straßenjugend verfolgten Trunkenbold ihrem Bruder zu begegnen, der sie selbst verlästerte — Und dabei hatten wir ein Pensionat! Eine Stellung voll Ehre! Mußten uns nicht die Kinder abgenommen werden — wie es nun schon geschah —! O was ist das Leben! Was die hingegangene Jugend! Die schöne, holde Jugend —! Doch genug! Juliens Mutter und Schwestern waren eines Abends längst, wenn auch nicht zur Ruhe, so doch zu Bett gegangen. Der wieder Trunkene lag schlafend auf unserer Dachkammer und Julie ging hinauf und starrte diese schwerathmende, besinnungslose Masse an, als müsse ihr der schauderhafte Anblick ein Mittel eingeben, sich und die Ihrigen auf immer davon zu befreien. Einen großen Theil der Nacht hindurch saß sie so, bei einem düster brennenden Lämpchen, in qualvollem Sinnen — Sie durchkostete auf einmal alles Leid und alle Schmach der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft zugleich — Und dieser Elende da — lebt! Lebt mit der Krankheit der Trinker schon — dem Delirium! Er war Vater, hatte Kinder —! Sollten auch sie aufwachsen mit Abscheu und Verachtung gegen ihn? Die Schwägerin hatte ihr an demselben Tage, an welchem er über sein väterliches Erbe quittirte, einen herzzerreißenden Brief geschrieben — ihr das trostlose Leben geschildert, das sie geführt — ein Leben, dessen Trostlosigkeit Julie nur allzu wohl kannte; sie hatte den inbrünstigen Wunsch geäußert, den Elenden nie wieder zu sehen. Sie wollte gern schon sich und ihre Kinder durch Handarbeit ernähren; sei er bei ihr, so müßte sie ihm nicht allein zu essen, sondern auch zu trinken schaffen und sei mit den Kindern seinen Mishandlungen ausgesetzt — Seine Gläubiger hätten ihn in Haft setzen lassen, wenn er sich in seinem bisherigen Wohnort gezeigt — Sie zu beschwichtigen war ihm nicht möglich, da er das Geld vergeudet hatte. Er blieb ohne Frage in seiner Vaterstadt, wo die Schwäche der Mutter ihm noch immer eine Zuflucht bot! Er blieb uns — mir — meiner Ehre, meiner Stellung zum Leben — Ha! Da lallte er im Schlaf — da streckte sich seine Hand aus, als quälte ihn aufs neue der Durst — da — Julie gab Unterricht in den Naturwissenschaften — sie hatte — in diesem Zimmer einen Schrank — mit Chloroform; sie öffnet — ihn — nimmt — das Glas — hält es dem Schwerathmenden — —"

In diesem Augenblick sank die Erzählerin in die Arme eines Offiziers, der sie auffing —

Zu gleicher Zeit wurde die Thür aufgerissen — zwei Gensdarmen traten ein — sahen sich unter den Passagieren um — und nahmen die Erzählerin mit sich, die bewußtlos in ein besonderes Coupé des jetzt wieder abgehenden Zugs getragen werden mußte —

Sie hatte ihren Bruder im Schlaf durch das Vorhalten von Chloroform getödtet — Sie war anfangs entflohen und kehrte eben, kämpfend mit Verzweiflung sowol wie andererseits mit dem Stolze, der im Begriff war, sich selbst anzugeben, in ihre Vaterstadt zurück — —

Das Verdict der Geschworenen ist noch nicht gefällt.

Amerikanisches Ansiedlerleben.

VI.

Die Schönheit des amerikanischen Herbstes ist allbekannt.

Auch wir wußten das aus Cooper's Beschreibungen und wurden dennoch angenehm überrascht durch die lieblich schöne Witterung (den sogenannten Indian summer), die sich fast bis zu Weihnachten hinzog. Das glänzende Firmament, die milden Sonnenstrahlen, die reine klare Luft — alles war bezaubernd; wir schwelgten und jubelten bereits, in ein italienisches Klima versetzt zu sein; aber das schlimme Ende kam nach. Ein fürchterlicher Winter folgte.

Unbarmherzig wie über die wilden Steppen Sibiriens heulte der Nordwind daher und unter seinem erstarrenden Hauche erstarb jedes Leben. Das Quecksilber des Thermometers sank tief hinunter, 27 Grad unter Null. Mit dröhnendem Krachen barsten die stärksten Bäume des Waldes, die armen schutzlosen Vögelein fielen todt aus der Luft hernieder und aus den Rinderheerden, die obdachlos in den Gehöften der Farmer zusammengedrängt und traurig sich aneinander kauerten, fehlte manches Stück. Wie die Eskimos in ihren Gruben um ihre Thraniampe, so kauerten wir zusammen um das Feuer des Kamins und versuchten der Erstarrung zu wehren, indem wir unablässig ungeheuere Blöcke aufiegten. Aber zu allen Ritzen und Fugen drang der schneidende Nord herein und trieb den Schnee durch das lockere Dach und die lose Bretterdecke, sodaß wir

Digitized by Google

des Morgens den Schnee von den Bettdecken ſchütteln mußten.

Da wurde es uns wol trübe und traurig zu Sinne und der Muth ſank ebenfalls wie das Queckſilber bis tief unter Null. Manche bange Thräne ward heimlich im Auge und das Heimweh im Herzen zerdrückt. Wir gedachten des behaglichen ſchönen Zimmers am fernen Heimatſtrand, durch den glänzend weißen Kachelofen erwärmt, in deſſen Röhren die Borsdorfer Aepfel und Kaſtanien brieten; in der Mitte der runde Tiſch mit der Aſtrallampe, Nachbarn und Spielgenoſſen in fröhlichem Geſpräch verſammelt oder um das Klavier gepaart zum gemeinſchaftlichen Chor. Wir gedachten der fernen ſchönen ſüdlichen Länder, wo in ſtillen Myrtenhainen die buntbefiederten Sänger der Luft ſich wiegen, wo die Goldorange glüht und der Lorber blüht, wo weich und wollüſtig die linden Lüfte ſpielen. Schaudernd ergriff uns der Contraſt unſers Daſeins. Dann gedachten wir aber auch der Franzoſen im ruſſiſchen Feldzug, ihrer Entbehrungen und Qualen, gedachten der armen Verbannten in Sibirien, die aus einem noch weichlichern Leben als wir es gewohnt waren herausgeriſſen und dorthin geſchleppt waren, und der Vergleich ſtieg wieder zu unſerm Vortheil. Dann gedachten wir auch unſerer gegenſeitigen Liebe und Treue, daß keiner den andern betrüben wolle durch eigene Trauer und Muthloſigkeit.

Ueber dem Denken und Dulden, Entſchließen und Ertragen entſchwand die Kälte; der Nord und der noch ſchlimmere Nordweſt hörten auf zu blaſen, milde Südlüfte kamen daher, freundlicher Sonnenſchein ſtrahlte hernieder. „Die Erde lächelte und dieſes Lächeln hieß Frühling!" Nie ward wol je die ſchöne Jahreszeit mit größerm Jubel begrüßt als diesmal von uns; kein Peruaner fang wol je mit innigerm Dankgefühl den goldenen Strahlen der Sonne entgegen als wir, wenn unſere Loblieder ihnen ertönten.

Mit dem warmen Regen der Frühlingswehen regten wir auch fleißig die Hände und bebauten das Feld und den Garten und waren beſchäftigt ſpät und früh, der fetten Erde den Samen, aus der Heimat mitgebracht, anzuvertrauen. Alles wuchs und gedieh zum Erſtaunen und der jungfräuliche Boden bezahlte reichlich die angewandte Mühe.

Mit der belebten Jahreszeit kam auch wieder ein belebterer Verkehr mit den Nachbarn und mit der Hauptſtadt in Gang und manches Neue bot ſich uns wieder zur Betrachtung und Erfahrung dar. Das Anlegen und Ausbeſſern der Fahrſtraßen einer County ward damals von der geſammten männlichen Bevölkerung, in gewiſſe Diſtricte abgetheilt, beſorgt. An einem dazu beſtimmten Tage kamen, laut mündlichen Aufrufs durch einen Beamten, der zu Pferde von Farm zu Farm ſeine Beſtellung abgab, alle jungen Männer an einem beſtimmten Platze mit Hacken und Spaten zuſammen und arbeiteten unter Aufſicht eines zu dieſer Gelegenheit erwählten Kapitäns von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gemeinſchaftlich am Wege, natürlich ohne ſich zu viel dabei anzuſtrengen. Von fröhlichen Geſprächen und Scherzen belebt, auch wol zur Mittags- und Raſtzeit durch eine politiſche Rede unterhalten, wurde dieſe Arbeit eine Art Feſt und dergleichen Zuſammenkünfte machten den jungen Männern unſerer Familie vielen Spaß. Aehnlicher Art waren die Zuſammenkünfte der jungen Männer behufs des Einexercirens der Miliz. Alle vermöge ihres Alters Verpflichteten und Waffenfähigen verſammelten dann laut Aufrufs ſich an einem dazu erleſenen Platze, um von den Offizieren gemuſtert zu werden und Exercitien auszuführen. Dies Exerciren artete aber meiſt in mancherlei Scherze und Späße aus. Der Obriſt ſchnitt ein großes Stück Kautaback ab und offerirte es dem Sergeanten, der Lieutenant ging mit dem Hauptmann abſeits, das Pferd, auf dem er hergeritten, ihm zu verhandeln, der Gemeine präſentirte dem Gefreiten eine Note, die fällig und auf deren Bezahlung er drang; unterdeſſen lag die Armee in den Waidecken oder balancirte auf den Riegeln der Zäune, große Späne mit dem Taſchenmeſſer daraus ſchneidend. Ohne alle militäriſche Auszeichnung, blos im einfachen Farmercoſtüm, bot dieſe Verſammlung den Unſerigen einen beluſtigenden Vergleich mit den noch in der Erinnerung glänzenden preußiſchen Kriegern.

„Dieſe Amerikaner haben gar keinen Begriff von militäriſcher Würde und Anſtand; ich muß ſie durch mein Beiſpiel belehren" — äußerte ſich, da bald wieder eine Muſterung in Ausſicht ſtand, Herr Dwerhagen. Herr Dwerhagen war während des Winters in unſer Settlement gekommen und hatte ſich bei einer deutſchen Familie einquartiert, um das Leben und Treiben auf dieſem Punkte Amerikas aus eigener Anſchauung kennen zu lernen und, im Falle günſtiger Meinung, ſich niederzulaſſen. Er rühmte ſich, aus Bremen und Stadtlieutenant daſelbſt geweſen zu ſein, hinzu-

fügend, man hätte ihn immer nur den ſchönen Leutenant genannt. Er war ein höchſt gutmüthiger, ſehr magerer Mann in ungewiſſem Alter, hatte waſſerblaue, glanzloſe Augen und weißblondes Haar, ſprach meiſtens platt und fand ſich in ſeinen Erwartungen von Amerika getäuſcht.

Am Morgen des Muſterungstages hatten wir unſere Brüder bis an die Hecke, welche an den Wald grenzt, begleitet, mit Vergnügen den kecken Burſchen nachſchauend, wie ſie ſo munter auf den hübſchen Pferden davonjagten, als von der andern Seite, die Windung des Waldwegs daher, uns eine Erſcheinung zu Geſicht trat, wie ſie Cervantes geträumt haben mußte, als er ſeinen „Don Quixote" ſchrieb. Auf hohem, magerm Klepper ſaß Herr Dwerhagen, den Oberkörper mit einem militäriſchen Ueberrock bekleidet, die Piedeſtale in grauleinene, ſchlotternde Beinkleider geſteckt, einen Sarras um die Lenden geſchnallt und eine lange Entenflinte auf der Schulter balancirend. Einige Hahnen- und Turkeyfedern auf dem Strohhut, der ſein Haupt bedeckte, befeſtigt, nickten bei dem harten Trabe des Kieppers ſtolz herab wie der Heimbuſch des Reiters. Um uns das Bild zu vervollſtändigen, folgte ihm als ſein Begleiter, auf einem Mauleſel reitend, der älteſte Sohn ſeines Hauswirths, ein unterſetzter, feiſter Burſche, mit einem ſteten grinſenden Lächeln in ſeinen platten Geſichtszügen, eine lange verroſtete Pike vor ſich herſtreckend. Mit ſtolzem Selbſtgefühl zog Herr Dwerhagen mit ſeinem Sancho Panſa an uns vorüber. Er hatte den Umweg um unſere Farm gewählt, um uns wenn auch nicht Fenſter-, doch Zaunparade zu machen. Wir lachten und beluſtigten uns höchlich über dieſe ſonderbare Erſcheinung, obgleich es uns leid thut, daß ein Deutſcher ſich vor den Amerikanern lächerlich machen wollte.

Ein freundliches Geſchick verhinderte dies indeſſen, Herr Dwerhagen iſt nie zum Exercirplatz gelangt. Er hatte ſich in den vielen verſchlungenen Waldwegen verirrt und war erſt zu ſpäter Nachtzeit in ſeinem Hauptquartier wieder angelangt. Bald darauf iſt er, nachdem er als Farmer zu reuſſiren die Hoffnung aufgegeben und auch als Barkeeper in St.-Louis ſein Glück vergebens geſucht, in ſeine deutſche Heimat zurückgekehrt, wo er ſich in ein ſogenanntes „Mannhäuschen" eingekauft und wahrſcheinlich allen ſeinen Genoſſen ſeine Abenteuer im fernen Weſten à la Sindbad erzählt.

Der reiche Ertrag der Hühnerzucht ſowie der Ueberfluß an Gartenfrüchten und Butter veranlaßten öftere Marktreiſen nach St.-Louis, wo unſere jungen Männer dieſen Ueberfluß feilboten. Von den Heimkehrenden hörten wir dann mit geſpanntem Intereſſe von den vielen neuangekommenen Deutſchen erzählen, die aus allen Ecken und Enden des alten Heimatlandes nach dem Weſten ſtrömten. In dem Wirthshauſe des Hrn. Karſtens, Mainſtraße, St.-Louis, war der erſte Anker- und Sammelplatz all dieſer Angekommenen beſſerer Klaſſe. Von dieſem Centrum aus zerſtreuten ſie ſich nach allen Gegenden und Richtungen hin. So hörten wir eines Tags mit erregter Theilnahme und größtem Vergnügen, daß die jungen Männer, die in Frankfurt wegen demagogiſcher Umtriebe eingekerkert ſaßen, ſammt ihrem Kerkermeiſter entflohen und glücklich in St.-Louis angelangt wären. Sie wandten ſich bald darauf nach dem Illinois. Einige ergriffen den Pflug und wurden Ackerbauer, andere ſuchten geiſtige Beſchäftigungen und ſetzten ihre Studien fort; alle wurden ihrem neuen Vaterlande als thätige Menſchen nützlich. Die meiſten davon leben noch, ſtehen hoch als angeſehene und geachtete Bürger und Familienväter und ihr Wort iſt gewichtig in der politiſchen Wagſchale ihres Landes.

Und ſo war und ging es mit allen, die mit froher Entſchloſſenheit und treuem Muthe in den erſten Schwierigkeiten ausharrten, kühn und mannhaft dem Leben entgegentraten und ihres Weſens Würde bewahrten. Sie ſind alle zu Ehre und Anſehen, zu Wohlhabenheit, ja Reichthum gelangt und eine glückliche freie Nachkommenſchaft ſegnet den kühnen Entſchluß der Auswanderung ihrer Väter. Die Weichherzigen, die Verzagten, die Schlaffen, die ſich von dem, was neu und anders hier war, übermannen und beirren ließen, ſind dagegen alle ohne Ausnahme zu Grunde gegangen.

Mit unter den in großer Anzahl täglich ankommenden Deutſchen in St.-Louis war auch ein junges Ehepaar, ein Herr von B. und ſeine junge Frau, deren Schickſal uns intereſſirte. Er war von Adel, aber arm. Für einen armen Adelichen ſind in Deutſchland doch nur klägliche Lebensbedingungen und um dieſe zu verbeſſern, war Julius von B. nach Amerika gekommen. Seine Frau, Luiſe, war aus einer rechtlichen, aber ebenfalls mittelloſen Bürgerfamilie, ein von ihren Aeltern verwöhntes, für das Begegnen mit dem rauhen Leben untüchtiges Püppchen. Da in St.-Louis ſich augenblicklich kein Unterkommen

fand, das ihren Ansprüchen convenirte, so zogen sie in die Nähe unserer Niederlassung, um es auf dem Lande zu versuchen. Unzufriedenheit mit den Entbehrungen und Mühen des Landlebens vermochte sie, bald wieder den Platz zu verlassen. Sie zogen weiter nach andern Niederlassungen, versuchten es an vielen Plätzen, aber Mismuth und Unzufriedenheit vermehrten sich nur. Das Leben forderte rührige, tüchtige Arbeit, die beide nicht leisten wollten noch konnten. Der arme blasse Mann bemühte sich wol, die schweren Werkzeuge des Ackerbaus in die Hand zu nehmen und als Gehülfe bei einem oder dem andern Deutschen einen Unterhalt zu erwerben. Seine Anstrengungen aber, nicht von freudiger Zuversicht unterstützt, sondern eher von Mismuth gelähmt, führten zu keinem nachhaltigen Resultate. Die junge Frau klagte über Heimweh, über Einsamkeit, über die harten Arbeiten, die sie nicht gewohnt wäre; sie überhäufte ihren Mann mit Vorwürfen, sie an ein solch unwirthliches Gestade gebracht zu haben. Herr von B. entschloß sich, wieder nach St.-Louis zu gehen und da von neuem einen Erwerb zu suchen.

Die Stadt war damals noch mager mit Erwerbsquellen versehen und dem wählerischen, Anstoß nehmenden, mit der englischen Sprache unbekannten jungen Adelichen gelang es auch bei diesem zweiten Versuche nicht, eine nach seiner Ansicht passende Stelle zu finden. Er blieb ohne Unterkommen und brotlos. Weinend hatte Luise sich nach und nach ihrer kleinen Schmucksachen entäußert, um mit deren Erlös ihre Wirthshausrechnung zu bezahlen; trostlos sahen beide Gatten mit immer nagendern Sorgen jedem neuen Tage entgegen.

In dem Wirthshause, in dem sie logirten, war auch ein Herr Müller eingekehrt, ein aufgeweckter, fröhlicher Lebemensch aus Neuorleans, wo er ein einträgliches Geschäft als Juwelier betrieb. Er war jetzt auf einer Handelsreise begriffen. Von oberflächlichem Charakter und zu nicht allzu strengen Grundsätzen erzogen, trank er ohne Bedenken aus dem schäumenden Kelche der Lust, ohne sich viel um den Bodensatz darin zu kümmern, und nahm das Leben und seine Schicksale auf die leichte Schulter. Die junge Frau gefiel ihm und ihre Trauer erregte seine Theilnahme. Er suchte sich ihrem schwermüthigen Manne zu nähern und es gelang ihm, ihn durch lustige Conversation aufzuheitern. Er lud ihn wiederholt zu einer Partie Billard ein und tractirte ihn an der Bar mit manchem erquickenden, stärkenden Trunk.

Julius von B. fing an wieder wohlgemuther dreinzuschauen und als Müller ihm auf die schonendste, zarteste Weise sogar Geld anbot, um seiner augenblicklichen Verlegenheit abzuhelfen, führte er diesen freudenerfüllt zu seiner Gattin und stellte ihn als den rettenden Freund in der Noth vor. Müller war in der heitersten Laune und versprach dem dankbaren Paare, sich auf das umsichtigste für ihr Fortkommen bemühen zu wollen.

Müller war nun täglicher Gast auf dem Zimmer der Eheleute, besprach mit ihnen die Pläne der Zukunft und wußte stets etwas Erheiterndes, Ermuthigendes mitzutheilen. Sein Aufenthalt in St.-Louis war bald zu Ende. Er mußte noch weitere Ausflüge nach andern Städten des Westens machen. Bei seiner Rückkehr, sagte er, würde er sich freuen, ihnen wieder zu begegnen und von ihrem Wohlergehen zu vernehmen. „Damit Sie meiner auch gedenken und mich nicht allzu bald vergessen, ersuche ich Sie, diese Brosche zu tragen und sich täglich damit zu schmücken." So sprechend näherte er sich Luisen, die erröthend aus seiner Hand die kostbare goldene Nadel, mit blauen Steinen geziert, empfing und sie mit freudestrahlenden Blicken vor die Brust steckte, Dankesworte zu stammeln sich bemühend — Müller wehrte ihr dies, indem er ihr in die Rede fiel: „Ich werde der Nadel den süßen Platz neiden! Wie matt die blauen Steine neben Ihren schönen Augen erscheinen", fügte er leiser hinzu und Luise sog mit Vergnügen die Schmeichelworte ins Ohr und ins Herz. Müller reiste ab.

Julius von B. bezog die von ihm recommandirte Stelle, aber unfähig und unwillig, sich in die neue Lage und ihre Anforderungen zu schicken, wurde er bald wieder entlassen. Andere und anderes wurde probirt, mit keinem bessern Erfolge. Noth und Trauer waren wieder eingekehrt, als Müller, von seiner Reise zurückkehrend, einsprach.

Luise empfing ihn mit unverhohlener Freude, Julius mit düsterer Niedergeschlagenheit. „Ich sehe", sagte Müller kopfschüttelnd, „es will Ihnen hier im Westen nicht gelingen, kommen Sie mit mir nach Neuorleans, dort werden sich bessere Aussichten für Sie eröffnen." Julius zögerte, aber Luisens Bereitwilligkeit entschied. Müller besorgte mit geschäftiger Umsicht alles zur Abreise Nöthige und nahm die Passagierplätze auf dem zunächst abgehenden Dampfboote. Seine eigenen Geschäfte rasch abschließend, betrieb er eilig die Abfahrt.

An seinem Arm hängend, bestieg Luise in frohaufgeregter Stimmung das elegante Boot.

Sie vermied es, nach dem in ſtillem Hinbrüten ihr folgenden Gatten umzuſchauen, deſſen tiefe Schwermuth auf dem Antlitz und faſt an Verzweiflung grenzender ſtarrer Blick ſie in ihrer glücklichen Laune nur geſtört haben würde. Sie lauſchte lieber zu Müller hingenelgt deſſen heiterer, angenehmer Unterhaltung, die das ſeltſame Schmerzgefühl, das tief im Innern des Herzens ſich regen wollte, ſo ſüß betäubte. Ein wehmuthsvoller Blick hinüber nach dem Ufer und dahin eilte das Schiff, von den mächtigen Wogen des Miſſiſſippi getragen.

Wol vieles Leid und bange Trauer können in dem engen Raume eines ſolchen Schiffs ſich bergen; vielerlei und mannichfach ſind die Leidenſchaften, die Empfindungen, die auch da mit unüberwindlicher Herrſchaft die Obergewalt führen mögen. Wo aber iſt ein Weh ſo bitter wie deins, wo eine Verzweiflung ſo dunkel wie die deine, armer Julius von B.? — Da ſteht er an der Brüſtung des Bootes und ſchaut lange — lange — immer tiefer hinein in die trübe Flut. Es rauſcht ſo zauberhaft tröſtend aus der dunkeln Tiefe herauf. Er blickt zurück auf die Stelle, wo Luiſe ſich zum Schlummer niedergelegt, nachdem Herr Müller ihr zärtlich zum Nachtgruß die Hand geküßt; eine feuchte Perle quillt ſchmerzhaft heiß aus ſeinem ſtarren Auge, dann wendet er es einen Augenblick hinauf zu dem ewigen Sternenhimmel — jäh ſchlägt eine Welle empor und geheimnißvoll wälzen die folgenden ſich raſch über ein geendetes Herz.

„Mann über Bord!" ſchreit der wachthabende Bootsknecht. Es entſteht Alarm, die Yolle wird herabgelaſſen, aber in der Tiefe des Stroms ruht Julius von B. aus von allem Weh des Lebens, dem vergangenen und dem, das er noch kommend ahnte —

Viele Jahre ſpäter erzählte uns ein aus Neuorleans heimkehrender Freund, er hätte an einer Straßenecke jener volkreichen Stadt von einem ſiechen, kranken Weibe Orangen gekauft, aus deren blaſſen Zügen die Erinnerung an Luiſe von B. deutlich und wehmuthsvoll zu ihm geſprochen.

Doch hinweg von dieſem trüben Schwermuthsbilde! Ein Willkommen einem feſten, echten, geſunden deutſchen Herzen! Paul Follenius!

Noch ſehe ich ihn vor mir, den deutſchen Mann mit dem Angeſicht, dem die Biederkeit mit dem Humor gepaart aufgeprägt war, mit der hohen, kräftigen Geſtalt, mit der milden, dann wieder feurigen Rede. Ungleich ſeinem Bruder, dem großen Reichsdemagogen Adolf Follenius, war er ein echter Jünger der Freiheit, ein inbrünſtiger Bekenner des neuen hohen Glaubens: Freiheit, nicht nur in politiſcher, auch in geiſtiger Hinſicht! Frei zu ſein von Irrthum und Aberglauben, frei von Vorurtheil und Engherzigkeit, frei von allen Schwächen des Charakters, frei von allem, was der Menſchenwürde entgegen, das war ſein Beſtreben und er trug den Stempel der Weihe.

Seinem Vaterlande hatte er mit blutendem Herzen Lebewohl geſagt, hatte ein einträgliches Amt und angenehme Verhältniſſe hinter ſich gelaſſen und mit ſeiner gleichgeſinnten Gattin ſich hier im fernen Weſten ein Aſyl gegründet. Sein menſchenfreundliches, deutſches Herz hatte anfangs geträumt von einem neuen, ſchönen Germanien; mit ſeinen Geſinnungsverwandten wollte er hier eine Muſtercolonie bilden, wo alle, die mit Thränen und Schmerzen ihr Vaterland meiden mußten, es wiederfinden ſollten, neuerſtanden unter dem belebenden Hauche der Freiheit. Er hatte ſich der ſogenannten Gießener Geſellſchaft angeſchloſſen, die im Jahre 1833 aus Heſſen auswanderte und die in einem der weiten Territorien Amerikas einen neuen Staat, und zwar einen deutſchen, zu bilden gedachte. Die Plane dieſer Geſellſchaft ſcheiterten an den deutſchen Gebrechen, die das Salzwaſſer des Oceans nicht abzuwaſchen vermocht hatte. Kaum auf amerikaniſchem Boden angekommen, entſtand Mistrauen, Rechthaberei, Eigennutz, Neid, Hader und Zerwürfniß unter den meiſten Gliedern der Geſellſchaft. Sie trennte ſich. Follenius brachte, um mit Wohlwollen und Würde daraus zu ſcheiden, bedeutende Geldopfer und ſiedelte ſich mit einigen Verwandten, darunter der als Literat und Menſchenfreund wohlbekannte Friedrich Münch, in Miſſouri an, wo er an ſeinem Herde einen Tempel häuslicher Glückſeligkeit gründete.

Mit unbefangenem Sinn faßte er die Bedingungen und Verhältniſſe dieſes Landes auf. Sie mit ſeinem klaren Verſtande richtig erkennend, ſtimmte er nie ein in das Klagelied ſo vieler, die beſtändig um das, was ſie verlaſſen, trauerten, alles hier abſcheulich und unerträglich fanden und das hieſige Leben blos vergleichsweiſe mit dem deutſchen beurtheilten. Anſtatt mit unnützen Sehnſuchtsklagen die Zeit zu verderben, ſuchte er das Beſſere und Schöne des alten Heimatlandes auf das neue zu verpflanzen und die preiswürdigen Richtungen beider Länder freund-

lich zu verzweigen. Follenius zog mit seinem Pfluge die Furchen des Ackers; er pflanzte in seinem Gehöfte die fruchttragenden Bäume und den Weinstock; sein edles Herz freute sich der warmen Strahlen der Freiheitssonne und träumte, liebenden Angedenkens, von den deutschen Fluren und Gefilden. Den Plan aber, hier ein neues Germanien zu gründen, hat er später oft selbst als thöricht belächelt.

Im Jahre 1844 glaubte er sich berufen, zu seinen Mitbürgern durch die Presse zu reden. Er wollte eine neue Zeitung, die „Wage", in St.-Louis gründen, ein solches Unternehmen für zeitgemäß und nothwendig erachtend. Das Bedürfniß nach geistiger Beschäftigung mag wol ein Sporn dazu gewesen sein. Der Tod riß ihn aber rasch mitten aus dem vollen, thätigen Leben und stellte ihn vor seinen ewigen Richter, dem er als ein getreuer Knecht gewiß gute Rechenschaft zu geben vermochte. Er fiel wie der starke Eichbaum vom scharfen Beil gefällt und der bittere Schmerz der Brust verstummte vor der Unerforschlichkeit des höhern Willens. Paul Follenius ruht in freier Erde und auf sein Grab fallen die Thränen der Liebe. Sein Andenken glänzt mit dem schönsten Kranze der Ehren geschmückt und sein Name tönt fort und fort mit gutem Klange.

(Ein siebenter Brief in nächster Nummer.)

Tultscha und die deutschen Colonieen in der Dobrudscha.

I.

Gerade an dem Punkte, wo der bis dahin immer noch einige Donaustrom sich in viele Arme spaltet, um der Mündung zuzueilen, erhebt sich auf dem linken Ufer die türkische Stadt Tultscha.

Hier kann man noch wählen, ob man durch die Kilia (Kili Bogasi), die Sulina (Suline Bogasi) oder den St.-Georgskanal (Kedrille Bogasi) hinausschiffen will ins Schwarze Meer.

Diese Arme sind die befahrensten, außer ihnen gibt es aber noch drei andere, die Jalova-Kutsuk, die Portesca und die Kurte-Bogasi, allein sie werden zur Schiffahrt fast gar nicht benutzt. Sie liegen südlicher als die drei erstgenannten und sind Abzweigungen des St.-Georgskanals, welcher bei dem Flecken Dunavecz sich nach Süden wendet, eine Zeit lang in dem großen Brackwasser, welches Ramsinsee genannt wird, verweilt (an seinen Gestaden liegt die schmuzige Hauptstadt der Dobrudscha Babadagh) und sodann in vier Armen hinausbricht in das Meer. Die Mündungen Portesca und Kurte umschließen die Insel Kectai mit einem armseligen Fischerdorf. Gegenwärtig ist die Sulina die Hauptpassage für Schiffe; nach dem Beschluß der Mächte aber, welche über das Schicksal der Donau zu gebieten haben, wird der Sanct-Georgskanal dazu erhoben werden; ob die Türkei, welche alsdann im alleinigen Besitz der Mündung sein wird, die großen Kräfte und Mittel, die zu einer solchen Arbeit gehören, aufzutreiben vermag, und bis wann — das ist eine aufzuwerfende Frage.

Vom Strom aus gesehen gewährt Tultscha einen hübschen, malerischen Anblick; man möchte ihn sogar fast großstädtisch nennen. Viele Fahrzeuge liegen vor Anker und lustig wehen ihre langen Wimpel im günstigen Ostwind, der zahllose andere mit gebauchten Segeln stromaufwärts bringt; in Zwischenräumen braust ein Dampfer vorüber oder naht sich im mächtigen Bogen dem Lande, wo er Station hat. Das Lokalboot, auf welchem ich anlangte, fährt blos zwischen Galacz, Tultscha und Ismail. Puffend entrang sich der Dampf aus dem Rohr, langsamer bewegten sich die Räder, die Glocke erschallte weithin und ein Strom buntester Art von Menschen fast aller Nationen ergoß sich ans Land. Die Stadt ist nicht dicht bis ans Ufer gebaut, ein breiter verwahrloster Kai trennt die Häuserreihen von dem Strom, im Hintergrund erhebt sich ein wilder Hügelzug; rechts schaut von einem seiner Scheitel das Haus der Donaucommission palastartig civilisirt weithin „über die Lande bis an die blaue See". Zur linken schließt eine hohe, steil in den Strom abfallende Klippe die Aussicht; dazwischen regellos durcheinander gewürfelt die grauen Häuser der Stadt, da und dort die unschöne Kuppel eines Bethauses oder ein halbzerfallenes Minaret, ähnlich einem abgegriffenen Leuchter mit einem ausgelöschten Kerzenende darauf.

Vor allen Dingen suchte ich eine Stätte, wo ich mein Haupt niederlegen könne; sie ist nicht schwer zu finden, denn das deutsche Gasthaus des Herrn Ringler ist das einzige seiner Art in Tultscha. Es erfreut aber doch schon ein deutsches Herz, wieder einmal ein Gasthofschild in der Muttersprache zu erblicken und sei es auch noch so bescheiden. Wie leicht zu denken, ist wenig Zuspruch hier und das stolze Hotel verwandelt sich auch in der Lingua franca in eine modeste Locanda mit „camere mobigliati da affitare". Freundlich aufgenommen, wenngleich allerdings etwas verwundert betrachtet, fand ich mich bald

Digitized by Google

heimiſch und ließ mir den erfriſchenden, prickelnden moldavaner Wein, der viel klarer und heller ausſieht wie das ungereinigte Donauwaſſer, das man trinkt, trefflich munden. Nach dem längern Aufenthalt in Galacz konnte ich mein hohes Erſtaunen durchaus nicht bergen, hier gewaſchene Teller und ſogar ein verhältnißmäßig reines Bett zu finden, welches doch wenigſtens nicht nöthigte, den Tiſch zur Lagerſtelle zu wählen. Der Gaſtwirth Ringler iſt ein Tiroler und kann wahrſcheinlich, was alle Fremde können, die ſich hierzulande angeſiedelt haben, nämlich viel erzählen von einem frühern Leben; er thut es mit Maß und Geſchick; als reiſender Künſtler auf der Zither iſt er nach der Türkei verſchlagen worden, wo man auf Kunſt nicht viel gibt. Seine hübſche verſtändige Frau ſtammt aus Siebenbürgen; ſie erzählte mit Selbſtbewußtſein, daß ſie vor ein paar Jahren die weite Reiſe von ihrer erſten nach der zweiten Heimat ganz allein in ſelbſtkutſchirtem Wagen und ohne jegliche Gefahr zurückgelegt habe.

Nach einiger Raſt machte ich einen erſten Gang durch die Stadt. Die Bevölkerung derſelben mag etwa 20000 Einwohner betragen, meiſtens Griechen, Bulgaren, Italiener und Deutſche, deren Umgangsſprache die Lingua franca iſt. Früher war die Stadt zum größern Theil von Moslems bewohnt, aber auch hier macht ſich die Verdrängung des Islam bemerkbar, die mir häufig während meiner Streifereien im Orient aufgefallen iſt. Gegenwärtig wohnen nur noch etwa ſechszig türkiſche Familien in Tnitſcha und nur noch in einer einzigen erbärmlichen Moſchee wird der Prophet verehrt. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg iſt es geweſen, der hier die Gläubigen verjagt hat; in paniſchem Schrecken ſind ſie gelaufen bis ins Herz von Rumelien und haben die Wiederkehr vergeſſen. Ihrer Häuſer und Beſitzungen nahm ſich an wer Luſt und Glück, nebenbei auch einige Piaſter für den Kadi übrig hatte.

Die Bauart der Stadt iſt nicht ganz orientaliſch, vielmehr geben die Ziegeldächer den Häuſern einen abendländiſchen Anſtrich. Aber, lieber Gott, was ſind das für Dächer! Sie ſehen gerade ſo aus, als habe der Bauherr einen Korb voll zerbrochener Hohlziegel über die Sparren geſchüttet. Das Schilf, ihr ſieghafter Nebenbuhler, nimmt ſich ihnen gegenüber behäbig, mindeſtens ſicherer aus. Faſt alle Häuſer ſind von Holz, vorſpringende Lauben und Veranden überall angebracht, die Stelle des Fenſterglaſes vertritt meiſtentheils das rautenförmige Gitterwerk der Orientalen. Sonſt ſteht alles offen; der Verkehr ſcheint auf die Straßen verlegt, deren Reinlichkeit begreiflicherweiſe dadurch nicht gewinnt. Gemüthlich werden in ihrer Mitte dort Schafe geſchlachtet, hier Balken behauen; über einem Strohfeuer wird Talg geſchmolzen; eine Jüdin von nicht mehr erkennbarer Farbe entleert einen Sack voll Häckſel mitten unter die Gruppen der Tſchibukraucher vor einer der zahlloſen Kaffeeſchenken; hier werden Anſtalten gemacht, die Ueberreſte eines todten Pferdes, das die Paſſage ſeit lange allzu ſehr gehemmt hat, ſummariſch zu entfernen; kaltblütig vertheilt der Limonadenverkäufer in der duftenden Nähe ſeinen zweifelhaften Labetrank; mit Lebensgefahr drängen ſich Ochſenwagen und einſpännige Karutzen durch die vielen Hinderniſſe; ein langer Trupp von Kettenſträflingen, zwei und zwei an eine eiſerne Stange geſchmiedet, wandelt vergnügten Muthes ſeiner gezwungenen Arbeit bei der Donauregulirung entgegen; ſchäbig ausſehende Hunde fahren dem Fremden alle Augenblicke nach den Beinen, als misgönnten ſie ihm das Recht des Daſeins, und ziehen ſich knurrend mit eingeklemmten Schwänzen vor dem erhobenen Knittel zurück, ohne welchen kein Franke türkiſche Städte durchwandern kann; in Ermangelung eines eigenen hatte mir der zuvorkommende Wirth aus ſeinem großen Vorrath einen Gaſtprügel ſorglich mit auf den Weg gegeben.

Um etwas friſchen Athem zu ſchöpfen, ſchlug ich mich aus der ſeltſamen Atmoſphäre der Hauptſtraße, in welcher übrigens der Knobiauch vorzuherrſchen ſchien, durch ein Seitengäßchen hinunter nach dem Hafen. Es lagen gegen hundert Schiffe im Strom vor Anker, alle unter Ballaſt, um in Galacz oder Braila Getreide zu laden; ſie ziehen es vor, ſich hier zu verproviantiren, weil dies billiger geſchehen kann wie an den genannten Handelsplätzen. Unter ihnen fiel beſonders in die Augen der ſchwarze ſchlanke Rumpf und das ſymmetriſche Takelwerk des kleinen franzöſiſchen Kriegsdampfers Averne dicht am Ufer, welcher zu dem Schutz- und Trutzapparat der Donaucommiſſion gehört. Die luſtigen Provenzalen ſeiner Beſatzung waren eben in einer lebendigen Gruppe auf dem Deck verſammelt und lachten über die Grimaſſen und den Aufzug eines bulgariſchen Bettlers, der vom Land aus ihre Mildthätigkeit anrief. Kein Maler, und ſei es Murillo ſelber, hat das in der Darſtellung von Lumpen geleiſtet, was dieſer graubärtige, nie gewaſchene Strolch an ſeinem muskulöſen Körper zur Schau trug.

Und erſt die Kunſt ſeiner Mimik! Unzähligemal kreuzte er die Arme vor der Bruſt, warf ſich auf die Knie, ſchlug den Kopf auf die Erde und ſprang wieder empor, als wäre er ein mechaniſches Kunſtſtück aus einem Spielwaarenladen geweſen; die gutmüthigen Matroſen warfen ihm mit vollen Händen Weißbrotſtücke zu, die ſofort in ſeinem unergründlichen Baſtſack verſchwanden; aber immer wieder von neuem wiederholte er ſein Spiel; wahrſcheinlich hatte er mehr Durſt wie Hunger und erwartete eine Geldſpende. Nachdem ich mir den Mann lange genug angeſehen, um eine Anwandelung von Schwindel zu verſpüren, ſchlenderte ich längs des Fluſſes weiter. So oft ich mich umdrehte, erblickte ich immer noch die unermüdlichen Verbeugungen des Zudringlichen.

Das türkiſche Quartier bildet das Oſt-Ende der Stadt. Das hervorragendſte Gebäude deſſelben iſt natürlich das Kaffeehaus dicht neben der außerordentlich zerfallenen und ärmlich ausſehenden Moſchee. Jenes iſt von einer hölzernen Galerie umgeben und auf ihr ſaßen unbeweglich wie Statuen zwanzig bis dreißig Türken mit gekreuzten Beinen; faſt lauter alte Männer mit wohlgepflegten, weißen Bärten und in ſtattlicher, zum Theil reicher Kleidung. Beſonders ſtachen ihre breiten blütenweißen Turbane hervor; einen einzigen von grüner Farbe, die bekanntlich das Vorrecht der Abkömmlinge des Propheten Ali iſt, ſah ich darunter. Alle hatten den Schlauch der Waſſerpfeife zwiſchen den Lippen, aus denen von Zeit zu Zeit ein blaues Dampfwölkchen quoll, das einzige Zeichen ihres Lebens. Nichts von jener Neugier, die ſo oft dem Fremden läſtig wird, verrieth ſich in ihren ſtarren Zügen, ſie folgten mir nicht einmal mit dem Blick, als ich ihren Begräbnißplatz betrat, der wenige Schritte davon auf einem Hügel an der Donau angelegt iſt. Hier ſah es wüſt und wild aus, Unrath aller Art zwiſchen den von hohen Neſſeln umwucherten Gräbern, deren Denkſteine meiſtens umgeſtürzt halb in der Erde lagen; nur hier und da ragte noch ein roh gemeißelter Steinturban über das Unkraut hervor. Unten im Strom erhebt ſich, vom Lande losgeriſſen, die Inſel eines mächtigen Felsblocks und darauf eine Fiſcherhütte, die in ihrer Zerriſſenheit ein höchſt maleriſches Bild darſtellt. Als Staffage trieb ſich ein ganzes Häufchen halbnackter Kinder rings umher, beſchäftigt, Netze zum Trocknen auf dem Felſen auszubreiten; im Schatten des Dachs ſaßen zwei türkiſche Weiber, Kopf und Geſicht mit weißem Muſſelin umwunden.

Dicht hinter dem türkiſchen Friedhof erhebt ſich die ſchon erwähnte ſteile Klippe bis zu mehren Hundert Fuß Höhe über dem Waſſerſpiegel. Der Weg hinauf ſchlängelt ſich durch eine Vorſtadt der Bulgaren; ſie beſteht aus lauter erbärmlichen Schilfhütten, an welchen faſt kein anderes Baumaterial bemerkbar iſt. Zwiſchen ihnen iſt da und dort ein freier Raum, auf dem einige halbverwitterte Holzkreuze andeuten, daß man hier ſich begraben laſſen kann wo man will; je näher an der Traufe des Hauſes, um ſo bequemer. Von einer Pietät gegen die Todten keine Spur; im Gegentheil. Hier wird denn auch dem Fremdling klar, daß er fremd iſt; Kinder in der Tracht des Paradieſes liefen entſetzt und ſchreiend vor mir davon und kugelten übereinander in die niedrigen Löcher, welche Hausthüren vorſtellen ſollen; dagegen traten hübſche großäugige Weiber blos im Hemd, höchſtens noch ein Tuch ſchürzenartig umgeſchlagen, an die Schilfzäune, um mir verwundert nachzublicken. Es waren häufig ſtattliche, kräftige Geſtalten von braunem Teint, denen der rothe Bund um die rabenſchwarzen Zöpfe recht gut ſtand. Freilich war auch manche Alte darunter, von der ſich das Auge mit gelindem Grauen abwandte.

Der Gipfel des Bergvorſprungs gewährt nach drei Seiten hin eine weite Ausſicht. Unmittelbar an ſeinem Fuße hat ein induſtrieller Ungar einen Steinbruch eröffnet und von ihm aus eine Eiſenbahn nach dem Landungsplatz angelegt; wahrſcheinlich die erſte auf türkiſchem Grund und Boden. In großen Bogen flutet die Donau breit und gemächlich dahin, überall bis in die entlegenſte Ferne blitzt ihr Waſſergewirr, in welchem man ſich vergeblich zu orientiren ſucht, in den Strahlen der Sonne; nach Oſten und Norden nur endloſe ununterbrochene Flächen Strom und Rohrſumpf. Weſtlich dehnt ſich die Stadt aus gelagert in einem muldenförmigen, von Hügeln umgrenzten Becken; ihre unregelmäßigen Häuſerreihen und die Unebenheiten der Lage verleihen ihr einen eigenthümlichen Reiz aus der Ferne. Der ſüdliche Hang des iſolirten Bergs ſenkt ſich in einen Schilfſee, welcher der Stadt ihre hauptſächlichen Bauſtoffe liefert, rings um denſelben gewahrt man Spuren von Ackerbau; jenſeit ſchließen nackte Höhenzüge den Horizont.

Von dem Leben in Tultſcha kann ich aus den paar Tagen meines Aufenthalts nur wenig erzählen; was man mir darüber mittheilte, klingt nicht beſonders tröſtlich. Inzwiſchen iſt doch durch

die Anwesenheit der Herren von der Donaucommission mehr Leben und Annehmlichkeit hineingekommen wie früher. Die Spitze der Gesellschaft bildet der österreichische Consul von Martyrt und seine Gemahlin, eine walachische Bojarin. Der ebenso liebenswürdige als energische Mann hat sich große Verdienste um die Stadt und um seine Schutzbefohlenen erworben; zu den letztern zählt er jeden Deutschen, der sich vertrauensvoll an ihn wendet. Das Recht seiner Jurisdiction übt er streng und gewissenhaft; aus den häufigen Kämpfen mit den türkischen Behörden, in die es ihn verwickelt, geht er gewöhnlich siegreich hervor. Von den hier angesiedelten Italienern, welche eine geschlossene Gesellschaft für sich bilden, will man nicht viel Gutes erzählen; bemerkbar macht sich unter ihnen eine Anzahl von Aerzten, von welchen zwar jeder eine Platte mit dem Doctor medicinae an seine Thür gemacht hat, die aber in Verlegenheit gerathen würden, wenn sie den Nachweis ihrer Studien und ihres Diploms liefern sollten. Mehrere davon sind Rückbleibsel des letzten Kriegs. In den Händen der Griechen ist, wie überall, wo sie sich eingenistet haben, der Handel; die Juden kommen gegen sie nicht auf und müssen sich mit untergeordneten Geschäften, als Viehhandel u. dergl. befassen. In ihrem Besitz ist dagegen das Schneidergewerbe, ebenso das Lohnfuhrwerk. Die Bulgaren bilden den Stamm der Lastträger, Handarbeiter, Gärtner und Ackerbauer; ihre kräftige Rasse wird für derartige Verrichtungen besonders geschätzt. Die meisten Handwerker sind Serben oder Magyaren, sie scheinen nicht viel auf ihre Nationalität zu halten, denn wenn man bei ihnen einspricht, so kommen sie einem sofort entgegen mit der beruhigenden Erklärung: „Ich auch deutsches Bruder." Viele Tataren leben in der Dobrudscha zerstreut und gelten als vortreffliche Viehhirten, treiben aber auch mit Leidenschaft und weitem Gewissen den Hausirhandel. Die Moldavaner sind verrufen als träg und schmuzig; sie leben von was sie können, glücklicherweise übersteigen ihre Bedürfnisse selten diejenigen des Hausthiers, das von den Türken verabscheut wird, nichtsdestoweniger aber in den Straßen ihrer guten Stadt zwanglos promenirt, solange es seine Rivalen im Amte der Straßenpolizei, die Hunde, gestatten.

Nun einen Blick auf die ziemlich zahlreichen deutschen Einwohner!

(Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein Ehrenmann.

Gewöhnlich sind es die glänzenden Bilder großer Krieger, Staatsmänner, Dichter und Künstler, die den Zeitgenossen und namentlich der strebenden Jugend vorgehalten werden als Beispiele zur Nacheiferung. Wir lassen sie gelten, insofern sie die Phantasie wecken, den Ehrgeiz überhaupt anspornen und eine ideale Richtung befördern. Aber wirkliche Vorbilder der Nacheiferung können sie doch eben nur den wenigen Auserwählten werden, welche die Natur mit jenem specifischen Genie begnadete, das jenen das Ringen um den Lorber, der ihre Stirn krönt, überhaupt erst möglich machte.

Die Vorbilder für die Masse, relativ erreichbar für jeden, durch sittliche Kraft selbst noch für den Dürftigbegabten, wir möchten sagen die eigentlich praktischen Vorbilder im bürgerlichen Berufe und daher auch im Reinmenschlichen — im Genie entartet letzteres nur zu oft — diese wichtigsten Vorbilder werden äußerst selten geboten. Nicht, weil es an ihnen fehlt, jede Generation weist sie auf, sondern weil die Erziehung ihren reichen Segen noch immer nicht genügend erkannt hat und nur selten sich die liebevolle und zugleich befähigte Hand der Pietät findet, soich ein weniger glänzendes, daher für den Zeichner auch weniger dankbares, wenngleich nicht minder verdienstvolles, ja in Wahrheit meist ungleich wirkungsreicheres Vorbild in lebensvollen Zügen für Gegenwart und Zukunft hinzustellen.

Einem solchen Vorbilde begegnen wir in dem von Dr. K. A. Georgi gezeichneten Lebensabriß: „Karl Heinrich Ferdinand Schütze auf Schweta" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Außer den Blinden und Armen Sachsens, denen Heinrich Schütze bis zu seinem noch nicht vor Jahresfrist erfolgten Tode ein unermüdlicher Wohlthäter war, außer seiner kleinen Dorfgemeinde zu Schweta, die in ihm einen Vater liebte, und seiner Geburtsstadt Meißen, der er viele segensreiche Stiftungen widmete, werden diesen Namen wol nur seine zahlreichen Freunde kennen, zu denen freilich auch Männer wie Tieck, Tiedge, K. M. von Weber, E. M. Arndt gehörten. Und doch verdient von dem bemerkten Gesichtspunkte sein Leben in den weitesten Kreisen verbreitet zu werden, denn es ist das unter Tausenden und Tausenden hervorragende eines im höchsten Sinn des Worts edeln Mannes, eines vortrefflichen Bürgers, eines hochherzigen Menschenfreundes. Es zeigt, wie Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Berufstüchtigkeit und Berufstreue, mit einem Wort der sittliche Werth des Menschen, auch ohne

Zuthat glänzender äußerer Zufälligkeit große Erfolge sichern können.

Alles war und wirkte Heinrich Schütze aus und durch sich selbst. Der Knabe, der auf der Fürstenschule zu Meißen vom wissenschaftlichen Studium abstand, weil er zu arm war, es ohne, zu unabhängigkeitsliebend, es mit ihm angebotenen Unterstützungen fortzusetzen, besaß zehn Jahre später im fernen London als neuetablirter Kaufmann bei den ersten dortigen Handelshäusern einen fast unbeschränkten Credit, um durch seine funfzehnjährige rastlose, freilich auch, wo es eben galt, entsagungsfähige kaufmännische Thätigkeit nach allen Weltgegenden sich ein Vermögen erwerben zu können, das ihn bei seiner Rückkehr ins Vaterland mit Leichtigkeit zum Besitzer des großen Ritterguts Schweta bei Mügeln, in der sogenannten „Kornkammer Sachsens", machte.

Von nun an hatte seine unbegrenzte werkthätige Menschenliebe, die er bereits als neunzehnjähriger Jüngling in den Schrecken des Gelben Fiebers in Philadelphia, dann als Mann durch unermüdliche Spenden, Sammlungen und Befürwortungen bei dem Londoner Hülfscomité während und nach der napoleonischen Kriegszeit bewiesen, vollen Raum und Muße, sich durch Gründung oder Betheiligung an allen denkbaren milden und gemeinnützigen Stiftungen zu bewähren, wie Waisenhäusern, Blindenanstalten, Armenschulen, Kindergärten, Sparkassen, Unterstützungsvereinen, Feuerversicherungsanstalten, Hagelassecuranzen. An wichtigen Staatsinstitutionen wie der Sächsischen Landrentenbank, Rentenversicherungsanstalt, dem Landwirthschaftlichen Creditinstitut u. s. w. gebührt ihm ein wesentlicher Antheil. Ueberall mußten im Staatshaushalt die Ansichten und Rathschläge eines Mannes willkommen, nicht selten maßgebend erscheinen, dessen scharfe Beobachtung und praktischer Sinn durch seine Stellung und Beziehungen im großartigen Weltverkehr wie durch seine vielfältigen Reisen in den meisten Ländern Europas auf den verschiedensten Lebensgebieten eine hohe Reife des Urtheils erlangt hatte. Als erwähltes Mitglied der sächsischen Ständeversammlung drang er, wiewol im allgemeinen conservativ, aufs eifrigste auf Ertheilung der 1831 gewährten Constitution. „Des Thrones und des Volkes untrennbares Heil zu fördern, das Interesse beider, das sich in einem gesunden Staatsorganismus feindselig nie gegenübertreten darf, wahrzunehmen, Menschenwohlfahrt unter jeder Gestalt zu fördern und zu heben, Menschenelend nach allen Richtungen hin zu vermindern, das war das Ziel, nach dem er rang, das war die alleinige Triebfeder seines Thuns und Lassens, die Grundfarbe seines öffentlichen politischen Charakters."

Alles und jedes, was Heinrich Schütze gewirkt, sehen wir aus dem Drang der reinsten sittlichen Ueberzeugung ohne Ruhmsucht hervorgehen. Strenge Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit, rast- und anspruchslose Thätigkeitsliebe und Gemeinnützigkeit, aufopfernde Menschenliebe und Herzensgüte waren zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Hauptfactoren in seiner achtzigjährigen Lebensrechnung. Da mußte wol das immer wiederkehrende Facit ein edler Gleichmuth, eine anmuthige Heiterkeit des Gemüths sein, die selbst die gegen das Ende seines Lebens immer näher kommende Gefahr der Erblindung nicht zu trüben vermochte. „Sein ganzes Leben", sagt ebenso treffend wie schön sein Biograph, „war durchstrahlt von dem Sonnenschein eines tugendhaften, vorwurfsfreien Bewußtseins."

Möge Vorstehendes genügen, um zur Lectüre genannter Biographie und zu ihrer, wir betonen es nochmals, im Interesse der Erziehung und sittlichen Veredelung nicht genug zu befördernden Verbreitung in allen Lebenskreisen, namentlich aber in dem der heranwachsenden Jugend, anzuregen. Schütze's eigener innigster Herzenswunsch war, daß seines Lebens Bestes, sein geistiger Kern in die Nachlebenden übergehe und in ihnen Früchte trage. So liegen denn auch dieser Biographie seine eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zu Grunde, die in Dr. K. A. Georgi, der ihm als gefeierter Dirigent der ihm vor allen menschenfreundlichen Schöpfungen am meisten ans Herz gewachsenen dresdener Blindenanstalt so nahe stand, einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden haben. Correcte Klarheit des Ausdrucks, schlichte Würde der Darstellung vereinigten sich hier mit einem höchst innigen, liebenswarmen Schwung des Herzens und der Phantasie und erzielten ein außergewöhnlich anziehendes Lebensbild eines trefflichen Bürgers und Menschenfreundes.

Trost und Hoffnung.

Was verscheucht von deinen Augenlidern
Süße Ruhe und des Schlummers Mohn?
Ist der Seele Heiterkeit und Frieden,
Ist des Herzens Frohsinn dir entflohn?

Glätte deiner Stirne düst're Falten,
Auf die Locken sei der Kranz gedrückt,
Liebe Hände siehst du ringsum walten
Und mit Rosen ist der Reich geschmückt!

Auf der Erde gibt's so viel des Schönen
Und es loht der Freude Hochaltar,
Laß die Harfe laut und festlich tönen,
Ros' und Myrten schlinge in das Haar!

Quellen sprudeln von der Berge Gipfel
Und sie hüpfen jauchzend in das Thal,
Jeder Vogel auf der Bäume Wipfel
Singt der Liebe festlichen Choral.

Immer hält in wilden Sturmeswettern
Ueber uns Gott seine Vaterhand.
Rauscht es nicht auch in der Eiche Blättern:
Glück und Frieden unserm Vaterland?

Heinrich Zeise.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Rückblicke auf die Geſchichte des Papſtthums. — Goodchild's Trocheidoſkop. — Berliner Briefe. V. — Orthodoxie und Zucker. — Aus der Bühnenwelt. — Briefwechſel.

Rückblicke auf die Geſchichte des Papſtthums.

Sind die Zeiten gekommen, welche die erſten Reformatoren herbeiſehnten, die Stunde „wo Babylon fallen wird"? Wird wirklich jener Mann liegen, von dem neulich der Biſchof von Poitiers in ſeinem Hirtenbrief geſchrieben: „daß es ihm ſo wenig wie dem Proconſul Pontius Pilatus helfen würde, ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen"?

Wie dieſes Werk (hoffentlich!) zu Stande kommt, darüber werden die Nachkommen gerechter und billiger richten als die Zeitgenoſſen. Für jene wird das Geräuſch und der Lärm dieſes welterſchütternden Falles längſt verklungen ſein; die ſegensreichen Folgen des Ereigniſſes werden ſie die Art vergeſſen laſſen, die es vielleicht allein heraufrufen konnte.

Im Augenblick ſei eine hiſtoriſche Betrachtung geſtattet.

Seit Machiavelli iſt es Glaubensſatz aller politiſchen Köpfe in Italien, daß von Rom aus das Verderben ihres Landes ausgegangen, daß eine moraliſche wie ſtaatliche Beſſerung des italieniſchen Volks nur durch Aufhebung der päpſtlichen Gewalt eintreten könne.

In etwas hat die Rückwirkung der Reformation die Spitzen der katholiſchen Kirche gebeſſert. Menſchen wie Sixtus IV., Alexander VI., Julius II. ſind auf dem Stuhl des Apoſtelfürſten nicht mehr denkbar. Die ſittliche Verworfenheit der Geiſtlichen, welche zu Luther's Zeiten alle Laien in einen Schrei der Entrüſtung ausbrechen ließ, iſt längſt einer ſtrengern Richtung, oft ſogar einer hyper-aſcetiſchen gewichen. Zwei anſtößige Dinge aber ſind geblieben: der abſolute Gegenſatz, in dem das römiſche Weſen zur Bildung und Wiſſenſchaft, zur Stimmung der Zeit ſteht, und die ſtaatliche Macht eines Prieſters.

Nutzlos wäre es, über das erſte Worte zu verlieren, noch dazu Worte eines Proteſtanten. Wo man auf Erden hintritt, iſt die Sache des römiſchen, ultramontanen Katholicismus gerichtet. Es iſt ſeit funfzig Jahren zwar alles geſchehen, um die römiſche Form des Katholicismus wieder neuzubeleben, ſie mit einem ſtrahlenden Nimbus von Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie zu umgeben und noch ſind Prieſter und viele Tauſende von Bekennern des römiſchen Glaubens in dieſem geiſtigen Bann der Andacht und Bewunderung vor Rom befangen. Iſt aber dieſen Geblendeten nicht durch geiſtige Waffen, durch Aufklärung und beſſere Einſicht zu helfen, ſo muß der Untergang der weltlichen Herrſchaft des Papſtes dem Blendwerk der Geiſter ein Ende machen.

Bis um 750, wo die Franken zuerſt in Italien einrückten, war Rom von Konſtantinopel abhängig. Der griechiſche Statthalter, der in Ravenna ſaß, ſandte ſeine Decrete nach Rom. Häufig iſt es da geſchehen, daß der Papſt wie die Bevölkerung ein gleiches Intereſſe dagegen hatten. Ihre Proteſte und Klagen brachte dann der Biſchof als die geeignetſte Mittelsperſon an den Statthalter und noch weiter nach Byzanz, zum Kaiſer. So einfach und natürlich hat ſich die Herrſchaft des Papſtes über Rom gebildet. Von der myſtiſchen Bedeutung des Wortes „Du biſt der Fels" im Evangelium des Matthäus hat keiner in jenen Zeiten die Auslegung auch nur gewagt, die jetzt die beliebte iſt.

Weit entfernt, daß die Schenkung Pipin's und Karl's des Großen die wenigen Landſtädte des „Patrimonium Petri" wirklich in die Hand des Papſtes gelegt, finden wir ſie im beſtändigen Aufſtand dagegen. Die römiſchen Biſchöfe ſind damals nicht einen Augenblick in Rom ſicher geweſen. Der größte aller, Gregor VII., wurde nur durch die Normannen vor ſeinem eigenen Volke gerettet. Die Steine des Coloſſeums, der Burg der Frangipani, zeugen gegen die Herrſchaft des Papſtes in Rom. Sehr „unrechtlich", genau auf dieſelbe Weiſe wie jetzt das einige Italien iſt der Kirchenſtaat entſtanden; durch die Schlauheit und Gewalt von Menſchen, die alles in allem noch mehr „Räuber" waren als Garibaldi, Victor Emanuel, ja noch etwas vorgeſchrittener in Laſtern als der „neue Pontius Pilatus". Einen zu nennen genügt, Cäſar Borgia.

Damals waren die Bewohner der einzelnen Städte, die Bürger von Forli, Imola, Ceſena, Bologna, mit ihren kleinen Tyrannen genau ſo unzufrieden wie jetzt in Toscana, Parma, Modena. Der Volkswille rief die Päpſte; ſie kamen, ohne jedes „Recht"; Julius II. wie Victor Emanuel, Cäſar Borgia als Condottiere wie Garibaldi.

Von dem Augenblicke, als die biſchöfliche Macht in das ſtaatliche Leben eingriff und „ſich verweltlichte", wie die alten Chroniſten ſchreiben, erhob ſich aus der Laienſchaft der Widerſtand gegen ſie; in Rom Arnold von Breſcia, in Frankreich die Albigenſer, in Deutſchland die Reichsfürſten und Reichsſtädte; in England läßt König Heinrich II. Thomas Becket ſogar ermorden und die Geiſtlichkeit unterwirft ſich den königlichen Statuten. Und nicht nur Ketzer haben dawider geeifert, Nikolaus von Lenargis und einer der beſten Namen der katholiſchen Chriſtenheit, Gerſon, dem eine Sage das Buch „Von der Nachfolge Chriſti" zuſchreibt, ſind zur Zeit der großen Concilien Bekämpfer dieſer Verweltlichung der Kirche. Dabei iſt eins nicht aus dem Auge zu laſſen, daß die damalige

Herrschaft des Papstes nur ein Schatten der jetzigen Willkür ist; daß in allen Städten des Patrimoniums noch freie municipale Einrichtungen bestanden. Jeder kennt den Namen und die Geschichte Rienzi's. Stefano Pescaro wurde durch einen Vers Petrarca's und die Erinnerung an Brutus und Cassius zum Aufstand gegen Nikolaus V. begeistert. So viel edle, hochherzige Geister und Thaten können nicht umsonst und eines unausführbaren Gedankens wegen untergegangen sein. Was jetzt Victor Emanuel, getragen von der Begeisterung Norditaliens, allerdings durch Eroberung vollzieht, ist dasselbe Werk, das schon die Florentiner beabsichtigten, als sie 1378 eine Fahne an die Städte des Kirchenstaats sandten mit dem einfachen Worte darauf: Libertà.

War aber der Widerstand gegen die kirchliche Herrschaft so stark, so lebendig, wie konnte sie sich durch drei Jahrhunderte halten?

Für ein deutsches Gemüth ist es schmerzlich, den größten Theil der Schuld an der Knechtung Italiens allein nur uns und vorzugsweise den Habsburgern zuschreiben zu müssen.

In Spanien haben die Habsburger dasselbe „Werk des Antichrist" vollzogen; in diesem Lande aber kam ihnen die Gesinnung des Volks, der eingeborene spanische Fanatismus gegen Andersgläubige auf halbem Wege entgegen; wer da der Treibende, wer der Getriebene war, ist schwer zu entscheiden. In Italien aber wirkten Kaiserthum und Papstthum vereint zur Unterdrückung, zur Entsittlichung der Nation; nur die vornehmen Familien schlossen sich ihnen an, die Este, die Medici, die durch Sturz der Freiheit in die Höhe stiegen; das Volk blieb ihnen fern, der Kirche gegenüber in seinem fast heidnischen Aberglauben, dem Staate in seiner unerschütterlichen Neigung für seine alten, municipalen Einrichtungen.

Mehr noch als der Zufall und der Erfolg des Krieges hat die Macht der Idee diese Schranken jetzt gebrochen. In nicht allzu langer Frist wird vom Capitol herab der Ruf: „Italien!" erschallen.

Was wird aus dem Papstthum? Kann es in der Hauptstadt Italiens einen allgemeinen katholischen Papst geben? Wird der römische Bischof mehr sein als der von Paris, von Wien?

Einige Jahrzehnde mag sich das Phantom eines römischen Papstes durch die Hallen des Vatican schleichen, mit dem Einzug Victor Emanuel's in den Quirinal hört die Weltherrschaft — auch die geistliche — des römischen Bischofs auf. Der Stuhl des Apostels und ein italienisches Parlament stimmen nicht zueinander, der römische Senat ist schon einst vor dem Collegium der Cardinäle gewichen, zusammen konnten sie nicht auf demselben Fleck Erde wohnen. Eine Entsagung auf alle weltlichen Hoheitsgedanken von Pius IX. und seinen ersten Nachfolgern zu erwarten heißt mehr als ein Utopien träumen. Katholische und protestantische Broschüren behaupten die Möglichkeit einer rein geistlichen Oberherrschaft des römischen Bischofs, die Geschichte zeugt wider sie, jede Theokratie strebt nach weltlichem Besitz. Man übersehe doch nicht, wie die römische Kirche zur Macht gelangte, durch Unterdrückung der uralten, einheimischen Landeskirchen, so in England, Irland, in Gallien und Spanien. Der Fall des Papstthums schließt als Folge die Bildung von unabhängigen Landeskirchen in sich, die politische That der Reformation bestand gleichfalls darin. Als Ludwig XIV. noch nicht ganz in den Händen der Jesuiten war, hat auch er daran gedacht, die gallikanische Kirche in dieser Unabhängigkeit hinzustellen. Während des 18. Jahrhunderts verfolgte die Partei der Jansenisten diesen Gedanken. Die Emser Punktationen machten für Deutschland dieselben Vorschläge und im Geiste Hontheim's von Trier, Wessenberg's von Konstanz muß sich die katholische Kirche Deutschlands neu organisiren. Zum Theil entsprang die deutschkatholische Bewegung ähnlichen Gründen. Hierin liegt das Welthistorische des sich jetzt zu Ende neigenden Kampfes. Ob der Papst einen Erdenfleck mehr oder weniger besitzt, ist gleichgültig. Gebt ihm ein Reich in Syrien — es wird nie das alte Reich von Rom werden! Sinkt der Papst zu dem herab, was er ursprünglich und nach dem Worte seines Gründers, des Apostels Paulus, war und bleiben sollte: der Bischof von Rom, so werden damit alle katholischen Kirchen vom römischen Alpdruck frei. Dann und nur dann läßt sich an eine endliche Aussöhnung der streitenden Parteien in der Christenheit denken — und wie Voltaire gesagt: Die Vernunft, die Jahrhunderte hindurch vor ihren Verfolgern sich verborgen hielt, „finira par avoir raison".

Goodchild's Trocheidoskop.

Für Licht- und Farbenharmonie-Entwickelung und -Erkenntniß sorgen die Herren Horne und Thoruthwaite in London. Sie haben das vor kurzem von Goodchild construirte Trocheidoskop in den Handel gebracht.

Das sinnige Instrument übertrifft den Farbenkreisel und verspricht ebenso populär zu werden wie das Kaleidoskop und Stereoskop. Durch eine mechanische Vorrichtung werden in ihm alle Farbencombinationen dargestellt und dem Auge gefärbte Muster vorgeführt. Dem optischen Zeitvertreib, der die interessantesten Erscheinungen dem Auge darbietet, liegt ein entschieden höherer Zweck zu Grunde; denn es liefert dieses Instrument feste Daten für die Anordnung der Farben in richtiger Harmonie oder in den verschiedenen Contrasten; es wird daher für Musterzeichner und Decorateure ein willkommener Verbündeter ihrer Kunst sein. Der Farbenkreisel war bekanntlich eine Scheibe mit farbigen Abtheilungen, die im schnellen Drehen nur einen Farbenton zeigen, weil der Netzhaut nicht Zeit gelassen wird, die Farben zurückzuhalten. Diesen Kreisel hatte man mit einer schwarzen Scheibe, in der Muster oder Figuren ausgeschnitten sind, verbunden, die beim Drehen des Kreisels in mannichfachen Farbenbildern erscheinen.

Digitized by Google

Um das neue Inſtrument zu verdeutlichen, ſei es uns geſtattet, in Kürze auf die Natur des Lichts und der Farben einzugehen, da es auf Anwendung ihrer Geſetze beruht. Weißes Licht, wie das Sonnenlicht, iſt aus ſieben Farben zuſammengeſetzt und kann mittels des Prisma in ſieben Farben zerlegt werden: violett, indigo, blau, grün, gelb, orange, roth. Werden die Farben in dieſer Reihenfolge zuſammengeſetzt, ſo erſcheint die Scheibe beim ſchnellen Umdrehen nahezu weiß. Wird eine Farbe ausgelaſſen, ſo muß bei der Drehung ein anderer Farbenton erſcheinen, welcher der complementäre zur unterdrückten Farbe iſt; läßt man roth aus, ſo erſcheint grün; läßt man blau aus, ſo erſcheint orangeroth; läßt man gelb aus, ſo erſcheint indigo. In neuerer Zeit iſt von Malern und Fabrikanten farbiger Waaren die Farbenharmonie, d. h. das Geſetz des gleichzeitigen Contraſtes, mehr berückſichtigt worden als früher und ſo iſt das Auge ebenſo wählieriſch geworden wie der Geruchs- oder Geſchmacksſinn. Der Zweck des Trocheidoſkops iſt eben, dieſes Geſetz zu verſinnlichen und die verſchiedenen Erſcheinungen zu zeigen, die beim Coloriren von Decorationen und farbigen Waaren, wo es ſich um die Harmonie der Färbung handelt, benutzt werden können. Bei dem neuen Inſtrument wendet man, um das Vermiſchen der Farben auf einer Scheibe zu bewirken, einen Mechanismus an, der es geſtattet, die Scheibe nach Belieben langſam oder ſchnell zu drehen; man kann bei geringerer Geſchwindigkeit Wirkungen zeigen, die mit dem Farbenkreiſel nicht zu erzielen ſind; denn durch die Kurbel hat man dafür die richtige Handhabe. Da die ſchwarze Scheibe mit den ausgeſchnittenen Muſtern unter einem Winkel befeſtigt iſt, ſo muß möglichſt viel Licht auf die Farben fallen, damit ſie lebhaft erſcheinen.

Es läßt ſich auch mit dieſem Inſtrument die Complementärfarbe aus der Originalfarbe entwickeln; ſo bringt roth bläulichgrün hervor, blau bringt orangegelb. Um das zu bewirken, ſchraubt man auf das Käſtchen eine halb rothe, halb weiße Scheibe und darüber eine ſchwarze, ſodaß ſich das Schwarz über dem Roth befindet; beim Drehen geht der äußere Ring von ſchwarz in bläulichgrün über. Ebenſo wird man mit gelb und weiß ein dunkles Violett erhalten. Schneidet man in der ſchwarzen Scheibe nicht nur Figuren, ſondern auch vier Vorſprünge aus und bringt dieſe auf einer kurzen Spindel über die farbige Scheibe, ſo ſieht man beim Umdrehen gewiſſe Farben durch die Ausſchnitte; wenn man aber die Vorſprünge mit einem Stäbchen berührt, ſo ändern ſich die Farben, was dadurch entſteht, daß durch das Berühren der Vorſprünge die Drehung der ſchwarzen Scheibe momentan verzögert wird und daher die Farben unter derſelben ſich ändern; durch das eingeſchaltete Schwarz bleiben ſie erhalten und werden belebt, ſtatt verloren zu gehen und ineinander zu fließen, wie es ohne die ſchwarzen Vorſprünge der Fall wäre.

Auf dieſe Weiſe laſſen ſich mit dem Trocheidoſkop eine Menge der reizendſten Verſuche machen, die nach den verſchiedenen Licht- und Farbentönen hin allerlei Combinationen gewähren.

Berliner Briefe.

V.

— — Das große Deficit, das die Geſelligkeit durch die Landestrauer erlitten, wird theilweiſe durch den Empfang, der in einigen großen Salons ſtattfindet, ausgeglichen.

Die Damen erſcheinen nach Vorſchrift in weißen Coiffuren, weißen Handſchuhen und umhüllt von weißen Wölkchen, die ſchon den nahenden Lenz ahnen laſſen. Einige jedoch, päpſtlicher als der Papſt, erſcheinen, wie Fama ſagt aus guter Wirthſchaft, immer noch in ſchwarzen Handſchuhen und außer ihrem roſigen Geſichtchen noch in tiefer Trauer.

Unter den Miniſtern iſt nur Graf Schwerin derjenige, der ſein Hotel und zwar am Montag geöffnet hat; wenigſtens wird der Finanzminiſter durch den koſtbaren Umbau des Hauſes, dem ein Tanzſaal fehlte, noch davon zurückgehalten — Herr von der Heydt ſoll — nach einem „on dit" — ſeine Kräfte zu den Feſten ſparen, die er bei und nach der Huldigung, gleich Dankgebeten für die Erhaltung ſeines Portefeuille geben will. Die hohe Ariſtokratie, durch Graf Arnim-Boitzenburg repräſentirt, vereinigt ſich am Dienstag in ſeinem Hotel. Derſelbe ſoll die ihm bei der Huldigung, die den 10. Juni hier in Berlin ſtattfinden wird, zugedachte Fürſtenkrone, aus Rückſicht, wie man ſagt, auf ſeine ſtarke Deſcendenz, mit Dank und Ehrfurcht vor des Monarchen gnädigſter Abſicht abgelehnt haben. Fürſt Radziwill hält am Mittwoch ſeinen Empfang; die Fürſtin von Sagan, Graf Redern und noch einige Geſandte haben die übrigen Tage in Beſchlag. Das Vergnügen ſelbſt erblüht in dieſen und andern Treibhäuſern der Geſelligkeit wie überall in ſolchen Fällen bei einem Temperaturſtande, der dem der Ananas- und Orchideenhäuſer gleichkommt. Und in der That — man zieht hier auch mehr exotiſche als heimatliche Blüten; das Fremdartige reizt mehr als das Gewohnte.

Einen Act ſeltſamen Ceremoniells brachte die Belehnung unſers Königs mit dem Hoſenbandorden. „Honny soit qui mal y pense!" Sind wir einem derartigen romantiſch-portiſchen Gepränge, wie es das Inſelreich mit ſeinen barocken Miſchungen von Zopf, Perücke und Ritterhelm aus den vergangenen Jahrhunderten noch bewahrt hat, ſchon entwachſen und laſſen wir uns ſchon lange bei derartigen Anläſſen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" incommodiren oder müſſen hin und wieder die alten Poeſieen jener mittelalterlich-romantiſchen Zeit wachgerufen werden, um uns nicht vollſtändig in den Proſaismus des Tages verſinken zu laſſen? Wir laſſen die Frage unentſchieden und bemerken nur, daß glücklicherweiſe jetzt die Zeiten vorüber ſind, wo ſolche romantiſche Acte, wie beim hochſeligen König, im Zuſammenhang mit ſeiner Politik ſtanden. Und wenn auch ſchon wieder eine türkiſche Deputation unterwegs iſt, die dem König den Medſchidjeorden des kranken Mannes zu überbringen die Ehre haben wird, ſo wird hoffentlich Preußen darum doch die orientaliſche Politik Napoleon's III. unterſtützen, die da heißt: Luft und Raum für Europas Civiliſation! Uebrigens hat dieſer Orden

den Vorzug durch reale Eigenſchaften; er enthält einen Diamanten von ſeltener Schöne.

Auch die wiſſenſchaftlichen und andern Vorleſungen, deren Anzahl neulich bis auf acht in einer Woche geſtiegen iſt und die mithin von neuem bethätigen, daß Berlin in der That eine nach Bildung und Wiſſen ſtrebende Einwohnerſchaft beſitzt, werden jetzt wieder von den allerhöchſten Herrſchaften beſucht. Der (namentlich von dem jüngern Theil des Hofes erſehnte) Moment des Theaterbeſuchs dürfte nun auch nicht mehr fern ſein; Taglioni's vielbewundertes „Träumen und Erwachen" wird zur anmuthigſten Begrüßung Gelegenheit bieten. Seien wir nicht zu rigoriſtiſch! Der Meiſter des Ballets hat diesmal eine Staffage von Poeſie auf die Bretter gezaubert, der man mit dem Begehren, mindeſtens vier paar Augen mehr im Kopfe zu haben, wahrhaft erliegt. Scenerie, Tänze und Gruppen ſind poetiſch gedacht und ausgeführt; das Erſcheinen der Geliebten als Genius der Kunſt ſchießt einen Moment zum organiſch poetiſchen Kern einer höhern Idee an, von welchem freilich ſchon die nächſten Scenen es wieder zu ſehr abtrennen.

Das italieniſche Theater des Herrn Lorini hatte in Roger einen neuen Magnet erhalten. Man beeilte ſich, dem unvergleichlichen Sänger auch nach ſeinem Unglück und dem ſehr bemerkbaren Untergang ſeiner Stimme doch noch einmal zu danken für das, was er uns in den Tagen ſeiner vollen Kraft gegeben. Mit der Zeit iſt nicht zu ſpaßen — ſie iſt unerbittlich und treibt ihre Forderungen wie ein harter Exekutor von jedem ein —! Aber die Kunſt, die Geliebte, der er ſich für das Leben hingab, ſie trägt den echten Künſtler noch lange. Roger ſingt deutſche Lieder mit einer Innigkeit und Deutlichkeit der Ausſprache, die wir unſern vaterländiſchen Sängern ans Herz legen möchten. Sein Erlkönig, begleitet von dramatiſcher Action, tritt zu ſeeniſcher Anſchaulichkeit ins Leben. Was andererſeits die Kunſt der Mechanik jetzt vermag, das ſahen wir an ſeinem künſtlichen Arm! Faſt bei allen Bewegungen war er ihm ebenſo dienſtbar wie ſein geſunder. Durch Federn und Fäden, die über Bruſt und Rücken laufen und den künſtlichen Arm mit dem geſunden in Verbindung ſetzen, wenn er will, iſt er im Stande, wenn die Action es verlangt, beide Arme gleichzeitig zu erheben, ſodaß wer nicht weiß, daß die rechte Hand ihm fehlt, es kaum glauben würde. Möglich, daß die Uebung im guten Spiel ihm auch hier zu Hülfe kommt.

Orthodoxie und Zucker.

* Bekanntlich wohnt der überwundene Tſcherkeſſenfürſt Schamyl ſeit ſeiner Gefangennehmung mit ſeiner Familie in Kaluga, einer Stadt von 30,000 Einwohnern.

Die „Nordiſche Biene" erzählt ſoeben, daß er vor einigen Wochen von einem Fabrikanten zum Beſuch einer in der Nähe von Kaluga befindlichen Zuckerfabrik eingeladen worden. Dieſer Beſuch ſchien anfangs für ihn viel Intereſſe zu haben; er nahm die Einladung mit Vergnügen an. Plötzlich zögerte er, verſchob den Beſuch; man ſah, daß irgendeine Urſache abwaltete, die hindernd im Wege ſtand. Bald klärte ſich dieſe auf. Man hatte ihm hinterbracht, daß bei Fabrikation des Zuckers zur Reinigung der Maſſe gebrannte Knochen gebraucht würden. Nicht daß er Knochen von den Schlachtfeldern im Kaukaſus fürchtete, ſondern — etwaige Schweineknochen.

Bei der erſten Nachricht über dieſe ſchreckliche Entdeckung war der fromme, das Schwein verabſcheuende Orientale dem Entſchluſſe nahe, den Zucker ganz von ſeinem Tiſche zu verbannen. Er beſann ſich. Wäre wirklich am Zucker ſo Verfängliches, ſo müßte doch der Prophet ſchon längſt die Rechtgläubigen auf eine oder die andere Weiſe davon in Kenntniß geſetzt haben. Er beſchloß, die Fabrik zu ſehen.

Schon ſtieg er in den Wagen, als er ſich nach dem Tagesdatum erkundigte. Es war der 13. Februar. Beinahe wäre ſchon jetzt die Ausfahrt rückgängig geworden — die ominöſe Zahl dreizehn ſchreckte ihn zu ſehr. Zum Glück erinnerte er ſich, daß es zugleich ein Dienstag war — dem Türken der günſtigſte Tag zum Anfang von Geſchäften. Er fuhr ab und hielt nur noch einmal inne, als ihm einfiel, daß er in letzter Nacht im Traume den Schwanz eines ſchwarzen Hundes — bekanntlich unter allen ſchlimmen die ſchlimmſte Vordedeutung — geſehen hätte — indeſſen er überwand alle Schwierigkeiten und langte in der Fabrik an.

Der Fabrikant bereitete ihm den ehrenvollſten Empfang. Er zeigte ihm alle ſeine Räume, durchging mit ihm alle Proceduren der Fabrikation und vermied ſorgfältig, ihn in die Geheimniſſe des Knochenmehls einzuweihen. Er ſchien ſehr zufrieden und alles verſprach den beſten Ausgang, als ganz unerwartet eine Kataſtrophe eintrat, die Schamyl's Vorausſicht nur zu ſehr beſtätigte.

Der Zuckerſieder, ein Deutſcher, wollte ihm noch eine Methode der Reinigung des Zuckers zeigen; er nahm dazu einen Haarpinſel, tauchte ihn in Waſſer und wollte die Reihe Zuckerformen damit beſpritzen. Da — wer ſchildert das Entſetzen und das plötzliche Zurückweichen Schamyl's und ſeiner Gefährten —! Er nahm die Haare des Pinſels für Schweinsborſten und verließ ohne weiteres (der Traum vom Hundsſchwanz hatte ſich zugleich mitbeſtätigt) das Fabrikgebäude. Die Folge war — daß er in den erſten Tagen Thee, zu dem er den Zucker brauchte, ganz aus ſeiner Familie verbannte und überall, wo ſonſt in ſeiner Küche Zucker gebraucht wurde, nur noch die Anwendung des Honigs zuließ.

Aus der Bühnenwelt.

* Die von dem Franzoſen Maurice und dem trefflichen Darſteller Marr in Hamburg mit Präciſion verwaltete Thaliabühne hat ſoeben vom dortigen Senat die Erlaubniß erhalten, außer Poſſe und Luſtſpiel jetzt auch Schauſpiele geben zu dürfen. Da ſich das alte Stadttheater überwiegend nur mit Oper und Ballet beſchäftigt, ſo läßt ſich dem ernſten Drama jetzt in Hamburg Glück wünſchen. Die Thaliabühne zeichnet ſich durch ein vortreffliches Enſemble aus und beſitzt in reichem Maße die Gunſt des Publikums. Eine gleiche Erweiterung der Conceſſionen wäre auch den Bühnen Berlins zu wünſchen.

Briefwechſel.

— Herrn L. F. in Wien. Die Novelle Ihres Empfohlenen iſt durch Buchhandel zurückgegangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 13. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. I. — Amerikanisches Ansiedlerleben. VII. — Tultscha und die deutschen Colonieen in der Dobrudscha. II. — Briefe aus München. I. — Am Büchertisch. V. — Neue Romane und Novellen. VII. — Der Blinde. Von A. Georgi. — Neues aus der Welt.

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

I.

Das Lloyddampfschiff lief nach stürmischer Fahrt in den Hafen von Malomocco.

Venedig kam in Sicht. Die Passagiere eilten auf das Verdeck, den berühmten Anblick zu genießen.

Aber die Lagunenstadt hatte heute ihre Nebelkappe aufgesetzt. Nur der Glockenthurm von San-Marco ragte aus dem Dunst hervor. Der Tag kämpfte mit der Nacht. In schweren Tropfen fiel die feuchte Luft. Ein echter Scirocco, wie ihn die Venetianer lieben, der aber bleischwer auf dem Fremden lastet!

Diejenigen, welche auf das Verdeck gestiegen waren, um zu schauen und zu bewundern, wandten sich jetzt nothgedrungen an die profaischere Aufgabe, ihr Gepäck zu mustern. Im Mittelpunkt des Schiffes drängt sich der bunte Haufe zusammen, der die Fahrt gemeinschaftlich zurücklegte. Kein Band verknüpft sie als die zufällige Reisegelegenheit. Sie werden sich rasch und vielleicht für immer trennen.

Ein verworrener Menschenknäuel! Schöne Morgenländer mit klugen Augen und dichten, dunkeln Bärten bleiben in jener plastischen Ruhe, die dem Orientalen mit Recht von wahrer Mannes-würde unzertrennlich gilt. Griechische Geschäftsreisende rennen über die Planken, alles ihnen den Weg Versperrende zur Seite schiebend und sich ihrer Kasten und Päcke bemächtigend. Zeit ist Geld! hat man auch in Korfu und Smyrna gelernt. Im dichtesten Haufen steht eine weibliche Person in Shawls und Tücher verhüllt; sie jammert in drei verschiedenen Sprachen nach ihrem Koffer, nur eben auf Italienisch nicht, das die Aermste nicht versteht. Niemand achtet ihres Rufens. Jeder sorgt nur für sich. Am wenigsten ist auf die Hülfe der Mönche und Priester zu rechnen. Da steht ein Prete, wie sie in Italien sich finden! Das glückliche Land besitzt neben prächtigen Kirchenfürsten auch geistliche Proletarier. Der gegenwärtige war noch jung, aber wie schmuzig und unordentlich! In ein buntes Baumwollentuch geknüpft trug er die irdische Habe in der Hand. Theilnahmlos für seine Umgebung schnupft er aus einer großen Horndose. Der Tourist und Physiognomiker macht hier die prächtigsten Studien.

Das Rad wird zum Stehen gebracht. Ein bisher noch nicht auf dem Verdeck gewesener Passagier kommt aus der Kajüte herauf. Ein schlanker Mann, weder alt noch jung, weder schön noch häßlich. Militärische Haltung bis zur Grenze der Steifheit. Scrupulöse Sauberkeit und Accu-

Digitized by Google

rateſſe. Weder ein Blick auf die nun deutlich ſichtbar werdende Stadt, noch auf die Menſchen um ihn her. Beides intereſſirt ihn nicht. Artig tritt er einen Schritt zurück, als eine Dame ins Boot drängt. Dann wechſelt er noch einen Gruß mit einem jungen Morgenländer, der von Konſtantinopel her die Reiſe mit ihm gemacht. Hierauf ſtieg auch er gewandt in eine Gondel und verlangt in vollkommen gutem Italieniſch nach dem Albergo reale von Danieli. Wenige Minuten ſpäter folgt ſein Diener mit der Bagage. Die Gondel ſtößt ab.

Der Weg war ſo kurz, daß es ſich nicht der Mühe lohnte, unter das Dach der Gondel zu treten. Leicht ſtützte der Fremde ſeinen Elnbogen auf das „Felze" (das ſchwarze Dach der Gondel) und blieb ſtehen, wie es die Venetianer thun, wenn ſie ein Traghetto kreuzen. Gleichgültig ließ er den Dogenpalaſt, die Seufzerbrücke, die Gefängniſſe an ſich vorübergleiten. Einige Ruderſchläge noch und der Gaſthof, ein alter Palaſt, war erreicht.

Mit raſchem, geübtem Blick erkannte der „Intendant" des Hotels — Oberkellner würden wir ſagen — den Mann von Stand und Vermögen. „Signore, unſer Haus iſt von oben bis unten voll, wir können Ihnen keine anſtändige Wohnung anweiſen. Wenn Sie ſich aber einen Tag begnügen wollen, morgen würde dann ein ganz hübſches Apartement frei!" „Nun gut! ſo bleibe ich!" verſetzte der Reiſende mit einem gelaſſenen, ganz unangebracht mephiſtopheliſchen Lächeln und folgte dem voranſchreitenden Diener vier Treppen hoch. Der letztere öffnete bedenklich eine Thür, aber die erwartete tadelnde Bemerkung blieb aus. Der Fremde warf ſeinen Plaid auf den Tiſch und bewies durch dieſen Act die Beſitznahme des weiten, kalten, beinahe leeren Gemachs. Der Kamin wurde geheizt, gab viel Rauch und wenig Wärme. Der Ankömmling ſtreckte ſich auf ein paar Stühlen aus. Müde war er, müder als er es zeigen mochte. Die elaſtiſche Jugendfriſche und Kraft hatte ſeinen Körper verlaſſen, ohne daß er es wahrſcheinlich gern eingeſtand. Ein leichtes Reiſefieber meldet ſich immer. Der Bediente bereitete ſchon den ruſſiſchen Thee, in langſamen Zügen trank ſein Herr und fiel nach und nach auf ſeinem unbequemen Lager in tiefen Schlaf.

Indeſſen ſchlug draußen der Wind um. Die friſche Luft fing von den Bergen her zu wehen an. Sie jagte alle grauen Wolken vom Horizonte weg, das reine Tiefblau wurde ſichtbar, die Sonne flocht ihre goldenen Streiflichter darein.

Ein Strahl der großen Erwärmerin und Erleuchterin fiel auch auf die öde Dachkammer des Albergo reale. Der Fremde erwachte, ſchlug ſeine grauen Augen auf und fuhr mit der Hand über die wachsbleiche Stirn, gleichſam um ſich zu orientiren. Dann ſprang er von den Stühlen. Körperlich fühlte er ſich geſtärkt. Er trat ans Fenſter und ſchaute von ſeiner hohen Warte auf die häßlichen Dächer der Nachbarhäuſer herab. Dieſer Anblick bot keine Erquickung. Und ſein Gemach! Vier weißgetünchte Wände ringsum. Ein Bett von zweifelhafter Reinlichkeit, ein harter, grüner Lederdivan, ein wackeliger Tiſch nebſt mehren Strohſtühlen — der Fremdling ſeufzte ein Pitoyable! und ſah nach der Uhr —

Es gibt Mittel, aus jedem ſterilen Boden eine Zauberblume zu locken. Der ihm eigenen köſtlichen geiſtigen Freiheit gemäß vermag der Menſch die leere Stätte zu bevölkern mit theuren Erinnerungen. Er ſendet die Gedanken, die raſchen Geſellen, die ſchneller reiſen als Dampf und Telegraph, dorthin, wo ein Weſen weilt, das ihm in Liebe und Treue verbunden. Ein Blatt wird aus der Reiſetaſche gelangt und traute Worte werden darauf verzeichnet — heimatlich hat es den Fremdling ſchon angemuthet — Was kümmert da die Umgebung —! Selbſt die Gefängnißzelle kann einem ſolchen Sinn zur traulichen Wohnſtätte werden —

Aber es gibt auch arme Herzen. Auf der weiten Erde beſitzen ſie nichts. Mumienhaft iſt der Quell des Lebens in ihrem Innern vertrocknet. Solche thun beſſer, der ſtillen Einkehr zu entfliehen und auf den geſchäftigen Markt des Lebens zu eilen. Zur letztern Kategorie mochte wol auch der Gaſt des Hotel Danieli zählen.

Er klingelte ſeinem Bedienten, kleidete ſich mit deſſen Hülfe an und trat dann hinaus auf den wogenden Corſo der Riva dei Schiavoni.

Die liebe Herbſtſonne ſchien freundlich. Unter ihrem wohlthätigen Einfluß verließ das Reiſefieber den Körper des Fremden. Auf den glatten Steinplatten, auf den Stufen der Kirchen und Paläſte, überall lag das müßige Volk und ſonnte ſich. Der Kauffahrer buntes Nationengemiſch füllte die Kaffeehäuſer am Strande. Die Straßenbuben trieben ihre Kurzweil zur öftern Gefahr der Beine des ruhigen Spaziergängers. Barcaroli und Gondolieri riefen den Fremden an — der Unſere ſchritt, in ſeiner kühlen, zu-

weilen ſarkaſtiſch lächelnden, blaſirten Weiſe durch die Volksmaſſe. Im Giardinetto hatte die milde Luft noch die grünen Blätter verſchont; nur die alten hohen Lindenbäume begannen ihr Laub zu verlieren. Dafür mochte ſich das Auge ſättigen am zierlichen Bau des japaniſchen Mispelbaums, am ſaftigen Grün der Stechpalme, den verſchiedenen Laurusarten, den düſtern Cypreſſen und ſchlanken Pinien, der fächerartigen, wunderſchönen Araucaria. Daneben ließen die geöffneten Treibhäuſer ihre farbige Blumenpracht ſehen. Alles das ließ der Fremde mit ziemlicher Gleichgültigkeit an ſeinen Augen vorüberziehen — Er kannte Italien vom Norden bis zum Süden —

Vor dem eleganten kleinen Pavillon, der jetzt in ein Kaffeehaus umgewandelt iſt, ſaßen Männer und Frauen im Freien. Einige in große Zeitungsblätter vertieft, andere mit ihrem Frühſtück beſchäftigt, die meiſten die herrliche Ausſicht genießend. Gerade über taucht das maleriſche San-Giorgio aus den Fluten. Zur rechten der Eingang des Canale grande mit den byzantiniſchen Kuppeln der Salute. Weiter öſtlich die runde Dogana, den Anfang des Giudeccakanals bezeichnend, von deſſen Rand der Redentore herüberwinkt, in der ſtrengen Regelmäßigkeit und Reinheit ſeiner Form den ernſten Meiſter Palladio kündend. Ueberall zwiſchendurch blaue Lagunenwogen, raſch durchſchnitten von der kleinen ſchwarzen Gondel mit der ſcharfen Hellebardenſpitze voran; langſam gleitet die meiſt ſchwerbeladene Barke nach, das Laſtthier der Lagune, während die Gondel deren Reit- und Wagenpferd iſt. Vom Rand des Horizonts arbeiten ſich die Segelſchiffe näher, überflügelt vom brauſenden, ziſchenden Dampfer. Oeſtlich tauchen in verſchwommenen, weichen Linien verſchiedene Inſeln auf. Im Südoſt begrenzt der Lido die weite Fernſicht; ihm entgegen kehrt die Stadt ihre öſtlichſte grüne Spitze mit den Giardini pubblici. Von dem Park, deſſen Anlage Venedig der kurzen Franzoſenherrſchaft verdankt, führt die herrliche, brückenreiche Riva dei Schiavoni zu dem Ausgangspunkte der reichen Rundſchau zurück. Die Fremden können ſich nicht ſatt ſehen an dieſem lebendigen, prächtigen Bilde, auch die Einheimiſchen entzücken ſich daran — —

Unſer Reiſender hielt nicht einmal an in ſeinem gleichmäßigen Schritt. Er tauchte die Augen nicht in die Ferne mit jenem weichen, verſchwimmenden Blick, wie ihn der Genuß der echten Schöne erzeugt. Möglich, der kühle Mann hatte vielleicht ſchon auf berühmtern Stätten geweilt, der Natur die Schönheit, der Kunſt die Herrlichkeit, der Hiſtorie die Erinnerungen ſattſam abgeſehen. Nichts ſprach mehr zu ſeinem Herzen, wenig mehr zu ſeinem Geiſte —

Da aber auf dem Molo ſah er ſich mehreren eleganten Spaziergängern gegenüber, welche eben aus der Piazzetta einbogen. Einen derſelben fixirte er und nun kam plötzlich doch einiges Leben in ſein Inneres.

„Willkommen in Venedig, Jegôr!“ ſprach er mit liſpelnder Stimme...

„Iwan!“ rief ihm ein breitſchulteriger hochgewachſener Mann entgegen, dem die Begrüßung gegolten, eine kernige Geſtalt des Nordens — „Du in Venedig! Bleibſt den Winter hier?“

„Wie lange oder wie kurz ich bleibe, iſt mir ſelbſt noch unbekannt!“ antwortete Iwan. „Uebrigens iſt es ein glücklicher Zufall, daß wir uns trafen —“

Jegôr beſtätigte die gleiche Empfindung im vollſten Maße und nun ſtellte der große, athletiſche Nordlandsſohn mit den röthlich blonden Haaren und den klaren, hellen Augen ſeinen Begleiter und Freund vor: „Baron Iwan von Fink!“ Und dieſem nannte er ein paar der ſonoren, ariſtokratiſchen Namen des alten Venedig.

Die Herren ſchlenderten eine Weile den Marcusplatz ab und auf, wo eben eine öſterreichiſche Banda ſpielte. Später trennte ſich die Geſellſchaft. Jegôr ſchob ſeinen Arm in den ſeines Freundes und Landsmanns und ſagte: „Nun laſſ' uns nach Hauſe gehen! Unſere erſte Confidenz nach ſo langer Trennung iſt die: Ich habe einen formidablen Hunger!“

Auch Iwan von Fink, eine „realiſtiſche“ Natur, fand dieſen erſten Ausbruch der jetzt erlangten vollen Intimität ganz nach ſeiner eigenen Stimmung und ergab ſich der Verfügung des Freundes...

„Es thut mir wahrhaft wohl, Iwan“, begann dieſer, „wieder einen vernünftigen Menſchen gefunden zu haben, mit dem ich reden kann! Dieſe Welſchen ſind fürchterlich langweilig! Sie verſtehen nichts — nichts — außer von Muſik und Moden! Ich begreife vollkommen die Lächerlichkeit, über ein Land zu zanken, deſſen freiwilliger Gaſt man iſt, aber unſer Klima ausgenommen iſt es wahrlich bei uns in Riga zehnmal amuſanter als hier!“

„In Riga!“ wiederholte Iwan lächelnd. „Daß ich nicht ſagen könnte! Ich bin in Italien ein-

gelebt! Ich betrachte es als Calamität, ſelbſt den ſchönſten Ball auf unſerm „Ritterhaus" an der Düna mitzumachen! Haben wir eine Oper, die ſich anhören läßt? Die Cenſur beſchneidet uns ſelbſt die franzöſiſchen Romane! Aber — apropos — in Kurland hat man jetzt die Paſſion für Bärenjagden! Wenn dich vielleicht dergleichen amuſirt —"

Allerdings! erwiderte Jegôr. Schon der Genuß, hernach im Schnee am warmen Ofen zu ſitzen und die Bowle zu leeren — Aber Wetter, wohin gehen wir! Da ſind wir San-Fantino de Fenice gegenüber! Ich bin der Bocca di piazza gefolgt, anſtatt links den Weg über San-Moiſé zu nehmen.

„Wo wohnſt du denn eigentlich, Hoheneck?" fragte der Landsmann —

„Caſa Wetzlar San-Maria Zobenigo!" antwortete Jegôr von Hoheneck und fand ſich bald zurecht. „Nun, dann iſt es kein großes Unglück!" fuhr er fort. „Wir folgen dieſer ſchmuzigen Straße zur linken, gehen über die Auſternbrücke und gelangen direct vor unſere Thür. Aber ich glaube, du kennſt Venedig beſſer als ich, Fink! Trotz mehrjährigen Aufenthalts vermag ich mich noch nicht in dieſem Gewirr von Gäßchen, Brücken und Kanälen zu orientiren —"

„Ortsſinn, lieber Freund! Auch war ich allerdings ſchon öfters hier!" erwiderte Fink ruhig. „Was macht deine Frau?"

„Danke!" ſagte Jegôr trocken —

Wenige Augenblicke und ſie befanden ſich im Salon der ebenerwähnten Dame gegenüber.

Frau von Hoheneck war eine ſchlanke, mittelgroße, hübſche Dame mit ernſtem, faſt ein wenig melancholiſchem Ausdruck auf den feinen Zügen. Sie erhob ſich, als die beiden Herren eintraten und ein flüchtiges Roth färbte ihr die Wangen, während ſie Fink die Hand hinhielt. Fink warf einen raſchen, durchdringenden Blick auf die Dame. Dann beugte er ſich mit kühler, ſteifer Artigkeit über die zarten Finger.

Gleich darauf wurde das Eſſen angekündigt. Baronin Hoheneck ging mit ihrer jungen, achtjährigen Tochter voran und die beiden Herren folgten. Zwiſchen zwei großen Blumenkörben war die Tafel gedeckt. Singvögel in weiten Käfigen zwitſcherten durch das wohnliche Gemach.

Die Unterredung wurde beinahe ausſchließend zwiſchen der Dame und Iwan geführt. Hoheneck that dem guten Mahle volle Gerechtigkeit. Wer ihm bei der Arbeit zuſah, begriff, daß er allerdings eine ſtarke Bewegung im Freien und die kurländer Bärenjagd vermiſſen mußte.

Unter den Ehegatten ſelbſt nahm Fink bei den wenigen Worten, die dieſe zuſammen wechſelten, einen fremden, kalt höflichen Ton wahr. Die Baronin fragte viel nach der Heimat, ſie ließ ſich ganz von dem ſchönen Reiz hinreißen, im Ausland mit einem alten Bekannten zu plaudern. Der Nachtiſch war ſchon längſt aufgetragen, als ſie, wie aus Vergeſſen auffahrend, ſich erhob. Und wieder färbte ein leichtes Roth die Wangen der Dame, indem ſie den Kopf grüßend neigte und mit dem Mädchen an der Hand ſich entfernte.

Beide Männer blieben ſtehen, bis ſie die Thür erreichte. Hierauf zog der Hausherr den Rheinwein heran und füllte die Gläſer. Er bemerkte dabei:

„Frau von Hoheneck beehrte uns heute deinetwegen länger als gewöhnlich mit ihrer Geſellſchaft!"

Fink horchte auf. Er nippte leicht vom Weine. Dann richtete er ſeine kühlen Augen auf den Freund. „Vor zehn Jahren heiratheteſt du Adelheid Starkenberg aus Liebe!" ſagte er. „Sie iſt noch ebenſo hübſch wie damals und ihr Benehmen hat ſich vortheilhaft entwickelt! Ich glaube gar, du liebſt ſie nicht mehr? Wieder ein Beweis für meine Theorie, daß keinem Mann die eigene Frau gefallen könne!

Una per averne,
Molte per goderne,
Ecampiare spesso!"

Sein Citat wurde faſt trällernd vorgetragen.

„Ein gutes venetianiſches Sprichwort! Man nennt hier auch «il matrimonio la tomba del amore!» erwiderte der Herr vom Hauſe. „Uebrigens beklage ich mich nicht über meine Frau. Sie hält mein Haus muſterhaft in Ordnung; wir ſtreiten niemals und ruhig geht jedes ſeinen eigenen Weg!" fügte er ſeufzend hinzu. „Ja! Meine Heirath war eine — große Dummheit — —"

Fink ſagte ein einfaches „Oho!" fragte aber nicht weiter. Er kam dem halben Geſtändniß nicht mit Worten zu Hüfe, er ſchenkte nur ein.

„Du warſt der Klügere von uns beiden, Iwan, daß du dich zu rechter Zeit zurückzogſt", fuhr Jegôr fort. „Eine Misheirath bleibt immer eine traurige Sache — Sie iſt ſtets von übeln Folgen begleitet —"

„Eine Misheirath nennſt du deine Verbindung? Zählen doch die Starkenberg zu den Edelſten unſers Landes —" warf Fink mit verſtellter Verwunderung dazwiſchen.

„Pah! Ich ſpreche nicht vom Blute! Aber darum war ihr Vater nicht weniger — ein — degradirter Huſarenrittmeiſter! Weißt du noch, wie Adelheid in Dorpat von frühem Morgen am Fenſter ihrer Wohnung ſaß und — arbeitete — Wir, wie zwei — Narren — an ihrem Fenſter vorüber — — Sonntags an der Kirchenthür — Der Vater — dann todt — Adelheid — Erzieherin in Rußland — Wie, rief ich, nach Rußland? Sie, Adelheid — Nein, nimmermehr! Hier iſt — Herz und Hand — und —"

„Und?" fiel Fink in dieſe träumeriſche Rede lauernd ein. Trotz ſeiner egoiſtiſchen Kälte intereſſirten ihn plötzlich des Landsmanns häusliche Verhältniſſe — —

„Sonderbar, daß wir niemals um Adelheid's Beſitz ſtritten! Du warſt doch ihr Bewerber ſo gut wie ich!" bemerkte Hoheneck ſich aufraffend und Glas auf Glas hinunterſtürzend —

„Das Verdienſt iſt auf meiner Seite, Jegôr! Dich bevorzugte die Dame", entgegnete Fink mit dem ihm eigenen leeren Lächeln — —

„Der Umſtand, daß ich ein armes Mädchen ohne Mitgift wähite", ſagte Jegôr, tief aufſeufzend, „ſetzte mich außer Stand, mein väterliches Gut anzutreten. So ließ ich mir meinen Antheil auszahien und legte das Kapital auf die Bank. Mein Einkommen wäre zu Hauſe beſchränkt, hier bin ich reich; daher war meine Heirath die Urſache, weshalb ich die Heimat verließ und nach Italien kam. Erſt lebte ich in Rom, aber dort wurde mir das weiſche Getreibe vollkommen unerträglich, ſo zog ich vor, wenigſtens unter dem Schutz einer deutſchen Regierung zu ſtehen und begab mich nach Venedig — —"

Hoheneck blieb den Kopf in die Hand geſtützt eine Weile ſitzen — ein ernſter, faſt trauriger Ausdruck verbreitete ſich über ſeine Züge — tiefes, mühſames Athemholen bewies, daß eine Laſt die Bruſt bedrückte. Der kühie Beobachter hatte geſchickt den unbewachten Moment benutzt, um ſeinem Freunde Bekenntniſſe zu entlocken, die jahrelang in tiefem Schweigen begraben gelegen —

„Gehen wir Thee trinken zu deiner Frau", unterbrach endlich Fink das Sinnen, in welches beide geriethen.

Bei dem Klang dieſer Worte ſchien der Bann gewichen, der Hoheneck's Gemüth umfangen hielt. Er erhob ſich. Ein Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, als er ſagte: „Thee? Wir ſind nicht in cara patria! Pah! Gehen wir — — zu Suttil! —"

Fink erhob ſich . . . Man nahm die Hüte, leichte Herbſtmäntel und verließ die Caſa Wetziar —

Im geſchmackvollen Hinterſalon des Café Suttil trafen beide Herren Bekannte. Einige Stunden verflogen raſch. Hierauf ſchienderte die ganze Geſellſchaft nach dem Apollotheater nnd um Mitternacht abermals ins Kaffeehaus.

Einige maie fiel es Iwan auf, daß Jegôr Heimlichkeiten hatte. Im Apollotheater ſuchte ſein Lorgnon nach Bekannten, mit denen er, als er ſie fand, flüſterte.

Als ſich Fink von ihm trennte, ſagte ihm Iwan:

„Morgen, lieber Freund, hol' ich dich ab! Wir machen einen Spaziergang — du wirſt ja ſehen — wohin —"

„Eine — ſchöne Frau — vielleicht?" fiel Fink lächeind ein . . .

„Eine Zauberin!" rief Jegôr entzückt . . .

Die Freunde trennten ſich . . .

Als Fink ſpät über die Riva nach Hauſe ging, wollte das ſarkaſtiſche Lächeln nicht mehr von ſeinen Lippen weichen — —

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Amerikaniſches Anſiedlerleben.

VII.

Welchen Charakteren begegnet man nicht in Amerika unter unſern eingewanderten Landsleuten!

Während des Sommers erhielten wir viele Beſuche und machten die Bekanntſchaft vieler neuen Ankömmlinge, auch ſolcher, die ſchon vor uns ſich angeſiedelt hatten. Darunter waren Barone und Grafen, ſogar ein unmittelbarer Reichsgraf, der aus Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen ſeinem Duodezthrone entſagt und den Scepter mit dem Pfluge vertauſcht hatte.

Es gehört gewiß ein origineller Charakter, viel Seelengröße und feſter Wille dazu, einem behaglichen, angenehmen Leben Valet zu ſagen, um hier in demokratiſcher Einfachheit unter ſauerer Arbeit und unendlichen Beſchwerden ſich einen häuslichen Herd zu gründen und dabei gutes Muthes und freundlichen Humors zu bleiben; und der Herr Reichsgraf iſt bei gutem Humor geblieben.

Auch ein ehemaliger Kammerherr, ein Herr von Vianitz, machte ſeine Aufwartung bei uns, der ſich rühmte, mehrere Jahre lang Sr. Majeſtät dem König von *** mit einem goldenen Leuchter zu Bett geleuchtet zu haben. Zurückſetzung und gekränkter Ehrgeiz hätten ihn bewogen, die Säle

des königlichen Schloſſes zu verlaſſen und hier ein freier Herr zu ſein. Die freie Luft ſagte ihm aber nicht zu. Er fühlte ſich nicht glücklich und iſt wieder zurückgegangen in ſeine alte Lebensſphäre.

Einen Baron von M. muß ich näher bezeichnen, obgleich ſeine Bekanntſchaft Ihnen wenig Freude machen wird. Baron von M. war aus einer altadelichen Familie Hannovers, deren Beſitzungen nach dem Osnabrückſchen hin weit ausgebreitet lagen. Baron Ulrich von M. hatte beim Antritt ſeiner Güter ein fürſtliches Vermögen geerbt, wirthſchaftete aber damit ſo wüſt, hauſte ſo zügellos und verſchwenderiſch, daß er im Verlauf der Jahre in bedeutende Schuldenlaſt gerieth und den Ruin ſeiner Familie herbeizuführen drohte. Seine Frau ſah ſich deshalb genöthigt, den Beiſtand des königlichen Gerichtshofes anzurufen und eine Trennung und Theilung des noch übrigen Vermögens zu veranlaſſen, wodurch ſie ſich und ihren Töchtern ſowie dem älteſten Sohne den Beſitz des gräflichen Stammſchloſſes und eine anſtändige Revenue ſichern wollte. Dem Baron ward ein Jahrgehalt ausgeſetzt und ihm bedeutet, damit auskommen zu müſſen. Dieſe Gebundenheit gefiel ihm nicht, er ſehnte ſich nach Freiheit, nach Selbſtändigkeit und ſchlug ſeiner Familie vor, ihm auf einmal eine runde Summe auszuzahlen, womit er nach Amerika gehen wollte, um nie wiederzukommen. Auf dieſen Vorſchlag wurde eingegangen. Ein beträchtliches, für hier noch immer glänzendes Vermögen ward ihm ausgezahlt und er ſchiffte ſich nach Amerika ein. Ihn begleiteten drei Söhne, von denen der älteſte, Heinrich von M., bereits Lieutenant in hannoverſchen Dienſten, nur auf Urlaub mitging, blos ein Jahr hier verweilte und dann in ſeine Garniſon zurückkehrte. Er hat die Beſchreibung ſeiner Reiſe und ſeines Aufenthalts hier in Briefform ſpäter veröffentlicht und kann, ſeinen Aeußerungen nach, für einen guten, braven, wohlunterrichteten und freidenkenden Mann gehalten werden. Die übrigen Söhne, zu denen ſich ein Jahr ſpäter noch ein jüngerer geſellte, ſiedelten ſich mit dem Vater hier im Weſten an, der eine ſchöne große Farm und einige Neger kaufte und unter den günſtigſten Umſtänden zu wirthſchaften anfing. Da in Hannover das Primogeniturrecht gültig iſt, das die jüngern von gleichberechtigten Erbſchaftsanſprüchen ausſchließt, ſo hatten dieſe Söhne dort natürlich nur dürftige Ausſichten und mußten ſich deshalb hier leicht beſſer gefallen, wo die freien Lebensbedingungen jedem einzelnen ein freies Feld für Ehre und Reichthum eröffnen. Die jungen Barone waren in Militärſchulen gebildete, hübſche, ſchlanke, ritterliche Jünglinge; aber den ſchönen, hohen, heiligen Begriff von Freiheit verſtanden ſie nicht. Zügelloſigkeit, die keine Schranke der Sitte und des Anſtandes anerkennen will, hielten ſie für Freiheit und ſich berechtigt, ſolche in vollem Maße zu genießen. In wüſten Zechgelagen, Hetzjagden und beim Kartenſpiel verpraßten ſie das mitgebrachte Vermögen und gaben der ganzen Nachbarſchaft durch ihre wilden Ausſchweifungen Aergerniß. Die Bewirthſchaftung der Farm und des Haushalts wurde den Negern überlaſſen, die ihrerſeits nicht verfehlten, für ſich den größtmöglichen Vortheil daraus zu ziehen. So ſah ſich der alte Baron nach Verlauf weniger Jahre wieder in der größten Geldverlegenheit und war mit Schulden überhäuft. Seine Söhne überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß ſein ſchlechtes Wirthſchaften an allem Unheil ſchuld ſei. Sie zwangen ihn in einem gerichtlichen Vertrage, die Farm an ſie abzugeben. Kaum waren ſie dergeſtalt rechtmäßige Beſitzer des väterlichen Eigenthums geworden, als ſie den Alten, der ihnen durch ſein Moralpredigen läſtig geworden war, von Haus und Hof jagten. Bettelnd mußte er bei den Nachbarn ſeinen Leibesunterhalt ſuchen. Das wüſte Treiben der Söhne ging nun um ſo ſchrankenloſer fort, bis Neger, Viehſtand und Farm durchgebracht waren. Dann griffen ſie zu unehrlichen Mitteln, machten Fälſchungen und Scheinverkäufe; ſo geſchah es, daß der älteſte der drei, vor das Gericht nach St.-Charles gefordert, als Schwindler und Betrüger angeklagt wurde und daß ſein Vater als Zeuge wider ihn auftreten mußte. Nicht ohne innigſte Erregung des tiefſten Mitleids konnte man den alten, unter Ausſchweifung und Gram ergrauten Mann anſehen, der den weiten beſchwerlichen Weg bis St.-Charles zu Fuß hatte machen müſſen, durch Hitze und Staub, um hier gegen einen verruchten Sohn zu zeugen. An ſeinem Stocke wankte er durch die Straßen, nach einem befreundeten Geſicht umſchauend, ob ihm wol ein Labetrunk angeboten werde. So traf ihn ein Bekannter voriger Jahre, ein Doctor, der ihn mit freundlichem Gruß in ſein Haus einlud. Auf dem Wege dahin begegneten ſie auf ſchnaubendem Roſſe dem Sohn, der ebenfalls den Doctor als alten Bekannten erkennend ſein Pferd anhielt und ihm zum Gruße die Hand bot, ſeinen Vater — ignorirend! Dieſer

aber grüßte ihn freundlich und ſprach: „Du haſt da ein wunderſchönes Pferd, mein Sohn“ (die alte Liebhaberei regte ſich in dem Herzen des armen Alten). „Das iſt mein ſchlechteſtes“, antwortete verächtlich der junge Baron; „ich habe zu Hauſe mehrere, die weit ſchöner, echte Raſſepferde ſind.“ „Gott! Gott!“ brach hier der alte Mann aus, „ich habe nur dies eine“ (auf ſeinen Stock zeigend) „und damit habe ich die dreißig Meilen machen müſſen!“ Der Sohn that, als hörte er dieſe Aeußerung nicht. „Doctor“, fing er mit leichtfertigem Tone an, dieſem ſeine Hand darzeigend, „wiſſen Sie kein Mittel gegen Warzen?“ Der Doctor maß ihn mit einem durchbohrenden Blick. „Laſſen Sie die Thränen eines alten, unglücklichen Vaters über einen ungerathenen Sohn darauf tropfen“, ſprach er mit gehobener Stimme, „und die Warzen werden verſchwinden!“ Davonſprengte der junge Baron im Galop, der Alte wankte dem Hauſe zu, eine Thräne in den grauen Wimpern zerdrückend. Wie der Proceß entſchieden wurde, weiß ich nicht mehr; ſo viel kann ich berichten, daß die drei Söhne ihr Unweſen ferner in ſolcher Ausdehnung trieben, daß ſie zuletzt die Gegend, ja den Staat verlaſſen mußten und nach Arkanſas flüchtig wurden, wo beide, wie man ſagt, der eine als Pferdedieb, der andere als falſcher Spieler gehängt wurden. Und den alten Baron fand man eines Morgens an einem Gartenzaun todt. Kummer und Mangel hatten ſein Leben geendet.

Aber ein froheres Gegenbild!

Konrad war ein Bauernknecht aus der Gegend des Speſſart, der für anſtrengendes Arbeiten nur einen magern Lebensunterhalt erwarb. Seine Geliebte, Kathrine, ein braves, redliches Geſchöpf, trug daſſelbe Los — ſchwere Arbeit ohne hinlängliche Vergütung, und hatte noch dabei für die Frucht ihrer Liebe, die kleine Marie zu ſorgen, was ſie mit der aufopferndſten Mutterzärtlichkeit that. Zu heirathen nach dem Geſetz des Staats und der Kirche ward ihnen nicht geſtattet. Der Geburtsort der Kathrine lag in eines andern Herrn Land und um die vielen Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die aus den Scrupeln der väterlichen Regierungen bei ſolchen Gelegenheiten entſtehen, zu beſeitigen, dazu fehlte ihnen das Geld. Konrad verließ mismuthig ſein Dorf und verdingte ſich auf einem großen Bauerngute nahe bei Frankfurt als Knecht.

An dieſes Gut grenzte der Garten und das Gehöft eines wohlhabenden frankfurter Bürgers, der ein einträgliches Fabrikgeſchäft betrieb. Dieſer war ein jovialer, heiter ins Leben ſchauender Mann, der ſein Gläschen und ſein Späßchen liebte und gern mit geringen Leuten verkehrte, um ſie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Er ward bald Konrad's Gönner und ſah häufig dem behenden, rüſtigen Burſchen zu, der ſo anſtellig und unverdroſſen bei der Arbeit war und ihm ſo verſtändig auf ſeine Fragen zu antworten wußte. Nach einiger Zeit veranlaßten Mishelligkeiten in ſeiner Familie dieſen Mann, den Plan zu einer Reiſe nach Amerika zu faſſen, den er auch bald ins Werk ſetzte. „Konrad“, fing er eines Morgens an, als er dieſem auf dem Felde begegnete, „willſt du mit mir nach Amerika gehen? Da wirſt du mit Sie und Herr angeredet und haſt alle Tage einen Bärenſchinken und eine Klapperſchlange auf dem Tiſch.“ Auf Konrad's Antlitz leuchtete die Morgenröthe einer neuen Hoffnung. Er hatte im Herzen das größte Vertrauen zu dem freundlichen, heitern Manne, deſſen nahe bevorſtehende Abreiſe ihn ſchon im voraus betrübt und deſſen Reiſeziel auch in ſeiner Seele Bilder eines fernen glücklichen Welttheils hervorgerufen hatte. Er ſchob lächelnd die Mütze auf die Seite, kratzte ſich hinterm Ohr und ſagte: „Ja, Herr, ich will wol mit Euch gehen, wenn die Kathrine auch mit kann.“ „Das verſteht ſich“, rief lachend der frohgelaunte Frankfurter, „die Kathrine muß auch mit, die kann da die von der Hitze gleich gebrannten Kaffeebohnen mit beiden Händen vom Boden aufraffen.“

Schnell nahm Konrad nun Abſchied aus ſeiner Dienſtbarkeit und eilte in das heimatliche Dorf, ſeiner Familie den frohen Entſchluß zu verkünden. Ein Schrei der Verwunderung entſtand, aber Kathrine war raſch entſchloſſen und gerüſtet. Nach einer Woche trafen beide, von ihrem Kinde begleitet, in Frankfurt ein, um unter der Leitung und Vorſorge ihres Freundes und Wohlthäters die große Reiſe anzutreten

Wohlbehalten landeten ſie in Neuorleans und kurze Zeit darauf in St.-Louis. Nach kurzer Raſt und Erquickung im Wirthshauſe begaben ſich die feierlich bewegten Zwei in ihren beſten Sonntagskleidern und begleitet von ihrem heitern Gefährten vor den Altar der Kirche. Der Pfarrer verlangte keine Zeugniſſe und Papiere, er ſegnete den Bund im Namen Gottes. Darauf mußte Konrad mit ſeinem luſtigen Herrn zu einem frohen Trunke gehen, die Kathrine aber ſtürzte auf ihre Kammer, umfaßte ihr Kind, fiel auf die

Knie und die heißen Thränen, die ihren Augen entſtrömten, ſprachen beredter als alle Worte ihres Herzens Empfindung aus.

Hr. H., der joviale Frankfurter, miethete eine Farm, kaufte zwei Pferde, die nöthigen Ackerwerkzeuge, die Ausſaat und ließ den Konrad wirthſchaften, der, keine eigenſinnigen Theorieen im Kopfe tragend, ſchnell den Amerikanern ihre Handgriffe ablernte und in kurzer Zeit ein angeſehener Farmer in unſerer Niederlaſſung wurde. Die Geltung eines Mannes ſchätzen unſere amerikaniſchen Nachbarn nach dem Stand und Ertrag ſeiner Felder und Konrad's Felder berechtigten ihn zu einer hervorragenden Stellung.

Herr H., der ſein angelegtes Werk zu ſeiner Zufriedenheit alſo gedeihen ſah, kehrte, nachdem er den ganzen Weſten bereiſt und ſich alles angeſehen, in ſeine Heimat und in ſeine alten Verhältniſſe zurück, die abzuwickeln ihm zu viel Schwierigkeiten gemacht hätte, ſonſt hätte es ihm zum Bleiben gut genug gefallen. Konrad und Kathrine, nun auf eigenen Füßen ſtehend, arbeiteten rüſtig fort, vermehrten anſtändig ihren Hausſtand, erſchienen nach und nach in verbeſſerter Garderobe, erlernten die engliſche Sprache und ſandten nach wenigen Jahren eine beträchtliche Summe Geldes hinüber nach der alten Heimat als Reiſegeld für diejenigen, welche nachkommen wollten. Nun kamen der Joſeph, der Damian und der Thomas und zuletzt auch noch die alte Mutter. Bald ward eine große Farm gekauft und baar bezahlt. Die Brüder verheiratheten ſich mit den Töchtern des Landes und aus den gedrückten, armſeligen Bauernburſchen ſind angeſehene, wohlhabende, glückliche, freie Bürger geworden. Die alte Mutter ſitzt im bequemen Wiegenſtuhl, trinkt dreimal des Tags ihren Kaffee und freut ſich ſtaunend des Glücks ihrer Kinder.

Aus Hell und Dunkel gemiſchte Bilder ergäben ſich etwa folgende:

Es war ein hübſcher, warmer Herbſttag, als wir, von einem Nachbarsbeſuche gegen Abend heimkehrend, auf zwei fremde Reiter ſtießen, die nach einigen deutſchen Anſiedlern ſowie nach dem Wege zu deren Beſitzungen fragten und zwar auf Deutſch. Nachdem wir Auskunft gegeben, wurde noch ein weiteres Geſpräch angeknüpft und im Laufe deſſelben nannte ſich der eine der Fremden als Herr von Feſten und ſtellte ſeinen jungen Begleiter als Herrn Volkmann vor.

Sie waren beide aus Hamburg, hatten ſich aber ſchon längere Zeit im Oſten aufgehalten. Herr von Feſten erzählte uns, daß er auf einer Rundreiſe zu allen Deutſchen der weſtlichen Niederlaſſungen begriffen ſei, um ſie mit ſeinem Plan, eine deutſche Zeitung zu gründen, bekannt zu machen (er hatte einen geſchriebenen Proſpectus in der Taſche) und ſich Subſcribenten einzuholen. Er erzählte dann weiter, daß Herr Bimpage mit an dem Unternehmen betheiligt ſei und der Redacteur des neuen Blattes werden würde. Dies alles intereſſirte uns und die beiden Herren wurden erſucht, bei uns ihr Nachtquartier zu nehmen. Es dunkelte bereits und unſere Einladung ward von ihnen bereitwillig angenommen. Herr von Feſten war ein gewöhnlich ausſehender Mann in mittlern Jahren, trocken und phlegmatiſch, aber doch nicht ganz ohne Humor. Ueber ſeine frühere Carrière konnten wir nichts von ihm erfahren. Er war da, war in Miſſouri und wollte in St.-Louis eine Zeitung gründen — eine deutſche Zeitung — das war intereſſant genug. Wir beriethen uns lange und lebhaft mit ihm über den Namen, der dieſer Zeitung beigelegt werden ſollte und hätten gern bei dem intereſſanten Kinde Gevatter geſtanden; all unſere Vorſchläge ſcheiterten aber an der Proſa des Herrn von Feſten. Wir legten ihm recht lockend eine Auswahl der hübſcheſten Namen vor, als da waren: Volkstribune, Weſtlicher Kurier oder Mercur, oder die Trompete des Weſtens, oder die Miſſouri-Fama; ſie machten aber alle keinen Eindruck auf das Gemüth des halsſtarrigen Mannes, der darauf beharrte, die Zeitung müſſe und werde „Anzeiger des Weſtens" heißen. Wir riefen Zeter über den häßlichen Namen, der nicht einmal richtig war, denn der Proſpectus verhieß noch ganz andere Dinge als bloße Anzeigen zu bringen. Herr von Feſten aber war unerſchütterlich. Es blieb der „Anzeiger des Weſtens". Der glückliche Erfolg, deſſen dieſes Blatt ſich erfreute und die eminente Stellung, die es jetzt unter den Tagesblättern der Union einnimmt, bewieſen klar und deutlich, daß der Name nichts zur Sache that.

Nachdem wir unſere Redekunſt an dieſem Thema erſchöpft und noch vieles andere breitgeſprochen hatten, wurden einige Humoresken vorgeleſen, die im Stande ſind, ein jedes Zwerchfell zu erſchüttern. Zu unſerm Erſtaunen aber verzog Herr von Feſten keine Miene und wurde im Gegentheil immer ernſthafter. Wir konnten uns dies nicht anders deuten, als daß er einen melancholiſchen Sinn beſäße, der durch ſolche

Scherze ſich verletzt fühle. In der Nacht aber wurden unſere jungen Männer, deren Schlafkamerad er war, durch ein unbändiges, ſchallendes Gelächter aufgeweckt, und als ſie nach der Urſache ſich erkundigten, äußerte Herr von Feſten, daß er nun erſt nachträglich über die drolligen Geſchichten des vorigen Abends lache!

Beide Herren ſchienen ſich bei uns zu gefallen, denn ſie blieben noch den ganzen folgenden Tag und theilten gemüthlich unſere einfach ländliche Häuslichkeit. Herr von Feſten entwickelte etwas muſikaliſches Talent; er ſang ein ſchmelzendes Lied zu Guitarrebegleitung, und als wir nach Dichter und Componiſt fragten, antwortete er ſchmunzelnd, daß er dieſe nicht nennen könne. Das Lied handelte von einem, der an einem Schwanenhalſe hängt und in dieſer waghalſigen Stellung einen erſten Kuß empfängt. Der Refrain des Liedes beſagt, daß die ganze Begebenheit nur ein Traum war und er in der Wirklichkeit noch lange nicht ſo weit gekommen wäre.

Herr von Feſten verblieb nicht lange der Herausgeber des neuen Blattes. Geheimnißvoll und ſpurlos, wie er erſchienen, verſchwand er auch wieder; wir haben nie wieder von ihm gehört.

Eines Tags ſprach der bekannte Major Fehrentheil bei uns vor, der von Philadelphia aus auf einer Erforſchungsreiſe begriffen war, um einen geeigneten Platz zu einer deutſchen Niederlaſſung aufzufinden. Er wählte dieſen Platz in Gasconade County, die Niederlaſſung gedieh fröhlich und heißt Hermann. Major Fehrentheil war jener preußiſche Major, der auf einer dunkel entlegenen Mühle mit mehreren Demagogen heimliche Zuſammenkünfte hielt und ſich anheiſchig machte, bei einem zunächſt beabſichtigten revolutionären Aufſtande die Feſtung Magdeburg, deren Commandant er war, den Rebellen zu übergeben. Das Complot wurde aber ruchbar. Viele der Demagogen wurden, des Hochverraths angeklagt, gefänglich eingezogen. Major Fehrentheil und der Müller, der aus den Zelten der „demagogiſchen Umtriebe" wohlbekannte Oelmüller, in deſſen Behauſung die Berathung gepflogen wurde, ergriffen zu rechter Zeit die Flucht und entkamen nach Amerika. Der Major wurde infam caſſirt und ſein Vermögen confiscirt, wodurch ſeine Familie ins größte Elend gerieth. Dieſe Begebenheit fällt in die zwanziger Jahre.

Ich konnte nicht ohne erhebliche Scheu in der Nähe dieſes Mannes weilen, der aus politiſcher Schwärmerei einen ſolchen Treubruch begehen wollte. So glühend und erhaben auch meine Begriffe von Freiheit ſind, fühlte ich doch ein moraliſches Widerſtreben, ſelbſt hier das Hintergehen von Vertrauen als gerechtfertigt anzuerkennen. „Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn."

Unter unſern fernern Bekanntſchaften waren auch drei Gebrüder Flügge aus dem Mecklenburgiſchen, die gar nicht unintereſſant waren. Sie wurden der ſtarke, der ſchöne und der dünne Flügge zur Unterſcheidung genannt. Ohne beſtimmte Abſicht, aufs Gerathewohl ihr Glück ſuchend, waren ſie nach Amerika gewandert und in unſere Niederlaſſung verſchlagen worden, die aber keineswegs ihr permanenter Aufenthalt war. Sie waren bald hier, bald da, am häufigſten in St.-Louis ſelbſt. Der ſtarke Flügge war wirklich ein Athlet an Muskelkraft und geſchmeidiger Stärke und hatte dennoch ein Gemüth ſo weich und freundlich wie ein Kind, wie es ſich auf ſeinem ausdrucksvollen Antlitz kund gab. Er konnte mit gleichen Füßen ohne Anlauf über eine acht Fuß hohe Mauer ſpringen und den gefällten Eichbaum wie einen Riegel leicht auf die Schulter heben. Das garſtige Congeſtionsfieber, das ihn in St.-Louis packte, als er gerade im Begriff war, ſich für den Ankauf einer Farm in unſerer Nachbarſchaft zu entſcheiden, war aber ſtärker als er. Es ſtreckte ihn nach drei kurzen Tagen auf die Bahre. Trauernd, mit unendlichem Schmerzgefühl trugen ſeine Freunde ihn zu der letzten ſtillen Stätte und wir erbebten vor der grauſen, furchtbaren Macht des bleichen Engels, der mit ſeinem Hauche alſo die trotzigſte Kraft überwältigen kann.

Der ſchöne Flügge, der dieſe Bezeichnung mit vollem Recht beſaß, denn er war wirklich ein ſchöner Mann, hatte ein phantaſtiſch-romantiſches Gemüth, dem es in dem proſaiſchen Weſten und den rauhen Verhältniſſen durchaus nicht behagen wollte. Er unternahm mehrere Wanderungen und Reiſen nach den ſüdlichen Ländern, von denen er nach vielen Jahren einmal wieder zum Vorſchein kam, aber nur auf einer Durchreiſe begriffen. Er erzählte dabei, daß er auf einer Inſel der Südſee eine glückliche Colonie gegründet, aus jungen, ſchönen und geſunden Menſchen beſtehend, die das Ideal des Paradiesgartens verwirklichen wollten. Kein Prieſter, kein Advocat, kein Büchergelehrter würden — als ſolche — zugelaſſen, nur reine Naturmenſchen; und er ſei ein Patriarch dieſer glücklichen Gemeinde. Inwieweit er die Wahr-

heit erzählt, kann ich nicht verantworten. Er iſt ſeitdem verſchollen und von ſeinem Paradieſe hat auch nichts verlauten wollen.

Der dünne Flügge hatte einen ſoliden Sinn und eine innige Hinneigung zum Naturleben. Er kaufte ſich ein Stück Gartenland nahe bei St.-Louis, das er eifrig bewirthſchaftete und wo er vielleicht noch lebt, in welchem Falle er hiermit freundlich gegrüßt ſein möge.

Warum erzähle ich alle dieſe Schickſale?

Weil der Uebergang in unſer neues Leben denn doch außerordentlich ſchwer war und immer und immer die Sehnſucht nach dem Vergangenen ſich regte! Wir haderten oft bitter mit dem Leben und dem Schickſal ob der Verſetzung an dies Geſtade; wir zürnten den Verhältniſſen dieſes Landes, deſſen baarer Ernſt und ſtrenge Wirklichkeit uns abſchreckte. Wir ſehnten uns zurück nach dem Tand und Gaukelſpiel der alten Heimat. Wie die Kinder lieber den Märchen der Ammenſtube lauſchen, als die ernſten Geſchichten des vernünftigen Schulbuchs durchleſen, ſo auch lockte es uns oft und ſchmerzlich ſüß zurück nach jenen paradieſiſchen Orten und Scenen, wo die Traumgebilde unſerer jungen Herzen, von Frühlingsglanz umwoben, zurückgeblieben. Beſonders wenn das böſe Fieber die unheimlichen Schmerzen bis in das Mark der Knochen trieb und gleich dunkeln Wolkenſchatten ſich Trübſinn über das Gemüth lagerte — dann wurde das Heimweh bitterer, die Sehnſucht ſtärker! Laſſen Sie mich aber gleich zu unſerer Ehre bekennen, daß die Sonne der wahren Erkenntniß immer wieder die dunkeln Schleier der Unzufriedenheit zerriß und wir in der geſteigerten Würde freier Menſchen Erſatz fanden für die Herrlichkeiten der Alten Welt. Aber es hat Jahre gedauert, bis wir mit dieſem Erſatz uns völlig begnügten und das Gefühl des Fremdſeins überwinden konnten. Ein ödes Gefühl, fremd ſich zu wiſſen unter Tauſenden, die nichts gemein mit uns haben, keine Vergangenheit, keine Empfindung des Herzens mit uns theilen können, nicht einmal die Sprache, und die unſere Sitten und Gewohnheiten entweder anſtaunen oder belächeln! Und ſchmerzlich lang währt dieſe Zeit, bis uns endlich durch das Aufblühen einer jungen Generation ein innigeres Band der Gemeinſamkeit mit dem neuen Lande und den neuen Verhältniſſen verknüpft.

(Der Beſchluß folgt in nächſter Nummer.)

Tultſcha und die deutſchen Colonieen in der Drobrudſcha.

II.

Die Mehrzahl der Deutſchen bewohnt in Tultſcha ein beſonderes Quartier im Süden der Stadt, die deutſche Mahala. Auf dem Wege dahin hat man mehr als einem lieb iſt Gelegenheit, die winkeligen, nach allen beliebigen Richtungen ſich kreuzenden Gaſſen und Gäßchen zu ſtudiren; gute waſſerdichte Stiefel und abgeſtumpfte Empfindlichkeit der Geruchsnerven ſind bei dieſem Gang angelegentlich zu empfehlen. Ein Maler könnte hier ſehr ſchätzbare Studien in architektoniſchen Unmöglichkeiten machen, Symmetrie iſt den hieſigen Baumeiſtern unbekannt; man ſetzt das Fenſter dahin, wo man es nöthig glaubt und kümmert ſich nicht um ſeine Nachbarn. Die Hauptfronte größerer Wohnungen ſieht übrigens nie nach der Straße, ſondern nach orientaliſcher Sitte in den abgeſchloſſenen Hof.

Ich hatte eine Adreſſe zu erfragen und dadurch Gelegenheit, verſchiedene Beſuche zu machen, alſo das Innere mehrerer Häuſer theilweiſe zu beſehen; einen Abend brachte ich auch in liebenswürdiger Geſellſchaft einer korſiotiſchen Familie zu, welche die Wohnung eines reichen Türken innehat. Durch das wohlverwahrte Thor, welches erſt nach vielem Pochen und Hundelärm geöffnet wird, tritt man in einen geräumigen Hof; das Haus iſt mit einer unregelmäßigen Menge von vergitterten Erkern überladen; eine bedachte hölzerne Treppe führt in wenigen Stufen auf einen dunkeln Vorplatz mit lehmgeſtampftem Eſtrich; das Hauptzimmer oder der Salon, wenn man will, iſt der einzige größere Raum; an Mobiliar hat er nichts aufzuweiſen als einen auffallend niedrigen Tiſch und einen rings an den Wänden herlaufenden Divan mit vielen kattunbezogenen Kiſſen; alle übrigen Zimmer ſind ſehr eng und die Hauptmöbel derſelben beſtehen in großen und kleinen buntbemalten Käſten. Betten habe ich nicht zu ſehen bekommen und durfte natürlich auch nicht danach fragen, wahrſcheinlich vertritt der Divan auch ihre Stelle. Uebrigens will ich offen bekennen, daß ich die prächtigen ſchlanken griechiſchen Frauen in ihrer kleidſamen Nationaltracht viel anziehender fand wie die Geheimniſſe ihrer Menage.

Endlich hatte ich nach vielem Abmühen herausgebracht, daß die zu erfragende Adreſſe mit Sicherheit im Beſitz eines Hannsjörg Fiſcher, wohn-

haft in der deutſchen Mahala, ſei; die Wohnung dieſes Biedermanns könne mir dort jedes Kind zeigen. Alſo wanderte ich hinaus in das vaterländiſche Quartier. Es machte keinen Eindruck, welcher geeignet wäre, patriotiſchen Stolz zu heben. Zum großen Theil liegt die deutſche Mahala an beiden Seiten einer ſehr breiten und langen Straße, welche erwünſchte Gelegenheit bietet, ſich alles deſſen bequem zu entäußern, was in Hof und Haus allzu läſtig wird. Die Wohnungen ſind lauter einſtöckige, aus Erde zuſammengeknetete, ſchilfbedeckte Hütten mit möglichſt kleinen Fenſtern, in welchen das Glas eine Seltenheit iſt. Bei dem Eintritt in die erſte ſchlug mir eine Luft entgegen, die mich ſogleich wieder in den Hof unter die heulenden Hunde zurücktrieb. Ein Weſen, wahrſcheinlich eine Frau, obgleich ich es nicht beſtimmt behaupten könnte, erſchien auf der Schwelle; meiner höflichen Frage nach dem Geſuchten quollen die vaterländiſchen Laute entgegen: „Immer gradaus!“ und die Thür fuhr zu, daß das Dach raſchelte. Voll von dem empfangenen angenehmen Eindruck, wanderte oder ſprang ich vielmehr weiter, die ſpärlichen, nicht allzu tief ſchlammigen Stellen des Weges ſuchend, zum höchſten Ergötzen eines Rudels von unmöglich zu beſchreibenden Kindern, welchen aber trotz gezeigter Kupferſtücke durchaus keine andere Antwort abzugewinnen war als ein verhöhnendes Gegröhle. Es war ein recht amuſanter Streifzug; in mehreren Häuſern verſuchte ich mein Glück ohne beſſern Erfolg; entweder hieß es: „Weiß nicht!“ oder „Da oben!“ Unverdroſſen ſpazierte ich bis nach „da oben“, „wo die letzten Häuſer ſtehen“. Noch einmal trat ich ein und kam gerade recht zu den Vorbereitungen des Brotbackens. Entſchloſſen, mich nicht mehr abweiſen zu laſſen, erhielt ich denn auch endlich die Auskunft: „Da neben an wohnt er.“ Das ärmliche Geräth, das ich in dieſer Hütte ſah, gab mir eine ſchlechte Vorſtellung von dem Wohlbefinden meiner lieben Landsleute; dennoch ſoll es ihnen recht gut gehen und ihr Fleiß im Landbau ihnen hübſche Früchte bringen. Faſt alle dieſe Deutſchen ſind aus Rußland in die Türkei eingewandert, ſchon eine zweite Generation von Coloniſten; ihre Vorältern ſtammten hauptſächlich aus Baiern und Schwaben; ſie ſind katholiſcher Religion, haben eine Kirche und einen Geiſtlichen.

„Nebenan“ war allerdings ein ziemlich weiter Begriff, da man viele der Hütten im Umkreis danach hätte gemeint glauben können. Aufs Gerathewohl trat ich durch ein Gatterthor in eine große Umzäunung, in der ſich eine halbwilde Pferdeheerde umhertrieb; glücklicherweiſe brachte meine Erſcheinung unter ihr und unter den nicht fehlenden Kötern einen ſolchen Aufruhr hervor, daß ſich auf einmal aus der Tiefe der Erde eine brüllende Stimme vernehmen ließ mit einer deutſchen Begrüßung, die mit einem Willkommen ſehr wenig gemein hatte. Zugleich tauchte aus einem Loch im Boden ein ſtruppig blondes Haupt empor und zu meiner Ueberraſchung erkannte ich, daß, was ich bisher für einen Miſthaufen gehalten hatte, ein Haus war, eine jener Semlanken oder Erdwohnungen, wie ſie in Rußland üblich ſind. „Wer iſt da?“ rief mich der Landsmann mürriſch an, als ob er mich nicht ſähe. „Wollen Sie mir nicht ſagen, wo Herr Hannsjörg Fiſcher wohnt?“ fragte ich beſcheiden. „Der bin ich, was wollen Sie?“ lautete die Antwort. „Können Sie mir wol angeben, wo ich die und die Perſon finde?“ Der brave Mann beſann ſich eine Weile, dann erwiderte er: „Ja, das kann ich Ihnen wol ſagen, aber wenn Sie mir nicht ſechs Piaſter geben, ſo thue ich's nicht.“ Meiner Gefühle in dieſem Augenblick bin ich nicht ganz mehr ſicher, erinnere mich aber wohl, daß ich mir den Mann und ſeine Hunde genau beſah und dann meinen Knittel. Das Reſultat meiner Ueberlegung war, daß ich ihm drei Piaſter oder einen Zwanziger bot; ſehr kaltblütig und lakoniſch antwortete er: „Nä!“ und tauchte wieder unter in ſeine Höhle. Ich ſtand allein in der Abenddämmerung, meine Adreſſe zu erfahren war mir die Luſt vergangen, ich trat ſogar mit einiger Beſorgniß den Rückweg an aus der vaterländiſchen Region in diejenige der uncivilifirten Völker. Biederer Hannsjörg Fiſcher, wenn du auch ſechs Piaſter nicht erhalten haſt, ſo ſoll dir doch weit mehr werden, dein Name ſei ein Denkmal der deutſchen Gemüthlichkeit im Ausland!

Friſch war der Morgen und wolkenlos der Himmel, wie hier faſt immer im Sommer, als ich mich aufmachte zum Beſuch der deutſchen Bauerncolonieen in der Dobrudſcha, zunächſt in Kataloi. Nach der Anweiſung des Wirths begab ich mich zu dem Bazar der Stadt, auf deſſen Platz ſtets lange Reihen von Fuhrwerken zu ſofortiger Verfügung ſtehen und ließ mich in Unterhandlung ein mit einem hübſchen, aber ganz unſagbar ſchmuzigen Judenjungen; „denn die Juden ſprechen alle deutſch“, war mir geſagt worden. Wenn aber der kleine Orientale von meinem

Deutsch dasselbe gehalten hat wie ich von dem seinigen, so kann ich nicht hoch in seiner Meinung gestanden haben. Uebrigens war das Geschäft der Wagenmiethe rasch geschlossen; ich bot ihm die Hälfte von dem was er gefordert, und vergnügt über den guten Handel sprang der unmündige Lenker sofort auf den Wagen und hieb auf die beiden abgetriebenen Mähren davor wie ein kleiner Teufel. Im Galop ging es durch die Stadt, bergauf über einen ganz mit Windmühlen garnirten Hügelzug, hinein in die Wildniß. Der Wagen, dem ich leichtsinnig meine Knochen anvertraut, war eine moldawaner Birschee, natürlich ohne Federn; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Karutze durch ein Korbgeflecht, den Sitz bildet Heu mit einem darüber gebreiteten Schaffell. Vor den Thoren der Stadt Tultscha beginnt die Einöde dunkler Berge, die nur mit Gestrüpp bewachsen sind, weil die vielen bunten Ziegenheerden, die sie beweiden, gar keinen höhern Wuchs aufkommen lassen. Ueberall kletterten die rauhhärigen Thiere an den Abhängen umher, ernste bulgarische Hirten, auf ihre langen Stäbe gelehnt, zu ihren Füßen zottige gelbe Hunde, bildeten eine treffliche Staffage. Ich suchte Belehrung bei meinem zwölfjährigen Berschar, allein wenn sein Deutsch zu einem einfachen Geschäft auch hinreichte, so doch nicht zu einer Unterhaltung. Ich brachte jedoch heraus, daß er Leif-Chane Mordachai heiße und jeden Abend Hiebe bekomme, wenn er weniger als fünf Piaster für das Pferd heimbringe.

Immer wilder wurde die Gegend, steiler fielen die Höhen ab, einerlei, es ging unaufhaltsam im Galop hinauf und herunter, aber auch nicht eine Minute unterbrach der Junge die Thätigkeit seiner unbarmherzigen Peitsche. Große Adler kreisten zahlreich in der Luft; sie waren so wenig scheu, daß mir auf fünfzehn Schritte ein Schuß mit der Pistole auf einen prächtigen weißen Seeadler gelang, dem zu lieb einen Augenblick angehalten worden war. Offen gestanden, war es mir weniger um die Jagdlust zu thun gewesen, als dem kleinen Burschen vor mir auf alle Fälle die Notiz zu geben, daß ich gut bewaffnet sei. Den Hauptbestand des Gestrüpps der dunkeln Berge bildeten niedere Eichenbüsche, dazwischen Prunusarten, Weißdorn und hohe Unkrautstauden, nirgends Nadelhölzer. Der Gebirgswald, ein paar Meilen tiefer im Land, besteht aus Eichen, von welchen aber die Mehrzahl guter Stämme längst ausgeholzt ist, außerdem aus Linden, Ulmen und Weißbuchen; letztere werden in Ermangelung der erstgenannten gegenwärtig vorzugsweise zu den Donaubauten verwendet.

Keine Spur von Anbau ist weit und breit auf diesen wilden Höhen zu erblicken. Die Straße läuft ohne Wahl hindurch, blos von Wagengeleisen vorgezeichnet. In der Jahreszeit des Regens kann sie nur mit Ochsen befahren werden. Ein eigentlicher Rasen hat sich nirgends zwischen den Sträuchern gebildet, aber viele hübsche Blumen leuchten da und dort aus dem dunkeln Grün hervor. Ungeheuere Wolfsmilchgebüsche, Lychnisarten, Disteln und Wollblumen überragen häufig die Holzgewächse. Es ist sehr einsam hier, selten begegnet ein Wagen, der nach der Stadt fährt, oder erblickt man einen Hirten in der Ferne. Nach etwa zweistündiger Fahrt deutete der kleine Berschar in die Tiefe und sagte: „Kataloi." Hätte ich vorher keine moldawaner Dörfer gesehen, so wäre es mir schwerlich in den Sinn gekommen, jene Erdkegel zur linken für ein großes Dorf zu halten. Kein einziger Baum sproßte zwischen den Ansiedelungen dort hervor, nackt, grau und trostlos lagen die Hütten planlos durcheinander am flachen Abhang des jenseit emporsteigenden Hügels. Aber nicht in ihre Mitte ging unsere Fahrt, wir hielten uns rechts und ließen das moldavaner Dorf beiseite. Nicht lange, so quoll aus Schilfaufwürfen rechts und links von der Straße dünner Rauch empor, wir waren in der deutschen Colonie und von außen sah sie nicht um ein Stückchen besser aus wie diejenige der Nachbarn. Auch ihre Hütten passirten wir, da erschienen plötzlich zu beiden Seiten der Straße ein paar verhältnißmäßig ganz hübsche Häuser, freilich von Lehm gebaut, mit Stroh gedeckt, aber doch im Besitz von Fenstern und Thüren und, des überraschenden Luxus, sogar weiß angestrichen! Das erste davon war die Schenke und vor der hielten wir.

Als ich eintrat, sah ich augenblicklich, welcher Nation die Wirthe angehörten; auf einer Bank lag ein Mann in einer kurzen blauen Bluse und las einen jener illustrirten französischen Romane, wie sie jetzt für ein Billiges zu haben sind; auf dem Divan hinter dem Tisch saß eine üppige schwarzäugige Frau in halbgriechischer Tracht mit gekreuzten Beinen und rauchte ihren Tschibuk. Es waren Franzosen, ein Pariser und eine Provenzalin. Sie empfingen mich äußerst freundschaftlich und artig und ich bewies mich sofort dankbar dafür, indem ich das mir vorgesetzte Bier

Digitized by Google

nicht allein lobte, ſondern ſogar trank; wer da weiß, was alles die Franzoſen Bier nennen, wird dieſe Heldenthat zu würdigen wiſſen. Gleich nach den erſten Worten der Unterhaltung wurde mir die freudige Ueberraſchung, daß meine Bekannten, nach denen ich geſtern den ganzen Tag vergeblich geſucht, in dem gegenüberliegenden Hauſe wohnten. Ich eilte ſofort dahin, mußte mich aber erſt gehörig legitimiren, ehe man mir glauben wollte, daß ich es ſei, der ſich in dieſe Einöde verirrt habe. Herr und Madame Puiſſant waren aus Dijon vor mehreren Jahren nach der Dobrudſcha gegangen, um ein induſtrielles Unternehmen auszubeuten, aber wie es ſo oft geht, dieſes beutete ſie aus und ſie waren froh, mit dem Reſt ihrer Habe ſich in Kataloi anſiedeln zu können. Sie bewirthſchafteten eine große Fläche und hatten zu leben, allein ſie wären keine Franzoſen geweſen, wenn nicht alle Augenblicke der bittere Vergleich zwiſchen ſonſt und jetzt zum Vorſchein gekommen wäre. Ihre Einrichtung war bei großer Nettigkeit und Sauberkeit faſt mehr als ärmlich; aber die Nationalität ſprang gleich wieder zu Tage, als ich in das kleine Gaſtzimmer geführt wurde, das ſie mir ſofort freundlich zur Verfügung ſtellten. Welch ein Abſtand! Rohe geweißte Wände, lehmgeſtrichener Fußboden und ein breites Himmelbett von Spitzen umwallt, mit einem Plumet von himmelblauem Atlas, davor ein eingelegtes Tiſchchen von Roſenholz mit einer Menge kleiner Nippſachen, an der Wand ein Spiegel in ſchwerem Goldrahmen und darunter ein ganz ärmlicher Divan mit ſchlechtem Kattun überzogen. Madame Puiſſant konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als ſie mir zuflüſterte: „Das iſt alles, was uns geblieben iſt.“ Aber eine eleglſche Stimmung griff doch nicht Platz, trotzdem mein Anblick ſie fortwährend an vergangene Herrlichkeiten erinnern mußte. Ihre größte Klage war die, daß ſie von den türkiſchen Obrigkeiten fortwährend gedrängt würden, in den Unterthanenverband zu treten, wozu nach dem Geſetz jeder Grundbeſitzer verpflichtet iſt; aber Rajah zu werden, ſträubt ſich der Ausländer ſo lange er kann. Außerdem ſchilderten ſie den Hader, in dem ſie unaufhörlich mit den deutſchen Nachbarn lägen, als eine Quelle des Verdruſſes und Schadens; ſie ſtanden in Bildung hoch über dieſen, waren eher gekommen und hatten daher auf das beſte Land und die fetteſten Weidegründe Beſchlag gelegt; allein die Deutſchen ſind in der Mehrzahl und reſpectiren, wie es ſcheint, nicht ſonderlich das Squatterrecht. Jeder Anſiedler kann ſich Eigenthum nehmen wo und ſo viel er will, wenn es beſitzlos iſt oder der Krone gehört; auch mit dem Holz der Wälder, die freilich von Kataloi noch zwei Meilen entfernt ſind, kann er ſchalten zu eigenem Gebrauch wie es ihm beliebt. Die Hauptculturen des Ackerbaues ſind Weizen und Mais, Roggen geräth minder, die Kartoffeln nur mittelmäßig. Die Franzoſen hatten ſich hauptſächlich auf die Pferdezucht geworfen, die Deutſchen dagegen, wol mit richtigerm Urtheil, auf die Rindviehzucht. Schafe, für welche das Land vorzugsweiſe geeignet wäre, werden bisjetzt nur wenig gehalten.

In Begleitung meiner Gaſtfreunde ging ich in die Schenke zurück, um meinen Judenknaben heimzuſenden. Ich fand darin einen neuen Gaſt, einen rieſigen Arnauten, mit markirtem Geſicht und fußlangem Schnauzbart. Seine reichgeſtickte Tracht, die Piſtolen und der Handſchar im Gürtel machten ihn zu einer frappanten Erſcheinung, er hatte den Nargileh vor ſich und daneben — o Wunder! — eine zinnerne Pinte mit Bier. Der erſte Beweis der fortſchreitenden Civiliſation unter den Türken! Später erfuhr ich allerdings, daß ſie darin ſchon ziemlich weit voran ſind und es mit manchem echten Deutſchen aufnehmen können.

Trotzdem meine Franzoſen kein freundliches Geſicht dazu machten, ließ ich mich nicht halten, die deutſchen Landsleute zu beſuchen. Die Umgebung der erſten Erdhütte, vor die ich trat, deutete auf nichts weniger als auf Wohlſtand oder Ordnungsliebe. Der Zugang war kothig und mit allerlei Hinderniſſen verſperrt, worunter ein halbes Dutzend Hunde nicht die mindeſt beſchwerlichen waren. Rechts erhob ſich ein hohes Korbgeflecht, welches die Scheune vorſtellte, es wird darin Getreide, Heu, auch Holz und Kohlen aufbewahrt. Während ich mich umſchaute, rief es plötzlich! „Lisbeth, Ev, Chriſchtian!“ Da war ich denn auf einmal mitten im lieben Deutſchland und gar ſonderbar erklangen hier die wohlbekannten vaterländiſchen Laute! Ein altes Mütterchen trat hinter dem niedrigen Schilfdach der in die Erde gegrabenen Wohnung hervor. „Grüß Gott!“ rief ich ihr zu. Sie ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und fragte: „Wo kommen Sie denn her? Sie ſind gewiß unſer neuer Pfarrer?“ Ich lehnte die unerwartete Ehre ab, die ſich mit meinem ganzen Aufzug wenig vereinen ließ und begann meine Unterhaltung mit der Alten. Sie war gebürtig aus Würtemberg, aus dem Bietigheimer Amt und als Kind mit ihren Aeltern

fortgezogen; die meiſten Frauen der Colonie ſtammten ebenfalls aus Würtemberg und Baden, allein die wenigſten davon ſind in Deutſchland geboren.

Begierig war ich, ob ich Geiſtesverwandte des Hansjörg Fiſcher finden würde.

(Ein dritter und letzter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Briefe aus München.

I.

Schon in den Römerfahrten der deutſchen Kaiſer und zur Zeit des großen Handelszuges, bevor Vasco de Gama ſeinen neuen Seeweg entdeckte, pilgerten die Deutſchen maſſenhaft nach Italien.

Unſere Geſchichte iſt faſt unzertrennbar mit der der Halbinſel verwoben.

Der Frankenfürſt Pipin ſchickt um Beſtätigung ſeiner Herrſchaft Geſandte nach Rom und von nun an dünkt ſich der Papſt berechtigt, mitzuſprechen in den Angelegenheiten des Deutſchen Reichs.

Beim Ausgang der deutſchen Karolinger ſcheint das Band gelockert, aber der ſtarke Otto I., unter dem das Reich groß geweſen, wird von der burgundiſchen Königin Adelheid über die Alpen gerufen und das deutſche Schwert muß den Gordiſchen Knoten welſcher Parteikämpfe zerhauen. Schon mit deſſen Enkel, dem Kaiſerjüngling Otto III., erliſcht der Stamm der ſächſiſchen Könige, verdorben durch griechiſche und italieniſche Künſte.

Papſt und Kaiſer — das große Schibbolet des Mittelalters! Scheint es doch faſt, als wäre der Erdball für beide zu klein geweſen. Sie können nicht friedlich nebeneinander gehen. Der zündende Funke des immer bereiten Kampfs iſt die Erbſchaft der Großgräfin Mathilde, die ſich dem deutſchen Welfen vermählt.

Unter den fränkiſchen Königen ſteigert ſich die gegenſeitige Erbitterung bis zum traurigen Inveſtiturſtreit, der zum ſchmachvollen Tage von Canoſſa führt.

Endlich erwacht den Deutſchen ein Heroengeſchlecht. Die edeln Mannen, die Staufen, nehmen den raſchen Siegeslauf über die Alpen. Hie Welf! Hie Waiblingl! Ein großes Heerlager nur ſind die deutſchen und die italieniſchen Gauen.

Im offenen Kampfe behalten überall die Deutſchen recht, aber welſche Feinheit und welſcher Verrath ſprechen das letzte Wort. Divide et impera! Das verſteht der Papſt! Er gewinnt die einen, ſtachelt die andern und ſäet Zwietracht. Nach Apulien wird Anjou berufen und das Ungeheuere geſchieht — Konradin's Haupt fällt durch das Beil des Henkers!

Im Deutſchen Reich herrſcht Verwirrung. Nach banger Zeit taucht gleich einem Stern Rudolf von Habsburg auf; doch kann das neue Haus ſich noch nicht befeſtigen, Bruderkrieg verwüſtet das Vaterland. Bis endlich wieder im bairiſchen Ludwig ein kräftiger Mann den deutſchen Thron beſteigt. Tapfer hat der Kaiſer mit dem Schwerte und wacker ſein gelehrter Kanzler Ulrich lange mit der Feder gegen römiſche Uebergriffe gekämpft. Auch der tüchtige Ludwig ſtarb im Kirchenbann.

Nun wandte der aalglatte, ſchlaue böhmiſche Karl gegen welſche Tücke gleiche Waffen. Die Netze wurden feiner, die Fäden wirrer. Der kluge Kaiſer fuhr oft nach Rom, aber mehr, als er dort ausgerichtet, that er daheim, indem er zu Prag die erſte Univerſität im Reiche ſtiftete.

Da brach in ſchwacher Dämmerung der Tag der neuen Lehre an. John Wicliffe, der Engländer, Johann Huß, der Böhme, traten auf. Der ſchwache Siegmund eilt nach Koſtnitz mit den Geſandten des bedrohten Papſtes in tiefer Eintracht, der Schrecken hat die alten Feinde auf eine Weile verſöhnt. Huſſens Tod, Verletzung des freien Geleites, ein ſchändlicher Juſtizmord bezeichnen das Bündniß.

Das Gefäß vermochten ſie zu zertrümmern, doch nicht den Geiſtesfunken zu erſticken. Der lodert hell auf. Hundert Jahre ſpäter zieht ein Auguſtinermönch nach Rom und dieſe Römerfahrt war folgenreicher als die aller Kaiſer zuſammengenommen! Bruder Martin kehrt nach Deutſchland wieder; er hat das Papſtthum in der Nähe geſehen und ſchlägt ſeine welterſchütternden Theſen an. Was die Cäſaren nicht vermochten, der Mönch vollbrachte es. Er zerriß das Gängelband, welches König Pipin den Päpſten in die Hand gegeben. Der Geiſt befreite.

Von nun an hören die Römerfahrten auf. Nur das Haus Habsburg bleibt durch Verwandtſchaft, Tractate und dynaſtiſche Intereſſen vielfach mit Italien verknüpft und Baiern, zur Hälfte proteſtantiſches Land, theilt dieſe Sympathie. Warum laſſ' ich das Bild der deutſchen Vergangenheit aufrollen! Ich komme von Italien, wo die Macht des Papſtthums von den Italienern ſelbſt gebrochen wird, und höre: Sein Aſyl wird Deutſchland werden! König Franz von Neapel zieht zuletzt doch noch nach Banz, Se. Heiligkeit nach Würzburg — und Cardinal Antonelli —? Ein Witzbold, der mit uns fuhr, ein geborener Thüringer, ſagte ein uns völlig unverſtändliches Wort: „Der zieht nach Weimar auf die Altenburg!“

Der „Zauberer von Rom“ hat Deutſchland in mächtige Bande geſchlagen! Und ſelbſt im freien, proteſtantiſchen Gemüth tritt das Sehnen nach dem Süden immer aufs neue mächtig auf. Ein ſtarker Zug lockt uns ewig über die Alpen. Wer beſchritte nicht mit Wolluſt claſſiſchen Boden? Wen ergriffe nicht ungeahntes Entzücken in der geſegneten Zone des Mittelmeers, Europas Garten! Himmliſch ſchön

ist das welsche Land und der Schönheitssinn kann sich dort auf lange sättigen.

Doch der höhere Drang nach Wahrheit, das ruhige Gelstesweben fand bisher dort keine Nahrung. Der Gedanke herrscht in Deutschland, nur der Formensinn in Italien. So kann den echten Deutschen dies Land wol locken, halten nimmermehr. Erschlafft von dieser ewig milden Luft, sucht er die nach Norden unbeschützten Stellen auf, wo die von den Italienern so gefürchtete Tramontana bläst. Nach Hause! ruft es in uns und mit jenem mächtigen Drang, der Luther heimwärts trieb, trotz aller welschen Schmeichelei, ziehen auch wir — tra monti!

Sonst war Augsburg die erste bedeutende deutsche Stadt, die den Heimkehrenden begrüßte. Die Handelsfürsten, die Fugger, hatten förmliche Etappen auf dem Wege durch Tirol angelegt, ihrer Bergwerke und ausländischen Commandite wegen. Unberührt blieb die kleine Salzstätte der Baiernherzöge an der Isar, welche Heinrich der Löwe dem freisinger Otto zum Trotz wegen der Föhringerzölle erbaute. Tempora mutantur! Jetzt ist die mächtige Römerpflanzstadt Augusta-Vindelicorum zur Provinzstadt des Nachbarlandes herabgesunken — die schöne Hauptstadt des glücklichen Baiernlandes München wurde zur Siegerin über Augsburg.

München liegt sehr hoch im Isarbecken und wird seit der fortschreitenden Entwaldung von starken Winden bestrichen. Das Klima ist bei weitem nicht so ungesund, als im Ausland die Meinung herrscht; die untrüglichen Zeugen, die Mortalitätstabellen, beweisen unsere Behauptung. Es entziffert sich im Vergleich zu andern größern Städten ein ungleich günstigeres Resultat. Besonders die fürchterlichen, verheerenden Lungenkrankheiten, welche im milden England und grünen Erin so barbarisch wüthen, gehören hier zu den Seltenheiten.

Nach der physischen Atmosphäre wollen wir die morallsche betrachten.

Die altbairischen Landestheile sind specifisch katholisch und hinter den großen Entwickelungen des deutschen Vaterlandes zurückgeblieben. Kurfürst Maximilian I., welcher den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte und drei deutsche Kaiser ausdauerte, konnte, wenn er sich von Rom trennte, ein großes Erbe antreten. Er mochte nicht. Baiern sollte schon damals gegen das übrige Deutschland sein Apartes haben. Kein Wunder, daß seine Nachkommen vollständig unter geistlichen Einfluß geriethen. Während im stammverwandten Oesterreich der kluge Maximilian II. sich der Reformation geneigt zeigte, baute Wilhelm V. seine düstern Jesuitenhäuser. Die Residenz umgab er mit Klöstern, Gänge verbanden sie mit der Kirche. Diese finstern Wilhelm'schen Bauten verkünden uns noch heute den Geist des Herzogs. Ferdinand Maria entsagt dem Regiment, um sich Gott zu widmen, und seine gleichgesinnte Gemahlin, Renata von Savoyen, stiftet die Theatiner. Das gottselige Paar stirbt in dem traurigen Schleißheim. Max Emanuel, der Türkensieger, hat am Hofe des vierzehnten Ludwig — Himmel und Erde vereinen gelernt. Er baut in seinem Lieblingsschlosse Nymphenburg eine Magdalenenkapelle; bei deren Einweihung wurde so tapfer gezecht, daß die Gäste für 200 Gulden Porzellan zerschlugen. Karl Albert, als Karl VII. der letzte bairisch-deutsche Kaiser, und dessen Nachkommen dienten Rom. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sah es im Baierlande gar trübe und finster aus. Wir besitzen eine seltsame Literatur aus jenen Tagen, die auf sie Licht wirft, insbesondere sind die bairischen Novizenbriefe höchst merkwürdig. Der damalige Nuntius konnte es wagen, Visitenkarten zu führen, auf denen eine weibliche Figur, die Religion allegorisirend auf einem Triumphwagen stehend, über den Reichsadler wegfährt! Aber die Reaction der Aufklärung fehlte nicht. In Ingolstadt tauchten die Illuminaten auf. Es war jene Zeit der geheimen, mystischen Bündnisse, die uns, nur oberflächlich verdolmetscht durch Goethe's „Meisterjahre", noch ziemlich unverständlich herüberklingt. Sie erstrebte Reform; denn es wäre beinahe zum Kreuzzug gekommen gegen die gefährlichen Neuerer. Und als nun 1777 mit Maximillan III. die seit Ludwig dem Baier regierende jüngere Linie ausstarb und der ältern Rupeetinischen wieder Platz machte, da kam aus der Pfalz mit Kurfürst Karl Theodor ein zwar der Bildung zugänglicher, aber undeutsch gesinnter Herr auf den Thron. Er hinterließ keine Nachkommen. So bestieg denn im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts „Vater Max", wie ihn seine Baiern bald nennen lernten, den Thron, den die Zeiten in einen königlichen verwandelten. Ohne Widerrede, „Vater Max" besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. Liebenswürdig war sein ganzes Fühlen und Denken; auch wurde er geliebt. Schon als Oberst eines französischen Regiments schrieb er — seltsamerweise französische, aber so einnehmende Briefe an die Stände, daß dieselben stets bereitwillig Subsidien leisteten; er dankte so freundlich, daß es zu geben eine Lust war. Dieser geliebte Monarch verlieh freiwillig im Jahre 1818 die Constitution. Er war der erste bairische Fürst, der sich mit einer evangelischen Prinzessin vermählte. Diesem Belspiel sind Sohn und Enkel gefolgt. Das Resultat der gesunden Vermischung war Toleranz, ein freier Geist im Lande — München konnte und mußte an Aussöhnung und innigste Einheit mit dem deutschen Gesammtvaterlande denken.

(Ein zweiter Brief in nächster Nummer.)

Am Büchertisch.

V.

In dem „Studenten von Oxford" des Kirchenraths Dr. Wohlfarth (zwei Theile, Leipzig, Grunow, 1861), soll unsere akademische Jugend einen Warnspiegel erhalten. Aber warum zu dem Ende ein oxforder Student! Englische Studenten wissen bekanntlich weder Rappler noch Pistol zu handhaben und auch die Waffen der Kanzelberedsamkeit, mit

welchen der gelehrte Verfaſſer ſeiner Erzählung Bahn zu brechen bemüht iſt, verſchlagen in unſerer philoſophiſchen Zeit nicht allerorten. Inzwiſchen erſehen wir freilich aus der Vorrede, daß die frühern pädagogiſchen Schriften deſſelben Verfaſſers ſich freundlicher Aufnahme erfreuten und da die Beſtrebungen der Gegenwart an derſelben Stelle des „Abfalls von Gott" geziehen werden, ſo iſt dem Buche ohne Zweifel ſchon ein Kreis andächtiger Leſer geſichert. Aber fragen müſſen wir bei alledem: Iſt die Methode in dieſen Büchern eine wirkſame? Gewiß wünſcht jeder Vater, der ſeinen Sohn auf die Univerſität ſchickt, er möge nicht verwildern. Aber ſoll ein Buch, welches ſolchen wünſchenswerthen Zielen nachſtrebt, ſich nicht vor allem an gegebene Zuſtände anlehnen, friſch aus dem Leben gegriffene Erfahrungen in die rechten Hände bringen und ſich vom Allgemeinen frei halten? Was geht den Gymnaſiaſten, der nach Bonn oder Heidelberg auf dem Wege iſt, Oxford an und die entlegene Zeit, wo „Kaufleute, mit Geld oder koſtbaren Waaren reich beladen, zu Pferde weite Reiſen unternahmen" und wo Studenten ſich einfallen ließen, ſolche Leute vom Pferde zu ſchießen? Was ſoll dem Fuchs, welcher zwiſchen der Scylla einer muntern münchener Kellnerin in der Riegelhaube und der Charybdis heidelberger Manichäer ſeinen Kahn ins Meer der Gelehrſamkeit hinausſteuern möchte, was ſollen ihm unklare Andeutungen von „wilden Orgien" und „läſterlichen Sündenfeſten"? Das heißt doch wol den Teufel an die Wand malen und dabei die thatſächlichen Zuſtände, auf welche es ankommt, nicht einmal dem Namen nach kennzeichnen. Es wäre zu wünſchen, daß ſich einmal ein echter Pädagog mit der Biderbheit eines Jeremias Gotthelf an dieſe Aufgabe machte; er könnte wohlthuend wirken. Uebrigens wollen wir nicht unterlaſſen, auf einen dem „Oxforder Studenten" angehängten (katholiſchen?) Liedercyklus aufmerkſam zu machen: „Der heilige Cöleſtin." Wir finden, daß der Verfaſſer dazu „vorbereitende Accorde auf dem Pianoforte oder der Guitarre" empfiehlt, dann das Anſchlagen der Gebetglocke, wieder dann zu dem Chor der Mönche das Anſchlagen der Sterbeglocke und endlich, um die Mannichfaltigkeit auf ihren Gipfel zu bringen, die Melodieen Luther'ſcher Choräle — in der That ganz neue Formen der berühmten Exercitien Loyola's.

Neue Romane und Novellen.

VII.

Der hiſtoriſche Roman Elfried's von Taura „Zawiš von Roſenberg, genannt von Falkenſtein" (Prag, Kober & Markgraf, 1860, 3 Bde.) lehnt ſich an die alte Schule van der Velde's und Tromlitz', man iſt angenehm von dem Streben nach einem Ideal der hiſtoriſch-romantiſchen Darſtellung überraſcht. Der Stoff an ſich dürfte deutſchen Leſern ferner liegen; er behandelt die innern und äußern Kämpfe und Geſchichten Böhmens vor und nach Ottokar's Tode. Der Reichthum gerade der böhmiſchen Geſchichte an einzelnen poetiſchen Begebenheiten, an tragiſchen Geſtalten wird von jedem, der ſich auch nur flüchtig mit ihr beſchäftigt, gern anerkannt, aber es fehlt ihnen leider gar zu oft der Zuſammenhang mit großen Culturmomenten, ſelbſt die Huſſiten ſind nur eine vorübergehende Erſcheinung und von nicht weit reichender Anregung. Elfried von Taura's Roman wird billig in Böhmen am meiſten intereſſiren, aber auch die ferner Stehenden werden der wohlgelungenen Erfindung und Darſtellung ihre Theilnahme nicht verſagen.

Recht aus dem Vollen gegriffen, recht durchdacht und in jener ſcharfen Lebensauffaſſung, die auch frühere Arbeiten mannichfach empfahlen, ſind die „Novellen" von Marino (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), von denen namentlich „Eine oberſchleſiſche Idylle" uns als ebenſo lebenswahr wie tiefempfunden anzog.

Der Blinde.

Blick' ich ins Waſſer tief und klar,
Ergreift mich Sehnen wunderbar;
Denn unter mir ruht aufgezogen
Der tiefe blaue Himmelsbogen,
Im Waſſerauge blau und mild
Der tiefen Himmelsferne Bild!
So ſtrahlt zurück im Spiegelglanze
Der engſte Raum das größte Ganze.

Du denkſt an deiner Augen Paar —
Da ſtellt ſich dir ein Blinder dar!
Wie ruht, den öden Kerker hütend,
Der Geiſt, im leeren Auge brütend,
Und ſtarrt im warmen Strahl des Lichts
Ins leere, bodenloſe Nichts —
Ein Himmel ohne Himmelsäther,
Ein Gottestempel ohne Beter!

Die glanzvoll farbenreiche Welt,
Das ſternbeſäte Himmelszelt,
Den Blütenbaum, das Blut der Roſe,
Die Felsbruſt mit ſmaragd'nem Mooſe,
Der Mutter holdes Angeſicht —
Das alles ſchaut der Arme nicht,
Des Auges und des Himmels Tiefen
Sind ihm verhüllte Hieroglyphen.

O daß es nie ein Blinder hört,
Nie ſeines Buſens Frieden ſtört!
Wie grauſam, in entflammten Bildern
Ihm ſeines Jammers Tiefe ſchildern! —
Doch deiner Liebe warmen Hauch
Empfindet dieſer Aermſte auch;
Laß ihn nicht kalt im Dunkeln ſtehen,
Denn deine Wärme kann er ſehen.

A. Georgi.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Eine Falle oder Spott? — Eine neuentdeckte Schrift von Linné. — Der „Tanhäuser" in Paris. — Die Repertoire-Privilegien in Berlin. — Briefwechsel.

Eine Falle oder Spott?

Ein wunderliches Schriftchen liegt vor uns — — „Die natürliche Grenze, ein Gedanke für Deutschland. Nebst einer Karte der wahren Ostgrenze Frankreichs und des neuen Staats Arelat" (Sonderabdruck aus dem „Philadelphier Sonntagsblatt") (Philadelphia, Flugschriftenverlag bei Wienbrack in Leipzig, 1860).

Auf dem Titelblatt befindet sich die in Holzschnitt wiedergegebene Zeichnung Kaulbach's aus „Reineke Fuchs" den von Reineke bethörten Isegrimm darstellend, wie er die Gier nach dem Fohlen der schwarzen Stute büßt, indem er auf den Rücken geworfen mit den Vorderpfoten seinen durch die sechs Eisennägel des Stutenhufs verwundeten Kopf befühlt, nachdem er den angeblich am Hufeisen des Mutterpferdes zu lesenden Preis des Fohlens zu erfahren verlangt hatte.

Unter Isegrimm ist der Wolf Frankreich zu verstehen, dessen in der Flugschrift unter diesem Bilde wiederholt gedacht ist. Hinter dem Titelblatt befindet sich die Karte der „natürlichen Grenze Frankreichs nach Osten", wobei dem kundigen Blick auffällt, daß der Gebirgszug der Vogesen, welcher auch ungefähr die Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet, als kaum sichtbare natürliche Grenze, und zwar nur auf einer kleinen Strecke erscheint, obgleich der Handatlas von Spruner, auf welchen der Verfasser der Flugschrift als sein geographisch-geschichtliches Hülfsmittel verweist, jenen die natürliche Landes- und Volksgrenze bildenden Gebirgszug auf allen betreffenden Blättern mit einer Deutlichkeit darstellt, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Verfasser theilt hier einen angeblich in Philadelphia gehaltenen Vortrag mit. Man ersieht aber bald, daß die „bruderliebende" Quäkerstadt mit dem Druckort dieser Schrift nichts gemein hat. Sie stammt sicher aus der Schweiz, wenn nicht gar die Lettern dieselben sind, mit denen der selig entschlafene Strasburger Correspondent gedruckt wurde.

Der Verfasser ermuthigt uns, über den Rhein zu ziehen und uns wiederzunehmen, was in alten Zeiten zu Deutschland gehörte. „Jeder Staat soll sich behaupten. Aber nicht, wie man sonst versuchte, durch Verträge, die lächerlich, noch durch stehende Heere, die entsetzlich sind, sondern durch Volksbewaffnung, nur muß dann die rechte Verfassung dabei sein. Die Sprache, obgleich dem Volke theuer, ist nicht Grenzen bildend, doch muß jeder Staat Anstoß meiden, denn Sprachvertilgung ist ein Frevel, der sich rächt. Jeder kann mehrere Sprachen lernen und muß es, sonst ist er Null." Die störenden Fragen, wie soll Deutschland einig werden? Wie soll es ein einziger Staat werden oder wie soll es als Duas, Trias oder gar Tetrarchie sich gestalten, meint der Verfasser hinreichend damit zu beantworten: „Laßt nur vor allen Dingen das ganze deutsche Volk von dem einen Gedanken durchdrungen werden, dem Gedanken der Wiederherstellung der wahren deutschen Landesmarken. Unser Nachbarvölkchen (die Franzosen) kann sich ohne Krieg nicht halten. Unter sich können sie ja ohnedem nicht bestehen ohne Tyrannei. Diese muß aber, dem Wolfe gleich, verschlingen, also muß es zum Kriege kommen. Die Deutschen haben ein Recht auf ihre Landmarken, weil sie standgehalten, nie botmäßig blieben, ihre Sprache behaupteten, ein Damm waren gegen Nachdringende, sehr stark sind, rundum Schule haben, stets Höheres wollten und erreichten." „Der Einwand, ob die Elsasser deutsch sein wollen, ist nichtig. Keine 170 Tage werden dazu gehören, alle Eindrücke der 170 Jahre zu vernichten." „Zu Deutschland gehört der ganze Rhein, trotz des Brezelreißens beim letzten Frieden, die ganze Schelde, Maas und Mosel, alle übrigen deutschen Stromgebiete, desselbigengleichen die ganze Donau. Das Rhônegebiet wird ein Staat Arelat. Rothkäppchen verschlang der Wolf und behielt's nach französischer Lesart; Rothkäppchen kommt wieder heraus und die Großmutter auch als Arelat. Ist auch das Rhônegebiet zwar lange schon verschluckt und nicht ohne diesfallsige Ansprüche, dennoch gebietet die Nothwendigkeit des Friedens den Schritt. Frankreich war unter Ludwig XIV. abscheulich, unter Ludwig XV. abscheulicher; war als Republik zweimal unfähig, als Kaiserreich dreimal unduldbar. Arelat wird glücklich sein, sicher bestehen und den Frieden sichern. Die Bewohner werden nicht gefragt. Luden sah schon die Nothwendigkeit."

Scherz oder Ernst? — — — Allerdings vertheidigte Lord Liverpool die englische Politik, welche von einigen Gegnern wegen der unbefriedigenden Erfolge des zweiten Pariser Friedens im Parlament angegriffen wurde, am 19. Februar 1816 mit den Worten: „Es gab in der That Leute, welche behaupteten, daß es besser gewesen wäre, Frankreich kleiner zu machen, als fortwährend sich in dessen Angelegenheiten zu mischen. Wenn jemand ihn frage, so würde er die Frage, ob er Frankreich wünsche zerstückelt zu sehen, nicht verneinen. Aber es war eine andere Frage vorhanden, wem die vorhandenen Stücke gegeben werden sollten?" Unser Philadelphia-Strasburger sagt: An Deutschland! —

Scherz beiseite — Der 1813 die Deutschen

einigende Haß gegen die franzöſiſchen Unterdrücker iſt mit der Urſache allmählich verſchwunden. Ein anderes die deutſchen Staaten zu ſo excentriſchen Unternehmungen vereinigendes Band iſt nicht vorhanden und die Geſchichte kennt kein Beiſpiel, daß je ein uneiniges Volk wie das unſerige ein einiges wie die Franzoſen zerſtückelt hätte.

Eine neuentdeckte Schrift von Linné.

Unter dem Titel: „Nemesis divina", befindet ſich in der erſten Märzhälfte der „Revue des deux Mondes" eine Abhandlung über eine Schrift des großen ſchwediſchen Naturforſchers Linné, die noch nicht gedruckt iſt.

Herr Geffroy, der Berichterſtatter, ſagt: „Im Eingange zu ſeinem Buche «Système de la nature» rief Linné in dem originellen und unüberſetzbaren Stil, den er geſchaffen: «Ich ſah Gott, den ewigen, unendlichen vorübergehen. . . Deum sempiternum immensum omnipotentem transeuntem vidi et obstupui». Durch alle Stufen der Abſtraction erhob ſich Linné's Genie bis zu den höhern Sphären der idealen Wahrheit und der religiöſen Idee. Newton entblößte ſein Haupt, wenn er den Namen Gottes ausſprechen hörte. Man weiß, wie das Univerſalgenie eines Leibniz ihn durch alle Spitzfindigkeiten der Metaphyſik und Theologie, durch ſein eifriges Suchen einer erſten Urſache aller Dinge endlich zu Gott führte. Es bilden die Ausſprüche dieſer großen Geiſter über Religion ein Vermächtniß, würdig ein Gemeingut der ganzen Menſchheit zu werden. Das Manuſcript von Linné, welches bisjetzt in der Bibliothek von Upſala ſich befindet, iſt noch für den Moraliſten und Biographen von beſonderm Intereſſe. Dieſer kleine Band, vom Autor «Nemesis divina» betitelt, beſteht aus 203 Blättern in 12., durchgehends von Linné's eigener Hand, theils ſchwediſch, theils lateiniſch geſchrieben. Die Schrift iſt gleichmäßig mit ſehr ſeiner unleſerlicher Hand und unterſcheidet ſich dadurch von ſeiner ſonſt aus einer weitläufigen Correſpondenz bekannten Hand, welche ſehr deutlich und feſt iſt. Linné ſpricht in dieſer Schrift vom Staatsſtreiche Guſtav's III. (1772). Nun wiſſen wir, daß Linné 1707 geboren, 1778 geſtorben iſt. Wir haben alſo augenſcheinlich ein Werk ſeines hohen Alters, vielleicht iſt es ſein letztes."

Man ſieht, Herr Geffroy befindet ſich in Verlegenheit. Er kann die große Achtung, die er gegen Linné hegt, nicht recht mit den Schwächen dieſer Schrift vereinbaren, er glaubt, die Ausgleichung darin zu finden, daß er ſie als „Werk ſeines hohen Alters" charakteriſirt. Damit iſt aber die Sache nicht entſchieden. Die Thatſache iſt vielmehr die, daß Linné im Jahre 1774 und nachgehends im Jahre 1776 vom Schlage gerührt wurde und die letzten vier Jahre ſeines Lebens in Schwäche des Geiſtes und Körpers hingebracht hat.

Dieſe Alters- und Geiſtesſchwäche hat ſich auch dem Werke aufgedrückt — ſelbſt phyſiſch; denn ſeine ſonſtige deutliche und derbe Schrift iſt hier klein und unleſerlich geworden. Wenn Herr Geffroy dies Manuſcript den unſterblichen Werken eines Newton und Leibniz an die Seite ſtellt, ſo beging er eine Uebertreibung. Aus einigen Stellen wird man erkennen, welche wunderliche Altersarbeit eines großen und ſonſt ſo vorurtheilsloſen Geiſtes hier vorliegt. Man möchte glauben, Linné hätte ſich mit den Geiſtern Swedenborg's unterhalten.

„Der Gegenſtand des Werks iſt, wie er durch den Titel «Nemesis divina» hinlänglich bezeichnet wird, die göttliche Vergeltung, wie ſie auf Erden unausbleiblich iſt. Es iſt im Grunde keine eigentliche Abhandlung über den Gegenſtand, ſondern es ſind einzelne Notizen, die immer auf dieſen Bezug haben, nämlich von der göttlichen Gerechtigkeit, welche die Verbrechen hienieden immer zur Beſtrafung bringe. Weit entfernt daran zu denken, dieſe Schrift eines Tags zu veröffentlichen, hielt ſie Linné vielmehr geheim. Nach Linné iſt die göttliche Vergeltung unvermeidlich an gewiſſe Miſſethaten hienieden gebunden, welche nur durch Vergeltung geſühnt werden können, dazu gehören der Mord, die Undankbarkeit, die Verführung der Unſchuld u. dgl., non solvitur peccatum nisi restituitur patratum. Die Strafe erfolgt ganz zuverläſſig, wenn nicht an dem Thäter ſelbſt oder einer ihm theuern Perſon, doch gewiß an den Kindern und Kindeskindern bis zur dritten und vierten Generation." Man hat hier die vollſtändige Schickſalstragödientheorie!

„Die unehelichen Kinder fallen unter der «Nemesis divina» für den begangenen Fehler der Väter. Moſes fragte den Herrn auf Sinai, warum denn die Guten oft ſo unglücklich, während die Böſen glücklich ſind? Der Herr antwortete: «Der Menſch urtheilt nach dem, was er ſieht, ich aber nach meiner Allmacht. Siehe unten die Quelle am Fuße des Berges.» Moſes ſieht einen bewaffneten Reiter, der, indem er an der Quelle ſeinen Durſt geſtillt, ſein Geld fallen läßt. Bald kommt ein Bettler, trinkt, nimmt den Beutel und entfernt ſich. Darauf kommt wieder ein ermüdeter Alter, löſcht ſeinen Durſt und ſetzt ſich, um auszuruhen. Der Reiter kommt zurück, fordert vom Alten den Beutel und endigt damit, daß er ihm den Degen durch den Leib jagt. Moſes iſt ganz außer ſich wegen dieſer Ungerechtigkeit. Darauf aber der Herr: «Nun ſieh', es ſind etwa acht Jahre, daß der Alte den Vater des Bettlers ermordete und ihn beraubte, es iſt nun hier Gerechtigkeit und zwar doppelte geübt worden.»"

Man glaubt die Moral eines hypochondriſchen Talmudiſten zu hören.

„Man ſoll Gott nicht unrechtmäßigerweiſe zum Zeugen nehmen. Bucarius, Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Upſala, citirt einmal in einer Diſputation einen Autor falſch; darauf aufmerkſam gemacht, vermißt er ſich hoch und theuer, indem er Gott zum Zeugen des richtigen Citats nimmt, widrigenfalls er nicht wieder das Katheder beſteigen würde. Wie er

nach Hauſe kam, bemächtigte ſich ein Zittern ſeines Körpers, er legte ſich zu Bett und konnte in ſeinem Leben das Katheder nicht wieder beſteigen."

„Ich ſtelle mir den Menſchen vor wie eine Fackel, Gott ſelbſt zündet jede Seele an ſeinem eigenen Feuer an. Es ſind allerlei Fackeln, große glänzende, dann kleine unbedeutende. Solange ſie dauern, glänzen ſie und wenn ſie zu Ende ſind, zündet Gott andere an, damit das Licht nicht ausgeht. So wenig die Fackel ſagen kann, daß das Schloß, welches ſie beleuchtet, für ſie geſchaffen ſei, ebenſo wenig wird der Menſch behaupten, daß die Welt ſeinetwegen da ſei, ſondern alle Fackeln ſind zur Ehre Gottes."

„Cederhielm, Präſident in Schweden, hat ſich einſt gegen ſeinen Vater ſchlecht benommen. Er wird dafür an ſeinen Kindern beſtraft; er ſchickt ſeine zwei Söhne nach Paris, um zu ſtudiren, ſie machen aber Schulden. Der eine jagt ſich eine Kugel durch den Kopf, der andere kommt in Schuldarreſt."

„Beſonders wird der Mord ſtreng heimgeſucht. Voigtländer, ein Militärchirurg, der immer zu Wagen war, überfuhr eines Tags einen armen Teufel und machte ihn zum Krüppel, den man in der Folge immer betteln ſah. Was geſchieht? Er wird einſt nach Pommern berufen, kommt bald verſtümmelt zurück, kränkelt lange und ſtirbt. Und dieſer arme Teufel ſieht ihn zur Erde beſtatten."

Nach ſolchen Proben muß man ſich wundern, wie Herr Geffroy ſagen konnte: „Die Dinge, die wir bisjetzt citirt haben, zeigen uns Linné vielleicht bis zum Uebermaß von der innigſten religiöſen Idee durchdrungen und über ſein Zeitalter erhaben. Bis zur Schwelle des Grabes behielt Linné die ewige Idee von einer unſichtbaren Welt, den Gedanken von einer höhern Gerechtigkeit, mit einem Worte, das Geſetz eines guten Gewiſſens und ſtrenger Rechtlichkeit, daher war ſein Wahlſpruch: «Innocue vivite, numen adest.»"

Wir müſſen geſtehen, das Talent der Franzoſen, wenn ſie einmal einen Gedanken ergriffen und eine Entdeckung gemacht haben, den Gegenſtand aufzuputzen und in allerlei Effecten ſpielen zu laſſen, zeigt ſich in dieſem Aufſatze. Ein beſonnener Kritiker konnte nur ſein Bedauern ausdrücken, wie es Linné und Swammerdam ganz gleich gegangen zu ſein ſcheint; Alter und Krankheit nahmen ihnen die volle Zurechnung der Vernunft.

Der „Tanhäuſer" in Paris.

* Nach allem, was man aus Paris über die ungünſtige Aufnahme des Richard Wagner'ſchen „Tanhäuſer" vernimmt, ſcheint es, als wenn ſie überwiegend die Folge des Uebermaßes der Protection und eines zu leidenſchaftlich befliſſenen Beifalls war. Diejenigen Schönheiten, die auch dem deutſchen Ohr bisher unbeſtritten als ſolche gegolten haben, fanden ihre Würdigung.

Wir ſind weit entfernt, die Franzoſen über das, was für uns geſchmackvoll ſein ſolle, zu Richtern zu machen. Sie haben ſich namentlich in der Muſik die neuere Meyerbeer'ſche Compoſitionsweiſe gefallen laſſen, die, mit dem Rückhalt aller Bewunderung vor dem Tonſchöpfer des „Robert" geſagt, ſich in den Formen des Cancans bewegt, keine gerade Linie mehr zu kennen ſcheint, ein ſeltſames Hüpfen, Springen, Zappeln in alle Inſtrumente bringt, als wären ſie verhext vom Horne Oberon's. Aber in Betreff deſſen, was „langweilig" in ſeiner Wirkung, „albern" in ſeinem Sujet iſt, haben die Franzoſen eine immerhin ziemlich anerkennenswerthe Stimme, und die Lehre, die der „Zukunftsmuſik" von Paris aus gegeben wurde, iſt eine erwägenswerthe auch für Deutſchland.

Die Sterilität unſerer dramatiſchen Tonbichtung hat es nachgerade möglich gemacht, daß Richard Wagner's ſeltſam gearteter Genius, mit einigen Ausnahmen, überall unſer Repertoire beherrſcht. Eine erhebliche Concurrenz iſt nicht vorhanden; einzelne Sänger haben ſich mit Leidenſchaft die großen Rollen der Wagner'ſchen Opern angeeignet; einige muſikenthuſiaſtiſche Fürſten und Fürſtinnen gaben ſogar den Haß auf den dresdener Agitator hin, um ſich ganz in das ſüße Tonmeer ſeiner Cantilenen und Meliſmen zu verſenken. Dann iſt in Theatern wie Wien und Berlin eine oft aufgeführte Oper nur noch zuletzt die Decoration eines im Theater zugebrachten Salonabends; kommt das Ballet oder ein großer Aufzug an der rechten Stelle, ſo ſitzt man in ſeinem Fauteuil und ſtochert ſich nach ſeinem Diner die Zähne ebenſo behaglich zu Roſſini wie zu Meyerbeer oder Wagner. Unſere Intendanzen thun nirgends etwas, um, wie in Paris geſchieht, Opern hervorzurufen, d. h. ſie ſorgen weder für die Texte, die den Componiſten gegeben werden müſſen, noch für die Entdeckung und Ermunterung talentvoller lyriſch-dramatiſcher Hoffnungen. So kommt es, daß trotz der Niederlagen, welche die „Zukunftsmuſik" unausgeſetzt theoretiſch erleidet, auf der Bühne doch die Muſik Wagner's thatſächlich dominirt.

Seit acht Jahren haben wir uns bei aller Hochachtung vor Wagner's geſtaltender und reproductiver Kraft in unſern Blättern gegen eine Muſik ausgeſprochen, die in ihrem Grundweſen nur die Tonmalerei des Worts und Gedankens iſt. Wir haben die ſüße Schwelgerei, den hedoniſtiſchen Kitzel, die unmännliche Redſeligkeit des „Tanhäuſer" und „Lohengrin" unabläſſig bekämpft. Wir haben ſcherzend geſagt, Wagner würde bei den alten Griechen jenem Geſetz verfallen ſein, das auf die mixolydiſche Tonart die Todesſtrafe ſetzte. Wir haben ihn geſchildert als einen auf den Roſenblättern Ekbatanas in babyloniſcher Sinnlichkeit Schwelgenden, gegen den die deutſche Kraft und Männlichkeit um ſo mehr proteſtiren müſſe, als ſeine und ſeiner Schüler Theorie zugleich der Oper überhaupt eine Miſſion geben wollte, die weit über ihre Rechte hinausgeht. Ein merkwürdiger Zufall, wie ein ſo geiſtesfriſcher, im Ruf der Freiſinnigkeit ſtehender, als ſolcher vom demokratiſchen Parteiſtandpunkte gefeierter Mann doch in ſeinen Opern eine ſo verweichlichende Richtung verfolgt, der deutſchen Sage und Legende einen Cultus der kritikloſeſten Sentimentalität widmet, den Sinn ſeiner Zeitgenoſſen wieder für Zauberſchwäne, Ordallen, Gelübde und den ganzen Phantaſieapparat des Mittelalters in einer Weiſe gefangen nimmt, die wir bereits mit Fouqué's „Zauberring" und „Sigard dem Schlangentödter" überwunden zu haben glaubten. Denkt man ſich dieſe Reproduction der alten Sagen in „Triſtan und Iſolde" und den „Nibelungen" bis ins Unendliche fortgeführt, ſo wollen wir an und für ſich nicht im mindeſten

dieſen Sujets ihre vollſte Berechtigung, ja eine an ſich einnehmende Schönheit und die unbeſtreitbare Fähigkeit, unſer Herz zu rühren, unſere Phantaſie zu erheben, abſprechen; bedenklich aber iſt die Hülfsleiſtung, die der Reiz, den gerade für uns dieſe Reminiſcenzen unſerer frühern Culturepochen haben müſſen, einer Muſik gewährt, die durch und durch fraglich iſt, eben weil ſie ſich in Reproduction des Sujets nur phraſeologiſch ausſchwelgt, die Sage unter ein Meer beliebiger Tonwellen ſetzt, nie Melodienfeſtes anſtrebt, nur in traumſeliger Anempfindung dieſe Stoffe muſikaliſch umſchreibt und dann von der beſtrickenden Wirkung derſelben ihren Vortheil zieht. Proteſtiren gegen die Schönheit der alten Sagen kann man nicht und ſo gewinnt der muſikaliſche Interpret derſelben für ſeine fragliche Compoſitionsweiſe einen Gewinn, der unverdient iſt und ſchen lange den Geſchmack verwirrt.

Die Franzoſen haben einen fremden Gaſt, der ſich ihnen nicht aufdrängte, unwürdig behandelt. Darüber iſt keine Frage. Sonſt ſind ſie aber der deutſchen Romantik immer zugänglich geweſen. Sie machen ſogar von unſern Sagen und Legenden mehr Weſen, als einer Literatur lieb ſein kann, deren kritiſcher Begründer Leſſing iſt. Doch Geſchick der Erfindung, Klarheit des Gedankengangs, logiſche Vermittelung des Glaubens an Wunder und Märchen verlangen ſie vom Poeten des 19. Jahrhunderts auch für dieſe romantiſche Welt. Bei uns in Deutſchland hat leider die Süßlichkeit des poetiſchen Geſchmacks, ein pretiöſes Gehabe und Gethue, ein Ach! und O! hyſteriſcher Verhimmelung ſo um ſich gegriffen, daß uns, vorläufig auf dem muſikaliſchen Gebiete, erſt von Frankreich aus die Erinnerung kommen muß: Die Art, wie z. B. Wagner im zweiten Act ſeines „Tanhäuſer" die Sänger über die Minne ſtreiten läßt, iſt doch in der That beiſpiellos — langweilig. Der ganze „Tanhäuſer" iſt eine dramatiſirte Ballade. Nirgendwo ein greifbarer dramatiſcher Gegenſatz, eine anregende Situationsentwickelung. Welche triviale Frage wird hier verhandelt! Ob Venusliebe oder reine deutſche Magdminne! Richard Wagner, durch und durch den modernen Anſchauungen bis zum Raffinirten, durch und durch den geiſtigen Myſterien des Hörſelbergs angehörend, läßt uns einen nicht endenden Curſus über die reine, ſittliche, jungfräuliche Liebe vorſingen! Hatten die Franzoſen recht oder unrecht zu lachen, wenn ſich Eliſabeth von Thüringen wie eine Sacré-Coeur-Dame gibt? Was die Muſik ſelbſt und ihre praktiſchen Reſultate für die neue Operntheorie anlangt, ſo gibt es im dritten Act des „Tanhäuſer" eine Stelle, wo Wolfram von Eſchenbach mit ſeinem Singen geradezu bis zu dem Punkt angelangt iſt, dem Orcheſter zu ſagen: Meine Herren, gehen Sie nach Hauſe; wir wollen die Oper als Drama beſchließen! Der Geſang iſt dort zur einfachen Rede geworden.

Wir geben dieſe Bemerkungen mit allem Antheil an Wagner's Geſchick, mit aller Verehrung vor ſeinem poetiſchen Sinn, mit aller Anerkennung der Wirkungen, die ſeine Leiſtungen für eine größere Vertiefung unſerer künftigen muſikaliſchen Beſtrebungen haben werden. Nicht, weil uns die franzöſiſche Aufnahme des „Tanhäuſer" eine maßgebende wäre, ſondern weil wir unſere frühere Meinung nur zu wiederholen brauchen, möchten wir unſere großen Bühnenverwaltungen, unſere Mozartſtiftungen, unſere größern Tonkünſtlervereine dringend auffordern, dem Beiſpiele Frankreichs zu folgen und die unendlichen Schwierigkeiten, die dem dramatiſchen Tondichter bei uns im Wege ſtehen, ihm zu erleichtern durch gemeinſchaftlich vereinbarte Inſtitutionen, die das Suchen eines guten Textes nicht zum Anlaß der Verzweiflung für manche tüchtige Kraft machen. Vor allem iſt der Grundſatz feſtzuſtellen und ſeine Befolgung durchzuführen, daß ein guter Operntext das Product einer gemeinſchaftlichen Berathung mehrerer ſein müſſe. Auch die Compoſition ſelbſt iſt nicht ſo dem blinden Ungefähr zu überlaſſen, die den Tondichter in abſolute Iſolirung ſtellt. Wie jetzt die Dinge ſtehen, ſcheint ſich bei uns die Fähigkeit, eine Oper hervorzubringen und unſere Periode Spohr, Weber, Marſchner würdig fortzuſetzen, ganz verloren zu haben.

Die Repertoire-Privilegien in Berlin.

* Trauerſpiel und claſſiſche Werke dürfen in Berlin nur am Hoftheater und in einem äußerſten Vorſtadttheater unter Leitung einer gewiſſen Witwe Gräbert gegeben werden. Ein zufälliger Schreibfehler in der Conceſſionsertheilung ſcheint die Veranlaſſung geweſen zu ſein, daß ſich wenigſtens auf einem der berliner Vorſtadttheater neben „Hinko", „Aballino", „Mutter aus dem Volke", „Kabale und Liebe" ſehen laſſen darf. Die übrigen, meiſt vortrefflich verwalteten Bühnen, wie die Friedrich-Wilhelmſtadt, Wallner-Theater, Victoria-Theater, dürfen kein Trauerſpiel geben. Eine Folge davon iſt das Ueberhandnehmen des theatraliſchen Unſinns. Gezwungen, innerhalb ihrer beſchränkten Conceſſion zu bleiben, wiſſen dieſe Theater kaum noch, wo ſie allen Poſſenſtoff hernehmen ſollen. Daher ſowol die Verwilderung unſerer Repertoires, mit der die beſſere Richtung zu kämpfen hat, wie der Mangel eines talentvollen und höhern Aufgaben gewachſenen ſchauſpieleriſchen Nachwuchſes.

Eine Erleichterung dieſer Uebelſtände würde eintreten, wenn die königliche Bühne Berlins ein Conſervatorium wäre und ausſchließlich für die Ehre arbeitete. Sie jagt aber in nothgedrungener Concurrenz mit allen andern Bühnen den Novitäten des Tages nach und gibt die Birchpfeiffer'ſchen Stücke und Bearbeitungen ſo lange, als nur noch die Kaſſe irgendeinen Vortheil davon zieht. Aeltere Stücke von Grillparzer, Müllner, Raupach, Friedrich Halm, Zedlitz, Schenk, Immermann, M. Beer, Prutz, Moſen, Laube, Hebbel, Ludwig u. ſ. w. zu conſerviren möchten gewiß die Nebentheater im höchſten Grade geneigt ſein, aber ſie dürfen nicht! Wer z. B. wie der Herausgeber dieſer Blätter das beſondere Schickſal hat, mit ſeinen dramatiſchen Arbeiten ſowol unter dem vorigen Könige wie unter dem gegenwärtigen für die Hofbühne Berlins ſo gut wie verboten zu ſein, exiſtirt mit ſeinen ältern ernſten Arbeiten nur für die Witwe Gräbert. „Uriel Acoſta", auf dem königlichen Theater Berlins verboten, jetzt ſogar in Oeſterreich erlaubt, kann in Berlin nur auf dem ehemaligen Wollank'ſchen Weinberg gegeben werden — Entrée fünf Silbergroſchen; vielleicht ganz die richtige Würdigung nach den Literaturanſchauungen der maßgebenden Regionen.

Briefwechſel.

— Herrn *** in München. Rückſendung auf dem Buchhändlerwege.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 14.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. II. III. — Amerikanisches Ansiedlerleben. VIII. — Tultscha und die deutschen Colonieen in der Dobrudscha. III. — Briefe aus München. II. — Robert Waldmüller. — Gedanken nach J. Petit-Senn. — **Neues aus der Welt.**

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

II.

Fink's Diener zündete Feuer im Kamin an. Die Scheite flackerten und warfen ihren Schein auf die im Schlaf noch lebloser und starrer erscheinenden Züge des Freiherrn. Die durchdringenden Augen waren geschlossen, unordentlich legten sich die sonst so glatten dunkeln Haare um das wachsbleiche Gesicht; der kurzgeschnittene Kinn- und Backenbart zeichnete sich vom nackten Halse ab; die muskelkräftigen Arme mit den fein auslaufenden langen, aristokratisch geformten Händen hielten sich über der Decke gekreuzt. Die Flamme brannte lustig, gelinde Wärme durchdrang wohlthuend den Raum. Die freundliche Sonne, welche in die Fenster schien, trug das Ihrige dazu bei. Iwan schlug langsam die Augen auf.

Das Reiseleben bietet starke Contraste. Während der gestrigen Abwesenheit des Freiherrn hatte man seinen Umzug in ein elegantes Apartement des ersten Stocks bewerkstelligt.

Iwan setzte sich, in seinen seidenen Schlafrock gehüllt, vor einen elegant servirten Frühstückstisch. Die zahlreich vorhandenen frutti di mare mundeten ihm vortrefflich. Nachher trat er auf den Balcon vor seinem Fenster und schaute, an die Steinbrüstung gelehnt, nieder auf das wogende Menschengetreibe im unmittelbaren Vordergrund. Zuweilen tauchte er darüber hinweg den Blick in die bläuliche Ferne und richtig, ein großer, starker Mann, an kräftiger Körperbildung die Italiener weit überragend, stieg mit raschen Schritten über den Ponte della paglia und näherte sich dem Hotel Danieli.

„Ich beabsichtigte, dich zum Frühstück in dem Giardinetto abzuholen!" sagte Hoheneck eintretend und verdrießlich, schon einen Frühstückstisch zu finden...

„Nüchtern verlasse ich niemals meine Wohnung!" entgegnete Fink und lud Hoheneck zum Sitzen ein —

Eine frische Provision Seekrabben wurde gebracht. Hoheneck schickte ihnen mit Behagen schon mehrere Gläser Portwein nach. Hierauf trank er vom russischen Thee und zündete seine Havana an.

Während der Freund und Landsmann diese Gier im Essen und Trinken, diese ganze Unstetigkeit im Wesen Jegôr's beobachtete, vollendete er im Schlafzimmer seinen Anzug. Die „Zauberin" wurde erwähnt. Hoheneck wich aus und sprach von einer „leidlich hübschen" Frau, einer italienischen Fürstin, die seit einiger Zeit in Venedig en vogue wäre — im allgemeinen aber schien er nur künstlich so gleichgültig...

Arm in Arm ſchlenderten einige Zeit ſpäter die beiden Freunde die Riva mit ihren vielen Brücken hinauf, bis ſie in die Gartenſtraße einbogen und die Giardini publici erreichten. Sie durchſchritten raſch dieſen häßlichſten Garten der Erde mit der herrlichſten Ausſicht und traten in den kleinen von Mauern umgebenen Raum, der dem venetianer Sport geweiht iſt — auch die Reitübungen einer Stadt, die keine Pferde und keine Wagen hat, ſind lächerlich.

Zu gleicher Zeit glitt eine Gondel die Waſſerſtraße der Riva entlang. Eine ſchöne Frau mit ſtarkmarkirten Zügen lag drinnen auf den Polſtern. Sie trug ein enganliegendes Reitkleid von ſchwarzem Tuche, das ihre reizenden Formen genau bezeichnete. Ein aufgeſtülpter, ſchmalrandiger Hut ſaß keck über der hohen Stirn mit den ſtarkgewölbten Brauen. Die gebogene Naſe und die dunkeln, glühenden Augenſterne verliehen dem Geſicht einen Ausdruck, der durch den kleinen Mund und das ovalgerundete Kinn ſeine Lieblichkeit erhielt. Die vollen Flechten waren geſcheitelt und rückwärts in einen antiken Knoten geſchlungen. Die Dame ſang halblaut eine der lieblichen Canzoni im weichen venetianer Dialekt.

An ihrer Seite lag ausgeſtreckt ein Mann von zweifelhaftem Alter. Ein paar tiefe Furchen auf der Stirn trugen nicht dazu bei, ihn jugendlich ausſehen zu machen und doch war er von anziehenden, ſelbſt ſchönen Formen. Er ſchien mismuthig.

„Carlotta!“ ſagte er, „Ihr Singen greift mir die Nerven an —“

Die Dame achtete ſeiner Worte nicht und fuhr in ihrer Canzone fort.

„Carlotta! Ich will, daß Sie aufhören —“ wiederholte der verdrießliche Begleiter —

„Anatol!“ fuhr die ſchöne Frau auf und ihre Augen ſchleuderten drohende Blicke auf den Gefährten.

Als ſie zu ſingen fortfuhr, erhob ſich Anatol und faßte ſeine Begleiterin etwas unſanft am Handgelenk —

„Ich haſſe und verabſcheue Sie!“ ſchrie jetzt die ſchöne Frau mit der Ungeduld eines Kindes.

„Du biſt allerliebſt!“ ſagte Anatol tändelnd und doch mit den Zähnen knirſchend — —

„Unterſtehen Sie ſich, mich zu berühren!“ rief Carlotta und ſtieß den Arm, den er nach ihrer Hüfte ausgeſtreckt, mit Verachtung zurück.

„Carlotta! Vergiſſeſt du denn ewig eine kleine Ceremonie, welche vor ſieben Jahren in Marſeille ſtattfand?“ verſetzte Anatol mit einer Stimme, in der mühſam verhaltener Zorn nachzitterte. „Reize mich nicht durch dein Benehmen ſowol gegen mich wie — gegen andere —“

Dieſe Erinnerung ſchien peinlich für die junge Frau. Das Feuer ſchwand aus ihren Augen. Sie hielt das duftende Batiſttuch vor ihr Geſicht; mühſames, gepreßtes Athemholen hob die Bruſt.

„So ſeid ihr Weiber! Feuer und Waſſer in ewigem Wechſel!“ bemerkte der Begleiter der Dame, etwas ruhiger geworden. „Wenn es nicht ein hoffnungsloſes Unternehmen wäre, mit einer Frau vernünftig zu ſprechen, ſo würde ich ſagen: Carlotta, geſtern verlor ich viel Geld, ſtand heute Morgen mit Kopfweh auf und Ihr Singen klang zu disharmoniſch in meine Stimmung! Iſt es nicht ein Streit, worüber Kinder ſich ſchämen müßten? Vergebung! — —“

Die Gondel ſtieß an die Marmortreppe des Giardino. Die Dame hauchte auf ihr Tuch, um raſch die Thränenſpuren zu verwiſchen.

„Beliebt es, Frau Herzogin, meinen Arm?“ ſagte Anatol, der raſch ans Land geſprungen war — Die Gondoliere ſollten wol hören, daß die Herzogin von San-Cadalto frei und ſelbſtändig war.

Das Paar ging quer durch den Garten auf die Reitſchule mit den verſtümmelten Pferdeköpfen zu. Näher gekommen, ſchallten ihnen Piſtolenſchüſſe entgegen.

„Hoheneck ſcheint bereits auf dem Poſten!“ verſetzte Anatol — Er hielt im Gehen inne und zwang dadurch ſeine Gefährtin, die er am Arme führte, ebenfalls ſtill zu ſtehen. Ein ſeltſamer Ausdruck trat auf die verlebten Züge. „Solange Sie ſich damit begnügen, die platoniſchen Huldigungen dieſes ruſſiſch-deutſchen Narren anzunehmen“, ſagte er, „habe ich nichts dagegen, aber ein wirklicher Treubruch — ha — —“

Die Dame zuckte verächtlich mit den Schultern und befreite ihren Arm.

Hoheneck that eben einen Schuß ins Schwarze. Hinter ihm wurde in die Hände geklatſcht und bravo, bravissimo! gerufen.

Der Freiherr wandte ſich und ſchaute in Carlotta's ſchönes Antlitz. Unwillkürlich färbte die Erregung ſeine Wangen.

In dem nämlichen Augenblick faßte Fink die Hand der Dame und ſagte, mit ſeinem freudenleeren Lächeln: „Aber — wie? Iſt es denn möglich! So finden wir uns — in Venedig wieder?“

Der eigenthümliche, lichtgelbe, durchſichtige

Teint Carlotta's bekam ein wärmeres Colorit, das ſie noch mehr verſchönerte. Sie blickte mit ihren ſchwimmenden Augen lange auf Fink und hielt ganz erfreut deſſen Hand feſt. Dieſer wandte ſich zu Hoheneck, um ihm zu ſagen: „Das war Deine Zauberin?" Aber Hoheneck's ganze Seele war in ſein Schauvermögen übergegangen. Er ſchien die reizende Frau verſchlingen zu wollen.

„Alſo die Herrſchaften kennen ſich!" ſagte er endlich, wie aus einem Traum erwachend — —

„Seit Jahren hab' ich die Ehre, die Herzogin von San-Cadalto und deren Familie zu kennen! In Sicilien genoß ich mehrmals die Gaſtfreundſchaft Ihres Herrn Vaters!"

„A cavallo!" rief die Herzogin aufs heiterſte angeregt. „Wollen Sie mein Stallmeiſter ſein wie ehedem, Signor Iwan?"

Iwan von Fink war Huſarenrittmeiſter en retraite und ſagte: „Reite wer will! Ich will ein gutes Pferd für Sie ausſuchen, Herzogin, und ein zweites für meinen Freund Hoheneck, aber muthen Sie mir nicht zu, im Giardino publico Venedigs auf halblahmen Miethpferden herumzugalopiren —"

Damit ging er nach den Ställen, um die Wahl zu treffen und ſich von einer Emotion loszumachen, die er ſchon lange nicht mehr liebte, vielleicht auch der Emotion, eine alte Bekanntſchaft wiedergeſehen zu haben —

Ein hübſcher Schimmel wurde herausgeführt. Kaum Hoheneck's dargebotene Hand mit dem Fuße berührend, ſchwang ſich Carlotta in den Sattel. Hoheneck beſtieg den Rücken eines ſtarken Dunkelbraunen und ſo ſprengten ſie in raſchem Tempo von dannen.

Graf Anatol und Baron Fink befanden ſich allein. Erſterer zeigte eine gewiſſe Verlegenheit im Weſen, welche von ſeinem ſonſtigen kecken Benehmen abſtach. Dieſer ſchlug, ohne ihn beſonders zu beachten, einen Fußpfad ein, um den Reitern zu folgen. Hartnäckig blieb Anatol an ſeiner Seite.

Nach längerm Schweigen wandte ſich letzterer an ſeinen ſtummen Gefährten mit den Worten: „Darf ich Sie um Feuer bitten!"

„Ich rauche nicht", erwiderte Fink —

Beide kamen auseinander. Aus mehrfachen Gründen war dem Begleiter und geheimen Gatten der Herzogin das Erſcheinen eines ehemaligen Verehrers ſeiner Frau in Venedig unangenehm. Seinen mismuthigen Gedanken zeigte ſich kein befriedigender Ausweg. Indeſſen beruhigte ſich Anatol wenigſtens äußerlich mit dem Gleichmuth eines echten Abenteurers, deſſen Lebensbarke ſchon öfters von Strandung bedroht geweſen. Er ging zurück nach den Ställen, um — ſich Feuer zu holen.

Fink, der einfache Spaziergänger, folgte dem Steindamm, welcher den künſtlich angelegten Garten gegen die Lagune abgrenzt. Vor ihm lag die herrliche Stadt ausgebreitet mit ihren Thürmen, Kuppeln und Paläſten. Hunderte von Fahrzeugen verſchiedener Art bewieſen den lebhaften Verkehr des geſchäftlichen und geſellſchaftlichen Treibens. Jenſeits der Lagunenfläche, der öſtlichen Spitze der Giardini nahe, taucht die ſtille Inſel San-Servolo auf, traurig anzublicken und traurig in ihrer Beſtimmung, der Irren Wohnung! Hinter dem geradlinigen unſchönen Hauptgebäude ſchiebt ſich eine ziegelrothe Häuſergruppe hervor, von ſchlankem weißem Thurme überragt. Eine Gartenfläche umgibt die wegen der Seewinde niedrig gehaltenen Gebäude. Grüne Weinlauben, dunkle, pyramidenförmig aufſtrebende Cypreſſen, ſchöne Lorberalleen heben ſich von dem grellen Farbenton ab, welcher der Salzflut trotzt. Dem Auge bietet ſich ein wohlthuender Anziehungs- und Ruhepunkt, inmitten der grauen, farbloſen, ruinenhaften, halb von der Lagune verſchlungenen Inſelgruppen. Auf San-Lazaro ſcheint alles neu und lebensfriſch; die Wiſſenſchaft hat dort ihr friedliches Aſyl aufgeſchlagen, orientaliſche Mönche arbeiten fleißig am Civiliſiren ihres Heimatlandes. Die Weiſen wohnen nahe bei den Narren — dem denkenden Beſchauer bot ſich hier ein reicher Stoff.

Doch der Geiſt desjenigen, der durch die Akazienallee wandelt, iſt nicht bei den großen Fragen der Menſchheit; er wurzelt im kleinlichen Tagsgetreibe. Die Reiter kommen wieder aus den Gebüſchen hervorgeſprengt. Im raſchen Vorbeifliegen kann Fink das lebhafte Geſpräch errathen. Er hört den heitern Klang in Carlotta's Lachen. Die feurige Erregtheit ihres Weſens bewies, daß die Herzogin die echt weibliche Eigenſchaft beſaß, ganz der Eingebung des Augenblicks zu leben, ohne Gedanken an Vergangenheit oder Zukunft. Der Mann an ihrer Seite theilt die gehobene Stimmung. Allein bei ihm iſt es nicht das flüchtige Strohfeuer eines Weibes und einer Südländerin, ſondern das Rothglühen des Eiſens, wie es kräftig organiſirte, kaltblütige Menſchen zuweilen erfaßt. Fink erkannte richtig die Sachlage. Gab es doch auch eine Zeit, wo den reiſenden, hier und dort verweilenden und in der Geſellſchaft

Digitized by Google

geſuchten Fremdling Carlotta berauſcht hatte, ihn die Heimat vergeſſen lehrte und ſeine Liebe für Adelheid Starkenberg, die er weltlicher Berechnung geopfert und dem Freunde gelaſſen. Damals war Fink noch jünger geweſen, jünger an Geiſt und Gemüth. Jetzt konnte ihn keine Sirene mehr bethören. Er ſtreckte nicht mehr die Hand nach dem Becher, um daraus Luſt und Taumel zu trinken. Er ſehnte ſich nicht nach der Ehe, aber nach Verhältniſſen, die keine Aufregung, keine Anſtrengung koſteten; nicht mehr lieben, ſich lieben laſſen — das war ſeine Deviſe.

Der Menſch wechſelt naturgemäß ſeine Stimmung je nach dem Lebensgange, dem er folgt. Hat der irdiſche Luftſchiffer zuviel Ballaſt und mangelt das nöthige Gas, dann ſinkt der Ballon und die Seele ſtößt ihren Todesſchrei aus. In der Philoſophie fällt ſie dann meiſt dem Materialismus anheim. Ihre Erfahrung, nicht gemildert durch ein moraliſches Agens, lehrt ſie koloſſale Menſchenverachtung. In einer ſolchen Stimmung ſprach Marc Aurel, der gekrönte Philoſoph: „Vidi in omnibus vanitatem et afflictionem animi!“ Könnte ſo eine arme Menſchenſeele noch etwas glauben, etwas lieben, etwas hoffen, ſie wäre gerettet. Inſtinctmäßig greifen derlei ſinkende Weſen dann nach dem „Poſitiven“, ſie möchten aus dem wüſten Graus ihres Nihilismus Erlöſung finden und — Iwan Fink hatte jetzt bei dieſer Italienerin, die ihn einſt bezauberte, nur Ermüdung, Abſpannung, Leere empfunden, ſie taugte zu ſeinem gegenwärtigen Standpunkt nicht. Kalt und gleichgültig blickte der Huſarenrittmeiſter en retraite auf Carlotta's Taille, wie ſie in ſchöner, ſicherer Haltung zu Pferde ſich von den Bäumen abhob —

Die Reiter lenkten ihre abgehetzten Thiere den Ställen zu. Die Herzogin ſprang ab und ſtieg in die harrende Gondel. Jegôr natürlich an ihrer Seite. Wo war Graf Anatol? Er hat ſich in den Gängen verirrt, verſpätet? Wo war Fink? Der blieb abſichtlich zurück.

Der Gondoliere hatte bald die Thür des Häuschens zugeſchloſſen, zwei Menſchen befanden ſich in trauter Gefangenſchaft.

Carlotta ſuchte keineswegs nach Anatol, ſie folgte Jegôr von Hoheneck nach der Gondel.

Die ſtarke Bewegung im Freien hatte Carlotta's Züge noch mehr erfriſcht, ihre Augen glänzten, ſie lächelte ſo viel, daß ſich ihre weißen Zähne ganz entblößten — — Die Herzogin von San-Cadalto lächelte — über ihn.

Die Lagunenwogen ſchaukelten beide ſanft dahin. Nach dem etwas harten Trabe wirkte dieſe Bewegung wohlthuend und beſchwichtigend —

Die Herzogin wandte mit ſüßem Lächeln den Kopf gegen den Mann, der ihr mit einer faſt jünglinghaften Schüchternheit huldigte. Keins ſeiner Worte war zudringlich, keine Bewegung widerſprach dem Anſtand.

„Geſtehen Sie, daß die Gondola veneziana die bequemſte Equipage der Erde iſt?“ ſagte die Herzogin, im ſtillen des Nordländers lächelnd —

Jegôr blickte auf die kleine, weiße, fleiſchige Hand, von der Carlotta den Handſchuh abgezogen hatte, und bedeckte ſie in Haſt mit Küſſen. Der Körper des ſtarken Mannes bebte. Er vermochte nicht auf die tändelnde Bemerkung der Dame zu antworten. Das Lächeln verſchwand nicht von den Lippen der Herzogin, bis er den Kopf wie abweſend in die Höhe richtete und ſie die Zeichen mächtigſter Bewegung auf ſeinen Zügen las. Da erſchrak Carlotta. Das war Leidenſchaft, glühende, ernſte, jene Leidenſchaft, die keuſch und männlich fühlt und deren Kraft ſie in früherer Zeit erprobt hatte. Ein nervöſes Zittern erſchütterte den Körper der reizenden Frau. Sie ſtieß raſch das Fenſter der Barke auf, richtete den Blick nach den Inſeln, an denen die Gondel vorüberſchwamm und ſchien jetzt ſogar, in Gedanken verloren, ihres Begleiters vergeſſen zu haben. Nach einer Weile zog ſie den Kopf wieder zurück, ihre Züge glichen jetzt an Glätte und Härte carrariſchem Marmor.

„Wie kommt es, daß man Ihre Frau niemals in Geſellſchaft ſieht?“ begann jetzt Carlotta —

Dieſe Frage hätte beinahe Hoheneck's mühſam errungene Faſſung wieder über den Haufen geworfen. „Die Baronin lebt ſehr zurückgezogen“ — ſagte er —

„Aus Neigung?“ forſchte die Herzogin —

„Gewiß!“ erwiderte ihr Gefährte.

„Weil ihr Mann ſie nicht begleitet und die Dame zu ſehr am deutſchen Vorurtheil hängt, um den Herrn Gemahl — zu beſtrafen!“ bemerkte Carlotta und legte dabei wie zufällig ihre Hand auf den Arm des Freiherrn —

„Warum fragen Sie mich, Herzogin! In Ihrer Nähe vergißt man alle übrigen Frauen! Wie ein Traum, in nebelhafte Ferne ſcheint mir die Zeit gerückt, in der ich um mein Weib freite! Es war in anderm Lande, unter anderm Himmel, andern Sitten. Was ſpäter zwiſchen uns trat — ich — weiß es nicht — Doch ich achte Frau von Hoheneck —“

Digitized by Google

Die Sicilianerin begriff jene ſyſtematiſche Trennung der Gefühle nicht. „Warum ſcheiden Sie ſich nicht von Ihrer Frau?“ fragte ſie —

„Bisher that — ich es nicht, weil — keine Urſache mich — dazu trieb!“ erwiderte Hoheneck, deſſen Faſſungsvermögen in der gegenwärtigen Lage ziemlich verwirrt war. Aber er ſuchte ſich zu ſammeln. Er wollte ihr ſeine Liebe betheuern, ſeine glühende Neigung hatte ſchon begonnen zu ſagen: „Herzogin, ich weiß nur —!“ Da öffnete der Gondoliere das Thürchen und rief: „Il palazzo!“

Elaſtiſch wie eine Schlange ſchoß Carlotta auf die Marmortreppe und neigte ſich lächelnd vor Hoheneck, deſſen Hand ſie beim Ausſteigen nicht berührte.

Mit einem ſüßen: A rivedersi! verſchwand die Dame im alten Palaſt Corner Spinelli.

Wie verſteinert blieb Hoheneck auf den Stufen zurück.

„Befehlen Voſſignoria nach Hauſe zu fahren?“ ſagte der zweite Gondoliere. Der erſte war ſeiner Herrin gefolgt.

Dieſe Anrede weckte Jegór. Er ſchüttelte ſtumm das Haupt und ſtürmte fort und — ſicher nicht auf dem nächſten Wege nach San-Maria Zobenigo — zu ſeiner Gattin.

III.

„Aber Iwan, ſage mir, wer iſt denn nur der Menſch, den man beſtändig in Geſellſchaft der Herzogin ſieht? Du ſcheinſt doch ihre und ſeine frühern Verhältniſſe zu kennen!“ ſagte Hoheneck am Abend des nämlichen Tages, nachdem er geraume Zeit finſter und ſchweigſam neben ſeinem Freunde im Café Suttil geſeſſen hatte —

Fink gab ihm Auskunft —

„Graf Anatol Bulgaris, wie er ſich nennt, iſt Jonier von Geburt. Im übrigen eine der zweideutigen Perſönlichkeiten, wie man ſie in der Welt zuweilen trifft. Er lebt, man weiß nicht wovon, bald glänzend, bald ärmlich. Ohne ſichtbaren Grund verſchwindet er hier und taucht dort wieder auf. Sein Haupterwerb ſcheint mir Spiel zu ſein. Er beſitzt Relationen in faſt allen Hauptſtädten Europas. Man findet ihn ſtets in der erſten Geſellſchaft. Was er auch treiben mag, er war ſo geſchickt, ſich noch nie auf einer eigentlich unehrenhaften Handlung ertappen zu laſſen und hat, glaub' ich, Ehrgeiz —“

„Aber die Herzogin —? Wie kommt ſie zu ihm —? Wer iſt ſie überhaupt?“

Ueber Fink's Züge glitt das ihm eigenthümliche düſtere Lächeln.

„Die Geſchichte der Herzogin iſt viel einfacher als die ihres Freundes“, ſagte er. „Soiche Erſcheinungen ſind typiſch in Italien. Schön, jung, aus ſehr hoher Familie, an einen bedeutend ältern Gemahl verheirathet — das gab die erſte Untreue — dann ſo fort. Der erſte Freund war ein vernünftiger, ehrenhafter Mann, der ſie nicht compromittirte. Der zweite ſchon rückſichtsloſer und vielleicht von Nebenabſichten bewogen. Ein dritter — und die Trennung vom Herzog erfolgte. Die Dame begibt ſich auf Reiſen — und ſo fort — la pente douce, die — wer weiß, wo endigt! —“

„Wenn ſich ein kräftiger Arm fände und Carlotta in der Mitte des Weges hielte, um ſie vor jähem Sturze zu bewahren?“

„Eine ſehr verdienſtvolle Handlung! Indeſſen gehöre ich nicht zu den gläubigen Seelen, glaube auch nicht an eine Wirkung dieſer rettenden That!“

Wenn Hoheneck zu den ſkeptiſchen Naturen gezählt hätte, zu denjenigen, die gern in die Verhältniſſe ihrer Bekannten ſpähen, ſo wäre ihm der Ort aufgefallen, den die Dame ſeines Herzens zum Wohnſitz erwählt. Der Palaſt Corner Spinelli, welcher der Tänzerin Taglioni gehört, ſteht mit Recht im Winter meiſtens leer. Seine kalten weiten Räume werden niemals durch einen Sonnenſtrahl erwärmt oder erleuchtet. Ueberdies zeigt ſeine Ausſtattung jenen falſchen Flitterſchmuck, der von der Einfachheit des guten Geſchmacks und ſolider Pracht gleich weit entfernt iſt. Das rieſige Stiegenhaus, in welches ſie jetzt beide traten — denn faſt jeden Abend ging Hoheneck in den Salon der Herzogin — war durch eine Laterne nur ſpärlich erleuchtet. Fink muſterte kühl die nachgemachten Malachitcolonnen, die man, wenn ſie echt, ſo gern begrüßt. Von Schülerhänden waren mythologiſche Scenen auf die Leinwand geworfen. Im eigentlichen Salon ſah die Damaſttapete verblichen von den Wänden herab. Die vielen geſchmackloſen Goldſchnörkel und die Glaszierathen aus Murano konnten dem geſchwundenen Glanz nicht aufhelfen. Die Mobilien, mit dem Stoffe der Wandtapete überzogen, gehörten der ſpätern Renaiſſanceperiode des verdorbenen Geſchmacks an. Eine große runde Säule von vergoldetem Holze erhob ſich ſenkrecht unter dem Glasluſtre in der Mitte des Gemachs, umgeben von einem Divan.

Das Ganze machte den Eindruck, daß hier nur die Zigeuner der großen Welt einkehren können.

Auf dieſem Divan lehnte eine Frau, ſchön genug, um das unförmliche Möbel nebſt Umgebung vergeſſen zu machen. Die Schultern

Carlotta's ragten, in ihrer eigenthümlichen zarten Incarnation, aus dem perlgrauen Stoffkleid hervor. Gelb erſchien im Vergleich die koſtbare Spitze, welche ihnen zur Einfaſſung diente. Diademartig war um die pechſchwarzen Haare ein goldgeſtickter Streifen Ponceauſammt geſchlungen, ein ähnlicher umſpann den ſchwanenartig gebogenen Hals und die runden, claſſiſch geformten Arme. Das Kerzenlicht war der prachtvollen tinta calda der Herzogin noch günſtiger wie das Tageslicht.

Die Männer traten nach kurzer Begrüßung der Dame zu einer Gruppe, welche den Kamin umgab.

Carlotta winkte dem Freiherrn von Hoheneck und ignorirte die Herren, die mit ihr plauderten. Jegór ſprang hinzu. Sie wollte unterhalten ſein. Ueber Ihn, über ſein Haus, über ſein Leben. Jegór ſprach von der Heimat, ſeiner Kindheit, verlebt auf dem alten Stammſchloß. Seine Stimme klang weich bei dieſen Erinnerungen — Aber die Frau des Südens findet keine heimiſchen Klänge; nichts Sympathiſches knüpft ſich ihr an dieſe Bilder. Carlotta hält den Blumenſtrauß vor den Mund — doch nicht, um das Gähnen zu verbergen?

„Ich proponire ein kleines Spiel!" rief Graf Anatol Bulgaris, der inzwiſchen gekommen und die Gruppe auf dem Divan muſtert.

Carlotta erhebt ſich — —

Graf Anatol hält die Bank. Die Venetianer ſetzen mäßig. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit nimmt die Herzogin dagegen an den Schwankungen des Glücks theil. Ihre ſchönen Augen ſprühen Funken, ſie wirft nur ſo die blanken Goldſtücke auf den Tiſch. Hoheneck hat die Gedanken nicht beim Spiel. Er ſetzt, läßt ſtehen, zieht zurück, ohne zu wiſſen was, wie und warum. Das Glück begünſtigt Carlotta. Ein kleines Goldhäufchen thürmt ſich vor ihr auf. Die weißen Finger wühlen darin mit kindiſchem Entzücken.

„Auf Ihre Karte, Baron!" ruft ſie und ſchiebt das Häufchen vor Hoheneck.

Die Hand des Bankiers zittert leiſe, während er die Karten umſchlägt. Der Jonier fühlt Fink's ſtechende Augen auf ſich gerichtet; es ſchüttelt ihn wie Fieberfroſt. Die Karte fällt, der Bankier zieht das Geld an ſich. Die Herzogin hat nun genug und kehrt auf ihren runden Divan zurück. Schon iſt das Andenken an des Glückes Wechſelfälle bei der lebhaften Frau verwiſcht. Geldgier ſcheint ihre Seele nicht zu beflecken. Sie hat blos einen Moment Aufregung beim Spiel geſucht und gefunden. Jetzt plaudert ſie mit Fink, der, auch darin „fertig", niemals eine Karte berührt. Hoheneck ſpielt noch fort.

„Es ſcheint mir, Hoheneck verliert eine bedeutende Summe!" bemerkte der Huſarenrittmeiſter en retraite —

Die Herzogin iſt wirklich eine gutmüthige Frau. Sie will nicht, daß ihren Gäſten Unangenehmes widerfahre. Sie tritt unter die Spielenden, nimmt die Karten vom Tiſch und ſagt: „Genug für heute!"

Die Herren plauderten noch — man nimmt Eis — lacht und geht —

Eine halbe Stunde ſpäter iſt die Herzogin von San-Cadalto mit dem Grafen Anatol Bulgaris allein — allein Gatte und Gattin — der Herzog von San-Cadalto war todt — Anatol Bulgaris hatte die Marotte, ſeine Frau zu lieben —

Süßer Augenblick der Intimität, des ungeſtörten Beiſammenſeins zwiſchen Liebenden! Die Geſellſchaft hat ihre chineſiſchen Schattenbilder an uns vorübergleiten laſſen — das Weltgetreibe iſt verklungen, das der ſtillen Häuslichkeit doch nur zur Folie dienen darf, um ſie vor Einförmigkeit zu bewahren; der Tag iſt geſchieden mit ſeiner Laſt und ſeiner Luſt; verblaßt ſind alle Nebelbilder; eine liebe Hand faßt die unſere und traute Worte werden getauſcht; was getrennt war durch das geſchäftige Tagsgetreibe, iſt nun ſtill und friedlich vereint —! So möge der Abend jedes Tages uns finden in Liebe und Eintracht! So möge der Abend des Lebens ſich ſanft auf uns herabſenken! Die Locken ſind zwar weiß geworden, allein im gereinigten Herzen leuchtet die Liebe noch, gleich der Winterſonne mild und ſchön. Die heilige Flamme hat der Zeit und deren zerſtörenden Elementen getrotzt.

Leider gleicht aber die Wirklichkeit dieſem Bilde ſo ſelten! Schlimme Leidenſchaften toben unter den Menſchen und vergiften das Zuſammenleben — —

Mit gerunzelter Stirn ſteht der Grieche vor der ſchönen Frau. Das dunkle Roth ſeines Antlitzes, die blutunterlaufenen Augen künden den Paroxysmus des Zorns an. Er faßt wieder ihr Handgelenk und ſchüttelt es derb, wie es im Unmuth ſeine Gewohnheit iſt.

„Welcher Teufel hat Sie getrieben, das Spiel abzubrechen, als ich eben im Zuge war!" ruft er unbekümmert darum, daß die Gondoliere abräumen. Iſt ihm doch längſt ſchon jedes Schicklichkeitsgefühl, die leichte Vormauer der Sittlichkeit,

zugleich mit dieſer untergegangen. „War es, um den deutſchen Tropf vor Schaden zu bewahren? Was kümmert Sie überhaupt dieſer Menſch! An mich und mein Geſchick iſt Ihr Intereſſe geknüpft — Sie gehen über die Koketterie hinaus, die ich jeder Frau gern geſtatten will —"

Carlotta bedeckte ihr Geſicht mit den Händen. Es lag dieſes Schweigen, unter einem Vorwurf, durchaus nicht in ihrem Charakter; allein das Dämmerlicht der Wahrheit begann doch in ihrem Innern zu tagen. Der Augenblick der Erkenntniß, der oft ſo plötzlich nach langer Verblendung eintritt, war für die Herzogin angebrochen. Der abenteuernde Graf, ein Menſch des Elends und doch des Ehrgeizes, ſtand in ſeiner nackten Häßlichkeit vor ihrem geiſtigen Auge. Allerdings war bereits die kurze Täuſchung der unlautern Liebe lange geſchwunden, aber der Grieche fand zuweilen noch Töne, die Carlotta verwandt klangen. Er wußte ſie zu beſchäftigen, zu unterhalten, füllte manche Lücke ihres Daſeins aus. In letzterer Zeit hatte ihm nur die Maske etwas loſer geſeſſen und ſeit einigen Tagen entfiel ſie ihm gänzlich. Da erſchrak die Herzogin von San-Cadalto vor ihrer Entdeckung. Schnell, wie jeder Affect, ging auch dieſer bei der leichtblütigen Frau vorüber. Sie ſprang nach ihrem Schlafzimmer, deſſen Thür ſie verriegelte.

Der Jonier hatte eine Niederlage erlitten. Weit entfernt, Carlotta einzuſchüchtern oder ſie in die alte, gedankenloſe Nachgiebigkeit der erſten Jahre ihres Beiſammenſeins zurückzuſchrecken, zog er ſich ihre Verachtung zu, dasjenige Gefühl, gegen welches am ſchwerſten anzukämpfen iſt; nichts hält dagegen Stich, es gleicht in ſeiner auflöſenden, vernichtenden Eigenſchaft moraliſchem Scheidewaſſer. In ohnmächtiger Wuth wandte ſich Bulgaris zum Gehen und zertrümmerte, was ihm im Wege lag. Porzellanſcherben und Glasſplitter bezeichneten ſeinen Weg. Im Vorſaal ſtieß er einem gemalten Mädchen, das ihn von der Wand herab auszulachen ſchien, den Dolch in die Bruſt. Er ahnte inſtinctmäßig die Gefahr, welche ihm durch die beiden „Ruſſen" drohte. Der Boden wankte unter ſeinen Füßen. Und wie er auf ſeinem Zimmer war, nahm er zitternd die Edelſteinknöpfe aus der Wäſche, zerſtörte mit der Hand, die noch die Narbe trug vom breiten Säbelhieb des Türken, den künſtlichen Lockenbau, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging ruh- und ſchlaflos mit ſtarken Schritten auf und nieder. Der alte Mantel weckte Erinnerungen in ihm, welche ihn weit aus der Gegenwart hinwegführten. In deſſen graue Tuchfalten gehüllt, hatte er einſt auf Miſſolunghis Wall geſtanden und männlich gegen die Unterdrücker ſeines Vaterlandes gekämpft. Als ſchöner Griechenjüngling hatte er, von Heldenruhm umrauſcht, der Blüten zahlloſe auf ſeinem Lebenswege gefunden. So aber war das knappe Vatererbe verausgabt und nun galt es zu leben mit den verſchwenderiſchen, üppigen Gewohnheiten des vornehmen, gefeierten Mannes und dem Einkommen des Bettlers. So war der Sohn der edlen „Hetäria", des griechiſchen Bundes, deſſen ſcharfen Säbel und ſichere Flinte die Türken kennen und fürchten gelernt hatten, untergegangen als Spieler von jetzt, der ſeine Volte meiſterhaft ſchlug. Wäre Anatol Bulgaris reich geweſen, nie würde er zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht genommen haben —

Carlotta lag indeſſen, von Krämpfen geſchüttelt, in ihrem Bett. Die innere Erregung kündete ſich in der ſtarken Reaction eines Nervenzufalls an. Die Kammerfrau verſuchte alle bei derlei Kriſen üblichen Heilmittel. Lange widerſtand der Erfolg ihren Bemühungen. Endlich trug die moraliſche Ruhe, welche ſich nach gefaßtem Entſchluß einzuſtellen pflegt, das Meiſte zur Erholung der Herzogin bei. Nach und nach ſenkte ſich fieberhafter Schlaf auf die müden Augenlider.

Aber — am frühen Morgen — wo Venedigs Straßen noch öde und einſam ſind, ſah man durch ein enges Gäßchen eine elegant gekleidete Dame faſt athemlos eilen. Obwol ihr Anzug Wohlhabenheit, ihr Weſen Vornehmheit verrieth, war doch ſonſt wenig von der dicht Verhüllten zu erkennen. Die Venetianer lieben das Geheimnißvolle, es paßt zu ihrer Stadt und ihrer Sitte. Daher ließ auch ein Verkäufer ſeine Rüben fallen und blickte neugierig auf die Dame, die ihn nach dem Wege fragte. Dieſe war wol wenig bekannt mit der Straße und ihrer Gewohnheit. Häufig wandte ſie den Kopf, als fürchtete ſie, verfolgt zu werden. Eben trat aus dem Brauhaus von San-Angelo ein ſchlanker Huſar, der ſchon dort ſeinen Morgentrank genommen. „Buon di signora!" rief der Ungar der Verſchleierten zu, indem er auf etwas unbeſcheidene Art verſuchte, ihr Incognito zu durchdringen. „Santa madre di Dio!" rief die Schwarze und flog pfeilſchnell auf den Tiſch mit den Eßwaaren zu, als ſuchte ſie bei dem Verkäufer Schutz. „Brauchen nicht zu ſchreien, Signora! Hab'

Digitized by Google

noch nie ein Weib verſchlungen!" verſetzte der Ungar lachend, ſtrich ſeinen ſteifen Schnurrbart zurecht und verſchwand in einem Nebengäßchen. Der Verkäufer zeigte der Dame den Weg nach San-Marco.

Durch enge Gäßchen, über Brücken und finſtere Kanäle ſetzte die Erſchreckte ihren Weg fort, bis ſie endlich durch den Bogen des Palazzo reale auf den breiten herrlichen Marcusplatz trat. Hier war ſie in bekanntem Quartier und brauchte nicht nach der Richtung zu fragen.

Indeſſen erwachte bereits das Leben, die Kaffeehäuſer begannen ſich zu füllen. Gerade hier lag die Gefahr der Entdeckung näher als in einem unbekannten Stadttheil. Daher zog auch die ſchwarzgekleidete Dame den Schleier dichter vor ihr Antlitz. Das Schiffsvolk der Riva betrachtet ſie neugierig, die Gondoliere des Molo rufen ihr barca, gondola, signora! zu. Aber der ſcheue, flüchtige Fuß trägt ſie an gaffenden Müßiggängern raſch vorbei. Sie ſchlüpft in das enge Pförtchen des Hotels Danieli.

Hier harrt eine neue Verlegenheit der Dame. Der Portier iſt herausgetreten, um ihr Begehren zu vernehmen. Da fällt Carlotta zu rechter Zeit die Tafel ins Auge, welche die Namen der im Hauſe wohnenden Fremden enthält. Der Geſuchte iſt gefunden, ſie eilt ſchon ſelber die Treppe hinauf.

Iwan von Fink tritt eben, in ſeinen ſeidenen Hausrock gehüllt, aus dem Schlafzimmer und ſieht ſich mit Ueberraſchung der Verſchleierten gegenüber.

„Laß uns allein!" befiehlt er ſeinem Diener ruhig.

Die zitternde Frau ſinkt faſt in Iwan's Arme. Das bleiche, zerſtörte, aber zu jeder Stunde ſchöne Geſicht der Herzogin von San-Cadalto ſtarrt ihn an. Ihr ſchwimmendes Auge, glühenden Kohlen ähnlich, ſucht das ſeinige. „Ich bin zu Ihnen geflohen, Iwan, Hülfe und Schutz bedürftig!" lispelt die Erſchütterte und ihre Erregung war eine natürliche, kein Ergebniß der Verſtellung.

„Setzen Sie ſich, Herzogin! In fünf Minuten bin ich zurück! Zuvörderſt —"

Mit dieſen Worten führte er ſie zum Sofa und entfernte ſich zur Toilette.

Das war es nicht, was ſie brauchte. Die kalte, eiſige Höflichkeit fiel ihr gleich einem Sturzbad auf das Gemüth.

Wirklich hat Fink in kaum der angegebenen Zeit ſeinen Anzug beendet. Militäriſch pünktlich und ſauber, kommt er zur Thür herein, ſchiebt einen Lehnſtuhl in mäßige Entfernung vom Sofa, ſetzt ſich und ſagt, ſich vor Carlotta verneigend: „Womit kann ich dienen, Herzogin?"

Nach ſolchem Benehmen iſt der Eingang ſchwer zu finden. Es hätte eine beſſere Art gegeben, die Zunge der bangen Frau zu löſen! Sie ſchlägt auch die Augen nieder. Sie mag ihn nicht anblicken. Sein Ausſehen raubt ihr die Hoffnung. Die Worte, die Bitten ſind an einen andern Iwan Fink gerichtet, als ſie ihn vor Jahren gekannt.

„Befreien Sie mich von Bulgaris! Führen Sie mich heim zu meinem Vater, der Sie ſo liebt, Iwan! Ich bin nicht gewöhnt, allein für mich zu ſorgen, wage dieſe weite Reiſe nach Sicilien nicht, überdies wird Bulgaris alle Mittel aufbieten, mich zurückzuhalten! Auch ſelbſt die materiellen! Aber Sie, Sie vermögen alles zu bezwingen! Ihre Begleitung ebnet alle Schwierigkeiten!"

Der Freiherr hört die Dame ſchweigend an. Kein Zeichen der Theilnahme kommt ihr zu Hülfe.

„Retten Sie mich, Iwan!" fährt Carlotta flehend fort. „Erſt jetzt erkenne ich Bulgaris' ganze Verworfenheit!"

„Herzogin! Ihr Begehren iſt — überraſchend!" entgegnete Fink, nachdem er eine Weile gewartet, um ſich zu überzeugen, ob ſie geendet habe. „Solange Sie mir die Ehre Ihrer Freundſchaft gewährten, trübte kein Hauch Ihren Ruf. Rein ſtanden Sie vor der Welt. Ihr freier Wille entſchied die Wahl zwiſchen mir und dem Griechen. Ich beging ſogar die Thorheit, Sie vor Bulgaris, deſſen wahren Charakter ich ſogleich errieth, zu warnen. Aber der Grieche war ſchön, er gefiel, mein Urtheil über Bulgaris galt für eiferſüchtige Misgunſt eines Nebenbuhlers — —"

Bei dieſen Erinnerungen zuckte es um Fink's Mundwinkel. Alte Leidenſchaften ſchienen aus dem Todesſchlafe erwacht. Indeſſen fuhr er mit ſeiner kühlen Stimme fort:

„Die Frau, die mich verließ, kann auf nichts weiter mehr rechnen als auf meine Artigkeit. Solche werde ich niemals weder Ihrem Geſchlechte, noch Ihrem Stande verweigern. Darf ich Ihnen ſonſt — die Hülfsmittel — " —

„Mein Gott! Sie weiſen mich zurück!" rief Carlotta. „Wie konnte ich auch bei dem Herzloſen auf Großmuth rechnen! Das war es, was mich von Ihnen getrennt hat! Rückſichts-

voll fand ich Sie immer, aber dabei kalt und berechnend. Bulgaris heuchelte wenigstens, er log Gefühle, die Sie niemals kannten und so betrog er mich. Iwan! Möge es Ihnen dereinst ergehen, wie es mir jetzt ergangen ist! Möge Ihre Hand ausgestreckt sein nach versagter Hülfe, Ihre fieberhafte Lippe dursten nach verweigertem Trunk! Ja, wenn die Tage der Krankheit und Schwachheit kommen, dann möge der Fluch des Egoisten Sie ereilen. Wer nicht Liebe säet, wird auch nicht Liebe ernten. Einsam und verlassen ist sein Leben, einsamer und verlassener noch sein Ende — Ha, Sie wollen mich die Tugend lehren — ! Warum wandte ich mich auch an Sie — und nicht an — O wie ich Sie — verachte!"

Carlotta war während dieser leidenschaftlichen Verwünschungen bis an die Thür gelangt.

„Befehlen Sie die Gondel an der hintern Riva des Hauses, so werden Sie unbemerkt den Palazzo erreichen!" bemerkte Fink und klingelte.

„Keinen Dienst mehr von Ihnen!" versetzte Carlotta.

„Doch, Sie erwähnten der freundlichen Gesinnung Ihres Vaters für mich! Gestatten Sie mir, seine Tochter vor den Folgen einer Unvorsichtigkeit zu bewahren."

Mit derselben Ueberlegenheit, die ein kalter, berechnender Charakter stets über einen leidenschaftlichen, reizbaren ausübt, führte Fink die Herzogin an die Gondel —

Ob er voraussetzte, daß sie sich jetzt an Hoheneck, den Gatten der armen verlassenen Adelheid, wenden würde? — —

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Amerikanisches Ansiedlerleben.

VIII.

Wissen Sie, was ein Barbecue ist?

Ein deutscher Pickenick, ins Amerikanische übersetzt. Ein Fest, wozu jede einzelne Familie von ihrem eßbaren Vorrath beisteuert.

Unter eifrigem Consultiren und Debattiren über die zweckmäßige Auswahl dieser Beisteuer, besonders aber über die der Toilette, nahte ein solcher wichtiger Tag heran. Ein wunderschöner, klarer Morgen entstieg Aurorens Schose und fächelte mit seinen frischen Lüften Heiterkeit und Erhebung ins Gemüth. Nach beendetem Frühstück wurden die Hausvorrichtungen rasch abgemacht, die Pferde bestiegen und mit gespannten Erwartungen wurde dem Festplatze zugeritten, der mehrere Meilen von unserm Wohnplatze entlegen war.

Dort angekommen fanden wir bereits eine bunte Menge versammelt, die mit Neugier die herbeiströmenden Gäste, darunter Leute von St.-Louis und dessen nächster Umgebung, musterte und dem kommenden Vergnügen ungeduldig entgegenharrte. Die Pferde wurden an schattende Bäume gebunden; die etwaigen Unordnungen an der Toilette wurden zurechtgestutzt und nun mischten wir uns in den Kreis der Damen, die auf kunstlos zusammengefügten Bänken um den Tanzplatz herum saßen. Seitwärts war auf einer umgefallenen Sykomore eine Bar, ein Büffet eingerichtet, wo Getränke aller Art, Geschenke von Vettern und Freunden aus St.-Louis, den Matten und Durstigen verabreicht wurden. Diese Bar umstanden die Männer in lebhaften Gruppen; aber die magische Anwesenheit der Ladies steuerte den allzu lebhaften Ausbrüchen ihres Frohsinns.

Nach einer Weile der Rast machten wir, von einem galanten Hinterwäldler escortirt, die Runde um den ganzen weitläufigen Festplatz, immer unter dem Schutz des holden Waldesgrün umherwandelnd, und wurden wiederholt von Neuem und Niegesehenem frappirt. In wol sechs Fuß tiefen und acht Fuß langen Gruben brannten große Feuer, quer über die Gruben waren mehrere Eisenstäbe gelegt und darauf brieten die halbirten Ochsen, Schafe, Schweine, Hirsche, die die wohlhabendsten der Farmer als ihren Antheil beigesteuert hatten. Eine Menge Schwarze, die Hemdärmel hoch aufgekrempt, das krause Haar in bunte Tücher versteckt, umstanden diese großartigen Roste, mit langen Stangen bewaffnet, an deren Ende weiße Lappen befestigt waren, die sie unaufhörlich in große Schmalztöpfe tauchten und dann damit das bratende Fleisch überstrichen. Das auf diese Weise gebratene Fleisch wird äußerst schmackhaft. An kleinern Feuern erging es den zahllos geschlachteten Putern und Hühnern nicht anders. Belustigend war es, die derben Witze und Scherze der beschäftigten überglücklichen Afrikaner mit anzuhören.

Unter hohen, alleenartig stehenden Bäumen war eine lange Tafel gedeckt und mit allem möglichen Guten, was die Frauen und Töchter der Nachbarschaft zu liefern vermochten, besetzt. Zur Mittagszeit wurden zuerst die Damen zum Essen geführt und von den Herren bedient; dann kamen diese selbst daran und als sie ihr Genüge hatten, wurden Toaste ausgebracht, jedesmal von einem schmetternden Trompetentusch begleitet, den ein alter, ehrwürdiger Thüringer bewerkstelligte. Unter

den Toasten gefiel mir der eine ganz besonders: „Unsere Constitution! Verdorren möge die Hand und gelähmt sei die Zunge, die es je wagen sollten, dies heilige Bollwerk unserer Freiheit anzutasten!“ Zum Schluß wurde noch die Erklärung der Unabhängigkeit vorgelesen, gefolgt von einer Festrede, die ein alter, ehrwürdiger Farmer mit durchfurchtem Angesicht und schwieligen Händen hielt.

Einer Aufforderung zufolge mußte dann auch das Oberhaupt unserer Familie eine Ansprache halten, deren Schluß mit donnerndem Beifall aufgenommen wurde. „Drei Hurrahs für die Deutschen“, schrie die aufgeregte Versammlung, während die beiden greisen Festredner sich einander näherten und wie zum freundlichen Bund der Nationen sich traulich die Hände schüttelten. Nun ertönten die Fideln verschiedener Neger und riefen die tanzbegierige Jugend auf den hübschen, von allem Unterholz befreiten und geebneten Platz. Da tanzten das weiße Atlaskleid und die kleinen Saffianpantoffeln neben dem dunkeln Kattunkleide und den groben Peckschuhen im republikanischsten Quodlibet durcheinander und höchst ergötzlich waren die drolligen Sprünge und Schwenkungen der verschiedenen hinterwäldlerischen Dandies. Mit der unbefangensten Miene saßen die jungen Frauen mitten unter den Tanzlustigen, ihre Kinder säugend und, noch während dieser Beschäftigung zum Tanz aufgefordert, legten sie ebenso unbefangen das Kind der Nachbarin auf den Schos und mischten sich in den fröhlichen Reigen. Erst mit der sinkenden Sonne ging das Fest zu Ende und nach allen Richtungen hin sich zerstreuend verlief sich die fröhliche Menge.

Wir hatten noch lange und viel über diesen „Barbecue“ zu denken.

Und so nähere ich mich denn dem Abschied und fasse noch einmal zusammen, wovon in diesen Briefen mein Herz bewegt war...

Die meisten der gebildeten Deutschen, die ihren Zug nach Westen nahmen, hatten ein ideales Naturleben im Sinne. Sie wollten sich dem Landbau widmen und den lieben, frommen Bauernstand erwählen. Aber in diesen Träumen begegnete ihnen die herbste Täuschung, denn die Natur war unzugänglich, schroff und rauh; an ihrem Busen zu ruhen, war ein herausforderndes Unternehmen, kein weiches, sanftes Genießen. Bald die stechenden Sonnengluten, bald die eisigen Nordwinde erschwerten die Landarbeit, die ohnehin schon viel mühseliger war, als die meisten sich vorgestellt und die Bücherbeschreibungen es vorgespiegelt hatten. Das Idyllische einer europäischen Landwirthschaft war nirgends zu finden. In Eile und mit ungeheuerm Kraftaufwand wurden die Arbeiten verrichtet und störrisch stemmten sich Boden und Klima der Cultur entgegen. Da gab es traurige Stunden für viele, die sich gezwungen sahen, ihrem idealen Wahn zu entsagen und einen städtischen Erwerbszweig zu suchen.

Damit schien ein Theil der Freiheit wieder verloren zu gehen, um deretwillen sie ausgewandert; denn das städtische Leben brachte neuen Zwang, neue Gebundenheit mit sich. Verursacht das Aufgeben eines Lieblingsplans ohnehin schon Kummer und Trauer, wie viel mehr denen, die sich nun abermals auf den ungewissen Wogen des Schicksals umhergeschleudert sahen und unter neuen Schwierigkeiten auf unbekanntem Gestade wieder Fuß fassen sollten.

Solch neue Schwierigkeiten bewogen auch viele, trotz der ungeheuern Anstrengung, die es ihren Kräften kostete, bei dem einmal vorgesteckten Ziel zu verharren und dem Acker treu zu bleiben, dem sie zugeschworen. Von diesen aber wieder die meisten ertrugen die Beschwerden nicht lange. Ihre zu feine Constitution erlag und in der schönsten Blüte des Mannesalters sind sie vom unerbittlichen Tode hinweggerafft worden. Manche wol, deren Constitution elastischer, gewöhnten sich an die Mühseligkeiten und harte Arbeit; ihre Knochen und Muskeln wurden derber, ihre Nerven gröber; aber ihre Sitten und Manieren wurden auch gröber, der Sinn für das, was freie Bildung mit sich bringt, erstarb in ihnen, sie sind, was man so nennt verbauert, deshalb aber gewiß ebenso glücklich und wol noch glücklicher als die, deren Dichten und Trachten mit der Wirklichkeit im Streite lag.

Geld zu erwerben und schnell reich zu werden, diese Sucht, die wie ein Miasma hier in der Luft liegt, steckte auch die meisten Deutschen gleich bei ihrer Ankunft an und schon darum hätten viele das Landbebauen aufgegeben, bei dem sie nichts erübrigten, wären nicht die vorerwähnten Schwierigkeiten Gründe genug gewesen, den Dienst Pan's zu verlassen und in den des Merkur zu treten. Es war eine Schar solch getäuschter, unzufriedener junger Deutschen, die im Jahre 36 zusammen beschloß, nach Santa-Fé zu wallfahrten, um durch eine Handelsexpedition auf einmal ein großes Vermögen zu erwerben und mit klingendem Silber und Gold nach den Vereinigten Staaten

zurückzukehren, wo sie dann ein Landleben herstellen wollten, bei dem bezahlte oder gekaufte Hände den Pflug und die Art, sie selbst aber die Hirtenflöte und den Schäferstab führen wollten.

Schon seit langer Zeit war von St.-Louis aus alljährlich solch ein abenteuerlicher Karavanenzug, aus Creolen, Halbindianern und vorwitzigen Yankees bestehend, durch die Steppen nach Neumexico gewandert, von denen man sich erzählte, daß sie stets mit ungeheuerm Vortheil heimgekehrt wären. Verlegene, schlechte und altmodische Waaren, die hier keinen Käufer mehr fänden, sagte man, würden von ihnen ganz wohlfeil eingekauft und dort den schwarzäugigen, putzsüchtigen Spanierinnen füe schwere Münze verhandelt. Dies verlockte also unsere jungen Deutschen, auf gleiche Weise ihr Glück zu versuchen und einen ähnlichen Karavanenzug zu unternehmen. Da wurde nun in aller Eile Spanisch getrieben, Hand- und Wörterbücher wurden angeschafft, Vocabeln auswendig gelernt; Dolche und Pistolen von allen Kalibern erstanden, Maulesel gekauft und systematisch bepackt mit Proviant und Waaren. Freundliche Kaufleute fanden sich in St.-Louis genug, die ihren alten schlechten Vorrath auf diese Weise loswurden und ihre verblichenen Kattune und beschädigten Seidenzeuge als gangbare Handelsartikel den unerfahrenen, neumodischen Argonauten anpriesen. Was zur Reiseausstattung sonst nöthig, bequem und erleichternd war, daran wurde nichts gespart. Außerdem gaben ihnen Freunde und Bekannte mit, was sie als unnützen Tand und Staat hier entbehren zu können glaubten und womit sie, obgleich zurückbleibend, Theil an der hoffnungsreichen Unternehmung hatten und ebenfalls einen erklecklichen Gewinst erwarteten. Der oft genannte, wohlbekannte Kapitän Sutter, der jetzt in Californien eine so große Rolle spielt, wurde zum Anführer und Leiter dee Schar erwählt, einige Creolen wurden als Schutzwache und Wildschützen gemiethet und in frohen Erwartungen eines Frühlingsmorgens zog man aus St.-Louis von dannen.

Einige recht interessante Beiefe und Reiseberichte, die unterwegs geschrieben und heimkehrenden Indianerhändlern mitgegeben waren, erschienen bald im „Anzeiger des Westens", dann aber — tiefes, ewiges Schweigen. Mit der Zeit erfuhr mau hier und dort — die Waaren hatten unter dem Einkaufspreis wieder losgeschlagen werden müssen. Es waren ungangbare Artikel gewesen, die in Santa-Fé niemand haben wollte. Die ganze Gesellschaft war bankrott geworden und mismuthig auseinander gestoben. Vereinzelt keheten sie, an Geld und Geldeswerth ärmer, aber an Erfaheung unendlich reicher, nach den Vereinigten Staaten zurück. Einige sind gar nicht wiedeegekommen. Theils aus Scham, theils angelockt von dem Neuen und Abenteuerlichen, das sie dort erwartete, verblieben sie in Neumerico oder drangen noch weiter nach Westen und Süden. So lavirte Kapitän Sutter bis nach Californien hin, wo er freilich eine große Länderbesitzung nach und nach an sich brächte, patriarchalisch bewirthschaftete und jetzt millionenreich geschätzt wird. Ein anderer, Namens Karl Blümier, blieb in Santa-Fé, eignete sich die Sprache und die Sitten der Spanier an, wurde beliebt und machte gute Geschäfte. Als ungefähr zehn Jahee nachher der Krieg zwischen Neumerico und den Vereinigten Staaten ausbrach und die St.-Loulser Compagnieen siegreich in Santa-Fé einrückten, machte Karl Blümler den Vermittler, Rathgeber und freundlichen Wirth und war besonders seinen deutschen Landsleuten gefällig und nützlich, an deren Wiedersehen er große Freude bezeugte. Als bald darauf Neumerico den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, schlug man Karl Blümler sogar zum Gouverneur des neuen Staats vor.

Amerika ist kein Paradies und doch tragen die meisten es als ein solches im Sinne. Ein jeder hat nach seiner Individualität das Ideal eines glücklichen Landes, eines seligen Aufenthalts im Herzen, das, wie er hoffte, hier realisirt zu finden sei; und all diesen verschiedenen Ansprüchen sollte das arme Land Genüge thun. Gleich gastlich nahm das Land alle auf und bot einem jeden seine reichen Mittel zu Glück und Zufriedenheit unparteiisch dar; schaffen konnten und durften sie sich das Paradies, wenn sie es auch nicht vorfanden.

Je nachdem die Charaktere und Temperamente verschieden, ertrugen die einzelnen Individuen verschieden die Täuschungen. Mit Humor, indem sie das ihnen begegnende Ungemach belächelten, mit düsterm Gram, indem sie wehmüthige und sehnsüchtige Thränen vergossen; oder mit stolzem Hohn, indem sie Amerika für unwürdig erklärten, sie in seinen Geenzen zu beherbeegen und sich verschworen, daß man sie am längsten solle gesehen haben; oder mit tiefer Verachtung alles Amerikanischen: Producte, Sachen, Einrichtungen, Menschen. Sagte doch einmal zu uns ein solcher Verachtender: „Ehe ich mir eine Amerikanerin

zum Weibe nehme, jage ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf.“ Derſelbe heirathete ſpäter eine Deutſche und — dann hätte dieſe beſſer gethan, vorher ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wir kamen einſt durch ein großes Geſchrei angelockt vor die Thür einer deutſchen Nachbarin, deren Kind die Treppe heruntergefallen war und ein Loch im Kopf davongetragen hatte. Die Frau hob drohend die Fauſt gegen die leere Luft und mit einer Miene, in der ſich die tiefſte Verzweiflung malte, ſprach ſie auf das blutende Kind zeigend: „Das iſt Amerika!“

Mancher verfiel, ohne recht eine Urſache dafür angeben zu können, in tiefen Seelenkummer und ſchleppte ein nagendes Leiden mit ſich herum. Er litt an Amerika. Mit ſtarken geiſtigen Getränken oder auch mit der Kugel ſuchten dieſe Kranke ſich ihr Leiden zu mildern. So hielt ſich in St.-Louis ein liebenswürdiger junger Mann auf, Otto Schrader, der, nachdem er durch die Schwierigkeiten des Landbaues eingeſchüchtert worden war, ſich eine neue Bahn für ſeinen Lebenslauf ſuchen mußte. Er fand ein Unterkommen in der Amtsſtube des Richters Mulamphi, der ihn als einen redlichen, fleißigen Gehülfen ſchätzte. Auch in dem engern Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft war er beliebt und angenehm. Er hatte ſtudirt, ſich ein ſchönes Wiſſen zu eigen gemacht und hegte ein waches Gefühl für die höhern ſchönen Empfindungen und Begriffe des Lebens. Aber eine tiefe Schwermuth ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben, die auch oft in ſeiner ſonſt lebhaften und intereſſanten Unterhaltung durchſchimmerte. Eines Abends wurde in einer Geſellſchaft eine belebte Debatte über den Selbſtmord geführt, den Otto Schrader als ein nicht zu entſchuldigendes Verbrechen verdammte und kurze Zeit darauf fand man ihn auf ſeinem Zimmer in ſeinem Blute liegen. Er hatte ſich durch den Kopf geſchoſſen.

Gern hätte ich, theuerer Freund, mit einer heitern Erzählung dieſe Briefe beſchloſſen, aber das Tragiſche, wie es in dieſen Mittheilungen vorherrſchend, war doch auch in unſern Erfahrungen überwiegend. Mit eiſerner Hand hat auch uns der Ernſt des Lebens erfaßt und nur verſtohlen wagten unter ſeinem harten Griff die Blüten des Schmerzes zu ſproſſen. O, noch vieles bliebe zu berichten und zu erzählen aus jenen Erſtlingstagen. Aber nun habe ich meine Aufgabe vollbracht. Die Bilder, die ich heraufbeſchworen zum lichten Kreis des Tages, entweichen wieder gleich grauen Schatten der Dämmerung. So glühend auch die Empfindungen geweſen, mit denen ich ſie gemalt, ſie wollen dennoch wieder verbleichen und zurückſinken in den Schos der Vergeſſenheit. Nur wenig kurze Spannen Zeit und ihre verſchlingenden Wogen rollen auch über uns und reißen uns mit hinunter zu denen, die geweſen ſind. Das iſt der Erde Lauf!

Bertha Behrens.

Tultſcha und die deutſchen Colonieen in der Dobrudſcha.

III.

Beibehalten haben hier unſere Landsleute ihre urſprüngliche Tracht und alten Lebensgewohnheiten. Ihr Dialekt iſt noch vollkommen der ſchwäbiſche auf der breiteſten Grundlage, nur manchmal klingt ein fremdes Wort dazwiſchen. Es wohnen etliche vierzig Coloniſtenfamilien hier; von den Männern ſind nur einige wenige jetzt erſt eingewandert und zwar aus der Umgegend von Graudenz, die übrigen ſind lauter Ungarn und Polen. Alle ſind vordem in Beſſarabien anſäſſig geweſen. Bei dem Ausbruch des Krimkrieges hatten ſie ſich zur Auswanderung entſchloſſen aus Furcht, ruſſiſche Unterthanen werden zu müſſen und zur Militärpflicht gezogen zu werden. Mit hübſchen Erſparniſſen zogen ſie nach der Dobrudſcha, allein gerade hierher wälzte ſich auch der Krieg und ſie behaupteten, dabei faſt um alles gekommen zu ſein. Da packten ſie wieder auf und kehrten nach Rußland zurück. Allein nunmehr wollte man ſie dort nicht wieder aufnehmen, jahrelang zogen ſie hin und her und ſchlugen ſich durch ſo gut es ging; endlich machte die ruſſiſche Regierung, die wirklich ungemein viel für ihre Coloniſten thut, dieſem Zigeunerleben ein Ende, unterſtützte ſie mit Geld und Lebensmitteln und ſchaffte ſie auf ihre Koſten wieder zurück in die Dobrudſcha. „Es geſchieht uns ſchon recht“, ſagte die Alte, als ſie mir ihre Odyſſee vorſang, „wir haben dem Kaiſer ſeine Gnad' verachtet und dafür hat er uns auch nicht mehr als Kinder haben wollen.“ Sie ſprach vollkommen ſo wie eine eingeborene Ruſſin echteſten Schlags. In der Türkei wurden die armen Leute gut aufgenommen und es ward ihnen freigeſtellt, ſich anzuſiedeln wo ſie wollten. Nach reiflicher Wahl entſchieden ſie ſich für Kataloi. Der Boden ſei hier gut, berichteten ſie mir, der Acker nicht zu weit entlegen. Sie führen eine ganz andere Wirthſchaft wie die Franzoſen; ihnen gedeiht,

Digitized by Google

was dieſen nicht; ſie bauen Mais, Kartoffeln, Gerſte und Roggen, welchen ſie dem Weizen vorziehen. Weide für ihr Vieh haben ſie zur Genüge, an Brennmaterial fehlt es nicht. Im Anfang machten ſie ſchönen Gewinn an dem Holz, das ſie zum Verkauf ſchlugen; dies iſt aber jetzt verboten. Die Hauptnoth iſt der Waſſermangel, Quellen und Bäche gibt es nicht und die Brunnen müſſen ſehr tief gegraben werden; ihr Waſſer hat immer einen Salzgeſchmack.

Das Muſter zu ihren Wohnungen haben die Coloniſten mit aus Rußland gebracht. Die Lehmmauern derſelben ragen höchſtens eine Elle über den Boden hervor, zu der Thür führen Stufen hinab. Dieſe Bauart iſt ſehr billig, aber zur Bequemlichkeit und Verſchönerung des Lebens trägt ſie wenig bei. Eine dicke ungeſunde Luft herrſcht in den unterirdiſchen Räumen, deren es gewöhnlich drei ſind, Schlaf- und Wohnzimmer, Küche und Vorrathskammer. Die Möbel beſchränken ſich auf das Allereinfachſte; rohe Tiſche und Bänke, ein Kaſten, eine hölzerne Pritſche als gemeinſames Bett. Von Bettzeug wiſſen dieſe Leute nach ruſſiſcher Sitte, nichts, man bedeckt ſich mit Kleidern und Pelzen oder kriecht im Winter auf den thönernen Ofen. Schweine und Hühner theilen die Wohnung mit der Familie, ihre Ausdünſtungen, vermiſcht mit denen des Quaßſtänders, der ſauern Milch und der Zwiebeln, bilden eine Atmoſphäre, in der ein nicht Gewöhnter es nur minutenlang aushalten kann. Nichtsdeſtoweniger ſahen die Kinder friſch und wohlgenährt aus; freilich treiben ſie ſich auch den Haupttheil des Jahres hindurch im Freien umher. Ein Gleiches gilt von den Männern, worunter viele ſtattliche Geſtalten, wohingegen die Weiber, die faſt immer an häusliche Arbeit gebunden ſind, das Siegel übermäßiger Anſtrengung und der ungeſunden Wohnung nur allzu deutlich aufgeprägt zeigten. Ich ſah kein einziges erwachſenes hübſches Mädchen; noch junge Frauen ſchienen doppelt ſo alt, als ſie wirklich waren.

Während des Tages iſt kein Mann im Dorfe anzutreffen, entweder befindet er ſich bei dem Vieh auf der Weide, beſorgt die Ackerarbeit, ſchlägt Holz oder holt Schilf, welches ihm von den Behörden unentgeltlich geliefert wird, zum Ausbeſſern der Dächer und der Umzäunungen. Ich beſuchte im Laufe des Tags faſt die meiſten Hütten der Anſiedelung. Ueberall, wo ich fragte, hieß es: „Es geht uns gut", allein daran hing doch ſtets die Klage um das verlorene Kanaan, die Sehnſucht nach Rußland. Deutſchland iſt von dieſen Leuten ganz vergeſſen, ſie wiſſen nichts mehr davon und wollen nichts davon wiſſen. Nicht einmal eine Frage der Neugier nach dem alten Stammlande ward rege, häufig dagegen die, ob es wahr ſei, daß der Krieg wieder losginge zwiſchen Rußland und der Türkei.

Mittelſt einiger Paras hatte ich bald Freundſchaft geſchloſſen mit Kindern, nach und nach kam die ganze hoffnungsvolle Jugend des Dorfs und hielt die erdbraunen Händchen auf; ſogleich fingen die umherſtehenden Mütter und Baſen an zu klagen über ihre Noth und die Seltenheit des Geldes, ohne aber dadurch meinen magern Geldbeutel zu größern Spenden vermögen zu können. Die Franzoſen verſicherten mir ſpäter heilig und theuer, daß alle deutſchen Coloniſten in ihrer Art wohlhabend zu nennen wären und daß jeder von ihnen ein hübſches Kapitälchen als Nothpfennig vergraben habe. Dumpf, ſtumpf und verkommen — das war der Eindruck, den dieſe armen Ableger meiner Nation auf mich machten. Ihr größter Jammer war die Furcht vor dem Rajah — ſie begriffen, daß ſie aus dem Regen in die Traufe gerathen waren!

Am Abend kamen die Männer heim, theils auf Wagen mit Pferden, theils vor langen Zügen prächtiger Rinder. Jetzt erſt gewann die Colonie Leben, billig durfte ich mich wundern über den Kinderreichthum, der ſich entfaltete, denn von allen Wagen herab wimmelte es von dem erwachſenern jungen Volk, das ſchon frühzeitig bei der Arbeit helfen muß. Als ſie vernahmen, daß ich Gaſt der Franzoſen ſei, betrachteten mich die Männer mit Mistrauen, ſie ſchimpften läſterlich über dieſelben und verhöhnten die neuen Ackergeräthe, welche ſie eingeführt hatten. Ihre eigenen Wagen und Pflüge waren von der roheſten Bauart, und zwar nach ruſſiſchen, nicht nach deutſchen Modellen.

Bedeutend größer, aber ſonſt um nichts beſſer als Kataloi iſt die andere deutſche Colonie Atmadſcha. Sie beſteht der Mehrzahl nach aus Preußen des poſenſchen Bezirks, einige Würtemberger ſind darunter. Auch dieſe Anſiedler ſind größtentheils ſchon eine zweite Generation; die Vorältern ſind im Jahr 1815 infolge der Befreiungskriege nach Rußland ausgewandert, von wo ſie ſich hierher gewandt haben. Ihre Gegend iſt beſſer, namentlich holzreicher in nächſter Nähe wie diejenige von Kataloi. Auch ihnen geht es im ganzen gut und ſie ſcheinen vorwärts zu kommen. Die preußiſche Regierung intereſſirt ſich für die-

ſelben; ihr Conſularagent Blücher in Galacz hat ſich viele Verdienſte um die Anſiedler erworben und ſie gedenken ſeiner mit großem Lob. Dieſe Landcolonieen gehören faſt ſämmtlich zur lutheriſchen Kirche; eben wurde ein Geiſtlicher aus Preußen, ein Herr Kühn, erwartet, welchen die Regierung ſandte; für ihn hatte mich meine erſte Bekanntſchaft gehalten und es ging mir noch mehrere male ſo. Vielleicht, daß es dem vereinten Einfluß von Kirche und Schule gelingt, ein wirklich deutſches Leben in die guten, zweimal von der Heimat ausgeſtoßenen Leute zu bringen. Es wäre dies hocherfreulich, denn ſonſt werden ſie doch mit der Zeit auch den letzten Reſt ihrer Nationalität vergeſſen. Daß dieſe Colonieen in materieller Hinſicht ſich durcharbeiten und vorwärts kommen werden, daran zweifle ich nicht, denn es gibt keine fleißigern und genügſamern Leute als die Deutſchen. Auf die Frage aber, ob das weite Land der Dobrudſcha für die Auswanderung geeignet ſei, kann ich nur mit einer Warnung antworten. Platz iſt noch genug da für viele, der jungfräuliche Boden wird auf Jahre hinaus ohne höhere Cultur ergiebige Ernten liefern, an Abſatz der Producte fehlt es nicht. Allein welcher Deutſche, der es weiß, was das Wort bedeutet, wird ein Rajah werden, ſeine Kinder unter die türkiſchen Truppen ſtecken laſſen wollen? Trotz des Hatti-ſcherifs mit ſeinen ſchönen Phraſen von Gleichberechtigung vor dem Geſetz iſt und bleibt der Rajah dem echten Moslem gegenüber ein Ausgeſtoßener, ein Sklave. Gewährt die türkiſche Regierung den Coloniſten nicht dieſelben Vortheile wie die ruſſiſche, ſo wird ſie noch lange darauf warten können, ihr dünnbevölkertes Land zu wirklicher Cultur und zu der immer nothwendiger werdenden Ertragsfähigkeit heraufzubringen. Ich ſprach mit Omer-Paſcha über dieſe Angelegenheit, aber der ſetzte ſich ſogleich aufs hohe Pferd und rief: „Wie kann ſich eine Regierung gefallen laſſen, daß jemand Grundbeſitz erwerben, Schutz und Rechte genießen ſoll, ohne daß er dafür auch alle Pflichten eines Staatsbürgers übernimmt!" Darauf zu entgegnen war ſchwer, denn was zu ſagen geweſen wäre, das ließ ſich dem Würdenträger der hohen Pforte eben durchaus nicht ſagen. Die Conſuln haben ſich in dieſer Sache viele Mühe nicht verdrießen laſſen, vermochten aber begreiflicherweiſe dem anerkannten Geſetz gegenüber nichts auszurichten, ſo ſehr ſie ſich auch ſonſt darin gefallen, den Herren Paſchas mit der nothwendigen Energie entgegenzutreten. Lange ſchon ſteht der Halbmond im letzten Viertel; möchte dem unſeligen Lande endlich einmal die Sonne aufgehen!

Anregungen.

Briefe aus München.

II.

Auf den guten „Vater Max", dem immer hoch anzurechnen iſt, daß er, als ihm die Zeit gebot, zwiſchen ſeinem Alter Ego Montgelas und der Conſtitution zu wählen, die letztere vorzog und jenen entließ, kam König Ludwig — — Die Geſchichte ſeines Wirkens erzählen die Annalen der Geſchichte. Er und Friedrich Wilhelm IV. werden groß — neben den Mediceern ſtehen; im übrigen — manum de tabula.

Max II., König Ludwig's Sohn, verdient den Ruhm der Mäßigung. Ganz richtig erkannte er, daß München und ſein Baiernland an und für ſich ſelbſt nicht die Elemente boten, die wohlthuend auf das Ganze wirken; er berief fremde. Wie ein kluger Agronom dem Humus ergänzende Stoffe beifügt, ſo berief er Gelehrte und Schriftſteller in ſeine Reſidenz, damit ein geſundes Gleichgewicht einträte und München nicht wieder in ſeinen alten landshuter und ingolſtädter Charakter verfiel. Baiern iſt ein leidlich glückliches Land, ſein Beherrſcher fühlt in Wahrheit conſtitutionell. Das letzte misliebige Miniſterium entließ der König. In der Angelegenheit mit Weiß fügte er ſich mit edler Mäßigung. Die Finanzen des Landes ſind gut, Ausgaben und Einnahmen befinden ſich in erfreulichem Verhältniß; Handel und Gewerbe nehmen einen kräftigen Aufſchwung; die Induſtrie liefert ausgezeichnete Producte. So vermochten ſogar die aus der Maffei'ſchen Fabrik hervorgegangenen Maſchinen mit denen des berühmten Cockerill zu concurriren und ſiegten. Die althergebrachten, oft theuer erworbenen Realrechte mußten den vom Zeitgeiſt gebotenen Kampf beginnen, der die Freiheit des Gewerbes fordert; das war in der Ordnung. Pauperismus exiſtirt wenig in Baiern. Unter dieſen Umſtänden find' ich eine im allgemeinen vortreffliche Stimmung. Faſt patriarchaliſch umfängt uns dieſe Ruhe, wenn wir aus dem vulkaniſch aufgewühlten Italien kommen. Daß Erbmonarchie mit zeitgemäßer Verfaſſung die beſte Regierungsform ſei, erkannten nach und nach faſt alle beſonnenen Köpfe, auch anderwärts; Nordamerika liefert den praktiſchen Beleg von der Koſtſpieligkeit der demokratiſchen Republik und die Aufgabe iſt nur die, daß die Throne ihre „natürlichen Stützen" erkennen. Das ſind die Bürger. Fürſten, die mit dem Adel oder

dem Militär oder mit den Prieſtern gegen den Zeitgeiſt conſpiriren, untergraben die Monarchie. Den Ausdruck des Bürgerthums muß ein Fürſt in richtig gewählten, aus dem Volke durch Talent emporgekommenen Beamten und aus ſeinen Ständekammern entnehmen. Auf dieſe letztern kann er nur trauen, wenn ein Wahlgeſetz vorhanden iſt, das ihm wirklich den echten Freimuth, wirklich die nur ans Geſammtbeſte denkende Intereſſeloſigkeit entgegenführt. So ſehen wir in Baiern Fürſt und Volk in Eintracht. König Maximilian II. genießt verdiente Hochachtung; er gilt für einen billig denkenden und wohlmeinenden Fürſten.

München weiſt bedeutende Spuren der Fürſorge ſeines gegenwärtigen Regenten auf. In anderer Art als ſein erlauchter Vater liebt auch er, die Hauptſtadt zu ſchmücken. Ein Wintergarten, wie wir ihn in Petersburg nicht ſchöner ſahen, reizend geordnet, mit freien Singvögeln, verbindet die Reſidenz mit dem Theater. Er enthält auf ſaftigem Raſen mit herrlichen Blumen mehrere niedliche Etabliſſements. Unter andern einen Kiosk, in welchem der Hof zuweilen zu ſpeiſen pflegt. Prächtige exotiſche Bäume und Sträuche bilden allerliebſte Gruppen.

Neben dem Wintergarten finde ich, daß der gegenwärtige Monarch auch das alte Reſidenztheater reſtauriren ließ im Renaiſſanegeſchmack, der uns lebhaft an das zu Verſailles geſehene erinnerte. Es eignet ſich beſonders gut für Operetten und Luſtſpiele, die in den koloſſalen Räumen des Hoftheaters weniger Effect hervorbringen. Auch mit einer ſchönen, neuen Straße vergrößerte deſſen Nachfolger gleich König Ludwig die Hauptſtadt. Sie führt vom Reſidenzplatz aus in gerader Linie an die Iſar. Der eigentliche Straßenkörper iſt breit und erweitert ſich gegen die Mitte zu einem freien Platze, auf welchem im Bronzedenkmal Baiern ſeinen tapfern General Graf Deroy ehrt, der bei Polock blieb. Die Stimmung des Bedauerns, daß alle dieſe Kriegsdenkmäler Münchens im deutſchen Patrioten ſchmerzlich getheilte Empfindungen hervorrufen, iſt nun freilich auch hier unabweislich. Tilly ſteht dem deutſchen Gefühl nicht zu weit von Alba und über Alba denkt Deutſchland nicht wie Leopold Ranke. Das lange Gebäude des Bairiſchen Muſeums bildet das Gegenüber zu einem gleichgroßen und zu Staatszwecken beſtimmten. Außerdem befinden ſich ein ſchöner Gaſthof in der Maximiliansſtraße und jene rieſigen Wohnungskaſernen, wie ſie unſer ſpeculatives Jahrhundert mehr rentabel hervorbringt als den Comfort des häuslichen Lebens erhöhend. Die ſchönen, baumbepflanzten Trottoirs der neuen Straße, von Bowlinggreens mit reizenden Blumenbeeten eingefaßt, ſind bereits ein Lieblingsweg der Münchener geworden. In den Nachmittagsſtunden wogt dort die Bevölkerung auf und nieder.

Und noch eine wahre Wohlthat erzeigte König Maximilian ſeiner Hauptſtadt, indem er den neuen Spaziergang anlegen ließ auf dem Rücken der Hügel, die das linke Iſarufer einfaſſen. Eine prächtige, jedoch noch nicht ganz vollendete Brücke gibt der Wienerſtraße Paſſage. Jenſeits auf dem Hügel erhebt ſich das ſtattliche Maximilianeum zu einem durch die Munificenz des Königs geſtifteten Collegium für Studirende. Eine ſchöne engliſche Anlage zieht ſich bis Bogenhauſen hinab, an deſſen Fuß der große eine deutſche Meile lange Park liegt, Engliſcher Garten genannt, der uns in der That ſchöner dünkt als irgendetwas Gleichartiges, was wir andernorts ſahen. Wer an heiterm Abend oder frühem Morgen den lohnenden Rundgang von ungefähr anderthalb Stunden unternimmt, der lernt München von einer ungeahnten Seite kennen — er entdeckt am geſchmähten Iſarſtrand landſchaftliche Reize.

Um dieſe Promenade recht zu genießen, muß man vom Hofgarten ausgehen. Unter herrlichen Bäumen, die theilweiſe die Natur den Iſarauen verlieh, theilweiſe die Menſchenhand dorthin verpflanzte, ſchlängeln ſich Pfade bis zur Brücke. Jenſeits beginnt die Hügelkette; am Vergnügungsorte Neuberghauſen vorüber, einſt einem herrſchaftlichen Landhauſe, führt der Weg aufwärts. Da oben iſt ſtets die Luft rein, zu unſern Füßen windet ſich der Strom, an deſſen Ufer gruppirt ſich die Stadt, maleriſch, gehoben durch den grünen Vordergrund der Iſarauen. Lieblich wandelt es ſich da zwiſchen ſchönen Bäumen. Schlanke Coniferen zeichnen ihre magiſchen Contouren in die Luft, Linden, Platanen, Ulmen bieten dem Auge ein ſaftiges Grün. Im Hintergrund erheben ſich als majeſtätiſcher Rahmen die Hochalpen. Aber beſonders herrlich iſt die Färbung des Horizonts zur Abendzeit; zuweilen nimmt er ein wunderbares Colorit an, das Claude Lorrain lange an München bannte und uns oft an die ſeltſamen Luftſpiegelungen der römiſchen Campagna gemahnte.

Als wir durch die neue Straße wieder auf den Punkt unſers Ausgangs zurückkehrten, war es Abend geworden. Ein großer, ſchlanker, etwas vorgebeugter greiſer Herr ſchreitet rüſtig und raſch ſchräg durch den Garten. Alles erhebt und neigt ſich ehrfurchtsvoll grüßend. Er nickt freundlich rechts und links, plaudert auch mit Bekannten. König Ludwig iſt es. Er ſieht wohl und heiter aus. Man ſieht, er trägt ſeine Jahre leicht. Der friſche, lebendige Geiſt, der rege Antheil am Schönen erhalten ihn ohne Zweifel am meiſten aufrecht.

Um König Ludwig und ſeine Schöpfungen recht zu verſtehen, muß man Italien kennen. Da begegnet uns im Reſidenzſchloß der Palazzo Pitti, die Loggia dei Lanzi in der Feldherrenhalle, die pompejaniſchen Wandgemälde am Poſtgebäude. Die Arcaden des Hofgartens künden uns, daß der hohe Herr im Lande der luſtigen Säulenhallen heimiſch geweſen unter des Südens blauem Himmel. Treten wir ein in die Glyptothek und ſehen dieſe ſo artiſtiſch geordneten Schätze, ſo träumen wir uns vor den Bacchus im Vatican. In der Pinakothek ſetzt ſich der glückliche Traum fort. Da grüßen uns die lieben, alten Meiſter, werthe Freunde ſeit langer Zeit. Unter der reichen Samm-

lung feſſelt uns ein wunderholdes Bild. Iſt es Kind? Iſt es Mädchen? Jungfrau? Alles zugleich. Der Engländer nebenan forſcht eifrig in ſeinem rothen Buche, während wir verſunken ſind in ſeligem Schauen. Meiſter Rafael bedarf der Katalognummer nicht! Die koſtbare Leinwand enthält die heilige Cäcilie, die Mittelfigur von Rafael's großem Gemälde, durch ihn ſelbſt copirt. Vor kurzem erſt erſtand König Ludwig dieſen Schatz in Bologna. Und ſiehe! Da auch drei Fra Bartolommeo! In den römiſchen Paläſten, wo die Bilder ebenſo ſchön wohnen, iſt kaum einer zu finden! Die Werke dieſes theuern Meiſters ſind ſelten. Ein guter Maler war er von Anbeginn, aber ein großer wurde er erſt dann, als der greiſe Mönch beim Jüngling Rafael in die Lehre ging. Dies ſich Unterordnen dem höhern Meiſter beweiſt die echte, edle Liebe zur Kunſt. Der alte Schüler lernte viel; ſchwer ſind die Bilder der seconda maniera des Fra Bartolommeo von denen des Sanzio zu unterſcheiden — —

Doch wohin verirren wir uns! Wir ſprechen von Baierns Regenten, Münchens Vergangenheit und Gegenwart und ſind bei der „zweiten Manier" des Fra Bartolommeo! Wir wollten an König Ludwig als Herrſcher erinnern, damals, als Deutſchlands Patrioten die „Abbitte vor dem Bilde des Königs" leiſten mußten, und unſer vorgeſchrittenes Vaterland, die größere Freiheit, die wir für Gedanke und Wort errungen haben, macht uns großmüthig; wir denken — an König Ludwig und plaudern von Rafael — —

Wenn ein gebildeter Privatmann Italien verläßt, ſo bringt er auch reichen innern Erwerb mit zum köſtlichen Gewinn für alle Zeiten. Er mag ſich ja, wenn er kann, einige gute Gemälde, ein paar der herrlichen Antiken gönnen! Sie mahnen ihn ſtets an das, was über Erdendunſt erhaben iſt! Baierns Ludwig hat königlich ſeine Erinnerungen dem ganzen Lande geweiht, hat ihnen auf den Straßen, auf den Plätzen und in den Hallen der Kunſt gehuldigt. Mag das Volk blättern in dieſem Gedenkbuche an die Zeit von 1830—48!

Robert Waldmüller.

Ein vielſeitiger und neuerdings ſich auch im Drama verſuchender Dichter, deſſen eigentlicher Name Eduard Düboc.

Die gewandteſte Beherrſchung der Form ſteht ſeinen Erfindungen ebenſo glücklich zur Seite wie eine außergewöhnlich reiche Anſchauung der Natur, des Lebens, geſelliger Beziehungen aller Art, ſogar bis zu den kleinen Specialitäten der Gewerbe und der Agricultur. Eine vorherrſchende Neigung zum Ironiſchen dürfte zuweilen die Spitze ſeiner Abſichten zu ſehr verbergen und mancher ſeiner ſinnigen Erfindungen die wünſchenswerthe Zündkraft nehmen.

Seine „Dorf-Idyllen" (Stuttgart, Cotta, 1860) gehören zu den freundlichſten und lieblichſten Erſcheinungen auf dem epiſchen Gebiete. Vom „dorfgeſchichtlichen" Standpunkte ſind es jene vergeſſenen Blumen, die nicht wie die purpurne Blüte Virgil's unter der eiligen Senſe unſerer Dorfgeſchichtenerzähler ſchon gefallen ſind, ſondern von einem ſinnigen Gemüth zu einem hübſchen Kranz als Nachleſe gewunden werden. Der Inhalt all dieſer kleinen Erzählungen iſt derb, aber er wird durch die Form geadelt. Waldmüller iſt ein Meiſter des Verſes und ſelbſt das Widerſtrebendſte fügt ſich unter ſeiner Hand zu zierlichem Reim und Klang; höchſtens daß man diesmal die Wahl ſeines Metrums keine glückliche nennen möchte. Dieſe aus Platen's ſatiriſchen Luſtſpielen mit dem Klang eines den Reifen ums Faß ſchlagenden und rundumhämmernden Böttchers erſchallenden ariſtophaniſchen Tetrameter erzeugen theils dem Ohr ein rhythmiſches Uebermaß, wo man zuletzt nicht mehr Vers, ſondern Versſpiel zu hören glaubt, theils verwickeln ſie den Autor in die üble Nothwendigkeit manches den langen Vers füllenden Flickworts. Aber die Form des Metrums abgerechnet, ſind alle dieſe kleinen Bilder, wenn auch nur zuweilen mit wenigen Strichen entworfen, voll Farbenfriſche und Anſchaulichkeit. Durchgängig iſt der Ton natürlich, der Humor erheiternd, die hineingeſtreute Lehre der Lebensweisheit nie erzwungen oder orakelhaft. Unmöglich wäre bei Waldmüller, auch im gewöhnlichen Reflectiren, wie ſich z. B. bei Auerbach in „Joſeph im Schnee", ein Holzflößer zu ſeiner Geliebten ergeht und bei Gelegenheit einer Attake durch einen wilden Bullen ſpricht: „Davon will ich nichts hören! Der Stier iſt eigentlich nicht bös. Es iſt kein Thier bös, kein Roß und kein Stier, wenn man's nicht durch Hetzen und Stupfen und dummes Aufſcheuchen von jung auf bös macht." So ſpricht allenfalls ein „Herr Lehrer" zu einem ſechsjährigen Kind, aber wahrlich nicht die Dorfwelt unter ſich, nicht ein Burſch zu ſeinem Mädchen.

Munter und natürlich, wie die Forelle gleitet beſonders die erſte Erzählung von Liebe und Leid der ſtummen Fiſcherin hin. Dramatiſch belebt und von erſchütternder Wirkung iſt das Nachtbild aus dem Leben eines katholiſchen Geiſtlichen: „Cöleſtin."

Gedanken nach J. Petit-Senn.

Ein Schriftſteller, den ewig die Journale auf dem Rücken tragen, geht ſchnell, aber nicht weit.

* *

Nicht Großmuth, ſondern Eigenliebe iſt es, wenn ein Autor an ſeinem Rivalen lobt, was er ſelbſt beſitzt.

* *

Pflicht der Selbſterhaltung heißt das Opium, mit dem wir unſer Gewiſſen einſchläfern.

* *

Selbſt ein wirkliches Verdienſt muß ſich zuweilen auf längere Zeit von der Scene zurückziehen, um die Bewunderung nicht zu ermüden.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika. Von Alexander Ziegler. — Ein Brief aus Oesterreich. — Aus der Bühnenwelt. — Briefwechsel.

Die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika.

Unter den muthigen Entdeckern und Bahnbrechern in dem für die Länder- und Völkerkunde unerschöpflichen Afrika stehen die Deutschen in erster Linie. Viele derselben sind mit unerschütterlichem Muthe in bisher unbekannte Regionen Afrikas eingedrungen und haben in der Mehrzahl ihr Leben im Dienste der Wissenschaft hingeopfert, wie zahlreiche Grabstätten im Innern dieses Welttheils bezeugen. Zum Beweise mögen hier unter andern folgende Namen angeführt werden: Hornemann aus Hildesheim (verschollen im Sudan im Jahre 1800), Burckhardt (starb in Kairo im Jahre 1819), Kummer (starb am Rio Robaggo im Jahre 1816), Dr. Hemprich und Prof. Simon (starben 1820—26), Russegger, Ehrenberg, Lichtenstein, Rüppel, Lepsius, Werne, Krapf, Rebmann, Erhardt, Dr. Overweg aus Hamburg (starb in Kukaua am Tsadsee im Jahre 1852), Dr. Reitz (starb in Abyssinien im Jahre 1853), Dr. Schönlein (starb in Liberia), Provicar Knoblecher (starb im Sudan), von Neimanns (starb in Kairo im Jahre 1858), Dr. Vierthaler (starb in Afrika), Albrecht Roscher aus Hamburg (ermordet unfern des Nyandscha am 19. März 1860), von Barnim (starb am 12. Juli 1860 zu Roseires am Blauen Nil), Alexander Bastian und Alfred Brehm in Leipzig, Dr. Heinrich Barth (hat sechs volle Jahre im Innern von Afrika zugebracht, lebt gegenwärtig in Berlin), Theodor von Heuglin (hat sieben Jahre im Sudan gewohnt und ist durch seine langjährigen Reisen in Abyssinien und längs der Somaliküste berühmt), Dr. Eduard Vogel aus Leipzig —

Der letztgenannte Reisende, Sohn des allgemein geachteten Schuldirectors Dr. Karl Vogel in Leipzig, betrat am 7. März 1853 den Boden Afrikas, um sich der auf Befehl der englischen Regierung in den Jahren 1849—53 von Richardson, Barth und Overweg unternommenen Expedition anzuschließen, machte große Reisen tief in das Innere nach Bornu, Adamaua oder Fumbina u. s. w. und verließ am 1. Januar 1856 Kukaua am Tsadsee, um in Wadai einzudringen. Seit dieser Zeit ist leider dieser junge muthige Reisende verschollen und nur Gerüchte sind zu uns gedrungen, daß er Wara, die Hauptstadt Wadais, erreicht, vom Sultan anfangs auf das freundlichste aufgenommen, bald aber als Folge einer Unvorsichtigkeit des Reisenden beim Besteigen eines heiligen Berges oder als Folge einer Rache, die der Sultan für die Beschlagnahme einer wadaischen Karavane durch den englischen Consul in Ben Ghazi genommen habe, getödtet worden sei. Wiewol ein langer Zeitraum seit dem Verschwinden Eduard Vogel's verstrichen ist, ohne daß nur das geringste Lebenszeichen von ihm erlangt worden wäre, obgleich somit die Hoffnung auf Rettung desselben eine sehr geringe ist, so ist doch die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß Eduard Vogel noch leben könnte. Die Widersprüche in den verschiedenen Berichten über das Schicksal des Reisenden, der gesund und munter von Kukana abgereist war, sind so groß, daß so gut wie nichts feststeht und wir wissen nur, daß Vogel's Tod auch in Afrika noch keineswegs constatirt ist und daß sich noch niemand gefunden, der positiv behauptet, daß Vogel gestorben sei. Auch ist sicher anzunehmen, daß kein mächtiger Herrscher Afrikas, selbst im Innern, einen einzelnen harmlosen Europäer so ohne weiteres tödten wird; als Beweis dafür kann hier beispielsweise darauf hingewiesen werden, daß selbst der nach den Zeitungen in Darfur getödtete französische Arzt Dr. Cuny eines natürlichen Todes gestorben ist. Daß öfters Europäer im Innern von Afrika vor ihrem Ende als todt ausgegeben oder von dortigen Herrschern als Geiseln, Rathgeber u. s. w. (nach den Berichten des kürzlich aus Innerafrika zurückgekehrten Dr. Hartmann kann dies auch mit Eduard Vogel der Fall sein) gefangen gehalten werden, ist eine Thatsache, die leicht durch Beispiele bewiesen werden kann.

Dem sei wie ihm wolle. Bevor es nicht gelungen ist, alle Gerüchte über Dr. Eduard Vogel's Tod zu einer bestimmten Form zurückzuführen und einen gewissen Grad von Gewißheit über dessen Schicksal zu erlangen, solange darf die Hoffnung auf seine Rettung nicht aufgegeben werden. Es ist daher schon seit langer Zeit als ein Gebot deutscher Ehre, als eine Pflicht der Menschlichkeit erkannt worden, Nachforschungen zur Aufhellung des Schicksals Dr. Eduard Vogel's und zur Vollendung seines Forschungswerkes anzustellen und es ist mit hohem Dank anzuerkennen, daß muthige deutsche Männer sich freiwillig erboten haben, ihr Leben und ihre eigenen Mittel zur Ausführung dieses Zwecks hinzugeben — wenn die Theilnahme der Deutschen die für die Expedition noch nöthige Summe zusammenschießt.

Der zu diesem Zwecke von dem Gothaer Comité erlassene Aufruf hat bei den Deutschen des In- und Auslandes eine warme Theilnahme gefunden und schon sind so zahlreiche freiwillige Beiträge eingegan-

gen, daß bereits die aus fünf Mitgliedern bestehende Expedition nach Afrika zur Aufklärung der Schicksale Dr. Eduard Vogel's, zur Rettung seiner Papiere und zur Vollendung seines wissenschaftlichen Unternehmens, d. h. zur Erforschung des Gebiets zwischen dem Nil und Tsadsee, abreisen konnte.

Nach Erfüllung des angegebenen Hauptzwecks hat die Expedition die zweite Aufgabe des Unternehmens, Entdeckungen und Forschungen zu machen, zu verfolgen, die in Bezug auf Geographie, Geschichte, Linguistik, Astronomie u. s. w. wissenschaftliche und in Bezug auf die Naturwissenschaften, auf den Handel, Landwirthschaft u. s. w. positive und praktische Resultate um so mehr hoffen lassen, als die verschiedenen Abtheilungen der wissenschaftlichen Forschungen unter die einzelnen Mitglieder der Expedition, dem Vernehmen nach, folgendermaßen vertheilt sind:

Hr. von Heuglin aus Stuttgart als Chef übernimmt, neben der Leitung des Ganzen, die Forschungen in der höhern Zoologie, die kartographischen Arbeiten im ganzen und einzelnen, nämlich die speciellern Aufnahmen und das Itinerar; das Landschaft- und Thierzeichnen, allgemeine geographische und ethnographische Forschungen, Statistik und Handelspolitik. Hr. Dr. Steudner aus Greiffenberg in Schlesien, Schüler von Ehrenberg in Berlin und Schenk in Würzburg, übernimmt die botanischen und geognostischen Untersuchungen und Sammlungen, und wendet den niedern Thierklassen seine Aufmerksamkeit zu. Hr. Th. Kinzelbach aus Stuttgart, Sohn des bekannten Verfertigers astronomischer Instrumente, besorgt die geographischen Ortsbestimmungen, Höhenmessungen und meteorologischen Beobachtungen. Hr. Kinzelbach war längere Zeit im Orient, diente beim österreichischen Consulat in Konstantinopel als Secretär, spricht gut türkisch, steht in dem noch sehr rüstigen Alter von 36 Jahren und besitzt ein imponirendes Aeußere. Hr. Werner Munzinger aus Bern (seit acht Jahren in Afrika, ohne krank zu sein, hält sich gegenwärtig in Keren, im Lande der Bogos, etwa 25 deutsche Meilen westnordwestlich von Massaua und 90 deutsche Meilen östlich von Chartum auf und steht in großem Ansehen bei den Eingeborenen) übernimmt vorzugsweise die linguistischen und speciellern ethnographischen Arbeiten. Hr. Ludwig Hansal (durch frühern Aufenthalt im Innern von Afrika bekannt) ist der Expedition als Secretär und Dragoman zugetheilt, wird auch sonst alle möglichen Commissionen für dieselbe besorgen, Rechnungen führen, die Bagage unter seine besondere Obhut nehmen und der Expedition durch seine vielseitigen praktischen Kenntnisse ohne Zweifel von großem Nutzen sein.

Die gutausgerüstete Expedition wird sich in diesen Tagen von Kairo nach Suez und von da auf einem Dampfboote nach einem geeigneten, etwa in der Breite von Chartum gelegenen Hafen des Rothen Meeres zwischen Sauakin und Massaua begeben haben, um sich während der Regenzeit in den Bogosländern und benachbarten Regionen aufzuhalten. Während dieser Zeit werden alle möglichen Einleitungen und Vorbereitungen für die Reise nach Wadai getroffen, um den Aufenthalt in dem ungesunden Chartum soviel als möglich abzukürzen. Von Chartum wird die Expedition nach Ablauf der Regenzeit, also etwa Ende September oder Anfang October 1861, nach Wadai zu aufbrechen. Die zur Erfüllung des Hauptzwecks und nach Erledigung desselben zur Ausführung anderweitiger geographischer Entdeckungen einzuschlagenden Richtungen müssen natürlicherweise der Expedition und dem Comité überlassen bleiben.

Angesichts der gegründeten Hoffnungen, daß diese erste deutsche Expedition nach Innerafrika in jeder Beziehung in würdiger Weise zu Stande komme und ausgeführt werde, ist zu wünschen, daß die Theilnahme der Fürsten, der Regierungen, der wissenschaftlichen Vereine und Institute sowie des großen Publikums eine noch allgemeinere als bisher werden und daß insbesondere die Presse auch fernerhin dem edeln vaterländischen Unternehmen ihre geneigte Fürsprache schenken möge. Die Theilnahme für dasselbe ist bisher eine sehr lebhafte gewesen und schon sind seit der kurzen Zeit der Einleitung an 16000 Thaler freiwillige Beiträge von allen Seiten, sogar aus weiter Ferne, z. B. aus Hongkong in China (198 Thaler), aus Astrachan (20 Thaler), aus Bradford und Manchester (179 Thaler), aus London und Amsterdam (125 Thaler), aus Paris, Madrid, Mailand, Petersburg u. s. w. beigesteuert worden — Summen, die zur Durchführung desselben freilich lange noch nicht ausreichen, da die Kosten der Expedition wol auf 20—30000 Thaler und auf drei bis vier Jahre anzuschlagen sein dürften. Von 19 regierenden Fürsten und andern fürstlichen Gebern sind etwa 4300 Thaler, von Regierungen (die würtembergische Regierung 1000 Gulden, der schweizerische Bundesrath 5000 Francs), Senaten der freien Städte und Stadträthen aus Leipzig und Wien an 2800 Thaler und von wissenschaftlichen Vereinen an 1600 Thaler, der Rest von seiten des Publikums eingegangen. Die Sammlungen im Königreiche Sachsen — dem Vaterlande des Reisenden — betragen an 1700 Thaler, die sich auf die Städte Schneeberg, Limbach, Freiberg, Chemnitz (25 Thaler), Tharand, Pirna und Königstein, Zittau, Leipzig (an 400 Thaler) und Dresden (900 Thaler) vertheilen. Unter allen Städten Deutschlands wird die Residenzstadt Sachsens (der König 200 Thaler, der Kronprinz und Prinz Georg 50, Dr. Hedenus 40, Dr. Struve 24, Major Serre 20, Jordan u. Timäus 15, Lüder u. Tischer 10, Creutznach u. Scheller 10, H. W. Bassenge 10, Günther u. Rudolph 10, Gräfin Colloredo 15, Frau Johanna Helmke 40 Thaler u. s. w.) eventuell an der Spitze der Betheiligung dieses Unternehmens stehen.

Mehr als ein großes Unternehmen der Kunst und Wissenschaft ist in den letzten Jahren durch die warme Betheiligung vieler getragen worden (z. B. die Schillerstiftung, die Allgemeine deutsche Nationallotterie u. s. w.)

und immer größer wird bei uns die Hingabe des einzelnen an die gemeinsamen Interessen der Nation. Die Deutschen werden zeigen, daß sie auch durch freiwillige Beiträge allein dieses nationale Unternehmen, das uns Ehre, Ruhm und in handelspolitischer Beziehung auch Nutzen bringen wird, leicht zu Stande bringen können und nicht den Engländern nachstehen werden, welche z. B. bewundernswürdige Anstrengungen gemacht und hochherzige Opfer zur Aufsuchung Franklin's u. s. w. gebracht haben. Die Deutschen werden durch lebhafte Betheiligung ihren nationalen Sinn und ihre Würdigung des opferwilligen Muthes der deutschen Forscher und Gelehrten bekunden und diese werden sicherlich alles thun, was in ihren Kräften steht, um die Zwecke der Expedition so vollständig als möglich zu erreichen. Der beste Erfolg begleite die muthigen deutschen Männer, die zur Aufsuchung eines Menschen, eines theuern Landsmanns, mit bewußtvoller Begeisterung und Freudigkeit in unbekannte Länder ausgezogen. Mögen sie die größte Einigkeit und Uebereinstimmung unter sich von Anfang an bewahren und gesund an Körper und Geist in ihre Heimat einst zurückkehren!

Alexander Ziegler.

Ein Brief aus Oesterreich.

— — Die Wahlschlacht ist geschlagen. Die Pfeiler des neuen constitutionellen Staats sind aufgerichtet. Welche Bewegung war das in diesen Tagen! Welche Fanfaren schmetterten! Helle Töne, etwas verstimmt manchmal, aber doch Töne, wie sie unser Ohr nicht mehr gekannt: Heller, reiner Constitutionalismus!

Wunderlich ist die bei alledem mistrauische Stimmung. Immer traute man dem Frieden noch nicht recht. Wirklich? Wurde das alles allerhöchst befohlen? Ist es diesmal zu glauben, daß alles wahr sei und das alte k. k. österreichische Regiment sich vom Schauplatz zurückgezogen hat? Schüchtern kam der eine, zögernd der andere, kecker schon der dritte — Wählen, wirklich wählen —? flüsterte man. Das Geschäft war nicht so leicht, wenn man zwölf Jahre lang ohne Uebung gewesen, zwölf Jahre gehorsam, concordatisch und fürs Conservative gestimmt — Aber es ist alles gut gegangen. Wir haben lauter Liberale. Die schlimmsten Absolutisten und Reactionäre haben über Nacht wunderbare Wandelungen erlebt und sind wie ausgewechselt! Was kann aus uns nicht noch alles werden!

Auch die Gemeinden haben sich regenerirt. Zehn Jahre lang hatten die Wohlweisen auf ihren curulischen Stühlen gesessen und — geschlafen. Zeit war's, daß nun auch einmal andere Spritzenmeister an die Spritze, andere Wächter auf die Rathhausthürme kamen. Jetzt gab's Vorwürfe, Anklagen auf Bürgermeister und Stadtverordnete, weil sie ein despotisches Régime zehn Jahre lang hätten aushalten können und darüber „dick und fett wurden"! Ja, die neuen Brutusse! Sie traten auf und was versprachen sie nicht zu thun, was wollen sie nicht leisten? Lauter Prachtfreimüthigkeiten, die man bisher nicht gekannt hatte und deren Genie, Talent und Mundwerk unter dem Druck der Zeit eine merkwürdige Ausbildung erhalten hat. Sie mußten sich allerdings viel Mühe geben, die Leute zu überzeugen, daß in Wahrheit mit ihnen eine neue Sonne über die Gemeinde aufgehe. Glauben und Hoffen waren in Oesterreich so erschwert worden, daß man den Gebrauch dieser beiden Gefühlsregungen ganz abgeschafft hatte, mindestens in Hinsicht auf politische Dinge. Nun plötzlich so viel „glauben" sollen! Aber unter der Einwirkung eines anstrengenden Exereirens wurde die edle Klasse der Wähler nach und nach gläubiger und gläubiger. Die Apathie verlor sich und der Appetit kam en mangeant. Auch die Gemeindewahlen brachten lauter Liberale.

Dennoch — bannen wir die Bilder von unsern Augen, die uns aus dem Jahre 1848 erinnerlich sind, als Bundestagsgesandte plötzlich in Frankfurt am Main mit riesigen dreifarbigen Kokarden am Hute spazieren gingen. Nehmen wir an, daß eine gewaltige Revolution geschehen ist. Ihre Form ist an sich alle Achtung einflößend. Dies Volk, solange gedrückt, bevormundet, demoralisirt — benahm sich durchaus taktvoll und mäßig. Ohne Gängelband schritt es auf dem schmalen Pfade der Freiheit dahin, ohne wüsten Lärm, ohne Drängen, in festem Schritt wie alte Grenadiere. Man lasse also nur das Volk allein thun und treiben, was seine Sache ist und es wird stets durch seine Haltung beweisen, daß in ihm eine unverwüstliche Selbstachtung liegt. Nirgends im weiten Reiche kam ein Exceß, ein revolutionäres Gebaren vor, obgleich nach zehn Jahren und vollends unter dem Einfluß von Wahlzechereien ein übervolles Herz leicht in wirren Tönen sich Luft hätte machen können. Die Oesterreicher sind gesetzt geworden und gegen die Ungarn zeigten sie sich als ein politisch gebildeteres Volk als jene Einwohner des Reichs vom heiligen Stephan, die ein Privilegium auf politische Bildung genommen haben wollen.

Acht Tage lagen nur zwischen den Gemeindewahlen und denen zu den Landtagen; man hatte Eile, mit dem neuen Bau unter Dach zu kommen, da das alte Gebäude zusammenbricht. Acht Tage nur und wie inhaltsschwer! Es war ein seltsames Gewirr. Candidaten drängten sich, tagtäglich traten neue auf — priesen und lobten, was nunmehr von der Mode als preiswerth hingestellt ist; schickten den Wählern ihre Glaubensbekenntnisse ins Haus und sparten weder Inserate, noch Zechen, noch Besuche. Fast alle waren sie sich gleich, fast alle wollten dasselbe, fast alle kannte man nicht; aber alle waren ehrenwerthe Männer, bereit, sich für das Wohl des Volks zu opfern. Lächelt nicht! Stehe da, du neues Oesterreich, wenn auch leicht und luftig gezimmert wie das Haus der Abgeordneten des Reichstags auf dem Glacis vor Wien! Mistrauischer als der Oesterreicher selbst kann niemand darauf hinblicken; aber

gerade dieſer abſolute Mangel aller ſanguiniſchen Hoffnungen ſcheint die Bürgſchaft für die Dauer und Ausbildung des jungen Verfaſſungsſtaats, mehr als alle Verheißungen, alle ſchönen, mühſam aufgeputzten Reden der Candidaten, der Beamten und Behörden. Von dieſem Rechtsboden, auf den eine verzweifelte Regierung ein ſeither apathiſches, an Loyalität wahrhaft großartiges Volk mit Aufgebot alles Zuredens und Schmeichelns hinführen mußte, kann man, hoffen wir, mit einer Million Bajonnete es nicht wieder vertreiben, ohne auf ein Aut Caesar, aut nihil — jetzt das Nihil zu erhalten.

Noch iſt es bei uns im allgemeinen ein ſchreckhafter Zuſtand. Was Proudhon unter der Herrſchaft der Anarchie verſtand, dieſer anarchie, absence de maitre, de souverain, das ſcheint momentan bei uns zu herrſchen. Wir haben jetzt keine Gewalt als die Vernunft des Volks. Sie gleitet ohne Zweifel ruhig und friedlich über die Kriſis hinweg. Wie durch Zauberſchlag iſt der ſo geprieſene Centraliſationsſtaat auseinander in ſeine Urbeſtandtheile zerfallen und jedes einzelne Glied, bisher zuſammengepreßt mit den andern, um Einen Körper zu bilden, ſtrebt ſelbſtändig und kräftig zu neuem Leben an. Die Einheit der Sprache iſt dabei freilich in eine babyloniſche Verwirrung aufgegangen und es gehört große Naivetät dazu, Oeſterreich noch für einen vornehmlich deutſchen Staat zu halten.

In der erſten Woche des April werden 18 Landtage in Oeſterreich ihre Thätigkeit beginnen, hauptſächlich um die Abgeordneten für den demnächſt, Ende deſſelben Monats, zu eröffnenden Reichsrath zu wählen. Wird dieſe Handlung, fragt man ſich, überall ohne weiteres und in dem vorgeſchriebenen Sinne vor ſich gehen? Mit Ungarn iſt man bereits im Klaren: es will von einem wiener Reichsrath, der die Hauptrechte des ehemaligen ungariſchen Landtags — Rekruten- und Steuerbewilligung — ausübt, nichts wiſſen und, wenn auch Compromiſſe nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, ſo ſind ſie doch bezüglich dieſes Punktes ſehr unwahrſcheinlich. Die Regierung hat mit den Ungarn einen ſchweren Stand und es wäre eine der intereſſanteſten Betrachtungen die über ihren ſchrittweiſen Rückzug und ihr Nachgeben ſeit einem Jahre. Wie oft ließ die Regierung nach einem Zugeſtändniß an die Ungarn ſagen, daß es nun genug und an ein Mehr nicht zu denken ſei. Und doch wurden es immer mehr Conceſſionen und ſie wurden immer ſtiller und „gnädiger" gegeben, nach dem Reſcript vom 26. Februar am allergnädigſten, obgleich jedermann, nach der drohenden, entſchloſſenen Sprache deſſelben zu ſchließen, auf rückſichtsloſe Strenge bei weitern Forderungen der Magyaren gefaßt ſein mußte. Es gibt im Grunde äußerlich keine gutmüthigere, nachgiebigere Regierung als die öſterreichiſche und bei etwas Feſtigkeit im gerechten Begehren läßt ſie ſich leicht imponiren. Kurheſſiſche und hannoverſche Zähigkeit iſt ihr ſelbſt in den ſchlimmſten Tagen des abſolutiſtiſchen Regiments nur bei verborgenen Dingen, hinter Riegeln und Wällen eigen geweſen; ihre Hauptkraft lag nach außen immer nur im Schrecken mit dem, was ſie thun könne. Dies Geheimniß mögen die Ungarn wol errathen haben. Bekanntlich wollte die Regierung durchaus haben, daß der Landtag in Ofen tage und nicht, wie verfaſſungsmäßig, in Peſth. Keiner wollte nachgeben, bis zuletzt der freundſchaftliche Compromiß zu Stande kam: Der König von Ungarn kommt nach Ofen; aber anſtatt, daß er zuerſt den Landtag beſucht, machen ihm die Deputirten in der Feſtungsburg ihre Aufwartung; dann gehen ſie nach Peſth zurück, um dort den Landtag abzuhalten. So hat ein jeder ſeinen Willen.

Wie viel Sorgen denn auch der Regierung durch die ſtarre Conſequenz der Ungarn erwachſen, darin liegt doch auch die Urſache, daß ſie von den andern Völkern jetzt weniger behelligt wird. Inſtinctartig trachtet ein jedes danach, die Verlegenheit der Regierung nicht zu mehren. Man will abwarten, wie ſie ſich gegen ſo viel Rückſichten benimmt. In dieſer ganzen Haltung der Bevölkerung Oeſterreichs und vornehmlich der Preſſe, welche von ihrer negativen Freiheit, von der absence de maitre einen würdigen Gebrauch macht, liegt ein glänzender Beweis für den politiſchen Takt der Oeſterreicher, den man ihnen beim beſten Willen nach den zehn Jahren factiſchen Belagerungszuſtandes nicht zutrauen konnte. So ſchmiedet der Deſpotismus immer nur Waffen gegen ſich ſelbſt und der Druck, den ein Volk erleidet, wird ihm zuletzt faſt zur Wohlthat. Der Deſpotismus hat heute nur Jahre; dann kommt er, in ſich gebrochen, aufgelöſt, demoraliſirt und bettelt bei der Freiheit. Dieſes Schauſpiel ſehen wir jetzt in Oeſterreich und theilweiſe in Frankreich. Möge ſich alles zum Guten wenden!

Aus der Bühnenwelt.

* Wieder ſcheint das Experiment einer Preisausſchreibung für die Bühne geſcheitert zu ſein. König Max von Baiern hat ein Trauer- oder Schauſpiel aus Baierns Geſchichte mit einer bedeutenden Summe belohnen wollen. Einige 50 Stücke ſind zu dem Ende eingelaufen. Man berichtet aber, daß das von den Preisrichtern als das beſte anerkannte, „Maximilian", ein Schauſpiel, auf der münchener Bühne nur geringen Erfolg hatte. Wann werden die hohen Mäcene einſehen, daß ſie mit ihren Methoden, die Muſen zu ermuntern, ſchon ſeit lange in der Irre gehen! In München wie in Berlin mit dem Tauſendthalerpreis.

Briefwechſel.

— A. v. L. in London. Der bewußte Artikel wird nicht ausbleiben.
— Anonymus in Dresden. „Reiter-Valet." Nicht verwendbar.
— Herrn A. M. in Peng. Ihr Wunſch iſt, wie Sie gefunden haben werden, erfüllt. Schicken Sie das Verſprochene bald!
— Herrn K. in Lüneburg. Wollen uns auf den intereſſanten londoner Artikel beſchränken.

(Ausgegeben am 4. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 15. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Was man hat und was man ſucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. IV. V. — Ruſſiſche Leibeigene. Von P. Asmus. — Erinnerung an Leopold von Buch. Von Dr. Schmidt-Weißenfels. — Eine kleine Anmerkung zu einer Stelle bei Shakſpeare. Von Daniel Sanders. — Die Wahl zur Ehe. — Die altengliſche Schaubühne. — Zum Pangermanismus. — Neue Gedichte III. — Spruch. — Neues aus der Welt.

Was man hat und was man ſucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

IV.

Die heitere Morgenſonne vergoldete die Fenſter des Hauſes Wetzlar. Maleriſch ſchön hoben ſich gegenüber die Kuppeln der Salute vom Azur des Horizonts; der in die breite Lagune ausmündende Canal grande gemahnte hier an den mächtigen Ocean. Flinke Schiffe fuhren hin und her. San-Giorgio ſchimmerte prächtig in der Morgenbeleuchtung.

Die kleine Henriette Hoheneck blickte mit Entzücken aus dem Fenſter. „Sieh', Mutter, welch ein herrlicher Tag!" rief das Kind —

Eine Weile tauchte die Baronin ihre Augen in die bläuliche Ferne, dann drückte ſie das Mädchen an ſich. „Meine kleine Italienerin kennt unſer Heimatland nicht — Das wird einſt ſchlimm werden, wenn du dich an die Oſtſee gewöhnen ſollſt —!"

„Iſt es da ſo kalt?" fragte in der That die Kleine —

„Wir haben mächtige Wälder, gute Oefen, Mauern und Felſen, und frieren in unſern Häuſern bei weitem weniger als hier in Italien — und im Sommer iſt es lieblich auch bei uns. Ich wollte, du ſäheſt unſere Birken —!"

„Mutter, werden wir nach Livland ziehen?"

„Ich weiß nicht, mein Engel! Aber nun genug geplaudert! Komm an deinen Unterricht!"

Adelheid Hoheneck ſchlug ein Lehrbuch auf und gab ihrem Kinde Unterricht. Später traten beide ans Klavier und die Kleine führte leichtere Muſikſtücke mit ziemlicher Geſchicklichkeit aus.

Heute ſollte indeſſen die Muſikſtunde eine Unterbrechung erleiden. Die Salonthür öffnete ſich. Frau von Hoheneck ſchaute verwundert in die Höhe. Es war ſo ſelten, daß jemand ſie beſuchte. Bekanntſchaften hatte ſie in der fremden Stadt beinahe keine angeknüpft.

„Störe ich, gnädige Frau?" fragte die kühle Stimme Iwan's von Fink —

„Durchaus nicht!"

Freundlich winkte Adelheid dem Landsmann, mit ihr im weiten Fenſterſitz Platz zu nehmen, der die obenbeſchriebene herrliche Ausſicht bot.

Es iſt einer der vielen im Curſe befindlichen Gemeinplätze unſerer Zeit, zu behaupten, daß die feine Sitte aus dem Verkehr der beiden Geſchlechter geſchwunden ſei; Iwan bot in der That in ſeinen Manieren noch das beſte Beiſpiel eines Mannes der guten Geſellſchaft früherer Tage. Das Jahrhundert drückt, unwillkürlich und unbeſchadet des Grundtons einer Individualität, ſeinen Kindern den ihm eigenthümlichen Stempel auf. Die

ſeinen franzöſiſchen Seigneurs nebſt ihrer hohlen Galanterie ſind untergegangen in der Exploſion des Kraters, um deſſen rauchenden Schlund ſie noch ſo munter getanzt. Die Menſchen wandeln jetzt unter Ruinen, ſelbſt die Neubauten, kaum aus der Erde emporſteigend, gleichen ſchon Ruinen — da iſt nothwendig das Menſchengeſchlecht ernſter geworden. Der freie Verkehr der verſchiedenen Nationen, der noch freiere und raſchere der Ideen hat die Particularitäten verwiſcht. Daher der echte Gentleman unſerer Tage etwas vom praktiſch-poſitiven Weſen des Amerikaners mit deſſen Rückſicht für das weibliche Geſchlecht in ſich aufgenommen hat, ein wenig gemildert durch franzöſiſche Gewandtheit, conſolidirt durch deutſche, adeliche Sitte. Er achtet zuerſt ſich ſelbſt, behandelt ſich und beträgt ſich als Mann von Bildung und in natürlicher Conſequenz gibt er jedem das Seine. Die Höflichkeit des Gentleman iſt nicht mehr eingeſchränkt auf gewiſſe Kreiſe; ſie iſt eine allgemeine geworden. Mit ihr und durch ſie würzt er das tägliche Zuſammenſein, ſie dient ihm auch dazu, ſich jene über Nacht aufgeſchoſſenen Pilze in anſtändiger Entfernung zu halten. Kühl und ſelbſtbewußt, einfach in ſeiner Erſcheinung, ſteht der echte Mann der guten Geſellſchaft vor euch. Ernſt und männlich hat er ſeine Zeit begriffen und die Geckenhaftigkeit glücklich abgeſtreift. Die Frauen nennt er keine Engel mehr, aber ſchon gut, wenn er anfängt, ſie für vernünftige Weſen zu halten.

Iwan von Fink begann in ſolcher kühlen, vertrauenerweckenden Art ein Geſpräch mit Frau von Hoheneck. Altes und Neues bot Stoff zu lebhaft angeregter Unterhaltung. Daneben überfliegen die Augen des Freiherrn den Blumentiſch mit den üppig grünenden Gewächſen, den Flügel mit den Muſikalien, den Schreibtiſch von der Bouquetroſenlaube überragt, das Büchergeſtell mit den zahlreichen Bänden. Die paar Etabliſſements, von weichen Lehnſtühlen und Kanapés gebildet, der ſchwellende buntfarbige Teppich des Fußbodens, die ſeine Frauenarbeit in den Händen Adelheid's, einiges von den Meiſtern an der Wand, das Ganze des ein häusliches Behagen kündenden Gemachs hält den prüfenden Blick aus.

„Es gelang Ihnen, gnädige Frau, nordiſchen Comfort in den Süden zu verpflanzen!" begann Iwan.

So kühl dieſe Worte klangen, ſo war es dennoch, als erwärme ihn die traute Umgebung.

„Sie leben hier wol ziemlich einſam? Faſt immer in dieſen Räumen?" ſetzte er hinzu — —

Ein ſchwaches Lächeln glitt über die Züge der armen Verlaſſenen.

„Sie wiſſen, es ſchien einſt meine Beſtimmung, Gouvernante zu werden", ſagte ſie. „Und es iſt faſt ſo. Ich erziehe und unterrichte mein Kind!"

War es Reſignation oder natürliche Ruhe des Charakters? Der lauernde Beobachter vermochte keinen Schatten von Bewegung in ihrem Weſen zu entdecken. Welche Kämpfe auch Adelheid beſtanden haben mochte, ſie verrieth es nicht. Kein Vorwurf über Hoheneck, den Mann, der ſie verließ — —

„Liebt meine kleine Freundin Venedig?" wandte ſich der Freiherr jetzt an das Kind —

Henriette antwortete italieniſch —

„Ei!" bemerkte Fink lächelnd, „die Kleine ſpricht das reinſte Venetianiſch."

„Leider! Sie verkehrt zu viel mit hieſigen Kindern."

„Wollen Sie mir erlauben, zu verſuchen, Henriette's Ausſprache zu verbeſſern?"

„Sie würden mich zu großer Dankbarkeit verpflichten —"

„Lockt der ſchöne Tag Sie nicht ins Freie?" — —

„Wir fahren gewöhnlich über nach den Zattere, weil man dort keine Menſchen, wol aber Sonne und herrliche Ausſicht antrifft. Ueber den Marcusplatz läßt ſich nicht gut allein mit einem Kinde gehen — —"

„Kennen Sie Venedig genau mit ſeinen Kunſtſchätzen, Kirchen und alten Paläſten? Gaben Sie ſich bereits dem Genuſſe hin, die pittoreske Stadt nach allen Richtungen zu durchſtreifen? Haben Sie ſich niemals in dieſem Gewirr von Gaſſen und Gäßchen verirrt, mühſam ſich nach einem Kirchthurm zurechtgefunden und in den entlegenen Stadttheilen, neben den ſchmuzigen Höhlen, in welchen das niedere Volk ſein arbeitsſcheues Daſein verbirgt, einen Schatz entdeckt, eine architektoniſche Perle, an geheimnißvollen Zeichen und Inſchriften irgendeine Sphinx — die Ihnen ein Cicerone erläutern ſollte?" —

Das alles folgte ſo im Laufe der Erörterungen nacheinander —

Die Baronin zögerte mit der Beantwortung — Die kleine Henriette hörte vom Ausgehen und nahm den freundlichen Herrn gleich beim Wort — Eine Promenade war nichts Arges —

„Sie ſind ſehr freundlich, Fink!" entgegnete

Adelheid dem alten Verehrer, der ſo herzlich und zutraulich und doch ſo ruhig und ernſt war —

Seltſam! Der poſitive Mann gab ſich einer gewiſſen Träumerei hin während der Viertelſtunde, daß er allein blieb. Frau von Hoheneck hatte, bevor ſie ihn verließ, ein reiches Album vor ſich hingelegt. Er ſchlug es nicht auf, ſein Geiſt weilte bei Adelheid von Starkenberg, dem Mädchen, das einſt einen ziemlich tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Jetzt — verglich er die durchs Leben geprüfte, ruhige Frau mit gereifter Geiſtesbildung — ſie war noch immer jugendlich im Ausſehen — und gegen die Adelheid von damals erhielt Frau von Hoheneck den Vorzug. Sie wirkte vollkommen gut auf ſeine Nerven — und beſonders reizte die Vorſtellung: Dido — abandonnata —!

Eben trat die Frau des Freundes mit dem Mädchen ein, beide zum Ausgehen gekleidet. Der himmelblaue Hut umrahmte vortheilhaft das liebliche Geſicht der Dame, ihr Anzug war geſchmackvoll einfach, ihre Haltung graziös. Iwan's verwöhntes Auge fand nichts zu tadeln — es war eine Figur, mit der er ſich auf dem Marcusplatze zeigen konnte.

„Soll ich die Gondel beſtellen?" fragte er.

„Nicht doch! Ich höre, in Venedig iſt es viel origineller, zu Fuß zu gehen", ſagte die Baronin. Schon ſprang das hübſche blonde Mädchen munter vor ihnen her. Auch auf den gewöhnlich ſo ernſten Zügen der Baronin ſchwebte der Sonnenſchein eines Lächelns und verſchönerte ſie. Man ſah, der Spaziergang war ein Feſt für Mutter und Kind, eine wohlthätige Unterbrechung der bleiernen Einförmigkeit ihres Lebens — —

Und als er nach einer köſtlichen Promenade heimkehrte, ſah er im Geiſt dieſe Beſuche fortgeſetzt. Er war Adelheid's Begleiter auf Spaziergängen, half ihr die Pflanzen pflegen, half das Kind unterrichten, war zu Hauſe, zählte zur Familie — — und dann — — Er war zu klug, um den gewonnenen Boden in einem Verſuche zweifelhaften Erfolgs auf das Spiel zu ſetzen. Langſam mußte alles gehen, allmählich — Er verſtand zu warten — auf Zeit und Gelegenheit —

In der That, ein, zwei, drei Tage vergingen ſo — Jegôr war nie zu Hauſe — ſchwärmte da und dort — abends war er unfehlbar bei Carlotta — ſpielte und verlor — Die Herzogin ſchien verſtimmt, doch nicht gegen ihn — Sie belächelte ſeine Huldigungen, wies ſie ab und doch zeichnete ſie ihn aus, ja ſchien von einem plötzlichen Verlangen nach Intimität beſeelt — Graf Bulgaris war unheimlich wie immer —

Am vierten Tage hielt Jegôr den gerade zu ſeiner Frau eilenden Iwan feſt und nöthigte ihn in ein Café der Riva. Die vorgerückte Jahreszeit hatte ſowol die Schieß- als die Reitübungen im Freien eingeſtellt. Aber doch iſt der Himmel blau, die milde, köſtliche Luft ladet zum Flaniren ein, an Genuß für das Auge fehlt es niemals, auch nicht an irgendeinem Spectakel, womit ſich das weichliche, träge Volk die Zeit vertreibt.

Die Freunde ſchauten den Künſten eines winzigen Pferdes zu, das auf der Riva producirt wurde. Da ſtieß Jegôr ein Blumenmädchen an den Arm, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Jegôr wandte ſich. Raſch drückte ihm das Mädchen ein Sträußchen in die Hand und flog auf einige Offiziere zu, welche aus der Kaſerne bei San-Sepolcro kamen, ohne die Belohnung abzuwarten.

Hoheneck betrachtete das häßliche Sträußchen, welches der ungünſtigen Jahreszeit halber in dem blumenarmen Venedig nur einige von Geranienblättern umgebene Strohblumen enthielt. Schon war er im Begriff es wegzuwerfen, als er ein weißes Papier durch die Stengel ſchimmern ſah. Auf dem Zettel ſtanden nur die wenigen Worte: „Um 5 Uhr auf San-Eliſabeta del Lido."

Obwol Jegôr Carlotta's Schriftzüge nie geſehen hatte, errieth er ſie dennoch als Schreiberin dieſer Zeilen. Sein im geſtrigen Flüſtern ausgeſprochenes „O dieſe Umgebungen! Warum ſeh ich Sie nie allein!" war ohne Zweifel erhört.

Kaum noch einige Stunden fehlten zur beſtimmten Zeit, aber die Lagunen warfen, vom Winde hin- und hergepeitſcht, ſtarke Wogen, was die Ueberfahrt verlängern mußte. Ohne weiteres Beſinnen lief Hoheneck nach dem Molo und ſtieg in die erſte Gondel. Fink hatte mit Offizieren geplaudert, dem Pferde zugeſehen und nichts vom Empfang des Billets bemerkt — —

Unter irgendeinem Vorwand nahm Jegôr von Iwan Abſchied — einem Barcarole rief er „San-Eliſabeta del Lido!" als er aus dem Geſichtskreis des zu ſeiner Gattin Schlendernden gekommen war.

„Ma il vento, signore", entgegnete jener bedenklich, ohne ſein Ruder zu rühren —

„Nun denn ein zweites Ruder, aber vorwärts, vorwärts!"

Es war dem Gondolier gelungen, der Eile des Fremden eine Conceſſion zu erpreſſen, denn

dee venetianiſchen Trägheit widerſtrebt es, eine Gondel allein durch die Lagunen zu führen.

Nun ſprang der zweite Burſche ins Vordertheil — Hoheneck verdoppelte den Preis der Ueberfahrt, ſchloß das Gondelhäuschen und warf ſich auf die Polſter.

Vor ſeiner Phantaſie tauchten die bezaubernd-ſten Bilder auf. Seiner Ungeduld ſchien die Zeit dee Ueberfahrt endlos zu ſein. Er war keiner Beſinnung, keines Rückblicks auf ſeine Lebensverhältniſſe fähig — er ſah nur die Herzogin an jenem genannten Orte erſcheinen — er ſah nur Glück und Wonne —

Zwei Stunden blieb er in dem allmählich erwärmten Zimmer allein — So oft eine Stimmung der Reue über ihn kommen wollte, ergriff er einen franzöſiſchen Roman, den er in der Taſche trug... Anfangs erſchrak er; er hatte ihn ſeiner Frau mitbringen ſollen aus einem Buchladen... Aber er las; er las Bilder der Häuslichkeit, des Glückes — Hinweg damit! Er fing wiedee zu blättern an... Einzelne Stellen zogen ihn an — er rief nach Zeitungen — So vergingen die Stunden — —

Jegôr beſtellte ein Souper. Unverwandt ſchaute er aus dem Fenſter auf die weite Lagunenfläche, bis wo Venedig ſelbſt den Blick begrenzte.

Der Wind war in raſchem Zunehmen begriffen; uneuhig tanzten die Wogen; bis zum Brechen der Maſten kämpfte ein Segelſchiff gegen den Garbino, der ſich aus Weſten immer ſtärker erhob.

Ein kleiner ſchwarzer Punkt wurde dem Auge ſichtbar; zuweilen gänzlich verdeckt durch die Wellen, kam er wieder zum Vorſchein und näherte ſich dem Lido. Arme Frau! Sie wird Angſt haben. Warum bin ich nicht bei ihr, ſie in den Arm zu nehmen und zu beruhigen! dachte Hoheneck mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Gondel folgend. Dann ſagte er ſich wieder: Welche Thorheit! Du biſt getäuſcht! Eine gewöhnliche Abenteurerin hat dich hierher verlockt! — —

Eine Viertelſtunde ſpäter führte Jegôr eine ſchwaezgelleidete, dichtverſchleierte zitternde Dame in das bereit gehaltene Zimmer —

Es war die Herzogin von Cadalto —

„So ſehr ich erfeeut bin, Sie hier zu ſehen, bedauere ich dennoch die ſtürmiſche Fahrt, die Sie zu überſtehen hatten", bemerkte er innig —

Erſt jetzt ſchien die Herzogin zur vollen Beſinnung ihrer Lage zu kommen — —

„Anatol fuhr heute nach Trieſt und ich benutzte den erſten Moment der Freiheit!" ſagte ſie. „Wo nehme ich den Muth her, Ihnen ein Geſtändniß abzulegen, Hoheneck —" ſetzte ſie ſeufzend hinzu — Dann zuckte ſie auf; ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten —

„Baron Hoheneck!" begann ſie. „Ich habe mich in die Gewalt eines Elenden begeben! Befreien Sie mich!" rief ſie mit gepreßter Stimme und wiederholte die Scene, dee Fink eine ſo kühle Reſignation gegenübergeſtellt hatte —

Draußen heulte der Sturm. Das leichte Gebäude ſchien in den Grundfeſten zu zittern. Die im Gemach merkten es nicht — Jegôr hörte die Zumuthungen der leidenſchaftlich erregten Frau, die nicht gewagt hatte, ihm ihre Wünſche in ihrem eigenen Hauſe vorzutragen. Seine Sinne ſchwindelten. Er ſollte Mittel zur Eelöſung vom Grafen bieten, ja dies verführeeiſche Weib wol gar ſelbſt nach Sicilien begleiten —

„Warum genügt es nicht, Bulgaris einfach Ihren Willen anzudeuten?" fragte er — des Bruchs mit ſeinem ganzen Leben gedenkend —

„O, mein Freund!" antwortete die Herzogin mit glühendem Erröthen. „Der Unwürdige benutzte meine Schwachheit, um ſich in Marſeille — mit mir trauen zu laſſen! —"

„Wie? Sie wären — ſeine Gattin — —"

„Ich hoffe, nicht ſo eigentlich!" erwiderte die Heezogin. „Ich behielt den Namen meines erſten Mannes bei und glaube, die heimliche Ehe ſollte Bulgaeis nur als Kette dienen, um mich zu feſſeln, als Waffe, wenn ich es verſuchen würde, mich von ihm frei zu machen —"

In der That mußte Jegôr einſtimmen und ſagen:

„Beruhigen Sie ſich, Herzogin! Dieſe heimlichen Trauungen ſind allerdings ſelten rechtlich. Sicher gibt es ein Mittel, Ihre Feſſel zu ſprengen — ich werde es auffinden — vertrauen Sie mir —"

In Jegôr kämpften alle Geiſter. Sein Weib, ſein Kind ſtanden vor ihm. Was brauchte er nachzudenken über die Reiſe nach Sicilien, über die Motive, die er erfinden wollte, dieſe Reiſe zu maskiren; ſchon der Augenblick ſelbſt band ihn an die Herzogin und entſchied alles. Das Feuer war eeloſchen, Lichter hatte man keine gebracht. Er ſchellte danach. Bald praſſelte wieder die luſtige Flamme im Kamin. Brennende Kerzen wurden auf den Tiſch geſetzt. Der Cameriere berechnete, von vielfacher Erfahrung geleitet, richtig den Moment, wann das Rendezvous dem Geſetz der Natur gemäß das Bedürfniß fühlen würde, das ſchmack-

haſte Mahl zu genießen. Schon hatte er auf die herrlichen Auſtern, friſch und kühl im Meerwaſſer ſchwimmend, angeſpielt, ſchon hatte er die Gondoliere fortgeſchickt — er ſagte es mit zweideutigem Lächeln und hörte den Ausruf der Herzogin:

„Wie gelangen wir da nach Venedig?"

Jegôr's Pulſe ſchlugen mächtiger — —

„Wir gehen einfach von hier nach San-Nicolo", ſagte er. „Dort finden wir die ſtarke Barke des Militärtraghettos, bemannt mit ſechs kräftigen Ruderern; trotz Wind und Woge kommen wir ungefährdet heim — —"

„Ein Spaziergang im Sande des Lido durch Nacht und Wind —" entgegnete Carlotta und machte dem Cameriere Vorwürfe.

Jegôr mußte einräumen, daß ſich der Heimweg verſpäten würde — — Carlotta ſchien der Reiſe des Grafen nicht ganz ſicher zu ſein — Sie machte Anſtalt, ſofort aufzubrechen —

Jegôr bat zu bleiben — Schon richtete der Cameriere die kleine Tafel an —

Jegôr hatte im Anblick der ſchönen Frau, die ihm hier in Sturm und Unwetter allein überlaſſen war, alle Beſinnung verloren —

Aber ſie ſprach den Speiſen nicht zu, ſondern bat um Beſchleunigung der Rückkehr — Unterwegs wollten ſie die Flucht beſprechen, die Jegôr anordnen ſollte — —

Es war eine eigenthümliche nächtliche Scene, dieſe Heimkehr. Der Ocean ließ ſein Heulen hören, der Sturm peitſchte die Wolken und die Lagunenwogen. Wie Sterne durch den ſchon herangebrochenen Abend ſchimmerten einzelne Lichter aus den zerſtreuten Menſchenwohnungen und von den nahe gelegenen Inſeln herüber. Der Fußpfad, den ſie gegen den Wind ankämpfend zu gehen hatten, war eng und uneben. Die Laterne eines mitgenommenen Mannes warf ein fahles Streiflicht darauf. Rieſenhaft, dämoniſch erſchienen in ihre langen Schattenmäntel gehüllt die Gegenſtände am Wege. Jegôr hielt ſeinen ſtarken Arm um die Herzogin und trug ſie mehr, als daß er ſie führte, und ſprach mit ihr — über die Reiſe nach Sicilien —

Im Leben kommt alles auf die Stimmung an. Die Natur in ihrer Lieblichkeit, mit ihren großartigen Schrecken vermag das Gemüth des Menſchen nicht zu bemeiſtern. Ein entgegengeſetzter Affect reicht hin, die erſte in Trauerflöre zu verhüllen, die letztern in Nichts aufzulöſen.

Jegôr und Carlotta ſchritten, die Flucht in franzöſiſcher Sprache erörternd, durch Nacht und Graus, als gingen ſie in vollem Sonnenſchein auf der Riva ſpazieren. Zuweilen that die Herzogin einen Fehltritt und Hoheneck zog ſie feſter an ſich. Später wurde ſie müder und ſtützte ſich nachdrücklicher auf ſeinen Arm. Schon waren die Gebäude von San-Nicolo undeutlich ſichtbar.

Da erſchollen plötzlich Männertritte. Ein ihnen entgegenkommender einſamer Wanderer riß dem vorangehenden Führer die Laterne aus der Hand und beleuchtete damit die Züge der Dame.

„Bulgaris!" ächzte Carlotta und ſank halb bewußtlos an Hoheneck's Bruſt — —

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie die Herzogin bis hierher begleitet haben! Nun übernehme Ich es, ſie nach Hauſe zu führen!"

Bulgaris war blaß wie der Tod —

Jegôr hielt die Halbohnmächtige, die ſich verrathen, von der Eiferſucht ihres Mannes heimlich verfolgt und aufgeſpürt ſah...

„Nur mit Einwilligung der Herzogin!" ſagte er. „Ich glaube nicht, daß dieſe erfolgt! Alſo geben Sie uns den Weg frei!"

Anaiol Bulgaris wollte die Scene, des Führers wegen, nicht weiter fortſetzen. Er ging voraus — Endlich verſuchte er, Carlotta mit raſcher Handbewegung an ſich zu ziehen. Ein Moment und ein Fauſtſchlag Hoheneck's ſtreckte ihn zu Boden.

Nachdem der Jonier ſich betäubt von ſeinem Fall erhoben, verſuchte er nicht, dem Paar zu folgen.

In der gegenwärtigen Sachlage gab es nur einen Ausweg für ihn, denjenigen kampfunfähig zu machen, der ſich zwiſchen ihn und ein Weib gedrängt, gegen das er Liebe und Rache zugleich fühlte.

Carlotta fühlte ſich von mächtiger Angſt befreit, als ſie endlich unverfolgt die große Barke erreichten.

Das große Fahrzeug harrte, bis es ſich füllte.

Es gab auch für Bulgaris kein anderes Mittel, in der ſtürmiſchen Nacht nach Venedig hinüberzukommen als dieſen Militärtraghetto. Er kam langſam und ſcheinbar ruhig —

An der äußerſten Spitze Venedigs, hinter den Giardini, iſt der Landungsplatz des Traghettos des Lido.

Als ſie ausſtiegen, ergriff Bulgaris den Arm der Herzogin — Es war zu lebhaft auf der Barke und am Landungsplatz, um die Scene des Wettkampfes der Männer zu erneuern.

Carlotta folgte ihrem Manne willenlos.

V.

Iwan von Fink trat zu gewohnter Stunde in den Salon des Hauſes Wetzlar.

Henriette ſprang ihm entgegen. Die Baronin erhob ſich, ihn zu bewillkommnen.

Es ſchien ihm, als ob er eine leichte Verwirrung in ihrem Weſen entdeckte, welche er nicht ermangelte, zu ſeinen Gunſten zu deuten.

„Mein liebes Kind, gehe mit Peppo, mir friſche Fogazien zu holen", ſagte Adelheid.

Sie ſchickte das Mädchen fort.

Der Freiherr ſetzte ſich in Poſitur und dachte: Nähert ſich ſchon der Augenblick der Intimität? Wird ſie ihren Mann anklagen? Werd' ich ihre Thränen fließen ſehen? Werd' ich ihre Hand ergreifen, ſie mit Küſſen bedecken und von beſſern Zeiten, Hoffnungen, von einem — tröſtenden Freunde ſprechen? Er richtete die kalten, durchdringenden Augen prüfend auf die Züge der Frau, die er in ſeiner Weiſe liebte.

Ein leiſer Seufzer entwand ſich ihrer Bruſt. Dann hob ſie den bisher geſenkten Kopf und ſah Iwan mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Ruhe an.

„Lieber Fink!" ſagte ſie, „ich habe Ihre Zeilen, die mich einluden zu einem gemeinſchaftlichen Beſuch der Gemäldegalerie, mündlich beantworten wollen — Ich mache mir Vorwürfe, ſchon zu häufig mit Ihnen öffentlich geſehen worden zu ſein — Vergeben Sie mir, wenn ich Ihre Einladung für heute abſchlage —"

„In welcher Art habe ich Ihre Worte zu deuten, gnädige Frau?" fragte der unangenehm Ueberraſchte.

„Sie ſind ein ſo alter Freund und Bekannter, daß ich ja Ihnen die Wahrheit unverhohlen mittheilen kann!" fuhr Adelheid fort. „Mein Mann und ich leben — — o genug!" unterbrach ſie ſich voll Schmerz. Dann trat ſie ans Fenſter, wo die ſchönſten Blumen prangten, und ſagte: „Lieber Freund — auch das — ſchicken Sie keine Blumen mehr! Ueberhaupt — —"

Ihr zartes Gefühl konnte nicht weiter — Sie ging einige male vom Fenſter zum Flügel, von dieſem zum Fenſter, dann öffnete ſie das Inſtrument und ging in gleichgültigem Tone auf einige Muſikalien über, die Fink ihr gleichfalls geſchickt hatte — Ihr Rede wurde allmählich unbefangen — Sie ſammelte ſich —

Fink entgegnete einiges, ſpielte mit ſeinem Spazierſtöckchen, erhob ſich endlich und ſagte mit einem elegiſchen Blick, der ſozuſagen ſein Leiden verrathen ſollte:

„Adelheid! Ich erſcheine nicht eher wieder, als bis Sie mich rufen!"

Stumm verbeugte er ſich und ging.

Thränen der Freude rollten jetzt aus Adelheid's Augen über die erglühten Wangen. Es war ein Opfer, welches ſie ihrer unſeligen Stellung gebracht, aber ſie brachte es gern. Sie liebte ihren Gatten — —

Die Kleine kam nach Hauſe und fragte nach ihrem Freunde, Baron Fink. Mit einer Ausflucht beſchwichtigte die Mutter das lebhafte Kind und ging dann neugeſtärkt an ihr tägliches Geſchäft des Unterrichtgebens.

Einige Stunden ſchlichen vorüber — —

„Papa kommt heute lange nicht", bemerkte Henriette.

Die vereinſamte Frau verſuchte vergebens durch Beſchäftigung die gewöhnliche, ruhige Faſſung zu behaupten. Sie mußte die Arbeit aus den zitternden Händen legen. Es war zum erſten maie, daß Hoheneck vom Eſſen wegblieb, ohne ſeine Frau davon vorher in Kenntniß geſetzt zu haben.

So weit auch die Entfremdung zwiſchen ihnen gediehen, gewiſſe Rückſichten hatte Jegôr immer bewieſen. Woher nur die neue Verſchlechterung ihrer Lage? Die fieberhafte Aufregung des Wartens vermehrte ſich von Stunde zu Stunde, das Kind wurde zu Bett gebracht, weil ſeine Fragen die Mutter quälten. Einſam, verlaſſen in der fremden Stadt, ſah ſie ſo recht ihr Elend.

Spät hörte ſie haſtige Schritte auf der Treppe. Sie öffnete die Thür und ſtand ihrem Gatten gegenüber —

„Verzeihung, daß ich dich heute warten ließ!" ſagte er kalt und höflich, ohne weitere Erklärung. „Finde ich noch etwas —?"

Sie leuchtete ſelbſt nach dem Speiſezimmer. „Es iſt dir doch kein Unfall begegnet?" fragte ſie —

Er antwortete nicht —

Sie nahm vom Büffet die Kryſtallflaſche und ſtellte ihm den Reſt einer kalten Paſtete hin —

„Warum dich bemühen! Ein Diener kann es ebenſo gut beſorgen! Lege dich ſchlafen!", ſagte er — —

„Ich bleibe gern —" erwiderte Adelheid und nahm am Tiſche Platz —

So einſilbig wie heute hatten ſie dennoch niemals ſich gegenüber geſeſſen. Jegôr ſchien in

finſtern Gedanken verloren. Sein Weib ging im Geiſte ihr trübes, öbes Tagewerk durch und fand den Schlüſſel nicht zu der neuen Verſchlimmerung. Wie oft in acht bangen Jahren hatte ein Geſtändniß auf ihren Lippen geſchwebt und war ſtets von Stolz und Schüchternheit wieder zurückgeſchreckt worden. Seit der Geburt des Kindes war dieſe Entfremdung allmählich ſich ſteigernd zwiſchen die Gatten getreten, jetzt beſtand eine zu weite Kluft, Adelheid fühlte ſich entmuthigt. Sie war, durch ihren Vater in der Geſellſchaft iſolirt, ja nur aus Gnade geheirathet —! Warum ſchwieg aber auch Jegôr ſtets ſo hartnäckig? Warum ſuchte er weder Erklärung noch Annäherung? Immer und immer klagte ſich die arme Frau ſelbſt an, daß im Beginn der Störung des häuslichen Friedens etwas in ihrer Haltung gelegen, was einen Mann von Selbſtgefühl zum Schweigen zwingen mochte. Sie hatte wol ſelbſt nicht liebreich die Brücke des Verſtändniſſes gebaut? Zu der Trauer um das verlorene Gut miſchte ſich das Gefühl der Reue, nicht ganz ſchuldlos an deſſen Verluſt zu ſein — —!

Jegôr hatte ſein Mahl beendet. Er erhob ſich mit einem kühlen „Gute Nacht!" Jedes ging nach ſeinem Schlafgemach —

Der nächſte Morgen brachte, was Hoheneck erwartete, des ehrgeizigen und auf ſeinen Cavalierruf faſt ängſtlich bedachten Bulgaris Ausforderung.

Jegôr ſandte ſogleich nach Iwan und übergab dieſem die Anordnung des Duells.

Er erfuhr jetzt — der Grieche hatte nicht abſichtlich der Herzogin einen Hinterhalt gelegt, er wollte nach Trieſt, war aber durch ungünſtige Winde wieder in den Hafen zurückgetrieben worden, Carlotta's Abweſenheit fiel ihm auf, er ſchöpfte Verdacht, ſuchte und fand die Herzogin auf dem Lido. Auf dieſe Weiſe war die gegenſeitige Stellung der Nebenbuhler unhaltbar geworden. Für Bulgaris war die Fortdauer des Verhältniſſes mit Carlotta Nothwendigkeit, ihr Einkommen, auf das er gewöhnlich gleich bei der Auszahlung Beſchlag zu legen pflegte, bot ihm die Mittel, ſeine Neigungen zu befriedigen. Daher ging Anatol kaltblütig an den Kampf, der ihm unvermeidlich dünkte. In Erwartung der Rückkehr ſeines Abgeſandten putzte er ſeine Piſtolen.

Bei dieſer Beſchäftigung traf ihn Fink. Der Grieche blickte etwas überraſcht bei dem unerwarteten Beſuch in die Höhe, indeſſen verſtändigten ſie ſich bald, Iwan kam als Jegôr's Secundant.

Letzterer eilte ins Freie, um die trübe Stimmung zu bekämpfen, die ſich ſeiner bemächtigte. Während ſeiner langen, einſamen Wanderung dachte er nicht an Carlotta; ſondern an Weib und Kind. Vom ſtillen Marsfeld herüber kam der Freiherr zuletzt auf die ſogenannten Zattere. Die Sonne ſchien mild und freundlich nach dem ſtürmiſchen Tag von geſtern; in ihrer Beleuchtung bot die Giudecca mit der ſtillen Häuſerreihe, die zahlreichen Kauffahrteiſchiffe im breiten Kanal ein liebliches Bild. Wie gewöhnlich war der herrliche Spaziergang beinahe verlaſſen. Von weitem ſah Jegôr durch die Allee eine Dame und ein Mädchen auf ſich zukommen. Er erkannte ſein Weib, ſein Kind — — er bog raſch in eine Seitengaſſe.

Beim Eſſen blieb verabredetermaßen heut Iwan zugegen. Nach Tiſch entfernten ſich die beiden Herren. Eine gewiſſe Unruhe hielt Frau von Hoheneck ab, ſich ſchlafen zu legen. Spät, als mehrmals die müden Augen zuzufallen drohten, kam ihr Mann nach Hauſe und begab ſich ſogleich nach ſeinem Schlafzimmer. Dahin wagte ſie ihm nicht zu folgen.

Jegôr ſchrieb noch lange; er ordnete Papiere und bereitete alles für den möglichen Fall ſeines Todes. In dem Brief, den er an Adelheid richtete, brach er das Schweigen, welches ſich ſeit langen Jahren wie ein Geſpenſt zwiſchen die Gatten gedrängt und alle Eintracht vernichtet hatte. Im Angeſicht einer vielleicht ewigen Trennung bekannte Hoheneck, daß er ſeine Hartnäckigkeit bereue. Er nahm großmüthig die volle Schuld auf ſich, klagte Adelheid nicht ihres ſtillen, paſſiven und eben darum ſchwerer zu beſiegenden Widerſtandes an, obgleich er die Verſtändigung faſt unmöglich gemacht hatte. Ehrend gedachte er des Charakters ſeiner Frau und zuletzt am Schluß der langen Auseinanderſetzung fanden ſich unwillkührlich Worte der Liebe ein. Nachdem ihm alle irdiſchen Angelegenheiten geordnet ſchienen, ſtreckte er ſich zu kurzer Raſt auf das Lager.

Als Iwan am frühen Morgen pünktlich eintraf, um ſeinen Landsmann abzuholen, fand er dieſen bereits angekleidet.

„Gehe voraus nach der Gondel, ich folge dir ſogleich!" verſetzte Jegôr.

Hierauf trat er leiſe in das Schlafgemach ſeiner Frau, nicht ohne Bewegung überſchritt er die Schwelle, die er ſo lange nicht mehr betreten. Leicht berührte er Adelheid's Stirn mit den Lippen. Wäre ſie jetzt erwacht, ohne Worte, ohne Erklärung hätte die Verſöhnung ſtattgefunden; aber ſie

ſchlug die Augen nicht auf. Die vielleicht noch einzige Gelegenheit ging ungenutzt vorüber —

Jegôr ſchlich zum Bett ſeines Kindes. Hier barg er einen Moment den Kopf in die Kiſſen, dann raffte er ſich empor und verließ lautlos, wie er gekommen, das Gemach.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Ruſſiſche Leibeigene.

Von H. Asmus.

Während des letzten ſtrengen Winters feſſelte meine ſchwankende Geſundheit mich mehr denn je ans Haus. Um ſo lieber war mir ein Kreis von Freunden, der am häuslichen Herd der Unterhaltung pflegte.

Unter ihnen befand ſich auch ein Kaufmann, ein ſchon bejahrter Mann, der erſt vor kurzem aus Rußland, wo er mehr denn funfzig Jahre angeſtellt geweſen und ſich ein Vermögen erworben hatte, von deſſen Zinſen er ſorgenlos leben konnte, wieder in ſeine Heimat zurückgekehrt war.

Der Mann hatte viel geſehen, viel erfahren, das ruſſiſche Reich faſt nach allen Richtungen hin durchreiſt; beſonders unterhielten mich ſeine Schilderungen über die Meſſe von Niſhnij-Nowgorod. Ein lebensvolles Bild, das er aufrollte!

Die Okka trennt Niſhnij-Nowgorod vom Platze, wo die Meſſe gehalten wird. Man muß über eine 1300 Schritt lange Brücke, die zur Hälfte auf Schiffen, zur Hälfte auf Pfählen erbaut iſt. Das Erſte, was man im Gewühl der Halbinſel erblickt, ſind ungeheuere Baracken, die von Speiſewirthen bewohnt werden. Gleich beim Eintritt in die Stuben, deren Fußboden das nackte Erdreich iſt und deren Dächer aus Baumrinde beſtehen, ſieht man koloſſale Oefen voll Glut, in welchen Tag und Nacht allerlei Fleiſchgerichte bereitet und Kuchen gebacken werden. Mit großem Geſchrei werden die Vorübergehenden zum Eſſen geladen. Schilder mit der Inſchrift: „Jarmonskaya wuistawka" verkünden das Privilegium, berauſchende Getränke zu verkaufen und Menſchen, die ihren Gang im Zickzack beſchreiben, beurkunden genug, daß ſie ſich in den Inhalt dieſes Privilegiums eifrig vertieft haben. Die polizeiliche Aufſicht iſt Koſacken übertragen; da geht es ſtrenge her, aber nicht immer gerecht. Den Speiſehäuſern gegenüber ſind die Schuhflickerbuden; man arbeitet hier über Hals und Kopf, um die Verwüſtungen, welche eine lange Reiſe, häufig bei ſchlechten Wegen, in dem Fußzeug der Fremden angerichtet hat, ſoviel wie möglich wieder gut zu machen. Daneben wird Brot gebacken. Auf der entgegengeſetzten Seite der Halbinſel ſind die Zelte der Seiltänzer und Taſchenſpieler, die immer gute Geſchäfte machen. Auch ſind dort dreißig Kegelbahnen dicht nebeneinander, wo man beſtändig treffliche Spieler findet, die den Ungeübtern ſehr geſchickt das Geld abnehmen. Weiterhin ſind die Schlachthäuſer, vor denen das noch rauchende Fleiſch zum Verkauf ausgeboten wird. Das größte Gewühl trifft man am linken Ufer der Okka. Hier iſt alles beſchäftigt, wäre es auch nur ſcheinbar, alles in beſtändiger Bewegung. Herumwandernde Kaufleute geben den Vorübergehenden zu thun. Sie ſind von Kopf zu Fuß mit ihren Artikeln behängt, die ſie zu allem Ueberfluß noch mit lautem Geſchrei anpreiſen. Ganz beſonders zeichnen ſich die Kleiderhändler und -Händlerinnen durch Zudringlichkeit und Betrügerei aus. Man kann nicht die geringſte Kleinigkeit kaufen, ohne von einem Haufen müßiger Gaffer umringt zu werden, unter welchen mitunter geſchickte Taſchendiebe ihr Handwerk treiben. Und die Trachten, die unaufhörlich vor den Blicken vorüberſchweben! Dort ein Armenier, den man an der Regelmäßigkeit ſeiner Züge, an ſeinem ſtarken Schnurrbart, an ſeinem raſchen Gange erkennt. Nach ihm ſchreitet langſam und gemeſſen ein reicher Perſer einher, der mit Kaſchmirſhawls, mit Perlen und echten Steinen handelt. Er dingt um den Preis eines Kuchens mit demſelben Ernſte, mit derſelben Gravität, als wenn es ſich um eine Million handelte. Da ein Tatar, deſſen weißer Hut ihm einige Aehnlichkeit mit einer der älteſten Perſonen des italieniſchen Theaters gibt. Er geht mit weit auseinander geſpreizten Armen, auf denen er mancherlei Kleinigkeiten zum Verkauf trägt. Aber er gibt ſich nicht die Mühe, ſeine Waare anzubieten — wer von ihm kaufen will, muß ihn ſelbſt darum anſprechen. Ein paar ruſſiſche Handelsdiener rufen ihm ſpottend nach: „Knjaz! (Fürſt!) Nur ein Narr kann mehr fordern als du!" Er kehrt ſich daran nicht und ſetzt mit gemeſſenen Schritten ſeinen Weg fort. Dieſe Tataren ſind auch die gewöhnlichen Laſtträger auf der Meſſe. Sie ſind arbeitſam und nüchtern, aber auch ebenſo verſchloſſen und unfreundlich. Die meiſten tragen blaue Fuhrmannshemden und Turbane oder große Hüte; andere nur kleine Mützen. Ihre Weiber finden ſich in weißen Schlafmützen ungemein ſchön und gewinnen dadurch ein lächer-

liches Ansehen. Nun noch Zigeuner, die in Rußland Ziganen genannt werden, in ihrer Lebensweise aber so ziemlich den übrigen Zigeunern gleichen. Sie verweilen überall, wo man sie vollkommen frei nnd unabhängig läßt; aber sie verschwinden sogleich, wenn man sie nur irgend zu beschränken sucht. Doch gehorchen sie den Gesetzen des Landes nnd geben selten oder nie Veranlassung zu Klagen. In Rußland, wo religiöse und bürgerliche Duldung vorherrscht, sind sie deshalb auch am zahlreichsten. Sie haben, wie die Zigeuner in Ungarn nnd Böhmen nnd wie die Gitanos in Spanien, scharfgeschnittene Züge, lebhafte Augen und schwarzes dickes Haar. Sie taufen zwar ihre Kinder, besuchen die Kirchen und rufen wie die Russen die Heiligen an, aber sie haben doch noch einen Nebencultus, der durchaus abgöttisch zu sein scheint, soweit man ihn hat bisher erforschen können. Im Sommer ziehen sie von Ort zu Ort und verweilen neben den Landstraßen oder in Schluchten, oft wochenlang; im Winter nisten sie sich bei den Bauern ein, die sie aus Furcht und Aberglauben beherbergen.

Hier nun — fuhr der Kaufmann fort — wollte ich eigentlich von einem Gutsbesitzer erzählen, dessen Bekanntschaft ich vor Jahren auf dieser Messe machte und mit dem ich gemeinsam die Rückfahrt antrat. Iwan J. war ein ungemein unterhaltender Mann. Er wußte viel, war viel gereist nnd sprach geläufig deutsch nnd französisch, obgleich er wol 200 Stunden von Moskau entfernt wohnte. Ich hielt mich fast einen Tag bei ihm auf nnd sprach später, wenn ich zur Messe reiste, immer bei ihm vor. Leider war dieser Mann durch nnd durch ein Spieler. Wenn die ersten Begrüßungsscenen vorüber, rief er im nächsten Augenblick schon nach Karten und machte erst unfreiwillig eine Pause, wenn seine Gattin mit den drei Kindern zum Essen sich einstellte. Das Spiel war freilich nicht hoch und konnte nur als Gesellschaftsspiel gelten, aber ich bemerkte doch, wie seine Augen flammten, wenn die launenhafte Fortuna ihm gute Karten gegeben. Als ich das letzte mal bei Iwan einsprach, fand ich ihn gänzlich umgewandelt, doch hatte ich eben nicht viel Zeit zu Fragen, die ich an ihn richten wollte, da fast mit mir zugleich ein Dutzend Edelleute aus der Nachbarschaft ankamen und zwar, wie ich bald erfuhr, nicht zum ersten mal.

Wir waren nicht weniger als 20 Personen am Tisch, und was an Bier, Wein und Branntwein consumirt wurde, hätte für mehrere Familien auf einen ganzen Monat hingereicht. Man trank, um sich Appetit zu erregen, man trank, um das Kauen zu erleichtern, man trank der bessern Verdauung wegen — endlich trank man des bloßen Trinkens wegen. Eine Bemerkung, die ich machte, überraschte mich: Alle Edelleute hielten sich gut nnd ersänften wenigstens ihre Vernunft nicht ganz in diesem Ocean von Spirituosen.

Gleich nach dem Essen, wo ich glaubte, daß ein jeder sich dem Vergnügen eines Spazierganges überlassen würde, schlug einer der Gäste ein Kartenspiel (Faro) vor. Ohne Verzug ward der Vorschlag angenommen; man setzte die Tische zurecht nnd der Punsch kam. Mein Wirth behielt mich sogleich für die Nacht da, indem er es jedoch mir freistellte, mich in ein großes Zimmer zurückzuziehen, wo Kopfkissen nnd Decken auf russisch statt der Betten bereit lagen.

Ich überwand die Müdigkeit und nahm meine ganze Kraft zusammen, um das Vergnügen des Beobachters nicht zu verlieren. Während die Diener die Spieltische in Ordnung brachten, merkte ich schon, daß ein großer Kampf bevorstand; ich stellte mich deshalb meinem Wirthe so nahe wie möglich.

Ich weiß nicht, wie es jetzt ist, aber zu jener Zeit war der russische Adel noch mit Wuth und Leidenschaft dem Spiel ergeben. Gegen Mitternacht hatte Iwan, den das Unglück verfolgte, schon alles, was er an baarem Gelde hatte, verloren. Man hatte ausgemacht, nicht auf Ehrenwort zu spielen. Um 2 Uhr hatte er die Diamanten seiner Frau, die, wie man denken kann, sich zurückgezogen hatte, verspielt. Um 3 Uhr, nachdem seine liquiden Besitzungen fort waren und das Glück sich fortwährend gegen ihn erklärte, hatte der unglückliche Mann die enorme Summe von 195 Bauern verloren. In Rußland setzte man sonst beim Spiel 10, 15 bis 25 Bauern auf eine Karte, wie wir Thaler darauf setzen. So etwas sah man bei Spielern häufig und Iwan war ein zügelloser Spieler. Noch jetzt, nach zwanzig Jahren, sehe ich den Schweiß auf seiner blassen Stirn und seine zitternde Hand auf der Karte, die ihm sein Vermögen nach und nach nahm.

Beim Anbruch des Tags hatte Iwan alles verspielt, was er auf dieser Welt besaß. Doch nein! Durch eine bizarre Spieleridee hatte er sich noch Ein menschliches Geschöpf, sein Eigenthum, zurückbehalten. Das war ein junges

Mädchen von ungefähr 17 Jahren, die der Gutsbesitzerin als Kammermädchen diente. Iwan liebte sie ohne Zweifel sehr oder sie war ihm nahe verwandt — denn in dieser Art ist in Rußland nichts unmöglich. Das Mädchen war Braut eines Kutschers, Leibeigener wie sie, ein schöner Mann und die Hochzeit sollte in nächster Woche sein.

Am hellen Tage hörte man auf zu spielen, wenn auch nicht zu trinken. Mein Wirth, ganz ermattet und mit dem Gefühl seines völligen Ruins, verlangte nach frischer Luft. Die Gesellschaft ging in den Garten. Dort war das Kammermädchen, sie hatte die Idee gehabt, ein Bouquet für ihre Herrin zu binden.

Einer der Gäste, welcher sie nach seinem Geschmack fand, schlug lachend vor, auch um sie zu spielen.

Mein Wirth zitterte, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ja!"

Der Unglückliche hoffte ohne Zweifel, sich durch einen solchen letzten Wurf von seinem Verluste zu erholen. Unglückliche Idee eines Spielers!

Man ging ins Haus zurück. Es wurde von neuem Punsch servirt —

Das liebliche Mädchen war verloren!

Mein Wirth flößte mir Mitleid ein, ohne Athem zu holen, goß er einige Gläser Punsch hinunter und folgte seinen Gästen wieder in den Garten.

Das Mädchen war noch dort und sprach mit einer Art von Intendanten des Gutsbesitzers, dessen Geschäfte darin bestanden, seines Herrn Pfeife zu stopfen und seine Bauern zu prügeln.

„Agraffina" — sagte Iwan mit einem erzwungenen Lächen zu dem armen Mädchen —, „du gehörst von jetzt diesem Herrn da!" Er zeigte auf einen Fleischkoloß.

„Ich — verstehe — nicht" — erwiderte sie mit sanfter Stimme.

„Ja, ja, mein Kind, du gehörst mir!" rief ihr jetziger Herr mit widrigem Lachen. „Du gehörst mir und ich nehme dich mit nach meinem Gute!"

„Ihr? Mich? Und — mein — Bräutigam?"

„Der gehört Alexiowitsch, der ihn ebenfalls rechtmäßig gewonnen hat."

Agraffina verstand nun ohne Zweifel, was vorgegangen war.

„Ich Unglückliche!" sagte sie und sank zusammen.

Iwan machte Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten. Er pfiff. Ein Diener erschien — —

„Spritze ihr Wasser ins Gesicht!" befahl er und ging.

Agraffina kam wieder zu sich.

Jetzt folgte der Intendant seinem Herrn und flüsterte ihm einige Worte zu. Dieser stutzte. Nach einem minutenlangen Nachdenken sagte er: „Ich erfahre soeben, daß Agraffina in einigen Monaten Mutter werden wird. Das Kind" — fügte er hinzu — „kann nicht in den Handel von eben einbegriffen sein."

„Das ist richtig!" riefen die Spieler von allen Seiten.

„Das Kind muß ebenfalls ausgespielt werden!" sagte der jetzige Besitzer, einen Silberrubel aus der Tasche ziehend. „Das Kind gegen hundert Rubel! Der Kopf gewinnt!"

Er warf das Geldstück in die Luft — und gewann.

Der Verlierende ließ sich seine Pfeife bringen und rauchte — — Unter diesem Gleichmuth lag der tiefste Seelenjammer —

Einige Stunden später fand man den Kutscher todt im Stalle bei seinen Pferden. Man hatte vergeblich versucht, ihm die Gesetze des Faro begreiflich zu machen; er hatte sich mit einem rothen wollenen Gürtel, wie ihn die russischen Bäuerinnen tragen, erhängt.

Der Schmerz tödtete auch Agraffina und ihr Kind — Dasselbe Grab deckte sie drei.

Erinnerung an Leopold von Buch.

Von Dr. Schmidt-Weißenfels.

Alexander von Humboldt's großer Rival, Leopold von Buch, der berühmte Geognost, ist vor einigen Jahren, auch achtzigjährig, gestorben. Sein Name wird wie seine schöpferische Thätigkeit lange sein Zeitalter überdauern, denn auch er hat die Geheimnisse der Erde enträthselt und den Schos derselben aufgewühlt, um ihre physische Beschaffenheit zu erforschen.

Leopold von Buch war ein Mann von sonderbaren Eigenthümlichkeiten. Quälte ihn der „Drang des Wissens", so machte er ohne Umstände, wie Seume, seine „Spaziergänge" durch die Welt: bald wanderte er nach Italien, bald nach den Canarischen Inseln, bald durch Deutschland, Frankreich und Rußland, dann wieder bis nach dem Nordcap hinauf. Ein Regenschirm, ein Barometer und ein Bergmannshammer, nicht viel mehr,

Digitized by Google

war ſeine ganze Reiſeausrüſtung; nebenbei hatte er ſo viel Nonchalance in ſeinem Aeußern, daß ein zerriſſener Stiefel, ein abgeſchabter Rock, die gänzliche Vernichtung aller Civiliſation auf ſeinem Körper ſeine philoſophiſche Ruhe in nichts zu ſtören vermochte. Kein Wunder, daß ihn ſein reducirtes Aeußere häufig in die unangenehmſten Verlegenheiten brachte. Die Obrigkeit tarirt den Menſchen nach ſeinem Ausſehen und in ihren Augen macht das Kleid den Mann. Ertappte ein Gensdarm zufällig Herrn von Buch, wie er, mit zerriſſenen Stiefeln und dürftig, ſehr dürftig im Rock, den Hammer gegen das Geſtein an der Landſtraße ſchlug, ſo glaubte er wol irgendeinen koſtbaren Fang zu machen und transportirte den großen Gelehrten als Gefangenen bis in die nächſte Stadt, unbekümmert um deſſen Betheuerungen, er ſei der Herr von Buch, Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs von Preußen! Es koſtete zuweilen Mühe, ihn recognoſciren zu laſſen und den Händen der eifrigen Polizei zu entreißen. Leopold von Buch war voller Sonderlichkeiten. Einmal ſaß er vor einem Wirthshauſe in der Schweiz und ſtrickte Strümpfe.

Nach alledem ſollte man der Meinung ſein, Buch wäre auch in ſeinen Anſchauungen ein ausgemachter Cyniker geweſen und hätte ſich wenig um den Flitter und flirrenden Plunder der Welt gekümmert. Aber dem war keineswegs ſo, wie ſich denn zuweilen gerade im ſogenannten cyniſchen Weſen — die perſönliche Eitelkeit documentirt.

Leopold von Buch gab auf ſeinen Titel als Kammerherr und die Inhaberſchaft des Rothen Adlerordens zweiter Klaſſe faſt mehr als auf ſeine große Gelehrſamkeit, wiewol er als Gelehrter ſein Naturell nie verleugnet hat. Alexander von Humboldt hatte auf einer ſeiner geologiſchen Karten natürlich auch die Forſchungen Buch's mit verzeichnet. Kaum bemerkte dies der andere Kammerherr, als er zornig zu ſeinem edlen Freunde eilte, ihn des Plagiats beſchuldigte und drohte, ſich öffentlich darüber zu beſchweren. Vergebens wies Humboldt darauf hin, daß er auf ſeiner Karte ja die von Buch gemachten Forſchungen als ſolche ausdrücklich bezeichnet habe; der Rival wollte ſich nicht beruhigen, fand dieſe Quellenangabe zu klein gedruckt und konnte nur nach vieler Mühe von ſeinem Vorſatz abgebracht werden, die Sache öffentlich anzuregen.

Grobheit gehörte, ebenſo wie die Ueberzeugung von ſeiner Unfehlbarkeit, zu den Charakterzügen dieſes großen Mannes. Im Jahre 1822 fand in Wien die erſte Naturforſcherverſammlung ſtatt und auch Leopold von Buch beſuchte ſie. Bei der Abreiſe von Wien hatte er gegen Dr. Burdach, der ebenfalls die Verſammlung beſucht, den Wunſch ausgeſprochen, mit in dem von ihm gemietheten Extrapoſtwagen zu fahren. Burdach mochte nicht gut ablehnen, fragte jedoch vorher noch ſeinen Freund, den ſpätern Geh. Obermedicinalrath von Froriep, Goethe's und Schiller's Freund und einen der berühmteſten Aerzte und Naturforſcher, ob ihn, der den Wagen mitgemiethet, die Geſellſchaft Buch's nicht genire? „O nein", erwiderte dieſer, und ſich entſinnend, wie unfreundlich der Gelehrte bei der gegenſeitigen Vorſtellung gegen ihn geweſen, fügte er hinzu: „Buch iſt freilich ein Bär!" So nahm Leopold von Buch denn mit in dem Wagen Platz, den Burdach und Froriep gemiethet hatten. Anfangs ſchweigſam, begann Buch bald ein monotones Brummen. Die beiden Freunde rechneten dies einer Grille des Gelehrten zu und ließen ſich eine Weile dies unangenehme Concert gefallen. Als jedoch Herr von Buch in ſeinem Brummen crescendo fortfuhr, fragte ihn endlich Dr. Burdach beſorgt, was ihm fehle? „Nun", entgegnete Buch gereizt, „da man, wie ich gehört habe, geſagt hat, ich ſei ein Bär, ſo kann doch mein Brummen nicht auffallen."

Noch drolliger war's, wie man ihn einmal im Zimmer eines Gaſthofs ganz allein die furchtbarſten Schimpfreden ausſtoßen hörte und bei der Nachfrage erfuhr, er hätte auf einem Stuhl vor ſich den Grafen von Münſter ſitzend gewähnt und ſeinen Zorn gegen denſelben entladen wollen.

So einfach und proletarierartig Buch auf der Reiſe ſich zeigte, ſo comfortable und elegant war ſeine Wohnung in Berlin eingerichtet. Sie befand ſich hinter dem Gießhauſe und ſchon im Vorzimmer gemahnte den Eintretenden Geologe und Kammerherr. Alles war elegant eingerichtet; Schränke voller Mineralien ſtanden an den Wänden. Das Arbeitscabinet ſelbſt war faſt luxuriös in ſeiner Einrichtung und man ſah in allem, daß Herr von Buch ſogar ein ariſtokratiſcher Mann war wie andere. Er war auch reich. Er machte die großen Reiſen und wiſſenſchaftlichen Forſchungen mit Hammer, Barometer und Regenſchirm bis nach den Canariſchen Inſeln und zum Nordcap auf ſeine Koſten. Er ließ ſeine Werke mit koſtbaren Karten auf eigene Rechnung drucken. Da ſie ſelten in den Buchhandel kamen, ſo wur-

den ſie von ihm an die Bibliotheken, Geſellſchaften, Freunde und Collegen als Geſchenke vertheilt.

Karl Noback, heute einer der geſchätzteſten Nationalökonomen, hatte als junger Mann ſeine eigenen geologiſchen Studien Thüringens in einer Karte niedergelegt und dieſelbe, die erſte ſpecielle von dieſem Gebirgsland, bei einer Gelegenheit Alexander von Humboldt in Weimar gezeigt. Humboldt ſprach ſich ſchmeichelhaft gegen den jungen Mann darüber aus und rieth ihm, die Karte auch Herrn von Buch zu zeigen. Mit einer Empfehlung des berühmten Naturforſchers verſehen, kam Noback zu letzterm.

Buch empfing ihn kurz, vornehm und ſchroff. „Was wünſchen Sie?"

Noback übergab etwas verwirrt ſeine geologiſche Karte und bat den großen Geognoſten, ihm zu ſagen, wie ihm dieſelbe gefalle?

Der Gelehrte prüfte ſie ein paar Minuten lang, ohne einen Ton von ſich zu geben, dann entgegnete er ſchneidend:

„Gar nicht!"

Betroffen nahm der junge Gelehrte dies herbe Urtheil von der Autorität hin und glaubte nun mit einer andern Sache eine beſſere Aufnahme zu finden. Er hatte Herrn von Buch einige ſchöne thüringiſche Mineralien, unter andern auch mehre avicula costata mitgebracht und übergab ihm dieſelben.

Buch ſah den jungen Mann ironiſch an und ſagte abſprechend:

„Avicula costata? Kenne ich gar nicht."

Abermals war Noback betroffen durch dieſe Entgegnung. Doch da er ſeiner Sache ſicher war, ſo ließ er ſich nun nicht mehr durch die Worte Buch's abfertigen, ſondern verſicherte, daß die avicula costata exiſtirten und die von ihm übergebenen dergleichen ſeien — —

Leopold von Buch fühlte ſich durch dieſe Verſicherung faſt verletzt. „Ich werde Sie ad absurdum führen, junger Mann", ſagte er und holte ein mineralogiſches Werk.

Zu ſeinem Erſtaunen fand er darin die avicula costata aufgeführt, die er nicht gekannt hatte.

Der junge Mann war gerächt und Herr von Buch ſchlug nun gegen ihn jenen freundlichen, herzlichen Ton an, den er bei guter Laune zu treffen wußte. Ueberhaupt ſchlug das beſte Herz in der Bruſt dieſes Sonderlings. Er wußte für edle Zwecke in ſeiner Weiſe wohlthätig zu ſein. Wiſſenſchaftliche Unternehmungen und Reiſen unterſtützte er mit bedeutenden Summen. Mancher der neuern Naturforſcher verdankt ihm die Ermöglichung der erſten Reiſe. Unter andern auch Otto Schomburgk, der Bruder des bekanntern Robert Schomburgk. Otto hatte anfangs Theologie ſtudirt, war zu dem Studium der Naturwiſſenſchaften übergegangen, aber wegen Theilnahme an burſchenſchaftlichen Verbindungen auf die Feſtung Magdeburg gekommen. Erſt die Amneſtie bei Friedrich Wilhelm's IV. Thronbeſteigung befreite ihn. Er bearbeitete nun die Werke ſeines Bruders Robert, der durch ſich ſelbſt und nach abenteuerlichen Fahrten einer der bedeutendſten Geographen und Naturforſcher geworden war und namentlich durch Erforſchung von Britiſch-Guiana alle Zweige der Naturkunde bereichert, durch die Entdeckung der Victoris regia den engliſchen Ritterſtand erworben hatte. Im Jahre 1846 gab Otto Schomburgk mit Froriep die Zeitſchrift „Fortſchritte der Geographie und Naturwiſſenſchaft" heraus, bis er nach der Betheiligung an der Revolution von 1848 nach Auſtralien auswanderte. Leopold von Buch gab ihm aus ſeiner Taſche 300 Dukaten Reiſegeld.

Eine kleine Anmerkung zu einer Stelle bei Shakſpeare.

Prinz Heinrich. Ei, wie konnteſt du die Kerle in hellgrünen Röcken erkennen, wenn es ſo dunkel war, daß man die Hand nicht vor Augen ſehen konnte? Komm', gib uns deine Gründe an! Wie erklärſt du das?

Poins. Euere Gründe, Hans, euere Gründe!

Falſtaff. Was? Mit Gewalt? Wäre ich auf der Wippe oder allen Foltern in der Welt, ſo ließe ich mir's nicht mit Gewalt abnöthigen! Mit Gewalt Gründe angeben! Wenn Gründe ſo gemein wären wie Brombeeren, ſo ſollte mir doch keiner mit Gewalt einen Grund abnöthigen! Nein!

So lautet die Stelle („König Heinrich IV.", Thl. I, Aufzug 2, Scene 4) in Schlegel's meiſterhafter Ueberſetzung, aus der ich jedoch einen kleinen Anſtoß zu beſeitigen wünſche. Aufmerkſame Leſer werden dieſen Anſtoß auch ohne Vergleich mit der Urſchrift in Falſtaff's unmotivirtem Ueberſpringen von Gründen auf — Brombeeren finden. Im Engliſchen aber iſt dieſer Uebergang ganz in Falſtaff'ſcher Weiſe durch ein Wortſpiel vermittelt. Die Stelle lautet dort:

If reasons were as plenty as blackberries, I would give no man a reason upon compulsion, I —

wobei man zu beachten hat, daß reason (Grund) ebenſo lautet oder doch jedenfalls zu Shakſpeare's

Zeit lautete (vgl. Walker's „Pronouncing dictionary" s. v. raisin), wie raisin (Weinbeere), sodaß also Falstaff wortspielend sagt:

Wenn Gründe (welches Wort aber zugleich „Weinbeeren" bezeichnet) so gemein wären wie Brombeeren, so würde ich doch gezwungen niemand einen Grund (oder eine Weinbeere) geben.

Das Vorstehende wird den Versuch rechtfertigen, die fragliche Stelle in der deutschen Uebersetzung etwas anders zu wenden, und vielleicht etwa so:

Prinz Heinrich. Nun, was für gute Gründe liegen dir dafür vor?

Poins. Euere Gründe, Hans! Was für gute Gründe liegen dir dafür vor?

Falstaff. — — Mit Gewalt angeben, was für liegende Gründe mir vorliegen? Und wenn liegende Gründe so gemein wären wie Heideland, so sollte mir doch keiner mit Gewalt einen abnöthigen!

Daniel Sanders.

Anregungen.

Die Wahl zur Ehe.

Von Heinrich Denhardt sind „Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schiller's" (Stuttgart, Cotta, 1861) erschienen. Ein erster Band, der bisjetzt erst vorliegt, enthält außer einem vortrefflichen Vorwort Abhandlungen über die „ästhetischen Briefe", den „Spaziergang", die „Glocke" und den „Demetrius".

Obschon es kaum noch möglich ist, über diese Themata wirklich Neues vorzubringen, so können wir doch dem Verfasser das Verdienst nachrühmen, daß er dem großen Genius unsers Dichters einen schöngeschliffenen Gedankenspiegel gegenüberhält, ja aus dem goldenen Faden des Gebotenen ein ganzes Netz geistreicher Betrachtungen webt. In diesem Sinne möchten wir vor allem dem ersten und dem letzten Aufsatze unsere Zustimmung ausdrücken.

Bedenklicher ist es, ein Gedicht wie die „Glocke" zum Gegenstand einer so eingehenden Zergliederung zu wählen. Wenn der gute Geschmack des Verfassers ihn auch davor bewahrt, das „Glühen der Lüfte", wie es einer seiner Vorgänger gethan hat, zum Angelpunkt einer Abhandlung über die Familie der Gase zu machen, so scheint er uns doch nach einer andern Seite der Nemesis des Zuviel-erklären-wollens nicht entgangen zu sein. Wir wollen ihn selbst reden lassen, da die neue Auslegung in der That mit vielem Aufwand von Scharfsinn versucht worden ist und ein Denker auch in seinen Verirrungen noch belehrend wirkt.

Es handelt sich um die bekannte Stelle:

Jetzt Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zu gutem Zeichen.
Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe u. s. w.

Hier hat unser schlichter Verstand Schiller bisher in solchem Sinne aufgefaßt, daß der Mann das Strenge und Starke, das Weib das Zarte und Milde vertraten. Diese Auffassung unterliegt hier einer Berichtigung.

Nachdem zuvörderst durch technische Nachweise dargethan ist, daß beim Glockenguß das Spröde nicht etwa mit dem Kupfer gleichbedeutend zu erachten sei und das Weiche nicht mit dem Zinn; nachdem vielmehr „die Vereinigung des Spröden und des Weichen auf die Erscheinung des zerbrochenen Stücks" und demgemäß „als die rechte Mitte zwischen Sprödigkeit und Weichheit" gedeutet wird, fährt der Verfasser fort: „Es entsteht nun die Frage, ob die übertragene Förderung der «rechten Mischung» sich unmittelbar auf die Einheit, die in der Ehe herzustellen ist, oder auf die besonders gefaßten Persönlichkeiten des Weibes und des Mannes beziehen soll, ob also (hier folgt die übliche Auffassung) oder ob das Strenge und Zarte einerseits und das Starke und Milde andererseits als nothwendige Mischungen des persönlichen Charakters, die eine für das Weib, die andere für den Mann, ausgesprochen sind."

Da der Verfasser hier im weitern Verfolg auf die Glockenmasse einerseits, andererseits aber auf das Wesen der Ehe an sich in eingehendster Weise zurückgreift, so können wir ihn nicht wörtlich wiedergeben. Es genüge, daß er die Eigenschaften von „spröde und weich" sowie von „strenge und zart" für specifisch weibliche erklärt und demnach für den Mann nur noch „das Starke und Milde" erübrigt. „Der rasche Gedankengang", fährt er fort, „ließe sich demnach etwa in folgender Weise auseinandersetzen: Prüft das Gemisch — prüft, wenn ihr das Band der Liebe durch die Ehe befestigen wollt, die zur Wahl reizende Jungfrau! Die weichliche Weichheit genügt nicht, um Vertrauen zu wecken, die Sprödigkeit ist ein Erforderniß der echten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, wie der harmonische Charakter überhaupt eine angemessene Mischung verlangt. Wie die Zartheit den Halt der Strenge, so fordert die männliche Stärke, um nicht auszuarten, ein mildernes Element. Darum ist die gegenseitige Prüfung u. s. w. nothwendig."

Mit aller Achtung vor dem geistvollen Forscherdrang des Verfassers — wir glauben doch, daß Schiller hier von ihm unrichtig verstanden wurde. Welches Mischungsrecept gibt diese Auslegung dem Liebenden in die Hand! Der Jüngling soll nicht

mehr das Gleichgewicht in dem Vereine seiner Eigenschaften mit denen der Geliebten anstreben und ersehnen — nein, vor allem soll er die Wagschale zur Hand nehmen und die allgemeinen und aparten Seiten der Jungfrau gegeneinander abwägen und ebenso soll auch diese klügelnd ermitteln, ob der Zukünftige in sich die rechte Mischung von Glut und Kälte, von Stärke und Milde hätte. Jedes von beiden soll sehen und herausklügeln, ob ihnen ein harmonisch gemischtes Wesen die Heirath anträgt, und wenn das glücklich ermittelt wurde, dann erst soll das Rechenexempel die so gewonnenen zwei Factoren wieder gegeneinander messen! Das hieße wahrlich die Ehe verbieten; denn wo in aller Welt fänden sich so ideal gemischte Paare zusammen? Und das hätte Schiller, das hätte überhaupt ein Dichter gesungen?

Wir sind durchaus nicht der Meinung des Verfassers in Betreff der „Unzulänglichkeiten und Widersprüche", welche er jeder andern Auslegung vorwirft; vielmehr müssen wir seine Ansicht, daß die „gäng und gebe Auslegung den Werth und Genuß der in Rede stehenden Partie des Glockenlieds wesentlich beeinträchtige", auf die von ihm selbst versuchte Deutung anwenden. Ja, eine solche Gattenwahl mit dem Richtmaß der Kritik in der Hand müßte nicht nur die schönste Zeit des Lebens mit einem grämlichen Schematismus umflören, es würde auch die betreffende Partie des Gedichts und mehr als blos diese im strengsten Sinne ungenießbar machen.

Wir werden uns selbst durch die stilistischen Argumente des Verfassers, durch das einmal von Schiller gebrauchte „und" wie durch das kurz vorausgegangene „mit" nicht zu seiner Fahne bekehren lassen. Auch wir hätten „das Strenge mit dem Zarten" sich paaren lassen und doch gleich darauf „Starkes und Mildes" zusammengeführt. Das dreimalige M, welches das Aneinanderrücken von „mit" und „Mildem" zu Tage fördert, beleidigt das Ohr denn doch wol hinreichend, als daß man für die Vermeidung einer solchen Härte nicht noch nach weitab liegenden Gründen suchen sollte. Und wenn wir denn doch in einer solchen Frage des einfachen Gefühls Werth auf Worte und Satzbildungen legen sollten, so würde vor allem das Räthsel zu lösen sein, wie Schiller den schönen und klaren Begriff des Paarens, hier, wo es sich um seine eigentlichste Bedeutung handelt, durch das Misbrauchen dieses Worts verwirrt haben sollte, verwirrt haben, indem er es nicht im wirklichen Sinne der Geschlechtermischung gebrauchte, sondern in demjenigen einer Charaktermischung im einzelnen Individuum. Das „Drum prüfe" ist eine vollkommen berechtigte Nutzanwendung des Vorangegangenen. Denn dieser Rath: Wähle als Jüngling nicht die gleichgeartete, heroisch kräftige, amazonenhafte, sondern weiche Jungfrau! läßt sich immer aus dem Munde eines guten Rathgebers, vor allem eines Dichters hören. Auch das lernten wir, daß eine rein kritische Natur beim Beurtheilen von Dichterwerken nicht ausreicht. Sehr nahe liegende Fälle haben unzählige male bestätigt, daß man nie schlimmer wirkt, als wenn man sich beispielsweise zu Lessing'scher Schärfe berufen glaubt, ohne von seiner schaffenden Kraft ein Theilchen in sich zu haben. Daß diese Nutzanwendung von dem Werke, welches wir besprachen, nur die Veranlassung borgt, ohne unsere eingangs ausgesprochene Zustimmung und hohe Anerkennung in wesentlichen Dingen zu beschränken, mag hier noch ausdrücklich betont werden. Doch wollen wir auch diesen kritischen Geist an die Goethe'schen Worte mahnen: „Seht euch vor! Mikroskope und Fernrohre verwirren den reinen Menschensinn!"

Die altenglische Schaubühne.

Wie jeder Lieblingsplätze besitzt, die er, so oft er sie auch besucht, immer mit neuem Vergnügen sieht und neue Schönheiten an ihnen entdeckt, so finden sich auch in den Literaturen der verschiedenen Völker Werke, Dichter und Epochen, die beständig den Trieb der Forschung in uns reizen und Theilnahme erwecken, sobald sie genannt werden.

Freilich liegt auch hier das Uebermaß nahe. Zu leicht verwechselt der einzelne das Interesse, das er diesen Dingen darbringt, mit dem der Allgemeinheit, und glaubt, daß Studien, die zunächst nur ihm nothwendig erscheinen, eben ein „längstgefühltes Bedürfniß" seien.

Wir fürchten, Fr. Bodenstedt ist mit dem dritten Theil seiner umfassenden Arbeit „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke" (Berlin, Decker, 1860) in diesen Irrthum verfallen. Unleugbar stellt sich das Verdienst des Ganzen heraus und wir haben wiederholt in diesen Blättern die ungerechten, wenn auch nicht unbegreiflichen Angriffe zurückgewiesen, die sein Unternehmen von Hebbel erfuhr; es gibt keine irrigere Ansicht von dem Genius Shakspeare's als die, welche ihn aus dem Boden plötzlich, vom Haupt zur Sohle gewaffnet, hervorspringen läßt. Auch der oberflächlichsten Betrachtung des altenglischen Dramas leuchtet ein, daß Shakspeare auf den Schultern seiner Vorgänger steht, denen er nicht nur die Stoffe, sondern auch einzelne Verse und Scenen entlehnte — selbstverständlich rechnet die Nachwelt ihm dies nicht zum Vergehen an, während er den Zeitgenossen und Mitstrebenden, Robert Greene z. B., sehr wohl als „ein Krähenemporkömmling, der sich mit unsern Federn schmückt" erschien. Nach dieser Seite hin zeigt gerade auch der dritte Band Bodenstedt's, wie viel Shakspeare Marlowe entnahm, daß die erste Skizze Shylock's in dessen „Juden von Malta" sich vorfindet, ja wer beide Schauspiele „Der Jude von Malta" und „Der Kaufmann von Venedig" eingehender betrachtet, wird sich der Vermuthung nicht entziehen, daß Abigail im ersten das Vorbild Jessica's im zweiten ist.

Im allgemeinen aber fällt doch die Dürftigkeit

dieſes dritten Theils auf. Robert Greene und Chriſtoph Marlowe ſind bekannte Namen. Diejenigen ihrer Dramen, welche allein zur Fortentwickelung des engliſchen Theaters beigetragen, ſind vielfach überſetzt, von Tieck, von Bülow und Böttger; daß Bodenſtedt noch einmal den „Fauſt" Marlowe's umarbeitete, iſt eine „Ilias" nach Homer, die treffliche Uebertragung Böttger's hat jeder Literaturfreund geleſen. Statt der Auszüge aus all dieſen längſtbeſprochenen Stücken, die ja doch „weder Fleiſch noch Fiſch" ſind, wäre eine vollſtändige Wiedergabe von Marlowe's „Tamerlan" erwünſchter geweſen, mit dem zuerſt der fünffüßige reimloſe Jambus herrſchend auf der Bühne wurde.

Selbſt von dem Leben dieſer Dichter läßt ſich bei dem faſt vollſtändigen Mangel der Quellen nichts ſagen, das nicht längſt in aller Munde wäre: Robert Greene wie Marlowe ſind jung geſtorben, nach einem wilden und wüſten Zigeunerleben, von der „guten Geſellſchaft" ausgeſtoßen, heut in Lumpen, morgen in prächtigen Gewändern, dieſen Tag mit dem erworbenen Gelde ſo verſchwenderiſch umgehend, als beſäßen ſie ſchon das Goldland, das zu entdecken ſich damals Walter Raleigh rüſtete, und am andern Tage ihr Nachtquartier in Dachkammern oder noch ſchlimmer in den Ruinen irgendeines verfallenen Palaſtes aufſchlagend; eine ähnliche Erſcheinung findet ſich noch einmal in der engliſchen Literatur; in den Jahren 1720—50 „bezeichnete das Wort Dichter", erzählt Macaulay, „ein Geſchöpf, gekleidet wie eine Vogelſcheuche, mit Wucherern und Bierhäuſern bekannt und in jeder Beziehung fähig zu entſcheiden, ob die gemeine Seite des Gefängniſſes der King's-Bench oder das Lumpenviertel des Fleet-Gefängniſſes den Vorzug verdiene"; Richard Savage hat ſo gelebt und iſt ſo geſtorben.

Von der erſten Gruppe der „verkommenen Talente" verdiente Chriſtoph Marlowe ein beſſeres Los. In ihm lodert der Funke des Genius. Seine vier vorzüglichſten Dramen: „Tamerlan", „Fauſt", „König Eduard II.", „Der Jude von Malta", halten mit den ſchwächern Shakſpeare's faſt gleichen Schritt, übertreffen ſie ſogar an Klarheit und Gedrungenheit der Sprache; „Eduard II." hat Shakſpeare zu „Richard II." benutzt, das Weſen, die Behandlung der Chronik in dramatiſcher Form zeigt ſich hier ganz ſo wie in „Heinrich V.", „Heinrich VI.": Marlowe fehlt nur eins, Humor; ſeine „Rüpelſcenen" ſtehen auf dem Standpunkt der Bajazzoſpäße in einer Bretterbude.

Ueber all dieſe Dinge hätte Bodenſtedt kürzer, gedrängter berichten können. Seit Tieck, Ulrici, Gervinus ſind ſie jedem bekannt, der auch nur eine geringere Theilnahme der Literatur entgegenbringt. Unter den Zeitgenoſſen Shakſpeare's wäre vor allem Ben Jonſon und Fletcher ein größerer Raum, eine eingehendere Betrachtung zu gönnen, vor ihnen iſt in Deutſchland nicht viel mehr als der Name genannt.

Wir ſchließen hieran ein Werk Th. Fontane's „Aus England, Studien und Briefe über londoner Theater, Kunſt und Preſſe" (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1860), das ſich ausführlich mit den Darſtellungen Shakſpeare's auf der Bühne von Sadlers-Wells beſchäftigt.

So eingenommen Fontane von dieſen Aufführungen iſt, auch durch ſeinen Bericht ergibt es ſich unwiderleglich, daß Shakſpeare weſentlich nur als Grundſtoff benutzt wird, darum und daran prächtige Aufzüge, Panoramen, Decorationen und Ballete zu hängen. Was den engliſchen Schauſpielern von Shakſpeare's Geiſt geblieben, hat man in Berlin 1859 mit „Staunen und Erſchrecken" geſehen: einen Prinzen Heinrich von dem Clown, den Narren König Lear's von einem blutjungen Mädchen geſpielt, Hamlet mit einer Titusperrüke und einem Stern, groß wie ein braſiliſcher Orden, auf der Bruſt. Die Behauptung Fontane's von der „ununterbrochenen Tradition" der engliſchen Schauſpieler mit Shakſpeare iſt nicht ſtichhaltig. Von 1640—60 gab es in England kein Theater; auf wie viel Edelhöfen glaubt denn Fontane, daß in den Tagen von Marſtonmoor und Naſeby, als Karl I. enthauptet, Montroſe gehängt ward, Komödie geſpielt wurde? Und vollends der antipuritaniſche Shakſpeare dazu! Sind nicht die Shakſpeare'ſchen Frauen urſprünglich von Jünglingen dargeſtellt worden — und es ſoll keinen bis in die feinſten Lebensfaſern des Dramas dringenden Unterſchied machen, ob Miß Siddons oder ein Mann von zwanzig Jahren Lady Macbeth ſpielt? Die „Tradition" der engliſchen Schauſpieler reicht nicht einmal zu Garrick hinauf. Die junge engliſche Bühne war ſeit Jahren dem franzöſiſchen Geſchmack anheimgefallen. Und was Garrick aus Shakſpeare gemacht, darüber brauchte Fontane nur des Künſtlers Geſtändniſſe an ſeine pariſer Freunde, an Diderot z. B., nachzuſehen, nicht nur die deutſchen, auch die engliſchen Schauſpieler „ſchnitten ſich ihren Othello und Richard III. zu". Wer Phelps' Hamlet geſehen, muß zu Emil Devrient's und Dawiſon's Darſtellung als zu unerreichten Muſtern aufblicken — ganz ſo, wie man leichter athmet, wenn man aus einem Saal voll „altdeutſcher Bilder" tretend einem Gemälde von Rubens begegnet. In ihren Aeußerlichkeiten beſitzt die engliſche Einrichtung Shakſpeare's viel Blendendes, hier und dort Nachahmungswerthes, dem Genius des Dichters wird man aber darum noch nicht gerecht, ob man Macbeth's Schloß in der Decoration im normänniſchen oder im Stil der Tudors aufbaut.

Zum Pangermanismus.

Es iſt kein Wunder, daß ſich allerorten die Nationalitätsfrage geltend macht. Haben wir es doch ſeit Jahr und Tag zum Gegenſtand der eifrigſten Studien gemacht, die Völker in ihren Eigenthümlichkeiten zu erforſchen.

Die Entwickelungsgänge der Völker ſind man-

Digitized by Google

nichfach. Manche ſcheinen auffallend raſch vorzudringen und eher als alle andern ſich einem Endziele zu nähern; wir überſehen oft dabei, daß ſie ganze Stufen der natürlichen Entwickelung überſprungen haben und daß ſie für immer einige ſchwache und unentwickelte Seiten behalten werden. Andere gehen bei aller Fülle der ihnen innewohnenden Fähigkeiten nur langſam vorwärts; aber jeden Schritt, den ſie thun, kämpfen und ringen ſie den Verhältniſſen ab; ſie gehen langſam, aber um ſo ſicherer. Es iſt ihnen nicht blos darum zu thun, raſtlos, mit fieberhafter Ungeduld, gleichgültig gegen alles Vergangene weiter zu dringen; auf jeder gewonnenen Stufe blicken ſie zurück, um ſich einen Ueberblick über das Ganze zu verſchaffen und nur im vollen Bewußtſein des bereits Errungenen weiter zu dringen.

Die deutſche Bildung hat dieſen letztern gewiſſenhaften, ſyſtematiſchen Weg eingeſchlagen. Sie iſt nicht zurückgeblieben hinter der geiſtigen Höhe anderer Völker. Die Franzoſen und Engländer waren uns im 17. und 18. Jahrhundert, wo Zopf und Allongenperrüke bei uns mächtig herrſchte, geiſtig um funfzig Jahre zuvor. Aber dennoch möchten wir wol ſchwerlich aufgeben, was wir dann allmählich doch errungen haben.

Viel unſerer Entwickelung Verwandtes beſitzt die Entwickelung des geiſtigen Lebens in den Niederlanden. Auch die Vlämingen haben ihre geiſtigen Eigenthümlichkeiten mit zäher Lebenskraft feſtgehalten, wenn ſie auch durch die Ungunſt der Verhältniſſe mehr zurückgehalten und zu langſamerer Entwickelung genöthigt ſind als wir. Es liegt in dem geiſtigen Leben der Vlämingen eine Kraft und Lebensfähigkeit, die nothwendig mit der Zeit durchdringen und ſich volle Geltung verſchaffen werden.

Die Beſtrebungen der Vlämingen ſind uns bisher mehr oder weniger fremd geweſen; nur wenige Namen ihrer Literatur drangen nach Deutſchland und nur die zum großen Theil achtbaren Erzählungen von Hendrick Conſcience, der nur leider jetzt zu ſehr der kirchlichen Reaction dient, haben ſich in deutſcher Uebertragung bei uns heimiſch und beliebt gemacht. Zum Theil tragen die Vlämingen ſelbſt die Schuld daran, denn ihrer eigenen Literatur fehlte ein Mittelpunkt, ein Werk, welches ſie in ihrer Geſammtheit umfaßte.

Ida von Düringsfeld tritt in ihrem Werke: „Von der Schelde bis zur Maas. Das geiſtige Leben der Vlämingen" (3 Bde., Leipzig, Lehmann, 1860), zum erſten male in ſo ausgedehnter Weiſe mit ihren vlämiſchen Studien uns entgegen. Es iſt keine eigentliche Literaturgeſchichte der Vlämingen, die ſie gibt, obſchon es den größten Theil des Stoffs derſelben in ſich enthält — es iſt, was eben auf dem Titel ſchon ausgedrückt, ein Bild des geiſtigen Lebens dieſes uns in vielfacher Beziehung verwandten Volksſtammes.

Wenn dies Werk der geiſtvollen Frau auch auf keine erſchöpfende Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann, ſo wird ſein Verdienſt dadurch nicht geſchmälert, es iſt der erſte ausgedehntere Schritt zu einer vlämiſchen Literaturgeſchichte; es genügt auf der andern Seite dem Streben, uns das geiſtige Leben der Vlämingen näher zu bringen und einen Ueberblick über daſſelbe zu erleichtern. Vor allem bleibt der Fleiß der ſinnigen Verfaſſerin, den ſie dieſem Werke zugewandt, im vollſten Maße anzuerkennen.

Sie gibt zahlreiche Biographieen, Bibliographie und Proben der vlämiſchen Literatur, aus denen uns ein friſcher und geſunder Hauch entgegenweht. Die Vlämingen ſind noch im fortwährenden Kampfe um ihre Sprache; das Ringen und Drängen nach allgemeinerer Geltung bedingt nothwendig dieſe natürliche Kraft und Geſundheit der Anſchauungen. Wir finden in ihrer Literatur noch nicht jene breite, ſich gehenlaſſende Biaſirtheit, jenes Ueberwuchern der Bildung, das in ausſchweifenden Extremen ſeine Befriedigung ſucht. Dies alles hat Ida von Düringsfeld durch ihr Werk zum erſten mal ausführlich und geſchmackvoll zur Geltung gebracht.

Neue Gedichte.

III.

Friſch und munter ſind die „Gedichte" von Ludwig Bauer (Berlin, Riegel, 1860); einzelnes iſt ſogar trefflich und ſchwungvoll; aber eine noch ſtrengere Sichtung, ein Ausmerzen Heine'ſcher Anklänge würde den Werth der Sammlung doch geſteigert haben.

Die Lorbern, die „Otto der Schütz" gewonnen, ſcheinen die jungen Dichter des Rheinlandes nicht ſchlafen zu laſſen; Otto Vaeano hat in „Fürſt und Bürger" (Berlin, Riegel, 1860) zwei geſchichtliche Vorgänge: die Verheirathung eines Fürſten von Simmern mit einem Fräulein von Wied und die Befreiung Weſels von der ſpaniſchen Beſatzung im Dreißigjährigen Krieg in hübſchen, anſprechenden Verſen geſchildert. Die Zeichnung iſt wenn auch nicht originell, doch klar, die Farbe friſch und ohne falſchen Glanz.

„Neue Weiſen" von Julius von Soeſt (Elberfeld, Bädeker'ſche Buchhandlung, 1860) beſingen nur alte Stoffe: Religion, Liebe, einige bekannte Thatſachen aus der preußiſchen Geſchichte, Leuthen, Kunersdorf. In ihnen allen ſpricht ſich eine große Gewandtheit in der Behandlung des Verſes, ein edler, dem Höchſten nachſtrebender Sinn aus. Originalität und ein fortreißender poetiſcher Schwung fehlen.

Spruch.

Wie träumſt du dich ſo groß! Glaubſt wunder, wer du biſt!
Du füllſt die Lücke aus, die eben offen iſt!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die polnische Frage. Zwei Ansichten. — Briefwechsel.

Die polnische Frage.

Zwei Ansichten.

I.

Seit den Vorgängen in Warschau, seit des Prinzen Napoleon so rückhaltloser Rede bringt jeder Tag neue Kunde von Bestrebungen und Versuchen, sei es in der Emigration oder im eigenen Lande, die polnische Nationalität wieder zu erwecken und sie aufs neue staatlich herzustellen.

Bald sind es Adressen an den russischen Kaiser, bald an den Statthalter des Königreichs, bald Anträge im preußischen Abgeordnetenhause, Aufwallungen, die sich zweifelsohne im Laufe dieses Jahres immer höher steigern werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat dem Staroſten seine hörigen Mannen entzogen, denen er sonst befehlen konnte, zu Roß zu steigen oder die Sense als Spieß aufzustecken. Aber auch ohne eine förmliche Revolutionserhebung wird es an progressiver Verstärkung der bisherigen Demonstrationen nicht fehlen.

Wir haben die Absicht, über diese Bewegung eine Meinung auszusprechen, lassen aber die Zusendung eines unserer geehrten Mitarbeiter vorausgehen, der uns nicht zürnen möge, wenn wir ihn einen freisinnigen Doctrinär nennen.

Unser Correspondent schreibt uns:

Den bessern Eigenschaften der Polen, ihrem Reitermuth, ihrer hingebenden Vaterlandsliebe, ihrer Beredsamkeit, die freilich wie die der Franzosen und Italiener hart an das Melodramatische streift, läßt man gern Gerechtigkeit widerfahren. Nur sind diese Vorzüge nicht im Stande, einen modernen Staat zu bilden.

Polen und Magyaren sind aristokratische Völker. Heut wie vor tausend Jahren hat nur der Adlige bei ihnen Geltung, man muß nur nicht vergessen, daß ein Drittel des Landproletariats der Geburt nach zu der bevorzugten Klasse gehört.

Ein Blick auf die neueste Entwickelung Ungarns genügt. Die Freiheit besteht dort in zwei Dingen: Keine Steuern zahlen und die Tortur und Prügel für die Deutschen, die Slawen, die Juden. Die Comitatsversammlungen mit ihren glänzenden Reden, ihrem Zurückkommen auf Gesetze, von denen drei Viertel der Anwesenden kein Verständniß haben, gleichen genau dem polnischen Reichstag. Hätte die österreichische Regierung die nöthige Geduld und vor allem Existenzmittel, so könnte sie diese Entwickelung ruhig mit ansehen; in sechs Monaten hätten die Ungarn alle Stämme, die mit ihnen zusammen unter der Krone des heiligen Stephan leben, so aufgeregt, daß sie, um sich vor deren gerechter Wuth zu schützen, härtere Bedingungen des Kaisers annehmen würden als die Beschickung eines allgemeinen Reichstags.

Die Stimmführer und Freunde der unterdrückten Nationalitäten berechnen eins nicht, das Zahlenverhältniß. Vier Millionen Magyaren, aber zwischen ihnen wohnen mehr als zwölf Millionen Slawen und Deutsche — wenn es einmal zum Rassenkampf käme, wo würden die Magyaren bleiben? Italien ist kein Beispiel dagegen, denn Italien enthält keine fremden Elemente; doch in Irland gibt es nie einen siegreichen Aufstand, selbst mit spanischer und französischer Hülfe nicht; die englischen Ansiedler haben sich immer in ihren Burgen behauptet.

Noch ungleich schwieriger, verwickelter und unlöslicher ist die polnische Frage. Die erste Theilung war ein Act der Revolution, unrechtmäßig ohne Zweifel, aber nothwendig. Seit der Thronbesteigung des Stanilaus Poniatowski wüthete ein Guerrillakrieg der verschiedenen Adelsparteien an allen Grenzen wie im Innern des Landes. Weder ein Heer noch Finanzen hatte der Staat, widerrechtlich hatte man die Dissidenten ihrer verbrieften Rechte beraubt. Die polnische «Republik» war das Gelächter und der Spott Europas geworden; ohne Widerstand hatte sie sich 1704 Karl XII. von Schweden, 1734 den Forderungen der Russen und Oesterreicher unterworfen. Es ist offenbar, daß wenn die Polen bei dem ersten Versuch der Theilung auch nur eine Schlacht geliefert, sie gerettet worden wären. Die Türken lagen damals mit den Russen in einem heftigen Kriege, Pugatschew und die Kosacken waren im Aufstand; wie ungern, schwankend und zaudernd Maria Theresia in die Theilung gewilligt, mußte die polnische Regierung wissen: Friedrich der Große ist ein undurchdringlicher Politiker, aber sicher bleibt doch, daß auch er Rußlands Wachsen mit scheelem Auge ansah. Verloren also war ein Staat, der damals vielleicht 14—16 Millionen Einwohner zählen mochte. Warum? Weil er sich selbst aufgab.

Indeß, das Schicksal wollte den Untergang Polens. Dreimal ward es getheilt, es unterlag im Kriege 1831. Ehre all denen, die trotzdem den weißen Adler hochhielten und hochhalten, wer dürfte ihnen sein Mitleid, seine Bewunderung versagen? Was aber erwarten sie von der Zukunft? Napoleon I. ist ein großer Freund der polnischen Nation gewesen, er hat mehrmals an ihre Wiederherstellung gedacht, auch besaß unter ihm Sachsen

wenigſtens einen Theil des Landes als Herzogthum Warſchau. Auf der Höhe ſeiner Macht, 1811, 1812, im Zug gegen Rußland, hat ihn der polniſche Adel mit Bittſchriften beſtürmt, Polen ganz wieder aufleben zu laſſen, man kann ſie in Thiers' Geſchichtswerk nachleſen. Der Kaiſer, ſo ſehr er die Begeiſterung der Polen brauchte, ging nicht darauf ein. Eine einfache Betrachtung hielt ihn zurück: Polens Wiederherſtellung hieß damals Oeſterreich Galizien rauben und Preußen Danzig nehmen. Das erſte hätte unmittelbar Oeſterreich zum Verbündeten Rußlands gemacht, in Danzig aber lag eine franzöſiſche Garniſon. Die Macht der Dinge war größer als die des Genius.

Seitdem hat ſich aber die Lage Polens vom Standpunkt der Nationalität aus mit jedem Tage abgeſchwächt. Auch nicht das kleinſte Polenhäuflein gibt es mehr am Strande der Oſtſee. Danzig, Elbing, Riga, Reval ſind deutſche Städte. Der Zugang zum Meer, ihnen nothwendig, wie ſie ſagen, für ihren Holz- und Getreidehandel, iſt ihnen auf immer geſchloſſen. In Poſen weichen ſie Schritt vor Schritt der vordringenden germaniſchen Cultur. Den Führern, die ſich gern in Extremen bewegen, kann es doch nicht verborgen ſein, daß in einer letzten Schlacht, bis zum Meſſer, die deutſche Bevölkerung Oſt- und Weſtpreußens und Poſens auch ohne Hülfe der Regierung in einem furchtbaren Blutbad ſiegen würde. Zahlen beweiſen: Die Einwohnerſchaft Poſens, Oſt- und Weſtpreußen, ſchwankt zwiſchen fünf bis ſechs Millionen, das ganze Königreich Preußen aber umfaßt nur wenig über zwei Millionen Slawen.

Auf der Oſtgrenze des ehemaligen Polens ſteht es nicht beſſer, auch hier dringt das Ruſſenthum vor, herrſcht die griechiſche Kirche. Wenn nun, in der Erkenntniß dieſes unabwendlichen Geſchicks, die Polen ſich entſagend faßten und das allein anſtrebten, was die Sieger bewilligen können: die freie Bewegung ihrer Sprache, eine freie Gemeindeverfaſſung, in Polen die Achtung und Herrſchaft ihrer alten, katholiſchen Landeskirche, ſo würden ſie nicht nur die Zuſtimmung aller haben, ſondern auch ihre Wünſche ſich erfüllen ſehen. Darüber hinaus reizen ſie zwei Völker gegen ſich, Germanen und Ruſſen; ſie ſollten doch gelernt und noch nicht vergeſſen haben, welch ſchreckliches vae victis! beide zu rufen wiſſen. Ein polniſcher Staat würde wie vor hundert Jahren das Spielwerk Rußlands, Preußens und Oeſterreichs ſein. Wie in ſeinen Sitten und Formen von franzöſiſchen Anſchauungen, würde er in ſeinen Culturverhältniſſen von den Germanen abhängen. Die Polen haben keine Fabriken, keine Manufacturen, keine Land-, keine Waſſerſtraßen; in ihrem untern, allein wichtigen Lauf gehört die Weichſel den Deutſchen, nicht ſeit geſtern, ſeit 1230. Immer iſt es bitter, wenn man das Ideal des Herzens mit der realen Wirklichkeit vergleichen muß. Und wie ſoll dieſer neue Staat entſtehen? Werden die Polen offen ſein und ſagen: durch franzöſiſche Hülfe? Hier verkennen ſie, daß Frankreich ſie ſtets nur benutzen, nie ſich für ſie opfern wird. Solange der Orient noch zu theilen iſt, werden Rußland und Frankreich ſich nicht überwerfen. In Konſtantinopel findet Rußland ſeines Ehrgeizes Ziel, an der ſyriſchen und ägyptiſchen Küſte, im Mittelmeer allein kann ſich eine franzöſiſche Kriegs- und Handelsmarine, der engliſchen gleich, heranbilden; der Atlantiſche Ocean iſt ihr verſchloſſen, niemals würden England und die Amerikaner dulden, daß andere Flaggen als die ihren auf dieſem Waſſer herrſchten.

Noch haben die Polen ſich in einer ihrem Charakter ſeltenen Mäßigung gezeigt. Die Aufwallungen ihrer Redner in der preußiſchen Kammer wecken, zum Glück für ſie ſelbſt, noch nicht das Echo der Maſſen. Ob ihnen nicht auch die unerwartete ruſſiſche Nachgiebigkeit ſeltſam und mehr als bedenklich erſcheint? Freilich ſind die Schöpfungen dieſer Zeit wunderbar, aber die wunderbarſte wäre doch ein polniſches Reich, das im nächſten Augenblicke ſchon als Seifenblaſe zerplatzen würde. Im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt, in jenen geiſtigen, allein dauernden Eroberungen, nach denen die Nachwelt den Werth eines Volks beſtimmt, gleichviel ob es ſiegend oder beſiegt, nehmen die Polen keine hervorragende Stelle ein; ſie haben nichts geſchaffen, was den Tempeln der Griechen, den Bildern Rafael's, Goethe's Dichtungen oder den Werken Luther's an die Seite zu ſetzen wäre; aber wir wünſchen und glauben, daß auch nicht das kleinſte Samenkorn geiſtiger Cultur untergeht und daß die Sprache Mickiewicz's nie verſtummen kann. In dieſem Sinne ſagen auch wir: Noch iſt Polen nicht verloren! Weder für die Zukunft, noch in der Erinnerung derer, welche die Freiheit und das Unglück ehren. Aber im politiſchen Sinne wird es bei Kosciuſzko's Ausruf: Finis Poloniae! bleiben.

II.

Vom Standpunkte der „Realpolitik", d. h. einer Politik, die auf gegebene Intereſſen und augenblickliche Nothwendigkeiten fußt, dürfte vollkommen entſchuldigt ſein, wenn etwa der gegenwärtigen polniſchen Regung ſo begegnet würde wie im preußiſchen Abgeordnetenhauſe der „polniſchen Fraction". Spricht dieſe, ſo lacht man, läßt ihre Rede nicht zu Ende kommen und verweiſt ſie auf die mit dem preußiſchen Adler gezeichneten Kanonen.

Schon lange iſt dies Schauſpiel unerquicklich und nach und nach ſcheint man in Berlin ſelbſt dieſen Eindruck des Verhöhnens, des Niederziſchens u. ſ. w. als einen unwürdigen zu fühlen, wenigſtens auf ſeiten der demokratiſchen Partei. Letztere iſt in der Bildung eines Urtheils über die Polenfrage noch in einem Uebergang begriffen. Sie will nicht recht heran, für Polen zu fühlen wie für Italien und Ungarn; ſie hat ſich zu dem Ende die warſchauer Bewegung als eine angeſtiftete erklärt; die Sympathie, die ihr für Volksdemonſtrationen unabweislich iſt, hat ſie ſich durch die Annahme von allerlei geheimen Anſtiftungen ausreden wollen.

Die überraschendste Entdeckung der sonst so scharfblickenden „Volks-Zeitung" war in der That, daß die Grochow-Demonstration von den Agenten Oesterreichs veranlaßt wäre. Die Politik der Jesuiten ist allerdings keine andere als die, Freiheitsbewegungen durch ihre Consequenzen den Völkern selbst, respective ihren Führern, zum Verdruß zu machen, in diesem Falle Preußen in Harnisch zu bringen und es endlich zur entschlossenen — Bundesgenossenschaft mit Oesterreich zu treiben. Indessen hat man österreichischerseits, und zwar aus dem Schose der liberalen Parteien selbst, eine durchaus unverstellte Heiterkeit zu erkennen gegeben über eine „auf solche Feinheit österreichischer Agenten" begründete Combination. Die „Volks-Zeitung" hat ihre Vermuthung fahren lassen, vielleicht — etwas rascher, als auf jenes Motiv hin hätte zu geschehen brauchen. Die Böhmen leisten z. B. in Oesterreichs Polizei und Staatsmechanismus ganz Außergewöhnliches; Jesuiten gibt es in der kurzen Robe genug und der Panslawismus hat in Prag weit mehr seinen Herd als in Petersburg. Indessen die „Volks-Zeitung" hat die Annahme einer österreichischen Finte aufgegeben und macht zum eigentlich polnischen Schwärmer und Marquis Posa jetzt nur noch Rußland. Die Polenfrage wäre eine kaiserlich russische. Das Cabinet von Petersburg hätte diese Bewegung anbefohlen und auch die polnische Fraction des berliner Abgeordnetenhauses handelte nur nach den Instructionen von der Newa — —

Im Grunde ist diese ganze Anschauung keine andere als die, welche auch vor zwei Jahren im Aufstand der Italiener nichts als die geheime Aufwiegelung der Franzosen sah. Wie Ludwig Napoleon diese Bewegung in Italien „machte", so „macht" er sie jetzt auch in Polen und bedient sich dazu des Zaren von Rußland, dem ein unter russischer Autorität, etwa unter einem Großfürsten, wie weiland Konstantin, autonomisch sich bildendes Königreich Polen keinen besondern Schrecken einflößen würde. Eine solche Schöpfung müßte ja sowol dem benachbarten Preußen wie Oesterreich große Verlegenheiten bereiten; Posen und Galizien würden nicht ruhen, bis sie nicht mit ihren Stammgenossen vereinigt wären. Die Sympathieen des gegenwärtigen Rußland wären für Preußen schon lange nicht mehr die der heiligen Allianz u. s. w.

Gesetzt nun auch, alle diese Annahmen wären richtige, was wäre damit gewonnen? Für die demokratische Partei doch wol am wenigsten etwas. Ob den Polen ihre Wiederherstellung geschenkt wird oder ob sie dieselbe sich selbst erobern müssen, bleibt im Grunde sich gleich. Unserm Jahrhundert würde es zur Ehre gereichen, wenn überall die bessere Ueberzeugung den Sieg über rohe Gewalt schon vor dem Kampfe davontrüge; warum sprachen wir denn vom „Verkauf Venetiens"? Wenn die Russen, wie leicht möglich, bis zu einem gewissen Grade der Wiederherstellung Polens günstig sind, so mag es sein, weil sie zu sehr die Mislichkeit eingesehen haben, eine Stadt wie Warschau zu russificiren. Auch besitzt Rußland eine dichte, nicht gemischte polnische Bevölkerung von mehr als fünf Millionen. Die Stammverwandtschaft scheint außerdem manche Annäherung gefördert zu haben. Wenn Rußland die ihm gebührende europäische Türkei erhielte, würde es in der That sein Königreich Polen entbehren können. Es würde die volle Wiederherstellung einer Nation, die uns den Gefallen nicht thun will, zu sterben und nicht mehr unser Gewissen zu belästigen, nicht zu fürchten brauchen.

Was man anführt, um die Unmöglichkeit der Wiederherstellung Polens zu beweisen, scheint uns nicht stichhaltig. Man hat sich nur langsam daran gewöhnt, auch die Italiener für eine Menschenklasse zu halten, der ein eisernes Joch und eine richtige Ladung Kartätschen besser thäte als Freiheit und Unabhängigkeit. Aber die Gewöhnung an ein freies Italien ist allmählich gekommen. Ist es unmöglich, daß sie auch noch für Polen kommt? Nach Privaturtheilen, die wir uns über die Völker bilden, dürfen wir ihre politische Lage nicht messen. Wäre die Verachtung, in der bei uns bisher der Italiener stand, für einen Denker maßgebend gewesen, so würden wir Deutsche, nach dem Urtheil anderer Nationen, die erbärmlichste politische Lage verdienen; denn gerade wir erscheinen wol so ziemlich allen Nationen lächerlich. Der Russe verspottet unser Gefühl, der Franzose unsere Plumpheit, der Engländer unsere Servilität, selbst unsere Brüder, die Schweizer, geben wenig auf uns. Dennoch werden wir uns selbst nicht aufgeben wollen.

Der Pole hat, sagt man, keinen Bürgerstand, keine Industrie, keine Städte, sein Adel wäre verwahrlost, äffe nur dem Franzosen nach u. s. w. Das sind die mehr oder weniger begründeten Privaturtheile der Deutschen über die Polen, die nicht alle von andern Nationen, am wenigsten von den Polen selbst getheilt werden. Greift euch an euere eigene Nase! kann jedes christliche, mit einer eigenen Sprache begabte Volk zum andern sagen. Ob die Polen keine Bürgschaften bieten, einen Staat zu bilden, das ist ihre Sache; der Nachbar wird sich nur vor polnischer Anarchie zu hüten und zu schützen haben. Die Sachen stehen auch nicht mehr so schlimm in Polen wie damals, als man aus solchen Gründen es theilen zu müssen vorgab. Die Polen werden ihre Nationalität in einer Menge Unarten beibehalten haben, das ist gewiß; im allgemeinen aber sind auch sie seit hundert Jahren nicht ohne Fortschritt geblieben. Eine ernste Prüfung, wie für die Italiener, so auch für die Polen, bot das Exil. Um ihren Protest gegen Rußland irgendwie mit erlaubter Berechtigung aussprechen zu dürfen, haben sich die Polen mit Innigkeit an ihr katholisches Glaubensbekenntniß gehalten; mag man von Roms Hierarchie denken was man will und muß, diejenige katholische Lehre, daß die Kirche dem Menschen gegen die Unbill der Welt ein Asyl eröffne und ein nachhaltiger Freund bleibe, wenn ihn auch alles verläßt, hat sich in

Digitized by Google

Polen vollkommen bewährt und dem frivolen Sinn, den Eingebungen eines leichten Blutes immer gesteuert. Die Polen haben eine Literatur, die bereits anfängt, europäisches Aufsehen zu machen. Warum sollten sie nicht im Stande sein, ihre Ankläger zu beschämen und ein Staatsleben zu begründen, in welchem der Begriff vom „polnischen Reichstag" ein ebenso verklungenes Märchen wäre wie in Deutschland unser heilig römisch-deutscher „Zopf" oder das „Reichskammergericht"?

Der wahre Grund, der uns bei den Parolen: Italien, Ungarn, Polen! sogleich auf die Wälle und an die Kanonen treibt, ist kein anderer als das tiefste Gefühl unserer Schwäche. Unsere Furcht macht aus uns Tyrannen — die Furcht vor dem Schwinden unserer germanischen Bedeutung. Eine Lücke gähnt uns, wenn wir Königreiche wie Italien, Ungarn, Polen sich rund um uns erheben sehen, mit kalter, schmerzlicher Vereinsamung, ja mit tiefster Verlassenheit und Wehmuth an. Schon durch die Vorstellung allein, in die Mitte genommen zu werden von mutherfüllten, lebensfrischen Völkern, erbeben wir, erbeben vor dem Gedanken, Söhne der Gothen und auf Null reducirt zu sein. Lieber möchten wir dann rechts und links wie eine in die Reisfelder brechende wilde Elefantenhorde alles zerstampfen, was uns im Wege steht, als unsere letzte Stunde schlagen hören.

Dies Gefühl ist gewiß edel und wenigstens wir theilen es aus unserm innersten Herzen ganz und gar. Aber die Hülfe, um jene uns plötzlich anwehende Lücke auszufüllen, kann nur an einer andern Stelle liegen. Machen wir ein Ende, eine Nation zu sein, auf welche neulich Prinz Napoleon in seiner bekannten Rede fast schon in einem so verächtlichen Tone anspielte, wie etwa sein Onkel vor der Schlacht bei Jena, als er die schlechten Stellungen des alten Möllendorf sah, die Worte sprach: „Ces perruques là se tromperont furieusement!"

In diesem Augenblick gibt es für Deutschland, den Polen gegenüber, nur zwei Fragen: eine brennende augenblickliche und eine allgemeine zukünftige.

Die brennende mag die von den Lunten der Kanonen auf den Festungswällen von Posen beantwortete sein. Kommt die Verhandlung über den Antrag des Herrn von Niegolewski an die Kammer, so möge sie ihm erwidern: Wie kommt gerade ihr dazu, einen so übermüthigen und undankbaren Gebrauch zu machen von der größern Freiheit, die euch bisher Preußen und Deutschland gewährt haben? Warum wollt gerade ihr in Posen die Wiederherstellung eueres Reichs auf seiner äußersten Peripherie beginnen, da, wo durch den Lauf der Zeiten allmählich neben 700000 Polen sich 600000 Deutsche angesiedelt haben? Gebt uns das Beispiel euerer Lebensfähigkeit im Centrum euerer Nationalität! Erringt euch in Warschau diejenige Freiheit, mit der ein billig denkendes Volk, wie wir es sind, sich bald verständigen wird, wenn es sich darum handelt, euerm Vaterlande und Volke auch euch zu erhalten! Welche größere Ungerechtigkeit begeht denn gegen euch die preußische Regierung als die russische? Oder soll wiederum jener Kampf von 1848 erneuert werden, wo die Freigebung euerer Gefangenen, die Freigebung euerer Sprache, alle Huldigungen, die ein entfesselter Freiheitsgeist euch darbrachte, damals, wahrhaft tückisch, nur zur Bewaffnung und zum Aufstand im Großherzogthum Posen führten, während im übrigen Königreich alles ruhig blieb? Daß euere polnische Wiedergeburt gerade da anfängt, wo euere Nationalität die dünnste Position hat, da, wo in euerer Hand nur die Waffen zu schwingen sind, die euch die deutsche Bildung, die deutsche Großmuth, die deutsche größere Freiheit schmiedete, davon werden wir nimmermehr die Nothwendigkeit einsehen und vorläufig — gegen euch stimmen!

Etwas anderes ist dann aber die Frage im allgemeinen. Da darf man nicht verstummen, sondern muß es offen und frei bekennen: Läßt der doppelte russische Adler den polnischen frei, erhebt sich ein verjüngtes, selbständiges Königreich Polen, so wollen wir Deutsche den Augenblick mit Jubel begrüßen! Denn dann — wäre doch wol die Stunde da, wo ein Volk, das sich nicht gänzlich aus der Geschichte ausstreichen will, sich selber helfen muß und — vorläufig unsere Fürsten ihre Throne zusammenrücken, um einen einzigen großen, den der germanischen Kraft und Würde, zu bauen.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Castel bei Mainz. Ein Nachdruck, wie ihn der „Mainzer Anzeiger" an unserer in Nr. 1 und 2 des laufenden Jahrgangs mitgetheilten Friedrich'schen Erzählung „Ein göttinger Verrat" verübt, kommt leider bei den kleinen Lokalblättern häufig vor und wird jetzt auch von den Gerichten, wie neulich in Frankfurt, gebührend bestraft. Daß der mainzer Attentäter jene Novelle aber noch mit Zusätzen und allerlei Ausschmückungen vermehrte und überarbeitete, ist allerdings noch ein Extra-Stückchen — edler Dreistigkeit.

— An den Gesammtausschuß des deutschen Sängerfestes in Nürnberg. In Ihrem Vorhaben sollen wir anregen im „redactionellen Theil" unsers Blattes. Sie wollen „4000 deutsche Männer", d. h. Sänger zum Singen versammeln auf dem nürnberger Marsfelde; 11000 Zuhörer wurde die Tribüne fassen und — „zum Zeichen deutscher Einigkeit werde auch dieses Fest; jedoch trenn seinem Zwecke ferne von jeder politischen Sonderbestrebung." Was nennen Sie wol „politische Sonderbestrebung"? 15000 Deutsche sollen drei Tage lang in Nürnberg vom 20.—23. Juli versammelt sein, schmausen, zechen, singen, auch wol einmal „das deutsche Vaterland" leben lassen, sonst aber jedes Rühren und Anstoßen an die deutsche Frage und politische Dinge überhaupt vermeiden! Schon sehen wir die wohllöbliche Festcomité-Entrüstung mit blauweißer Schärpe etwaige Einmischung von „Mißklängen" beim großen Zweckessen zur Ruhe verweisen! Mit Verlaub, ihr nürnberger Herren! Eine Sympathie für

viertausend, und drei Tage lang

nur zum Singen den Mund aufsperrende deutsche Männer fehlt uns in gegenwärtiger Lage des Vaterlandes ganz und gar.

(Ausgegeben am 11. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 16. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller. I. — Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. VI. VII. — „Fest wie die Erde." Von J. B. — Die Schiller-Goethe-Philologie. — Zur Kunde der Natur. — Eine Apologie Mazzini's. — **Neues aus der Welt.**

Aus Petrarca's alten Tagen.

Von Otto Müller.

I.

— — Bald kehrte der Kammerdiener Lambertegno aus den Gemächern seines Gebieters zurück und benachrichtigte den jungen Studenten aus Padua, mit deutlichem Verdruß in den Zügen, daß der Augenblick gekommen sei, wo er vor Signore Petrarca zu erscheinen habe, um diesem persönlich sein Anliegen vorzutragen. Freundlich nickte Jacopo Dondi dem Jüngling Muth zu und führte ihn dann selber bis an die Thür von Petrarca's Gemach, die er leise öffnete und jenen sanft hineinschob.

Durch einen halbdunkeln Gang gelangte Malpaghino*) in ein schmales Zimmerchen mit einem einzigen, noch dazu vergitterten Fenster, dem die dichtbelaubte Ulme davor nur weniges Licht einzulassen erlaubte. Ein einfacher Kniescheme l und ein hölzerner Sessel waren das ganze Ameublement der kleinen Zelle, die einem Mönche von der strengsten Observanz zum Aufenthalt zu dienen schien. Außerdem stand noch im Hintergrund ein schmuckloser Altar mit einem großen Evangelienbuch und zwei hölzernen Armleuchtern darauf, ähnlich denjenigen, deren sich die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung in den Katakomben bedienten, und im Winkel daneben lag auf dem Fußboden eine Strohschütte mit einem Kopfkissen und zwei rauhwollenen Decken.

Der Unterschied zwischen dieser schmucklosen Einfachheit und der in dem vordern Saale herrschenden Pracht und Verschwendung war so auffallend, daß sie auf jeden Eintretenden sogleich den Eindruck einer mit Absicht und freiwillig gewählten Entbehrung machte; wie denn auch Giovanni alsbald wußte, daß dies die berühmte Bußzelle sei, in welcher der philosophische Einsiedler von Arqua, der große, gottesfürchtige Petrarca, die Stunden seiner Andacht sowie die Tage und Nächte seiner frommen Kasteiungen verbrachte und woselbst er, angeweht vom Geiste des heiligen Augustin, die ersten Eingebungen und Ideen zu seinem berühmtesten Werke: „Von der Verachtung der Welt", empfangen hatte.

Ein Schauer heiliger Scheu durchrieselte Malpaghino beim Anblick der geweihten Stätte, und ohne des Freundes Ermahnung, nur getrost dieses Gemach zu durchschreiten, um in das unmittelbar daran stoßende Studirzimmer Petrarca's zu gelangen, hätte er nimmer gewagt, seinen profanen Fuß in das Heiligthum des frommen Dichter-

*) Giovanni Malpaghino, der unter dem Namen Johann von Ravenna bekannte Schüler Petrarca's und spätere berühmte Wanderlehrer Italiens.

genius zu ſehen. So aber nahm er ſeinen letzten Muth zuſammen und ſchlich mit ſtockendem Athem auf den Zehen über den mit einem Binſengeflecht bedeckten Fliesboden nach der gegenüber befindlichen halbgeöffneten Thür, durch welche eben ein heller Morgenſtrahl in die dämmernde Bußzelle fiel.

Längere Zeit lauſchte er hier auf einen Ton, ein Geräuſch von innen, das ihm die Anweſenheit Petrarca's beſtätigen werde; er hörte nichts als das Hämmern des eigenen Herzens, das Pochen ſeiner Schläfe, die ein kalter Angſtſchweiß bedeckte. Endlich wagte er mit zitternder Hand, die Thür noch etwas weiter aufzumachen und blickte nun in den vordern Theil eines hellen, freundlichen Gelehrtenzimmers, wo überall auf Tiſchen, Stühlen und Ruhepolſtern Bücher, Scripturen und Pergamentrollen in bunter Unordnung durcheinander lagen, die unmittelbaren Zeugen eines unausgeſetzten Gelehrtenfleißes, während die Wände mit Gemälden aus der altrömiſchen Geſchichte und mit verſchiedenen Marmorbüſten geſchmückt waren, unter denen ein großer, mit einem friſchen Lorberkranz gezierter Virgiliuskopf Giovanni's Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog. Eine Todtenſtille herrſchte übrigens auch jetzt noch im Zimmer, ſodaß er deutlich das Summen der Bienen in den Bäumen vor dem geöffneten Fenſter hören konnte, vor welches ein grüner Flortuchrahmen zum Schutz gegen läſtige Inſekten geſtellt war. Noch ſtand er unentſchloſſen und lauſchte klopfenden Herzens, da hörte er hinter ſich ein Geräuſch und zurückblickend ſah er das freundliche Geſicht des alten Hausarztes, der eben den Kopf durch die vordere Thür der Bußzelle ſteckte und den Zögernden mit der Hand ungeduldig vorwärts winkte.

Nun gab es für Malpaghino kein Bedenken mehr; er empfahl ſich dem Schutze des großen Dichters, deſſen lorbergeſchmücktes Haupt mit den ernſtmilden Zügen ihn gleichfalls freundlich zum Eintritt ermuntern zu wollen ſchien; zögernd ſetzte er den Fuß auf die geheiligte Schwelle, lautlos ging die Thür auf und ein ſüßer Wohlgeruch wie von fremden Specereien und Aromen ſtrömte ihm entgegen. Beim erſten ſcheuen Blick, den er, noch ganz verwirrt von der Kühnheit ſeines Eintritts, durch das Zimmer warf, fühlte er ſich wie feſtgebannt an den Boden, obgleich er im erſten Schrecken über das, was er jetzt ſah, am liebſten ebenſo lautlos wieder zurückgewichen wäre.

Denn am letzten der drei kleinen Fenſter, welche die längere Wandſeite des geräumigen Zimmers einnahmen, ſaß hinter einem einfachen, mit gewundenen Säulenfüßen verſehenen Schreibtiſch, über den eine alte rothe Decke mit verblaßter Goldborde gebreitet war, die wohlbeleibte Geſtalt eines ältlichen Herrn in einem braunſammtnen, pelzbeſetzten Schlafrock und Cordovanſchuhen. Das Haupt, welches eine große, gleichfalls mit Pelzwerk verbrämte Mütze bedeckte, ruhte mit dem Angeſicht regungslos in den auf einem großen Folianten verſchlungenen Armen, über welchem er wahrſcheinlich während des Leſens eingeſchlafen war, ſodaß man von ſeinem Antlitz nichts weiter ſehen konnte als einen Theil der linken Schläfe mit einer einzigen Silberlocke. Vor ihm auf dem Folianten lag eine in Schildpatt gefaßte Brille mit länglichrunden großen Gläſern, wie ſie damals, wo dieſe Erfindung noch neu war, meiſt nur von gelehrten Perſonen getragen wurden. Die fleiſchige weiße Hand mit den unter dem Druck des ruhenden Hauptes ſtark angeſchwollenen bläulichen Adern hielt eine Schreibfeder mit langer ſchwarzer Fahne unbeweglich feſt und der noch friſche Glanz der Tinte daran machte es unzweifelhaft, daß der Schlummernde noch vor wenigen Augenblicken damit geſchrieben haben mußte.

Man denke ſich die Beſtürzung und peinliche Lage Giovanni's, als eine Minute nach der andern verging und Petrarca ſich noch immer nicht regte; vielmehr ſchien er ſo feſt auf ſeinem Folianten eingeſchlafen zu ſein wie ſeine beiden Lieblingskatzen Giglio und Calamandrina, die dicht aneinandergeſchmiegt auf einem Polſterſtuhl zur Seite ihres Gönners lagen. Fürwahr, von allen den mächtigen Eindrücken, welche ſich Malpaghino ſeit langem von der erſten Erſcheinung des großen Mannes im Geiſte ausgemalt hatte, wäre keiner in Wirklichkeit für ihn ſo beängſtigend und überraſchend geweſen wie der gegenwärtige, da er zwar Petrarca endlich in Perſon vor ſich hatte, jedoch weder ſein Angeſicht ſehen noch den Klang ſeiner Stimme vernehmen konnte, ſodaß er von dem erſten langerſehnten Anblick deſſelben und der Einwirkung der großen Dichterperſönlichkeit auf ſeinen jugendlichen Geiſt nicht mehr empfand als die peinliche Ungewißheit, ob er bleiben oder ſich ſo ſchnell wie möglich wieder zurückziehen ſolle. Dennoch konnte er ſeinen Blick nicht von der ſchlafenden, ehrwürdigen Geſtalt abwenden, die ihn trotz ihrer Regungsloſigkeit

wie festgezaubert an die Stelle bannte, wo er, die Thürklinke in der einen, seine Papiere und den Empfehlungsbrief seines alten Lehrers Donat in der andern Hand, unbeweglich dastand und in einem fort den schlummernden Mann mit der unförmlichen Pelzmütze ansehen mußte, unter der alle die großen, unsterblichen Gedanken entstanden sein sollten, um welche sich die gesammte Geistesbildung seines Vaterlandes wie um ihre alles überstrahlende Centralsonne bewegte. Aber je länger er ihn ansah, um so mehr wich die anfängliche Angst und Bestürzung aus seiner Seele und bald ward ihm zu Muthe, als habe ihn der Anblick des schlummernden Petrarca viel schneller und inniger mit dessen ganzer Persönlichkeit vertraut gemacht, als dies bei seiner angeborenen großen Schüchternheit gewiß bei jeder andern Art von Begegnung der Fall gewesen wäre.

Wol schon zehn Minuten und länger mochte er so voll Erwartung dagestanden sein und den Ruhenden unverwandt angesehen haben, als dieser mit einem male den Kopf langsam in die Höhe hob, sich aufrecht in den Armsessel mit der hohen geraden Lehne zurücksetzte und den jungen Menschen ohne ein Zeichen von Ueberraschung, aber auch ohne einen besondern Zug von Wohlwollen und Theilnahme mit großen, hellwachen Augen, die durchaus keine Schläfrigkeit verriethen, ruhig ansah.

Mehr jedoch als dieses plötzliche Aufschauen Petrarca's, den Giovanni fest auf dem Folianten eingeschlafen wähnte, erschreckte ihn der Anblick des Mannes, den zu sehen seit Jahren sein höchster Wunsch gewesen war. Denn das breite, sehr fleischige Gesicht hatte jene bleiche Mehlfarbe, die fast immer bei ältern Personen für das sichere Zeichen einer großen Nervenreizbarkeit gelten kann und deutlich genug den kranken, von den geistigen Kämpfen und Anstrengungen eines vielbewegten Lebens nahezu erschöpften Organismus verräth. Hierzu kam noch, daß die untern Augenlider infolge anhaltender Nachtwachen stark angeschwollen und geröthet waren, was seinen sonst regelmäßigen, weichen Gesichtszügen bei allem Glanz der lichtbraunen Augen und dem in guten Stunden gewiß ungemein freundlichen Wohlwollen in den feinen Linien der stark nach unten gezogenen schmalen Lippen in Momenten wie der gegenwärtige den Ausdruck einer recht unangenehmen Härte und tyrannischen Laune verlieh, während die noch immer stattliche Haltung der ungebeugten, zur Wohlbeleibtheit neigenden Gestalt und der herrliche Marmorglanz der hohen, edelgeformten Stirn die Energie und ideale Schöpferkraft eines Geistes bekundeten, der sein großes ruhmreiches Tagewerk noch lange nicht dem Abschluß für nahe hielt.

Der kalternste, theilnahmlose Blick, womit Petrarca ihn schweigend ansah, benahm Giovanni alle Fassung und in seiner ersten Bestürzung machte er unwillkürlich eine Bewegung rückwärts gegen die Thür, um den, wie er glaubte, über seinen zudringlichen Eintritt erzürnten Maëstro so schnell als möglich wieder von seinem Anblick zu befreien. Da gab ihm dieser mit der Hand einen Wink, zu verweilen, schöpfte dann einige mal tief, wie jemand, der an Engbrüstigkeit leidet, Athem und sagte, auf ein silbernes Kohlenbecken deutend, das in einer Wandnische stand, mit einer wohltönenden, nur zuweilen von einem kurzen Hüsteln unterbrochenen Stimme:

„Setze mir vor allem das Kohlenbecken vor die Thür, mein Sohn; der Geruch dieser fremden Spezereien und Substanzen, anstatt, wie Radegunde meinte, meine Nerven heilsam zu beleben, beklemmt mir nur noch mehr die Brust und besonders der Mahaleb verursacht mir einen unleidlichen Druck auf die Schläfe."

Er sagte dies ohne jede vorhergehende Begrüßung in so vertrautem Tone, als sei er schon seit Jahren gewohnt, Giovanni um sich zu sehen und ihm dergleichen kleine Handleistungen aufzutragen; worauf der junge Mensch, für den diese Art von Empfang ebenso neu als überraschend war, sich beeilte, dem Befehle des Maëstro Folge zu leisten und das Kohlenbecken hinauszutragen, aus welchem fortwährend in feinen bläulichen Wölkchen ein starkriechender Ambraduft aufstieg. Ins Zimmer zurückgekehrt, empfing ihn Petrarca mit einem wohlwollenden Lächeln, winkte den schüchternen Schüler zu sich heran und nachdem er ihn wieder eine geraume Weile schweigend, aber doch mit theilnahmvollern Blicken als zuvor betrachtet hatte, sagte er, ihm sanft auf die Schulter klopfend:

„Brav, mein Sohn! Das allein schon nimmt mich für dich ein, daß du schweigen kannst, bis du gefragt wirst. Nun laß mal sehen, was unser würdiger Freund Donat Rühmliches von dir und deinen seitherigen Studien berichtet!"

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung überreichte ihm Giovanni den Brief seines alten Lehrers in der Grammatik und Rhetorik, mußte aber sogleich zu seiner großen Verwunderung sehen,

welchen ſonderbaren Gebrauch Petrarca von dieſer gewichtigen Empfehlung machte. Denn ohne das Schreiben zu entfalten, drehte er es blos mit ſonderbarer Haſt zwiſchen den zuckenden Fingern der beiden Hände herum, als fürchte er, ſich daran wie an einem heißen Eiſen zu verbrennen, hielt es mehrmals prüfend gegen das Licht, als wenn er die Schriftzüge durch das Papier hindurch leſen wolle, und führte es zuletzt ſogar dicht unter die Naſe, wie um ſich durch den Geruch von ſeinem ungefährlichen Inhalt zu überzeugen. Mit einer raſchen Handbewegung ſchob er dann plötzlich das Schreiben ungeleſen unter einen ganzen Stoß ähnlicher ungeöffneter Briefe, die zur Seite auf einem beſondern Tiſchchen lagen, und ſagte mit einem eigenthümlichen krampfhaften Zwinkern der Augenlider:

„Von dieſem Geſchreibſel brauchen wir keine weitere Einſicht zu nehmen. Es iſt ein Empfehlungsbrief, wie ich ſie ſchon zu Hunderten empfangen habe, voll übertriebener Lobesſpenden und ruhmreicher Prädicate, wobei es der Schreiber dem Empfänger überläßt, aus einem Schwall von tauben Worten die einzelnen Körnlein der Wahrheit herauszuſuchen. Darum weg damit, denn du gefällſt mir auch ſo, mein Sohn! Den beſten Empfehlungsbrief hat dir jedenfalls Mutter Natur in dein offenes kluges Geſicht geſchrieben! Zeige mir alſo eine und die andere ſchriftliche Arbeit von dir, woraus ich erſehen werde, ob der Verſtand, die Willenskraft und Gewiſſenhaftigkeit, die dir in den Zügen geſchrieben ſtehen, auch in deinen Ausarbeitungen zu finden ſind! Nur was der Menſch kann, gewährt uns eine ſichere Bürgſchaft für das, was er erſtrebt, für das, was er ſein möchte!"

„Ah, was ſeh' ich!" rief er überraſcht, denn er hatte während dieſer Worte eine der Probeſchriften Giovanni's entfaltet und ſein Auge betrachtete mit Wohlgefallen die untadelhaft ſchöne Handſchrift des fremden Jünglings. „Du ſchreibſt ja in der That wie ein Meiſter und beinahe ſollte man glauben, der heilige Benedict von Nurſia ſelber habe dir bei der Herſtellung dieſer ſchönen, regelmäßigen Schrift die Hand geführt! Brav, lieber Sohn! Sei mir tauſendmal in Arqua willkommen! Wenn deine übrigen Fähigkeiten denen deiner kunſtgeübten Hand entſprechen, ſo werde ich meine große Freude an dir haben! Vor allem mußt du mir ſogleich eine zierliche Reinſchrift von meinem großen bukoliſchen Gedichte anfertigen, das, wie dir vermuthlich bekannt ſein wird, aus zwölf Eklogen beſteht und welches ich ſchon ſeit Jahren meinem trefflichen Freunde Boccaccio in Fiorenz zu verehren die Abſicht hege, um ihm damit ein wie ich denke nicht unwürdiges Gegengeſchenk für eine Handſchrift von Dante's «Göttlicher Komödie» zu machen, die er mir einſtmals überlaſſen hat. Zwar ich kenne den Dante nur wenig, halte ihn indeſſen immerhin für einen unſerer beſſern Poeten in der Neuzeit. Nun aber ſage mir, was dich eigentlich hierher führt und in welchen Fächern des Wiſſens du meinen Unterricht wünſcheſt?"

So unerwartet auch Giovanni dieſe Frage kam, nachdem er doch von Jacopo Dondi die Verſicherung erhalten hatte, daß Petrarca, mit dem Zweck ſeines Hierſeins bekannt, eingewilligt habe, ihn als Schüler der griechiſchen Sprache anzunehmen, lag doch in dem Blick des Gelehrten bei dieſer ſonderbaren Frage ein ſo unverkennbarer Ausdruck von Zerſtreutheit, daß der junge Student weniger davon befremdet wurde als von ſeinen andern bisherigen Beobachtungen an dem berühmten Manne. Vielmehr ermuthigte ihn gerade dieſe Zerſtreutheit ſo, wie der Beifall, den Petrarca ſeiner Handſchrift gezollt hatte, jene lateiniſche Ode vorzutragen, die er ſchon in Padua zum Ruhm und Preis des großen Meiſters gedichtet hatte. Er begann daher, zwar anfangs mit großer Schüchternheit, dann aber, als Petrarca immer aufmerkſamer aufhorchte, mit ſteigender Wärme und Lebendigkeit des Vortrags, ſeine Verſe herzuſagen und hatte bald die Freude, in den Zügen ſeines würdigen Zuhörers den günſtigen Eindruck wahrzunehmen, welchen einzelne wohlgelungene Strophen ſeines Gedichts auf dieſen machten. Beſonders bei jenen Stellen, die Petrarca als größten Gelehrten, nicht blos der Gegenwart, ſondern aller Zeiten verherrlichten, lächelte derſelbe wohlzufrieden vor ſich hin und nickte auch wol halb zerſtreut, halb beifällig mit dem Haupte, wenn ſein junger Panegyriker ihn in der Dichtkunſt dem großen Virgil, in der Wohlredenheit dem unſterblichen Cicero an die Seite ſtellte.

(Der Beſchluß in nächſter Nummer.)

Was man hat und was man ſucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

VI.

Wer die zwei Männer bequem nebeneinander in der Gondel ausgeſtreckt ſah, ſanft dahinſchaukelnd auf

dem von der aufsteigenden Sonne vergoldeten Waſſer, hätte wol kaum geglaubt, daß ſie einem tödlichen Zweikampf entgegenfuhren. Nur das Kiſtchen vorn auf der Bank wäre einem geübten Auge verdächtig erſchienen — —

„Iwan, wenn ich fallen ſollte", ſagte Jegôr, „ſo nimm dich Adelheid's an! Ich ſetzte ſie zur Erbin meines Vermögens, dich zum Vormund des Kindes ein! Wahrſcheinlich wird ſie nach Livland zurückkehren wollen. Sie liebt Italien nicht, ſei ihr zur Heimkehr behülflich —"

Iwan nickte —

„Nur ein Misverſtändniß", fuhr Jegôr fort, „trennte uns. Wie ein Demant bewährte ſich Adelheid in der langen Prüfungszeit. Von mir verlaſſen blieb ſie tadellos und allein nur mit Erziehung ihres Kindes beſchäftigt! Ja, Freund, mir fällt es doch wie Schuppen von den Augen! Ich ſehe jetzt Dinge, die ich im Getreibe des Alltagslebens niemals beachtet haben würde. Einen Schatz beſaß ich daheim! Ruhig und friedlich war es mir vergönnt zu leben! Statt deſſen heftete ich mich an die Ferſen einer reizenden, aber charakterloſen Frau, die mich in das Gewirr ihrer unterwühlten Verhältniſſe mit hineinzieht und bezahle vielleicht meine Thorheit mit dem Leben! Doch nun iſt es zu ſpät; mag mein Schickſal andern zur Warnung dienen!"

„Sant'-Elena vorüber", ſagte Fink ſeufzend und ſeinen Kopf zum Fenſter der Gondel hinausſtreckend, „wir ſind gleich angekommen."

Hoheneck ſprach nichts mehr; er rauchte ruhig ſeine Cigarre zu Ende. An der ſtillen Certoſa vorüber ſchwamm die Gondel. Jegôr betrachtete gleichmüthig die rothen, verwitterten Gebäude, die mit dem braunen Grunde, dem Schwarzgrün der Cypreſſen in einen harten Farbenton zuſammenfloſſen. Düſter und verlaſſen ragten dieſe Eilande aus den Lagunen hervor, ihren halben Flächeninhalt hatte die ſteigende Flut im Laufe der Jahrhunderte hinweggenommen, ihre einſtige hiſtoriſche Bedeutung hatte der Wechſel der Zeitumſtände zerſtört. Schweigend fuhren die Freunde am Fort Sant'-Erasmo vorüber, die Inſel entlang, bis zur nordweſtlichſten Spitze. Noch einige Ruderſchläge und die ſtillſte aller Inſelgruppen, San-Francesco del deſerto, war erreicht. Hoheneck ſprang zuerſt ans Land. Fink hob vorſichtig das Kiſtchen mit den Piſtolen aus der Gondel, befahl den Gondolieren, nach Sant'-Erasmo zurückzurudern und dort zu warten; nachher folgte er ſeinem Landsmann.

Jegôr muſterte neugierig das ihm unbekannte Terrain. Da lag vor ihnen die kleine verlaſſene Kirche nebſt dem halbverfallenen Kloſter, welches die Mönche des heiligen Franciscus ſieben Jahre nach dem Tode ihres Stifters bezogen und jahrhundertelang innegehabt. Die lebenden Mönche waren fort, die todten geblieben; den ganzen Boden der kleinen Inſel füllten Franciscanergräber. Etwas von der Kirche entfernt ſtand der Ueberreſt einer alten Mauer, darauf noch deutlich ſichtbar der geflügelte Löwe von San-Marco über einer Verordnung des Raths der Zehn, die bei Strafe alles Fluchen, Hazardſpielen, Schwören — wem hier verbot? In der Wüſte den Franciscanermönchen? Aus dem ſteinigen, hügeligen Erdreich ſproßten ein paar magere Cypreſſen empor, die einzige Vegetation, die gegenwärtig der gefrorene Boden trug. Rings um das ſtille Eiland die blaue Lagunenflut. Das Anſchlagen der Wellen war der einzige Laut, den man vernahm.

„Die Wahl des Orts ſcheint mir paſſend für unſer Vorhaben! Wir werden nicht geſtört werden!" bemerkte Hoheneck.

„Bulgaris läßt lange auf ſich warten", verſetzte Fink.

„Hier naht eine Gondel!" erwiderte Jegôr, auf einen ſchwarzen Punkt deutend, den man in der wenig befahrenen nördlichen Lagune von weitem ſah.

Die beiden Freunde ſtanden auf einer von Mauertrümmern gebildeten Erhöhung. Weg von dem kleinen Eilande mochte ihr Blick ſchweifen — der Horizont war nur durch die Rhätiſchen Alpen begrenzt, deren ſchneeige Kuppen die Sonne roth färbte. Zahlloſe Inſeln tauchten in ihrer Sehweite auf. Südöſtlich die große Häuſergruppe, glänzend in der Morgenbeleuchtung, widerſpiegelnd den hellen Wintertag von ihren Thürmen und Zinnen —.

„Wer kommt denn da?" fragte Jegôr, als er einen ihm Unbekannten landen ſah.

„Der Wundarzt, den ich zur Vorſorge beſtellt!" antwortete Iwan und ging dem Fremden entgegen.

Dieſer ſchickte ebenfalls ſeine Gondel zurück. Die Herren gingen auf und ab, um ſich in der friſchen Morgenluft die Circulation des Bluts zu bewahren.

Fink zog mehrmals ſeine Uhr. „Bulgaris kommt nicht mehr", ſagte er. „Wir warten noch eine halbe Stunde, dann haben wir das Unſerige gethan und fahren nach Venedig zurück!"

Doch dieſe Hoffnung oder Befürchtung, als was ſie je nach der individuellen Stimmung gelten mochte, erwies ſich als unbegründet. Zum dritten male an dieſem Vormittage nahte eine Gondel dem verlaſſenen San-Francesco, zur großen Verwunderung der Dohlen und Enten, die ſelten von fremdem Beſuche geſtört den unbeſtrittenen Beſitz des alten Gemäuers genoſſen. Der Jonier und ſein Secundant näherten ſich grüßend.

„Verzeihung, meine Herren, daß ich mich ein wenig verſpätet! Aber mit nüchternem Magen läßt ſich nicht gut ein Geſchäft abthun, am wenigſten an einem kühlen Wintermorgen! Bis wir die faulen Schlingel des Reſtaurant français aus dem Schlaf trommelten, verging eine koſtbare Viertelſtunde —"

Mit dieſen Worten wandte Bulgaris ſich entſchuldigend an ſeinen Gegner und deſſen Freund. Des Joniers hochrothes Geſicht, die etwas mühſame ſteife Haltung, ſeinem gewöhnlichen Sichgehenlaſſen ſo entgegengeſetzt, bewieſen, daß er ſich tüchtig Muth getrunken hatte —

Die Hauptperſonen zogen ſich zurück, nachdem ſie wenige Worte gewechſelt, und überließen den Secundanten die Anordnung des Zweikampfs. Verſchieden benutzten beide die letzten Minuten, die ſie vielleicht im Leben beſaßen. Hoheneck wandte der Scene den Rücken; er ſchaute unverwandt und angeſtrengt dorthin, wo die byzantiniſchen Kuppeln der Salute ſich aus der Thürmemaſſe abhoben. Sie erglänzten in der Morgenſonne. Derſelbe Strahl fiel auch gegenüber auf das Haus Wetzlar. Wieder dachte Hoheneck nicht an die reizende Herzogin von San-Cadalto, die ihn auf den Kampfplatz geführt, ſondern an Weib und Kind. Der Grieche ließ keine Minute die Secundanten aus den Augen; er gewahrte, wie Fink lud.

„Jegôr, auf den Platz, wenn es beliebt!" klang Fink's kühle Stimme in die Träumereien ſeines Freundes.

Hoheneck ſchritt ruhig und langſam auf die ihm angewieſene Stelle zu; es lag der Ausdruck des Friedens auf ſeinen männlichen Zügen. So ſtattlich und vornehm war ſeine Haltung, daß er in dieſem Augenblick für hübſch gelten mochte. Schweigend drückte Jegôr Iwan's Hand und nahm gelaſſen die Piſtole.

Der Grieche bediente ſich inzwiſchen des Arms ſeines Secundanten, um, darauf geſtützt, ſeinen Platz zu erreichen.

Eine heftige Gemüthsbewegung hatte ihm die Farbe aus den Wangen getrieben: im letzten entſcheidenden Augenblick — verließ ihn der Muth? — —

„Teufel, wenn ich ihn nicht tödte, ſo tödtet er mich!" murmelte Anatol. „Zum Glück habe ich den erſten Schuß!"

Bulgaris ließ den Arm des Führers frei und zielte. Die Piſtole zitterte ſtark in der Hand des Griechen; im entſcheidenden Moment fing er ſie feſt und drückte ab. Der Schuß der unſichern Hand ging nicht in Hoheneck's Bruſt, wonach Anatol gezielt, ſondern einen Fuß tiefer in den Unterleib.

Die Reihe war nun an dem Verwundeten. Fieberfroſt ſchüttelte die Glieder des Joniers, die Augen ſchienen aus ihren Höhlen zu drängen, ſo geſpannt hafteten ſie auf der Hand des Gegners. Der Schreck hatte die Geiſter des Weins vollſtändig aus Anatol's Hirn vertrieben. Jegôr erhob ſeinen rechten Arm, hielt die Piſtole aufrecht und ſchoß in die blaue Luft. Nachdem er das Leben des Joniers geſchont, brach der Freiherr leblos zuſammen.

Einen Blick noch warf Anatol auf Jegôr — er hielt ihn für todt. Alſo der Mann war unſchädlich! Nun an die verhältnißmäßig leichtere Aufgabe mit der Frau — Gern hätte der Grieche im Intereſſe ſeiner Sicherheit ſogleich die Flucht ergriffen, allein er konnte und wollte Carlotta nicht aufgeben; daher eilte er zu ihr, um ſie durch Ueberredung oder Drohung zur Genoſſin ſeiner gezwungenen Abreiſe zu machen.

VII.

Frau von Hoheneck hatte ihre ruhige Reſignation wieder errungen. Sie ſaß am Vormittag, wie gewöhnlich mit dem Kinde beſchäftigt, in ihrem heitern, wohnlichen Salon. Die freundliche Sonne lockte ins Freie.

„Kommt Baron Fink nicht, uns zu begleiten?" fragte das kleine Mädchen.

„Nein, Henriette, er wird nicht mehr kommen und wir kehren zu unſerm alten Spaziergang auf die Zattere zurück, den du ja ſo gern hatteſt!" erwiderte Adelheid mit ihrem melancholiſchen Lächeln.

„Da iſt er aber doch!" rief das Kind triumphirend, als ſich die Thür öffnete und Iwan eintrat.

„Gnädige Frau", ſprach er, „nicht ohne gewichtigen Grund verletze ich Ihr Gebot ſo bald! Hoheneck wird ſoeben ſchwerverwundet nach

Hauſe gebracht! Ich eilte voran, um Sie vorzubereiten — Leider muß ich Sie nun verlaſſen, denn meine eigene Sicherheit iſt gefährdet durch den unglücklichen Ausgang des Zweikampfs, deſſen Zeuge ich geweſen bin!"

Bereits war Fink wieder verſchwunden; ſeine Anweſenheit hatte nur einer Erſcheinung geglichen. Adelheid drohte nur einen Moment der Schreckenskunde zu erliegen — Dann raffte ſie ſich zum Handeln auf.

Nach acht Jahren wieder zum erſten male ſaß ſie am Lager ihres Gatten — — Die Kugel war unter heftigen Schmerzen ausgezogen worden. Muth und Feſtigkeit hatten den Verwundeten nicht verlaſſen; ſein faſt brechendes Auge ſuchte die Gattin. Ja, ſie war über ihn hingebeugt; der eine Moment hatte die harte Rinde geſprengt, die vermeintes Unrecht und jahrelange Bitterkeit um beider Herzen gezogen; die alte Liebe war wieder wach geworden. Adelheid mußte ſich oft von ihrem Platz an Jegôr's Seite erheben, um die ſtürzenden Thränen zu verbergen. Sollten ſie jetzt ſich ganz verlieren, nachdem ſie ſich wiedergefunden! Schmerzlich wie die Empfindung war, miſchte ſich dennoch ſüßer Troſt ein. Wieder geſchenkt war ihr ja der alte Jegôr, der großmüthig der Vermögensloſen die Hand gereicht. Die Züge ſeines feſten, männlichen Charakters, der erſt ihre Bewunderung und dann ihre Liebe erworben, erkannte Adelheid wieder. Sollte er auch von ihr genommen werden, ſo war die Erinnerung an den geliebten Freund ihr geiſtig unzerſtörbar eigen. Nur was geiſtig geſchieden, iſt unwiederbringlich getrennt. Adelheid fühlte jetzt für den kräftigen, ſtarken Mann, der ſo hülflos mit dem Tode kämpfte, dieſelbe Zärtlichkeit wie für ihr Kind. Während der kurzen Momente, daß er ihrer nicht bedurfte, daß er in unruhigem Schlummer lag, floſſen ihre Thränen heiß und reichlich; doch lag keine Bitterkeit mehr auf dem Herzen, der Lebensquell der Liebe mochte ſich frei ergießen. In den acht Jahren war Frau von Hoheneck nie ſo glücklich geweſen als jetzt.

Jegôr's kräftige Conſtitution und die ſorgliche Pflege boten in der That der Krankheit Trotz. Eine Woche verging und er lebte noch, ungeachtet der entgegengeſetzten Vorausſagungen des Arztes. Weitere acht Tage verfloſſen zwiſchen Hoffnung und Furcht. Am funfzehnten Tage nach dem Zweikampf winkte der Arzt der Baronin, mit ihm das Zimmer zu verlaſſen. Er ſagte: „Nun ſtehe ich für die Wiedergeneſung Ihres Gatten, gnädige Frau!"

Nachdem ſich Adelheid vom freudigen Schrecken erholt, trat ſie wieder in Jegôr's Gemach zurück. Er lag in ſanftem Schlummer. Lange ruhten die treuen Augen der Gattin auf ihm. Ja ſie fand den Jugendgeliebten wieder — Die körperlich erſchöpfte, aber geiſtig beruhigte Frau verſank in eine Welt nicht unlieblicher Träumereien. Sie merkte es nicht, daß ihr Kopf, ſchwerer und ſchwerer werdend, endlich auf das Kiſſen herabglitt.

Wie lange die Ruhe gedauert haben mochte, Adelheid konnte es ſpäter nicht bemeſſen; nur war es ein ſehr angenehmes Gefühl, mit dem ſie erwachte. Erröthend kehrte Frau von Hoheneck zur Beſinnung zurück — ihr Kopf hatte auf dem nämlichen Polſter mit Jegôr gelegen, ſein Kuß hatte ſie geweckt.

„Du haſt dich übermüdet, meine gute Adelheid", ſagte Hoheneck, die Hand ſeiner Frau ergreifend, „Dank und Vergebung zugleich!"

Sie gab ihm ſeinen innigen Blick zurück. „Ich bin herrlich belohnt durch deine Geneſung, Jegôr, und die Vergangenheit laſſen wir vergeſſen und begraben ſein, die ſchlimmen Tage unſerer Trennung! Auf die Nacht der Trauer iſt ein heiterer, ſchöner Morgen angebrochen —"

Im ſtillen Krankenzimmer feierten die Gatten das Wiegenfeſt ihrer zweiten, ſtärkern, weil geprüften Liebe. Beide erkannten ihre Schuld, beide, daß ſie Verſtimmungen und Misverſtändniſſen nachgegeben hatten, die zuletzt im Gemüth unheilbar werden —

Die heitere Märzſonne ſchien auf das Haus Wetzlar. In dem freundlichen Gemache zwiſchen den Blumenkörben befand ſich die Familie bei Tiſche. Der Freiherr halb liegend auf einem Ruhebett, noch etwas blaß von den ausgeſtandenen Leiden, aber faſt geſund. Adelheid ſchälte eben eine Orange für ihn, als Baron Fink eintrat.

„Willkommen, Iwan!" rief ihm Jegôr entgegen. „Beſſer ſich über, als unter der Erde begrüßen —"

Der kühle Mann ergriff die dargebotene Hand und ließ dabei ſeine Augen auf Adelheid ruhen. Dieſelbe ſichere Haltung wie früher, die einfache, ernſte Kleidung; nur lag auf den Zügen ein Ausdruck von ruhiger Heiterkeit, der ſie roſiger und jugendlicher färbte.

Nachdem ſie eine Weile geplaudert, ſagte Hoheneck: „Jetzt kommt die Cigarre, Frauchen!

Es ist deine einzige Schwachheit, das Rauchen zu verabscheuen."

Die Baronin nahm das Mädchen an die Hand und verließ lächelnd das Zimmer. Ein Blick der Liebe folgte ihr aus Jegôr's Auge.

„Iwan", nahm der Freiherr ernst das Wort, „ich bin vielleicht zum ersten male in der Lage, eine Versicherung zurücknehmen zu müssen! Hier auf der nämlichen Stelle sagte ich dir, meine Heirath mit Adelheid sei eine Thorheit gewesen! Es ist nicht wahr, in dieser Frau liegt der Segen meines Lebens!"

„Ich verkannte niemals den hohen Werth der Baronin!" erwiderte Fink in seiner kühlen Art. „Indessen will ich die Abwesenheit deiner Frau benutzen, um dir über das Schicksal der übrigen Personen deines Lebensdramas Bericht zu erstatten. Bulgaris wurde bei seiner Ankunft im Palazzo Corner-Spinelli festgenommen; es scheint, einer der Gondoliere machte die Anzeige vom Duell. Die Herzogin von San-Cadalto entschloß sich, in Ermangelung eines Begleiters allein nach Sicilien zu reisen. Wir trafen in Genua zusammen, verlebten dort einige angenehme Tage und dann half ich ihr sich einschiffen. Gegenwärtig befindet sie sich auf dem Schlosse ihres Vaters und läßt sich vermuthlich durch ihre Nachbarn, die Chorherren von Catanea, trösten. Was mich betrifft, so kam ich nach Venedig, sobald ich hörte, daß die Untersuchung des Duells niedergeschlagen sei. Einige Monate will ich hier bleiben und dann gedenke ich nach Livland zu reisen. Ich erhielt Briefe, welche leider bis gegen den Herbst hin meine Heimkehr erfordern."

„In diesem Falle reisen wir zusammen, denn auch ich habe vor, nach der Heimat zurückzugehen! Adelheid liebt Italien nicht und mit ihrer klugen Wirthschaftlichkeit glaube ich auch daheim anständig leben zu können."

In diesem Augenblick trat Frau von Hoheneck wieder ein.

„Da kam soeben eine sonderbare Botschaft, Jegôr", sagte sie. „Deine Cousine, Gräfin Natalie Löwenberg, schickte ihren Diener, um dir sagen zu lassen, sie sei angekommen. Indessen sei es für sie unschicklich, allein in einem Gasthause abzusteigen, daher sie dich ersuchen läßt, sie abzuholen und zu begleiten. Der Mann hat noch verschiedene Aufträge. Wenn du vielleicht selbst mit ihm sprechen wolltest — Es scheint, die Dame wartet auf der Eisenbahnstation."

„O —! ich kenne Nataliens Capricen! Als wir Livland verließen, war sie noch ziemlich jung, aber bereits hinreichend unangenehm —"

„Aber was thun? Wir können sie nicht auf dem Bahnhofe lassen?"

„Iwan, wenn du die Güte hättest, nach der Station zu fahren — —"

„Gehört sie zu den Löwenbergs, welche die großen Güter in der Umgegend von Dorpat besitzen?"

„Noch mehr als das! Sie selbst ist Eigenthümerin dieser Besitzungen! Da alle übrigen Geschwister starben, blieb Natalie als alleinige Erbin zurück."

Fink erklärte sich bereit zu gehen. Er fand im Wartesaal eine corpulente blonde Dame mit etwas röthlicher Gesichtsfarbe und einer kleinen, aufgeworfenen Nase; sie war im ganzen eher häßlich als hübsch zu nennen. Gräfin Natalie befand sich in tiefer Trauer, denn sie kam eben von Pisa, wo ihre Mutter gestorben war. So wenig sich die düstere Einfachheit der schwarzen Farbe der Putzsucht geeignet zeigte, bekundeten dennoch eine Unmasse schwarzer Perlen an Hals und Armen, wie der Lust, sich zu schmücken, Rechnung getragen war, soweit es die Umstände erlaubten. Die fleischigen Formen waren an der Taille so fest als möglich zusammengeschnürt.

Eine Minute reichte für den erfahrenen Beobachter hin, diese Umstände zu überblicken und aus ihnen einen Schluß auf den Charakter der Dame zu ziehen. Fink nahte ihr mit höflicher Erklärung. Gräfin Natalie fand es sehr verletzend für ihre Gefühle, daß Vetter Jegôr nicht in eigener Person sie abzuholen gekommen; indessen entschloß sie sich zuletzt, die Begleitung des Stellvertreters anzunehmen.

Das Einsteigen in die Gondel bot einige Schwierigkeiten. Fink's Mahnung, auf gut venetianisch rückwärts unter das „Felze" zu treten, wies die Dame als lächerlich und abgeschmackt zurück; dafür stieß sie heftig mit dem Kopf an das Dach. Als endlich dennoch Gräfin Natalie sammt Gepäck untergebracht war, fand sich der Raum im Gondelhäuschen mit lauter unentbehrlichen Gegenständen vollständig ausgefüllt. Iwan und die Kammerjungfer mußten sich im Freien behelfen. Weil die Dame viel fragte, zwang sie den höflichen Mann zu der unbequemen Stellung, halbgebückt unter das „Felze" zu reden. Selbst bei der Landung zwang sie ihren unglücklichen cavaliere servente noch zu einem Bedientendienst,

Digitized by Google

indem ſie ihm ein ſorgfältig in eine Kiſte verpacktes Bild gab, um es über die Treppe hinaufzutragen. Die koſtbare Kiſte enthielt nach Angabe der Dame eine von ihr eigenhändig gefertigte Copie nach Fra Angelico und ſie könnte einen ſolchen Schatz unmöglich ungeſchickten Dienſtleuten anvertrauen.

Fink hatte ſeinen etwas mühſamen Auftrag glücklich vollendet und Gräfin Natalie zu Vetter Jegôr gebracht. Der Dame gefiel es in dem freundlichen Hauſe Wetzlar und da ſie gewöhnt war, eigenes Behagen mehr wie fremdes zu beachten, ſo richtete ſie ſich dort häuslich ein. Ohnehin war es für eine unverheirathete Dame anſtändiger, unter dem Schutze eines männlichen Verwandten zu ſtehen, als allein im Gaſthof zu wohnen.

Couſine Löwenberg faßte vor Jegôr's Ruhebett Poſto; ſie hatte ſo unendlich viel von ihren Erlebniſſen auf der Reiſe zu erzählen! Es war unbeſchreiblich, was alles über ſie ergangen; aber prophetiſche Träume hatten ſie gewarnt, deren intereſſante Symbolik natürlich den Zuhörern nicht erlaſſen wurde. Eigentlich war es eine Rückſichtsloſigkeit von Natalien's Mutter, im Auslande zu ſterben und die Tochter dort unbeſchützt zu laſſen!

Nachdem die Dame auf dieſe Weiſe ſich ziemlich warm geſprochen, immer über eigene Angelegenheiten — ſelbſt Jegôr's Geſundheit wurde nur im Vorbeigehen berührt — erklärte ſie, Fieberhitze zu fühlen. Alle, Fink nicht ausgenommen, mußten ihr den Puls fühlen. Hierauf forderte Gräfin Natalie die für ſolche Fälle probaten Tropfen. Zitternd geſtand das Kammermädchen, die Phiole auf der Reiſe zerbrochen zu haben. Da bekam die Geſellſchaft noch das unliebliche Schauſpiel eines weiblichen Zornanfalls. Adelheid, welche fürchtete, ſo viel Lärmen könnte dem an Ruhe gewöhnten Jegôr ſchaden, zog Gräfin Natalie unter allerlei Vorwänden zum Zimmer hinaus.

Couſine Löwenberg erwies ſich als ſehr unbequemer Gaſt. Sie kehrte den ganzen Haushalt um und forderte beſtändig Rückſichten für ihre Gefühle und Kränklichkeit, welche letztere nur in den Folgen zu ſtarken Schnürens beſtand. Indeſſen zeigte es ſich bald, daß die Dame, welche ſoviel unpaſſend und unanſtändig fand, nichts dagegen hatte, überall hin in Fink's Begleitung zu gehen. Er allein verſtand ſie und wußte ihre Gefühle zu ſchonen, wie ſie ſagte. Iwan unterzog ſich willig dem bei der launenhaften Dame etwas mühſamen Amte des Cicerone. Nur einmal geriethen ſie in Streit, als Gräfin Löwenberg alles Ernſtes aus einer Privatgalerie einen Tizian zum Copiren nach Hauſe zu nehmen begehrte. Alle übrigen Eingebungen ihres Spleen glitten an der geharniſchten Kälte des Freiherrn ab.

„Eine Neuigkeit, Adelheid", ſagte Hohneck eines Abends; „Natalie und Iwan haben ſich verlobt!"

„Ich ſah es kommen, Jegôr — —"

„Er ſucht ihr Geld und ſie hat nicht länger Luſt, ein altes Mädchen zu bleiben. Solche ſociale Arrangements ſind die häufigſten, aber auch die traurigſten Ehen, wie ſie ſich ſattſam aus ihren Reſultaten kennzeichnen. Wo die heilige Flamme nicht lebt und gewahrt wird mit ſorglicher Hand, da iſt kein Glück! Iwan beſitzt keinen Funken wahres Gefühl und wie viele gleichen ihm! Untergegangen iſt es ihnen in den falſchen Genüſſen und Zerſtreuungen, erſtickt in den mechaniſchen Gewohnheiten des Alltagslebens. Darum ſeieſt du geprieſen, meine Veſtalin, welche die heilige Flamme des häuslichen Herdes hütet!"

„Jegôr", erwiderte die erglühende Frau, „die heilige Flamme brannte noch in deiner Bruſt nach jahrelanger Läſſigkeit der Wächterin, die treulos ihren Poſten verlaſſen! Dein iſt das Verdienſt!"

Der kraftvolle Mann zog die zarte Frauengeſtalt an ſich zu innigſter Umarmung. In beider Herzen loderte hellauf die heilige Flamme.

„Feſt wie die Erde."

Wie alle unſere Vorſtellungen aus dem uns umgebenden Reiche der Natur geſchöpft ſind, ſo haben ſich die Begriffe des Unbeweglichen, Starren ſowie die des Beweglichen einestheils durch den feſten Boden der Erde, auf dem wir wandeln, anderntheils durch das flüſſige Element des Waſſers, deſſen Theilchen jeder Lufthauch aus ihrer Ruhelage treibt, in uns befeſtigt. Wir ſehen die Geſtirne kreiſen, von denen wir wiſſen, daß ihre gewaltigen Maſſen die Größe unſerer Erde bedeutend übertreffen. Wir wiſſen von dieſer, daß ſie nicht an einem Punkte des Weltraums angenageit iſt, ſondern, in ewig währendem Laufe um den Mittelpunkt unſers Sonnenſyſtems ſich bewegend, den wechſelnden Gang der Jahreszeiten ſowie durch ihre Rotation um die eigene Achſe das wiederkehrende Spiel von Tag und Nacht hervorbringt. Alles um uns iſt Bewegung, nichts vermag uns

einen Glauben an Ruhe zu geben als das zunächſtliegende ſtarre Gerippe der feſten Erdſchichten.

„Wie ein Fels im Meer“ iſt ein Bild, welches den Contraſt zwiſchen unerſchütterlicher Ruhe gegenüber nie raſtender Bewegung ausdrücken ſoll. Die Knochen unſers Erdkörpers, die Rippen dieſes planetariſchen Rieſenleibes, die Geſteinsmaſſen, welche das Fundament, auf dem ſich all unſer organiſches Leben entwickelt, bilden, die ſcheinbar in unveränderlichen Linien vom Himmel ſich abgrenzenden Kämme unſerer Gebirge, die überall unter dem moderigen Boden auftretenden felſigen Schichten, die dem Pfluge das Eindringen verwehren, haben in uns das Vertrauen erweckt, daß unſere Füße auf einem Grunde wandeln, welchen keine Macht aus dem Zuſtande der Ruhe aufzurütteln vermag. Wir glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des ſtarren Erdkörpers, denn es iſt das einzige, was uns der Willkür bewegender Naturkräfte nicht unterworfen ſcheint, und weil wir in uns das Bedürfniß fühlen, das nie raſtende Leben von einem nie beunruhigten Boden getragen zu ſehen. Wie wunderſam werden wir aber ergriffen, wenn uns die Wirkung unterirdiſcher Naturkräfte, welche den Erdboden in ſchreckenerregende Erſchütterungen verſetzen, plötzlich dieſem beruhigenden Zutrauen entreißt und uns durch die Enttäuſchung über die Ruhe der Natur ängſtlich bewegt. Ein Augenblick vernichtet, wie Humboldt von dem Eindruck ſagt, den das erſte Erdbeben auf unſer Gemüth macht, die Illuſion des ganzen frühern Lebens, weil es uns alle Grundlagen raubt, auf denen unſere Vorſtellungen von Unbeweglichkeit ruhten. Wir fühlen uns hineingeworfen in das Reich vernichtender, unbekannter Kräfte und haben zu der Sicherheit, die uns unſere bewohnte Erde gewährt, kein größeres Vertrauen als zu der, welche uns die Scholle gibt, die im Winter ſich über das Waſſer ſpannt. Ueber die Urſachen dieſer plötzlichen Unterbrechungen der Ruhe unſerer Erdſchichten, wie ſie uns in den Erdbeben entgegentreten, haben wir zwar Hypotheſen, welche die Wahrheit umfaſſen mögen, allein der letzte Beweis wird uns ſtets fehlen, denn es bleibt uns der Einblick in die ungeheuern Tiefen, in welchen der Sitz der bewegenden Kraft häufig liegen mag, auf immer verſchloſſen. Wir wiſſen, daß die Erde, wie ſie jetzt iſt, aus einer allmählich von der Oberfläche herein erkaltenden, feurigflüſſigen Kugel entſtanden iſt. Die Erkaltung durch Ausſtrahlung von Wärme in den Weltraum mußte eine Erſtarrung der äußerſten Theile zur Folge haben und unſere ſogenannten Urgebirge ſind weiter nichts als die zuerſt erkalteten, zuerſt feſtgewordenen Schichten. Wie auf dem Waſſer die Eiskruſte immer mehr und mehr ſich verdickt, indem der Fluß an Wärme verliert, ſo ſetzte ſich dieſe Erſtarrung im Laufe der Zeit nach innen zu fort und die Rinde, welche ſich um die Erde legte, nahm an Dicke zu, doch nicht ohne daß bei der nothwendig eintretenden Zuſammenziehung der feſtwerdenden, gleichſam gefrierenden Theile die noch flüſſigen Maſſen im Innern heftig gepreßt wurden und durch den Druck, den ſie gegen die über ihnen laſtenden Schichten ausübten, dieſelben häufig zerſprengten, aus den entſtehenden Spalten hervorquollen und ſich über jenen Urſchichten als langgedehnte Gebirgskämme ausbreiteten.

Anderer Art, aber auch von derſelben Urſache abhängig ſind Erhebungen, bei denen die unterirdiſchen Kräfte nicht hinreichend waren, den Mantel der Erde zu zerreißen. Es haben, wie im Sächſiſchen Erzgebirge, dann nur Auftreibungen ſtattgefunden, blaſenförmige Erhöhungen, unter denen ſich die geſpannten flüſſigen Maſſen ausbreiten konnten. Nachdem aber die Abkühlung unſers Planeten ſo weit vorgeſchritten war, daß der weitere Wärmeverluſt durch Ausſtrahlung nur ein ſehr geringer in gewiſſen Zeiträumen werden konnte, entweder, weil die Sonne uns ebenſo viel Wärme wieder zuführt, als wir durch Ausſtrahlung verlieren, oder weil die Schichten zu dick geworden waren, um die von innen zugeführte Wärme raſch fortleiten zu können, mußten ſolche gewaltſame Revolutionen auch immer ſeltener werden. Alle dahin zielenden Proceſſe vertheilten ſich auf ungeheuere Zeiträume und wurden dadurch gemildert. Unſere Periode, die ein unglaublich kleines Bruchtheil im Alter unſers Planeten ausmacht, zeigt in den Vulkanen, welche dem Druck der innern Kräfte einen Ausweg verſchaffen, indem ſie eine Verbindung mit dem glühend flüſſigen Erdinnern darſtellen und die deshalb von Humboldt auch die Sicherheitsventile unſerer Erde genannt worden ſind, Erſcheinungen, die ſich, was die Großartigkeit der Maſſenzufuhr aus der feurigen Tiefe anbelangt, nur entfernt mit den frühern Revolutionen vergleichen laſſen. Außer der vulkaniſchen Reaction des Erdinnern gegen die Oberfläche mag aber bisweilen die Urſache der Erſchütterungen, welche uns in Schrecken ſetzen, auch in einer chemiſchen Umwandelung der

Gebirgsſchichten, nicht in einem mechaniſchen Stoß oder Druck, der gegen ſie ausgeübt wird, liegen. Es werden durch das Waſſer und mancherlei Dämpfe, die die Spalten durchdringen, die löslichen Beſtandtheile der Geſteine fortgeführt und das früher feſte Gerüſt wird dadurch zernagt. Es verliert die Kraft, den darauf laſtenden oder dagegenſtemmenden Schichten den nöthigen Widerſtand zu leiſten, die morſchen Geſteine geben nach und die dadurch hervorgerufenen Zuſammenſtürzungen und Nachrollungen laſſen die Erde erbeben. Was aber auch immer die Urſache der Erdbeben ſei, ob ſie, wie im erſtern Falle, plutoniſcher oder, wie im zweiten Falle, neptuniſcher Art iſt, die Wirkung, die Erzitterung, Bewegung des Erdbodens, ſchreitet in ihrem Verlaufe in gleicher Weiſe fort. Wie eine Flüſſigkeit wogt die Erde, wenn ſie einmal ihre Unbeweglichkeit verloren hat, in Wellen auf und nieder. Bald ſchreiten dieſe Wellen in linearer Richtung weiter, bald gehen ſie von einem gemeinſamen Centrum aus und pflanzen ſich, wie die Ringe auf der Oberfläche des Waſſers, in kreisförmigen oder elliptiſchen Bahnen fort, indem die Stärke der Schwingungen mit der Entfernung vom Mittelpunkt mehr und mehr abnimmt. Auf dieſe Weiſe werden Ländergebiete von ungeheuerer Ausdehnung in das Bereich zerſtörender Kräfte gezogen. Das große Erdbeben von Liſſabon am 1. November 1755 wurde in den Alpen, an den ſchwediſchen Küſten, in den antilliſchen Inſeln, in den großen Seen von Canada wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutſchland, in kleinen Binnenwäſſern der baltiſchen Ebenen empfunden und der Erdraum, welcher damals erbebte, übertraf an Größe viermal die Oberfläche von Europa.

Es darf nicht wunderbar erſcheinen, daß bei der ungefähren Beſtimmung des Wirkungskreiſes ſich eine Zahl herausſtellt, die das in zitternde Bewegung verſetzte trockene Land an Größe um vieles übertrifft; man muß bedenken, daß ſich die Erderſchütterungen auch durch den feſten Boden des Meeres fortbewegen und daß durch dieſelben die Bewohner entfernter Inſelgruppen in Schrecken geſetzt werden können, die von dem Herde des Verderbens durch ungeheuere Waſſergürtel getrennt liegen. Die Geſchwindigkeit der Wellenbewegung iſt eine für unſere Begriffe ungeheuer große. Leider iſt die Beſtürzung bei ſolchen Phänomenen gewöhnlich eine ſo allgemeine, daß ruhige Beobachtungen, mit genauen Zeitmeſſungen verbunden, nur ſelten angeſtellt worden ſind. Indeſſen hat Alexander von Humboldt, der unvergeßliche Erforſcher des Weſens unſerer Natur, auf ſeinen Reiſen in Südamerika auch über dieſe Fragen Licht verbreitet. „In einem Lande", ſagt er im vierten Bande ſeines „Kosmos", „wo die Einwohner zu gewiſſen Epochen die Zahl der Erdſtöße nicht mehr als wir in Europa die Zahl der Regenſchauer zählen, wo Bonpland und ich wegen Unruhe der Maulthiere abſteigen mußten, weil in einem Walde der Boden 15—18 Minuten lang ununterbrochen erbebte, iſt man bei einer ſo langen Gewohnheit, die ſpäter Bouſſingault in einem noch höhern Grade getheilt hat, zu ruhiger und ſorgfältiger Beobachtung geſtimmt, wol auch geeignet, mit kritiſcher Sorgfalt abweichende Zeugniſſe an Ort und Stelle zu ſammeln, ja zu prüfen, unter welchen Verhältniſſen die mächtigen Veränderungen der Erdoberfläche erfolgt ſind, deren friſche Spuren man erkennt."

Er meint aus ſeinen directen Beobachtungen und nach genauen Unterſuchungen der Angaben früherer Forſcher ſchließen zu dürfen, daß die Geſchwindigkeit, mit der ſich die Erſchütterungswellen fortpflanzen, zwiſchen den Grenzen von 3—20 geographiſchen Meilen für jede Minute liege. Demnach würde in jeder Secunde ein Weg durchlaufen von 1200—8000 Fuß, ein Weg, der bedeutend größer iſt als derjenige, welchen der Schall in der Luft in derſelben Zeit zurücklegt. Die Verſchiedenheit der Geſchwindigkeit muß ſich nach der Art und der Feſtigkeit derjenigen Geſteinsſchichten richten, welche die Wellen weiterzuführen haben. Denn während in einem unelaſtiſchen lehmigen oder thonigen Schichtenſyſtem die Erſchütterungskreiſe ſich nur über verhältnißmäßig kleine Gebiete ausdehnen, weil ſie in der Zähigkeit, mit der die einzelnen Theilchen zuſammenhängen, einen bedeutenden Widerſtand für die Fortbewegung finden, werden ſie dagegen in der Elaſticität der ſpröden, glasartigen Geſteine, wie Granit und Baſalt, einen Träger finden, der ihre verderbenbringende Thätigkeit auf ſehr umfangreiche Gebiete überführt; wie ja auch ein Stahlſtab jede Erzitterung weiter fortleitet als der ziemlich unelaſtiſche Stiel einer Thonpfeife. Es kommen aber Fälle vor, daß mitten in einem Landſtrich, der von Erdbeben durchwogt wird, einzelne Gegenden ſich einer ungeſtörten Ruhe erfreuen; entweder beſteht dann ihr Fundament aus ſolchen unelaſtiſchen Schichten, innerhalb welcher die Bewegung gedämpft und aufgehoben wird,

Digitized by Google

oder aber ſie ſind durch unterirdiſche Klüfte und Spalten von dem Zuſammenhange mit den bewegten Maſſen ausgeſchloſſen. Die Wellen werden an ſolchen Punkten aufgehalten; nichtsdeſtoweniger ſchreiten ſie aber in der Tiefe fort, nur merken die Bewohner der obern Regionen nichts von jener Bewegung. So fuhren zu Anfang dieſes Jahrhunderts eines Tags die Bergleute der tiefen freiberger Silberbergwerke erſchrocken aus ihren Gruben; ſie hatten Erſchütterungen wahrgenommen, von denen man an der Oberfläche nichts geſpürt hatte. Umgekehrt bemerkten im November 1823 die in den Gruben von Fahlun und Petersburg beſchäftigten Arbeiter nichts von den heftigen Erdſtößen, welche über Tag alle Einwohner in Schrecken ſetzten.

Die Peruaner, Bewohner eines Landes, welches von jeher den gewaltigſten Erſchütterungen ausgeſetzt geweſen iſt, ſagen in ihrer treffenden, bilderreichen Sprache von ſolchen unbeweglichen Schichten, daß ſie „Brücken" bilden.

Als die ſeltenſte, aber gefahrbringendſte Art der Erdbeben wird von Humboldt diejenige angegeben, welche die Maſſen in kreiſende, wirbelartige Bewegung verſetzt und die ſich nach wiedererlangter Ruhe der Oberfläche in einer Verdrehung von Aeckern, die mit verſchiedenen Fruchtarten beſtellt waren, in Krümmungen und Windungen von Alleen, in Verſetzungen von Mauern zu erkennen gibt. Bekannt ſind die Obelisken vor dem Kloſter des heiligen Bruno, welche nach dem Erdbeben von Calabrien derartig zerſtört erſchienen, daß die Piedeſtale unverrückt ſtehen geblieben, die obern Steine aber gegen die untern um ihre Achſe horizontal verdreht worden, jedoch gleichfalls liegen geblieben waren. Man führt als Beweiſe ſolcher rotatoriſcher oder kreiſender Erdbeben auch an, daß ſich in Catania auf Sicilien am 20. Februar 1818 Statuen um ihre Achſe gedreht und bei dem Erdbeben von Valparaiſo im November 1822 drei ganz nahe beieinander ſtehende Palmen ſchraubenförmig ineinander verſchlungen haben ſollen. Unter den Ruinen der 1797 zerſtörten Stadt Riobamba fand man das ganze Hausgeräth eines Hauſes unter den Ruinen eines andern. Es entſtanden über das Eigenthumsrecht an den auf ſolche Art fortgeführten Gegenſtänden Streitigkeiten, die von der Audiencia, dem Gerichtshofe, geſchlichtet werden mußten. Wenn man auf die gewaltigen, plötzlich zur Wirkung gelangenden Urſachen hinblickt, ſo findet man derartige Dislocationen durchaus nicht wunderbar, und wenn es auch mit Schauern erfüllt, glauben zu müſſen, daß wir in dem Bereiche von Naturkräften uns befinden, welche im Stande waren, durch einen einzigen Stoß die entſeelten Leiber der Menſchen bis auf Hügel von mehreren Hundert Fuß Höhe zu ſchleudern und binnen wenig Secunden das Leben einer Bevölkerung von 30—40000 Menſchen (Riobamba) auszulöſchen (ein Beiſpiel, welches noch nicht zu den ſchrecklichſten gehört, denn 1693 fanden bei dem Erdbeben in Sicilien gegen 60000 Menſchen in wenig Augenblicken den Tod, und die Zahl derer, welche in den Jahren 19 und 526 unter Tiberius und Juſtinian bei dem Erdbeben in Kleinaſien und Syrien untergingen, ſchätzt man auf zweimalhunderttauſend), ſo ſind doch die Zeiträume, in denen die Erde derartige ſchreckliche Schauſpiele wiederholt, ſo groß, daß ſich der Menſch in der Zwiſchenzeit gern dem Gefühl der Sicherheit hingibt und nach ſo plötzlichen Bewegungen der Erde aufs neue Vertrauen und Glauben auf die Unbeweglichkeit des Bodens unter ihm baut.

Aber außer dieſen plötzlichen Zuckungen iſt die Erdrinde immer fortdauernden Bewegungen unterworfen, Bewegungen, welche ganze Continente allmählich ſich erheben, andere dagegen ſinken laſſen und wodurch die äußern Contouren der Meeresufer, wenn auch in Zeiten, zu denen ſich alle hiſtoriſchen Umwandelungen wie Secunden verhalten, in der mannichfachſten Weiſe umgeändert und figurirt worden. Die Urſachen ſind ebenſowol hierfür als für die Erdbeben in der Veränderung des Drucks und der Spannung, welche die unterirdiſchen Maſſen gegen die Erdrinde ausüben, zu ſuchen. Bisweilen ſind ſolche Hebungen und Senkungen des Landes Folgen von Erdbeben; bisweilen geſchehen ſie ſo allmählich, daß man ſie nur an der Verrückung jahrhundertealter Marken erkennen kann. Eins der überzeugendſten Exempel liefert der Serapistempel an der Meeresküſte von Puzzuoli bei Neapel. In den Ruinen deſſelben finden ſich drei noch aufrecht ſtehende Marmorſäulen, welche aber auch nicht mehr in ihrer urſprünglich ſenkrechten Richtung ſtehen. Ihre Oberfläche iſt bis zu 12 Fuß Höhe glatt und unverletzt. Von da bis zu einer Höhe von 20 Fuß findet man eine Menge Löcher, welche von einer Bohrmuſchel, die nur im Meere lebt, der Modiola lithophaga, herrühren, deren Schalen in vielen dieſer Löcher noch gefunden werden. Als man im Jahre 1749 den Tempel wieder entdeckte, ragten die Säulen mit ihrer

obern Hälfte aus der Aſche und den vulkaniſchen Auswürflingen, die der Veſuv allmählich über ſie geſchüttet hatte, heraus. Durch dieſe Bedeckung war auch ihre untere Hälfte den Zerſtörungen durch die Muſcheln entrückt worden, ſolange der ganze Tempel unter der Oberfläche des Meeres ſich befunden hatte. Es muß nun alſo, da man doch durchaus nicht annehmen kann, daß die Alten einen Tempel auf dem Grunde des Meeres gebaut haben ſollten, das umliegende Land in hiſtoriſchen Zeiten eine Senkung, die wahrſcheinlich die Folge eines Erdbebens geweſen iſt, erfahren haben, wodurch das Meer über ſeine Grenzen in das Land hineintrat. Dieſes Untertauchen der Küſten unter die Fluten muß jedoch eine längere Zeit in Anſpruch genommen haben, wie wir aus den Arbeiten der Muſcheln entnehmen können. Hente ſtehen die drei Säulen wieder am Rande des Meeres und nur über den Fußboden des Tempels plätſchern noch die Wogen. Die Küſte hat ſich alſo wieder gehoben; und wie man annimmt, daß die hauptſächlichſte Senkung bei der letzten Eruption der Solfatara im Jahre 1198 ſtattgefunden habe, ſo vermuthet man auch, daß die letzte Erhebung, welche die Ueberreſte jener alten Bauwerke wieder ans Licht brachte, bei dem großen vulkaniſchen Ausbruch des Aetna im Jahre 1538 erfolgte. Nach dem Erdbeben vom 19. November 1822 fand man, daß die Küſte von Chile auf große Diſtanzen um 3—4 Fuß ſich gehoben hatte, ſodaß zahlloſe Fiſche aufs Trockene gerathen und ganze Reihen von Auſternbänken bloßgelegt worden waren.

Derartige Beiſpiele ließen ſich noch in großer Zahl anführen. Indeſſen iſt es nicht beſonders wunderbar, daß bei einer großartigen plötzlichen Erſchütterung ebenſo, wie ſich Riſſe und Spalten in der Erdrinde bilden, auch dauernde Erhebungen und Senkungen vorkommen können; viel wunderbarer erſcheint dem menſchlichen Geiſte jene Thätigkeit unſers Planeten, infolge welcher in regelmäßigem ſteten Steigen oder Fallen die Contourformen der Länder geändert werden, hier ſich große Länderſtriche aus dem Meere erheben, dort andere eine Beute der mehr und mehr hereintretenden Fluten werden. Derartige Beiſpiele geben faſt alle Meeresküſten, indem ſie an den Felſen noch deutlich die Linien zeigen, bis zu welchen früher das Meer dieſelben benetzte und den Muſcheln erlaubte, ihren Wohnplatz daran aufzuſchlagen. Wir wiſſen von vielen geſchichtlichen Orten ihre Exiſtenz an der Küſte des Meeres, während an jener Stelle jetzt der Fiſcher angeln kann; es iſt aber nie von einem plötzlichen Niedergehen des feſten Bodens die Rede geweſen. Das Feſtland von Südamerika iſt ſeit der Schöpfung der jetzt lebenden Mollnskenſpecies an den Küſten wenigſtens 400—500 Fuß, im Inlande wahrſcheinlich noch höher, emporgetrieben worden. Die Küſte um Palermo muß in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Erhebung von 150—200 Fuß erfahren haben. Bei Bourgneuf in der Nähe von Larochelle liegen die Ueberreſte eines im Jahre 1752 auf einer Auſternbank geſtrandeten Schiffs jetzt 15 Fuß über dem Meeresſpiegel in einem angebauten Felde und die Gemeinde dieſes Orts hat nach und nach ſeit 25 Jahren über 500 Hectaren Land gewonnen. Port Bahnaud, ein Hafenort, in dem die holländiſchen Schiffe früher ihre Salzladungen einnahmen, liegt gegenwärtig 9000 Fuß vom Meere entfernt und auch für Schottland und Irland laſſen die dortigen Verhältniſſe auf ähnliche, oft ſehr beträchtliche Erhebungen ſchließen.

An der ſchwediſchen Küſte hatte ſchon vor mehr als hundert Jahren der berühmte Aſtronom Celſius ein allmähliches Sinken des Spiegels der Oſtſee bemerkt; er ſchrieb dies einer Verminderung des Waſſers jenes Meeres zu. Allein unſer großer Geolog, Leopold von Buch, ſprach aus, daß die Zunahme an Land, der die Ortſchaften an der ſchwediſchen wie an der franzöſiſchen Küſte ſich erfreuten, den Grund in einer vielleicht bis hinauf nach Petersburg reichenden, ſeit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag ganz langſam und unmerklich in aufſteigender Richtung ſtatthabenden Bewegung des ganzen Landes finde. Wie langſam übrigens dieſe Bewegung fortſchreitet, davon kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß bei Kolmar dieſelbe nur etwa einen Fuß im Laufe eines Jahrhunderts ausmacht.

Aus dieſen und ähnlichen Beiſpielen allmählicher Hebungen ganzer Continente folgt für den unbefangenen Beurtheiler, welcher weiß, daß ſich die Erde in ihrem Durchmeſſer nicht vergrößern kann, ſchon von ſelbſt, daß andere Theile der Erdoberfläche dafür einem ebenſo ſteten Sinken unterworfen ſein müſſen. Die ganze ſtarre Umhüllung des flüſſigen Innern verhält ſich wie eine biegſame Schale, die ſich an einer Stelle ausbaucht, an der andern dafür eindrückt; freilich — und darauf müſſen wir beſonders aufmerkſam machen — in Dimenſionen, die gegen die Größe unſerer Erde verſchwindend klein erſcheinen. Ein

Digitized by Google

großer Theil Grönlands zwiſchen dem 60. und 70. Breitengrade iſt in ſtetigem Sinken begriffen. Ueber Mauern von Häuſern, welche vor hundert Jahren noch auf dem Trockenen ſtanden, ſchwimmt jetzt der leichte Kahn der Eingeborenen; über die Anſiedelungen bei Frederikshaab unter dem 62. Breitengrade und über den Ruinen alter grönländiſcher Winterwohnungen unter dem 65. Breitengrade oben bei Ny-Sukkertop ſtrömt jetzt das Meer. Für das Sinken der Küſten von Dalmatien liegen die unwiderſprechlichſten Beweiſe vor und ebenſo ſinkt der Theil des Meeresgrundes im Stillen Ocean, welcher die ringförmigen Koralleninſeln in ſo großer Anzahl trägt.

Das iſt unſere feſte Erde, der wir eine unwandelbare Stabilität zuzutrauen uns gewöhnt haben. Wir unterſcheiden ja alle Körper, je nachdem ſie ihren kleinſten Theilchen eine mehr oder minder entſchiedene Beweglichkeit zulaſſen oder nicht, in gasförmige, flüſſige und feſte; und die letztern ſind für uns eben ſolche, welche, entgegengeſetzt den beiden andern, keine Beweglichkeit im Innern der Molecuien geſtatten.

In dieſer Hinſicht aber gibt es, ſoweit wir die Schöpfung kennen, keinen einzigen vollkommen feſten Körper; denn das feſteſte Geſtein der Gebirge, der härteſte Stahl führt nicht nur die Wellen des Erdbebens, ſondern die unendlich kleinen Schwingungen des Schalls durch ſeine ganze Maſſe mit der größten Leichtigkeit; dieſe Fortpflanzung der Tonwellen iſt aber nur dann möglich, wenn den einzelnen Theilchen dieſer Körper eine Verſchiebung möglich iſt. Wird es da nicht im höchſten Maße wunderbar, wenn wir erfahren, daß der nackte Fels ſeine Rolle als Vermittler des Schalls beſſer ſpielt als die ſanfte elaſtiſche Luft; daß das Nahen der Feinde dem Späher ſich eher und lauter durch die Erſchütterung des Erdbodens als durch die Schwingungen der Atmoſphäre verräth? Ja, die Geſteine ſind in ihrer Beweglichkeit wie Flüſſigkeiten; ſie laſſen die einzelnen, chemiſch verwandten Partikelchen einander zuwandern und ſich um einen gemeinſamen Mittelpunkt gruppiren. So ſcheiden ſich aus dem Granit, währenddeß wir ihn längſt für feſt und unveränderlich halten, die Quarztheile aus, ſtreben einander zu und vereinigen ſich zu Quarzfelſen und Stöcken im Lager ihres Muttergeſteins; freilich gehören dazu Millionen von Jahren, aber das Werk iſt auch ein ſolches, welches ſich mit menſchlichen Maßbegriffen nicht beurtheilen läßt.

Die Felsſchichten falten ſich wie Tücher, ſie kneten ſich wie Teig. In England arbeitet man aus den Kohlenflötzen große Räume aus, indem man dazwiſchen Streben ſtehen läßt, damit die Decke nicht den hohlen Bau verſchütte. Es dauert aber nicht lange, ſo drängt und quetſcht der ungeheuere Druck, der auf dem Ganzen laſtet, die Felsſchichten, welche den Boden bilden, in die leeren Räume hinein; es bilden ſich erſt blaſenförmige Auftreibungen, die, nach und nach immer höher gepreßt, in der Mitte platzen und, ſich von beiden Seiten an die Pfeiler lehnend, das Gewölbe, woraus vor kurzer Zeit die Arbeiter noch Kohlen förderten, bis in die letzten Winkel erfüllen. So wandeln wir auf einem ewig bewegten Grunde, einen feſten Halt gibt uns die Erde nicht und ſie wird ihn ſo lange nicht geben, als noch Leben auf ihr ſich bewegt, als ſie ſelbſt noch im Bilden begriffen iſt. Völlige Ruhe und Sicherheit iſt nur im Tode. Wenn die Erde ihren Blumenſchmuck wird verloren haben, wenn der Kreislauf aller Stoffe geendet iſt, dann iſt ſie feſt und ſicher; — aber dann iſt ihr jetzt jugendlich pulſirender Leib ein kaltes Knochengerüſt wie das Kratergerippe des Mondes. J. S.

Anregungen.

Die Schiller-Goethe-Philologie.

Schon öfter erwähnten wir eine neue Wiſſenſchaft, die unſere Schulen und Akademieen beglückt, die kritiſch-äſthetiſche Textbehandlung unſerer Claſſiker. Beſonders ſind es Schiller und Goethe, die an die Stelle des bereits ziemlich ausgebeuteten Homer und des Horaz getreten ſind. Die Ermittelung des richtigen Buchſtabens in den Schriften Goethe's und Schiller's beſchäftigt neue Bentleys und Lachmanns, die Ermittelung der richtigen Gedankengänge neue Wolfs und Heynes.

Seitdem Goethe's Wort, er hätte in den zweiten Theil des „Fauſt" vielerlei „hineingeheimniſſet", bekannt geworden, erſcheint dieſen gelehrten Herren auch das Allernatürlichſte geheimnißvoll. „Fauſt" iſt gewiß ein gedankenreiches Werk; aber einen ſolchen Tiefſinn, wie dieſe Ausdeuter darin finden wollen, haben wir nie entdecken können. Goethe benutzte die Theoſophie des Mittelalters als charakteriſirenden Schmuck ſeines Werks, ohne ſelbſt Theoſoph zu ſein. Sein nächſtes Intereſſe an Fauſt's Wiſſensdurſt, Wahrheitsdrang und Zwieſpalt mit ſich ſelbſt war ein pſychologiſch-poetiſches. Im Lichte der lebendigen

Erſcheinungswelt iſt wenigſtens der erſte Theil des „Fauſt" allein aufzufaſſen; im zweiten waltet allerdings die Reflexion und Combination vor, aber auch da hat der Dichter meiſt ſeinen Commentar ſchon ſelbſt gegeben. Lieſt man die Deutungen, die unſere literargeſchichtliche Philologie ſchon in vielen voluminöſen Werken vom „Fauſt" vorgebracht hat, ſo kann man ſich oft von einem dringenden Verlangen beſeelt fühlen, nur noch allein die Worte des Dichters ſelbſt zu vernehmen und ſie in der ganzen Natürlichkeit, ja unbeſtimmten Vieldeutigkeit auf ſich wirken zu laſſen, die gerade ihre anregendſte Schönheit iſt und ohne Zweifel den Stimmungen eines wahren Dichtwerkes auch am meiſten entſpricht.

Man leſe z. B. folgende Stelle aus einem fliegenden Blatte, in welchem der Fauſt-Erklärer Köſtlin in Tübingen gegen den Fauſt-Erklärer Düntzer in Köln ſich vertheidigt:

„Sie haben ſich nicht blos in Goethe's, ſondern vor allem in Ihren eigenen «Fauſt» ſo hineingelebt, daß Sie Urtheile über den letztern, wie ich ſie auszuſprechen mir erlaubte, zu ertragen nicht mehr fähig ſind — Wer ſind Sie denn, daß Sie ſich dergeſtalt zum Richter über Ihresgleichen aufwerfen? Wie können Sie es wagen, einem andern, einem Unbekannten die kleinlichſten, läppiſchſten ſubjectiven Motive für ſein wiſſenſchaftliches Verfahren zuzuſchreiben? — Sie ſuchen an einer Reihe von Einzelheiten nachzuweiſen, daß die Schriften über «Fauſt», gegen welche Sie ſich wenden, verfehlt und unbrauchbar, daß aber namentlich die meinige, die Sie mit einer ganz beſonders ausführlichen Erörterung beehren, voll ſei von «Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Unkenntniß, Uebereilung, verblendetem Eigenſinn, Unvernunft, Widerſinnigkeit, Verwirrung, Phantaſie, fixen Ideen, Unwahrheiten, unverantwortlichen Verdrehungen, argen und tollen Entſtellungen», woraus Sie dann den Schluß ziehen, meine ganze Beſprechung «Fauſt's», und zwar auch der von Ihnen nicht behandelten Theile derſelben, müſſe durchaus und in jeder Beziehung unverläßlich und verwerflich ſein. So leugnen Sie z. B. mit eiſerner Stirn, daß das Fauſtgedicht Stellen enthält, nach welchen der Geiſt der Erde es iſt, welcher Fauſt den Mephiſtopheles als Geſellen beigegeben hat, leugnen in gleich unbegreiflicher Weiſe, daß im erſten Monolog Fauſt zuerſt durch Zauberei die wahre Wiſſenſchaft erlangen und ſie, nachdem er ſie gefunden, mittheilen und lehren will, gleich darauf aber aller Wiſſenſchaft abſagt und nur noch nach freiem Natur- und Lebensgenuß ſich ſehnt; Sie ſehen den Widerſpruch nicht, welcher darin liegt, daß Fauſt in ſeiner zweiten Unterredung mit Mephiſtopheles zuerſt weitläufig davon ſpricht, wie er mit ſeiner Hülfe ins Leben hinaustreten, die Welt nach allen Seiten durchgenießen, an ihrem Getriebe thätig theilnehmen wolle, während nachher (in den ältern Theilen dieſer Scene) alles noch ganz anders lautet, Fauſt nur geiſtig, nur «in ſeinem innern Selbſt» alles der Menſchheit Zugetheilte ſich aneignen, nur auf dieſem Wege geiſtiger Aneignung alles Menſchlichen die Krone der Menſchheit erringen will, ſodaß erſt Mephiſtopheles ihn auf den Gedanken bringen muß, ins Leben, in die Welt hinauszuziehen; und wie Sie dieſe Unterſchiede der verſchiedenen Bearbeitungen nicht erkennen, ſo thun Sie Fauſt gewaltig unrecht durch die Behauptung, Genußſucht ſei es, was in ihm auf dem «Spaziergang» erwache, Trieb nach Sinnengenuß allein ſei das Motiv des Vertrags mit Mephiſtopheles; Sie trauen ferner Fauſt, der an einer Univerſität docirt und ſicher «ſelbſt Student geweſen iſt», zu, daß er nichts mehr wiſſe von ſtudentiſcher Heiterkeit (an die er ſich doch wol in der Selbſtmordsſcene erinnert), und daß er daher in «Auerbach's Keller» zum Bewußtſein dieſer ihm ganz fremd gewordenen Seite des Lebens zurückgebracht werden ſolle — So iſt es einfach nicht wahr, daß ich der Erkenntniß der «Seelenkraft», zu der Fauſt im erſten Monolog mit Hülfe des Noſtradamus zu gelangen hofft, «die gewöhnliche Seelenlehre oder Pſychologie» verſtehe, was in dieſem Zuſammenhange allerdings «Widerſinn» wäre; ich verſtehe darunter wie jedermann das gerade Gegentheil von Obigem. Es iſt einfach nicht wahr, daß ich für die Hauptſache der Oſtergeſangsſcene dies erkläre, daß «durch ſie Fauſt die Entfremdung zum Bewußtſein gebracht werde, in welcher er ſich den gewöhnlichen religiöſen Beruhigungsgründen gegenüber befindet»; es verſteht ſich für mich wie für Sie von ſelbſt, daß die Scene zunächſt dazu da iſt, «Fauſt durch eine Erinnerung an ſeine glaubensſelige Jugend vom letzten Schritt zurückzuhalten»; das ſieht und weiß jedes Kind, da es der Dichter ſelber ſagt, darüber brauchte ich wahrlich nichts zu bemerken; meine obige Bemerkung aber geht auf etwas ganz anderes, auf die Stellung der Scene innerhalb des geſammten Verlaufs der Handlung, insbeſondere auf ihre Beziehung zu der Scene des Vertrags mit Mephiſtopheles; ſie will gegen Viſcher nachweiſen, daß die Hereinziehung des religiöſen Elements hier recht wohl an ihrem Orte und keineswegs von den Schwierigkeiten gedrückt ſei, welche er in ihr fand. Falſch iſt es, wenn Sie die Behauptung mir unterſtellen, daß Mephiſtopheles im Keller zu Leipzig ein Zauberſtück mache, um etwaige Zweifel Fauſt's an ſeiner Zauberkunſt zu beſeitigen; falſch iſt es, daß ich in der Scenenreihe, welche Gretchens Geſchichte enthält, chronologiſch alles einzelne in ſchönſter Ordnung finde. Sie behaupten einmal, ich «faſſe die Bedeutung der Tragödie mit Gretchen unbegreiflich ſchief auf», wenn ich ſage, Fauſt mache in ihr die Erfahrung, daß ungeſtümes Streben nach Genuß nur Unglück ſchafft; aber ich möchte doch wiſſen, was für eine andere Erfahrung Fauſt hier mache und worin das, was Sie hierüber ſagen, nämlich Fauſt unterliege der Sinnlichkeit und werde infolge hiervon durch den Anblick der Zerſtörung der ſchönſten Seele niedergeſchmettert, von dem durch mich Geſagten ſich ſachlich irgend unterſcheide. Sie behaupten auf der folgenden Seite, ich verwirre mich in meinen eigenen Ausführungen, indem ich von Gretchens Stadt zuerſt ſage, ſie ſei in Süddeutſchland zu denken, nachher aber «mir einfallen laſſe», es «müſſe Frankfurt ſein». Wo iſt da die «Verwirrung»? Bei mir, der Frankfurt nach Süddeutſchland, oder bei Ihnen, der es nach Norddeutſchland ſetzt? Und wie mögen Sie ſagen, ich behaupte, jene Stadt «müſſe» Frankfurt ſein, als ob ich «Fauſt's Reiſen» in ein geographiſches Schema zwängen wollte; ich nehme vielmehr dort (S. 62) nur gelegentlich, nur zum Behuf deutlicherer Veranſchaulichung des Uebrigen, Bezug auf die Lokalitäten (Leipzig, Harz, Alpengebirg u. ſ. w.), welche natürlich nicht in buchſtäblich geographiſchem Sinne Hauptſtationen von Fauſt's Weltfahrt bilden, aber als ſolche doch durch das poetiſche Gewebe des Ganzen hindurchblicken."

Man ſieht, die neue Wiſſenſchaft und das alexandriniſche Zeitalter iſt in vollem Gange.

Zur Kunde der Natur.

Zwei ſehr freundlich ausgeſtattete Werke liegen uns vor, die gewiß bereits die allgemeinſte Anerkennung gefunden haben.

Karl Müller von Halle, Mitherausgeber der Zeitſchrift „Die Natur", gibt in ſeinem „Pflanzenſtaat" (Leipzig, Förſtner, 1860) die Geſchichte der Pflanzenentwickelung und geht dabei zunächſt von der Entſtehung der Pflanzen, ihrem allmählichen Bildungsproceß aus, weiſt die verſchiedenen Schöpfungs

herde ihrer Zeitigung nach und ſchließt den erſten Theil ſeines Werks mit Beſchreibung der vorweltlichen, theils in größern, theils in kleinern Bruchſtücken wiederaufgefundenen Pflanzenreſte. Die beſte vorweltliche Flora bieten die Thonſchieferlager der Steinkohlenperiode. Nach Cuvier gab den erſten Anſtoß zu der ſyſtematiſchen Lehre der Paläontologie Profeſſor Unger in Wien, ein Gelehrter, der durch die idealen Landſchaftsbilder aus dieſen Epochen genügend bekannt iſt und vielfach auch von Müller citirt wird. Auch den in Breslau als Vorſteher des Botaniſchen Gartens angeſtellten Profeſſor Göppert konnte Müller nicht anders als mit großer Verehrung und als bedeutende botaniſche Autorität in dieſem Fache nennen. Im zweiten Theil entwirft die ſtiliſtiſch ſo gewandte Feder des Verfaſſers eine fortſchreitende Darſtellung der von der Urpflanze ausgehenden verſchiedenen Pflanzenfamilien, geht näher in die Charakteriſtik der Kryptogamen ein, von ihnen ſteigt er zu den Phanerogamen und endet mit einem Rückblick auf den nun durchlaufenen Weg, wobei er ſtets als Hauptaugenmerk die Entwickelungsgeſchichte ſelbſt vor ſich hat. Der Schluß endlich iſt mehr für den Laien berechnet. Das vorher Erwähnte iſt in ſtreng wiſſenſchaftliche Form gekleidet — nun folgt ein Cyklus Landſchaftsbilder in jener Art, wie wir ihnen auch in Roßmäßler's „Jahreszeiten" begegnen. Den vier Jahresabſchnitten folgt das Monats- und Tagesleben des Pflanzenſtaats, endlich das Jahrespanorama. Viele vortreffliche Holzſchnitte machen die Beſchreibungen anſchaulicher.

Noch mehr Nachdruck auf die äußere Ausſtattung iſt in einem zweiten Werke gelegt worden, in welchem H. Berlepſch eine Ergänzung zu Tſchudi's bekanntem „Thierleben in der Alpenwelt" gibt. In ſeinen „Alpen" (Leipzig, Coſtenoble, 1860) hat der Verfaſſer ohne Zweifel den Ton, die ganze Haltung Tſchudi's auf ſich einwirken laſſen und ſich den von ihm hochverehrten Beobachter zum Vorbild gewählt.

Ohne Tſchudi's tieferes Eingehen erfreut er doch durch eine gefällige Schreibart, durch lebendige Schilderungen vieler friſch aus dem Leben gegriffenen Begebenheiten. Er verfällt dabei höchſtens vielleicht zu ſehr in jene minutiöſe Landſchaftsmalerei, die bei einigen unſerer populären Naturhiſtoriker eine Manier geworden iſt. Hervorragend und bedeutend ſind die Abſchnitte: Der Goldauer Bergſturz, die Lavine, Alpenſpitzen ſowie die natürliche, charakteriſtiſche Darſtellung der von Geißbuben, Gemſenjägern und Wildheuern mit wahrer Todesverachtung beſtandenen Gefahren. Bei dem Wildheuer und dem Bannwald begegnen wir Anknüpfungspunkten an Wilhelm Tell — auch iſt jedes Kapitel mit einem ſinnigen Motto überſchrieben. Endlich führt uns Berlepſch auch auf das Gebiet der Sage; er erzählt die Entſtehung der Alpenroſe.

Die artiſtiſche Ausſtattung durch Holzſchnitte und Tondruckbilder iſt eine ſehr geſchmackvolle.

Eine Apologie Mazzini's.

Sollte man glauben, Frederike Bremer gibt im fünften Theile ihres nicht genug zu empfehlenden intereſſanten Werks: „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus), folgende Aeußerung:

„Es gab eine Zeit — vor etwa zehn Jahren —, als der Papſt nicht mehr in Rom herrſchte, als an ſeiner Stelle ein Triumvir herrſchend ſaß und das Römervolk ſich um dieſen ſcharte und Männer und Frauen ſich zu willigen Werkzeugen für das Ziel und das Reich hergaben, welches er als das Italiens, inſonderheit als das Roms — des Mittelpunktes von Italien — verkündigte.

„Was wollten ſie? —

„Daſſelbe, was in dieſem Moment der Erhebung der Geiſter ganz Italien will — ein einiges, freies und edles Italien, unter freien Verfaſſungen, repräſentirt von freien Söhnen des Landes, die es vorwärts zu führen vermögen in der Sittlichkeit, in der Geſetzgebung, in allen Einrichtungen, welche das höchſte Wohl des Volks fördern können. Auch bei Mazzini ſtand das moraliſche Ideal des Staatslebens hoch und obgleich er in demſelben der Religion und der Kirche keinen Platz zugeſtand, erkannte er doch den Heros des Chriſtenthums als Führer und Lehrer auf dem Wege der Freiheit an. Die Befreiung von der Herrſchaft des Auslandes und von der päpſtlichen Gewalt war ihm die erſte Bedingung zur Wiedergeburt Italiens.

„Durch ſeine Perſönlichkeit und Beredſamkeit ſowie durch das, was ſeine Auffaſſung wirklich moraliſch Richtiges und Edles in ſich enthielt, enthuſiasmirte Mazzini viele Menſchen ſowol in Rom wie in ganz Italien. Wenige Männer haben mehr warme Anhänger gehabt wie er. Was ich von mehreren derſelben in Bezug auf ihn gehört habe, hat mir den Glauben eingeflößt, daß er dieſelben wegen der Reinheit ſeines Charakters und wegen der Feſtigkeit ſeines Willens verdient.

„Die Marcheſe von Oſſoli, die amerikaniſche Margarethe Fuller, hat in ihren Briefen die intereſſanteſten Erinnerungen aus dieſer Zeit Roms aufbewahrt, als «Mazzini nie ſchlief, aber auch nie einen Augenblick wankte; als ſeine Hand fieberheiß, aber ſein Blick feſt, ſein Weſen beſtimmt und ruhig war; als junge Männer eher auf ihren Poſten hungerten oder ſtarben als dieſelben verließen; als Mütter in den Hoſpitälern die Glieder ihrer Söhne küßten; als Frauen mit Männern in der Opferfreudigkeit für die Sache des Vaterlandes wetteiferten; als man ſich verſucht fühlte, an der Vorſehung zu zweifeln, wenn all dieſe Liebe und all dieſe Opfer ſich als vergeblich zeigen ſollten!»"

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Kaiser Alexander II. von Rußland. — Ein Brief aus Pesth. — Berliner Briefe. VI. — Briefwechsel.

Kaiser Alexander II. von Rußland.

Man kann wol im allgemeinen sagen, daß in Deutschland die russische Frage der aufgehobenen Leibeigenschaft nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit und Würdigung behandelt worden ist, die einer so großartigen Maßregel gebührt.

Kaiser Nikolaus hat den russischen Namen in Europa und namentlich in Deutschland gründlich verhaßt gemacht. Innigster Bundesgenosse aller Unterdrückungen der Volksfreiheit, ließ er über ein Vierteljahrhundert die großen Geschicke Europas von Metternich regieren, widerrieth jedes Zugeständniß an den Zeitgeist und hatte namentlich Preußen — und hier in militärischen und Adelskreisen noch auf lange Zeit! — bis ins innerste Mark den Forderungen des Liberalismus unzugänglich gemacht. Was noch jetzt den preußischen Militär- und Adelsgeist dem Jahrhundert entfremdet, ist mehr oder weniger die Nachwirkung der russischen Vorposten-Stellung, die Kaiser Nikolaus an Preußen gab.

Aber das Rußland des Vaters ist nicht mehr das Rußland des Sohnes. Wol mögen hier die Organe der Regierung Generationen bedürfen, bis sie eine gründliche Läuterung erfahren haben; die Verkündigung neuer Grundsätze mag in einem Lande, wo der Unterbau jedes freien politischen Lebens fehlt, für den Augenblick Schwierigkeiten bieten; der gute Wille aber, sich dem Geist der Zeit zu unterwerfen, die Sonne der Humanität und Freiheit auch für das große Ostreich der christlichen Welt aufgehen zu lassen, ist in St.-Petersburg entschieden vorhanden.

Die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft hat man in Deutschland mit allerlei klugen Bedenken betrachtet. Das Land wäre nicht reif dafür. Unsere Doctrinäre, immer bereit, einen Zustand der Verknöcherung naturgemäß zu nennen, stimmten in diesem Punkt, wie immer so auch hier, mit unsern Gaeta- und Peterspfennig-Sammlern überein. Die Knute ist diesen Politikern Rußlands angeborene Bestimmung. Aber auch die liberale Partei mistraute! Sie hatte sich freilich seit funfzig Jahren gewöhnen müssen, Rußlands Namen überall zu finden, wo eine Hoffnung bald mit eiserner Faust niedergeschlagen, bald mit diplomatischen Glacéhandschuhen zart erdrosselt werden sollte. So fehlte auch hier ein aufrichtiges Vertrauen. Endlich hat man wol gesagt: Rußlands Finanzen sind so erschöpft, daß der Kaiser Concessionen machen mußte!

Die Wahrheit ist die, daß Kaiser Alexander II., seinen Umgebungen zum Trotz, nicht achtend der Drohungen seiner „Herrenhaus"-Elemente, nicht achtend seines „Kreuzzeitungsthums", die Leibeigenschaft aufgehoben hat in einer Wallung edelster Ueberzeugung und mit dem Bewußtsein, seine Pflicht vor Gott und der Welt zu erfüllen. Zu wenig bekannt und zu wenig gewürdigt ist eine That des muthigsten Durchbrechens aller Hemmnisse, die dem in diesem Punkte so entschieden ausgesprochenen Willen des Kaisers seit seiner Thronbesteigung sich in den Weg stellten. Ein Act der Souveränetät, wahrhaft unterstützt lediglich nur vom persönlichen Willen des Kaisers, hat die Räthe der Krone gezwungen, sich ihm hierin zu unterwerfen. Lesen wir die Darstellung der petersburger Vorgänge, wie sie sich in Alexander Herzen's „Glocke" (Nr. 93) befindet.

In höchster Aufregung trat der Kaiser, ergriffen von dem feierlichen Acte der Befreiung von Millionen seiner Unterthanen, am 26. Januar d. J. in die von ihm niedergesetzte Commission zur Prüfung der Lage der Bauern. Allen denen, die für die Befreiung gestimmt hatten, dankte er, umarmte seine Brüder Konstantin und Nikolaus, die ihm hierin treu verbunden waren, und küßte diese. Dann gab er den einzelnen Commissionen, die so vielfach bestürmt wurden, sein Zeugniß, daß sie mit Pflichttreue und Sachkenntniß verfahren wären. Nachdem erklärte er mit feierlich erhobener Stimme, daß er zwar noch die vollständigste Freiheit, seine Meinung zu äußern, gestatten werde, auch dem Reichsrathe die ihm wünschenswerth erscheinenden Modificationen überlasse, daß er aber dann, wenn das Urtheil gesprochen wäre, keine Veränderungen, Verschiebungen, Verzögerungen mehr zulassen würde, sondern zum 15. Februar die große Maßregel proclamirt haben wollte. Wohl wissend, wie man den Willen eines Autokraten auch in Rußland zu beugen und zu brechen verstehe, rief er seiner Bureaukratie und dem Adel: „Ich wünsche, fordere, befehle es!" Dann wandte er sich zu den Ministern: Er wisse, daß auch sie sich diesem Werk der Humanität widersetzten! Aber er hätte auch ihnen in dieser Hinsicht die volle Freiheit ihrer Meinung gelassen. Jetzt jedoch, wo es zur Entscheidung kommen müsse, verlange er von ihnen ein gänzliches Vergessen ihrer persönlichen Rücksichten, ein unbedingtes, pflichttreues Erfüllen der Aufgabe, die er ihnen gestellt! Er wolle auch nicht den Stand der Bauern getheilt und unter verschiedene Competenzen gestellt sehen, sondern es solle, wie in Rußlands alten Tagen, der Bauer selbst einen eigenen Stand bilden, der untergeordnet sei gleichen Gesetzen und den allgemeinen Gewalten des Reichs.

A. Herzen's Berichte erzählen, daß die Minister Murawiew und Butkow Bemerkungen machten, die der Kaiser kalt ablehnte. Als die Sitzung zu Ende war, sagte Murawiew zu seiner Umgebung: „Ich werde meinen Abschied nehmen müssen!"

Zwei Tage später eröffnete der Kaiser die Sitzung des Reichsraths mit einer ausgezeichnet vorgetragenen Rede, in welcher er mit Klarheit und in einem festen Tone den geschichtlichen Hergang der Verwaltungsmaßregeln darlegte, die seit der Regierung Paul's I. in Hinsicht der Bauern getroffen worden. Er erklärte, daß sein Vater und Onkel vorzugsweise sich bemüht hätten, freiwillige Einverständnisse zwischen Gutsbesitzern und Bauern herbeizuführen, daß aber die Maßregel, die in dieser Absicht zu verschiedenen Zeiten getroffen worden, keinen Erfolg gehabt hätte, nicht (wie man es oft zu erklären suchte), weil die Formen dieser Verhältnisse zu verwickelt wären, sondern weil sich unter Einfluß von Leuten, die sich der Freilassung der Bauern widersetzten, in die Regelung fort und fort Schwierigkeiten und Erschwerungen eingeschlichen hätten, welche er jetzt unter keiner Form mehr dulden würde. „Die Selbstherrschaft", setzte er hinzu, „hat die Leibeigenschaft eingesetzt, die Selbstherrschaft soll sie auch wieder aufheben!"

Auch vor dem Reichsrath umarmte der Kaiser seine Brüder Konstantin und Nikolaus. Darauf folgte eine sechsstündige Debatte, die der Kaiser selbst leitete. Da ihm die Worte entschlüpft waren: „Sie können an der Regelung einige kleine Veränderungen machen, wenn Sie es für nöthig finden, aber das Wesen der Sache muß unverändert bleiben!", so stand Graf Stroganow auf und fragte: Was darunter verstanden wäre, „einige kleine Veränderungen machen"? Der Kaiser antwortete: „Sie wollen, wie es scheint, meine Worte nicht verstehen; ich glaube, sie waren deutlich genug!" Stroganow war bisher Gegner der Freigebung, jetzt trat er zur Majorität über. Präsident Bludow sprach viel, aber, wie immer, weitschweifig. Minister Gortschakow begann so dunkel und unverständlich, daß der Kaiser ihn unterbrach: „Aber was wollen Sie denn eigentlich?", worauf Gortschakow herausplatzte und sagte: „Freiwillige Einverständnisse!" Diese stete, alte, mißliche Voraussetzung der Zustimmung der Bauern! Murawiew gesellte sich ihr offenbar zu, indem er erst sechs Monate haben wollte, um die Bauern — zu zählen! Minister Lanskoi sagte trocken: „Dazu brauchen Sie sechs Jahre!" Minister Graf Panin beanspruchte für solche Verzögerungen deren dann noch mehr. Fürst Mentschikow, ein energischer Gegner der Emancipation, schwieg ganz. Nur einmal unterbrach er sein Schweigen, um mit aller Stärke wenigstens die polizeiliche Gewalt des Gutsherrn, d. h. — die Knute — zu reclamiren. Auch Fürst Gagarin verlangte freiwilliges Einverständniß. Ribeaupierre, ein Gegner der Emancipation, schwieg. Dolgoruki ergab sich ebenso in sein Schicksal. Ignatiew wollte seinen Widerspruch durch eine Schmeichelei maskiren und sagte: Die Commission hätte vergessen, zu den Kirchenfeiertagen (an denen die Bauern nicht arbeiten sollen) die Feiertage der kaiserlichen Familie zu reihen! Der Kaiser sah ihn darauf mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung an. Das ruhige Wort: „Gehört nicht hierher!" schlug den Höfling, der beiden Parteien gerecht sein wollte, so nieder, daß es die ganze Versammlung eisig überlief.

Die Abstimmung ergab 8 Stimmen gegen die Maßregel, 37 für. Dolgoruki, Kniaczewitsch, Murawiew, Gagarin gehörten zu den Gegnern.

Als der Ukas des Kaisers dann erscheinen sollte, erbat sich der Gouverneur der Stadt Befehle, ob er nicht die Truppen consigniren und den kaiserlichen Palast besetzen sollte. Auch diesem erwiderte der Monarch mit einem Ausdruck des tiefsten Mitleids: Er sähe mit Schmerz, wie wenig seine Umgebungen ihre Zeit verstünden! Dem Augenblick der Befreiung seines Volks glaube er ruhig und ohne jede Besorgniß entgegenharren zu können.

Jedermann, der diese hochherzigen Handlungen und Worte liest, wird wünschen, daß das neue polnische Intermezzo den edeln Fürsten nicht in seinem Glauben an den Geist der Zeit beirren möge.

Ein Brief aus Pesth.

— — Da bin ich denn auf einem Boden, der so heiß und glühend ist, daß ich niemanden beneide, der hier Ordnung und feste Gestaltung bringen soll! Wahrlich, hier sieht man, daß wir in Europa seit funfzig Jahren in der Irre gegangen sind und Dinge verfehlt haben, die gar nicht mehr nachzuholen sind! Europas Boden ist unterminirt und wo man nicht vorbedacht gewesen, die Reparatur zeitig vorzunehmen, springt bald da, bald dort ein Werk auf, entblößt die innern Schäden und macht ganz neue Hülfen nöthig. Das Regieren ist schwer geworden! Hätte die österreichische Hofburg es verstanden, auch nur vor einem Jahre wenigstens vorahnend die Dinge, die da kommen müßten, durch Concessionen abzuschneiden, sie stünde jetzt wie eine feste Burg! Nun treibt und wogt es durcheinander und niemand sieht das Ende. Mit jeder neuen Concession haben sich die Ansprüche der Ungarn gesteigert und gegenwärtig, wo man die Hierherkunft des Kaisers zur Krönung erwartet, sind immer noch die Hindernisse nicht beseitigt, obwol Graf Apponyi wie jeder, der von Wien zurückkommt, Vertröstungen bringt.

Die Sache ist, daß man selbst das Gewährte mit Mistrauen betrachtet.

Wer will es den Ungarn verargen, wenn sie durch böse Erfahrungen aus älterer und neuerer Zeit ungläubig geworden sind! Wer muß nicht die Beharrlichkeit der Ungarn, auf alle ihre alten Rechte zu bestehen, für eine begründete halten! Und man muß den Ungarn die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie zur Zeit nicht unbedeutende Staatsmänner von gutem Klange

aufzuweisen haben, während nicht das kleinste Unglück des österreichischen Staats darin liegt, daß es jetzt in der Noth unter seinen Büreaukraten keinen vollgültigen Staatsmann aufzufinden weiß.

Daß bei diesem Schäumen und Kochen der innern Leidenschaften auch manches am Grunde haftende Unschöne an die Oberfläche kommt, arge Gewaltscenen an manchen Orten ausbrechen, ist bei der Aufregung, in der die Bevölkerung so lange gehalten wird, begreiflich; man müßte sich umgekehrt wundern, daß bisjetzt noch nicht Schlimmeres eingetreten ist. So schilderte man uns den hiesigen Aufenthalt, bevor wir hierher kamen, als für einen Deutschen nicht geheuer; doch fand ich alles in größter Ruhe und Stille und die Einwohner wunderten sich über die ausgestreueten Befürchtungen.

Eine große Schwierigkeit, die sich bei Ungarns Wiederherstellung geltend macht, ist der Umfang des magyarischen Gebiets. Die Ungarn beanspruchen Kroatien, Dalmatien und die Militärgrenze, welche mit ihnen immer verbunden gewesen wären. Von Wien aus sucht man natürlich das Nationalitätsprincip, das sie selbst betonen, nun auch gegen sie auszubeuten und diese slawischen Provinzen abzulösen. Eine Ursache, weshalb man in Wien diese Loslösung betreibt, liegt besonders darin, daß die Ungarn ausdrücklich darauf bestehen, durch Beamte verwaltet zu werden, die aus ihrer Mitte gewählt werden. Es würde dadurch eine Unmasse von Beamten mobil und die Schwierigkeit und der Ueberfluß derselben noch in dem Maße stärker werden, wenn Kroatien sich an Ungarn annectiren sollte. Das neuliche Deák'sche Memorandum soll auf Kroatien und die Militärgrenze seine Wirkung nicht verfehlt haben und dadurch die Lage Oesterreichs immer trüber machen.

Das größte Hinderniß einer soliden Ausgleichung bildet leider das Geld. Auch hier in Ungarn wie in Italien tauchen die Auskunftsmittel der Loskaufung, der Uebernahme eines Theils der Staatsschuld von seiten der Ungarn auf. Wer hätte gedacht, daß Oesterreichs Ueberschuldung so fast persönlich vom Glanz des Kaiserthums müsse gebüßt werden! Steuerbewilligung, Rekrutenaushebung will Ungarns Landtag selbst decretiren. Es ist voraussichtlich, daß die Ungarn auch nicht Einen Soldaten zu einem Kriege gegen Italien hergeben werden.

Der Anblick der Stadt selbst gewährte uns einen belebenden, erfrischenden Eindruck: Brücken, große Straßen, welche die freieste Luftströmung gestatten; frisch getünchte Häuser; der großartige, aus Stein hergestellte Kai am Donaustrome, auf dem Dampfer und eine Menge Segelschiffe wimpeln; die kühn über den Strom hingeworfene Kettenbrücke; der in gerader Richtung durchbrochene Tunnel, um die Communication mit Ofen herzustellen; die in der Höhe schwebenden Befestigungswerke der Stadt Ofen — alles das gibt dem Gemüth einen erhebenden, wohlthuenden Eindruck.

Es war Ostersonntag und die Eröffnung des Landtages — Sie können wol denken, daß alle Hotels überfüllt waren! Ueberall wimmelte es von schmucken und in phantastische Anzüge gekleideten Männern, von schlanken schwarzhaarigen und schwarzäugigen, mit blassem Teint und stolzem Blick daherwandelnden Frauen. An und für sich ist die ungarische Tracht ein Spiel und ein theueres — sie öffnet dem Kleiderluxus Thür und Thor. Wenn man den ersten, allerdings gefälligen Eindruck längere Zeit genossen hat, kann man kaum an dieser Spielerei Gefallen finden; vollends zu tadeln ist die kleinliche Tyrannei, die sie in dieser Hinsicht auf Andersgekleidete ausüben, ich kam mir in meinem Cylinder und schmucklosen Anzug nicht allein vereinsamt vor, sondern hatte es nur meiner Fremdenstellung zu verdanken, unbespöttelt hindurchzukommen. Um ein permanentes Zeugniß magyarischer Selbständigkeit gegenüber der österreichischen Regierung zu geben, wird man hoffentlich eines solchen kleinlichen Behelfs nicht benöthigt bleiben.

Sonst kann man selbst nach einer flüchtigen Ansicht von Land und Volk demselben die Bewunderung nicht versagen, wie ruhig und im passiven Widerstande achtungswerth alles auf seinen Rechten beharrt.

Berliner Briefe.

VI.

— — Diesmal ist das Osterfest ein wirkliches Auferstehungsfest gewesen. Es keimte und grünte allerorten. Hyacinthen, Primeln und Veilchen hoben die duftenden Häupter empor und über die kahlen Wipfel der Bäume hauchte ein warmer Odem, der die schwellenden Knospen trieb.

Die Menschen strömten scharenweise hinaus, das neue Werden zu belauschen. Am Ufer der Spree, unfern den Zelten, lagen vom Winterstaube gesäubert die Gondeln „vor Anker", die Tanzlustige, gleich den ersten Schwalben, nach Moabit führten, während die Tische im Freien vor den Zelten sich schon mit den durstigen Seelen der berliner Bürger und deren Damen (so elegant sitzen sie, daß man sie nicht anders zu nennen wagt) umgaben und ihre Ovationen dem Gambrinus darbrachten, den Segen des Hopfenbaus zu Neutomysl im Posenschen anerkennend.

Es ist nämlich ein interessantes Factum, daß diese seit dreißig Jahren bestehenden polnischen Hopfenanlagen — erwarten Sie keine Anspielung auf die polnische Frage! — die einzigen großartigen in Preußen, sich so gehoben haben, daß, während man im Jahre 1837 nur 500 Centner erntete, man gegenwärtig 18—20000 Centner gewinnt. Das Verdienst der höhern Cultur des dortigen Hopfenbaus gebührt — keinem Polen, sondern dem Kaufmann Flatau, einem intelligenten Mann, der, falsche Vorurtheile nicht ohne Mühe überwindend, durch Beharrlichkeit, Fleiß und Geldopfer es dahin brachte, den neutomysler Hopfen gegenwärtig wie den böhmischen und bairischen gesucht zu machen, sodaß er mit gleichem Renommée auf dem Weltmarkt erscheinen darf. Es ist durch den rationellen Betrieb dieses edeln Gewächses, das jetzt einen Flächenraum von 6000 Morgen im Buker Kreise innehat, der früher ganz verarmten Bevölkerung Wohlstand gegeben

werden; seine Pflege beschäftigt gegenwärtig 10000 Menschen. In dem letztverflossenen Jahre, wo die Hopfenernte im Auslande schlecht war, wurde der Centner neutomysler Hopfen mit 160 Thalern bezahlt und die Bruttoeinnahme belief sich auf 2,200000 Thaler. Kein Wunder, daß der Berliner sich mit gleichem Recht wie der Baier dem höherstehenden Hopfengebräu zuwendet und Weißbier immer mehr in Verfall kommt.

Von dieser gesegneten Bierindustrie wenden wir uns zu der der Ostereier — die, wie es heißt, der Hase am Grünen Donnerstag in die Nester der berliner Conditoren legt. Nicht die kühnste Phantasie reicht aus, sich die Wirklichkeit dieser Massenlieferungen vorzustellen. Vom Straußen- bis zum Kolibri-, vom Kasuar- bis zum Kukukei kann hier nicht nur der Ornithologe seine Studien machen, nein, auch der Alterthumsforscher. Er sieht in Photographieen die Tempel und Trümmerpaläste der Vorzeit auf diesen Eiern. Man wird demnächst ein Ei als Visitenkarte mit seinem Porträt abgeben können.

Farbig wie der Lenz bringt nun auch die Damenwelt, die schwarze Verpuppung abstreifend, zum Sonnenlicht. Gerson hat die indischen Shawls aus den Thälern des Dawalagiri und von den Hochebenen Tibets zur Auswahl herbeigezaubert. Dem märkischen Grauben steht es frei, seiner Freigebigkeit den Zügel schießen zu lassen und gleich dem indischen Fürsten oder Shah von Persien seine Gattin in einen Kaschmir von 1000 oder 1200 Thalern, ganz nach Willkür, einzuhüllen. Lyon und Wien senden, dem Orient Concurrenz machend, ihre Webereien, und wenn das Kapital fehlt, so versichern die Damen, sie hätten es sich „ernstlich verbeten, mit so warmen Tüchern" versorgt zu werden; sie zögen die leichtern Longshawls von Musselin de laine den türkischen bei weitem vor — eher wird ein Fabrikat aus Kanton, aus dem uns jetzt näher gerückten China, entgegengenommen oder ein Reiseplaid, der für zehn Thaler dieselben — ja den Touristen nächst der Mantille von Mull — bis zu welcher Aschenbrödeldegradation das stolze spanische Kind der Spitzenmantille herabgesunken ist — noch bessere Dienste leistet als der schwere Kaschmir. Für solche, die der Trauerfarbe „aus Patriotismus" noch nicht ganz entsagen wollen, sind schwarze Tibettücher da mit lila Gros de Naples-Besatz à la Garibaldi und Cavour, schwarzseidene Damenpaletots à la Reine de Naples — deren goldener Lorberkranz bei Sy u. Wagener ausgestellt ist. Die buntledernen Kragen und Manschetten, die als höchst geschmacklos im vorigen Jahre auftauchten, nehmen ihren Rückzug; — für eine Campagne mögen sie ganz praktisch sein, zumal für Marketenderinnen; für andere dürfte man diese Tracht mehr als krankhafte Idee denn als geschmackvolle Abwechselung gelten lassen. Anders war es mit den reizenden, in Gold und Seide gestickten Zuavenjäckchen und -Hemdchen; ein so bekleidetes Armeecorps hätte, vor welchem Feind es auch erschienen wäre, nur siegen können und sich die Welt erobert; — jetzt liegen nur noch Ueberreste jener goldgestickten Jäckchen vor uns und klagen traurigen Blicks über die Unbeständigkeit der launischen Göttin Mode, die jetzt nur leichte Jäckchen à la Pio Nono bietet. Statt der Korn- und Hafergarben, welche die Damen im vorigen Jahre symbolisch als Erntesegen auf ihren Hüten trugen, sind dieselben jetzt mit Netzen theils überzogen, theils garnirt — das deutet auf den einzusangenden Peterspfennig, d. h. auf die unzweifelhafte Bewilligung der — Grundsteuer; denn was für Rom der Peterspfennig, ist für uns das Militärbudget, und das geht erst durch, sagt man, wenn das Herrenhaus die Grundsteuer bewilligt.

Herr Professor Erdmann aus Halle beliebte in den wissenschaftlichen Vorträgen der Singakademie in altgewohnter Weise mit der Wissenschaft geistreich zu spielen. Sein Thema war: „Ueber den Traum und ihm verwandte Zustände." Die Wissenschaft möge ihm vergeben, daß er sie zum Spiel seines Witzes macht, der in der That dem gebildetern Theil auch wie ein ängstliches Alpdrücken des Traums und nicht wie ein geistiges Tagesgesicht vor die Seele treten mußte. Die Fülle von Vergleichen, die der geistsprühende Gelehrte anstellte, bestätigte den Ausspruch: „Omne simile claudicat."

Um im volkswirthschaftlichen Sinne auch dem Unbemitteltsten Gelegenheit zu geben, die geringen Ueberschüsse ihres Erwerbs zu verwerthen, beabsichtigt man, hier wie in England „Penny-Banken" ins Leben zu rufen, auf welche wir nächstens zurückzukommen gedenken. Wir bemerken nur noch, daß der Zuckercongreß, der kürzlich hier tagte, immer noch vergebens auf die Gewährung der Export-Bonification harrt. Es dauert etwas lange, ehe die deutschen Kleinstaaten über die gemeinsamsten Interessen des großen Vaterlands einig werden — wenn sie nicht gar an dieser beliebten Uneinigkeit scheitern, woran es auch diesmal nahe daran war. Nach amtlichen Berichten waren im Jahre 1859 in Preußen in 6322 gewerblichen Anlagen 9799 feststehende Dampfkessel, von denen 918 allein auf die Zuckerindustrie kommen, deren im Regierungsbezirk Magdeburg 413 thätig sind.

Aus der Theaterwelt sei noch berichtet, daß Herr Commissionsrath Deichmann die Absicht hat, sein Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater so weit zu vervollkommnen, als dies mit Ausschluß der den Nebentheatern leider untersagten Tragödie möglich wird. Schon ist ein glücklicher Anfang gemacht worden. Eine Jugendarbeit Freytag's wurde mit Beifall gegeben. Ein neuer Dramaturg, Julius Lasker, bewährter und gründlicher Kenner der Bühne, verspricht, Plan und Ordnung in den Gang der artistischen Vorbereitungen zu bringen. Eine vom König jährlich gewährte Subvention beträgt 2500 Thaler.

Briefwechsel.

— Herrn K. in Westfalen. „Rosen am Gletscher" und der Falter, träumend im Schoße der Rose, an deren Duft er sich berauschte, träumend von dieser nämlichen Rose und dabei nicht bedenkend, daß infolge seines sich zu viel zumuthenden Rippens und daraus entstandenen Rausches ihn der nächste Morgen als — „todten Falter" küßt — und das Ganze dann überschrieben: „Es regt im Traum die Flügel" — Bester, solche Lyrik liegt jetzt auf deutschen Secundaner- und Mädchenpensionatspulten massenhaft!

— Herrn L. Baum in Hannover. Die Adresse ist einfach: „Bromberg im Posenschen."

— Herrn L. F. in Wien. Ihrem Wunsch, Uebersendung eines Exemplars, soll entsprochen werden.

— Herrn W. O. zu Salza. Angenommen.

(Ausgegeben am 18. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 17.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller. II. — Ein Civilisationsversuch. Von Dr. M. J. — Aus dem Zoologischen Garten in London. Von E. Kühns. I. — Ludwig Rellstab und Theodor Mügge. — J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung". — Neue Gedichte. III. — Lenzwanderung. Von Heinrich Zeise. — Die Rache. Von A. Georgi. — **Neues aus der Welt.**

Aus Petrarca's alten Tagen.

Von Otto Müller.

II.

Als Malpaghino mit seinem Vortrag zum Schlusse gekommen war, sprang Petrarca mit einer Leichtigkeit, die zu dem Phiegma seiner wohlbeleibten Gestalt und seinem bedächtigen Wesen einen merkwürdigen Gegensatz bildete, vom Sessel empor, ging mit ausgebreiteten Armen, wobei ihm die saftigen Hängewangen stark zitterten, auf den Jüngling zu, drückte ihn stürmisch an sein Herz und sagte dann, auf seinen Stuhl zurückfallend, in feierlich bewegtem Tone:

„Wenn Gott dich am Leben erhält, so wird etwas Großes aus dir werden, mein lieber Sohn! Der Wohlklang, die Schönheit und Würde in diesen Strophen müßten jeden Kenner der wahren Poesie, dem dein jugendliches Alter unbekannt wäre, zu dem Glauben verleiten, ein geübter und in der feinen Latinität wohlerfahrener Dichter von gereiften Jahren habe diese Ode verfaßt! Ich will daher Gott täglich bitten, daß er dich das werden lassen möge, was ich selber sein möchte!"

Aber so wahr und unverstellt auch dieser Ausdruck einer herzlichen Freude über den Gewinn eines so talentvollen, vielversprechenden Schülers gewesen war, nahm doch gleich darauf sein Benehmen wieder die frühere kalte Würde und Zurückhaltung an; ja sogar drückte sich vorübergehend ein recht deutlicher Aerger über sein dem Jüngling unwillkürlich gespendetes Lob in seinen Zügen aus und bei dem Versuche, diese Mißlaune gegen sich selber Malpaghino zu verbergen, rückte er unter fortwährendem Hüstein vergnügt auf dem Sitze hin und her.

Nach einer Pause nahm er sodann wieder das Wort, wobei er jedoch auffallend den jungen Menschen anzusehen vermied, und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Der braven und tüchtigen Leute sind allerdings heutzutage so wenige in der Welt, daß schon ein so redliches Streben nach Tugend und wahrer Weisheit wie das deinige einen, der nicht ganz umsonst gelebt hat, mit aufrichtiger Freude erfüllen muß! Deine Verse verrathen in der That ebenso viel edles Gemüth als richtiges Verständniß für tullianischen Wohllaut. Was ich vielleicht noch zu wünschen hätte, wäre, daß sie ihrem Muster, dem Horatius, mehr ähnlich als gleich sein möchten, ähnlich wie etwa ein Sohn seinem Vater, nicht wie ein Bildniß seinem Originale.*) Denn ein Porträt ist um so besser,

*) Wir bemühen uns, hier und an andern Orten Petrarca so viel als thunlich mit seinen eigenen Worten redend einzuführen.

je mehr es seinem Vorbilde gleicht; ein Sohn dagegen kann dem Vater beinahe in allen Stücken höchst unähnlich sehen und doch ist etwas an ihm, was die Maler den Lichtschnitt heißen, woran jeder sogleich den Vater eekennt. Oder, um noch deutlicher zu sein, die Bienen ziehen nur den Saft aus den Blumen, aber ihre Farbe lassen sie ihnen und aus verschiedenen Säften bereiten sie einen Honig, der süßer ist und schmackhafter als jeder einzelne Saft. So soll auch der Dichter die Wahrheit in schöne Hüllen kleiden, daß sie dem ungebildeten Pöbel wie dem gelehrten Dünkel verschlossen bleibe, dagegen für den geistvollen und gebildeten Leser zwar mühsam zu suchen, aber desto süßer ist, wenn er sie gefunden. Habe ich unsern Freund Jacopo richtig verstanden", fügte er, die Bestürzung des jungen Studenten bei diesem wenig verhüllten Tadel der mangelnden Originalität seiner Ode bemerkend, freundlicher hinzu, „so bist du in der guten und lobenswürdigen Absicht zu mir gekommen, deine Kenntnisse in der classischen Sprache und Literatur unserer Vorfahren immer mehr zu vervollkommnen."

Kleinlaut bejahte Malpaghino diese Frage und kaum vermochte er seine Thränen zurückzuhalten, als er mit flehender Stimme und gefaltenen Händen in unsaglicher Herzensangst hinzusetzte:

„Ja, Signore Petrarca, von Euch hängt nun das ganze zukünftige Heil meines Lebens ab! Denn die Ehrfurcht, die ich für Euch und Euere große Gelehrsamkeit hege, hat mir längst alle Professoren Paduas, mit Ausnahme meines alten Leheers Donat, zu ewigen Feinden gemacht! Fordert darum jeden, auch den schwersten Dienst von mir, wenn Ihr mich nur nicht verstoßen, sondern mir die einzige Gnade erzeigen wollt, einige wenige Stunden in der Woche Euern unschätzbaren Unterricht genießen zu dürfen! Ach! Nur eines kleinen Bruchtheils Euerer reichen Gelehrsamkeit theilhaftig zu werden, hätte für mein ganzes Leben größern Werth als aller scholastische Weisheitskram, alle aristotelische Abgöttereil"

Wohlzufrieden mit diesem Geständniß seines jugendlichen Bewunderers nickte der erklärte Gegner der scholastischen Wissenschaft und begeisterte Verehrer Plato's beifällig mit dem Haupte und sagte mit mildernstem Nachdruck:

„Nicht diese und jene Wissenschaft macht die wahre Geiehrsamkeit aus, mein Sohn, sondern alle zusammen vollenden die allgemeine Menschenbildung, und wahrhaft gelehrt ist allein nur der strebsame, tugendhafte Mensch! Sieh' doch, wie nichtig und eitel all diese sogenannten Fachstudien im Grunde genommen sind! Der Grammatiker lehrt zwar die Gesetze der Sprache, aber wie leichtfertig befolgt er nicht die ewigen Gesetze Gottes! Der Dichter will viel lieber in seinem Lebenswandel als in seinen Versen hinken; der Geschichtschreiber kümmert sich um die Thaten der Könige und Nationen, von seinem eigenen kurzen Dasein aber weiß er uns keine Rechenschaft zu geben. Die Arithmetiker und Geometer wollen alles messen und berechnen, nur mit ihrer Seele wissen sie nichts anzufangen; die Musiker leben allein für ihre Töne, aber nicht für die Harmonie ihrer Handlungen; die Astronomen sehen Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, aber die Dunkelheit ihres eigenen Geistes erkennen sie nicht; die Philosophen forschen nach dem Urgrund aller Dinge und wissen nicht, was Gott der Schöpfer ist; sie beschreiben uns die Tugend und üben sie nicht! Aus den Theologen sind Dialektiker geworden, wenn nicht gar Sophisten; sie wollen nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein und selbst das wollen sie nur scheinen! Diejenigen aber, welche die Eloquenz zu ihrem Studium machen, hüten sich zwar aufs ängstlichste, in ihren Reden ungebildete und gemeine Woete zu gebrauchen, aber den elendesten Schmuz des Lebens vermeiden sie keineswegs. O, wenn du wüßtest, mein Sohn, wie vermessen, eitel und heuchlerisch all dieses gelehrte Zunfttreiben demjenigen vorkommen muß, dem keine noch so große Gelehrsamkeit etwas gilt, wenn ihr Endziel nicht mit dem des gesammten menschlichen Lebens in Eins zusammenfällt, du würdest deinen jugendlichen Geist zunächst auf Thaten richten! Denn in den Worten ist eitel Großthun, mühseliges Singen, hohler Klang, in den Thaten dagegen Ruhe, Tugend und Glück! Was half es selbst dem großen Cicero, andere zu belehren? Was nützte es ihm, immer in den prächtigen Worten von der Tugend zu reden, wenn er sich doch selber nicht folgte?"

Er holte nach diesen in lebhafter Erregung und mit steigendem Pathos gesprochenen Worten mehrmals tief Athem, dann klappte er hastig, als ärgere ihn von neuem seine Mittheilsamkeit und rückhaltlose Vertraulichkeit gegen einen jungen, unbedeutenden Menschen, den vor ihm liegenden Folianten zu, nahm seine beiden Katzen auf den Schos und streichelte sie so zärtlich, wie wenn er

ihnen und nebenbei auch Giovanni durch ſeine Liebkoſung zu verſtehen geben wolle, daß doch nur ſie allein Gnade vor ſeinen Augen fänden.

Malpaghino wußte in der That nicht mehr, was er von dem allen denken und wie er ſich dem launenhaften, reizbaren und aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzten Weſen Petrarca's gegenüber verhalten ſolle. Offenbar kämpfte in dieſem die Neigung, ſich des verlaſſenen talentvollen Jünglings anzunehmen, mit irgendeinem andern gewichtigen Bedenken und darüber konnte der unentſchloſſene Mann, der gewiß noch ſelten im Leben aus ſich ſelber heraus einen raſchen Entſchluß gefaßt hatte, zu keinem Reſultate kommen. So ſchien er denn förmlich gegen ſich ſelber mislaunig und gereizt zu ſein, daß ihm Giovanni dieſe Sympathie einflöße; vielleicht hatte er ſogar gehofft, er werde an dem jungen Menſchen irgendeinen weſentlichen Grund zum Tadel entdecken, um ihm ohne langes Bedenken die Aufnahme in ſein Haus verweigern zu können. Aber alles, was ihm ſein vierjähriger Freund und Hausarzt Jacopo Dondi und vielleicht auch noch eine andere Perſon von gleich gewichtigem Einfluß auf ſeine Entſchließungen zu Malpaghino's Empfehlung mitgetheilt hatte, fand er ſchon in der erſten Stunde ſeiner Bekanntſchaft mit dem Jüngling ſo unwiderlegbar beſtätigt, daß ihn vielleicht in ſeiner allzu ängſtlichen Sorglichkeit ſchon jetzt der Gedanke beunruhigte, der junge Menſch, welcher da zwiſchen Furcht und Hoffnung die Entſcheidung über ſein ganzes Lebensglück von ihm erwarte, werde ſich ihm bald in einer Weiſe unentbehrlich machen, daß er ihm auch keine andere Bitte mehr verſagen könne.

So im Gedränge zwiſchen ſeiner natürlichen Herzensgüte und ſeinem mistrauiſch unentſchloſſenen Weſen zögerte er trotz der dem jungen Studenten ertheilten Lobſprüche noch immer, das letzte entſcheidende Wort zu deſſen Gunſten auszuſprechen und Giovanni einfach zu ſagen, daß er ihn als Schüler in ſein Haus aufzunehmen bereit ſei, nachdem er ſich von der Würdigkeit deſſelben ſo unzweifelhaft überzeugt hatte. Er würde auch wol ſobald noch nicht aus eigenem freien Antriebe heraus zu dieſer Entſchließung gelangt ſein, wäre ihm nicht ſelber zur guten Stunde, da der arme Giovanni ſeinem zaudernden Gönner gegenüber wie auf feuerigen Kohlen ſtand, ein Retter in der Noth erſchienen, der ſeinem unentſchiedenen Weſen ein raſches Ende machte und ihm dasjenige glücklich ausführen half, wozu er doch den feſten Vorſatz ſchon vor ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit dem paduaner Flüchtling gefaßt hatte.

Denn plötzlich bewegte ſich der eine Seitenthür im Hintergrund des Zimmers verdeckende ſeidene Vorhang, ein blühender Mädchenkopf ſchaute aus den Falten deſſelben ſchelmiſch lächelnd hervor und nickte zuerſt hinter Petrarca's Rücken Giovanni bedeutſam zu, damit dieſer keine allzu große Ueberraſchung verrathen möge, ehe ſich der Vorhang völlig auseinandertheilte, und Franceſca, das liebreizende Kind der Provence, ins Zimmer trat. Einen friſchgepflückten Strauß herrlicher Roſen in der Hand, flog ſie auf den Vater zu, beide Katzen ſprangen beim Anblick ihrer holden Feindin mit raſchem Sätzen vom Schoſe ihres Patrons, überraſcht drehte ſich dieſer nach ihr um und ſchon fühlte er ſich von ihren Armen zärtlich umſchlungen, wobei ſie ihm den friſchduftenden Strauß über die Schulter vor die Augen hielt.

„Zanke nur immer zu, Väterchen, daß ich dir abermals deine Roſenbeete geplündert habe!" ſchmeichelte ſie, ihn liebkoſend, mit ihrer wohllautenden Stimme und legte den duftenden Strauß vor ihm auf den Folianten nieder. „Als wenn die Blumen, die du im vergangenen Herbſt mit deinen eigenen Händen gepflanzt und gepflegt haſt, ihre Beſtimmung, dich zu erfreuen, nicht ebenſo gut hier in der Stube wie draußen im Garten erfüllen könnten! Weil du nicht zu ihnen hinunterkommſt, ſo kommen ſie zu dir herauf. Sieh' nur die herrliche Mooskoſpe da mit dem perlenden Thau auf ihren zarten Blättern! Kaum hat der erſte Morgenſtrahl ſie wach geküßt, ſo will ſie auch ſchon den Sänger der Roſen und Lilien im liebtichen Thale von Vaucluſe von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen — Ach, das iſt ja wol der junge Menſch, den mir Freund Jacopo zum Lehrer in der lateiniſchen Grammatik beſtimmt hat?" rief ſie, als bemerkte ſie erſt jetzt Giovanni's Anweſenheit im Zimmer und ſpielte die Ueberraſchte ſo natürlich und meiſterhaft, daß Petrarca unmöglich an eine Verabredung zwiſchen beiden glauben konnte. „Schön, Herr Giovanni Malpaghino! So heißt Ihr doch wol? Mein lieber Vater hat Euch gewiß ſchon für die gute Abſicht gedankt, daß Ihr Euch die Mühe nehmen wollt, mich die lateiniſchen Vocabeln zu lehren, damit ich recht bald im Stande ſein werde, ſeine herrliche „Africa" und den Virgil in der Originalſprache zu leſen?"

Sie ſagte dies mit ſo großer Unbefangenheit, daß der Jüngling, wiewol er auf den erſten Blick das ſchöne Bauernmädchen Lucia wiedererkannte, beinahe noch einmal an eine Verzauberung geglaubt hätte. Denn erſchien ſie ihm auch in der gewählten reichen Kleidung des vornehmen Fräuleins womöglich noch ſchöner und reizender als am vorgeſtrigen Abend in der Tracht der jungen Gebirgsbewohnerin, ſo war doch der Eindruck, den ihr munteres, natürliches Weſen im Gegenſatz zu der gelehrten Umgebung heute auf ihn machte, noch ungleich überraſchender als geſtern oben auf dem Hügel der Abſtand zwiſchen dem einfachen, anmuthigen Naturkinde und ihrem nur durch das Vertrautſein mit den Umgangsformen der vornehmen Welt zu gewinnenden feinen und überlegenen Benehmen.

So ſtand der ſchüchterne Student wie bei ſeiner erſten Begegnung mit dem reizenden Weſen oben am Steinweichſelbuſch auch jetzt wieder ſprachlos und verwirrt vor ihr, und hätte nicht Petrarca ſelber nur noch Blicke der Freude und Bewunderung für die ſchöne Tochter gehabt, Giovanni's Verwirrung wäre ihm ſo wenig entgangen als das zwiſchen beiden jungen Leutchen bereits waltende Einverſtändniß. Dazu kam freilich noch ſeine eigene Verlegenheit über Francesca's freundliche Begrüßung ihres jungen Lehrers in der Grammatik, indem ſie mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen ſchien, daß dies ſchon eine ganz abgemachte Sache ſei, während doch Petrarca in Wahrheit noch eben geſchwankt hatte, ob er Giovanni in ſein Haus aufnehmen oder ihn nach Padua ins alte Elend ſcholaſtiſcher Wüſtenei zurückſchicken ſolle. Ja, ſeien wir aufrichtig und erzählen es ſelbſt auf die Gefahr hin, den größten Geiſt ſeiner Zeit einer ſehr kleinlichen, mit ſeinen ſonſtigen ſeltenen Tugenden in offenbarem Widerſpruch ſtehenden Charakterſchwäche zu zeihen: Francesca hatte ſogleich mit richtigem Blick des Vaters ängſtliche Unentſchloſſenheit in deſſen Zügen geleſen, hatte damit auch alsbald die Gefahr begriffen, in welcher bei der bekannten unentſchiedenen Natur Petrarca's und ſeiner oft bis zur wirklichen Menſchenſcheu ſich ſteigernden Abneigung gegen jedes neue Verhältniß der Art das Schickſal des jungen Mannes ſchwebte, den ihr Dondi ſo warm empfohlen, und hatte deshalb — denn ſie war entſchloſſen, Giovanni ſelbſt gegen den Willen des Vaters zum erwünſchten Ziele zu verhelfen — die glückliche Liſt gebraucht, an die einmal gegebene Zuſage Petrarca's wie an eine unabänderliche Entſchließung zu glauben, an deren Erfüllung am wenigſten ſie, der Abgott ſeiner Seele, den mindeſten Zweifel hegen dürfe.

Denn nun konnte der ängſtliche Mann Giovanni nicht länger mehr verweigern, was er der Tochter Tags zuvor zugeſtanden hatte, indem er ſich bereit erklärte, den lernbegierigen Jüngling als Schüler aufzunehmen, der, gleichſam als ſelbſtverſtändlicher Gegendienſt für dieſe und andere Wohlthaten, das plötzlich ſo lebhaft erwachte Verlangen Francesca's nach gründlichen Sprachſtudien durch einen regelmäßigen Unterricht befriedigen und außerdem bei ſeiner ſchönen, deutlichen Handſchrift durch Abſchreiben älterer und neuerer Autoren die Bibliothek ſeines Gönners mit werthvollen Büchern bereichern ſollte.

So war es am Abend zuvor zwiſchen Vater und Tochter verabredet worden; unter ihren Schmeicheleien, ihrem Geplauder hatte der alte Herr an keinen Widerſpruch gedacht und ſogar ſeine Einwilligung dazu gegeben, daß Malpaghino als ehemaliger Schüler ſeines vielgeehrten Freundes Donat ſowie als junger beſcheidener Menſch von ungewöhnlich ſeltenen Geiſtesanlagen nicht wie die beiden andern Schreiber gehalten, ſondern als Freund des Hauſes gelten, mit am Familientiſche eſſen und eine beſondere Kammer im Nebengebäude eingeräumt bekommen ſollte.

Petrarca war ſo wenig daran gewöhnt, der Tochter einen Wunſch zu verſagen, daß ihm nicht einmal ihre lebhafte Theilnahme an dem Schickſal des ihr, wie er wähnte, gänzlich unbekannten jungen Menſchen auffiel, geſchweige denn, daß er ihre wahre Abſicht, Malpaghino zu begünſtigen, errathen hätte.

So kam es, daß er ſich kaum durch ihre Dazwiſchenkunft von der ihm ſelber peinlichen Unentſchloſſenheit erlöſt ſah, als er auch ſchon nach rechter Sonderlingsart Giovanni mit aller Freundlichkeit eines von Natur ungemein weichgeſchaffenen gutmüthigen Herzens, dem nur zu Zeiten die nöthige Energie fehlte, als lieben Hausgenoſſen willkommen hieß, ihm jede Unterſtützung bei ſeinen Studien verſprach und aus der vorigen ängſtlichen Zurückhaltung mit einem mal in den Ton heiterer Vertraulichkeit überging. Zuerſt ſcherzte er über des Töchterleins ſeltſame Grille, aus einem muntern Weltkind eine gelehrte ernſthafte Dame werden zu wollen, und fragte dann Giovanni mit vieler Laune, ob er ſich auch wol neben dem weltkundigen Lehrertalent des alten Donat deſſen große Geduld und liebreichen Eifer

angeeignet habe, wie ihn vor allen andern Disciplinen gerade der Lehrer der Grammatik nöthig hätte, zumal es sich hier nicht um ein Auditorium von aufmerksamen und wißbegierigen Studenten, sondern um einen einzelnen, sehr unruhigen und launischen Mädchenkopf handele, für den Syntaxis und Etymologie noch ganz unklare Begriffe seien.

Mehr noch als dieser auffallende Wechsel in der Stimmung des Dichters war es Francesca's freundliches Wesen und das sichere Gefühl, daß sie ihm wohlwolle, was den schüchternen Studenten ermuthigte, die Gunst des Augenblicks zu nützen und noch einmal in glühenden Worten seinem Gönner und zukünftigen Lehrer die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu schildern, von denen sein Herz, wie er betheuerte, bis zum letzten Schlage voll sein werde. Auf seine Kniee niedersinkend, ergriff er dann begeistert Petrarca's Hand und rief mit einem flammenden Blick auf seine schöne Beschützerin:

„Ach, Messer Petrarca! Wollte Gott, Ihr hättet die nämliche leichte Mühe mit mir, um mich das Griechische zu lehren, die ich haben werde, damit das edle Fräulein Euer unsterbliches Epos, die «Afrika», binnen Jahresfrist im Originale liest, mit doppelt freudigem Muthe wollte ich Euere liebreiche Hand ergreifen und Euch beim heiligen Namen Homer's schwören, daß es nächst der Lust zu lernen keine größere Wonne für mich gibt, als Lehrer zu sein und andern dasjenige mitzutheilen, was mir selber der köstlichste Besitz im Leben dünkt! Aber ich fürchte fast, der schönen Signora wird die Sprache Virgil's und Cicero's schon längst geläufig sein, während Ihr selber noch Euere liebe Noth mit mir habt, ehe ich Euch als Euer Schüler im Griechischen die nämliche Ehre mache!"

Bei diesem für einen wißbegierigen und begabten jungen Menschen allerdings auffallend bescheidenen Geständniß ging in Petrarca's Wesen plötzlich eine sonderbare Veränderung vor; über sein faltiges Antlitz glitt ein ganz eigenes, halb staunendes, halb verlegenes Lächeln, worauf er den Jüngling eine geraume Weile aus halbgeschlossenen Augen zweifelhaft anblinzelte, sodaß man hätte glauben können, er habe in seiner großen Zerstreutheit entweder gar nicht oder doch nur theilweise auf das geachtet, was Malpaghino gesprochen; dann rückte er unruhig, als sei ihm plötzlich das Sitzen lästig und unbequem geworden, auf dem Sessel hin und her, warf wie aus Mismuth oder um sich etwas zu schaffen zu machen, einige der vor ihm liegenden Papiere durcheinander und sagte erst nach einer Pause, indem er sich auffallend zusammennahm, mit einer sonderbar trockenen, beinahe barsch klingenden Stimme und in einer nichts weniger als bereitwilligen Stimmung, wobei er wieder verlegen blinzelnd den jungen Menschen fixirte:

„Ihr seid nun schon ich weiß kaum mehr der wievielte unruhige Kopf im Verlaufe weniger Jahre, der von mir im Griechischen unterrichtet sein will! Wißt Ihr aber auch, mein junger Freund, daß dazu noch etwas mehr gehört als zu einer fehlerfreien lateinischen Ode oder gar zu einem italienischen Klingklang? Weil gegenwärtig etwa zwei bis drei gelehrte Männer in Italien leben — von mir will ich dabei noch gänzlich absehen — die einige Kenntniß von dieser seltsamen Sprache besitzen, möchte plötzlich alle Welt griechisch lernen, als wenn man sich nicht in seiner Muttersprache oder, will man nun einmal schlechterdings mit Classicität großthun, in einem feinen Latein nach den Regeln des Priscianus mit ebenso viel Eleganz, Witz und Verstand ausdrücken könnte. Aber so sind die Menschen! Vanitas vanitatum et omnia vanitas!"

Er erhob sich nach diesen Worten mit einer auffallenden Erregtheit vom Sitze, wobei er mehrmals, wie um sich Erleichterung zu verschaffen, stark vor sich hinpuhstete, während seine fleischigen Hängewangen wie in mühsam verhaltenem Zorn zitterten. Hierauf faßte er den bestürzten Jüngling an der Hand und führte ihn in eine Ecke des Zimmers, dort, wo an der mit einer braunen Ledertapete bekleideten Wand ein kleiner mit Elfenbein zierlich eingelegter Schrank von feinem Holze befestigt war, der einem uralten, von kunstreicher Meisterhand gearbeiteten Tabernakel glich. Die beiden Thürchen zwischen den gewundenen Säulen von Ebenholz waren zwar verschlossen, doch konnte man durch das gitterartig durchbrochene Schnitzwerk derselben ein kleines Buch in Octavform mit vergriffener Pergamentdecke erblicken, das den einzigen Inhalt des kleinen Schreins ausmachte und offenbar für seinen Besitzer einen hohen Werth haben mußte. Denn es war mit einem silbernen Kettchen wie zum Schutze gegen jede Berührung profaner Neugierde mehrmals umwunden und lag, gleich einem kostbaren Brillantschmuck, wie ihn der venetianische Juwelier auf der Piazzetta unter einem Drahtgitter in seinem Glaserker zur Schau ausstellt, auf einem dunkel-

blauen, goldgestickten Sammtkissen, welche Pracht allerdings sonderbar genug gegen das unscheinbare Aussehen des alten, stark abgenutzten Büchleins abstach.

Nach einer Pause der Sammlung sagte Petrarca mit feierlicher Betonung der Stimme, wobei er dem Jüngling, der bald ihn, bald Francesca verlegen anblickte, mit einem zwischen leisem Spott und wirklicher Theilnahme getheilten Lächeln die Hand auf die Schulter legte:

„Du willst also griechisch lernen, mein Sohn, und wenn ich meinen Freund Jacopo Dondi richtig verstanden habe, so bist du entschlossen, ja hast dies bereits durch deine freiwillige Entfernung aus den Hörsalen deiner seitherigen Lehrer in Padua durch die That bewiesen, daß du alles daran setzen willst, um zur Kenntniß dieser berühmten, hochherrlichen Sprache zu gelangen, die, Dank dem Genius der Menschheit, nach siebenhundertjährigem Todesschlaf in der Nacht der Barbarei endlich wieder aufwachen zu wollen scheint. Aber hast du auch wol bei diesem deinen jugendlichen Geist so ausschließlich beherrschenden Wunsche daran gedacht, wie mancher vortreffliche, scharfsinnige und beharrliche Gelehrte, der sonst vor keinem noch so mühevollen Studium, keiner noch so großen Entsagung zurückschreckte, wo es ein edles, wissenschaftliches Ziel zu erringen galt — schon lange vor dir die nämliche brennende Sehnsucht fühlte, ohne daß sie jemals allen Anstrengungen zum Trotz ihm gestillt wurde? Ich selber, warum soll ich es dir, meinem künftigen Schüler, verbergen, ich selber habe durch meine ganze Jugend und einen guten Theil meines Mannesalters nach dieser Krone aller wahren und vollkommenen Gelehrsamkeit gerungen, ohne ihrer lange Zeit theilhaftig zu werden, so wie es allein meinen lechzenden Geist befriedigen konnte. Der einzige Mensch in ganz Italien, welcher des Griechischen damals kundig war, war ein roher, eitler, geschmackloser Mönch, aus dem Orden des Basilius, mit Namen Barlaamo, mehr Abenteurer als Gelehrter. Ich mußte jedes höhere geistige Streben, jede Ehrfurcht vor der wahren Wissenschaft wenigstens zum Schein verleugnen, bevor er sich bewegen ließ, mich in den Elementen der griechischen Sprache zu unterrichten, die er selber bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Byzanz nothdürftig erlernt hatte, deren Schönheit er aber nicht einmal ahnte, deren glorreichen Geist er mishandelte, indem er jeden Augenblick gegen das Heidenthum der alten Hellenen eiferte und behauptete, Homer, Plato und die andern Heroen der altgriechischen Geisteswelt müßten bis zum Jüngsten Tage wegen ihrer Vielgötterei die neunfachen Strafen der Hölle erdulden."

Wie immer, wenn er einige Zeit anhaltend und in Eifer geredet hatte, schöpfte Petrarca auch jetzt wieder tief Athem und fuhr dann mit erhöhter Lebhaftigkeit fort, wobei seine Stimme zuweilen einen hellen Sington annahm, der Malpaghino unwillkürlich an den Kathedervortrag von manchem seiner frühern Lehrer an der Hochschule erinnerte:

„Laß dir's also gesagt sein, mein Sohn, daß das Ziel, welches sich deine Wißbegierde vorgesetzt hat, nicht so leicht zu gewinnen ist, als du dir in deiner jugendlichen Begeisterung vorstellen magst! Ja, das Studium der griechischen Sprache ist schon für manchen die verderbenbringende Sphinx von Theben geworden! Denn beim Versuche, ihre geheimnißvollen Räthsel zu lösen, wurde er die Beute jener unheimlichen Dämonen, die als Ruhmsucht, Eitelkeit und Gelehrtendünkel den Menschen verblenden und ihn anstatt in die Wunderwelt des majestätischen Alterthums in eine öde Wüste verlocken, in welcher sein bitter enttäuschter Geist statt der herrlichen Gestalten der alten Dichter, Helden und Philosophen nur unheimlichen hohlen Schatten begegnet, deren Anblick ihm für alle Zeit Wissenschaft und Alterthum verleidete."

„Sieh' hier" — er deutete bei diesen Worten auf das Tabernakel und seine Stimme wurde noch bewegter, seine Miene noch feierlicher — „in diesem altehrwürdigen Schrein, den mir mein frommer, hochgelehrter Freund, der deutsche Erzbischof Wilhelm von Köln am Rhein, als Gastgeschenk verehrte, hat der große Albertus Magnus während seiner Lebzeiten seine Ausgabe des Aristoteles aufbewahrt; jetzt aber erblickst du darin ein Buch von noch ungleich höherm Werthe als der ganze Aristoteles, ja als alles, was wir sonst von der altgriechischen Prosaliteratur kennen; das einzige Buch, von welchem du vergebens in ganz Italien ein zweites vollständiges Exemplar suchen würdest, des alten Homeros unsterbliche Gesänge! Ja, mein vortrefflicher Freund Boccaccio hat recht, wenn er mich um den Besitz des heiligen Sängers von Ilion noch mehr beneidet als um den goldenen Pokal, den mir einstmals der römische Kaiser Carolus zu Prag schenkte, als um den silbernen, mit Rubinen und Smaragden besetzten Lorber-

kranz, den mir der erlauchte Herrſcher von Neapel vor ſeinem geſammten königlichen Hofſtaat aufs Haupt ſetzte, nachdem er mir zuvor zum Zeichen, daß der Dichter dem Könige ebenbürtig, ſein eigenes Herrſchergewand angelegt hatte!"

Hier hielt Petrarca einen Augenblick inne, heftete mit durchbohrender Schärfe ſeinen Blick auf den jungen Studenten und ſprach dann im Tone einer feierlichen Ekſtaſe mit verzücktem Antlitz:

„Und dieſen Autor — nein, dieſen göttlichen Seher der Menſchheit, den ich ſelber nur in geweihten, einer heiligen Erinnerung geweihten Stunden aufzuſchlagen wage, wähnſt du junger, unerfahrener Menſch mit der nämlichen leichtfertigen und handwerksmäßigen Manier erlernen zu können, womit euere ſcholaſtiſch gebildeten Silbenſtecher euch auf der Hochſchule Rhetorik, Grammatik und Dialektik einzutrichtern pflegen? Pah! Das ſollte mir einfallen, dich noch in dieſem dünkelhaften Weſen zu beſtärken! Erfahre es vielmehr lieber jetzt gleich, als daß du mir ſpäter den Vorwurf machſt, dich in deiner Einbildung voreilig oder aus gutmüthiger Schwäche ermuntert zu haben, daß ich dich zwar um deiner vielverſprechenden Geiſtesanlagen willen wie meinen eigenen Sohn halten und lieben, dir auch in den deinen Fähigkeiten und deinem jugendlichen Alter angemeſſenen Studien jeden Vorſchub leiſten will, daß ich mir aber dafür meinerſeits den richtigen Zeitpunkt zu beſtimmen vorbehalte, wo ich deine Kenntniſſe und Fortſchritte in den andern Fächern des Wiſſens für ausreichend erachten werde, um mit Erfolg das Studium der griechiſchen Sprache mit dir beginnen zu können. Bis dahin magſt du in Gottes Namen dein Lehrertalent bei Franceſca verſuchen und ihr die Elemente der lateiniſchen Sprache ſo geläufig machen, wie ſie dir ſelber unſer alter Freund Donatus beigebracht hat. In den Mußeſtunden könnt ihr dann zuweilen unten im Garten die Forgetta ſpielen. Ach, ich wette meinen grauen Kopf gegen deinen jungen, daß dir das Ballſpiel bald ungleich mehr zuſagen wird als ſpäter die Lehre vom griechiſchen Accent, von Proſodie und Metrik! Du wirſt mir dann Dank wiſſen — — —"

Er konnte nicht weiter reden, denn die Stimme verſagte ihm nach dem langen mit ſteigender Wärme geſprochenen Sermon den Dienſt und er mußte mehrmals krampfhaft nach Luft ſchnappen, wobei der dicke Kopf auf dem kurzem Halſe vor Anſtrengung und im Andrang des Blutes nach Nieren und Schläfen feuerroth wurde.

Dann ſtand er eine Weile geſenkten Blicks, wie in Nachdenken über das ſoeben Geſagte verloren, vor Giovanni, der ihn ſprachlos anſtarrte; denn hätte der arme Student dem großen Poeten um den Preis der Homeriſchen Geſänge ſelber einfach und klar ſagen ſollen, wie er den Sinn dieſer langathmigen pathetiſchen Rede aufgefaßt habe, er würde es nicht vermocht haben, ſo wenig hatte Malpaghino von dem allen begriffen, bis auf die einzige niederſchlagende Gewißheit, daß er fürs erſte jede Hoffnung auf die Erlernung des Griechiſchen aufgeben müſſe.

Darüber ſollte ihm auch noch eine weitere, recht bittere Enttäuſchung jeglichen Zweifel benehmen; denn mit einem mal machte Petrarca eine zwar ſanfte, aber doch höchſt deutliche Bewegung mit der Hand gegen die Thür und ſagte ſo trocken, als wenn er die ganze Zeit über nur von den Regeln der Schönſchreibekunſt und der Herſtellung einer geſchmackvollen Handſchrift geſprochen hätte:

„Jetzt geh' mit Gott, mein Sohn, und ſchneide dir einſtweilen deine Federn! Ich werde unterdeſſen für feines feſtes Papier und eine recht glänzende ſchwarze Tinte ſorgen, damit du gleich mit dem morgenden Tage, wenn unſere liebe Radegonde dir zuvor dein Kämmerlein eingerichtet hat, an die Abſchrift meiner zwölf Eklogen gehen kannſt." — — —

Ein Civiliſationsverſuch.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurrit."

Es war vor mehreren Jahren in Rußland und an einem ſchönen erſten Maimorgen.

Noch hatte die Schloßglocke nicht 5 Uhr geſchlagen und ſchon war die ganze rührige Geſellſchaft im Hofe der Herrſchaft verſammelt. Offene leichte Equipagen ſtanden angeſchirrt, Pferde, geſattelt, von Stalljungen gehalten, ſtampften vor Ungeduld, ein großer Leiterwagen mit Möbeln und Küchengeräthſchaften und darauf thronenden Köchen fuhr ſchon ab. Die Fürſtin hatte beſchloſſen, den Wonnemonat zu feiern. Den ganzen Tag wollten die Schloßbewohner in der freien Natur zubringen. Dazu war eine ſchöne, etwa einige Werſt entfernt gelegene Waldpartie auserkoren worden und alles freute ſich dem zu hoffenden Genuß entgegen. Die Fürſtin erſchien jetzt ſelbſt. In der That verſinnlichte ſie durch ihre friſche Jugend und Schönheit das Leben des

Frühlings. Nun beſtieg die aus etwa dreißig Perſonen beſtehende Geſellſchaft die Wagen, ſprang auf die Roſſe; Diener, Kammerzofen ſchloſſen ſich in Fourgons an.

Es war ein reizend ſchöner Raſenplatz, mitten im Walde gelegen, den man endlich erreichte. Ringsum die herrlichſten Fruchtbäume. Duftender Flieder bot ſchattige Ruheplätze. Durch die Waldung ſchimmerten unabſehbare Felder mit grüner Winter- und Sommerfrucht. Ein Häuschen mit einem Brunnen wurde von einer Bauernfamilie bewohnt, welche die Aufſicht über die in einer Umzäunung aufgeſtellten Hunderte von Bienenſtöcken hatte. Es führt eine ſolche Waldſtelle in Rußland den Namen Bienenanlage (Pascheka).

Hier fanden wir die ſchon vorausgeſchickten Tiſche und Stühle an einem geeigneten Platze aufgeſtellt, an manchen ſchattigen Stellen waren Teppiche ausgebreitet, verſchiedene weibliche Handarbeiten, Spiele, ſelbſt Bücher fehlten nicht; es ſollte eine Journée champêtre werden, wie nur je dergleichen von Dichtern geträumt, von Watteau gemalt, in Arkadien wirklich genoſſen wurde.

Die Hauptrolle unter den Beſchäftigungen, die ausgetheilt und angeordnet wurden, ſpielten natürlich die Mahlzeiten. Bedenkt man, daß in ruſſiſchen herrſchaftlichen Landhäuſern officiell fünf Mahlzeiten gehalten werden — abgerechnet die nebenbei laufenden Imbiſſe (Jakuski) —, ſo ließ ſich von der friſchen Luft erwarten, daß in dieſem Punkte heute am allerwenigſten verfehlt wurde. Und ſogleich fing man mit dem Thee an. Das gab ſchon Unterhaltung; denn der orthodoxen Partei ſtellte ſich eine liberalere Geſchmacksrichtung entgegen und entſchied ſich für Kaffee; und herzlich gelacht wurde, als die, die es mit keiner Partei verderben wollten, Kaffee und Thee zugleich nahmen. Haufen von Zwieback und Backwerk allerlei Art erlagen dem erſten Sturm und ſchon hatte man die phyſiſche Natur ſo befriedigt, daß ſich durch natürliche Reaction die geiſtige regte. Die Unterhaltung kam in Gang. Unſere Fürſtin entfaltete die fernern Stadien ihrer Liebenswürdigkeit; ſie verſtand ſich vortrefflich auf die Converſation.

Es liegt nicht in unſerer Abſicht, den ganzen Verlauf dieſes ſchönen Tags zu ſchildern. Noch weniger können wir alle Scherze, alle Spiele, alle Geſpräche wiederholen. Nur eine, dem deutſchen Arzte, der ich zu ſein die Ehre habe, angenehm klingende Aeußerung des Fürſten will ich mittheilen, die gethan wurde, als einer der Anweſenden von einem deutſchen Architekten ſprach, der bei einem unternehmenden benachbarten Grafen angeſtellt war. Ja, hatte es geheißen, der bezieht jetzt jährlich ſeine 6000 Silberrubel und ich bin ſicher, wenn er in ein paar Jährchen ſich nach ſeiner Heimat zurückzieht, iſt er im Stande, ſich ein Rittergütchen für 100000 Thälerchen zu kaufen und wird dann ſelbſt den Gutsherrn ſpielen. Die Deutſchen ſind nicht dumm! Glück — oder man muß nur ein Deutſcher ſein!

Der Fürſt erwiderte: „Sprechen Sie von dem verdienten Lohn des Talents und der Kenntniſſe! Was wollen Sie denn mit unſerm ruſſiſchen Architekten anfangen! Er weiß ſein Fach ſo ziemlich, hat die Architektur wie der Schuſter ſein Handwerk erlernt; er iſt Handwerker. Haben Sie mit ihm über ſein Fach ſich beſprochen, ſo iſt ſein Latein am Ende. Es mangelt ihm jede weitere Bildung. Das iſt bei uns nicht blos in dieſem Fache der Fall, es iſt in allen andern Branchen beinahe ebenſo. Es fehlt bei uns noch die von Jugend auf durchgeführte Elementarerziehung; man wird bei uns Architekt, Ingenieur, Maler u. ſ. w. ſo gut wie anderwärts, aber die allgemeine Bildung, die den Menſchen eigentlich zum Geſtalter, Schöpfer macht, fehlt noch gänzlich bei uns. Was wollen Sie es dem Grafen verargen, daß er ſeinen alten Architekten mit einigen hundert Rubeln zur Ruhe verſetzte und ſich dafür einen univerſell gebildeten für 6000 Rubel zugeſellte, der ihm bei allen Fabriken und Bauten behülflich iſt und ſeinen Jahrgehalt zehnfach verdient — allerdings ein Deutſcher!"

Da auch die Fürſtin mit einem theilnehmenden Blick die gleiche Ueberzeugung ausſprach, war es meine Pflicht, zu ſagen: „Und doch hab' ich erſt vor kurzem einem Engländer, der den Ruſſen alles Talent abſprach, entgegnet: «Sie haben nur einige Paläſte der Großen kennen gelernt, die Hütte des Bauern nur à vol d'oiseau auf Ihrer ſchnellen Tour überblickt. Hätten Sie dort beim fürſtlichen Palaſt ganz in der Nähe in eine Hütte blicken wollen, ſo hätte ich Ihnen einen dortigen Bauern gezeigt, der, nachdem er in Italien längere Zeit verweilte, ein berühmter Maler und Akademiker geworden iſt! Sie hätten dort unweit die gräflichen Söhne B., der hohen ruſſiſchen Ariſtokratie angehörend, wie gemeine Arbeiter in ihren eigenen Zuckerfabriken arbeiten ſehen können! Ja Sie hätten wieder die bäuerliche J.'ſche Familie eben durch eine ſolche Induſtrie zu einem fabelhaften Reichthum ſich em-

vorſchwingen ſehen! Und tauſend andere Beiſpiele, die Ihnen die Tüchtigkeit, Verwendbarkeit und Anſtelligkeit der Ruſſen in einem viel günſtigern Lichte gezeigt hätten!»" Ich mußte noch hinzufügen: „Es iſt eine irrthümliche Theorie, zu behaupten, daß dieſer Menſch und jene Nation zu dieſem oder jenem geeignet wäre, der andere oder die andere dagegen nicht; jeder Menſch iſt vielmehr in der Regel von der gütigen Natur mit gleichen Anlagen ausgeſtattet, um das Höchſte in jeder Vollkommenheit zu erreichen. Es iſt blos der Elementarunterricht, die frühe Durchbildung und Verſittlichung, die auf das Geſchick des Menſchen den größten Einfluß ausüben — —"

Dieſer kleine Meinungsaustauſch wurde plötzlich von einem lauten Jammern und Schreien eines Hundes unterbrochen. Alles ſprang auf. Das Schoshündchen der Fürſtin, der kleine Charling, war in Gefahr. Dieſer kleine Tyrann trug überall ſeine Superiorität zur Schau und glaubte auch hier den Herrn ſpielen zu können wie im Schloß. In jeden Winkel guckte er, durchſtöberte das ganze Gehöft, biß den Hofhund, neckte die Katze und jagte alle Gänſe und Hühner auf. Aber ſein Unſtern wollte, daß er auch an die Bienenſtöcke ſchlüpfte und hier dieſelbe kecke Wirthſchaft treiben wollte. Da hatte er ſeinen Meiſter gefunden. Während alle andern Hausthiere gegen den Günſtling eine Kriecherei entwickelten, die ihren Muſtern, den Menſchen, alle Ehre machte, beurkundeten ihm dieſe in einem conſtitutionellen Staate lebenden Thierchen ihren Unabhängigkeitsſinn. Er wäre jämmerlich zu Grunde gegangen, hätte ihm der alte Bienenwärter nicht aus der Klemme geholfen. Sein Fell hatte die Bienenſtacheln parirt, aber aus ſeiner Schnauze mußte ich ſie ihm ziehen und ihm kalte Umſchläge machen. Winſelnd verkroch er ſich in einen Winkel und war eine Stunde lang ſehr kleinlaut.

Ein Arzt iſt, wie bekannt, nicht Herr ſeiner Zeit. Auch ich konnte, wie ſchon oft, die ſchönſten Stunden nicht bis zur Neige auskoſten und mußte mir auch die Blüte des heutigen Feſtes entgehen laſſen. Mein Feldſcher rief mich ab. Wir mußten uns zu Wagen ſetzen und Krankenbeſuche machen. Natürlich ließ man mich nicht fort, ohne das feierliche Verſprechen der baldigſten Rückkehr gegeben zu haben.

Gegen Mittag kehrte ich wieder und fand, daß die Tagesordnung gerade erſt mit dem zweiten Frühſtück fertig geworden war. Mehrere der Herren fungirten als Köche. Die Damen laſen franzöſiſche Romane. Andere ſangen. Die Hitze hatte zugenommen, aber die kühlen Schatten der Bäume ſchützten die ſchon ermüdeten Luftfahrer. Das ganze Bild im Walde war maleriſch. Meine Phantaſie weilte im Süden — ich ſah eine Gruppe, die Vanloo hätte auf die Leinwand zaubern ſollen —

Da kam plötzlich eine ernſte Mahnung, daß wir uns — in Rußland befanden.

Athemlos lief der Waldhüter daher und kündigte an, daß er ganz in der Nähe in einer Grube eine Wolfsbrut entdeckt hätte — —

Nach ſeiner Auffaſſung ſollte dieſe Mittheilung die Freude des Tages mehren. Die Wolfs-Alten waren abweſend; das Neſt auszunehmen, war die günſtigſte Gelegenheit, und in der That, Rührigkeit kam in die ganze Geſellſchaft. Ohne ſich lange zu beſinnen, brachen alle auf. So ſehr waren alle von der Idee, eine junge Brut Wölfe in unſere Hände zu bekommen, belebt, daß auch keiner daran dachte, Vorſichtsmaßregeln zu nehmen, die ein ſolches Unternehmen erfordert.

Wir folgten dem Waldhüter in den dichteſten Wald. Durch verwachſenes Geſtrüpp und undurchdringlichen jungen Baumwuchs ging es mühſam vorwärts. Nur einzeln konnte man durchdringen und bildete eine lange Linie.

Nach vielen Beſchwerden kamen wir endlich an der Grube an. Nun ſammelte ſich alles in einem bunten Kranze um dieſelbe. Man hob die vier noch blinden Jungen heraus, legte ſie in einen mitgenommenen Sack, in dem Eßwaaren gelegen hatten, und übergab den Fund dem Waldhüter.

Jetzt erſt, als die Rückreiſe angetreten werden ſollte, ſchien doch einiges Bedenken über das unbeſonnene Unternehmen wach zu werden. Wenn die Alten kämen! Man hatte keine Wahl mehr, es mußte der Rückweg angetreten werden.

Man ordnete den Zug. Die Frauen und Kinder wurden in die Mitte genommen, der Waldhüter mit der koſtbaren Beute an der Spitze der Colonne, hinter ihm der Fürſt mit der einzigen ſchlechten Flinte des Waldhüters.

Indeſſen gewann bald der Frohmuth und Leichtſinn der Geſellſchaft wieder die Oberhand; man ſchäkerte, man lachte und ſchnell war auch die kleinſte Beſorgniß weggeſcherzt.

So arbeitete man ſich bis zur Mitte ungefähr des Weges durch und wie es nicht ausbleiben konnte, hielt man die Ordnung nicht ein. Bald

fanden ſich Männer, Frauen und Kinder durcheinander.

Plötzlich, als man ſich deſſen am wenigſten verſah, hörte man ein dumpfes Geräuſch. Man vernahm ein Rennen im nahen Gebüſch. Ein durch Mark und Bein gehendes Geheul erſcholl — die Wölfin hatte das Neſt leer gefunden und verfolgte die Räuber —

Die Frauen, die Kinder liefen ſchreiend davon — die Männer hielten Stand, weil der Fürſt zum Halten rief — auf dreißig Schritt ſtutzte die Wölfin — Der Fürſt, ſonſt ein trefflicher Schütze, legte an, ſchoß und fehlte.

Man kann ſich kaum den Schrecken und die Verwirrung in unſerer Truppe vorſtellen. Schon deshalb war das Geſchrei furchtbar, weil man mit ſeiner eigenen Angſt die Wölfin zu erſchrecken hoffte. In der That ſtutzte das Thier vor dem Schuß und vor dem Lärm. Zum Glück fand man ſich nicht mehr zu weit von unſerm Lager entfernt.

Die Dienerſchaft, durch unſer Schreien aufmerkſam gemacht, brach durch die Büſche. Man ordnete den Rückzug; wir erreichten ohne weitern Unfall unſern Ruheplatz. Der Ueberfall und der Schrecken waren aber ſo plötzlich, das Fortlaufen ſo dringend, daß keine von den Damen auch nur einen Augenblick Zeit finden konnte, eine Ohnmacht in Scene zu ſetzen. Wir hatten dafür die Genugthuung, junge Wölfe zu haben, die uns das gereizte Muttergefühl nicht mehr ſtreitig machte. Weder die Wölfin noch der Papa ließen ſich ſehen.

Das Mittagsmahl ging etwas beklommen vorüber, aber die Unbefangenheit kehrte doch wieder zurück und mit Sonnenuntergang zogen wir alle friſch und wohlgemuth auf dem Schloſſe ein. Den Thee nahmen wir dort im Garten. Zuletzt traten wir in den Salon des Herrſchaftshauſes, wo uns die Fürſtin einige gewählte Partieen aus den neueſten Opern vortrug, mit jener rührenden Stimme und Kunſtfertigkeit, die mir noch jetzt nach ſo vielen Jahren angenehm in der Erinnerung nachhallt, unter vorzüglicher Klavierbegleitung ihrer Geſellſchaftsdame — Später rief man noch einmal zu Tiſche! Zum Souper! Der alte Majordomus machte uns noch die Ueberraſchung und brannte ein geheim vorbereitetes Feuerwerk ab. Es war einer der ſchönſten Tage, die ich in Rußland verlebt habe.

Aber es dürfte wol vielleicht manchem Leſer von Intereſſe ſein, zu erfahren, was aus den jungen Wölfen geworden?

Wir ſtellten uns die Aufgabe, ob wir durch Erziehung es ſo weit mit ihnen bringen könnten, daß ſie zahme, fromme Hausthiere würden.

Wir ſorgten zu dem Ende allererſt für eine civiliſirende Umgebung. Als ſolche fand ſich die reputirliche Hofhündin Amica, die eben Junge geworfen. Sie wurden als Geſchwiſterkinder in die ehrbare Familie aufgenommen, an die Bruſt ihrer Tante gelegt und mit derſelben Sorgfalt wie die Kinder vom Hauſe erzogen. Dann war man für die vegetabiliſche Nahrung bedacht und hielt alle Fleiſchſpeiſen entfernt — Blut und Gemüth und Einbildungskraft ſollten in keiner Weiſe erhitzt werden.

So gelang es, die vier bedenklichen Pfleglinge über die erſten Monate des kindlichen Alters unbemerkt hinwegzubringen.

Aber trotz alledem verrieth ſich bald das eigenthümliche Naturell. Folgten die Vettern uns mit den übrigen Hunden z. B. in den Garten, ſo vermieden ſie ſorgfältig die geebneten Wege, trabten vielmehr zu beiden Seiten zwiſchen den Bäumen, am liebſten gar im Dickicht. Bald fingen ſie an, mit einem eigenthümlichen Forſchergeiſte und ſeltſam intereſſirt ſich um die Gänſe und Hühner her zu ſchleichen. Später warfen ſie ſelbſt auf die jungen Schafe ein aufmerkſam beſchauliches Auge, beſchnüffelten und berochen ſie und weideten ſich augenſcheinlich vorläufig an ihrer warmen animaliſchen Ausdünſtung.

Eines Morgens — der Fürſt war abweſend — begab ich mich in den Hof, als mir der Koch wehklagend entgegenkam, eben hätte einer von Amica's Zöglingen einen feiſten lebendigen Kapaunen erwiſcht, den er hätte ſchlachten und für den Tiſch zubereiten wollen; er wäre mit ſeinem Raube in den Garten entſprungen. Ich ihm nach. In einem Gebüſch fand ich den Vetter, wie er eben den unter ſeinen Zähnen zappelnden und kreiſchenden Kapaunen bereits auf ſeine Weiſe tranchirte. Ich machte mit meinem leichten Spazierſtöckchen eine drohende Bewegung; mein Sohn der Wölfin — er hatte nunmehr ſchon Blut gekoſtet — fletſchte mir ſtatt aller Antwort die Zähne entgegen. Dieſe Geberde war ſeltſam, ganz gegen alle Abrede; ein Zähnefletſchen ſo tückiſcher Art, daß es mich hier im einſamen Garten nicht länger intereſſirte. Ich zog mich mit meinem Spazierſtöckchen zurück und gab

Digitized by Google

den Rath, nun die ganze Brut zu erſchießen. Ein wahrer Alp fiel den Dienern des Schloſſes vom Herzen. Sie alle hatten die Humanitätsgrundſätze der Herrſchaft nicht getheilt und ſchon manche Symptome der nahenden Gefahren entdeckt. Aus meinem Rath wurde nun Befehl. Drei Wettern fielen unter den ſicher treffenden Büchſen. Der Kapaunendieb war entſprungen.

Der Bereiter der Herrſchaft, ein alter leidenſchaftlicher Jäger, durch die Schüſſe aufmerkſam gemacht, bat um Schonung des Flüchtlings. Man möchte ihn, meinte er, in den Wald thun, er würde für den Winter als Jagdgehülfe dienen können. Am Abend, kurz vor Untergang der Sonne — weil um dieſe Zeit die alten Wölfe vom Tagesausflug in den Wäldern zurückkehren und ſich zur Nachterpedition in den Dörfern rüſten — begaben wir uns in den Wald und raſteten an einer Stelle, wo man öfters Wölfen begegnete und vermuthen konnte, daß dort auch Lager wären. Der Kapaunendieb war wieder eingefangen worden und mit uns. Der Bereiter ſtellte ſich hinter einen Baum und ſing ein Wolfsgeheul in allen möglichen Tonarten an — und ſo trefflich, daß es nicht lange währte und bald erwiderte es aus einzelnen, bald aus mehreren Stellen des Waldes — ringsum entſtand ein entſetzliches Wolfsgeheul. Nach einer Weile ſchlichen ſich ſchüchtern ein paar Wölfe aus dem Walde, um einen neuen Kumpan, den ſie vermutheten, zu begrüßen. Gelegentlich bemerkt: Haben die Thiere Sprache? Doch wol nicht! Wie würden ſie ſich ſonſt von einem menſchlichen Stümper ſo unverantwortlich haben hinter's Licht führen laſſen! — Wir verſteckten uns — ſetzten das Heulen fort — die Wölfe kamen näher, erblickten unſern Zögling, der ſich zu ihnen geſellte, und kamen dem muthigen Jäger ſchußgerecht.

Am folgenden Tage nachmittags lief ein Wolf durchs Dorf und wurde von der Dorfjugend bis in den Hof verfolgt. Wie waren wir überraſcht, unſern Zögling in ihm zu erkennen, der von ſeinen neuen Freunden zurücklam und um Unterkunft bei uns zu bitten ſchien. Ach, ſeine civiliſirten Manieren hatten Anſtoß gefunden! Er trug die erſichtlichſten Spuren der Mishandlung von Wolfszähnen. Aber es half nichts. „Zwei Seelen" wohnten in ſeiner Bruſt. Für die Wölfe war er zu menſchlich, für die Menſchen zu wölfiſch; es wurde Kriegsrath gehalten und ſein Leben zu Pulver und Blei begnadigt. Sofort wurde die Sentenz vollzogen. Dr. M. S.

Aus dem Zoologiſchen Garten in London.

Von C. Kühns.

I.

Während eines längern Aufenthalts in London im vorjährigen Sommer beſuchte ich mit beſonderer Vorliebe und dem größten Intereſſe den Zoologiſchen Garten.

Ich hatte ſchon öfters von der Vollſtändigkeit der Thierſammlungen in dieſem Inſtitute ſprechen hören, hatte manches darüber geleſen und kam mit nicht geringen Erwartungen dahin; allein ich darf wol ſagen, daß meine Erwartungen bedeutend übertroffen ſind und daß ich nicht den geringſten Zweifel in die Ausſprüche derer ſetze, welche ähnliche Sammlungen in andern großen Städten geſehen haben: daß nämlich der Zoologiſche Garten in London ganz einzig in ſeiner Art ſei und kein anderer auf der Erde mit ihm um den Vorrang ſtreiten könne. Daß der Zoologiſche Garten in Paris ihm nachſtehe, hatte ich ſchon einige Jahre früher von jemand, der beide Inſtitute in unmittelbarer Reihenfolge beſucht hatte, gehört und dieſelbe Anſicht wurde mir in London von einem Herrn ausgeſprochen, der gleichzeitig mit mir dort im Zoologiſchen Garten anweſend war. Und daß die berliner Sammlung einen viel tiefern Rang einnimmt, davon habe ich mich ſelbſt überzeugt, als ich vor einigen Jahren meine Vaterſtadt beſuchte.

Was iſt es denn aber, das dem Zoologiſchen Garten in London den Vorrang verſchafft vor allen andern ähnlichen Inſtituten? Es iſt zuerſt die vorzügliche Beſchaffenheit der Exemplare, ihre Größe und Schönheit; die große Vollſtändigkeit der Sammlung; die bedeutende Anzahl von ſeltenen, ſonſt faſt noch unbekannten Species; die Zweckmäßigkeit der Aufſtellung der Käfige, wodurch der Beſucher befähigt wird, das Thier, welches er betrachten will, in gehöriger Beleuchtung und nicht durch einengende Wände beſchränkt in freier Bewegung zu beobachten; die ſplendide Räumlichkeit und Großartigkeit, welche jedem Thiere möglichſt einem ſeiner Größe und Lebensweiſe entſprechenden Aufenthalt bereitet hat; die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Gartens ſelbſt; das zuvorkommende und entſprechend zahlreiche Perſonal, das die Pflege und Aufſicht der einzelnen Thierabtheilungen zu beſorgen hat.

Ich erwähnte ſoeben der Vollſtändigkeit der Sammlung. Ich muß aber ſogleich von vorn-

herein die Bemerkung machen, daß dabei auch die niedrigſten Thiere, ſogar die Polypen, vertreten ſind. Man ſieht hier in großen Glaskäſten von 3—5 Fuß Länge und etwa 2 Fuß Höhe den Grund des Meeres und der Flüſſe nachgebildet. Der Boden iſt mit Steinchen unregelmäßig überdeckt. Waſſerpflänzchen mancherlei Art finden ſich hier und da vertheilt, theils in geringer Höhe, theils ſich über den Waſſerſpiegel etwas erhebend. In der Ecke ragt ein Felsblock en miniature über die kleinern den Boden bedeckenden Steine hervor, der mit grünem Schlamme, wie wir es in unſern ſtehenden Gewäſſern kennen, bekleidet iſt. Die Stengel der zarten Waſſerpflanzen ſind mitunter von einer Schnecke in Beſitz genommen. Es iſt alſo, wie ich bereits bemerkte, der Boden der Meere und Flüſſe künſtlich nachgebildet und mit der größten Deutlichkeit kann der Beſucher hier dem Treiben der Bewohner des naſſen Elements nachgehen.

Es war für mich von unendlichem Intereſſe, namentlich den Flußfiſchen aufzupaſſen. Ein ſtattlicher Hecht (Esox lucius), etwa 1 Fuß lang, hatte ein Gefäß für ſich allein; nur einige Waſſerkäfer (Hydrophili) fanden ſich noch darin vor. Der Hecht ſchwamm in der mittlern Waſſerregion, langſam, kaum die Bruſtfloſſen bewegend, die Gegend gleichſam nach Beute durchſpähend, das Maul halb geöffnet und behaglich das erfriſchende Element aufnehmend. Sein Geſicht hatte etwas charakteriſtiſch Gefräßiges. Man hat den Hecht den Wolf der Flüſſe genannt und mit Recht. Hier konnte man es ihm ordentlich anſehen, weß Geiſtes Kind er iſt. Ueberhaupt konnte man hier die Bemerkung machen, wie auch die Fiſche durch die ganze Art ihres Benehmens den Charakter ihres Weſens offenbaren. Der Hecht lag lauernd da, ſpähend, ob nicht eine Beute in der Nähe ſei, kaum ſich rührend, um jede Bewegung des Waſſers zu vermeiden. Wie ganz anders der friedliche Karpfen (Cyprinus carpio), der, in mehreren kleinern Exemplaren von etwa ½ Fuß Länge, mit dem Gründling (Gobio fluviatilis), der Karauſche (Cyprinus carassius), der Schmerle (Cobitis barbatula) einen ähnlichen Waſſerpalaſt bewohnte. Sorglos und arglos ging er behaglich bald nach unten, bald nach oben, die Steinchen mit ſeinem Maule überfahrend und nach Nahrung ſuchend.

Nicht weniger anziehend war das Treiben der kleinen Goldfiſche (Cyprinus auratus), welche in mehreren Waſſergefäßen der beſchriebenen Art, falls ſie friedliche Inſaſſen hatten, ſich befanden. Wie ein Vögelchen, ſeine Nahrung ſuchend, von einem Zweige zum andern hüpft, ſo durchſchwammen ſie aufmerkſam die ihnen angewieſene Wohnung, durchſtöberten ſie in allen Ecken, in der verſchiedenſten Höhe und Tiefe, fuhren mit ihrem ſpitzen Maule über die kleinen, mit Schlamm leicht überkleideten Felsblöckchen hin und blieben, wenn ſie eine paſſende Nahrung angetroffen hatten, in ihrer Bewegung ſtehen, die gefundene Beute mit Behaglichkeit verzehrend, was ſtets einen ſehr hübſchen Anblick gewährte. Auch die Forelle (Salmo fario) und der Flußbarſch waren hier vertreten. Das Gefäß, in welchem letzterer ſich befand, zeigte noch eine andere Einrichtung, welche bei den andern Gefäßen wenigſtens nicht in Thätigkeit war. Es war nämlich von oben her das Zuſtrömen eines kleinen Waſſerſtrahls eingerichtet. Die Natur wurde dadurch noch mehr nachgeahmt, indem die ganze Scenerie durch das gleichförmig einſtrömende Waſſer mehr Leben erhielt, und das Ganze machte einen ſehr angenehmen Eindruck.

Wer dem Treiben der Fiſche hier zuzuſehen Luſt hatte, der mußte ſich geſtehen, daß ſie keineswegs ein ſo tiefſtehendes Thiergeſchlecht bilden, wie man gewöhnlich glaubt. Sie gehen mit Aufmerkſamkeit wie Säugethiere und Vögel ihrer Nahrung nach, wobei ſie gleichſam mit Nachdenken zu verfahren ſcheinen. Es war mir jetzt nicht mehr unwahrſcheinlich, daß das vom Stichling in neueſter Zeit Erzählte, daß er nämlich die zarten, eben erſt den Eiern entſchlüpften Jungen in einem von ihm angelegten Neſte behüte und ſchütze, volle Wahrheit ſein könne. Solche Aquavivarien muß man haben, um dieſen niedern Thieren ihre Gewohnheiten und ihre Lebensweiſe abzulauſchen, und da es nicht zweifelhaft iſt, daß ſolche Vorrichtungen immer mehr Anerkennung und ſomit auch Verbreitung finden werden, ſo dürfen wir hoffen, daß auch die Abtheilungen der Thiere, welche im Waſſer leben, uns immer bekannter werden dürften. Daß mit einer genauern Kenntniß derſelben auch eine humanere Behandlung beim Tödten endlich eintreten werde, iſt nicht zu bezweifeln und ſehr zu wünſchen. Jedoch ich will die Leſer mit vorläufigen Bemerkungen nicht länger ermüden, ſondern eine etwas ſtrengere Reihenfolge innehalten, obgleich ich keineswegs die Abſicht habe, in ſyſtematiſcher Weiſe zu verfahren. Dies will ich ebenſo wenig,

Digitized by Google

als das hier anführen, was man in jeder guten Naturgeschichte nachlesen kann. Ich will nur das mittheilen, was mir neu erschien und werde auch deshalb vorzüglich nur von den Thieren sprechen, die in dieser Beziehung Stoff darbieten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ludwig Rellstab und Theodor Mügge.

Zwei verdiente Schriftsteller, die sowol in ihren Fähigkeiten wie in ihrem Entwickelungsgange manches gemein haben, sind kürzlich aus dem Leben geschieden.

Beide waren aus Berlin gebürtig, beide gehörten früher dem Militärstande, ja derselben Waffe, der Artillerie, an. Beide nahmen an den Fortschrittsregungen Preußens ein lebhaftes Interesse, Mügge mit besonderer Antheilnahme und manchem persönlichen Nachtheil, den ihm die alte Censurzeit des vormärzlichen Preußen brachte. Beide bewährten sich auf dem Gebiete des Romans als gewandte Erzähler, die ihren Walter Scott und Van der Velde mit Vortheil gelesen hatten. Höhere dichterische Inspiration war beiden versagt. Namentlich wollte ihnen nie die dramatische Muse hold sein. Rellstab hatte nur mit seinem, dem Bulwer'schen Roman nachgebildeten „Eugen Aram" ein vorübergehendes Glück; Mügge erlebte den zu den mehreren Martyrien des Schriftstellerthums gehörenden Schmerz, noch auf seinem Sterbebett die Kunde von einem in Hamburg durchgefallenen neuen Stück zu erhalten.

Rellstab hatte sich die Musik als seine besondere Domäne erwählt und bevormundete lange Zeit auf diesem Gebiet die öffentliche Meinung Berlins. Die Zeit überholte auch ihn wie jeden gewerbsmäßigen Kritiker; ein Glück für Rellstab, daß seine Thätigkeit an eine Zeitung geknüpft war, deren Eigenthümer mit ihren alten Mitarbeitern schonend und dankbar verfahren. Rellstab behielt seine Berichterstattungsämter, als schon lange sein Monopol an Geltung verloren hatte. Ihn selbst half über diese Krisis seine vielseitige Empfänglichkeit und die Bewährung und Anerkennung seines Erzählertalents hinweg.

Es liegen uns zwei Bändchen vor, die uns vom Verfasser kurz vor seinem Tode mit den Begleitzeilen zugeschickt wurden, er nehme für dies Leben von uns Abschied; die Beendigung dieser Erinnerungen wäre noch sein einziges Ziel. Wir glaubten an eine hypochondrische Anwandelung, wie sie ein düsterer Augenblick späterer Jahre bringt; aber die Vorahnung sollte sich erfüllen.

Es ist uns unbekannt geblieben, ob die Mittheilungen „Aus meinem Leben" (Berlin, Guttentag, 1861) mehr als zwei Bändchen gebracht haben. Wir lesen hier eine Autobiographie, die mit lebhaftem Vertrauen auf die Bedeutung ihres Inhalts geschrieben ist. Rellstab's erste Knabenzeit fällt in eine politisch aufgeregte Zeit. Vermochte auch der Knabe nur erst wenig die Bedeutung der Ereignisse zu verstehen, so prägten sich doch die aufgeregten Empfindungen der Aeltern tief in Ludwig's Seele, der vorzüglich an seiner Mutter mit schwärmerischer Verehrung hing. Der bei dem Musikunterricht des Sohnes streng auftretende Vater mag den Knaben eingeschüchtert haben, was ihm auch beim Schulbesuch hinderlich gewesen sein soll — er hatte viel von den Lehrern zu erdulden und drang mit seiner Bescheidenheit nicht durch. Seltsam, daß solche „bescheidene" Naturen sich später doch mit allem Nachdruck geltend zu machen wissen. Ein lebhaftes Selbstgefühl hat den Erzähler nicht verlassen.

Auch von seiner mit begeisterter Hingebung beabsichtigten Betheiligung an dem Freiheitskampfe mußte Rellstab abstehen, da man ihn zu jung fand. Er trat später in die Artillerie, pflegte sein Musiktalent und fing an, seine dichterischen Schwingen zu entfalten. Theodor Körner und Ludwig Berger — letzterer während längerer Zeit — standen Rellstab unmittelbar nahe. Erheiternd ist die Beschreibung einer Ferienreise mit seinem Vater, die sie von Berlin nach Dresden mit Post und Hauderer in vier Tagen und von Meißen aus zu Fuß unternahmen.

Nach seiner Aeltern Tod finden wir Rellstab in Frankfurt an der Oder, herzlich aufgenommen von allen und in freundschaftlicher Beziehung besonders zu Frau von Zielinski, für die er, als sie noch Mädchen war, eine schwärmerische Neigung gefaßt hatte. Schon hier fing er an, ein Drama, „Karl der Kühne", zu dichten, trat mit strebenden jungen Männern in Beziehungen, schrieb den Text zur Oper „Dido", sandte diesen an Jean Paul und erhielt von ihm ein freundliches Einladungsschreiben zum Besuch.

In Dresden genoß Rellstab den nähern Umgang des von uns im vorigen Jahrgang d. Bl. geschilderten, durch Selbstmord aus dem Leben gegangenen Schauspielers Julius, eines geborenen von Kleist, dessen ritterlich edles Wesen er nicht genug rühmen kann. Er erzählt eine Episode aus dem Leben des Künstlers, der sich, achtzigjährig, noch erhängte, seine Gefangennehmung mit General Lützow durch die Franzosen. Karl Maria von Weber und Ludwig Tieck, als hervorstechende Persönlichkeiten der damaligen dresdener Künstlerwelt, besuchte Rellstab mit jenem Muthe, der vielleicht nicht jedem jungen Manne in diesen Jahren gegeben ist. Er rühmt die Liebenswürdigkeit des erstern, den tiefen Geist und die Zuvorkommenheit des letztern, den er auch damals schon vorlesen hörte. Zur Geschichtschreibung der Tieck'schen Vorleseabende hat Rellstab noch später viel Beiträge gegeben.

Digitized by Google

Eine besonders gemüthliche Schilderung ist das Zusammentreffen mit Jean Paul in Baireuth. Unterhaltend sind die Ausflüge in die Umgegend zur Frau Rollwenzel, wo der Dichter des „Titan" die Künste seines Pudels zur Geltung brachte und des guten Biers wegen nicht gern das Städtchen verlassen mochte.

Rellstab's Hauptziel war dann Weimar und Goethe, wo er auch Eberwein und Froriep traf und bei dem Schauspieler Deny wohnte. Trotz der Verehrung für Goethe kann der junge Literat es doch nicht verhehlen, daß „eine Würde, eine Höhe" die Vertraulichkeit entfernte, — was ihm, nach dem gemüthlichen Beisammensein mit Jean Paul, doppelt auffallen mochte. Die interessanteste Episode im Goethe'schen Hause ist das Einführen des zwölfjährigen Felix Mendelssohn durch Zelter und des hoffnungsvollen Knaben bedeutendes Klavierspiel, der alle ihm gestellten Aufgaben glänzend löste, zuletzt auch noch die argen Hieroglyphen eines Beethoven'schen Manuscripts, das ihm Goethe vorlegte, auf staunenswerthe Weise entzifferte.

Rellstab setzte seine Reise nach Berlin und Frankfurt fort und las, nach Dresden zurückgekehrt, sein Trauerspiel Tieck vor, der ihm manches Schmeichelhafte darüber sagte, mit jenem Lächeln ohne Zweifel gemischt, dessen Ironie der Erzähler nicht bemerkt zu haben scheint. In Heidelberg blieb er länger, studirte eifrig und schrieb eine Gedichtsammlung: „Die Morgenröthe Griechenlands." Von bemerkenswerthen Begegnungen nennt er Welcker, Brandes, Moritz Arndt, Wilhelm von Schlegel, alles Namen, denen sich nahe zu bringen ihm der Muth nicht fehlte.

Nach der Rückkehr aus der Schweiz und Italien traf Rellstab neuerdings mit Jean Paul und Goethe zusammen, hatte eine kurze Begegnung mit General Radowitz, hörte in Berlin die Aufführung seiner von seinem Jugendfreunde Bernhard Klein componirten Oper „Dido" und brachte viel Zeit bei seiner Tante Häring zu, deren Sohn der bekannte Schriftsteller Willibald Alexis, sonst sein Gespiele, war.

Sein rastloser Reisetrieb führte ihn nach Wien, wo er, im Hause der Baronin Pereira-Arnstein gastlich aufgenommen, diesmal die denkwürdigen Erscheinungen der Hauptstadt, wie den Orientalisten Hammer-Purgstall, Grillparzer, nur obenhin berührt, um dafür desto länger bei Beethoven stehen bleiben zu können. Er trifft ihn mismuthig, krank, in jenen Verstimmungen, die seinem ein Jahr darauf erfolgten Tode vorangingen.

Hier brechen die uns bekannt gewordenen beiden Bände ab. Allen diesen Mittheilungen liegt jene schöne, edle Pietät für Namen und literarische Traditionen zu Grunde, die wir nicht unterlassen wollen, zu pflegen, selbst wenn sie manches überschätzen, manches der Erinnerung dringender anempfehlen sollten, als im Verdienst begründet ist.

Von Theodor Mügge's Romanen haben besonders diejenigen großen Anklang gefunden, die sich mit dem Leben Skandinaviens beschäftigen. Zu wiederholten malen hat der Verfasser Norwegen und Schweden bereist. Sein Talent war im eigenen Erfinden weniger glücklich als im Nachdichten gegebener Stoffe, besonders geschichtlicher. Sehr gelungen ist denn auch des Autors nachgelassenes Werk: „Der Prophet. Historischer Roman aus dem Bauernkriege" (3 Bde, Leipzig, Thomas, 1860).

Man suche nicht unter dem Propheten des Titels etwa Thomas Münzer. Münzer erscheint nur ein einziges mal vorübersausend mit zündender Rede wie ein Sturmvogel der Revolution. Der „Prophet" des Titels ist zwar auch ein Verkündiger der Münzer'schen Lehre vom „Tausendjährigen Reich", d. i. der christlichen Republik, aber zugleich ein Apostel der Liebe und Versöhnung. Es ist der alte blinde Mönch Hans Schmidt in der Reichsstadt Rothenburg an der Tauber, die sich vor allen als Zufluchtsstätte evangelischer Flüchtlinge, auch Deutschlin's und des überall vertriebenen Dr. Karlstadt, denen wir hier wiederholt begegnen, sowie durch ihre thatkräftige Parteinahme für den Bundschuh auszeichnete. Aber auch dieser „Prophet" ist nur eine wenn auch vom Anfang bis zum Schluß öfter wiederkehrende Episode und wir begreifen nicht recht, warum gerade er dem Roman den Titel gibt und nicht der offenbare Held desselben. Dies ist der fränkische Ritter Florian Geyer aus dem alten, schon bei den Hohenstaufen angesehenen Geschlecht der Geyer von Geyersberg, deren Stammhaus Schloß Giebelstadt im Neckerlande war.

Florian Geyer, schon von Robert Heller behandelt, von Wilhelm Genast mit Glück auf die Bühne gebracht, hatte im kaiserlichen Heere den Kriegsdienst erlernt und im Treffen bei Möckmühl (1521) Götz von Berlichingen gefangen genommen. Für die ewige Wahrheit, für das Recht des Volks, für die Freiheit des Vaterlandes wirft er seinen Rittermantel hin und wird zum Volksführer. Als solcher ist er ein Mann der That, Feind aller Halbheit, dem Todeskeim jeder Revolution, entschieden bis zum Biegen oder Brechen, ohne doch einen Augenblick nur seinen ihm angeborenen hohen ritterlichen Sinn zu verleugnen; dabei ein deutsches Gemüth in Liebe und Treue, Gottvertrauen und Opferfreudigkeit, durch und durch ein Held, der, als er endlich trotz aller seiner riesigen Anstrengungen dennoch alles um sich her in Unverstand und Schwäche, in Halbheit und Schmach zusammenbrechen sieht, selbst auch da noch voll Kampfesmuth und Begeisterung für die gerechte Sache das Banner der Freiheit hält und lieber sein Leben hingibt als seine Ueberzeugung. So macht er einen tiefen, bedeutungsvollen Eindruck.

Ist Florian Geyer bei Mügge vorzugsweise das Schwert der Volkserhebung, so ist ihr überall leitender, rastlos organisirender Kopf der ebenso kluge wie hochherzige öhringer Advocat Wendel Hipler. Um beide gruppiren sich in mannichfaltigster Schattirung die Parteigänger der Revolution, die Halben, die Mattherzigen, die Zurückhaltenden, die

Ueberklugen und Diplomaten, die Achſelträger und Zweideutigen, die Verräther, letztere zumeiſt im Rath der Städte. Hier namentlich zeigt ſich Mügge's reiches Talent im Individualiſiren. Intereſſante Vergleichungspunkte gibt es mit den Tagen von 1848. Auf gegneriſcher Seite ſehen wir im Vordergrund das meiſterhaft gezeichnete hiſtoriſche Charakterbild des mit hohen Fähigkeiten begabten geiſtvollen, aber maßlos herrſchſüchtigen, gleißneriſch tückiſchen und grauſamen Kaſimir von Brandenburg, Markgrafen von Ansbach und Baireuth. Nicht minder treffend charakteriſirt zeigt ſich der bei all ſeiner Schlaffheit und Feigherzigkeit ebenſo blutdürſtige wie genußſüchtige Biſchof von Würzburg, Konrad von Thüngen, nebſt ſeiner übermüthigen Sippe. Der wichtige Antheil, den an allen großen Ereigniſſen in der Geſchichte durch den ſtillen, aber mächtigen Einfluß ihres Denkens und Fühlens, oft ſelbſt auch Handelns von jeher die Frauen nahmen, iſt pſychologiſch wahr und natürlich zur Erſcheinung gebracht in den wie alle Figuren Mügge's lebensfriſch gehaltenen Geſtalten einer Anna von Menzingen, Agnes Pröll, Hildegard von Sletten, Chriſtine Hipler. Ein Bild deutſcher Herzensreinheit und Herzensinnigkeit iſt die letztgenannte, die faſt — zwar in weniger originellen und genial kecken, aber ungleich naturwahreren Zügen — den Eindruck eines „Käthchen von Heilbronn" macht.

J. J. Weber's „Illuſtrirte Zeitung".

Kürzlich erhielten wir in geſchmackvollſtem Einband den letzten Jahrgang der „Illuſtrirten Zeitung" und blätterten darin mit wahrer Befriedigung. Wir müſſen ſowol vor dem Reichthum der Mittheilungen wie vor dem Geſchmack der bildlichen Darſtellungen unſere volle Hochachtung bezeugen.

Dem Buchhändler J. J. Weber, einem geborenen Schweizer, der ſeit beinahe zwanzig Jahren Führer und Lenker dieſes Inſtituts iſt, darf man nachrühmen, daß er vor vielen ſeiner Berufsgenoſſen eine unermüdliche Arbeitskraft, eine allſeitige Empfänglichkeit für alle Gebiete des bibliopoliſchen Fortſchritts und einen geläuterten Geſchmack bewährt hat. Wenn der Börſenverein der deutſchen Buchhändler auf den Gedanken käme, eine „Geſchichte des deutſchen Buchhandels" ſchreiben zu laſſen, ſo müßte darin für die Periode, wo ſich unſere Buchausſtattung zum vorgeſchrittenen Geſchmack der Franzoſen und Engländer erhob, der Name des Buchhändlers Weber von beſonderer Bedeutung ſein. Die bequemere Handlichkeit der Form, die beſſere Ausſtattung in Druck und Papier, die Gefälligkeit der Einbände, vor allem die Illuſtration, vornehmlich durch eine faſt die Feinheit des Stahlſtichs erreichende Pflege des Holzſchnitts, alles das ſind Fortſchritte, die vorzugsweiſe J. J. Weber gefördert hat, mit Opfern gefördert, die ſich anfangs kaum belohnen wollten. Vorzugsweiſe ſammelte er dann ſeine Kraft in der „Illuſtrirten Zeitung" und hat dieſe Zeitſchrift zu einem Organ erhoben, das an Gründlichkeit und Vielſeitigkeit der behandelten Materien die franzöſiſchen und engliſchen Vorbilder bei weitem übertrifft. Auch die typographiſche Ausſtattung (durch die Brockhaus'ſche Officin) läßt ähnliche Blätter, die in London und Paris erſcheinen, entſchieden in Schatten treten.

Die vielen Conceſſionen, welche bisher von der „Illuſtrirten Zeitung" an Oeſterreich gemacht wurden, haben ſich ſeit einiger Zeit gemildert. Die Paraden und Reiſen des Kaiſers, die Officien der hohen katholiſchen Geiſtlichkeit treten mehr und mehr zurück. Daß ſich bei den gewerblichen, auch artiſtiſchen Bildern manche aufgenommene Scene wie eine Reclame macht, wird nicht immer zu vermeiden ſein. Ein kundiges Auge erkennt aber ſehr bald den Unterſchied der Huldigungen, die der Sache entflammen, und derer, die vom Ehrgeiz der Perſonen herrühren. Es iſt hier wie mit den Bücherrecenſionen in Deutſchland überhaupt. Erſcheint z. B. ein Almanach oder eine kleine Novelle von manchem Autor, ſo kommen, vier Wochen nach Ausgabe der erſten Exemplare, wie aus einem einzigen Füllhorn, Recenſionen über Recenſionen in jeder nur irgend im Curs befindlichen Zeitung. Die Ausdrücke des Lobes ſind dieſelben, die Geſichtspunkte der Auffaſſung ebenſo, alles wie nach einer einzigen Schablone. Vergleiche man dann damit das ſtille Auftreten z. B. einer Stifter'ſchen Erzählung! Kaum daß des ſinnigen Autors letzter Roman genannt wurde. Man muß die Indolenz der Zeitungen, die unorganiſirte kritiſche Partie derſelben kennen, muß wiſſen, wie ſich die eingeſandten Bücher bei den großen Organen in der Regel maſſenhaft aufhäufen, ohne je eine Recenſion zu erleben — und vergleiche dann damit die prompte Art, wie andere bedient werden! Gegen dies Syſtem der raffinirten und ſubtilen Reclame kann man ſich auf Anlaß der „Illuſtrirten Zeitung" ſelbſt nicht ausſprechen wollen. Aber einen rührenden Eindruck macht es doch auch hier, in jeder Nummer derſelben einige zwanzig „Eingegangene Werke" angezeigt zu leſen und zu gleicher Zeit nur etwa drei bis fünf Recenſionen. Das beträgt im Jahre 1000 eingeſandte Bücher und 250 Recenſionen. Was geſchieht mit den armen 750 Reſtanten? Jean Paul ſchlug eine eigene „Literaturzeitung für Reſtanten" vor.

Ein Kollmann'ſcher Roman.

Wir haben Buchhändler von einer alle Gebiete der Literatur umfaſſenden Thätigkeit; wir haben andere, die ſich nur einen einzelnen Zweig derſelben erwählt haben.

Die Kollmann'ſche Buchhandlung in Leipzig hat ſich die Domäne der Romane vorbehalten, namentlich gehören ihr die Frauenromane. Ihr Briefportefeuille muß intereſſant ſein. Alle ſchreibenden Damen ſchenken dieſer Firma ihr Vertrauen. Sie bringen ihr die Erſt-

linge ihrer Muse. Sie darf wählen, darf tadeln, loben, rathen, ändern, ganz nach Belieben; ihr wird nichts übel genommen. Wie manches Geheimniß von gescheiterten Lebenshoffnungen, geringer Witwenpension, spärlichem Auskommen der Gatten u. s. w. wird ihr mitgetheilt! Diese Damenhändchen, diese duftenden Papiere, diese bedeutungsvollen Embleme des Siegels: eine Lyra, eine Rose, auch wol ein Todtenkopf — wer hat das nicht alles schon einmal gesehen, wenn man auch einen noch so flüchtigen Spaziergang auf dem Felde der Literatur gemacht hat! Man kann Alter und Stand, Schönheit und Geist schon an den Briefen erkennen; die beste Handschrift findet sich z. B. bei den Damen über dreißig und unter funfzig Jahren. Damals trachtete noch die weibliche Jugend danach, zierlich und deutlich zu schreiben Jetzt liegen die Buchstaben ohne Rundung und Charakter wie die Eisenbahnlinien auf dem Papier. Auch der Stand läßt sich an — den Schreibfehlern erkennen. Besonders die vornehmen Damen können sich nicht ganz davon freimachen.

Die Kollmann'sche Buchhandlung ist nachsichtig. Sie wird gestehen müssen, daß sie vieles druckt, um nur die schönen Frauen nicht unglücklich zu machen. Um so erfreulicher ist es, in „Constanze. Von Emmy von Rothenfels" (2 Bändchen, Leipzig, Kollmann, 1860) einer wirklich anziehenden Erzählung zu begegnen. Die lebenswahre Schilderung eines jungen Mädchens, das aus einer glänzenden Stellung plötzlich in die Schule der härtesten Entbehrungen geräth und sich tapfer darin bewährt, ist der Kern des Romans. Er beginnt mit dem alten weiblichen Lieblingsthema eines Balles und einer Liebesheirath, das aber für die Jugend ewig neu bleibt. Die Verfasserin hat es zudem durch einen angenehmen Zusatz von Humor auch für das Alter genießbarer zu machen gewußt. Mancher Leser wird sich wundern, wie eine adlige Dame die Schwächen ihres Standes eigenhändig lächerlich darstellt; aber es geschieht. Im Verlauf des Romans entwickelt die Verfasserin ein Erfindungstalent, um das ein männlicher Autor sie beneiden könnte; sie geht verschwenderisch damit um; der falsche Graf und die Verbrecherscenen hätten noch für einen ganzen Roman ausgereicht und wol etwas gemildert werden können. Wir hoffen, diesem Talent recht bald in einer neuen Schöpfung zu begegnen.

Neue Gedichte.

IV.

„Aus Feld und Werkstätte" von Fr. Hermann (Trier, Lintz'sche Buchhandlung, 1860) und „Blumen des Lebens" von Albert Brüning (Berlin, Huber, 1860) entstammen wol beide den bescheidenen Handwerkskreisen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der fortgeschrittenen Bildung, wenn man sie durchblätternd bei vielem Unbeholfenen doch auch sinnigen Gedanken in gewählter Form begegnet. Dreist können sich diese Gedichte mit manchem Liede der Meistersänger messen. Wir möchten dem Büchlein „Aus Feld und Werkstätte" den Vorzug geben; es ist natürlicher, zwangloser; bei Brüning herrscht ein gewisses angelerntes Pathos, das schön Empfundenes zuweilen zur Unzeit entstellt.

Lenzwanderung.

Mit frischem Laub hat sich die Flur,
Der Wald und Hain bekränzt;
Aufs neu' verjüngt sich die Natur,
Des Himmels sonniger Azur
Ob Thal und Höhen glänzt.
Mit wonnevollem Schlage
Verkündet dir der Sänger Brust
Im dichtbelaubten Hage
Des Lenzes und der Liebe Lust.

Durch grüne Fluren hüpft der Bach
Und rauscht hinab ins Thal;
Auf allen Bäumen wird es wach,
Der Amsel Ton, des Finken Schlag
Stillt deines Herzens Qual.
Erwache, mein Gemüthe!
Gib nicht der finstern Sorge Raum
Und brich dir Zweig' und Blüte
Vom frischen, grünen Lebensbaum!

Zur Hand nimm deinen Wanderstab,
Zieh' fröhlich in die Welt!
Den Berg hinauf, das Thal hinab,
Mit raschem Schritt und munterm Trab,
Was ist es, das dich hält?
Laß unten deine Sorgen
Und droben athme leicht und frei!
Begrüß' den Frühlingsmorgen
Von weithin schimmernder Bastei!

Hebt nicht die Lerche aus dem Grund,
Vom Felde sich empor?
Preist nicht des kleinen Sängers Mund
Die schöne Welt, das blüh'nde Rund
Im jubelvollen Chor?
Mußt du nicht lauter preisen
Den Schmelz der Flur, der Blumen Pracht?
Verkünd' in tausend Weisen:
„Der Lenz, der Lenz ist neu erwacht!"

Heinrich Zeise.

Die Rache.

Süß ist die Rache, die das Leben selbst versüßt,
Die Segen bringt statt Fluch, sich opfernd sich genießt.
Indem die Muschel stirbt, ringt sich aus ihrem Schos
Für ihres Mörders Hand die edle Perle los.

K. Georgi.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Gute Zeichen aus Oesterreich. Ein Brief aus Prag. — Die Creditgenossenschaften und die Penny-Banken. — Berliner Briefe. VII. — Briefwechsel.

Gute Zeichen aus Oesterreich.

Ein Brief aus Prag.

— — Der erste Act eines constitutionellen Lebens in Oesterreich ist zu Ende.

Mit Ausnahme des emancipirten ungarischen Landtags, des galizischen, der erst am 15. April zusammentrat, und des serbischen Nationalcongresses haben alle durch die Februarverfassung wieder ins Leben gerufenen Landtage ihre Thätigkeit beendet oder sind daran, sie vorläufig zu schließen.

Mehr als ein Dutzend Versammlungen freier und vom Volke gewählter Männer hat getagt und an und für sich ist ein solches Ereigniß schon werth, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen. Es tritt aber hier auch noch der gewichtige Umstand hinzu, daß diese Landtage den Beginn eines verfassungsmäßigen Lebens in dem alten absolutistischen Oesterreich bedeuten und deshalb ihr Dasein wie ihre Thätigkeit auf Deutschland und sein constitutionelles Leben nicht ohne bedeutende Einwirkung sein werden. Denn wenn auch der Reichsrath, der Ende dieses Monats in Wien zusammentritt, als Centralversammlung aller dieser Landtage und als höchster Ausdruck des österreichischen Constitutionalismus für das Ausland wie für die Kaisermonarchie selbst eine vornehmste Wichtigkeit haben muß, so wird man doch nicht leugnen können, daß er seine Wurzel in den Landtagen hat und in diesen das eigentliche innere politische Leben Oesterreichs gegeben ist. Werfen wir daher einen Blick auf die kurze, den Reichsrath meist nur vorbereitende Thätigkeit dieser Landtage, um von dem wiedererwachten autonomen Leben in Oesterreich Act zu nehmen.

Im allgemeinen boten die versammelten Landtage der deutschen Kronländer erfreuliche Erscheinungen. Wie viel auch der einzelne noch auf dem Herzen hatte und wie groß die Erkenntniß auch war, daß noch sehr viel an wahren freien und verbürgten verfassungsmäßigen Zuständen fehle, überall merkte man doch eine gewisse Zufriedenheit, einen Eifer für die Sache, der vor drei Monaten noch nicht zu hoffen war und wol den Beweis liefert, daß die jetzige Neugestaltung Oesterreichs auf Grundlage der Autonomie der Kronländer die natürliche ist, an der das Volk gern mitarbeiten will. Auch ist es wol zu constatiren, daß in allen Landtagen der Hauptgedanke der Reichseinheit ungeschmälert zum Durchbruch gelangte, insofern, als nirgends, nicht einmal in Böhmen, die Idee des gemeinsamen Reichsraths auf Opposition stieg, wiewol dessen Thätigkeit selbst erst entscheiden wird, ob er in Wahrheit das Centralorgan der Kronländer bildet.

Man darf ferner nicht übersehen, daß sich überall der Drang kund gab, den Sympathieen für die Entwickelung der österreichischen constitutionellen Freiheit von selbst und schnell einen möglichst unzweideutigen Ausdruck zu verleihen; ein Umstand von um so größerer Bedeutung, als die Landtage doch im Grunde nur eine Interessenvertretung bilden, zusammengesetzt aus Land, Stadt und der sehr begünstigten Masse des Großgrundbesitzes. Aber die Thatsache ist namentlich nach Deutschland hin nicht genug hervorzuheben, daß der politische Liberalismus in allen Ständen und Kreisen Oesterreichs so allgemein und intensiv ist wie nirgends anderswo und namentlich, etliche Coterieen ausgenommen, die scharfen Gegensätze zwischen Adel und Bürgerthum trotz der Filiale der Kreuzzeitung in Wien, „Das Vaterland", hier nicht vorhanden sind. Möglich, daß sie sich bei längerm politischen Leben ebenfalls herausbilden, aber wahrscheinlich, daß das „Junkerthum" Oesterreichs nie den Begriff des absolut Reactionären vertreten wird. Die Verhältnisse geben solchen Parteiungen keine Nahrung, da die Nationalitätsfrage überall den politischen Standpunkt mit bestimmt. Wenn also irgendetwas dafür zeugt, daß der Liberalismus die Majorität in allen Kreisen besitzt, so ist es die Haltung der Landtage, welche sich in keine unfruchtbaren Formstreitigkeiten verloren, keinen aufreizenden, dominirenden Parteizwist äußerten und alle vorhandenen Interessen der großen allgemeinen liberalen Forderung unterordneten, um nur rasch vorzuschreiten und, soweit dies in dem durch Zeit und Umstände diesmal engen Rahmen ihrer Thätigkeit möglich war, Verbesserungen vorzunehmen. Selbst die Votirung von Loyalitätsadressen, die doch wahrlich sehr überflüssig waren, that dem Liberalismus keinerlei Eintrag; denn keine einzige ist servil gehalten, sondern zeigt in Inhalt wie Form nur das Bestreben, einen Act von Höflichkeit zu begehen, ohne ihm weitere Bedeutung beizumessen.

In der Sprachenfrage, die so bedeutend eingreift, äußerte sich dieselbe Neigung, unnütze Reibungen und schädliche Egoismen zu Gunsten des allgemeinen Princips der Freiheit zu vermeiden, und gerade hierin documentirte sich ein parlamentarischer wie politischer Takt, der bei der Ungewohntheit öffentlichen Lebens nicht hoch genug anzuschlagen ist und wieder beweist, daß das Volk mit gutem Instinct

alles vermeidet, was der Camarilla mit dem Princip des divide et impera Waffen in die Hände geben könnte. Von seiten des Volks will nichts geschehen, die neue Freiheit wieder à la 1848 — umzubringen und Gott gebe, daß das Volk so vorsichtig und klug bleibe. So ist man selbst im böhmischen Landtage, dem gefährlichsten bezüglich der Sprachen- und Nationalitätsfrage, glücklich um diese Klippe herumgeschifft und zu einem keinen Theil verletzenden Vergleich gekommen. Hier wie in Mähren ist die vollste Gleichberechtigung ausgesprochen; man kann nach Belieben deutsch oder czechisch (oder, wie es vereinbart wurde, böhmisch) reden und alle Documente werden in beiden Sprachen abgefaßt. Im krainschen Landtage haben die Slowenen bisjetzt sich ihres Idioms enthalten und im tiroler Landtage, wo das Protokoll deutsch und italienisch geführt wird, sprachen einzelne Abgeordnete nur selten italienisch. Im dalmatinischen Landtage ist dem illyrischen Dialekt die Gleichberechtigung mit der italienischen Sprache, welche von der Mehrzahl gesprochen wird, gleichfalls zuerkannt worden; in den Landtagen von Istrien sowie Görz und Gradiska ist trotz der Sprachmischung der Sprachenstreit gar nicht zum Vorschein gekommen und es wird nur italienisch verhandelt.

Die allen Landtagen gemeinsame Angelegenheit der Wahlprüfungen fand in gleicher Weise in liberaler und taktvoller Weise ihre Erledigung. Man entzog sich in den einzelnen Fällen allen engherzigen Bedenken und nahm fast überall Gelegenheit, principielle Verbesserungen anzuregen. Als Discussionsthema galte der Beschluß des niederösterreichischen Landtags (Wien), das Wahlrecht der Frauen anzuerkennen. Löblich war es, die Ausschließungsgründe, welche die Wahlordnung für schon bestrafte Personen aufstellt, zu beschränken. Ferner beschlossen fast alle Landtage, die sonderbarerweise nicht in den Statuten ausgesprochene Unverletzlichkeit der Abgeordneten zu erklären.

Unter allen Landtagen der deutschen Kronländer ist der böhmische unstreitig der bedeutendste; nicht allein, weil er an Zahl der Abgeordneten alle andern, den ungarischen ausgenommen, übertrifft — er besteht aus 241 Mitgliedern —, sondern weil Böhmen eins der vornehmsten, auf seine Autonomie stark eifersüchtigen Kronländer ist, in dem überdies das Czechenthum mit erneuerter Macht die erste Stelle anstrebt. Trotzdem bot der böhmische Landtag im allgemeinen dieselben erfreulichen Symptome wie die deutsch-österreichischen. Eine Besonderheit hat er insofern zu Tage gefördert, als er u. a. beschloß, den Kaiser einzuladen, sich in Prag mit der böhmischen Königskrone feierlich krönen zu lassen. Der Antrag dazu wurde vom Cardinal-Erzbischof von Prag gestellt, dessen Hinneigung zur czechischen Partei zwar nicht wegzuleugnen ist, dessen Persönlichkeit wie Stellung jedoch den Gedanken ausschließt, als hätte er an einer im Sinne der Magyaren zu deutenden Demonstration sich betheiligen wollen. Da überdies der Beschluß einstimmig gefaßt wurde, so kann man darin die Absicht erkennen, die historische Berechtigung Böhmens in der neuen Gestaltung Oesterreichs gewahrt wissen zu wollen und nur auszusprechen, daß Böhmen einen König hat, der zufälligerweise der Kaiser von Oesterreich ist. Ueber die weitern Schlußfolgerungen, welche die deutsch-böhmische und die slawische Partei daraus in Zukunft ziehen werden, ist jetzt schwer etwas zu sagen; doch scheint so viel gewiß zu sein, daß die erstere die Krönung nur als ein Ceremoniell betrachtet, dem sie weiter keine politische Tragweite zumißt, die letztere dagegen aus der Krönung das Princip der in politischen Dingen zu wahrenden Selbständigkeit Böhmens ableiten dürfte, namentlich um in Zeiten des abermaligen „Germanisirens" und in Bezug auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland daraus Nutzen und Waffen zu ziehen. Genug, die Deputation, welche den Beschluß des böhmischen Landtags überbrachte, erhielt die Zusicherung, daß der „König" sich in Prag krönen lassen werde. Was in andern deutsch-slawischen Landtagen keinem Bedenken mehr unterlag, die Wahl von Landtagsabgeordneten zum Reichsrath — für diesmal überhaupt die einzige Aufgabe der Landtage —, erhob sich im Schoße des böhmischen Landtags oder vielmehr der czechischen Partei doch zu einer Frage, über deren Lösung man bis zum letzten Moment noch schwankend war. Da eine Trennung Böhmens von Oesterreich nicht im Hintergrunde der Rieger-Palacky'schen Partei liegt, so ist die Wahl von Reichsrathsmitgliedern principiell ihnen nicht entgegen. Aber der Umstand, daß sie doch nicht die Majorität im Landtage haben, wiewol sie sich mit der Hochtorypartei Clam-Martinitz verbündet, vielmehr der größte Theil des Großgrundbesitzes zur deutschen Partei hält — dieser Umstand scheint die Idee bei den Führern geweckt zu haben, sich der Wahl zu enthalten, ihre Mandate gerade vor Beginn der gewichtigen Handlung niederzulegen, um einer Niederlage auszuweichen und wegen der voraussichtlichen Majorität deutscher Reichsrathsmitglieder gegen diese Majorität zu demonstriren. Aber die Partei hat sich bedacht, ehe sie einen so folgenreichen Schritt that, der nicht allein für Oesterreich neue Wirrnisse, sondern auch für die Czechen selbst viel Schaden nach sich gezogen haben würde. Mit der Majorität ist wohlfeil siegen, aber mit dem guten Recht in der Minorität kann man noch größere Triumphe erringen.

Nächst dem böhmischen Landtage verdient der niederösterreichische noch besondere Beachtung. Er repräsentirt Wien und den deutschen Liberalismus in Oesterreich. Allerdings greift heute seine Thätigkeit trotz dieses Charakters nicht weiter und tiefer als die der andern, aber gleichwol hat er schon bewiesen, daß in ihm der Freiheitsgedanke am reinsten und mächtigsten vertreten ist und von hier aus durch einzelne talentvolle Männer, Demokraten, jene Politik der Freisinnigkeit mächtig ausgehen wird, in der sich

einmal alle nationalen Coterieen vereinigen können, zum Heil ihrer und des Vaterlandes Interessen. Leider sah sich einer der besten und talentvollsten dieser ersten Freiheitskämpfer, Dr. Schuselka, genöthigt, infolge gemeiner Intriguen sein Mandat niederzulegen. Dr. Berger ist der Advocat, welcher bisher auf den Schultern der österreichischen Liberalen getragen wurde und der trotz seines Talents als Defensor die leicht zu gewinnende Sache des Directors Richter seinerzeit nicht gewinnen konnte. Man sagt allgemein, Berger cedirte dem Vater seines Kanzleivorstehers Schuselka's Schuld, um sich eines als glänzender Redner und ehrenhafter politischer Charakter gefährlichen Rivals zu entledigen und so wo möglich in den Reichsrath zu kommen! Der edle Charakter des österreichischen Volks hat Dr. Schuselka Genugthuung gegeben.*)

Die Creditgenossenschaften und die Penny-Banken.

Ein geistvoller Nationalökonom, Advocat Bernhard Miller in Dresden, gab in der „Constitutionellen Zeitung" vor kurzem folgende Uebersicht über Ursprung und Bedeutung des besonders von Schulze-Delitzsch so eifrig geförderten neuen Spar- und Vorschußsystems.

„Als vor nunmehr zehn Jahren die ersten Creditgenossenschaften entstanden, ahnte wol niemand, daß ihre Erfolge und ihre Bedeutung für das wirthschaftliche Leben so außerordentlicher Art sein würden. Bereits zu Michaelis vorigen Jahres bestanden in Deutschland, namentlich in Preußisch-Sachsen, Königreich Sachsen, Thüringen, Hannover mehr als 200 solcher Vereine, deren Gesammtumsatz allermindestens auf sechs Millionen Thaler veranschlagt werden mußte. Immer näher rückt der Zeitpunkt heran, wo diese Vereine sich als eine thatsächlich anerkannte Macht auf dem Geldmarkte bewähren werden.

„Die Creditgenossenschaften gingen von der Wahrnehmung der Thatsache aus, daß unsere gewerbtreibenden und arbeitenden Klassen sich dem großen, in Fabriken und Banken aufgehäuften Kapital gegenüber in einer Stellung befinden, die mehr und mehr entweder dazu führt, sie gesellschaftlich zu vernichten oder sie in die peinlichste Abhängigkeit von dem Großkapital zu bringen und aus dieser zahlreichen und ehrenhaften Klasse der Bevölkerung lediglich einen Stand von Lohnarbeitern zu machen. Der Grund dieser Erscheinung liegt einzig und allein in der Vereinzelung der Kräfte dieser Klassen. Und will man eine Abhülfe in diesen Zustand bringen, so ist dies nur auf dem Wege möglich, daß sich unsere gewerbtreibenden und arbeitenden Klassen auf den nämlichen wirthschaftlichen Boden stellen, der die Uebermacht des Großkapitals über die bloße Arbeitskraft, des Großbetriebs über den Kleinbetrieb zu Wege gebracht hat.

„Die kleinen wirthschaftlichen Kräfte müssen sich zu gemeinschaftlichem Wirken verbinden, um an den Vortheilen der Großwirthschaft, der Großproduction theilzunehmen. Sehr treffend und wahr ist es von den Vorkämpfern des Genossenschaftswesens in Deutschland, Professor Huber in Wernigerode und Schulze-Delitzsch stets hervorgehoben und betont worden, daß durch dies gemeinschaftliche Wirken in der Genossenschaft nicht blos die materiellen, sondern auch die sittlichen und geistigen Kräfte gesteigert werden, welche beide immer Hand in Hand mit der Volkswirthschaft gehen.

„Das nächste Ziel des genossenschaftlichen Wirkens mußte die Herstellung von Creditverbänden und zwar auf Grundlage der Selbsthülfe sein.

„Der Credit ist es, welcher unsern gewerbtreibenden und arbeitenden Klassen fehlt. Die großen Banken sind nur der Großindustrie und dem Großhandel bestimmt; unsere Sparkassen, die die mühsam erworbenen Sparpfennige eben jener Klassen sammeln, verwenden ihre Kapitale nicht für ihre Einleger, sondern sie sind meist Hypothekenbanken geworden oder legen ihre Fonds in Staatspapieren an.

„Der unbemittelte einzelne Arbeiter ist entweder fast völlig creditlos oder erhält den Credit nur zu den erschwerendsten Bedingungen, weil, wie Schulze-Delitzsch sehr richtig bemerkt, seine Arbeitskraft, als das einzige Mittel, wodurch er seine Gläubiger befriedigen kann, vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, welche weder er selbst, noch weniger der Gläubiger in seiner Gewalt hat. Sobald aber die einzelnen zu einer Genossenschaft zusammentreten, deren Mitglieder für sich gegenseitig einstehen und solidarisch sich verhaften, so ändert sich die Sachlage sofort. Die Genossenschaft ist creditfähig; sie bekommt auf der Basis der Solidarität leicht überall den Credit, der dem einzelnen als solchem versagt ist. Ihre Mitglieder werden zugleich durch ihre Verbindung mit der Genossenschaft creditfähig und zwar um so mehr, als diese sie anhält, sich allmählich ein Guthaben durch regelmäßige Beiträge zur Vereinskasse zu sammeln, welche dadurch einen mit der Ausdehnung der Genossenschaft sich vermehrenden eigenen Betriebsfonds, ein eigenes Vermögen erhält.

„Wesentlich aber unterscheiden sich nun diese Credit- oder Vorschußgenossenschaften von ähnlichen Instituten, welche zwar ebenfalls den Zweck haben, Unbemittelten Vorschüsse zu gewähren, dadurch, daß die letztern auf der Mildthätigkeit, jene auf dem Grundsatz der Selbsthülfe beruhen. Die Vorschußvereine haben einen rein geschäftlichen Charakter, sie sind der Bankier ihrer Mitglieder und Theilnehmer; niemand kann es für unehrenhaft oder schamvoll halten, sich an die Genossenschaft mit einem Vorschußgesuch zu wenden."

An diese Betrachtungen knüpfen wir eine berliner Mittheilung:

Es hat das Sparkassenwesen, das, der Zahl der Kassen nach auf die Bewohner vertheilt, sich in Preußen und Sachsen zwar noch günstiger als in England stellt, dennoch wie dort lange nicht ausreichend und in erwünschter Weise dem kleinen Handwerker, Dienstboten oder Tagarbeiter entgegenkommend sich gezeigt. In England hat man z. B. die pennyweise für geistige Getränke verausgabten Summen auf

*) All diese schönen neuösterreichischen Dinge haben zwei Pointen. Die eine heißt Geld! Wir wünschen ihr den besten Erfolg. Die andere — heißt Italien! Hier wird sich's entscheiden, ob ein gutes, braves Volk in seinem Loyalitätsrausche, in seinem immer wieder vom leichtpulsirenden Blute geweckten und geförderten Vertrauen und bei seinem im Grunde nur geringen Bedürfniß nach wirklicher Freiheit und Aufklärung sich dahin hat — — hinaustreiben lassen, wo gewisse Wünsche es haben wollten. D. Her.

30 Millionen Pf. St. berechnet, die für Tabak auf 5 Millionen. Da kam ein Geistlicher aus einem der ärmern londoner Kirchspiele auf den Gedanken, durch Filialvereine der großen Sparkassen, die natürlich so kleine Summen nicht annehmen, beim Armen das Interesse und die Möglichkeit der Ersparniß und Productivität des Penny zu erwecken. Die Einrichtung gehört der neuesten Zeit an und trägt schon jetzt ihre segensreichen Früchte. Die Einlage in eine solche Pennybank kann von 1 Penny (10 Pfennige) an bis 2½ Schilling (25 Sgr.) gemacht werden; sobald das Einlagekapital zu fünf Pf. St. angewachsen, wird es in eine Sparkasse gelegt und der Arbeiter beginnt von neuem die Einlage seines Penny. Die Einlagen über 6½ Schilling werden in den Sparkassen mit drei Procent verzinst und die Zinsen halbjährlich ausgezahlt oder gutgeschrieben. Das Kassenbuch wird jedem Einleger mit 1 Penny berechnet, das Statut kostet gleichfalls 1 Penny und jedem Theilnehmer wird alljährlich das Exemplar einer genauen Bilanz der Bank für 1 Penny verkauft. Wesentlich ist bei diesen Einrichtungen der Umstand, daß diese Spartassen nach Feierabend geöffnet sind, damit den Arbeitern die Einlage nicht Zeit raubt und andererseits sich ihnen diese Spargelegenheit zu einer Zeit darbietet, wo die Versuchung, die Ersparnisse unnütz zu verthun, gerade am größten ist. Daß diese Pennybanken wirkliche Sparinstitute sind und in der That die Pfennige zu Groschen und Thalern verwandeln, ergibt der Bericht aus Gateshead, wo im October 1859 eine Pennybank errichtet wurde. Sie war jeden Sonnabend Abend zwei Stunden geöffnet und sammelte in einem Monat 1150 Einlagen in der Summe von 170 Pf. St.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diesem Wege auch bei uns mancher ausgegebene Silbergroschen zum Fundament eines kleinen Kapitals sich verwandeln könnte. Dergleichen Möglichkeiten dem fleißigen Arbeiter zu bieten, würde auch hier sehr an seinem Orte sein, namentlich würde es für arbeitsame Frauen, deren ewig dürstende Ehehälfte der heimkehrenden Frau nicht selten auch das eigen erworbene Gut sofort noch vergeudet, eine Art Rettungsinstitut werden können.

Berliner Briefe.

VII.

— — Das Militär macht Parade, die Turner machen Parade, die Blumen machen Parade, Fräulein Lucca macht Parade — Sie wissen doch, He. von Hülsen hat eine wunderbar frische Stimme aufgefunden, die in höchst erfreulicher Weise zwischen all den halbverklungenen und ausgesungenen Stimmen im Opernhause Furore macht? In wenig Tagen werden auch die „Goethe-Reliquien" Parade machen.

Einen nicht minder glänzenden Erfolg hatte auf dem Victoria-Theater Shakspeare's „Wintermärchen". Bearbeiter und Componist haben würdig gewetteifert, eine Novantike interessanteste Art hinzustellen. Man tadelt die Flotow'sche Musik; sie bietet aber viel Gefälliges und Dingelstedt hat sich ohne Widerrede als ein sehr gewandter Dramaturg bewährt. Das vom Shakspeare'schen Genius so reizvoll getragene, hochtragische und hochhumoristische Stück ist ein ebenso goldener Magnet für jene Bühne geworden, wie es einst der „Sommernachtstraum" für das Schauspielhaus war. Die Direction hat es nach Kräften ausgestattet und ist im Besitz einer Künstlerin, die denn auch im Stande war, die höchst schwierige Rolle der Hermione glänzend durchzuführen; eine Aufgabe, für welche wir an unserer Hofbühne vergeblich nach einer würdigen Repräsentantin suchen würden. Die Hofbühne kann Damen, die der Classicität angehören, durchaus nicht durchgreifend würdig besetzen. Denn hat sie auch die „Künstler" dafür, die „Künstlerinnen" fehlen, da keine der Damen auch nur annähernd für derartige Partieen das Organ besitzt, unbeschadet ihrer sonstigen „Künstlerschaft". Diese Beobachtung hat sich uns bei allen in letzter Zeit zur Aufführung gekommenen Dramen, als „Die Witwe des Agis", „Iphigenie" u. s. w. bis hin zu den „Fadiern" unwiderleglich gezeigt. Leider läßt man Fräulein Wolter, die in der Partie der Hermione sich als für solche Rollen so befähigt erwiesen hat, von hinnen ziehen, ohne versucht zu haben, sie für die königliche Bühne zu gewinnen. Sie geht an das Stadttheater zu Hamburg.

Der erste berliner Corso, diese gewaltsam zu uns — trotz aller Jockey-Club-Antipathieen gegen italienische „Zustände" — herübergezogene italienische Blüte volksvergnüglicher Unterhaltung, sieht etwas kühl aus. Die in elegenten Equipagen erscheinende Aristokratie erhielt ihren Glanzpunkt durch das Erscheinen des Hofes gegen 4 Uhr. Die Querallee vom „Großen Stern" zum „Hofjäger" erfreute sich dreifacher Wagenreihen und vieler eleganter Reiter; nur die Blumen waren nicht so massenhaft gespendet; die Zuschauer, an denen es nicht fehlte, nahmen die eleganten Toiletten der Damen dafür und die Musik brachte in die Monotonie eine kleine Abwechselung.

Der Goldarbeiter Sy erfreut sich des Besuchs des hohen Adels, der hier den für die Königin von Neapel gefertigten goldenen Lorberkranz — in der That ein Kunstwerk ersten Ranges — in Augenschein nimmt. Graf Stollberg hat es unternommen, für Franz II. zu einem Ehrenschild zu sammeln. Erfreulich, daß Europa noch so große „Heldencharaktere" männlichen wie weiblichen Geschlechts besitzt!

Am Hoftheater ließ Eduard Tempelley ein bürgerliches Schauspiel in fünf Acten mit dem etwas ominösen Titel „Daheim" aufführen. Die zweite Vorstellung, der einige Kürzungen zugute kamen, soll erfolgreicher gewesen sein, als die erste war. Man verglich die „Mache" an diesem Werke mit einem Roman, der in Briefen geschrieben ist. Das Sujet erinnert an Ihr „Lenz und Söhne". Der Dichter, der mit seiner „Klytämnestra" so hoffnungsvoll debütirte, hat eine Neigung zum Sentimentalen, die auch schon manche schöne Blüte in seinem Liederzyklus: „Mariengarn", getrieben hat. Auf den Bretern freilich muß ein solcher an sich anerkennenswerther Trieb zum Empfindungsvollen mit Entschiedenheit von Selbstkritik geregelt werden.

Briefwechsel.

— Herrn J. N in Gluckstadt. Soll willkommen sein.

(Ausgegeben am 25. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 18. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Florence Nightingale. Ein Charakterbild von A. von Lagerſtröm. I. — Aus dem Zoologiſchen Garten in London. Von E. Kühns. II. — Micah Rood. Nordamerikaniſch. Von A. F. — Briefe aus München. III. — Zwei Dichter aus Norwegen. — **Neues aus der Welt.**

Florence Nightingale.

Ein Charakterbild von A. von Lagerſtröm.

I.

Florence Nightingale iſt von allen lebenden Frauen Englands, ſelbſt die hochverehrte Königin nicht ausgenommen, diejenige, deren Name mit der wärmſten Liebe und Verehrung von der engliſchen Nation ausgeſprochen wird. Die Königin umgibt ein „prestige", ein Nimbus, den der Engländer aus allen Kräften aufrecht zu erhalten ſucht, aber man verwechſele die Huldigungen, die der Königin von England als ſolcher gebracht werden, nicht mit denen, die ganz allein dem perſönlichen Verdienſt gelten. Das laute Hurrah, das überall erſchallt, wo ſich die Königin zeigt, iſt herzlich und hat ſeinen Werth; aber es iſt etwas durchaus anderes als der ehrfurchtsvolle Ernſt, mit dem der Name Florence Nightingale in England ausgeſprochen wird

Die Verdienſte dieſes Namens als Krankenpflegerin ſind weltbekannt, aber vieles, was wol der Mittheilung werth iſt und allen Menſchenfreunden Intereſſe einflößen muß, iſt nicht in die kurze biographiſche Skizze, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurde, aufgenommen worden. Wir übergeben mit Nachfolgendem unſern deutſchen Leſern eine Lebensſkizze, die ſowol durch mündliche Mittheilungen als durch Auszüge aus Zeitſchriften, die Miß Nightingale's Leben und Wirken behandelten, ergänzt wurden.

Der Vater Florence's iſt ein wohlhabender Gutsbeſitzer, William Shore Nightingale auf Leigh Hurſt in Derbyſhire. Leigh Hurſt war wegen ſeiner landſchaftlichen Schönheit allen Naturfreunden Englands wohlbekannt, auch ſchon ehe ſich der Zauber des Namens ſeiner jetzigen Bewohnerin daran knüpfte und es zum Wallfahrtsort dankbarer Menſchen machte. Dort auf dem ſchönen Landſitz ihres Vaters hat Miß Nightingale einen Theil ihrer Jugend zugebracht, aber ihr Geburtsort iſt es nicht. Ihre Aeltern ſcheinen, wie alle ihre wohlhabenden Landsleute, viel auf dem Continent gelebt zu haben, und es war in Florenz, wo unſere Heldin im Jahre 1823 geboren und zu Ehren ihres Geburtsorts „Florence" getauft wurde. Ihr Großvater von mütterlicher Seite iſt der als eifriger Verfechter der Sklavenemancipation bekannte William Smith.

Florence zeigte ſchon als Kind ein liebreiches Herz und war ſtets opferwillig, wenn es galt, Armen und Leidenden Hülfe zu bringen. So wird unter anderm von ihr erzählt, daß ſie als ganz kleines Mädchen die Pflege aller Beulen und Wunden übernahm, die unter den „Cottagers" vorkamen. Es waren dies dieſelben armen Land-

leute, denen ſie in ihrem ſpätern Leben und noch bis auf den heutigen Tag durchgreifende Unterſtützung zu Theil werden läßt. Sie ſagen jetzt mit Stolz, daß ſie die berühmt gewordene Krankenpflegerin, die edle, jetzt von allen engliſchen Federn geprieſene Frau eher gekannt und erkannt haben als irgendjemand anders.

Das milde, warme Auge, das wie ein ſanfter Stern die finſtern Nächte von Tauſenden in der Krim dahinſterbenden Soldaten verklärt hat, dies milde Auge hatte ſchon aus dem Kindesantlitz heraus zu den Kranken geſprochen: „Ich liebe euch, ich gehöre euch an!" Es heißt nicht blos von Miß Nightingale's Aeltern, daß es charaktervolle, biedere Menſchen ſind, die ihr im allgemeinen eine vortreffliche Erziehung gaben, es iſt ganz ſpeciell bekannt, daß der Vater ſie zu einer guten Mathematikerin ausbildete, mit ihr die Claſſiker las, ſie in Muſik, Malerei und den modernen Sprachen unterrichten ließ und vor allem die ihr angeborene Menſchenliebe in ihr nährte. Es thut auch wohl, in dieſem Falle einmal einer Gouvernante mit Anerkennung erwähnen zu hören. Man ſagt von Miß Nightingale's Erzieherin, daß ſie ſich aller Menſchen Verehrung durch ihre ungeſchminkte Wahrhaftigkeit und Redlichkeit gewonnen habe.

Miß Nightingale, deren Geſundheit von jeher nicht zu den ſtarken gehört, hatte, wie geſagt, eine ganz beſondere Theilnahme für Kranke, und es iſt merkwürdig, wie ſie ſchon in früheſter Jugend ihre ausgedehnten Reiſen dazu benutzte, um den Zuſtand der Hospitäler kennen zu lernen. In welchem Umfange dies der Fall war, beweiſt folgende Thatſache:

Als ſie ſich im Jahre 1854 großmüthig erboten hatte, als Krankenwärterin nach der Krim zu gehen, wurde ihr von der engliſchen Regierung die Frage vorgelegt, wie lange es her ſei, ſeitdem ſie ihre Aufmerkſamkeit den Hospitälern zugewendet und welche Hospitäler ſie beſucht habe? Ihre Antwort lautete wörtlich: „Es ſind dreizehn Jahre her, ſeitdem ich den Zuſtand der Hospitäler genau kennen zu lernen mich bemüht habe. Ich kenne alle Hospitäler in London, Dublin, Edinburg; ich kenne faſt alle im Innern Englands, ſowol die für Land- als die für Seeſoldaten. Ich habe die Hospitäler in Paris, Lyon, Turin, Rom, Konſtantinopel, Alexandrien und Brüſſel beſucht. In Paris habe ich bei den Sœurs de charité und in Kaiſerswerth am Rhein bei den Diakoniſſen praktiſche Krankenpflege erlernt." Wenn man das hört, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß Miß Nightingale auf dem Lebensgebiete, dem ſie hauptſächlich ihre Kräfte zugewandt hat, bereits Erfahrungen ſeltener Art gemacht hatte, ſchon ehe ſie ihr großartiges Wirken in der Krim begann. „Ihrem liebreichen Herzen", ſagt ihr erſter Biograph, „genügten nicht die Blumen und Früchte eines ſpeculativen, äſthetiſchen Daſeins, wie ſie es in ihrem ſchönen, mit allen Reizen der Natur und Kunſt geſchmückten Aelternhauſe hätte führen können. Sie ſehnte ſich nach Beſſerm. Sie hatte Thränen geſehen welche getrocknet, Laſter welche ausgerottet, Elend das gemildert werden konnte; dabei wollte ſie thätig ſein, danach verlangte ſie."

Aber die Hospitäler ſind nicht die einzigen öffentlichen der Reform bedürftigen Anſtalten, denen Miß Nightingale ihre Aufmerkſamkeit zuwandte; auch die Schulen und Beſſerungsanſtalten in England und auf dem Feſtlande hat ſie kennen gelernt und im Jahre 1854 von ihrem dreimonatlichen Aufenthalte in Kaiſerswerth zurückgekehrt, opferte ſie all ihre Zeit und einen Theil ihres Vermögens einem Krankenhauſe, welches unter dem Namen „Das Krankenhaus für Gouvernanten" in Harley-Street in London bekannt iſt.

Dieſe Anſtalt beſtand ſchon ſeit vielen Jahren, aber ſie bedurfte bedeutender Reformen und die finanziellen Verhältniſſe erlaubten nicht, dieſe zu unternehmen. Ehemals zitterte bei ſolchem Stand der Dinge jedes hier erkrankte junge Mädchen, wenn ihr keine andere Ausſicht blieb als Harley-Street. Es ſchwebte ihr eine Sarah Gamb aus „Martin Chuzzlewit" vor, in der Charles Dickens die engliſche bezahlte Krankenwärterin ſchildert, wie ſie ehemals und leider! auch jetzt noch zur Qual der armen Leidenden, die in England auf bezahlte Krankenpflege angewieſen ſind, exiſtiren. Es ſind die roheſten, herzloſeſten Geſchöpfe, die man ſich nur denken kann. Das Krankenzimmer, in das ſie treten, wird im Augenblick von ihnen taxirt: Wie viel Bequemlichkeit, wie viel Gewinn kann es möglicherweiſe für ſie abwerfen? Der Kranke iſt ihnen nur Mittel zum Zweck, ein Mittel für ihre Behaglichkeit zunächſt. Der Armſtuhl an ſeinem Bett wird der bequeme Sitz, auf dem ſie ihre täglichen Räuſchchen ausſchlafen, und die ärztlichen Verordnungen erfüllen ſie nur gerade ſo weit, als es ihnen zuſagt, d. h. nur ſo weit,

als ſie in keiner Weiſe ihre Ruhe und Bequemlichkeit beeinträchtigen. Seitdem nun, wie geſagt, Miß Nightingale ſich die Reform des Gouvernanten-Krankenhauſes hat angelegen ſein laſſen, ſeitdem ſie ſelbſt darin gewohnt, die Geldverhältniſſe reguiirt, die Schulden bezahit nnd alles aufs beſte darin eingerichtet hat, iſt dieſe Anſtait ſchon vielen unſerer jungen Landsmänninnen zum Segen geworden. Es ſei allen Müttern, die in Deutſchland für das Leben ihres entfernten Lieblings gezittert und dann endlich die heißerſehnte Nachricht erhalten haben, daß ihr krankes Kind wiederhergeſtellt iſt und daß es während der Krankheit in Harley-Street nichts entbehrt habe, was die bedachteſte, fürſorglichſte Pflege zu gewähren vermag, es ſei all dieſen Müttern geſagt: „Danket Miß Nightingale dafüri Das iſt der gute Engel, der an dem Bett eueres Kindes gewacht hati“

Als Miß Nightingale mit ihrem Werke in Harley-Street zu Ende war, fühite ſie ſich ſehr angegriffen; und mit der Abſicht, ſich auszuruhen und ihre eigene Geſundheit zu kräftigen, ging ſie zu ihren Aeltern nach Leigh Hurſt. Aber — hat thätige Menſchenliebe jemals Zeit zum Ausruhen? Häufen ſich nicht die Arbeiten, je mehr deren vollendet werden? Und wachſen ſie nicht an in dem Maße, als ſie ſich mehren? Doch ehe wir auf dieſe Fragen mit andern Abſchnitten aus dem Leben unſerer Heldin antworten, müſſen wir unſere Leſer bitten, ſich im Geiſte mit uns nach dem fernen Oſten, nach dem Schauplatz des blutigen Kriegs zu verſetzen, der gewöhnlich mit dem Namen „Der Krimkrieg“ bezeichnet wird.

Viele unſerer Leſer erinnern ſich ohne Zweifel noch des beiſpielloſen Elends, dem im Winter 1854/55 Tauſende der engliſchen Soldaten vor Sewaſtopoi unterlagen. „Der Krieg“, hieß es damals in allen engliſchen Blättern, „tödtet, rafft zu Tauſenden danieder, die Cholera und das Fieber zu Zehntauſendeni“ Aber auch auf die Gefahr hin, nur Bekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen, müſſen wir hier jene Schreckensbilder wieder ans Licht ziehen. Wir werden dabei gewiſſenhaft den Berichten des berühmten Times-Correſpondenten, W. H. Ruſſell, folgen. Ja, wo es der beſchränkte Raum geſtattet, werden wir ſeine Berichte wörtlich wiedergeben.

„Am 25. November 1854. Im Lager vor Sewaſtopoi. Es regnet in Strömen, der Himmel iſt ſchwarz wie Tinte, der Sturm heult durch die hin- und herſchwankenden Zelte, in denen das Waſſer zuweilen fußhoch ſteht. Unſere Soldaten haben weder warme noch waſſerdichte Anzüge. Sie ſind täglich zwölf Stunden hintereinander in Schanzgräben (Trenches), mitten in dem unvermeidlichen Elend einer Wintercampagne, und es ſcheint, daß kein Menſch Mitgefühl für ſie hat, keiner an ihrem Leben, geſchweige denn an ihrem Ergehen theilnimmt. Das iſt eine bittere Wahrheit, aber England muß ſie hören! England ſoll hören, daß der elendeſte Bettler, der durch die Straßen Londons im Regen wandert, das Leben eines Prinzen führt, verglichen mit dem unſerer Soldaten! Sie haben kein Obdach, keinen Schutz gegen die Witterung! Die Zelte, welche ſolange von der bulgariſchen Sonne ausgetrocknet wurden, laſſen jetzt den Regen wie Siebe durch.“

„Am 27. November. Die Soldaten leiden alle ſehr dadurch, daß ſie fortwährend dem Regen und der Kälte ausgeſetzt ſind. Die vorherrſchenden Krankheiten ſind: Fieber, Cholera, Typhus. Die Röcke der Soldaten ſind fadenſcheinig und zerlumpt, ſie ſchützen nicht gegen die Witterung. Ein anderer Uebelſtand iſt der, daß ſie in der Schlacht an der Alma, während ſie, vom Durſt gequält, auf jenen vom Blute ſchlüpfrig gewordenen Anhöhen kämpften, durch ihre Torniſter und ſonſtiges Gepäck beläſtigt wurden und um ſich Erleichterung zu verſchaffen, ihr Kochgeſchirr (Campkettles) wegwarfen. Es wurde ſpäter nur weniges davon wiedergefunden und die Folge davon iſt, daß ihnen die Möglichkeit, ſich ein Mahl zu bereiten, beträchtlich erſchwert iſt.“

Während ſo das Elend von Tag zu Tage wuchs und eine grauenhafte Form annahm, während die Wege mit Sterbenden und Todten bedeckt waren und nur noch Todkranke die Sterbenden warteten, wurden keine durchgreifenden Anſtalten gemacht, um Hülfe zu bringen, und es ſtellte ſich mehr und mehr heraus, daß in der militäriſchen Verwaltung die allertraurigſte Unordnung herrſchte. Es waren gar keine Vorkehrungen für den vorausſichtlichen Fall von Krankheiten getroffen (wie dies z. B. in muſterhafter Weiſe im franzöſiſchen Lager der Fall war), die Hospitäler entbehrten aller Vorräthe und in dringenden Fällen wurde ein Hospitalaufwärter mit einem Goldſtück in der Hand nach Thee, Zucker oder Wein ausgeſchickt, kam aber meiſtens mit leeren Händen zurück; denn entweder war das, was er bringen ſollte, in dem vier bis fünf engliſche Meilen entfernten Balaklawa nicht zu haben oder man forderte ſo hohe Preiſe, daß nur

die reichſten Offiziere ſie zu geben im Stande waren. Bald aber fehlte es nicht blos an Stärkung und Medicin für die Kranken, es fehlte an aller und jeder Nahrung für Menſchen und Vieh. Der Regen hatte die Wege unfahrbar gemacht und ein ungeheuerer Sturm die Segelſchiffe umgeſchlagen, die im Hafen lagen und in denen für zwanzig Tage Proviant aufgehäuft lag.

Das Verpflegungsamt (Commissariat-department) hatte zwar lange vorher, ehe Sturm und Regen ausbrachen, ſagen hören, daß die Wege in der ſpätern Jahreszeit unfahrbar werden und daß dann gar nicht mehr daran zu denken ſei, täglich von Balaklawa aus Vorräthe nach dem Lager zu ſchaffen; es war auch allen klar geweſen, daß die Gegend den Winterſtürmen ausgeſetzt ſein müſſe — dennoch waren keine Maßregeln getroffen worden, um dem Elend einer Hungersnoth vorzubeugen. Ungeheuere Maſſen Zimmerholz, aus welchem waſſerdichte Häuſer für die ganze Armee hätten erbaut werden können und das auch noch für die Winterheizung zugelangt hätte, lag faulend im Hafen, bis der Sturm es wegſchwemmte. Aber wehe dem armen Burſchen, der es ſich jemals hätte einfallen laſſen, ein Stückchen Holz ohne einen Erlaubnißſchein wegzutragen und der vom Profoß-Marſchall dabei ertappt worden wäre! Den armen Soldaten war nicht einmal der Troſt geblieben, ihre kummerſchweren Herzen durch briefliche Mittheilung zu erleichtern, denn die für den Transport beſtimmten Pferde blieben im Moraſte ſtecken oder fielen, ausgehungert, wie ſie waren, todt auf dem Wege nieder. Der Weg vom Lager nach Balaklawa war mit Pferdegerippen beſäet, kranke Hunde nagten an ihnen, umſchwärmt von Krähen und Geiern, die mit ihrem Geſchrei die Luft erfüllten und ihnen das Recht an ihrer leckern Mahlzeit ſtreitig machten. In einem in der Krim geführten Tagebuche heißt es: „Unſer graues Pferd Hiob ſtarb heute vor Hunger, nachdem ſein Schweif ihm während der Feldwache von ſeinen hungerigen Nachbarn bis zum Rumpfe heruntergenagt war."

Als die Türken endlich eine Art Weg nach Balaklawa zu Stande gebracht hatten und die ausgehungerten Pferde wieder Fleiſch und Zwieback und Heu und Korn herbeiſchaffen konnten, konnten nur halbe Rationen ausgetheilt werden und der Frondienſt des mühevollen Herbeiſchaffens mußte wie ehemals täglich wiederholt werden. „Die Pferde", ſagt der Times-Correſpondent, „welche erſchöpft auf dem Wege niederfallen, werden den überlebenden aufgebürdet, die unter der vermehrten Laſt Schritt für Schritt mit dem Tode ringen. Die Soldaten waten durch den Moraſt, ſetzen ſich, ausruhend, auf einen hervorvorragenden Stein und ſind Bilder unausſprechlichen Elends. Zuweilen ſieht man ſie auch ſterbend niederſinken. Die Offiziere wandern auch viel hin und her, aber wer würde unſere feinen ariſtokratiſchen Herren in ihrem jetzigen Aufzuge erkennen! Ihre Kleidung iſt zerriſſen und ſchmuzig, ſie ſind unraſirt und beladen mit Säcken voll Kartoffeln und Zwiebeln, die ſie heim in ihre Zelte tragen, froh, daß ſie ſolcher Leckerbiſſen, die ſie mit Gold aufwiegen, habhaft geworden ſind."

Als Miß Nightingale dieſe und noch andere wahrheitsgetreue Berichte über das Elend ihrer Landsleute las, ſtieg in ihr der Gedanke auf, ſelbſt nach der Krim zu gehen und ſo viel Hülfe und Troſt zu bringen, als in ihren Kräften ſtand. Sie ſchrieb deshalb an Sidney Herbert, den damaligen Staats-Kriegsſecretär; aber noch ehe ihr Brief an Ort und Stelle angekommen war, erhielt ſie einen von Sidney Herbert, der ſie fragte, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl freiwilliger Krankenpflegerinnen für die Krim zu gewinnen (zu allererſt war dieſer Gedanke in einer Lady Maria Forſter aufgeſtiegen) und ob ſie nicht ſelbſt dahin gehen möchte?

Jetzt zögerte ſie natürlich keinen Augenblick länger, ſondern machte ihren Plan ſo bekannt als möglich, und angefeuert durch ihren Heldenmuth, meldeten ſich ſo viele Frauen zu der Expedition, daß Sidney Herbert in einem veröffentlichten Briefe darauf hinwies, wie ſchwer die vorliegende Aufgabe ſei und wie erforderlich Geſchick und ſtarke Nerven wären. „Viele Damen", heißt es in dem Schreiben, „die ſich mit großem Enthuſiasmus melden, ahnen gar nicht, was für Gefahren ihrer dort warten und daß ſie Scenen beiwohnen werden, vor denen auch die ſtärkſten Nerven erzittern. Wenn alle, die ſich melden, angenommen würden, ſo würden wir nicht allein ſehr ungeübte Wärterinnen haben, ſondern Nervenkranke, welche ſelbſt der Pflege bedürfen, ſtatt ſie andern zu geben."

Und die Folge zeigte, wie richtig das war. Trotzdem, daß viele zurückgewieſen wurden und andere noch eiligſt als Zöglinge in londoner Hospitäler eintraten, ehe ſie von der Regierung das erforderliche Zeugniß als Krankenwärterinnen

erhielten, unterlag doch gleich anfangs eine beträchtliche Anzahl in der Krim und mußte, im besten Falle, nach England zurückgeschickt werden.

Am 23. October 1854 brachte die „Times" die officielle Nachricht, daß Miß Nightingale von der englischen Regierung zur Oberaufseherin der achtunddreißig Krankenwärterinnen ernannt worden sei, die am 27. October nach der Krim abreisen würden. Dies geschah auch wirklich. Miß Nightingale war unter dem persönlichen Schutze einer befreundeten Familie, Namens Bracebridge, mit der sie vor Jahren eine Reise nach Aegypten und Griechenland gemacht hatte und für die auch die Türkei kein unbekanntes Land war. Die „Schwestern", wie die weiblichen Auswanderer häufig genannt wurden, hatten sich ziemlich gleich uniformirt; es war ein sehr einfacher, grauer Anzug, wie er für den Zweck am passendsten schien; das Haar war von einem weißen Häubchen festgehalten. Sie reisten von London mit der Eisenbahn ab, um sich erst in Marseille einzuschiffen. Viele Segenswünsche folgten ihnen nach. In Frankreich wurden ihnen bei ihrer Durchreise die mannichfachsten Beweise von Hochachtung und Bewunderung zu Theil. Man erzählte, daß sie nicht blos in Boulogne von den Autoritäten der Stadt herzlich begrüßt wurden, sondern daß sich die Fischweiber herandrängten, um ihnen ihr Gepäck unentgeltlich nach der Eisenbahn zu tragen, wo sie wiederum von den Beamten mit den Zeichen der größten Hochachtung empfangen wurden. Ja ein pariser Journal ging in seiner Bewunderung so weit, daß es erklärte: „Miß Nightingale's Toilette war reizend, fast so graziös als die einer Pariserin."

In Marseille schifften die Frauen sich ein. Der Kapitän des Dampfschiffs sowol wie die Mannschaft thaten alles Mögliche, um zu zeigen, wie stolz sie auf ihre Passagiere waren. Schon am 5. November langten die Schwestern in Konstantinopel an. Ein seltsamer Ort für solche Gäste! Man kann kaum umhin, sich einen Augenblick das Erstaunen des Muselman vorzustellen, als sich die Thätigkeit dieser Frauen vor seinen Augen zu entwickeln begann. Es war schwer, sich bewußt zu bleiben, daß die Puppen, aus denen der Muselman sein Spielzeug macht, und jene Krankenwärterinnen zu derselben Gattung Geschöpfe gehören.

Die achtunddreißig Schwestern wurden an dem Abende ihrer Ankunft in einem Thurme einquartiert, der sich am äußersten Ende des einen Hospitals zu Skutari, das „Barrack-Hospital" genannt, befand und in dem fünf Zimmer waren, die zuerst für die Aufnahme von verwundeten Offizieren bestimmt gewesen, jetzt aber für sie eingerichtet waren. Die Türken hatten den englischen Truppen zwei große Gebäude in Skutari (nahe bei Konstantinopel, aber zur asiatischen Türkei gehörend) eingeräumt. Das eine war eine türkische Kaserne gewesen und da war es, wo die Frauen ihr Lager aufschlugen. Aus jenen Thurmzimmern sollte Hülfe und Rettung kommen für die Versäumten und Verlassenen, die nach allen Berichten in zusammengenommen fast vier englischen Meilen langen Reihen in den verpesteten Schlafsälen lagen.

Wie natürlich, erregte die Erscheinung der Frauen die wärmsten Gefühle des Dankes und des Entzückens in den Kranken. Einer unter ihnen rief unter Thränen aus: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß weinen, wenn ich sie sehe! Stellt euch nur vor, wie gut es von ihnen ist, daß sie von England hierher kommen, um uns zu pflegen!"

Schon in der ersten Nacht sehen wir Miß Nightingale mit einer Lampe in der Hand ihre nächtlichen Wanderungen beginnen. Das herzbrechende Elend, das sie sah, und der Schmuz, in dem die, die sich gar nicht mehr regen konnten, buchstäblich versaulten, übertrafen alles, was an ähnlichen Schilderungen jemals existirt hat. Ihre Nerven erbebten, aber ihr Muth sank nicht; ihr Herz blutete, aber ihre Augen wurden von keinen Thränen verdunkelt. Sie mußte ihr Werk beginnen und that dies, indem sie ihren Gefährtinnen Arbeit anwies. Sie wurden, je nach den nothwendigsten Bedürfnissen und ihren Geschicklichkeiten, Gehülfinnen der Wundärzte, Köchinnen, Wäscherinnen, Verbandnäherinnen, Kissen- und Polsterfabrikantinnen. Nur wenige Stunden nach der Ankunft der Frauen waren 600 Mann eingebracht worden, die in der Schlacht bei Inkerman verwundet und deren Wunden noch nicht verbunden waren.

Miß Nightingale, immer die Thätigste, die Unermüdlichste, ließ sich nicht durch Bedenklichkeiten oder durch Furcht vor Verantwortlichkeit abhalten, das zu thun, was sie als das einzig Richtige erkannte. Was den Leuten der Disciplin als unüberwindlich geschienen hatte, das überwand sie durch ihre Menschenliebe. Diese war größer als ihre Menschenfurcht. Wie viele Schwierigkeiten ihr auch in den Weg gelegt

Digitized by Google

wurden durch Engherzigkeit, Pedanterie, Festhalten an der sogenannten militärischen Ordnung, durch Eifersüchtelei, durch das Vorurtheil, das dieser unmilitärischen Einmischung entgegenkam, sie ließ sich so wenig davon abschrecken, daß sie einmal, in einem sehr dringenden Falle, die Thür zu einem Vorrathshause erbrach, weil ihr in Ermangelung des vorschriftsmäßigen Scheins die Lieferungen, die sie verlangte, abgeschlagen wurden.

Gewiß brauchte sie zu dieser That die klare Uebersicht der Verhältnisse, denn Miß Nightingale ist eine Freundin des Gesetzes und der Ordnung wie wenige. Damals standen die Verhältnisse aber so, daß W. Russell bei einer ähnlichen von einem Chirurg ausgeübten That ausrufen konnte: „Es wäre ein großes Glück, wenn wir mehr Leute von so wünschenswerther Sorglosigkeit (desirable recklesness) hätten." „Jeder Tag", so heißt es in der schon einmal oben erwähnten biographischen Skizze Miß Nightingale's, „brachte seine besondern Prüfungen und Kämpfe einer Frau, die so schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen hatte. Oft, wenn neue Kranke von Balaklawa ankamen, war Miß Nightingale zwanzig Stunden hintereinander auf den Füßen, Stuben und Lager anweisend, Vorräthe ausgebend, den andern Arbeit zutheilend und, wenn sie dadurch Trost oder Hülfe geben konnte, den schmerzvollsten Operationen beiwohnend. Je schrecklicher der Krankheitsfall war, desto sicherer konnte man sein, ihre schlanke Gestalt am Bett des Kranken, über ihn hingebeugt, zu finden; sie verließ den Platz dann auch nicht eher, als bis der Tod ihn erlöst hatte." Es war ihre weiche Hand, die ihm das Kissen zurechtlegte, sein Stirn kühlte, ihm den letzten Trank bereitete und reichte; es war ihre Stimme, die ihm Grüße von den Entfernten brachte, ihm von der Heimat sprach. Was die Kranken empfanden, als ihnen plötzlich, wie durch ein Wunder, Theilnahme und sorgfältige Pflege gegeben wurde, als plötzlich ein Wesen neben ihrem Lager stand, das ein warmes Herz für ihre Leiden hatte und immer die Mittel fand, ihnen Erleichterung zu bringen, das drückte ein einfacher Soldat so aus, als er, heimgekehrt, von Miß Nightingale's Wirken in den langen, düstern Krankensälen sagte: „Sie sprach zu einem und dem andern und nickte diesem und jenem freundlich zu; zu jedem einzelnen konnte sie selbst nicht immer kommen, denn wir lagen zu Hunderten da, wie ihr wißt, aber wir küßten ihren Schatten, wenn er auf uns fiel, und legten, damit zufrieden, unsern Kopf auf unser Kissen nieder." Der Dichter Longfellow hat diese Aeußerung zu einem Gedicht benutzt, das er „Sancta-Filomena" überschrieb, in Erinnerung an eine spanische Heilige. Wir übertragen es in folgenden Strophen:

Ward Edles je vollbracht
Und Großes ausgedacht,
Schwillt überrascht voll Lust
Hoch die entzückte Brust.
Die Flut, die andre füllt,
In uns auch überquillt,
Hebt unvermerkt und weit
Auch uns aus Niedrigkeit.
Heil jedem, dessen That
Uns bahnt des Lebens Pfad!
Deß überwallend Herz
Auch uns hebt himmelwärts!
So — als ich las bei Nacht
Von unsres Heeres Schlacht,
Wie Hunger, Frost und Tod
Aus feuchten Gräbern droht —
Von Opfern sonder Zahl
Wundkrank im Hospital,
In trostlos langen Reih'n
Auf hartem, kaltem Stein — —
Und in dem Elend stand,
Die Lampe in der Hand,
Ein Weib; im matten Strahl
Eilt sie von Saal zu Saal.
Wie wenn im Traum er ist,
Sprachlos der Kranke küßt
Ihr Schattenbild, eh's schwand
Dahin an dunkler Wand.
Als ob der Himmel hell
Sich öffn' und schließe schnell,
Kommt die Gestalt und geht —
Das Licht erglänzt — verweht.
Auf England fort und fort,
Auf Rede, Sang und Wort
Fällt dieses Lichtes Strahl
Aus ferner Zeit Portal.
Wie sie die Lampe trug,
Steht sie in Klio's Buch —
Ein Bild zu ew'gem Ruhm
Von Frauenheldenthum.
Die Palme, Lilie, Speer
Sind die Symbole hehr,
Die altersgraue Zeit
Sanct-Filomenen weiht.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Aus dem Zoologischen Garten in London.

Von C. Kühns.

II.

Der londoner Zoologische Garten liegt in dem nördlichen Theile eines großen Parks, des

Regent-Park, der ſelbſt wieder im nordweſtlichen Ende Londons ſich befindet. Der Garten iſt ſo ausgedehnt, daß die verſchiedenen Gebäude, Teiche und andere Vorrichtungen zweckmäßig hergeſtellt werden konnten; allein er iſt wiederum auch nicht ſo groß, daß der Beſucher erſt nach längerer Zeit wieder zu einem andern Thiere gelangt. So iſt z. B. die ganze Anzahl der Raubthiere faſt beiſammen; nur einige Bären haben die auch an andern Orten für ſie häufig hergerichtete cylinderförmige Kellerwohnung. Es befand ſich in der Mitte derſelben ein kräftiger Baumſtamm mit mehreren weit hervorragenden Aeſten, an welchem der moroſe Bewohner zur größten Beluſtigung der zahlreich verſammelten Jugend hinaufkletterte, um einen ihm dargebotenen Leckerbiſſen zu holen. Ein junger Gentleman hatte einen ſchönen Kuchen an einer Stange befeſtigt und ſuchte den ſchwarzen Bären zu verlocken — es waren nämlich zwei Bären vorhanden, ein ſchwarzer und ein brauner —, den erwähnten Baumſtamm zu erklettern; allein wie erwünſcht dem Thiere auch der Biſſen ſonſt erſcheinen mochte, es konnte ſich lange nicht entſchließen, ſeinem Phlegma zu entſagen. Nach mancherlei Anreizungen jedoch wurde endlich der Zweck der Zuſchauer doch erreicht und der Bär belohnte nun die Anweſenden mit einem ganz beſondern Kunſtſtückchen, indem er nicht nur bis zu der Stelle hinaufkletterte, wo er die Beute erreichte, ſondern mit derſelben bis zur Spitze des Baumſtamms weiter fortſchritt, ſich dort niederſetzte und mit aller Behaglichkeit den herrlichen Biſſen verzehrte. Hierbei will ich denn auch die übrigen Bären gleich anführen. Es waren zwei Eisbären (Ursus maritimus), ziemlich ausgewachſene Thiere, die ſich in ihrem geräumigen Baſſin, das mit einem breiten Rande verſehen war, wo ſie heraustreten konnten, ſehr behaglich zu finden ſchienen. Von den zahlreichen Landbären war mir einer ganz beſonders auffallend. Er befand ſich am Ende der ganzen Reihe und zeigte ganz koloſſale Dimenſionen. Ich hatte nie ein ſo großes Exemplar von Ursus arctos geſehen. Und während nun das Thier mit großer Behäbigkeit ſeine ihm vor kurzem zu Theil gewordene Fleiſchportion verzehrte — es war nämlich eben gefüttert worden —, wobei es die Knochen mit Leichtigkeit zerknackte und alles bis auf das kleinſte Stückchen aufputzte, auch die Tatzen und den Fußboden ſorgfältig ableckte, ſodann einen tüchtigen Schluck auf das gehaltene Mahl ſetzte, ſuchte ich in meinem „Guide" Belehrung und fand, daß dies Thier ſeit 1852 Eigenthum des Zoologiſchen Gartens iſt, daß es aus Rußland ſtammt und wol das ſchönſte Exemplar iſt, was je geſehen worden. Auch ein ſchönes Exemplar von Prochilus labiatus war vorhanden. Dieſer Bär hat eine Art von Ohrbüſcheln und zeigt in ſeinem Weſen Aehnlichkeit mit dem Affen. So fletſcht er die Zähne, umklammert die Gitterſtangen ſeines Käfigs und iſt ſehr lebhaft und leicht beweglich. Von ſeiner Lebensweiſe weiß man ſehr wenig. Er lebt in Aſien und zwar auf den Gebirgen Bengalens. Er ſoll ſehr gelehrig ſein, was Veranlaſſung geworden iſt, ihn abzurichten und herumzuführen. Beſonders auffallend iſt es, daß er früher den Namen „Bärenartiges Faulthier" erhalten hatte. Man hielt ihn nämlich für ein Faulthier, weil er meiſt die Schneidezähne nicht hatte, demnach alſo in die Abtheilung der zahnloſen Säugethiere (Edentata) zu zählen war, wohin auch das Faulthier gehört. Jetzt weiß man, daß er die Schneidezähne früh zu verlieren pflegt. Er iſt etwas kleiner und viel zierlicher und gewandter als unſer gewöhnlicher Bär. Der Pelz iſt glänzend ſchwarz, die Kehle iſt ganz weiß. Auch die Naſenſpitze und die Fußenden zeigen die weiße Farbe. Aber beſonders auffallend iſt die abweichende Beſchaffenheit des Geſichts, indem der Naſenknorpel breit und beweglich, die Unterlippe über die Oberlippe hinaus verlängert iſt. Dieſer eigenthümliche Bau hat dem Thiere verſchiedene Namen eingetragen, indem es Ursus longirostris, Ursus labiatus, auch Bradypus ursinus genannt worden iſt. Endlich mag hier noch erzählt werden, daß man einen kleinen Hund mit einem jungen Bären zuſammengebracht hatte. Beide Thiere ſchienen aber ſehr wenig zu harmoniren, wenigſtens fühlte ſich der Hund ſehr unbehaglich, da ſein überlegener Gefährte, obgleich noch ein Backfiſch und in ſeiner hochnaſigen und dickthueriſchen Weiſe eine ſehr komiſche und lächerliche Rolle ſpielend, ſich gar nicht um ihn bekümmerte, ſondern beſtändig auf- und niedermarſchirte, während das Hündchen die redlichſte Abſicht zu haben ſchien, gute Freundſchaft zu halten.

Ehe ich zu den übrigen Thieren übergehe, noch einige Worte über den Garten. Er iſt, wie auch die Thierſammlung, Privateigenthum, doch erfreut ſich das ganze Unternehmen, wie dies durch den zahlreichen Beſuch dargethan wird, des

Beifalls der Einheimiſchen und Fremden; auch unterſtützen einzelne das Unternehmen durch werthvolle Geſchenke an ſeltenen und koſtbaren Thieren. Der Zoologiſche Garten verdient den Namen eines Gartens mit vollem Recht, denn wir finden auch ſchöne Blumenanlagen, mannichfache Baumgruppen, Wege mit künſtlichen Stein- und Felserhebungen zu beiden Seiten, die mit allerlei Pflanzenwerk, namentlich mit dem in England ſo beliebten, ſchön gedeihenden Epheu überdeckt ſind; dann Bosquets von Ilex aquifolium und daneben ſogleich die andere Species, deren Blätter einen weißen Rand haben, Ilex albomarginatum. Das Ganze iſt mannichfaltig, zweckmäßig, großartig und Englands würdig. Füge ich noch hinzu, daß auch die übrigen Aeußerlichkeiten nichts zu wünſchen übrig laſſen, daß am allerwenigſten irgendwo eine Knickerei zu Tage tritt, daß die Diener durch Zuvorkommenheit ſich auszeichnen und, was in England bei allen Bedienten der Fall iſt, ſchon in ihrer Kleidung eine gewiſſe Nobleſſe an den Tag legen, ſo wird man ſich überzeugt halten dürfen, daß das Ganze alle Wünſche befriedigt.

Soll ich nun ein Thier nennen, das mir bislang lebendig noch nicht vorgekommen war und das wahrſcheinlich auch die Mehrzahl der geehrten Leſer noch nicht geſehen hat, ſo muß ich das Nilpferd (Hippopotamus amphibius) nennen.

Ich habe es oft erlebt, daß bei dem einen und dem andern ausländiſchen Thiere, das ich mir viel größer und impoſanter gedacht hatte, die Wirklichkeit meinen Erwartungen nicht entſprach; bei dem Nilpferd war es umgekehrt. Der Eindruck iſt ein mächtiger. Selbſt der Elefant ſteht dagegen zurück. Der Kopf iſt ſehr lang, wie der des Pferdes, was dem Thiere auch ſeinen Namen verſchafft hat. Das Maul ſpaltet faſt den halben langen Kopf in zwei Hälften, daher der furchtbare Rachen. Das Fell iſt haarlos, glänzend ſchwarz und ſo dick, daß eine Flintenkugel nicht hindurchdringen kann. Das ganze Thier verräth Kraft und Muth. Anfänglich befanden ſich beide Thiere — es iſt ein Männchen und ein Weibchen vorhanden — außerhalb des Waſſers und namentlich ſpazierte erſteres ſehr gemüthlich auf dem das Baſſin umgebenden Rande herum. Nachdem es ſich in ſehr merkwürdiger Weiſe ſeiner Excremente entledigt hatte, die, zum Entſetzen der zahlreichen Zuſchauer, durch eine vibrirende Bewegung des kurzen kräftigen Schwanzes fein zertheilt nach allen Seiten hin herumflogen, ſchien das Thier ſich ſehr behaglich zu fühlen und begab ſich langſam und gemüthlich in das geräumige Waſſerbaſſin, der ganzen Länge nach darin verſinkend und längere Zeit unter dem Waſſer fortſchwimmend. Bald folgte ihm auch das Weibchen nach und es war ein ſehr intereſſantes Schauſpiel, dieſe beiden Koloſſe in dem geräumigen Waſſerbecken herumſpielen zu ſehen. Das Publikum ſchenkte dieſem Auftritt die geſpannteſte Aufmerkſamkeit und der Platz war ſtets mit einer großen Anzahl von Zuſchauern bedeckt. Bei meinem erſten Beſuche hatte ich keine Gelegenheit, in das Innere des gewaltigen Rachens hineinzuſehen, da beide Thiere denſelben geſchloſſen hielten, und doch mußte mir ein Blick in dieſe Oeffnung um ſo erwünſchter ſein, da man über die Anzahl und Größe der Zähne, früher wenigſtens, ganz ſonderbare Dinge geglaubt hatte. Bei einem ſpätern Beſuche war ich glücklicher. Es war ein Montag, wo der Eintrittspreis, um den arbeitenden Klaſſen den Beſuch des Gartens zu erleichtern, herabgeſetzt iſt. So war denn eine große Anzahl von jungen Männern, offenbar Handwerksgeſellen, anweſend. Dieſe hatten das Weibchen aus dem Waſſer herausgelockt — das Männchen ſetzte allen Anreizungen eine ſtolze Gleichgültigkeit entgegen —, indem ſie demſelben ſtets Backwerk oder Blätter u. dgl. zeigten. Endlich öffnete das Thier ſeinen Rachen, ließ ſich denſelben gehörig vollwerfen und ſchloß ihn dann wieder, das Erhaltene behaglich verzehrend. So gelang es mir, die Zähne genau zu ſehen. Das Thier hat oben und unten 4 Schneidezähne, oben und unten an jeder Seite einen Eckzahn und oben ſieben, unten ſechs Backzähne. So wie man früher über die Zähne ganz verkehrte Anſichten hatte — die Alten gaben ihm 44 Zähne und erzählten, dieſelben ſeien ſo lang, daß ſie weit aus dem Rachen hervorragten —, ſo war man auch über die Lebensweiſe und namentlich über die Nahrung des Nilpferds durchaus nicht im Klaren. Jetzt weiß man, daß es keineswegs von Animalien, ſondern von Vegetabilien lebt.

Das Intereſſe, welches der Hippopotamus nothwendig erregen muß, war natürlich ganz beſonders groß, als es 1850 zuerſt nach London kam. Das männliche Thier langte zuerſt an. Es ſtieg nämlich, wie der „Guide" angibt, die Anzahl der Beſucher des Zoologiſchen Gartens, welche im Jahre 1849 betragen hatte 168895, im Jahre 1850 auf 360402; ja es ſoll jetzt erſt

die Bewohnerschaft von London zum großen Theile auf die außerordentlichen Schätze aufmerksam geworden sein, die es in seiner Nähe besaß. Daß das Nilpferd schon von den römischen Kaisern in dem Circus bei Thiergefechten dem Volke vorgeführt wurde, ist bekannt; doch soll seit 1500 Jahren keins wieder lebendig nach Europa gebracht worden sein. Gerade aber der Umstand, daß das Thier in frühern Zeiten nach Europa gelangt war, hatte die Zoologische Gesellschaft in London zu dem Entschlusse gebracht, alles anzubieten, um ein Exemplar lebendig nach Europa und in ihre Sammlung zu bringen. Mit Hülfe des Generalconsuls in Kairo wußte man den Vicekönig von Aegypten für die Sache zu gewinnen, sodaß er Befehl gab, ernstliche Anstalten zu treffen. Einer dazu besonders ausgerüsteten Gesellschaft von Jägern gelang es wirklich, ein drei Tage altes Kalb auf einer Insel (Obaysch) im Weißen Nil zu fangen. Das Thier wog damals so wenig, daß der Anführer der Gesellschaft es auf den Arm nahm und es aufs Schiff tragen wollte. Jedoch da die Haut überaus glatt und schlüpfrig war, so entfiel es seinen Händen wieder und gelangte ins Wasser. Ein zweiter Jäger jedoch, der glücklicherweise in der Nähe war, verwundete das Thier mit einem Spieße und es wurde wirklich gefangen.

Löwen zählt die londoner Sammlung mehrere, Tiger zwei alte und zwei junge. Letztere waren von der Größe eines mittelmäßigen Schlächterhundes; die langen Ohren gaben ihnen ein luchsartiges Ansehen. Es waren niedliche Thiere; sie spielten nach Art junger Katzen und wurden von dem Wärter geliebkost. Die Löwen boten keine besondern Eigenthümlichkeiten, doch war die Farbe nicht bei allen ganz gleich, wie dies durch die Verschiedenheit ihres Vaterlandes erklärlich wird. Ueber die asiatischen Löwen hat man die Meinung, daß sie mähnenlos seien. Dies wird jedoch durch die Erfahrung der londoner Zoologischen Gesellschaft widerlegt, indem ein Löwe aus Babylonien, den dieselbe seit 1856 besitzt, ein noch junges Exemplar, nach Verhältniß seines Alters gerade so stark bemähnt ist als sein Nachbar vom Cap. So mannichfaltig die Sammlung der Löwen übrigens sein mochte und so schön die Exemplare auch waren, so glaubte ich doch, früher schon schönere gesehen zu haben; dagegen muß ich offen gestehen, daß ich durch die im Zoologischen Garten zu London befindlichen zwei Tiger erst eine richtige Vorstellung von dieser furchtbarsten aller Katzen erhalten habe. Es sind ein Paar Prachtexemplare, die alle, welche ich früher gesehen, bedeutend übertreffen. Hier sah ich, daß ein Tiger größer und massenhafter ist als der Löwe und daß, im Fall eines Kampfes, der Löwe der größern Geschwindigkeit des Tigers unterliegen muß. Auch das Benehmen des Königstigers war an jenem Tage vorzüglich geeignet, seine Größe und Gewandtheit bewundern zu lassen. Während in Thierbuden dies herrliche Thier, durch die Beschränkung des Raumes eingeengt und in seinen Bewegungen gehemmt, träge zusammenkauert, sodaß der Zuschauer oft nicht viel mehr als das gestreifte Fell erblickt, hatten wir hier Gelegenheit, beide, das Männchen und das Weibchen, im geräumigen Käfig, stark von der Sonne beleuchtet, sich in natürlicher Fröhlichkeit und Gewandtheit herumtummeln zu sehen. Dabei machte uns das Männchen die Freude, eine recht anziehende Stellung einzunehmen. Es klammerte sich mit den Vordertatzen an den obern Theilen der eisernen Stangen seines Käfigs fest, sodaß der ganze Riesenkörper in senkrechter Stellung vor dem Auge des erstaunten Zuschauers erschien, fixirte die Anwesenden mit seinen gierigen Blicken und öffnete den furchtbar großen, blutdürstenden Rachen. Als bald darauf die Fütterung erfolgte, wobei ein Diener mit einem Karren, welcher mit großen Fleischstücken beladen war, sich zu den einzelnen Thieren begab, gerieth das Tigerpaar in die freudigste Aufregung und es zeigte sich diese dadurch, daß sie mit der größten Schnelligkeit und Behendigkeit übereinander wegsprangen, indem sie dabei ein furchtbares Brüllen hören ließen. Ein höchst interessantes Schauspiel! Nebenbei mag bemerkt werden, daß das Brüllen der daneben befindlichen jungen Tiger mehr dem Geschrei eines Raubvogels glich. Als die alten Tiger endlich ihre Fleischportion zugetheilt erhalten hatten, sprang das Männchen, das Fleisch im Rachen haltend, mit einem Satze auf einen langen, im Hintergrunde des Käfigs befindlichen Sitz, wo es seinen Hunger stillte. Während so der Tiger durch sein Benehmen die größte Gier und Gefräßigkeit an den Tag legte, hatte sich die Löwengesellschaft viel ruhiger verhalten, und schon hoffte ich, daß der Löwe Sorge tragen würde, den Namen eines Königs der Thiere mit Recht zu verdienen. Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß der König der Thiere sich bald sehr unköniglich betrug und er auch, sobald der fütternde Diener sich näherte,

furchtbar dumpfe Töne hören ließ, die allmählich in ein immer ſchwächer werdendes Brummen übergingen. Einer der Löwen behielt das Fleiſch, welches er erhalten hatte, längere Zeit im Rachen und ließ es aus demſelben herunterhängen, ehe er ſich entſchloß, es zu verzehren. Wenn mich die Gewandtheit, mit der der Tiger in ſeinem Käfig ſich bewegte, die Wahrheit von jenen zahlreichen Erzählungen begreifen ließ, wo der Tiger, in der Freiheit lebend, mit einem Satze einen bedeutenden Raum überſpringt, um ſich ſeiner Beute zu bemächtigen, ſo erinnerte mich die Stellung des Löwen, der das Fleiſch im Rachen hielt und mit ſeinen durchbohrenden Augen darauf niederblickte, an die bekannte Eigenthümlichkeit deſſelben, die er mit andern Katzenarten theilt, die Beute, ehe er ſie zerreißt, erſt noch eine Zeit lang unter ſeiner furchtbaren Klaue feſtzuhalten und gleichſam im Vorgenuß des ſpätern Mahls zu ſchwelgen.

Von andern Raubthieren war mir der Puma oder Amerikaniſche Löwe (Felis concolor) eine ſehr intereſſante Erſcheinung. Es war ein Pärchen, faſt zarte, hundartige, ſchlanke Thiere, mit einer gewiſſen Zierlichkeit in der Bewegung. Sie hatten ein Junges, etwa von der Größe eines halberwachſenen Hundes. Als die Zeit der Fütterung herannahte, hatte ſich eins der ältern Thiere an die in den Käfig führende Thür begeben, die es zu öffnen verſuchen wollte, indem es bald unten, bald oben die Pfoten einklemmte. Als endlich die Fleiſchportionen den Thieren zuertheilt wurden, erlebten die Zuſchauer eine niedliche Familienſcene, die große Heiterkeit hervorrief und Zeugniß von der zärtlichen Geſinnung dieſes Raubthiers gegen ſeine Jungen ablegte. Das Junge nämlich ſchlief gerade. Der Wärter ſtieß daſſelbe auf das Fleiſch und das erwachende Thier machte ſich ſogleich begierig darüber her, indem es die Aeltern ſehr unehrerbietig zurückdrängte. Anfangs ließ das Aelternpaar dem ungezogenen Kinde das Fleiſch zum alleinigen Genuſſe, doch bald verſuchten ſie auch ihren Theil zu erhalten, indem ſie ihre Pfoten daraufſlegten. Allein jedesmal ſchlug das Junge auf die älterliche Hand los und die Aeltern, gutmüthig genug, zogen ſich eben ſo oft und ohne Ungeduld oder Unzufriedenheit zu verrathen zurück. Hinſichtlich der Farbe iſt noch zu bemerken, daß die im Süden von Amerika ſich findenden Pumas faſt ſilbergrau ſind, mehr nach Norden hin geht die Farbe ins Röthlichgraue über. Die im londoner Zoologiſchen Garten befindlichen ſtammten aus dem Süden.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Micah Rood.

Nordamerikaniſch.

— — Als ich vor wenigen Jahren das ſtaubige Archiv einer der kleinen Städte in Connecticut durchſtöberte, fand ich eine Notiz, die meine Neugier anregte. Sie lautete: „November 16, 1760, ſtarb Micah Rood eines ſchrecklichen Todes.“ Darüber, wer Micah Rood geweſen und wie er geſtorben, fand ich keine Auskunft.

Meine Erkundigungen bei dem Secretär des Archivs blieben ohne Reſultat. Er war nicht aus dem Orte gebürtig, hatte erſt neuerlich ſeinen Poſten angetreten und wußte nichts von Micah Rood und ſeiner Geſchichte, welche lange vor ſeiner Geburt paſſirt war.

„Giebt es nicht vielleicht einige alte Leute im Orte?“ fragte ich.

„O ja“, war die Antwort. „Da iſt z. B. Simon Backus oder die alte Molly Carver, die ſich noch an die Zeiten der Coloniſation erinnert und der Jugend uralte Geſchichten erzählt.“

„Wo wohnt die Frau?“

„Zwei Straßen von hier, in einem niedrigen, alten, braunen Hauſe mit einem Schindeldache“, war die Antwort.

Ich erinnerte mich, das Haus im Vorübergehen ſchon bemerkt zu haben, machte mich ſogleich auf den Weg, fand die redſelige alte Frau in ihrem Wiegeſtuhle am Kamin ſitzen, ſagte ihr, was mich zu ihr führte und fragte ſie, ob ſie je gehört hätte, wie Micah Rood geſtorben ſei?

„Ob ich davon gehört habe?“ fragte ſie verwundert. „Nun das will ich meinen! Erinnere ich mich doch des Tages, an dem er ſtarb, noch ſo gut, als wäre es geſtern geweſen, obgleich ich damals nicht größer war als jetzt mein Urenkelkind. Es war ein kalter, regneriſcher, windiger Tag, wie ſie nur der häßlichſte Monat im Jahre, der November, bringt. Wir wohnten damals noch eine Viertelſtunde vor der Stadt und mein Vater war am frühen Morgen ausgegangen, um für Großmutter eine Pfeife zu kaufen. Als er zurückkam, ſah er verſtört und beſtürzt aus.

„«Es iſt dieſe Nacht etwas Schreckliches paſſirt, Mutter!» ſagte er. «Was iſt?» fragte ſie, indem ſie bleich wurde. «Mike Rood hat ſich erhängt, in ſeiner Mutter Garten, an demſelben

Apfelbaume, von dem er ſo viel geſprochen hat.»

„«Weiß man ſchon warum?» fragte die Großmutter. «Ich habe nichts darüber gehört, aber die Jury war noch nicht zurück, als ich die Stadt verließ. Er muß ſeine That in den erſten Morgenſtunden gethan haben, denn als man ihn fand, war er ſchon kalt und ſteif.»

„Damit verließ mein Vater das Zimmer und ich lief voll Furcht zu meiner Großmutter, denn ich hatte eine unbeſtimmte Angſt, der todte Mann könnte mir erſcheinen oder es möchte ſonſt etwas Schreckliches paſſiren. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß damals Kinder noch furchtſam waren, was ſie jetzt ſchon lange nicht mehr ſind.

„«Du brauchſt dich nicht zu fürchten», ſagte meine Großmutter. «Der Todte thut keinem was zu Leide. Ich denke, es war mehr Urſache, ſich vor Micah Rood zu fürchten, als er noch lebte.»

„Warum, Großmutter?" fragte ich. „Erzähle mir die Geſchichte!"

„«Heute nicht», ſagte ſie, «aber an einem Winterabend, wenn draußen Schnee liegt, will ich dir erzählen, was ich davon weiß.»

„Und ich ſorgte redlich dafür, daß ſie ihr Verſprechen nicht vergaß, denn ich war damals wie alle Kinder eine gar große Freundin von ſchrecklichen Geſchichten."

„Was habt Ihr gehört?" fragte ich begierig.

„Das werde ich Euch erzählen, ſobald ich ein wenig zu Athem gekommen bin, denn Ihr müßt wiſſen, das ich heute nicht mehr die Frau bin, die ich vor funfzig Jahren war", entgegnete die Alte. „Und eine ſonderbare Geſchichte iſt es, aber jederman hier in der Gegend weiß, daß ſie paſſirt iſt und daß die alte Molly Euch keine Märchen erzählt."

„Wir waren damals alſo mitten in dem franzöſiſchen Kriege, wo jedermann Urſache hatte, ſich vor ſeinem eigenen Schatten in Acht zu nehmen. Mike Rood aber war ein curioſer Burſche und niemand wußte mit Beſtimmtheit, was er von ihm halten ſollte. Einige meinten, daß er nicht ganz richtig im Kopfe wäre, andere aber ſagten: „er iſt ein ſchlauer, verſchlagener Geſelle", und ich denke, daß beide Parteien halb recht hatten, denn Mike redete und that viel kluge Dinge, aber er ſprach und that alles in abſonderlicher Weiſe und anders wie andere Menſchen mit geſundem Verſtande.

„Mike lebte allein mit ſeiner Mutter, die eine Witwe war. Sein Vater hatte wenige Jahre zuvor ſeinen Tod im Kriege gegen die Franzoſen gefunden und ſeitdem waren alle Gedanken, die Micah in ſeinem armen Kopfe hatte, gegen die Franzoſen gerichtet.

„So war der Herbſt des Jahres 1759 herangekommen, als eines Tags ein fremder Hauſirer in unſerer Stadt anlangte, der eine Menge Neuigkeiten mitbrachte und nach allerlei Dingen fragte, ſodaß alle Welt ſich wunderte, wer er ſein möchte und woher er käme.

„«Ich weiß es!» ſagte Mike, der dem Fremden eine Weile zugehört hatte. «Es iſt ein Franzoſe und ein Spion — das iſt alles! Und ich will wetten, daß er von Canada kommt. Aber», brummte er leiſe vor ſich hin, «todte Männer verrathen nicht! Vielleicht will Mutter was von ihm kaufen», ſetzte er dann laut hinzu. «Er kann mit mir kommen und ſie fragen.»

„Von der Zeit an, wo der fremde Hauſirer zu Mike's Mutter gegangen war, hatte niemand mehr etwas von ihm geſehen oder gehört. Viele ſagten, er hätte dort alles erfahren, was er zu wiſſen wünſchte und wäre dann wieder dahin gegangen, woher er gekommen; andere flüſterten unter ſich: Micah hätte ihn unſchädlich gemacht; aber ehe noch der Winter vorüber war, ſprach niemand mehr von dem Vorfalle.

„Nur Micah konnte ihn nicht vergeſſen.

„«Warum ſind in dieſem Jahre die Blüten des Auguſt-Apfelbaums ſo roth?» fragte er die Kinder, wenn ſie an ſeinem Garten vorüber in die Schule gingen. Das war eine närriſche Frage und die Kinder wußten nichts darauf zu antworten; Micah aber machte ein liſtiges Geſicht und ſchienderte pfeifend und leiſe in ſich hineinlachend davon.

„«Warum kommt dies Jahr das Rothkehlchen nicht in ſein altes Neſt auf dem Apfelbaume?» fragte er ein anderes mal. «Es gibt doch im ganzen Garten keinen beſſern Platz?» Die Kinder konnten auch dieſe Frage nicht beantworten und als ſie daheim ihre Aeltern fragten, meinten dieſe: Micah Rood wäre halb verrückt und wüßte nicht, was er ſagte.

„Als die Aepfel endlich im Auguſt reif waren, gingen eines Tags die Kinder aus der Schule in Micah's Garten, um ſich ein paar davon zu holen.

„«Die Aepfel ſind dies Jahr ungeſund», ſagte Mike, indem er den Kopf ſchüttelte.

„«Du willſt uns nur keine geben», ſagte Betty Forrand.

„«Ich wette um einen Kupferpenny, daß du keinen davon eſſen wirſt», ſagte Mike, «denn es iſt ein Tropfen Blut in jedem.»

„«Zeige es mir, dann will ich's glauben, eher nicht!» ſagte Betty.

Da ging Mike und holte einige Hände voll großer ſchöner Aepfel und ſchnitt ſie auf. In der Mitte eines jeden war ein rother Fleck.

„«Hab' ich's euch nicht geſagt?» flüſterte Mike. «Jetzt könnt ihr die Aepfel eſſen, wenn ihr Luſt habt. Ich mag ſie nicht!»

„Keins von den Kindern wagte die Aepfel anzurühren, denn ſie ſahen, wie Micah geſagt hatte, in jedem einen Tropfen friſches, rothes Blut.

„Als die Kinder heimkamen, erzählten ſie, was ſie geſehen hatten, aber niemand wollte ihnen glauben, ohne ſich mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Und dann ging jeder hin, auch der Prediger, und niemand wußte, was er zu dem Mirakel ſagen ſollte. Micah aber meinte, er hätte gleich gewußt, was es zu bedeuten hätte, als der Baum im Frühjahr roth blühte, ſtatt wie ſonſt weiß wie Schnee.

„So war Ende October herangekommen und noch ſprach man in der Stadt von Micah Rood's Apfelbaume und mancher hatte dabei ſeine eigenen Gedanken, als eines Tags in der Zeitung zu leſen war, daß man 40 Pf. St. Belohnung demjenigen verſpreche, der Auskunft über einen jungen Deutſchen zu geben wüßte, welcher im vorigen Herbſt Philadelphia mit einem Transport Waaren verlaſſen hatte und nicht dahin zurückgekehrt war. Die letzten Nachrichten hatten ſeine Freunde aus dem öſtlichen Connecticut von ihm erhalten. Seine Perſon und ſein Anzug waren genau beſchrieben und 40 Pf. St. ſollten jedem ausgezahlt werden, der über ſein Leben oder ſeinen Tod Auskunft geben könnte.

„Jeder, der das las, dachte gleich an den fremden Hauſirer und an ſein räthſelhaftes Verſchwinden. Niemand aber ſagte das, was er dachte.

„Als Micah den Aufſatz las und viele Augen auf ſich gerichtet ſah, ſagte er bei ſich ſelbſt: «Jetzt werden ſie mich hängen, denn vierzig Pfund iſt ein ſchönes Geld und mancher wird es gern einſtecken. Ich hätte dem Fremden auch nichts zu Leide gethan, wenn ich ihn nicht für einen der verdammten Franzoſen gehalten hätte, die den alten Mann erſchlagen haben. Aber wenn ich doch einmal ſterben muß, ſo ſoll wenigſtens die Mutter die vierzig Pfund haben und ich will die Schlinge in meiner eigenen Hand halten. Dann mögen ſie meinetwegen ſagen, Micah Rood wäre verrückt geweſen.»

„Nachdem ſich Mike ſo die Sache auf ſeine eigene Weiſe zurechtgelegt hatte, ging er heim. Der Wind blies und heulte um das alte Haus und Mike's Mutter ſaß und ſchälte Aepfel und reihte ſie zum Trocknen auf lange Faden. Da holte Mike das alte zinnerne Tintenfaß vom Geſimſe, ſchnitt ein Blatt aus ſeines Vaters Rechnungsbuche und ſchrieb — ſicherlich die wunderlichſten Buchſtaben, die man ſehen konnte, denn ſie ſahen aus wie die Schrift auf einem chineſiſchen Theekaſten. Und wenn die Witwe dann und wann von ihrer Arbeit zu dem Sohne aufblickte, der ihr einziges Kind war, ſchien es ihr, als ſähe er heute gutmüthiger aus als ſonſt. Es war freilich nicht viel von der Natur der Mutter auf Mike übergegangen, denn ſie war mild wie ein Maimorgen, und es gab gewiß nicht viele Frauen im Orte, die gewiſſenhafter und bei allen Nachbarn beliebter geweſen wären als ſie.

„«Seht hier, Mutter», ſagte endlich Mike und hielt ihr den Gänſeſtiel hin, mit dem er lange Zeit das Papier bemalt hatte, «ſchreibt einmal hier Euern Namen her. Ich habe ihn ſo lange nicht geſchrieben geſehen, daß ich beinahe nicht mehr weiß, wie er ausſieht.» Und die alte Frau, die froh war, wenn ſie einen Wunſch ihres Sohnes erfüllen konnte, ſetzte ihre Schüſſel mit Aepfeln hin und ſchrieb ihren Namen.

„«Ich meine, daß niemand in der Stadt eine ſo hübſche Hand ſchreibt wie Ihr, Mutter!» ſagte Micah, indem er den Namen mit Bewunderung betrachtete.

„Die Witwe lächelte freundlich zu ſeinem Lobe und nahm ihre Aepfel wieder auf.

„Nachdem Mike ſich lange genug mit Schreiben beſchäftigt hatte, faltete er das Papier zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

„«Habt Ihr noch etwas in der Stadt zu beſorgen?» fragte er.

„«Heute nichts mehr», ſagte die Witwe. «Aber warum willſt du noch ausgehen, Micah? Es iſt ſo windig und kalt und man fühlt ſchon den Schnee in der Luft.»

„«Der Schuhmacher verſprach heute Abend meine Schuhe fertig zu haben», antwortete Micah. «Ich will gehen und ſie holen.»

„Und damit ging Mike zur Thür hinaus und nach der Stadt. «Jetzt iſt alles in Richtigkeit», ſagte er zu ſich ſelbſt. „Mutter wird die vierzig

Pfund bekommen, so wahr ich Mike Rood heiße, denn das Geld ist jedem versprochen, der über den Fremden Auskunft gibt, gleichviel, ob er noch am Leben ist oder todt. Und ich habe ihnen geschrieben, sie möchten kommen und ohne die Mutter zu fragen, unter dem August-Apfelbaume, dem ersten rechts vom Hause, nachsuchen. Da werden sie ihn schon finden — freilich, meine ich, todt genug. Es thut mir leid, daß ich den jungen Mann umbrachte — es war ein Irrthum, aber was könnte es helfen, wenn ich jetzt schreien und weinen wollte. Jetzt muß ich überiegen. Der Postreiter wird meinen Brief in acht Tagen nach Philadelphia bringen — während der Zeit kann ich Mutters Winterholz noch sägen und hacken und dann will ich mich aus dem Staube machen, ehe sie kommen und nachsuchen.»

„Wie fast alle Söhne, mögen sie gut oder schiecht gerathen sein, ihre Mütter iieben, so liebte auch Micah seine Mutter — und wenn sie hätte ahnen können, was seine Gedanken waren während dieser Woche, wo er alles that, was er nur für sie thun konnte, sie würde Thränen vor Gram geweint haben statt vor Freude. Gram und Kummer kam auch früh genug in ihr armes gebrochenes Herz, aber die Freude kam nicht wieder, seit man ihren Sohn todt an dem August-Apfelbaum fand, wo er sich mit eigener Hand aufgehangen hatte — denn so war es, wie Micah Rood starb."

Hier endigte die Erzähiung der alten Frau.

Der Fremde, dem die Geschichte mitgetheilt wurde, fügt nur noch hinzu, daß der „Rood-Apfel" allenthalben in Neuengland zu finden ist nnd daß der Neugierige sich noch heute vom Dasein des geheimnißvollen rothen Tropfens in jeder Frucht des Baums überzeugen kann. Micah Rood aber, von dem der Apfel den Namen hat, lebte und starb, so wie wir erzählt haben, in einer kleinen Stadt der Grafschaft Neulondon. A. S.

Anregungen.

Briefe aus München.

III.

(Siehe I und II in Nr. 13 und 14.)

— — Glockentöne klingen melodisch durch die Luft. Ein Sabbatmorgen ist angebrochen — Durch die ganze christliche Welt zieht sich die Sonntagsfeier; sie soll dem Menschen dienen zur geistigen Erhebung, auf daß er einen Tag der Woche ruhe von dem speciellen Berufe und des allgemein menschiichen gedenke —

Im protestantischen Deutschland wird der Sabbat im allgemeinen würdig gefeiert. Man begeht ihn ohne die puritanische Strenge Englands, welche an die alttestamentarische Auffassung mahnt. Die Straßen sind etwas stiller ais sonst, das geschäftliche Leben ruht. Am widerwärtigsten berührte mich der Sonntag in Rom und Neapel. Dort ist die Post geschiossen, aber die Lotteriebuden stehen auf. Wo dergleichen möglich ist, sitzt das Verderben tief.

Einst bestiegen wir eine Alpenkette und trafen da ein freundliches Gebirgsdörfchen. Neu und reinlich sahen die Häuser aus, viele davon so schmuck, daß sie auf soliden Wohistand deuteten. Es war im industriellen Canton Appenzell; überall summten Maschinen und fleißige Hände regten sich, das liebe Brot zu erwerben. In der Mitte des schönen, halbeirkeiig gebauten Dorfs erhob sich eine jener nüchternen calvinistischen Kirchen. Uns erschien sie des stillen Bergdorfs höchste Poesie. Wie wohl mag es diesen Menschen werden, wenn am siebenten Tage der Woche die müden Hände rasten und die Arbeiter zum Tempel ziehen, dieselben dann ein würdiger Prediger belehrt und ihnen in zum Herzen dringender Rede zeigt, daß Gott den Regenbogen der Versöhnung spannte über allen Zwiespalt.

Wir verließen unser Hotel am Sonntagmorgen und gedachten des lieblichen Schweizerdorfs — Das sahen wir wohl! München ist ein überwiegend katholischer Ort. Da fehlt es auch die Woche über an Ceremonien nicht. Zu den zahireichen alten Kirchen, die vorhanden waren, baute König Ludwig neue. Die in der Vorstadt Au weist uns reinen gothischen Stil in ihrem leicht und graziös sich erhebenden, einer Steinbiume vergleichbaren Thurme nebst den herrlichen gemalten Fenstern, die wir freudig als Zeichen des Wiederauflebens einer fast vergessenen Kunst begrüßen. Die in mittelalterlich italienischem Stil in Kreuzesform aufgeführte Ludwigskirche spricht weniger an, doch zeichnen sich ihre weißen, schlanken Thürme malerisch vom Horizonte ab. Auch ein Andenken an die in Rom so häufig gesehenen Basiiiken erbaute sich König Ludwig in St.-Bonifacius, womit er eine Benedictinerabtei vereinte. Der Fundator bedingte sich dort sein Begräbniß. Seine protestantische Gemahlin, die vor sechs Jahren an der Choiera verstorbene Königin Thereſe, ruht bereits in der Gruft dieser Klosterkirche.

Die schöne Basilika mit ihren ausgezeichneten Gemälden war zum Erdrücken voll. Da rauschte die Orgel, Lichter brannten, den Altar umgab üppiger Biumenflor, die Mönche in ihren goldstrotzenden Ornaten sangen die lateinischen Worte der Liturgie, Weihrauchwolken zogen über das buntfarbige Bild.

Wir dachten — an den Alpenort im Canton Appenzell — —

Unter allen den von König Ludwig herrührenden Kirchen ist die Allerheiligen-Hofkapelle die reichste. Der romanische Rundbogenstil mit der byzantinischen Frescomalerei des Innern mahnt an die italienischen Kirchen des 12. Jahrhunderts. Dieselbe ist mit der Residenz durch einen Gang verbunden und dient zu allen bei Hofe vorkommenden kirchlichen Feierlichkeiten. Außer den Hoflogen ist die eine Hälfte der Emporkirche den vorgestellten Damen, die andere den Herren bestimmt — — Auch hier herrschte Ueberfüllung, indem der Raum unten sehr beschränkt ist. Es kostete Mühe, ein freies Plätzchen an einer Säule zu gewinnen, welches den Ueberblick des Ganzen gewährte und den Schluß der Predigt zu hören gestattete. Der Kanzelredner brachte uns bald zu der Ueberzeugung, daß er kein Bossuet war. Einen sonderbaren Eindruck bringt es hervor, wenn der celebrirende Priester erst sich gegen den Altar verneigt und nachher gegen den Hof. Wol eine alte Sitte, die gleich anderm verjährten Brauch und Misbrauch fortdauert, bis sie hoffentlich dem Loos alles rein Zeitlichen erliegt — — Die letzte Messe der Hofkirche ist mit Rücksicht auf die Gewohnheit des Sichverspätens bei der höhern Damenwelt eingerichtet und daher sehr spät.

Mit ihr schließen die wichtigsten kirchlichen Feierlichkeiten des Sonntags. Auf den Straßen wogt es nun von Menschen in Festtagsputz. Die öffentlichen Gärten und Schenklokale füllen sich bereits. Es entstehen, dem kolossalen Bedürfniß zu genügen, stets neue und jeder Anfänger sucht es seinen Concurrenten an Ausschmückung und sonstigen Lockmitteln zuvorzuthun.

Familienleben und Häuslichkeit sind in München wenig ausgebildet. Man dürfte schon sehr hoch hinauf in der gesellschaftlichen Scala steigen, um es zu wagen, einen unerwarteten Abendbesuch abzustatten. Erst würde eine finstere Treppe mit ihren Eventualitäten von offen gelassenen Kellerthüren den kühnen Eindringling empfangen. Wenn dieser auch alle ferner sich entgegenthürmenden Hindernisse überwinden sollte, würde er dann verlounderte Gesichter antreffen und Damen in mehr als zweifelhafter Toilette. Den untern Schichten ist das Haus nichts Höheres, als was es Roms ersten Ansiedlern war: ein Schutz gegen das Unwetter. Selbst hoch in die Mittelstände hinauf reicht die Sitte, sich auswärts zu vergnügen. Es gehört, wenn auch nicht ausdrücklich bedungen, doch stillschweigend angenommen, mit zu den ehelichen Pflichten eines Münchners der erwerbenden Klassen oder der subalternen Beamten, die Gattin mindestens des Sonntags auszuführen. Das heißt nicht etwa in die frische Luft, damit wäre ihr wenig gedient, sondern in eine Wirthschaft. Ja selbst die Woche hindurch brennen des Abends in München wenig Flammen auf dem häuslichen Herde. Es wird sich selten eine stille, heimliche Stube finden, in der die Hausfrau alle Wochen- und Tagesarbeit hübsch auf die Seite räumte, wo auf dem runden Tische die Lampe einem kleinen Freundeskreis leuchtet und einer darunter aus einem guten Buche vorliest. München ist diejenige Stadt, welche das meiste Bier und die wenigsten Bücher consumirt.

So voll, wie die Kirchen des Morgens waren, sind des Nachmittags und fort bis in die späten Nachtstunden die Vergnügungsorte. Der Prater, das Englische Kaffeehaus, das Elysium, die Westendhalle und viele andere fassen kaum die Menschenmenge. Bier fließt in Strömen und das Publikum unterhält sich vortrefflich. Da sitzen Männer und Frauen gedrängt um die Tische; das stärkere Geschlecht raucht, das schwächere strickt. Die Töne der Musik und das Gewirr von einigen Hundert Stimmen vermischen sich zu ohrbetäubendem Lärmen. Gasflammen und Cigarren verleihen der Luft eine eigenthümliche Beschaffenheit. Zuweilen mischen sich die harmonischen Laute eines weinenden Kindes oder einer kleinen Schlacht zwischen Hunden in das allgemeine Concert. Auch die zarten Menschenknospen nimmt man mit ins Gasthaus aus dem nämlichen Grunde, warum sie in Italien ins Theater mitgenommen werden: um sie unter Aufsicht zu haben und nicht genöthigt zu sein, selbst daheim zu bleiben.

Das münchener Bier ist nun allerdings wirklich vortrefflich und nach frischem Quellwasser sicher das gesündeste aller Getränke. Beim ersten Glase ist man noch nicht recht fähig, den vollen Werth zu schätzen; es verdampft wie ein Tropfen Flüssigkeit auf heißem Metall. Beim zweiten fängt das ruhige Genießen an, Zunge und Gaumen prüfen. Das dritte wirkt beruhigend, gelind narkotisch, die Sturmflut des Lebens legt sich sanft, Sehnen und Wünschen, Fürchten und Hoffen sind in Lethes Strom versenkt. Die Vergangenheit mit ihren Schatten, die Metaphysik mit ihren Problemen, alles ist vergessen. Wer hier dann abbricht, kehrt nach Hause als ein glücklicher Mann, schläft gut und geht des Morgens ohne Kopfweh an sein Tagewerk. Indessen trinken sich die meisten zu ganz andern Standpunkten empor und — hinunter. Was dem Orientalen sein Opium, ist dem Baier dann sein Bier.

Wenn man berücksichtigt, daß dieser vortreffliche Lebenssaft durch jeden Transport unendlich leidet und nur direct vom mächtigen Fasse her seine echte Güte bewahrt; daß die Besucher dieser Gastwirthschaften Beleuchtung, Heizung und Geselligkeit umsonst finden, dann beginnt man dieses Nomadenleben zu begreifen — es gewinnt halb den Anschein einer ökonomischen Speculation. Ein gewisser Wohlstand und ohne denselben schwer zu befriedigender Schönheitssinn muß herrschen, wo das stille Haus seinen Reiz haben soll. Da, durch die Verhältnisse bedingt, beides der breiten Basis der Staatspyramide meistens fehlt, so erklärt sich, warum diese Leute gern das öde Heimwesen fliehen. Selbst die jungen Mädchen, wenn sie keinen Vater, Bruder oder Vetter besitzen, der sie führt, vereinigen sich zu drei und vier, um eins der heitern

Unterhaltungslokale zu beſuchen. Dort werden auch Bekanntſchaften angeknüpft, die meiſten Ehen geſchloſſen. Das wimmelt von Studenten, Künſtlern, Handlungsdienern, angehenden Beamten, Militärs. Und die Evaſchlauheit ſollten Sie ſehen, die dabei entfaltet wird! Die jungen Mädchen nehmen an einem möglichſt großen Tiſche Platz, damit Raum übrig bleibe. Später erſcheinen einige Herren und da an all den Vergnügungsorten die Anzahl der Beſucher groß iſt, ſo fragen die Ankömmlinge um die Erlaubniß, die freien Plätze einzunehmen. Dieſe kann nicht wohl verweigert werden. Im Anfang kichern die Mädchen noch unter ſich, die Männer üben einige unbedeutende Galanterieen; ſie rufen den Aufwärter herbei, wenn die zarte Stimme der Schönen im Herrenſabbat ungehört verklingt. Solche und ähnliche ritterliche Dienſtleiſtungen reichen vollkommen hin, zu introduciren. Die Bekanntſchaft iſt geknüpft. Bald wird eine Landpartie verabredet; man beſtellt ſich morgens 8 Uhr zu Tambof, wo die Mädchen vorſichtig in corpore erſcheinen, eine feſtgeſchloſſene Phalanx. Hierauf geht es gemeinſchaftlich nach der Eiſenbahn, die von München aus in einer Stunde nach dem reizenden Starnbergerſee, in zwei in die Berge führt. Die jungen Männer ſuchen nur den kurzen Reiz der Stunde, jedoch die Mädchen bergen meiſtens noch eine weiterreichende Abſicht. Die Münchnerinnen ſind praktiſch, durchaus nicht romantiſch. Wie man behauptet, daß den Thieren ihre Kunſttriebe gleich Viſionen vorſchweben; wie wir glauben, daß dem zu vollſtändiger Geiſtesperſönlichkeit und wirklichem Selbſt-, nicht Weltbewußtſein entwickelten Menſchen das Ziel des Werdens als Ideal ſich künde, ſo ſchwebt der ſpecifiſchen Münchnerin (höhere Stände ſind immer einigermaßen kosmopolitiſch) der Begriff Verſorgung vor. Dieſen Kampf der verſchiedenen Geſchlechter, der ſelbſtverſtändlich mit Schlauheit und nicht mit Gewalt geführt wird, vom rein objectiven Standpunkt zu beobachten, iſt gar nicht unintereſſant. Zuweilen ſiegt er und der Pfarrer macht die Sache feſt; oft auch endet die Geſchichte wie die Schlacht bei Lützen: beide Theile ziehen ſich ehrenvoll zurück.

Zuweilen freilich unterbricht auch dieſe ſonntägliche Alltagswelt oder dieſen alltäglichen Sonntag ein greller tragiſcher Accord, wie in dem Tode der ſchönen Bildhauerstochter durch jenen Studenten, der hier vor einigen Jahren vor den Aſſiſen ſtand.

Zum Schluß ein tragikomiſches Intermezzo. Es beweiſt, wie Romantik und praktiſche Lebensauffaſſung in München Hand in Hand gehen können.

Die Tochter eines Profeſſors wird von einem jungen Edelmann geliebt. Der Vater des Mädchens beſitzt eine markirte Vorliebe für Roſen.

Um die Gunſt des Vaters zu gewinnen, ſpendet der Bewerber fleißig in kurzen Zwiſchenräumen die allerſchönſten Roſenexemplare.

In München wird mit Vorliebe das rus in urbe cultivirt. Hübſche Anlagen unterbrechen die großen ſtaubigen Plätze wohlthuend. Vor faſt allen Häuſern der ſchönen Briennerſtraße ſind niedliche Gärtchen angebracht.

Einem ſeltſamen Zuſammenhang zufolge verſchwinden in eben dem Maße, als ſich der neuangelegte Garten des Profeſſors füllt, die edelſten Roſenſtöcke, die der Stadt zur Zierde dienten.

Unſer Jahrhundert glaubt nicht mehr an Wunder, ſondern fragt als großer Metaphyſiker gern nach dem Grund der Dinge. Faſt allnächtlich verſchwindet irgendein Exemplar der perſiſchen Blume. Die dunkle Frage zu ergründen, wird ein Preis von 100 Gulden auf die Entdeckung geſetzt. Um dieſe denkwürdige Zeit ſchliefen in München — wenig Hausknechte.

In einer ſchönen Mondſcheinnacht ſchleicht eine ſchlanke männliche Geſtalt im Schatten der Häuſer dahin. Sie ſchwärmt nicht wie die Kater auf den Dächern, ſondern ihre Gedanken ſind einfach auf das Roſenſtehlen gerichtet. Das Eiſengitter der Umfaſſung iſt kaum vier Fuß hoch — warum hat man es ihr auch gar ſo bequem gemacht! Der romantiſchſte aller Diebe ſteigt hinüber und hebt vorſichtig, um die Wurzel nicht zu beſchädigen, ein prächtiges Exemplar von einer Theeroſe aus der Erde.

Im Begriff, den Rückzug anzutreten, packen derbe Fäuſte den Jüngling. Umſonſt verſucht derſelbe zu entfliehen. Er bietet einen Gulden, zwei. Aber hundert ſind zu gewinnen! Ein Preis von 100 Gulden verleiht Kraft, Schnelligkeit und Gerechtigkeitsſinn.

Der Thäter wird vor Gericht gebracht und da er bereitwillig alle Roſenſtöcke ſowie den Preis ſeiner Fahndung bezahlt, wird ſein Vergehen unter den elaſtiſchen Begriff „Monomanie" oder „active Reue" gebracht.

Aber mit der Liebeshoffnung war es nun freilich zu Ende, ebenſo mit der Ausſicht auf Anſtellung im Staatsdienſt. Der junge Mann präſentirt ſich bei demjenigen, dem er die Roſen ſchenkte, und fragt um Rath. Der Profeſſor, welcher vermuthlich römiſche Anklänge empfand, ermahnt ſeinen verunglückten Schwiegerſohn, zwar nicht ſich in ein Richtſchwert zu ſtürzen, denn ſolches würde zu dieſem Zweck kaum aus dem Zeughauſe verabfolgt worden ſein, wol aber, ſich zu erſchießen. Dieſer Rath war viel heroiſcher als die Gemüthsſtimmung eines Mannes, der aus ſpeculativer Romantik Roſen ſtahl. Der Jüngling floh den Schauplatz ſeiner Heldenthaten und zog ſich auf ſein kleines Erbgut zurück, wo er noch jetzt in aller Stille Hopfen und Kartoffeln baut.

(Ein vierter Brief demnächſt.)

Zwei Dichter aus Norwegen.

Doppelt muß man ſich freuen, wenn die unermüdliche Ueberſetzungsluſt unſers Volks aus den Dichtungen anderer Völker einmal wirklich vortreffliche Gaben auswählt. Indem ſie unſere Kenntniß erweitern, eröffnen ſie uns zugleich neue, eigenthümliche Anſchauungen.

Digitized by Google

Mit vollem Recht kann man dies Lob über die vor kurzem erschienenen Uebertragungen zweier norwegischer Dichter, Andreas Munch und Björnsterne Björnson, aussprechen.

Norwegen ist durch Theodor Mügge's „Afraja" allen deutschen Lesern lieb und vertraut geworden, die Heimat der Helden, der keuschen blondlockigen Frauen wie Ingeborg. Weniger tritt die eigenartige Natur des Landes und des Volks, das wesentlich bis heute noch allein aus freien Bauern besteht, bei Andreas Munch, dem berühmtesten der beiden Genannten, hervor, als bei Björnson. Eine lyrische Gedichtsammlung: „Leid und Trost", und ein episches Gedicht: „Die Brautfahrt der Königstochter" (Berlin, Haude u. Spener, 1861), könnten ebensowol von einem deutschen oder einem englischen Dichter geschrieben worden sein. Andreas Munch steht in der innigsten Verbindung mit der Gesammtentwickelung der europäischen Literatur, seine Lieder haben einen allgemein verständlichen Klang. Die „Brautfahrt der Königstochter" schildert den Brautzug Christina's, König Hakon's Tochter, nach Castilien, wo sie einem der Brüder Alfons' des Weisen vermählt ward; eine kleine, durch nichts ausgezeichnete Fabel, die ihren Hauptschmuck von den vielfach eingestreuten lyrischen Gedichten und Betrachtungen erhält. Mit großer Kunst, Anschaulichkeit und Wärme des Gefühls ist der Gegensatz des Nordens und Südens gezeichnet, die geheime Sehnsucht, die den einen unwiderstehlich zum andern lockt. Einen höhern Werth und Preis erkennen wir der Sammlung „Leid und Trost"; es sind Passionsblumen, die dem Dichter über den Verlust einer geliebten Gattin, den Tod der Kinder Trost verleihen sollten. Und sie gewähren ihn, wenn auch nicht jedem Herzen wie dem Verfasser, durch den Hinweis auf eine jenseitige Seligkeit und den unerforschlichen Rathschluß Gottes, so durch die Ruhe, den süßen Schmerz, den sie einflößen. Der größere Theil der Gedichte bewegt sich in Sonettenform; aus dem zweiten Buche des Petrarca sind seine Klagen über Laura's Tod weltberühmt; Andreas Munch hat zwei, drei Sonette geschrieben, die in gleicher Formvollendung einen tiefern Gedankenschatz hegen und die stets zu den vorzüglichsten Schöpfungen in dieser edeln, aber leider so oft misbrauchten Form gehören werden. Die Krone aller ist das Gedicht „Fontana Trevi"; auch seine Gattin trank beim Abschied von Rom aus jener Quelle, aber sie kehrte nicht zurück; statt in die irdische Roma ging sie in die himmlische ein; man möchte sagen, in diesen Versen hörte man das Rauschen des heiligen Brunnens und die Thränen zugleich des einsamen, verlassenen Dichters. Auch als Dramendichter hat Andreas Munch in Norwegen Ruhm und Ehre erworben. Zwei seiner Trauerspiele: „Salomon de Caus" und „William und Rachel Russell", sind in Deutschland bekannter geworden. Das letzte liegt uns in einer zweiten Auflage, übersetzt von John Burt (Leipzig, Lorck, 1860), vor. Seinen Stoff entlehnte Munch der kleinen Schrift Guizot's: „L'amour dans le mariage"; es ist ein Bild aus der englischen Geschichte. Lord Russell stand im Ausgang der Regierung Karl's II. an der Spitze der Whigs, ward zum Theil durch seine Unvorsichtigkeit, zum Theil durch falsche Zeugenaussagen in das Ryehouse-Complot verwickelt und starb mit Algernon Sidney auf dem Schaffot. Die Tragödie Munch's ist ein treffliches Charakterdrama, nicht mehr; sie nähert sich außerordentlich den deutschen Familienschauspielen und erhöht den Vorgang nur durch ihren historischen Hintergrund. Die Handlung selbst bewegt sich nicht frei und großartig, im Kampf der Principien, sondern durch Intriguen: ein Verräther, die Geliebte des Königs, die Herzogin von Portsmouth; der Gegensatz der beiden Frauen, Rachel's und der Herzogin, der tugendhaften verheiratheten Frau und der „Cameliendame" von ehemals, sind ihre Hebel. In dem letzten Act herrscht der englische Puritanerton gar zu bedenklich vor, der Held im Kerker — wer denkt da nicht an Egmont und „wird verstimmt"? Bis zu Ausgang des dritten Acts entbehrt aber das Drama nicht der theatralischen Wirkung und erweckt großes Interesse. Auf zwei Punkte deuten wir noch hin: die Howards, deren einen der Verfasser zu einem elenden Verräther macht, dachten nicht an solche Treulosigkeiten; sie sind alle Katholiken, Jakobiten gewesen; der einzige, der zur Zeit eine Rolle spielte, der Earl von Stafford, war kurz vor dem Ryehouse-Complot als Märtyrer des Katholicismus auf dem Hochgericht gestorben; die moralische Entrüstung der Lady Rachel über des Königs Geliebte ist eine moderne Anschauung, ebenso wie deren betontes Lobpreisen der Stände.

Norwegisch eigenthümlicher als Munch tritt uns Björnsterne Björnson in „Schön Synnöv" (Berlin, Hasselberg, 1860) und „Arne", übersetzt von Otto Lübbert (Bergen, Geelmuyden's Witwe, 1860) entgegen; unsere Leser kennen ihn aus einzelnen Bruchstücken, die wir in diesen Blättern mittheilten. Auf norwegischem Boden hat die Dorfgeschichte ihre Wahrheit und ihr absolutes Recht und der Dichter weiß sie kunstvoll und ergreifend zu behandeln. Sanft, wie Rauschen des Waldes und des Gießbachs, läßt er die tiefste Tragik in „Arne" austönen; ein sanfteres Frühlingsbild bietet sich uns in „Schön Synnöv", wo eine wilde, borstige und trotzige Normannsnatur durch den Zauber der Weiblichkeit gesänftigt wird. Vom Knecht bis zum Herrn treten alle Bewohner eines norwegischen Bauernguts in ihren Arbeiten, ihren Vergnügungen, ihrem Kirchgang und ihrem Streit uns lebendig entgegen; in Hinsicht auf diese Charakteristrung ist „Arne" die trefflichere Erzählung, „Schön Synnöv" enthält eine geschickter verbundene Fabel.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Deutschlands bessere Gestaltung. — Der Papst um Italien. — Eine Rüge. — Briefwechsel.

Deutschlands bessere Gestaltung.

So sehr auch manchem stillen Beobachter der europäischen Wirren um Deutschlands künftiges Geschick bange werden darf, die Erörterung der Frage, wie wir uns Ehre, Freiheit und Selbständigkeit erhalten sollen, ist leider eine jener Discussionen, welche an des Tacitus rara temporum felicitas erinnern, die seltene Zeit, wo erlaubt ist, zu sagen, was man möchte. Will man die einzige Auskunft, die sich für ein Abwenden unserer Todesstunde geben läßt, offen und ehrlich aussprechen, rein im Interesse des Vaterlandes, unbeschadet aller Achtung vor den mannichfachen Verdiensten unserer deutschen Fürstengeschlechter, ja mit aller Entfernung jener alten Beweisführungen, die z. B. in der Berechnung bestanden, was einem einzigen Volke die Erhaltung von dreißig regierenden Häusern koste, so hat man Mund und Hand gebunden. Man überwacht, verfolgt, verdächtigt die edelsten patriotischen Motive. Das gefährlichste Thema, das sich in Deutschland berühren läßt, ist das — unserer Rettung!

Die Agitation des „Nationalvereins" wäre gewiß eine höchst dankbare, wenn sie mehr Erfolg hätte. Da sie ihn aber nicht hat, da die Theilnehmer derselben überwiegend nur jenen leicht erregbaren Elementen unserer Staaten und Städte angehören, welche bei jeder Frage, ob sie nun politisch oder kirchlich, national oder kosmopolitisch, künstlerisch oder literarisch ist, im Vordergrunde zu stehen pflegen, während die Massen ausbleiben, so sollte unsers Dafürhaltens schon lange die Hülfe völlig anderswie und anderswo gesucht werden als beim „Nationalverein". Die große Betonung, welche der Nationalverein im Norden auf Preußen, im Süden auf die „österreichischen Brüder" legt, hebt die Wirkung desselben an sich schon auf. Eine wunderliche Agitation, die kein festes Programm hat.

Darüber, daß, solange wir Frieden haben und im Frieden uns für die Entscheidungen des Kriegs stärken müssen, nichts von Preußen für eine bessere Gestaltung Deutschlands zu erwarten steht, sollten jetzt doch wol alle Vaterlandsfreunde übereinstimmen. Eine hohe Person, deren Devise im täglichen Verkehr lauten soll: „Ich lasse mich nicht drängen!"; eine Regierung, welche die „Pietät" von Friedrich Wilhelm's IV. Testament in Erbe genommen zu haben scheint, kann nichts beginnen, was uns das immer näher vernehmbare Läuten der Todtenglocke unsers Vaterlandes zu einer leeren Sinnestäuschung und phantastischen Einbildung macht. In starrer, eisiger Kälte stehen sich die Bestandtheile Deutschlands in den Regionen unserer Dynastieen gegenüber; keine Annäherung, keine Verständigung; nur ein Zustand krampfhaften Festhaltens dessen, was ohne Tractatverletzung keinem genommen werden könne. In Oesterreich beginnt es indessen lebendig zu werden und wie lange wird es dauern, so sind die Vorsprünge, die Preußens Hegemonie gewonnen hatte, verloren! Eine bedauernswerthe Bevölkerung von 17 Millionen muß inzwischen einen Kriegsstand aufrecht erhalten, dessen natürliche Basis, an Geld- und Jugendkraftopfern, nur eine Bevölkerung von 40 Millionen, die des gesammten Deutschland, bilden sollte.

Der Gedanke einer deutschen Kaiserkrone kann vielleicht in Momenten acuter Gefahr entstehen. Für jetzt, für Zeiten des noch erhofften Friedens und der sozusagen nur reflectirenden Rüstung auf den Krieg hat die Kaiserkrone keine Popularität. Zu wohl befindet sich unsere bürgerliche Freiheit unter dem Schutz des föderalistischen Systems. Was uns in Baiern verboten ist, ist uns in Sachsen erlaubt. Gegen diese Hülfe, welche der Bürger Deutschlands, der Mensch, möchte man sagen, gegen einen centralen Einheitsstaat im sonderbündischen Organismus findet, geht kein Argument an. Wir verlieren mit Aufopferung unserer Mehrstaaterei an natürlich behaglicher Freiheit. Ließe dann vollends Preußen vermöge seiner „Pietät" die überlieferten Zustände unter seiner etwaigen Kaiserkrone wie sie sind, so würden wir eine doppelte Regierung statt der jetzt nur fühlbaren einfachen haben. Es ist gewiß nicht zu widerlegen, daß ein „pietätvolles" deutsch-preußisches Kaiserthum uns nur eine Reichsgensdarmerie größten Stils brächte.

Unter solchen Umständen ist es erlaubt und dringend geboten, immer wieder aufs neue den Versuch zu machen, ob nicht eine bessere Form, eine Bürgschaft und Beruhigung gewährende, für Deutschland gefunden werden könnte. Die Wahl Preußens durch Acclamation ist mißglückt — der Nationalverein hat jetzt, wie man sieht, nichts Eifrigeres zu thun, als sich vom Verdacht freizumachen, daß er Deutschlands Aufgehen in Preußen befördern wolle. Solch ein Schicksal darf wol bedenklich erscheinen bei einem Staat, dessen Lenker sich nur mit großer Mühe in einer Bahn erhalten, welche ihnen der öffentliche Geist zwangsweise vorschreibt. Hin- und herschwankend, unterbricht diese Politik unsere begründetsten Hoffnungen auf eine freie und große Richtung alle Augenblicke durch Plötzlichkeiten retrograder Natur. Das gegenwärtige freisinnigere Staatsleben Preußens ist weit mehr nur ein von außen in diesen Staat hineingetragenes;

von Deutſchland, von den Weſtprovinzen, den Reſten der ſchleswig-holſteinſchen Bewegung. Kann man Deutſchland verdenken, wenn einer Geſetzgebung gegenüber, wie ſie das Herrenhaus vertritt, einer Verwaltung gegenüber wie die Stieber-Hinckeldey'ſche, einem Militär gegenüber, das ſich in den „Militäriſchen Blättern" ausſpricht, ſeine Sympathie zurückhaltend bleibt und das Heil auf anderm Wege erwartet als durch Annectiren an ſolche ganz noch auf dem Standpunkt der Rehabilitationen von 1849 ſtehenden Zuſtände?

Im Jahre 1848 gab der Herausgeber d. Bl. einen Vorſchlag zur Einigung Deutſchlands in Form einer Heptarchie. Sechs große Staatencomplexe und über ihnen eine ideale ſiebente als Centralgewalt. Wäre letztere durch eine nicht regierende Perſönlichkeit bekleidet, wie eine ſolche ſchon der Reichsverweſer Erzherzog Johann war, ſo würden die „Vereinigten Staaten Deutſchlands" eine Republik ſein, die aus monarchiſchen Theilen beſteht.

„Man ſetze, welche Schickſalsfälle man wolle", ſchrieben wir in unſerer kleinen Schrift: „Deutſchland am Vorabend ſeines Falls oder ſeiner Größe" (Frankfurt am Main, Literariſche Anſtalt, 1848), S. 98, „und für jeden läßt ſich beweiſen, daß den meiſten deutſchen Souveränetäten die letzte Stunde geſchlagen hat und nur noch etwa fünf oder ſechs Staatencomplexe im Vaterland verbleiben würden. Geſetzt, Frankreich erobert uns; es würde ſeine Politik da fortſetzen, wo ſie der Rheinbund gelaſſen hat. Es würde Süddeutſchland ſo zu heben und zu ſtärken ſuchen, daß es jeden Wettkampf mit Preußen und Oeſterreich beſtehen und durch ſeine zerſplitterten Höfe, durch Heirathen und geheime Bündniſſe keine Gelegenheit mehr zu Intriguen gegen Frankreich bieten könnte. Man würde dies ſtarke Süddeutſchland nur errichten können durch die Bildung eines einzigen großen ſüddeutſchen Reichs oder höchſtens zweier Herrſchaften, Baiern und Würtemberg, die man ſo erkräftigte, daß ſie gegen Preußen und Oeſterreich ihre eigene, d. h. franzöſiſche Politik machen dürften. Für Baden, Heſſen, Naſſau u. ſ. w. hätte die letzte Stunde geſchlagen. Alles das, was infolge eines Völkerzuſammenſtoßes (ob gen Weſt oder gen Oſt) kommen und vielleicht zum Heil des Vaterlandes kommen würde — warum wollen wir's nicht durch friedliche Erörterung ſelbſt vorbereiten? Deutſchland wächſt von Tage zu Tage in ſeinen Anſprüchen, es verwirft Krieg und Frieden, es erhebt ſich durch parlamentariſche Abſtimmungen über ſeine mögliche Kraft und muß ſich beſinnen: Wie führſt du, was du ſagſt, auch aus? Glaubt ihr, daß eine ſolche Entfaltung mit unſern dreißig Thronen möglich iſt? Glaubt ihr, daß Leben und Bewegung in unſer Thun und Laſſen kommen wird, wenn die Mobiliſirung jedes Truppentheils von der Zuſtimmung aller dieſer Landesherren abhängig wird? Laßt in Deutſchland außer Preußen noch fünf Dynaſtieen wirklich regieren, die übrigen mögen unter der Bedingung, daß ſie in ihren alten Reſidenzen wohnen müſſen, mit Belaſſung des größern Theils ihrer Einkünfte mediatiſirt werden. In dieſer Reduction behalte man die Throne von Sachſen, Baiern, Würtemberg und Hannover im Auge und theile jedem die ihm zunächſtliegenden kleinen Herrſchaften als vorläufig für ſich beſtehende, für ſich zu verwaltende Provinzen zu und ſei dabei nicht bedacht, den Begriff der Stämme zu ſehr aufkommen zu laſſen!

„Voran das Königreich Preußen mit den Anhaltiniſchen Fürſtenthümern und den beiden Mecklenburg. Da Preußen für die zu ſchaffende deutſche Flotte Admiral zugleich und Lootſe werden muß, ſo gebührt ihm Schleswig-Holſtein und über die beiden freien Städte, Lübeck und Hamburg, die ſelbſtändig bleiben, aber ihre unmittelbare Beziehung zu Frankfurt verlieren, wird ihm die obere Schutzherrſchaft. Die Löſung der gegenwärtigen däniſchen Kriſis *) wird die günſtigſte Gelegenheit zur Stiftung dieſes Abkommens mit der Krone Dänemarks und den Herzogen von Auguſtenburg bieten. Eine ſolche Arrondirung macht aus Preußen die Seemacht, die Deutſchland bedarf. Die Herzoge von Anhalt, Mecklenburg und Auguſtenburg erhalten ihre Apanagen von Preußens Krone.

„Zweitens das Königreich Oeſterreich; die Bezeichnung Kaiſerthum führt in dieſer Verbindung nur irre und weckt Verbindungsvorſtellungen, die keinen Werth mehr haben. Das Königreich Oeſterreich vertritt diejenigen Länder deutſcher Zunge, welche innerhalb der öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten liegen und gewinnt Liechtenſtein.

„Das Königreich Sachſen. Es erhält Altenburg, die reußiſchen Fürſtenthümer, das Großherzogthum Weimar, von Koburg-Gotha die gothaiſchen Beſtandtheile, überhaupt von Thüringen alles, was dieſſeit des großen Gebirgkammes liegt, der Deutſchland durchſchneidet. Alles Jenſeitige fiele an Baiern. Faſt alle dieſe Combinationen werden wie durch einen Fingerzeig des Himmels von günſtigen Umſtänden unterſtützt; ſchon oben bei Preußen durch Ausſterben der Dynaſtieen und Kinderloſigkeit oder Nichtverheirathung der regierenden Familien; ebenſo bei der ſächſiſchen Combination in Koburg-Gotha und Altenburg. Durch einen Vertrag wäre feſtzuſtellen, daß die Albertiniſche Linie infolge von Verheirathungen mit Prinzen oder Prinzeſſinnen aus der Erneſtiniſchen allmählich wieder aus der katholiſchen Confeſſion in die Bahn zurückgelenkt wird, auf welcher die Ahnen dieſes Hauſes in Deutſchlands Geſchichte einen ſo hellen Glanz verbreiteten.

„Viertens, fünftens und ſechstens würden ſich die Könige von Baiern, Würtemberg und Hannover mit dem Reſt abzufinden haben. Baden, die beiden Heſſen, die Hohenzollern, Naſſau, die lippeſchen Fürſtenthümer, Oldenburg und Braunſchweig liegen ſo, daß ihre Vertheilung keine Zweifel darbietet. In Kurheſſen kommt das Ausſterben der regierenden

*) Geſchrieben im Sommer 1848!

Linie, in Heſſen-Darmſtadt die Kinderloſigkeit des Regenten, in Naſſau deſſen Nichtverheirathung, in Baden die politiſche Unterwühlung, in Braunſchweig die ohnehin bevorſtehende Einigung mit Hannover dieſen Geſtaltungen zu Hülfe. Frankfurt bliebe ein neutrales Gebiet. Bremen ſtünde in demſelben Verhältniß zu Hannover wie Lübeck und Hamburg zu Preußen.

„Die mediatiſirten Herzoge, Großherzoge, Kurfürſten würden die feudalen Titel ihrer Häuſer, die ſie vor Napoleon hatten, wieder annehmen und Herzoge, Grafen und Landgrafen werden. Sie blieben, um nicht den Ruin ihrer bisherigen Reſidenzen herbeizuführen, an dieſe Wohnorte auf eine Reihe von Jahren gebunden, ihre Einkünfte würden ihnen geſtatten, in gewohnter Weiſe, ihrer Bildung gemäß und zur Ehre Deutſchlands zu leben.

„Bei der Centralgewalt ſtünden dann ſechs Geſandte als Vertreter der dynaſtiſchen Intereſſen. Sie würden ſieben Stimmen haben; Preußens numeriſche Größe gibt ihm Anſprüche auf zwei. Ein deutſches Parlament kann mit ſechs bedeutſamen Ständekammern im innigſten Verkehr ſtehen und ſich in einen Verband, eine Art Abhängigkeit von der Majorität dieſer ſechs Kammern ſtellen. Wir hätten demnach eine Heptarchie. Die Verwaltung wäre nur noch eine ſechsfache, wie ſie auch noch auf manches Jahrhundert dem Charakter und der Stammungleichheit der Deutſchen entſprechen wird. Das Heer aber und die Diplomatie müßte einig in ganz Deutſchland ſein, nur noch gelenkt durch die Centralregierung, bei welcher dann kräftige Fürſten kräftigſt vertreten ſind."

Wir erinnern an dieſe Phantaſie aus dem großen Sturm- und Drangjahre nicht deshalb, weil ſie uns auch noch jetzt alles für ſich zu haben ſcheint, ſondern weil wir zwei Broſchüren empfehlen wollen, welche in Dresden erſchienen ſind und ganz ähnliche Forderungen ſtellen. Ein Pſeudonymus Diotmund gibt in einem fliegenden Blatt: „Auch ein Programm" (Dresden, Türk), eine gleiche Reduction unſerer Vielſtaaterei und ein anderer Verfaſſer, der ſich Berg nennt, ſtimmt ihm in einem Schriftchen: „Die elfte Stunde hat geſchlagen" (Dresden, Hofbuchhandlung von Kuntze), mit Begeiſterung bei.

Das beſonders Erfreuliche an dieſen beiden Broſchüren iſt der Geiſt, aus welchem ſie hervorgehen. Wir können Diotmund's Stamm-Conglomerate mit ihren wunderlichen geographiſchen Sprüngen nicht billigen; wir halten auch die von ihm vorgeſchlagene Bildung zweier Kreiſe, eines engern und eines weitern Verbandes aller Staaten (letzterer Oeſterreich zu Liebe), für ein Uebermaß von Mechanismus; wir können auch die Bildung von zweierlei Soldaten, allgemeinen Reichsſoldaten und einer Privatwachparade für die Fürſten nicht billigen, aber der Geiſt, aus dem alle dieſe Vorſchläge entſpringen, iſt ein höchſt achtbarer. Iſt es auch zunächſt, was dem Verfaſſer die Feder führte, nichts anderes als mehr oder weniger die großdeutſche Sympathie, welche wir unſererſeits nicht theilen, ſo bezeichnet es doch die Dringlichkeit unſerer Gefahren, wenn ſelbſt aus ſolcher Sphäre ſo radicale Vorſchläge gemacht werden. So iſt denn auch die zweite Schrift mit Recht von dem warmen, lebendigen Willen Diotmund's aufs mächtigſte ergriffen und ſtimmt, obgleich — und darin liegt die große Bedeutung ſolcher Symptome — der Autor katholiſch zu ſein ſcheint und durch und durch den Anſchauungen angehört, welche wir in jeder Form bekämpfen würden — doch den Diotmund'ſchen Vorſchlägen bei. Trotzdem daß Herr „Berg" (Pſeudonymus) an Venedig hält und Oeſterreichs unverkümmerte Machtſtellung will, ſteht er doch, wenn wir nicht den deutſchen Fürſten ihre Ueberzahl und ſelbſt denen, die noch bleiben, ihre beſondern Heere und beſondern Diplomatieen nehmen, den Untergang des Vaterlands unmittelbar vor Augen. Der Verfaſſer, der ſich einen ehemaligen Offizier nennt, ſchreibt:

„Bald, bald wird die Tod und Verderben über Deutſchland bringende zwölfte Stunde ſchlagen und fürchterlich in unſern Ohren das verhängnißvolle und nicht mehr gut zu machende «Zu ſpät!» widergellen; denn ſie wird uns nicht nur unvorbereitet, ſondern, ſchlimmer noch als dies, ſie wird uns vollkommen uneinig finden. Uneinig werden die Völker ſein, wie ſie es jetzt ſind, von blindem Parteihaß zerriſſen; uneinig werden die Fürſten ſein, von Eiferſucht auf ihre Hoheitsrechte und Mistrauen gegen ihren nächſten Nachbar ergriffen — die einen auf den Zerfall Oeſterreichs ſpeculirend, die andern mit Angſt und Sorge auf den Gang der preußiſchen ſchwarz-weißen Politik blickend. Man täuſche ſich nicht mit dem eiteln Wahne, daß zur Stunde der Gefahr Fürſten und Völker einig ſein werden! Wir werden es nicht ſein, nie werden wir es weniger ſein! Angenommen ſelbſt, die Völker, die verſchiedenen Parteien, einigten ſich angeſichts des Feindes, gegenüber der drohenden Gefahr, des gleichen Unglücks und Untergangs aller — könnten es auch die Fürſten? Bei dem Fortbeſtehen der dermaligen Zuſtände — gewiß nicht! Nein! Man wird parlamentiren, debattiren und der Feind — indeſſen bombardiren! Der Schlag wird uns unvorbereitet treffen, wenn nicht ohne Zögern energiſche Maßregeln zur Einigung und Stärkung des deutſchen Reichs oder, beſſer, zur Erſchaffung eines ſolchen von deſſen Fürſten und Völkern mit Beiſeiteſetzung aller Sonder- und Perſonalintereſſen ergriffen werden — und hierzu ſollte jeder, der des Namens «Deutſcher» ſich werth zeigen will, nach Kräften beitragen durch Wort und Schrift, durch Opfer und jede Art männlicher That!"

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß die Stimme dieſer edeln Männer gehört werden möge und uns ein Retter komme von da, wo ihn die kleiniſche Verfolgung nicht erreichen kann! Am guten Willen ſogar mancher unſerer „beſtverleumdeten" Staatsmänner zweifeln wir nicht im mindeſten — ſie ſind, weil die einen ſtemmen, eben nur deshalb Gegenſtemmende — vielleicht lehrt ſie die

immer näher rückende Gefahr Politik im großen geſchichtlichen Sinne treiben.

Von den Symptomen eines neuen „Vorparlaments", das ſich in dem hier und da ausgeſprochenen Wunſche einer „freundſchaftlichen Begrüßung von Landtagsabgeordneten" regt, erwarten wir nur dann Heilſames, wenn jede Aehnlichkeit des Erſtrebten mit den wüſten Erinnerungen an die frankfurter Zeit von 1848 vermieden wird. Frankfurt zumal iſt und bleibt für eine Centraliſirung unſerer Beſtrebungen und Wünſche die ungeeignetſte Stadt.

Der Papſt und Italien.

* Mit demſelben Freimuth, welchen Geh. Kirchenrath Profeſſor Haſe in Jena bei mannichfachen Gelegenheiten bewährte, wo ſein Wiſſen und ſeine gewählte Darſtellungsform ſich über ſchwebende Fragen der Zeit verbreitete, erörtert auch eine kleine Schrift deſſelben: „Der Papſt und Italien" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), die neueſte Lage der Dinge jenſeit der Alpen.

Es thut wohl, aus ſolchem Mund die unbefangenſten und vorurtheilsloſeſten Urtheile über Victor Emanuel, Cavour und Garibaldi zu hören. Wenn ſchon ein katholiſcher Kirchenrechtslehrer wie Döllinger den Untergang der weltlichen Herrſchaft des Papſtes nicht beklagt, ſo wird dies noch weniger ein proteſtantiſcher Theologe thun, obgleich allerdings unſere Orthodoxie ihr eigenes Ende mit dem Ende des Cabinets der gekreuzten Schlüſſel zu verbinden ſcheint und ſchier den Papſt gleichfalls einladen möchte, nach Deutſchland zu kommen, wo die erfurter bekannte Verſammlung ſchon die Präliminarien eines ewigen Friedens zwiſchen Rom und Wittenberg geſchloſſen hat auf Grund aller der Vorausſetzungen, bei welchen ſich die Rectoren der Jeſuitencollegien ebenſo gut befinden würden wie gewiſſe Kirchen- und Conſiſtorialräthe.

Es wird aber auch kaum anders werden, als ſich zu rüſten, den Papſt irgendwo in Spanien oder Deutſchland zu bewillkommnen. Denn die Erwartung unſers Verfaſſers, eine geiſtliche Herrſchaft auf dem Vatican würde ſich ganz gut mit einer weltlichen auf dem Quirinal vereinigen laſſen, dürfte ſich ſchwerlich erfüllen. Die Freunde der Säculariſirung Roms müſſen alſo wol noch einen Schritt weiter gehen. Sie müſſen dem Katholicismus, welchem kein vernünftiger Menſch zumuthen wird, proteſtantiſch zu werden, anrathen, das dem Gemüth des geborenen Katholiken ſo werthe und theuere Kirchenleben gänzlich vom Bau der Hierarchie zu trennen und den Papſt in einem allgemeinen Concil — untergehen zu laſſen.

Eine Rüge.

* Vor einiger Zeit warfen wir dem größern Theil unſers deutſchen Journalismus bewußten Mangel an Solidarität vor, d. h. wir klagten ihn der abſichtlichen Vermeidung eines Vereinwirkens an. Eine Feder, ein Journal pflanzt ſich im Schatten des andern auf, ohne den Nachbar zu beachten.

Wir wollen für ein ſolches Ignoriren ein Beiſpiel geben.

Unmittelbar nach Nietſchel's Tode brachten wir in dieſen Blättern folgende Bemerkungen:

„Nietſchel arbeitete wie ein Seher. Eine ſchöne, innige Verklärung des Gemüths ließ ihn ſeine Geſtalten auf dem Wege einer andächtigen Intuition finden. Wenn er ſchuf, ſchloß er das Auge und vergegenwärtigte ſich mit ganzer Kraft den darzuſtellenden Gedanken; das Bild, das ihm dann entgegenſprang, hielt er feſt wie eine Eingebung Gottes. Eine ſolche Art zu arbeiten gehört den Myſterien der Dichtkunſt an; aber gerade die Dichter werden beſtätigen können, daß den Träumen des Abends der nüchterne Morgen nicht immer Wort hält. So kam es, daß Nietſchel änderte und ſich oft tief in die Seele bekümmerte, ſeine erſte Inſpiration, die er gern beibehalten hätte, nicht in Einklang zu bringen mit dem, was für die Ausführung die ſpätere Erwägung des Verſtandes vorſchrieb. So entſtanden wol, oft noch unmittelbar vor dem plötzlichen Siege, Schwankungen über die Ausführung Luther's, ſo die Sorgen um den harmoniſchen Eindruck im Goethe-Schiller-Bild. Wer Gelegenheit hatte, dieſe Proceſſe im Gemüth des Künſtlers zu beobachten, mußte vor dem Ernſt, der Gewiſſenhaftigkeit und dem angeborenen Schönheitsſinn des Künſtlers die größte Hochachtung empfinden."

Im ſtuttgarter „Morgenblatt" findet ſich jetzt eine Erinnerung an Nietſchel, wo folgender Gedankengang vorkommt — mit den entſprechenden rhetoriſchen Explanationen, die wir weglaſſen dürfen:

„Nicht minder unnachahmlich war des Meiſters Art und Weiſe zu ſchaffen, die Methode ſeiner Conception. Die ihn in den weihevollſten Momenten zu beobachten Gelegenheit hatten, verſichern, er war jenem erhabenen Zuſtand nahe, den man innere Intuition, prophetiſche Ekſtaſe oder Verzückung nennt. (Folgt eine Schilderung dieſes Zuſtandes.) Aber der in die Alltagswelt zurückkehrende Menſch, der zur nüchternen Betrachtung herabgekommene Geiſt beginnt auch wieder die ſchlichte Operation des verſtändigen Denkens. Und da war es, wo auch unſerm Meiſter nicht ſelten der Widerſpruch des einen mit dem andern bewußt wurde, wo er anfing, an ſeinen viſionären Eingebungen irre zu werden und zu ſchwanken. Am bekannteſten iſt dieſe Unſicherheit Nietſchel bei ſeinem Luther-Denkmal begegnet" u. ſ. w.

Man ſieht, dieſer Gedankengang iſt der unſere; aber kein Citat im Texte, keine Note ſagt, woher er entnommen.

Briefwechſel.

— Herrn *** in Wiesbaden. Ihr beſcheidenes Selbſturtheil: „Ich habe noch viel zu lernen", billigen wir.

— Herrn *** in Paris. Die Broſchüre des Herzogs von Aumale mag den perſönlichen Charakter des Prinzen Napoleon treffen, trifft aber nicht die Situation der Welt. Koketterie mit den Legitimiſten, mit dem Schmerz des Faubourg St.-Germain um die Schlacht von Caſtelfidardo iſt eines Sohnes des alten Voltairianers Ludwig Philipp nicht würdig. Die Wiederherſtellung der Orleans würde uns eine noch traurigere Weltlage bringen, als ſchon die iſt, in welcher wir uns befinden.

(Ausgegeben am 2. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 19.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Florence Nightingale. Ein Charakterbild von A. von Lagerström. II. — Aus dem Zoologischen Garten in London. Von C. Kühns. III. — Nacht ist Nacht. Erinnerungen aus dem Leben eines politischen Flüchtlings. — Eine schöne Seele. — Die Berufswahl. — Neue Romane und Novellen. VIII. — Kleinigkeiten von A. Kretzschmar. — **Neues aus der Welt.**

Florence Nightingale.

Ein Charakterbild von A. von Lagerström.

II.

Im Januar 1855 kamen funfzig Krankenwärterinnen in Skutari an und wurden von Miß Nightingale theils dort, theils in die Hospitäler in der Krim selbst eingeführt. Mittlerweile waren auch neue Vorräthe von England angekommen; das ganze Land, erschüttert durch die Berichte, die fortwährend einliefen, hatte zu dem sogenannten „Times fund" 20000 Pf. St., die eine Nationalsubscription zusammenbrachte, beigetragen und mit diesen Vorräthen wurde besser Haus gehalten. Mr. Macdonald, dem die Verwaltung dieses Fonds übertragen wurde, setzte sich sogleich mit Miß Nightingale in Verbindung und konnte oft in dem seither berühmt gewordenen Thurmzimmer der Skutari-Kaserne gesehen werden, wie er, inmitten des regen Lebens, das dort herrschte, Listen anfertigte von allem, was Miß Nightingale für ihre Kranken verlangte. Der Reverend Godolphine Osborne gibt in seinem Werke: „Skutari und dessen Hospitäler", eine lebhafte Schilderung der rastlosen Thätigkeit des Thurmzimmers, in welchem er selbst oft gewesen, vielleicht, um sich durch den Anblick uneigennützigster Wirksamkeit für sein eigenes philanthropisches Wirken zu stärken. „Wo auch immer Versäumniß sein mag, in dem Thurme der Schwestern ist keine! Aus ihm fließt der wohlgeleitete Strom unermüdenden Wohlwollens und liebreicher Anstrengung, der jetzt verdientermaßen der Gegenstand so vielen Lobes ist. Hier ist man nie müßig, ruht nie, wartet auf keine Befehle von Hause, wittelt nicht, wenn Requisitionen gemacht werden, man theilt heiter die Vorräthe aus, über die man zu verfügen hat. . . In dem großen Zimmer, aus dem eine Thür in das Schlafzimmer der Schwestern führt, erblickt man Mrs. C., die Hohepriesterin dieses Gemachs; niemals ist sie abwesend, niemals unbeschäftigt. Auf dem Tische vor ihr nimmt sie in Empfang, was die Schwestern aus der Küche und den Vorrathskammern senden und was die dienenden Schwestern wiederum holen können, um es den Kranken nach allen Theilen dieser Riesenhospitäler zu bringen. Da kann man lernen, was vernünftiges, wahres Wohlwollen zu wirken vermag! Es kommen unaufhörlich neue Requisitionen. Der Boden ist mit Gepäck bedeckt. Alles Dinge, die für die Kranken bestimmt sind. Ganze Ballen Hemden, Socken, Pantoffeln, Schlafröcke, Flanelljacken. Es ist ein kühner Versuch, für alles zu sorgen, was von so verschiedenen Verwaltungsfächern versäumt worden ist. . . In dem Wohnzimmer von Miß Nigh-

tingale und ihren Freunden, Herrn und Frau Bracebridge, werden alle Berathungen gehalten, bei denen die erstere mit vielem Talent den Vorsitz hat und die den Zweck haben, den täglichen, mannichfachen und dringenden Bedürfnissen der Hospitäler entgegenzukommen. Von da aus wird die Thätigkeit des ganzen weiblichen Corps geleitet und geordnet und von da aus werden auch die vielen Briefe an die Regierung, an Freunde und Wohlthäter versendet. Aber eine erschöpfende Beschreibung alles dessen zu geben, was in diesem Zimmer betrieben wird, geht über meine Kräfte. Man strebt danach, gutzumachen, was die Behörden versäumten, und mit beschränkten Mitteln Ordnung und Menschlichkeit in dem weitesten Spielraume der Auflösung aller Ordnung herzustellen."

Miß Nightingale's Einfluß auf alle, die mit ihr in Beziehung kamen, wuchs mit jedem Tage und offenbarte sich bald in dem völlig veränderten Thun und Treiben in und außer den Hospitälern und vor allem in der Abnahme der Krankheiten, in dem erträglichern Zustande der Kranken und in der sich mindernden Zahl der Todesfälle. Es entstanden neue Wohnungen, Vorrathskammern und Waschhäuser. Bis zu ihrer Ankunft hatte es nur elende, rauchende Küchen gegeben, kaum mit den nothdürftigsten türkischen Küchenapparaten versehen, in welchen die Soldaten selbst das Nothdürftigste auf die miserabelste Weise gekocht hatten. Was die Kranken erhielten, war meistens ungenießbar für sie gewesen, nachdem sie tagelang vergebens darauf gewartet hatten. Zehn Tage darauf war schon eine provisorische Küche in Stand gesetzt, in der für 800 Mann gesunde Speisen wohlbereitet wurden, die ihnen zu rechter Zeit und auf die reinlichste Weise zugebracht wurden, nnd im März trat ein Gesundheitscomité, Miß Nightingale an der Spitze, zusammen; infolge dessen wurde Mr. Soyer, der berühmte französische Koch, mit der Verbesserung und Leitung der allgemeinen Küchen beauftragt und in den kleinen sogenannten Extradiät-Küchen, welche ihre Entstehung der Freigebigkeit der Lady Redcliffe, der Gemahlin des Gesandten, verdankten, waren vier Frauen unaufhörlich mit der Zubereitung von leichten Speisen und Delicatessen für die Kranken beschäftigt. Nicht allein, daß jetzt die Kranken gern in dem Hospital waren, auch die Hergestellten blieben länger als sie sollten; es gab Kämpfe, ehe sie sich zum Abzuge entschlossen. Miß Nightingale's Name war in aller Munde. Im Hospital wie auf dem Felde und in den Schanzen war sie und ihr segensvolles Wirken das gewöhnliche Thema aller Unterhaltungen. Aber welche Wunder hatte sie auch bewirkt! Die Hospitäler *vor* den Verbesserungen glichen den Hospitälern *nach* den Verbesserungen (nach Miß Nightingale's eigenen Worten) wie die Gefängnisse des vorigen Jahrhunderts, die wahre Pesthäuser waren, den Gefängnissen gleichen, die nach Oberst Jebb's Angabe 1857 eingerichtet und die gesundesten Gebäude sind, die es geben kann.

In welchem Grade die Sterblichkeit unter den Soldaten nach diesen preiswürdigen Verbesserungen abnahm, geht aus den statistischen Tabellen hervor, die Miß Nightingale den Behörden vorgelegt hat. Nach selbigen starben während der ersten sieben Monate in der Krim infolge von Krankheiten sechszig Mann von hundert, welches die Sterblichkeit übertrifft, die in London stattfand, als die Pest wüthete; während der letzten fünf Monate des Kriegs starben nur zwei Drittel so viel Soldaten als in der gesunden Garde in London durchschnittlich sterben.

Während Miß Nightingale so segensreich wirkte und von Tausenden gesegnet wurde, erhoben sich, kaum glaublich, Stimmen gegen sie, nicht allein im Auslande, wo ihre Verdienste die Misgriffe und das verbrecherische Handeln vieler an das Tageslicht brachten, sondern auch im eigenen Vaterlande. Der herz- und sinnlosen Damen wollen wir hier nur ganz vorübergehend gedenken, die in ihrem vorurtheilsvollen Blödsinn Miß Nightingale's Wirken unter den Soldaten und den Umgang fernerhin für unstatthaft erklärten. Diese beklagenswerthen Automaten, die Hand und Fuß nur nach gewissen Regeln bewegen und deren Herz ebenso nur in gewissem, ruhigem Tempo schlagen darf, sie haben ihre Strafe dahin, denn ihr Leben ist arm an jeder menschlich schönen Regung. Aber Miß Nightingale wurde auch von Männern getadelt und irreligiös genannt, von Männern, die sich Gottes Diener und des Volkes Lehrer nennen. Zum Beweis dafür folgender Auszug aus einem Briefe von Mrs. Sidney Herbert, der warmen Freundin Miß Nightingale's, als Erwiderung auf dergleichen Anklagen:

An die Frau des Reverend —! „Es ist traurig, daß man in England nichts unternehmen kann, ohne den unbarmherzigsten sektirerischen Angriffen ausgesetzt zu sein. Ich würde es kaum

für möglich gehalten haben, daß ein Prediger der engliſchen Kirche (a clergyman of the established church) ein Wortführer der Verleumdung ſein könne. Miß Nightingale iſt ein Mitglied der Engliſchen Kirche, die man Low-Church nennt (als Gegenſatz zur Hochkirche). Aber von da ab, als ſie nach Skutari ging, ſind ihre religiöſen Grundſätze und ihr Charakter von allen Seiten angegriffen worden. Einer ſchreibt uns, um uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir ſie geſandt haben, ſie, die eine Unitarierin iſt; ein anderer will wiſſen, daß ſie römiſch-katholiſch iſt u. ſ. w. Es iſt grauſames Unrecht gegen ſie, der England ſo viel Dank ſchuldig iſt. Was die Anklage betrifft, daß keine proteſtantiſchen Krankenwärterinnen geſandt worden ſind, ſo wird beiſolgende Liſte Sie von dem Irrthümlichen der Anklage überzeugen. Wir haben keinen Unterſchied in Bezug auf Glaubensbekenntniſſe gemacht. Alle, die ſich als gute, geſchickte Krankenpflegerinnen auswieſen und die Wartung Verwundeter verſtanden, wurden angenommen wenn ſie, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ihrer Angehörigen Einwilligung, und ſo viel ſich beurtheilen ließ, einen fleckenloſen Ruf hatten!"

Die fanatiſch proteſtantiſchen Geiſtlichen Englands — und es gibt deren viele wie bekannt — konnten es nicht vergeben, daß Miß Nightingale in ihr kleines Corps zehn katholiſche Barmherzige Schweſtern ſammt ihrer Oberin, theils aus Norwood, theils aus einem dubliner Kloſter kommend, aufgenommen hatte. Vergebens ruft man denen zu: An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Solche Worte ſind für ſolche Menſchen in den Wind geſprochen. Ein verſtändiger Prediger antwortete auf die Frage, zu welcher Sekte Miß Nightingale gehöre: „Sie gehört zu einer, die leider immer kleiner wird, der des barmherzigen Samariters!"

Faſt zu derſelben Zeit, als Mrs. Herbert obigen Brief ſchrieb, ſchrieb Königin Victoria an Mr. Herbert, den Secretary of War: „Windſor-Caſtle am 6. December 1854. Bitte, ſagen Sie Mrs. Herbert, daß ich ſie erſuche, mich häufig die Berichte ſehen zu laſſen, die ſie von Miß Nightingale oder von Mrs. Bracebridge erhält; denn ich erhalte keine ausführlichen Nachrichten (no details) über die verwundeten Soldaten, obgleich ich viele von Offizieren und andern über das Schlachtfeld leſe; und natürlich intereſſiren mich die erſtern mehr als alles! Sagen Sie auch Mrs. Herbert, daß ich wünſche, Miß Nightingale und die andern Damen möchten den armen, edeln, verwundeten und kranken Soldaten ſagen, daß niemand eine wärmere Theilnahme für ſie hegt, niemand ihre Leiden mehr fühlt oder ihren Muth und Heroismus mehr bewundert als ihre Königin! Sie denkt Tag und Nacht an ihre geliebte Armee. Eben ſo der Prinz. Bitten Sie Mrs. Herbert, dieſe meine Worte den Damen mitzutheilen, denn ich weiß, daß unſere Theilnahme für dieſe braven Jungen von großem Werthe iſt! Victoria."

Dieſer Brief zeigt nur zu deutlich, daß die amtlichen Berichte das Ergehen der Soldaten ſehr flüchtig berührten. So gewiſſenlos dies war, ſo kam es dem engliſchen Publikum nicht unerwartet und es wurde dies faſt in dem Augenblick, als obiger Brief veröffentlicht wurde, über die Genugthuung vergeſſen, die alle über die warmen Worte der Königin empfanden.

Im Februar unterlagen ſieben Feldärzte dem böſen Fieber, welches in dem Hospital, Barrack-Hospital genannt, graſſirte. Miß Nightingale drückte zweien derſelben die Augen zu. Acht andere wie auch mehrere der Schweſtern lagen gefährlich danieder. Zu dieſer Zeit ſchrieb Mr. Macdonald in einem ſeiner Briefe, die in der „Times" veröffentlicht wurden: „Wo die Krankheit in ihrer gefährlichſten Erſcheinung auftritt und die Hand des Todes traurig nahe iſt, da kann man gewiß ſein, dieſe unvergleichliche Frau (Miß Nightingale) zu ſehen; ihre milde Nähe hat ſelbſt noch dann einen troſtreichen Einfluß, wenn die Natur im letzten Kampfe ringt. Sie iſt ohne Uebertreibung ein helfender, dienender Engel (miniſtering angel) in dieſen Hospitälern und wenn ihre ſchlanke Geſtalt geräuſchlos durch die Schlafſäle ſchwebt und die armen Burſchen ſie erblicken, dann werden ihre Geſichter weich durch den Ausdruck der Dankbarkeit. Sobald die Aerzte ſich zur Nachtruhe zurückgezogen haben und Schweigen und Finſterniß in dieſen meilenweiten Reihen danieder liegender Kranken herrſchen, dann macht ſie ihre einſame Runde mit einer kleinen Lampe in der Hand. Das Gefühl des Volks war ein richtiges, als es ſie bei ihrer Abreiſe von England wie eine Heldin begrüßte. Ich wünſche nur, daß ſie nicht zu einem höhern, aber traurigern Ehrentitel erhoben werde! Niemand, der ihre zarte Erſcheinung beobachtet, kann ſich der traurigen Ahnung erwehren, daß ſie unterliegen müſſe. Mit dem Herzen einer ſo echten Frau, wie ſie ſein ſoll, und mit feinen Manieren, wie

man ſie ſelten an einer Dame ſieht, verbindet ſie eine überraſchende Ruhe des Urtheils und Entſchiedenheit des Charakters."

Wir fühlen uns geneigt, dieſer kurzen Schilderung eine zweite folgen zu laſſen, gleichfalls der Feder eines Mannes entfloſſen, der während der ſchrecklichſten Zeit Augenzeuge von Miß Nightingale's Thätigkeit geweſen iſt und von dem es heißt, daß er ihr oft hülfreich zur Seite geſtanden hat, wenn ihr von allen Seiten her Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Wir ſprechen hier von dem ſchon erwähnten, rühmlichſt bekannten Reverend Godolphine Osborne, der auch freiwillig nach Skutari ging, dort ſeine Reſidenz aufſchlug und im Verein mit einem jungen Freunde während zweier Monate den Kranken viel Gutes erwieſen hat. Namentlich haben dieſe beiden die letzten Stunden der Sterbenden dadurch erleichtert, daß ſie, an ihren Lagern ſitzend, ihre letzten Wünſche und Beſtimmungen aufzeichneten, Briefe in die Heimat für ſie ſchrieben und Andenken für die Angehörigen in Empfang nahmen. War es Geld oder eine Haarlocke oder auch ein Gruß, es wurde treu und, wo es ſich thun ließ, perſönlich an die Hinterbliebenen abgeliefert, oft mit der ausführlichſten Schilderung alles deſſen, was ſich von dem geliebten Verſtorbenen noch berichten ließ. In ſeinem Werke über Skutari ſagt Mr. Osborne von Miß Nightingale:

„Ihre Manieren und ihr Aeußeres ſind gewinnend, ohne daß ſie ſchön iſt; es iſt ein Geſicht, das man nicht ſobald vergißt, mit einem angenehmen Lächeln und einem Auge, das große Selbſtbeherrſchung verräth und das, wenn ſie will, dem ganzen Geſicht den Ausdruck großer Entſchiedenheit gibt. Sie hat gewöhnlich etwas ſehr Ruhiges, Zurückhaltendes; aber ich müßte mich ſehr irren oder ſie beſitzt viel Sinn für das Komiſche. Ueber Geſchäftliches ſpricht ſie mit einem ſo tiefen Ernſte, wie man es von ihrer äußern Erſcheinung nicht erwarten möchte. Sie hat augenſcheinlich gelernt, ihre Gefühle den Principien unterzuordnen, nach denen ſie handelt. Ich glaube, ſie hält ſtreng auf Subordination (to be a strict disciplinarian); ſie übernimmt mit Eifer die Leitung eines Unternehmens und ſie weiß ſehr wohl, wie viel das Gelingen von dem buchſtäblichen Vollziehen aller ihrer Befehle abhängt. Sie verſteht ihre Arbeit gründlich, aber nach meiner Anſicht verſieht ſie es wie die meiſten «Leiter» darin, daß ſie auch in den kleinen Details, die vielleicht beſſer andern zu überlaſſen wären, alles ſelbſt leiten will. Ihre Nerven ſind wundervoll; ich war mit ihr bei den ſchrecklichſten Operationen gegenwärtig, ſie ertrug ſie; die Gefahr der Anſteckung läßt ſie gänzlich unbeachtet und ſie bleibt ſtundenlang bei den an Cholera und Fieber Sterbenden."

In Bezug auf den Vorwurf, der Miß Nightingale gemacht worden iſt, daß ſie den Offizieren nicht ſo viel Sorgfalt gewidmet habe als den gemeinen Soldaten, ſagt Mr. Osborne, daß Miß Nightingale und ihre Begleiterinnen von Anfang an beſchloſſen hatten, letztern hauptſächlich ihre Dienſte zu weihen; denn die Offiziere waren unvergleichlich viel beſſer daran, indem die meiſten ihre Bedienung bei ſich hatten und hinreichende Mittel, um ſich das Nothwendigſte zu verſchaffen. „Dennoch", fügt Mr. Osborne hinzu, „wird Miß Nightingale gewiß nie aus unbedeutenden Gründen die Gelegenheit vorübergehen laſſen, ſich ihren Mitmenſchen hülfreich zu erweiſen und hat mehr als einmal troſtſpendend am Sterbebett von Offizieren geſtanden."

Zu Anfang des Frühjahrs erkrankten mehrere der Wärterinnen und namentlich ſtellte es ſich heraus, daß die Nonnen den Wechſel von ihrer bisherigen ſtillen, ſitzenden Lebensweiſe zu dieſer beweglichen ſchwer ertragen konnten. Es kehrten demnach einige von ihnen in die Heimat zurück. Miß Nightingale hatte auch den Schmerz, eine liebenswürdige junge Freundin, Miß Smythe, die unter ihr die Krankenpflege erlernt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Kurz darauf reiſte ſie nach Balaklawa, um die dortigen Hospitäler zu beſuchen, in die ſie einige Monate vorher Krankenwärterinnen eingeführt hatte. Sie fand viel zu thun vor, aber kaum hatte ſie alles in Ordnung und Gang gebracht, als auch ſie zuſammenbrach. Das ſogenannte Krimfieber hatte ſie erfaßt und warf ihren zarten Körper aufs Lager. Sie wurde nun ſelbſt ins Hospital getragen. Dort lag ſie 14 Tage in heftigem Fieber. Zu den wenigen Perſonen, die ſie während dieſer Zeit beſucht haben, gehörte General Lord Raglan. Wol mag er, als er das bleiche Geſicht der Leidenden erblickte, für deren Leben alle zitterten, für deren Erhaltung viele Gebete zum Himmel ſtiegen, nicht geahnt haben, daß ſie, die Zarte, Schwächliche, bald wieder thätig umherwandeln, er ſelbſt aber, der noch in voller Kraft an ihrem Lager ſtand, bald unter den Todten ruhen würde.

Digitized by Google

Als Miß Nightingale genas, ergingen vielfache Bitten an ſie, jetzt, da ſie ihr Werk ſo wohl eingerichtet hatte, nach England zurückzukehren und ihre Geſundheit zu ſtärken. Sie wies dieſe Vorſtellungen ſehr beſtimmt ab und verlangte nach Skutari zurück, wo, wie ſie wußte, das weiteſte Feld für ihre Thätigkeit war. Da ſie noch zu ſchwach war, um von der Höhe, auf der das Hospital lag, bis an das Schiff zu gehen, wurde ſie von den Soldaten hinabgetragen. Mit welcher Sorgfalt und Ehrfurcht mögen die dankerfüllten Männer das gethan haben!

Das darauf folgende Jahr war verhältnißmäßig nicht ſo ſchwer für unſere Heldin. Mit der Abnahme der Kranken wurden einige Hospitäler geſchloſſen. Dies geſchah ſelbſt mit dem großen „Barrack-Hospital" in Skutari, welches wieder, ſeiner alten Beſtimmung gemäß, zu einer Kaſerne eingerichtet wurde. Wir hören, daß Miß Nightingale eine Summe vorſchoß, um ein Kaffeehaus in Inkerman einrichten zu laſſen; daß ſie dem erſten Feldprediger bei Einrichtung von Leſezimmern, Schulen und Vorleſungen für die Soldaten behülflich war, und wiſſen genau, wie freundlich ſie die Vertheilung von deutſchen Büchern übernahm, die ihr zu dieſem Zweck von deutſchen Frauen aus London zugeſandt wurden, weil dieſelben gehört hatten, daß unſere Landsleute in der Fremdenlegion ein großes Verlangen danach trugen. Sie ſchrieb Briefe für die Soldaten, ſorgte dafür, daß deren Erſparniſſe nach England an die Angehörigen befördert wurden, und hatte den Kummer, daß ihr die Hospital-Authorities unterſagten, das Zelt aufzuſchlagen, das ſie hatte anfertigen laſſen, um den Genefenden einen Schutz gegen die Sonne zu geben, wenn ſie friſche Luft ſchöpfen wollten. Dieſe fortgeſetzten kleinlichen Quälereien von ſeiten der Behörden, die es ihr nicht vergeben konnten, daß ihr Wirken ſie dem Urtheil der Welt bloßgeſtellt hatte, dauerten fort, auch noch, nachdem Miß Nightingale's Ruf ein europäiſcher geworden war und ihr von allen Seiten Zeichen der Verehrung und des Dankes überſchickt wurden. Einen ſogenannten „Nightingale fund", der von ihren dankbaren Landsleuten zuſammengebracht werden ſollte (zu dem, beiläufig geſagt, Jenny Lind-Goldſchmidt und ihr Gemahl 2000 Pf. St. — den Ertrag eines von ihnen gegebenen Concerts — beitrugen), lehnte ſie, wie es ſich vorausſehen ließ, ſehr beſtimmt ab. Die Königin Victoria überſandte ihr mit einem herzlichen Dankbriefe ein Diamantkreuz, der Sultan ein Armband als Zeichen ſeiner Hochachtung und Ergebenheit, und als Reſultat einer in London gehaltenen großen Verſammlung wurde das zuſammengebrachte Kapital, welches Miß Nightingale abgelehnt hatte, zur Erbauung eines nach ihrer Anweiſung einzurichtenden Hospitals beſtimmt. Die Verhandlungen dieſer Verſammlung wurden zu Protokoll gebracht und eine Copie davon wurde ihr nach der Krim zugeſchickt.

Mit Bezug darauf ſchrieb ſie an Mrs. Herbert: „So ausgeſetzt, wie ich den Misdeutungen und Misverſtändniſſen auf dieſem Felde einer neuen und verwickelten Thätigkeit bin, von Richtern, die darüber zu Gericht ſitzen, — ſo gereicht es mir wiederum zum dauernden Troſt, daß mir auf der andern Seite viel Sympathie und Anerkennung inmitten der faſt überwältigenden Arbeiten und Schwierigkeiten zu Theil wird. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ich meine hieſige Thätigkeit für keine andere verlaſſen werde, ſolange es mir ſcheint, daß noch etwas unvollendet iſt. Ich bitte Sie daher, dem Comité mitzutheilen, daß ich ſeinen Vorſchlag, ein Hospital nach ſeinen Anordnungen errichten zu laſſen, annehme, vorausgeſetzt, man überläßt es mir, die Zeit für die Ausführung ſelbſt zu wählen." Dagegen erhob ſich natürlich kein Widerſpruch.

Die Zeitverhältniſſe beſchleunigten ihre Rückkehr mehr, als ſie es damals für wahrſcheinlich gehalten hatte, und mit dem Friedensſchluſſe und der Geneſung der letzten Kranken ſah ſie ihr dortiges Werk für beendet an. Sie hatte aus den jammervollſten Hospitälern Muſterhospitäler gemacht und ganz Europa gezeigt, wie Kranke, ſei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, verpflegt werden ſollen. Da es ſich vorausſehen ließ, daß ihre Ankunft, wenn in England bekannt, einen Sturm von Demonſtrationen hervorrufen würde, ſo bereitete Miß Nightingale, die nichts ſo ſehr für ihre Perſon ſcheut als die Oeffentlichkeit, ihre Abreiſe von Konſtantinopel ganz im geheimen vor. Sie ſchiffte ſich auf einem franzöſiſchen Schiffe ein, reiſte bei Nacht durch Frankreich und kam an einem Auguſttage des Jahres 1856 auf ihrem Familienſitze Leigh Hurſt an.

War ihr jetzt die wie es ſchien ſo nothwendige Ruhe beſchieden? Kaum ſchwiegen die Kriegsſtürme, als ein neuer Sturm in Form einer Unterſuchungscommiſſion (Commission of inquiry) ausbrach. Das engliſche Volk, im höchſten Grade aufgeregt, verlangte, daß, was bis dahin nur

als Vermuthung ausgesprochen war, jetzt durch unzweideutige Zeugen bewiesen werden sollte, nämlich: daß Tausende seiner Mitbürger als Opfer einer mangelhaften, ja verbrecherischen Verwaltung gefallen wären. Daß es bewiesen werden konnte, daran zweifelte niemand mehr. Zu diesem Zweck kam die Commission zusammen und — erfüllte ihre Aufgabe, indem sie so viel ans Tageslicht brachte, als sich „den Mächten, die im Finstern walten", abringen ließ. Freilich war das immer noch nicht genug für die, die am heißesten nach voller Klarheit und Rache dürsteten. Aber es war mehr als genug, um keine Art von Zweifel darüber zu lassen, daß von den ungeheuern Vorräthen, deren Ankauf von der englischen Regierung officiell bewilligt war und die dem Elend und den Krankheiten wenn nicht ganz vorgebeugt, so doch gewiß den dringendsten Bedürfnissen der Kranken und Verwundeten abgeholfen haben würden, wenig oder nichts zur rechten Zeit oder zur rechten Stelle angekommen. Entweder konnte es gar nicht nachgewiesen werden, daß sie jemals von England abgegangen waren, vielleicht weil der, der den Einkauf besorgt, damit seiner Pflicht genügt und mit dem Einschiffen nichts zu thun gehabt hatte, oder sie waren in irgendeinem türkischen Hafenplatze aufgespeichert liegen geblieben, bis sie versault waren. Der Formalitäten, durch die zu gehen war, ehe der Arzt für seine Kranken, der Freund für den Freund das erhielt, was Leben und Kraft erhalten hätte, waren so zahl- und endlose, daß jeder sich scheute, diese Spießruthen zu laufen. Es war das Ende davon gar nicht abzusehen und — es fürchteten sich die meisten auch davor, den Vorgesetzten lästig zu fallen.

Für diese letztere Behauptung können wir Miß Nightingale's eigene Worte anführen. Als nämlich die Untersuchungscommission zusammengekommen war, wurde auch sie aufgefordert, ihr Zeugniß abzulegen und es wurden ihr zu diesem Ende schriftliche Fragen von der Commission vorgelegt und diese wie ihre Antworten, die sich in den „Blaubüchern" befinden, brachten die traurigsten Enthüllungen an den Tag. Eine dieser Fragen lautete:

„Woran lag es, daß es so schwer war, Nahrungsmittel oder Decken, kurz die Vorräthe zu erlangen, die von nöthen waren?"

Antwort: „Die Besorgniß, ein «lästiger Bursche» genannt zu werden, hielt, wie es mir persönlich bekannt wurde, die Feldchirurgen ab, wiederholt um die Dinge einzukommen, welche für die Kranken und Genesenden nothwendig waren. Sie fürchteten, daß solch Verfahren ihnen bei ihrer Carrière nachtheilig werden dürfte. Man wird dies in Abrede stellen, aber es bleibt doch wahr!"

Miß Nightingale's Zeugniß war von großem Werthe; sie sprach unerschrocken die Wahrheit, daran zweifelte niemand, und sie erwarb sich neue Ansprüche auf die Dankbarkeit der englischen Nation, indem sie nicht blos mehr Klarheit über die traurigen Zustände in der Krim verbreitete, sondern indem sie die Aufmerksamkeit von dort auf noch bestehende Misbräuche und falsche Einrichtungen zu Hause lenkte. Sie hatte einen klaren und tiefen Einblick in die Einrichtungen der Hospitäler und Kasernen erlangt und legte vor der Commission das Resultat ihrer Beobachtungen nieder. Diese setzte es außer allem Zweifel, daß die verhältnißmäßig große Sterblichkeit in dem Heere — auch in Friedenszeit — die Folge abwendbarer Uebel ist. Zu letztern rechnet sie die überfüllten Schlafsäle der Kasernen, in denen die Luft ganz verpestet ist; die schlechte Ventilation und mangelhaften Wasserleitungen, die Kost, die vom Anfang bis zu Ende des Jahres aus gekochtem Rindfleisch besteht, der Magen des Soldaten möge dagegen revoltiren oder nicht; endlich die Langeweile, die gerade aus dem thatkräftigsten Menschen zu allererst Trunkenbolde und Taugenichtse macht, wenn sie lange Zeit Soldaten sind. Aus den von ihr angefertigten statistischen Tabellen ersieht man, daß die Sterblichkeit in dem Heere noch einmal so stark ist als die der Nicht-Soldaten von correspondirendem Alter. Sie versäumt dabei nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß nur gesunde und starke Männer für die Armee gewählt werden und daß dieselbe noch überdies durch ein unaufhörliches Zuströmen von frischem, gesundem Leben, aus der übrigen Bevölkerung geschöpft, verstärkt werde, während jetzt nur die durch den Dienst Aufgeriebenen der übrigen Bevölkerung zufallen.

Ihre scharfen Beobachtungen, klar und einfach vorgetragen, und ihre Vorschläge für Reformen, die dem Kriegsministerium vorgelegt wurden, haben bereits die heilsamsten Veränderungen in den englischen Kasernen hervorgerufen.

Ein sehr geachtetes londoner Journal erwähnte dies kürzlich und erzählte, daß dieselben Reformen jetzt in Indien vorgenommen werden sollen und fügte hinzu, daß die Sterblichkeit in

der Armee, die ehemals 19 auf 1000 gewesen, sich jetzt zu 8 auf 1000 verringert hätte.

Wie einst Elisabeth Fry's Name von den Gefangenen gesegnet wurde, so segnen jetzt die Kranken Florence Nightingale, und zahllos sind die Existenzen, die sie gerettet hat.

Dies Bewußtsein muß ihre Gegenwart erhellen, die durch eigenes körperliches Leiden getrübt ist. Immer von zarter Gesundheit und an einem Herzübel leidend, ist letzteres durch die schweren Jahre in der Krim und später durch jene heftigen Gemüthsbewegungen vermehrt worden, die ihr die Enthüllungen zur Zeit der Untersuchungscommission verursacht haben. Ihr thätiger Geist ruht aber nicht. Sie fährt fort, trotz ihres eigenen Leidens, das sie seit langer Zeit an ihr Zimmer bannt, sich lebhaft für die Anstalten zu interessiren, für die sie die Zinsen des sogenannten „Nightingale fund" (13000 oder 15000 Pf. St.) verwendet. Es ist dafür kein neues Hospital errichtet, sondern es ist zu Anbauten an ein bestehendes Hospital verwendet worden (St.-Thomas-Hospital), in denen Frauen, die sich der Krankenpflege widmen wollen, Aufnahme finden und von den erfahrenen Schwestern und dem Arzte unterrichtet werden.

Miß Nightingale's Buch: „Notes on nursing" (Bemerkungen über Krankenpflege) ist während ihrer Krankenzeit geschrieben worden. Es enthält höchst beachtenswerthe Weisungen für Kranke und Gesunde und jedes fühlende Herz muß bewegt werden durch das innige, eindringende Mitgefühl, das Miß Nightingale für unsere leidenden Mitmenschen hat. Nichts entgeht ihrer Beachtung, was dem Kranken unlieb und schädlich oder lieb und heilsam sein dürfte; sie weiß immer richtig anzugeben, auf welche Weise das erstere zu vermeiden, das letztere herzustellen ist. Gegen gedankenlose oder gar selbstsüchtige Krankenpfleger ist sie unerbittlich streng und es fehlt ihr gar nicht an Ironie und jenem Sinn für Komik, den Osborne beobachtet hatte, wenn sie von ihnen spricht. Und wer bezweifelt haben sollte, daß diese außerordentliche Frau neben ihren außerordentlichen Verdiensten und Geistes- und Herzenseigenschaften auch wissenschaftliche Kenntnisse besitzt, wird durch dies (nächstens bei F. A. Brockhaus in einer von der Verfasserin autorisirten deutschen Ausgabe erscheinende) Buch eines Bessern belehrt werden.

All den Frauen, die nicht glücklich sind, weil ihnen die rechte Lebensarbeit fehlt, mag dies Charakterbild zeigen, was eine Frau zu thun im Stande ist, die Menschenliebe im Herzen hat und für andere sich zu vergessen vermag. *)

Aus dem Zoologischen Garten in London.

Von **C. Kühns.**

III.

Die verehrten Leser werden von der Zärtlichkeit der alten Affen gegen ihre Jungen gehört haben. Ein Affenweibchen von dem Genus macacus, ein niedliches, allerliebstes Thierchen, von einer lustigen Schar übermüthiger Kinder umspielt, hielt ein anderes Junges in seinen Armen, indem es dieselben, nachdem es sich niedergekauert hatte, zärtlich um das Kind herumlegte. Das Junge mochte nicht recht wohl sein oder es war auch ein verzogenes Mutterföhnchen, genug, es verhielt sich vollständig ruhig und hatte durchaus keine Lust, an dem tollen Treiben der Geschwister theilzunehmen.

*) Viele unserer Leser werden im Zweifel sein, wie sie den rührenden Eindruck dieser Mittheilungen in Einklang bringen sollen mit dem bekanntlich in neuester Zeit immer mehr um sich greifenden Miscredit weiblicher Krankenpflege. Die Barmherzigen Schwestern in Oesterreich haben sich, trotz der behutsamen Schonung, die daselbst den Interessen der Geistlichkeit zugewandt wird, vor gerichtlichen Untersuchungen über ihre Herzlosigkeit, Habsucht und Willkür nicht schützen können. Die Aerzte Wiens, Salzburgs, Innsbrucks haben schon lange ihre Mitwirkung am Krankenbett widerrathen. Auch in Dresden wurden kürzlich die Diakonissen in öffentlicher Kammersitzung, sogar in einer freimüthigen Rede des Bürgermeisters der Stadt, Dr. Hertel, als eine den Behörden sich ganz besonders unliebsam erweisende Genossenschaft dargestellt. Vom letzten Kriegsschauplatze in Italien erfuhr man, daß die weibliche Krankenpflege die Verwundeten mehr aufregt als beruhigt.

Der Herausgeber d. Bl. hat in seinem Lebensbilde: „Die Diakonissin" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1855), die Schwankungen im Urtheil über eine an sich so schöne Bewährung des weiblichen Herzens zu schildern versucht. Seiner Meinung nach sollte dem Trieb der Frauen, sich nach dieser Richtung hin der Welt nützlich zu erweisen, nicht gewehrt und nur die Quelle selbst, aus welcher eine solche Hingebung fließt, geläutert werden. Ist es nicht möglich, in die Diakonissen-Institution statt der Religion schon die nächste Humanität als eine vollkommen ausreichende Triebfeder der Aufopferung für Kranke einzuführen, so wird es uns leider immer begegnen, daß wir von Thaten, die wir auf diesem Gebiet so gern bewundern möchten, doch nur zurückhaltend sprechen. Die „Innere Mission" hat sich die Heilung der Schäden unserer Civilisation als ihren nächsten Wirkungskreis erobert. Auf diesem Gebiet nur irgendwie Hülfe gebracht zu sehen, ist leider so wichtig, daß wir die gefährliche religiöse Beimischung wider Willen ertragen

Die Mutter ließ beſtändig ihre Blicke auf das Kind niedergleiten, indem ſie mit den Vorderhänden behutſam die Haare am obern Theile des Körpers auseinanderbog, wie es ſchien, um gewiſſe läſtige Gäſte zu fangen. Endlich hatten jedoch die übrigen Kinder das Spielen ſatt. Die ungeſtüme Schar — es waren drei oder vier — ſtürzte jetzt auch auf die Mutter los; allein dieſe ſtieß ſie mit einiger Heftigkeit zurück und kehrte ſich ſtets zur Seite, ſo oft auch von den übrigen Kindern der Verſuch, ſich der Mutter zu nähern, wiederholt wurde, und dies Umwenden der Mutter geſchah ſtets ſo, daß das Kind in ihren Armen geſchützt und vor jeder heftigen Berührung bewahrt blieb. Zuletzt kauerten die wilden Geſellen ruhig um die ſorgſame Mutter nieder und es erfolgte nun ein wiederholtes Koſen der Mutter und der Kinder.

Ein ſehr intereſſantes Schauſpiel gewährte mir der Seehund (Phoca vitulina), der hier durch ein ſehr ſchönes Exemplar vertreten iſt. Er befand ſich in einem geräumigen kreisförmigen Waſſerbaſſin von etwa 12 Fuß im Durchmeſſer und bewegte ſich darin mit großer Behaglichkeit. Anfangs war von dem Thiere nur abwechſelnd ein kleiner Theil des Kopfes ſichtbar. Aber da kam plötzlich der Wärter. Sogleich erſchien das Thier an der Oberfläche des Waſſers, näherte ſich der Stelle, wo der Wärter ſtand, faßte mit den Vorderfüßen den Rand des Baſſins, ſodaß nun der Körper zur größern Hälfte dem Beſchauer ſichtbar war, und verfolgte mit der größten Aufmerkſamkeit und unverkennbaren Zeichen von Anhänglichkeit und Liebe jede Bewegung des Wärters. Die Ohrlöcher — Ohrmuſcheln fehlen —, die Augen, vollkommen rund und ohne Wimpern, namentlich aber die Naſenlöcher ſchloſſen und öffneten ſich in regelmäßigem Tempo und man konnte wahrnehmen, daß ſie mehr dazu geſchaffen waren, ſich ſchnell und feſt zu ſchließen, als offen zu ſein. Man ſpricht viel von der Gelehrigkeit dieſes Thieres und erzählt, daß es wie ein Hund abzurichten ſei. Hier konnte man dieſes beſtätigt finden. Wie der Hund die Mienen ſeines Herrn beobachtet und ſeiner Winke gewärtig iſt, ſo zeigte ſich auch der Seehund in der größten Spannung. Als der Wärter jedoch, nachdem er einige freundliche Worte an das Thier gerichtet hatte, ſich wieder vom Baſſin entfernte, da ſtürzte ſich das Thier, und zwar rücklings, wie verzweiflungsvoll ins Waſſer zurück. Beiläufig will ich hier noch bemerken, daß ſchon auf der Fahrt von Hamburg nach London Seehunde von den Paſſagieren geſehen wurden; leider war ich nicht ſo glücklich, mich eines ſolchen Anblicks zu erfreuen.

Nach den im Zoologiſchen Garten zu London gemachten Erfahrungen kann der Seehund ſehr lange in der Gefangenſchaft leben. Das Inſtitut hatte einen vier Jahre beſeſſen und nur durch einen unglücklichen Umſtand hatte er ſein Leben verloren. In den ihm zur Nahrung gegebenen Fiſchen befand ſich noch ein Angelhaken, welchen das Thier verſchluckte. Noch eine im Zoologiſchen Garten zu London gemachte Erfahrung iſt intereſſant. Sie betrifft die Menge von Nahrung, welche ein Seehund conſumirt. Das unumgänglich nöthige jährliche Quantum beträgt 14 engliſche (ungefähr 12 deutſche) Centner. Man kann ſich daher kaum eine Vorſtellung davon machen, wie groß die Menge der Fiſche iſt, welche von den zahlreichen Seehunden im Zuſtande der Freiheit mögen vertilgt werden.

Die Hyänen ſind in neueſter Zeit vielfach in Deutſchland gezeigt worden und man hat dies

---

und unwillig über dieſen Zwieſpalt unſerer Stimmung lieber unſere eigene Trägheit und Feigheit angeklagt haben, welche wir nur zu ſehr in allem zeigen, wo unſere beſſere Ueberzeugung Hand anlegen und für den Sieg der Wahrheit mit perſönlichem Muthe einſtehen ſollte. Wie im Politiſchen, ſo im Religiöſen.

Hoffen wir auch hier auf die gegenwärtige Kriſis unſers Jahrhunderts! Der Sturz Roms, die Demüthigung der Hierarchie, die immer näher rückende Entſcheidung über die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Orden, der Zuſammenbruch der romantiſchen Politik in Preußen, der wachſende Unwille der deutſchen Nation über die Hinderniſſe, die einige unſerer Inſtitutionen (z. B. nur allein das preußiſche Herrenhaus!) dem immer mehr ſich verbreitenden Sieg des zeitgemäßen Fortſchritts entgegenſtellen, die zunehmenden Enthüllungen über die traurigen Conſequenzen des unter Friedrich Wilhelm IV. ſo machtvoll beſchützten, bis zum Uebermuth geſtiegenen theologiſchen Syſtems, alles das wird dazu beitragen, der Innern Miſſion und ihren Organiſationen den Beſitz wieder abzuringen, den ſie ſich in den Zeiten ihres Triumphs angeeignet haben. Kirche, Schule, die Armen, die Kranken, die Gefangenen, alle Schichten und Zuſtände des ſocialen Lebens werden den Wahrern eines verjüngten Vaterlandes und der mit reiner, uneigennütziger Liebe umfaßten Menſchheit ebenſo angehören können wie der religiöſen Rückſchrittspartei. Iſt dieſe Zeit der Erhebung aus unſerer ſchlaffen, deutſchen Gegenwart erſt angebrochen, dann wird auch die Barmherzige Schweſter oder die Diakoniſſin nicht mehr die Vorläuferin und Genoſſin geſpenſtiſcher Nachterſcheinungen auf kirchlich-conſervativem Gebiete ſein, ſondern ein ſolcher Bote der Philanthropie und — das eine beſonders achtungswerthe Triebfeder — der Nationalbegeiſterung wie Florence Nightingale. D. Her.

Thier ſogar wie einen Hund abgerichtet. Im Zoologiſchen Garten zu London waren nicht allein die zwei gewöhnlichen Arten, die geſtreifte und die gefleckte, ſondern auch Hyaena brunea. Der Katalog bezeichnet ſie als ein vortreffliches Exemplar und ſpricht die Vermuthung aus, daß es das einzige Exemplar ſein möchte, was je lebendig nach Europa gebracht iſt. Das Thier zeichnet ſich durch ſeine ins Braune ſpielende Farbe aus, weshalb es auch braune Hyäne genannt wird; ebenſo aber auch durch ſeine Geſtalt. Es iſt nämlich der Kopf im Verhältniß zum Körper größer als bei den übrigen Arten, auch iſt der Rücken weniger gebogen.

Ein vollkommen gezähmtes Eleſantenweibchen machte ſich um die engliſche Jugend beſonders verdient. Es war mit einer rothen Decke behängt und auf dieſer Decke befand ſich ein großer Sattel mit drei Sitzen an jeder Seite, welche der Wärter des Thiers an die reitluſtige Jugend männlichen und weiblichen Geſchlechts vermiethete. Mittels einer kleinen Leiter kletterten die Knäbchen und kleinen Mädchen daran in die Höhe und es war ein recht anſprechender Anblick, die kleinen zarten Kindchen mit ihren faſt nackten Beinen, in geſchmackvollſter Kleidung, auf dem großen Koloſſe herumreiten zu ſehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Thier geführt wurde; doch geſchieht dies ſo vorſichtig und das Thier benahm ſich ſo artig und behutſam, daß das zahlreiche Publikum in keiner Weiſe beläſtigt wurde.

Von den größern Säugethieren mag es mir erlaubt ſein, hiermit Abſchied zu nehmen. Ich will ſelbſt der Giraffen nicht ausführlich Erwähnung thun, da ſie im londoner Zoologiſchen Garten, wo ſie ihren Platz in unmittelbarer Nähe des Nilpferdes innehatten, gegen letzteres Thier wenig Aufmerkſamkeit erregten. Dagegen mag es mir vergönnt ſein, über ein Stachelſchwein einige Mittheilungen zu machen. Das gewöhnliche (Hystrix cristata) war mir bekannt, obgleich ich es früher aus Mangel an einem gehörigen Raume für das Thier in ſeinem Weſen nicht hatte beobachten können. Hier befand ſich eins, Hystrix leucura (?). Es iſt bekannt, daß das Stachelſchwein, ſobald es böſe wird, die Stacheln ſträubt, wobei denn auch häufig eine derſelben herausfällt, ein Umſtand, der wahrſcheinlich zu der Fabel Veranlaſſung gegeben hat, das Stachelſchwein könne nach Belieben einzelne Stacheln auf ſeinen Feind losſchießen. Hystrix leucura befand ſich nicht in einer ungünſtigen Laune, ſondern marſchirte ziemlich emſig auf dem vor ſeinem Häuschen befindlichen Raume hin und her. In dieſer Bewegung erinnerte mich ſeine ganze Geſtalt, namentlich die Form des Kopfes, recht lebhaft an das Schwein. Die Stacheln dieſes Thieres waren nach Länge, Richtung und Platz ſehr verſchieden. Die vordere in der Nähe des Kopfes befindliche Abtheilung war etwas kürzer und bildete eine Art von Stern, indem die einzelnen Stacheln, von der Mitte des Nackens aus, nach allen Seiten hin ſich ſtrahlenförmig ausbreiteten. Die andern bedeckten Rücken und Seiten des Thieres, waren länger und richteten ſich alle nach dem Schwanze hin. Was ich jedoch noch nie geſehen, nie gehört hatte, war, daß dieſe hintern Stacheln von dem Thiere faſt in Form eines Pfauenrades aufgerichtet werden können. Das Thier blieb plötzlich ſtehen und die nach hinten gerichteten Stacheln richteten ſich auf und zeigten die erwähnte Erſcheinung. Ob es dies jedoch infolge von Unwillen oder Gereiztheit that, vermag ich nicht zu beſtimmen: doch ſteht es faſt zu bezweifeln, da es dazu für den Augenblick keine Veranlaſſung hatte, indem die Zuſchauer ſich durchaus ruhig verhielten. Dicht neben dem Stachelſchweine befand ſich der Wombat (Phascolomys ursinus), wovon ich früher, ſoviel ich mich erinnere, noch kein lebendiges Exemplar geſehen hatte. Er ſtammt aus Südauſtralien und gleicht hinſichtlich ſeiner unruhigen Bewegung dem Stachelſchwein. Seine Länge mochte zwei Fuß betragen. Der Kopf dick und plump. Als das Thier in die ihm beſtimmte Wohnung gebracht worden war, fing es ſofort an, nach Art der Kaninchen eine Höhlung unter ſeinem Häuschen auszugraben, in die es ſich zurückzog und ſie nur verließ, um zu freſſen, ſodaß es dem Publikum längere Zeit nicht ſichtbar wurde. Erſt allmählich begab es ſich öfters auf den vor dem Häuschen befindlichen Raſenplatz, wo ich es zu ſehen Gelegenheit hatte. Ueber ſeine Lebensweiſe weiß man noch wenig. Es ſoll ein nächtliches Thier ſein, das die unvollkommen geborenen Jungen in einer Hautſpalte des Hinterleibes trägt.

Die Vögel waren ſehr zahlreich vertreten, ſogar der Sperling fehlte nicht. Dem Eisvogel, (Alcedo ispida) war ein ziemlich 20 Fuß langes und 3 Fuß hohes Territorium, ein Glasgefäß zum Wohnorte beſtimmt. Es waren etwa acht bis zehn Vögel der erwähnten Art darin vorhanden. Der Boden war mit Waſſer bedeckt,

in welchem ſich lebendige Fiſche vorfanden. In den Ecken des Kaſtens ſtanden Stämme mit zahlreichen Aeſten, auf denen die Vögelchen ſaßen. Leider hatten ſie keinen Hunger und die Fiſche blieben daher von ihnen ganz unbeläſtigt. Ganz beſonders zahlreich waren die Papagaien vertreten, die, ohne von einer Anzahl von Aras und Kakadus zu ſprechen, welche zur Beluſtigung des Publikums im Freien in der bekannten Weiſe an Ringen befeſtigt waren, ein ganzes Haus einnahmen. Es waren 82 Species vorhanden und die intereſſanteſten Formen, ſehr mannichfaltige Farben und die verſchiedenſten Dimenſionen waren hier zu bemerken.

Unter den Schlangen zog beſonders Python sebae meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Thier mochte wol 20 Fuß lang und ½ Fuß dick ſein. Obgleich es an jenem Tage, wo ich es ſah, kalt und regneriſch war, weshalb die Mehrzahl dieſer Thiere unter einer im Käfig befindlichen wollenen Decke zuſammengekauert lag, ſo that mir doch Python sebae den Gefallen, ſich aus ihrer Lethargie hervorzuraffen und ſich allmählich in ihrer ganzen bedeutenden Länge vor mir auszuſtrecken, ſodaß ich dieſelbe abzuſchätzen in den Stand geſetzt wurde. Nicht weniger intereſſant war die Cobra (Naja haje), ganz dunkel gefärbt und ſehr giftig. Es iſt dies das bekannte Thier, welches, wie die Geſchichte erzählt, von der Königin Kleopatra angewandt wurde, um ſich den Tod zu geben. Ihre Länge beträgt etwa zwei Fuß. Ihr Vaterland iſt Aegypten, wo ſie ſehr häufig vorkommen ſoll. Sie hat wie ihre übrigen Verwandten die Fähigkeit, ihren Hals auszudehnen. Obgleich ihr Biß für den Menſchen tödlich iſt, ſo vermindert ſich doch die Gefahr bedeutend durch den Umſtand, daß ſie nur gereizt und angegriffen beißt. Daher kommt es denn auch, daß die ägyptiſchen Bauern und Feldarbeiter, wenn ſie eine ſolche Schlange in ihrer Nähe ſehen, ſich durch dieſen Anblick nicht im geringſten von ihrer Arbeit abhalten laſſen, ſondern ſich nur in einiger Entfernung von dem Thiere halten, welches ſeinerſeits alle Bewegungen der Arbeiter mit aufgerichtetem Kopfe aufmerkſam verfolgt. Sobald ſie jedoch angegriffen wird, ſtürzt ſie ſich muthvoll und mit aufgeblähtem Halſe auf ihren Feind los. Wie die Brillenſchlange in Oſtindien von den Gauklern abgerichtet wird, ſo geſchieht dies auch mit der Cobra. Es werden ihr die Giftzähne ausgebrochen und ſie wird abgerichtet, allerlei künſtliche Bewegungen zu machen. Man ſagt, daß ein Druck an einer beſtimmten Stelle des Kopfes das Thier in eine Art von Schlafſucht verſetzt. Ein mir merkwürdiges Amphibium war Rana pipiens, der Ochſenfroſch. Er hatte einen Waſſerkaſten inne und eine Anzahl von kleinen jungen Schildkröten, kaum von der Größe einer Kinderhand, die ſich luſtig im Waſſer herumtummelten, war ihm zur Geſellſchaft gegeben. Rana pipiens iſt etwa ½ Fuß lang, dick und äußerſt phlegmatiſch. Er iſt oben grün, der Bauch weiß. Er ſaß jedesmal unbeweglich auf einem Brete außerhalb des Waſſers. Daß auch die übrigen Amphibien nicht fehlten, namentlich Schildkröten und Krokodile, brauche ich wol kaum anzuführen. Aus der Abtheilung der Krebſe betrachtete ich mit beſonderm Vergnügen den Hummer (Homarus vulgaris) in ſeiner gefleckten Uniform, der, mit mehreren andern Gefährten aus derſelben Abtheilung, einen Glaskaſten bewohnte. Er ſaß beſtändig ſtill an einer Ecke, nur von Zeit zu Zeit ſeine Scheren bewegend, während der Bernhardskrebs (Psgurus Bernhardus) mit ſeinem geborgten Hauſe — dieſe Thiere haben keine eigene Schale, kriechen aber in eine fremde hinein, die ſie ſodann mit ſich herumſchleppen — beſtändig, und ſelbſt Hinderniſſe nicht achtend, herumſpazierte. Aus der Abtheilung der Fiſche intereſſirte mich ſehr lebhaft der Flunder (Platessa flesus). Er zeigte in ſeiner Bewegung, was man von den Schollen gar nicht erwartet, eine große Gewandtheit und Zierlichkeit. Der Körper war ungemein biegſam und die Augen bewegten ſich in den kleinen, faſt cylindriſch hervorſtehenden Röhrchen. Der Anblick dieſes niedlichen Thierchens wird noch verſchönert durch die weiße Farbe des Unterleibes, ſodaß das Ganze, bei der graziöſen Leichtigkeit und Zierlichkeit in den Bewegungen, wirklich ganz allerliebſt ausſieht. Ich muß bekennen, daß das Thierchen mich lebhaft intereſſirte. Bekanntlich treten hier wie auch bei den übrigen Schollen ſehr auffallende und ganz eigenthümliche Erſcheinungen auf, die in der ganzen Abtheilung der Fiſche ſonſt nicht weiter vorkommen. Einmal iſt die Rückenkante nicht, wie ſonſt bei den Fiſchen, nach oben, die Bauchkante nach unten gerichtet, ſondern das Thier fällt ſo zur Seite, daß dieſe Kanten wagerecht liegen. Der Maulſpalt ſteht ſenkrecht. Zugleich tritt mit dieſer Eigenthümlichkeit im Körperbaue eine ſolche Verſchiebung des Knochenſyſtems des Kopfes ein, daß beide Augen auf der obern Seite zu ſtehen kommen. Was mir bei dieſem Fiſche ganz beſonders

Digitized by Google

auffiel, war einmal die Beſchaffenheit der Augen, die, in kleinen Röhrchen ſtehend, ſoviel ich wahrnahm, ſich bewegten, und ſodann der Umſtand, daß das Thier ſich ſo leicht bewegte. Die Schollen haben nämlich keine Schwimmblaſe und liegen dieſes Mangels halber ziemlich unbeweglich auf dem Grunde des Meeres. Die Flunder dagegen war in einer beſtändigen Bewegung von oben nach unten und vollführte dieſe Bewegung mit anmuthigſter Leichtigkeit.

Ueber die Aquavivarien habe ich bereits früher einiges geſagt. Sie enthalten außer den Thieren auch noch Waſſerpflanzen und zwar dieſe letztern nicht etwa blos des ſchönern Ausſehens halber, ſondern als nothwendiges Erforderniß, da der von den Pflanzen ausgeſtoßene Sauerſtoff ein nothwendiges Lebenselement für die in dem Gefäße lebenden Thiere iſt. Indem man alſo dieſe Pflanzen in den Aquavivarien placirt, thut man nichts anderes, als was die Natur auch thut und wodurch ſie die Exiſtenz der Thiere möglich macht. Es treten jedoch hierbei noch andere Umſtände ein, die bei Errichtung von Aquavivarien berückſichtigt werden müſſen. Der wirkliche Aufenthalt der Waſſerthiere iſt bewegt; das Meer wird durch den Wind aufgetrieben, die Oberfläche verändert, andere Waſſertheile werden mit der Atmoſphäre in Verbindung gebracht und ſo ſtets ein veränderter Einfluß auf die Beſchaffenheit des Waſſers bewirkt. Auch dies durfte bei der Einrichtung der Aquavivarien nicht unbeachtet bleiben und man hat daher, wie ich auch bereits erzählt habe, Vorrichtungen getroffen, um das Waſſer in denſelben von Zeit zu Zeit durch künſtliche Mittel in Bewegung zu ſetzen. Daß auch der Wärmegrad im Waſſer, eben ſo auch die Stärke des Lichts nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn die Thiere gedeihen ſollen, verſteht ſich wol von ſelbſt.

Nacht iſt Nacht.

Erinnerungen aus dem Leben eines politiſchen Flüchtlings.

Alle Nächte, wie ſie ſich auch nach des Tages Licht mild herabſenken auf die Welt, wie ſie auch den Pulsſchlag des Lebens erſticken, lautloſes Schweigen verbreiten und freudig glänzende wie müde, weinende Augen ſchließen, ſcheinen in ihrem dunkeln Gewand eine wie die andere zu ſein.

Vielleicht daß die Natur der einen Sturm und Regen, der andern warme Luft, Blumendüfte und Sternenglanz ſpendet — aber iſt Nacht nicht Nacht?

Ach! ſchärfe dein Auge — — Während der eine Glückliche in dem Arm der Liebe, in ſtiller, heimlicher, mit allem Luxus ausgeſtatteter Klauſe hinter ſchützenden Damaſtvorhängen die Nacht verſchwelgt und am Morgen bitter die Kürze der Genüſſe beklagt, jammert ein anderer, elend und krank, von allen verlaſſen, in kalter Stube, auf hartem Stroh, dem anbrechenden Tag entgegen, ſich und ſein elendes Geſchick verfluchend —! Der eine verbringt die Nacht in ſorgloſen Genüſſen, in freier, ungebundener Luft, der andere, ein Gefangener, ſehnt ſich ſtöhnend nach einem Strahl des Lichts, nach einem Laut fröhlicher Menſchenſtimmen, nach einem beſeligenden Ton der Muſik. Viele verbringen an reichbeſetzter Tafel unter luculliſchen Freuden die Stunden, während ſie andere Minute um Minute dem Hunger abringen, in der Hoffnung, am Morgen eine mitleidige Hand zu finden, die erbarmend Sättigung ſendet —

Auch ich erinnere mich, zwei voneinander unendlich verſchiedene Nächte verlebt zu haben —

Während ich die erſte verlebte, war ich jung, reich, geachtet und geliebt. Wie das Leben im roſigſten Schimmer vor mir lag, ſo die damalige Nacht. Ich ſchwinge den Zauberſtab und die Erinnerung formt ſich zum Paradieſe! Die weiten Flügelthüren eines Ballſaals öffnen ſich. Ich betrete den glatten Boden eines ariſtokratiſchen Hauſes. Glänzende Luſtres füllen die reichverzierten, eleganten Räume mit Wogen von Licht und Wärme. Seine berückenden Düfte durchziehen die Luft. Reiche Uniformen, der ſchwarze, beſternte Frack ſchmücken das männliche Publikum. Einem Garten erblühter Blumen ſcheinen die Damen zu gleichen. Wohin man entzückt ſich wendet, ſtrahlende, friſche Geſichter, glänzende Augen, rauſchende Kleider, lieblich tönende Worte. Und zwiſchen dem Damenflor, alle überſtrahlend eine Sonne unter Sternen — die, welche ich liebte und deren bezauberndes Auge mich ſuchte und fand. Da rauſchen die belebenden Klänge eines Walzers durch den Saal, hallen in den Herzen der Tanzluſtigen wider, die Unterhaltung ſtockt, Paar reiht ſich an Paar, die zarte, ſchmiegſame Tänzerin wird mit zitterndem Arm umfaßt und bald dreht und wiegt ſich der bunte Ring, ein von Frühlingsluft bewegtes Blumenfeld. Ich, meine Erwählte am Herzen, umgeben vom Roſenduft ihres ganzen Weſens, ihrer Kleider, ihrer

Haare, glaube auf Wolken dem Himmel zuzuschweben; ihr kleiner, zarter Fuß berührt kaum den profanen Boden. Mit leichtgeröthetter Wange flüstert sie leise Worte der Liebe, drücke ich sie entzückt an mich, umschließe eng die kleine, schmale Hand. Nach einigen Tänzen, bei erregtem Blut wird auch bei andern der schüchterne Geist geweckt. Die Schranken der Etikette fallen, es bilden sich Gruppen, fröhliches Lachen, Worte heitern Witzes ertönen. Unbeachtete überlassen sich glücklichen, süßen Schwärmereien. Dazwischen schmiegt und windet sich der betreßte Bedientenschwarm, mit devoter Stimme und gekrümmtem Rücken zum erfrischenden Genuß der kostbarsten Erzeugnisse aller Zonen einladend. Und wie diese Nacht auf Windesflügeln enteilt, unter Kosen, Tändelei und Scherz dem Glücklichen, der sie neidischen Auges schwinden sieht und nicht halten kann, sich entzieht und die Morgenröthe den Glanz der ausgebrannten Lichter erdrückt, so beschließt ein Händedruck, ein heimlich geraubter oder willig gewährter Kuß das Fest — man legt den schützenden Mantel um die anmuthige Gestalt, geleitet sie nach dem Wagen und mit dem in der Ferne verklingenden Rollen der Räder wird das Ganze zum süßen Traum, zur ewigen, herrlichen Erinnerung — —

Jahre verflossen und ich bin — im großen London — fern von Mitleid und Liebe — jede Hoffnung mir geraubt, jeder Stern mir entrückt — mein Körper entkräftet von Hunger und Elend —

Nacht war es auch damals! Die Zeit der Ruhe war einer Million Menschen gekommen. Das Geräusch Londons erstarb — Die Straßen erzitterten nicht mehr unter dem Rollen der unzähligen Wagen, sie hallten nicht mehr wider unter den gellenden Rufen der Verkäufer. Die ungeheuere Stadt glich einem schlafenden Riesen, einem stillen Meere, das heuchlerisch Abgründe und Stätten des Grauens verbirgt. Auch die vereinzelten Verspäteten und Nachtschwärmer verloren sich nach und nach; mit jedem verlor sich mehr die leise genährte Hoffnung, noch irgendeine rettende Hand sich nahen zu sehen —

Endlich war nur ich noch allein in den öden Straßen mit meinem Kummer, meinem Schmerz. Ich schlich verlassen, scheu, ein Flüchtling, entkräftet durch das finstere Häusermeer, ohne Obdach und Nahrung. Nichts gleicht den Gefühlen, welche in dieser entsetzlichen Nacht mein Herz zerrissen! Ich hatte wol ähnliche Nächte ohne Ruhe in der Wildniß Polens, in der öden Wüste der Heide Ungarns verlebt. Doch hier, inmitten einer großen, reichen Stadt, unter Tausenden glücklicher Menschen einsam und verlassen, ohne Nachtlager, durch die Straßen wandern zu müssen, nicht an der allgemeinen Ruhe, welche die milde Nacht jedem Sterblichen tröstend und erquickend beschert, theilnehmen zu dürfen, ist das Bitterste, was ein armes Menschenherz erdulden kann. Und früher, wie ich mich zu meiner Qual erinnerte, waren in ähnlichen Nächten wenigstens zu einiger Erquickung die blinkenden Sterne geblieben, die doch auch ohne Rast und Ruhe die ewige Bahn wandeln müssen. Dieser Trost fehlte mir auch diese Nacht; die Wolken und der Nebel hüllten den londoner Himmel in ein schwarzes Leichentuch. Ein feiner Regen fiel kältend und durchnässend auf meine erstarrten Glieder herab. Die Gaslaternen, das einzige Lebende neben mir, leuchteten trübe, flackerten höhnisch mir zu und ließen mich meinen gespensterhaften Schatten erblicken.

Meine sehnenden Blicke richteten sich oft nach oben und so sah ich in den Zimmern der Glücklichen Licht um Licht erlöschen. Meine aufgeregte, krankhafte Phantasie zeigte mir im blendendsten Schimmer die durchwärmten, bequemen Schlafzimmer, ließ mich schneeig-weiße Betten erblicken, in denen die müden Glieder zu strecken Wollust sein mußte. Mir blieb nur das harte Straßenpflaster. Ich hörte nichts als den höhnenden Widerhall meiner monotonen, einsamen Schritte, fühlte nichts als die durchnässenden Regentropfen. Der Tod erschien mir wie ein Augenblick, diese unter Qualen verlebte Nacht wie ein Jahrhundert.

Da saß ich verbannt vom Vaterlande, verfolgt um meiner Ueberzeugungen willen — auf einem Steinblock an einer Straßenecke, Kälte, Nässe, tödtende Gedanken in der Brust. Die Straßen der Stadt — eine so grau und trostlos als die andere, gleich riesigen Gespenstern vor mir sich ausstreckend. Den Glockentönen lauschte ich, die von Viertelstunde zu Viertelstunde den Schneckengang der Zeit verkündeten — Unter heißen Gebeten ersehnt' ich den Morgen, der mir Hülfe auf der Post versprach — Briefe, die ich erwartete.

Da sah ich es in einem Hause vor mir lebendig werden — Es war ein mächtiges Hotel — Bald vernahm ich Rollen von Wagen — Große Omnibus kamen von der Themse her — die

Dampfboote hatten gelandet — Hier und dort hielten die mächtigen Wagen —

Ein Wagen hielt vor dem großen Hotel — Ein Fiaker war es — Ich ſah hinüber — Kiſten und Kaſten wurden ausgepackt — Eine Dame in gebrochenem Engliſch ertheilte ihre Befehle — ein alter Herr ſchnarrte und hüſtelte die fremde Sprache deſto geläufiger —

Ich blicke länger und länger hinüber — — Die Laternen laſſen mich die Züge der Fremden allmählich unterſcheiden — ich höre deutſche Laute — ein Name klingt an mein Ohr — Luiſe — ewiger Gott! — Meine Verlobte! Jetzt die Gattin des reichen Commerzienraths — eines Greiſes — Meiner politiſchen Schickſale wegen hatte ich vor zehn Jahren ihre Hand und — ihr Herz verloren — —

Die Nächte wären verſchieden? — —

Nacht iſt Nacht!

Anregungen.

Eine ſchöne Seele.

Vielleicht entging uns nur zufällig in unſerm Journal-Chaos die Beſprechung eines Buchs, das wir allen unſern Leſern empfehlen möchten. Aber faſt möchten wir glauben, der „Nachlaß von Roſalie Schönfließ" (Gumbinnen, Lemcke, 1860) iſt bisjetzt noch ganz ohne Beſprechung geblieben. Karl Roſenkranz hat zu dem intereſſanten Buche eine Vorrede geſchrieben. Die Verſtorbene widmete ihm ihre ganze Bewunderung und Verehrung.

Roſalie Schönfließ ſtarb 1845. Schon früh war ſie durch Häßlichkeit, den Verluſt eines Auges, eine Rückgratsverkrümmung, auf Entſagung angewieſen, ein unglückliches, an ein Strecklager gebanntes Weſen, das ſich von früh an jenes innere, beſchauliche Leben ausbilden mußte, welches ihr ſpäterhin ihr ſieches Daſein allein erträglich machen konnte. Sie lebte unweit Königsberg in dem Orte Darkehmen (Dombrowken), ſpäter bei ihrem Schwager, einem Paſtor in Georgenburg. Die Ueberſiedelung dahin war für Roſalie mit Lebensgefahr verbunden; jede heftige Bewegung zog ihr Krämpfe zu. In einer Sänfte wurde ſie in ein Boot gebracht und ſo die Angerapp hinabgefahren. Ihr Arzt Carganico, mit welchem ſie auch ſpäter in eifrige Correſpondenz trat, begleitete ſie und nach vier Tagen langte ſie unter dem Jubel der Ihrigen in Georgenburg, dem Hafen der Ruhe, an. Zwölf und ein halbes Jahr brachte ſie daſelbſt auf dem Zimmer zu. „Wie ſehr ich auch vorbereitet war", ſagt Roſenkranz, „eine Gebrechliche, eine Kranke zu finden, ſo überraſchte mich doch die traurige Wirklichkeit aufs äußerſte. In der geräumigen Stube ſtand links vom Eingang ein großes weißes Gardinenbett auf einer zwei Fuß hohen Eſtrade, die in der Mitte einige Stufen hatte und auf welcher links ein Stuhl, rechts ein Tiſchchen mit einer Uhr, einem Waſſerglas, einer Arzneiflaſche, einigen Büchern und Schreibmaterialien ſich befanden. Das Bettgeſtell hatte in der Mitte noch unterhalb einen Kaſten aus ſtarker Pappe, der eine nach unten abgeſtumpfte vierſeitige Pyramide darſtellte. Im Bettraum ſelbſt waren eine Menge Betten ſo aufgeſchichtet, daß die Kranke zwiſchen ihnen ſitzen konnte, während ihre ganz verſchrumpften, zum Gehen unfähigen Füße in dem Pappkaſten ſteckten. Sie konnte nicht liegen. Eine horizontale Lage würde ſie augenblicklich getödtet haben. Sie mußte dabei im Sitzen ſchlafen und ſich immer nach rechts wenden. Schreiben konnte ſie nur auf einer Mappe im Bett. Ihre ſtrengen Züge verriethen auf dem kleinen Geſicht die Herbheit der grauſamen Leiden, mit denen ſie täglich zu kämpfen hatte. Ihr Mund drückte große Entſchloſſenheit aus. Sowie ſie aber mit einem feinen, hellen Stimmchen, gleich einem Ariel, zu ſprechen anfing, belebten ſich ihre Mienen auf das anmuthigſte. Die Reinheit und unerſchöpfliche Güte ihrer Seele, die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, die gewandte und ausdrucksvolle Rede ließ wie häßlich ihr Körper war gänzlich vergeſſen. Sie konnte auf das herzlichſte lachen, auf das ſchalkhafteſte ſcherzen und ihre kleinen, kindhaften Händchen begleiteten ihre Worte mit einem regſamen Spiel."

In dieſer Lage, in nicht glänzenden Verhältniſſen, ja oft ſo gedrückt, daß ſie ſich die Anſchaffung eines Buchs jahrelang verſagen mußte, arbeitete ihr Geiſt zwiſchen 12—14 täglich mehr oder minder heftig auftretenden Krampfanfällen unabläſſig. Ihre eigenen dramatiſchen Arbeiten, „Johanna Gray", „Die Abencerragen" und die „Frauenemancipation", „Hercus Monte oder der alten Preußen Freiheitskampf", ein Balladencyklus, ſowie die vielen Gelegenheits- und durch ihre Stimmung hervorgerufenen Gedichte können nicht als literariſch bedeutend anerkannt werden; doch ſpricht ſich in ihren Briefen an Karl Roſenkranz und Dr. Carganico in ſehr anziehender Weiſe die Art aus, in welcher ſie Geleſenes in ſich aufnahm, es auf ſich einwirken ließ und ſich immer mehr eine klare Anſchauung und Beurtheilung geiſtiger Dinge aneignete. Sie vertiefte ſich in ernſtere Lectüre, Strauß' „Leben Jeſu", Feuerbach's „Weſen des Chriſtenthums", Hegel's Philoſophie, und legte in ihren Tagebuchblättern kleine philoſophiſche Wahrnehmungen nieder. Das ganze Buch iſt theils deshalb ſo lehrreich, weil namentlich Frauen daraus entnehmen können, wie innig ſich ein Schweſtergemüth in geiſtige Intereſſen hineinleben kann, theils weil eine ganze Periode der neuern Literatur von Jahr zu Jahr in dieſen Briefen und Tagebuchblättern durchlebt iſt.

Digitized by Google

Wie mild sie urtheilt, mögen einige ihrer Aeußerungen bezeugen.

„Wenn mir Bücher nicht gefallen wollen, die von der Mehrheit geliebt, ja von Gebildeten gepriesen werden, so bin ich mistrauisch gegen mein eigenes Urtheil; ich lese immer und immer wieder und hoffe das Schöne endlich herauszufinden."

„Es ist das Vorrecht erhabener Naturen, kräftigend und fördernd auf Mit- und Nachwelt zu wirken. Stellt sie, wohin ihr wollt, und es wird sich ein Kreis um sie bilden, der ihre Ueberlegenheit anerkennt und sich ihrem Einflusse hingibt. Das ist die stille und unwillkürliche Huldigung, die wir der Gottähnlichkeit darbringen."

„Es gibt stille Gemüther, die jedem, auch dem bittersten Schmerze mit Fassung entgegensehen; aber eben diese Fassung gibt ihnen auch die Fähigkeit, ihren Verlust in seinem ganzen Umfange zu würdigen und ganz zu empfinden. Sie erscheinen äußerlich ruhig, da alle leidenschaftlichen Exclamationen ihnen fremd und sie auf alles Schwere, was über sie kommt, gefaßt sind; aber der Schmerz gräbt seinen Stachel um so tiefer in das gequälte Herz, das sich langsam verblutet."

„Es gibt geistig große Menschen, die unerreichbar wie die Sterne auf uns niederstrahlen. Dürfen wir uns aber ihnen nähern und reichen sie uns freundlich, als wären sie unsersgleichen, die Hände, um uns zu sich hinaufzuziehen, dann werden sie unsere Sonnen, die uns mit ihrem Licht und ihrer Wärme nur um so inniger erquicken, je dunklere Wolken unsern Horizont umziehen."

Rosaliens Bücherkritiken vermittelte Rosenkranz in des trefflichen, leider auch mit Krankheit und dem Leben ringenden Alexander Jung zu früh eingegangenes königsberger „Literaturblatt". Ihr letztes Werkchen, das sie unter vielen Unterbrechungen und quälvollen Leiden dennoch zu Stande brachte — sie bildete sich Plan und Gedanken während ihrer Krampfanfälle und schrieb nur in den gesunden Momenten —, sollte dem Hause gewidmet sein, einer Vermittelung zwischen Dienstboten und den Herrschaften. In einer billigen Ausgabe wollte sie mittels kleiner Erzählungen aus dem Leben gegriffener Begebenheiten die Moralität der Dienenden wecken, dem einen Theil Schonung, dem andern Demuth predigen. Das Büchlein wurde lobend anerkannt; doch im Preise noch zu hoch gehalten, konnte es nicht die gehörige Popularität erlangen.

Rosenkranz bespricht hier auch unter andern die bekannte Maria von Mörll mit ihren ekstatischen Zuständen. Er zieht eine treffende Parallele zwischen dem nutzlosen beschaulichen Leben der Mörll und dem thätigen, wahren Märtyrerthum Rosaliens. „Statt einer prunkenden Ausstellung Ihrer Leiden sind Sie die gute Tante Rosalie im Kreise Ihrer Familie; statt der geistlichen Faulheit lesen, schreiben und arbeiten Sie; Sie nehmen theil an der Welt, haben Sinn und Herz für alles!"

Rosalie verfolgte mit bangem Interesse den Proceß Sylvester Jordan's und jubelte über seine Freisprechung. Scharfe Kritiken in öffentlichen Blättern betrübten ihre Menschenfreundlichkeit. Sie ließ einst eine Bemerkung darüber in Jung's „Literaturblatt" einrücken, worin sie unter anderm sagt: „Bittere Rügen reizen zu noch bitterern Entgegnungen; ein Wort kommt zum andern, die Literatur wird zuletzt polemisch und der friedliche Leser, der Belehrung oder Unterhaltung sucht, wendet sich mit Widerwillen von diesen Zänkereien ab, die nur zu oft in Gemeinheit ausarten und so die Achtung vor dem Publikum außer Augen setzen."

Rosalie war stets beflissen, zu vermitteln und auszugleichen. Von großem Nutzen ist ihr der eifrige Briefwechsel mit Rosenkranz geworden, der stets fördernd, helfend und auf herzliche Weise ermunternd ihr gegenüber stand. Oft tadelte er sie, d. h. ihre dichterischen Versuche, trennte aber stets die schöne Absicht, die weibliche Begeisterung vom mangelhaften Erfolg. Ihre geliebte Schwester, welche die letzten Jahre ihres Lebens — sie wurde noch früher als Rosalie von der Erde abgerufen — gleichfalls das Zimmer nicht verlassen durfte, starb, ohne ihre theuere Verwandte noch gesehen zu haben. Auch hier erwies sich Rosaliens Herzensgüte in ihrem ganzen Umfang. Sanft tröstend wirkte sie auf den Schwager und dessen Kinder. Rosalie starb nach vermehrten Krampfanfällen bei vollem Bewußtsein.

In dem Nachlaß der stillen Dulderin liegt eine Lehre, die — wir wünschen es lebhaft — nicht ungenützt bleiben möge! Leiden und Entbehrungen — und wie viele davon sind so klein und nur erträumt! — würde mancher mit mehr Geduld hinnehmen, welcher in diesem Vorbild den Inbegriff der Demuth und Geistesstärke erkennen wollte. Hauptsächlich sollten jene einzelstehenden ältern Jungfrauen zur Erkenntniß kommen und, statt in unnützem Sehnen nach einem irdischen Gute und in apathischer Thatenlosigkeit zu verkümmern, so wie die arme leidende Rosalie ihre Geistes- und Arbeitskräfte üben.

Die Berufswahl.

Ueber eine ernste Aeltern sorge gibt uns ein erfahrener Pädagog folgende Mittheilung:

Die Auferstehung der Natur zu einem neuen Leben in der Zeit, in welcher sonst die alten Germanen ihrer Frühlingsgöttin Ostara Feste feierten, ist für unser modernes Bürgerthum zugleich die Oeffnung der Schul- und Hausgrenzen für den ersten freiern Flug der der Kindheit entwachsenen Jugend. Mit welch glühender Sehnsucht, mit welchem Ungestüm drängt noch in der letzten Zeit sich das lernensfatte, lebensdurstige Gemüth nach dem festlich geschmückten Ausgange aus dem Paradiese der Kindheit und mit welcher tiefen Wehmuth, mit welcher Innigkeit sehnt sich dasselbe Gemüth später nach diesem Eden seiner Kindheit zurück! Während die

Jungfrau nun vereint mit der Mutter, als der Oberprieſterin des Hauſes, die heilige Flamme am häuslichen Herde nährt und zur Anmuth und zum ſinnigen Walten im Hauſe ſich nach und nach ſtill heranbildet und eben nur dieſen und keinen andern Beruf ihres Lebens kennt, muß der Jüngling „hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und ſtreben", muß mit ganzem Ernſt lernen und ſich üben, um einſt als Mann die Achtung und Theilnahme zu erlangen, die ihm zur Gründung eines häuslichen Herdes und eines wenn auch noch ſo beſcheidenen Lebensglücks nothwendig iſt. Hier aber, an der Grenze ſeines Scheidens von Vaterhaus und Kindheit, gilt es, zu erkennen, welches der rechte Weg und das rechte Ziel ſei, das der Kraft und Neigung eines jeden zugleich entſpricht: eine ſehr wichtige, eine folgenſchwere Wahl, gewiß kaum minder ſchwierig und folgenreich wie die Wahl der Jungfrau beim Eintritt ins eheliche Leben. Es drängen ſich hierbei zunächſt die Fragen auf: Soll der Knabe allein wählen und ſoll er nur ſeiner Neigung folgen?

Die Beantwortung der erſten Frage erledigt ſich ſofort durch den Einwand, daß dem Knaben bei dem gänzlichen Mangel an Erfahrung und an richtigem Urtheil unmöglich die Entſcheidung allein überlaſſen bleiben kann. Das nächſte Recht und die nächſte Pflicht der Berathung und Entſcheidung hat natürlich der häusliche Pfleger des Kindes oder der Vormund. Hier iſt aber auch die erſte Klippe, an welcher ſehr oft die rechte Wahl des Berufs ſcheitert; denn leider ſind es nur gar zu oft äußere Beſtimmungsgründe, welche das Haupt der Familie veranlaſſen, den Sohn einem Berufe zu widmen, dem weder deſſen Neigung noch deſſen geiſtige oder körperliche Kraft entſpricht. Und daher kommen dann beſonders die allzu zahlreichen Beiſpiele verfehlten Lebensglücks, übel abgelaufener Examina, ungerechtfertigten Wechſels, ja ſelbſt gänzlich mißrathener Kinder! Was können wir aber thun, um dieſe Nachtſeite des menſchlichen Lebens einigermaßen zu erhellen und die Sünden der Väter zu mindern? Zunächſt muß die einſeitige Berückſichtigung der äußern Verhältniſſe bei Beſtimmung des Lebensberufs als eine Verſündigung am Glück und Geiſt des Kindes mit allem Ernſt der Wahrheit zurückgewieſen werden. Mögen immerhin dieſe äußern Verhältniſſe der Connexionen, der Stipendien, der Verwandtſchaft nicht wenig Erleichterndes bieten für das künftige Fortkommen — ſie dürfen dennoch nicht ſo einſeitig berückſichtigt werden, wie dies noch immer oft genug von der Willkür mancher Väter geſchieht. Iſt es doch bei dieſer beſchränkten Einſeitigkeit mancher Aeltern möglich geweſen, mit gänzlicher Hintanſetzung der Beſonderheiten ihres wenig begabten Kindes zu der ebenſo unſinnigen als lächerlichen Beſtimmung zu gelangen: „Weil mein Bruder Gerichtsrath iſt, ſo wollen wir unſern Knaben ſtudiren laſſen." Faſt unglaublich, aber aus der Erfahrung gegriffen! Dieſe ſo einſeitige Berückſichtigung freundſchaftlicher und verwandtſchaftlicher Beziehungen findet aber, wie uns die tägliche Erfahrung noch lehrt, vorzugsweiſe in den niedern und den mittlern Ständen ſtatt, während andere vorwiegende äußere Rückſichten wiederum oft die höhern Stände zu folgenſchweren Mißgriffen verleiten. Ebenſo bezeichnend als ſonderbar figuriren dieſe äußern Beweggründe bei der Berufswahl der höhern Stände unter dem Namen der „höhern Rückſichten"! Jeder Unbefangene aber wird ein ſolches Verfahren, wie es in den Kreiſen, die immer noch in dem Rufe ſtehen, nichts lernen und nichts vergeſſen zu wollen, vorkommt, mit Recht als Eigenſinn oder Rückſichtsloſigkeit anerkennen, wie uns unter alltäglichen Beiſpielen wiederum die Lebensgeſchichte des pſeudonymen „Falidor" zeigt, der in einem unter demſelben Namen in Berlin erſchienenen Buche ebenſo offen als wahr ſein durch Verkennung des Berufs verfehltes Leben zur ernſten Warnung hinſtellt.

Dürfen ſich darum die Angehörigen des Kindes, wenn ſie ſich nicht an dem Lebensglück deſſelben verſündigen wollen, unter keiner Bedingung durch äußere und zufällige Beweggründe beſtimmen laſſen, das Kind gegen Willen und Neigung zu einem Berufe zu überreden, ſo darf ebenſo wenig der Wille des Kindes allein für eine ſo wichtige Wahl entſcheiden. Vielmehr wird der richtige Weg, bei welchem freilich ein möglicher Irrthum, wie bei allem Menſchlichen, keineswegs ausgeſchloſſen iſt, unſtreitig folgender ſein:

Es kann das Kind bereits bis zum neunten Lebensjahre ohne ängſtliches Grübeln und Forſchen doch ſo beobachtet werden, daß Aeltern und Lehrer darüber klar ſind, ob das Kind leicht faßt und beim Lernen und Arbeiten einige Ausdauer zeigt. In dieſem Falle würde von dem vollendeten achten Lebensjahre an ſchon die Vorbereitung zum Studiren durch das Latein eintreten können und der Verſuch mit dieſer Sprache in den Erfolgen des erſten Jahres bereits ausweiſen, ob der Knabe ſich dem gelehrten Stande widmen könne und wolle, und man würde alſo hier ſchon, wenn ſich keine gegründete Abneigung im Kinde zeigt, nun einen vorläufigen Wegweiſer haben. Im andern Falle aber, bei weniger Talent und Luſt zu dieſer früh zu beginnenden alten Sprache, kann man mit der Entſcheidung für eine beſtimmtere Berufswahl, da die neuern Sprachen meiſt mit in unſere jetzigen Schulpläne aufgenommen ſind, allerdings noch Anſtand nehmen. Doch wird es namentlich bei dem häufig vorkommenden Mangel einer beſtimmten Neigung dann für Aeltern und Lehrer Pflicht, die dem Kinde nach Körper- und Geiſteskraft offen ſtehenden Berufsſtände allſeitig nach ihren Licht- und Schattenſeiten zu beſprechen und dann immerhin dem Kinde Zeit zu gönnen, dieſe Urtheile in ſich zu einer beſtimmtern Anſicht zu verarbeiten. Beſonders müſſen die Leiſtungen und Erfolge der einzelnen Beſchäftigungen hervorgehoben und, wenn möglich, in den Werkſtätten, Ateliers und Ausſtellungen zur Anſchauung gebracht werden. Kann das Kind aber bis zum 14. Lebensjahre noch zu keinem beſtimmten

Entschlusse kommen und es soll sich doch nun entscheiden, so muß nicht allein die Stimme des Vaters und der Angehörigen hier eine Geltung haben, sondern vor allem auch die Stimme des Lehrers, der das Kind längere Zeit in seinen geistigen Leistungen wie in seinem ganzen Wesen kennen gelernt hat.

Leider hat man diese Stimme bisher zu wenig berücksichtigt und sie entweder gar nicht befragt oder ist ihr doch nicht gefolgt. Wird aber das Urtheil des Lehrers nach Verdienst gewürdigt, dann werden, wenn auch nicht ganz, doch mehr und mehr jene unverzeihlichen Misgriffe in der Berufswahl verschwinden. Dann wird aber auch bei entschiedener Neigung und Geschicklichkeit das arme Kind, das nun einmal ganz in der Gewalt des Vaters ist, nicht erst dies und jenes versuchen und lernen müssen, weil es ihm doch vielleicht einmal nützlich werden könne; dann wird man auch von dem allzu frühen und oft höchst willkürlichen Wechsel der Bildungsanstalten zurückkommen, durch welchen jener Mangel an Sicherheit und Gewandtheit in den Elementarkenntnissen leider nur zu oft herbeigeführt und dem ganzen Bildungsgange ein wankender Boden gegeben wird.

Wenn es also allerdings zunächst des Kindes Kraft, Geschick und Neigung sind, die uns bei der Berufswahl desselben leiten müssen, so darf dies doch nicht allein entscheiden und mit aller Berücksichtigung dieser unverkennbaren Neigung muß Vater und Lehrer durch geeignete Vorstellungen, jedoch ohne Ueberredung, das leicht irrende Kind auf den rechten Weg führen, und schon diese Uebereinstimmung des Vaters mit dem Lehrer wird bei dennoch später eintretendem Berufswechsel das älterliche Gemüth mehr beruhigen als eine einseitig hierüber getroffene Bestimmung.

Schließlich ist es wol kaum nöthig, dem nicht selten vorkommenden Misverständnisse noch vorzubeugen, daß alle talentvolle Knaben studiren müssen, sodaß die weniger talentvollen den übrigen Berufsarten zukämen; vielmehr ist das Talent oder die angeborene Anlage eine sehr verschiedene und es kann ein Kind recht talentvoll sein, ohne Anlage zur Erlernung der alten Sprachen zu haben. Unter den verschiedenen geistigen und körperlichen Anlagen eines Kindes aber die wahre Berufsanlage zu erkennen, ist eine der höchsten Lebensaufgaben der Aeltern und Lehrer!

Neue Romane und Novellen.

VIII.

In ihrer unermüdlichen Arbeit, die neuere Geschichte zu illustriren, ist Luise Mühlbach jetzt bis zu Kaiser Leopold II. angekommen, dessen kurze Regierung, 1790—92 sich allerdings kaum in ihrer Ereignißlosigkeit zu einer romantischen Darstellung eignet. Dies hat die Verfasserin nicht abgehalten, in drei Bänden „Kaiser Leopold II. und seine Zeit" (Prag, Kober u. Markgraf, 1860), in der oft von uns geschilderten Weise abzuhandeln — mit bekannten Anekdoten über den Fürsten Kaunitz, Théroigne de Méricourt und mit sogenannten „eigenen Worten".

Zu oft haben wir gegen die Sünde wider den Geist der Geschichte, die in diesen historischen Romanen, wir fürchten mit Bewußtsein begangen wird, protestirt, um noch einmal auf eine längstgerichtete Sache zurückzukommen. Im Gegentheil, wenn man die Herstellung dieser Bücher betrachtet, kann man sich eines Lächelns nicht erwehren. Immer begegnet man seitenlangen Auszügen aus Memoiren und Biographieen, deren kritischen Werth gegeneinander abzuwägen sich die Verfasserin keine Zeit genommen, Anekdoten, die in Scene und Dialog gesetzt werden, vorzugsweise einer unglücklichen Liebesgeschichte, wo gewöhnlich eine schöne Dame, mit einer andern Liebe im Herzen, die Geliebte des Fürsten wird.

Kleinigkeiten

von A. Kretzschmar.

In einem kürzlich über China erschienenen Werke fand ich das Land geschildert als ein solches, wo die Rosen nicht riechen und die Weiber keine Unterröcke tragen; wo die Arbeiter keinen Sonntag und die Beamten kein Ehrgefühl haben; wo man auf den Landstraßen keine Fuhrwerke und an den Schiffen keinen Kiel sieht; wo alte Männer Drachen steigen lassen; wo die Magnetnadel nach Süden zeigt und die Geberde des Verlegenseins darin besteht, daß man sich die Fußsohlen kratzt; wo der Ehrenplatz zur linken Hand und der Sitz des Verstandes im Magen ist; wo das Abnehmen des Huts für eine Beleidigung gilt und wo man in weißen Kleidern trauert. Man darf sich nicht wundern, wenn man dort auch eine Literatur findet, die kein Alphabet, und eine Sprache, die keine Grammatik hat.

* *

Wer möchte wol gern unangenehme Bekanntschaften machen! Und doch ertheilte ein alter griechischer Philosoph den Menschen den Rath, sich selbst kennen zu lernen.

* *

Wir geben uns oft den Schein, nothwendige Belehrung haben zu wollen und thun doch nur — Fragen aus Neugier.

* *

Das Leben ist für den Reichen ein Lustspiel, für den Armen ein Trauerspiel, für den Weisen ein Schauspiel.

* *

Wenn ein Mann unrecht gehabt hat, so gesteht er es ein; eine Frau nie — sie hat sich blos „geirrt".

* *

Viele Leute ahnen nicht, daß sie, wenn sie Caricaturen ansehen, vor einem Spiegel stehen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Was sich die Industrie erobert. — W. Rüstow und Cialdini. — Wovon leben die deutschen Buchhändler? — Oper und Schauspiel. — Theaterschulen. — Briefwechsel.

Was sich die Industrie erobert.

Das Fell über die Ohren gezogen zu bekommen, war in alten Tagen nur das Vorrecht einer geringen Anzahl von Thieren. Wenn die alten Deutschen sich's in Louis Landsberger's von rohen Thierhäuten gefallen lassen mußten, so fanden ihre Nachkommen es allerdings bequemer, sich Fuchs- und Bärenpeize als richtige Wildschur anzulegen. Das Leder wurde feingegerbt bis zu russischen Juchten und dem feinern Leder der dänischen und pariser Handschuhe. Bisher begnügte man sich mit den Häuten der Säugethiere, die man je nach ihrer Individualität und dem Bedarf bearbeitete.

Jetzt tauchen die Versuche auf, auch die Häute der Reptilien und Fische einer ähnlichen Bearbeitung zu unterwerfen! So sahen wir die Häute der Boa constrictor gegerbt und daraus Stiefeln und Schuhe gearbeitet von besonderer Weichheit, vollständig wasserdicht. Die Schuppenzeichnung hatte ihre regelmäßigen Linien und ihre natürliche Farbe behalten. Das Leder erwies sich als ein überaus festes Material. Ihr jungen Damen, Schuhe von Abgottschlangenleder! Wenn das nicht die rechte Wirkung thut, dann hilft nichts mehr.

In Norwegen hat man die Haut des Salmen gegerbt. Bekanntlich erscheint dieser köstliche Fisch an der schottischen und norwegischen Küste von 6—8 Fuß Länge und wiegt 80—100 Pfund; aus seiner Haut sind bereits vortreffliche Schuhe gemacht worden. In Amerika hat man zu gleichen Zwecken die Haut des Kaimans verwandt; das daraus gewonnene Leder soll noch stärker als Juchten sein. Ein Ministerportefeuille von Krokodilenleder! Für die Finanzen recht symbolisch.

Ebenso werthvoll schließt sich an diese Eroberung eines neuen Stoffs die von Alcan und Chouillon in Paris neuerfundene Methode des Dollirens des Leders an, das bisher durch Menschenhand mit dem Messer über dem Block nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen wurde. Die benannten Herren haben eine Maschine erfunden, die diese Arbeit in großer Vollendung verrichtet, ohne Gefahr, die Felle zu durchschneiden, was oft manchem nicht sehr geschickten Appreteur begegnete. In der Werkstatt von Chouillon und Jäger, die sich associirt haben, Rue de la grange Batelière Nr. 17, sieht man jetzt nur Frauen und Mädchen diese Arbeit verrichten; jede kann pro Tag nach dem neuen System mit der Maschine 10—12 Dutzend Zickelfellchen zu Damenhandschuhen oder 6 Dutzend größere Lammfelle zu Herrenhandschuhen ausschlichten und erhält pro Dutzend 70—85 Centimen. Früher konnte der fleißigste Arbeiter nur annähernd so viel und so vorzügliche Arbeit verrichten, mithin wird das neue System immer größere Ausdehnung gewinnen. Die Kosten zur Beschaffung der Maschine sind im Verhältniß des Dienstes, den sie leistet, gering. Merkwürdigerweise hat Deutschland noch keinen derartigen Apparat erworben, während Belgien und England das Verfahren schon adoptirt haben, da auch die schwersten Felle dort auf diesen Cylindern gegättet werden.

Immer mehr wird sich das Leben in den Werkstätten durch die in den pariser Gewerben immer mehr Wurzel fassende Lenoir'sche Gasmaschine heben.

Wir werden in unserer nächsten Nummer von einem auf dem technologischen Gebiet anerkannten Gelehrten, Professor J. B. Schneider, eine ausführliche Darstellung der neuen Kraftmaschinen bringen und erwähnen hier nur Folgendes:

Der geistvolle Erfinder der Gasmaschine trat mit dem berühmten Maschinenfabrikanten Marinoni in Verbindung. Durch unablässiges Verfolgen ihres Zwecks gelang ihnen endlich die praktische Lösung des Problems. Die Uebelstände, welche bei der von Ericson construirten calorischen Maschine sich herausstellten, sich aber auch in der ersten Darstellung der Lenoir'schen vorfanden, sind beseitigt; denn beide Erfindungen, obwol verschieden in der Construction, sind doch auf das mechanische Aequivalent der Wärmetheorie basirt; die Quelle der Kraft liefert in der Lenoir'schen Maschine das Leuchtgas.

In der Maschinenwerkstätte Rue de Vaugirard Faubourg St.-Germain sieht man außer der arbeitenden Gasmaschine von 8 Pferdekraft auch solche von ½, 1, 2, 3, 4, so fort bis auf 20 Pferdekraft. Zwölf Maschinen waren nach Amsterdam, Madrid und Petersburg bestimmt, 64 neue Bestellungen nach andern Orten hin lagen vor kurzem wiederum vor. Nach der Lösung des großen Problems übernahm es ein berühmter Techniker, Hr. Hirn aus Logelbach, die Theorie des neuen Motors aufzustellen und die theoretischen Resultate mit den praktischen zu vergleichen. Seine zu Gunsten der neuen Maschine ausgefallene Untersuchung, respective Berechnung über das mechanische Aequivalent der Wärme ist von der Gesellschaft für physikalische Wissenschaften in Berlin mit dem Preise gekrönt worden. Die Arbeit beweist, daß die Lenoir'sche Maschine den Explosionen und

den Unregelmäßigkeiten in ihrem Gange nicht mehr ausgesetzt ist, daß die Gasmaschine mit dem Maximum von 10 Procent und selbst mit der gewöhnlichen Mischung von 7½ Procent Gas als calorischer Motor die beste Dampfmaschine übertrifft und daß der Gasverbrauch pro Stunde nur etwa einen Kubikmeter betragen könne, wie dies auch die in Thätigkeit befindlichen Maschinen zeigen. Die erste Gasmaschine für praktische Anwendung wurde am 29. September 1860 in dem Posamentirgeschäft des Hrn. Barvafel, Rue St.-Sauveur Nr. 22, aufgestellt. Die arbeitende Maschine, die eine Reihe von Arbeitsstühlen in Bewegung setzt, zeigt hier die großen Vorzüge und Vortheile der Erfindung für die Kleingewerbe der städtischen Industrie. Die Gasmaschine arbeitet ohne allen Lärm, bedarf keines Heizers und die Auszugsröhre des benutzten Gases geht durch eine kleine Fensteröffnung auf den Hof oder auf die Straße hinaus.

Die in Rede stehende Maschine consumirt 8 Kubikmeter Gas in 10 Arbeitsstunden, welche 2 Francs 40 Centimen kosten. Dabei nimmt eine derartige Maschine von ½ Pferdekraft nur 70 Kubikcentimeter Raum ein und wiegt überhaupt nur 100 Kilogramm (200 Pfund). Eine Maschine von 1 Pferdekraft wiegt 185 Kilogramm und bedarf nur eines Raums von 1 Kubikmeter. Schon dadurch stellen sich für den städtischen Maschinenarbeiter große Vortheile heraus, da er auch bei beschränktem Raum seine Kräfte ausdehnen kann. Hr. Barvafel gibt die Ersparniß, die ihm durch Aufstellung der Maschine geworden ist, auf 6 Francs für den Tag, also auf 180 Francs für den Monat an. Er ließ früher seine verschiedenen Arbeitsstühle durch Triebräder, die zwei Tagelöhner während 10 Stunden des Tags in Bewegung setzten, drehen; diese wurden mit 6 Francs täglich bezahlt; die Gasmaschine consumirt 8 Kubikmeter Gas in 10 Arbeitsstunden, das 2 Francs 40 Centimen kostet. Der gleichförmige und regelmäßige Gang macht den Arbeitsertrag noch um 25 Procent steigen und der Besitzer meint, die Arbeitsstühle nöthigenfalls noch verdoppeln zu können, ohne viel mehr Gas zu consumiren. Endlich erwärmt die Gasmaschine die Werkstätte und zugleich 50 Litres Wasser, die zur Abkühlung des Cylinders der Maschine erforderlich sind.

Die Firma Lenoir u. Comp. garantirt für die Nutzleistung der von ihnen gelieferten Gasmaschinen. Sie übernimmt die Bestellung der Maschinen von ½ bis auf 20 Pferdekraft. Eine Maschine von ½ Pferdekraft kostet 900 Francs, eine von 1 Pferdekraft 1350 und so fort bis zu 20 Pferdekraft 11930 Francs.

Mit der Bewährung dieser neuen Erfindung tritt das Maschinenwesen wiederum in ein neues Stadium und die daraus zu erzielenden Vortheile sind für die kleinern Gewerbe von unberechenbarem Einfluß. Allen diesen Verhältnissen wird sich demnächst in diesen Blättern die Erörterung des Hrn. Prof. Schneider widmen.

Schließlich noch ein Wort über falsche Steine.

Zu den Pierres de Strass, den auf chemischem Wege hergestellten Diamanten, die in den Rivièren so mancher Damen in den Salons ihr Wasser spielen lassen, sich für echt ausgeben, und zu den nachgemachten echten Perlen*), die ihren metallinischen Glanz den Schuppen des Weißfisches entlehnen, der sich überall, massenhaft aber im See von Linders im Meurthe-Departement, findet, ist jetzt noch ein neuer falscher Edelstein hinzugekommen.

Schon im Herbst 1856 machte bei Braty in Paris, Boulevard des Italiens Nr. 38, ein hellblutrother Stein als Nouvelle pierre fine de Paris, dite Rubasse viel Aufsehen. Die von ihm gefertigten Schmucksachen wurden bald beliebt und zu hohem Preise verkauft. Seine Hauptmasse war wasserhell mit schöner Färbung von rothen Streifen, die den Stein follenartig durchleuchteten; die Härte war die des Quarzes. In dem neuerlichst mit ihm angestellten peinlichen Verhör in der chemischen Marterkammer durch Aetzammoniakflüssigkeit, Roth- und Weißglühhitze ergab es sich, daß der soi-disant Edelstein ein rissiger und innerhalb der Risse mit einem rothen, sehr ausgiebigen organischen Farbstoff, wahrscheinlich Karmin, getränkter Bergkrystall oder Quarz ist. Eine halbe Stunde Weißglut machte ihn so mürbe, daß er unter einer Reibkeule von Achat sich zu Pulver verwandelte.

Besser steht es endlich — mit dem Anilin.

Seit Erfindung des elektrischen Telegraphen hat die Physik in Bezug auf Größe und Zahl der Entdeckungen den ersten Platz der Chemie einräumen müssen, wenn auch die Fortschritte der letztern dem Laien oft unbedeutend erscheinen, weil sie weniger in die Augen fallen. Erst kürzlich errang die wissenschaftliche Chemie einen Triumph durch die Anwendung des Anilins in der Färberei.

Wol den meisten unserer Leser werden schon die leuchtenden rothen und violetten Tücher und Bänder aufgefallen sein, die gegenwärtig als die modernsten Artikel die Schauläden aller Modehändler schmücken; aber nur wenige dürften wissen, daß diese schöne brennende Farbe aus einem Mineral dargestellt wird, das solche Producte am wenigsten einzuschließen scheint, aus der — Steinkohle.

Dieses Mineral, schon in rohem Zustande der Haupthebel der meisten industriellen Unternehmungen, das uns in seiner weitern Verarbeitung nicht nur das Leuchtgas und die brennbaren Steinöle, sondern auch ein feines Parfüm liefert, hat mit der neuen Anwendung eines seiner Producte seine große Bedeutung noch vermehrt, die schon längst diejenige aller andern bergbaulich gewonnenen Minerale weit übertrifft. Das Anilin selbst, eine ölartige, farblose Flüssigkeit, die durch Destillation des Steinkohlen-Theeröls gewonnen wird, ist schon seit 1826 be-

*) Paris führt nach den Colonieen für 600000 Francs aus und verkauft im Inlande und nach auswärts für mehr als eine Million Francs.

kannt und eine deutſche Entdeckung; die Anwendung deſſelben als Farbſtoff verdanken wir jedoch dem Engländer Perkins, der zuerſt das Anilinviolett darſtellte. Das Anilinroth wurde erſt ſpäter von lyoner Fabrikanten mittels eines Zinnſalzes bereitet. In Bezug auf Lebhaftigkeit und Reinheit der Farbe übertreffen die Anilinfarben alle bisjetzt bekannten Farbſtoffe, ſelbſt den Safflor und das Cochenilleroth, nur tritt die Beſtändigkeit des Anilinroths hinter die des Anilinvioletts zurück. Das Färben der wollenen und ſeidenen Stoffe mit beiden Farben hat durchaus keine Schwierigkeit; die baumwollenen dagegen bedürfen einer vorherigen Beize, die am beſten mittels Kleber geſchieht.

Eine intereſſante, namentlich die techniſch-chemiſche Seite betreffende Abhandlung über dieſe neue, ſo wichtige Induſtrie findet ſich von Dr. Gräfe in dem letzten Programm der chemnitzer Handelsſchule, die, gelegentlich bemerkt, unter Leitung ihres Directors Noback eine der vorzüglichſten Bildungsanſtalten ihrer Art iſt.

W. Rüſtow und Cialdini.

Unſer tapferer Landsmann, W. Rüſtow, der unter Garibaldi einige Batterieen commandirte, ſoll ſich ganz beſonders bei Capua ausgezeichnet haben. Er hat dies ſelbſt beſchrieben und einige Zeichner waren ihm im Kugelregen nahe genug, um von ſeinen Thaten intereſſante Abbildungen an die Journale nach Leipzig zu ſchicken.

Gewiß ſoll es uns Freude machen, wenn W. Rüſtow der preußiſchen Artillerie Ehre macht, die ihn gebildet hat; Rellſtab, Rügge, Orges gehörten gleichfalls jener mörderiſchen Waffe an, durch deren geſchickte Behandlung es Napoleon Bonaparte bis zur Kaiſerkrone brachte. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert —!

Aber in die italieniſche Politik ſollte ſich Rüſtow nicht miſchen. Sein an einen genueſer Freund gerichteter Brief, den mit allen darin enthaltenen wahrhaft beſchimpfenden Ausfällen auf die piemonteſiſche Armee italieniſche und deutſche Blätter brachten, paßt wenig in die noch immer leidliche Harmonie des italieniſchen Einheits- und Unabhängigkeitskampfes.

Cialdini hatte unrecht, an Garibaldi einen Brief zu ſchreiben, der ſeine militäriſche Eiferſucht verrieth. Garibaldi hat geantwortet, andere nach ihm; aber ſo ausfallend wie ſich Rüſtow über die ganze piemonteſiſche Armee ausgelaſſen hat, ſo zum Jubel Roms und aller derer, die den Zuſammenbruch der jetzigen italieniſchen Dinge wünſchen, würde kein Italiener, ſelbſt Mazzini nicht, geurtheilt haben. Solche Behandlungsweiſe ſolidariſcher Intereſſen iſt denn auch nur uns Deutſchen vorbehalten, wo ſich in ſolchen Fällen Vater und Sohn zerfleiſchen, Schüler gegen Lehrer erklären, in den Ständekammern Fractionen ſich bilden um den Punkt überm I. Für deutſche Zuſtände paßte es, die Eroberer Gaetas muthige Erſtürmer von „— —“ zu nennen; für uns, wo eine Windroſe von Meinungen hin- und herflattert; in unſere „Halliſchen Jahrbücher“ und deren Nachgeburten, wo ein Junghegel'ſcher Liberaler den Althegel'ſchen Liberalen, Ein braver Mann den Andern dem deutſchen Volk oder der geſunden Vernunft als Verräther, Dumm-, Querkopf u. ſ. w. denuncirt; in Italien hat man bisjetzt noch bewundern müſſen, mit welcher Selbſtbeherrſchung dieſe ſüdlichen Leidenſchaften und ſofort geregelt durch ihr gemeinſames großes Ziel aneinandergeriethen. Wie würdig haben ſich Mazzini und Garibaldi, Garibaldi und Victor Emanuel verſtändigt!

Eine „Lüge“ wäre die Nachricht von jener Ausſöhnung zwiſchen Garibaldi, Cavour und Cialdini geweſen? Möglich, daß die Marquiſe Pallavicino ihr ſüßeſtes Lächeln zu Hülfe genommen hat, vielleicht Kuß und Umarmung — ihr Gatte applaudirte — um die Männer, auf welche Italien mit Bewunderung blickt und die ſie alle drei liebt, zu verſöhnen. Möglich, daß der Champagner und die duftenden Blumen ihrer reizenden Villa dabei mehr gethan haben als die innere Ueberzeugung. Aber daß dieſer Schein wenigſtens herausgeſtellt wird, daß die Italiener glücklich ſind, drei Männer ihres Stolzes wieder ausgeſöhnt zu ſehen, darin müſſen wir ſo viel Nachahmungswerthes, ſo viel für Deutſchland Empfehlenswerthes, ſo viel wenigſtens für Italien ſelbſt zu Ehrendes erblicken, daß wir gewünſcht hätten, W. Rüſtow hätte die Methode jener deutſchen Schule, aus welcher ſeine ideelle Bildung hervorgegangen zu ſein ſcheint, nicht auf Verhältniſſe übertragen, die noch glücklicherweiſe von den unſerigen verſchieden ſind.

Wovon leben die deutſchen Buchhändler?

Wir geſtehen, dieſe Frage nicht mehr beantworten zu können, ſeitdem auf der letzten Buchhändlermeſſe zu Leipzig, bei Gelegenheit einer Verwilligung für die Schillerſtiftung, ein Buchhändler die Aeußerung gethan hat, daß der deutſche Buchhändlerſtand wol zum wenigſten Theil von den Producten der Schriftſteller lebte. Dieſe Aeußerung fand allgemeinen Beifall.

Einige dieſer geehrten Herren leben allerdings mehr vom Buchbinder als vom Schriftſteller; die ſchöne Ausſtattung ihrer Verlagsartikel hat den leichten Inhalt gehoben. Andere werden ſich verpflichtet fühlen, ihre Dankbarkeit dem Erfinder der Holzſchneidekunſt abzutragen; ihre Artikel zogen durch die Illuſtrationen. Einige Verleger ſind in der glücklichen Lage, Zeitungen zu beſitzen, an welchen ihr geiſtiger Inhalt Neben-, ihre Inſerate Hauptſache ſind. Auch Buchhändler wird es geben, die zwar Producte von Schriftſtellern an- und verkaufen, aber die Gangbarkeit derſelben einem Zwangsbefehl der Regierung, irgendeinem wohllöblichen Conſiſtorium oder einer hochpreislichen Schulbehörde verdanken. Bei alledem iſt die Aeußerung und der Beifall, den ſie fand, ſeltſam. Man muß alſo annehmen, daß der deutſche Buchhandel lediglich eine dilettantiſche Vergnügung reicher Kapitaliſten iſt.

Es wollen aber doch einige der Herren, die in der Nähe der Verleger Schiller's, Goethe's, Uhland's, Rückert's u. ſ. w. ſtanden, die wunderbare Erſcheinung bemerkt haben,

daß ſich bei jenem Worte und dem Jubel, der ihm folgte, auf dem am ſelbrn Tage errichteten Bruſtbilde des alten Freiherrn von Cotta ein kurzes, flüchtiges Lächeln beobachten ließ. Gewiß hatte der, ſeiner Verdienſte für die enge Verbindung zwiſchen Schriftſteller und Verleger wegen, zum ewigen Gedächtniß in Leipzig aufgeſtellte kluge Kopf in drmſelben Augenblick eine Erinnerung an die Tauſende, die ihm — die Dampfſchiffahrt auf dem Bodenſee und ſeine Theilnahme an Veredlung der würtembergiſchen Schafzucht verſchlang und — lediglich ein gewiſſer Schiller erſetzen mußte.

Die Ehre des deutſchen Schriftſtellerſtandes ſollte es nachgerade mit ſich bringen, daß die Verwaltung der Schillerſtiftung von den in Leipzig verſammelten Buchhändlern eine Beiſteuer zu ihren edeln Zwecken nie wieder in Anſpruch nimmt.

Oper und Schauſpiel.

* Berliner Berichten zufolge ſoll Frau Johanna Jachmann-Wagner die Abſicht haben, zum Schauſpiel überzugehen. Ihr deshalb an den König gerichtetes Geſuch, einige male im Schauſpielhauſe auftreten zu dürfen, iſt der trefflichen Künſtlerin gewährt worden. Ohne Zweifel hat man dabei die Stelle der gefeierten Crelinger im Auge, für welche allerdings ein Erſatz nothwendig werden muß.

Wir geſtehen, an die Möglichkeit eines ſolchen Rollentauſches zwiſchen Oper und Schauſpiel aus Erfahrung nicht glauben zu können. In ältern Zeiten mußten die Darſteller in beiden Fächern wirken. Da war denn eine zeitige Vorſchule für die würdige Behandlung des Wortes möglich. Aber eine der Penſionirung nahe Sängerin, und wenn ſie noch ſo ſehr durch ihr „Spiel" ſich auszeichnete, kann, nach unſern Erfahrungen, nie eine Schauſpielerin erſten Ranges werden.

Auch die Schröder-Devrient, die gewiß für ihr „Spiel" berühmt war, glaubte für ihre alten Tage ein ſicheres Kapital im Rückzug zum Schauſpiel zu beſitzen. Wer ſo vollendet als Sängerin „ſpielte", ſo unübertrefflich als Valentine, Donna Anna u. ſ. w. war, müßte, hieß es, auch eine vorzügliche Maria Stuart, Eliſabeth, Lady Macbeth ſein. Mit nichten. Frau Schröder-Devrient ſprach zum Verſuch einige Prologe — die Stimme war durchaus gebrochen, der Vortrag monoton, der ganze Eindruck drr der Ermüdung und Erſchöpfung; von einem „Urbergang" zum Schauſpiel konnte keine Rede ſein.

Das ſogenannte „gute Spiel" bei Sängern iſt eine al fresco-Malerei, bei welcher die feinere Nuancirung des Wortſinns, die früh geſchult und gelernt werden muß, wenig zu ihrem Rechte kommt. Mit ſeinem Geſangspart beſchäftigt, hat der Sänger wol Gelegenheit, auch dem Gedankengang ſeiner Rolle gerecht zu werden, mit Innigkeit und Phantaſie ſich in die darzuſtellenden Situationen zu verſenken, Freude und Leid, Hoffnung und Enttäuſchung mit denſelben Wirkungen zu malen, die ſonſt nur ein Schauſpieler hervorbringt; aber er gibt nur immer die äußerſten Umriſſe ſeiner Situation. Wenige ſtark aufgetragene Geberden genügen, um ſeine Erregungen kenntlich zu machen.

Das Schauſpiel verlangt mehr. Schon die Behandlung der Sprechſtimme, die Eintheilung der Rede, die Steigerung der Wirkungen iſt dem Sänger nicht geläufig. Wir kennen Sänger, die für ihr Spiel berühmt ſind; wir ſahen ſie in Schauſpielen, wenn ſie bei großen, perſonalreichen Stücken mitwirkten, kaum über Schauſpielkräfte dritten Ranges hervorragen. Ein Schauſpieler, der noch dazu ſehr zeitig die Oper verließ, Eduard Devrient, hat die Monotonie des Sängers in der Tragödie nie verloren. Erſt in ein völlig den Oberprieſtern entgegengeſetztes Fach, in das der komiſchen Väter, übergehend, konnte er der Bedeutung ſeines Namens gerecht werden. Eher kann aus einer ausgeſungenen Primadonna, wenn wirkliches Schauſpielertalent da iſt, eine komiſche Alte werden als eine Lady Macbeth. Der Romeo-Ton der Altiſtin, düſteres Stirnrunzeln und die furioſen Geberden thun es nicht.

Einige Proberollen werden entſcheiden. Nicht dem äußern Effecte nach, dieſer wird außerordentlich ſein — der Kenner jedoch wird bald überſehen, ob die neue Bewährung möglich iſt. Sollte letzteres der Fall ſein, ſo würden wir uns beeilen, einen Irrthum zu berichtigen.

Theaterſchulen.

* Graf Hippolyt von Bothmer hat ein Schriftchen über den Werth und die Nothwendigkrit von Theaterſchulen, „Deutſche Theaterſchulen" (Braunſchweig, Weſtermann, 1861), erſcheinen laſſen. Seine Vorſchläge ſind wohlmeinend und wiederholen im weſentlichen die Wünſche Eduard Devrient's.

Es ſcheint, daß dieſe Wünſche nur fromme bleiben ſollen. „Theaterſchulen" — in einem Augenblick, wo ein ſtehender Artikel in den deutſchen Theatergeſchäftsblättern lautet: „Schöne junge Mädchen werden zur Bildung eines Ballets geſucht" —!

Der Mangel eines anſtändigen und talentvollen Theater-Nachwuchſes iſt für unſere Bühnen beklagenswerth. Die Hauptſchuld trifft die preußiſche Regierung. Berlin iſt die Pflanzſchule der deutſchen Bühnen und die dortigen Bühnenzuſtände befinden ſich im Zuſtand der Verwilderung. Beim Miniſterium des Herrn von Bethmann-Hollweg liegen maſſenhaft die Materialien zu einer feſtern Regelung des Bühnenweſens. Sie wurden im Jahr 1849 durch Regierungsrath Kugler eingefordert. Als einziges Reſultat derſelben iſt eine wunderliche kleine Broſchüre des geiſtvollen Kunſthiſtorikers erſchienen, der zufolge das Verderbniß der deutſchen Bühne von Scribe's „Glas Waſſer" datirt.

Wir erlauben uns, den Hrn. Grafen auf ein vom Herausgeber d. Bl. abgegebenes Votum über „Theaterſchulen" aufmerkſam zu machen, das im weſentlichen von den Anſchauungen Eduard Devrient's abweicht („Vermiſchte Schriften", Band IV, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1850).

Briefwechſel.

— Herrn *** in Weſtfalen. Wollen Sir briſammen haben, was in unſrrſrr Zeit gegen dir Anſprüche Roms von unſrrrichtirtrn Zeugen geltend gemacht wurde, ſo empfehlen wir Ihnen dir kleine Schrift: „Das untergehende Papſtthum. Von Ernſt Zorn" (Dortmund, Krüger, 1861).

— Fräulein *** in Mancheſter. Selbſt in Ihrrr realiſtiſchen Kohlenatmoſphäre wachſen Erzählungen aus dem deutſchen Badeleben mit Legationsſecretärrn und geheimnißvollen adligen Witwen, unverſtandenen „immenſen Srrlen"? Abgegeben an dir bezeichnte Adreſſe.

— *** M. in Brrltn. Ueber „B."? Doch nicht.

(Ausgegebrn am 9. Mai 1861.)

Berantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 20. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Annette von Droſte-Hülshof. Von Wilhelm Girſchner. — Dampf — Luft — Gas. Von Profeſſor J. P. Schneider. I. — Briefe aus München. IV. — Neue Romane und Novellen. IX. — Deutſchland und Italien. Von Robert Hamerling. — Frühlingsſchnee. Von Ernſt Fiſcher. — **Neues aus der Welt.**

Annette von Droſte-Hülshof.

Von **Wilhelm Girſchner.**

Friſchauf! — und will den Lorber man verſagen,
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm Gefühl, das ſich nicht ſelbſt kann lohnen!
Mehr iſt ein Segen als zehntauſend Kronen!
A. von Droſte-Hülshof.

Dieſe weſtfäliſche Dichterin nimmt in unſerer weiblichen Literatur eine der erſten Stellen ein, ja ſie iſt vielleicht die erſte eigentliche Dichterin und zugleich die reinſte und originellſte, welche wir aufzuweiſen haben und die nur unter den Engländerinnen ihresgleichen finden dürfte. Keine andere deutſche Dichterin hat ſo eigenthümliche, ſo dichteriſch-wirkſame und großartige Stoffe behandelt, keine iſt ſo reich an neuen Gedanken und Bildern, bei keiner andern finden wir eine ſolche objective Darſtellungsweiſe und ſeltene Wahrheitstreue, gepaart mit einer ſinnigen weiblichen Beobachtungsgabe und mit der weichſten Gefühlsinnigkeit. Man weiß nicht, ob man ihren poetiſchen Erzählungen, die zu den beſten gehören, welche unſere Literatur aufzuweiſen hat, oder ihren gefühlvollen lyriſch-epiſchen Darſtellungen, oder endlich ihren geiſtlichen Liedern voll tiefer, klarer Religioſität den Vorzug geben ſoll. In ihren Anſichten und Gefühlen durch und durch geſund und echt weiblich, durchdrungen von ſittlichem Ernſte, gleicht ſie einer ſchmuckloſen Heideblume ihres ſtillen, naturfriſchen Heimatlandes; und nie um den Beifall der Menge buhlend und unbekümmert um jegliche Kritik, ſang ſie nur aus innerm Herzensdrange wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt. Wir wüßten in der That keine beſſere poetiſche Lectüre für unſere Frauenwelt als dieſe echt weibliche, ſittlich-erhabene Dichterin, die ſich zwar nicht einzuſchmeicheln ſucht, aber dem innigen, liebevollen Verſtändniß, das bis zu dem dichteriſchen Kerne hindurchzudringen weiß, wunderbare Schönheiten entfaltet.

Gleichwol ſind ihre Dichtungen nur wenigen Gebildeten bekannt und die große Menge kennt ſie kaum dem Namen nach. Ihre Vorzüge ſpringen freilich nicht ſo grell in die Augen, daß ſie die letztere an ſich ziehen könnte, und manchem Gebildeten mag wol ihre durchgängige Originalität und die ſibylliniſche Unklarheit, in welcher ſich dieſe zuweilen ausſpricht, den poetiſchen Genuß, den ſie ſonſt bietet, beeinträchtigt haben.

Harmoniſch, in ſich abgeſchloſſen und vereinzelt wie ihr Dichten war auch ihr einſames, beſchauliches Leben eins der fleckenloſeſten, das wol je eine Frau aufzuweiſen hat.

Wir wollen im Nachfolgenden ein Bild dieſer eigenthümlichen Dichterin nach den Andeutungen und Mittheilungen einiger ihrer vertrauten Freun-

Digitized by Google

dinnen wie nach den uns vorliegenden Gedichten derſelben zu geben verſuchen.

Annette Eliſabeth Freifräulein von Droſte-Hülshof entſtammt jenem friedlich ſtillen, altgermaniſchen Geſchlechte der Weſtfalen mit lichtem Blick und blonden Haaren und wurde am 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Rittergute Hülshof bei Münſter geboren. Die Mutter, eine Freiin von Harthauſen, war ebenfalls aus einer alten weſtfäliſchen Adelsfamilie, deren Mitglieder ſich ſtets durch Geiſt und Originalität ausgezeichnet haben. Durch eine frühzeitige Geburt ins Leben getreten, war Annette ein äußerſt ſchwaches und zartes Kind und beſaß jene nervöſe Reizbarkeit, die den meiſten poetiſchen Naturen von Kindheit an eigen iſt. Sie erhielt eine gründliche und gelehrte Erziehung. Mit ihren Brüdern mußte ſie faſt alle wiſſenſchaftlichen Lehrſtunden theilen und lernte ſogar lateiniſch, worin ſie eine ziemliche Feſtigkeit erlangt hat. Auch auf die Ausbildung im Zeichnen und in der Muſik wurde viel Pflege verwendet; Unterricht im Tanzen aber und ſonſtigen geſellſchaftlichen Kunſtfertigkeiten empfing ſie nicht und blieb bis zu ihrem 27. Lebensjahre dem Verkehr der großen Welt ſo gut wie fremd. Wie im weſtfäliſchen Flachlande die Dörfer bekanntlich keine geſchloſſenen Ortſchaften bilden, ſondern nur Einzelhöfe zwiſchen „Kämpen und Buſch", ſo liegen auch die Edelhöfe abgeſchloſſen und vereinzelt zwiſchen Wallhecken und Bäumen verſteckt. Der Verkehr der Adelsfamilien untereinander und mit der großen Welt iſt nur ein ſehr ſchwacher und der weſtfäliſche Adel führt in ſeinen prächtigen Schlöſſern, von Gittern und Mauern umſchloſſen, ein höchſt eingezogenes, patriarchaliſches Familienleben, das nur im Winter durch einige Theilnahme an den Carnevals- und Ballfeſten der benachbarten größern Städte zuweilen unterbrochen wird. So wuchs Annette in der Sittenreinheit und katholiſchen Strenggläubigkeit dieſes ländlich abgeſchloſſenen Familienlebens auf. Als eine ihrem eigenſten Weſen nach ſinnig-beſchauliche und ſeelenſtarke Natur, die ſchon früh eine ernſte Richtung zeigte und gegen die loſen Grundſätze ihrer Zeit wie gegen alle Eitelkeitsfreuden von Jugend auf die heftigſte Abneigung hegte, war ſie ohnedies für das Weltleben nicht geſchaffen. Einen deſto vertrautern Umgang pflegte ſie, ihrem angeborenen Hange zum beſchaulichen Stilleben folgend, mit der charakteriſtiſch-ſchönen Natur ihrer Heimat und wir ſehen in ihr ſchon als Kind die ſinnige Naturfreundin, die uns aus ihren Gedichten ſo wunderbar anſpricht. Die dortige Gegend bietet, wie ſie ſelbſt in der Schilderung ihrer Heimat ſagt, eine lebhafte Einſamkeit, ein fröhliches Alleinſein mit der Natur, wie man es anderswo ſo leicht nicht antrifft.

Wie war mein Daſein abgeſchloſſen,
Als ich im grünumhegten Haus,
Durch Lerchenſchlag und Fichtenſproſſen
Noch träumt' in den Azur hinaus!
Als keinen Blick ich noch erkannte
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felſen meine Brüder nannte,
Schweſter mein Spiegelbild im Teich.

Auch eine früh erwachende Neigung, ſich Sammlungen aus den Gebieten der Naturwiſſenſchaften anzulegen, trieb ſie viel ins Freie hinaus. Außer den empfangenen Natureindrücken ſind auch jener altgermaniſche Typus in Sitten und Gebräuchen, der ſich dort noch in allen Schichten erhalten hat, die feudale Herrlichkeit, die ſtattlichen Schlöſſer und ehrwürdigen Kirchen dieſes Landes, die pomphaften Familienfeſte und mittelalterliche Hauseinrichtung auf die Anſchauungsweiſe unſerer Dichterin von nachhaltigem und weſentlichem Einfluß geweſen. Dieſelbe neigt ſich außer der contemplativen auch hauptſächlich der conſervativen Seite zu und in ihren Gedichten, die hier und da eine ariſtokratiſche Färbung tragen, feiert ſie häufig die Herrlichkeiten jener Feudalwelt und alle Hiſtörchen, Schauergeſchichten und charakteriſtiſchen Gebräuche ihrer Heimat hat ſie für dieſelben zu benutzen gewußt. Die Gelegenheit, dieſe Züge und Erzählungen aus dem Volksleben kennen zu lernen, wurde ihr im traulichen und familiären Verkehr mit der dortigen ländlichen Bevölkerung, von der ſich der weſtfäliſche Adel keineswegs in vornehmer Weiſe abwendet. In den Hütten der armen Heuerlinge wie in den Höfen der reichen Bauern machte die vornehme Dame öfters Beſuche und redete mit ihnen in weſtfäliſchem Plattdeutſch.

Schon als junges Mädchen beſchäftigte ſie ſich viel mit der Sagen- und Minnelieder-Literatur, in der ſie ſpäter ſo fleißige Studien gemacht; auch für die neueſte Literatur hatte ſie einiges Intereſſe, beſonders fühlte ſich die epiſche Seite ihres Talents durch die Schöpfungen Byron's und Walter Scott's angeregt und gefördert, deren Einfluß in ihren epiſchen Dichtungen nicht zu verkennen iſt.

Merkwürdig iſt, daß ſich bei alledem ſo

ſpät die Kraft und Originalität ihres dichteriſchen Talents entwickelt hat, denn ihre erſten Dichtungen von verſchiedenem Werth ſind erſt in ihrem 36. Lebensjahre entſtanden. Zwar hatte ſie ſchon als achtjähriges Kind ein kleines Gedicht auf den Tod ihres treuen Haushahns und auch ſpäter mehrere Gedichte gemacht, z. B. in ihrem 14. Jahre ein größeres Gedicht in mehreren Geſängen zum Geburtstage der Mutter, aber in allen war von dem ſpäter ſo eminent hervortretenden originellen und ſelbſtändigen Dichtertalent keine Spur zu finden. Es waren nur ſchwächliche Nachahmungen von damals epochemachenden Gedichten in überzartem Tone, wie der „Bezauberten Roſe" und andern Sachen, die ihrer Geiſtesrichtung eigentlich fremd waren. Zur Jungfrau herangeblüht, ungefähr um das Jahr 1816, trat ſie in die Geſellſchaft ein und ließ ſich zuweilen in den geſelligen Kreiſen von Münſter blicken, wo ſich jetzt unter der neuen preußiſchen Herrſchaft ein reges Geſellſchaftsleben geſtaltete. Namentlich war ſie manchmal in dem Hauſe der geiſtvollen, aber exaltirten Gemahlin des Generals von Thielemann, welcher in dem ehemaligen biſchöflichen Schloſſe wohnte, wo ſich die Elite der damaligen vornehmen Welt zu verſammeln pflegte. Aber die ſittenſtrenge Annette konnte ſich von dem frivolen Treiben ſolcher Kreiſe, in denen Eheſcheidungen und verbotene Liebesverhältniſſe nichts Seltenes waren, nicht angeſprochen fühlen, obwol ſie und ihre ältere Schweſter beſonders darin gefeiert wurden. Nach Verſicherung von Augenzeugen machte dort ihre ungewöhnliche und fremdartige Erſcheinung von genialem Anſtrich auf alle Mitglieder einen lebhaften Eindruck. Annette war zwar keine regelmäßige Schönheit wie ihre Schweſter; — ihre Augen waren ſehr hervorſtehend und zeigten Spuren der ärgſten Kurzſichtigkeit, die Stirn zu hoch und die längliche Naſe etwas ſchief gerichtet, was indeſſen ihrem ſanften Geſichtsausdruck einen Zug von Klugheit und Verſchmitztheit verlieh, und die Statur ſehr klein; aber die feingliederige, lebhaft-bewegliche Geſtalt mit blauen Augen und einer reichen Fülle von goldblonden Locken erſchien jedem wie ein höheres Weſen. Das Geſicht zeigte ein edles Oval, die Geſichtsfarbe war ſtark geröthet, der Mund klein und reizend gebogen, die Zähne regelmäßig und weiß, Hände und Füße ſehr klein. Trotz ihrer Lebhaftigkeit war ſie ſehr verſchloſſen und ließ nur ihre intimſten Freundinnen einen Einblick in ihr Inneres thun. Gegen die Huldigungen der Männer, die ihr reichlich zu Theil wurden, zeigte ſie ſich kalt und gleichgültig und jede Bewerbung um ihre Hand wies ſie entſchieden zurück. Denn ſie beſaß eine unüberwindliche Eheſcheu und hat ſich auch nicht verheirathet. Dennoch iſt ſie einmal eine kurze Zeit verlobt geweſen. Während ihres Aufenthalts in Köln bei ihrem Oheim hatte ein junger Adliger ihre Zuneigung gewonnen; aber ſie brach ſofort dieſes Verhältniß wieder ab, als ſie entdeckte, daß der Verlobte ihretwegen ein anderes Mädchen verlaſſen hatte.

Der Tod ihres Vaters, dem bald ein hoffnungsvoller Bruder nachfolgte, ſcheuchte ſie aus ihren ſtillen Jugendträumen und griff das reizbare und nervenſchwache Mädchen ſo an, daß ein Orts- und Luftwechſel nöthig ſchien. Sie verweilte jetzt einige Zeit in Köln bei ihrem Oheim mütterlicherſeits, dem Grafen von Harthauſen. Hier ſowol als ſpäter in Bonn, wo ſie im Hauſe ihres Vetters, des bekannten herneſianiſchen Profeſſors, des Freiherrn von Droſte, glückliche und genußreiche Tage verlebte, machte ſie mit einigen namhaften Perſönlichkeiten Bekanntſchaft. Sie lernte beſonders die Schriftſtellerin Johanna Schopenhauer, deren Tochter Adele, die geniale Mertens-Schaafhauſen, die bekannte Pflegerin des kölner Dombaues, und den Ueberſetzer altdeutſcher Heldendichtungen, den Dichter Karl Simrock kennen, die einzigen literariſchen Bekanntſchaften ihrer Jugendzeit. Mit letzterm trat ſie in ein beſonders herzliches Freundſchaftsverhältniß und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Umgang einigen Einfluß auf ihre Entſcheidung für die Poeſie gehabt hat. Einen eigentlich directen Einfluß auf ihre poetiſchen Productionen hat nach Verſicherung einer vertrauten Freundin unter den Dichtern niemand gehabt. Sie war dazu eine zu originelle und ſelbſtändige und wie aus Einem Guſſe geformte Natur. „Als ſie mitten im Schaffen war" — dies ſind die Worte derſelben — „fing ſie erſt an, mit mehr Intereſſe die Dichter zu leſen, die ihr nur kurze Zeit vorangegangen waren, wie Anaſtaſius Grün, Nikolaus Lenau, Freiligrath, Immermann u. a. Einfluß hat keiner von ihnen auf ſie geübt, ſie ſtand ihnen von Anfang an zu ſehr als Kritiker gegenüber und war auch bereits in ſich fertig, als ſie ſich mit ihnen beſchäftigte."

Ein unwiderſtehliches Verlangen nach Einſamkeit und Stille führte ſie jedoch bald wieder zu den Heideblumen, den grünen Hecken und

Büſchen ihres geliebten Weſtfalen zurück. Hier führte ſie auf dem Witwenſitze ihrer Mutter, dem Rittergute Rüſchhaus bei Münſter, die beſchaulichſte und beglückendſte Einſiedlereriſtenz, dem Umgang mit der Natur, den Muſen und den Wiſſenſchaften hingegeben. In dieſem abgeſchloſſenen, aber harmoniſchen, in ſich befriedigten Leben konnte ſich nun ihre ganze dichteriſche Eigenthümlichkeit, die ein ſolches Lebenselement bedurfte, frei und ungeſtört entfalten. Die gelehrten Studien regten in eigenthümlicher Weiſe ihre Phantaſie an und die für ihre Gedichte benutzten Kenntniſſe, die ſie hier erlangte, haben denſelben wunderbare Reize verliehen. Beſonders gern beſchäftigte ſie ſich mit Numismatik, Mineralogie und altdeutſcher Literatur und hatte ſich Sammlungen von Kunſtſchätzen und Seltenheiten aller Art, wiſſenſchaftlich geordneten Mineralien, Münzen, Gemmen, Gemälden und Autographen angelegt; auch waren alte koſtbare Uhren ihre Leidenſchaft, die ſie in einem Gedicht: „Meine Steckenpferde" („Letzte Gaben", S. 41) beſonders beſungen hat. Noch mehr Ausbeute gewann ſie im Umgange mit der Natur. Dies beweiſen ihre landſchaftlichen Schilderungen, die einen der ſchönſten Theile ihrer Gedichte bilden. Ihr tiefer, verſtändnißinniger Blick wußte unter der ſcheinbaren Reizloſigkeit ihrer heimatlichen Gegend die tiefſte Poeſie zu finden. Trotz ihrer Kränklichkeit liebte ſie es doch, ziellos in Ihren heimatlichen Wäldern und Heiden umherzuſchweifen. Stundenlang legte ſie ſich dann ins Gras oder Heidekraut, die Käfer, den Wind und die Wolken zu beobachten, oder ſie ſchaute, an einen knorrigen Eichenſtamm gelehnt, wie ſie maleriſch zwiſchen den Wallhecken der grünen Kämpe ſtehen, träumeriſch in die weite, lautloſe Heide hinaus oder ſuchte ſich ein Plätzchen im tiefſten Walde neben einem mit Waſſerlilien bedeckten ſtillen Teiche, von dem ſie oft kaum die Abendnebel vertreiben konnten. Die Eindrücke, die ſie dort empfangen, die Träume, die ſie wachend umſpielt hatten, die Gebilde, die ihr kurzſichtiges Auge in den Abendnebeln beim Mondenſchein erblickte, wurden zu Gedichten, ſobald ſie wieder in ihrem Stübchen war. Auch zur Vermehrung ihrer Naturalienſammlungen ſah man ſie, einen geognoſtiſchen Hammer in den kleinen Händen, öfter durch die ſandige Heide wandern. Wie ſie die bei dieſer Gelegenheit erlangten Kenntniſſe für ihre Gedichte zu benutzen wußte, beweiſt unter andern das Gedicht „Die Mergelgrube":

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
War ich geſtiegen, denn der Wind zog ſcharf;
Dort ſaß ich ſeitwärts in der Höhlenſtube
Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geiſterhall
Melodiſch ſchwinde im zerſtörten All.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
Und lauſchte, lauſchte mit berauſchtem Ohr.
Ha, auf der Schieferplatte hier Meduſen —
Noch ſchienen ihre Strahlen ſie zu zücken,
Als ſie geſchleudert von des Meeres Buſen,
Und das Gebirge ſank, ſie zu zerdrücken.
Es iſt gewiß, die alte Welt iſt hin,
Ich Petrefact, ein Mammuthsknochen drin! —
Und mir zu Füßen hört' ich leiſes Knirren,
Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Todtenkäfer, der im Sarg
Soeben eine friſche Leiche barg.
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
Zu einer Mumie ward ich verſandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angeſicht
Und auch der Scarabäus fehlte nicht.
Wie, Leichen über mir? — ſoeben gar
Rollt mir ein Byſſusknäuel in den Schoß;
Nein, das iſt Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los.

In ihrer Zurückgezogenheit hielt ſie ſich von allen Stürmen der Gegenwart und Zeittendenzen grundſätzlich fern und in ſpätern Jahren, wo ihr jeder Zwang unerträglich war und ſie krank machte, befreite ſie ſich ſogar von allen Obliegenheiten und Beziehungen des menſchlichen Lebens. Doch brachte ein trauter Verkehr mit einigen ausgewählten Freunden und Freundinnen aus dem benachbarten Münſter, die zum großen Theil eben ſolche Originale wie ſie ſelbſt waren, einige Abwechſelung in ihre Einſamkeit. Mit zunehmenden Jahren trat die Gemüthsſeite bei ihr weit ſtärker als in der Jugend hervor; die frühere Kälte und das ſpöttiſche Weſen hatten ſich in den liebenswürdigſten Humor umgewandelt, der aber nie verletzte, und bei der Virtuoſität, die ſie in der Freundſchaft entwickelte, wurde ſie von allen ihren Freunden und Bekannten faſt abgöttiſch verehrt. Dieſe fanden ſie ſtets heiter und überſprudelnd von Geiſt und Witz. Ihr reizender Mund beſaß eine bezaubernde Beredſamkeit und ſie liebte es, ihre Gäſte mit Erzählungen zu unterhalten, bei denen ſie ein wahrhaft dramatiſches Talent und einen ſchlagenden Witz entwickelte; Eigenſchaften, die auch in ihren Gedichten oft hervortreten. Waren dieſe im komiſchen Genre gehalten, ſo wußte ſie köſtliche Züge aus dem Volksleben in weſtfäliſchem und kölniſchem Plattdeutſch zu erzählen, welche Dialekte ſie mei-

ſterlich nachzuahmen verſtand. Wurde es dunkel, ſo pflegte ſie Schauergeſchichten zu erzählen, ſodaß ſich mancher vor dem Heimgange graute, beſonders wenn dazu im Garten und aus dem nahen Teich Unken und Eulen ihr ſchauerliches Getön erhoben. Ein faſt noch größeres Grauen empfanden die Dableibenden, wenn in den Logirſtuben im obern Stock mit den braunen Eichenholzthüren und den wändehohen Spiegeln die alten verblichenen Ahnenbilder unheimlich auf ſie herabſchauten. Ihr Erzählertalent war auch ſo populär geworden, daß ſich zuweilen die Kinder des Dorfs vor ihrem Fenſter verſammelten und mit lauter Stimme um ein Geſchichtchen baten, wozu ſie ſich denn auch bereitwillig finden ließ.

Außerdem las ſie auch wol ihren bevorzugten Beſuchern ihre neueſten Gedichte vor, die in einer kleinen, höchſt unleſerlichen, dichtgedrängten Handſchrift auf Briefcouverts und Papierſchnitzel geſchrieben waren. Doch ließ ſie von keinem die geringſte Aenderung zu und duldete überhaupt weder Lob noch Tadel, weshalb ſie auch nie eine Recenſion ihrer Gedichte las und die ſchmeichelhafteſten Briefe, die ihr bei dem Erſcheinen derſelben von den ausgezeichnetſten Männern, z. B. dem ſpätern Fürſtbiſchof Diepenbrock, zugingen, unbeantwortet ließ. Ebenſo wenig berückſichtigte ſie die vielfachen Bitten von Verlegern um Beiträge für ihre Zeitſchriften. Ihr Schaffen war ein höchſt eigenartiges und urſprüngliches und all ihre Poeſie aus einem unmittelbaren Drange ihres innern Lebens hervorgegangen. Nach Verſicherung ihrer Freundinnen entſtanden ihre Gedichte wie aus Einem Guß und nur ſelten wurde daran geändert und gefeilt. Ein Beiſpiel, wie ſie oft die merkwürdigſten Anläſſe zum Dichten bewegen konnten, liefert uns die in ihren Gedichten aufbewahrte Räubergeſchichte „Der Geierpfiff", die Frucht einer Wette, ob es ihr möglich ſei, über einen beliebigen Titel aus dem Katalog einer Leihbibliothek ein Gedicht zu machen. Eine andere eigenthümliche Seite zeigte ſie in Berührung ihrer religiöſen Ueberzeugung, mit der ſie ſehr zurückhaltend war. Obwol treu ihrem katholiſchen Glauben anhängend, verabſcheute ihre harmoniſche Natur doch jede religiöſe Ekſtaſe, und ſie ſah es ſehr ungern, wenn in ihrem Freundeskreiſe das Geſpräch auf religiöſe Dinge kam. Aus dieſem Grunde ſind auch ihre herrlichen geiſtlichen Lieder erſt nach ihrem Tode bekannt geworden.

Wie im Erzählen, ſo entfaltete ſie auch im Singen und Klavierſpielen ein ungewöhnliches Talent. Trotz ihres Bruſtleidens war ihre Stimme ſo ſtark und volltönig, daß ſie, nach dem Ausſpruch einer Freundin, in einer andern Lebensſphäre geboren, eine zweite Catalani geworden ſein würde. Am Kopfende ihres Sofas ſtand ein altes Klavier, deſſen Saiten wie eine Harfe ſchwirrten, wonach ſie ſich oft mitten in der Unterhaltung umdrehte und einige alte Minnelieder oder ihre eigenen Compoſitionen einfach und gefühlvoll ihren Bekannten vortrug; moderne Sachen oder Opernarien ſang ſie nicht. In ihren eigenen Compoſitionen — ſie hatte faſt alle ſangbaren Lieder Byron's in Muſik geſetzt — ſoll ſich eine tiefe Melancholie ausgeſprochen haben, die man ſonſt in ihren Gedichten nicht findet, und es iſt zu beklagen, daß dieſe Compoſitionen nicht veröffentlicht worden ſind.

Unter ihren Freunden werden uns beſonders die weſtfäliſchen Dichter Levin Schücking und Wilhelm Junkmann genannt, welche damals noch ſehr jung waren. Es iſt jedenfalls merkwürdig, daß unſere Dichterin, die in der Jugend abſtoßend gegen die Männer geweſen war, in ſpätern Jahren jungen Dichtern eine mütterliche Zuneigung ſchenkte. Sie war die Vertraute und Rathgeberin dieſer beiden jungen Dichter und förderte ſie in jeder Weiſe. An beide finden wir in der Sammlung mehrere ſchöne Gedichte. In einem derſelben ſpricht ſie ihre Vorliebe für den jungen Schücking unter dem ſchönen Bilde ſehr bezeichnend aus, daß zwiſchen beiden, obwol vom Geſchick auf feindlich ſtarre Pole erhöht, doch wie durch einen Magnetſtrahl, der, durch das Herz der Erde fahrend, beide Pole berührt, eine geiſtige, wahlverwandte Berührung und gegenſeitige Ergänzung wäre.

Blick' in mein Auge — iſt es nicht das deine,
Iſt nicht mein Zürnen ſelber deinem gleich?
Du lächelſt — und dein Lächeln iſt das meine,
An gleicher Luſt und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich ſcherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eig'nen Herzen.

Pollux und Kaſtor — wechſelnd Glüh'n und Bleichen,
Des einen Licht geraubt dem andern nur,
Und doch der allerfrömmſten Treue Zeichen.
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern ſich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.

In einem andern Gedichte drückt ſie mit rührender Wahrheit die tiefe Bewegung aus, die ihr Herz überkomme, wenn ſie in ſein jugendliches Antlitz ſchaue, aus dem ihr das Bild ihrer eige-

nen verlorenen Jugend entgegenſtrahle. In dem „Gruß an Wilhelm Junkmann" entwirft ſie ein treffendes Bild von dem formloſen und myſtiſchen Dichter, der Inſofern einigen Einfluß auf ſie gewonnen, als er ſie in ihrer Vorliebe für das Seltſame und Träumeriſche noch mehr beſtärkt hat.

Er ſelbſt ein wunderlich Gedicht,
Begriffen ſchwer, doch leicht gefühlet.
Ihm hat Begeiſt'rung, ein Orkan,
Des Lebens Federn nicht gebeuget;
Nicht ſah er ſie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald ſteiget;
Nein, als entſchlief der Morgenwind,
Am Strauche ſummten fromme Bienen,
Da iſt der Herr im Säuſeln lind
Gleich dem Elias ihm erſchienen.

Auch Schücking's Umgang iſt nicht ohne Einfluß auf ihre Dichtung geblieben, indem ſich zwiſchen beiden ein poetiſcher Wettlauf entſpann, aus welchem mehrere der ſchönſten Gedichte unſerer Dichterin entſprangen. Einen directen Einfluß hat dieſer mehr als Denker und feiner geiſtiger Beobachter ausgezeichnete Schriftſteller auf ihre poetiſche Kraftnatur wol ſchwerlich geübt. Schücking hingegen würde ohne den Einfluß der Droſte, die auf jeden poetiſch erregbaren Mann einen unwiderſtehlichen Zauber übte, wol kaum zu ſeiner jetzigen Bedeutung gelangt ſein. Unter ihren Frauenbekanntſchaften finden wir die Dichterin Eliſe von Hohenhauſen und deren Nichte Eliſe Rüdiger genannt, welche letztere manche biographiſche Mittheilungen über ſie gemacht hat, die wir zu dem Vorſtehenden vielfach benutzt haben. Sie hat uns auch den Schauplatz näher beſchrieben, wo unſere Dichterin den größten Theil ihres Lebens dieſes glückliche Stillleben geführt hat.*)

Wir wollen dieſe Beſchreibung hier in gedrängter Kürze wiedergeben. Von Münſter führt der Weg nach Rüſchhaus zwiſchen Wieſen und Wald. Ueber eine mittelalterliche Zugbrücke gelangte man in den großen Garten, wo bemooſte Statuen Wache hielten und alles bunt und ungehindert durcheinander wuchs. An der Freitreppe wucherten Gras und Unkraut. Hohe Flügelthüren führten in einen alten Bilderſaal, in welchem noch der Weihrauch der Hauskapelle duftete, welche hinter dem braunen Tafelwerk der Hauptwand verborgen war. Die Wände ſchmückten altdeutſche Gemälde und in niedrigen Glasſchränken ſtanden die Kunſt- und Naturalienſammlungen. Das eigentliche Wohnzimmer war klein, ſchmal und niedrig und lag im Entreſol verſteckt. Die Dichterin pflegte es ſelbſt ihr Schneckenhäuschen zu nennen. Die Fenſter öffneten ſich nach der Waldgegend im Weſten, wo ſie allabendlich den Sonnenuntergang durch die Bäume ſchimmern ſah. Schwalben niſteten vertraulich am Fenſter und flogen frei im Zimmer umher; Glasmalereien, Wappenſchilder und Heiligenbilder zierten Fenſter und Geſimſe, Freundſchaftsbilder die Wände. Das ſehr beſcheidene Möbliement beſtand aus einem alten Klavier, einem alten ſchwarzen Sofa daneben und einem davorſtehenden unpolirten Tiſch, dem einzigen im Zimmer, welcher mit Porzellanſchalen voll friſcher Heidekräuter und Feldblumen geſchmückt war, die ſie von jedem Gange ins Freie mitzubringen pflegte. Wenn ſie dichtete, lag ſie meiſt in ſcheinbarem Halbſchlummer auf dieſem Sofa und ſtand von Zeit zu Zeit auf, um das Entſtandene niederzuſchreiben, was ihr bei ihrer großen Kurzſichtigkeit ſehr beſchwerlich war. Beim Beſuche Eingeweihter kauerte ſie während der Unterhaltung in einer Ecke deſſelben, nach Art mancher genialen Frauen mit untergeſchlagenen Beinen. „Man mußte immer von neuem", ſagt unſere Berichterſtatterin, „mit einem Gemiſch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in das merkwürdige Sibyllenantlitz ſchauen. Schon hatte das nahende Alter ſeine Netzlinien in die feine Haut gezogen, aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden und das blaue Nixenauge, das in die Geiſterwelt hinüberzuſehen vermochte, hatte noch jugendlichen Glanz, ſo wie der Mund noch rothe Lippen und weiße Zähne beſaß."

In den letzten Jahren ihres Lebens trat ihre frühere Kränklichkeit hervor, weshalb ſie mit ihrer Mutter aus der feuchten Nebelluft des Münſterlandes in die reine Bergluft des Bodenſee zog, wo der Gemahl ihrer Schweſter, der als altdeutſcher Forſcher berühmte Freiherr von Laßberg, auf der alten Meersburg wohnte. Hier führte ſie wieder daſſelbe einſiedleriſche Leben und bewohnte einen ruinenhaften Schloßthurm ganz allein. Von der luftigen Warte dieſes Thurms, das Haar im Winde flatternd, beobachtete ſie oft das Leben und Treiben des Sees mit der köſtlichen Umrahmung ſeiner Ufer, mit den ſpielenden Wellen am Strande und dem wimmelnden Nebelhauche,

*) Auch von Luiſe von Bornſtedt gibt es hier und da in Journalen zerſtreute intereſſante Erinnerungen an Annette. D. Her.

mit ſeinen ſchweifenden Sermöven und Fiſcherkähnen, unter ſich die alte Stadt Meersburg, und träumte von der alten Ritterzeit, von Kobolden und Waſſerſeen. Eine Menge der herrlichſten Gedichte ſind hier entſtanden, die uns alle dieſe Schönheiten mit unübertrefflicher poetiſcher Malerei vor das Auge ſtellen.

Schon hatte ſie ſich von dem Honorar ihrer Gedichte in der Nähe des Sees ein hübſches Landhaus gekauft, welches ſie ſpäter zu beziehen gedachte, als der Tod am 24. Mai 1848 ihrem reinen, fleckenloſen Frauenleben durch einen Herzſchlag ein Ende machte. Sie ruht auf dem ſchönen, hochgelegenen Friedhofe des Städtchens Meersburg unter einer gothiſchen Kapelle neben dem Grabhügel Mesmer's.

Die erſte Sammlung ihrer Gedichte erſchien im Jahre 1844; dieſer folgte eine zweite unter dem Titel „Letzte Gaben" nach ihrem Tode. In letzterer finden ſich auch zwei proſaiſche Stücke: „Die Judenbuche", ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Weſtfalen, welches eine Probe ihres eminenten Erzähiertalents abgibt, das aber durch den düſtern Stoff faſt in Schatten geſtellt wird, und „Bilder aus Weſtfalen", die früher in einem münchener Blatte erſchienen ſind, in welchen ſie uns in treffenden Zügen Natur und Sitten ihrer Heimat ſchildert.

Es lebt in dieſer Dichterin eine eigenthümliche, wunderbar ergreifende Originalität, die bisjetzt leider zu wenig erkannt und gewürdigt worden iſt. Wunderbare Gedanken und Empfindungen und abſonderlich gefärbte Gemälde überraſchen uns und überall begegnen wir einer dichteriſchen Kraft und Fülle wie bei keiner andern Dichterin Deutſchlands. Durch alle ihre Poeſieen zieht ſich der Grundton einer gewiſſen zarten Melancholie, eines ſtillen Gefühls ſchmerzlicher Entſagung hindurch, was faſt eine gewiſſe Eintönigkeit erzeugt und jede erhobene Stimmung und leidenſchaftliche Erregung niederhält. „Es fehlt ihren Gedichten", ſagt Wolfgang Müller, „nicht an einem freundlichen und kräftigen Humor, aber die Luſtigkeit blüht dann wie eine welke Roſe am Abhang oder ſie blitzt wie ein heller Strahl in einem tiefverſteckten Waldteich." Waren es äußere Widerwärtigkeiten oder der Verluſt ihrer einzigen Liebe, deſſen wir bei ihrer Lebensbeſchreibung gedacht haben, welche dieſe wehmüthig entſagende Stimmung erzeugten? Man iſt geneigt, das letztere anzunehmen, obgleich ſich kein einziges eigentliches Liebesgedicht in der Sammlung findet, bei einer deutſchen Frau faſt ohne Beiſpiel; aber einige Gedichte laſſen faſt auf den Verluſt eines reichen Liebeslebens ſchließen. Ebenſo wenig ſuchen empfindſame Leſer vergeblich nach ſüß ſchmachtenden, ſentimentalen Ergüſſen, da ſie faſt ebenſo weit von aller matten Süßlichkeit entfernt und mit ihren perſönlichen Empfindungen etwas zurückhaltend iſt; aber die ungeſchminkte Behandlung ſittlich-ernſter, tief ergreifender Motive wird auf alle geſunden Herzen wirken. Freilich iſt die poetiſche Kraft dieſer abgeſchloſſenen Einſiedlernatur, um allgemein zu gefallen, zu ſelbſtändig und eigenartig und trotz ihrer Plaſtik und bilderreichen Sprache nicht gehörig an claſſiſchen Muſtern ausgebildet; ebenſo mangelt ihrer Sprache die für einen künſtleriſchen Eindruck nothwendige Klarheit und Durchſichtigkeit; dafür werden wir jedoch durch eine Menge von Schönheiten hinreichend entſchädigt.

Vor allem ſind wir gleich von vornherein durch die ſittliche Reinheit und Hoheit der Dichterin, die den ihrem Geſchlecht von Natur und Sitte gezogenen Kreis nicht überſchreitet, für ſie eingenommen. Was ſie den deutſchen Schriftſtellerinnen als Mahnung zuruft:

Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eu're Hände,
Weckt der Natur geheimnißreichſte Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menſchenhand nicht baute,
Und ſchmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieſer Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen!

Das hat ſie ſelbſt in vorbildlicher Weiſe in ihren Dichtungen bethätigt.

Unter ihren poetiſchen Vorzügen tritt beſonders ihre eminente weibliche Beobachtungsgabe, die Kühnheit und Lebendigkeit ihrer Schilderungen hervor. Ihre „Heidebilder" und die herrlichen Naturbilder in „Fels, Wald und See" ſind wahre Meiſterſtücke landſchaftlicher Schilderung. So einfach klar und plaſtiſch greifbar, ſo tief und ſinnig aufgefaßt und meiſt ſo gelungen mit lebendiger Staffage ausgeſtattet, daß ſich vor unſerm geiſtigen Auge die reizendſten Miniaturbilder eines düſſeldorfer Malers entfalten. Und eine ſolche Wahrheit und Treue, daß wir auf jenen unendlichen Heideflächen mit ihren einzelnen Tannen- und Eichengruppen, mit ihren ſchwarzen Moorgründen und ſchilfbekränzten einſamen Weihern zu wandeln glauben.

Wir wählen daraus nur jenes einfache und klar gezeichnete, mit einem wahrhaft idealen Reize

übergoſſene Bildchen: „Das Haus in der Heide“:

Wie lauſcht, vom Abendſchein umzuckt,
Die ſtrohgedeckte Hütte,
— Recht wie im Neſt der Vogel duckt —
Aus dunkler Föhren Mitte.
Am Fenſterloche ſtreckt das Haupt
Die weißgeſtirnte Stärke*),
Bläſt in die Abendluft und ſchnaubt
Und ſtößt ans Holzgewerke.
Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo mutl ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.
Und drinnen kniet ein ſtilles Kind,
Das ſcheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt ſie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.
Am Horizonte Hirten, die
Im Heidekraut ſich ſtrecken
Und mit des Aves Melodie
Träumende Lüfte wecken.
Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerſchläge,
Der Hebel rauſcht, es fällt der Span
Und langſam knarrt die Säge.
Da hebt der Abendſtern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er ſich mild zu neigen.

Auf dem Gebiete der poetiſchen Erzählung iſt ſie nächſt Chamiſſo, der uns in ſeinem „Salas y Gomez“ ein großartiges Muſter gegeben, die vollendetſte Meiſterin. Hier zeigt ſie ganz die epiſche Ruhe und Schlichtheit der Darſtellung und entfaltet uns die ſchlagendſten Situationen und erſchütterndſten Seelengemälde. Ihre Gedichte enthalten mehrere ausgezeichnete Leiſtungen dieſes Genre von bedeutendem Umfang. Es tritt darin meiſt ihre Richtung auf das Dämoniſche und Schaurige hervor wie auch in ihren Romanzen und Balladen. Welcher Objectivität der Auffaſſung, welcher dramatiſch-lebendigen Darſtellung ſie hier fähig war, die bei einem weiblichen Weſen faſt ungewöhnlich erſcheint, davon gibt uns jene Schlachtenſchilderung aus dem Gedichte „Die Krähen“, in welchem ſie eine alte Krähenfrau ihrem Nachwuchſe von dem tollen Chriſtian von Braunſchweig erzählen läßt, ein ſchlagendes Beiſpiel:

An einem Sommertag, — heut' ſind es grad
Zweihundertfunfzehn Jahr', es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein friſch Drommeten hören,
Ein Schwerterklingen und ein Feldgeſchrei;
Radſchlagen ſah man Reiter von den Roſſen
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleiſe iſt das Blut gefloſſen,
Grunnt und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am ſand'gen Grund.
Ich ſaß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überſchnuen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden
Mit einem Sehrohr ſtreifend durch die Banden,
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörſern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen ſchoß,
Da pfiff der Halberſtadt davon zu Roß.
Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich ſchwang
Mich auf und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Heide fuhr ich mit Gekrächze!
Am Grunde welch Geſchrei, Geſchnaub, Geächze!
Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,
Todwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
Knirſchten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winſelnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

— — — —

Es iſt ein Schlachtſtück wie von dem Pinſel eines Wouwerman. Dies Gedicht verſchaffte der Dichterin auch in England zuerſt Anerkennung und wurde von dem Kapitän Medwin ins Engliſche überſetzt.

Läßt uns dies alles auf ein markiges, männliches Weſen ſchließen, ſo finden wir in ihren lyriſchen und lyriſch-epiſchen Darſtellungen wieder die zarteſte, frauenhafteſte Milde. In letztern ſpiegelt ſie in rührenden Genrebildern irgendeine Seite des weiblichen Seelenlebens ab, das ſie in ſeinen geheimſten Regungen belauſcht zu haben ſcheint. Trotz der Alltäglichkeit der hier geſchilderten Situationen bringt die pſychologiſche Wahrheit und poetiſche Auffaſſung, die hier zu Tage tretende echt weibliche Empfindungsweiſe die ergreifendſte Wirkung hervor. Um die Dichterin auch von ihrer weichen Gefühlsſeite kennen zu lernen, wollen wir einige Strophen aus jenem empfindungsvollen Gedichte: „Die Mutter am Grabe“, mittheilen.*)

Du warſt ſo hold und gut, ſo ſanft und ſtille,
Mein frommes Kind, und ſterben mußteſt du!
Dein Geiſt, zu rein für dieſe Erdenhülle,
Flog wie ein Lichtſtrahl ſeiner Heimat zu.
Wenn weinend wir an deinem Grabe ſtehen,
Ich und dein Vater, deine Liebſten hier,
Dann ſehn wir nur des Grabes dunkle Thür
Und können deine Seligkeit nicht ſehen.

*) Kuh.

*) „Letzte Gaben“, S. 120.

O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den unbekannten Raum,
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,
Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt.
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.
Wohl weiß ich es, daß über uns're Thränen
Du weit erhöht in lichtem Glanze stehst,
Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
Wohl fühl' ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,
Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,
Dann fühl' ich auch, es gibt ein geistig Band,
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Wir müssen hier in die Worte Wolfgang Müller's einstimmen:

„Wie schade, daß dies Herz nicht an einem Herzen geschlagen hat! Wie schade, daß sie keine Wiegenlieder für das eigene Fleisch und Blut dichten konnte!"

Spricht sich schon in den mitgetheilten Strophen eine tiefe, klare Religiosität aus, so lernen wir diese noch besser aus ihren geistlichen Dichtungen kennen, welche erst nach ihrem Tode von ihren Freunden unter dem Titel: „Das geistliche Jahr", herausgegeben wurden. Als einen ihrer würdigen Schluß wollen wir hier auch einige Strophen aus dieser Sammlung noch anführen.

Am Charsamstage.

Tiefes, ödes Schweigen,
Die ganze Erd' wie todt!
Die Lerchen ohne Lieder steigen,
Die Sonne ohne Morgenroth.
Auf die Welt sich legt
Der Himmel matt und schwer,
Starr und unbewegt,
Wie ein gefror'nes Meer,
O Herr, erhalt' uns!
Sünden sind geschehen,
Für jedes Wort zu groß,
Daß die Erde müßt' vergehen,
Trüg' sie nicht Jesus Leib und Schos.
Noch im Tod voll Huld
Erhält sein Leib die Welt,
Daß in ihrer Schuld
Sie nicht zu Stand zerfällt.
O Herr verschon' uns!
Ach, auf jene Frommen,
Die seines Heils geharrt,
Ist die Glorie gekommen,
Mit seiner süßen Gegenwart,
Harrten seiner Huld:
Vergangenheit die Zeit,
Gegenwart Geduld,
Zukunft die Ewigkeit.
O Herr, erlös' uns!

Dampf — Luft — Gas.

Von Professor J. G Schneider.

I.

Seit ungefähr einem Jahre sind fast alle technischen Journale und eine große Zahl von Broschüren thätig, um das technische und industrielle Publikum mit den neuerfundenen Kraftmaschinen, nämlich mit der calorischen Maschine und mit der Gaskraftmaschine, zu alarmiren und die Dampfmaschinenbesitzer nicht nur in Erstaunen zu setzen, sondern auch mit Besorgniß zu erfüllen. Diese neuen Kraftmaschinen (Motoren) haben sogar bei dem übrigen Publikum, welches sonst oft gar nicht oder sehr spät und gelegentlich Act von wichtigen technischen Erfindungen nimmt, schon durch das Geschrei der Anpreiser: „Nieder mit den Dampfmaschinen! Keine Dampfmaschinen mehr!" sich ein solches Interesse zu verschaffen gewußt, daß selbst Zeitschriften und Journale, welche sonst ganz andere Interessen vertreten, zu Besprechungen über dieselben sich herbeigelassen haben.

Man sollte in der That glauben, die Technik und die Industrie stehe mit einem male am Vorabend großer, tief eingreifender Ereignisse. Ist es möglich, muß man sich fragen, daß wirklich in so kurzer Zeit zwei so mächtige Rivale sich den Dampfmaschinen gegenüberstellen und sie mit schlagendem Vortheil verdrängen können? Denn nach den bekannt gemachten Verheißungen, Anpreisungen und den Resultaten einiger Experimente sollen diese neuen Motoren nur ein Drittel bis ein Viertel von dem Brennmaterialaufwand der Dampfmaschinen consumiren.

Wenn wir auch in der Jetztzeit auf dem Gebiete der Technik und Industrie an so viele überraschende und rapide Fortschritte, Verbesserungen und neue Erfindungen gewöhnt sind, daß fast nichts mehr überraschen kann, so bleibt doch eine solche Umwälzung schon durch die volkswirthschaftliche Wichtigkeit in der Oekonomie des Brennstoffverbrauchs ein ungeheuer großes Ereigniß.

Angesichts solcher Anzeigen ist der Sachverständige nicht nur berechtigt und verpflichtet, den neuen Trägern der Industrie die größte Aufmerksamkeit zu schenken, sondern denselben auch nach Maßgabe ihres Werths und ihrer Wichtigkeit für das Wohl der gesammten Menschheit möglichst schnell Eingang zu verschaffen. Bedenkt man jedoch, daß unsere Dampfmaschinen erst nach jahrhundertlangen Bemühungen und insbesondere

erſt am Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu einem hohen Grade der Vollkommenheit herausgebildet worden ſind und ihre Vollendung, ſo wie wir ſie jetzt haben, erſt der Neuzeit angehört, ſo muß man allerdings die Neulinge, welche ſich als ebenbürtig unſern Dampfmaſchinen gegenüberſtellen, wenn auch anſtaunen, doch mit Vorſicht betrachten, zumal ſie in ſo ungemein kurzer Zeit erſt als praktiſch herausgebildet uns präſentirt werden.

Bedenkt man ferner, daß durch die Vervollkommnung unſerer Dampfmaſchinen das große Gebiet der Technik und Induſtrie erſt geſchaffen wurde, ja daß unſere Sitten und geſellſchaftlichen Zuſtände durch ſie eine ganz andere Geſtaltung angenommen haben, ſo kann man einerſeits ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken, wenn man ſieht, wie alle dieſe enormen Anſtrengungen unſerer größten Denker und Ingenieure bald der Vergeſſenheit und dem hiſtoriſchen Intereſſe anheimfallen ſollen, und andererſeits freudig bange Gefühle nicht verbergen, welche die Reſultate der ungeahnten Ausdehnung der Maſchinenkraftanwendung auf neuen Gebieten der Induſtrie begleiten. Das iſt's, weshalb uns dieſe Neulinge ſo gefährlich und zugleich anlockend erſcheinen.

Mit Recht muß man ſich fragen: Iſt es Mode, iſt es Laune oder iſt es Bedürfniß, was den Erfindungsgeiſt vom Waſſerdampfe in den Dampfmaſchinen auf die heiße atmoſphäriſche Luft in den caloriſchen Maſchinen und auf die Miſchung des bekannten Leuchtgaſes mit atmoſphäriſcher Luft in den Gaskraftmaſchinen gebracht hat?

In dieſen Fragen kann nur die Wiſſenſchaft, geſtützt auf richtige Erfahrungen, Antwort geben und ihre Leuchte wird uns führen müſſen, um richtige Anſchauungen zu gewinnen und die neuen Motoren, gegenüber unſern alten und liebgewordenen Dampfmaſchinen richtig würdigen zu lernen.

Bekanntlich benutzen wir in unſern Dampfmaſchinen als motoriſche Subſtanz (krafteuthaltender Körper) den Waſſerdampf, welchen wir aus Waſſer mit Hülfe von Wärme erzeugen. Wir bedürfen hierzu einer Feuerungsanlage und eines Dampfentwickelungsapparats (Dampfkeſſel), der außerdem noch als Dampfauffammler (Kraftmagazin) dient. Der im Keſſel erzeugte Dampf wird der eigentlichen Dampfmaſchine (Motor) zugeführt, worin er mechaniſche Arbeit erzeugt, welche alsdann weiter durch verſchiedene Mechanismen (Transmiſſionen) auf die Arbeitsmaſchine übertragen wird, um die beabſichtigten Arbeiten zu verrichten (ſpinnen, weben, ſchmieden, walzen, waſſerheben u. ſ. w.).

Den aus Waſſer gebildeten Dampf benutzen wir in zwei voneinander verſchiedenen Zuſtänden, nämlich als Dampf im geſättigten Zuſtande und als Dampf im überhitzten Zuſtande. Dieſe beiden Arten von Waſſerdämpfen ſind in ihren Eigenſchaften weſentlich verſchieden, worauf hier nicht weiter eingegangen werden ſoll. Nur ſo viel iſt zu bemerken, daß der überhitzte Dampf aus geſättigtem Waſſerdampfe durch weitere Zuführung von Wärme ohne Verbindung mit dem Waſſer, aus welchem derſelbe entſtanden iſt, erzeugt wird, woraus ſofort folgt, daß durch Entziehung von Wärme der überhitzte Waſſerdampf auch wieder in geſättigten übergehen kann. In unſern Dampfmaſchinen wird gewöhnlich nur geſättigter Waſſerdampf benutzt.

Obwol nun die gebräuchlichſten Dampfmaſchinen in ihrer Conſtruction und in der Anordnung ihrer Theile äußerſt mannichfaltig geſtaltet ſind, wie es eben das Bedürfniß oder die Laune und Mode mit ſich brachte, ſo iſt doch die Wirkungsweiſe des Dampfs bei allen Maſchinen höchſt einfach und nur dadurch verſchieden, ob man den Dampf in der Maſchine mit oder ohne Expanſion arbeiten läßt (Expanſionsmaſchinen). Den gewirkt habenden Dampf läßt man nun entweder in die atmoſphäriſche Luft entweichen (er wird, wenn Gelegenheit vorhanden iſt, noch zum Heizen, Kochen u. ſ. w. verwendet) oder man läßt denſelben in ein Gefäß einſtrömen, in welches gleichzeitig hinreichend kaltes Waſſer eingeſpritzt wird, damit ſich der Dampf condenſire und der Gegendruck für den arbeitenden Dampf geringer wird (Condenſationsmaſchinen).

Aus der Combination dieſer Wirkungsweiſen des Dampfs entſtehen verſchiedene Syſteme von Dampfmaſchinen, die man noch durch die Bezeichnung der Spannung des wirkenden Dampfes näher beſtimmt. Wir haben daher Niederdruck-, Mitteldruck- und Hochdruck-Dampfmaſchinen, mit oder ohne Expanſion, mit oder ohne Condenſation. Endlich dürfte noch hervorzuheben ſein, daß die gebräuchlichſten Dampfmaſchinen doppeltwirkende Cylindermaſchinen ſind. Es iſt nämlich der Hauptheil der Dampfmaſchine ein Cylinder, in welchem ſich ein genau einpaſſender und dampfdicht gehender Stempel (Kolben) bewegen kann. Dieſer Kolben wird nun durch Einlaſſung

von Dampf durch die geeigneten Eingänge ſowol hin- und her- oder auf- und nieder- u. ſ. w. bewegt, je nach der Stellung des Cylinders. Dadurch wird alſo ſowol beim Hingange als auch beim Hergange des Kolbens von demſelben die verrichtete mechaniſche Arbeit des wirkenden Dampfes aufgenommen und alsdann weiter durch die betreffenden Maſchinentheile bis dorthin fortgeführt, wo man ſie braucht.

Es gibt aber auch Dampfmaſchinen, in welchen der Kolben im Cylinder immer nur nach einer Richtung bewegt wird und ſeine Bewegung nach entgegengeſetzter Richtung nicht vom Dampfe, ſondern durch andere Kräfte (Gewichte, Schwere) bewirkt wird. Solche Dampfmaſchinen nennt man einfach wirkende Dampfmaſchinen und hierher gehören gerade unſere mächtigſten und beſtwirkenden Dampfmaſchinen. Es ſind dies die einfach wirkenden Waſſerhaltungsmaſchinen (Coenwallis-Maſchinen) in den Bergwerks- und Steinkohlenwerksrevieren.

In dieſen verſchiedenen Syſtemen von Dampfmaſchinen iſt nun die Menge der disponibel erhaltenen mechaniſchen Arbeit des Dampfes, welche wir alsdann weiter zum Betrieb von Spinnereien, Mahlmühlen u. ſ. w. benutzen können, wie ſich von vornherein erwarten läßt, auch ſehr verſchieden. Theorie und Praxis weiſen nach, daß wir mit einem gewiſſen Dampfquantum, z. B. 1 Kilogramm (2 Zollpfund) geſättigten Waſſerdampfes von beſtimmter Spannung, um ſo mehr mechaniſche Arbeit von dem benutzten Dampfe erhalten können, je höher die Dampfſpannung deſſelben iſt und je weiter wir die Expanſionswirkung des Dampfes in der Maſchine ermöglichen. Dies kann am weiteſten nur bei den Condenſationsmaſchinen getrieben werden, daher die Hochdruckmaſchinen mit Expanſion und Condenſation in Bezug auf die Dampfausnutzung die beſtwirkenden Dampfmaſchinen ſind. Viel unvortheilhafter wirken die Niederdruckmaſchinen mit Condenſation, weil die Expanſionswirkung nur ſehr gering ſein kann, und noch unvortheilhafter arbeiten unter Umſtänden die Mittel- und Hochdruckmaſchinen, welche ohne Expanſion und Condenſation den Dampf benutzen.

Nahe liegt nun die Frage, weshalb wir ſo unvortheilhaft wirkende Dampfmaſchinen noch immer im Gebrauche haben? Die Antwort iſt einfach: wir müſſen uns den Umſtänden fügen und die Maſchinen dem Bedürfniß entſprechend wählen.

Die Hochdruckmaſchinen mit Expanſion und Condenſation ſind die complicirteſten, daher theuerſten Maſchinen, ſowol im Ankaufe als in der Unterhaltung; ſie erfordern die aufmerkſamſte Ueberwachung, ſie nehmen viel Raum ein und vor allen Dingen brauchen ſie ſehr viel Waſſer zur Condenſation (unter Umſtänden das 20—25fache Gewicht des Waſſers zur Dampferzeugnng). Wo nun die Umſtände nicht günſtig für ſie ſind, muß daher von ihrer Anwendung abgegangen werden; ſo z. B. bei den Locomotivmaſchinen. Hier muß alles im kleinſten Raume untergebracht werden, alſo die Dampfmaſchinen möglichſt compendiös, einfach und ſolid ſein. Von Condenſation kann gar keine Rede ſein, weil ſchon das Mitnehmen des Speiſewaſſers für den Dampfkeſſel viele Umſtände und Schwierigkeiten macht u. ſ. w.

Von größter Wichtigkeit iſt nun die Frage: Wie nutzen wir ein gegebenes Dampfquantum, z. B. 1 Kilogramm geſättigten Waſſerdampfes von einer beſtimmten Spannung (gewöhnlich in Atmoſphären ausgedrückt; ſo ſagen wir: Dampf von 1, 2, 3 ... 6 Atmoſphärenſpannung oder Druck), welches zum Betriebe einer Dampfmaſchine in den Cylinder regelmäßig in einer beſtimmten Zeit zugelaſſen und daher auch vom Keſſel geliefert wird, in den verſchiedenen Syſtemen von Dampfmaſchinen aus? Das heißt alſo mit andern Worten: Wie viel mechaniſche Arbeit erhalten wir durch die Dampfmaſchine zum Betriebe anderer Maſchinen wirklich disponibel?

Alle Kraftmaſchinen, alſo auch die Dampfmaſchinen können mit einer Waſſerleitung verglichen werden; die Waſſerleitung iſt um ſo vollkommener, je weniger Waſſer unterwegs durch Poroſität und Undichtheiten der Röhren verloren geht. Sie iſt ganz vollkommen, wenn alles Waſſer, was im Anfange der Röhrenleitung in ſie eingelaſſen wird, am Ende der Röhrenleitung wiederum zum Vorſchein kommt oder ausfließt; ſie iſt um ſo weniger vollkommen, je kleiner die Quantität des ausfließenden Waſſers iſt. Sonach beſtimmt das Verhältniß des ausfließenden Waſſerquantums zum eingelaſſenen Waſſerquantum das Güteverhältniß der Waſſerleitung oder ihren Wirkungsgrad. Iſt z. B. dieſes Verhältniß 1 : 2, ſo iſt das Güteverhältniß oder der Wirkungsgrad der Waſſerleitung $= \frac{1}{2}$ und hiermit wird uns geſagt, daß wir die Hälfte des eingelaſſenen Waſſerquantums unterwegs verloren haben, ohne daß daſſelbe irgendeinen Nutzen geſchafft hat. So beſtimmt man

auch bei allen Motoren das Güteverhältniß oder den Wirkungsgrad derſelben, indem man die mechaniſche Arbeit, welche die in die Maſchine eingelaſſene motoriſche Subſtanz oder Kraft enthält und hergibt, mit der disponibeln mechaniſchen Arbeit verglelcht, welche wirklich von dem Motor hergegeben wird.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, auf welche Art und Weiſe und durch welche Mittel die verſchiedenen mechaniſchen Arbeiten, nämlich die dem Motor zugeführte und die von demſelben als disponibel abgelieferte mechaniſche Arbeit, beſtimmt werden. Es genüge die Anführung, daß wir dieſe Arbeiten und demnach die Beſtimmung des Güteverhältniſſes oder des Wirkungsgrades und in Beziehung auf die obengeſtellte Frage über die Ausnutzung des Dampfes in einer Dampfmaſchine mit hinreichender Genauigkeit berechnen können. Vielfach ſind ſolche Beſtimmungen bei den verſchiedenen Dampfmaſchinenſyſtemen vorgenommen worden und das Ergebniß läßt ſich im großen Durchſchnitt und unter Vorausſetzung guter Ausführung und Unterhaltung der Dampfmaſchine folgendermaßen feſtſtellen.

Das Güteverhältniß oder der Wirkungsgrad bei unſern Dampfmaſchinen variirt je nach dem Syſteme und nach den abſoluten Stärken dieſer Motoren zwiſchen $^2/_5$ und $^3/_4$. Wir benutzen alſo von der wirklich ausgegebenen mechaniſchen Arbeit des zugeführten Dampfquantums nur 40—75 Procent, welche wir als disponible Arbeit weiter verwenden können.

Dieſes Reſultat iſt in jeder Beziehung befriedigend; denn unſere Waſſerräder, wozu auch die Turbinen zu rechnen ſind, liefern auch nur zwiſchen 30—75 Procent nutzbare Arbeit und dieſe Motoren gehören gewiß zu unſern beſten Kraftmaſchinen. Dieſe Verluſte von reſp. 60—25 Procent an aufgewendeter Arbeit müſſen wir ertragen. Sie entſpringen aus der Wahl des Syſtems und der Dampfſpannung des arbeitenden Dampfes, aus Reibungswiderſtänden und Dampfverluſten aller Art.

Nun iſt aber das zugelaſſene wirkende Dampfquantum nicht die urſprünglich von der Natur gelieferte motoriſche Subſtanz oder Kraft. Das urſprünglich Gegebene iſt der Brennſtoff oder beſſer ausgedrückt die Wärme, welche wir aus demſelben entwickeln, um dadurch erſt Dampf aus Waſſer zu erzeugen und dieſen erſt wirken zu laſſen. Es iſt alſo der Waſſerdampf nichts anderes als der Träger der Wärmethätigkeit (Wärmekraft), welche in den Dampfmaſchinen arbeitet. Durch umfaſſende Verſuche iſt nicht nur ermittelt worden, wie viel Wärme zur Dampferzeugung nöthig iſt und wie viel Dampf in den verſchiedenen Keſſelanlagen mit einem gewiſſen Brennſtoffquantum erzeugt, ſondern auch wie viel Wärme aus einem beſtimmten Brennſtoffquantum bei vollkommener Verbrennung deſſelben entwickelt werden kann.

So braucht man nach Watt, um 1 Kilogramm geſättigten Waſſerdampf aus Waſſer von 0° (Celſius oder hunderttheilige Scala) und von beliebiger Spannung über 1 Atmoſphäre zu erzeugen, ungefähr 650 Wärmeeinheiten (unter Wärmeeinheit iſt diejenige Wärmethätigkeit, Wärmemenge zu verſtehen, die im Stande iſt, 1 Kilogramm Waſſer von 0° auf 1° C zu erheben). Ferner, nehmen wir gute Steinkohlen als Brennmaterial an, ſo können aus 1 Kilogramm ſolcher Steinkohlen bei vollkommener Verbrennung etwa 7000 Wärmeeinheiten entwickelt werden. Sonach würde alſo bei einer ſolchen Verbrennung ein Kilogramm Steinkohle, wenn alle ſeine Wärme in das Waſſer von 0° übergeführt werden könnte, im Stande ſein, $\frac{7000}{650}$ Kilogramm Dampf, alſo ungefähr 10—11 Kilogramm Dampf zu erzeugen. Ein ſolches Reſultat erzielen wir aber in unſern Keſſelfeuerungen ganz und gar nicht; wir bringen es in guten Anlagen höchſtens zu 7—8 Kilogramm Dampf. Sonach wird die von der Natur im Brennſtoff enthaltene Wärmemenge unter unſern beſten Keſſelfeuerungen nur zu 60—70 Procent ausgenutzt. Es gehen alſo durch unvollſtändige Verbrennung (Rauchentwickelung u. ſ. w.), ferner durch die in den Schornſtein abziehenden heißen Gaſe und atmoſphäriſche Luft immer 30—40 Procent verloren.

Wenn wir auch hieraus ſchon ermeſſen können, daß das Reſultat über die Ausnutzung der Wärme oder des Brennſtoffs ein anderes ſein wird als das obige mitgetheilte Reſultat über die Ausnutzung des Dampfes in der Dampfmaſchine, ſo kann die Frage über die wirkliche Ausnutzung der Wärme durch die gegebenen Daten noch nicht beantwortet werden. Es mußte erſt der abſolute Werth der mechaniſchen Arbeit einer Wärmeeinheit bekannt ſein.

Durch viele geiſtige Anſtrengungen iſt man erſt in der Neuzeit, auf dem Wege der Rechnung und des Experiments, mit Zugrundelegung der mechaniſchen Wärmetheorie, dahin gelangt, dieſe Ar-

beitsmenge hinreichend genau zu bestimmen. So hat man gefunden, daß eine Wärmeeinheit im Stande ist, eine mechanische Arbeit im Betrage von ungefähr 420 Kilogrammmeter zu entwickeln; d. i. 5, 6 Pferdekräfte, wenn man die mechanische Arbeit pro Secunde im Betrage von 75 Kilogrammmetern wie üblich mit dem Ausdruck Pferdekraft bezeichnet.

Vergleicht man nun die von einer gegebenen Dampfmaschine gelieferte mechanische Arbeit, welche man hinreichend genau messen kann, mit der aufgewendeten im Brennmaterial enthaltenen mechanischen Arbeit der Wärme, so erhält man das Güteverhältniß der Dampfmaschine zu der von der Natur unmittelbar gelieferten Arbeit, oder die Antwort auf die Frage: Wie nutzen wir in unsern Dampfmaschinen eine Wärmeeinheit aus?

Nehmen wir unsere besten Dampfmaschinen, welche pro Pferdekraft und Stunde etwa ½ Kilogramm guter Steinkohlen verbrauchen, zur Beantwortung dieser Frage, so gibt die Rechnung einen Wirkungsgrad von nahe 0,20, d. h. wir nutzen die von der Natur gegebene Wärme nur zu 20 Procent im günstigsten Falle aus. Dieses Resultat ist nun freilich höchst betrübend und niederschlagend. Also dahin sind wir mit allen unsern Anstrengungen und Erfindungen gelangt, daß wir bei unsern besten Dampfmaschinen 80 Procent nutzlos vergeuden und uns eine unerhörte Brennstoffverschwendung zu Schulden kommen lassen? Die weniger gut wirkenden Dampfmaschinen geben aber nur 3—4 Procent nutzbare mechanische Arbeit; bei diesen ist also die Verschwendung noch viel größer. Wie diese Verluste an ausnutzbarer mechanischer Arbeit oder, was dasselbe ist, wie diese enorme Brennmaterialvergeudung, in Geldwerth ausgedrückt, sich darstellt, möge nun folgendes Beispiel zeigen.

Nach den statistischen Zusammenstellungen betrug die gesammte Ende 1856 disponible mechanische Dampfkraft Sachsens

550	stehende Maschinen	mit 7132	Pferdekraft
147	Locomotiven	mit . . 9200	„
11	Schiffsdampfmaschinen	mit 377	„
		Zusammen 16709	Pferdekraft.

Diese consumirten pro 1856 zusammen 48 Millionen Pfund Coaks, 438 Millionen Pfund Steinkohlen und 57⅓ Million Pfund Braunkohlen; zusammen 543½ Million Pfund Brennmaterial. Hiervon sind also mindestens 80 Procent nutzlos vergeudet worden. Rechnet man nun 1 Pfund Brennmaterial im Durchschnitt zu ⅔ Pfennigen, so ergibt sich pro 1856 in runder Summe ein Verlust von 580000 Thalern nur allein für das Königreich Sachsen.

Zu welchen Resultaten man durch diese Betrachtungen gelangt, wenn man die Brennstoffverschwendung sämmtlicher Dampfmaschinen auf unserer Erde in Ziffern bringt, braucht kaum noch weiter auseinandergesetzt zu werden; denn nach annähernden Bestimmungen ist obige Pferdekraftzahl für das Königreich Sachsen nur ein winziger Bruchtheil der Gesammtzahl sämmtlicher Pferdekräfte.

Millionen gehen auf die Weise unbenutzt verloren, die nie wieder zu gewinnen sind, und durch diese tolle Wirthschaft verringern wir täglich das kostbare Brennmaterial, bei der enormen Ausdehnung in der Anwendung der Dampfkraft, in so rapider Weise, daß wir mit Schauder trotz des noch vorhandenen Reichthums an Brennstoffen die Zeit herannahen sehen, wo Mangel eintreten wird und muß!

Es ist darum hohe Zeit, daß wenigstens für die Beschaffung der Betriebskräfte dieser Verschwendung Einhalt gethan werde; deshalb ist es nicht Mode oder Laune, sondern ernstes und gebieterisches Bedürfniß, möglichst bald Verbesserungen zur ökonomischen Benutzung des Brennstoffs bei unsern Motoren herbeizuführen. Aber auf welchem Wege und durch welche Mittel sind solche zu finden oder zu erzielen?

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Briefe aus München.

IV.

München wird wie so viele Städte durch einen Fluß in zwei übrigens ganz ungleiche Hälften getheilt. Bald wird die schöne, neu angelegte Wienerstraße mit ihrer massiv steinernen Brücke die dritte Vereinigung bilden.

Da, wo diese neue Straße die Hügel überschreitet, erhebt sich, fast vollendet, das vom jetzigen König errichtete Athenäum zum Behuf der Jugendbildung. Das geschmackvolle Gebäude begrenzt perspectivisch sehr schön die Maximiliansstraße.

Auf dem Hügel rechts der Isar ist die gesündeste Luft. Sie weht frisch von den Bergen her; die

feuchten Ausdünstungen des Flusses bleiben im Thal zurück. Früher befanden sich auch auf diesen Anhöhen viele Landhäuser des Adels; jetzt sind diese Vorstädte fast nur durch eine Arbeiterbevölkerung bewohnt.

Die große Fläche, die hohe Lage und unbehinderte Fernsicht begünstigten hier die Anlegung der Sternwarte. An derselben wirkte längere Zeit der Astronom Gruithuisen, der so wunderbare Dinge sah und unter anderm den Mond nebst Bewohnern genau beschrieb. Dieses Observatorium besitzt ausgezeichnete astronomische Instrumente; gegenwärtiger Vorstand ist Dr. Lamont.

Südöstlich von der Sternwarte erhebt sich ein schönes Gebäude, fast schloßartig mit weitläufigen Gärten erbaut. Hier besaßen die Preising ein Landhaus; ihren Namen trägt noch die Gasse, die dahin führt. Die solide, aus mächtigen Steinquadern aufgeführte Einfassungsmauer verkündet, daß ein reiches Geschlecht sie zur Einfriedigung ihres Besitzes erbaute. Manches Freudenfest und gastliche Gelag mag hier begangen worden sein. Jetzt hat dieses gänzlich umgebaute und erweiterte Haus eine düstere Bestimmung. Die Nonnen zum Guten Hirten wohnen hier.

Dieser Orden vereinigt einen mehrfachen Zweck. Er nimmt Kinder zur Erziehung auf, welche Schutzengel heißen. Dann besorgt er die weiblichen Volksschulen. Die Hauptbestimmung ist die Besserung der Büßerinnen. Verwahrloste Kinder, durch ihre eigenen Aeltern, Vormünder oder die competente Obrigkeit hineingegeben, gefallene Mädchen, selbst manche freiwillige Einwohnerinnen finden sich hier beisammen.

Die Büßerinnen werden streng abgesondert von den andern Abtheilungen. Selbst am Gottesdienst nehmen sie nur durch ein dichtes Gitter Antheil. Bei dem dunkeln Geheimniß, das hinter diesen Mauern herrscht, ist wol der arbiträren Gewalt zu viel Spielraum gewährt. Fiat lux! Unsere Zeit fordert mit Recht bei solchen Aufgaben Oeffentlichkeit. Der Staat ist der gesetzliche Vormund jeder auf seinem Rechtsboden wurzelnden Anstalt.

Wir zogen die Glocke, entschlossen, so weit als möglich vorzudringen. Die Klosterschwester, welche uns öffnete, war etwa funfzigjährig. Sie erzählte uns bereitwillig auf dem kurzen Wege, den wir gemeinschaftlich zurücklegten, ihre Lebensgeschichte. Aus Regensburg gebürtig, protestantisch, kam sie durch verschiedene Schicksale als Erzieherin nach Rußland. Dort lernte sie einen deutschen Kaufmann kennen, den sie heirathete. Sehnsüchtig nach der Heimat, verließ sie mit ihrem Gatten die Fremde, aber noch auf der Reise wurde sie Wittwe. Dieser Umstand und die Lectüre der Frau von Chantal vollendeten die Bekehrung. Sie nannte sich Therese Chantal. Sie war nur Schwester, nicht Ordensfrau.

Die Gute verließ uns, um uns der Bonne mère anzukünden. Endlich erschien hinter dem Sprachgitter ein bleiches Nonnenantlitz. Wir lernten in der Aebtissin eine feine Dame der guten Gesellschaft kennen, die sich übrigens im Gespräch der französischen Sprache bediente. Aus Frankreich war sie gekommen; mit andern guten Erfindungen beglückt uns Frankreich auch durch sacrés cœurs, sœurs grises, bons pasteurs — — seltsame Welt und Zeit —! Ein Glück, daß wir uns rühmen dürfen, auch Luther's Wirksamkeit ausgedehnt zu sehen, wenn nicht in Frankreich, doch in Italien.

Die Sonne schien doppelt freundlich draußen, als wir das Kloster verließen. Sie beleuchtete das architektonisch schöne Gebäude. Die dunkeln Föhren der Gärten hoben sich von den gelben Mauern. Das Ganze sah fast heiter aus und verrieth in seiner Erscheinung wenig den düstern Inhalt.

Wir wanden uns unter den eben empfangenen Eindrücken südwärts. Die frische Luft umspielt wohlthuend die Schläfe und wir bekämpfen unsere Kleingläubigkeit. Alle Wunden werden heilen und selbst der Weg des Irrthums führt dem leuchtenden Ziele, der Wahrheit, entgegen. Wenn auch das Bruchstück, welches der Mensch mit seiner Erfahrung aus dem ewigen Fluß des Seins und Werdens loszutrennen vermag, nicht der vollen Harmonie des Ganzen entspricht, so muß diese doch irgendwo im Vor- und Urbild bestehen, wir vermöchten sie sonst nicht einmal zu träumen.

Aber — wo ist wol folgende Geschichte vorgefallen —?

Eine Dame, den höchsten Ständen angehörend — in Neapel, Madrid, Lissabon —? hat ein ebenfalls adliges Fräulein in ihr Haus aufgenommen. Letzteres geht auf Besuch zu einer in der Provinz verheiratheten Tochter der Beschützerin. Dort knüpft das junge Mädchen eine unpassende Bekanntschaft, die jedoch in keiner Weise die Grenzen des Wohlanständigen überschreitet. Die Tochter erstattet der Mutter Bericht; das Fräulein wird wieder nach Hause geschickt.

Die sogenannte Wohlthäterin empfängt den jungen Gast ohne Vorwürfe. Am folgenden Tage soll das Fräulein Visiten abstatten und erhält zu diesem Zweck die Equipage ihrer Gönnerin. Doch nicht etwa vor das Haus irgendeines Bekannten rollt der Wagen, sondern er verläßt die elegantesten Stadtviertel und passirt den Mazanares, den Tajo — kurz, dem Fräulein gelingt es nicht, den von außen festverschlossenen Schlag zu öffnen; Rufen und Schreien bleibt unbeachtet, Kutscher und Bedienter haben ihre Instructionen. Endlich kann dem armen Mädchen kein Zweifel mehr über den Ort der Bestimmung bleiben — es wurde mit Gewalt in ein Kloster zum Guten Hirten geschleppt.

Die Nonnen empfangen die Büßerin. Drei Monate blieb hier das Fräulein eingeschlossen, bis ein glücklicher Zufall die Sache zu allerhöchstem Gehör brachte. Es bedurfte eines Machtspruchs, um das Opfer zu erlösen. Ohne diesen glücklichen Zufall sah höchst wahrscheinlich das arme Mädchen die Freiheit nie wieder.

Das Drama schiaß mit Verurtheilung der vornehmen Dame zu kurzer Festungshaft. Leider wurde sie begnadigt. Damals blühten Eugène Sue's „Geheimnisse von Paris". Der Satanwitz nannte die Tyrannin „La chouette".

Aber blicken wir auf ein anderes großes, schönes Gebäude, das sich vor uns auf der Anhöhe weit stattlicher noch als das eben verlassene erhebt. Hier herrscht kein Geheimniß. Die Wissenschaft hat sich hier dem Dienste der leidenden Menschheit geweiht.

Auf den sogenannten Ramersdorfer Lüften wurde vor kurzer Zeit dem Bedürfniß entsprechend die neue Kreis-Irrenanstalt errichtet. Die umfangreichen Baulichkeiten, rings von Gärten umgeben, stehen isolirt. Sie werden nach allen Seiten hin von frischer Luft bestrichen und aus den Fenstern der südlichen Fronte des Hauptgebäudes bietet sich ein herrlicher Blick in die Berge.

Der mit der Leitung dieser Anstalt betraute Dr. Solbrig hatte in Erlangen große Erfolge erzielt und wurde deshalb an die Spitze des neugegründeten Irrenhauses berufen. Die Wahl blieb nicht ohne Beanstandung von gewisser Seite. Der, auf welchen sie gefallen, galt zwar für ausgezeichnet in seinem Fach, zugleich begabt zu dem schweren Berufe und als humaner Mann mit Liebe das mühevolle Amt verwaltend, aber — er war Protestant. Daß unter der jetzigen Regierung die Dunkelgeister nicht zu siegen vermochten, versteht sich von selbst und der berühmte erlanger Seelenarzt kam nach München.

Da ein großes Vertrauen gerade seiner Persönlichkeit galt, so brachte er mehrere seiner Kranken mit, die man nicht von ihm trennen wollte. Darunter befindet sich ein ausgezeichnet schönes Mädchen, die Tochter einer in der Welt auf traurige Weise bekannten Frau. Das Mädchen wurde, wie man sagt, deshalb wahnsinnig, weil man demselben unvorsichtig die Geschichte seiner Mutter mittheilte. Zugleich begleitete auch Dr. Solbrig von Erlangen her die jüngste Tochter des mächtigsten bairischen Staatsmannes der neuern Zeit. Beide Damen, vornehmen und reichen Familien angehörend, sind unheilbar.

Die innere Einrichtung des Hauses erinnert fast an ein großes Hotel. Die Zimmer der ersten und selbst der zweiten Klasse sind mit Bequemlichkeit eingerichtet; auch in der letzten Klasse ist jedem wirklichen Bedürfniß genügt. Die für jede Abtheilung gemeinschaftlichen Speise- und Unterhaltungssäle lassen nichts zu wünschen übrig. Außerdem befindet sich auch ein Theater in der Anstalt. Der umsichtige Vorstand läßt auf demselben Vorstellungen von seinen Kranken aufführen, welche letztern viel Vergnügen gewähren sollen. Allabendlich nehmen einige der ruhigern Irren den Thee bei dem Director, dessen Familie vortrefflich versteht, die Unglücklichen zu behandeln.

Soweit es bei einer derartigen Anstalt möglich ist, verließen wir dieselbe mit wohlthuendem Eindruck. Was Wissenschaft, echte Humanität und staatliche Unterstützung thun konnte, eins der mit furchtbarer objectiver Gewalt auf die Menschheit einstürmenden Uebel zu bekämpfen, war hier geschehen.

Die Zunahme der Geisteskrankheiten in neuerer Zeit bildet ein oft berührtes Thema. Früher, bei geringerer Ausbildung der Psychiatrie, mögen wol viele Fälle gar nicht beobachtet worden sein. Dann beginnt mit fortschreitender Civilisation das psychische Leben sich über das blos somatische zu erheben. Bei höher eingreifender Thätigkeit sind auch die Einflüsse verstärkt, die agiren und reagiren können; daher erklärt sich die Sache ganz natürlich.

Immer weiter uns südwärts wendend, dem Hügelrande folgend, erreichen wir die Vorstadt Au. Wir blicken hinüber auf die schöne gothische Mariahilfkirche; aber im unmittelbaren Vordergrund fesselt unsern Blick frohes, lautes Treiben. Uns zu Füßen liegt der Sommerkeller, wo die echte Salvatorquelle fließt. Dieses außerordentlich starke, nur von den Gebrüdern Schmederer (ehemals Zacherl) in der Au producirte Bier war früher Privilegium eines Klosters, der Paulaner, das in der Säcularisation aufgehoben wurde. Das Salvatorbier wird nur zu gewissen Zeiten des Jahres „verleitgegeben". Da es sehr stark ist, bringt es nicht immer blos eine harmlose Fröhlichkeit hervor. Der widerliche Anblick Betrunkener — auch Frauen — stört zuweilen den Genuß der sonst so charakteristischen Scene — — Da sitzen an schmalen Tischen mit sehr primitiven Bänken die Arbeits- und kleinern Bürgersleute; auch Männer der höhern Stände mischen sich darunter, den Nektar an der Urquelle genießend. Bei großem Andrang von Gästen fehlt es an Bedienung und Trinkgeschirr. Jeder muß sich ein Gefäß verschaffen und damit zum Fasse wallfahrten, den Trank zu holen. Das Bedürfniß schafft eine sonderbare Gattung von Heben. Die Rettichweiber, Frauen der untersten Volksklassen, die einen Kleinhandel mit Rettichen, Rüssen, Würsten, Cigarren, Zündhölzchen treiben, übernehmen die Vermittelung. Sie sind fabelhaft costümirt; häufig thront ein Männerhut über der runzeligen Stirn. Hier geht es zu wie beim beliebten Backgenusse, der in vorzüglichster Qualität in den räucherigen, aber für jeden Bierverehrer classischen Räumen des Hofbrauhauses verschenkt wird. Im ganzen ist das münchener Publikum durchaus nicht excentrisch und tumultuarisch bei seinen Vergnügungen, was in der mehr narkotischen als aufregenden Wirkung des Nationalgetränks seinen Grund haben mag.

Die schroffsten Contraste berühren sich im Leben! Die Fröhlichkeit des Sommerkellers schallt hinüber bis zu den stattlichen, ehemaligen Klostergebäuden der Paulaner. Gegenwärtig haben sie die Bestimmung als Strafarbeitshaus. Unter dem frühern Vorstand desselben wurde mehr als ein Gefangener zu Tode gepeitscht; aber der jetzige Director der Anstalt, Regierungsrath Obermaier, hat ein gänzlich verändertes System eingeführt, das einerseits als musterhaft andernorts nachgeahmt wird, andererseits eine Contro-

verse des heidelberger Professors Mittermaier und der übrigen Anhänger des pennsylvanischen Zellensystems hervorrief.

Wir wollen in unserm Nächsten auf den trefflichen Obermaier und manche Vertreter anderer öffentlicher Dinge zurückkommen.

(Ein fünfter Brief demnächst.)

Neue Romane und Novellen.

IX.

In einer zweiten, zierlich ausgestatteten Volksausgabe liegen uns Golo Raimund's „Novellen" (Hannover, Rümpler, 1860) in vier Bänden vor. Ein und ein andermal haben wir in diesen Blättern auf das hübsche Erzählertalent Raimund's schon hingewiesen. Diese Gesammtausgabe zeigt am deutlichsten seine Vorzüge und seine Mängel. Wenn man Raimund's Novellen durchblättert, glaubt man sich in einen norddeutschen Garten versetzt, der auf jener Seite in den Eichen- und Tannenwald, hier zu den Spargelbeeten und den üppig an den Stangen sich hinaufschlingenden Bohnen führt. Der Eindruck, den wir empfangen, ist ein freundlicher, anheimelnder; man sitzt in der Hollunderlaube, plaudert, scherzt, erzählt Sonntagsnachmittagsgeschichten. Diese Behaglichkeit, diese gemüthliche Theilnahme an allem, was das Leben bewegt, besitzt Raimund in vorzüglichem Grade, immer läßt er im Leser eine stille Heiterkeit zurück. „Zwei Bräute", „Gebrüder Spalding", „Bürgerlich Blut" gehören nach dieser Richtung hin zu dem Bessern der neuern Erzählungskunst. Aber Raimund begnügt sich nicht mit der reinen Abspiegelung des Aeußern, er verleiht ihm einen moralischen Kern, er tritt den Fragen der Zeit besonnen entgegen und flüchtet nicht vor ihnen. Die Naturanlage des Erzählers befähigt ihn zu keinem tiefern Eindringen in das Wesen der Dinge, der philosophische Blick und die Erkenntniß des Tragischen ist ihm versagt, er betrachtet das Leben mit dem bon sens der Franzosen. Was diesem erreichbar ist, das gelingt auch Raimund, und die feine Kreidezeichnung seiner Gestalten und Landschaften verleiht dann seinen meist einfachen, aus einfachen Lebensbeziehungen frisch herausgegriffenen Erfindungen einen gewissen poetischen Reiz.

„Herr Frank-Pickharter" nennt sich ein Roman von Eugen Salinger (3 Bde., Hannover, Rümpler, 1861), vermuthlich ein Erstlingswerk. Der Verfasser ist nicht ganz ohne satirisches und komisches Talent, aber er hat es an einen undankbaren Stoff verschwendet und die feine Grenze nicht bemerkt, die selbst die Satire noch von der Caricatur und der ästhetischen Häßlichkeit trennt. Die breit und lang ausgesponnene Erfindung gewährt weder Spannung noch Vertiefung nach irgendeiner Seite hin. Eine reiche jüdische Bankiersfamilie wird durch einen jüdischen Schwindler und „hartgesottenen" Bösewicht, Hrn. Frank-Pickharter, betrogen. Daß der Verfasser, vermuthlich selbst Israelit, in einer grellen und übertriebenen Weise, wie wir sie leider wöchentlich auf den berliner Theatern, in den Possen seines Namensvetters Salingré beklatscht sehen, die Schwächen seiner Glaubensgenossen, das Treiben und den gegenseitigen Neid jüdischer Bankiersfrauen schildert, darf auffallen. In einzelnen Stellen offenbart sich ein unverkennbares Talent. Um so mehr muß man bedauern, daß sich der Erzähler nicht in den Schranken der Kunst hielt, sondern bekannte Persönlichkeiten und Verhältnisse schilderte.

Deutschland und Italien.

Nie wieder schlägt ein Staufenschwert
Ans stolze Alpenthor;
Im eignen Land, am eignen Herd
Blüh' deutscher Größe Flor!
Doch schlägt nicht mehr ans Alpenthor
Das deutsche Schwert, so kreist
Wol ob des Südens Blütenflor
Siegreich der deutsche Geist!

Den leuchtenden Gedankenblitz
Des Nordens auf der Stirn,
So kreist er um den Wolkensitz
Und um die Alpenfirn;
Und dort im Myrtenschatten sind
Erwartet ihn die Braut:
Italia, das Götterkind,
Wird hold ihm angetraut!

Wenn segensreich durch Himmelsgunst
Sich dieser Bund vollzieht,
Dann singt die Dichtung, singt die Kunst
Ihr schönstes Feierlied.
Herüber von Sicilien
Grüßt Friedrich milden Sinns:
O pflanzt des Friedens Lilien
Am Grabe Konradin's!

Robert Hamerling.

Frühlingsschnee.

Willst du die Wonneseligkeit
Des wahren Glücks verstehen,
So muß zuvor ein schweres Leid
Durch deine Seele gehen.
Den Baum umstürmt' mit jäher Hast
Noch einmal Flockenfülle
Und schneebeschüttet biegt der Ast
Sich unter weißer Hülle.
Doch unten schon Schneeglöckchen sprießt,
Wie auch der Winter dräue,
Und heller Vogelruf begrüßt
Den Streifen Himmelsbläue.

Ernst Fischer.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Berliner Briefe. VIII. — Der österreichische Reichstag. Aus einem prager Briefe. — Der Wachsstrauch. — Ein Maschinen-Modell-Atlas. — Die Verpflegung der Heere. — Briefwechsel.

Berliner Briefe.

VIII.

— Sie werden den Artikel der „Voß'schen Zeitung" gelesen haben, in welchem das allgemeine Malaise unserer Zustände mit Zahnschmerzen verglichen wurde. Nur ein einziger hohler Zahn — die von Hrn. von Zedlitz cum beneficio inventarii angetretene Hinkeldey-Hinterlassenschaft — und der ganze Körper war davon ergriffen. Kein Schlaf, kein Appetit — die öffentliche Meinung, wenigstens Berlins, war vollständig mit Oper, Ballet, Kroll, Delicatessenkeller u. s. w. zerfallen — selbst die friedlichsten Bürger brachten es bei Wallmüller nicht über drei Seidel.

Der Zahn ist zwar noch nicht ganz heraus, aber Patzke's Flucht, Gefangennahme, die „Einholung" des „Ehrenmannes" hat sich bereits als ein linderndes Kreosot bewährt. Eine sanfte, angenehme Betäubung bemächtigt sich schon jetzt des überspannten Staatskörpers, die Schmerzen lassen nach und wenn erst „Der See sein Opfer hat", d. h. der Spruch der Richter „Patzke'n" ebenso viel Jahre Solo-Zelle mit pennsylvanischer Betrachtung decretirt, wie auf „Eichhoffen" in Moabit Monate warten, dann noch Zedlitz fällt und — Schwerin, so wird sich allmählich Vertrauen und Hoffnung wieder einstellen, zumal selbst das Herrenhaus anfängt, die Misslichkeit seines Zwiespalts — nicht mit dem Volke, das kümmert die „Ukermärkischen Granden" wenig — nein, mit dem König bitter zu empfinden. Wenigstens soll Graf Arnim-Boitzenburg ein förmliches „Ich lasse Ihnen Zeit, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken —"! an der Ecke des Opernplatzes vernommen haben. Der große Pair von Preußen ging nach Wiesbaden, stieg in die alten Römerbäder und ließ seine Fraction anfangen, Concessionen zu machen.

Diesen ganzen Zahnschmerzenzustand schien auch die Natur zu empfinden. War das ein Frühling! Wir wurden nicht in den April, nein in den November geschickt. Statt Lerchensang und Amselschlag heulte der Sturm und die Schneeflocken jagten sich. Die Bäume, die eben ihre grünen Röckchen angelegt hatten, froren zum Entsetzen; die Menschen liefen blau an wie ihre Stahlbrillen; sie hüllten sich wie die Eskimos in ihre Pelze, die sie schleunigst vom Kürschner zurückholen ließen oder in ihren eigenen Mottenpräservativanstalten aus persischem Insektenpulver „buddelten". Statt Veilchen kaufte man Büchenholz und „Maillüsterl" sang man „Au coin du feu".

Diese unerhörte Reaction in der Temperatur wollten in einer durch und durch mit obigen moralischen Zahnschmerzen behafteten Gesellschaft au coin du feu neulich einige Hof- und Commerzienräthe — so weit erstreckt sich bei uns bereits das Mal aise! — als Signatura temporis — Radowitz-Stahl-Leo'sche Worte haben sich bei uns einer ziemlichen Einbürgerung zu erfreuen — den Herrenhäuslern in die lackirten Stiefeln schieben, die nun einmal an keinen Völkerfrühling, also auch an keinen Mai in der Natur mehr glaubten, nur krampfhaft die Errungenschaften der Vorzeit festhielten und mit einem „Der Jude wird verbrannt" sich als unverbesserlichen antediluvianischen Urweltsrest bekundeten.

Ein Justizrath las den Brief vor, den der hochbetagte Fürst von Salm-Dyck, der kürzlich in Nizza verstarb, kurz vor seinem Ende an den König richtete. „Sire! Unser Herrenhaus gehört nicht mehr in dieses Jahrhundert! Es repräsentirt eine Welt von Ideen, die nicht mehr aufkommen können! Man muß seiner Zeit angehören, um die Menschen zu regieren!"

Leider aber konnte man doch Ihrem Dr. Rhabarbanell nicht unrecht geben, als dieser das Wort ergriff und erwiderte:

„Eine Welt von «Ideen, die nicht mehr aufkommen können —»? Durchlauchtigster, hochseliger Fürst von Salm-Dyck, hat diese Welt von veralteten Ideen nicht seit funfzig Jahren hier die glänzendste und modernste Ausstaffirung gefunden? Sind diese Ideen des Eigennutzes, diese Ideen der reinen Kartoffelbrennerei und des Wollmarktes nicht seit Haller's Restauration der Staatswissenschaften in pompöse Schelling-Hegel'sche Phrasen gekleidet worden? Haben die Ministerien, von Altenstein an bis jetzt, nicht stets nur solche Gelehrte auf unsere Katheder und an die Spitze aller Bildungsanstalten berufen, die diese «nicht mehr in unser Jahrhundert gehörende» Weisheit lehrten, während sich, wo Sie nur auf unsere sieben oder acht Hochschulen hinblicken, der freimüthige, aufgeklärte Gelehrte als hungertuchnagender Privatdocent mühsam hinschleppen mußte, zuweilen die venia docendi ganz untersagt bekam oder, wenn er sie erhielt und endlich mit weißem Greisenhaupt als Außerordentlicher 200 Thaler Gehalt bezog, zuletzt sich doch noch gedrungen fühlte, wie der unglückliche Professor Beneke, lieber in den Landwehrgraben zu gehen? Und geschieht denn noch jetzt das einzig

Mögliche, uns von dieſer methodiſchen doctrinären Vergiftung, namentlich der Jugend, zu befreien? Finden Sie denn nicht in faſt allen Berufungen auch noch jetzt die Maßſtäbe angelegt, die nur der ideellen Verklärung jenes Kartoffel-Eigennutzes zugute kommen und künftige gute Geheimräthe und Ritter hoher Orden erzielen? «Veraltete Ideen!» O mein durchlauchtigſter Fürſt von Salm-Dyck! Wo Sie auf unſerm wiſſenſchaftlichen, juriſtiſchen, theologiſchen, philoſophiſchen, pädagogiſchen Gebiete hinſehen, überall (die Naturwiſſenſchaften nehm' ich aus, die zwingen den Menſchen zur Vernunft) — überall ſind dem Herrenhaus jene ideellen Handhaben gegeben, die ja der Abgeordnete von Regenwalde in ſeinem «Staats-Lexikon» zwar etwas bedeutend langſam und mit dem Buchſtaben Z. erſt auf unſere Urenkel berechnet, aber mit Geiſt und Umſicht zu vereinigen wußte! Ohne eine gründliche Reform der Schule, Univerſität und Kirche iſt die Macht des Herrenhauſes, die man ſich nun einmal leider ſelbſt geſchaffen hat, nicht zu brechen!"

Sehr nahe lag es, daß die allgemeine Zuſtimmung, welche dieſe bittern Worte fanden, auf eine ſoeben erſchienene literariſche Arbeit zu ſprechen kam. Der vortragende Rath im Miniſterium des Cultus, Profeſſor Richter, hat eine Schrift herausgegeben: „König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfaſſung der evangeliſchen Kirche."

Dieſe Schrift verdankt ihre Entſtehung zwei umfaſſenden Arbeiten des hochſeligen Königs, der gerade in dieſer Richtung ſeine ganze Neigung befriedigt fand und ſeine Anſichten über die Aufgabe der evangeliſchen Kirchenverfaſſung, wie ſie ſeinem Geiſte vorſchwebte, darin niedergelegt hat. Man hätte wünſchen mögen, keine Bearbeitung dieſer Documente zu erhalten, ſondern die Anſicht des Monarchen ſelbſt in der unverkürzten Darlegung ſeiner Theorie: Die Kirche müſſe ihren Leib aus ihrer Seele erbauen. Künftige Geſchichtſchreiber unſerer Epoche werden dieſe Documente in ihrer Vollſtändigkeit entbehren.

Aber auch in der von Richter empfangenen Geſtalt beweiſen ſie die unglücklichen Sterne, die über Preußen und Deutſchland ſeit ſo langen Jahren gewaltet haben. Statt die Freiheit der aufgeklärt gebildeten Perſönlichkeit anzuerkennen, eine Freiheit, welche die Doctrinäre, die Göſchels und Gerlachs doch für ihre Richtung in Anſpruch nehmen; ſtatt die unleugbare Tendenz der Zeit, Individualismus in Glaubensſachen, dadurch zu begründen und durch ſtaatlichen Vorbau nur zu ſorgen, daß der allgemeine Geiſt des Staats der des Ernſtes, der ſittlichen Erhebung, der wiſſenſchaftlichen Forſchung bleibe und infolge deſſen auf kirchlichem Gebiet keine nüchterne Oberflächlichkeit ſich zu breit machen dürfe, baute man „apoſtoliſche Kirchen" mit papiſtiſchen Symbol- und Zwangsformen, band ſich, mit Einem Worte, ſelbſt die Ruthen, die in den Abſtimmungen des Herrenhauſes (Civilehe!) ſo fühlbar empfunden worden ſind. Künftige Geſchichtſchreiber werden berichten: Jene Zeit litt an der förmlichen Manie, die atomiſtiſchen Neigungen des Zeitgeiſtes durch Geſammtbegriffe wie Schule, Staat, Kirche, einpferchen und bannen zu wollen. Man wird kein anderes Analogon für dieſe Zeit finden können als die byzantiniſche.

Eine Folge dieſer ewigen Betonung der Kirchlichkeit, des Ausbaus eines Phantasmas, „Evangeliſche Kirchenverfaſſung" genannt, iſt die zunehmende — — Unſittlichkeit der Zeit. Denn nur da, wo der Staat den natur- und zeitgemäßen Atomismus in Glaubensſachen, die von unſerer Vernunft geforderte Zerſpaltung des „Kirchenlebens" und das Recht der freien Individualität anerkennt und ſeine Sorge vorzugsweiſe nur auf die allgemeine, alles umfaſſende, alles wie friſche Luft reinigende Bildung verwendet, nur da fällt das Einzelindividuum nicht aus euerm fictiven kirchlichen Verbande heraus, heuchelt nicht und kräftigt und ſtärkt dagegen jenen Trieb der moraliſchen Bewährung, den jede Sekte, jede mit Mistrauen betrachtete, auf ſich allein geſtellte Perſönlichkeit von Natur beſitzt. Der Religionstrieb des 19. Jahrhunderts, der ſich am erſichtlichſten und poſitivſten (Bunſen hat es zuletzt anerkannt) in den Deutſch-Katholiken und Freien Gemeinden zeigte, iſt der der Erſtarkung und Kräftigung der ſittlichen individuellen Ehre. Wo dieſem Triebe die Organe der Bewährung gelähmt, unterbunden werden, wo ein Machtſpruch Heerden ſchaffte, denen ſich niemand einreihen, Hirten, denen ſich niemand zur Führung überlaſſen mochte, da muß neben dem künſtlichen Bau einer „Kirche" ein wüſtes Chaos geiſtiger Zerfahrenheit entſtehen. Und von dieſem gibt uns jeder Tag die traurigſten Belege. In pomphaften Redensarten auf der einen Seite „das fröhliche Wiederaufblühen des Reiches Gottes auf Erden in der evangeliſchen Kirche" und auf der andern die frivolſte, ſinnlichſte, genußſüchtigſte Gedankenloſigkeit, wie ſie nur je ein Zeitalter charakteriſirte. Wohin führt denn wol der Ton, der in unſerm officiellen kirchlichen Leben vorherrſcht! Iſt das ein tiefer Lebensernſt, eine Schleiermacher'ſche Würde im Ergründen unſerer Lebensräthſel, wenn uns bei einer Leiche von einem ſolchen in moderner Schule gebildeten Prediger ein wahres Hoſianna der Freude über dieſen Trauerfall zugemuthet wird! Ich ſtand neulich am Sarge einer theuern Freundin, einer Familienmutter, rings die weinenden Kinder. „Freuet euch! Freuet euch!" rief der falbungsvolle Mann der „Kirche", „freuet euch, daß der Herr ſie zu ſich gerufen hat!" Er fand des Jubels über dieſe himmliſche Heimkehr kein Ende! Wahrlich, wenn wir gegen unſer Gefühl und unſere Ueberzeugung zu ſo widerſinniger Freude angeregt werden ſollen, dann iſt es logiſch, daß die Indianer um einen Todten tanzen. Dann iſt es logiſch, daß die Japaneſen, wie unſere Expedition berichtet, Meſſer bei ſich führen, um ſich zu jeder Stunde den Leib ſchlitzen zu können. Zum Schluß wur-

den uns Leidtragenden, Weinenden Erbauungsgespräche vorgelesen, die zwischen den Seligen und Zurückgebliebenen abgehalten wurden; Gespräche, wo jene, sofort von allen Herrlichkeiten der Ewigkeit Kunde gebend, es bestätigten, daß sie Christus wirklich zur rechten Gottes hätten sitzen sehen — — O, der Tod eines Menschen ist ein ernster Moment, ein Moment wol der Hoffnung, aber nicht der Freude! Ist ein braver, rechtschaffener Mensch seiner Familie, seinen Freunden, seinen Kindern durch den Tod geraubt worden, so traure man in Wahrheit um seinen Verlust und rufe uns nicht zur Freude in einem Tone auf, der geradezu dem Heidenthum entspricht.

Sie sehen, das Mal-aise will noch nicht schwinden und ich fürchte sehr, daß wir in Betrachtung unserer ganzen politischen, kirchlichen und geistigen Lage doch wol noch mehr als blos — Zahnschmerzen haben.

Der österreichische Reichstag.

Aus einem prager Briefe.

— — Die Galizier werden kommen. Die Italiener, Ungarn, Kroaten und Siebenbürger fehlen. Wie der Reichstag jetzt zusammengesetzt ist, vertritt er kaum die Hälfte der Monarchie und sonach ist er dem Reichstage von 1848 ähnlich.

Nur dürfte doch diesmal der Fortgang und das Ende gegen damals ein wesentlich anderer werden und überhaupt aus ihm eine vielfach andere Gestaltung des österreichischen Verfassungslebens in friedlicher Weise entwachsen. Weder der Reichsrath noch der ungarische Landtag, auf den doch das Meiste ankommt, noch die Regierung wird es zu einem ernstlichen Conflict kommen lassen, sondern auf allen Seiten wird der Trieb der Selbsterhaltung mehr und mehr versöhnlicher stimmen und so schließlich doch eine alle Theile befriedigende Transaction ermöglichen.

Viele Vorurtheile werden fallen müssen. Namentlich von seiten der centralen Partei, die vorzugsweise von den Deutschen gebildet wird. Diese werden, wollen sie nicht die Verständigung und den innern Frieden unmöglich machen, ihre Ideen theilweise aufgeben müssen, weil das centralistische System sich zu sehr als für Oesterreich unbrauchbar, selbst unter einem gewaltigen Absolutismus, herausgestellt hat und es wenig Freunde hat. Der Föderalismus wird unstreitig die neue Regierungsform Oesterreichs werden und die Partei, welche ihn erstrebt und vertritt, hat sowol die Majorität der Bevölkerung hinter sich als auch das Uebergewicht im Abgeordnetenhause des Reichsraths, vollends, sollten noch die Deputirten hinzutreten, welche jetzt ihren Sitz im Reichsrathe nicht einnehmen. Bereits sind denn auch die Föderalisten oder „Decentralisten", deren Stamm die Slawen und deren Chefs die czechischen Führer sind, mit einem Programm der Umgestaltung Oesterreichs hervorgetreten und von ungarischer Seite wurde gleichfalls ein solches aufgestellt, dessen Verschmelzung mit dem slawischen nicht unmöglich ist. Beide gehen darauf hinaus, die Selbständigkeit der verschiedenen großen Völkerschaften Oesterreichs auch in der Form des Regierungssystems anzuerkennen und durch Ausschüsse mit parlamentarischem Charakter die Verbindung aller untereinander zu bewirken. Man würde natürlich die momentan bestehenden 21 verschiedenen, mit Landtagen bedachten politischen Persönlichkeiten in sechs oder sieben gruppiren und so den Föderalismus zeitgemäßer gestalten.

Diese beiden Parteien der Centralisten und Föderalisten haben sich auch bereits im Abgeordnetenhause in einem kleinen Scharmützel gegenseitig gemessen und der Sieg ist den letztern, und zwar vernünftigerweise, geworden. Man hat beantragt (Prazak aus Mähren), in die neun Abtheilungen, welche die Vorarbeiten zu erledigen hätten, nach Kronländern zu wählen und der Antrag wurde nach lebhafter Debatte zum Beschluß erhoben.

Die folgenden Debatten werden jedenfalls zu einem heftigern Anprall beider Parteien führen und eine oder die andere wird als unbedingte Siegerin und maßgebend für die Zukunft hervorgehen müssen. Wer? dürfte nach allem nicht mehr zweifelhaft sein. Die föderalistische Partei im Reichsrath, abgesehen davon, daß sie praktischere Pläne hat und dem natürlichen Wesen des österreichischen Staats Rechnung trägt, besitzt hervorragende Redner und staatsmännische Talente, namentlich in Dr. Rieger und Clam-Martinitz, dessen Fraction vorläufig mit zu dieser Partei zu rechnen ist. Die Centralisten dürften ihre Führer in Mühlfeld und Brinz erhalten, vortreffliche Capacitäten, die indessen schwerlich den Gegnern ganz gewachsen sind. Daß eine Kraft wie die Schuselka's nicht in dieser Arena mitwirken konnte, ist zu beklagen.

Mit allgemeiner Spannung sieht man der demnächst kommenden Adreßdebatte entgegen, welche sowol den erbittertsten Principienkampf aufrufen, als auch den Maßstab für die intensive Kraft und Bedeutung des Reichsraths überhaupt abgeben wird. Das Herrenhaus hat sich schon von vornherein als die aristokratische Körperschaft gezeigt, welche lieber in geheimen Sitzungen zu berathen liebt als öffentlich. Es hatte beschlossen, die Adreßdebatte in vertraulicher Sitzung zu führen, „aus Schicklichkeitsrücksichten". Wahrscheinlich hat der Vorfall, daß der König von Preußen bei der Ueberreichung der jüngsten Adresse der Zweiten Kammer erwähnte, er hätte schon durch die Zeitungen Kenntniß von dem Inhalt derselben erhalten, den Stolz der österreichischen Pairs wach gerufen.

Der Wachsstrauch.

Die Natur arbeitet dem Menschen immer mehr in die Hände und scheint nun auch die Bienen pensioniren zu wollen. Der Wachsstrauch wurde entdeckt.

Dr. Scherzer berichtet, bei ſeinen Ausflügen ins Innere der Capcolonie einem Strauch begegnet zu ſein, der Beachtung verdient. Myrica cordifolia liefert eine Beere, die eine ſo reiche Quantität von vegetabiliſchem Wachs enthält, daß ſich ſchon lange die Küſtenbewohner Wachskerzen daraus gießen.

Dieſer Strauch gedeiht auf dem ſandigen Boden, der Küſte entlang, zwiſchen Tafelbai und Falſebai. Dr. Scherzer nennt ihn den Pionier für alle andern Gewächſe, denn erſt nachdem dieſer wildwachſende Strauch einige Jahre Wurzel gefaßt und den Boden zum Stehen gebracht und befruchtet hat, ſiedeln ſich andere Pflanzenfamilien an.

Der Wachsſtrauch blüht im November und trägt kleine dunkle Beeren im März oder April. Drei Büſchel Samen geben, wenn der Same ganz reif iſt, 9 — 10 Pfund Wachs. Je älter der Same, deſto ausgiebiger iſt er; die Gewinnung deſſelben iſt ſehr einfach. Die Samenkörner werden in einen Kübel mit heißem Waſſer geſchüttet, worauf ſich das Wachs auflöſt und nach oben tritt, ſodaß man nur abzuſchöpfen braucht. Da die Ernte des Wachsſtrauches in der Capcolonie in den Monat März oder April fällt, alſo in den Winter des Cap, ſo, meint Dr. Scherzer, ſollte man in Dalmatien und andern Theilen der Küſte Iſtriens die Ausſaat im März oder April, die Ernte im September geſchehen laſſen. Man könnte jedenfalls den Verſuch der Ausſaat im März machen, ſie aber auch im September wiederholen. Beſondere Rückſichten ſind beim Säen nicht zu beobachten. Die Hauptbedingung iſt ſandiger, trockener Boden. Man hat bisher auf dieſen wildwachſenden Strauch noch keine Cultur angewandt, wiewol ſeine Ertragsfähigkeit eine ſehr zu beachtende ſcheint.

Ein Maſchinen-Modell-Atlas.

* Zur Ergänzung der in unſerm heutigen Hauptblatt gegebenen Mittheilungen über die caloriſche Maſchine bemerken wir, daß Dr. H. Meidinger in Heidelberg einen „Maſchinen-Modell-Atlas“ herausgibt, deſſen erſte Lieferung auf ſtarken, mit Pappe unterzogenen Blättern Abbildungen der caloriſchen Maſchine gibt. Bei ſeinen Vorleſungen über Maſchinenkunde bediente ſich der Herausgeber einer Anzahl von Modellen eigener Zeichnung und Erfindung, welche in Form großer Tafeln die Durchſchnittsanſicht der Maſchine geben, vor bloßen Abbildungen jedoch den Vorzug haben, daß ſämmtliche beweglichen Theile (maſſiv aus Blech angefertigt) durch einen ſinnreichen Mechanismus in Bewegung geſetzt werden können, wodurch der höchſte Grad von Veranſchaulichung der zu erklärenden Maſchine erreicht wird. Von vielen Seiten wiederholt aufgefordert, dem Publikum und jenen Anſtalten und Schulen, welche der großen Koſten wegen eines Modellcabinets entbehren müſſen, ſeine Durchſchnittsmodelle im Wege des Handels zugänglich zu machen, hat ſich Dr. Meidinger bereitwillig der mit der Herausgabe verbundenen Mühe unterzogen. Die ſoeben erſchienene 1. Lieferung kann (als Probe) durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu dem Preiſe von 5 Thlr. 10 Ngr. oder 9 Gulden Rhein. bezogen werden, wird jedoch nur auf feſte Beſtellung und gegen Baarzahlung abgegeben. Das Erſcheinen der folgenden Lieferungen iſt durch die Theilnahme des Publikums bedingt. Findet ſich eine hinlängliche Zahl von Abnehmern, ſo werden noch 9 Lieferungen (à 2 Tafeln) erſcheinen. Zur eventuellen Veröffentlichung ſind u. a. beſtimmt: Die Watt'ſche Dampfmaſchine; Der Watt'ſche Koffer-keſſel; Schiebeſteuerung der einfachen Hochdruckmaſchine mit eigenthümlicher Geradführung der Kolbenſtange; Keſſel der Hochdruckdampfmaſchine; Woolf'ſche Expanſionsdampfmaſchine mit verſchiedenartiger Steuerung; Keſſel für Hochdruckdampf u. ſ. w., u. ſ. w. Man wendet ſich an die Buchhandlung von Bangel u. Schmitt in Heidelberg.

Die Verpflegung der Heere.

* Nicht erſt der Eynatten'ſche Proceß, ſchon uralte Erfahrungen haben bewieſen, welche wichtige Rolle in den Erfolgen des Kriegsgottes der Magen ſpielt.

Die Franzoſen haben ihre Kriegs- und Siegesbereitſchaft immer eher als andere Völker auch dadurch gefördert geſehen, daß ſie an Mäßigkeit gewöhnt ſind. Der Engländer kann am Tage der Schlacht ſein Rindfleiſch nicht entbehren, der Franzoſe begnügt ſich mit Suppe.

Napoleon III. hat nebrn der Suppe drn Kaffee ringeführt und Oeſterreich iſt nach dem Frieden von Villafranca ſeinem Beiſpiel gefolgt. Der Soldat bekommt morgens einen Trank, der aus einem Kaffeepräparat in Tafelform berritrt wird. Kürzlich lagen in Berlin öſterreichiſche und franzöſiſche Proben vor. Der Kaffee iſt gemahlen und mit Zucker gemiſcht. Eine condenſirte Tafel reicht für eine Portion aus. Man gießt kochendrs Waſſer darüber und klärt das ſomit entſtandene Gemiſch durch einigr Tropfen kalten Waſſers. Das franzöſiſche Fabrikat beruht auf égalité und fraternité; die Qualität iſt für Offiziere und Gemeine die gleiche. Das öſterreichiſche iſt, zumal die zweite Qualität für die Soldaten, ein Gemiſch von Kaffee — Cichorien, Korn und ähnlichen Surrogaten; der Offizier-Kaffee iſt beſſer. Jedenfalls wird man in Preußen das franzöſiſche Fabrikat zum Muſter nehmen und — reinen Kaffee einſchenken.

Außerdem prüft man die franzöſiſche „Rata“, die Zwiebelſuppe, die, ähnlich den Bouillontafeln, aus Fleiſch- und Zwiebelextract beſteht und braun ausſieht. 1 Loth Maſſe auf 1 Quart Waſſer, etwas Brot eingeſchnitten, ſoll rine durchaus kräftige, gute Suppe geben. Wenn darin bei ſtattfindender Muße im Felde noch aus den nächſten Gärten Rüben, Kohl oder ſonſt zugängliches Gemüſe gekocht wird, ſo hat man den herrlichſten Potage printannier wie nur irgendwo zur Einleitung eines Fünffranken-Diners im Palais-Royal.

Briefwechſel.

— Herrn N. H. in Petersburg. Unbrauchbar

— Herrn *** in Greiz. Die Beziehung auf „Oſtern“ bedingt leider die Ablehnung.

— Herrn R. L. in Stettin. Form und Ton geben Hoffnungen.

(Ausgegeben am 16. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 21. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Rheinfall bei Schaffhausen. Von Friedrich Lampert. — Dampf — Luft — Gas. Von Professor J. B. Schneider. II. — Der Umgang mit Kranken. Nach Florence Nightingale. — Kunst und Handwerk in der Musik. — Die Kunst, glücklich zu sein. — Die Alpenrose. Von Robert Hamerling. — Dankbarkeit. Von R. Georgi. — Neues aus der Welt.

Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Friedrich Lampert.

Schaffhausen ist ein allerliebstes Städtchen, eine sehr gut erhaltene Ausgabe mitteialterlicher deutscher Städteromantik. Es läßt sich ganz gut ansehen, man gefällt sich in den alten Straßen, unter diesen hochgegiebelten, erker- und schnörkelreichen Häusern, an den rauschenden Brunnen und kleinen baumbepflanzten und häuserbeschatteten Plätzen. Wer es sehen kann, der sehe es, und wenn er nur, wie ich gethan, falls er von Zürich kommt und nicht gerade rheinaufwärts will, mit dem einen Zug hinfährt und mit dem nächsten wieder nach Station Dachsen zurückkehrt.

Denn Dachsen, das ist die erste Rheinfallstation, allerdings erst seit neuerer Zeit, aber als solche schon so und mit Recht beliebt, daß schwerlich mehr eine andere dagegen aufkommen kann. Dachsen, ungefähr zehn Minuten Fahrzeit von Schaffhausen entfernt, ist Gast- und Eisenbahnhof zu gleicher Zeit. Wie sonst am Hotel in einer Droschke, fährt man hier hart an der Thür mit dem Waggon vor: der Zug hält unter dem Vordach des schmucken, ganz im Schweizerstil aufgebauten Hauses; die Kellner eilen heraus, man gibt schnell sein Gepäck durch das Fenster ab, bestellt das Mittagsessen und fährt nach Schaffhausen weiter.

Der Zug fliegt hin. In tiefem, walddurchwachsenem Grunde ihm zur Seite treibt der Rhein seine dunkeln, grünen Wogen, zuerst noch so klar und ruhig; jetzt werden sie bewegter, rascher; dort kräuselt sich milchweißer Schaum, hier wird er schon zu hochaufsteigenden Wellen, und jetzt ein Brausen, das das Rollen und Dröhnen des Zugs übertönt, es endlich fast ganz verstummen läßt. Da vor uns ein altes Schloß, jetzt ist es über uns, denn der Zug ist unter ihm durchgefahren, und nun eine schwankende Brücke und unter ihr ein gewaltiger Strom, eine hochaufwallende und gärende Wassermasse, in jähem Sturz dort über die Felsen hinabschießend, flüssiges Silber oder geschmolzenes Erz — nun ist die Brücke überflogen, der Sturz dem Auge entschwunden, nur einzelne Stromschnellen noch sind die Nachzügler des Gewaltigen: — das ist der erste Blick auf den Rheinfall, wenn man über ihn nach Schaffhausen fährt.

Er war auch für mich überwältigend, wie er es in dieser Unmittelbarkeit und Ueberraschung des ersten Sehens für einen jeden sein wird, aber er war auch zu rasch und zu plötzlich wieder schwindend, als daß er hätte völlig befriedigen, völlig meine Zweifel, ob denn wirklich der Rhein-

fall so bedeutend, wirklich seinen Ruf so verdiene, hätte beschwichtigen können. Denn ich gestehe es, ich hatte diese Zweifel gehegt, ich war dem Rheinfall oft nahe gewesen und nicht hingegangen, weil ich zufällig da von Wasserfällen hergekommen war, deren Großartigkeit ich eben für unerreichbar hielt und noch halte. Mir schien der Rheinfall eine gar zu sehr landläufige Berühmtheit zu haben. Und nun? Das bleibt mir auch jetzt noch stehen: sein Name trägt einen großen Theil Schuld an jener Berühmtheit. Der Name Rhein übt eben einen Zauber, ob wir ihm nun dort droben in seiner Jugendwildniß oder drunten in seiner vollen Lebensblüte vom Ehren- bis zum Drachenfels, oder draußen in den Niederlanden, wo's doch schon merklich aus ist mit seinen Reizen, oder hier in seiner Sturm- und Drangperiode begegnen.

Aber, wenn's auch der Rhein nicht wäre, der sich hier so jugendübermüthig und lebenskräftig gehen läßt, der hier einen so heißen Kampf mit Berg und Fels besteht — wir müssen vor jedem Strom, der einen solchen Fall zuwege bringt, Respect haben. Und daß es eben ein Strom ist, der mitten im Laufe, nicht, wie sonst wol bei andern Fällen, am Anfang seiner Bahn, solch abschüssige Wege geht, solchen Ueberstürzungen sich ergibt, das gibt auch dem Rheinfall einen Theil besondern Reizes. Eins hat er nun vorweg voraus: er läßt sich schwer mit irgendeinem andern Fall vergleichen. Zwischen den — sit venia verbo — Alpenfällen, dem Gasteiner, Krimmler, Gollinger, Gießbach u. a., lassen sich eine Menge Aehnlichkeiten finden; zwischen ihnen und dem Rheinfall aber gibt es nur die eine, daß er eben auch ein Fall ist; sonst sind sie grundverschieden. Der Traunfall ist viel kleiner, unbedeutender, der Niagara viel großartiger und gewaltiger: sonst kann man im Sinne des Rheinfalls keinen neben ihm nennen.

Wir haben nur den ersten Blick auf den Rheinfall gehabt und bevor wir die andern thun, wollen wir noch einen auf Schaffhausen werfen. Wir haben gerade Zeit, die Stadt zu durchwandern. Wie gesagt, um ein echt deutsches, gut altschwäbisches Reichsstadtbild aufzunehmen, dazu ist Schaffhausen wie geschaffen. Da ist fast nichts geändert, nichts hineingebaut, alles hübsch beim alten gelassen. Sonst hat an so einer alten Stadt manchmal ein Feuer etwas herausgebrannt und dann die nachfolgende Hand Fremdartiges dazwischengeschoben, allein hier hat man in merkwürdigem Glück seit Jahrhunderten nichts von Feuer gehört und das „fulgura frango" der großen Münsterglocke, deren Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango", Schiller's unsterblicher „Glocke" bekanntlich die erste Anregung gegeben hat, hat für Schaffhausen so ziemlich den Sinn verloren. Wohl ihm! So hat es noch seine spitzen Giebeldächer, seine fensterreichen Erker, seine etwas dunkeln Gassen und Gäßchen, seine alten, die ganze Landseite umschließenden Ringmauern und die festen Thore in ihr und vor allem sein stattliches, die ganze Stadt beherrschendes altes Schloß, Mannoth genannt. Woher der wunderliche Name kommt, ob von munitio oder, wie manche meinen, von „ohne Noth", weil sein Bau 1564 zur Zeit großer Theuerung, um den Leuten Beschäftigung und Brot zu geben, also doch eigentlich ohne besondere anderweitige Nöthigung, aufgeführt worden sei, — das geht uns hier nichts an; wir freuen uns nur des malerischen Anstrichs, welcher das alte Ding der ganzen Stadt gibt, namentlich wenn man draußen am Rhein steht und von dort aus zur Stadt und Burg zurück sich wendet. Da liegt diese so recht keck, trotzig und sicher da und man merkt's ihr an, daß sie, wie sie schon so manches Jahrhundert überstanden, wol gute Lust und Macht hat, auch noch mit mehreren fertig zu werden. Das Schloß hat große Aehnlichkeit mit den heutigen Festungsbauten und besteht aus einem runden Thurm von mehreren Stockwerken, der mit seinem Anbau wol schon im 12. Jahrhundert aufgeführt sein mag, mit 18 Fuß dicken Mauern und bombenfesten Gewölben, von der Form, wie Albrecht Dürer solche Thürme vorgeschlagen hat, mit drei zur Seitenvertheidigung bestimmten runden Vorsprüngen und einer zur Stadt hinablaufenden Anschlußmauer an jedem Ende.

Am Rhein, wo die neue leichte Brücke an der Stelle der einst berühmten, von den Franzosen 1799 zerstörten zum züricher Dorf Feuerthalen hinüberführt, wenden wir wieder um; für die sonstigen wenigen schaffhauser Merkwürdigkeiten, als die Kirchen, die viele Bücher und Handschriften Johannes von Müller's besitzende Bibliothek oder das diesem von seiner Vaterstadt errichtete Denkmal, haben wir keine Zeit mehr: — wir kehren zum Eisenbahnzug und mit diesem nach Dachsen zurück.

Wir gehen leichter von da nach dem Rheinfall zurück als von Schaffhausen die viel weitere

Strecke hinunter und den überraſchendern Blick haben wir jedenfalls vom linken Ufer aus, auf dem wir nun wieder nach Schloß Lauſen, demſelben, unter dem uns vorhin der Eiſenbahntunnel durchgeführt hat, zurückkommen. Es liegt beim Ort Lauſen, maleriſch, auf waldiger Höhe, hart am Rhein und, was ihm ſo ſehr zu ſtatten kommt, juſt über dem Rheinfall. Wer dieſen ſehen will, muß in Schloß Lauſen hinein, an ſeine Fenſter, auf ſeine Altane, in ſeine Gärten hinab. Es iſt eine wahre Zollburg, dieſes Lauſen, im buchſtäblichſten Sinn des Worts. „Ein Franc!" Dieſes unleidliche ſchweizer Schlagwort, ohne das hier nichts zu ſehen iſt, das ſelbſt die höchſten Spitzen und Grate unſicher macht, jeden Naturgenuß beſteuert, iſt auch hier zu hören.

Eine induſtriöſe Kunſthändlerswitwe iſt die Beſitzerin Lauſens und ſo quasi des Rheinfalls; denn ihr Vertrag mit der züricher Regierung gibt ihr das Recht, von jedem Nichtſchweizer einen Franc, von jedem Schweizer 50 Centimes und, da man die Nationalität nicht gleich den Leuten an der Naſe abſieht und die Identität des Landeskindes in jedem einzelnen Fall auf der Stelle feſtzuſtellen wol zu lange aufhält, alſo wol durch die Bank einen Franc Contribution zu erheben. Alle Fluß-, Weg- und andern Zölle mögen fallen, der Rheinfallzoll der Madame Bleuler fällt nicht ſo leicht. Die Frau muß zu etwas kommen. Bleibt nun auch noch ſo mancher harmloſe Reiſende an der Leimruthe ihrer in diverſen Zimmern ausgeſtellten Bilder, Albums, Panoramas u. ſ. w. hängen, ſo ſteckt ſie noch ein paar „Fränkli" mehr in die Taſche, und ſo lange ſie das Leben und der Fall ſein Waſſer hat, hat ſie auch ihr gutes, ihr ſehr gutes Auskommen. Das einzige Gute iſt, daß man den Fremden, ſobald er ſeine Steuer gezahlt, hingehen läßt wo er will und ſo lange es ihm gefällt und ſich nicht noch auch als Erklärer und Führer aufdrängt, — denn da muß man allein ſein; ſo etwas wie der Rheinfall erklärt ſich ſchon von ſelbſt und duldet keine abgenutzte Sprachmaſchine neben ſich.

So ſtand denn auch ich allein dem Rheinfall gegenüber, Mann gegen Mann, Aug' in Aug', möcht' ich ſagen, denn ſo ein Waſſerfall hat gleichſam perſönliches Leben; es iſt wie das Schaffen und Wollen, Streben und Ringen eines Rieſengeiſtes, was wir da vor uns haben; mir redet's immer wie mit tauſend Geiſterſtimmen aus ſolch toſenden, raſenden, in demſelben Augenblick geboren werdenden und wieder ſterbenden Fluten zu. Worte für ſie zu finden, iſt kaum möglich; wir können einen Waſſerfall anſchauen, ſein äußeres Bild ganz gut auffaſſen, allein ſein eigentliches Leben, ſein innerſtes Weſen verſtehen wir nicht; das iſt unfaßbar, darum läßt ſich eigentlich auch ein Waſſerfall gar nicht beſchreiben. Dem geiſtigen Auge verwirrt ſich in der Erinnerung vollends, was ſchon dem leiblichen zu bewältigen ſchwer war; man kann die tauſend und aber tauſend Tropfen, Wellen und Wogen, die alle abwärts ſtürzen und aus ihren unzähligen Theilen die große Waſſermoſaik zuſammenſetzen, ſchwer im Bilde des Pinſels, noch weniger aber in dem der Feder zuſammenbringen und feſthalten. Ein Landſchaftsbild in Ruhe, möcht' ich ſagen, mag dieſe eher zuſammenſtellen, ob's wol gegen die Wirklichkeit noch immer matt genug erſchiene; allein hier, wo alles Bewegung, wo gerade dieſe das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche iſt, verſagt ſie den Dienſt.

Da ſtehen wir auf dem erſten Altan des Schloſſes Lauſen. Wir ſchauen den Rhein hinauf, aufwärts von ſeinem Fall und in den mitten hinein. Drüben auf dem andern Ufer liegt das Rheinfallhotel Weber, Wald, Weinberge um es herum. Der Strom kommt langſam um die Bergecke gefloſſen und zieht ſich in wunderbar wechſelnder Färbung am Ufer hin; dort, wo der Felſengrund mehr zu Tage ſteht, erſcheint er dunkelſchwarz, hart am Ufer grün, dann aber wird er weißer und weißer, denn die Wellen kleiden ſich mehr und mehr in Schaum. Der Sturz iſt nahe. Drunten 45—60 Fuß in der Tiefe ſteht die ungleiche Felſenbarre aus dem Strombett hervor, die dem wilden Fluß den Weg hemmt, die er in keckem Sprung überſetzen will. Vier Felſen ragen wiederum beſonders ſich hervorhebend aus ihr empor, einer wie ein von den Wogen ausgehöhltes Thor anzuſehen. Eine gelbe Landsknechtsfigur mit dem eidgenöſſiſchen Kreuze ſteht auf ihm; ſie ſchwankt im fortwährenden, ſie umbrandenden Wogenſchwall; allein die Felſen ſelbſt auch ſcheinen zu zittern und zu beben; um ſie herum tobt und ziſcht der erregte Strom. Hart über ihnen hat er zum Sturze angeſetzt, gerade auf ſie los hat er ihn gewagt. Ihre ungleiche Richtung und Höhe hat ihn zum Doppelfall gemacht, majeſtätiſch rollen die getheilten, ober- und unterhalb der trennenden Felſen ſich aber gleich wieder die Wogenarme rei-

chenden Waſſermaſſen die immer gleich neuen, gleich gewaltigen Wellen hinab.

Man meint, wenn man den ſchäumenden, milchigen Strom ſo hinabjagen ſieht, nichts könne ihm widerſtehen, er müſſe alles, was ihm in den Weg kommt, zermalmen, und doch wagt ſich das Schifflein da drunten in den Sprudel dicht an die Felſen heran. Es iſt keine Gefahr dabei; man kann von dem auf der kleinen Inſel drunten im Rhein liegenden Schlößchen Wört ganz ſicher auf freilich ſchwankendem Kahn zu den Felſen fahren, ſie erſteigen und ſich ſo mitten im Fall, mitten drin in dieſer wilden Wellen- und Wogenjagd befinden. Man ſieht da ſo recht das Streiten und Ringen, die ganze Gewalt des empörten Elements und doch ſteht man ruhig, ſicher, denn gerade an den Felſen iſt bei aller ſcheinbaren Unruhe das Waſſer ruhiger, da dieſe dem Sturz mitten im Wege ſtehen. Jahrhunderte ſtehen ſie ſo; wie lange ſtehen ſie vielleicht noch? Seit Menſchengedenken haben ſie ſich nicht verändert; aber am Rhein ſelbſt bereitet ſich eine Veränderung vor, zwar ſehr allmählich merkbar, ſehr nach und nach ſich geltend machend, aber ſie iſt doch zu bemerken: die Waſſermaſſe nimmt ab; ſeit Jahrzehnden iſt das progreſſiv beſtätigt worden. Der Rhein hat ſchon oft ſeinen Lauf geändert, mag ſein, daß er's einmal wieder thut, daß man nach Jahrtauſenden nichts mehr vom Rheinfall weiß, wie man früher nichts von ihm gewußt hat; denn er iſt unmöglich gar zu alt, wenigſtens thun ſeiner die Alten nirgends Erwähnung, erſt das Mittelalter hat ihn wahrſcheinlich bei der letzten großen Cursveränderung des Rhein geboren.

Aber jetzt hat's noch keine Noth; jetzt iſt er noch in vollſter Kraft und Herrlichkeit. Geht nur tiefer den Schloßberg hinab, durch das Felſenthor durch, auf das „Kängll", den kleinen Vorſprung dort vor ihm. Ihr fahrt erſchrocken zurück: euch umwirbelt Dunſt und Staub; zornig ſchleudert ihn euch der Fall ins Geſicht, hart an ihm jagen die Wogen vorbei; ihr ſeid mitten in dieſes dämoniſche Leben hineingerathen, immer ſchneller und ſchneller wirft ſich eine der andern nach in den gärenden Schlund. Schaut nicht zu tief hinein: der Schwindel faßt euch, es iſt euch, als zögen ſie euch nach, als müßtet ihr mit, mit ins raſende Ziel, mit ins Zerſchellen und Verderben!

Aber noch kommt's wilder, immer lauter und brauſender, größer und majeſtätiſcher: das iſt drunten auf dem „Biſchoz", dem bugſprietähnlichen Vorſprung, der mitten in den Sturz hineinragt, dem unterſten Punkt des Laufenbergs.

Da begreift man die Größe dieſes Falles, da wird man ganz ſein, da hat er einen ganz gefangen genommen. Denn da hat man nichts als ihn und nur ihn. Er iſt *vor* einem in den hochaufziſchenden Fluten, in der ganzen, hier ſmaragdgrünen Waſſermaſſe, die wie geſchmolzenes Erz vor einem niederwallt, in die man mit der Hand hineingreifen kann; er iſt *unter* einem: an unſern Fuß peitſcht er heran, der Boden ſchwankt unter uns; er iſt *über* uns: wie ein flüſſiger Bogen hat ſich's über unſer Haupt geſpannt. Wir können nicht hinaufſehen, woher ſie kommen, wie vom Himmel niederſtürzen die Wogen über uns weg; ſo furchtbar drängen ſie ſich heran, als wollten ſie uns begraben, und dann ſchwingen ſie ſich doch wieder über uns hin, als ſei's wirklich nur ein luſtiges, leichtes Band, das über uns flattert, und nicht ein rieſiger Waſſerarm, der ſich über uns drohend ausgeſtreckt hat. Wir werden naß, tüchtig naß, aber es iſt doch nur Staub, aber gehörig durchdringender Staub, der auf uns fällt; der Fall bleibt uns doch ſo ziemlich vom Leibe, ſo nahe wir ihm gerückt ſind, ſo ſehr wir uns mitten in ihn hineingedrängt haben. Aber dafür gibt er ſich uns zu hören, ſo laut und vernehmlich, wie wir's nur haben wollen. Rede und Sprache iſt hier verſtummt; es wäre vergebliches Bemühen, ſie hier zur Geltung bringen zu wollen; es kann nichts aufkommen gegen dieſe Donnerlaute, die, die Stimmungen unſers erregten Gemüths begleitend, zuerſt ſchwach, dann wieder laut und voll zu tönen ſcheinen, im Grunde aber doch immer dieſelben ſind: Schöpfungshymnen, ſo wunderbar und gewaltig, wie wir ſie nur an den geweihteſten Offenbarungsſtätten der Natur vernehmen können.

Und er tönt nach, dieſer Donner, grollend, betäubend, wenn wir lange ſchon wieder den dunkeln Waldpfad heraufgeſtiegen ſind und nun den letzten Blick auf den Fall werfen. Ein Regenbogen ſpannt ſich über ihn, der Sonne Morgengruß für ihn, ſein Abſchiedsgruß für uns.

Dampf — Luft — Gas.

Von Profeſſor J. G. Schneider.

II.

Sehen wir, wodurch die enorme Verſchwendung und der entſprechende Verluſt an Brennmaterial

bei unſern Dampfmaſchinen herbeigeführt worden iſt, ſo finden wir bald drei Hauptquellen, aus welchen die ſchlechte Benutzung der Wärme entſpringt. Nämlich:

1) Die Keſſel- oder Feuerungsanlage;

2) die Benutzung des Dampfes in der Maſchine;

3) die Entweichung des Dampfes aus der Maſchine.

In Beziehung auf den erſten Punkt haben wir alſo nach Verbeſſerung der Feuerungsanlagen zu ſtreben; denn nach dem früher ſchon Angeführten gehen bei unſern Feuerungen für Dampfkeſſelanlagen noch immer, je nach Umſtänden, 30—40 Procent der im Brennſtoff enthaltenen Wärme verloren.

Die Beſtrebungen der Neuzeit bieten die Ausſicht dar, daß durch zweckentſprechende Anlagen eine beſſere Gewinnung der Wärme zu ermöglichen iſt. Die Vergrößerung der Heizflächen der Keſſel, die Anwendung von Doppelfeuerungen mit Gegenſtromanordnung, Treppen- und Etagenroſte, zweckmäßigere Behandlung des Feuers, Regulirung des Zugs u. ſ. w., das alles ſind Mittel, um nicht unbedeutende Verbeſſerungen herbeizuführen.

Leider ſind dieſe Mittel nur wenig anwendbar für alle andern Feuerungsanlagen und insbeſondere für unſere Ofen- und Herdfeuerungen, bei welchen die Vergeudung des Brennmaterials in noch weit ſtärkerm Maße ſtattfindet.

Solange wir aber bei dem jetzigen Syſtem der Keſſelfeuerungsanlagen ſtehen bleiben und alſo die erzeugte Wärme von außen durch Metallwände in das Waſſer einführen; ferner die Verbrennungsgaſe und Feuerluft in den Schornſtein abziehen laſſen, kann eine namhafte Verbeſſerung nicht erzielt werden.

In Beziehung auf den zweiten Punkt iſt ebenfalls im Vorhergehenden ausgeſprochen worden, was zu thun iſt, um durch die Wirkungsweiſe des Dampfes in der Maſchine die beſtmögliche Ausnutzung zu geben. Wir haben dahin zu ſtreben, hochgeſpannte Dämpfe mit möglichſt großer Expanſion wirken zu laſſen (alſo Expanſionsmaſchinen mit Condenſation einzuführen), Dampfverluſte zu verhindern und Wärmeverluſte durch Abkühlung in den Dampfzuleitungsröhren und in den betreffenden Theilen der Dampfmaſchine ſelbſt zu vermindern. Die ſtrenge Durchführung dieſer Mittel gibt, wie die Erfahrung zeigt, bedeutende Erfolge.

Endlich in Beziehung auf den dritten Punkt müſſen wir bekennen, daß darin die hauptſächlichſte Quelle der Verſchwendung liegt. Jedes Kilogramm Dampf, welches wir in die Luft entlaſſen, entführt uns 650 Wärmeeinheiten. Bis wir dieſe aber erſt in das Waſſer des Dampfkeſſels gebracht haben, verwenden wir (wegen des Punktes 1) mindeſtens 970 Wärmeeinheiten hierzu, die natürlich verloren ſind. Etwas geringer iſt der Verluſt, wenn der Dampf condenſirt und ein Theil des Condenſationswaſſers als warmes Speiſewaſſer für den Keſſel benutzt wird. Der bei weitem größere Theil des Condenſationswaſſers muß aber unbenutzt weglaufen und wird dadurch der große Verluſt herbeigeführt.

Es müſſen alſo, wie wir ſehen, unſere Beſtrebungen in den Verbeſſerungen der Dampfmaſchinen dahin gerichtet ſein, dieſes Hauptübel zu entfernen. Dies iſt auch vielfach verſucht worden und gehört hierher der ganz richtige Vorſchlag, den Waſſerdampf nicht entweichen, ſondern denſelben ſtets in der Maſchine in ſeiner gasförmigen Geſtalt wirken zu laſſen und nie wieder in tropfbare, flüſſige Geſtalt zurückzuführen. Hierauf beruht die Einrichtung der Siemens'ſchen Dampfmaſchine. In derſelben wird der Waſſerdampf in ſeinen beiden Zuſtänden benutzt. Es wird in einem angemeſſen großen Dampfkeſſel geſättigter Waſſerdampf erzeugt und dieſer in die Maſchine eingeführt, alsdann durch weitere Zuführung von Wärme in überhitzten Dampf verwandelt, welcher als ſolcher die Treibkraft bildet. Nachdem er gewirkt hat, wird er wieder in geſättigten Waſſerdampf verwandelt, wodurch er Wärme abgibt. Die abgegebene Wärme wird alsdann zur Ueberführung einer zweiten Portion geſättigten Waſſerdampfes in überhitzten verwendet, welche wie die erſte Portion als Treibkraft wirkt. Mit dieſer zweiten Portion wird wie mit der erſten verfahren und auf dieſe Weiſe dient immer die abgegebene Wärme der einen Portion zur Ueberführung der andern Portion in Treibkraft. Auf dieſe Weiſe wirkt in der Maſchine immer nur daſſelbe Dampfquantum und es iſt zur Erzeugung deſſelben nur einmal ein gewiſſer Wärmeaufwand nothwendig. Durch Undichtheiten geht jedoch Dampf verloren, welcher natürlich wieder erſetzt werden muß; ferner durch Abkühlung nach außen finden Wärmeverluſte ſtatt, die ebenfalls wieder erſetzt werden müſſen, ſodaß allerdings ein weiterer und beſtändig unterhaltener Wärmezufluß, jedoch, wie ſich von vornherein er-

Digitized by Google

warten läßt, nur in geringerm Maße, stattzufinden hat.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese rationale Benutzung des Dampfes eine bedeutende Ersparung an Brennmaterial erzielt werden muß. Um nun diese schnelle Ueberführung des Dampfes aus dem gesättigten in überhitzten (wodurch er eine bedeutend höhere Spannung erhält) Zustand und aus diesem wieder in den ersten Zustand unter Abgeben von Wärme, die nachher wieder zur Erzeugung von überhitztem Dampf benutzt wird, herbeizuführen, hat Siemens einen besondern Apparat construirt, der einen wesentlichen Theil seiner Maschine ausmacht und von ihm „Regenerator" genannt wurde.

Schon seit 1846 hat sich Siemens mit dieser Maschine beschäftigt. Zwei solcher Maschinen waren auf der letzten pariser Industrieausstellung ausgestellt, die eine von 6—8, die andere von 40 Pferdekräften. Versuche mit diesen Maschinen wurden schon in England angestellt und es ergab sich ein sehr befriedigendes und höchst beachtenswerthes Resultat. Diese Maschinen bedurften pro Pferdekraft und Stunde nur 1 Kilogramm Steinkohlen, während die gewöhnlichen Dampfmaschinen dieser Stärke 3—4 Kilogramm Steinkohlen brauchen.

Nach den obigen Auseinandersetzungen hätte allerdings der Brennmaterialverbrauch noch geringer sein müssen, allein die Wärmeverluste und die unvollkommene Wirkung des Regenerators ꝛc. haben den erwarteten Effect so weit vermindert.

Leider ist es nur bei diesen Versuchen geblieben, denn der Regenerator that auf die Dauer seine Schuldigkeit nicht und die beabsichtigte Regeneration des Dampfes hörte nach und nach auf. Bisjetzt ist es nicht gelungen, die sich darbietenden Schwierigkeiten zu entfernen, und solange nicht ein besserer und vollkommener Regenerator erfunden und praktisch gemacht wird, kann selbstverständlich von der beabsichtigten rationellen Wirkungsweise des Dampfes keine Rede sein. Gelingt es aber, demnächst einen solchen Apparat mit möglichst vollkommener Wirkung praktisch herzustellen und verwendbar zu machen, so haben wir einen bedeutenden Fortschritt in der Ausnutzung der Wärme und Brennstoffersparung gethan. Wir können alsdann wol auf 50—60 Procent kommen, statt jetzt bei unsern besten Maschinen auf 20 Procent stehen bleiben zu müssen.

Schon lange vor der praktischen Ausführung der Siemens'schen Maschine hat man zu nahe liegenden und von der Wissenschaft bezeichneten Mitteln und Wegen seine Zuflucht genommen, um Brennstoffersparung herbeizuführen. Man hat dieser hochwichtigen, volkswirthschaftlichen Rücksicht nicht ihrer selbst wegen unausgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet, sondern war durch die Nothwendigkeit darauf verwiesen worden. Die Ocean-Dampfschiffahrt gab den mächtigsten Impuls hierzu. Die Ocean-Steamer mußten immer größer und mächtiger construirt werden, um die Fahrzeiten abzukürzen; sie brauchten daher mächtige Dampfmaschinen, welche zu ihrem Betrieb kolossale Brennstoffquantitäten nöthig hatten, die mitgeführt werden mußten und den größten Theil des Schiffsraums einnahmen. Ja es mußten sogar Stationen angelegt werden, um Kohlen einzunehmen, wodurch natürlich die Fahrzeiten nicht verkürzt wurden.

Als man erkannt hatte, daß die Bildung des Wasserdampfes sehr viel Wärme in Anspruch nimmt, gleichsam sehr viel Kraft nöthig macht, um den Cohäsionszustand des Wassers zu zerreißen und es in Gas zu verwandeln, so wurden zur Herstellung von Dämpfen andere Flüssigkeiten, die sehr leicht (unter Anwendung von geringer Wärme) verdampfen, nicht nur vorgeschlagen, sondern auch angewendet.

Eine der interessantesten Anwendungen finden wir in der Schwefeläther-Maschine des Dutrembley. Diese Maschine ist zusammengesetzt aus einer gewöhnlichen Dampfmaschine, combinirt mit einer zweiten Maschine, welche durch Aetherdämpfe betrieben wird. Beide Maschinen arbeiten zusammen, können aber auch nach Umständen jede für sich arbeiten. Die Brennmaterialersparung wird aber vorzugsweise durch die Combination beider Maschinen herbeigeführt. Der Wasserdampf wird nach seiner Wirkung in einem gewöhnlichen Cylinder nach einem Gefäß abgeführt, welches in geeigneten Räumen Schwefeläther enthält. Hierdurch wird dieser verdampft und entzieht somit und rasch die im Wasserdampf enthaltene Wärme. Der Wasserdampf wird condensirt und die Aetherdämpfe erhalten aus der vielen abgegebenen Wärme eine hohe zum Arbeiten geeignete Spannung. Sie werden nun der zweiten Maschine zugeführt und arbeiten darin ganz so wie der Wasserdampf in seiner Maschine. Das condensirte, aus dem Wasserdampfe gewonnene Wasser wird alsdann zur Speisung des Dampfkessels gebraucht und natürlich durch äußere Feuerung wieder in Dampf verwandelt. Der Aetherdampf

wird ebenfalls, wenn er gearbeitet hat, in beſondern Gefäßen condenſirt (durch Abkühlung mit immer erneutem kalten Waſſer), alsdann wieder durch den gewirkt habenden Waſſerdampf in Gasform gebracht u. ſ. f.

Wie man ſieht, liegt der Gewinn von Brennſtoff und die höhere Ausnutzung der Wärme einmal in der Condenſation des Waſſerdampfes durch den Aether, ferner in der Aufnahme der Wärme durch den Schwefeläther und endlich hauptſächlich darin, daß zur Condenſation des Schwefeläthers viel weniger kaltes Waſſer als zur Condenſation des Waſſerdampfes nöthig iſt. Dieſes geringe Quantum entfernt daher nur einen geringen Theil der aufgewendeten Wärme. Es ſind ſolche Maſchinen bis zu 40 und für Dampfſchiffe ſogar bis zu 400 Pferdekräften zur Anwendung gekommen. Man brauchte bei dieſen ſtarken Maſchinen pro Pferdekraft und Stunde 1,1 Kilogramm Steinkohlen, während man früher 4,4 Kilogramm nöthig hatte; daher eine ſehr bedeutende Erſparniß an Brennmaterial.

Aber auch dieſe Maſchinen haben nur eine ganz vereinzelte Anwendung gefunden aus Gründen, die ſehr nahe liegen und wozu auch die Gefahr gehört, welche durch die leicht entzündbaren Aetherdämpfe herbeigeführt werden kann.

Noch näher lag es, ſtatt tropfbarer Flüſſigkeiten ſogleich gasförmige Körper, alſo Luftarten, zum Betriebe von Maſchinen zu nehmen, da man bei dieſen motoriſchen Subſtanzen nicht erſt nöthig hatte, den Cohäſionszuſtand durch Wärme zu zertrümmern, ſondern dieſelben ſofort zur Ausdehnung der Gaſe benutzen konnte, wodurch ſie erſt als Triebkräfte auftraten.

In erſter Reihe ſteht, wie wol zu erwarten war, die atmoſphäriſche Luft. Vorſchläge, dieſelbe als Betriebskraft anzuwenden (freilich noch in anderer Weiſe, als eben ausgeſprochen wurde), ſind uralt; auch hat es zu allen Zeiten nicht an Verſuchen gefehlt. Aber die Benutzung der heißen atmoſphäriſchen Luft als Betriebskraft gehört doch mehr der neuern Zeit an. Und unter denjenigen, welche ſich um die praktiſche Herausbildung dieſer Benutzung hohe Verdienſte erworben haben, gehört unſtreitig der Schwede Ericſon.

Bereits iſt in dieſen Blättern (Nr. 9 dieſes Jahrgangs) die Ericſon'ſche ſogenannte caloriſche Maſchine beſprochen worden. Zu ihrer Würdigung und zur richtigen Auffaſſung des bereits Erreichten iſt noch manches anzuführen.

Theoretiſche Betrachtungen weiſen durch einfache Rechnungen nach, daß es allerdings unter gewiſſen Umſtänden möglich iſt, durch die Anwendung der heißen Luft eine bedeutende Brennſtofferſparung herbeizuführen (nur $^1/_3$ bis $^1/_4$ des jetzigen Verbrauchs bei Dampfmaſchinen), und dies mag wol Ericſon dahin gebracht haben, ſozuſagen ſeine ganze Lebensthätigkeit auf dieſes Ziel zu richten.

Leider ſind ſeine unermüdlichen Beſtrebungen noch nicht mit den Erfolgen begleitet worden, welche nach Obigem zu erwarten ſtanden. Er hat uns eine Maſchine geliefert, die zwar höchſt genial erdacht, aber in mechaniſcher Beziehung doch noch ſehr viel zu wünſchen übrig läßt; die ferner nur für geringe Betriebskräfte von 1—4 Pferdekräften ſich praktiſch bewährt hat, aber für größere Motoren nicht brauchbar iſt.

Nach den neueſten Berechnungen und Unterſuchungen ſtellen ſich die Leiſtungen der Ericſon'ſchen caloriſchen Maſchine wie folgt dar: Der Wirkungsgrad iſt für 1 Kilogramm heißer Luft zwiſchen 0,50 bis 0,75, während er bei unſern Dampfmaſchinen, wie ſchon angeführt, zwiſchen 0,40 und 0,75 liegt. Hieraus iſt alſo zu erſehen, daß dieſe kleinen Motoren ſich ſchon jetzt den beſten Dampfmaſchinen an die Seite ſtellen können.

Fragen wir aber wieder nach der Ausnutzung der primitiven Kraft, alſo der Wärme, ſo ergeben die Rechnungen für die Wärmeeinheit einen Wirkungsgrad von 0,04 bis 0,06; alſo von dem Geſammtaufwand der Wärme werden demnach 4—6 Procent ausgenutzt und durchſchnittlich 95 Procent gehen verloren. Gleich mächtige Dampfmaſchinen geben aber einen ähnlichen Wirkungsgrad von 2—4 Procent. Wir ſehen alſo hieraus, daß die caloriſche Maſchine bisjetzt nicht im großen Vortheil gegen die Dampfmaſchine iſt.

Aber, fragt man: Wo bleibt denn der verheißene Erfolg bei den caloriſchen Maſchinen? Dieſer geringe Erfolg in der Ausnutzung der aufgewendeten Wärmemenge iſt genau denſelben Urſachen wie bei den Dampfmaſchinen zuzuſchreiben. Wir verlieren Wärme durch äußere Feuerung (es iſt auch hier eine Art Keſſelanlage vorhanden), ferner durch zu geringe Expanſionswirkung der Luft und endlich hauptſächlich, analog wie bei den Dampfmaſchinen, durch Entlaſſung der gewirkt habenden heißen Luft ins Freie.

Auch hier werden dieſelben Mittel wie bei den Dampfmaſchinen anzuwenden ſein, um die caloriſche Maſchine in ihren Erfolgen zu verbeſſern. Die Theorie dieſer Maſchine weiſt dies

genau nach und gibt auf mehrere andere Punkte vollständig Auskunft. Ihre Wahrheiten haben sich vollständig durch die mislungenen Experimente der Praxis bewährt und das weitere Ankämpfen und Nichtbeachten dieser Wahrheiten wird immer nur vom Ziele weiter entfernen. Wir verdanken die ausführlichste Theorie der calorischen Maschine dem um die Maschinenlehre hochverdienten Hofrath und Professor Redtenbacher in Karlsruhe. Sie wurde schon veröffentlicht zur Zeit, als die Alte und Neue Welt mit größter Spannung auf die Resultate des Ericson'schen calorischen Schiffs in Neuyork wartete und die Construction der Maschine ganz und gar nicht genau bekannt war.

Sie schreibt vor, damit die calorische Maschine nicht nur hinsichtlich ihrer mechanischen Wirkung und hieraus hervorgehenden Wärmebenutzung, sondern auch hinsichtlich ihrer Dimension ein praktisch brauchbarer Motor, selbst für große Betriebskräfte, werde, daß in derselben die atmosphärische Luft hinreichend (wenigstens aufs Doppelte) comprimirt und sehr heiß (mindestens 300° C) angewendet werden müsse; endlich, wie sich von selbst versteht, die gewirkt habende heiße Luft nicht in die Atmosphäre gelassen werde.

Diesen Bedingungen entspricht nun die jetzt bei uns eingeführte calorische Maschine nicht. Sie comprimirt die Luft sehr wenig, macht sie höchstens 250° C heiß und läßt sie in die Atmosphäre entwischen. Daher auch der geringe Erfolg und die großen Dimensionen, welche die Cylinder dieser Maschine bei 2—4 Pferdekräften erhalten. Denn diese Cylinder haben Dimensionen, welche zu 30—40 Pferdekraft bei Hochdruck-Dampfmaschinen ausreichen. Mächtige Motoren würden demnach kolossale Dimensionen erhalten, daher theuer und unanwendbar werden müssen.

Nun bietet aber ferner die zweite der obenangeführten Bedingungen, nämlich Anwendung heißer atmosphärischer Luft von mindestens 300° C, ein Haupthinderniß in der praktischen Ausführung dieser Maschine. Bei dieser Temperatur zerstören sich oder verbrennen die gewöhnlichen Schmiermittel und wir besitzen bisjetzt keinen Stoff, welcher sie bei dieser Temperatur ersetzen und namentlich den Kolben im Cylinder schlüpfrig halten kann. Ist dies nicht der Fall, so entsteht furchtbare Reibung, Erhitzung und Zerstörung der Haupttheile der Maschine.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Der Umgang mit Kranken.

Nach Florence Nightingale.

— — Zur Ergänzung unserer neulichen Mittheilung über die heldenmüthige Pflegerin der Kranken und Verwundeten des englischen Krimheeres geben wir einige Mittheilungen aus ihren „Notes on Nursing", die demnächst in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Die Pflege bei Kranken und Gesunden", eingeleitet durch eine Vorrede des Geh. Sanitäts-Rath Dr. Wolff in Bonn, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen werden und in allen gebildeten Familien Verbreitung verdienen.

Unnöthiger Lärm oder ein Geräusch, welches die Erwartung spannt, das ist es, was dem Kranken schadet. Es ist selten der laute Ton des Geräusches, der Eindruck auf das Gehörorgan selbst, der den Kranken anzugreifen scheint. Wie leicht erträgt gewöhnlich ein Kranker z. B. die Errichtung eines Baugerüstes ganz in der Nähe des Hauses, während er das Sprechen oder Flüstern vor der Thür, besonders wenn es eine bekannte Stimme ist, durchaus nicht ertragen kann.

Ohne Zweifel gibt es Kranke, besonders wenn das Gehirn etwas erschüttert oder sonst angegriffen ist, denen jedes Geräusch wehe thut; aber ein jedes Geräusch mit Unterbrechungen oder ein plötzlicher und scharfer Ton greifen in diesen wie in allen andern Fällen weit mehr an als ein andauernder Lärm, Knarren mehr als alles andere. Das aber steht fest, daß alles, was den Patienten plötzlich aus dem Schlafe weckt, ihn unfehlbar in einen Zustand größerer Erregung versetzen, ihm ernstlichern und bleibendern Schaden bringen wird als ein andauernder Lärm, mag er noch so laut sein.

Nie zu gestatten, daß ein Patient absichtlich oder zufällig aufgeweckt werde, das ist eine Hauptregel aller guten Krankenpflege. Stört man ihn in seinem ersten Schlafe, so schläft er fast nie wieder ein. Es ist eine eigenthümliche, aber ganz begreifliche Erscheinung, daß, wenn man einen Kranken nach einigen Stunden anstatt nach einigen Minuten weckt, er viel wahrscheinlicher wieder einschlafen wird, weil eben der Schmerz, gerade wie die Reizbarkeit des Gehirns, durch die längere Dauer immer heftiger und hartnäckiger wird. Wenn man also durch den Schlaf für das eine oder das andere eine Frist gewinnt,

ſo hat man mehr gewonnen als nur dieſe Pauſe. Die Schmerzen kehren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht ſobald wieder oder doch nicht in gleicher Heftigkeit, während ſie durch Mangel an Schlaf unendlich vermehrt werden.

Ich habe mich oft über die Gedankenloſigkeit, ja die unabſichtliche Grauſamkeit von Freunden oder Aerzten gewundert, die im Krankenzimmer ſelbſt oder im daranſtoßenden Gange lange Geſpräche führen, während der Patient entweder erwartet, ſie jeden Augenblick eintreten zu ſehen oder ſie ſoeben geſprochen hat und weiß, daß ſie von ihm reden. Iſt es ein liebenswürdiger Kranker, ſo wird er verſuchen, ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken und nicht zu lauſchen; dadurch aber wird die Sache noch ſchlimmer, denn die Anſtrengungen, welche er deshalb macht, ſind ſo groß, daß man froh ſein kann, wenn nicht eine Verſchlimmerung auf mehrere Stunden eintritt.

Eine flüſternde Unterredung in demſelben Zimmer zu führen, iſt nun vollends grauſam, denn es iſt für den Kranken unmöglich, auch gegen ſeinen Willen, nicht darauf zu hören. Auf den Fußſpitzen gehen, irgendetwas ſehr langſam im Zimmer verrichten, iſt aus demſelben Grunde nachtheilig. Die Krankenpflege erfordert einen ſichern, leichten, ſchnellen Tritt, eine feſte raſche Hand, nicht einen langſamen, ſchleifenden Gang und eine furchtſame, unſichere Berührung. Langſamkeit und ſanftes Benehmen ſind nicht gleichbedeutend, wiewol ſie oft verwechſelt werden; dagegen ſind Raſchheit und Behendigkeit vollkommen vereinbar mit einer ruhigen und ſanften Art und Weiſe. Wenn Freunde und Aerzte nur beobachten wollten, wie die Geſichtszüge eines Fieberkranken ſich dehnen, wie ſeine Augen rollen, wenn er auf den Eintritt von Perſonen lauert, deren Stimmen er draußen vernommen, ſo würden ſie nie wieder eine ſolche Spannung, eine ſolche Anſtrengung veranlaſſen. Gewiß iſt hierdurch das Phantaſiren oft veranlaßt oder wenigſtens verſchlimmert worden. In einem Fall habe ich den Tod dadurch herbeiführen ſehen. Freilich wurde derſelbe der Furcht zugeſchrieben, da er infolge eines von dem Kranken gehörten langen leiſen Geſprächs über eine bevorſtehende Operation eintrat. Aber wenn man geſehen hat, mit welch heiterer Kaltblütigkeit und mehr als ſtoiſcher Geduld die meiſten Kranken, falls ſie überhaupt eine Operation ertragen können, die Nachricht davon vernehmen, wenn ſie ihnen nur auf geeignete Weiſe mitgetheilt wird, ſo muß man billig zweifeln, daß es lediglich Furcht war, welche die, wie behauptet wurde, in dem eben angeführten Falle ſo bedauerliche Folge hatte. Nein, es war die Ungewißheit, die geſpannte Erwartung, wie die Entſcheidung wol ausfallen werde, welche den Tod herbeiführte.

Sehr bedenklich ſcheint es mir, beſonders zu einer Zeit, wo alle weiblichen Federn in Bewegung ſind, um uns von dem hohen Berufe der Frau zu überzeugen, daß die weibliche Kleidung je mehr und mehr ihnen die Brauchbarkeit zu jedem Beruf benimmt. Sie iſt gleich ungeſchickt für die poetiſche wie für die häusliche Seite des Lebens. Ein Mann iſt heutzutage in einem Krankenzimmer weit weniger ſtörend als eine Frau. Wegen ihrer Kleidung muß dieſe jetzt immer ſchleifen oder wackeln, nur ein Mann kann durchs Krankenzimmer gehen, ohne es in Bewegung zu ſetzen. Was iſt aus dem leichten Tritt der Frau geworden —! Dem feſten, leichten, behenden, den wir oben verlangt haben —!

Die Zuneigung oder Abneigung der Kranken für gewiſſe Leute, aus der man allerlei Lehren über geheimnißvolle Sympathieen und Antipathieen hat gründen wollen, kommt ſehr oft, wenn nicht durchweg, auf die Sorgfalt oder Nachläſſigkeit in dieſem Punkte zurück. Eine Pflegerin mit rauſchendem Kleide iſt der Schrecken des Kranken, auch wenn er nicht weiß warum. Das Rauſchen von Seide und Stahlreifröcken, das Raſſeln von Schlüſſeln, das Knarren von Schnürbrüſten und Schuhen ſchadet einem Kranken mehr, als alle Arznei in der Welt ihm helfen kann.

Ferner gibt es Pflegerinnen, die keine Thür öffnen können, ohne daß alles raſſelt. Oder ſie öffnen dieſelbe viel zu oft, weil ſie nicht an alles denken, was auf einmal hereingebracht werden könnte. Eine gute Pflegerin wird immer darauf halten, daß weder Thür noch Fenſter im Zimmer ihres Kranken klirre oder knarre, daß kein Fenſterrouleau, kein Vorhang hin und her ſchlage. Namentlich wird ſie hierauf Acht geben, wenn ſie ihren Patienten für die Nacht verläßt. Ein Rouleau-Ende, welches heruntergleitet und bei jedem Zuge hin und her weht, iſt eine Marter für den Kranken. Wenn ihr warten wollt, bis euere Patienten euch ſelbſt an dieſe Dinge erinnern, wozu haben ſie denn eine Pflegerin? In allen Ständen gibt es mehr ſchüchterne als anſpruchsvolle Kranke und mancher Patient bringt lieber immer von neuem ſchlechte Nächte zu, als

daß er ſeine Wärterin jedesmal an alles erinnere, was ſie vergeſſen hat.

Alle Haſt und Unruhe iſt für den Patienten beſonders peinlich. Und hat derſelbe irgendein nothwendiges Geſchäft, nicht blos zum Zeitvertreib, zu beſorgen, ſo wird dieſe Unruhe doppelt ſchädlich. Ein Bekannter, welcher unſchlüſſig herumſteht, während der Patient mit ihm über Geſchäfte ſpricht, oder ein anderer, der ſich hinſetzt und langweiliges Zeug plaudert, der eine, weil er meint, er dürfe den Kranken nicht ſprechen laſſen, der andere, um ihn zu unterhalten, handeln beide gleich thöricht. Man ſetze ſich immer hin, wenn ein Patient über Geſchäfte ſprechen will, man laſſe ſich keine Eile anmerken, ſchenke ihm volle Aufmerkſamkeit, wenn er Rath einholen will, und entferne ſich, ſowie die Sache abgemacht iſt.

Auch ſetze man ſich immer dahin, wo der Patient einen ſehen kann, damit er nicht mühſam ſein Haupt wenden müſſe, ſo oft man ſpricht, denn jedermann blickt unwillkürlich auf die Perſon, die redet. Ebenſo quälend für den Kranken iſt es, wenn man ſtehen bleibt und ihn dadurch nöthigt, ſeine Augen fortwährend nach oben zu richten. Wenn man vor dem Krankenbett ſteht, ſo bewege man ſich ſo wenig als möglich und vermeide lebhaftes Geberdenſpiel, wenn man mit dem Kranken ſpricht.

Man laſſe einen Kranken niemals einen Auftrag oder eine Bitte wiederholen, beſonders wenn einige Zeit darüber verſtrichen iſt. Es wird den Kranken, die ſich beſchäftigen können, oft vorgeworfen, daß ſie ſich zu viel mit ihren Geſchäften befaſſen. Sie haben inſtinctmäßig recht. Wie oft hört man die Perſon, welche mit einer Botſchaft beauftragt iſt oder einen Brief ſchreiben ſoll, ſchon nach einer halben Stunde zu dem Kranken ſagen: „Haben Sie es auf zwölf Uhr beſtimmt?“ oder „Wie war die Adreſſe?“ oder noch viel aufregendere Fragen thun, wodurch der Kranke genöthigt iſt, ſein Gedächtniß oder noch ſchlimmer ſeine Willenskraft anzuſtrengen, und zwar alles zum zweiten mal. Es iſt in der That für ihn weniger anſtrengend, ſeine Briefe ſelbſt zu ſchreiben. Das iſt die faſt allgemeine Erfahrung beſchäftigter Kranken.

Dies führt uns auf eine andere Warnung. Man rede nie einen Kranken an von hinten oder von der Thür aus, oder in irgendeiner Entfernung von ihm, oder auch wenn er beſchäftigt iſt.

Dieſe Dinge ſind nicht bloße Einbildung. Wenn wir bedenken, daß bei Kranken wie bei Geſunden jeder Gedanke Nervenſtoff zerſetzt, daß Zerſetzung ſowol als Wiedererſatz von Nervenſtoff immer vor ſich geht, und zwar raſcher bei Kranken als bei Geſunden; daß alſo dem Gehirn plötzlich einen andern Gedanken aufdrängen, während es im Begriff iſt, Nervenſtoff durch Denken zu erſetzen, nicht anderes heißt als ihm eine neue Anſtrengung zumuthen; — wenn wir alle dieſe Umſtände bedenken, ſo werden wir einſehen, daß ein poſitiver Schaden dem Kranken zugefügt wird, ſo oft man ihn aufſchreckt oder ſtört. Leider ſind dies Thatſachen, nicht Einbildung!

Iſt der Leidende durch ſeinen Beruf gezwungen, ſich mit Dingen zu beſchäftigen, die viel Nachdenken erfordern, ſo iſt der Schaden doppelt groß. Wenn man einen Kranken, der im Phantaſiren oder in der Betäubung daliegt, die Nahrung zu raſch eingibt, ſo kann er leicht erſticken; wenn man dagegen erſt ſanft mit dem Löffel über ſeine Lippen fährt und ſo ſeine Aufmerkſamkeit weckt, ſo wird er die Speiſen zwar unbewußt, aber ohne Gefahr zu ſich nehmen So iſt es auch mit dem Gehirn. Wenn man demſelben einen Gedanken, beſonders einen, der einen Entſchluß erfordert, ohne alle Vorbereitung aufdrängt, ſo fügt man ihm einen wirklichen, nicht eingebildeten Schaden zu. Man rede deshalb niemals einen Kranken zu plötzlich an, aber man vermeide es ebenſo ſehr, ſeine Erwartung auf die Folter zu ſpannen. Dieſe Regel gilt übrigens ebenſo gut für den Geſunden als für den Kranken. Ich habe immer gefunden, daß Leute, welche ſich Jahre hindurch beſtändigen Unterbrechungen ausſetzen, zuletzt ihre geiſtigen Kräfte ſchwächten oder einbüßten. Bei ihnen mag der Proceß ohne Schmerz ablaufen. Beim Kranken jedoch verräth der Schmerz den Schaden.

Einen Kranken, der herumgeht, ſollte man nie überraſchen oder ihm nachlaufen, um mit ihm zu ſprechen, oder ihm eine Botſchaft oder einen Brief zu übergeben. Ebenſo gut könnte man ihm eine Ohrfeige verſetzen.

Ich habe einen Patienten geradezu hinfallen ſehen, als ſeine Wärterin unvermuthet ins Zimmer trat, während er ſtand. Dies war nun ein Zufall, welcher der umſichtigſten Wärterin hätte begegnen können. Jenes aber geſchieht oft mit Abſicht. Und wenn man nur ein paar Minuten warten oder ein paar Schritte weiter gehen wollte, ſo wäre der Spaziergang des Kranken wahrſcheinlich zu Ende. Man glaubt es nicht, welche

Anſtrengung es einem Kranken koſtet, auch nur eine Minute ſtehen zu bleiben, um jemand anzuhören. Hätte ich nicht die beſten Wärterinnen und Freunde hierin fehlen ſehen, ſo wäre mir dieſe Warnung ganz überflüſſig erſchienen.

Es iſt durchaus weſentlich, daß eine Pflegerin es ſich zum unverbrüchlichen Geſetz mache, einen Kranken nie anzureden, während er ſteht oder herumgeht, ſolange ſie nicht zu beurtheilen vermag, ob er es ertragen kann oder nicht. Ich bin vollkommen überzeugt, daß viele Unfälle, welche ſchwachen Patienten zuſtoßen, wie: die Treppen hinabſtürzen, Ohnmachten nach dem Aufſtehen u. ſ. w., einzig und allein davon herrühren, daß die Wärterin den Patienten gerade in ſolchen Augenblicken überraſcht und plötzlich anredet, oder wenigſtens von der Furcht des Patienten, dies könne geſchehen. Wenn man den Kranken nur ſich ſelbſt überließe, bis er ſich ſetzen kann, ſo würden ſolche Dinge viel ſeltener vorkommen. Begleitet die Pflegerin aber den Kranken, ſo ſoll ſie ihn ja nicht zum Sprechen auffordern. Es iſt unglaublich, daß Pflegerinnen ſich keine Vorſtellung davon machen können, wie ſehr einem ſchwachen Patienten jede Bewegung Herz, Lungen und Gehirn angreift.

Man gibt den Patienten oft ſchuld, „daß ſie viel mehr leiſten, wenn niemand dabei iſt". Es iſt ganz richtig. Wenn Pflegerinnen nicht dazu gebracht werden können, auf gewiſſe Dinge Acht zu geben, wie wir einige beiſpielsweiſe angeführt haben, ſo findet es auch ein ſehr geſchwächter Kranker in der That weit weniger anſtrengend, vieles ſelbſt zu thun, als es von andern zu verlangen. Und er wird, um ſie ſelbſt auszuführen, ganz unſchuldig und inſtinctmäßig die Zeit benutzen, wo ſeine Pflegerin abweſend iſt, aus Furcht, ſie möchte ihn überraſchen oder ihn anreden gerade im Augenblick, wo er eben nur Kraft findet, ein paar Schritte zu thun. Eine weitere Beanſpruchung ſeiner Aufmerkſamkeit in dieſem Augenblick wird ihn ganz aus den Fugen bringen. Man darf ſicher annehmen, daß ein Patient in einem Zuſtande, wie wir ihn andeuteten, dergleichen Anſtrengungen nicht öfter macht als ein- oder zweimal am Tage und wahrſcheinlich meiſtens um dieſelbe Tageszeit. Und es iſt hart, wenn Pflegerinnen und Freunde die Zeit ſich nicht merken können, um ihn ruhig gewähren zu laſſen. Man bedanke doch, daß viele Leidende zu gehen vermögen, die nicht ſtehen oder ſelbſt nicht aufrecht ſitzen können. Das Stehen iſt von allen Anſtrengungen für den Kranken die angreifendſte.

Alles, was man im Zimmer des Kranken vornimmt, nachdem das Zimmer für die Nacht zugerichtet iſt, vermehrt die Gefahr, ihm eine ſchlechte Nacht zu bereiten, um das Zehnfache. Wenn man vollends ihn aus dem Schlafe aufweckt, dann iſt für ihn die ſchlafloſe Nacht nicht mehr blos wahrſcheinlich, ſondern gewiß.

Einen Wink möchte ich allen geben, die einen Kranken pflegen oder beſuchen, allen, die eine Meinung zu äußern haben über die Krankheit oder ihren Verlauf. Seht euch den Patienten an und betrachtet ihn, *nachdem* er vielleicht eine Stunde lang eine lebhafte Unterhaltung mit euch geführt hat. Dies iſt der beſte Prüfſtein ſeines Zuſtandes. Aber beurtheilt ihn nicht danach, wie er *während* einer ſolchen Unterhaltung ausſieht. Erkundigt euch auch ſo genau als möglich, wie er die Nacht darauf zugebracht hat.

Der Kranke wird ſelten oder nie ohnmächtig während einer Anſtrengung. Erſt wenn dieſe vorbei iſt, kommt die Schwäche. Faſt alle Folgen einer Ueberanſtrengung zeigen ſich nicht während einer ſolchen, ſondern erſt nachher. Gar mancher iſt an den Folgen einer Anſtrengung geſtorben, die, wie man ſich zur Zeit ausdrückte, „ihm gar nicht geſchadet hatte".

Als alte erfahrene Pflegerin warne ich recht ernſtlich vor ſolchen unbedachten Ausdrücken. Ich habe Patienten gekannt, welche die Nacht im Phantaſiren zubrachten, nachdem ſie einen Beſuchenden empfangen hatten, der ſie „beſſer" fand, der meinte, „es fehle ihnen nur Zerſtreuung", der wiederkam und ſagte: „Ich hoffe, mein Beſuch hat Ihnen nicht geſchadet", aber natürlich auf keine Antwort wartete und ebenſo wenig ſelbſt den Kranken beobachtete. Welcher Patient wird wol ſagen: „Ihr Beſuch hat mich ſehr angeſtrengt?"

Uebrigens hat man in dieſen Fällen weder Tod noch Phantaſiren zu befürchten. Weit wahrſcheinlicher treten unbemerkte Folgen ein. Der Beſuchende geht ſtraflos aus, nicht aber der Patient; das heißt, der Patient wird leiden, obwol weder er ſelbſt noch der Verurſacher des Leidens es der wahren Urſache zuſchreibt. Nur eine ſorgfältig beobachtende Pflegerin wird der Sache auf die Spur kommen. Der Patient wird oft nicht einmal ſagen können, was ihm am meiſten geſchadet hat.

Nie an das Bett des Kranken ſich anzulehnen,

oder ſich darauf zu ſetzen oder unnöthig daran zu ſtoßen oder es auch nur zu berühren, das ſind lauter wichtige Regeln der Krankenpflege.

In allem, was wir hier oder ſonſt geſagt, haben wir wohlverſtanden nicht von Hypochondern geſprochen. Zwiſchen wahrer und eingebildeter Krankheit unterſcheiden zu lernen, iſt ein wichtiger Zweig der Erziehung einer Pflegerin. Die Behandlung eingebildeter Kranken bildet einen wichtigen Theil ihrer Pflichten. Aber die für wirkliche und für eingebildete Kranke erforderliche Pflege iſt grundverſchieden und von letzterer ſoll hier nicht die Rede ſein. Ja, viele der Symptome, welche hier angeführt wurden, unterſcheiden gerade wirkliche Krankheit von eingebildeter.

Es iſt wahr, daß hypochondriſche Kranke ſehr oft hinter dem Rücken der Pflegerin etwas thun, was ſie in ihrer Gegenwart nicht thun würden. Ich habe viel ſolche als Patienten gehabt, die bei ihren regelmäßigen Mahlzeiten faſt nichts aßen, aber wenn man Speiſe für ſie in eine Schublade verſteckte, ſie bei Nacht oder heimlich zu ſich nahmen. Die Beweggründe ſind jedoch hier ganz verſchieden. Dieſe thun es um der Verheimlichung willen, während der wirkliche Kranke oft gegen ſeine Pflegerin oder den Arzt ſich rühmt, wenn dieſe es etwa nicht glauben wollen, wie viel er gethan, gegeſſen oder ſich Bewegung gemacht habe. Doch wir kehren zur wirklichen Krankheit zurück.

Kürze und Beſtimmtheit ſind vor allen Dingen nothwendig bei dem Kranken. Theilt ihnen doch euere Gedanken kurz und bündig mit. Wenn ihr auch ſelber Zweifel und Ungewißheit hegt, ſo laßt doch ſie nichts davon merken, ſelbſt nicht — ich ſollte vielmehr ſagen, beſonders nicht — in Kleinigkeiten. Den Zweifel behalte man für ſich, ihnen gebe man beſtimmten Beſcheid. Leute, welche laut denken, deren ganzer Denkproceß ſich, wie bei Homer, offen entwickelt, die alle ihre Beſtimmungsgründe für oder gegen aufzählen, taugen nicht zu Krankenpflegern.

Unſchlüſſigkeit iſt, was alle Patienten am meiſten fürchten. Lieber ſtellen ſie alle ihre Wahrnehmungen zuſammen und kommen ſelbſt zu einer Entſcheidung. Eine Sinnesänderung bei andern, ſei es in Betreff einer Operation oder nur die Umſchreibung eines Briefes, ſtrengt den Kranken ſtets mehr an als eine Aufforderung, den ſchwerſten Entſchluß zu faſſen.

Außerdem iſt in ſehr vielen Fällen die Einbildungskraft in der Krankheit weit thätiger und lebhafter als im geſunden Zuſtande. Wenn man dem Kranken zur Luftveränderung einen Ort vorſchlägt und eine Stunde ſpäter einen andern, ſo wird er ſich erſt auf dieſen und dann auf jenen Ort begeben und beide nach allen Richtungen durchwandern und die in ſeiner Einbildungskraft vorgegangene Raumveränderung wird ihn ebenſo ermüden, als hätte man ihn wirklich an beide Orte gebracht.

Kürze und Beſtimmtheit ſowol der Bewegungen als der Worte ſind im Krankenzimmer eine Pflicht nicht minder als Vermeidung jeglicher Haſt und Eile. Nur wer ſich immer in der Gewalt hat, wird beide Fehler vermeiden: die Langſamkeit wie die Haſt.

Was das Vorleſen betrifft, ſo geht meine Erfahrung dahin, daß, wenn der Kranke zu leidend iſt, um ſelber zu leſen, er auch ſelten das Vorleſen ertragen kann. Kinder, Augenleidende und ungebildete Leute ſowie Perſonen, die durch mechaniſche Schwierigkeit am Selbſtleſen verhindert werden, ſind Ausnahmen. Leute, die ſich gern vorleſen laſſen, ſind gewöhnlich nicht ſehr krank, während bei Fieberzuſtänden oder bei großer Reizbarkeit des Gehirns die Anſtrengung, welche mit dem Zuhören des Vorgeleſenen verbunden iſt, oft das Phantaſiren verurſacht. Ich ſpreche mich hierüber mit großer Schüchternheit aus, weil faſt allgemein angenommen wird, man ſchone einen Kranken durch Vorleſen. Ueber zwei Dinge indeſſen iſt kein Zweifel:

1) Wenn irgendetwas dem Kranken vorgeleſen werden *muß*, ſo thue man es langſam. Man meint oft, je früher fertig, deſto weniger Ermüdung. Man plappert fort im ſtürzenden Galop. Nie gab es einen größern Irrthum. Der Taſchenſpieler Houdin ſagt, das Mittel, eine Geſchichte kurz erſcheinen zu laſſen, beſteht darin, ſie langſam zu erzählen. So iſt es mit dem Vorleſen bei Kranken. Oft habe ich Kranke zu einem ſolchen ungeſchickten Vorleſer ſagen hören: „Lies es mir nicht vor, erzähle es mir.“ Kranke Kinder, wenn ſie nicht zu ſchüchtern ſind, um zu ſprechen, drücken immer dieſen Wunſch aus. Es iſt ihnen allemal lieber, wenn man ihnen eine Geſchichte *erzählt*, als wenn man ſie ihnen vorlieſt.

Unbewußt fühlen die Kranken, daß ſie damit dem Ueberſtürzen, dem ungleichen Gang des Vorleſens, dem Ueberſchleifen eines unwichtigen Theils, ſtatt ihn auszulaſſen, dem Murmeln Einhalt thun. Hält der Vorleſer ſeine Gedanken

nicht beiſammen, bricht er ab, um für ſich zu leſen, oder findet er gar, daß er ein falſches Stück geleſen, ſo iſt die Marter des armen Kranken vollends groß. Gar wenige wiſſen, wie man einem Kranken vorleſen ſollte; ſelten lieſt jemand ſo angenehm vor als er ſpricht. Beim Leſen ſingt er, ſtottert, ſtammelt, eilt, murmelt; lauter Dinge, die er beim Sprechen nicht thut. Das Vorleſen ſollte immer gemeſſen und deutlich ſein, etwas eintönig ohne Singſang, etwas laut ohne Geſchrei und ganz beſonders das Vorgeleſene nicht zu lang ſein. Man verſichere ſich genau, wie viel der Kranke vertragen kann.

2) Die ſonderbare Gewohnheit, im Krankenzimmer für ſich zu leſen und dem Kranken nur hin und wieder Stellen vorzuleſen, welche ihn unterhalten ſollen, öfter aber nur den Vorleſer unterhalten, iſt unverantwortlich gedankenlos.

Woran ſoll denn der Kranke denken während der Pauſen im Vorleſen? Wähnt man, er beſchäftige ſich mit dem, was man ihm vorgeleſen hat, gerade ſo lange als es einem beliebt, für ſich zu leſen, und ſeine Aufmerkſamkeit ſei ſogleich wieder für etwas anderes bereit, wenn es einem gefällig ſein wird, das Vorleſen fortzuſetzen? Ob die Perſon, welcher man auf dieſe Art vorlieſt, nun geſund oder krank ſei, ob ſie etwas oder nichts thue, während man ihr vorlieſt, der Mangel an Selbſtentäußerung ſowie an Beobachtung ſeitens deſſen, der ſo lieſt, iſt gleich unbegreiflich, wenn auch der, dem vorgeleſen wird, oft zu freundlich iſt, um zu ſagen, wie ſehr es ihn peinigt.

Und nun noch etwas in Beziehung auf die leichtfertige Bauart unſerer modernen Häuſer, in denen man jeden Tritt auf den Treppen nnd Dielen im ganzen Hauſe hört, und zwar iſt die Erſchütterung deſto ſtärker, je höher der Stock. Es iſt kaum zu ſagen, wie ſehr ein Kranker darunter leidet, wenn jemand über ihm wohnt. In den tüchtig gebauten alten Häuſern, wozu glücklicherweiſe die meiſten Hospitäler gehören, iſt das Getöſe und das Schwanken verhältnißmäßig unbedeutend. Aber in den leichtgebauten Privatwohnungen iſt es bei der Reizbarkeit, welche gewiſſen Krankheiten eigenthümlich iſt, eine wahre Qual. Unter ſolchen Umſtänden iſt es beſſer, den Patienten in den obern Stock zu betten, trotz der vermehrten Mühe der Treppen, wenn man die Zimmer über ihm nicht unbewohnt halten kann. Man bringt ihn ſonſt in einen Zuſtand von Erregtheit, welchen kein Opium beſeitigen kann. Man verachte ja nicht die Warnung, wenn ein Kranker ſagt, er fühle jeden Tritt über ihm wie einen Stich durchs Herz. Jedes Geräuſch, deſſen Urſache ein Patient nicht auch ſehen kann, wirkt auf ihn wie eine Ueberraſchung, ſodaß Kranke mit beſonders reizbaren Nerven wirklich weniger leiden, wenn andere Perſonen bei ihnen im gleichen Zimmer ſich aufhalten, als wenn ſolche über ihnen wohnen oder nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt ſind. Hier gilt es Stille um jeden Preis, da auch die reinſte Luft, die ſorgfältigſte Pflege in dieſen Fällen ohne Ruhe und Stille nichts helfen können.

Die Wirkung der Muſik auf Kranke wird wenig beachtet. In der That macht ihre Koſtſpieligkeit heutzutage eine allgemeine Anwendung derſelben zur Unmöglichkeit. Ich will hier nur bemerken, daß Blasinſtrumente ſowie die menſchliche Stimme und Saiteninſtrumente mit anhaltendem Tone im allgemeinen einen wohlthuenden Einfluß ausüben, während das Klavier und andere Inſtrumente ohne anhaltenden Ton gerade umgekehrt wirken. Auch das beſte Klavierſpielen wird den Kranken angreifen; eine einfache Volksweiſe dagegen, auf der gewöhnlichſten Drehorgel geſpielt, wird ihn merklich beruhigen, und zwar unabhängig von etwaiger Gedankenverbindung. Dem Geſunden, welcher thätig ſein ſollte, bereitet die Muſik den mühelosen Genuß der Thätigkeit. Dem Kranken, der nicht thätig ſein kann, verſchafft ſie den Genuß und befreit ihn zugleich von der nervöſen Gereiztheit, welche die Unfähigkeit zu jeder Beſchäftigung hervorzubringen pflegt.

Anregungen.

Kunſt und Handwerk in der Muſik.

Der Miserfolg des „Tanhäuſer" in Paris ſoll uns nicht hindern, die großen Verdienſte anzuerkennen, die ſich Paris um die deutſche Muſik zu allen Zeiten erworben hat. Im Jahre 1828 wurde Beethoven zum erſten male in Paris vorgeführt; das Conſervatoire erhob ſeitdem die Wiedergabe ſeiner Symphonieen zu einem förmlichen Cultus. Aus dieſer Verehrung vor deutſcher Muſik entwickelten ſich die glänzenden Erſcheinungen des neuern Virtuoſenthums — Liſzt, Chopin, Ernſt, Thatberg — alle

Digitized by Google

waren sie Träger deutscher Gedanken und Paris baute ihnen Triumphpforten.

Aus diesen genialen Erscheinungen entwickelten sich allerdings mit der Zeit handwerksmäßige. Die Concurrenz erzeugte das musikalische Seiltänzerthum. Unsere Musikzustände wurden zerfahren, inhaltlos, die Periode der Reproduction scheint auf dem Gebiet der Musik ebenso vorüber zu sein wie die der Production.

Ein ehemaliger Klaviervirtuos, Ehrlich aus Wien, ein geistvoller Kopf, der eine überraschende Gewandtheit der Darstellung und Erfindung in seinen Romanen: „Abenteuer eines Emporkömmlings" und „Angelika Kaufmann", bewährt hat, gibt in „Kunst und Handwerk. Roman in drei Bänden" (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1861), sehr lehrreiche und anregende Rückblicke auf seine frühere Laufbahn.

Wenn der Modemusikmacher und Virtuos Chladini denselben günstigen äußerlichen Erfolg erringt, dieselbe Genüge in seinem realistisch-speculirenden Streben wie der nach idealen Principien nur durch und aus sich selbst wirkende Virtuose-Künstler Ewalt; wenn der geniale Herzheim seiner Lorbern nicht recht froh werden kann, weil er bei all seinem Künstlerstolz sich doch zu Concessionen an das „Handwerk" herabläßt; wenn das hochstrebende Talent Horst, der um des äußerlichen Erfolgs, um der „Carrière" willen auf alle mögliche Arten in der Verbindung von Kunst und Handwerk experimentirt und in diesem widersinnigen Dualismus nicht nur nicht seine materiellen Zwecke gerade am wenigsten erreicht, sondern auch seinen künstlerischen Credit und mit ihm seine moralische Selbstachtung mehr und mehr verliert, bis zuletzt seine verfehlte Künstlerlaufbahn die selbstmörderische Kugel endigt: so haben wir ein Bild des modernen Tonkünstlerlebens. Kunst — oder Handwerk —! Das ist die Frage. Unversöhnliche Gegensätze, nur durch einen der Genien zu vermitteln, die den Jahrhunderten selten geschenkt werden.

Zugleich wird in den bunten Lebensläufen dieser Virtuosen die haltlose, falsche und unnatürliche soeiale Stellung nachgewiesen, in die die Tonkünstler sich verirrten, seitdem der Sieg der Romantiker ihnen, als Mitleitern der geistigen Bewegung, eine Rolle in den „Salons" anwies. Es wird namentlich in dem Lebenslauf des unglücklichen Horst gezeigt, wie die jetzigen angenehmen gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen der Tonkünstler sich bewegt, eher verflachend als künstlerisch anregend wirken; wie sie die Eitelkeit befriedigen, aber dem wahren künstlerischen Streben nur hemmend entgegentreten; wie dem Tonkünstler vor allem die Selbstüberwindung noth thut, wenn er wieder zu seiner eigentlichen Bestimmung, zur Freude am Wirken und Schaffen in der Kunst, gelangen will. „Die naive Kunstfreudigkeit", sagt der Autor nur zu wahr, „das Hauptkennzeichen der Tonkünstler aus der Glanzperiode ist nicht mehr da; überall finden wir, daß der Tonkünstler Ansprüche an das Leben erhebt, deren Befriedigung mit der höhern Pflicht seines Berufs nicht in Einklang zu bringen ist. Wer will heutzutage dem größern Ruhme oder dem Gewinne entsagen, um die Reinheit der künstlerischen Gefühle zu bewahren?" Ein bitterer, aber nur zu begründeter, leider auch auf die Schwesterkünste anzuwendender Vorwurf, den nur die wenigsten mit gutem Gewissen werden ablehnen können.

Entsagung! Selbstüberwindung! Rigoroses, ascetisches Wort in unserer materiellen Zeit und doch die unerlaßliche Bedingung zur Künstlerweihe. Einen solchen Entsagenden, Kunstgeweihten sollen wir in Ewalt erblicken, jenem Virtuosen, für den die künstlerische und sittliche Ueberzeugung unzertrennbar ist, der selbst seinem vermeinten Lebensglück entsagt, weil es sich mit seinem künstlerischen Streben nicht vereinigen läßt. Uns dünkt nur das Princip der Entsagung in Ewalt nicht hinreichend genug zur Erscheinung gebracht. Ewalt's schon von Haus aus mit hoher Bildung und Glücksgütern begabte Stellung gibt sich von vornherein zu bevorzugt gegenüber dem von Haus aus mittellosen, ungebildeten und als „Wunderkind" verzogenen Horst, dessen Ruhm- und Ehrsucht, Gewinn- und Genußsucht, sein ganzes rastloses Hinundherschwanken zwischen Ideal und Materie schon durch diese Vorbedingungen, dann aber auch durch die große Concurrenz außer ihm liegender, seinem bessern Streben entgegenwirkender unglücklicher Zwischenfälle fast prädestinirt erscheinen muß. Sollte die Figur Ewalt's den vom Autor offenbar ihr untergelegten Zweck eines in idealer Richtung anregenden sittlich-künstlerischen Vorbildes für den Tonkünstler vollkommen erfüllen, so mußte Ewalt jedenfalls durch eine mehr in den Vordergrund tretende vielseitigere und thatkräftigere Bewährung im Entsagen und Selbstüberwinden, im Kämpfen und Leiden für seine Ueberzeugung ein nachhaltiges Interesse erwecken. Sein Lebenslauf erscheint zu passiv, zu geebnet, zu mühe- und dornenlos, als daß sich nicht unsere Sympathie vielmehr gerade dem zwar an einem falschen Princip zu Grunde gehenden, aber doch von Anfang bis zu Ende für seine künstlerische Existenz rastlos ringenden und kämpfenden Horst zuwenden sollte.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß überhaupt des Verfassers künstlerische Gestaltung seines Stoffs einige Mängel zeigt. So fehlt es vor allem an Concentration. Die Personen wie die Handlungen sind größtentheils lose, mehr äußerlich als innerlich miteinander verknüpft und bleiben oft ohne den nothwendigen Abschluß und lassen das Ganze in allzu fragmentarischer und episodischer Haltung erscheinen. Dies fällt um so mehr auf, als der Verfasser sich in „Angelika Kaufmann" gerade durch künstlerische Concentration und harmonische Abrundung besonders vortheilhaft ausgezeichnet hat, wenn wir auch gern zugeben wollen, daß in der Kunstform des Romans die Individualisirung allgemeiner, unendlich dehnbarer und noch in der Entwickelung begriffener künstlerischer Zustände

ungleich mehr Schwierigkeiten bietet als ein einheitliches, fest in sich abgeschlossenes, schon historisch vorgezeichnetes Künstlerbild des vorigen Jahrhunderts.

Wie mancher Vorwurf auch den Autor in der künstlerischen Verarbeitung seines Materials treffen mag, in der Ansammlnng und Vorbereitung desselben ist er mit Umsicht und Sorgfalt zu Werke gegangen und das specifisch musikalische Thema sehen wir von ihm bis in die geringsten Details erschöpft. Seine Virtuosen auf ihren künstlerischen Kreuz- und Querzügen begleitend, lernen wir die musikalischen Zustände von Paris, London, Wien, Leipzig und dem übrigen Deutschland, Italien, Rußland sehr genau kennen, sehen die Verflachung, die Stillosigkeit, das Schwinden der Künstler, das Dominiren der Handwerker, belauschen die Geheimnisse des Concertwesens, der Composition, der Coterieen, der Intriguen, der Kritik, der Reclame, des Agenturwesens u. s. w. Auch das deutsche Sängerthum und Opernwesen finden wir berücksichtigt in dem episodisch eingeflochtenen „Aus dem Leben einer Primadonna". Ueberall ist das Resultat unsers Umblicks ein mehr betrübendes als erfreuliches. Wir theilen indessen vollkommen die Ueberzeugung des Autors, daß die gegenwärtige Periode eine Uebergangsperiode ist, in welcher die Uebelstände sich bemerkbarer machen als die Symptome der Besserung, und wünschen von Herzen, daß bald das Prognostikon in Erfüllung gehe, das der Verfasser am Schlusse seines Werks der Zukunft des Tonkünstlers stellt.

Die Kunst, glücklich zu sein.

Ihr habt von der Kunst gehört, „Gold zu machen"! Was ist die Kunst, Gold zu machen?

Man mache Schuhe, Kleider, Hüte, man mache Häuser, mache fast alles, was man wolle — ausgenommen vielleicht Bücher — und man macht im Grunde genommen Gold. Das Product der Arbeit, möge es bestehen worin es wolle, verwandelt sich unter den Händen des fleißigen Arbeiters auf ganz natürlichem Wege in das werthvollste Metall.

Ziemlich dasselbe ist, glauben wir, der Fall mit der Kunst, glücklich zu sein.

Man studire Politik, Jurisprudenz, den Handel; man studire den Ackerbau, irgendeine der schönen oder technischen Künste und man studirt im Grunde genommen das Glück, weil, abgesehen von der unmittelbaren Frucht der Geübtheit in diesem oder jenem Zweige des Wissens, es keinen sicherern Weg gibt, glücklich zu sein, als indem man eine redliche Beschäftigung mit Geschicklichkeit und Fleiß betreibt.

Sowie der Mensch anfängt, darüber nachzudenken, wie er aus heiter Haut und unmittelbar glücklich werden solle, so kann er mit Sicherheit darauf rechnen, vollständig elend zu werden.

D'Alembert behauptete einmal in der geselligen Unterhaltung, das Glück wäre das ausschließliche Vorrecht derer, welche die Welt unglücklich nennt. Er wollte damit sagen, daß nur der Arme glücklich sei, und es liegt in dieser Behauptung nicht blos viel Wahres, sondern auch ein großer Trost.

Die gewöhnlichen Güter, welche die Vorsehung unter die klugen und tugendhaften Angehörigen selbst der bescheidensten Volksklassen austheilt, tragen ohne Zweifel zum Glück ebenso viel bei als die eingebildeten und trügerischen Bevorzugungen der sogenannten Glückskinder. Wenn wir aber d'Alembert's Frage umkehren und fragen: „Wer ist der wirklich Elende?" so können wir vielleicht mit Zuversicht antworten: „Es ist der Mensch, welcher fortwährend danach *trachtet*, glücklich zu sein."

Die Erfahrung der Welt in allen Zeitaltern und unter allen Völkern, von Nebukadnezar an bis zu dem unglücklichen Schulknaben, der sogar unter der Last eines Ferientags seufzt, bestätigt diese Ansicht. Dieser Thatsache scheint übrigens eine tiefphilosophische Ursache zu Grunde zu liegen, nämlich, daß das Glück von der Natur nicht zu dem unmittelbaren Ergebniß einer Operation bestimmt ist, die in der directen Absicht, es zu erreichen, ausgeführt wird, sondern im Gegentheil zu dem mittelbaren Ergebniß einer Verrichtung, welche direct und hauptsächlich zur Erreichung eines andern Ziels unternommen wird, welches nach Franklin moralische Vollkommenheit und Tugend ist.

Das große Geheimniß des Lebensglücks besteht darin, daß der Mensch immer etwas zu thun hat. „Je grave", sagte der Graf von Caylus, ein französischer Edelmann, der sich in der wissenschaftlichen Welt durch die Herausgabe einer Sammlung Abbildungen von antiken Vasen mit einem gelehrten und eleganten Commentar bekannt gemacht hat, zu einem andern Edelmann, um sich dadurch zu entschuldigen, daß er sich einer Beschäftigung widmete, welche, wie der andere glaubte, unter ihrer gemeinsamen Würde war, — „je grave pour ne pas me pendre" (Ich gravire, damit ich mich nicht aufhänge).

Allerdings hören wir zuweilen Italiener von dem dolce far niente, der „süßen Wonne des Nichtsthuns", sprechen, aber selbst auf dieser Seite fehlt es nicht an achtbaren Autoritäten zu Gunsten eines entgegengesetzten Systems.

Der Marquis von Espagnola, ein italienischer General, der sich in dem Unabhängigkeitskriege der Niederlande rühmlichst ausgezeichtet hatte, verbrachte den letzten Theil seines Lebens in Zurückgezogenheit und im Genusse einer reichlichen Pension und natürlich im vollen Genusse des dolce far niente. Da er aber einer jener Menschen war, welche, wenn sie keine ausdrückliche Beschäftigung haben, sich auch keine zu machen wissen — wie dies mit Herren dieser Art gewöhnlich der Fall ist —, so fühlte er sich unbehaglich. Während er sich noch in dieser Lage befand, ward ihm der Tod eines seiner frühern Kriegskameraden gemeldet, der es aber blos bis zum Hauptmann oder Obersten gebracht hatte; und als der General fragte, was ihm gefehlt habe, antwortete man ihm, er sei gestorben, weil er nichts zu thun gehabt

habe — „Mori della mallatia di non tenere niente a fare." — „Basta", entgegnete der unglückliche Marquis mit inniger Theilnahme an dem Schickſal ſeines verſtorbenen Kameraden, „basta per un generale" (Das könnte auch einen General umbringen).

Dies ſind alſo ſelbſt auf eine italieniſche Autorität hin die Freuden des dolce far niente. In andern Stellungen und Sphären des Lebens ſcheinen ſie ſo ziemlich dieſelben zu ſein. Man leſe Lafontaine's Geſchichte des luſtigen Schuhflickers, der durch ein Geldgeſchenk unglücklich gemacht wird und es endlich verzweiflungsvoll wieder zu den Füßen ſeines angeblichen Wohlthäters niederlegt, um zu ſeiner frohen Laune und ſeinem Leiſten zurückzukehren. Man ſehe den unglücklichen Schulknaben, auf den wir ſchon vorhin aufmerkſam machten und der an einem Mittwoch oder Sonnabend Nachmittag, ſeiner natürlichen Beſchäftigung entriſſen, der Laſt des Nichtsthuns faſt erliegt. Man ſehe, wie er ſeine Mutter mit Thränen in den Augen bittet, ihm etwas zu thun zu geben, während die arme Frau, wohl wiſſend, daß das Uebel unheilbar iſt, ihn nur dadurch tröſten kann, daß ſie ihn an die Rückkehr zur Schule am nächſten Tage erinnert. Man beobachte den Geſchäftsmann, welcher, wie man zu ſagen pflegt, ſein Schäfchen ins Trockene gebracht und ſich vom Geſchäft zurückgezogen hat, oder den reichen Gutsbeſitzer, welcher ſeiner würdevollen Muße genießt. Wie ſchwer arbeitet er an der Aufgabe des Nichtsthuns, gerade ſo wie ein Schiff ohne Ballaſt, wenn nach einem ſtarken Winde plötzliche Windſtille eintritt, ohne einen Zoll vorwärts zu kommen mehr arbeitet, als wenn es mit einem guten friſchen Winde zehn Knoten in der Stunde zurücklegt. „Wie ſtöhnt und ſchwitzt er", wie Shakſpeare ſagt, „unter der Laſt eines glücklichen Lebens!" Wie brütet er abends zum dritten male über dem Zeitungsblatt, welches er ſchon gleich nach dem Frühſtück zweimal von Anfang bis zu Ende durchgeleſen hat! Ein reicher Kapitaliſt, der durch glückliche Speculationen in dieſe troſtloſe Lage verſetzt worden, hat uns verſichert, daß er die Diener, welche ſein Zimmer aufräumen, oft bittet, dieſe Verrichtung ſo lange als möglich auszudehnen, damit er wieder auf kurze Zeit das entſchwundene Vergnügen genieße, die Ausführung einer nützlichen Arbeit zu beaufſichtigen und ihr beizuwohnen. Aber dies iſt noch nicht das Schlimmſte. Kaum befindet er ſich im Zuſtande vollkommener Ruhe und Beſchäftigungsloſigkeit, ſo drängt ſich eine Schar ungebetener Gäſte — ohne Zweifel dieſelben wie die, welche von dem geſäuberten und gefegten Hauſe des Mannes in der Bibel Beſitz nahmen — bei ihm ein und erklären ſeine Ruhe für gute Priſe. Verdauungsbeſchwerden reißen ihm den ungekoſteten Leckerbiſſen vom Munde, die dampfende Bowle umnebelt ſeine Augen mit unnatürlicher Blindheit und beſtreut ſein Haupt mit dem Schnee eines vorzeitigen Alters. Die Hypochondrie zieht Furchen in ſeine Wangen und hüllt ſeine Stirn in eine immerwährende Wolke. Entzündungskrankheiten freſſen wie der Geier des Prometheus an ſeiner Leber. Der Rheumatismus zerrt ihm an den Gelenken und die Gicht packt ihn an der großen Zehe, ſodaß der arme Mann an allen Nerven und Faſern Folterqualen erduldet, bis endlich der Schlagfluß — im Grunde genommen noch das gutmüthigſte Mitglied der ganzen Sippſchaft — ihm den Gnadenſtoß gibt und ihn vom Elend ſeines Glücks erlöſt.

Das Glück hat große Aehnlichkeit mit dem der abgeſchiedenen griechiſchen Helden in der „Odyſſee", welche dem Ulyſſes freimüthig geſtanden, daß ſie lieber, als Oberbeherrſcher über alle Schatten der Unterwelt, in der Oberwelt der geringſte Tagelöhner ſein möchten. Höchſtens könnte man noch die Definition aufſtellen: Willſt du glücklich ſein, ſo bemühe dich, andere glücklich zu machen!

Die Alpenroſe.

Wo ſchroff umhergeſtreuet
Auf ödem Kalkſteinfeld
Das Hochgebirge dräuet,
In Trümmern eine Welt:
Die Alpenroſe, die holde,
Schimmernd im Morgenthau,
Umſchmiegt mit feuriger Dolde
Die Blöcke, wettergrau.

So ſteht ein Sternlein helle
Im Graun der Winternacht;
So ſchmückt die öde Welle
Der Lotoskelche Pracht;
So raſten Schmetterlinge
Auf welken Blumen und fern
Im Aether Engelſchwingen
Auf einem verkohlten Stern.

Es iſt kein Ort ſo traurig,
Wo nicht, aus Eden entſtammt,
Im Dunkel, wüſt und ſchaurig,
Ein himmliſch Wunder flammt:
Wo nicht um Todesblüte
Ein Lebenskranz ſich ſchlingt,
Nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe winkt!

Robert Hamerling.

Dankbarkeit.

Nie kannſt du, Menſchenkind, dem großen Herrn der Welten,
Was er an dir gethan, bezahlen und vergelten!
So zahle deine Schuld als Gottes Schuld dem andern,
Der läßt ſie weiter fort auf neue Schuldner wandern;
Und ſo wird mit der Zeit ein Danklied aller draus,
Das tönt von Mund zu Mund und geht von Haus zu Haus.

A. Georgi.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus Würtemberg. — Ladislaus Teleki. — Zoologiſche Gärten. — Goethe und Pleſſing. — Briefwechſel.

Ein Brief aus Würtemberg.

— — Wenn man weiß, daß der Ultramontanismus kein Mittel ſcheut, zu ſeinem Zweck, der Beherrſchung der Geiſter und Gewiſſen, zu gelangen, ſo muß er denn auch in Würtemberg vermöge ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß die eigenthümlichſten Hebel in Bewegung geſetzt haben, um den liberalen König Wilhelm zum Unterſchreiben eines Concordats mit Rom zu bewegen. Er wolle in ſeinen alten Tagen Ruhe haben vor weitern Forderungen der katholiſchen Partei, ſoll er geantwortet haben, als er von wohlmeinender Seite auf das Bedenkliche der Sache aufmerkſam gemacht wurde. Allein dieſe Ruhe erkauft ſich nicht durch das Eingehen eines unnatürlichen Verhältniſſes.

Und wie konnte wol eine proteſtantiſche Regierung mit demſelben Rom einen Vertrag abſchließen, das bis zur Stunde die hiſtoriſche Berechtigung der Reformation nicht anerkannt hat, bis zur Stunde die Proteſtanten als Abtrünnige betrachtet und behandelt? Sodann ging die Concordatsbewegung nicht vom katholiſchen Volke Würtembergs aus, ſondern vom hohen, im römiſchen Dienſt ſtehenden Klerus. Das katholiſche Volk hatte ſich unter der toleranten Regierung König Wilhelm's nie über Beeinträchtigung ſeiner confeſſionellen Verhältniſſe zu beklagen, wol aber war es der ultramontangeſinnten Geiſtlichkeit nicht recht, daß ſie dem Kaiſer, d. h. dem modernen deutſchen Staate, gewähren ſollte, was zu beanſpruchen deſſen heilige Pflicht iſt. Freiheit der katholiſchen Kirche verlangten die Ultramontanen und verſtanden darunter ungeſchmälerte, dem Staate in keiner Weiſe mehr verantwortliche Freiheit ihrer Machtentfaltung, die ſich zunächſt über die Gewiſſen des katholiſchen Volks, gelegentlich noch weiter ausdehnen ſollte; dieſelbe Freiheit, die jeder Ariſtokrat für ſich beanſprucht.

Der Concordatsabſchluß ſchien anfänglich die etwas ſchwerfälligen Schwaben wenig zu berühren. Dann folgte im Nachbarland die Bewegung gegen das badiſche Concordat, die hauptſächlich von Katholiken ausging und dort mit der Niederlage des Ultramontanismus endete. Jetzt kam auch etwas Leben in die Schwaben und je näher der Zeitpunkt des Wiederzuſammentritts des Landtags rückte, um ſo zahlreicher wurden in allen Theilen des proteſtantiſchen Würtemberg die Petitionen gegen das Concordat. Nur die würtembergiſchen Katholiken, die doch offenbar bei demſelben am meiſten zu verlieren hatten, ſchwiegen. Sie ſtehen faſt ſämmtlich im Bann einer Geiſtlichkeit, die ſeit den letzten Decennien ſelbſt auf deutſchen Univerſitäten wieder mit jener theologiſchen Milch getränkt wird, die ſogleich ſauer wird oder gerinnt, wenn ſie nur in die leiſeſte Berührung mit deutſcher Bildung kommt. Es iſt das die moderne und ſo beliebt gewordene Phaſe des Katholicismus, wo man Weltſinn und Frömmigkeit vereinigen zu können glaubt.

Die Stimmung des Landes in der Concordatsfrage ſpiegelte ſich auch in der Abgeordnetenkammer. Die proteſtantiſchen Mitglieder ſprachen ſich gegen, die katholiſchen für das Concordat aus. Bewährte Regierungsanhänger, wie z. B. die ehrwürdigen Prälaten, machten der Regierung in dieſer Frage Oppoſition und unter den katholiſchen ſprachen erklärte Gegner des von Linden'ſchen Miniſteriums doch für die würtembergiſch-römiſche Mesalliance, genannt Concordat. Die Abſtimmung ergab 63 Stimmen für Verwerfung und 27 für Genehmigung deſſelben.

Dieſes Reſultat hatte zunächſt nur die Folge, daß der Chef des Cultusdepartements, Hr. von Rümelin, ſeine Entlaſſung nahm und ſie erhielt; im bisherigen Regierungsſyſtem vermochte es nichts zu ändern; dagegen haben ſich nun auf höhere Inſpiration die Katholiken geregt, die maſſenhaft Dankadreſſen an die unterlegenen Concordatsfreunde für ihr Beharren zu Gunſten der guten Sache nach Stuttgart ſenden. Genau beſehen iſt das nur ein zweideutiger Troſt für die Unterlegenen. Wie die Angelegenheit ſchließlich noch ausgetragen wird, iſt abzuwarten.

Ungefähr zur ſelben Zeit, als in Rom die erſte Maſche zu dem Netze geſtrickt wurde, womit der Nachfolger Petri im Schwabenland einen reichen Fiſchfang zu thun beabſichtigte, legte die ſtuttgarter iſraelitiſche Gemeinde den erſten Grundſtein zu einer neuen Synagoge. In aller Stille ſtieg der Bau empor und wölbte ſich in zwei mächtigen Kuppeln, die unſerer Reſidenzſtadt einen charakteriſtiſchen Reiz verleihen. Ueberhaupt iſt der neue Tempel, der am 3. Mai feierlich unter der pietätvollen Theilnahme aller hieſigen Confeſſionen eingeweiht wurde, ein vielbewunderter Prachtbau. Das 65 Fuß lange und 26½ Fuß breite Mittelſchiff erhält ſein Licht durch die beiden Kuppeln, deren jede einen Durchmeſſer von 27 Fuß hat und auf blauem Grunde goldene Sterne zeigt. Die beiden Emporen werden in der Mitte von je zwei Säulen getragen, aus denen über den Emporen je vier verbundene Säulen hervor-

gehen, um als Stütze der Kuppeln zu dienen. Die Wände prangen in reicher Farbenpracht; der Chor, in dessen Mitte sich der Eingang zur Heiligen Lade befindet, ist weiß mit goldener Verzierung. Ueber dem reichen Vorhange, der an dem Eingange zur Heiligen Lade niederwallt, steht in hebräischer Sprache die Inschrift: „Ich stelle Gott mir vor allezeit." An den Eingängen, welche in Form schöner Arcaden zu dem Tempel führen, finden wir in Stein gemeißelt linker Hand: „Oeffnet die Thore, daß ein gerechtes Volk eintrete, das Treue bewahrt!"; rechter Hand: „Oeffnet die Thore der Gerechtigkeit, damit ich eintrete und Gott danke!" Jede der beiden Kuppeln zeigt vier Inschriften mit goldenen Buchstaben und zwar die vordere die Sprüche: „Recht und Gerechtigkeit ist der Wohnsitz deines Thrones, Gnade und Wahrheit treten bei dir vor." „Gott, im Himmel ist dein Thron, dein Reich steht über jeder Herrschaft." „Hier ist meine Ruhe auf immer, hier bleibe ich, denn es ist mein Wunsch." „So hoch der Himmel erhaben ist über der Erde, so stark ist seine Gnade für die Frommen." Auf der hintern lesen wir: „Gott, in Heiligkeit ist dein Weg; wer ist eine so große Macht, wie Gott ist?" „Unsere Hülfe ist bei Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat." „Ehrwürdig, o Gott, ist dein Heiligthum, der Gott Israel's ist er." „Wie ehrwürdig ist dieser Ort, hier ist nichts als das Haus Gottes." Auch an den Capitälen der Säulen sind Bibelsprüche angebracht. Zwei reiche Candelaber, welche von den Kuppeln niederhängen, zwei Armleuchter in den beiden Seitenschiffen und eine Anzahl von Wandleuchtern erhellen bei nächtlichem Gottesdienst den Tempel durch etwa 160 Gasflammen.

Mag der Gottesdienst in dem neuen Tempel auch in geistiger Beziehung stets ein erleuchteter sein!

Ladislaus Teleki.

Es war in Frankfurt am Main und vor dem Jahre 1848, als der Herausgeber d. Bl. den Grafen Ladislaus Teleki kennen lernte.

Sein damaliger Begleiter war Fürst Felix Lichnowski.

Lichnowski galt damals für einen Legitimisten, war touristischer Schriftsteller und theilweise gern gesehener, theilweise gefürchteter Matador der Gesellschaft; seine Affairen mit dem Fürsten Metternich beruhten auf einem Verlangen nach Erfolgen, die in Lord Byron's „Don Juan" paßten.

Teleki schien uns eine weiche, weiblich receptive Natur. Jünger als Lichnowski, mußte er sich gefesselt fühlen vom kecken, herausfordernden Wesen seines Begleiters, der den Polen in seiner ganzen Lebensweise nicht verleugnen konnte und doch in vielen Dingen auf der Höhe deutscher Bildung stand. In den Märztagen des Jahres 1848 hätte nur ein äußerer Anstoß gefehlt, um Lichnowski in eine ganz andere Bahn zu bringen, als die ihn später in Frankfurt am Main zum Opfer seiner eigenen provocatorischen Keckheit und der unglücklichen Wahl jener Kaiserstadt zum Sitz des Parlaments machte. Um die „frankfurter Geldsäcke" herum konnte und wird bei ähnlicher Gelegenheit die ländliche Bevölkerung von vier enclavirten kleinen Fürstenthümern nur die entschiedenste Neigung zur Ochlokratie vertreten. Fürst Lichnowski bewegte sich 1848 in Berlin noch ganz gern unter Volkshaufen. Um ein „preußischer Mirabeau" zu werden, besaß er freilich mancherlei nicht, vorzugsweise nicht die Gabe der Rede.

Teleki war zur Dur-Tonart Lichnowski's eine Ergänzung in Moll und schien damals noch eine schwärmerische, zunächst nur der Poesie und Musik zugewandte Natur. Erst durch seine spätern Berührungen mit den Bewegungsmännern Ungarns kam Teleki zu einem entschiedenern Ausdruck seiner politischen Gesinnungen. Wir erinnern uns seines „Albums", das Erinnerungen an Pesth, Wien, Paris, London enthielt. Die geistige Richtung der damaligen Zeit, die Junges Europa oder Jeune France oder Junges Deutschland genannt wurde, war in diesen Blättern vertreten; Liszt, Chopin, die französischen Socialisten fehlten nicht.

Wenn man Teleki's Selbstmord einen Opfertod im Sinne jener Anregung, die Charlotte Stieglitz ihrem Manne für einen bessern Aufschwung seines poetischen Fittichs geben wollte, genannt hat, so glauben wir, daß Teleki's Geistesrichtung vollkommen befähigt war, eine solche That aus ähnlichen Motiven allmählich vorzubereiten und in Seelenkämpfen, die niemand beobachtete, endlich über sich zu gewinnen. Andere Ursachen, der Druck seines dem Kaiser gegebenen Ehrenwortes mögen zur steigenden Affection seines Gemüths hinzugekommen sein. Jedenfalls auch Verdruß über diejenigen, die in London, Paris, Turin und selbst in Caprera ihr gegebenes Wort nicht hielten. In letzterer Gedankenverbindung darf man wol fragen: Womit möchte man nicht zuweilen diejenigen strafen, die uns verlassen und kränken konnten! Seht, so wirkt euere Lauheit auf mich —! Der Herausgeber d. Bl. schrieb ein Stück: „Liesli". Ein Mann, dem sein Weib nicht nach Amerika folgen will, erstickt aus Zorn nicht sie, sondern sich.

Für uns Deutsche, die wir, trotz unserer täglich wachsenden Gefahren, mit einem unendlichen Phlegma, ja mit dem kältesten Fischblut von der Welt rings um uns her die Welt in fieberhafter Aufregung erblicken, ist das Verständniß der Teleki'schen That ganz besonders erschwert. Vielleicht bemerkte Teleki eine ähnliche Erscheinung in seiner nächsten Umgebung und vollzog eine That, die, gleich der in Kleist's „Hermannsschlacht" geschändeten und zerstückten Jungfrau, ein bärenhäuterisches Volk in Bewegung bringen sollte. In Wahrheit ist sein Tod ein Sieg des kaiserlichen Doppeladlers. Wir verehren in hohem Grade die Sache der Ungarn;

Telekl's Tod sagte aber: Unsere Bewegung ist mehr oder weniger doch nur eine künstliche Selbstanstachelung!

Zoologische Gärten.

Naturforschung wurde von unsern Vorvordern thatsächlich betrieben. Das große Buch der Natur lag vor ihnen offener aufgeschlagen als vor uns. Sie konnten dessen Schrift und dessen Sprache und deren innern harmonischen Zusammenhang besser als wir studiren.

Aus jenen alten Zeiten eines lebendigern Umgangs mit der Natur stammt die große Zahl von Sprichwörtern, die auf Naturbeobachtung Bezug nehmen und deren Bedeutung wir kaum noch verstehen, die aber immer noch im Volke gebräuchlich sind und für das Leben als oft überraschend wahrgenommene Naturgesetze vom größten Nutzen wurden, besonders in Bezug auf den Landbau und häusliche Ein- und Verrichtungen.

Wenn der Bär im Januar seine Pranken in den Boden drückt, bekommen wir ein spätes Frühjahr! Spielen im Februar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken! Und in der That, wenn der Bär im Januar seine Pranken in den Boden drückt, so haben wir in diesem Monate solch warmes Wetter, daß derselbe schon aus seinem Winterschlafe erwacht; auf solche gelinde Winter folgt aber gewöhnlich ein Nachwinter und spätes Frühjahr. Dasselbe ist der Fall, wenn schon im Februar die Mücken spielen.

Du sollst deinen Dünger vor dem Märzmond nicht aufs Feld bringen, damit niemand Schaden leide an seinem Leibe oder seinem Vieh! Diese Regel hatte ihren Grund darin, daß durch den warmen Dünger sonst die Wölfe herangelockt wurden, die sich darin verbargen. Wenn die Hirsche auf der Heide Feuer machen, gibt's kein beständig Wetter, wenn auch die Sonne scheint. D. h. wenn es geregnet hat und einzelne Dunstwolken steigen aus den Waldbergen auf, so ist das ein Zeichen, daß selbst bei eingetretenem Sonnenschein die Luft noch voll feuchter Dünste ist, die wieder als Regen zur Erde niederfallen. An manchen Orten sagen die Leute wol gar, wenn die Hirsche Taback rauchen, regnet es bald wieder.

Die Kenntniß der wilden Natur verlor sich mit der zunehmenden Cultivirung des Bodens und der Ausrottung der Wälder, der Austrocknung der Seen, vollends dem Rückzug der Menschen in die Städte, der Jugend in die Stuben. Nur draußen im Wald der Jäger, im Strom der Fischer, auf dem Acker der Landmann erhielt sich einen Theil der alten Erkenntniß. In dem städtischen Leben wurde die Naturgeschichte nur noch nebenbei von den Gelehrten getrieben und bei dem Volke mischten sich indessen bald Aberglauben und Fabeln mit den alten Sprüchen reiner Erkenntniß.

Der Drang, die Natur wieder gründlicher zu erforschen, ist nicht zu alt. Erst seit etwa einem Jahrhundert erwachte das Studium der Natur zu neuem Leben. Es verband sich mit der Philosophie und ist neuerdings, trotz der Anfechtung mancher einseitigen Theologen, mit dem vollen Bewußtseln seiner ganzen Macht, die Veredelung der Menschheit zur wahren Humanität zu fördern, wieder im Begriff, Gemeingut des Volks zu werden.

Ein Hauptmittel der Unterstützung dieses Aufschwungs für Naturwissenschaft und des Bestrebens, durch sie auch die Humanität zu befördern, waren bisher gute Bücher mit guten Bildern und jetzt hofft man, sollen es auch die Thiergärten werden.

Die Thiergärten werden womöglich so angelegt, daß den Thieren ihrer Natur zusagende künstliche Aufenthaltsorte hergestellt werden. Den Bären gibt man höhlenartiges Gemäuer, den Büffeln gräbt man Sümpfe und Wasserlachen. Den Gemsen baut man künstliche Felsen, den Gazellen bietet man weite Pläne und dem Wildpret schattige Weideplätze; den Raubthieren geräumige Zwinger, wo man sie in ihren kraftvollen Sprüngen bewundern kann.

Zahl und Art der Thiere wechselt in diesen Anstalten häufig, theils durch Ankauf, Verkauf, Tausch, Aufzucht und Absterben. Die Beobachtungen am lebenden Thiere würden aber ungenutzt für uns sein und vergehen, wenn wir nicht genaue Schilderungen von ihnen schriftlich und durch Zeichnung aufbewahrten. Wir wissen es ja, daß ein paar Striche, ja selbst eine mangelhafte Zeichnung nach der Natur unserm Verständniß einer uns unbekannten Sache näher kommt als die gelungenste Beschreibung des Gegenstandes, und selbst diese muß, um verständlich zu werden, möglichst allgemein bekannte Formen zum Vergleich zu Hülfe nehmen. Gehen Beschreibung und Zeichnung nach dem Leben Hand in Hand, so werden wir eine möglichst getreue Vorstellung des Gegenstandes erhalten.

Beide Zwecke sucht für die Sache der Zoologischen Gärten eine Zeitschrift zu erfüllen, die in Frankfurt am Main den dortigen sehr angenehm gelegenen Zoologischen Garten als Anlehnung ihrer Mittheilungen benutzt und von Dr. Weinland unter dem Titel „Der Zoologische Garten" herausgegeben wird (Frankfurt am Main, Sauerländer).

Die bereits gegebenen Abbildungen sowie der Text sind als gelungene anzuerkennen und wäre nur eine öftere bildliche Darstellung wünschenswerth. Der Text hat einen angenehmen populären Ton und ist durch beigefügte Noten zugleich wissenschaftlich gehalten. Wir finden vortreffliche Aufsätze über das Benehmen der Thiere in seelischer Beziehung, was die größte Anerkennung verdient, da gerade dieses Feld noch so wenig bebaut worden ist „Die Thiere sind unsere jüngern Brüder", sagte einer unserer größten Denker, eine Aeußerung, die ein hoher Prälat in Wien, den man zur Unterstützung des dortigen Vereins zum Schutz der Thiere aufforderte, vielleicht nicht mit

Digitized by Google

Unrecht mit den Worten aufnahm: „Ich bedanke mich!“ Denn man kann in ſolchen Bildern und Parallelen auch zu weit gehen. Aber vollkommen begründet iſt es, daß uns die ſeeliſchen Thätigkeiten und deren Aeußerungen am Thier noch mehr intereſſiren dürfen als die äußern Formen. Es liegen in der Thierſeele doch die Keime vorgebildet, die ſich beim Menſchen zur höchſten Blüte entfalten.

Auch Dresden beſitzt jetzt einen Zoologiſchen Garten, deſſen Herſtellung eine Actiengeſellſchaft unternommen hat. Die Lage, in einem abgeſonderten Theil des ſchönen Parks, „Großer Garten“ genannt, iſt ſehr anziehend und die Verzäunung wie der Ausbau der Behälter geſchmackvoll. Nur würden wir eine Anlage in freierer Gegend lieber geſehen haben. Die ſchöne Heiterkeit des pariſer Jardin des plantes finden wir nicht unter den wenn auch an ſich erquickenden, doch düſtern, hohen Bäumen, namentlich im Nachmittagslicht. Die üble Witterung verhinderte bisher den Ankauf und Transport mancher Thiere; doch finden ſich ſchon zahlreiche Gattungen vertreten. Ein Bärenzwinger iſt bereits vollſtändig beſetzt; einſamer ſieht's bei den Affen aus. Vom Kameel, Strauß, Kaſuar und von vielen Vogelarten finden ſich ſchöne Exemplare.

Goethe und Pleſſing.

* In Nr. 3 und 4 d. Bl. gaben wir eine Erzählung von W. Trapp: „In der Eiſenhütte“. Der Held derſelben iſt Goethe. Der junge weimarſche Rath beſucht vor nahezu hundert Jahren den Harz, entdeckt dort die verzweifelnde Stimmung eines alten Bergarbeiters, geht dieſem, als er ihn ſeine Hütte verlaſſen ſieht, nach und hält ihn vom Selbſtmord zurück, den eben der Alte durch Ertränken in einem nahe gelegenen See an ſich vollziehen will.

Da eine Anlehnung an ein Factum vom Verfaſſer nicht geboten wurde, ſo beſtritten wir die Möglichkeit, daß ſich Goethe in „ſo betaillirter Weiſe“ an „äußerſter“ fremder Verirrung hätte betheiligen können und glaubten jedenfalls dem Verfaſſer das Recht der Berufung auf Goethe's damaliges Verhalten zu einem jungen Manne, Namens Pleſſing in Wernigerode, als Anlaß ſeiner Erfindung nehmen zu müſſen, da ſeine Erzählung im Gegentheil dann ein Abwenden Goethe's von Verirrungen ſo extremer Art verlangt haben würde. Denn Goethe erzählt ſelbſt, jener junge Mann hätte öfter an ihn geſchrieben und ihm den ganzen verzweifelnden und im Dunkel irrenden Zuſtand ſeiner Seele mit allerlei Ueberſchwenglichkeiten dargelegt, hätte ihn um ſeinen Rath gebeten und auf Briefe von ihm warten dürfen; dann hätte er ihn in Wernigerode ſelbſt beſucht, ſich einen Maler aus Weimar genannt, ſich alles von ihm wiederholt vorklagen laſſen, was ihm bereits ſeine Briefe ausgeſprochen, auch ſeine Trauer über Goethe's Schweigen; endlich wäre er von dem jungen, nicht unintereſſanten Manne zum Eſſen an den Tiſch ſeiner Aeltern gelaben worden, hätte ſich aber ſchließlich doch nicht beſtimmt fühlen können, ſein Incognito aufzugeben und wäre als Landſchaftsmaler Schmidt wieder abgereiſt. Wir ſagten: „Wir wollen Goethe nicht anklagen. Es war die Zeit des Bruchs mit ſeiner Sturm- und Drangperiode; wer aber Pleſſing durch ſein Bekenntniß: «Ich bin Goethe!» nicht erquicken und aufrichten konnte oder mochte, war kaum jener Rolle fähig, die er in jenem mythiſchen Bilde (mit dem alten Bergarbeiter) ſpielt.“

Im „Deutſchen Muſeum“ findet ein in jeder Beziehung competenter Literarhiſtoriker, Goethe's Biograph, Profeſſor Schaefer in Bremen, daß unſere Worte „hart“ wären und Goethe's ſo mannichfach bewährtes Herz ungerechterweiſe anklagten. Doch möchten wir auf unſere Bemerkungen in Nr. 4 zurückweiſen und wiederholen, daß Goethe in jener erſten weimarſchen Zeit, die ihm ohnehin eine neue Haltung ſeines Benehmens vorſchrieb, eine wunderlich mismuthige, allen ſeinen Freunden damals aufgefallene Lebens- und Menſchenauffaſſung hatte, eine Kühle, die ihm von den nothwendigen Rückſichten ſeiner Stellung, namentlich gegen jene Perſönlichkeiten, vielleicht geboten wurde, die ſich infolge bisheriger geiſtiger Verwandtſchaft und gleicher literariſcher Beſtrebung glaubten an des Glücklichen und ſo Bevorzugten Ferſe heften zu dürfen und doch nur ihm und andern in Weimar Verdrießlichkeiten bereiteten. An Lenzens Benehmen hatte Goethe in dieſer Weiſe genug und mochte wol auch in Pleſſing eine Perſönlichkeit an ſich zu feſſeln fürchten, die ihm mit ihren Unklarheiten und excentriſchen Beſtrebungen in Weimar ſelbſt und für ſeine Stimmung überhaupt nur unangenehm werden konnte.

Die freundliche Entgegnung Schaefer's legt auf dieſe Entſchuldigung keinen Nachdruck, ſondern gibt einen andern Ausweg für die richtige Erklärung dieſer Vorfälle. Goethe ſelbſt hätte, lautet ſeine Deutung, ſich öfters viel ungünſtiger dargeſtellt, als er war. „Statt jener raſchen, liebloſen Trennung —“ ſtatt jenes „kaltherzigen Incognito“ —

Wir könnten unſere Replik hier abbrechen. Denn können wir „harte Worte“ über Goethe geſprochen haben, wenn unſer Gegner uns ſelbſt zugeſteht, daß Goethe's Benehmen gegen Pleſſing „liebloſ“ und „kaltherzig“ war?

Dennoch haben wir unſere Bemerkung gar nicht in ſolcher Schärfe bringen wollen und ſind ganz der Meinung unſers Gegners, derzufolge Goethe's wenn auch eifig umzogenes Gemüth in ſeinem innerſten Grunde weicher, Schiller dagegen ſchroff oder wenigſtens nicht beſonders aus ſich herausgehend war. Doch wir müſſen Schaefer's ganze Meinung berichten. Er ſagt: Jene Handlung gegen Pleſſing, von der Goethe erzählt, hätte gar nicht ſtattgefunden. Goethe hätte ſich vollkommen vor Pleſſing demaskirt und dieſe Form der Darſtellung ſeiner Abenteuer im Harz wäre von ihm nur gewählt worden, weil er in ſeiner Selbſtbiographie „Dichtung und Wahrheit“ geben wollte.

Man muß geſtehen, die Sache wird verwickelt. Wir überlaſſen dem gelehrten Biographen Goethe's, für ſeine Deutung einzuſtehen.

Briefwechſel.

— R. H. K. Das bezeichnete Manuſcript iſt uns nicht zugekommen.
— L. V. in Zürich. Wird erſcheinen.

(Ausgegeben am 23. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 22. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Camellien. Erzählung von Rosa Horn. I. — Dampf — Luft — Gas. Von Professor J. B. Schneider. III. — Die Opfer der Eisenbahnen. — Briefe aus München. V. — Karl Frenzel. — Neue Romane und Novellen. X. — Gedanken von E. von Hinckage. — **Neues aus der Welt.**

Die Camellien.

Erzählung von Rosa Horn.

I.

Grau und neblig dämmerte ein Frühlingsmorgen. Die Straßen einer großen süddeutschen Stadt waren noch ziemlich unbelebt. Nur die Nebenpforte einer nahen Kirche war zur Frühmette erschlossen. Hin und wieder folgte eine alte Frau oder sonst ein Frommer dem Rufe der kleinen Glocke. Schon sprach der Priester leise Gebete.

Da trat eine schlanke junge Frau in das ziemlich einsame Gotteshaus. Ohne in einen der Betstühle zu treten, blieb sie an dem einfachen Pfeiler lehnen, an dem der Weihkessel befestigt war, und folgte ohne Gebetbuch, ja ohne die Hände zu falten der heiligen Handlung.

Diese war bald beendet. Drei oder vier Beter hatten bereits die Kirche verlassen. Endlich that dies, wie aus einem Traume erwachend, auch die junge Frau.

Man ersah wol, sie war nur in die Kirche getreten, weil sie hier am Thor auf irgendetwas wartete. Sie sah nach ihrer Uhr und verglich sie mit dem Zifferblatt der Kirchthurmuhr...

„Es sollte doch der Wagen um 5 Uhr kommen —!" sprach sie vor sich hin und ging auf dem Perron der Kirchentreppe auf und ab — —

Endlich kam eine Postchaise dahergeflogen. Eine ältere Dienerin lehnte aus dem geöffneten Schlage — wenige Minuten und die Chaise hielt an den Stufen der Kirche — Die Dame wollte einsteigen —

Da rief ihr eine freundliche Stimme zu:

„Aber ist's möglich, Fräulein Dalthus! Schon so früh —? Sie wollen sich doch nicht von dem Postillon entführen lassen? Ei wohin denn —?"

Fast schien die Angeredete über diese Worte erschrocken —

„Doctor Waldheim!" sagte sie lächelnd und erkannte den wahrscheinlich soeben in erster Morgenfrühe von einem Kranken kommenden Arzt... „Ich freue mich —"

„Eine schöne Freude — die Sie zu erschrecken scheint! Wir haben heute «Romeo und Julia» —! Und Sie machen noch einen Ausflug nach — nach —?"

Der Doctor lächelte bedeutsam und fast etwas verschmitzt..

„Wir haben heute nicht «Romeo und Julia!»" — sagte die junge Dame — „und ich spiele die Tochter der Capulets überhaupt nicht mehr —! Leben Sie wohl, Doctor! Dank für Ihre Freundschaft!"

„Aber was ist denn das? — Nicht mehr —? Wirklich — Sie werden die Fürstin —? —"

„Adieu, Doctor! Dank für Ihre Güte —!"

„Aber — ich begreife nicht — alſo, ſeit den Camellien hat es ſich wirklich beſtätigt —?—"

Eine hohe Purpurglut flog über die Wangen der jungen Dame —

„Fort!" rief ſie. Sie hatte plötzlich dem Doctor den Rücken gewandt, war eingeſtiegen, die Zofe machte Platz und die Poſtchaiſe, bepackt mit Kiſten und Kaſten, flog davon —

Doctor Waldheim ſtand verblüfft. . . „Was iſt denn das?" ſprach er vor ſich hin. „Alle Welt ſagt ſeit neulich, nachdem ſie bei dem Concert das ganze Kleid mit den prächtigen Camellien beſetzt trug, ſie würde die Fürſtin — — Und nun — „brennt ſie durch —?"

Am Abend meldeten die Anſchlagzettel: „Die für heute angeſagte Vorſtellung kann nicht ſtatthaben, da ſich Fräulein Jenny Dalthus plötzlich entfernt und ihren Contract mit der Direction gebrochen hat."

Man gab „Bürgerlich und romantiſch" und „Die Misverſtändniſſe". Die ganze Stadt war erſtaunt und nicht wenig verſtimmt. Jenny Dalthus war durch Talent, Geiſt und Schönheit ausgezeichnet. Sie verſprach eine der erſten Künſtlerinnen Deutſchlands zu werden. Ihr widerrechtliches Verlaſſen ihres Engagements hatte ſie dadurch gemildert, daß ſie dem Director in einem Schreiben, das er eine Stunde nach ihrer Abreiſe erhielt, ihre Conventionalſtrafe bezahlte. Man war nicht wenig entrüſtet, als man erfuhr, daß der Director dieſe für Jenny Dalthus ſo ehrenvolle Thatſache verſchwiegen hatte.

* * *

Im Walde gab es ein Anweſen, das einem adligen Schloſſe gleich aus den herrlichſten Eichen und Tannen hervorragte.

Es iſt die Wohnung des herzoglichen Oberforſtmeiſters Freiherrn von Dahlen.

Wir hören ihn mit ſeiner Stentorſtimme ſeinem Reitknecht zurufen:

„Acht Grad —! Richtig gezählt —! Zu kalt für die Bienen, Wolf —! Die vorgeſtrige Nacht hat den Bäumen geſchadet — Donner — da liegen meine ſchönen Pfirſichblüten! Nur die Corneliuskirſche hat's nicht gefühlt — aber die iſt zähe wie Unkraut! O meine ſchönen, ſchönen Pfirſiche! Fuchs geſattelt, Wolf!"

„Zu Befehl, Herr Oberforſtmeiſter!"

Der alte Herr, der die arme Corneliuskirſche ſo unter das Unkraut einregiſtrirte, iſt ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer. Ohne Zweifel würde er noch feſter auftreten, wenn er nicht das Podagra hätte. Wolf, ſein Factotum, wärmte Decken und Tücher lange nicht ſo gut wie Theodora von Dahlen, ſeine edle Gattin, die er eigentlich erſt nach ihrem Tode recht zu würdigen begann. Nun waren es ſchon Jahre, daß die Selige drunten im Kirchhofe ruhte — Jahre, daß der Oberforſtmeiſter täglich von ihr ſprach. Letzteres eine Genugthuung, für welche hoffentlich im Jenſeits weiland Frau Theodora von Dahlen mehr Verſtändniß hatte als die große kalte Marmortafel auf ihrem Grabe, die in goldenen Lettern der Welt verkündete, daß unter derſelben die edelſte Mutter, die beſte Gattin ruhte. Ach, jetzt war das Forſthaus öde, ſo öde wie das vorjährige Grasmückenneſt in der Schwarzdornhecke des Gartens! Die Kinder waren ſämmtlich groß geworden und hatten das Aelternhaus verlaſſen. Vor zwanzig Jahren wär's anders. Da lärmten in dem altmodiſchen Jagdſchloſſe vier wilde Knaben und ein kleines Mädchen faſt ebenſo unbändig wie die Brüder. Letztere begrüßte der Herzog, wenn er zur Jagd kam, mit einer graziöſen Verbeugung, die der galante Herr ſtets mit ſolcher Auszeichnung machte, als wäre Elfriede bereits achtzehn Jahre und eine Schönheit erſten Ranges. Frau Theodora von Dahlen war eine vielgeplagte Frau. Erſtens, und vielleicht hauptſächlich, quälten ſie ihre ſchwachen Nerven. Infolge derſelben fühlte ſie ſich durch die Wildheit ihrer Kinder oder vielmehr durch die ſich ſelbſt auferlegte Miſſion, alle Unarten derſelben in möglichſt undurchdringliche Schleier dem Gatten gegenüber zu hüllen, zuweilen outragirt jusqu'au dernier degré. Dieſe Obliegenheit, ſich in ein mehr oder weniger „verfehltes Leben" als eine geborene von Leuchtenhammer fügen zu müſſen, nahm ihr ganzes Leben in Anſpruch, erforderte einen Aufwand von Scharfſinn, von Beredſamkeit, der wirklich die feſteſte Geſundheit, dont elle se résigna, mit der Zeit erſchüttert haben würde. Das war ein beſtändiger, verdeckter Kampf, ein Krieg zwiſchen Liſt und Gewalt. Vielleicht wäre der Oberforſtmeiſter ohnedies bei weitem weniger rude et tudesque geweſen. So aber durchſpähte er mit Argusaugen alles, was man ihm in dieſer Beziehung verhüllte und entdeckte natürlich ſchließlich immer die Wahrheit. Arme Theodora von Dahlen, geb. Freiin von Leuchtenhammer! Es war in der That eine ſtarke Zumuthung an den ſtärkſten Glauben, anzunehmen, daß Hektor, der Souverän der herzoglichen Hunde, das längſt-

Digitized by Google

erſehnte, einzig erblühte und knospenloſe Exemplar der ſchwarzen Nelke abgebrochen haben ſollte! Hatte man je von einer ſolchen Blumenliebhaberei bei Hunden gehört? Warum fiel der guten Frau nur eben kein anderes Individuum als seul coupable ein als Hektor, den ihr Gemahl ſelbſt dreſſirt hatte, deſſen Geiſtesfähigkeiten er ſo genau kannte? In den ſichern Mienen der vier jungen Herren von Dahlen, mit denen ſie dem väterlichen Zorn Stand hielten, war deutlich zu leſen, daß Fräulein Elfriede von Dahlen, die liebliche Schweſter, die Uebelthäterin war. Nun neuer Schrecken — Elfriede était introuvable comme toujours! Stunden vergingen — man durchſuchte alle Winkel — Frau von Dahlen verließ à peu près folle vor Angſt das Haus. Grand ciel, warum haſt du mir das auferlegt! Im Mühlgraben war ſo viel Waſſer — man hatte der Fälle da ſo ſchreckliche! Nun aber erlöſte ſie der Aelteſte des Hauſes von ihrer Angſt durch die Nachricht: Elfriede wäre im Verſchlag bei den Kaninchen und ſoeben hätte ein kleiner Bönhaſe den letzten Reſt der fraglichen Nelke verſpeiſt — — —

Dieſe Zeiten ſind lange vorüber, aber zu unſerer Geſchichte gehört es, wenn wir berichten, daß Elfriede mit allen Anzeichen dermaleinſtiger Emancipation heranwuchs. Das Strickgarn, die Nadeln, dem Waldfräulein unter Thränen und mit den rührendſten Ermahnungen von der Mutter eingehändigt, wurden regelmäßig zu allerhand Jagdutenſilien verwandt. Klagte dann die Paſtorin in dem nahe gelegenen lieblichen Falkenberg über verſäumte Stunden, ſo bekam Frau von Dahlen auf ihrem melancholiſchen Jagdſchloſſe mit dem reizenden Verſailles-Garten ſo heftige Huſtenanfälle, gerieth in ſo viel Vapeurs, daß es dem aufhorchenden Gemahl unmöglich wurde, ein Fragment der verfänglichen Rede zu verſtehen.

Eine halbe Stunde von Schloß Buchheim — ſo hieß der Sitz des Oberforſtmeiſters — lag ein ſchöner Ritterſitz, deſſen Eigenthümer ein Freund des Herrn von Dahlen war. Herr von Braun war jedenfalls ein ſehr ausgezeichneter Mann. Schon darum, weil er unverheirathet war. Herr von Braun war ein wohlthuend vermittelndes Princip im Hauſe des Herrn von Dahlen. Mit ein paar Worten, meiſt lateiniſchen, wußte er den Zorn des Oberforſtmeiſters zu entwaffnen, der erſt ſpäter in dieſe Carrière getreten war und ſtudirt hatte; mit einigen franzöſiſchen den Zorn der chère mère. „Es ſind ja doch Kinder", ſagte Herr von Braun, „und obendrein Ihre Kinder, amice!" Oder: „So laſſen Sie doch die Sachen ein wenig gehen, beſte, gnädigſte Frau! Elfriede est pourtant son mignon!" Das hatte denn ſo ungefähr die Wirkung eines kräftigenden elektriſchen Stroms.

Die einzige, die dieſen Vermittelungsverſuchen nicht immer Gehör gab, war die kleine, abſonderlich ſich entwickelnde Elfriede ſelbſt. Erzählte ihr Herr von Braun in der Abſicht, zu verhüten, daß das Kind ſich nicht gelegentlich einmal mit den unvorſichtig ergriffenen Büchſen ſelbſt erſchieße, von einer gewiſſen gefährlichen Waſſerſpinne, die ganz unbemerkt ihr Netz über die Mündung des Flintenlaufs hinwegzöge, was zur Folge hätte, daß das Gewehr ſpringe, ſo glaubte Elfriede an ſolche unbemerkte Wunder nicht. Ein Glück, daß ſie es nicht that. Sonſt hätte ſie die ſchlammigen Regionen des großen Teichs nicht geſcheut, um ſich zu überzeugen, daß das fragliche Ungethüm keine Mythe war.

Ein Ereigniß im Forſthauſe war der alljährlich ſich wiederholende Beſuch einer ältern Schweſter des Oberforſtmeiſters.

Fräulein Apollonia von Dahlen war unvermählt und lebte in der einige Meilen entfernt liegenden herzoglichen Reſidenz. Für vier Wochen verließ ſie jährlich die Stadt, um ſich in der friſchen Waldluft Buchheims beim Bruder zu erholen. Was der Reiſewagen der guten Dame an Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten alles enthielt, läßt ſich nicht beſchreiben. Es gehörte für ſie zu dem Genuß einer Reiſe, ſolange wie möglich alles zu derſelben vorzubereiten, acht Tage zuvor die Koffer zu packen, ein halbes Dutzend Hutſchachteln anzufüllen und ſich mit einer ſolchen unzählten Menge von Gegenſtänden zu belaſten, als gelte es, eine Nordpolerpedition zu unternehmen, um Kapitän Franklin aufzufinden. Denn ihrer Schwägerin gab ſie auch darin ganz recht, daß Buchheim eigentlich in Sibirien lag. Nur unter ſolchen Bedingungen reiſte Apollonia von Dahlen. Nur dann erſt konnte ſie mit Ruhe ihren Reiſewagen beſteigen, wenn ſie zwanzig Viſitenkarten zum Abſchied an nahe und entfernte Freunde verſchickt hatte und wenn ihre nächſten Bekannten am Wagen ſelbſt die Abſchiedshand reichten. Tief verletzt würde ſie ſich gefühlt haben, wenn der Hausarzt am Wagenſchlag gefehlt hätte. Der Herzogin-Witwe wurde zwei Tage vorher ein ſolenner Abſchiedsbeſuch, der jedesmal

eine neue Robe erforderlich machte, abgeſtattet. Nach dieſer Ceremonie wurde die Kaſſette mit den Werthpapieren feierlich dem Zahlmeiſter der Herzogin zur Aufbewahrung überantwortet. Nur der große Brillantſchmuck reiſte mit. Man hatte zwar nichts von einer nahen Kindtaufe im Hauſe des Oberforſtmeiſters gehört — es gab aber rundum Familienereigniſſe genug, zu welchen man die blitzenden Steine gebrauchen konnte. So wurde das Etui in eine Ledertaſche im Fonds des Wagens geſchoben. Ueber derſelben hatte die große ſilberne Reiſeuhr ihren Platz; denn die Taſchenuhren waren für ſolch außergewöhnliche Ereigniſſe nicht geprüft genug. Und ſagen wir's nur, Fräulein Apollonia war im übrigen eine ganz liebenswürdige Perſönlichkeit. In der kleinen Reſidenz, wo ſie alle Leute kannten, fiel ihr meiſt grellfarbiger Mantel ebenſo wenig als ihr breites Stirnband mit einer Agraffe — je nachdem von Amethyſt oder Rubin — auf. Kleine Unregelmäßigkeiten gehörten zu ihrer „Genialität". Ein nicht ganz ſauberes Hutband oder eine vielleicht geknickte Feder oder eine vergilbte Blume fanden vollſtändige Toleranz. Man wußte ja, ſie war eine excentriſche Natur und konnte nicht anders ſein, als ſie war. In vielen Dingen gab Fräulein von Dahlen den Ton an. Jedenfalls in Theaterangelegenheiten. Ihre Schwärmerei für die Kunſt und die Künſtler, namentlich aber dramatiſche, kannte keine Grenzen. Allabendlich ſaß ſie in einem kleinen Damenkreiſe im Theater, das für die kleinen Grenzen des Herzogthums ziemlich glänzend beſtellt war. Fräulein Apollonia ſchwärmte für die Beſetzung der Stücke, die Vervollſtändigungen des Perſonals, für Gaſtſpiele, für das nächſte Repertoire und zählte alle Hervorrufungen. Eingeniſtet in ihren Fauteuil von rothem Sammt, wurde ſie zuhörend wieder jung. Dort hörte ſie manches, was ſie in ihrem einſamen Leben eben nicht gehört hatte und vielleicht doch gern gehört haben würde. Dort konnte ihr Herz alle Liebesſchwüre hören, die ſie nie vernahm. O, ſie fühlte ſich ſo warm und voll Herzklopfen wie mit achtzehn Jahren, wenn Hr. Müller oder Hr. Schulze oben auf den Bretern ſeine Liebe betheuerte. Dort konnte ſie den Schmerz genau nachfühlen für Entbehrungen, die auch ihr das Schickſal auferlegt hatte. Ungeſehen konnte ſie eine etwa aufſteigende Thräne trocknen — Sie haßte eigentlich den Sommer — weil in ihm die Theaterſaiſon aufhörte.

So kam Fräulein Apollonia von Dahlen jährlich in das Haus ihres einzigen Bruders, um mit der künſtleriſch geſchulten Liebesfülle ihres Herzens dort jung und alt zu umfaſſen. Welch ein Jubel unter den Kindern! Man ging der Tante entgegen. Man erdrückte ſie faſt mit Küſſen und Umarmungen. Die Kinder ſtürmten natürlich den Wagen. Die Oberforſtmeiſterin litt Todesangſt, ihr Gemahl war jedoch an jenem freudigen Tage gewöhnlich duldſamer wie ſonſt. Was war es denn auch, wenn die theuern Kinder heute ein paar Scheiben zerdrückten? Das verſicherte ſchluchzend am Halſe ihres Bruders Fräulein Apollonia — die Kinder waren ja ſo gewachſen, ach und ſo lieb und ſo gut — und da gab es denn einen Ueberfluß geöffneter Schachteln, mechaniſcher Puppen, pariſer Dragées und bauſchiger Stoffe. Man ſtaunte, wo das alles herkam und — wo es ſo ſchnell hinging! Denn die erſten Umhüllungen blieben gewiß auf den Flieſen der Einfahrt, genau unter dem majeſtätiſchen Geweih eines Zwölfenders, an irgendetwas hängen und zerriſſen gleich. Und nach einigen Tagen hatte bei vorkommenden Fällen Frau Theodora von Dahlen ſchon die treueſte Gefährtin für ihre Thränen. Ja die gute Schwägerin konnte dem Bruder gegenüber ſogar anzüglich werden, wenn es galt, den Kindern Recht zuzuſprechen, vollends der lieben, guten Elfriede, die mit ihren feſt auftretenden kleinen Füßchen ihr als ein wahres Heldenkind erſchien. Sie war geradewegs eine kleine Jungfrau von Orleans! Mit einem Worte ein ſich „zweifelsohne herrlich entwickelndes Kind —"!

In alle dieſe glänzenden Ahnungen fiel eine kleine Begebenheit, die Elfrieden in Wirklichkeit Gelegenheit gab, darzulegen, daß ſie wenigſtens die Anfänge eines Charakters mit ſich trug und als deſſen erſte Darlegung man wol die Fähigkeit ſtarker Zu- und Abneigung bezeichnen kann; eine Begebenheit, die wir ihrer Erfolge wegen erzählen müſſen.

Herr von Braun traf Elfrieden, als er langſam über eine junge Forſtpflanzung hinwegritt, in Gemeinſchaft ihrer Brüder unter einer alten Eiche, wo ſie das jüngſt erhaltene Strickgarn eben zu einer Schnur verarbeiteten, vermittelſt welcher der älteſte Junker von Dahlen den Gipfel des Baums und ein dort befindliches Vogelneſt zu erreichen gedachte.

Herr von Braun ſaß ab und ſuchte lachend die verſtreuten Nadeln von der Erde auf, bemächtigte ſich des ſehr zuſammengeſchmolzenen Garnknäuels und ſchob beides in ſeine Taſche. Dann fragte er etwas ſchmunzelnd Elfrieden, die

ſich deſſen nicht verſah, ob ſie wol von dem „Raub der Sabinerinnen“ gehört hätte? Dabei hob er ſchnell das Fräulein in den Sattel, ſchwang ſich gleichfalls aufs Pferd und fort ging es dem Pfarrhauſe zu.

An der Kirchhofsmauer endete der forcirte Ritt.

Elfriede ſagte wider Erwarten kein Wort. Aber von dem Augenblick an, wo ihr Herr von Braun dann ſcherzend den Arm bot und ſie vollends mit allerlei ſchmeichelnden Redensarten nach dem Pfarrhauſe führte, konnte ſie ihn „nicht mehr ausſtehen“. Sie haßte keinen Menſchen auf der Welt mehr als den penſionirten Regierungsrath von Braun.

Der Freund ihrer Aeltern bemerkte das ſofort und wollte bei jeder Gelegenheit vermitteln. Elfriede blitzte ihn aber regelmäßig mit ihren Augen an, als wollte ſie ſagen: Mit uns iſt es aus — merk' dir's —! Dann ging ſie davon und ließ Hrn. von Braun in der unbehaglichſten Stimmung allein. Eine ſolche frühe Charakterthat macht ſtark und nach außen hin ruhiger im ganzen Benehmen.

So vergingen ein paar Jahre. Elfriede wuchs heran. Die Brüder kamen auf Gymnaſien und Hochſchulen und beſuchten das Aetternhaus nur in den Ferien. Sie hatten ſich, wie das häufig zu gehen pflegt, aus wilden, unbändigen Knaben zu geſetzten, vielverſprechenden jungen Männern entwickelt. Jetzt weinte Frau Theodora zwar auch noch gern, aber nur vor Freude.

In das ſtille Einerlei des Waldlebens, der Beſuche, des vierwöchentlichen Troſt- und Zerſtreuungsaufenthalts für die Sommerferien der Bühne ſeitens der guten Tante kam abermals eine für die Zukunft charakteriſtiſche Kataſtrophe. Was eigentlich den Hrn. von Braun beſtimmte, an alle benachbarten Bekannte und Freunde Einladungen zu einem Feſte zu ſchicken, wußte niemand. Genug, es geſchah. „Fräulein Elfriede von Dahlen“, ſo hieß es auf der Karte, wurde mit eingeladen. Es war das erſte officielle Eintreten in die Welt. Unbeſchreiblich war die Aufregung des jungen Herzens. Was ſollte ſie thun, um — — nicht mitgehen zu müſſen? Denn das war ihr Gefühl und ihre Abſicht, als ſie den Namen Braun las. Sie brannte vor Sehnſucht, den erſten Walzer zu verſuchen, den ſie zur Geige des Cantors in Falkenberg gelernt hatte; aber wol gar mit Braun —? Ihre Abneigung war unbeſiegbar. Sie ſchlich nach Hauſe. Die Brüder waren nicht da. Unerbittlich garnirte man bereits das von Tante Apollonia für alle Fälle erhaltene erſte Ballkleid. Schüchtern wagte ſie endlich der Mutter ins Ohr zu flüſtern: „Mama, ich kann nicht mitgehen!“

Frau Theodora ließ vor Befremden die Spitzengarnirung, die ſie in den Händen hatte, fallen —

Jetzt war der Anfang gemacht. Elfriedens Muth wuchs. Krankheit vorzuſchützen fiel dem jungen Weſen nicht ein. Die Mutter blieb „ſtarr“, „perplexe“ —

Das verhängnißvolle Wort der Verneinung kam natürlich vor den Vater. Der Herr Oberforſtmeiſter vergaß den Dampf ſeiner Pfeife, die er gerade im Munde trug, und gerieth ins Huſten. Das wunderwirkende Geheimniß eines ſanften Worts kannte er nicht. Als Elfriede ihm auf ſeine Fragen nichts erwiderte, wurde der Mann wild und leidenſchaftlich. Elfriede fing an zu weinen; der dictatoriſche Ausſpruch lautete, unbedingt zu gehen. Da widerſprach ſie denn freilich nicht mehr. Die Nothwendigkeit zu gehen lag unabweislich gegeben. Aber nun ſollte ſie ſogar in Ausſicht auf einen Tanz mit Braun, in Ausſicht auf gewiſſe munkelnde Reden, wie: „Ein allerliebſtes Paar!“ u. dgl., heiter ſein? War es denn nicht genug, daß ſie nicht über die Schlinge, die man ihr immer mehr zuzuſchnüren drohte, weinte? Nicht genug, daß ſie ſich ſtill der Nothwendigkeit, für die wahrſcheinlich doch wol Erkorene und Künftige des Hrn. von Braun zu gelten, fügte?

So kam der Tag. Hrn. von Braun's ganzes Hausweſen zeigte eine verjüngte Richtung. Es war, als wäre eine junge, elegante Frau von Braun bereits inſtallirt. Man konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß alle dieſe ſcharfblickenden Anordnungen von einer alten, unverfänglichen Haushälterin von einigen ſechzig Jahren ausgehen ſollten, die auf Hechenthal nach dem Rechten ſah. Regierungsrath von Braun ſelbſt war ein in der That noch ganz hübſcher Mann. Der Oberforſtmeiſter zeigte, aus dem Wagen ſteigend, jene glänzende Stimmung, in der der alte Herr ſich außerhalb ſeines Hauſes immer befand. Elfriede wäre lieber in den erſten beſten Abgrund geſprungen als Hrn. von Braun's Hand anzunehmen, die ſich ihr bereits zum Ausſteigen darreichte; und doch konnte man nicht allzu feſt auf die Rückſicht des Vaters rechnen, das ſagte der flehende Blick der Mutter und die eigene, kindliche Aengſtlichkeit. In der Halle duftete es auf-

Digitized by Google

fallend ſtark nach Myrte. Das war kein Wunder; die Treibhäuſer von Hechenthal waren berühmt für Myrtenpflege. Der Gärtner hatte Treppen und Geländer reich mit dem verhängnißvollen Strauchwerk garnirt. Zum Glück hatte Elfriede noch nicht mehr als einen Walzer gelernt. Sie mußte ihn mit dem Wirth zum beſten geben und ein „Magnifique!" über das andere beglückte die Mutter, ein „Carissime, Elfriede iſt allerliebſt!" nach dem andern den Vater. Elfriede bekam eine Glut und ſo heiße Hände, daß die Mutter es durch die Handſchuhe hindurchfühlte. Enfin —! Elfriede hatte Erfolg. Als man im Wagen ſaß, rückte Herr von Dahlen mit großer Behaglichkeit den Kragen ſeines Pelzes zurecht, lobte den ſchönen Beſitz und das alte cordiale Haus, den Beſitzer. Er ſagte wenigſtens mit ſeinen Blicken: Hr. von Braun wäre ihm als Schwiegerſohn ſchon recht! Und bedeutungsvoll öffneten ſich ſchon die mütterlichen Arme, um das bedrängte Kind ans Herz zu ziehen.

Am Morgen nach dieſem Ball fand man für nöthig, daß Elfriede auch Française und Galopade tanzen konnte. Auch das Franzöſiſchſprechen mußte vervollkommnet werden. Die Frau Paſtorin war mit ihrem Latein am Ende. Sie hatte jetzt ſchon alles dem „klugen Kinde" allein überlaſſen und ſie ſchwelgten beide im curſoriſchen Leſen der „Claſſiker". Elfriede ſollte in die Reſidenz zur Tante Apollonia und ihre Bildung vollenden.

Elfriede ging gern und wurde zärtlich aufgenommen. Die gute Tante hatte gerade einen Kaffee, wie ſie deren während der Theaterſaiſon mehrere gab. Die Stadt ſpottete darüber, aber das Freifräulein Apollonia von Dahlen ließ ſich's nicht nehmen, die Künſtler zu feiern. Als Elfriede ankam, war gerade die Schröder-Devrient zu Gaſtrollen anweſend und die ſchöne Frau ſaß auf einem Kanapee, umringt von bewundernden Kunſtfreunden. Elfriede überraſchte natürlich alle. Apollonia fand ſie aufs vortheilhafteſte entwickelt.

Allmählich wurde Elfriede die angebetete Lebensgenoſſin des guten Fräulein von Dahlen. Sie hörte und ſah nur „künſtleriſche" Eindrücke. Die Tante dirigirte förmlich das Theater. Gab es neue Stücke, ſo wandten ſich die Schauſpieler an ihre Protection, um gute Rollen zu erhalten. Sie hatte die Regie, die Direction, den Intendanten, alles „in der Taſche", ja eine alte Prinzeſſin theilte dieſe Neigung und ſo kam Elfriede aus den wichtigen Begebenheiten des dramatiſchen Kunſtlebens einer mittlern Reſidenz nicht mehr heraus. Dabei las ſie ſelbſt mit vielem Verſtändniß. Schon kamen Schauſpielerinnen, die der Tante und ihr ſchmeicheln wollten, und ließen ſich von ihr die Rollen vorleſen. Bald verbreitete ſich ihre Kunſt, die wirklich anerkannt werden durfte, am Hofe. Man zog ſie zu „lebenden Bildern", die dargeſtellt wurden, man übertrug ihr die erſten Partieen in Stücken, die bei feſtlichen Gelegenheiten von den Dilettanten der vornehmen Geſellſchaft geſpielt wurden. Mußte ſie in franzöſiſchen Stücken zurücktreten, da ſie die fremde Sprache nicht völlig rein ſprach, ſo wurde ihr Eifer, ſich in deutſchen Rollen auszuzeichnen, nur um ſo lebendiger.

So verging ein Jahr.

Die Aeltern traten jetzt entſchieden mit dem Verlangen hervor, ſie ſollte die Hand des Hrn. von Braun nehmen. Ihre Brüder unterſtützten dieſe Partie, ſo oft ſie die Tante beſuchten; ſchon gingen ſie in Anſtellungen und zum Militär über. Elfriede hatte für ihre Abneigung gegen Hrn. von Braun nur die Bundesgenoſſenſchaft der Tante.

Da kam die Nachricht — vom Tode der Mutter —

Elfriede war aufs tiefſte erſchüttert — Die gute Mutter war einem Uebel erlegen, deſſen Pflege man nicht abgewartet hatte — Sie ſchied ſchnell und mit Schmerzen, deren Schilderung der Tochter das Herz zerriß —

Schon wollte ſie zum Vater fliegen, als ſie zu gleicher Zeit von dieſem an die Nothwendigkeit erinnert wurde, Hrn. von Braun zu heirathen — Hechenthal lag nahe genug, um dem Vater auch von dort aus „ſeine alten Tage" durch eine Tochter behüten zu können —

Mit Thränen der Verzweiflung beſtellte Elfriede den Wagen ab, der ſie nach Buchheim fahren ſollte — Unter dieſer Bedingung konnte ſie nicht an das Grab der Mutter, an das Herz des Vaters eilen —

Einige Wochen darauf ſchrieb der Vater, er würde mit Hrn. von Braun in die Reſidenz kommen. Dieſer ſchrieb ſelbſt an Elfrieden und machte eine Erklärung ſeiner Abſichten, die ſich nicht verkennen ließ —

Elfriede ſah Scenen der äußerſten Gewaltthätigkeit voraus. Der Vater war ohne Vermögen. Die Ausbildung der Söhne hatte viel Geld gekoſtet. Braun hatte einen Einfluß über ihn gewonnen, der ihn zu allem bringen konnte. Braun's Bewerbung galt nur ihrer Jugend, ihrer Schönheit; ein Gefühl des Herzens war bei dem

verlebten Weltmann nicht im Spiele — Ihre Brüder ſchrieben Elfrieden die räthſelhafteſten Drohungen —

Da entſchloß ſie ſich kurz —

Am Theater war eine Sängerin, die ſich ihr mit beſonderer Verehrung angeſchloſſen hatte, eine entſchloſſene, der Intrigue nicht abgeneigte Böhmin. Ihr vertraute ſich Elfriede.

Die Soubrette erſchrak über die Abſicht Elfriedens, zur Bühne zu gehen und erleichterte dennoch den Weg. Sie nannte ihr einen vor der Stadt wohnenden Theateragenten.

Bald hielt Elfriedens Wagen vor dem bezeichneten Hauſe. Sie legte eine bedeutende Summe in die Hand des Vermittlers. Eine Viertelſtunde und ſie hatte einen Contract für eine Geſellſchaft, die gegenwärtig in einem entlegenen Badeorte ſpielte. Der Name, den ſie ſich beilegte, wurde raſch nach dem Wohnungsanzeiger gemacht. Sie nannte ſich Jenny Daithus.

Selbſt der Tante vertraute ſie ſich nicht. Mit Hülfe der weltkundigen, praktiſchen Böhmin verließ Elfriede heimlich das Haus ihrer mütterlichen Wächterin und die Stadt.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Dampf — Luft — Gas.

Von Profeſſor J. S. Schneider.

III.

Ebenſo wenig wie bei den Dampfmaſchinen iſt es gelungen, die dritte Bedingung zu erfüllen. Es handelt ſich hier ebenfalls um einen Regenerator, welcher der gebrauchten atmoſphäriſchen Luft ihre Wärme abnimmt und ſie der neuen comprimirten Luft zuführt. Alsdann findet kein Wärmeverluſt durch das Entweichen der gebrauchten atmoſphäriſchen Luft ſtatt. Ericſon hat dies wohl gewußt und hat auch ſeine erſte Maſchine mit einem Regenerator verſehen. Aber derſelbe muß ſeine Schuldigkeit nicht gethan haben.

Und ſo ſtehen wir auch hier an denſelben Hinderniſſen, welche unſere Fortſchritte in der beſten Ausnutzung der Wärme aufhalten. Aber auch ohne Regenerator iſt, wie oben nachgewieſen, wenigſtens für geringe Betriebskräfte, der Induſtrie ein vortheilhaft wirkender Motor geliefert worden. Außerdem iſt beſonders hervorzuheben, daß dieſe caloriſchen Maſchinen höchſt wichtige Eigenthümlichkeiten beſitzen, denen ihre ſo ſchnelle Verbreitung und Anwendung zuzuſchreiben iſt. Sie ſind nämlich, da ſie gar kein Kraftmagazin (wie den Dampfkeſſel) beſitzen und die Spannung der Luft in der Maſchine nicht viel den Atmoſphärendruck übertrifft, völlig ungefährlich; daher ſind ſie auch den geſetzlichen Vorſchriften über derlei Anlagen nicht unterworfen und können ohne weiteres überall aufgeſtellt werden. Sie bedürfen keines beſondern Schornſteins und ſind einfach und leicht zu handhaben. Endlich nehmen ſie auch wenig Raum ein und die abgehende heiße atmoſphäriſche Luft kann weit leichter als abziehender Waſſerdampf im Winter zum Heizen von Lokalitäten verwendet werden. Alles Vortheile, die auch ohne Brennmaterialerſparniß oft von unbezahlbarer Bedeutung ſind. Dies gilt namentlich mit Bezug auf die geſetzlichen Vorſchriften über die Anlagen von Dampfmaſchinen in allen Ländern, wo ſolche beſtehen. Indeſſen auch dieſes Hinderniß der unbeſchränkten Anwendung der Dampfmaſchine iſt gerade für dieſe kleine Betriebsmaſchine aus dem Wege zu räumen. Es wundert mich, daß man nicht durch Anwendung des Röhrenkeſſels, welchen Gurney bei ſeinen Chauſſee-Locomotiven einführte, dieſes Hemmniß beſeitigt hat. Dieſe Keſſel ſind völlig gefahrlos.

In Beziehung auf die große Frage der Brennſtofferſparung ſind wir jedoch keineswegs viel weiter gerückt und es iſt wohl in Erwägung zu ziehen, ob wir durch dieſe caloriſchen Maſchinen für kleine Betriebskräfte wegen ihrer großen Anwendbarkeit nicht noch weiter in der Brennſtoffverwüſtung fortfahren und zu der ſchon vorhandenen noch eine neue von 95 Procent hinzufügen.

Die Mängel der jetzigen caloriſchen Maſchinen ſind von vielen erkannt worden und die neueſte Zeit hat zahlreiche neue Erfindungen als Verbeſſerungen aufzuweiſen, die jedoch kaum beachtenswerth erſcheinen. In der neueſten Zeit iſt nun Ericſon ſelbſt mit einer ſogenannten Hochdruck-Luftmaſchine aufgetreten, die bereits in vielen Journalen beſchrieben und gezeichnet zu finden iſt. Er hat die Mängel ſeiner vorletzten Maſchine und die Forderungen der Theorie recht wohl erkannt und die neueſte Maſchine ganz anders conſtruirt. Sie ſteht der erſten Maſchine in der allgemeinen Conſtruction und Anordnung der Theile ganz nahe. Es wird in derſelben comprimirte Luft, die ihr von außen zugeführt wird, durch zwei Feuerungen bedeutend erhitzt und dann in zwei Cylindern mit Treibkolben zur Erzeugung von mechaniſcher Arbeit verwendet. Der gewirkt habenden Luft wird durch eine Art Regenerator

wieder ihre Wärme entzogen, alsdann durch Abkühlung von außen weiter verdichtet und dann durch die abgegebene Wärme wieder erhitzt und in Treibkraft verwandelt. In dieser neuesten Maschine, die allerdings sehr complicirt ist, werden mit der von außen zugeführten comprimirten Luft ganz analoge Operationen vorgenommen und Wirkungen erwartet wie bei der Siemens'schen Dampfmaschine. Im Princip ist sie daher richtig construirt, ob aber die angewendeten Mittel ausreichen, die geforderten Bedingungen zu realisiren, muß abgewartet werden. Wenn die Abkühlungs- und Erwärmungsapparate (gleichsam der Regenerator) ihre Schuldigkeit schnell und sicher auf die Dauer thun, ohne dabei zu unbequeme Dimensionen anzunehmen (was zu befürchten ist), so muß der Wirkungsgrad dieser neuesten Maschine höchst befriedigend ausfallen. So viel ist gewiß und schon durch die vorhandenen Thatsachen bestätigt, daß die calorischen Maschinen eine bedeutende Zukunft haben, und wir müssen daher alle wenn auch jetzt noch geringen Errungenschaften willkommen heißen und mit Freuden begrüßen. Mächtige Dampfmaschinen werden sie noch lange nicht ersetzen, weil wir immer mit den Dimensionen oder mit den schädlichen und zerstörenden Wirkungen hoher Temperaturen zu kämpfen haben.

Gleichzeitig mit der atmosphärischen Luft hat man natürlich auch andere Luft- oder Gasarten zum Betriebe von Motoren vorgeschlagen; dahin gehören z. B. das Gas aus entzündetem Schießpulver, ferner die Schießbaumwolle, kohlensaures Gas u. s. w. In der neuesten Zeit hat man ein Gemisch von Leuchtgas und atmosphärischer Luft vorgeschlagen, um durch Entzündung dieses Gemisches gasförmige Producte von hoher Spann- oder Druckkraft zu erzeugen und diese dann arbeiten zu lassen. So ist die Gaskraft- (kurzweg Gasmaschine) Maschine entstanden.

Von dieser Gasmaschine hat die von Lenoir in Paris construirte Maschine, die ebenfalls in diesen Blättern an der schon erwähnten Stelle beschrieben ist, das meiste Aufsehen erregt. Diesem ist zunächst hinzuzufügen, daß die neuesten Erfahrungen und Untersuchungen ganz und gar nicht zu Gunsten dieser Maschinen sprechen. Sie kosten in der Brennmaterial-Unterhaltung (Kosten des Leuchtgases) vier- bis fünfmal mehr als eine gleich kräftige Dampfmaschine, wobei insbesondere zu bemerken ist, daß bei dieser Vergleichung nur zwei- bis vierpferdige Dampfmaschinen angenommen sind, welche doch bekanntlich am ungünstigsten wirken. Lassen wir aber einstweilen diesen Umstand beiseite liegen und betrachten diese Maschinen in Bezug auf ihr Princip und auf die hieraus hervorgehenden Leistungen der Maschine, sowie auch bezüglich der großen Frage, die Ausnutzung der Wärme betreffend.

Diese Maschinen haben keine äußern Feuerungsanlagen wie die calorische und Dampfmaschine. Bei ihnen wird das Gasgemisch im Arbeitscylinder oder in besondern Mischungskammern dicht am Cylinder durch elektrische Funken entzündet. Es wird daher alle Wärme, welche durch den Act der chemischen Verbindungen frei wird, sofort und ohne Verlust dahin verwendet, die gasförmigen Verbrennungsproducte und die noch beigemischte atmosphärische Luft sehr hoch zu erhitzen und ihnen eine hohe Expansionskraft zu geben. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß es nicht die Hitze des elektrischen Funkens ist, welche diese Temperaturerhöhung der Gase hervorbringt, sondern lediglich nur der Act der chemischen Verbindungen des im Leuchtgas enthaltenen Wasserstoffs mit dem betreffenden Theil des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft. Hierdurch wird auch die Verbrennung der übrigen Kohlenstoffverbindungen im Leuchtgase zu gasförmigen Producten herbeigeführt. Der elektrische Funke hat allerdings diesen Act durch seine hohe Temperatur zunächst an den ihn umgebenden Theilen einzuleiten.

Sofort erscheint diese Eigenthümlichkeit der Gasmaschine als ein bedeutender Vorzug gegenüber den äußern Feuerungen der Dampf- und calorischen Maschinen, bei welchen wir, um die erforderliche Wärme in das Innere der Gefäße zu führen, um Wasser oder Luft heiß zu machen, nach dem früher Angegebenen nur eine Ausnutzung der aufgewendeten Wärme bis zu 70 Procent erzielen. Hier wird alles benutzt, daher mindestens 30 Procent erspart.

Nun arbeiten die heißen Gase im Cylinder und wirken einen beträchtlichen Theil durch Expansion, was also wiederum gut ist. Alsdann läßt man sie im Schornstein abziehen, was nicht gut ist und nach dem bereits Gesagten wieder Wärmeverlust herbeiführt, der um so größer ist, je höher die Temperatur der abziehenden Gase selbst ist. Es scheint demnach, als müßte die Gasmaschine mit der in Anwendung gekommenen Ericson'schen calorischen Maschine mindestens gleichen Vortheil darbieten, zumal ja 30 Procent bei der Feuerung

erſpart werden, ſelbſt wenn auch die Gaſe mit höherer Temperatur abziehen als die atmoſphäriſche Luft bei der caloriſchen Maſchine.

Dem iſt aber nicht ſo und gerade der errungene Vortheil der vollſtändigen Benutzung der entwickelten Wärme wird zum Erzeuger namhafter und unüberwindlicher Schwierigkeiten. Es iſt dies die hohe Temperatur, welche durch die Verbrennung des Waſſerſtoffs erzeugt wird. Sie iſt in dieſer Gasmaſchine allerdings nicht ſo groß, als wenn reiner Waſſerſtoff im iſolirten Zuſtande verbrennt, aber immer noch hoch genug (500—600° C), um alles Schmieren und Schlüpfrighalten des gleitenden Kolben faſt unmöglich und die Dichtungen unbrauchbar zu machen. Was von der caloriſchen Maſchine bei 300° C geſagt wurde, gilt hier noch viel mehr.

Um daher dieſe Gasmaſchine gangbar zu erhalten, um zu vermeiden, daß die Cylinderwände nicht glühend heiß werden, muß von anßen Abkühlung entweder durch kaltes Waſſer oder kalte atmoſphäriſche Luft herbeigeführt werden. Dadurch geht aber der zuerſt erwähnte Hauptvortheil der innern Heizanlage gänzlich verloren und die praktiſche Anwendbarkeit wird durch die Herbeiſchaffung der Abkühlungsmittel beeinträchtigt.

Außerdem ſind die Gasmaſchinen noch lange nicht ſo praktiſch ausgebildet als die caloriſchen Maſchinen und es ſind eine Menge andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich weder bei den Dampfmaſchinen noch bei den caloriſchen Maſchinen vorfinden. Die Vortheile einer augenblicklichen Ingangſetzung und Unbeaufſichtslaſſung dieſer Maſchinen ſind theils von zu geringem Werthe, theils nicht wahr.

Soweit die Gasmaſchinen bisjetzt ausgebildet ſind, ſo bleibt der Wirkungsgrad in Bezug auf ein gegebenes Gasgewicht unter jenem der Dampf- und caloriſchen Maſchinen, wie ſchon vorhin bei der Ermittelung des Brennmaterials angeführt wurde. In Bezug auf die Ausnutzung der Wärme liegen gar keine genauen Berechnungen vor. Es kommt ja hier zunächſt darauf an, wie die Wärme bei der Gasbereitung ausgenutzt wird. Indeſſen iſt auch ohne eine ſolche Berechnung klar, daß dieſe Wärmeausnutzung ſehr viel unvortheilhafter als bei Dampfmaſchinen bei gleicher Stärke iſt. Solange das Gas nicht viel billiger zu erhalten; ſolange nicht viel weniger Gas pro Pferdekraft und Stunde erforderlich iſt; ſo lange es ferner nicht gelingt, Schmiermittel u. ſ. w. für ſehr hohe Temperaturen herzuſtellen, haben die Gasmaſchinen keine Ausſicht, weder mit den Dampfmaſchinen noch mit den caloriſchen Maſchinen zu concurriren.

Nur durch Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche hohe Temperaturen herbeiführen, und durch vollſtändige Benutzung der erzeugten Wärme (nicht Abkühlung von außen und Entlaſſen der heißen Gaſe) kann eine Verbeſſernng im Wirkungsgrade der Gasmaſchinen ermöglicht werden.

Meines Erachtens verdienen ſie in ihrem jetzigen Zuſtande und nach den vorausſichtlichen Verbeſſerungen nicht die Beachtung, welche ihnen ſchon jetzt gezollt wird. Denn ſind alle dieſe Schwierigkeiten überwunden, ſo ſind auch die caloriſchen Maſchinen ſchon längſt auf einen Höhepunkt der Vollendung gebracht, welchen die Gasmaſchinen doch nie erreichen können. Immer bleibt die Herbeiſchaffung des Gaſes in vielen Fällen ſchwierig, ja unausführbar oder zum mindeſten unpraktiſch und koſtbar.

Faſſen wir nun das Reſultat dieſer Betrachtungen zuſammen, ſo ſind wir dahin gelangt, zu erkennen, daß wir bei unſern am meiſten angewendeten und zugleich mächtigſten Motoren eine grenzenloſe Brennmaterialverſchwendung betreiben und daß ſowol die Dampfmaſchinen als insbeſondere die caloriſchen Maſchinen großer Verbeſſerungen fähig ſind und nur die Erfindung der Regeneratoren und Schmiermittel für hohe Temperaturen zu machen iſt, um große und höchſt wichtige Erfolge zu erzielen. Möge es den angeſtrengten Bemühungen der Techniker und Phyſiker bald gelingen, uns dieſe Mittel zuzuführen!

Die Opfer der Eiſenbahnen.

Wir wollen nicht von Unglücksfällen ſprechen, nicht vom Brand von Verſailles, nicht von den vielen Beklagenswerthen, die im Dienſt der Eiſenbahnen einen jähen, grauſamen Tod finden. Wir haben die ſubtilen Benachtheiligungen der Geſundheit im Auge, die im Gefolge dieſer bewunderungswürdigen Erfindung gehen.

Wir freuen uns des gemüthlichen Daſeins in wohnlichen Häuſern und denken nicht an das jugendliche Siech- und Greiſenthum der Maurer und Kalkſteinbrecher. Täglich laſſen wir dies und jenes unentbehrliche metallene Geräth oder Werkzeug durch unſere Hand gehen und denken nicht an die Verkrüppelung der gebückten Bergleute in den dunkeln, feuchten, kerkergleichen Mi-

nen oder an die furchtbaren, tödlichen Lungenleiden der Stahlschleifer in den Stahlfabriken. Wir durchfliegen auf der Eisenbahn, behaglich in die weichen Polstersitze des eleganten gefederten Waggons gestreckt, gegen jeden Luftzug versichert, gemächlich conversirend, träumend oder schlummernd, immer aber im entschiedensten dolce far niente, mit Märchenschnelle weite Länderstrecken und denken nicht an die in derselben Zeitspanne in ihrem ganzen Lebensorganismus aufs heftigste angegriffenen und gefährdeten Männer, die sich wie Feuer-, Erd- und Luftgeister vor, hinter, über und neben uns in rastlosem, unbequemem, beschwerlichem und gefährlichem Dienste tummeln. Nicht an den im Schneegestöber der kalten Winternacht auf der Maschine stehenden Locomotivführer, in dessen durch eisigen Wind, Schneewehen und Aschenstaub gequältem Auge, durch die fortwährende heftige Erschütterung gemartertem Hirn die Verantwortlichkeit für die Sicherheit von Hunderten mit uns zugleich hinter ihm herrollenden Menschen ruht; nicht an den Feuermann, der soeben, in einen dicken Pelz gehüllt, während des schnellen Dahinrollens der Maschine ganze Centner Brennmaterial mit schwerer Schaufel einwarf, das Feuer mit dem Spieß aufrührte, die Rohrwand abkehrte, auf einer Zwischenstation den Rost ausharkte, die Rauchkammer reinigte, die Rohre auszog und dann, in Schweiß gebadet, plötzlich wieder ruhig im schneidenden Luftzuge steht und die eisige Luft wie den Keim eines frühen Todes in die aufgeregte Lunge athmet. Ja, eine falsche Humanität wendet wol gar von solchen und ähnlichen Eindrücken, wenn der Zufall sie uns dennoch nahe brachte, scheu die Blicke weg, um nur den Mitmenschen selbst in der Einbildung nicht einmal leiden, im Grunde aber sich selbst in seinem behaglichen Genuß nicht gestört zu sehen. Im Gegensatz zu dieser egoistischen Sorglosigkeit und Feigheit spürt der wahre Menschenfreund den dem gewöhnlichen Auge sich entziehenden dunkeln Flecken auch noch an der glänzendsten Erscheinung nach.

Dank dem Sohn unsers großen Weber, dem sächsischen Staatseisenbahndirector Max Maria von Weber, der uns in dem hellschimmernden Getriebe des Eisenbahnwesens, gleichsam hinter den Coulissen, die Schattenpunkte zeigt, die er in einer zwanzigjährigen Erfahrungslaufbahn durch alle Schichten desselben beobachtete und durch sorgfältiges Studium der dahin einschlagenden, bisjetzt übrigens noch sehr kärglichen und fast nur ausländischen Literatur bestätigt gefunden hat. Aus einer in seiner trefflichen, auch den Lesern dieser Blätter bekannten Darstellungsform gehaltenen Abhandlung in Wirth's „Deutscher Gewerbezeitung" ergibt sich das betrübende Resultat, daß eine auffallend rasche Abnutzung und frühzeitige Invalidität der Arbeitskraft des Maschinen- und Fahrdienstes ein von der segensreichsten Erfindung der Neuzeit leider unzertrennliches Uebel ist, das um so schwerer ins Gewicht fällt, als es gerade eine durchaus in der Blüte der Kraft und des Alters stehende, weil nur in dieser hierzu zu verwendende Berufskategorie öffentlicher Diener betrifft, mithin dem Staat eine sehr unwillkommene große Anzahl junger Invaliden zuführt.

Die richtige Erkenntniß, Würdigung und Linderung dieses Uebels hat demnach nächst den Eisenbahnverwaltungen auch für den Staat das größte Interesse, nicht minder aber auch für die Wissenschaft, besonders die Medicin, die vielleicht eine neue besondere Krankheitsfamilie unter dem Namen „Eisenbahnkrankheiten" zu registriren haben wird, und endlich vor allem für die Humanität.

Fast durchgängig wirken die aus dem Eisenbahndienst resultirenden gesundheitsschädlichen Einflüsse in erster Linie auf das Maschinen-, in zweiter auf das Zugpersonal, während die übrigen Functionen des Betriebs specifisch nicht davon berührt werden. Die Hauptursachen dieser Einflüsse sind:

1) Die Fortbewegung ohne Vermittelung des thierischen Organismus, die durch ihre fast täglich sich erneuernde Wiederholung, oft auch über das zulässige Maß hinausgehende Dauer (wie z. B. auf der würtembergischen Bahn 7000 Meilen jährlich für ein und dasselbe Individuum), die Uebermüdung der untern Extremitäten, Gelenkübel, Steifheit der Beine, bei dem meist sitzenden Zugpersonal aber ähnliche Erscheinungen am Rückgrat, Becken, an den Schultern herbeiführt. Als passendstes Maß für die zulässige Leistung ergibt sich hier die Zurücklegung nur von 4—5000 Meilen jährlich oder eine Durchschnittstour von 12 — 14 Meilen täglich.

2) Die Anwendung von hoher Temperatur zur Erzeugung der fortbewegenden Kraft. Die Bedienung der Locomotivfeuerung bedingt schon in den verschiedenen Handhabungen bedeutende körperliche Kraftanstrengung und unter

Einwirkung der ſtrahlenden Hitze ſtarke Transſpiration mit plötzlich nachfolgender energiſcher Abkühlung im ſtarken Luftzuge, eine Conſluenz, die faſt durchgängig das Locomotivperſonal mit rheumatiſchen Leiden, Lungenentzündungen, Fiebern und Hautkrankheiten behaftet. Als Schutz hiergegen iſt vor allem zweckmäßigere Einrichtung der Kleidung zum raſchen Wechſel derſelben je nach dem Bedürfniß geboten, wofür ſich beſonders die franzöſiſchen Kapuzenmäntel, Mütze und Mantel in Einem Stück, empfehlen, die weit übereinandergehen und ſtatt der Knöpfe nur einen Gürtel mit Hakenſchloß und einen Halter am Halſe haben, ſodaß ſie im Nu abgeworfen ſind. Den ſich hier anſchließenden Vorſchlag ſchützender, an den Seiten mit Fenſtern verſehener, hinten offener, oben bedeckter, immer aber zum ungehinderten Verlaſſen und Hinausbiegen bequem eingerichteter Stände für die Locomotivführer, ſowie batard-coupéartig zu conſtruirender ganz- oder halbgeſchloſſener Schaffnerſitze auf den Wagen, wie letztere bereits von vielen Bahnverwaltungen eingeführt ſind, empfiehlt die Ueberzeugung, daß ein geſchützt ſitzender und ſtehender, geſchonter Beamter ſich aufmerkſamer um Signale und Bahn kümmern kann, als ein von Regen, Schnee und Dampf durchnäßter, vom Wind gepeitſchter, ermatteter und halb erſtarrter, der ſich Kopf, Mund und Ohren dick verbunden hat. Zur Minderung der einmal eingetretenen rheumatiſchen Leiden iſt auf jeder Bahnlinie, ſchon durch die vom Bahnbetrieb ſelbſt überall geboteuen Hülfsmittel an Dampf, Röhren u. ſ. w., die Errichtung einer Dampfbadeanſtalt angezeigt, wie ſich eine bereits auf der ſächſiſcheu öſtlichen Staatseiſenbahn zu Dresden mit großem Nutzen bewährt hat. Mit warmen und kalten Regenbädern verbunden, würde ſolche auch ein Hauptſchutzmittel gewähren gegen die ſo ſchädliche Verſtopfung der Hautporen durch Schmuz, Staub, Ruß, Aſche und Fettigkeiten (bei der Oeiung der Maſchinen), deren Eindringen und feſtes Anhaften durch den Niederſchlag der ſich condenſirenden Dämpfe und die Durchnäſſung von Haut und Kleidung noch verſtärkt wird. Den geſundheitswidrigen Einflüſſen, die vom Einathmeu der in den Maſchinenräumen in großer Maſſe ſich anſammelnden oder dem Feuermann aus der bei geſchloſſenem Ausblaſerohr der Locomotive oder bei ruhender Maſchine geöffneten Feuerthür entgegenſtrömenden Verbrennungsgaſe herrühren und namentlich beim Locomotivperſonal katarrhaliſche und entzündliche Zuſtände der Reſpirationsorgane, Congeſtionen nach dem Gehirn, Abnahme der Intelligenz, ſtoßförmige Convulſionen erzeugen, iſt am paſſendſten durch ſorgfältige und gründliche Ventilirung in den geſchloſſenen Locomotivremiſen und bei der Fahrt durch Anwendung des Czobraziuſki'ſchen Hahnes zu begegnen. Dem das Zugperſonal mit ähnlichen ſchädlichen Einwirkungen auf die Lunge und Luftröhre, wie die Steinbrecher und Stahlſchleifer, bedrohenden Einathmen der unvermeidlichen, während der Fahrt fortwährend auftreibenden feinen Flugaſche und des Schlackenſtaubes, der, ſcharf, glaſig und hakig, ſich ſehr feſt anhängt, ſehr ſtark die Augen zum Thränen, den Kehlkopf und die Lunge zum Huſten reizt, wird am einfachſten und wirkſamſten durch das bei den Stahlſchleifern in England übliche Schutzmittel vorgebeugt, das in nichts anderm beſteht, als daß ſie den Bart auf der Oberlippe ſo lang und dicht wachſen laſſen, daß der Mund davon völlig bedeckt wird.

3) Die übermäßige Schnelligkeit der Fortbewegung in der Luft. Der Landmann, Jäger, Seemann bewegen ſich zwar der Zeit nach ebenſo viel in freier Luft, aber nicht ſo conſtant gegen eine Art von Sturm; denn einem ſolchen iſt eine Zuggeſchwindigkeit von 30—50 Fuß per Secunde zu vergleichen; auch haben ſie das Geſicht nicht ſo anhaltend dem Winde, Regen, Schnee entgegenzukehren; ein Uebelſtand, der neben Athmungsbeſchwerden, heftigen und chroniſch werdenden örtlichen Rheumatismen auch weſentliche Congeſtionen nach dem Geſicht, beſonders den Augen, erzeugt und deren Sehkraft frühzeitig vermindert. Das überraſche Durchſchneiden der Luft motivirt wahrſcheinlich auch den unabweislichen Reiz zum häufigen Genuſſe geiſtiger und ſehr heißer Getränke im Winter und des noch ſchädlichern, mannichfache Verdauungs- und Athmungskrankheiten herbeiführenden kalten Waſſers und Bieres im heißen Sommer. Unentgeltliche Verabreichung geſundheitsmäßiger Getränke an das Locomotiv- und Zugperſonal auf den Stationen durch die Bahnverwaltung (wie ſolches auf der Leipzig-Dresdener Bahn mit Warmbier an das Locomotivperſonal ſeit langer Zeit geſchieht) würde neben der ſchon erwähnten Anwendung des bedeckten Standes und Sitzes einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf die hier ſo manchem ſchlimmen Zufall ausgeſetzte Geſundheit des Maſchinen- wie des Zugperſonals üben.

4) Die Bewegung ſehr ſchwerer, ſtarrer

Fuhrwerke mit vielen feſten und loſen metallenen Theilen auf nahezu ſtarrer, metalliener Bahn. Aus ihr reſultiren nach Weber's Darſtellung die beim Locomotivperſonal durch die Beine auf das Rückgrat und Gehirn übergehenden Erſchütterungen, die ſich durch ein andauerndes, nur durch heftige Verticalſtöße unterbrochenes, hartſchwingendes und intenſives Erzittern in ſämmtlichen Gelenken des Körpers äußern. Um ſie zu mildern und den Bewegungen der Maſchine leichter nachgeben zu können, müſſen Locomotivführer und Heizer faſt beſtändig auf dem Vordertheil des Fußes ſtehen und die Ferſen von den Trittbretern der Maſchine etwas losheben, wenn ſie ſich nicht Gelenkentzündungen ausſetzen wollen; eine höchſt unbequeme, anſtrengende Situation. Dumpfheit in den Beinen, Schwäche, Taubheit und Schmerzen derſelben, auch im Rückgrat, ſowie Abnahme der Intelligenz, Störung der Unterleibsfunctionen ſind nach und nach die Folgen dieſer Erſchütterungen, für die, außer einer geſchmeidigern Federung bei den Locomotiven und Tendern und der Anbringung hölzerner Trittbretter über den üblichen eiſernen, noch kein Gegenmittel aufgefunden ſcheint. Nicht weniger nachtheilig und am ſchnellſten afficirend wirken dann die durch ihre Höhe und Intenſität für den Gehörſinn und das Nervenſyſtem ſo höchſt verderblichen, durcheinandergewirrten verſchiedenartigen Töne. Das mächtige Schnaufen des ausblaſenden Dampfes im Schornſtein, das Brummen der Luft in der Feuerung, das Ziſchen der Ventile, das Schlagen der Pumpen, das Brauſen der Injectoren, das dröhnende Raſſeln und Klappern der Räder auf den Schienen, das Stoßen zwiſchen Maſchine und Tender, das Klirren der Ketten und Bremſentheile, alles das bildet ein wahrhaft hölliſches Concert, das ſich faſt zum Unerträglichen ſteigert, wenn noch das Schnarren der angezogenen Bremſen und das Schrillen der Locomotivpfeife hinzukommt. Auch das geſündeſte Gehör findet ſich nach ſchneller Fahrt und ſchnellem Halten, wo alle dieſe Klänge losgelaſſen wurden, für einige Augenblicke völlig paralyſirt. Von dieſen Tönen gehört das Pfeifen zu den höchſten für das menſchliche Ohr hörbaren und zugleich ſtärkſten, die es gibt. Die Schallwellen deſſelben ſind durch ihre Energie von der nachtheiligſten Wirkung auf das Trommelfell und ein nicht geringer Theil der Einflüſſe, durch welche die vorzeitige Abſtumpfung des namentlich für den Locomotivführer ſo nothwendigen, ja ſeine Brauchbarkeit bedingenden ſcharfen Gehörs herbeigeführt wird, liegt im Tönen der Dampfpfeife. Es iſt notoriſch, daß das Ohr der Maſchinenleute nach dem Handhaben derſelben für die tiefern Töne vom eingeſtrichenen C abwärts geraume Zeit unempfindlich und nur den höhern zugänglich iſt, welcher Zuſtand nach und nach permanent wird, bis allgemeine Stumpfheit des Gehörs eintritt. „Die Dampfpfeife", ſagt Weber, „ſollte vernünftigerweiſe nur für die außergewöhnlichen und ſolche Signale aufgeſpart bleiben, die fehr fernhin gehört werden ſollen. Das lange Pfeifen beim Einfahren in Stationen, Einſchnitte zum Bremſen u. ſ. w. iſt eine Unſitte, die auf mehreren Eiſenbahnen bis zum Exceß herrſcht und es ſteht der Nutzen des Andauerns dieſer Signale in gar keinem Verhältniſſe zur Unerträglichkeit derſelben für Publikum, Nachbarſchaft und Fahrperſonal. Mit der fernern Durchbildung der Concurrenzen wird es dahin kommen, daß man, beſonders für Nachttouren, Bahnen zu meiden ſucht, auf welchen die Dampfpfeife übermäßig gebraucht wird, wie man jetzt ſchon ſolchen Touren ausweicht, auf denen nachts die Billets öfters coupirt werden als auf der Concurrenzſtrecke." Das faſt nicht weniger widrige Schnarren der angezogenen Bremſen, das durch ſeine heftige, harte und zitternde Erſchütterung zugleich auch die Rückenwirbelſäule auf das peinlichſte afficirt, kann durch paſſende Vorrichtungen bedeutend abgeſchwächt werden. Alle übrigen Töne, wenn auch bei der jetzigen Bahn- und Wagenconſtruction unentbehrlich, werden doch um ſo gemilderter ſich geben, je beſſer gearbeitet und im Stand gehalten die einzelnen Theile der Fuhrwerke ſein werden und je ebener und ſolider die Bahn iſt. Eine Hauptaufgabe des Eiſenbahntechnikers.

Nach der Darlegung der Mittel, welche direct auf die Verminderung der vorſtehend angedeuteten verderblichen, vorzeitige Invalidität herbeiführenden Einflüſſe des Maſchinen- und Zugdienſtes im Eiſenbahnbetrieb hinwirken können, bringt Weber aber auch auf energiſche Maßnahmen zur Auffindung tiefer eingreifender, ausgedehnter wirkender Abhülfsmittel und findet vor allem eine vergleichende gründliche Beobachtung des phyſiſchen Zuſtandes ſämmtlicher deutſchen Eiſenbahnperſonale nöthig, die am beſten durch eine centrale Organiſation des Medicinalweſens der verſchiedenen Bahnen, nach dem Beiſpiele Frankreichs, zu erreichen ſein würde.

Digitized by Google

Schließlich kommt die so verdienstliche Darstellung noch auf die die traurigen Folgen des Fahrdienstes lindernden Maßnahmen und weist hier überzeugend die Nothwendigkeit einer Reformation des dermaligen Pensionsmodus nach, etwa nach dem Muster des auf den preußischen Staatsbahnen eingeführten, der dem gewöhnlich berechneten Unterstützungs- oder Pensionsbetrag beim Locomotivpersonal die Zahl 2, beim Fahrpersonal die Zahl 1,5 als Multiplicator gibt, welcher dann gleichsam das Maß der mehr oder minder schnellen Abnutzung des physischen Organismus durch die verschiedenen Dienstfunctionen ausdrückt. Denn „eine Leistung ist für die im sittlichen Sinne eingerichtete Unterstützungsanstalt nicht nach Gehalt und Dienstdauer abzuschätzen, sondern nach dem Aufwand von Geistes-, Leibes- und Lebenskraft, die sie erfordert." Sind jedoch, wie sonst überall, allein nur die Ziffern des Gehalts und der Dienstjahre maßgebend, so leuchtet jedem die Unbilligkeit eines solchen Modus in den beiden Thatsachen ein, daß der eine Beamte hinterm Schreibtisch in der warmen Stube nach funfzigjähriger Dienstzeit, in der er doch nur das that, was vor ihm hundert andere thaten und jeder thun könnte, sich mit ¾ seines Gehalts bequem zur Ruhe setzen kann und daß der andere Beamte durch seinen specifisch aufreibenden, die Blüte und Vollkraft seines Lebens rasch zerstörenden Dienst auf der Locomotive oder dem Fuhrwerk schon nach zwanzigjähriger Leistung als völlig abgenutzt aus dem Dienste entfernt werden und sich fast noch ein Menschenalter hindurch ein sieches Leben fristen muß — mit unzulänglicher, allzu kärglicher Pension, falls ihn vor diesem herben Schicksal nicht ein früherer Tod bewahrt, dem sein gefahrvoller Beruf freilich täglich die Wege gebahnt hat.

Anregungen.

Briefe aus München.

V.

— — Wir rühmten in unserm Letzten die Art, wie Regierungsrath Obermaier unsere Strafanstalt leitet.

Sein System verwendet jeden seiner Sträflinge zu den Beschäftigungen, die seinen Fähigkeiten angemessen sind. Wer noch kein Handwerk versteht, den läßt er eins lernen, auch schon deshalb, um sich nach Ueberstehung seiner Strafzeit auf ehrliche Weise ein ferneres Leben fristen zu können. Moralische Besserung des Verbrechers und Ersparnisse für die Staatskasse sind die beiden sehr ehrenwerthen Motive, welche bei diesem System den Vorstand leiten.

Die Anstalt ist praktisch und fast auf mercantilischem Fuße eingerichtet. Sie producirt so weit als möglich ihre Bedürfnisse selbst und nimmt noch bedeutende Summen für die Arbeit der Sträflinge ein, sodaß die Kosten des Unterhalts nahezu gedeckt sind.

Den Zweck der Besserung sucht Regierungsrath Obermaier durch Milde zu erreichen. In dem Maße, als es die allerdings sehr strengen Gesetze gestatten, erleichtert er das harte Los seiner Untergebenen. Kleine Belohnungen dienen als Anstacheiung zum Wetteifer, so die Erlaubniß, daß der Gefangene sich seine eigenen Blumen pflegen dürfe.

Für das Obermaier'sche System sprechen die statistischen Tabellen des Ministeriums des Innern, welche 80 Procent nicht rückfälliger Sträflinge nachweisen. Besonders bei den fränkischen Tuchmachern sind die entlassenen Züchtlinge sehr gesucht. Außerdem bildete sich neuerdings unter Protection des regierenden Königs ein Verein zur Versorgung der aus dem Arbeitshause Austretenden. Wenn man bedenkt, daß der Gefangene eine nützliche Beschäftigung erlernte und bei einigem Fleiß Gelegenheit hatte, sich während seiner Haft eine kleine Summe Geldes zu erschwingen, da jede Leistung, die über das vorgeschriebene Pensum hinausgeht, besonders bezahlt wird, so muß man bekennen, daß der Entlassene unter nicht ungünstigen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben wird.

Die Gegner Obermaier's werfen ihm die Einführung eines Spionierwesens vor. Jeder Sträfling ist nämlich beauftragt, was er den Gesetzen der Anstalt Zuwiderlaufendes entdeckt, sogleich anzuzeigen. Da indessen keinerlei Belohnung oder Vortheil für den Angeber mit dieser Denunciation verbunden ist, so fällt ein großer Theil der Gehässigkeit dieser Maßregel hinweg. Sie kann also nur dazu dienen, den moralischen Trieb der Züchtlinge zu wecken und zu unterstützen. *)

*) Man pflegt es, um diese gelegentliche Bemerkung zu machen, an Kindern zu tadeln, wenn sie „angeben". Manchee Lehrer, manche Mutter verweist es dem Kinde geradezu und sagt: „Du mußt nicht alles anbringen!" Wie halten diese Methode bis zu einem gewissen Alter nicht für richtig. Weist man die Berichte dee Kindee übee das, was ihnen an ihren Gespielen, Mitschülern odee Geschwistern tadelnswerth erscheint, zurück, so beirrt man ihnen das Gefühl für Gut und Böse, für Gerecht und Ungerecht. Ein Kind wird in solchem Falle nie begreifen können, warum ein Fehlee ungerügt bleiben soll. Dem Begriff des Kindes stellt sich zu seinem Heil schon früh eine Welt der haemonischen Ordnung her, ein Leben, wo das Gute belohnt, das Böse bestraft wird.

Digitized by Google

Jedenfalls ist das Strafarbeitshaus zu München höchst merkwürdig und verdient von jedem, der sich mit den großen socialen Fragen unserer Tage beschäftigt, mit Aufmerksamkeit besichtigt zu werden. Zugleich zeigt sich der gefällige Vorstand zu allen Mittheilungen bereit.

Als sich bei einem neulichen Besuche das schwere Thor des Gefängnisses wieder hinter uns geschlossen hatte, sahen wir Scharen von Menschen über die Isarbrücke daherkommen. Sie pilgerten ins Vorstadttheater der Au, wo eine beliebte Posse aufgeführt wurde. Wir folgen dem allgemeinen Zuge.

Das Lokal ist klein, niedrig und rauchig. Der Director, Johann Schwaiger, wäre an sich ein ganz guter Komiker, aber er muß dem Geschmack seines durchaus nicht gewählten Publikums zu Liebe seine Leistungen ins Burleske steigern. Die übrigen Mitglieder der Bühne sind unter der Mittelmäßigkeit. Indessen kommen häufig Gäste. Der gewandte Affendarsteller Klischnigg, die drei Zwerge, Herr von Fielitz, Marie Geistinger, Ottilie Genée, alle bringen nacheinander erwünschte Abwechselung. Jedenfalls übertrifft dies Auertheater die zweite Volksbühne in der Müllerstraße und von unserm — Hof- und Nationaltheater sind wir nicht verwöhnt.

Heute gab Johann Schwaiger die Rolle eines ungeschickten Bedienten. Es war köstlich, sich ganz der gesunden Bewegung des Lachens anheimgegeben zu sehen. Der Münchner hat es nöthiger als der Wiener; sein Blut kommt durch den Biergenuß in eine zu langsame Circulation, der der Humorist und Spaßmacher nachhelfen muß. Die „Fliegenden Blätter" konnten mit ihrer gesunden, das Zwerchfell erschütternden Anekdotenlaune nur in München aufkommen.

München besitzt unter vielem Sehenswerthen vorzüglich einen großen Schatz, zu dem es mit Liebe wallfahrtet und welcher für Gelehrte und Schriftsteller wol den Hauptreiz ausmacht. Wir meinen die herrliche Bibliothek.

Bereits mit Herzog Albrecht V. begannen die bairischen Fürsten mit Vorliebe Bücher zu sammeln. Später vermehrte sich der ansehnliche Bücherreichthum noch bedeutend durch die Aufhebung der Klöster. Gegenwärtig gehört die münchener Bibliothek zu den ersten Europas.

König Ludwig erschuf zur Aufbewahrung der Bücher ein großartiges Gebäude, das der schönen Ludwigsstraße zu ganz besonderm Schmuck gereicht. Nur gemahnen die verwitterten vier Steinfiguren der Freitreppe wieder allzu lebhaft, daß wir uns nicht in Arkadien befinden. Des grauen Himmels seines Landes vergaß der königliche Herr zu oft.

Die Marmortreppe und das Stiegenhaus des Bibliothekgebäudes sind prächtig. Weit weniger reich sind die Bücherräle, aber sehr praktisch eingetheilt und geordnet. In den Wänden sind Stiegen angebracht, die zu den obern Galerieen führen, sodaß man zu ihnen ohne Leitern gelangen kann.

Ernst und schmucklos stehen die Bände in ihren Schränken von ölgestrichenem Holz. Uns ergriff in deren Mitte ein andächtiges Gefühl. Wir nahmen als Bruchtheilstück der Menschheit am Gesammtkapitale theil. Wahrlich, der Menschengeist, in dem sich mikroskopisch das All bespiegelt, ist nicht so arm, als die Kraft- und Stoff-Titanen behaupten wollen.

In fein polirten Kästen befinden sich die Bücher zu Petersburg, in der Vaticana fehlt es nicht an Curiositäten, aber so wohlthuend angesprochen kann sich der echte Bücherfreund nirgends finden wie in der Bibliothek zu München.

Man zeigte uns keine Spielereien; wir blieben glücklich von Cicerone-Geschwätz verschont, einem an solchem Orte doppelt unerträglichen, falls nur geplappert wird. Einer der Bibliothekare war selbst so freundlich, uns zu führen und gewährte interessante Mittheilungen über den großen Realkatalog und die Eintheilung der Specialkataloge. Ein allgemeiner alphabetischer besteht noch nicht; doch ertheilte König Maximilian dazu den Auftrag und wies zu dessen Herausgabe eine Geldsumme an. Eine besondere Munificenz der münchener Bibliothek besteht darin, daß die Werke bereitwillig nach Hause gegeben werden, was dem Arbeitenden einen unberechenbaren Vortheil gewährt.

In der Nähe liegt das im byzantinisch-florentinischem Stil aufgeführte Universitätsgebäude. König Ludwig berief bald nach dem Antritt der Regierung die damals noch ganz leidliche Hochschule von Landshut, wo er studirt hatte, nach München. Der jetzt regierende König vermehrte die Lehrkräfte und wehrte der Abel'schen Dunkelrichtung. Indessen sind doch die Studirenden in großer Mehrzahl nur Baiern, Ausländer wenige. Die Erscheinung ist um so auffallender, als München so wohlfeil ist. Der Grund kann also doch nur darin liegen, daß in Deutschland und in der Schweiz kein rechtes Vertrauen zu den Bewährungen derjenigen Gelehrten herrscht, die hier dem Ultramontanismus steuern könnten. Die katholischen Thatsachen geben sich zu maßgebend, die freisinnigere Richtung ist stets im Gedränge; sieht man doch selbst der „Allgemeinen Zeitung", die so ziemlich München

---

„Angeben", „Anbringen" ist dann in Wahrheit in den meisten Fällen eine natürliche, sittliche That des Kindes, ein Verlangen nach Compensation und nothwendiger Ausgleichung, das ihm auch von seinem Gespielen, Mitschüler oder Geschwister nicht im mindesten nachgetragen oder vergolten wird; die Kinderwelt lebt sich in solchen Aeußerungen ihrer sittlichen Triebe ganz naiv aus. Aber das Ablehnen des angebrachten Fehlers, das meistens doch nur aus einer besondern Vorliebe für den zu Rügenden oder zu Bestrafenden entsteht, oder aus der Ungeduld, sich um alles und jedes bekümmern zu sollen, zieht die Kinder in die Welt jener Verstellungen herein, in der wir Erwachsene leben, jene traurige Welt, in der das Schlechte vertuscht und ungerügt bleibt. Der psychologische Blick des Lehrers oder der Aeltern wird allerdings die Grenze wahrnehmen, wo das Angeben lediglich zur bloßen Schadenfreude über die ausgesprochene Rüge oder verhängte Strafe wird.

D. Her.

im übrigen Deutſchland am meiſten vertritt, die Oberherrſchaft an, welche die ſpecifiſch bairiſchen Rückſichten über diejenigen Elemente zu behaupten wiſſen, die allein vermögend wären, Schweizer und Mittel- und Norddeutſche zum Beſuch dieſer ſchönen und den poetiſchen Jugendſinn ſo mächtig anregenden Stadt zu beſtimmen.

Als Curioſum der hieſigen Univerſität mag die allerdings nicht ſehr zahlreiche katholiſche Verbindung Oenania (nach dem bairiſchen Fluſſe Inn) Erwähnung verdienen. Die Mitglieder verpflichten ſich, überall die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, ſich nicht zu ſchlagen u. ſ. w., ganz der katholiſche Wingolf-Bund.

Solche Erſcheinungen mögen vereinzelt ſtehen und doch hat in geiſtiger Hinſicht München noch immer etwas von jener Atmoſphäre, die einſt den berühmten hierher berufenen Aſtronomen Caſſini beſtimmen mußte, die Sternwarte nur dadurch vor Misdeutungen zu ſchützen, daß er auf ihre Spitze ein Heiligenbild ſtellte. Die unglückliche — Explosion in Liebig's Auditorium! Als die Splitter ſeiner zerſpringenden Flaſche eine hohe, erlauchte Dame verwundeten, hatten in gewiſſen Regionen alle diejenigen recht, die gegen die Berufung ſo ungöttlicher Neuerungen warnten.

(Ein ſechster Brief demnächſt.)

Karl Frenzel.

Sollte man auch nicht die ganze Erſcheinung eines dichteriſchen Talentes und die Art und Weiſe, wie ſich in dieſer oder jener Leiſtung ihr Weſen offenbart, mit Uebereinſtimmung und unbedingter Anerkennung umfaſſen, ſo wird ſich doch keine billige Beurtheilung dem Zugeſtändniß entziehen dürfen, daß da, wo ſich uns in Talentproben und wirklichen Leiſtungen ein einheitlicher Grundcharakter, eine mit Bewußtſein feſtgehaltene Ueberzeugung entgegenſtellt, der Wille und die Art eines ſolchen Autors jede Auszeichnung verdient. Wir ſehen jetzt faſt überall auf unſerm kritiſchen und ſchaffenden poetiſchen Gebiet den Realismus geprieſen und vertreten, d. h. die Herrſchaft der Thatſache, der ſich Phantaſie und Empfindung unterordnen müſſe. Karl Frenzel bekennt ſich mit Geringſchätzung aller der Anerkennungen, die zur Stunde nur überwiegend dem realiſtiſchen Beſtreben auf poetiſchem Gebiet gezollt werden, zum Idealismus, d. h. die Thatſache hat bei ihm nur inſoweit Werth, als ſie eine Abſtraction ſeines Schönheitsſinnes oder Wahrheitstriebes unterſtützt, eine Behauptung ſeiner Philoſophie ergänzt, eine Doctrin ſeiner Lebenserfahrung beweiſt.

Seine Abſtractionen halten ſich glücklicherweiſe auf dem poetiſchen Gebiete und unterwerfen ſich nur dem Geſetz der Schönheit. Fremdartiges, etwa nur dem immerhin auf äſthetiſchem Gebiet — unter gewiſſen Umſtänden — verdächtigen Intereſſe der „Tendenz" Angehöriges lehnt er ab; er drängt der Thatſachenwelt, die bei ihm nur die zweite Stelle einnimmt, nichts Unſchönes auf. Dieſe Weiſe führt ein feſter Wille mit Ueberzeugung durch und ein glänzender Stil, ein außerordentlicher Reichthum von Kenntniſſen, ein völliger Gleichmuth, wie es ſcheint, gegen Anerkennung oder Nichtanerkennung unterſtützen ihn, ſich ſo wie nun einmal ſeine Weiſe, zu geben. Dies iſt ganz entgegengeſetzt dem Verfahren der von unſerer Kritik beſonders empfohlenen Autoren, die ſich abmühen, um jeden Preis „wahr", „natürlich", „geſund" und in ähnlicher Weiſe empfehlenswerth zu erſcheinen.

Der Unmuth, bei alledem nicht gegen den Strom der Mode angehen zu können, mag freilich ſelbſt bei einem ſo geſchloſſenen und feſten Charakter wie Karl Frenzel nicht ausbleiben. Hamlet, durch und durch Idealiſt, faßte die Stimmungen dieſes verzweifelten Kampfes gegen die Grobkörnigkeit der Außenwelt mit dem Wort zuſammen: „Wie ſchal, ekel, unerſprießlich iſt doch das ganze Treiben dieſer Welt!" Salomo, ein Idealiſt großen Stils, der in ſeinen Bauten die Befriedigung ſeines Schönheitsdranges bis zur Phantaſtik trieb, endete ſeine Laufbahn mit dem Ausruf: „Alles iſt eitel!" Aus einer ähnlichen Stimmung ſcheint uns Karl Frenzel's neueſtes Buch: „Vanitas. Ein Roman in drei Bänden" (Hannover, Rümpler, 1861) hervorgegangen zu ſein.

Wir haben ein aufregendes Buch vor uns, deſſen Lectüre jedem ſeiner Gebildeten einen Genuß, einen tiefſchmerzlichen vielleicht, gewährt. Wer ſtark genug iſt, am „Schmerz der Wahrheit", als deren Prophet der Dichter hier auftritt, ſich zu läutern und zu erheben, jedes poetiſche und philoſophiſche Gemüth wird ſich gefeſſelt fühlen; ein ſchwacher, geringer Sinn, ein Sinn, der in jedem Seelenſchmerz nur eine peinliche Beläſtigung ſieht, falls es nicht der für ſeine Perſon irrelevante Schmerz eines Holzflößers oder Schieferdeckers, eines Bauern oder einer Dienſtmagd iſt, wird es verſtimmt aus der Hand legen. Denn ſchonungslos reißt der Dichter die Welt des Scheins nieder, die ſich ſo lieblich um uns auferbaut; unerbittlich läßt er eine Illuſion um die andere in ihr Nichts zergehen. Das Salomo'ſche „Alles iſt eitel!" iſt das Thema, das der Dichter, mit ſcharfer Dialektik und poetiſchem Schwung zugleich, in ſeinem, bei aller Farbenfriſche vorwiegend düſtern, nichtsdeſtoweniger ſpiegeltreuen Lebensbild an Menſchen und Dingen, Zuſtänden und Verhältniſſen, Plänen und Zielen in künſtleriſcher Geſtaltung durchführt. Glück, Ruhm, Ehre — Vanitas! Glaube, Liebe, Hoffnung — Vanitas! Tugend und Sünde, Weisheit und Thorheit, Genuß und Entſagung, höchſtes, edelſtes Streben und feigherzigſtes Entſagen — Vanitas! Die Larve vom Antlitz der Seele — und Selbſtſucht, Selbſtſucht allein, ſei ſie auch noch ſo veredelt und verklärt, wäre ihr einzig wahrer Ausdruck — —

Wir geſtehen, daß wir die Lebensanſchauung des

Dichters nicht theilen. Wir glauben, daß sein Werk nur das Ergebniß einer augenblicklichen Stimmung ist. Allein zur Prüfung unserer selbst fordert es mächtig auf. Zu gewohnt sind wir des Tragens der Larve, daß wir sie selbst nur zu oft schon für unser eigentliches wahres Gesicht halten und so zugleich mit den andern auch noch uns selbst täuschen. All unser Leben, Denken, Fühlen, Genießen beruht in der That nicht selten auf Schein und zerrinnt in Schein. Die einzige Wahrheit, greifen wir in unsere Brust, ist die Noth und der Jammer des Menschengeschlechts. Dann erfaßt uns wol ein Gedanke wie die leidenschaftliche, schuldbewußte Martha, der das Leben unerträglich wird; nicht jedem ist ein ehernes Herz gegeben und ein Nerv von Stahl wie Dianen und dem Helden des Buchs, um auf den Trümmern einer verlorenen Welt sich muthig und thatkräftig eine neue zu gründen — —

Aber auch hier verläßt uns der Dichter? Auch, wenn wir glauben, das beste all der erbärmlichen Ziele, denen wir in dem trödelhaften Mummenschanz dieser „besten Welt" athemlos, sorgenverfolgt, schicksalsgepeitscht nachjagen, bleibe denn doch das kühle Grab mit seiner ewigen Vergessenheit — auch das ist Wahn? Wir lesen: „Jene Weisheit und Beschaulichkeit, die den Kampf und den Genuß des Lebens aufgibt und ihre Kraft in den moralischen Selbstmord setzt, ist vielleicht nur die letzte und höchste Täuschung, der feinste Betrug dieser Welt." Wir möchten sagen, hier ist der Dichter von seinem Thema überwältigt und die stürmischen Wogen der Leidenschaft, aus welcher sein Buch entstanden ist, verschlingen ihn selbst.

Eine Glanzseite seines Werkes sind die Schilderungen, einzelne Charaktere, geistvolle Bemerkungen. An seinen Beobachtungen der Natur kann man oft zweifelhaft sein, ob sie dem wirklichen Leben oder den Landschaftsgemälden Calame's und Lessing's entnommen sind. Jedenfalls entnimmt der Dichter vom grünen Wald, vom Berg, von Wiese, Feld und Garten nur das, was in seine ideale Schönheitswelt paßt. Karl Frenzel ist eine der ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Literatur.

Neue Romane und Novellen.

X.

F. Schregel's Erzählung „Der Fürstensohn" (Prag, Kober u. Markgraf, 1860) kann man nur eine mislungene Nachahmung der Jugendschriften des trefflichen Nieritz nennen. Je bereitwilliger wir das Bemühen der thätigen Verlagshandlung, dem großen Leserkreis ihres Albums wenn auch nicht vorzügliche, doch genießbare Gaben darzubieten, in diesen Blättern von je anerkannten, um so offener müssen wir uns gegen eine Arbeit aussprechen, deren Inhalt mit ihrer Darstellung um die Palme wetteifert.

C. Ilterhart hat einen dänischen Roman: „Der Reitknecht" von Beatus Dodt (2 Bde., Leipzig, Wiedemann, 1860), übersetzt, wir sehen nicht ab, zu welchem Zweck. Es ist die etwas abenteuerliche Geschichte eines Bauernjungen, der von der Stellung eines prinzlichen Reitknechts sich zu der eines Pfarrers heraufarbeitet und die Tochter eines französischen adligen Emigranten heirathet. Einzelne Schilderungen besitzen eine lebhafte und ansprechende Färbung, im allgemeinen ist Inhalt wie Form — der Held erzählt selbst — ein wenig veraltet.

Bedeutender ist Louis Ulbach's Roman: „Herr und Madame Fernel", der in Paris inmitten einer wüsten und zerfahrenen Literatur, von der das hundertmal aufgeführte gefeierte Drama Octave Feuillet's, „Rédemption", ein deutliches Beispiel der Unnatur und sittlichen Verkommenheit gibt, je mehr es sich in den moralischen Tugendmantel hüllt, nicht geringes Aufsehen erregt hat. In einer geschickten Uebersetzung von A. Mecklenburg liegt er jetzt dem größern Publikum vor (2 Bde., Berlin, Springer, 1860). Trotz ihrer Trefflichkeit halten wir die Uebersetzung für nutzlos; wer den Roman nicht im Original liest, wird kaum nach ihr greifen, denn der Erzählung fehlt jedes stoffliche Interesse und die Schilderung des französischen Provinzlebens hat für uns Deutsche keine saftigen Farben; da sind Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" frischer. Das Verdienst des Romans besteht in der feinen psychologischen Entwickelung der Charaktere, in der Abwesenheit jedes äußerlichen Mittels, jener phantastischen Ueberreizungen Dumas' und seiner Schule, in dem moralischen Muth, mit dem er das einfache, mittlere Bürgerthum, die Heiligkeit der Ehe vertheidigt — aber zwei Bände für eine Herzensirrung, die sich am Kamin löst! Von allen Dichtarten, sagt Voltaire, ist die schlimmste le genre ennuyeux.

Gedanken

von E. von Dinklage.

Offenheit und Verständniß scheinen in der ersten Zeit des Erkennens vorherrschender, weil sie mit Bewußtsein gegeben und genommen werden. Später, das vergißt man zuweilen, geben sie sich unbewußt von selbst.

* *

Eine schwere Aufgabe! Ihre Individualität einer andern unterordnen, ist der höchste Beruf des liebenden Weibes. Eine Frau aber, welche ihre Individualität aufgeben kann, wird keine Garantie für ihre Liebe und Treue zu bieten haben!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia". Von Rechtsanwalt Bernhard Miller in Dresden. I. — Wiener Musikzustände. I. — Briefwechsel.

Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia".

Von Rechtsanwalt **Bernhard Miller** in Dresden. *)

I.

Schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurden (von Eckhof und Schröder) Versuche gemacht, unter den deutschen Theatermitgliedern Altersversorgungsanstalten zu gründen. Diese Versuche wiederholten sich in den zwanziger Jahren in dem Geheimbund „Zum blauen Stein". In den dreißiger und vierziger Jahren tauchten neue Projecte auf zu einer allgemeinen deutschen Theaterpensionskasse durch den Redacteur der „Allgemeinen deutschen Theaterchronik", Ludwig von Alvensleben in Leipzig, Sänger Diseant in Manheim, Raenz in Ofen, Franz Wallner u. a. Die Errichtung der Association dramatique zu Paris und das Bestehen des Theatrical-Fund in London mochten hierzu zum Theil die Anregung gegeben haben. Aber diese Projecte entbehrten meist schon in Bezug auf die Erfüllbarkeit ihrer Versprechungen alles sichern Fundaments, und dieser Umstand sowie die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, verhinderten die Ausführung, welche, wenn es dazu gekommen wäre, nur mit einer Niederlage geendigt hätte.

Diese mannichfachen und wiederholten Bestrebungen beweisen indessen, daß der Idee einer Altersversorgungsanstalt ein wirkliches Bedürfniß und somit eine gewisse innere Berechtigung zu Grunde liegt. Sie hatten auch den Erfolg, daß sich an mehreren Theatern selbständige Pensionsanstalten bildeten, so in Hamburg, Manheim, München, Dresden, Prag. Mit letztern Anstalten war nun freilich die Frage, um die es sich handelte, auf ein ganz anderes Feld gebracht. Jene Projecte gingen im wesentlichen darauf hinaus, auf dem Princip der Gegenseitigkeit allgemeine Anstalten zu begründen, während jene Pensionsanstalten nur lokaler Natur waren und ihre Zahlungsfähigkeit hauptsächlich auf Zuschüssen, insbesondere der Hofkassen, beruhte.

Im Jahre 1855 trat Hofrath Ludwig Schneider in Berlin, früher selbst Schauspieler, mit einem Plane zur Errichtung einer allgemeinen Versorgungsanstalt für alle deutschen Bühnenmitglieder auf und dieser führte Ende desselben Jahres zur Begründung der Perseverantia, welche anderthalb Jahre später auch die Genehmigung der königlich preußischen Staatsregierung erhielt.

Eine große Anzahl hervorragender Männer trat in den Verwaltungsrath. Der Herzog von Koburg-Gotha übernahm das Protectorat des Instituts, für welches sich auch eine außerordentliche Theilnahme unter vielen Theaterdirectionen bekundete. Eine unter den letztern, unter Schauspielern, fürstlichen Personen und Privaten veranstaltete Sammlung brachte alsbald ein Stammkapital von 12206 Thalern zusammen.

Seitdem ist ein Wendepunkt und eine Krisis über das Institut hereingebrochen. Es ist dies besonders seit den kritischen Beleuchtungen über dessen Lebensfähigkeit geschehen, welche in dem von dem Theatergeschäftsagenten A. Heinrich herausgegebenen „Theaterdiener" und durch dessen „Deutschen Bühnenalmanach" veröffentlicht wurden. Die Theilnahme an der Anstalt ist in einem fortwährenden Rückgang. Während sämmtliche Einzahlungen 1857 33100 Thlr., 1858 22000 Thlr., 1859 12080 Thlr. betrugen, beliefen sich dieselben 1860 nur noch auf 4320 Thlr. Eine große Anzahl von Mitgliedern hat es vorgezogen, auf die eingesammelten Zinsen ihrer Einlagen zu verzichten und die letztern sich zurückzahlen zu lassen. Die Perseverantia hat allein im verflossenen Jahre 14910 Thlr. zurückgewährt; ein Drittheil der Gesammteinlagen ist mithin bisher zurückgetreten und hat den ihm von der Heinrich'schen Kritik ertheilten Rath benutzt. Auch die sogenannten außerordentlichen Einnahmen, welche durch Theatervorstellungen zum Besten der Perseverantia durch Geschenke u. s. w. erzielt wurden, sind großentheils versiegt. Während sie 1857 noch 1871 Thlr. 19 Gr. 2 Pf. betrugen, sind sie 1860 auf 1038 Thlr. 27 Gr. 4 Pf. gesunken.

Die Frage ist an sich außerordentlich wichtig. Das zahlreiche Personal der deutschen Theaterwelt an Sängern, Tänzern, Schauspielern, Choristen, Musikern, Theaterbeamten u. s. w. gehört in seiner großen Mehrheit zu jener Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche wir in Rücksicht auf ihre materiellen Erwerbsmittel als die große Armee des Proletariats betrachten und die, wie man zu sagen pflegt, auch wie die meisten Schriftsteller aus der Hand in den Mund lebt. Auf ein wechselndes Leben von einer Stadt zur andern,

*) Die Hoffnung so vieler Schauspieler, denen es nicht vergönnt war, auf ihre alten Tage in den Hafen eines Hoftheaters einzulaufen, ist nahe daran, unterzugehen. Wir baten einen auf dem Gebiet des Associationswesens anerkannten Schriftsteller, das an Havarie fast unrettbar verlorene Fahrzeug noch einmal zu besichtigen und theilen im Obigen sein freundlich gewährtes Gutachten mit. D. Her.

von einer Bühne zur andern durch die Natur des Berufs angewiesen, fehlen dem Stande der Schauspieler die Bedingungen zu einer sichern ökonomischen Existenz. Wir sprechen oft mit Verwunderung von den hohen Gagen, welche hervorragende Sänger und Schauspieler an manchen Theatern beziehen. Allein abgesehen davon, daß eine hohe Gage ein Aequivalent theils für die relative Seltenheit des Talents, theils für die rasche Abnutzung der physischen und intellectuellen Kräfte ist, so ist sie auch nur das Prärogativ einzelner Wenigen. Die große Mehrzahl der Schauspieler u. s. w. ist auf einen kärglichen Erwerb angewiesen, der selbst in den Zeiten der Kraft, wenigstens vorübergehend, infolge von Engagementslosigkeit, Krankheits- und andern Unglücksfällen stockt. Auf den kleinen Bühnen haben sie sich eine ärmliche Existenz abzuringen und sie sind noch größerer Hülfsbedürftigkeit ausgesetzt, sowie sie älter werden. Nach dem unsteten Wandern in den besten Lebensjahren fällt es ihnen auch schwer, in andere Berufe überzugehen; theils fehlen ihnen hierzu die materiellen Mittel, theils die nöthige geistige Vorbereitung und die gewöhnliche Verwendbarkeit in einem andern Erwerbszweig. Ihr ganzes Wesen fällt durch die lange Gewöhnung aus Ton und Stimmung der übrigen Gesellschaft heraus.

Diese thatsächlichen Verhältnisse rechtfertigen den Wunsch und das Bestreben, Anstalten zu errichten, welche eine Abhülfe jenes materiellen Nothstandes herbeizuführen geeignet sind. Die zu gewährende Hülfe aber würde sich in doppelter Richtung nothwendig machen: für *Erwerbsfähige* während zeitweiliger *Erwerbslosigkeit* und für solche, die unbedingt *erwerbsunfähig* sind. Die absolute Erwerbsunfähigkeit kann *vor der Zeit* durch *Unglücksfälle* bei einzelnen eintreten; regelmäßig aber tritt sie für alle bei der Erreichung gewisser *Altersjahre* ein. Außerdem aber kommt noch das oft so traurige Schicksal der *Hinterlassenen* bei Todesfällen in Betracht.

Den Folgen zeitweiliger Erwerbslosigkeit und vorzeitiger Erwerbsunfähigkeit durch förmlich organisirte Hülfsinstitute zu begegnen, würde eine sehr schwierige Aufgabe sein; doch läßt sich die Möglichkeit einer derartigen Organisation, analog den Einrichtungen bei andern Erwerbsklassen, nicht ganz in Abrede stellen, ohne daß man blos an die Mittel der Wohlthätigkeit und des Almosenspendens zu denken braucht. Mit Recht hat man aber bisher zunächst die regelmäßig bei zunehmendem Alter eintretende Erwerbsunfähigkeit und die Sorge für die Hinterlassenen ins Auge gefaßt. Hier hülfreich zu wirken, war die Aufgabe und der Zweck, den sich die Gründer der Perseverantia setzten. Ihrem Streben lagen nicht nur die edelsten Motive zu Grunde, sondern an sich auch ein richtiges volkswirthschaftliches Princip, das Princip der *Selbsthülfe*. Sie wollten, daß der Schauspielerstand sich vor Mangel und Verkommenheit im Alter nicht durch das Inanspruchnehmen der Mildthätigkeit anderer Stände, schütze, sondern seine eigene Kraft anwende und concentrire. Leider aber ist die Ausführung und Anwendung jenes Princips nicht die richtige gewesen.

Die Perseverantia ist eine *Rentenanstalt*. Für je eingezahlte 50 Thlr. verspricht sie ihren Theilnehmern nach funfzigjähriger Mitgliedschaft lebenslängliche und bis zu dem Maximalsatz von 100 Thlr. für *eine* Einlage alljährlich steigende Renten. Das allmähliche Wachsthum dieser gesellschaftlichen Renten beruht auf dem Grundsatz, daß die Kapitaleinlagen der Mitglieder untereinander sich vererben; der Abgang von Mitgliedern durch Todesfälle muß dann für die Ueberlebenden ein regelmäßiges fortdauerndes Steigen der Jahresrenten zur Folge haben, welches überdies auch durch außerordentliche Einnahmen an Schenkungen, Erträgen aus Benefizvorstellungen herbeigeführt werden sollte. Jedem Theilnehmer, der aus der Anstalt tritt oder bei Todesfällen den Erben desselben wird sein Eingezahltes, jedoch nach Abzug der Beträge, die er nach und nach in Form von Jahresrenten ausgezahlt erhalten hat, zurückgewährt. Ist jemand bis zum Tode Theilnehmer geblieben, so gehört den Hinterlassenen noch ein fünfjähriger Fortbezug der Rente.

Im wesentlichen entsprechen diese Bestimmungen den Einrichtungen bei andern Rentenanstalten, wie z. B. denen zu Berlin, Darmstadt, Stuttgart, Dresden. Die Bedenken, welche gegen die Rentenanstalten überhaupt obwalten, müssen die Perseverantia in gleichem, zum Theil aber, wegen der ihr eigenthümlichen Modification, in erhöhtem Maße treffen. Die Idee, daß ein Theilnehmer wieder ausscheiden und seinen Kapitaleinschuß, wennschon nach Abzug der bereits bezogenen Rente, wieder zurückerhalten kann, hat an sich etwas Billiges. Die meisten andern Rentenanstalten gestatten einen freiwilligen Austritt nicht und leisten selbst bei Todesfällen von den gemachten Einlagen keine Rückgewährung. Dies ist besonders in den Fällen hart, wo der Rentenempfänger noch nicht lange Mitglied der Anstalt war und daher auch in der Regel nur eine geringe Rente alljährlich bezogen hatte. Allein die Einrichtung der Perseverantia hat dadurch den Nachtheil, daß, indem die Einlagen nicht ganz der Anstalt verbleiben, *das Steigen der Jahresrenten sehr langsam vor sich gehen muß*; der Zeitpunkt, wo mithin ein Theilnehmer eine wirklich ansehnliche Rente beziehen kann, die den Charakter einer Pension trägt, ist ein sehr entfernter, der nur von äußerst wenigen Ueberlebenden erreicht wird.

Eine rasche Steigerung der Rente wird dadurch verhindert, daß die Perseverantia nach dem Vorgang der Rentenanstalten die unglückliche Idee adoptirt hat, die innerhalb eines Kalenderjahres eintretenden Personen in eine für sich bestehende Jahresgesellschaft und diese wiederum in eine Anzahl von (fünf) „Altersgesellschaften" zu theilen. Die Einlagen einer solchen Alters- und beziehentlich Jahresgesellschaft

und die denſelben überwieſenen Antheile an den außerordentlichen Einnahmen bilden jedesmal ein für ſich beſtehendes Ganzes. Nur innerhalb jeder Altersgeſellſchaften in erſter und der betreffenden Jahresgeſellſchaft in zweiter Linie findet die Vererbung ſtatt. Die geſammte Idee einer Rentenanſtalt beruht, wie wir ſchon bemerkten, auf dieſer Vererbung und darauf, daß die Rente eines jeden überlebenden Mitglieds ſteigt, je nachdem ſich die Zahl der Theilnehmer allmählich verringert. Das Syſtem der Jahresgeſellſchaften mit Altersklaſſen daneben macht einen weiten Strich durch die Rechnung.

Die meiſten Rentenanſtalten ſetzen wenigſtens für die Jahresgeſellſchaften ein Minimum von Einlegern feſt, z. B. die preußiſche und darmſtädter 300, die ſächſiſche 200. Dies iſt ſehr gering; bei einer ſo gleichen Anzahl von Theilnehmern, die ſich gegenſeitig beerben ſollen, fehlt die Ausſicht, daß die Wahrſcheinlichkeitsberechnungen über die menſchliche Lebensdauer eintreffen. Es iſt z. B. erfahrungsmäßig feſtgeſtellt, daß von zehntauſend in einem und demſelben Jahre Geborenen wenig mehr als ein Dritttheil das 21. Lebensjahr erreicht und daß ſich die Zahl der Lebenden alljährlich in einer gewiſſen ſtetigen Progreſſion vermindert. Dieſe Berechnung, das ſogenannte Geſetz der großen Zahlen, trifft aber nur im großen und ganzen ein. Was bei einer Geſammtzahl von 10000 Perſonen faſt mit mathematiſcher Gewißheit und Genauigkeit ſich bewährt, trifft darum noch nicht in einem kleinen Kreiſe von 100 oder 200 Perſonen ein, ſo wenig wie es nothwendig iſt, daß einem Vater von drei Kindern allemal nur eins erhalten bleibt. Je kleiner daher im vorliegenden Falle die Zahl der Theilnehmer innerhalb einer Jahresgeſellſchaft zufällig iſt, deſto weniger läßt ſich ein regelmäßig fortſchreitendes Abſterben der Mitglieder und mithin ein regelmäßig fortſchreitendes Steigen der Jahresrenten erwarten. Die Perſeverantia ſetzt für ihre Jahresgeſellſchaften nicht einmal ein Minimum von Einlegern feſt. Die geſammte Jahresgeſellſchaft von 1860 beſitzt z. B. 2980 Thlr. Mitgliedereinlagen. Nehmen wir nun ſelbſt an, daß hierunter nicht mehrere Einlagen von einem und demſelben Mitgliede inbegriffen ſind, ſo beſteht dieſe Jahresgeſellſchaft aus etwa 60 Perſonen. In den jüngern Altersklaſſen, in welchen die Sterblichkeit ohnehin geringer und die muthmaßliche Lebensdauer des einzelnen größer iſt, muß infolge dieſer Einrichtung und da dieſelbe ohnehin den fünften Theil ihrer Rente an den Verwaltungskoſtenfond abgeben muß, die Rente nur weit langſamer wachſen. Die letztgedachte Beſtimmung, welche den ältern Theilnehmern auf Koſten der jüngern eine ungerechte und dem Princip der Gegenſeitigkeit widerſprechende Begünſtigung zu Theil werden läßt, ſei hier nur beiläufig erwähnt. Es findet ſich zwar auch bei andern Rentenanſtalten Aehnliches; dadurch wird indeſſen die Ungerechtigkeit ſelbſt nicht aufgehoben, abgeſehen davon, daß anderwärts immer noch beſſere Modalitäten gewählt ſind.

Der Zeitpunkt, wo demnach die Perſeverantia ihren — ſelbſt den älteſten — Theilnehmern eine nur einigermaßen erhebliche Rente gewähren kann, iſt ein ſehr ferner; und wenn wirklich, wie der Jahresbericht pro 1860 verheißt, den älteſten ſeit 1857 beigetretenen Mitgliedern eine jährliche Rente von 7—11 Procent und den übrigen von 6—8 Procent gezahlt werden kann, ſo wird es ſicher hierbei für lange Zeit ſein Bewenden haben. Ohnehin müſſen wir bedenken, wie dieſes Reſultat nur dadurch erreicht worden iſt, daß die Mitglieder in den fünf verfloſſenen Jahren überhaupt gar keine Rente bezogen haben.

Die Hoffnungen, welche die Perſeverantia ſeinerzeit rege machte, beruhten auch auf dem Zufluß der außerordentlichen Einnahmen. Dieſe Hoffnungen haben ſich als illuſoriſche erwieſen. Im Jahre 1857 gingen 1871 Thlr., 1860 nur noch 1038 Thlr. auf dieſem Wege ein. Auf die Hoffnung außerordentlicher Zuflüſſe läßt ſich überhaupt kein Syſtem einer Rentenanſtalt bauen. Selbſt wenn aber dieſe Einnahmen einmal wieder reichlicher fließen ſollten, ſo iſt zu bedenken, daß nach der Einrichtung der Anſtalt alljährlich neue Jahresgeſellſchaften entſtehen, mithin die außerordentlichen Einnahmen ſich mehr und mehr vertheilen und für jede einzelne Geſellſchaft alſo noch geringer werden.

Indeſſen — wir wünſchen, daß ſich das Inſtitut erhalten möge und wollen auf unſere Rügen auch Beſſerungsvorſchläge folgen laſſen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Wiener Muſikzuſtände.

I.

— — Wenn es eine unleugbare Thatſache iſt, daß die Kunſt eines Volks der ſicherſte Werthmeſſer ſeiner Bildungszuſtände und geiſtigen Richtung iſt, ſo wendet ſich in unſerer Zeit der Muſik als der herrſchenden Kunſt folgerichtig ein erhöhtes Intereſſe zu, und wir glauben daher einem ſolchen zu begegnen, wenn wir die muſikaliſchen Zuſtände des heutigen Wien umfaſſend zu ſchildern verſuchen.

Wien hat — mit Recht oder Unrecht, mag dahingeſtellt bleiben — ſtets für eine muſikliebende Stadt erſten Ranges gegolten. Der rege Sinn für Muſik, der alle Stände bis zu den unterſten Schichten durchdringt, die vieljährige Wirkſamkeit der größten Meiſter der Tonkunſt in ſeinen Mauern und die muſikaliſchen Beziehungen, welche hierdurch zwiſchen Wien und der übrigen Welt entſtanden, waren wol die Haupturſachen des Anſehens, das es in muſikaliſcher Hinſicht behauptete und noch lange nachher, als jene Heroen bereits heimgegangen waren, ſein muſikaliſches Urtheil als maßgebend erſcheinen ließen. Der Zug der Künſtler nach Wien blieb fortan ein lebhafter, das Orcheſter des Kärtnerthor-Theaters galt neben jenem des pariſer Conſervatoriums für das erſte in der Welt und die großartigen Concerte der Geſellſchaft der Muſikfreunde Oeſterreichs in den rieſigen Räumen der kaiſerlichen Winterreitſchule hatten einen europäiſchen Ruf.

Digitized by Google

Nach dem Jahre 1848 flechte die Geſellſchaft der Muſikfreunde, der einzige muſikaliſche Verein, und nur die von einem Theile des Lehrkörpers ihres Conſervatoriums angeſtrebte Gründung eines eigenen Vereins, der ſpäter unter der Benennung „Akademie der Tonkunſt“ ein kurzes, kümmerliches Daſein friſtete, vermochte ſie aus ihrer Lethargie ſo weit aufzurütteln, daß ſie ſich wieder um den früher genoſſenen Staatsbeitrag für ihr Conſervatorium bewarb und dieſes ſowie die jährlichen vier großen Vereinsconcerte neu ins Leben rief. Damals beſtand in Wien kein muſikaliſches Fachblatt.

Die Armſeligkeit dieſer Zuſtände konnte um ſo weniger verfehlen, die Muſikfreunde zu betrüben und die öffentlichen Organe zur Bloßlegung dieſer beſchämenden Erſchlaffung anzuregen, als man im übrigen Deutſchland, namentlich bei unſerer Nebenbuhlerin Berlin, eine rege Thätigkeit der muſikaliſchen Vereine wahrnehmen konnte und die großartigſten Muſikfeſte Zeugniß des neuerwachten muſikaliſchen Gemeinſinns gaben.

Der Aufſchwung war plötzlich und mächtig. Aus der verblichenen „Akademie der Tonkunſt“ ging das akademiſche Geſangsinſtitut hervor, deſſen Gründer und Leiter der bekannte Maeſtro Salvi, einſt ein gefeierter Tenor der italieniſchen Oper, war. Dieſes Inſtitut, welches ſich die Förderung des dramatiſchen Geſangs zur oberſten Aufgabe machte, hat bei Gelegenheit der italieniſchen Opernunternehmung des Maeſtro im verfloſſenen Jahre ſchöne Proben im dramatiſchen Chorgeſange abgelegt. Zu öffentlichen Concertausführungen hat es ſich noch nicht herbeigelaſſen, wol aber in öffentlichen Prüfungen erfreuliche Unterrichtserfolge dargelegt.

Neben dieſer auf einer Vereinsgrundlage beruhenden Geſangsunterrichtsanſtalt beſtehen zwei eigentliche Singvereine, von welchen der eine unter der Benennung „Akademiſcher Singverein“ aus der Geſellſchaft der Muſikfreunde hervorgegangen und deren artiſtiſcher Director, Johann Herbeck, auch Leiter des Vereins iſt, der andere unter der Benennung „Singakademie“ von dem Kapellmeiſter Stegmayer geleitet wird. Der letztgenannte Verein entſpricht in jeder Beziehung höhern Anforderungen. Seine Programme umfaſſen alles, was der ältere Kirchengeſang und die neuere geiſtliche und weltliche Muſik im mehrſtimmigen Vocalſatze Vorzügliches aufzuweiſen hat. Paläſtrina, Orlando Laſſo, Marcello, Lotti, Sebaſtian Bach, Händel ſind gleichmäßig wie Mendelsſohn, Schubert, Mozart, Beethoven, Schumann vertreten. Abwechſelnd mit dieſen gemiſchten Chorproductionen bringt der Verein die großen Oratorien von Händel und Mendelsſohn zur Aufführung. „Judas Makkabäus“, „Das Alexanderfeſt“ und „Paulus“ waren ſolche um ſo willkommenere Gaben, als ſie uns durch eine Reihe von Jahren entzogen waren.

Die ausübenden Mitglieder der Singakademie beſtehen aus Dilettanten der gebildetern Stände, die aus Luſt und Liebe mitwirken, und dieſe Bildung äußert ſich in den Vorträgen des Vereins auf eine höchſt wohlthuende Art. Nicht der leiſeſte Anflug jener Rauheit, um nicht zu ſagen Roheit des Stimmgepräges, die ſo oft die correcteſten Leiſtungen im Chorgeſange verdirbt, iſt hier wahrzunehmen und kein Mechanismus umſchnürt die ſeeliſche Lebendigkeit und Freiheit des Ausdrucks. Am meiſten kommt dieſe Bildung und die dadurch geläuterte Empfindung den alten Kirchengeſängen zu Gute und das „Miſerere“ von Allegri, das „Stabat“ von Paläſtrina und „Crucifixus“ von Lotti machen, ſo vorgetragen, einen unbeſchreiblichen Eindruck. Der Verein würde noch Vorzügticheres leiſten, wenn Hr. Stegmayer ein ebenſo guter Dirigent wäre, wie er Lehrmeiſter iſt.

Der „Singverein“ hält eine andere Richtung. Sein Leiter iſt ein gebildeter Muſiker, aber leider auch — Componiſt. Ohne innern Beruf zum muſikaliſchen Schaffen und doch vom Drange dazu geſtachelt, iſt er naturgemäß der modernen Richtung gefolgt, unter deren die innere Schwächr am beſten verdeckendr gleißende Fahne ſich alle componirluſtigen kleinen Talente ſammeln. Der „Singverein“ bedenkt ſonach mit Vorliebe die neuere Muſik. Wenn wir ihm für die Vorführung der großen Schumann'ſchen Vocalwerke „Paradies und Peri“, „Der Roſe Pilgerfahrt“, „Fauſtmuſik“ ſowie für die jüngſt vermittelte Bekanntſchaft mit Schubert's reizender Operette „Der häusliche Krieg“ zu Dank verpflichtet ſind, ſo können wir es dagegen nicht billigen, wenn er, um ſtets Neues zu bringen, auch ſo ſchwache Werke wie Schumann's Ballade „Der Königsſohn“ und gewiſſe neuere ſymphoniſche Phantaſieen vorführt. Auch dieſer Verein beſitzt einen tüchtigen Chor, deſſen Leiſtungen in jeder Beziehung ausgezeichnet ſind. Hr. Herbeck iſt ein Dirigent, der den ausführenden Körper am Zügel zu halten und zu begeiſtern weiß.

(Fortſetzung folgt.)

Briefwechſel.

— *** in München. Wir erhalten ſchon, wie unſer Hauptblatt zeigt, regelmäßige Berichte aus München. Laſaulx' Tod ſoll, Ihrer Meinung nach, durch politiſche Erfahrungen beſchleunigt worden ſein? Wir glauben dies, würden Ihnen aber gerathen haben, dieſe Erfahrungen genauer zu zergliedern. Laſaulx gehörte der Görres'ſchen Schule an und wirkte jahrelang im ultramontanen Sinn, ohne jedoch die berechtigten Forderungen einer gewiſſen Geiſtesfreiheit zu beſtreiten; ja im Gegentheil, oft mit demokratiſcherer Baſis ſeiner Anſchauungen, als ſich von einem Mitarbeiter der „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ erwarten ließ; es war jenes Welfenthum, das ſeit 1815 in Deutſchland „die rothe Mütze und die Kapuze“ ſo gut zu verbinden wußte. Den „Stich ins Herz“ bekam Laſaulx an ſeinem letzten Tage in der Kammer. Er hatte die Rednerbühne betreten und ſprach über die Belagerung Gaetas, über den ritterlichen Monarchen und ſeine heldenmüthige Begleiterin, alles in jenem heraldiſch-romantiſchen Ton wie in Sachſen die Aufforderung zur Lieferung von „edlem Metall“ oder in Baiern der dithyrambiſche Lobgeſang auf Oskar's von Redwitz goldener Lyra erklang. Auf Laſaulx' begeiſtert ausgerufenes Wort: Ganz Deutſchland ſollte ſich wie Ein Mann erheben (um dem bairiſchen Fürſtenkinde in Gaeta Krone und Hermelin zu retten), blieb die Kammer ſtill. Der Redner, offenbar einen Sturm von Zuſtimmung erwartend, ſah die Täuſchung, verlor die Beſinnung und wandte ſich dem Glaſe Waſſer zu, das vor ihm ſtand. Während er trank, ſah er die unendliche Kluft zwiſchen ſeinem Glauben und dem Glauben der Zeit. Er kränkelte einige Wochen und ſtarb. Der „Stich ins Herz“ war die Erkenntniß des Irrthums.

— Herrn C. S. in ***. Wollen Sie vorläufig, zur Probe, fortfahren.

(Ausgegeben am 30. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 23. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Camellien. Erzählung von Rosa Horn. II. — Adelich in alter Zeit. Eine biographische Skize von Dr. Wilhelm Schröder. — „Gen Marathon." Von Gustav Reisewitz. — „Deutsche Dichter und Denker." — Dramatische Versuche. I. — Gedanken von E. von Pinckage. — Neues aus der Welt.

Die Camellien.

Erzählung von Rosa Horn.

II.

Es war an einem Sonntag Abend, als Elfriede unter dem Namen Jenny Dalthus am Orte ihrer Bestimmung ankam.

Ein reizend gelegener Badeort, mitten im Gebirge, von einer vornehmen Gesellschaft besucht. Elfriede sah glänzend erhellte Fenster am Cursaal. Das Theater lag im Dunkeln. Die Vorstellung war bereits vorüber.

Schüchtern hatte die Neuengagirte nach dem Theaterdirector und seiner Wohnung gefragt. Man führte sie durch das Gedränge der eleganten Welt hindurch. Sie kam an ein Haus, in dessen Parterre auf einem Zettel an der Thür das Wort „Theaterkasse" zu lesen war.

Der Director und dessen Frau befanden sich in einer räucherigen Stube, die alles in allem war. Die Directorin war eine kleine runde Person und befand sich bereits im Négligé. Ihr Gemahl gleichfalls. Eine Magd stritt sich in einer Ecke mit ein paar schreienden Kindern. Der Director war ein kleiner blasser Mann mit ein paar schwarzen, unheimlichen Augen, die unter ganz unnatürlich starken Augenbrauen keinem Blick Stand hielten. Seine Frau, ungemein vielredend, musterte das junge Mädchen mit Kennerblicken; sie suchte aus den Mienen des inzwischen den Begleitbrief des Agenten lesenden Mannes zu erforschen, ob das schöne schlanke Wesen in dem eleganten Reisekleid sich wirklich in ihre Region verirrt hätte. Es war ein neuer Fall in ihrer Praxis.

Jetzt wurde sie dessen gewiß. Ein schnell unterdrücktes triumphirendes Lächeln um des Directors Mund sagte so viel als: Sie ist die Unsere! Reich, talentvoll, glänzende Garderobe! Sie wird Furore und Kasse machen!

Nun wurde Elfriede installirt. Die Magd wurde aufgejagt aus ihrem Winkel, die Kinder wurden hervorgezogen und zur Ruhe verwiesen. Der Theaterbote wurde aus einem unauffindbaren Schlupfwinkel entboten und nach der Post geschickt, das Gepäck zu holen, während die Magd hinüberlief, um sich in einem kleinen Giebelhause der Zimmer zu versichern, die von der ersten Liebhaberin bewohnt zu werden pflegten. Inzwischen sollte Elfriede essen, sich setzen — Sie lehnte beides ab. Nur ruhen wollte sie. Der weite Weg im Eilwagen dröhnte ihr noch im Kopfe. Dazu lärmten die Kinder und schrieen nach der Magd. So war es ein glücklicher Moment, als sie dem Chef der hiesigen Theaterwelt Gute Nacht! wünschen konnte und an der Hand seiner fast orientalisch

Digitized by Google

verſchleierten Gattin hinaustrat auf das naſſe Pflaſter der Straße.

Die Directorin freute ſich nun hinter dem Rücken ihres officiell ſchweigſamen Mannes über ihr Eintreffen, lüftete ihre Schleier, um ihren Worten mehr Ton und Gewicht zu geben, mit denen ſie dem ſtaunenden Mädchen alle ihre Lebensobliegenheiten detaillirte. Die Liebhaberin wäre auf- und davongegangen; nun hätte ſie ſelbſt ſehen müſſen, wie ſie mit all dem fertig würde; was man eben geben müſſe, um Kaſſe zu machen: „Waiſe von Lowood", „Scheibentoni", „Preziosa" u. ſ. w. Dabei die Garderobe, die Kaſſe, daheim die Kinderpflege, die Wirthſchaft, alles das erzählte die gute Frau mit erſchütternder Schnelligkeit während der wenigen Minuten, die erforderlich waren, die funfzig Schritte nach dem kleinen Giebelhauſe zurückzulegen.

Indeſſen kamen die Effecten und Elfriede war allein.

Es iſt ein Leichtes, mit ſechzehn Jahren Humor in eine Situation zu bringen, den eine ſpätere Zeit nicht mehr aufzuweiſen vermag. So legte Elfriede Hut und Mantel faſt lachend ab, öffnete ein Fenſter, freute ſich der durch den Regen doppelt erfriſchenden Bergluft, die hereindrang, und begann das Gemach ſelbſt zu prüfen. Hier hatten weibliche Weſen gewaltet, ohne irgend wohlthuende Spuren zurückgelaſſen zu haben. Nichts verrieth die Vorgängerin, als etwa eine geſchwärzte, alte Goldtreſſe, die den Vorhang zuſammenhielt, oder ein paar grobe, zerknitterte künſtliche Blumen, die über dem Spiegel ſteckten. In einem Winkel des halbgeöffneten kleinen Wandſchranks lagen ein paar Lockenwickel, ein paar Silberflitterchen im unverſchließbaren Kommodenkaſten — das war alles ſo, wie es war. Auf dem Tiſch kämpfte die Straßenluft mit der flackernden Kerze; es war alſo wenigſtens Hoffnung vorhanden, die comprimirte Atmoſphäre eines tagelang verſchloſſen geweſenen Raums durch Luftzug zu verbeſſern.

Aus Rückſicht für Elfriede gab man anfangs ein paar größere Schauſpiele. Man ſchickte ihr die Rollen zu, in Vorausſetzung, daß ſie nur einen Tag brauchen würde, ſie zu lernen. Glücklicherweiſe waren es Partieen, die ſie ſchon kannte. Die Handſchrift war ſo undeutlich, daß ſie die Worte kaum wiedererkannte; auch war das Meiſte geſtrichen. Die Vorſtellungen, die andernorts drei Stunden dauerten, mußten hier in zwei beendigt ſein.

Zur Dolmetſcherin der Rollen erbot ſich eine Nachbarin. Im nämlichen Hauſe wohnte die Lokalſängerin der Bühne. Karoline Stern begleitete ſie auf die erſte Probe. Der Weg nach dem Theater war für ſie eine aufregende Unannehmlichkeit. Es waren ſo viel Leute aus der großen Welt auf den Straßen, jede ans Auge gebrachte Lorgnette galt ihr. Von jedermann glaubte ſie ſich erkannt. Sie hüllte ſich tief in ihren Schleier.

Der Zuſtand der Aufregung, in welcher ſich Elfriede befand, die Angſt um ihre Verfolgung, ein Brief, den ſie von ihren Theaterfreunden in der Reſidenz erhalten hatte und der von dem großen Aufſehen ihres Verſchwindens berichtete, alles das erleichterte Elfriedens Gewöhnung an die traurige Umgebung, in welcher ſie in die Hallen der „Kunſt" trat. Man ahnte, daß ſie von ſeiner Herkunft war und anders hieß, als ſie ſich nannte. Man ſah ihre ſchönen Kleider, mußte ihr Talent anerkennen und ſchmeichelte ihr. Selbſt hinter den Couliſſen beherrſchte ſie in kurzer Zeit ihre Umgebung. Sie war auf Armuth und Elend vorbereitet und verlor ebendeshalb keine Illuſion. Sie hatte bei ihrer Tante das ganze Theaterleben von unten auf aus den Erzählungen der Herren Hofſchauſpieler und lebenslänglichen Regiſſeure kennen gelernt. Nun lachte ſie zu dem engen Garderobezimmer und den Plundern, mit denen die „Collegen" ſich behängten. Mit der Zeit konnte man ſie ganz als „vom Fach" betrachten. Sie ſpielte oft gut, oft mittelmäßig; ſie improviſirte, wo ihr Gedächtniß ſie verließ. Sie brachte den Souffleur und die Mitſpielenden ebenſo zur Verzweiflung wie andere. Sie ſtrich Küſſe und Umarmungen aus eigener Machtvollkommenheit aus ihren Rollen. Sie tyranniſirte das Directorium und den Boten deſſelben, den unglücklichen Theaterdiener, der nie den Spalt ihrer Thür öffnete, um eine neue Rolle hineinzucamotiren, ohne ſeine Seele dem Schutze des Landespatrons zu empfehlen.

Ja, war das eine Welt! So hinter den rauchgeſchwärzten Couliſſen, beim fahlen Morgenlichte, zumal auf den Proben —! Da ſtand die Anſtandsdame und Heldin an einer Couliſſe, ſtrickte an einem Kinderſtrümpfchen und wartete, bis ſie mitzuſprechen hatte. Im Hintergrunde gab es eine Darlegung erbittertſter Eiferſucht. Reden, ſcheinbar an die ſich durch keinen Lenz erneuernde Roſenlaube gerichtet, in der That aber der jungen Frau geltend, die darin ſo recht

zum Hohn mit dem erſten Liebhaber flüſtert und lacht. Daneben ſingt Karoline Stern einige Töne eines Liedes und heißt den Theaterdiener die Seitenthür ſchließen, von der aus ein die Cur gebrauchender Engländer die Scene neugierig beobachtet. Elfriede hatte ihn längſt bemerkt und ihm den Rücken gewandt. Sie empfängt den Director mit einer Darlegung deſſen, was ihr in der jüngſt erhaltenen Rolle nicht zu ſpielen beliebt. Als Preziosa mochte ſie nicht auftreten, des Gewehrs wegen, mit dem ſie den Zigeunerhauptmann niederzuſchießen droht. Die „Jäger" von Iffland ſollten gegeben werden. Sie proteſtirte mit Thränen dagegen. Sie ſah im Oberförſterpaar ihren Vater, ihre Mutter. Schon fing Karoline Stern an, ihr Vertrauen zu gewinnen. Schon wußte ſie dieſe ſteten Aufregungen Elfriedens, ihre ſcheue Zurückgezogenheit ebenſo wie ihre jeweilen ausbrechende krampfhafte Heiterkeit zu deuten. Beide machten gemeinſchaftliche Menage. Ihre Koſt wurde nach dem ſinkenden Barometer der Baarſchaft Elfriedens immer magerer und frugaler. Das ſtörte indeſſen beide nur wenig. Sie betrachteten es als einen ſechsten Act, zu den fünf eben geſpielten, wenn ſie ſich mit noch nicht ganz abgelegter Theatertoilette an das Herdfeuer ſtellten und ihr Mahl ſelbſt zubereiteten, welcher Anblick, wenn er irgendwem gegönnt worden wäre, in der That den Eindruck eines Hogarth'ſchen Bildes gemacht haben würde.

Das gegenwärtige Leben bot der Beſchäftigungen ſo viele, daß Elfriede gar keine Zeit hatte, an die Vergangenheit zu denken, viel weniger davon zu ſprechen. Was ſie zuweilen indeſſen aufrichtig erſchütterte, war das gänzliche Verſtummen ihrer Angehörigen. Vater, Brüder, Tante, niemand forſchte nach ihr. Zuletzt kam ſogar die Trauerbotſchaft, die ſie in einer Zeitung las, daß die Tante plötzlich geſtorben war. Sie ſah darin die Nachwirkung der Beſchämung oder des Aergers, den ſie ihr durch ihre Flucht verurſacht hatte. Einige Tage lang mußte ſie ſich krank melden. Als ſie ſich erholt hatte, kam Karolinens Eröffnung, ſie hätte gekündigt und wäre bereits anderweit engagirt worden. Sie ſelbſt war durch ihren Contract für ein ganzes Jahr gebunden.

So ſaß Elfriede eines Morgens in unbehaglicher Stimmung auf ihrem Sofa. Sie ſah ſchon lange die Möglichkeit nicht ein, von ihrer Gage exiſtiren zu können. Ging es, ſo ſchob ſie ſolche Reflexionen gern von ſich ab, aber die Proſa des Lebens und ihre Vertreterin, die Hauswirthin, machten doch zuweilen ihre Rechte unwiderleglich geltend. Unruhig blätterte ſie in ihrer neueſten Rolle. Da klopfte es an die Thür.

Wer wie Elfriede im Grunde der Seele irgendeinen wenn auch noch ſo tief verborgenen Vorwurf mit ſich trägt, dem pflegt der Moment der Ankündigung irgendeines Unerwarteten und nur durch das Bret der Thür Getrennten ein ſchreckhafter, ans Herz greifender zu ſein. Der Vorwurf taucht im Gewiſſen auf, greift mit kalter Hand ans Herz und ein harmloſes, gleichgültiges Thürklopfen wird zum pulsbewegenden Ereigniß.

Diesmal hatte jedoch dieſes beklemmende Gefühl ſeinen richtigen Grund, denn unter die geöffnete Thür trat ein großer, militäriſch ausſehender Mann. Ein Bote des Vaters! dachte Elfriede erbleichend, und ſo war es auch.

„Fräulein von Dahlen!"

Entſetzliche Anrede! Die Wände konnten hören. Indeſſen rang Elfriede nach Faſſung und Feſtigkeit, während ſie ſich dem Beſuchenden entgegen erhob; vielleicht hätte ſie ſogar Trotz gezeigt, wenn ihr dazu Veranlaſſung geworden wäre.

Dem war nicht ſo. Elfriede hatte mit vielen Menſchen gemein, daß liebevolle, ſanfte Worte ſie ſofort weich und nachgiebig ſtimmen konnten.

Der Beſuchende war der Fremdencommiſſar. Er kannte ihr ganzes Verhältniß und ſprach väterlich mit ihr. Ob dies der Auftrag des Vaters oder die eigene Behandlungsweiſe war, die dem Beauftragten geeigneter erſchien, erfuhr ſie nicht. Ohne Zweifel hatte ſie ſich ſofort überwunden gefühlt. Aber ſie ſollte nach Buchheim zurückkehren. Das war der Wille des Vaters. Gab ſie auch gern ihre gegenwärtige Lage auf, nur ſo weit wollte ſie ſich nicht verändern, daß ſie ſich wieder ganz in die Abhängigkeit vom väterlichen Willen zurückverfügte —

Sie blickte vernichtet zur Erde —

„Alſo nicht wahr, mein liebes Fräulein", ſchloß der Beamte ſeine Rede, während Elfriede ihm ſtumm mit geſenkten Augen zuhörte, „Sie kehren zurück? Sie werden es mir einmal Dank wiſſen! Werden mir wiederſagen: «Sie hatten recht damals — in dem kleinen Taubenſchlag von Zimmer»! Glauben Sie, es iſt recht leicht, ſich aus einer Familie auszuſcheiden, und recht ſchwer, den alten Platz, wenn er einmal verloren iſt, wieder einzunehmen!"

Der Commiſſar ſprach noch nicht von einem Machtgebot des Vaters, der ihr die Fortſetzung ihrer Laufbahn unterſagt hätte — Er überließ ihr, aus eigener Reue einen Entſchluß zu faſſen.

Der Commiſſar ging.

Der Brief des Vaters lag vor ihr — ſie hatte den Muth kaum, das Siegel zu erbrechen. Ihre Schuld dem Aelternhauſe gegenüber kam ihr jetzt ſelbſt rieſengroß und unverzeihlich vor.

Endlich öffnete ſie das Schreiben. Ein kurzer Befehl, zurückzukommen, und eine Banknote, das war der ganze Inhalt.

Sie ſollte alſo als verlorenes Kind, als ein Warnungsbeiſpiel zurückkehren! Sie ſollte von der Gnade der Ihrigen, von ihrer Großmuth abhängen — ſollte vor Hrn. von Braun die Augen niederſchlagen — ſelbſt von dieſem verachtet ſein! — — Sie warf ſich auf einen Stuhl, bedeckte das Geſicht mit den Händen und weinte. Bald erhob ſie ſich wieder. Konnte ſie ſich nicht ſelbſt durchs Leben finden? Beſaß ſie nicht das volle Gefühl ihrer Thatkraft? Horch! Da kehrte Karoline ſingend aus der Probe heim und ſtürmte durch die Thür, als gehörte ihnen beiden die Welt. Karoline erfuhr die ganze Sachlage und da ſie weder zu- noch abredete, ſagte Elfriede:

„Ich nehme meines Vaters Unterſtützung nicht an! Ich ſchicke ihm die Banknote zurück! Aber auch hier bleib' ich nicht länger! Wir ſind ſeit vierzehn Tagen ohne Gage und meine Verpflichtung hebt ſich dadurch von ſelbſt auf! Ich begleite dich!"

Sie veranſtaltete die richtige Uebergabe der Banknote an den Badecommiſſar und verließ mit Karoline an demſelben Abend noch das Städtchen. Ihr Ziel war der Ort, wo Karoline ein neues Engagement gefunden hatte.

Jenny Dalthus blieb bei ihrer Freundin und fand gleichfalls Beſchäftigung. Noch unterſchrieb ſie keinen Contract; ſie erwartete eine neue Störung durch ein Geltendmachen der väterlichen Gewalt. Dieſe blieb aus und ſo war ſie „glücklicherweiſe" frei, um eine Stellung an einem der erſten Theater Süddeutſchlands anzunehmen. Ein Kunſtkenner hatte ſie in jenem Badeorte ſpielen ſehen und dorthin empfohlen.

Ihr künſtleriſcher Stern ſtieg. Glücklicher als Tauſende ihrer Kunſtgenoſſinnen hatte ihr das Schickſal gewährt, was es in den meiſten Fällen verſagt — Ruhm und Gold. Sie zog ihre Freundin nach ſich. Ein ganzes Jahr lang hatte das Zifferblatt der nahen Thurmuhr ſo recht wie ein hohles Zeitenauge den beiden Mädchen zu den kleinen Fenſtern hereingeblickt. Dann wurde es beſſer. Jenny Dalthus hatte ſich trotz anfänglicher äußern Entbehrungen aller Art, die ihren innern Menſchen feſtigten und ſtählten, zu einer guten, denkenden und vielverſprechenden Künſtlerin herangebildet, ja faſt herangeläutert. Jetzt bewohnte die junge gefeierte Künſtlerin das erſte Stockwerk eines ſchönen Hauſes in einer der glänzendſten Straßen der großen Stadt. Von ihrer Familie aufgegeben, ausgeſtoßen aus der adligen Sphäre, der ſie angehörte, ſuchte ſie ihre Erhebung in ihrem Beruf. Ihr ſittlicher Wandel war fleckenlos.

Gegenüber ihrer Wohnung befand ſich ein alterthümliches Haus, welches mit breiter Front auf die Hauptſtraße die Ecke einer nicht minder frequenten Nebenſtraße bildete. Das Gebäude gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Das Erdgeſchoß war alt und maſſiv. Die großen tiefen Fenſter meiſt vergittert. Die Einfahrt breit und trotz des modernen bronzefarbenen Thors düſter. Eine nicht allzu hohe Glasthür, zur Hälfte von Holz, zur Hälfte aus kleinen Scheiben zuſammengeſetzt, führte in das weitläufige Comptoir des Hauſes Arnheim, wie ein einfaches ſchwarzes Schild über der Thür anzeigte.

Joſeph Arnheim, früher Aaronheim, jetzt getauft, der Chef des Hauſes, hielt dieſe ſchwarze Tafel mit ihren weißen Buchſtaben für eine Art Talisman. Sie hatte ihm den wachſenden Reichthum ſeines Hauſes behütet. Daher ſchützte er ſie mit aller Pietät, die dieſem Gedanken entſprach. Joſeph Arnheim war einer der Börſenkönige der großen Stadt, ein Mann, der großentheils ſich ſelbſt und wol auch dem ihm außergewöhnlich geneigten Glück einen bedeutenden Reichthum verdankte. Noch ſeine Aeltern waren Iſraeliten geweſen, aber ſchon Joſeph Arnheim der erſte im Chriſtenthum geborene Sohn ſeines Hauſes. In ſeiner Erſcheinung waltete noch das jüdiſche Element vor, aber innerlich war er ein ernſter, beſonnener Mann, zuverläſſig und zutrauenerweckend. Das alte, früher nur aus dem Erdgeſchoß beſtehende Haus war die Wiege ſeiner Familie. In einem der düſtern gewölbten Unterzimmer, deren Fenſter in einen großen Hof hinausſahen, war er geboren worden, nicht nur er, auch ſein einziger Sohn. Inmitten dieſes Hofes ſtand, von hohen Linden überſchattet, ein großer ſteinerner Waſſerbehälter. Ein alter grauer finſterer Flußgott füllte denſelben aus ſeiner im

Arm gehaltenen Urne. Joseph Arnheim hätte diese Staffage, so düster sie immer war, um die Welt nicht missen mögen. Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte er sich mit einem Mädchen verheirathet, das zu lieben sich ganz von selbst verstand. Sidonie Arnheim war ebenso schön als gut; eins jener weiblichen Wesen, die mit dem Gang zum Altar ihren Willen gänzlich dem des Gatten unterordnen. Mit Sidonie, auch einer getauften Jüdin, kehrte das Glück in das Haus ein. Alle Unternehmungen gelangen und während die junge Frau kaum dasselbe verließ und nur Sinn für die Pflege ihres jungen Sohnes hatte, wurde Hr. Joseph Arnheim hinter den Eisenstäben seiner Comptoirfenster zum Millionär. Endlich fand er für gut, das hochgiebelige Dach seines Hauses abtragen und auf die massiven Wände des Erdgeschosses ein Stockwerk setzen zu lassen, welches eine Reihe mit fürstlicher Pracht ausgestatteter Gemächer enthielt, deren Spiegelfenster einigermaßen einen Gegensatz bildeten zu dem alterthümlichen Gitterwerk des Parterre. Frau Sidonie Arnheim, dem Wunsche des Gatten folgend, bewegte sich in diesen weiten glänzenden Räumen eben so gleichmäßig wie in den düstern gewölbeartigen Zimmern im Hofe. Hier wie dort hatte sie alles, was ihr Herz beglückte und befriedigte.

Felix, ihr junger und einziger Sohn, fand das Gewirr der belebten Straßen allerdings unterhaltender als das eintönige Rauschen des Wassers aus der Urne des Flußgottes oder das Herabfallen und die späte Entfaltung der Blätter auf den Lindenbäumen. Jetzt indessen, wo Jenny Dalthus das gegenüberliegende Haus bewohnte, war Felix Arnheim kein Knabe mehr, sondern ein in den gesicherten und achtbaren Verhältnissen seines Hauses aufgewachsener, schon vielgereister und hochgebildeter junger Mann von über fünfundzwanzig Jahren, ernst wie der Vater, der für ihn der Inbegriff alles Hochzustellenden war, mild wie die Mutter, die er mit einer ihrem eigenen Herzen entlehnten und abgelauschten Zärtlichkeit liebte.

Alle Welt erfuhr es, daß Felix Arnheim der Glückliche war, dem Jenny Dalthus mehr Theilnahme schenkte als den vielen, die ihr huldigten und denen allen sie eine heiter ausweichende, niemand verletzende Sorglosigkeit, nur in seltenen Fällen sich zur Kälte steigernde kluge Art des Benehmens entgegenstellte. Wie das mit Felix Arnheim gekommen war, war schwer zu sagen. Er wohnte ihr gegenüber und grüßte anfangs durch ein Erröthen, wenn er hinsah, bald mit einer Verbeugung, zu der er sich, man sah es, Muth machen mußte. Felix war schön, schlank gewachsen, geistvollen, feurigen Auges. Seine Farbe war bleich und anziehend. Felix' Vater liebte das Theater und lud die Künstler oft zu Tisch, oft in seine einfachen, aber gediegen arrangirten Soiréen. So betrat Jenny Dalthus sein Haus und Felix verrieth ihr bald, wie sie auf ihn wirkte. Es war eine Liebe, die bewußtlos, unabweisbar entstand. Elfriede konnte sich dem gleichen Gefühl nicht entziehen.

Eines Morgens stand sie halb verborgen hinter der Gardine. Nichts regte sich drüben; nur ein paar tropische, den Fenstern nahe stehende Pflanzen konnte man mit ihren riesigen Blättern von außen erkennen. Innerlich glücklich, setzte sich Elfriede auf das kleine Sofa zum Frühstück. Ihr Mädchen, Luise, trat ein. Toilettenfragen, im Leben einer Schauspielerin eine Nothwendigkeit, wurden verhandelt. Dies war die Stunde, wo die Zofe es sich nicht nehmen ließ, ihre Vorträge zu halten. Elfriede war gar nicht aufgelegt, zu tief in die wichtigen Für und Wider, die da besprochen wurden, einzugehen; wußte sie doch, wie bewandert das wiener Fräulein, Tochter eines alten Theatergarderobiers, die kein Talent zur Bühne gehabt und bei Elfriede das Gnadenbrot genoß, in dem war, wie man sich zu allen Zeiten im Olymp oder auf der Erde zu kleiden hätte. Wer wußte so genau wie sie die Zahl der mouches, die zu einem altfranzösischen Costüm gehören! Wer beurtheilte so richtig den Schwung jeglicher Straußenfeder auf irgendeinem Baret! Wer hatte so viel Takt für die moderne Salontoilette! Genug, daß Elfriede aus Rücksicht überhaupt zuhörte! Sie sanctionirte im voraus alles, was Luise Mayr beschloß.

Eben beklagte Luise das Schicksal eines Spitzenshawls, dessen feines Gewebe ein Coulissennagel zerstört hatte. Da wurde die Glocke draußen gezogen.

Daß ein elegantes Coupé vor das Haus gefahren war und noch dort hielt, hatte man nicht beachtet; gleichwol war noch keine Visitenstunde.

Luise Mayr legte den verletzten Shawl auf den nächsten Stuhl und glitt über die Velourauslagen des Vorzimmers der Thür zu.

Vor derselben vergewisserte sich indessen ein junger Mann, ob das an der Thür befestigte

gravirte Metallſchild wirklich den Namen Jenny Dalthus trage. Indeſſen öffnete die Zofe.

Der erſte Blick ſagte ihr, daß der junge Einlaßbegehrende ein Mitglied der haute volée ſein müſſe. Perſönlich kannte ſie ihn nicht. Gleichwol war Fräulein Dalthus noch bei der Toilette.

Das ſagte ſie, während der Herr nichtsdeſtoweniger ſeine Karte hinreichte und fragte, ob er wol die Künſtlerin nur für einen Augenblick ſprechen könne.

Luiſe gerieth über den „einen Augenblick" in die ſelten vorkommende Lage, nicht recht zu wiſſen, was ſie zu thun hätte. Daher ſagte ſie etwas Unverſtändliches, was ſpätere Annahme oder Ablehnung gleich möglich machte, und trug die Karte ins Zimmer, während der Beſuchende, die Lorgnette im Auge, die kleinen Statuetten und die bronzenen Armleuchter des zierlichen Raums muſterte und ſo erſtaunt die Blumentiſche betrachtete, als hätte er in ſeinem Leben noch keine Magnolienblüten geſehen und als ſei ihm der Duft von Maiblumen wie etwas einer fremden Welt Entlehntes.

Eben beugte er ſich über eine Coterie Zwergtulpen in einem der mit rothem Seidenzeug halbverhängten Fenſter und wartete die Wirkung ſeiner Karte und ſeines „einen Augenblicks" ab...

Es war Fürſt Leopold Aßmannſtein, Sohn des dirigirenden Staatsminiſters, der maßgebende Chef eines Clubs, zu dem die ganze junge Ariſtokratie gehörte. Einem ſolchen Verein vorzuſtehen, hatte Fürſt Leopold die glänzendſten Eigenſchaften. Unermeßliche Beſitzungen, eine ariſtokratiſche Perſönlichkeit, ſo viel Geiſt, als eben nöthig war, die Fragen des Tags, Frauen und Pferde oder Couliſſengeſchichten lebhaft zu verhandeln und einige hundert Louisdors im Spiel zu verlieren, ohne mehr als nur einen faſhionablen Fluch zwiſchen den Zähnen zu murmeln — alles das gehörte dazu — —

Die hohe Ariſtokratie beſchäftigte ſich viel mit den Fragen der „Wohlthätigkeit" und ohne Zweifel gehörte der „eine Augenblick" einem Auftrag an für ein Concert oder dergleichen, das der Fürſt auszurichten hatte. Luiſe mußte die Schulern ihrer Herrin in einen Plüſchmantel verhüllen; ein Spitzencapuchon bedeckte die reichen, noch ungeordneten Flechten. Sie ließ den Fürſten ein und war Schauſpielerin genug, zu wiſſen, daß der junge eintretende Ariſtokrat den entſchiedenen Blick, den ſie nach der Uhr hinüberwarf, ſofort verſtehen und das Unpaſſende ſeiner Störung in ſolcher Stunde begreifen würde. Bei alledem verneigte ſie ſich ſo anmuthig, wie man ſchon um ſeiner ſelbſt willen gern zu ſein pflegt.

„Verzeihung für die frühe Störung!" begann der Fürſt, ſich ſehr artig verbeugend. „Nur zwei Worte! Aber wiſſen Sie, Fräulein, daß ich geſtern um das Glück dieſer deux minutes den Hals riskirte!"

„Ah!" ſagte Jenny einigermaßen erſtaunt.

„Auf Ehre, den Hals!" verſetzte der Fürſt. „Ich ritt geſtern mit ein paar Freunden durch den Park. Sie, mein Fräulein, waren jenſeit der Barrière — wir ſahen und erkannten Sie ſchon von fern. Sie gingen unter der Kaſtanienallee und laſen im Gehen — Plötzlich waren Sie verſchwunden und beugten rechts ab — Wir jagten en carrière — und entdeckten Sie nicht mehr — ſahen aber auf dem Wege, den Sie gegangen, etwas Buntes auf dem Boden — «Es iſt ein Buch, was ſie verloren!» rief ich und macht' es wie Sie! Ich lenke vom Wege ab, voltigire über Barrière und Graben, ſpringe vom Gaul, hebe das Buch auf und — voilà — Geibel's «Gedichte»!"

Der Fürſt zog ein zierliches Buch aus der Seitentaſche ſeines Rocks und überreichte es.

Elfriede warf einen Blick auf ihren Bücherſchrank, erröthete und entgegnete:

„Ein Irrthum, Durchlaucht! Ich memorirte eine Rolle — Mein Exemplar Geibel ſteht dort —! Ich muß ſehr vertieft geweſen ſein, daß ich dieſen ſchönen, glänzenden Einband im Kiesſand nicht geſehen habe —!"...

Der Fürſt verlor die Contenance nicht. Er ſpielte ſeine Ueberraſchung, ſeine Täuſchung, den Verdruß wie der beſte Schauſpieler — „O, o, ich Unglücklicher —! Muß ich um Ihren Dank kommen —! Ich hatte mir das ſo ausgemalt, wie Sie erſtaunt ſein würden und Ihr Exemplar — Eine Rolle? Welche? Ein neues Stück? Aber unſer Repertoire! Fräulein, wann ſpielen Sie wieder in dem Stück von Halm —? Die Kritik hat es getadelt — ich find' es merveilleux — Wiſſen Sie, wie Sie die Stelle im dritten Act — wo Sie mit Ingomar am Waſſer ſitzen — Aber — das iſt wahr, dieſer Ingomar — allerdings — Herr Schulz war noch unter den Tektoſagen —"

Elfriede konnte nicht mehr zu Wort kommen — Der Fürſt hatte ſeinen „Geibel", der friſch aus dem Buchladen gekommen zu ſein ſchien, eingeſteckt, auf einem Tabouret Platz genommen und

die Schauſpielerin in ſo viele Fragen intriguirt, daß er eine halbe Stunde blieb —

Sein Misverſtändniß entſchuldigend, ſich glücklich preiſend, daß ihm ſein Irrthum dennoch dieſe „deux minutes" geſchenkt hätte, die ihm freilich den Werth einer Ewigkeit haben würden, erhob er ſich —

Elfriede wußte ohne weiteres, daß er eine Wette im Jockeyclub gewonnen hatte und ärgerte ſich nicht wenig über die halbe Stunde, die des Fürſten Wagen vor ihrem Hauſe gehalten hatte.

Eine Stunde ſpäter kam Felix Arnheim.

Wie ganz anders dieſer Eindruck! Felix brachte einen Auftrag ſeiner Mutter, dem man anhörte, daß er nicht erfunden war. Erfunden war höchſtens die Nothwendigkeit, daß er ſelbſt ihn ausrichtete. Felix war der echte Sohn Sidoniens und die Freude ihres Lebens. Jetzt allerdings hatte die offen dargelegte Bewerbung um Jenny Dalthus die ſonſt ſo ruhig lebende Familie einigermaßen erregt. Der Vater ſah es mit Bangen, ja ſelbſt im Herzen des Sohnes gab es Momente des Zweifels. Jenny's Beruf beirrte ihn. Was iſt an ihr Wahrheit? Dieſe Frage tauchte unwillkürlich in ihm auf, wenn er ihr ins Auge ſah.

Elfriede fühlte das und litt darunter. Sie dachte, wenn ſie ſpielte: Kann er denn an dich glauben, wenn er dich hier ſo ernſt etwas Eriogenes ſpielen ſieht? Und dieſe koketten, dieſe verſtellungsgewandten jungen Witwen des franzöſiſchen Luſtſpiels! Kann ihm das Vertrauen erwecken? Sie bat ihn ſogar, ſie gar nicht mehr ſpielen ſehen zu wollen. Gleichwol zog es ihn mit magiſcher Gewalt nach dem Schauſpielhauſe, wenn der Theaterzettel ihren Namen zeigte, obgleich er zum voraus ſchon an der geheimen Beunruhigung litt, daß andere ihr wieder Liebesworte ſagen durften! Sogar ſie ſo ſchön geſchmückt zu ſehen, machte ihn eiferſüchtig.

Heute gab es zwiſchen den jungen Leuten, die aus ihrer Neigung kein Hehl mehr machten, ohne daß es darum zu einem eigentlichen Geſtändniß gekommen war, eine kleine Differenz. Seit Tagen erwartete der junge Arnheim vergeblich einen kürzlich bei einem Diner des Vaters provocirten Gruß: „Guten Morgen, Vielliebchen!" Elfriede lehnte ſogleich den Mitgenuß der doppelten Mandel ab. Sie fürchtete, gewinnen zu müſſen und ſah einem Geſchenk entgegen. Sie begrüßte ihn heute aus doppeltem Grunde nicht mit dem „Guten Morgen, Vielliebchen!" Einmal, weil ſie es nicht gewollt hatte, dann weil ſie wirklich zerſtreut war. Felix nahm das Ausbleiben des Grußes übel und ſah darin eine zu weit gehende Zurückhaltung. Elfriede dachte: Er kann ja dir ebenſo gut die Worte ſagen! Er ſagte ſie auch und nun war ſie glücklich, ihn beſchenken zu können. Erſt als er einen kleinen Veilchenſtrauß, den er neulich bei ihr zurückgelaſſen, aufbewahrt fand, kehrte ſeine gute Laune zurück. Der Auftrag ſeiner Mutter war ausgerichtet. Felix mußte auf ſein Comptoir und die Börſenſtunde nahte. Noch denſelben Abend ſchickte ihm Elfriede eine kleine Stickerei, die ſie längſt für ihn bereit gehalten hatte.

Die Zumuthungen, für wohlthätige Zwecke zu wirken, nahmen kein Ende und wieder war ein Concert angekündigt worden, in welchem Jenny Dalthus mitwirken ſollte.

Es ſollte am Abend des Tages ſtattfinden, wo Elfriede erwarten konnte, Felix' Dank für die überſandte kleine Stickerei, einen Briefbeſchwerer, zu erhalten. Das Concert wurde verſchoben.

Felix ſchrieb einige artige Zeilen. Elfriede fand den Ton derſelben etwas zurückhaltend und ſchlug der Mutter des geliebten Mannes eigentlich mit einer Art Genugthuung die Aufforderung ab, mit ihr die Ausſtellung der Blumenfreunde zu beſuchen, die die ganze Stadt beſchäftigte. Sie hatte Proben und konnte in der That nicht mitgehen.

Am Abend ſpielte ſie nicht, befand ſich aber im Theater. Felix beſuchte ſie in der Loge, wo ſie gewöhnlich ihren Platz hatte, und war liebenswürdig wie immer. Nur machte ihn betroffen, den Fürſten Aſmannſtein gleichfalls in Jenny Dalthus' Loge kommen zu ſehen. Er erhob ſich und räumte ihm den Platz ein.

Elfriede wußte kaum, was ſie dem Fürſten antwortete. Er entfernte ſich, als der Vorhang wieder aufgezogen wurde.

Am nächſten Tage ſollte jenes Concert ſtatthaben. Sie hatte wieder eine Probe und fand, als ſie nach Hauſe kam, eine Ueberraſchung. Luiſe Mayr ſagte, ein Körbchen mit den herrlichſten Camellien wäre ſoeben angekommen. Natürlich eine Aufmerkſamkeit Arnheim's — ein Schmuck zum heutigen Concert — ein Gegengeſchenk für ihr Vielliebchen — Wie dankbar war ſie ihm dafür! Wie bewunderte ſie die Blumen! Selbſt das kleine Weidenkörbchen wurde ungeachtet ſeiner bedenklichen Bedeutung reizend befunden. „Aber dieſe Camellien müſſen wir praktiſch verwenden! Alle! Es ſind ihrer zu

viele, aber — Ganz recht! So und nicht anders —!"

Elfriede nahm eine der glänzenden Blumen und hielt ſie an ihr für den Concertabend ſchon bereit hängendes Kleid —

„Der Hintergrund iſt wie dazu gemacht! Ich beſtecke das Kleid in einer Guirlande mit dieſen wunderbaren Blumen! Solche Blumen ſah ich noch nie! Die purpurnen Blätter weiß eingefaßt wie mit breitem Saume! Man würde ſie unter Tauſenden herauserkennen!"

Nie hatte ſich Elfriede freudiger den kunſtfertigen Händen Luiſens überlaſſen. Das ganze Körbchen wurde entleert. Alle Blumen kamen an das weiße Kleid. In heiterſter Stimmung betrachtete ſich Elfriede am Abend, nahm noch den letzten kleinen Zweig aus dem Korbe, fügte ihn zu dem Bruſtbouquet, auf daß nichts verloren gehe, und wandte ſich an die völlig zuſtimmende Luiſe mit der Frage: „Darf ich mich ſo ſehen laſſen?"

„Wie die Blumenfee!" ſagte dieſe.

Um ſieben Uhr fuhr Elfriede zum Concert.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Adelich in alter Zeit.

Eine biographiſche Skizze von Dr. Wilhelm Schröder.

Daß ſich in unſern Tagen der Adel immer mehr vom Volke entfernt und dem Zeitgeiſt, wo nur möglich, die Spitze zu bieten ſucht, iſt eine traurige Erfahrung, die wir nirgends mehr als in Deutſchland machen. Selten, daß ſich wahrhaft freiſinnige Männer wie von Vincke, von Bennigſen u. a. von den Vorurtheilen der Adelskette freimachen.

Laſſen wir uns ein Adelsbild vergangener Tage entgegentreten! William Cavendiſh, der Begründer des noch jetzt in England unter den Peers des Reiches glänzenden herzoglichen Hauſes von Devonſhire, nimmt einen der erſten Plätze ein unter den hochbegabten Edelleuten, welche die Periode, der er angehört (1640—1707) ebenſo ſehr erleuchteten, wie ſie ihr äußerlich zur Zierde gereichten. Von den feinſten hofmänniſchen Manieren und doch wahrhafter Urbanität, dabei ganz von der jähzornigen, ja ingrimmigen Empfindlichkeit in Sachen der Ehre und überhaupt jenem an Tollkühnheit grenzenden perſönlichen Muthe, der ja die wahre Miſchung des Raſſenblutes ſein ſoll, verband er mit der ſorgloſen Heiterkeit eines Lebemanns zugleich die höchſte Reinheit ſeiner politiſchen Principien. Staatsmann, Redner, Dichter, Muſiker und Architekt, war er, wenn auch nicht das Höchſte hierin leiſtend, doch in allen dieſen Bewährungen auf derjenigen Stufe, welche man für ſeine Zeit mit Recht eine hervorragende nennen darf.

Er war der älteſte der beiden Söhne William's, dritten Earls von Devonſhire, und Eliſabeth's, zweiter Tochter William's, zweiten Earls von Salisbury aus dem Hauſe der Cecils, und wurde geboren am 25. Januar 1640. Er erhielt ſeine erſte Erziehung im älterlichen Hauſe und es unterliegt keinem Zweifel, daß dabei ſein Hauptlehrer der berühmte Philoſoph Thomas Hobbes war, welcher bereits in gleicher Eigenſchaft um ſeinen Vater und Großvater ſich verdient gemacht, und der mit einzelnen Unterbrechungen durch Reiſen im Auslande nahezu volle ſiebzig Jahre in dem Hauſe der Grafen von Devonſhire lebte, auf deren Stammſitze Hardwicke er auch ſtarb.

Da er nun zu Hauſe bereits einen guten Grund zu reellen Kenntniſſen gelegt hatte, ſo hielt ſich der junge Cavendiſh mehr der üblichen Form als um wirklichen Studirens willen eine kurze Zeit auf der Univerſität Orford auf und ward dann der Obhut Dr. Henry Killigrew's übergeben, welcher ihn als Hofmeiſter während der ſchon damals bei den engliſchen Adelsſöhnen herkömmlichen Tour auf dem Continent begleitete. Nach ſeiner Rückkunft im Jahre 1661 ward er zu einem der Repräſentanten der Grafſchaft Derby erwählt, welchen Sitz er innebehielt, ſolange er ſelbſt noch dem Range der Commoners angehörte, und wo er, als der Ernſt der nachfolgenden Zeiten höhere Leiſtungen von den Perſonen verlangte, bald einer der bedeutendſten Mitglieder des Hauſes der Gemeinen wurde.

Im März 1665 gehörte er zu dem glänzenden Gefolge adliger Freiwilligen, welche den Herzog von York bei ſeiner Expedition gegen die Niederländer begleiteten, er trotzte dabei den größten Gefahren mit einer Sorgloſigkeit für ſeine Perſon, welche alsbald den Ruf ſeines perſönlichen Muthes ein für allemal unzweifelhaft feſtſtellte.

Bereits im Jahre 1662 hatte Lord William Cavendiſh ſich mit Lady Mary Butler, der jüngſten Tochter von James, dem großen Herzog von Ormond, verheirathet; die Trauung geſchah unter großen Familienfeſtlichkeiten am 27. October auf Kilkenny-Caſtle, dem alten Stammſitze der Butlers in Irland. Die Braut war damals 16 Jahre und Lord William 22 Jahre alt. Dieſe Partie

war nach der Sitte damaliger Zeit durch vorherige Uebereinkunft der beiderseitigen Aeltern verabredet worden; aber allem Anschein nach fand kein Widerstreben dagegen von seiten der Braut statt und noch weniger von seiten des jungen Bräutigams, welcher schon ebenso ausgezeichnet war durch seine Ritterlichkeit und andere Vorzüge, wie sie es war durch Schönheit, Anmuth und Bescheidenheit. Carte, der redselige aber wahrhaftige Geschichtschreiber der Ormond-Familie, hält inne in seiner Erzählung der großen Begebenheiten und politischen Revolutionen, um einen Augenblick bei diesem glückverkündenden Hochzeitfeste zu verweilen. Er erzählt uns „daß es leichter sei sich einzubilden denn zu beschreiben dies ungeheuere Zuströmen von Personen von Distinction, besonders aus der Verwandtschaft beider Familien, welche durch diese Feierlichkeit herbeigelockt wurden, ebenso die Freude und Genugthuung, welche in allen Gesichtern sich ausprägte wegen eines so frohen Anlasses und eines so glücklichen Schicksalswechsels nach so manchem traurigen Jahre der Verbannung, des Getrenntseins und andern Familienunglücks". Denn der Vater von Lady Mary, unter Karl I. Lord-Lieutenant von Irland, war im Jahre 1648, da die öffentlichen Zustände der allgemeinen Zerrüttung anheimfielen, genöthigt gewesen, seine Gattin und Kinder ins Ausland zu schicken, wo dieselben in großer Zurückgezogenheit, theils zu Caën, theils im Haag, bis zur Restauration lebten. Im Jahre 1662 war der Herzog von Ormond abermals Lord-Lieutenant von Irland, unter glücklichern Verhältnissen, und in demselben Jahre fand dann, wie gesagt, die Vermählung seiner Tochter Mary mit Lord William Cavendish statt. Bei der Gelegenheit war deshalb in erhöhtem Grade alles, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „splendid hitority and genuine Irish hospitality". Der Herzog von Ormond hielt zu Kilkenny-Castle offen Haus bis zu Weihnachten, und die Brautleute kehrten erst im folgenden Sommer nach England zurück. Nach ihrer Verheirathung führte Lady Mary den Titel Lady Cavendish während der ganzen Regierungszeit Karl's II, und ihr Gemahl folgte erst 1686 seinem Vater in der Earlswürde.

Diese edle, schöne und tugendhafte Lady, wie sie einstimmig von ihres Gemahls Biographen genannt wird, scheint ihrer liebenswürdigen Schwägerin Lady Offory in Charakter und Lebensgange geglichen zu haben. Sie war durch ihre Ehe vereint mit einem der glänzendsten Charaktere ihres Zeitalters, aber selbst von einem so echt weiblichen in keiner Weise sich vordrängenden Wesen, so wenig geschaffen für Ehrgeiz oder Vornehmthuerei, daß sie fast nur mit bemerkbar wurde durch die außerordentlichen Gaben und die glänzende Carrière ihres Gatten. Lord Cavendish scheint in der That jede Eigenschaft besessen zu haben, welche ihm die Liebe und Bewunderung seiner jugendlichen Braut verschaffen konnte, dabei aber auch alle Neigungen, wodurch ihr häusliches Glück bedroht werden mochte. Wenn es trotzdem wahr ist, wie alle seine Biographen behaupten, daß sie miteinander in ungetrübter Harmonie lebten*), so liegt darin das höchste und umfassendste Lob ausgesprochen, was dem Charakter der Lady ertheilt werden kann. Wir hören nicht viel von der Lady während der ersten Jahre ihrer Ehe, allein ein Blick auf Lord Cavendish's Charakter und seine Lebensweise zu jener Zeit überzeugt uns, daß er häufig ihre Geduld muß auf die Probe gestellt, ihre Liebe zu Zweifeln aufgeregt und ihr Herz in Bekümmerniß versetzt haben. Er war ungewöhnlich schön und gewinnend von Gestalt, tapfer bis zur Unbesonnenheit, prachtliebend in Kleidung und anderm Luxus; höchst geistreich und witzig, aber doch dabei nie, selbst nicht in jenem Zeitalter der äußersten Licenz, den Unterschied zwischen gemeinem Witz und dem eines Gentleman vergessend; er vereinigte ein unbeugsames Temperament mit einer außerordentlichen Sanftheit der Manieren und Liebenswürdigkeit des Betragens, sodaß während seine Freunde auf seine Artigkeit nicht zu viel wagen durften, seine Feinde dagegen dem Zauber seines Benehmens nicht zu widerstehen vermochten. Vielleicht hatte er sich zu jung verheirathet, denn wir sehen ihn noch eine Weile nach seiner Verheirathung eine Lebensweise führen, der sich jetzt ein lockerer junger Mann von Stande hinzugeben pflegt, bevor er ans Heirathen denkt. Seine Liebe zum Vergnügen, seine Leidenschaft für Spiel und Wettrennen scheinen den alten Earl, seinen Vater, öfters erzürnt und ihm selbst Verlegenheiten bereitet zu haben. Außerdem erfahren wir (was doch eben keine sehr günstigen Schlußfolgerungen auf Lady Cavendish's eheliches Glück, sofern sie davon wußte, zuläßt), daß der König ihm das Haus Nell Gwynn's (des Königs Geliebte, eine frühere Schauspielerin) verbieten ließ, oder vielmehr es Nell

*) Dr. Kippis in der „Biographia Britannica" und Dr. Kennet in seinen „Memoirs of the Cavendishes".

Gwynn unterſagte, ihn bei ſich zu empfangen; zudem lebte er im intimen Umgange mit dem Herzog von Monmouth, Tom Thyrel, Lord Dorſet und andern ausgemachten „Roués" jener Zeit, obgleich er nicht mit in De Grammont's „Memoiren" figurirt; und dennoch, inmitten all dieſer Thorheiten bewährte er Eigenſchaften, welche ihn ebenſo intereſſant und beliebt im Privatleben müſſen gemacht haben, als ſeine öffentliche Laufbahn hiſtoriſch glorreich war. Seine ritterliche Tapferkeit gab ſeiner Gattin öfters Veranlaſſung, für ſein Leben zu zittern. Etwa ſechs Jahre nach ſeiner Verheirathung, als Montagu zum Geſandten für Frankreich ernannt wurde, begleitete Lord Cavendiſh dieſen nach Paris. Während er dort eines Abends ſich nach der damaligen Sitte der jungen Cavaliere*) hinter den Couliſſen der Oper aufhielt, geſchah es, daß drei junge Offiziere der königlichen Garde, von Wein und Uebermuth erhitzt, hereinſtürmten; einer derſelben richtete an Cavendiſh eine beleidigende Frage, die ihm der letztere aber ſofort mit einem Fauſtſchlag ins Geſicht beantwortete. Im Nu riſſen alle drei ihre Degen aus der Scheide und drangen auf ihn ein; Cavendiſh ſtellte ſich mit dem Rücken gegen eine der Seitenwände und vertheidigte ſich mit der äußerſten Bravour, allein er würde, nachdem er ſchon mehrere bedeutende Wunden empfangen, doch unfehlbar zuletzt durch die Zahl ſeiner Gegner überwältigt und auf der Stelle ermordet worden ſein, wenn nicht ein Schweizer in Lord Montagu's Dienſten (der zufällig ſich auch mit hinter der Scene befand), ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Körpergröße, plötzlich hinzuſprang, mit einem raſchen Entſchluß den jungen Lord in ſeine Arme nahm und ihn von der Bühne herab in das Parterre warf. So war er gerettet, hatte jedoch im Hinunterfliegen an einer der eiſernen Spitzen, welche die Baluſtrade zwiſchen Bühne und Parterre bildeten, mit dem Arm geſtreift und auch dadurch ſich noch ſchwer verwundet. Cavendiſh's Betragen bei dieſer ganzen Affaire, welches ganz des Helden einer alten Ballade würdig war, verſchaffte ihm ein außerordentliches Renommée nicht nur in Paris, ſondern durch ganz Europa, und als Ludwig XIV. ſeine niederträchtigen Angreifer verhaften ließ, damit ihnen der ſtrengſte Proceß gemacht werde, krönte Cavendiſh ſein ritterliches Benehmen dadurch, daß er ſelbſt großmüthig für ſie beim Könige einkam und ihnen Pardon erwirkte.

Wir finden eine Beſtätigung dieſes Vorfalles unter andern in den Briefen Sir William Temple's (I, 70), damals engliſcher Geſandter im Haag, deren einer an Cavendiſh geſchrieben wurde zu dem beſondern Zwecke, ihm wegen des Ruhms, den er ſich bei jener Affaire erworben, Glück zu wünſchen, „welches ich thue" (ſagt Sir William) „nicht blos als Privatmann und Ew. Herrlichkeit Ergebener, der Euch jeden Zuwachs von Ehre wünſcht, welcher nicht zu theuer erkäuft werden mag, ſondern außerdem als öffentlicher Würdenträger, dem die Ehre unſerer Nation über alles gehen muß, und der wohl weiß, daß die Bedeutung derſelben in Zeiten des Friedens durch die Thaten und das Verhalten der ihr Angehörigen im Auslande ſowol gehoben als gegentheils auch verringert wird im Urtheil der Fremden. Ich kann jedoch Ew. Herrlichkeit verſichern, daß, was auch in der öffentlichen Unterhaltung hierüber geredet wird, alles nur zu Euren Gunſten lautet, und dies ſelbſt von den Franzoſen nicht angezweifelt wird, welche ſagen, daß Ihr eben ſo großmüthig geweſen ſeid in Entſchuldigung Euerer Feinde als brav in Vertheidigung Euerer ſelbſt."

Es war nicht lange nach dieſer Begebenheit, daß Lord Cavendiſh die erſte bedeutendere Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes geſpielt zu haben ſcheint. Bei der Gärung der Parteien, welche bald nun zu dem höchſten Maße ſich zu ſteigern begann, darf man nicht erwarten, daß ein ſo glühender Geiſt lange hätte unthätig bleiben können. Ein Streit, welcher im Sommer 1677 zwiſchen dem Könige und den Gemeinen ausbrach, weil die letztern die königliche Prärogative angetaſtet hatten, indem ſie Se. Majeſtät aufforderten, eine Allianz mit den Generalſtaaten abzuſchließen, was Karl dann durch einen gleichen Bruch ihrer Privilegien beantwortete, indem er dem Sprecher befahl, das Haus zu vertagen, war für Cavendiſh die Veranlaſſung zu ſeinem erſten bedeutenden Auftreten im Parlament. Er proteſtirte aufs nachdrücklichſte gegen die Vertagung und ſchlug eine declaratoriſche Reſolution betreffend die Unabhängigkeit der Gemeinen in ſolchen Fällen vor, welche auch durchgegangen ſein würde, wäre der Sprecher dem nicht dadurch zuvorgekommen, daß er zu dem ungehörigen Verfahren griff, plötzlich ſeinen Sitz zu verlaſſen. In

*) Sowol in den engliſchen wie in den franzöſiſchen Theatern war einem Theil der vornehmen Zuhörerſchaft der Zutritt zur Bühne und hinter die Couliſſen erlaubt, wo ſie ihre Fauteuils hatten und pêle-mêle mit den Schauſpielern und Schauſpielerinnen verkehrten.

derſelben Sitzung gab er noch einen bemerkenswerthen Beweis ſeines Geiſtes und ſeiner Ausdauer, indem er bis zum Aeußerſten und ſchließlich mit Erfolg einen Irrthum unterſuchte, den einer der Stimmenzähler bei einer für ſeine Partei ſehr wichtigen Meinungstheilung machte, ſodaß die Zahl der Voten, obgleich zuerſt als eine auf beiden Seiten gleiche berichtet, dennoch ſchließlich ſich zu Gunſten ſeiner Partei ergab.

Dieſe Thätigkeit und die Geſchicklichkeit, mit welcher er ſie in Anwendung brachte, empfahl ihn mächtig ſeinen politiſchen Freunden, ſodaß ſeine Hände bald mit parlamentariſchen Geſchäften überfüllt waren. In der erſten Sitzung eines neuen Parlaments, welches im October 1678 zuſammentrat, ward er zum Mitglied von nicht weniger denn acht Comités erwählt. Im Verlaufe dieſer vielfachen Beſchäftigungen ward er nothwendigerweiſe ein häufiger und bald auch ein ausgezeichneter Redner. Seine Reden an das Haus zeichneten ſich nicht nur durch geſunde Argumente, durch Reinheit und zugleich Mannichfaltigkeit der Ausdrucksweiſe aus, ſondern auch durch einen Fluß der Diction, welcher die Aufmerkſamkeit feſſelte, und durch Feſtigkeit und würdigen Freimuth, der jedoch nie die Grenzen der guten Lebensart oder guten Humors überſchritt. Dergeſtalt auf das höchſte ausgerüſtet zu einem Führer der Volkspartei, ward er bald zu einem furchtbaren Gegner, ſodaß, als Karl im Frühjahre 1679 erklärte, fernerhin ohne ein Cabinet und nur mit einem offenen Geheimeraths-Colleg von 35 Männern regieren zu wollen, von denen fünf aus dem Hauſe der Gemeinen erwählt werden ſollten, Lord Cavendiſh, zum Zeichen beſonderer Gnade und Vertrauens — oder richtiger geſagt, um ihn wo möglich zu gewinnen — zu einem von den letztern mit ernannt wurde.

Aus einer Miſchung entgegengeſetzter Parteianhänger, welche das maßgebende Princip geweſen zu ſein ſcheint, worauf dieſes Geheimeraths-Colleg gegründet wurde, konnte vernünftigerweiſe keine Vereinigung erwartet werden, als wenn man allſeitig das Selbſtintereſſe der Ehre und der Pflicht vorzog, und der Ausſpruch erwies ſich denn auch demgemäß. Nach des Königs reſolutem Entſchluß im folgenden Jahre, der Bill zur Ausſchließung des Herzogs von York (ſeines Bruders) von der Thronfolge ſich zu widerſetzen, und ſeiner danach erfolgten Auflöſung des Parlaments baten mehrere der Mitglieder, und unter ihnen auch Lord Cavendiſh, den König um die Erlaubniß, von ihrem neuen Poſten zurückzutreten, worauf Karl in ſeiner charakteriſtiſchen Weiſe „Mit Vergnügen!“ antwortete. Ihr Austritt ſcheint für die Führer der Oppoſition das Signal zur höchſten Aufſtachelung des Parteigeiſtes geworden zu ſein, denn von dieſem Augenblick an datirt die entſchiedenſte und offenſte Widerſetzlichkeit gegen die Maßregeln der Krone, welche bald zu den gefahrvollſten Plänen ausſchlug. Cavendiſh gehörte anfangs zu der engern Zahl und wohnte mit ſeinem theuern Freunde Lord Ruſſell, der auch mit aus dem Geheimrathe ausgetreten war, ihren geheimen Meetings bei, zog ſich jedoch glücklicherweiſe noch beizeiten davon zurück. Dieſer Entſchluß ſcheint ihm jedoch mehr durch Princip als durch Klugheit dictirt worden zu ſein; denn obgleich er ſtreng daran feſthielt, ſo hörte er doch nicht auf, jene Männer privatim als ſeine Freunde anzuerkennen und zu lieben, noch ließ er im geringſten in der Thätigkeit oder der Richtung ſeines öffentlichen Verhaltens nach. Bei dem Hochverrathsproceß gegen Lord Ruſſell, welcher bald darauf ſtattfand, begleitete er ſeinen Freund vor die Schranken und legte das günſtigſte Zeugniß, was er nur konnte, für ihn ab; und nach der Verurtheilung jenes Edelmanns ſchickte er Sir James Forbes zu ihm mit dem Vorſchlage, daß er ſeine Flucht bewerkſtelligen wolle dadurch, daß er zu ihm ſich in den Tower begäbe, dort die Kleider mit ihm wechſele und ſtatt ſeiner als freiwilliger Gefangener zurückbleibe; ein Erbieten, was jedoch ebenſo großherzig abgelehnt wie gemacht wurde. Damit jedoch nicht ſich zufriedengebend, beabſichtigte Cavendiſh ſodann, die Escorte, welche Ruſſell zur Execution führen würde, unterwegs an der Spitze einer Schar bewaffneter und berittener Freunde anzugreifen und ihn ſo mittels offener Gewalt zu befreien. Allein Lord Ruſſell erklärte, er würde nicht zugeben, daß ſeine Freunde dergeſtalt für ihn ihr Leben einſetzen ſollten und daß, da er einmal der Entſcheidung nach dem Geſetz ſich unterworfen, er nun auch bereit ſei, ſeine Strafe zu erleiden. Lord Cavendiſh nahm Abſchied von ſeinem Freunde, da er zum Tode geführt wurde, und als Lord Ruſſell, ihm Lebewohl ſagend, ſich noch einmal umwandte und noch mit wenigen energiſchen Worten ihn beſchwor, ſeiner leichten Lebensweiſe zu entſagen und umzukehren, bevor es zu ſpät ſei, da vermochte Lord Cavendiſh dem edeln Märtyrer der Freiheit nichts mit Worten zu erwidern, ſondern nur noch die Hände ihm

nachzuringen und ſeinen unaufhaltſamen Thränen freien Lauf zu laſſen.

Dieſe letzten Worte ſeines edeln Freundes machten wahrſcheinlich einen heilſamen Eindruck auf den Charakter und das Gemüth Lord Cavendiſh's. Wir finden ihn fortan mehr dem Hofleben ſich entfremden, einen guten Theil ſeiner Zeit auf ſeinen Gütern lebend und ſich mit ernſten Staatsangelegenheiten beſchäftigend. Dennoch konnte er den angeborenen Ungeſtüm ſeines Charakters bei vorkommenden neuen Gelegenheiten nicht verleugnen; denn als bald darauf die ſchauderhafte Ermordung Thyrel's vorfiel, der einer ſeiner intimſten Freunde geweſen war, ſo wandte er nicht nur den äußerſten Eifer an, um die Mörder der gebührenden Beſtrafung zu überliefern, ſondern ließ auch, nach der unerhörten Freiſprechung des Grafen Königsmark als Anſtifters dieſes Verbrechens, denſelben zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordern. Er bot dem Grafen an, an jedem beliebigen Ort der Welt mit ihm zuſammenzutreffen, die Anſchuldigung der Blutthat ihm dann ins Geſicht zu ſchleudern und ihm ſie mit ſeinem Schwerte zu beweiſen; allein jener elende Fanfaron entzog ſich dieſem Rencontre durch ſeine feige Flucht auf den Continent. Dieſelbe Hitze des Temperaments, welche ihn zu dieſer ritterlichen Herausforderung antrieb, verſtrickte ihn bald darauf in einen der misslichſten Privathändel. Er war nämlich unlängſt innerhalb des Hofbezirks von einem Oberſt Colepepper beleidigt worden, hatte dieſen jedoch zur Abbitte gezwungen und ihm dann vergeben unter der Bedingung, ſich nie mehr in Whitehall ſehen zu laſſen. Der Oberſt wagte ſich jedoch wieder dahin, nachdem Jakob den Thron beſtiegen, deſſen Ungunſt gegen Cavendiſh bekannt war; und ſo geſchah es eines Tags, daß, als letzterer, der durch ſeines Vaters Tod unterdeſſen Earl von Devonſhire geworden, jenen dort traf, er ihn ohne weiteres mit ſeinem Stock durchprügelte und ihn darauf an der Naſe aus dem Vorzimmer führte. Es iſt unnöthig, hier nachzuweiſen, daß ein perſönlicher Angriff an ſolchem Orte vom Geſetz aufs ſtrengſte verpönt war. Der Earl ward ſogleich in Anklageſtand verſetzt und durch ein Urtheil der Kings-Bench und in einem Geiſt der Rache, welcher unendlich mehr Schmach auf Jakob häuft als faſt alle andern gerechten Anſchuldigungen wider ihn, wurde er zu der für jene Zeit dreifach großen Geldſtrafe von 30000 Pf. St. verurtheilt und in Ermangelung augenblicklicher Bezahlung derſelben, trotz ſeiner Standesprivilegien, dem Gefängniß jenes Gerichtshofs übergeben. Er benutzte jedoch bald eine günſtige Gelegenheit, um daraus zu entwiſchen, aber nur, um ſich nach ſeinem Stammſitze Chatsworth zu begeben, wo (erzählt Kennet) bald nach der Kunde ſeiner Ankunft der Sheriff von Derbyſhire den Befehl erhielt, ihn feſtzunehmen und nach London zurückzubringen; er berief jedoch den Sheriff zu ſich und behielt ihn als Ehrengefangenen bei ſich, bis er wegen ſeiner eigenen Freiheit dahin unterhandelt hatte, daß er eine Verſchreibung für die ſpätere freiwillige Bezahlung der ganzen Geldſtrafe ausſtellte, welche Verſchreibung jedoch das glückliche Schickſal hatte, daß ſie unter König Jakob's Papieren gefunden und danach von König Wilhelm annullirt wurde.

Er verlebte nun den Reſt von König Jakob's Regierungszeit zu Chatsworth ſo zurückgezogen, als es nur irgend ſein Rang erlaubte, anſcheinend nur damit beſchäftigt, dies prächtige Schloß durch architektoniſchen Ausbau zu einem Monument nicht nur ſeines Kunſtgeſchmacks und reichen Geiſtes zu machen, ſondern zugleich ſeiner entſchiedenen Verachtung des gewöhnlichen Gebrauchs großer Glücksgüter. Die wichtigſte Beſchäftigung ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit beſtand jedoch darin, daß er mit einigen andern großen Männern ſeiner Partei die Maßregeln vorbereitete, welche bald darauf die Einführung eines neuen Regenten und einer neuen Regierungsform bewerkſtelligten. Wenige Perſonen hatten einen größern Antheil an dem Zuſtandekommen dieſes folgenreichen Wechſels der Dinge und keiner wirkte dazu mit mehr Feſtigkeit und Ausdauer als Cavendiſh. Als endlich der Prinz von Oranien landete, war dieſer Edelmann einer der erſten, eine öffentliche Erklärung ihrer Geſinnungen und Entſchlüſſe abzugeben, und zwar zuerſt zu Derby, danach zu Nottingham, wo er die Prinzeſſin, nachmalige Königin Anna, empfing, nachdem ſie ihren Vater verlaſſen hatte, und ſie mit einer militäriſchen Escorte zu ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark, derzeit zu Orford, geleitete. Am folgenden Tage eilte er privatim nach London und indem er feſt ſich denjenigen Peers anſchloß, welche ſich dort verſammelt hatten, um Wilhelm von Oranien zu bewegen, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, war er gleich darauf das hauptſächlichſte Werkzeug beim Zuſtandebringen jener

großen Präliminarien zur Revolution, nämlich des Votums des Convention-Parlaments, welches die bisherige Regierung für abgesetzt und den Thron für erledigt erklärte — woraus dann alles Uebrige von selbst sich ergab.

Cavendish, Earl von Devonshire, ward nun, wie er es verdiente, einer der Ersten, gegen den die neuen Machthaber ihre Dankbarkeit bewiesen. Am 14. Februar 1689 ward er als Mitglied des Geheimenraths beeidigt; gleich darauf ward er zum Lord Steward of the Royal Household (Oberhofmarschall) ernannt; am 3. April desselben Jahres erhielt er den Orden des Hosenbandes. Das Amt eines Lord-Lieutenants der Grafschaft Derby, dessen er durch Karl II. entsetzt worden, ward ihm ebenfalls wieder übertragen; das Urtheil in Sachen Colepepper's wider ihn ward vom Parlament cassirt und als ein Bruch wider seine Standesprivilegien erklärt. Zu Anfang des Jahres 1691 war er der Erste im Gefolge König Wilhelm's, als dieser sich zum Congreß im Haag begab, und wohnte später mit diesem Fürsten der Belagerung von Mons bei. Am 12. Mai 1694 wurden seine äußerlichen Auszeichnungen endlich vollendet durch seine Erhebung zum Marquis von Hastingdon und Herzog von Devonshire. Anna bestätigte ihn bei ihrer Thronbesteigung in allen seinen Würden und behandelte ihn mit der schmeichelhaftesten Gunstbezeugung, verwendete ihn jedoch zu weiter keinen Staatsgeschäften, als daß sie ihn zu einem der Commissare für die Union mit Schottland ernannte, welchen Abschluß er jedoch kaum überlebte; denn er starb am 18. August 1707 und ward neben seinen Vorfahren in der Kirche zu Allhallows in Derby begraben. Mit seiner einzigen Gattin Mary, welche am 31. Juli 1710 starb, hatte er drei Söhne und eine Tochter; William, seinen Nachfolger, James, der sich verheirathete und zu Stoley-Park in Devonshire sich niederließ, und Elisabeth, vermählt mit Sir John Wentworth von Broadsworth in der Grafschaft York. Sein zweitgeborener Sohn Henry, der auch verheirathet gewesen und Nachkommenschaft hinterließ, war jedoch schon vor dem Vater gestorben.

Von seinen poetischen Leistungen ist außer einer gelungenen Ode auf den Tod Maria Stuart's wenig bekannt geworden. Ueberhaupt scheint er ein größerer Kritiker als Poet gewesen zu sein. So viel steht wenigstens fest, daß die Aristokratie von Schöngeistern, welche während jener Periode glänzten, den Earl von Roscommon an der Spitze, ihre Compositionen beständig seinem Geschmack und Urtheil unterwarf.

„Lord Cavendisch würde selbst in unsern Tagen" (so schließt einer seiner englischen Biographen), „wo das Wort Liberalismus noch eine weit erhöhtere Bedeutung als damals hat, noch für einen entschiedenen Liberalen gegolten haben, und mit Recht erstaunen wir heute noch über einige Artikel seines politischen Glaubens. Er war unter andern der Meinung, daß die Parlamente nur dreijährig sein müßten, und beklagte es offen im Hause der Peers, «daß ein kleiner, schmuziger Burgflecken für einen gewissen Preis erkauft werden könne, so leicht wie ein Ochse auf dem Viehmarkt von Smithfield.»" Er wünschte, man möge auf seinen Grabstein die Inschrift setzen: „Hier liegt William Cavendish, der loyale Unterthan guter Fürsten, ein Hasser der Tyrannen und von ihnen gehaßt."

„Gen Marathon."

Von Gustav Reisewitz.

Die alten Hellenen hatten wol recht, wenn sie dem Landstrich Attika den Beinamen „die steinige" gaben, und ich denke, auch die Neugriechen werden mit diesem Epitheton ganz einverstanden sein.

Es pflegt gewöhnlich um die Zeit des Sonnenaufgangs der Lloyddampfer, welcher von dem wogenumspülten Eiland Syra nach Athen fährt, die Phalarische Bucht zu erreichen. Die Tinten nun, welche violett und rosig dann die attischen Gebirge umfließen nnd ihnen ein gar warmes und weiches Colorit verleihen, umnebeln und verdunkeln dennoch nicht den Blick des länderkundigen Reisenden und er erkennt, daß der Charakter des vorliegenden Landes der der Härte, Starrheit und Oede ist.

Wirklich ist das vegetabilische Leben in Attika auch gering; diese Gegend rein plastischer Formen scheint die Zierde, welche der Epheu oder Akanthus selbst zerbröckelndem Gemäuer verleiht, zu verschmähen. Schon auf dem heißen staubigen Wege vom Piräus nach Athen suchen wir vergebens nach Grün; nur zu beiden Seiten der Straße sproßt spärlich die Rebe, selten spendet einer jener Bäume, welche der dreigezackten Halbinsel Morea den Namen gaben, seines Schattens erquickendes Labsal nnd fast ausgestorben scheint der Baum der Pallas mit seinen plastischen silberfarbenen Blättern. Treten nun, je näher wir

der in Aſche trauernden Athenä kommen, der Hymettos und Pentelikon immer ſchärfer hervor, ſo erblicken wir erſtaunt nur Fels und Geſtein und nichts von jener Pracht iſt zu ſchauen, welche die Abhänge deutſcher Gebirge im ſaftigen Schmuck der Eiche oder im harzigen Arom der Nadelwaldungen ziert. Der nordiſche Reiſende, welcher das heilige Geſtade von Hellas betritt, träumt gleich von Palmen, der Platane, Myrte, des rothblühenden Oleanders und der goldfruchtbeladenen Orange gar nicht zu gedenken; aber Griechenland iſt in Agonie verſunken und ſein quellenarmer Boden treibt nur kärgliches vegetabiliſches Leben.

Dennoch bewahrt liebend mein Erinnern einen Ort, der das eben Geſagte widerlegt durch den Reichthum an Grün und geſegneter, fruchtbarer Fülle. Es iſt Kephiſia, nahe bei der attiſchen Hauptſtadt auf dem Wege nach Marathon gelegen, ein liebliches Dorf, welches ſeinen Namen dem kleinen Fluſſe Kephiſſos verdankt, der hier entſpringt.

Weil die Lage jenes Orts überaus reizend und die Fruchtbarkeit des wenn auch ſpärlich mit Waſſer gefüllten Baches wegen eine erhöhte iſt, erkoren ſchon die Alten Kephiſia zu ihrem liebſten Aufenthalt und auch Herodes Atticus hielt gern hier ſommerliche Raſt. Dort ſchimmern weiß aus dem dichten Gezweig der Oelbäume comfortable Landhäuſer, den engliſchen Cottages ähnlich; um die Ulme und Platane windet uralter Epheu ſeine Ranken und läßt ſie in anmuthigen, von den ſchwarzblauen Fruchtdolden beſchwerten Feſtons niederhängen und für griechiſche Bräute wuchert dort üppig die Myrte.

Weil wir heute aber nicht in Kephiſia verweilen, laſſen wir unſer junges Roß, welches vielleicht ſchon auf der Stelle des alten Kolonos Hippios weidete, noch ein wenig bergan keuchen und reiten dann in einen prächtigen Olivenwald, deſſen Stämme mühſam im felſigen Gewölbe wurzeln. Gleichſam das Unterholz bilden hier verkrüppelter Oleander, Arbutus mit roſarother Rinde, niedere Eichenſträucher, über welche ſchirmend eine harzige Pinie die nadelreiche Fächerkrone breitet.

Beinahe auf dem Gipfel jenes abgezweigten Pentelikonkammes angekommen, welcher die athenienſiſche von der marathoniſchen Ebene trennt, begegnete uns ein armer Grieche in zerlumpter, aber höchſt maleriſcher Tracht, der ein mit Holz beladenes Grauthier vor ſich hertrieb. Er grüßte, indem er mit der rechten an ſeine rothe, in den Nacken hängende Mütze faßte; doch hatten wir ſein nicht Acht. Denn das wunderbarſte Schauſpiel bot ſich unſern verwöhnten Augen, die ſchon Cintra, die Säulen des Hercules, die claſſiſch geformten Inſeln der Cykladen und die „Tauſendundeine Nacht-Scenerie" des Bosporus geſchaut.

Es breitete ſich zu unſern Füßen das heilige Gefilde von Marathon. Es blaute in ultramariner Beleuchtung der die Inſel Euböa vom Feſtland trennende Meeresarm und dieſes Eilands herrlich geſchwungenen und gezackten Berggipfel ragten kühn in die Domkuppel des griechiſchen Himmels. Solchen Anblick vergißt man nie. Dem „Wie ſchön und erhaben!" meiner damaligen Bewunderung miſcht ſich heute ein glorreicher Name, den ich nur mit Wehmuth und Trauer ausſprechen darf. Es iſt der Rottmann's! Mögen die attiſchen Dryaden, Oreaden und Najaden dem allzu früh Entriſſenen ein Todtenopfer weihen! Hierher tritt, nordiſcher Fremdling, und ſtaune den Genius des Meiſters an, der den Himmel, das Meer und die gebenedeite Erde von Hellas durch ſeinen Zauberpinſel verherrlichte!

Jetzt ſenkt ſich der Weg in Serpentinwindungen. Ringsumher iſt alles maleriſch und jeden Gegenſtand verklärt der Hauch griechiſcher Luft. Und doch, wir ſind froh, hier nicht auf Schritt und Tritt genialhaarigen Malern zu begegnen, ihre weißen Schirme ausgeſpannt, die in Italien wie Pilze aus der Erde wachſen.

Bei dem grauen Kloſter Brana ſind wir am Fuß des Bergs angelangt. Die vor uns liegende Oſtſeite der Ebene, in welcher das Griechenhäuflein gegen die Barbaren ſiegte, wird vom Meer und der euböiſchen Küſte gebildet; im Nord begrenzt das Cap Kynoſura, im Süd der zerklüftete Argoliki, im Weſt endlich ein ſchmaler Ausläufer des Parnaſſes, der Kotroni, die einſtige Arena. Ein militäriſches Auge, ja ſelbſt das des Laien, wenn letzterm in zwei Worten die Stellung der beiden Kämpfenden angedeutet wird, erkennt ſogleich, wie bei aller numeriſchen Schwäche die Hellenen dennoch den Sieg erringen mußten.

Ein weſentlicher Beſtandtheil alles Großen iſt Einfachheit! Auf dieſen Grundſatz baute zuverläſſig der Oberfeldherr Miltiades ſeinen Plan und er berückſichtigte dabei in kluger Art das Terrain, welches im Norden und Süden von bodenloſen Moräſten eingefaßt wird, ein Umſtand, den der die Perſer berathende Hippias vergaß. Die Griechen waren auf den weſtlichen Anhöhen

poſtirt; ihnen gegenüber ſtehen die Barbaren, welche zwar das Centrum ihres Feindes durchbrechen, aber ſogleich, an den Flanken gepackt, in die Sümpfe und in ſchmachvollen Tod getrieben werden.

Und iſt kein Denkmal übrig geblieben, kein Erinnerungszeichen an den heldenmüthigen Sieg? Entſproßte dem mit Blut gedüngten Boden einzig und allein Asphodelos, die Todtenblume der Alten? Nein! Es erwuchs hier ja die goldene Saat der helleniſchen Freiheit und dieſe trieb gleich darauf die herrlichſten Blüten der Kunſt unter Perikles. Aber nach dieſen Tropäen wird der Hyperboräer jetzt vergeblich ſuchen. Hart an der Küſte, an welche die ſchwellenden Wellen leiſe brauden, erhebt ſich ein kleiner Hügel und unter ihm ſoll der Staub jener 192 Helden ruhen, die Athen entſandte und welche für des Vaterlandes Unabhängigkeit ſtarben. Eine heilige und erhabene Stätte! Von dieſem Hügel erblickt man noch ein anderes, in Ruinen liegendes Monument, eine gemauerte Baſis, auf welcher wahrſcheinlich die eigentliche Grab-„Stele", die, nach den umherliegenden Trümmern zu ſchließen, aus Marmor beſtand, geſetzt war. Der Führer nannte es das Grabmal des Miltiades.

Der jetzige Flecken Marathon zählt nur wenige Hütten, aus Platanen- und Eichenkronen ragend und unter einer der letztern ſtieg ich vom Pferde, vom langen Ritt zu raſten. Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang, wie ich ein einfaches Mahl, aus harzigem Wein, einigen Oliven, Orangen und trockenem Maisbrot beſtehend, hielt und meinem Begleiter gern davon abgab.

Euböas Bergſpitzen glühten im ſcheidenden Licht des Abends, das Meer aber lag ſchon grau und ſeine wunderbare Beleuchtung war verſchwunden. Gewiß, noch immer iſt Attika ein claſſiſches Land und

Wenn alle Tempel auch zu Grunde gingen,
Spricht Berg und Thal doch der Zerſtörung Hohn;
Zeit ſtürzte wol Athen, doch ſchont ſie Marathon!

Anregungen.

„Deutſche Dichter und Denker."

Vor uns liegen drei wohlausgeſtattete, mit Illuſtrationen reich verſehene Lieferungen eines originellen Unternehmens.

Anknüpfend an die jetzt ſo allgemein bei uns verbreitete Neigung für Geſchichte und Literatur, namentlich der unſerigen, hat Ludwig Lenz (Vereinsbuchhandlung in Hamburg) den Plan gefaßt, das ganze Gebiet der neuern deutſchen Literatur von Leſſing an in ſeinen Specialitäten zum Gegenſtand ſchriftſtelleriſcher und künſtleriſcher Darſtellung zu machen. Wie Lamartine einen „Cours littéraire" herausgibt, in welchem die gewandte Feder des leider von der Höhe des Parnaß ziemlich herabgekommenen Dichters in populärer Sprache die Franzoſen über Gegenſtände der Literatur belehrt, ſo hat ſich hier eine Geſellſchaft gut ausgewählter Autoren vereinigt, um nach einem gewiſſen Syſtem und doch wieder in möglichſt beliebiger Freiheit die verſchiedenen Phaſen der deutſchen neuern Literatur, begrifflich und perſönlich, in allgemein faßlicher Sprache wiederzugeben und zu erläutern.

So ſehen wir denn bald in allgemeinen Ueberſichten ein Zeitalter geſchildert, dem irgendeine literarhiſtoriſche Erſcheinung angehört, bald ein einzelnes Culturbild mit ſcharfer Umrahmung hervorgehoben, z. B. die ſtuttgarter Karlsſchule von Rodenberg. Bald belehrt uns eine Parallele von A. Stahr über die Unterſchiede zwiſchen Schiller und Goethe, bald definirt Lauckhard die Begriffe des Claſſiſchen, Romantiſchen, des Versbaues, des Heramelers in einer allgemein faßlichen Vortragsweiſe. Gleichzeitig werden hervorragende Meiſterwerke, wie Goethe's „Götz" von Joſef Rank, „Kabale und Liebe" von Adolf Stahr, Klopſtock's „Meſſiade" von J. W. Schäfer in ihrem Urſprung, Ideengang und ihrem Zuſammenhang mit deutſchen allgemein hiſtoriſchen Zuſtänden erläutert. Die Uebergänge der Zeiten und Gedankenverbindungen der einzelnen Aufſätze vermittelt zuweilen Fr. Friedrich und Rudolf Gottſchall — alles nach ſcheinbar beliebiger Freiheit des gerade dieſen ſeinen Beitrag ſteuernden Autors und doch in einem gewiſſen harmoniſchen Zuſammenhang, den eine umſichtige Redaction nach einem ihr vorſchwebenden Totalbild vertritt. Einzelne Vor- und Rückſprünge werden nicht zu vermeiden ſein, ſie ſichern aber dem Unternehmen zugleich einen bunten, faſt wie ein Journal wirkenden Eindruck. Die ideellen Ausſtrömungen unſerer großen Genien ſind ja ſo mannichfach, daß Leſſing, Goethe, Schiller nicht oft genug in dem Plan des Ganzen wiederkehren können; denn immer war es Eine Seite ihres Weſens, die gerade zu einer ganzen langen Reihe theils nachahmender, theils von ihnen angeregter Beſtrebungen den Anlaß bot. Die Ideenwelt, in welcher ſich mancher unſerer Claſſiker bewegte, gebot Rückblicke auf ältere Literaturperioden, ſodaß wir ganz zweckmäßig finden, wenn auf Anlaß Jean Paul's die verſchiedenen Phaſen des Humors auch in unſerer ältern Literatur, „Todtentanz" und „Reineke Fuchs", vorgeführt wurden.

Wenn die folgenden Lieferungen den vorangegangenen entsprechen, so ergibt sich in den einzelnen Bänden (à 12 Lieferungen), die unbeschadet ihres Inhalts zu jeder Zeit abbrechen können, ein Haus- und Familienbuch von dauerndem Werthe.

Dramatische Versuche.

I.

Gewisse Vorurtheile, Lieblingsmeinungen und -Beschäftigungen müssen in sich einen unwiderstehlichen Reiz besitzen, dem selbst nach so vielen mißlungenen Versuchen auch klare und verständige Geister immer wieder erliegen; wir wissen uns sonst nicht diese Fülle von Buchdramen zu erklären, die im Laufe eines Jahres erscheinen.

Dem Wesen nach, wie einer dieser Dichter, Gottfried Fiammberg, behauptet, braucht freilich das Drama die Bühne nicht, aber sein Leben borgt es von ihr. Und meist geht mit dieser vornehm-poetischen Verachtung der Darstellung ein Irrthum in der Erkenntniß des Dramatischen zusammen. Der tragische Schluß, mannichfache Conflicte einer Handlung, die sich in Shakspeare's Weise in Scenen verwandeln und auslegen lassen, bilden durchaus nicht alle Erfordernisse des Dramas. Bei ihm zunächst kommt es auf die im Zuschauer zu erweckende Stimmung, die Verständlichkeit seiner Gegensätze, die Theilnahme an, die wir ihnen entgegenbringen. Romane, Gedichte kann man für eine gewisse Klasse von Lesern, absichtlich für diesen oder jenen Kreis schreiben; es ist ersichtlich, daß Goethe's „Wilhelm Meister" nie populär werden kann wie Schiller's „Wilhelm Tell". Das Schauspiel aber richtet sich an eine Menge, in der alle Theile und Schichten des Volks vertreten sind, „jedem" muß es „etwas bringen." Dies ist zugleich ein äußerliches wie inneres Gesetz.

An diesem Mangel jeglichen Interesses für unsere Zeit leiden die Trauerspiele Gottfried Fiammberg's: „Dupiessis-Mornay" (1859) und „Rudolf von der Pfalz", eine Trilogie (Frankfurt am Main, Brönner, 1861).

Dupiessis-Mornay ist der berühmte Freund Heinrich's IV., ein Hugenott untadelhaften Wesens und Wandels, aber streng, kalt, in der Anschauung Calvin's, dem jede dramatische Lebendigkeit abgeht, da er leidenschaftslos handelt. Der Dichter meint, „ein Mann reformatorischen Charakters, der einen Fürsten zum Werkzeug seiner Pläne wählt und welchem, nachdem er sein Werk siegreich durch alle Hindernisse hindurch- und jenen auf den Thron eines mächtigen Reichs geführt hat, im letzten entscheidenden Augenblick sein Werkzeug in der Hand zerspringt, sodaß er selbst wenn nicht das Leben, so doch des ganzen Lebens Frucht verliert — ist ein echt tragischer Stoff" — aber der Irrthum ist sichtlich. Für Dupiessis-Mornay mochte dieser Ausgang tragisch sein, für die reformatorische Idee so wenig als für den Zuschauer. Das wahre Interesse der französischen Hugenotten vertrat Heinrich IV.; es ist eine moralische, keine politische Anschauung, ihm aus seinem Uebertritt zum Katholicismus ein Verbrechen zu machen. Gegen ihn gehalten, bleibt Dupiessis-Mornay ein frömmelnder und zugleich ränkesüchtiger Minister; wie Thomas Buckle richtig erkannt: in der geschichtlichen Entwickelung schaden leider zuweilen die guten, nicht die schlechten Menschen. Aus solchen leidenschaftslosen Gegensätzen baut sich keine Tragödie auf; die Form ist, den Vers abgerechnet, im ganzen die Vitet's in seinen „Barrikaden", „Ständen von Blois" u. s. w., die auch die Gräfin d'Agoult in ihrer „Maria Stuart" angewandt.

Die Trilogie „Rudolf von der Pfalz" bewegt sich in durchaus mittelalterlichen Conflicten, in den Fehden zwischen Brüdern und Gegenkaisern, Dingen, die bei ihrer Alltäglichkeit in jenen Tagen kaum der Betrachtung werth sind, am wenigsten der poetischen Verklärung. Die Ermordung Kaiser Albrecht's möchte sich zu einer wahrhaft tragischen und dramatischen Handlung vertiefen lassen — und gerade diese Begebenheit fehlt in der langausgesponnenen Geschichte Fiammberg's. Schade, daß ein trefflich begabter Mann, der in einzelnen Auftritten echt dramatische Bewegung, Stil und Haltung kennt, im großen und ganzen sich so vergriff.

„Die Stedinger" — ein Erstlingswerk von Hermann Voget (Bremen, Geisler, 1860) — sind wie ihre Widmung an einen Freund und ihr Prolog gut gemeint. Die Handlung ist episch, die Sprache bald übertrieben, bald gewöhnlich und nur in seltenen Fällen ein poetischer Schwung. Mehr Feuer, weniger Rauch!

Gedanken

von E. von Dincklage.

Die Physiker sagen: Das Licht ist nur da, wo es reflectiren kann; gegenstandlose Räume bleiben dunkel. Ist es wol zum Verwundern, daß liebelose Herzen verdammt sind, ein licht- und freudenarmes Leben zu führen?

* *

Angst und Sorge ist für das Herz, was das Unwetter für längst vernarbte Wunden; neben dem neuen Leid erwacht das alte.

* *

Der ungläubige, phantasielose Verstand sieht im Schmetterling nur die frühere Raupe, im Abendroth den kommenden Platzregen.

* *

Erfahrung ist eine kostbare Perle. Aber auch ihr müssen wir eine würdige Fassung geben.

* *

Unglaubliche Dinge müssen heiter dargestellt sein.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia". Von Rechtsanwalt Bernhard Miller in Dresden. II. — Wiener Musikzustände. II. — Die londoner „Schillerstiftung".

Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia".

Von Rechtsanwalt Bernhard Miller in Dresden.

II.

Ein Hauptbedenken gegen die Einrichtungen der Perseverantia liegt noch darin, daß sie von Hause aus die Theilnahmefähigkeit auf einen zu engen Kreis beschränkt. Eine Altersversorgungsanstalt kann nur dann mit Erfolg bestehen, wenn die Zahl derer, die zur Theilnahme befähigt und berechtigt ist, eine sehr große ist. Erst bei einer großen Mitgliederzahl treffen, wie wir schon bemerkten, die Voraussetzungen über die menschliche Lebensdauer ein; erst dann ist das Institut auch im Stande, den nicht zu umgehenden Verwaltungsaufwand zu tragen, weil er sich dann auf viele Mitglieder vertheilt. Die Perseverantia vermag notorisch die Verwaltungskosten aus den dem Verwaltungsfonds überwiesenen Einnahmen nicht zu decken und hat bereits ihr Stamm- oder Stiftungskapital angreifen müssen, sodaß dasselbe von 12206 Thlrn. auf 10920 Thlr. gesunken ist und präsumtiv in den nächsten Jahren noch mehr sich mindern muß.

An und für sich ist die Zahl der Personen, welche in Deutschland beim Theater beschäftigt sind, keine geringe; sie kann sicher auf 15—20000 veranschlagt werden. Eine solche Anstalt hat daher ein weites Feld, um sich zu rekrutiren und Mitglieder zu werben. Aber die Perseverantia schließt den größten Theil dieser Personen aus, weil sie den Beitritt von einer Kapitaleinlage von 50 Thlrn. mindestens abhängig macht und selbst die successive Einzahlung auf einen fünfjährigen Zeitraum und auf Raten nicht unter 10 Thlrn. beschränkt. Eine Versorgungsanstalt für Theatermitglieder hat es aber mit einem großen Proletariat zu thun; solche Beiträge, wie sie die Perseverantia verlangt, kann die Mehrzahl der unbemittelten Schauspieler gar nicht erschwingen; und ist es einem einzelnen auch gelungen, sich in Jahren endlich eine oder zwei Einlagen zu erwerben, so muß er doch fünf Jahre lang auf jede Rente davon verzichten. Auf alle Fälle aber sind die künftigen Jahresrenten von diesen ein oder zwei Einlagen nicht bedeutend genug, daß sie für ihn den Charakter einer Pension tragen, welche ihn im Alter der Erwerbsunfähigkeit vor Mangel und Entbehrung schützt. Es wird jedenfalls sehr lange dauern, bis die Perseverantia eine jährliche Rente von 12 Procent, d. i. 6 Thlr. für je 50 Thlr. Einlage gewährt; um mithin eine Pension oder Rente von 120 Thlrn. zu erwerben, sind 1000 Thlr. Einlage erforderlich! Die große Masse der unbemittelten Bühnenmitglieder ist sonach von den möglichen Vortheilen der Anstalt von vornherein ganz ausgeschlossen.

Nicht minder hart ist es, daß der, welcher seine Wirksamkeit für die Bühne aufgibt, ehe er derselben zehn Jahre lang angehört hat, ausgeschieden wird und seine Einlagen nur unter Abrechnung der empfangenen Rentenbeträge zurückerhält! Nehmen wir z. B. an, es tritt jemand der Anstalt mit 400 Thlrn. sauer erspartem Gelde bei, so erhält er fünf Jahre lang gar keine Rente; in den nächsten vier Jahren soll er wirklich jedes Jahr 6 Procent erhalten, im fünften, beziehendlich, im zehnten Jahre aber muß er die Bühne verlassen, so bekommt er von seiner Einlage nur 304 Thlr. zurück. Auch diese Bestimmung muß sehr viele vom Beitritt abhalten.

Indem ferner bei Dichtern und Componisten das Verbleiben in der Anstalt von dem Nachweis von 100 Aufführungen ihrer Werke in zehn Jahren abhängig gemacht wird und im Fall des Nichtnachweises ihre Ausscheidung erfolgt, sodaß sie ebenfalls nur ihre Einlagen abzüglich der bereits empfangenen Renten zurückerhalten, beraubt sich die Perseverantia der Gelegenheit, auch diese Klasse zur Theilnahme zu gewinnen. Sie geht stets von der Idee aus, die Vortheile, die sie gewähre, wären gleichsam eine besondere Gnade.

Wir können nicht auf Details weiter eingehen und beschränken uns nur auch noch darauf hinzudeuten, daß die Theilnehmer der Perseverantia, im Gegensatz zu der Organisation bei allen andern Gegenseitigkeits- und Actiengesellschaften, nicht das mindeste Recht haben, bei der Geschäftsleitung oder auch nur bei den Wahlen des Verwaltungsraths, nicht einmal bei Statutenabänderungen mitzuwirken! Die Verwaltung besorgt ein Generaldirector und ein Verwaltungsrath, der sich selbst ergänzt, auch den sogenannten Repräsentantenrath wählt und über Statutenabänderungen eigenmächtig beschließt. Eine aus solcher souveränen Machtvollkommenheit entstandene Anstalt mußte den Keim des Todes in sich tragen.

Aus dem Bisherigen dürfte so viel hervorgehen, daß die Perseverantia in ihrer dermaligen Verfassung kein lebensfähiges Institut ist und daß es daher für niemand gerathen ist, sich an derselben zu betheiligen. Sie bedarf entweder dringend einer Reform oder muß, wenn diese aus äußern Gründen nicht möglich wäre, sich auflösen.

Sobald es sich um die Reform der Anstalt handelt, tritt die Frage ein, auf welchen Grundlagen eine solche ausführbar wäre.

Es ist ein doppelter Weg denkbar.

Entweder bleibt die Perseverantia als eine auf dem Princip der Gegenseitigkeit beruhende Rentenanstalt bestehen oder sie wandelt sich in eine Versicherungsanstalt um und nimmt eine ganz neue, von ihrer frühern ganz verschiedene Basis an.

Der Geschäftsbericht des Verwaltungsrathes sagt: „Angenommen, die Perseverantia hätte schon ihren Höhepunkt erreicht, so bliebe sie doch noch eine sichere Rentenanstalt, die dieselben Vortheile wie jede andere Anstalt gewährt.“

Dies ist nicht der Fall.

Die Perseverantia bedürfte auch dann wesentlicher Reformen, um zu einer nur einigermaßen vernünftigen Organisation zu gelangen und um wenigstens etwas größere und etwas rascher steigende Jahresrenten für ihre Mitglieder zu erzielen. Sie müßte 1) die Bestimmung, daß jemand, der einmal beigetreten ist, seine Einlagen, wenn auch mit Abzug der erhaltenen Dividenden, zurückfordern kann, ganz aufheben. Dagegen gewähre man bei Todesfällen den Hinterlassenen ein Drittel oder die Hälfte der Kapitaleinlagen als Sterbekassengeld. 2) Statt Jahresgesellschaften mit fünf Altersklassen zu bilden, theile man die Mitglieder nur in Altersgesellschaften mit einer im voraus festzusetzenden, hinreichend großen Anzahl von (Voll- oder Stück-) Einlegern, welche sich gegenseitig beerben.

Durch die erstere Maßregel würde man ein sichereres und leichter zu berechnendes Wachsthum der Jahresrenten und eine größere gegenseitige Vererbung erreichen, außerdem aber den Hinterlassenen eine bessere Beihülfe, als jetzt geschieht, gewähren. Durch die zweite Bestimmung würde herbeigeführt, daß vermöge der größern Zahl der sich gegenseitig Beerbenden der Abgang von Mitgliedern einer und derselben Altersgesellschaft durch den Tod mehr nach den Gesetzen der wahrscheinlichen Lebensdauer erfolgt, mithin die Jahresrenten sich ebenfalls regelmäßiger und schneller vermehren.

An diese Vorschläge reihen wir:

3) Man lasse auch rentenberechtigte Einlagen in kleinern Beträgen als 50 Thlr. und Nachzahlungen in beliebiger Größe und in beliebigen Perioden zu und gestatte, daß die ausfallenden Renten als Rentengutschriften zur Erwerbung neuer Einlagen benutzt werden können.

4) Jede Einlage muß sofort eine Rente von 3 Procent für die jüngern Altersgesellschaften, von 4—5 Procent für die ältern begründen. Dafür müssen aber auch ganz andere Bestimmungen als in §. 31 über den Uebergang des Rentenkapitals ausgestorbener Gesellschaften auf jüngere Altersklassen oder Gesellschaften getroffen werden, damit die höhere Rente der ältern nicht als eine Begünstigung gegenüber den jüngern Mitgliedern und als eine Verletzung der Gleichheit und Gerechtigkeit erscheint.

5) Reorganisire man die Geschäftsleitung auf dem Princip der Selbstverwaltung der Gesellschaftsmitglieder in der oben angedeuteten Weise.

Auf diese Grundlagen hin würde die Gesellschaft wenigstens eine bessere Rentenanstalt werden, als sie jetzt ist, obschon sie immerhin nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen und kaum das wirklich werden würde, was ihr Zweck ist: eine wirkliche Altersversorgungs- und Pensionsanstalt.

Letzteres ist unserer Ueberzeugung nach nur durch Anwendung des Princips der Versicherung möglich. Würde sich die Perseverantia in eine Versicherungsanstalt umwandeln, so würde dieselbe so zu organisiren sein:

a) Daß die Theilnehmer bei Erreichung eines bestimmten Lebensjahres nach ihrer Wahl entweder eine im voraus festbestimmte Kapitalsumme ausgezahlt erhalten oder von da ab eine feste jährliche Leibrente bis zu ihrem Tode beziehen. Sterben die Theilnehmer vor der bestimmten Zeit, so erhalten ihre Hinterlassenen eben jene im voraus bestimmte Kapitalsumme ausgezahlt.

b) Die Gegenleistung der Theilnehmer besteht in einem während einer bestimmten Zeit (von dem Abschluß des Versicherungsantrags an bis zu dem Zeitpunkt, wo sie das Kapital oder die Rente beziehen wollen, eventuell nur bis zum Tode), alljährlich, beziehendlich vierteljährlich oder monatlich zu entrichtenden Prämienbeitrag.

c) Der Prämienbeitrag muß einerseits im Verhältniß stehen zu dem Alter, welches der Versichernde bereits erreicht hat, und zu der Zeit, zu welcher Kapital oder Rente fällig werden soll; andererseits muß sich nach der Höhe der jährlichen Beiträge der Betrag des künftig zu zahlenden Kapitals oder der Leibrente richten.

d) Eine solche Versicherung darf nicht, wie dies bei den gewöhnlichen Lebensversicherungen meist, jedoch auch nicht überall, der Fall ist, im Fall nicht rechtzeitiger Prämienzahlung der Verwirkung unterworfen sein; selbst bei einer freiwilligen Einstellung der Einzahlungen muß die Versicherung einfach auf einen mit den geleisteten Einzahlungen im Verhältniß stehenden Betrag reducirt werden.

Aehnliche Combinationen bestehen bereits bei verschiedenen Lebens- und Rentenversicherungsanstalten. In Frankreich bestehen unter den arbeitenden Klassen derartige Caisses professionnelles mit Erfolg auf den angedeuteten Principien und gegründet auf die sorgfältigsten mathematischen Berechnungen und statistischen Erfahrungen, sodaß über praktische Ausführbarkeit einer solchen Anstalt an sich kein Bedenken entstehen kann. Nehmen wir an, die Perseverantia verwandelte sich in eine solche Anstalt oder sie führte diese Versicherungsbranche, unbeschadet der Rechte der jetzigen Theilnehmer an der Rentenanstalt, ein, so würde sie einem fünfundzwanzigjährigen Schauspieler, der mit wöchentlich 10 Gr. von seiner Gage sich

betheiligt, mithin mit jährlich 17⅓ Thlr. bei Erreichung des 55. Lebensjahres ein Kapital von 705 Thlrn. oder eine lebenslängliche Rente von 63⅝ Thlrn. gewähren können. Will er das Kapital oder die Rente erst bei Erreichung des 60. Jahres beziehen, so beträgt jenes 799 Thlr., diese 82⅕ Thlr. Stirbt der Theilnehmer vor der Zeit und hätte er selbst nur einmal die Prämie bezahlt, so würde seine Familie doch sofort das ganze Kapital von 705 oder 799 Thlr. ausgezahlt erhalten.

Die Schwierigkeit bei der Ausführung würde nur darin bestehen, daß den Theilnehmern, die in ganz Deutschland zerstreut leben, die Einzahlungen möglichst erleichtert werden, damit sie dieselben wöchentlich oder monatlich, je nachdem sie ihre Gagen erhalten, leisten können. Diese Schwierigkeit würde indeß durch die Mitwirkung der verschiedenen Theaterdirectionen in Betracht des Zwecks der Anstalt sich beseitigen lassen. Manche Directionen würden in ihre Contracte eine Clausel aufnehmen, welche sie berechtigt, von der Gage der Bühnenmitglieder einen kleinen Beitrag zur Bestreitung der Prämie einzuhalten. Andere Directionen würden sich mindestens bereit erklären, die Besorgung der Einzahlungen auf Verlangen der Theilnehmer zu übernehmen. Nöthigenfalls aber könnte die Anstalt auch, gleich den Lebensversicherungsgesellschaften, an verschiedenen Orten Bevollmächtigte, Agenten zum Abschluß von Versicherungsverträgen, zur Annahme von Anmeldungen und Beitrittserklärungen bestellen. Der Prämientarif würde wie der Tarif jeder Lebensversicherungsgesellschaft für die Deckung der Verwaltungskosten und Agenturprovisionen einen Zuschlag selbstverständlich in sich schließen. Es würde daher den Bevollmächtigten sehr gut eine entsprechende Provision gewährt werden können und dieser Verdienst würde zugleich für sie ein Sporn sein, der Sache selbst eine rege und stetige Theilnahme zuzuführen.

Würde die Perseverantia eine Reorganisation in der angedeuteten Richtung hin unternehmen, so würde sie unserer Ueberzeugung nach ein Institut für die deutschen Bühnenmitglieder werden, welches alle, auch die unbemitteltern wie die günstiger Situirten, umfaßt und gerechten und billigen Erwartungen, soweit es überhaupt möglich, zu entsprechen vermag und wahrhaft eine Altersversorgungsanstalt ist. *)

*) Nach diesen dankenswerthen Fingerzeigen wäre die nächste praktische Verfahrungsweise etwa die: Der Verwaltungsrath schlägt das umgekehrte Verfahren der Schillerstiftung ein. Der Verwaltungsrath der letztern ist aus Zweigstiftungen entstanden; der Verwaltungsrath der Perseverantia schafft in allen größern Städten Deutschlands Filiale. Diejenigen Schauspieler, die sich bereits eingekauft haben, sind die besten Organe dieses Verfahrens. An jeder einigermaßen geordneten Bühne wird eine Versammlung gehalten, in welcher sich provisorisch ein „Perseverantia-Verein" bildet. Unter dem Personal jeder Bühne gibt es immer einige ganz besonders von Gemeingeist beseelte und agitationsregе Persönlichkeiten. In deren Hände lege man die weitere Anregung und Fortführung. Sind diese Vereine organisirt, haben sie in regelmäßigen Sitzungen die Frage des Fortbestandes und der Erneuerung hinlänglich durchgesprochen, so beruft der Verwaltungsrath eine aus den Abgeordneten dieser Vereine bestehende Generalversammlung und legt in deren Schos seine Gewalt nieder, falls eine veränderte Gestaltung der Anstalt beschlossen wird. Die Perseverantia-Vereine bleiben bei jeder Bühne, um das Interesse dauernd zu erhalten, in Bestand und übernehmen auch jene Einzahlungen, die im Charakter der englischen Penny-Banken zu organisiren sind und selbst Wochenzahlungen von wenigen Groschen nicht verschmähen dürfen. Eine vornehme Geringschätzung von seiten der schon an den bessern Theatern bestehenden Pensionsanstalten gegen diese Schwesteranstalt, die allgemeine deutsche Perseverantia, würde sich von selbst richten. D. Her.

Wiener Musikzustände.

II.

Nebst den genanaten Singvereinen bestehen fünf Verbindungen für die Pflege des mehrstimmigen Männergesangs, and zwar nebst dem schon seit mehreren Jahren wirkenden Männergesangsverein ein von den Hörern der Universität gegründeter akademischer Gesangsverein, eine Liedertafel der Techniker, ein Sängerbund und der israelitische Gesangsverein „Zion". Die Trefflichkeit des wiener Männergesangsvereins im Chorgesange ist la weiten Kreisen anerkannt und namentlich mag den deutschen Gästea aus Baiern, welche im verflossenen Jahre dem Augartenfest aus Anlaß der Eröffnung der Westbahn beiwohnten, die Macht eines solchen aus begeisterter Männerbrust strömendea Gesangs unvergeßlich gewesea sein. Man muß es hören, wie diese Stimmen zum Katarakt anschwellen können und dann wieder in leisen Haach zerstäuben; wie sie gleich willig der aufbrausenden Leidenschaft und dem zarten Gefühl gehorchea; wie sie die Schwingen zu entfalten und zusammenzulegen verstehen. Der akademische Gesangvereia hat sich ebenfalls schnell emporgehoben and seine Leistungen sind namentlich in allen von Sturm und Drang beseelten Gesäagen von prächtiger Wirkung. Auch der Gesangverein Zion verdient einer besondern Erwähnung. Wer einer seiner Fest-Liedertafeln beiwohnt, glaubt in ein wiedererstandenes Palästinareich versetzt zu sein und fühlt sich voa dem südlichen Feuer, das aus diesen Gesängen lodert, nicht minder angeregt wie von den heißen Strahlen aus den schönen Fraaenaugen.

Mindee glänzend ist die Pflege der Instrumentalmasik bedacht, die namentlich erst durch die Wiederaafaahme der philharmonischen Concerte einen erhöhten Aufschwung nahm. Diese vor Jahrea von dem Kapellmeister Nicolai ins Leben gerufenen Concerte fanden damals im kaiserlich königlichen großen Redoutensaale statt und hatten einen Erfolg ohne gleichen. Nach seinem Weggange von Wien erkaltete die Theilnahme des Publikums an diesem durch aadere fortgeführten Unternehmen und erst dann, als der Hofopern-Kapellmeister Eckert im vorigen Jahre den glücklichen Gedanken hatte, diese Concerte in die Räume des Hofoperntheaters zu verpflanzen, wo verschiedene Preisabstufungen des Platze den Besuch erleichtern, nahmen sie einea solchen Aufschwung, daß in diesem Jahre dem ersten Cyklus von vier Concerten ein zweiter angereiht wurde. Dermalen ist es der Hofopern-Kapellmeister Otto Dessoff, der sie leitet — ein noch junger Mann, der Ruhe mit

Energie und Umsicht verbindet und sich nur selten zu der jetzt so häufig vorkommenden Uebertreibung der Zeitmaße hinreißen läßt.

In den Programmen dieser Concerte finden die vorzüglichsten großen Instrumentaltonwerke älterer, neuerer und neuester Zeit Platz und neben den bekanntrn und oft gehörten Meisterwerken der Liedlinge werden auch verschollene von Werth uns Tageslicht gefördert. So hörten wir in diesem Jahre Mozart's „Maurerische Trauermusik" und eine seiner Serenaden für Blasinstrumente; dann eine Suitr von Johann Sebastian Bach für Orchester. Neben Bach und Mozart waren Händel, Joseph Haydn, Beethoven, Cherubini, Mendelssohn, Schumann, Spohr, Gade und Rietz vertreten und man kann sich kaum einen Begriff von der Begeisterung machen, mit welcher das Publikum die vollendeten Leistungen des Orchesters aufnahm, das mit der vollen Kraft und innern Lebendigkeit einer Persönlichkeit wirkt und den Mechanismus, welcher den Ausführungen durch große Musikkörper in der Regel mehr oder weniger anhaftet, vollends überwunden hat. In den Concerten der Gesellschaft der Musikfreunde machte sich bis dahin die moderne Richtung des dermaligen artistischen Leiters in wenig erfreulicher Weise geltend und würde, mit Hartnäckigkeit eingrhalten, bald der Gesellschaft selbst zum Nachtheil gereicht haben. Die Bedürfnisse und Ansprüche des Publikums dieser Concerte sind ganz andere und die scharfe Zurückweisung eines neueen Tonwerkes konnte die Leitung zu der Ueberzeugung bringen, daß man sich die Schöpfungen der Partei nicht aufdringen lasse. Uebrigens hat die Aufführung einer Haydn'schen und einer Beethoven'schen Symphonie in dem vorletzten diesjährigen Gesellschaftsconcerte den erfreulichen Beweis geliefert, daß man anfange, die Wünsche des Publikums zu verstehen, sowie auch die vortreffliche Ausführung der großen Beethoven'schen Festmesse, die im letzten Concert bei unerhörtem Zudrange stattfand, einem allgemeinen Interesse entgegenkam. Das von Hrn. Herbeck mit Glück zusammengestellte Orchester, das er mit energischer Umsicht leitet, hat sich glänzend bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Die londoner „Schillerstiftung".

So dürfte man wol die Literary-fund-society nennen, die kürzlich unter dem Präsidium des Herzogs von Aumale ihre jährliche Sitzung hielt.

Aber welch ein Unterschied gegen Deutschland! In der Rede des Herzogs die edelste Anerkennung der Presse, der Literatur, die Nichtbeachtung ihrer Ausschreitungen, die gegen ihren Segen nichts zu sagen hätten. Bei einer Verwilligung von 300 Thalern, die kürzlich die in Leipzig versammelten Buchhändler demselben Gedanken einer Unterstützung des Talents auf seine alten Tage oder für den Fall des Bedrängnisses gewähren sollten, eine Flut von geringschätzenden Aeußerungen und Anklagen!

In London Prinzen, Herzoge, Peers, Minister, die einer von einem Demokraten und Republikaner, Benjamin Franklin, begründeten Stiftung ihre Anerkennung zollten. In Deutschland mehrere regierende Fürsten, die gar nichts für die gleiche Idee thaten, ja denen, die um ihre Beihülfe baten, nicht einmal geantwortet haben; Ein gekröntes Haupt sogar, das gegen ein solches Institut als eine Ermunterung der schlechten Schriftstellerei geradezu protestirte; mehrere Regierungen, die den einzelnen Filialen die juristische Persönlichkeit versagten; ein Adel, der, mit rühmlichen Ausnahmen, hier und da, z. B. in München, von einer „Ermunterung des Proletariats" sprach; Schriftsteller wie Jakob Grimm, der als abgesetzter göttinger Professor für sich in Deutschland collectiren ließ, aber die gleiche Idee der Hülfe für Autoren, die fortwährend abgesetzt sind, d. h. nicht, wie er, mit 2000 Thalern Gehalt angestellt, eine „schwächliche" nannte!

In London zeichnete man nach der Rede des Herzogs von Aumale 900 Pf. St. = 6000 Thalern. Wir könnrn die Parallele eines etwa ebenso herumgehenden Bogens und seines Resultats nicht fortführen, drnn ein Banket zu Ehren der Schillerstiftung wärr wenigstens in Berlin unter dem Präsidium eines Prinzen und unter Assistenz des Herrenhauses gar nicht denkbar. In Weimar freilich würde die edle Mitwirkung und einr den Worten des Herzogs von Aumale gleichkommende Rede des Großherzogs nicht gefehlt haben.

Aber noch eine andere Parallele trifft nicht zu. Der Herzog von Aumale erhält die Erlaubniß, in dem geheimen Archiv der Stiftung zu blättern und findet unter denen, die vor Jahren aus diesem Fonds eine Hülfe erhielten, mit Rührung den Namen seines Landsmanns Chateaubriand. Der Dichter der „Atala" lebte in London unter großen Bedrängnissen als Emigrant. Der Redner sagtr: „Sie unterstützen im stillen; ohne Erniedrigung für den, der Ihren Beistand empfängt! Sie helfen dem jungen kämpfenden Talente! Sie unterstützen den Greis, dem am Abend seines Lebens die Kraft des Wirkens schwindet, seine Witwe, seine Angehörigen, mit gleicher Vorsorge (d. h. Delicatesse)! Erst heute hab' ich das Vorrecht genossen, in Büchern zu blättern, dir jedermann verschlossen sind!" Im Gegensatz zu England erhebt sich bei uns das Verlangen nach Oeffentlichkeit und will „Ehrengaben" genannt wissen, was durch seine Bekanntmachung jeden, der vom Schillerstiftungsfonds empfing, in seiner bürgerlichen Stellung leicht ruiniren kann.

Daß einzelne unter den Autoren selbst, bereits gewöhnt an lange Entbehrung, mürbe gemacht sogar in ihrem innern Ehrgefühl durch den steten Kampf gegen Misgeschick, sich aus dem Nennen nichts mehr machen, ja geradezu noch eine Anerkennung darin finden, wenigstrns bei dieser Gelegenheit als ein „Ausgezeichneter" genannt zu werden und wol gar die Poesie des Elends, die Englands und Deutschlands ältere Literatur zur Zeit Richard Savage's und Christian Günther's aufzeigte, getrost auch auf unser Jahrhundert fortgesetzt sehen mögen, das ist doch nur eine einzelne Verirrung unter den Bessern und darf ihnen um der andern Unterstützten willen, die über ihre sociale Stellung anders denken, nimmermehr gestattet werden. Als man kürzlich einem Maler bei Uebersicht eines soeben erschienenen Rechenschaftsberichts, demzufolge der sächsische Künstler-Unterstützungsfonds seither über 9000 Thaler verausgabt hat, sagte: „Aber ihr müßt euere Geschenke von 50, 100, 200 Thalern als Ehrengaben vertheilen und die Namen der Empfänger öffentlich nennen!" antwortete dieser: „Ihr seid verrückt!"

(Ausgegeben am 6. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 24.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Von Caracas nach Puerto Cabello. Von J. G. Klemm. I. — Die Camellien. Erzählung von Rosa Horn. III. — Erdweisheit der Mütter. Von Berthold Sigismund. — Kunden aus der Ferne. V. Jegor von Sivers über Cuba. — Die Thierwelt. — Ein Dichter als Metaphysiker. — Neue Romane und Novellen. XI. — Gedichte von Albert Eulenburg. — **Neues aus der Welt.**

Von Caracas nach Puerto Cabello.

Von J. G. Klemm.

I.

— — Schon mehrere Jahre hatte ich in Venezuela mit der Leitung eines Kupferbergbaues zugebracht, fast ohne weiter etwas vom Innern dieser südamerikanischen Republik gesehen zu haben als die Straße vom Hafen nach Caracas und den Weg von dieser Stadt nach den Gruben.

In der Osterwoche 1857 wollte ich endlich einmal eine größere Reise antreten, um mich von den anstrengenden Berufsarbeiten zu erholen. Als Ziel dieses Ausflugs war die Hafenstadt Puerto Cabello, zu Lande etwa 30 deutsche Meilen von Caracas entfernt, ausersehen worden, und als Begleiter hatte ich mir zwei meiner Grubenbeamten, einen Deutschen und einen Creolen, gewählt.

Der Ausgangspunkt der Reise war das Dorf el Carristal, mein Wohnort in der Nähe der Gruben und etwa fünf Stunden Wegs von Caracas westlich.

Am Palmsonntag ritten wir nachmittags von dort weg; meine beiden Begleiter hatten jeder sein Pferd, ich mein auf solchen Touren oft erprobtes Maulthier. Jeder hatte hinter dem Sattel seine Cobija und einen kleinen Mantelsack mit den nöthigsten Kleidungsstücken, außerdem die für einen Ritt in der brennenden Sonne unschätzbare Manta, ein weißer baumwollener Mantel, der über die übrigen Kleider angelegt wird.

Zuerst kamen wir nach dem Städtchen los Teques oder neuerdings Guaicaipuro genannt. Dieser Ort ist dadurch interessant, daß er die Niederlassung der in den spanischen Eroberungskriegen den eindringenden Weißen mannhaften Widerstand leistenden Tequesindianer war, die unter ihrem tapfern König Guaicaipuro den Eroberern bedeutende Schlachten lieferten und ihnen lange Zeit hindurch zu schaffen machten.

Die innere Stadt ist wie alle dortigen Städte regelmäßig in rechtwinkeligen Vierecken erbaut. Wir hielten uns hier nicht auf, sondern ritten auf ziemlich gutem Wege weiter, bis wir nach dem Weiler el Limon kamen, wo wir zu Abend aßen; hier kaufte ich ein Pferd, welches ich mir nach meiner Rückkehr in den Carristal abholte. Mittlerweile war der Mond aufgegangen und wir beschlossen, noch ein Stück vorwärts zu gehen, ehe wir übernachteten. Der Weg senkte sich bald in eine Schlucht, die nach dem Tuithale ihren Abfluß hatte, und in dieser Schlucht mußten wir bald im Wasser, bald über Sandstrecken mehrere Stunden lang fortreiten, bis wir nach der Weg-

geldeinnahme der Provinz Anagnas und hier auf die im Bau begriffene Chauſſee zwiſchen Valencia und Caracas kamen. Dieſelbe zieht ſich im Tuithale fort. Der Fluß Tui iſt nicht bedeutend, er ergießt ſich mehrere Tagereiſen öſtlich von la Guayra in die See. Endlich gelangten wir an einen kleinen Ort, la Teſeria (die Ziegelei), wo wir in einer kleinen Pulperie (Schank- und Kramladen), es war nahe Mitternacht, noch wachende Menſchen trafen. Der Beſitzer war allerdings nicht auf Gäſte eingerichtet, jedoch konnten wir Futter für die Thiere erhalten und dies war die Hauptſache. Wir blieben daher dort, gaben den Thieren ihr Nachtmahl und begaben uns zur Ruhe, wozu uns einige friſche Ochſenhäute unter einem offenen Schuppen angewieſen wurden. Trotzdem daß dieſe eigenthümlichen Betten keineswegs angenehme Gerüche verbreiteten, ſchlief ich doch ausgezeichnet.

Am nächſten Morgen brachen wir zeitig auf und ritten zwiſchen Kaffee- und Baumwollpflanzungen, immer am Ufer des Tui hin, nach dem Dorfe Mammon, wo wir nach etwa einer Stunde ankamen. Hier frühſtückten wir und brachen dann wieder auf, paſſirten das Dorf el Contejo und kamen, abwechſelnd durch Kaffeeplantagen, halbverwilderte Baumwollpflanzungen und dichtes Geſtrüpp, gegen 10 Uhr früh nach der Stadt la Victoria. Hier raſteten wir, um die größte Hitze, die in dieſen Thälern bedeutend ſtärker als in Caracas iſt, vorüberzulaſſen. Mein creoliſcher Reiſegefährte ging nach dem Frühſtück aus, um eine hier lebende Schweſter aufzuſuchen, und wir beiden Deutſchen ſahen uns indeſſen etwas in der Stadt um. Von Victoria beginnt das ſich bis Valencia hinziehende und dorthin zu ſich immer verbreiternde Thal von Anagua, eine der fruchtbarſten Gegenden in ganz Venezuela. In dieſen Thälern baut man hauptſächlich Mais, Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle, früher viel Indigo; ſeit Aufhebung der Sklaverei hat all das ſehr nachgelaſſen. Zur Zeit, als Humboldt dieſe Thäler bereiſte, im Jahre 1800, war die Cultur des Indigos im Aufblühen, ſeitdem iſt ſie durch die der Baumwolle verdrängt, welche ihrerſeits auch ſchon wieder im Verfall iſt; denn gerade bei dieſer Reiſe ſahen wir viele Baumwollpflanzungen, die von den Beſitzern verlaſſen waren und in denen die Culturpflanze raſch durch allerlei weikes Geſtrüpp verdrängt wurde. Den Indigo findet man hier allerdings noch ſehr häufig, aber nicht angebaut, ſondern wild wachſend. La Victoria iſt eine Stadt von etwa 3—4000 Einwohnern, regelmäßig gebaut und hat eine ziemlich gut erhaltene und große Kirche, welche, als wir ſie beſuchten, eben der eingetretenen Marterwoche wegen ſchwarz ausgekleidet wurde. Die Chauſſee von Caracas führt ſchnurgerade durch Victoria hindurch und bildet in der Stadt die Hauptſtraße. Hinter der Stadt fließt der Fluß Calanchas, der ſich dann mit dem Anagua vereinigt und in den See von Valencia mündet. Ueber dieſen Fluß führte früher eine ſehr ſchöne, von den Spaniern angelegte Kettenbrücke; einſtmals hat der Fluß bei hohem Waſſer die Bohlen der Brücke mitgenommen und ſeitdem geht der Weg neben der Brücke durch den Fluß, da es keinem Venezuelaner einfällt, dieſelbe zu reſtauriren, obgleich dies ſehr leicht ausführbar wäre, da ſämmtliches Eiſenwerk noch vorhanden iſt.

Gegen 2 Uhr brachen wir wieder auf, paſſirten den Calanchas neben der Brücke und ritten faſt immer zwiſchen Kaffeehacienden, die an der Straße mit Limonenhecken eingefaßt waren und deren Schattenbäume, aus Cedern, Bucares und Königspalmen beſtehend, die Straße in einen ſchattigen Parkweg verwandelten, nach San-Mateo, einem kleinen Dorfe. Zu Humboldt's Zeit wurde hier ungemein viel Weizen gebaut, jetzt nur Mais und auch von dieſem nur ſo viel, um die Leute vor dem Hungertode zu ſchützen. Seit der Befreiung von der ſpaniſchen Herrſchaft und ſeit der Emancipation der Sklaven ſind dieſe Länder ungemein zurückgekommen. Die farbige Raſſe ſowol als die eingeborenen Weißen ſind durchaus noch nicht ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt beherrſchen können. So lange als die ſpaniſche Regierung ihnen vorſtand und die Farbigen Sklaven waren, befanden ſich alle Theile wohl, jetzt klagen die meiſten Grundbeſitzer über Mangel an Arbeitern und die farbigen Tagelöhner über ſtets zunehmende Theuerung aller Lebensbedürfniſſe. Sonſt koſtete ein Schlachtochſe 3—4 Thaler und die Fanega (etwa ¾ Scheffel) Mais, 2—3 Real oder 8—12 Silbergroſchen, jetzt bezahlt man erſtern mit 30—45 Thalern und die Fanega Mais mit 5—10 Thalern. Sonſt erhielt ein Arbeiter 3—4 Thaler monatlichen Lohn, jetzt iſt es häufig ſehr ſchwer, Tagelöhner für 1 Thaler täglichen Lohn zu erhalten. In einer Art hat die arbeitende Klaſſe freilich recht; ſie ſagen: „Wenn wir in der Woche zwei bis drei Tage arbeiten, ſo erhalten wir ſo viel Lohn, als wir für uns und unſere Familien zum nothdürftigen

Lebensunterhalt brauchen; warum ſollen wir alſo mehr thun?" Es iſt aber klar, daß bei dieſen Grundſätzen ſowol das Land als auch die Bevölkerung immer mehr rückwärts gehen muß.

Hinter San-Mateo paſſirten wir wieder einige Harienden und kamen nach dreiſtündigem Ritt in das kleine Städtchen Turmero, wo wir uns aber nicht aufhielten, ſondern direct weiter ritten. Hinter Turmero paſſirten wir wieder mehrere Plantagen und kamen endlich zu dem berühmten großen Baume, dem Zamang bei Guayre. Dieſer Baum gehört zu den Mimoſen, hat ungefähr 60 Fuß Höhe und der Stamm etwa 5 Ellen im Durchmeſſer. Was ihn aber ſo impoſant macht, iſt die ungeheuere Ausdehnung der Aeſte, welche am Stamme ungefähr 20 Fuß über dem Boden beginnen und ſich horizontal vom Stamme aus nach allen Seiten gegen 100 Fuß weit erſtrecken. Ich maß an mehreren Stellen die Durchmeſſer der Baumkrone und fand ſie 190—210 Schritt. Der Gipfel bildet eine faſt regelmäßige Halbkugel. Die Aeſte und Zweige ſind neben den Blättern mit einer Anzahl von Paraſiten bedeckt. Unter den äußerſten Enden der Aeſte ſtehen einige kleine Häuſer.

Weiterhin wurde die Gegend uncultivirter und die Umgebungen des Wegs waren nicht mehr Plantagen, ſondern dichtes Geſtrüpp, worin viele kleine Bäume, meiſt Mimoſen, zerſtreut waren. Gegen 8 Uhr abends kamen wir nach Maracay, einer ziemlich bedeutenden Stadt. Beim Einreiten mußten wir warten und abſteigen, da uns gerade eine große Proceſſion entgegenkam, vor der jedermann ſtehen bleiben und den Hut abnehmen muß. Nachdem dieſelbe paſſirt war, ritten wir nach der Poſada, aßen zu Abend und gingen noch aus, um die Kirche und die Proceſſion zu ſehen.

Erſtere iſt ſehr groß, hat über dem Altar eine Kuppel, weiter nach vorn ein gewöhnliches Dach und vor dem Eingange eine ungemein hohe Façade, die aus einer frei ſich in die Luft erhebenden verzierten Mauer beſteht; neben dieſer befindet ſich der Glockenthurm, bedeutend niedriger als das Dach der Kirche.

Am nächſten Morgen frühzeitig ſtiegen wir auf den Calvarienberg, von wo aus man eine entzückende Ausſicht über die Stadt und deren Umgebungen hat. Die Stadt bietet einen ſehr freundlichen Anblick, da in dem Hofe faſt jeden Hauſes mehrere Kokospalmen ſtehen und ihre eleganten Kronen in der tiefblauen Luft wiegen. Faſt rings um die Stadt iſt Wildniß, deren dickes dunkelgrünes Gebüſch ſcharf gegen die hellen Häuſer der Stadt abſticht und deren Einförmigkeit ſelten durch eine purpurrothe blühende Bignonie, die eine ganze Baumkrone überzogen hat, unterbrochen wird. Weſtlich dehnt ſich, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, der See von Valencia aus, in deſſen hellbläulich grüne Fläche ſich die dahinterſtehende dunkle Bergkette und die ſieben darin befindlichen größern Inſeln ſpiegeln. Vom Calvarienberge zählt man fünf derſelben. Nachdem wir wieder in die Stadt heruntergeſtiegen waren, beſuchten wir noch die Zuckerraffinerie, ohne indeſſen viel zu ſehen, da der heiligen Woche wegen nicht gearbeitet wurde.

Gegen 8 Uhr früh beſtiegen wir wieder unſere Thiere und ritten auf der Straße nach Valencia fort. Bald kamen wir an den Fuß einer mit ſchönem Wald bewachſenen Bergkette, der Sierra de Mariara, zwiſchen welcher und dem See der Weg ſich hinzieht. Letzterer war noch durch Gebüſch unſern Augen entzogen. Plötzlich aber öffnete ſich dieſes und zur linken zeigte ſich die ſpiegelglatte, am Rande mit hohem Ried bewachſene Seefläche, belebt von vielen Fiſchreihern, Flamingos und andern Vögeln. Im Hintergrunde lag die größte der Inſeln, Burro genannt; ſie war ebenſo wie die andern kleinern mit Gebüſch bedeckt. Die Strecke Landes zwiſchen dem Seeufer und der Straße war eingezäunt und diente großen Rinderheerden zum Aufenthalt. Bald kamen wir nach dem Vorgebirge Cabrera, wo ein kleines Fiſcherdorf. Hier war das Seeufer auf einer Strecke von Ried befreit und vor dieſer offenen Stelle lagen die Canots der Hüttenbewohner.

Der See von Valencia, auch der von Tacarigua genannt, iſt etwa 10—11 Meilen lang und 3—4 Meilen breit; ſein Spiegel liegt ungefähr 1300 Fuß über der See, ſeine Tiefe wird von den Umwohnenden bedeutend überſchätzt, da ſie ſagen, daß er an vielen Stellen unergründlich ſei; nach genauen Meſſungen hat man aber gefunden, daß die größte Tiefe nicht über 250 Fuß betrage. Seine mittiere Tiefe iſt höchſtens 100 Fuß. Das Waſſer des Sees iſt Süßwaſſer; er hat keinen Abfluß, dagegen laufen ihm 14—16 kleinere und größere Flüſſe zu. Die Temperatur des Waſſers iſt ſehr hoch, 23° Réaumur, woher es auch kommt, daß trotz des reichlichen Zufluſſes die Waſſermenge nicht größer wird, ſondern im Gegentheil von Jahr zu Jahr ſich verringert.

Bei der bedeutenden Wärme der Luft und des Waſſers muß natürlich ein großer Theil des letztern verdunſten. Seitdem die Umgebungen des Sees cultivirt werden, weiß man mit Gewißheit, daß derſelbe ſich von Jahr zu Jahr zurückzieht. Vor ungefähr hundert Jahren war das obenerwähnte Vorgebirge Cabrera noch eine Inſel und die ſogenannte portachuela, d. h. der Hohlweg, der das Vorgebirge von der Sierra de Mariara trennt, war damals ein Arm des Sees. Es iſt im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß derſelbe in frühern Zeiten die ganzen Valles de Anagua erfüllt habe.

Der Grund des Sees iſt überall da, wo das Ufer flach anſteigt, mit verſchiedenen Muſchelſchalen, kleinen Heliciten und Valvaceen bedeckt; ſein Waſſer wird von verſchiedenen Fiſcharten und einem kleinen, höchſtens 3—4 Fuß langen krokodilartigen Thiere, der Bava, bewohnt. Auch ſollen elektriſche Aale darin ſich finden.

Von der Cabrera aus brauchten wir noch etwa eine Stunde, um das Oertchen Mariara, immer an der Bergkette gleichen Namens hinreitend, zu erreichen. Viele Gipfel dieſer Kette zeichnen ſich durch ihre bizarren Formen aus. In Mariara, wo ein ziemlich großes Gaſthaus, ruhten wir, aßen und ließen unſere Thiere baden, da dieſelben heute einen bedeutenden Marſch vor ſich hatten. Nahe bei Mariara entſpringen heiße Quellen, welche dann und wann als Bad gegen Hautkrankheiten benutzt werden; doch geſchieht dies ſelten genug, da die Creolen niedern Standes und die Farbigen eine große Scheu vor Waſſer haben und nicht gern ihren Körper mit demſelben in Berührung bringen. Meine Grubenarbeiter wuſchen ſich in der Regel nur einmal wöchentlich, am Sonnabend, ehe ſie in das Dorf gingen, und auch da beſchränkten ſie ſich nur auf das Allernothwendigſte. Wie oft haben ſie mir ſchaudernd zugeſehen, wenn ich frühmorgens an das kalte Bergwaſſer ging und mir Hände und Geſicht wuſch.

Gegen 2 Uhr nachmittags ritten wir wieder weiter, um noch an demſelben Tage nach Valencia zu kommen. Der Weg führte meiſt durch Geſtrüpp, in dem viele Tauſende von Chicharren, große Cicaden, einen betäubenden Lärm vollführten. Am Boden lagen viele große Schneckenhäuſer, etwa 3 Zoll lang und 2 Zoll im Durchmeſſer, von Bulia haemastomus. Durch das kleine Oertchen San-Joaquim ritten wir durch. Auf dem Markt ſtand eine prachtvolle Kokospalme, an welcher man, um einen Pfahl zu erſparen, einen Laternenarm angenagelt hatte. Es war ein wahrhaft empörender Anblick, wie man den herrlichen Baum ſo geſchändet hatte. Von da aus ging es weiter nach Guacara; an der Straße waren ausgedehnte Baumwollplantagen, in Guacara ſelbſt eine Reinigungsanſtalt für die Baumwolle; auf der Straße dahin ſahen wir große Haufen Baumwollkörner, von derſelben herrührend. Man ſchafft ſie weit weg von bewohnten Orten, weil man glaubt, daß bei der Fäulniß Fliegen aus denſelben entſtehen. Dann paſſirten wir einen kleinen Ort, las Guias, und kamen gegen 9 Uhr abends nach Valencia. Der nächſte Tag war zum Raſttag beſtimmt. Ich ging früh aus, die Stadt mir anzuſehen und einige Beſuche zu machen.

Valencia iſt eine ziemlich große Stadt und hat etwa 20000 Einwohner; ſie iſt freundlicher und regelmäßiger gebaut als Caracas und macht einen angenehmern Eindruck. Beſonders impoſant iſt die Kathedrale, die ſich durch ihre zwei ziemlich hohen Thürme vortheilhaft vor allen übrigen Kirchen des Landes auszeichnet. Zwiſchen beiden Thürmen iſt eine Façade, in der der Haupteingang in die Kirche ſich befindet. Ueber derſelben verbindet eine freie Galerie beide Thürme. Ueber dem Altar iſt eine ziemlich große Kuppel. Im Innern beſteht die Kirche aus drei Schiffen, getrennt durch ſteinerne Pfeiler; der Fußboden iſt zuſammengeſetzt aus ſchwarz und weiß abwechſelnden Marmorplatten von San-Eſtevan bei Puerto Cabello. Der Baumeiſter iſt ein Schwarzer geweſen. Dann ging ich nach dem Marktplatz, einer überdächten Halle mit ſehr ſchön aus Eiſen conſtruirtem Dachgeſparre.

Den Mittag verlebte ich in Geſellſchaft eines dort anſäſſigen deutſchen Kaufmanns. Seine Frau iſt gleichfalls eine Deutſche; trotzdem ſprachen aber die Kinder nur ſpaniſch; eine Erſcheinung, die ziemlich häufig vorkommt und daher rührt, daß die Kinder durch ihre Altersgenoſſen und durch die Dienſtleute die fremde Sprache öfter hören als die Mutterſprache von den Aeltern.

Nachmittags ritt ich mit dieſem Herrn ein wenig ſpazieren, beim Kirchhof vorüber nach einer in Kalkſteinfelſen eingeriſſenen Schlucht. Die Felſen waren wunderbar durchlöchert und cavernös. Von da ritten wir auf einen Berg, von dem man die ſchönſte Anſicht der Stadt hat. Valencia liegt bedeutend niedriger über der See als Caracas; der Unterſchied beträgt wenigſtens

1600 Fuß; daher iſt das Klima auch bedeutend wärmer und weniger geſund; von Zeit zu Zeit herrſcht hier das Gelbe Fieber, auch wüthete im Jahre 1855 die Cholera ſehr arg hier.

Am nächſten Morgen brachen wir gegen 3 Uhr auf und erreichten gegen 6 Uhr, nachdem wir das in den Unabhängigkeitskriegen berühmt gewordene Schlachtfeld von Carabobo paſſirt hatten, die heißen Quellen von las Trincheras.

Dieſelben ſind dadurch allgemein bekannt und berühmt geworden, daß ſie nach dem Geyſer in Island die heißeſten Quellen der Erde ſind. Der Name Trincheras bedeutet Feſtungswerke und kommt daher, daß hier im Jahre 1677 franzöſiſche Seeräuber, die die Stadt Valencia plünderten, einige Verſchanzungen aufwarfen.

Das Waſſer, deſſen Menge ich nur ſehr gering fand, entſpringt aus Granit, enthält etwas Schwefelwaſſerſtoffgas und viel kohlenſauern Kalk, den es überall in Rinden abſetzt. Seine Temperatur fand ich an der Stelle, wo es hervorquillt, 73° Réaumur. In der Nähe der Quelle war eine kleine Hütte für Leute, die dort baden wollten; ihrem Verfall nach zu urtheilen mußte ſie aber ſeit langer Zeit nicht benutzt worden ſein. Unmittelbar neben den Vertiefungen, aus denen das Waſſer ſprudelte, war ein kleines Gerüſt aus Baumzweigen errichtet; ich glaubte, es ſei, um darauf Dampfbäder zu nehmen; als ich aber meinen Jungen fragte, der uns zur Quelle begleitet hatte, wozu dies ſei, erwiderte er: „Por escaldar los cochinos" (Um die Schweine abzubrühen).

Höchſt wunderbar und von der Indolenz der Bewohner zeugend iſt es, daß in einem Lande wie Venezuela, in dem alle Arten Hautkrankheiten ſo häufig ſind, dieſe Schwefelbäder nicht gebraucht werden.

Es war ſehr auffallend, daß rings um die Quellen die Vegetation nicht im mindeſten geſtört war; ja ſelbſt in dem Abfluß derſelben, da, wo das Waſſer noch ſo heiß war, daß ich die Hand nur einen Augenblick darin halten konnte, wachſen verſchiedene Büſche und Bäume ganz kräftig. In der Nähe der Quellen iſt ein Wirthshaus, wo wir unſer Frühſtück einnahmen. Die Straße führte immer an dem Fluſſe der Aquas calientes hin, welcher, durch mancherlei Zuflüſſe verſtärkt, ganz ſtattlich war. Je weiter wir nach der See hinabkamen, deſto üppiger wurde die Vegetation; beſonders zeichneten ſich die hellen Stämme der Cecropias, dort Jacrumo genannt, durch ihre eleganten Formen und ihre ſchönen Blätter vor den übrigen, dunkler gefärbten Baumkronen aus. Mehrere der größten, einzeiner ſtehenden Bäume waren ganz bedeckt mit den Neſtern des Poropials, eines unſerm Pirol oder Pfingſtvogel ſehr ähnlichen Vogels. Dieſelben hingen an den äußerſten Enden der Zweige oft ellenlang herab. Es geſchieht dies von den Vögeln, um auf dieſe Art ihre Brut vor den Nachſtellungen der Affen und Schlangen zu bewahren.

Die obenerwähnten Jacrumos ſind innen hohl und nur von Strecke zu Strecke unterbrochen dünne Unterſchiede die innere Höhlung, welche ſehr häufig den Termiten und übrigen Ameiſen zum Aufenthalt dient, die nach den ſüßen Blattſpitzen ſehr lüſtern ſind. Die Stämme dieſes Baums werden viel zu Waſſerleitungsröhren benutzt. Die Straße iſt oft in Felſen ausgeſprengt, die aus ſehr ſchönem, grobkörnigem Granit beſtehen. Daſſelbe Geſtein liegt in großen Blöcken im Fluſſe, über den an einer Stelle eine ſehr hübſche Hängebrücke führt. In einem kleinen Orte, den wir paſſirten, war eine große Rieſenſchlange von wenigſtens 8 Ellen Länge, dort Tragavenado (Rehfreſſer) genannt, an einem Baume aufgehängt. Gegen 11 Uhr kamen wir nach dem kleinen Orte el Cambur, wo wir einige Stunden raſteten. Während dieſer Zeit frühſtückten wir, hielten ein wenig Sieſta und ich badete in dem nahen Fluſſe.

Merkwürdig iſt mir, daß zu Humboldt's Zeit dieſer Fluß von Krokodilen wimmelte ebenſo wie die Bai von Puerto Cabello, während jetzt die Bewohner von Cambur nicht einmal wußten, was ich mit dem Namen Kaiman meinte. Jetzt kennt man dieſe Thiere nur noch in den Flüſſen der Llanos. Gegen 2 Uhr, nachdem wir und unſere Thiere hinreichend erfriſcht waren, brachen wir wieder auf und kamen an verſchiedenen kleinen Niederlaſſungen vorüber, bis wir endlich, einen Hügel hinaufreitend, das Meer ſahen.

Jetzt bog der Weg nach Oſten um und ging in gleicher Richtung mit dem Strande, bald dicht daran, bald weit davon entfernt, noch gegen zwei Meilen fort, ehe wir an die Stadt kamen. Die Ebene, durch die er führt, iſt dicht mit Geſtrüpp und Bäumen der verſchiedenſten Art bedeckt und war ſehr bevölkert von einer Art kleiner Fliegen, Hen-hen genannt, welche äußerſt empfindlich ſtechen. Unſere Thiere hatten am meiſten von ihnen zu leiden; mein Maulthier hatte mehrere Hunderte in den Ohren ſitzen und war

deshalb sehr unruhig, bis ich es bemerkte und es so gut als möglich davon zu befreien und vor neuen Angriffen zu schützen suchte, indem ich ihm mein Taschentuch um beide Ohren band.

In der Nähe von Puerto Cabello, welches seinen Namen von einem unter der spanischen Regierung sehr berühmten Schleichhändler Antonio Cabello führt, wurde die Gegend cultivirter. Cacao-, Kokos- und Kaffeeplantagen wechselten mit kleinen Niederlassungen, die unter Wäldchen von Guamo- und Bananenbäumen versteckt lagen. Endlich kamen wir zu einem großen Brunnen, Fuente de a fuera, der sein Wasser durch eine sehr schön angelegte, natürlich von den Spaniern herrührende Wasserleitung erhält, und dann nach der Stadt selbst, wo wir in einer guten, an der See gelegenen Posada abstiegen. Puerto Cabello liegt auf einer Landzunge und mehreren mit dieser durch Dämme verbundenen Inseln, im Hintergrunde der tief ins Land gehenden Bai, umgeben von einigen andern Inseln. Der Hafen ist sehr gut, da die größten Schiffe unmittelbar am Werft anlegen können, jedoch nur enge, besonders am Eingange, sodaß stets nur Ein Schiff denselben passiren kann. Rings umgeben werden Stadt und Inseln von kleinen Eilanden eines eigenthümlichen Baumes, der Mangle (Rhizophora mangle). Derselbe wächst direct aus der See heraus und bildet oft 6—10 Zoll dicke Stämme, die als Bauholz geschätzt werden. Seine Wurzeln sind der Aufenthalt vieler Seethiere, wie sich denn auch an vielen derselben dicke Lagen von Austern angesetzt haben. Ueberall da, wo die Mangles wachsen, ist die See nur 4—6 Fuß tief, oft noch seichter und ganz ruhig, woher es kommt, daß dieselbe sehr stark ausdünstet und so sehr viel zu der ungesunden Luft der Stadt, die öfters vom Gelben Fieber heimgesucht wird, beiträgt. Auf der größten Insel, dem Werft gegenüber, liegt das Fort, nach welchem wir in einem kleinen Canot überfuhren. Die Insel ist bedeckt mit Korallenfelsstücken, alten Kanonen, die halb im Sande vergraben liegen, Holzwerk von gescheiterten oder abgebrochenen Schiffen und den Festungswerken, die durch einen Graben mit Zugbrücke von der übrigen Insel getrennt sind. Wir wollten eintreten, um dieselbe in Augenschein zu nehmen; allein ein Soldat, der bis dahin ruhig auf einem Stein gesessen und uns angestarrt hatte, sprang auf und hielt uns sein Gewehr vor, welches jedoch den Hahn verloren hatte. Wir baten ihn, daß er uns den Offizier rufen solle, was er auch gern that. Leider erfuhren wir durch diesen, daß es ohne specielle Erlaubniß des Hafengouverneurs, der in der Stadt wohnte, niemand gestattet sei, die Festung zu betreten. Jedoch um diese einzuholen, schien uns das ganze Werk nicht interessant genug und wir begnügten uns damit, es von außen zu mustern. Die Mauern, Schießscharten und Wachthäuschen waren in erbärmlichem Zustande, die eisernen Kanonen schienen sich nicht besserer Pflege zu erfreuen. Wir fuhren deshalb wieder nach dem Werft zurück und sahen uns noch dort um. Es lag ein sehr schönes, großes französisches Schiff sowie mehrere andere englische, spanische und venezuelanische Fahrzeuge dort. Halb vom Wasser bedeckt, lag das Wrack eines großen Dampfschiffs im Hafen, das früher Küstenfahrten und Reisen nach den Inseln gemacht hatte. Hinter der Stadt erhebt sich ein Gebirgszug, auf dessen höchster Spitze, etwa 600 Fuß über der See, sich ebenfalls ein Fort befindet, das zugleich als Warte dient, um die ankommenden Schiffe zu signalisiren.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Camellien.

Erzählung von Rosa Horn.

III.

Wagen an Wagen rollte vor das erste Hotel der Stadt, in dessen großem Saale das Concert abgehalten werden sollte.

Es war ein Andrang, als wollte niemand, der Anspruch machte, der guten Gesellschaft anzugehören, dabei fehlen.

Elfriede dachte nur an Felix Arnheim und den erneuten Beweis seiner Liebe. Ihr Auge sollte nur ihn aufsuchen. Mitbetheiligte Künstler nahmen sie in Empfang, auch die der Aristokratie angehörigen Veranstalter des Concerts.

Die Ouvertüre sollte beginnen. Felix Arnheim schien noch zu fehlen. Sie spähte nach ihm. Wie konnte es nur sein, daß er nicht schon in ihrer Nähe war! So faßte sie zerstreut, gestört nach dem dargereichten Buch, aus dem sie lesen sollte, und blätterte flüchtig in den goldgeschnittenen Seiten.

Plötzlich flüsterte, lächelte man. Sie bemerkte nichts. Jetzt trat sie aufs Podium — Nur ein Theil belatschte sie, ein anderer steckte die Köpfe zusammen. War denn ihre Toilette so auffallend? Jetzt entging es ihr nicht, daß irgendetwas

Beſonderes Stoff zum allſeitigen Flüſtern geben mußte. Lorgnetten erhoben ſich; man lächelte hinter den Fächern, die man hin- und herbewegte.

Aber durch ihr Künſtlerbewußtſein war Elfriede ſich vollſtändig wiedergegeben. Mit einem Blick überſah ſie die glänzende Verſammlung. Dann begann ſie zu ſprechen.

Rauſchender Beifall folgte. Sie war Jenny Dalthus. Der Doctor Waldheim führte ſie am Arm zu ihrem Sitz zurück. Kaum hatte ſie ſich geſetzt, ſo begann das Lorgnettiren, Muſtern und Flüſtern aufs neue. Was gab es nur? Es war ihr, als hätte ſie Felix Arnheim in der Maſſe erblickt. Warum kam er nicht in ihre Nähe? Trug er doch vor niemand ein Hehl ſeiner Bewerbung. Schon hörte ſie eine durch ihre Malice bekannte junge Gräfin Salm laut die Aeußerung thun: „Eine ſehr ſignificante Demonſtration!"

Das Concert ging weiter. Sogenannte Kunſtfreunde gruppirten ſich um ſie. Man bewunderte ihre Vorleſung, ihre Toilette — ihre Camellien —

Allmählich bemerkte ſie, daß letztere es waren, die den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit bildeten. „Mein Himmel", ſagte einer ihrer „Verehrer", „dieſe Camellien ſind von dem ganzen Saal gekannt! Sie exiſtiren in der Stadt nur Einmal — ſie befanden ſich noch geſtern auf der großen Blumenausſtellung, wo der Gärtner der fürſtlich Aßmannſtein'ſchen Treibhäuſer dafür die goldene Medaille erhielt. Der Fürſt ſchickte ſie Ihnen und Sie ehren das koſtbare Geſchenk dadurch — daß Sie —"

Starr und unbeweglich, die blaſſen Lippen halb geöffnet ſaß Elfriede von Dahien und blickte den Sprecher an. Eine entſetzliche Ahnung erfaßte ſie. Fürſt Aßmannſtein trat eben in den Saal. Er hatte ſein zierlichſtes Lächeln um die Lippen — Er machte ſich Bahn, um zu Jenny Dalthus zu kommen — Wortlos, verzweiflungsvoll erhob ſie ſich, ſchritt über das Podium hinweg und begab ſich an ihren Wagen — Es war ihr, als müßte ſie nach einem Arm ſuchen, der ſie verhinderte, hinausgeſchleudert zu werden in Tod und Finſterniß —

Ein ſolcher Arm fand ſich nicht — Sie taumelte auf ihren Sitz nieder, fuhr nach Hauſe, umringt von den Echoſtimmen der Flüſterworte: „Die Camellien des Fürſten" — Eine Liaiſon" — „Nein, ſie iſt ja adlig" — und was die vornehme Médiſance, der Neid und vielleicht Gutmüthigkeit mehr um ſie her debitirt hatte —

Und Felix hatte dieſe „Demonſtration" erlebt —!

Was ſollte Elfriede thun? Sich hingeben der ganzen erſchütternden Gewalt ihres Gefühls? Abermals trat der Dämon ihrer Kunſt an ſie heran und flüſterte: Wie oft ſah dich aber ſchon Felix ſo in falſchem Lichte! Was ihn bei deinen Mitſchweſtern überzeugen, überwältigen würde — bei dir iſt's nur die Wiederholung oft geſehener Scenen! —

In wie verſchiedener Stimmung hatte ſie ihre Wohnung verlaſſen! Fiebernd, krank kehrte ſie heim. Die Camellien warf ſie zur Erde — nicht raſch genug konnte die Freundin, die voll Schrecken die traurige Kunde vernahm, ſie entfernen. Der Korb fiel herab — tief unter den grünen Blättern, auf denen die Blumen gelegen hatten, war ein Billet verborgen. Jetzt erſt, da es herausfiel, bemerkten es die Frauen und laſen: „Dieſe Blume iſt die ſchönſte, die von der Kunſt geboten werden kann — nur der ſchönſten Dame ſoll ſie geweiht ſein! Indem ich ſie Ihnen darbringe, widme ich ſie fortan dem Dienſte der Schönheit! Fürſt Leopold Aßmannſtein."

Der Brief entſank den Händen Elfriedens und fiel unter die rings am Boden verſtreuten Blumen und Blätter. So war es denn wahr und nicht mehr zu bezweifeln — ſie hatte angeſichts aller Welt eine vor kurzem ausgeſtellt geweſene auffallende Blume, ein Geſchenk, ein Eigenthum des Fürſten Leopold Aßmannſtein in ſolcher Ueberladung öffentlich getragen und Gerüchte beſtätigt, die der Leichtſinn der Männer um jede hervorragende Erſcheinung zu verbreiten weiß.

Am folgenden Tage war jenes Ereigniß Stadtgeſpräch und der verſchiedenſten Beurtheilung anheimgegeben. Manche ſahen in Jenny Dalthus die künftige Fürſtin Aßmannſtein, andere etwas anderes; wenige ahnten die Wahrheit und glaubten an ein Misverſtändniß. Man bedauerte Felix Arnheim und hielt ihn für das Opfer einer Intrigue.

Vergebens hoffte Elfriede, Felix Arnheim würde ſie aufſuchen. Stunde um Stunde verging. Er kam nicht. Auch er konnte dem Wahn der Stadt glauben? Hier regte ſich ihr Stolz. Sie ſchrieb an Felix die ganze Sachlage, richtete es ſo ein, daß ihr Brief erſt an dem Morgen abgegeben wurde, wo wir ſie auf dem Perron der Kirche antrafen. Sie verließ die Stadt.

* * *

Es war denn alſo an jenem Morgen, wo der Oberforſtmeiſter von Dahlen kopfſchüttelnd die Zerſtörung betrachtete, welche der eiſige Wind einer Aprilnacht in ſeinem Garten angerichtet hatte.

Jetzt blinzelte er unter ſeinen eisgrauen Wimpern nach der hellſcheinenden Sonne hinauf, als wollte er ſagen: Was nützt denn das alles? Nun die Blüten an der Erde liegen! Das macht dein wärmſter Strahl nicht wieder gut!

Auch in den Füßen fühlte der alte Herr den Wankelmuth der Witterung.

So hinkte er der Halle zu und wollte ausreiten. Vielleicht ſpeiſte er drüben bei Herrn von Braun. So ſagte er wenigſtens zu dem alten Forſtwart. „Nirgends Ordnung!“ brummte er verdrießlich. „Seit die Frau todt iſt, geht doch alles drunter und drüber! Niemand fragt auch nach mir von den Schwiegertöchtern! Das junge Volk hat an mehr zu denken als an den alten Vater! Wolf, ſorg' mir dafür, daß alles unnütze Geräth hier aus der Halle entfernt wird! Gartenkörbe und Rechen dort! Das fehlte noch! Dazu gibt es andere Orte! Hörſt du?“

Sein Lieblingsvers: „Juvenes dum sumus“, erſtarb auf den Lippen, die zuweilen ſo ſtill vor ſich hin das alte Burſchenlied zu brummen pflegten.

In der That empfand der alte Herr den Mangel ſorgſamer Frauenpflege ſehr ſchmerzlich. Herr von Braun rieth zwar, eine Wirthſchaſterin ins Haus zu nehmen, wie er gethan. Aber Herr von Dahlen war ſo verdrießlich, gewöhnte ſich ſo ſchwer an fremde Geſichter, daß er's immer bei der alten Magd bewenden ließ.

So war er im Begriff, das Pferd zu beſteigen, als ein Poſtwagen den Weg heraufkam. Der alte Herr hielt die Hand vor die Augen. Der Beſuch mußte ihm gelten, der Weg führte nirgends anders hin als nach dem herzoglichen Jagdſchloſſe Buchheim.

Kaum hatte Elfriede den alten Mann mit dem eisgrauen Bart erblickt, ſo verließ ſie ihr Muth. Aber ſie trocknete die Thränen, raffte alle ihre Kraft zuſammen und ſtieg aus dem Wagen. Wenn er auch hart und rauh und grauſam ſein ſollte, was kümmerte ſie das! In ihrem Innern folterten ſie ganz andere Schmerzen —

„Das iſt doch nicht die kleine Aſſeſſorin aus Rauenheim?“ ſagte indeſſen Herr von Dahlen zu dem Forſtwart. „Wer iſt denn das?“

„Vater!“ rief die junge Dame, die näher ſchwankte.

Herr von Dahlen horchte auf. Er runzelte furchtbar die Stirn.

Aber Elfriede ergriff ſchon ſeine Hand. „Vater, darf ich auf Verzeihung hoffen?“

Seit dem Tode eines Enkelkindes, das ihm für Elfriede Erſatz geben ſollte, war Herr von Dahlen weich geſtimmt. Sollte er das Kind von ſich weiſen, deſſen Namen jenes Töchterchen ſeines Sohnes trug?

Schon verſagte ihm die Stimme —

Elfriede beugte ſich über die Hand des Vaters und weinte heiße Thränen —

„Darf ich bleiben?“ fragte ſie mit bebenden Lippen —

Der alte Herr wandte ſich und ging ſchwankenden Schrittes dem Hauſe zu und winkte dem Forſtwart, das Pferd fortzuführen. Daß ihm ſelbſt die Augen ſchon feucht geworden waren, wollte er niemand zeigen — Elfriede eilte ihm nach, umſchlang ſeinen Hals — er zog ſie an ſich, Thränen erſtickten ſeine Worte — er hatte verziehen.

Jetzt walteten ſorgſame Frauenhände in Buchheim. Von Tag zu Tag milderte ſich die noch anfangs obwaltende Entfremdung zwiſchen Vater und Tochter, zwiſchen einem Kinde, das in die Welt gegangen war und hatte Schauſpielerin werden können! Aber Jenny Dalthus ward wieder Elfriede und ſaß am Fenſter auf ihrem frühern Mädchenplatze und wärmte Decken und Tücher ſo ſorgfältig wie die verſtorbene Mutter.

Auch Herrn von Braun ſah Elfriede wieder. Er ging an einem Stabe. Sein Rückenmark war afficirt und Gaſtein ſein jährlicher Curort. Die alten Dinge wurden nicht berührt. Im Gegentheil, Herr von Braun ſprach mit Bewunderung von dem Ruf, den ſich Jenny Dalthus erworben, und beklagte, wie durch einen plötzlichen Entſchluß den Muſen ein ſolcher Verluſt bereitet werden ſollte.

So kam der Mai. So legte Elfriede den erſten Fliederkranz auf das Grab der Mutter. Zu dem Pfingſtfeſte erwartete das Jagdſchloß ſeine Kinder alle. Da ſollten die Brüder kommen; zwei von ihnen waren verheirathet. Die Frau des Aelteſten hatte Elfriede als Jenny Dalthus geſehen und bewundert. Elfriedens Brüder waren von je etwas kalt und ſtolz. Die Gattinnen vermittelten die empfindliche Lücke.

So ſaß Elfriede an einem herrlichen, ſonnigen

Tage in der Nähe der Tropfſteingrotte im jungen Graſe. Es war nach Tiſche. Der Oberforſtmeiſter ſchlummerte in ſeinem Lehnſtuhl. So war ſie unter den Bäumen langſam fortgegangen. Den Hut legte ſie neben ſich und betrachtete einen kleinen goldfarbenen Käfer, der gern die Spitze eines Grashalms erreicht hätte; die Sonnenſtrahlen zitterten durch die luftig grünen Blätter. Sie legte den Kopf an den glatten Stamm einer Birke und träumte. Da that ſich alsbald die Traumwelt ihrer Seele auf. Sie ſah Herrn von Braun ganz deutlich. Er führte ſie wieder durch ſeinen Garten. Sie fühlte ganz das Widerſtreben, das ſie bei ihrem erſten Beſuch empfunden hatte. Da gab er ihr einen Brautkranz — entſetzt erwachte Elfriede, ſprang auf und dankte Gott, daß es eine Phantaſie ihrer Ermüdung war.

Als ſie ins Zimmer des Vaters kam, ſaß dieſer auf dem Sofa. Er hielt einen Brief in der Hand, den eben ein expreſſer Bote überbracht hatte. Es war ein Schreiben des Herrn Joſeph Arnheim. Er warb bei dem Vater für ſeinen Sohn um die Hand der Tochter. Er reichte Elfrieden den Brief hin.

Elfriede las die erſten Worte. Faſt verſagten ihr die Füße den Dienſt. Bleich werdend, blickte ſie nach dem Vater hinüber.

„Nun?“ fragte dieſer — „Antwort wird verlangt! Das iſt wol ein — altes Verhältniß —? Arnheim — Getaufte Juden — aber reich! Sind das die berühmten Arnheims —?“

Elfriede erzählte mit bebenden Lippen, allmählich hocherglühend, das ganze Verhältniß —

Die Brüder kamen hinzu, die Schwägerinnen —

Die Partie war zu glänzend, als daß ſich von ihrer Seite Einſprache erwarten ließ —

Am Abend deſſelben Tags erſchien auch bereits Felix auf Schloß Buchheim —

Als Elfriede in den Armen des ſchönen jungen Mannes lag, ſagte er:

„Geliebte! Ich glaubte ja an deine Unſchuld! Ich ſchmollte nie mit dir! Warum konnteſt du entfliehen! Geſucht haben wir dich überall! Daß du ins Vaterhaus zurückkehren würdeſt —“

„Hat der Herr wol am wenigſten gedacht?“ unterbrach der alte Oberforſtmeiſter. „O wir haben unſere Kinder gut erzogen! Das wußte ich doch, Einmal kommt ſie ſchon wieder!“

„Um dich nie zu verlaſſen!“ ſagte Elfriede.

Herr von Braun wollte Hechenthal verkaufen, um ſeiner Geſundheit in der Nähe berühmter Aerzte zu pflegen. Felix Arnheim erſtand die ſchöne Beſitzung. Aus den reichen Myrtenpflanzungen der Braun'ſchen Treibhäuſer wurde denn alſo doch noch Elfriedens Brautkranz gewunden.

Die Camellien, die ſchönen, duftloſen Roſen von Japan, durften nicht beſonders von dem Gärtner des jungen Paars gepflegt werden, deſto mehr der Lorber. Oft ſagte Felix: „Ich muß dich doch ſchadlos halten für den Ruhm, den du mir geopfert haſt!“

Erbweisheit der Mütter.

Von Berthold Sigismund.

Bei den gebildeten deutſchen Frauen iſt von Ammon's goldenes Büchlein: „Die erſten Mutterpflichten“*), welches in ſo überzeugender und anmuthiger Art zur gedeihlichen Erziehung anleitet, das Geſetzbuch für die Kinderſtube. Die kleine Welt mag ſich glücklich preiſen über die Grundrechte, nach denen ſie heutigentags regiert wird! Nicht immer ſind die Kinder ſo human behandelt worden wie in der Gegenwart. Welche Unbilden erfuhren ſie nicht in einer um einige Menſchenalter zurückliegenden Zeit! Damals wurde jedem Neugeborenen die Zunge gelöſt, weil man glaubte, er würde ſonſt ebenſo wenig ſprechen

*) Der Verfaſſer dieſes allbeliebten Buches, Medicinalrath und Leibarzt des Königs von Sachſen, iſt vor einigen Wochen in Dresden geſtorben. Die Bedeutung und Zahl ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen wird beſonders die Augenheilkunde zu verzeichnen haben; Ammon's Bildung und Streben war vielſeitig. Unermüdlich betheiligte ſich ſein behutſam urtheilender, aber ſcharf aufmerkender Sinn an allen Fortſchritten der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens. Wir haben manches Jahr hindurch Gelegenheit gehabt, dem geiſt- und gemüthvollen Mann zu begegnen und an ihm zu beobachten, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit ſein Fleiß nicht nur auf dem engern Gebiet der Heil- und Naturkunde mit all ihren Neuerungen vertraut blieb, ſondern wie auch die allgemeine literariſche und politiſche Chronik immer einen aufmerkſamen Beobachter an ihm hatte, dem nicht leicht eine hervorragende Erſcheinung entging. Seine Milde war beſonders deshalb wohlthuend, weil ſie aus einer Beherrſchung und edeln Zurückhaltung ſeines von Natur ſcharfen Urtheils hervorging. Selten ſtand ein mannichfach ſelbſtändig urtheilender Geiſt, ja eine Neigung, die Schwächen und Eitelkeiten der Menſchen mit Ironie zu beurtheilen, ſo unter der Herrſchaft des Geziemenden und dem ſich ihm von ſelbſt verſtehenden Gebot der Schonung und freundlichen Toleranz. Ueber Ammon's weitverbreiteten populären Schriften liegt ein Hauch Goethe'ſcher Humanität. D. Her.

lernen als eine Elster, deren Zungenbändchen nicht eingekerbt sei; der bewegungslustige Säugling wurde fest eingewickelt wie eine Mumie, damit er gerade wachse; zum Willkommen wurde jedem kleinen Mündchen eine Arznei eingeflößt, die sicher nicht geeignet war, ihn Geschmack an der Welt finden zu lassen. So war der Neuling im Leben einer ganzen Reihe unnöthiger oder gar schädlicher Quälereien ausgesetzt.

Das große Verdienst, als einer der ersten und glücklichsten Sachwalter für die Menschenrechte der Kindheit aufgetreten zu sein, gebührt einem Manne, der, weil er seine eigenen Kinder, ohne sie auch nur mit Erkennungszeichen zu versehen, dem Findelhause übergab, für einen Rabenvater gilt. Wenn sich dieser schwere Frevel irgend durch gute Werke sühnen läßt, so hat ihn Rousseau durch seinen Weckruf zur naturgemäßen Erziehung gesühnt, welcher so mächtig einwirkte, daß sich das Los der Kinder bei den gebildeten Völkern wesentlich besserte.

Rousseau war Revolutionär und trieb seine Grundsätze der naturgemäßen Erziehung ebenso auf die Spitze, auf welcher das Rechte und Gute zum Gegentheil umschlägt, wie die Jakobiner später die Lehre von den Menschenrechten zum Zerrbilde entstellten. Dem nüchternen Geiste der Aerzte war es vorbehalten, für die leibliche Erziehung die rechte Mitte zu treffen, und wir müssen uns glücklich schätzen, sagen zu dürfen, daß die in deutschen Erziehungslehren, namentlich in der trefflichen Schrift von Ammon gegebenen Regeln für die Pflege der zarten Jugend wirklich der Natur gemäß sind.

Möge aber niemand wähnen, daß die wirkliche Erziehung überall diesem idealen Gesetzbuch entspreche! Nicht blos in armen Hütten, sondern auch in wohlhabenden Häusern, wo die „Mutterpflichten" der Familienbibliothek nicht fehlen, gilt neben dem geschriebenen Gesetz ein ungeschriebenes, steht gegenüber der Lehre der Wissenschaft die Satzung der Erbweisheit, welche in die nebelfernen Zeiten des Alterthums hinaufreicht. Wahrscheinlich stammen einzelne Erziehungsgebräuche, die sich ohne Vermittelung der Schrift von Geschlecht zu Geschlecht forterben, aus der Zeit des germanischen Heidenthums.

Dies hohe Alter leiht den Ueberlieferungen der Mutterweisheit ein nicht unverdientes Interesse. Man fühlt sich gelockt, die phantastischen Triebe bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen und die Ursachen aufzuspüren, welche so fremdartige und sonderbare Lehrsätze und Lebensregeln aufkommen ließen.

Eine vergleichende Uebersicht der auf die Kinderpflege bezüglichen Sätze jener Erbweisheit, wie sie in verschiedenen Ländern gelten, würde wol für die Völkerkunde werthvolle Aufschlüsse geben. Der Wanderer, der im Hause der Osseten die Wiege ganz in der Form der deutschen Wiege findet, wird sogleich daran erinnert, daß die Kaukasusbewohner uns näher verwandt sind als die meisten andern Stämme jener Gebirgsleute; ebenso würde jeder Satz der Mutterweisheit, der sich bei verschiedenen Nationen in gleicher Form findet, auf gleichen Ursprung oder auf frühen Verkehr derselben hindeuten. Wir müssen darauf verzichten, dies zu versuchen, da schon ein räsonnirender Katalog der in verschiedenen Gegenden Deutschlands geltenden Mutterregeln ein Büchlein füllen würde, das Ammon's „Mutterpflichten" an Umfang gleichkäme.

Um den Lesern, welche, wenn sie nicht Aerzte sind, diese Seite des Volksthums nur bruchstückweise kennen lernen, eine Andeutung von dem Wesen dieser mütterlichen Ueberlieferungen zu geben, versuche ich eine Auswahl aus den Sätzen der Erbweisheit, wie sie in einem einzelnen Landstriche Thüringens gilt, und schildere — mit Uebergehung der diätetischen und heilkundlichen Vorschriften — die Mutterregeln, welche sich auf den Glauben an übernatürliche, magische Einflüsse stützen. Eine gute Anzahl dieser Regeln gilt auch in andern Gegenden Deutschlands; manche sind vielleicht Thüringen eigenthümlich, einzelne scheinen sogar blos in einem kleinen Gebiete dieser Landschaft vorzukommen.

Die meisten Sätze des pädagogischen Aberglaubens beziehen sich auf die körperlichen Entwickelungen, welche das Kind in den ersten Lebensjahren erfährt. Dies erscheint ganz natürlich, da diese Jahre vielen verhängnißvollen Störungen unterworfen sind und so viel Geheimnißvolles und Wunderbares darbieten. Die Bürgerinnen des alten Rom hielten diese Epochen der Kindheit für so außergewöhnliche Ereignisse, daß sie für die einzelnen Epochen besondere Schutzgottheiten schufen und anriefen. Der Gott Vagitanus öffnete dem Neugeborenen den Mund zum ersten Schrei, Levana hob das Kind auf, Cunina schützte es in der Wiege, Rumina ließ es an der Mutterbrust gedeihen, Mundina waltete über der Namengebung, Potina und Educa halfen dem entwöhnten Kinde beim Trinken und Essen, Cube

legte das Kind von der Wiege ins Bett, Offipaga ließ die zarten Knochen erharten; Stalanus und Fabelinus halfen, daß dee Säugling ſtehen und ſprechen lernte, Abeona und Domiduca ſchützten die Kleinen beim Ausgehen ins Freie, Minerva verlieh das Gedächtniß, Numeria lehrte zählen.

Auffallenderweiſe iſt unter dieſer Schar von Schutzgeiſtern für römiſche Kinder keine Beſchützerin des Zahnens, eines Vorgangs, bei welchem deutſche Mütter übernatürliche Beihülfe beſonders nothwendig erachten. Das Zahnfleiſch des Täuflings wird von manchen Pathen mit Taufwaſſer beſtrichen, damit dereinſt die Zähnchen leichter durchbrechen. Später hängt man Kindern ein herzförmiges Amulet aus ſcharlachrothem Tuch um, in welches Roſendörnchen eingenäht ſind, die vor Sonnenaufgang gebrochen ſein müſſen. Offenbar iſt das rothe Tuch Sinnbild für das Zahnfleiſch, der Dorn für das ſpitze Zähnchen. Wenn ein Kind ſchwer zahnt, werden noch andere Zaubermittel zu Hülfe gezogen; ſo hängt man ihm eine aus den Beeren des Jakobskrautes gebildete Kette um den Hals. Den erſten ausgefallenen Zahn muß das Kind in ein Mauſeloch werfen und ſich ſtatt des beinernen einen ſteinernen ausbitten. Auch für das Leben dee Erwachſenen iſt der Aberglaube beſonders fruchtbar in Bezug auf die Zähne; wol für keinen Körpertheil gibt es — was natürlich kein gutes Zeugniß für die Zuverläſſigkeit des Heilverfahrens ausſtellt — ſo viele Hausmittel und ſympathetiſche Curen.

Das bedeutendſte Ereigniß im Kindesleben, welches die Menſchwerdung im vollſten Sinne darſtellt, das Sprechenlernen, durfte natürlich nicht ohne magiſche Beihülfe bleiben. Wenn der Säugling auf dem Mutterarme den erſten Beſuch in einem Freundeshauſe macht, drückt ihm die Hausfrau ein „Truhei“ an die Lippen und ſagt: „So wie die Hühner gatzen, ſo lerne du ſchwatzen!“ Der Genuß gewiſſer Eier ſoll noch höhere Kraft äußern; um ihr Kind zum Geſang geſchickt zu machen, laſſen ſie es das Ei einer Lerche eſſen. Das Ei, das Sinnbild des Werdens und Wachſens, ſtellt alſo in der Mythologie der deutſchen Kinderſtube den Gott Fabelinus dar.

Ruhigen Schlaf glaubt man dem Säuglinge dadurch zu verſchaffen, daß man ihn abends in die Mitte der heimkehrenden Schafheerde trägt. Das Schaf, deſſen Name einen bequemen Reim für Schlummerliedchen bietet, iſt vielleicht ebenſo ſehr deswegen zum Wappenthier des Schlummers geworden wie wegen ſeines ſchläfrigen Weſens. Schwer zu erklären iſt der Glaube, daß der durch den Stich von Gallwespen an Heckenroſen entſtehende Auswuchs („der Schlafratz“) einſchläfernd wirke, wenn er unter dem Kopfkiſſen liege; vielleicht erinnerten die ſtruppigen Faſern dieſes Gebildes an das wirre Haar eines „Schlafratzes“. Manche Mütter legen, wenn ſie das Zimmer verlaſſen, ein Geſangbuch unter das Kiſſen, damit das Kind ruhig ſchlafe und namentlich nicht ausgetauſcht werde. Zwei auf den Schlaf bezügliche Regeln der Kinderſtube laſſen ſich als myſtiſche Einkleidung verſtändiger Verbote auslegen; dieſe heißen: Man dürfe nie eine leere Wiege ſchaukeln und nie ſollen zwei Perſonen zugleich die Wiege bewegen, weil ſonſt das Kind um den Schlaf komme. Ein unnützes Thun wird nicht ſelten vom Volke mit einer phantaſtiſchen Gefahr bedeoht; ſo verbietet man den Kindern, die Spitzen der Gabel aufrecht zu halten, weil ſie ſonſt die Engel ſtechen. Eine ſo motivirte Mahnung macht eben viel mehr Eindruck als der ſchlichte Grund: Du könnteſt dich ſonſt ins Auge ſtechen. Wer die Stube betritt, in der ſich ein Säugling befindet, glaubt ſie nicht verlaſſen zu dürfen, ohne ſich für einen Augenblick geſetzt zu haben, damit er die Ruhe nicht mitnehme. Auch dies Gebot iſt wol nur eine des Nachdrucks wegen abenteuerlich motivirte Regel.

Einige Mutterſprüche geben Förderungsmittel des Wachsthums an. „Salz und Brot macht die Wangen roth“; „Schimmeliges Brot macht die Augen hell“; „Wem es auf den Kopf regnet, der wächſt raſch“ u. ſ. w. Solche Speüche ſollen launige Tröſtungen für Kinder ſein, die ſich mit wenig mundender Speiſe begnügen und die Unbill des Wetters ertragen lernen ſollen.

In weit größerer Zahl ſind Regeln vorhanden, welche Störungen des Wachsthums verhüten ſollen. Solche ſind: Die Wärterin darf mit dem Kinde nicht untee einem Zaun wegkriechen; man darf ein Kind nicht durch das Fenſter reichen und daſſelbe nicht meſſen; man ſoll nicht über ein Kind wegſchreiten. Das Verbot des Meſſens entſtand wahrſcheinlich aus der Scheu der Urvölker, ſich durch die Freude über das Erreichte dem Neide des Schickſals auszuſetzen. Wenn man dem Schuhmacher vom Preiſe, den er für die erſten Schuhe des Kindes fordert, abhandelt, lernt das Kind nicht gut laufen; das iſt ſicherlich ein Aberglaube, den ein Zunft-

genoſſe des Hans Sachs in Geltung zu bringen gewußt hat. Von zwei Kindern unter einem Jahre, die ſich liebkoſen, ſtirbt eins früh. Wollte man durch dieſe überaus harte Androhung nur das zuweilen zudringliche und zum Handgemenge ausartende Umarmen der kleinen Spielgenoſſen verhüten oder liegt dem Verbote ein heidniſcher Glaube zu Grunde?

Gewöhnt werden die Kinder der Regel nach drei Tage vor dem Vollmonde, weil ſie dabei voll und rund werden. Auch führt man ſie gern im Vollmond in die Schule, damit ſie durch die Schulſorgen nicht ſo ſehr abmagern.

Die geiſtigen Anlagen des Menſchen werden dem Volksglauben zufolge beſonders durch den Geburtstag beeinflußt. Sonntagskinder haben Ausſicht auf die Gabe des Hellſehens und werden vom Glück begünſtigt; Weihnachtskinder ſollen die Gabe der Weiſſagung empfangen. Ein gutes Gedächtniß erhält das Kind dadurch, daß die Mutter während ſeines erſten Lebensjahres ſorgfältig die Wochen zählt; ſonach ſtellt die Mutter dabei dieſelbe Schutzgottheit dar, als welche bei den Römerinnen Minerva galt. Erlaubt man einem kleinen Näſcher das Ablecken eines Tellers oder Quirls, ſo bekommt er ein ſchwaches Gedächtniß; ſchneidet man einem noch nicht ein Jahr alten Kinde die Haare ab, ſo wird demſelben „der Verſtand abgeſchnitten". Sehr kluge Kinder haben wenig Ausſicht auf langes Leben.

Auf den ſittlichen Charakter ſollen manche dem Unbefangenen ganz unſchuldig oder höchſtens dem leiblichen Gedeihen nachtheilig erſcheinende Vorfälle übeln Einfluß haben. So ſagt man, daß ein Kind, welches vor Vollendung des erſten Jahres in den Spiegel blicke, ſtolz werde. Der Kern des „Aberglaubens" liegt aber darin, daß in der Pflege einer Wärterin, die gern mit dem Spiegel verkehrt, das Kind der Eitelkeit verfalle. Ein Säugling, der in den Keller mitgenommen wird, ſoll — dem Zuchthauſe nicht entgehen können. Mit einer ſchrecklichern Drohung konnte der wohlmeinende Mann, der dieſen Warnſpruch erfand, ſein diätetiſches Verbot kaum verſehen. Kaum darf zum „Aberglauben" die Mutterregel gezählt werden, daß man ein Kind unter einem Jahre nicht ſchlagen dürfe, weil ſonſt ſpäter kein Schlag fruchtet. Faſt möchte man wünſchen, daß noch mancher andere pädagogiſche Satz durch den Stempel des „Aberglaubens" zum vollgültigen Beſtandtheil des Volksthums geworden ſei.

Die Vorzeichen, aus denen man die Zukunft eines Kindes zu errathen lehrt, ſind faſt alle düſterer Art; ſind doch überhaupt die Propheten meiſt Unglückspropheten. Günſtige Vorbedeutungen ſoll es nur wenige geben. Ein ſolches iſt „das Blühen der Nägel", welches Glück verkündet. Dagegen gibt es viele ungünſtige Vorzeichen. Stehen die Zähnchen eines Kindes weit voneinander, ſo wird daſſelbe vom Schickſal weit vom Aelternhauſe fortgeführt; lange Haare bedeuten kurze Jahre; ein Kind, das vor der vierten Woche ſeines Lebens nieſt, bleibt geruchlos; lacht eins ſchon im erſten Monate, ſo ſtirbt es bald. Schwimmt beim Reinigen der Wäſche am Fluſſe ein Kleidchen des Kindes fort, ſo bedeutet das frühen Tod. Erhält ein Täufling den Namen eines kürzlich verſtorbenen nahen Verwandten, ſo muß er dieſem bald folgen. Wahrſcheinlich hatte der Erfinder dieſes Aberglaubens die Abſicht, zu verhüten, daß trübe Erinnerungen erneut würden; um aber ſein Verbot wirkſamer zu machen, legte er den Gedanken unter, daß man durch ſolches Verfahren den Neid des Schickſals herausfordere.

Dieſen Neid des Schickſals zu erregen, ſcheut ſich aber das Volk ſehr. Jedem Lobſpruche, der einem Säugling ertheilt wird — und wie lobluſtig ſind nicht Frauen im Hinblick auf die kleinen Engelchen! — muß durch „Gott behüt' es!" oder „Unberufen" eine Abwehr hinzugefügt werden, welche das Schickſal begütigt. Der Glaube an den böſen Blick ſcheint mehr im Süden zu herrſchen, aber die Furcht vor dem Unſegen des Lobes iſt allgemein.

Von den zahlreichen Zaubermitteln gegen Kinderkrankheiten, welche erfreulicherweiſe ſehr an Geltung verloren haben und nur in verzweifelten Fällen verſucht werden, wo die ärztliche Hülfe nicht fruchten will, wollen wir ſchweigen und nur einen Brauch erwähnen, der ſowol als ein uraltheidniſches Opfer als durch ſein auf einen kleinen Raum beſchränktes Vorkommen intereſſant erſcheint. Wenn die Mutter auf dem erſten Kirchgang mit ihrem Kinde am Fluſſe vorübergeht, murmelt ſie, kleine Geldſtücke in ungerader Zahl ins Waſſer werfend, die Worte: „Hier haſt du das Deine, laß mir das Meine!" Dadurch glaubt man den „Waſſermann" zu verſöhnen, durch den die Kinder ſo leicht verunglücken.

In dieſem Brauch erkennt man deutlich, wie unter der mütterlichen Erbweisheit, die manche wohlbegründete Klugheitslehre wenn auch in ſon-

derbarer Faſſung enthält und manchen launigen Spruch des Troſtes einſchließt, auch manches Erbſtück unterläuft, welches dem finſtern Dämonenglauben des Alterthums entſtammt.

Die Kirchenväter ließen es ſich bei ihrem Bekämpfen der heidniſchen Glaubensreſte beſonders angelegen ſein, die Geltung der obengenannten Schutzgötter des Kindesalters zu vernichten. Wirklich ſcheint der Glaube an perſönliche Schutzgeiſter für die Hauptepochen der Kindheit überall ausgerottet; man ſpricht nur noch im allgemeinen von dem holden Engel, der in Gefahren ſeine Hand über die Kinder hält. Dagegen leben, wenn auch nur als unbeſtimmte Nebelgeſtalten, hier und da Geiſter fort, welche die Naturreligion als Feinde des zarten Kindesalters darſtellt. Gewiß würden ſich deutſche Frauen aus dem 15. Jahrhundert, ſo fremd ihnen auch unſere Sprache und Sitte erſcheinen möchte, bald vollkommen zu Hauſe fühlen, wenn ſie in der Kinderſtube ihrer heutigen Landsmänninnen vielen von den Sätzen der Erbweisheit begegneten, die ihnen von ihren Müttern als uraltes Erbtheil überliefert worden waren. Und wer möchte behaupten, daß im 20. Jahrhundert alle Lehrſätze jener Erbweisheit verſchollen ſein werden?

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

V. Jegor von Sivers über Cuba.

Zu den bereits mehrmals geſpendeten ſüdamerikaniſchen Erinnerungen des auch als Dichter geſchätzten Livländers Jegor von Sivers geſellt ſich eine Monographie: „Cuba. Die Perle der Antillen. Reiſebenkwürdigkeiten und Forſchungen" (Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1861).

Abenteuerliches hat der Verfaſſer wenig erlebt, wenigſtens ſpricht er nicht davon. Giftige Schlangen haben ſich nicht auf ſeine Bruſt während des Schlafs gebettet, Löwen und Tiger haben ihn nicht aus ſeiner Ruhe geſtört; auch keine Räuber, weder von ſchwarzer, rother oder weißer Farbe, haben ihm das Meſſer an die Kehle oder das Rohr an die Schläfe gehalten. Dagegen führt er uns wiſſenſchaftlich und landſchaftlich ſehr angenehm.

Auf der Seereiſe erfahren wir, daß die fliegenden Fiſche ſich nur aus dem Waſſer erheben, wenn ſie ſich aus dem Kamm der ruhigen Welle herauszuſchnellen vermögen. Ein liebliches Bild, rollt ſich die Havana vor unſern Blicken auf. Wir durchſtreifen mit dem Verfaſſer den Hafen, den Markt, die Salons, die Cafés und die Theater; überall führt er uns ein. Mit dem eigentlichen Volksleben, das etwa dem unſers Bürgerſtandes ähnlich wäre, iſt er nicht bekannt geworden. Da, wo er lebt, ißt und trinkt man, muſicirt und läßt ſich von Sklaven bedienen und fährt gern in der Volanta, dem charakteriſtiſchen zweiräderigen Fuhrwerke.

Wir machen mit dem Verfaſſer noch einmal die ganze Schreckensgeſchichte der Entdeckung der Inſel Cuba durch den menſchenfreundlichen Columbus bis zur grauſamen Entvölkerung der Urbewohner durch ſeine Nachfolger durch. In 20 Jahren werden 300000 Menſchen vertilgt, die durch Einführung der Neger erſetzt werden ſollten. Wir erfahren, daß die ſpaniſche Regierung fortwährend die geiſtige Entwickelung der Inſel gehemmt hat, daß ſie aber im Vergleich zu Frankreich und England die Sklaven am meiſten beſchützt und ihnen die Menſchenrechte zuerkennt. Wir erfahren, wie die guten Abſichten der Regierung noch obenein durch treuloſe Beamte hintergangen wurden und wenn ja einmal ein rechtſchaffener Mann an der Spitze ſtand, gegen denſelben ſo lange intriguirt wurde, bis er gehen mußte. Tacon war ein ſolcher Mann, von eiſernem Charakter, der dies geſunkene Leben wieder hob. Von ſeinem Charakter wird Folgendes erzählt:

Miralda Eſtalez, ein havaneſiſches Mädchen von vollendeter Schönheit, hatte nach dem Tode ihrer Angehörigen als einziges Erbe den Beſitz eines Hauſes mit einem Cigarrenladen angetreten, der, alsbald zum Wallfahrtsort der geſammten havaneſiſchen Männerwelt erhoben, zu den erſten Berühmtheiten des Orts gehörte. Miralda zählte erſt ſechzehn Jahre, allein die frühen traurigen Lebenserfahrungen hatten ihrem Weſen einen ehrfurchtgebietenden Ernſt verliehen, der die Würde idealer Schönheit unterſtützte. Nie ſtand ihr Laden leer. Kein Wunder, daß ſich eine Menge Verehrer einfanden, aber niemand konnte ſich einer Gunſt rühmen. Nur einen jungen Schiffer, Pedro Mantaner, der eine Fähre leitete, begünſtigte ſie. Einer der erſten Taugenichtſe, ein Graf Almante, wollte um jeden Preis das Mädchen als Geliebte erwerben und bot ihr große Summen und ein Schloß an. Sie wies ſeine Bewerbungen, als ſie zudringlich wurden, mit ihrem gezückten Dolche zurück, nannte ihm einen andern Laden, wo es viel beſſere Cigarren gäbe als bei ihr und glaubte für immer nun Ruhe vor ihm zu haben, da er geſenkten Auges abgezogen war. Der Graf Almante ließ ſie aber durch verkleidete Polizeiſoldaten entführen und auf ſein Schloß bringen, wo ſie hartnäckig auf ihrer Weigerung beſtand. Ihr Geliebter, der Schiffer, kundſchaftete ſie, als Mönch verkleidet, aus und begab ſich klagend zu Tacon. „Miralda iſt deine Schweſter?" fragte der Gouverneur mit finſterer Miene. „Meine Verlobte."

Der Gouverneur ließ ihn vor einem Crucifix bei Himmel und Seligkeit ſeine Ausſage und Klage beſchwören und dann in einem anſtaßenden Zimmer warten. Nach Verlauf von zwei Stunden ſtanden Miraida und Almante var dem Richter. „Sie haben die Unifarm der Valizei zur Entführung dieſes Mädchens gemisbraucht?“ „Ich war ſo leichtſinnig, Excellenza! Ich kann es vor Gott nicht verantworten!“ „Der höchſte Richter ſpäter! Jetzt frage ich auf Ihre Ehre: Iſt dem Mädchen in der Gefangenſchaft Gewalt angethan warden?“ „Bei meiner Ehre, nein!“ Das Verhör ward in Gegenwart Pedra's ſartgeſetzt, der Richter ſandte einen ſchriftlichen Befehl ab, darauf erſcheint ein Geiſtlicher in Amtstracht, der die Ehe zwiſchen Almante, trotz deſſen Proteſtation wegen ſeines Adels und der Bitten Pedro's, vollziehen muß. Almante mußte darauf allein das Schloß verlaſſen. Nach einer haiben Stunde erſcheint ein wachhabender Officier und meidet:. „Excellenza! Neun Kugeln haben den Grafen durchbohrt, als er um die bewußte Straßenecke ritt!“ Miralda wurde, da keine Erben da waren, die Erbin des Grafen und kannte nun ais Witwe ihre Angelegenheit mit Pedro weiter ordnen.

Eine gute Biagraphie des General Lopez iſt zur Verſtändigung der Geſchichte Cubas eingereiht. Ueber Kirche und Schule, über Handel und Wandel, über die Eiſenbahnen, über die Natur der Inſel, über den Anbau von Zucker, Taback, Kaffee, über Münze, Maß und Gewicht erhalten wir die genaueſten Nachrichten und beſanders wichtig gerade in dieſer Zeit ſind die Anſichten des Verfaſſers über die Sklaverei. Er iſt der Meinung, daß der Neger in ſeinem jetzigen Zuſtande nicht reif zur Freiheit iſt. Er will aber eine Uebergangsfarm, zuerſt ein Hörigkeitsverhältniß, Franen mit Antheil an dem Gewinſt, um ihm Liebe zur Landwirthſchaft belzubringen, aber niemals Tagearbeit, ſondern immer Vergütung nach Menge und Güte der Arbeit.

Kurz, der Verfaſſer rollt uns ein getreues Bild der Havana, von Cuba, der Perle der Antillen, auf. Auch die Thierwelt hat er erwähnt, aber nicht naturwiſſenſchaftlich behandelt. Wir vermiſſen die bei ſolchem Buche nöthigen Abbildungen, die uns einen Blick auf Natur, Bergzüge, Aechitektur der Paläſte und Bauart der Hütten, Trachten u. ſ. w. geben könnten, die Beſchreibung und Verſtändniß erleichtern und vervallſtändigen.

Die Thierwelt.

Wir haben eine Anzahl Schriften var uns liegen, die dem ſo lebhaften Intereſſe für papuläre Zaalogie in empfehlenswerther Weiſe entgegenkommen.

Var allen verdient ein geſchmackvall ausgeſtattetes, mit vartrefflichen Hoizſchnitten geziertes Buch van Hermann Maſius: „Die Thierweit“ (Eſſen, Bädeker, 1861), die vollſte Anerkennung. Die feine, geiſtvolle Darſtellungsweiſe des Verfaſſers iſt rühmlichſt bekannt. Sie bewährte ſich bisher nur in allſeitiger Betrachtung einzeiner Gegenſtände aus dem naturwiſſenſchaftlichen Bereich. Hier erſtreckt ſich das reiche Wiſſen, die umfaſſendſte Beleſenheit und das vorzugsweiſe dem Tiefen und Schönen zugewandte Auge des Verfaſſers auf das geſammte Gebiet der Zaologie. Der Menſch in ſeinen animalen Bedingungen ſteht an der Spitze eines wiſſenſchaftlich aufgebauten zaalogiſchen Syſtems, das mit harmoniſcher Geſtaltung, wo nichts zu weit vor-, nichts zu ſehr zurücktritt, von Anfang bis Ende durchgeführt iſt. Das anekdatiſche Eiement mehrt den Reiz der Darſtellung: namentlich hat der Verfaſſer die allgemeine Weltgeſchichte, die Ethnographie und Geagraphie anregend mit den Thatſachen der Naturforſchung in Verbindung zu bringen gewußt. Polyp und Karalle bilden zuletzt den Uebergang zur Pflanze, deren Leben und Reich in gleicher Weiſe vam Verfaſſer behandelt zu ſehen eine Bereicherung unſerer Literatur ſein würde.

Eine den Hausthieren allein gewidmete Managraphie bringt Hermann Pöſche. „Das Leben der Hausthiere und ihre Stellung zue Familie, Staat und Landwirthſchaft. Ein Familienbuch. Illuſtrirt mit ungefähr 20—22 größern Illuſtrationen in Holzſchnitt und Iridruck, Charakterbilder aus dem Leben und Haushalt der Thiere darſtellend“ (Frankfurt am Main, Meidinger, 1860—61). Nach allen Richtungen hin ſoll hier der Leſer die Hausthiere, ſeine Lebensbegleiter, kennen lernen.

Die Beſchreibung der Thiere beginnt mit dem Varkommen der Arten im foſſilen Zuſtande und ſucht die Stammraſſe der Thiere im wilden Zuſtande zu erforſchen, geht dann auf die zahmen Raſſen über, berührt das geiſtige Element der Thiere, die Sprache, und fügt in angenehm erzählendem Ton zur Beſtätigung Anekdaten und gianbhafte Mittheilungen hinzu. Das Varkommen der Hausthiere in den Mythen der Völker iſt nicht unberückſichtigt geblieben, wenn auch nicht erſchöpft. Die Illuſtrationen ſind van geſchickter Künſtlerhand entworfen und ebenſa vortrefflich im Hoizſchnitt ausgeführt. Ganz varzügliche Blätter ſind der Stier und der Eſel, auch die Katze, die man ſchnurren hören möchte; wenlger gelungen iſt der Hirtenhund.

Wir heißen anch dieſes Buch willkammen und fügen einige Worte hinzu, die wir gelegentlich einer Mittheliung W. Wegener's, des thierkundigen Malers, verdanken.

„Was den Stamnvater des Hundes anbelangt, ſo bin ich der Anſicht, daß die großen Continente ihre eigenen Typen van Anfang an gehabt haben und Aſien den Windhund als Urform, Mitteleuropa den dickköpfigen Bullenbeißer, der Narden und die Gebirge der Hachiande in Aſien den Hirtenhuud. Für die Urfarbe halte ich die ſchwarze mit raſtgeiben Flecken über den Augen, Backen und Beinen und habe dieſe Anſicht andernarts durch Gründe zu beweiſen geſucht.

„Zu Pöſche's intereſſanten Mittheilungen, das

Rind betreffend, das bei den Hottentotten als Dorfwächter abgerichtet wird und wo nebenbei auf die Dummheit und Ungelehrigkeit unseres Rindes hingewiesen wird, will ich bemerken, daß im bairischen Hochwalde auf dem Hohen Arber die Ochsenhirten gleichfalls solche Wächter abrichten, um das Stehlen und Abtreiben einzelner Rinder zu verhüten. Der indische Stier wird zu allerhand Künsten abgerichtet; auch neuerdings wird in Deutschland ein Stier gezeigt, welcher sehr gelehrig alle die hohen Schulgänge eines Pferdes u. dgl. durchmacht. Es kommt überhaupt nur darauf an, wie mit dem Thiere umgegangen wird. Lernt ein Thier seinen Namen und seinen Herrn kennen, lernt es auf gegebene Zeichen links und rechts gehen, still stehen und vorwärts gehen, so kann man darauf weiter bauen. Man muß nur nicht mehr verlangen, als was ein Thier seiner Natur nach leisten kann; versteht das Thier erst, was man von ihm will, so thut es, was in seinen Kräften steht."

Dieselbe Verlagshandlung, deren rüstiger Betrieb sich nach Aufhören ihrer Thätigkeit und nach dem bedauerlich frühen Tode ihres Begründers, Karl Meidinger, an andere Firmen vertheilt hat, brachte auch: „Das Leben der Vögel, dargestellt für Haus und Familie von Dr. A. E. Brehm" (Frankfurt am Main, Meidinger, 1860). Auch dies Werk ist eine schöne Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Literatur. Text und Bilder sind gleich vortrefflich. Einzelne Darstellungen, in Oel ausgeführt, würden sich auf den Kunstausstellungen sehen lassen können. Wir wollen nur die Landschaft mit den Schwänen zur Bestätigung nennen. Immer bietet das landschaftliche zugleich ein Charakterbild für das Thier. Unsere Zeit unterscheidet sich hier von den ältern Darstellungen vortheilhaft, indem man jetzt neben dem Einzelnen das Ganze zu geben sucht. Ueberhaupt bietet die Gegenwart eine wunderbare Menge Hülfsmittel dar, die Natur kennen zu lernen, wovon unsere Vorfahren keine Ahnung hatten. Die Photographie, das Stereoskop, das Mikroskop, das Fernrohr — dazu das lebendig geschriebene Wort von Männern, die an Ort und Stelle lebten, wie im vorliegenden Werke, wo sich Wissenschaft und eine allgemein verständliche, populär sinnige Sprache die Hand reichen.

Ein Dichter als Metaphysiker.

Bekannt sind die artigen Leistungen Melchior Meyr's auf dem Novellengebiet. Auch die Bühne und die lyrische Poesie haben ihm Kränze gereicht. Jetzt ist der Dichter zu den Philosophen übergegangen und hat sich ihnen in einem großen Werke eingereiht, das den Titel führt: „Gott und sein Reich" (Stuttgart, Mäntler, 1861).

Dies Buch besteht aus zwei Theilen, einer kurzen Einleitung und einer langen Erörterung in neun Abschnitten. Die erstere wird jeder, dem die Philosophie am Herzen liegt, mit Freuden begrüßen; die letztere wird, fürchten wir, der Verfasser in sein eigenes Gemüth zurücknehmen müssen.

Wem würde es nicht wohlthun, wenn M. Meyr sagt: „Der Vorschlag, die Philosophie brach liegen zu lassen, ist eigentlich ein Vorschlag zur Güte, den man dem lieben Gott macht, er möge eine Zeit lang keine philosophischen Köpfe geboren werden lassen." Oder: „Wollten die Theologen der Philosophie die Prüfung theologischer Lehren verbieten, so wird diese sich einfach auf den Spruch berufen können: «Suchet, so werdet ihr finden!»" Oder: „Ich wage zu prophezeien. Es wird sich eine Gemeinschaft derer bilden, welche die Herrschaft des erkennenden Geistes und unter ihr die stets fortgehende Harmonisirung der Menschheit wollen." Und das sind noch nicht die einzigen erfreulichen Klänge, die in dem Vorhof, der Einleitung, ertönen.

Aber das Hauptwerk, so vielverheißend es ist — der Verfasser glaubt z. B. das Dasein Gottes bewiesen zu haben — hat uns nicht als eine klare, lichte griechische Tempelhalle erscheinen wollen. Die causa ex qua, die causa per quam, die causa in quam haben uns angewirbelt wie alte scholastische Staubwolken. Hat für M. Meyr Kant nicht gelebt?

„Wir erkennen hier, daß die Begriffe des blos Einen männlichen und des blos Einen sächlichen Geschlechts die zerschnittenen Glieder des lebendig Einen sind, des Einen Wollenden, der in seinem nothwendigen Sein zugleich das Können ist." Das ist einer der Sätze, aus denen mehrentheils dies Buch besteht! Was werden die ernsten Jünger der Wissenschaft sagen, wenn sie lesen: Daß Gott die Welt schaffen kann, „weil er das Zeug dazu hat"! Daß es Engel gibt, „weil Gott nur durch sie überallhin gelangen kann"! Daß, nachdem allen Sündern vergeben und die Hölle nicht mehr ist, auch die Teufel sich zu Gott bekehren, „weil sie nun ohne Beschäftigung sind, ja, was noch mehr sagen will, ohne Hoffnung, jemals wieder Beschäftigung zu erhalten"!

Wir vermessen uns nicht, als Philosophen ein Urtheil zu sprechen, sondern nur als Laien wollen wir einem Gefühl in dem Rathe Worte geben: Versuche der geehrte treffliche Verfasser in einem andern Buche, von den Dingen und den Menschen ausgehend, hinauf zur Erläuterung göttlicher Geheimnisse zu dringen! Die Unternehmung, von göttlichen Geheimnissen aus niederwärts zur Erklärung der weltlichen Dinge zu gelangen, ist, scheint uns wenigstens, ihm mislungen, wie sie schon manchem geistvollen Manne vor ihm mislang.

Neue Romane und Novellen.

XI.

In Otto Müller's „Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812" (2 Bde., Stuttgart, Hallberger, 1861) finden wir die Erscheinung einer bedeutsamen Persönlichkeit geschildert, die auf

der Sonnenhöhe des Lebens, in glänzender Stellung an einem süddeutschen Fürstenhofe als hochgeehrter Erzieher eines vielversprechenden Prinzen, schwärmerisch geliebter Herzensfreund der jugendlichen, schönen und geistvollen Mutter desselben, einflußreicher Günstling eines würdigen Fürsten, plötzlich von einem tragischen Verhängniß erreicht wird, das ihm aus einem von der Welt längst vergessenen leichtsinnigen Jugendverbrechen erwächst.

Der laokoongleiche Ringkampf Roderich's (eine Criminalbiographie Pfister's nennt den wahren Namen desselben und bezeichnet Darmstadt als den Schauplatz seines Lebens) gegen diese unversehens ihn überraschende, hier fast mehr als grausame Umschlingung der Nemesis, von der ersten leisen Umwindung bis zur herzzermalmenden Erstickung, zeigt aufs neue die bekannte fein nuancirende Seelenmalerei des Dichters der „Charlotte Ackermann", der die Schattenpartieen des menschlichen Herzens nicht minder zum lebendigen Ausdruck zu bringen weiß wie dessen Lichtseiten.

Nur ist diesmal zu bedauern, daß der Dichter in diesem Lebensgang eines Geläuterten die Kluft zwischen dem leichtfertigen heidelberger Studenten und dem gesinnungsvollen edeln Denker, wie wir ihn beim Herannahen jenes tragischen Verhängnisses sehen, einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren fast gänzlich unvermittelt gelassen und nur mit wenigen flüchtigen und selbst da noch schwankenden Andeutungen erledigt hat. Sind hier Lücken in den Acten, so mußte der Verfasser geschichtlich Fehlendes ergänzen. Durchaus unerläßlich für ein richtiges und volles Verständniß des alle Situationen beherrschenden Verhältnisses zwischen dem Doctor Roderich und der Prinzessin Aurelie, namentlich auch für die gerechte Beurtheilung der genialen Natur der letztern, war ein näheres Zurückgehen auf die Periode, in welcher diese beiden durch ihre sociale Stellung sich so fern stehenden Personen sich fanden, näherten und so eng verbanden, daß ihnen für ihr vollkommenes Glück schließlich nur noch die kurz vor der Vollziehung durch Roderich's tragisches Geschick so grausam gehinderte morganatische Ehe zu erreichen blieb. Diese bedeutungsvolle, schon der bloßen Glaubwürdigkeit wegen näher zu motivirende Annäherung berührt der Verfasser nur mit einigen Anspielungen, wie: „Der Gott der Helden und Glücklichen führte ihr (der Prinzessin) schon lange vor der Zeit, da wir sie kennen lernen, einen andern Stern (Roderich) entgegen, der aus noch dunklerer Lebensnacht in die ihrige hinüberleuchtete und ihr Herz in seiner tiefsten Entmuthigung plötzlich mit dem vollen Glanz einer ersten schwärmerischen Liebe erhellte. Und je tiefer dieser Stern, bleich wie die Grabesfackel eines untergegangenen Lebens, aus zerrissenem Gewölk hervortrat" u. s. w. (II, 21.) Aus solchen allgemeinen Andeutungen und der einzigen handgreiflichen, daß der Prinzenerzieher früher in der kleinen Residenz der Prinzessin ein bescheidener „Nachmittagsprediger" war, muß erst die Phantasie des Lesers sich das Nöthige zusammensetzen. Dieser Mangel tritt um so bemerkbarer auf, je größere Sorgfalt der Autor auf so viele Partieen des Beiwerks verwendet hat, von denen namentlich das idyllische Familienleben des verbauerten alten Rittmeisters am Neckar die rühmendste Erwähnung verdient.

In ihren historischen Erzählungen „Aus alter Zeit" (2 Bde., Leipzig, Hübner, 1861) entwirft Luise Otto eben kein freundliches Bild der „romantischen Vergangenheit" mit ihren Hexenprocessen, Fehden und Glaubensverfolgungen. Sie gibt Studienblätter, meist aus der engern Geschichte Sachsens, in dem klaren und gefälligen Ton, der dieser braven Erzählerin eigen ist.

Gedichte

von Albert Eulenburg.

I. Sonntag.

Ihr hehren Glockenklänge —
Nicht sprecht ihr mehr zu mir!
Ihr heiligen Gesänge —
Wie fremd mir tönet ihr!
Habt ihr denn ganz verloren
Die zaub'rische Gewalt,
Daß ihr vor meinen Ohren
So wirkungslos verhallt?
Zur Kirche seh' ich wallen
Der Gläub'gen fromme Schar.
Ich kann nicht niederfallen,
Noch beten vorm Altar.
In meines Herzens Grüfte
Dringt nicht des Himmels Schein;
Nicht schläfern Weihrauchdüfte
Die finstern Geister ein.
Für Eine mocht' ich flehen.
Die Eine — ist dahin! —
Nun steht zum Kirchengehen
Mir nimmermehr mein Sinn.
Wie könnt' ich Ruh' erlügen
Und Andacht zum Gebet,
Da noch in lichten Zügen —
Ihr Bildniß vor mir steht!

II. Erinnerung.

Nichts Irdisches besteht! Allein dem kurzen Glücke
Folgt die Erinnerung als langer Schatten nach!
Sie schlägt vom Einst zum Jetzt phantastisch eine Brücke
Und ruft vergang'ne Lust, erstorb'ne Hoffnung wach.
Ihr göttlich Angesicht, das stets sich rückwärts wendet,
Sprengt jede Pforte, selbst des Grabes Riegel auf;
Und was das Leben uns im bunten Wechsel spendet,
Das steigt verklärt, verschönt zum zweiten mal herauf.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Bedenkliche Wendungen. — „Zeichen der Zeit." — Minutoli's Nachlaß. — Wiener Musikzustände. III. — Briefwechsel.

Bedenkliche Wendungen.

Es sieht in diesem Augenblicke beinahe friedlich in Europa aus.

Die Dinge haben nicht so rasch vorwärts gehen wollen, wie die aufgeregten, heftigen Leidenschaften, die offenen und geheimen Wünsche sich vorstellten.

Es geht zum heißen Sommer. Der Umlauf der Säfte wird immer mehr gehemmt werden, Stockungen des entzündeten Blutes werden eintreten; kein Wunder, wenn die wahnsinnige Medicin der Südländer durch Aderlässe die Vergiftungen ersetzt. Cavour todt, Ricasoli, Garibaldi krank — selbst Pio Nono von Fieberschauern heimgesucht —! Selten ist ein Mann so auf der Höhe seines Ruhms, so unter der allseitigsten Theilnahme gestorben wie Cavour, der edle Patriot. Selbst die Feinde haben vor seinem Sarg die Fahnen gesenkt.

Wo wir hinblicken, außer Amerika, überall Stillstand — nach so schneller Bewegung! Selbst England hat gebremst; die ängstlichen Posten aus Nordamerika lassen einen Rückschlag auf Handel und Industrie erwarten; Geldklemme macht jeden zahm, nicht blos die Söhne Albions; auch sind die Jonischen Inseln die reale Achillesferse idealer Nationalitätenpolitik. Frankreich liegt wie ein elektrischer Aal zu Napoleon's Füßen; in der Frage wegen Rom brauchte der Kaiser den Beistand der öffentlichen Meinung und wir sagten in Nr. 1 dieser Beilage: „Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht." Die größere parlamentarische Freiheit, die gestattet wurde, um die Politik des Kaisers gegen Rom gutzuheißen, verwandelte sich in jene elektrischen Schläge, die keinen der Gymnoten, die Humboldt beschrieben hat, mit bloßen Händen angreifen lassen. Dazu der zunehmende Nimbus der Dynastie Orleans — für einen Kenner der Franzosen nur Verwesungsphosphorescenz — aber Napoleon III., eifersüchtig und neidisch auf — den bessern Stil Aumale's, grübelt und — kurz, es sieht schwerlich gut aus mit dem, was aus seinem dunkeln Combinationswinkel hervorkommen wird. Kann der „Erbe des Orsini'schen Testaments" die innerste Sehnsucht seines bonapartistischen Herzens, seine alten demokratischen und carbonaristischen Reminiscenzen, seine Lucubrationen vom Schlosse Ham wahr machen und den Papst säcularisiren? Er erlebt, wenn er seine Truppen von Rom abruft, eine Ablösung derselben — durch Oesterreich, das sich „ermannt". Wol gar durch Rußland! Was ist nicht möglich in dieser Zeit! Napoleon III. wird den Fall eines dann entstehenden Weltkriegs nicht gerade fürchten, aber große Dinge sind — erwägenswerth.

In dem Briefe, den Kaiser Napoleon an Teleki geschrieben und Kaiser Franz Joseph contrasignirt haben soll, stand vielleicht: „Der Aufstand der Polen ist misglückt! Die Türkei fühlt so loyal wie nur irgendein Grenz- und Zollwächter, der sich zu compromittiren und abgesetzt zu werden fürchtet; die Pforte war seit ihrer «Civilisation» von je Oesterreichs bester Nachbar! Venedig ist nicht so wie eine reife Kirsche vom Baume zu pflücken! Die Deutschen machen ein gewaltiges Wesen von ihrer großen drohenden Völkerwanderung mit Wagen, Rossen, Eichenkränzen, Schlachtgesängen, und seit Teplitz und Warschau ist von Preußen die volle Geneigtheit anzunehmen, seine sehr respectabeln, noch paradefrischen Armeecorps nach Wunsch überall hinzusenden, nach Polen, Ungarn, Triest, selbst wenn es verlangt und möglich wird, nach Rom!"

„So stehen die Sachen" — sagen Müller und Schulze. Und wenn zehnmal der Würtemberger Staatsanzeiger recht hat, die „Daily News" Lügen zu strafen, die von einem neuen Rheinbund der deutschen Fürsten sprechen, in der Luft liegt allerlei von nicht eingetroffenen Erwartungen und veränderten Strömungen. Wer kennt die Depeschen und die Scenen, die den Schlagflüssen Cavour's vorangingen?

Jedenfalls ist die Haupturſache dieser ganzen Veränderung das neue kaiserlich königlich österreichische „Schmerling-Theater", wie der wiener Volkswitz mit jener unendlichen Ahnungstiefe kindlich gläubiger Gemüther die neuen Organe des österreichischen Kaiserstaats nennt. Von Giskra haben sie auch schon eine flammende Rede in dem Sinne eingebracht, wie solcher in den stillsten Gemächern der Hofburg so sehnlich erwartet wird. Man halte das Bild nur immer recht fest: Oesterreich ein constitutioneller Staat! Freudenfeuer, Illuminationen, Nachtmusiken! Herrliche Reden an Fenstern, auf Balconen, auf Tribünen! Fahnen wehen, alle Farben leuchten, selbst Schwarzrothgold — warum nicht? Nichts ist mehr verpönt; selbst auf der kaiserlichen Post in Wien darf man nicht nur den Hut aufbehalten, sondern es steht jetzt wörtlich an den Bureaux zu lesen: „Das Publikum wird eingeladen, nach Belieben seine Kopfbedeckung aufzubehalten." Eine Freiheit, die sich zu nehmen die Regierung ausdrücklich einladet! Das ist ein berauschender

Zustand. Und irgendwo gibt es dann in diesem Jubel, der mit der Zeit zur Zustimmung zu vielem, wenn nicht zu allem fähig werden wird — ein stilles Zimmerchen, wo drei Parzen Europas sitzen, drei namenlose Frauengestalten — die da weben und spinnen und warten auf die kommende Stunde — und die Stunde wird kommen, wo, ähnlich dem Tage Maria Theresia's und dem „Pro rege nostro moriamur!" auch das constitutionelle Oesterreich erstens das sich in Reden und Demonstrationen abnutzende Ungarn mit Einem Schlage über Personalunion belehren wird und zweitens den blutigen Waffentanz mit „König-Schnurrbart" zum zweiten mal beginnt.

Ist letzteres zu wünschen?

Die eine Partei in Deutschland sagt ein donnerndes Ja! Die andere ein nicht minder mächtig schallendes Nein!

Wir gehören zu letzterer, sehen jedoch, aufrichtig eingestanden, den Vorsprung, den unsere Meinung noch vor kurzer Zeit in äußern Constellationen hatte, schwinden. Und zwar durch Preußens Haltung. Die an Oesterreich interessirten Mittelstaaten treiben schon selbständige Politik mit einem Nachdruck, gegen den Preußen nicht mehr ankommt. Es scheint, als wenn der kluge P. Lamormain, der die „Schmerling-Theater" bauen ließ, auch in Berlin die Polizei- und Duellfarcen in Scene setzte, durch welche sich die Annectirungssehnsucht der Deutschen an Preußen bekanntlich so außerordentlich gesteigert hat!

Hoffentlich ist man kein „Franzosenfreund", wenn man gesteht, mit Spannung auf den Mann zu blicken, der armverschränkt in Paris als Parole für seine Rothhosen dumpf vor sich hin den Monolog murmelt: „In Rom bleiben oder — nicht! Das ist die Frage!"

„Zeichen der Zeit."

*** **Berlin.** Die hier tagende Pastoralconferenz hat haarscharf nachweisen wollen, daß die Verworrenheit der ganzen Weltlage, in der wir uns befinden, von dem Abfall von Gottes Offenbarung und seiner einmal eingesetzten Ordnung herzuleiten sei. Die Siege des Unglaubens über die Kirche hätten auch die immer größere Feindschaft gegen Gottes Wort und Gottes Gebot, unterthan der Obrigkeit zu sein, hervorgerufen. So Professor Stahl.

Die maßlose Selbstgefälligkeit, die der gelehrte Redner zu Tage legte, erstreckte sich auch tadelnd über die von dem gewiß christlich gesinnten Königl Friedrich Wilhelm III. eingeführte Union, die nach des Redners Darlegung nur zur Spaltung der evangelischen Kirche beigetragen hätte. Wunderbar, man gibt allen Wissenschaften Raum zur Entwickelung, nur die theologische allein soll eine Petrefacte sein und bleiben. Mit freudiger Zuversicht wies Professor Stahl auf die Bundesgemeinschaft in England hin. Dort hätte gegen die „Essays und Reviews", ein Buch, das die Ideen aus Bunsen's „Bibelwerk" aufnähme, ein Sturm von 7000 Geistlichen sich erhoben, die in einer Adresse an den Erzbischof sich gegen den darin ausgesprochenen „Rationalismus" erklärten. Das „Ich glaube", was in diesem Sturm durchtönt, war dem Redner wichtiger und genügender als eine wissenschaftliche Bekämpfung „der rationalistischen" Ideen. Das Evangelical-Alliance-Committee hätte der Witwe Bunsen's in einer Beileidsadresse nicht sagen dürfen, „daß Bunsen ein ausgezeichneter christlicher Staatsmann" gewesen wäre — was natürlich der Redner ebenfalls nicht findet.

Einer verständigen Ansicht begegneten wir in dem Vortrage Dr. Schmieder's aus Wittenberg. Er sprach über die sogenannte „Erweckung", wie sie vor kurzem in Elberfeld vorgekommen. Der Redner sprach sich dagegen in gesunder Weise mit der größten Entschiedenheit aus und stieß nicht in das Horn der elberfelder Pastoralsynode.

Im allgemeinen haben sich die Hoffnungen, die man beim Regierungsantritt des Königs auf eine gründliche Aenderung des Geistes setzte, aus welchem heraus unter Friedrich Wilhelm IV. sowol die Kirche erbaut wie die theologische Wissenschaft gepflegt werden sollte, nicht erfüllen wollen. Der Satz, daß „Unglaube" und politische Neuerungslust Hand in Hand ginge, scheint noch immer unerschütterlich festzustehen.

Minutoli's Nachlaß.

*** **Berlin.** Kürzlich wurde die reichhaltige Antiquitätensammlung, historischen und kunstgeschichtlichen Inhalts, des in Persien verstorbenen Ministerresidenten von Minutoli versteigert.

Sie legte Zeugniß ab von dem vielseitigen, unermüdlichen Interesse, das Minutoli in all seinen Lebensstellungen der Kunst gewidmet.

Außer einer Menge altdeutscher, niederländischer und spanischer Gemälde waren es Elfenbein-, Holz- und Perlmuttersculpturen, Fayencen, Emaillen, Majoliken und Bronzen, die das Kunstinteresse der Kenner erregten. Unter den altchristlichen und orientalischen Waffen waren einige von hohem Werth. Ganz besonders aber fesselte uns ein Kirchenaltar aus der Kathedrale zu Vich in Spanien. Im gothischen Stil gehalten, zeigte er ein breites Mittelthell mit zwei Seitentheilen. Die Malerei ist auf Goldgrund, vertheilt in übereinandergeordneten, durch reiches gothisches Schnitzwerk getrennten Gruppen. In der Mitte der Erzengel Michael in prachtvoller Rüstung im Kampfe mit dem Drachen, ein mit blühender Phantasie geschmücktes Ungeheuer mit einer Menge gekrönter Köpfe, von denen einige ganz vortrefflich ausgeführt sind. Ebenso zeigen die Seitenflügel charakteristische Physiognomieen; im ganzen sind es wol über 50 Figuren, die mehr oder minder zum Studium auffordern. In diesem Altarblatt begegnen sich die Kunststile der Spanischen, Niederländischen und Italienischen Schule — viele Figuren erinnern an van Eyck, andere an Fiesole und die

Mittelitalienische Schule. Es ist jedenfalls eins der wichtigsten und interessantesten Kunstdenkmäler älterer Zeit und werth, unserm Museum einverleibt zu werden. Das Ganze mißt 10 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite und ist, bis auf einige Risse unterhalb, die sich wol restauriren lassen, gut erhalten.

Wiener Musikzustände.

III.

Die Gesellschaft der Musikfreunde gründete das Conservatorium. Es umfaßt alle wichtigen praktischen Unterrichtszweige, thut für die Theorie und die Nebenfächer das Mögliche und manche tüchtige Kräfte, die in der musikalischen Welt glänzten, sind aus seinem Schoße hervorgegangen. Um allen Anforderungen zu genügen, müßten der Gesellschaft reichlichere Mittel zu Gebote stehen. Alljährlich findet eine öffentliche Prüfung aus allen Unterrichtszweigen und ein Zöglingsconcert statt.

Neben den genannten besteht nur noch Ein Orchesterverein unter der Benennung Euterpe, welcher jährlich ein paar Concerte gibt. Dieselben haben ein gemischtes Programm, das anerkannte Werke älterer und neuerer Meister mit Compositionen lebender hiesiger abwechseln läßt. Das Unternehmen ist noch jung und steht auf schwachen Füßen; seine Leistungen erheben sich nicht über das Mittelmäßige.

Für Kammermusik bestehen zwei Vereine. Der Quartettverein der Herren Hellmesberger jun., Durst, Dobihal und Röver wirkt bereits seit mehreren Jahren und erfreut sich einer ganz außerordentlichen Gunst; seine Productionen erstrecken sich auf zehn Abende in der Saison. Im Jahre 1859 entstand ein zweiter solcher Verein unter der Leitung des Mitglieds der Hofopernkapelle, Hoffmann, der in diesem Winter sechs Abende in Anspruch nahm. Den Stamm des Programms beider Unternehmungen bildet das Streichquartett, dem andere Kammermusik, mit dem Klavier als Hauptstimme, beigegeben ist.

Als ein hervorragendes Merkmal der Hellmesberger'schen Programme muß der Beethoven-Cultus bezeichnet werden; sein Name fehlt an keinem Abend. Daneben sind Haydn, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Spohr und Schumann jeder mit einem, zwei oder höchstens drei Werken vertreten; Onslow ist seit Jahren ausgeschlossen. Dagegen drängen sich leider nur zu viele unerquickliche Novitäten, großentheils Werke hiesiger Tonsetzer, ein, die ihre Verbindungen geltend zu machen wissen. Das Hellmesberger'sche Quartett ist, obwol die wiener Musikfreunde mit Stolz darauf hinblicken, keineswegs das Ideal eines Quartetts; denn die Zeitmaße werden häufig überboten, eine übertriebene, in den grellsten Gegensätzen sich gefallende Schattirung gibt manchem edlern Tongebilde einen falschen Glanz und neben vollendet Vorgetragenem hört man oft Unschönes. Hellmesberger selbst ist zwar ein sehr geschickter Spieler, der für das Leichte und Zierliche eine äußerst glückliche Hand, für mildere Empfindungen einen weichen, warmen Ton hat und den Bogen mit jugendlichem Schwunge führt; allein er weiß den Virtuosen selten ganz zu verleugnen und seine Spielweise ist nicht immer manierfrei, daher sie auch minder gut der naiven Ausdrucksweise Haydn's und der Idealität Mozart's als den leidenschaftlicher pulsirenden Tonwerken der spätern Quartettcomponisten gerecht wird. Das Hoffmann'sche Quartett hat sich ebenfalls vieler Sympathieen zu erfreuen, die vorzugsweise durch die Gediegenheit der ersten Violine (Hoffmann) und durch ein im Kerne gutes Programm gerechtfertigt erscheinen. Bisher wurde Mozart mit Vorliebe gepflegt und namentlich auch seine Kammermusik für das Klavier hervorgehoben.

Der Zustand der wiener Hofoper gewährt kein besonders erfreuliches Bild. In ihrem Repertoire ist seit Jahren eine Stockung zu bemerken. Nur mit Schwierigkeiten gelangt man zur Aufführung eines neuen Werkes und die bisherigen Griffe waren nicht glücklich. Entweder waren es Werke, zu deren wirksamer Aufführung die Kräfte fehlen („Königin Topaze"), oder solche, die sich von vornherein als lebensunfähig erkennen ließen („Rose von Castilien"). Auch Rubinstein's jüngst zur Aufführung gelangte Oper „Die Kinder der Heide" scheint bereits wieder vom Repertoire verschwunden zu sein.

Zwei der größten dramatischen Tonsetzer, Gluck und Cherubini, sind der erstere nur durch seine „Iphigenie auf Tauris", die ein- oder höchstens zweimal im Jahre gegeben wird, der letztere gar nicht vertreten, und es war doch Beethoven, der ihn — wenngleich mit Unrecht — für den größten erklärte. Wie lange spricht man schon von einer zweiten Gluck'schen Oper! Dagegen tauchten nacheinander „Rigoletto" und „Der Troubadour" in der deutschen Oper auf, die überdies mit „Linda", „Dom Sebastian", „Leonore" („Favorite"), „Lucia", „Lucrezia", „Ernani" versorgt ist. „Don Juan", „Figaro's Hochzeit", „Die Zauberflöte", „Fidelio" erleben allerdings auch jede drei bis vier Vorstellungen im Jahre und nebst dem „Freischütz" werden auch „Euryanthe" und „Oberon" ein paarmal schüchtern vorgeführt. Die großen Opern Meyerbeer's und Wagner's, dann „Jessonda", „Tell" und „Martha" erhalten sich standhaft auf dem Repertoire, und „Stradella", „Zar und Zimmermann", „Das Nachtlager von Granada" und „Die lustigen Weiber von Windsor" werden als Lückenbüßer zu Hülfe gerufen; der treffliche Marschner ist den wiener Opernfreunden nur dem Namen nach bekannt. Von den reizenden Erzeugnissen der bessern komischen Oper der Franzosen, die in frühern Jahren eine angenehme Abwechselung vermittelten, bekommt Wien in neuerer Zeit bei dem Mangel eines geeigneten Personals für die Spieloper nur höchst selten etwas zu hören.

Das Orchester steht auf der alten Höhe und verdient den Ruf, den es genießt; die Kapellmeister Proch, Esser und Dessoff sind tüchtige Leiter und namentlich werden die neueinstudirten Opern mit Präcision und schwunghafter Lebendigkeit ausgeführt, wogegen es nicht an Beispielen fehlt, daß ältere Meisterwerke mit einer gewissen Leichtfertigkeit und flachen Selbstgenügsamkeit heruntergespielt werden.

Der Chor ist noch immer gut, war aber schon besser und scheint ohne eindringliche Leitung zumeist auf den eigenen guten Willen und die eigene Einsicht angewiesen zu sein.

An darstellenden Kräften besitzt die Oper einen werthvollen Stamm: die treffliche Dustmann, eine echt dramatische Sängerin, deren sympathische und bildsame Sopranstimme dem Innigen und Zarten die weichste Betonung zu geben, deren begeisterte Seele den echt dramatischen Gebilden der Meister Gluck, Mozart, Weber, Spohr (Iphigenie, Donna Anna, Pamina, Agathe, Euryanthe, Jessonda) sowie den besten weiblichen Schöpfungen Meyerbeer's und

Wagner's (Alice, Valentine, Elisabeth, Elsa) warmes, echtes Leben einzuhauchen weiß; den trefflichen Ander, einen wahrhaft edeln Sänger, der seine etwas angegriffene Tenorstimme noch immer so zu beseelen vermag, daß sie unwiderstehlich wirkt; den Baritonisten Beck und den Bassisten Schmidt mit ihren Prachtorganen; den durchgebildeten Bassisten Draxler, den jugendlich feischen Tenor Walter; die in edler Bildung fortschreitende jugendliche Sopranistin Krauß. Allein nicht nur durch den Abgang der stimmmächtigen Primadonna Czillág (deren Verlust übrigens bei ihren vielen Mängeln und Unarten für den bessern Geschmack nicht zu empfindlich ist) ist eine Lücke entstanden, es fehlt ferner ein Heldentenor und eine Coloraturſängerin ersten Ranges, sowie eine Altistin edlern Gepräges.

Bei der Ausstattung und Inscenesetzung der ältern Meisterwerke waltet in der Regel eine große Sorglosigkeit vor; man bringt derselben weder Einsicht noch Wohlwollen entgegen. Wie sehr ist die musikalische Kritik in neuerer Zeit bemüht, auf die Veraltung der herkömmlichen deutschen Don-Juan-Uebersetzung und auf so manche Gebrechen und Lächerlichkeiten der Scenirung dieser Weltoper aufmerksam zu machen! Alles das war bisher in den Wind gesprochen.

Was die übrigen Theater an Operetten und Possen mit Gesang bringen, ist in Bezug auf musikalische Bedeutung gering anzuschlagen. Zur Charakterisirung des Geschmacks dient es allerdings. Die Posse mit Gesang ist seit Jahren die Beherrscherin der wiener Vorstadtbühnen und die wahrhaft großen Lokalkomiker, die Wien nacheinander besaß, von Ignaz Schuster und Raimund bis Scholz und Nestroy, die insgesammt vortreffliche Coupletsſänger waren, riefen eine Unzahl solcher reich mit Gesang (Couplets und Quodlibets) ausgestatteter Possen hervor. In früherer Zeit war viel trefflich Volksthümliches in diesen musikalischen Erzeugnissen und es spiegelte sich darin so recht die wiener Luft und Laune, jene übermüthige Luft eines leicht gerührten Herzens, jene kecke, in sich befriedigte Laune eines zu harmloser Satire hinneigenden Geistes.

Auch hierher brachte die neuere Zeit manches ätzende und zersetzende Element; die Musik, welche für dieses keinen unmittelbaren Ausdruck hat, suchte die volksthümliche Einfachheit des Melodischen durch künstliche Instrumentalreize zu ersetzen. Die Musik in der neuern Posse ist daher zur reinen Schablonenmusik herabgesunken; ein Kapellmeister lauscht dem andern die glücklichern rhythmischen und Klangcombinationen ab und man könnte ungescheut die Tonstücke dieser Possen willkürlich miteinander verwechseln, ohne daß es jemand merken würde.

Der glückliche Wurf der Boufles parisiens hat in letzterer Zeit auch Wien mit der Offenbach'schen Operette bekannt gemacht und es fehlt nicht an einheimischen Federn, die in diese Fußtapfen zu treten versuchen. Die pikante Musik Offenbach's, die größtentheils durch Pointen wirkt, verfehlt in Wien ihre Anziehungskraft ebenso wenig als irgendwo, sobald die Ausführung der Aufgabe entspricht; denn die unruhige vorwärtstreibende Zeit will knappe, rasche Eindrücke; die blasirte, jede Anstrengung und Hingebung scheuende Gegenwart will flüchtig Reizendes, geistreich Anregendes.

Die weltberühmte wiener Tanzmusik gehört zu den eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten des hiesigen Lebens, denn sie dient nicht blos dem Tanze und seiner nie alternden Luft, sondern bildet auch den Stamm und die Hauptzierde der öffentlichen Musikunterhaltungen, die im Winter in geschlossenen Räumen, im Sommer in Gärten stattfinden. Kaum dürfte eine zweite Stadt so viele und treffliche Musikkapellen dieser Art besitzen; gewiß hat keine so viele echte Talente für diese Gattung Musik. Lanner und Vater Strauß, die Schöpfer der neuen Tanzmusik, sind schon lange heimgegangen; allein ihre volksthümlichen Weisen, die bei aller weltmännischen Eleganz der Haltung und des Aufputzes so kernhaft gesund und strotzend von Luft und Gemüth einherschreiten, sind noch immer die unübertroffenen Muster dieser Musikgattung. Durch die beiden Söhne des Letztgenannten, Johann und Joseph Strauß, ist dieser heitern Tanzmuse die glänzendste Nachfeier bereitet worden und wenn der Walzer sich überlebt zu haben scheint, so haben neue volksthümliche Tänze, namentlich die böhmische Polka — selbständig und auf die polnische Mazurka gepfropft — sich eingebürgert. In diesen Tanzweisen, deren Ursprünglichkeit noch nicht so abgenutzt und dem Kosmopolitismus anheimgefallen ist wie der Walzer, blickt auch mehr Volksmelodie durch und wirkt mit ergreifender Ursprünglichkeit aus den koketten Künsten heraus, mit welchen die moderne bunte und pikante Ausdrucksweise sie immer neu herauszustaffiren weiß. In dieser Tanzform zeigt sich vor allem das Talent der Brüder Strauß im glänzendsten Lichte und wenn in ihrer Musik auch im ganzen schon gesuchte Effecte, grellere Gegensätze und ein blendendes Instrumentalcolorit vorwalten, so ist doch noch so viel lebendig Ursprüngliches darin, daß man sich auch lebendig davon angeregt und von prickelnder Lebensluft durchrieselt fühlt. Und wie der Gedanke des Componisten in dem ausführenden Körper zündet, wie alles lebendig ineinandergreift und unfehlbar klappt — man muß es hören, um sich einen Begriff von dieser Wirkung zu machen!

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— Herrn A. St. in Brunn. Wir bedauern, von Ihren Gegenerinnerungen nicht überzeugt zu sein.

— Herrn A. zu K. in Tirol. Aufforderung, für eine „entfernte Verwandte Mozart's" etwas zu thun. Wenden Sie sich an die „Mozartstiftung"! Doch besorgen wir, es geht mit dieser entfernten Verwandten Mozart's wie mit der hinterlassenen Witwe eines leiblichen Cousins von Schiller, über den eine hochachtbare Dame dem dresdener Schillerfeste mittheilte am 9. November 1859 schrieb: „Das deutsche Volk schmaust und zecht und in der B.-Gasse hier in Dresden sitzt eine arme Verwandte Schiller's, die Frau seines Vetters, und hat nicht das Salz zum Brot!" Es wurden die genauesten, sogar magistratischen Nachforschungen angestellt. Da ergab sich, daß die Schillers aus der Oberlausitz mit denen in Niederschwaben nur in einer bis auf Adam und Eva zurückbezüglichen Verwandtschaft stehen. Auch für einen Schuhmacher Namens Schiller, der in Posen lebte, kam ein guter Freund desselben ein und wünschte für den Mann, „der zwar eingestandenermaßen mit dem großen Dichter in keiner Verwandtschaft stünde, aber doch Schiller hieße", eine kleine Festfreude in Form einer Geldspende.

— M. in Berlin. Die Beschreibung der „Goethe-Ausstellung" in Berlin drucken wir nicht; sie liest sich ja wie reiner Götzendienst. Es fehlt nur noch das Becken des Barbiers, der Goethen rasiret hat.

(Ausgegeben am 13. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 25. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Bella Donna. Eine wahre Geſchichte als Novelle. Von M. Solitaire. I. II. — Von Caracas nach Puerto Cabello. Von J. G. Kiemm. II. — Briefe aus München. VI. — Neue Romane und Novellen. XII. — Ich und Du. Von Ernſt Pfeilſchmidt. — Neues aus der Welt.

Bella Donna.

Eine wahre Geſchichte als Novelle.

Von M. Solitaire.

The earth has bubbles as the water hath.
Macbeth.

I.

Die brennende Sonne eines glühenden Julivormittags warf ihre faſt ſenkrechten Strahlen auf eine im Schmucke des Hochſommers prangende liebliche Gegend.

Die auf das reichlichſte mit dem mannichfachſten Baumwuchſe verſehene Umgebung einer durch die Induſtrie der Neuzeit in den Zuſtand einer ergiebigen Mittelſtadt verſetzten Reſidenz eines meiſtentheils auf Reiſen, ſogar transoceaniſchen, abweſenden kleinen deutſchen Fürſten ſchimmerte im holdeſten Scheine des leuchtenden Geſtirns.

Kein Lufthauch bebte, nur die Ranken der Reben, die das in der von uns betretenen Vorſtadt belegene, alterthümlich gebaute und modern beputzte grauweiße Haus mit aller der Grazie umgaben und ſchattenhaft umtänzelten, die ihrem koſtbaren Geſchlechte eigen zu ſein ſcheint, zitterten leiſe und ſchienen zu träumen von der ſchönen und vielverſprechenden Zukunft des noch ſo fernen, aber wie ſo langſam, doch ſo ſicher herannahenden Herbſtes.

Die mächtig ſteigende, glühend aufflammende Sonne hatte den Zenith des gegen Oſten mit der Fronte beigegenen Hauſes bereits überſchritten und ihre Strahlen begannen ſich von den mit aſchgraugefärbten Jalouſieen verſehenen Fenſtern zu entfernen.

Da ſprangen die Jalouſieen auf, die Fenſter öffneten ſich und die kühlen Lüfte der dunkeln Gemächer durchfächelten leiſe und linde die wie am Stabe des Traums hinwandelnde und alle die fröhlichen Sommergeiſter wie am Gängelbande hinführende Morgenſtunde des köſtlichen Sommertages. Blauer Duft ſtieg rings aus dem Kranze der das Landſchaftsbild umgebenden weitläufigen und durch die Hoheit und Stärke ihrer Inſaſſen an Urwald erinnernden, in die dunkelſten Tiefen ſtrebenden Waldung. Noch einmal hochauf jauchzten die bunten Vöglein, um demnächſt flügelmatt in den erquickenden Mittagsſchlummer zu verſinken; nur die unermüdlichen Bienen, die es verſtehen, die Sonne und ihre brennenden Scheine in erquickenden Honig zu verwandeln, träumten ihre wunderbaren Sonnenträume, wie ſie hinſchwebten und hinſummten über die duftenden Blüten der blühenden Gärten und der ſchlummernden Heide.

Vor dem Gartenportal, dem von zwei mächtigen, weitſchattenden Linden hoch überragten des

alten Hauſes, das wie aus der Schar der im ganzen architektoniſch nicht übel gebauten Vorſtadt hervorgehoben, hält eine mit zwei ſilberbeſchirrten Schimmeln beſpannte, glänzend aufgeſchmückte Carroſſe mit Fenſtern aus venetianiſchem Glaſe, die mit halbzugezogenen Vorhängen von blauer Seide kokett verdeckt ſind.

Haſtig eröffnet ein mehr kleiner als großer, mit angehendem Embonpoint, wie man zu ſagen pflegt, verſehener Mann ſich ſelber den Schlag und ſteigt ſelbſtgefällig träumeriſch und wie in das Gefühl ſeines Glücks und ſeiner Bedeutung als Menſch für die Bedürfniſſe dieſer Welt und vielleicht noch einer Schar zu ihr gehöriger hinaus, durcheilt den von den Linden beſchatteten, mit gelbem Kies beſtreuten Gang, der, mit Lilien bepflanzt, zu dem Hauſe führt und tritt in die Hausthür, die ſich ihm, als er den betreffenden meſſingblanken Drücker zieht, wie durch Zauberſchlag öffnet.

Unſer vornehmer Paſſagier, deſſen mehr als elegantes Coſtüm in allen Farben ſchillert, deren gegenſeitige Heterogenität mit dem dunkeln Geſchmacke der farbloſen Neuzeit ſich irgendwie combiniren läßt, iſt kein anderer als der Geheime Sanitätsrath, Ritter diverſer Orden, Herr Doctor Spreitler. Er hat zu ſeinem Panier das Auffallende gewählt und weil er zu feig und eigentlich auch zu albern iſt, um der Preſſe ſeine großprahleriſchen Bedürfniſſe, ſeine verſchiedenen, für den Umfang des ganzen Erdballs berechneten Rodomontaden anzuvertrauen, hat er das ganze gleißneriſche Spiel, dem er ſich mit Leib und Seele ergeben, auf ſeine eigene individuelle Perſönlichkeit reducirt.

Spreitler, wenn er ausfährt, iſt der leuchtende Morgenſtern: ſo lautet nämlich ein allgemeines Sprichwort in Langenheim, wie die Stadt ſich benennt, in der wir uns gegenwärtig befinden. Und ſo war der in Rede ſtehende Spreitler ſtets zierlich geſchmückt mit jedem Schmucke, den die Mode der Neuzeit ihm irgend verleihen konnte. Seine Weſte war von rothbrauner Seide, ſein Beinkleid von weißem, halb ins Gräuliche ſchimmerndem Kaſimir, ſeine Stiefeln waren von lackirtem, faſt mit überirdiſchem Glanze blitzendem Leder. Die doppelte goldene Uhrkette, die der kurzen, dicken Perſönlichkeit über die immer weitläufiger werdende Umgebung ſeines Bruſtkaſtens mit ſeltener Grazie gelegt war, ſtand ihm wohl und vortrefflich zu Geſicht — und ſo kommt es heran- und herausgehüpft das Mitglied des ärztlichen Standes, das da ſtolz iſt gegen die Bedürftigen, demüthig gegen die Vornehmen, ein Vampyr des Mittelſtandes, ein Tyrann der Armen, vor der ſogenannten Nobel-Ariſtokratie eine ſich demüthig ringelnde, wehmuthsvoll kriechende, ſchleimige Schlange. Der leuchtende Topas in der weißen Fülle ſeines Chemiſetts widerſpiegelte die mannichfachſten Lichter, und ſo durchhüpfte der angehende Funfziger, deſſen mit weißem Atlas gefütterter, ins Gelbliche blinkender Frack nach irgendeiner neuen Decoration ſchmerzliches Weh zu empfinden ſchien, den ſchwarzen glänzenden Hut in der einen, eine blutrothe Roſe in der andern Hand, den Liliengang und wand ſich die conchylienhaft gewundene ſteinerne Treppe des alten Hauſes hinauf.

Er hatte hier eine Patientin zu beſuchen, deren Bekanntſchaft er eigentlich erſt ſeit weniger als ſechs oder acht Wochen gemacht.

Frau Oberſtin Sidonie von Burgen war ſeit ebenſo langer Zeit in dieſen Räumen einquartiert. Sie war nach dem Tode ihres in einem Garniſonsorte einer benachbarten größern Monarchie dahingeſchiedenen Gatten in unſere Reſidenz gezogen und wohnte hier in Geſellſchaft einer um ein Bedeutendes jüngern Schweſter.

Die Dame ſaß in dem auf die Straße ſtoßenden Zimmer. Es war eine hohe, würdige Geſtalt. Einfach war ihre Kleidung: grau in grau; aber ein grüner Augenſchirm verhüllte ihre Stirn und den obern Theil ihres Angeſichts. So ſaß ſie da und war mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt.

Das von ihr bewohnte Zimmer bot allen beſcheidenen Comfort, den das von der Witwe eines Militärs eingenommene Zimmer nur immer bieten kann. Namentlich zeichnete ſich unter den verſchiedenen Mobilien ein Glasſchrank aus, deſſen Inneres mit den mannichfachſten gläſernen Geräthen und namentlich unter allerlei Gläſern mit einem großen, beſonders hervorleuchtenden grünen, mit goldenen Zierathen wohlverſehenen Kryſtallbecher beſtens beſetzt war. Es war dies Stück ein Erbſtück der Frau Sidonie und als ſolches von ihr hoch geachtet.

„Meine Gnädige", ſagte Freund Spreitler, nachdem er ſich nach Art gewiſſer Aerzte ſo oft und noch ſo oft und dreimal und ſechsmal vor der impoſanten Patientin verbeugt: „Ich glaube gar, Sie weinen! Wie können Sie weinen? Wie können Sie es wagen, zu weinen? Die Thräne, meine Gnädigſte, iſt Ihren Augen Gift!

Die Thräne, meine Gnädigſte, iſt Ihrem Auge Verhängniß und wird ſich blutig rächen! Es gibt Momente im menſchlichen Leben, in denen uns zwar der ganze Jammer des Menſchendaſeins ſchmerzhaft anfaßt, aber es gibt auch die von dem guten Arzte angeſtachelte, belebte und befeuerte Kraft, mittels deren es uns freiſteht, den Jammer zu überwinden und uns wieder zu dem zu machen, was wir eigentlich ſein ſollen. Ich weiß zwar, daß Sie alle Urſache haben, Ihre Thränen nicht zu ſparen, denn die Hand des Schickſals, die bleiche, kaltr, hat ſich in einer Weiſe auf Ihr Haupt gelegt, die in der That nur als eine thränenwerthe bezeichnet werden darf. Der plötzliche Verluſt Ihres Gatten, den Sie auf unerhörte Art durch den Fall eines Trommelſchlägels verloren, der plötzlich den Fingern des Tambours entſank und auf das Kalbfell dröhnend niederfiel, daß das von Ihrem ſeligen Gemahl beſtiegene Roß ſich mächtig aufbäumte und ſich rückwärts überſching, der plötzliche Verluſt Ihres Gatten, ſage ich, iſt allerdings als ein derartiger anzuſehen, der im Stande ſein dürfte, fort und fort und in alle Ewigkeit als ein thränenwerther bezeichnet werden zu dürfen; aber Sie, meine Gnädigſte, dürfen dennoch nicht weinen! Wollen Sie mir gehorchen?"

„Ich will Ihnen gehorchen, Herr Geheimer Sanitätsrath!" erwiderte die Frau mit dem grünen Augenſchirm, die arme Sidonie von Burgen, mit gebrochener, von Wehmuth halb erſtickter Stimme, und wiſchte die blöden, faſt ausgeweinten Augen mit dem feinen Linnen, das ſie in ihrem Schoſe hielt.

„Brav, brav, meine Gnädigſte!" ſchnarrte der Geheime Sanitätsrath, indem er ſich auf einen der ſchwarzen Lederſtühle in nächſter Nähe ſeiner wehmüthigen Patientin niederließ, den Hut auf das Fenſterbret ſtellte und die blutrothe Roſe, die er bisher in der Hand gehalten, in demſelben Knopfloche befeſtigte, in dem ihm noch die heilige Anna oder ein Stanislaus fehlte. „Iſt nur Gehorſam im Gemüth, ſo ſagt ja wol der Dichter, wird auch nicht fern die Heilung ſein!" ſo fuhr er fort. „Nämlich die Variante iſt von mir; ich meine die Variante mit der Heilung, was ich Sie zu bemerken, worauf ich Sie zu achten bitte; der Dichter hat ſtatt deſſen Liebe! Und auch den Kaffee laſſen Sie weg, von heute an mit rigoriſtiſcher, mit herrnhuterhafter Strenge! Der Kaffee, der Trank des Weibes, ſein dunkelwallendes Panier, er fällt weg! «Und was frühſtücken wir?» fragen Sie, gnädigſte Frau? Wir frühſtücken nur drei Theile Waſſer und einen Theil Milch! Sie lächeln? Es dünkt Ihnen zu wenig? Wohl, ſo fügen wir ein Drittelchen eines friſch gebackenen Mundbrötchens hinzu und Probatum est! Ihre Augencur verlangt dieſe Diät!"

Hier fiel der Geheime Sanitätsrath in eine ſtille ſinnende Pauſe, in welcher ihm in raſcher Jagd die Hunderte von ihm geleerten Champagnerflaſchen ſeiner verſchiedenen Frühſtücke durch die Seele raſſeiten und jagten und in der er einen gewiſſen neuſilbernen, mit Eis gefüllten Kühler erblickte, der in einer gewiſſen Weinſtube Punkt 12 Uhr mit zwei traulich blinkenden Weißköpfen beſchwert auf einen Kreis von Frühſtücksfreunden wartete, unter welchen ſich auch der hochwohlgeborene Herr Geheime Sanitätsrath in höchſteigener Perſon befand.

Doch ritterlich bekämpfte er die Bilder der verlockenden, ihn umgaukelnden Träume, raffte er ſich auf aus der Kluft der mit Eis gefüllten Pauſe, in der er wie in einer Gletſcherſpalte auf einer tiroler Reiſe beinahe verſunken, und er ſprach weiter, wie folgt, indem er ſeiner Patientin Arm kunſtgerecht ergriff und emſig fühlend nach dem Pulſe ſuchte:

„Ihr Leiden, gnädigſte Frau, ſtellt ſich nämlich heraus als eine durch bewältigende Gemüthsbewegung hervorgerufene krampfhafte Verengung der beiden Pupillen, welche ſelbſtverſtändlich zunimmt, ſobald irgendein Reiz, ſei es durch pſychiſche, ſei es durch ſomatiſche Erregung auf die verſtimmten Organe einwirkt. Beides ſchneiden wir kunſtgerecht ab; einmal durch Entziehung überflüſſiger und den Organismus blos aufſtachelnder Nahrung, demnächſt durch gleichzeitige Entziehung des Lichts. Schließlich aber habe ich nach reiflichſter Ueberlegung beſchloſſen, bei Ihnen, meine Gnädigſte, ein Heilmittel wirken zu laſſen, das, erſt in jüngſter Zeit entdeckt, nur erſt wenigen Eingeweihten bekannt geworden ſein dürfte und vor allen Dingen die allervortrefflichſte dynamiſche Einwirkung auf den leidenden Organismus zeigt, die überhaupt von einem pharmaceutiſchen Mittel der Art erwartet werden kann. Wir Chemiker nennen das neue, den Starrkrampf der Pupillen mit wirklicher — sit venia verbo — Virtuoſität bekämpfende Mittel Atropin! Wir verordnen es in der möglichſt verdünnten Auflöſung und laſſen es mit einem feinen Pinſelchen zu einem Viertel-, höchſtens einem halben Tröpfchen

meine Gnädigste, auf die Conjunction oder zu deutsch Bindehaut der kranken Sehorgane aufzutragen, wo es dann, sofort und schleunigst resorbirt, seine vortrefflichen Wirkungen durch alsbaldige Lösung des Krampfes und Freimachung der wie in einem Netze gefangenen und gleichsam eingeklemmten Pupille aus den Armen der umgarnenden Regenbogenhaut angemessen bethätigt. Aber — latet anguis sub herba! gnädigste Frau von Burgen! In der Knospe schlummert der Wurm! Unter den Blüten schläft das Schlänglein! Das Mittelchen, das ich Ihnen da überreiche, ist äußerst giftig! So giftig, meine Gnädigste, daß selbst auch der 120. Theil eines Grans oder, um es deutsch zu bezeichnen, eines Körnchens, innerlich genommen, tödlich wirken würde! Atropin ist das Getränk der Parze Atropos, Salzstoff aus der Pflanze Atropa oder Belladonna! Aus diesem Grunde bin ich so frei gewesen, dasselbe, sozusagen, höchsteigenhändig nur der Pharmacie, in der man es selbstverständlich nur in allerkleinsten Quantitäten im Giftschranke in Gesellschaft von Blausäure und Arsenik hegt, zu entnehmen und es Ihnen, meine Gnädigste, zu überreichen, um jedweder Weiterung mit Ihren respectiven Dienstboten aus dem Wege zu gehen. Hier also haben Sie einmal das Seidenpinselchen, mit dem der Stoff auf die betreffende Conjunctiva aufzutragen sein dürfte; dann aber das, wie Figura zeigt, mit dem Emblem des Kreuzes und der drei Todtenköpfe gezierte Glasfläschlein! Sie werden selbiges sorglichst aufheben; nicht wahr, meine Gnädigste? Das versprechen Sie mir feierlich und nehmen somit eine Centnerlast von meinem Gewissen!"

Der Sanitätsrath näherte den Rockzipfel, in dessen Knopfloch die rothe Rose statt des ersehnten Stanislaus oder der bleichen Anna saß, seinem röthlich schimmernden Geruchsorgan.

Die Frau von Burgen aber nahm das ihr überreichte, krystallschimmernde Fläschchen mit sammt dem in elegantem Maroquinschächtelchen enthaltenen Pinselchen und sagte: „Seien Sie unbesorgt, Herr Geheimer Sanitätsrath! Ich werde Ihr Fläschchen so heilig und so sicher halten, als wäre es das Herz meines verstorbenen Gatten! Dort in dem Glasschranke neben dem grünen Krystallbecher soll es stehen! Nur ich habe den Schlüssel dazu und kein Sterblicher soll der verpönten, von Ihnen zugleich als so segensreich gepriesenen und als so gefährlich geschilderten Substanz nahen!"

„Brav, meine Gnädigste!" sprach zur Erwiderung Dr. Spreitler. „Vortrefflich! Wollte der heilige Hippokrates, alle Menschen beugten sich dem Wunsche des Arztes gleichwie Euere Gnaden, Frau Oberstin von Burgen! Also noch einmal zu recapituliren: Die Gnädige waschen das leidende Organ oder sagen wir die zwei leidenden Organe täglich dreimal mit Fenchelthee, jenem Thee, den ja auch die klügsten aller Wesen, die Schlangen, zu ihren Augencuren, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge, gebrauchen, und pinseln dann dasselbe oder sagen wir dieselben dann unmittelbar nach erfolgter Waschung mit der Ihnen überreichten Solution, zu deutsch Lösung! Aber daß mir kein Unglück geschieht, mein schönes, schönes Frauchen! Meine unglückliche, liebe Frau von Burgen!"

Mit diesen Worten erhob sich der Geheime Sanitätsrath und wandelte die Conchylientreppe wieder hinab. Auf seinem Haupte prangte der leuchtende, mohrenhaft schwarze Filz, in dem Knopfloche glühte purpurn die blutige Rose. Er bestieg seinen gläsernen Wagen, öffnete leise das Fenster, das ihm das Verständniß mit dem vorn behaglich thronenden Kutscher eröffnete, und murmelte ihm die Worte ins Ohr: „Nun rasch, Johann! Fahre mich in den bewußten dunkeln Winkel! Es ist beinahe um die zwölfte Stunde! Dann verläßt der Feldherr sein Grab, wie der Dichter sagt, und der Mann, der Champagner heißt, bäumt sich als zorniges Roß mit weiß sich blähenden Mähnen und schüttelt sie und rüttelt sie; er steht auf dem Eise! Die Freunde harren schon! In den traulichen Winkel, Johann!"

II.

Kaum war der Doctorwagen vor der vielgenannten Thür der verwitweten Frau Oberstin von Burgen verschwunden, so hielt dort ein Rößlein, schwarz wie die Nacht am ganzen Körper, lediglich an den vier Beinen mit schneeweißen Makeln geziert. Die Schabracke war jägergrün, an den vier Enden mit vier goldenen Hifthörnern geziert, über ihnen die fürstliche Landeskrone derer von Langenheim.

Aus dem mit dem Felle eines wilden Schweins wohlbesetzten und garnirten Sattel stieg eine kolossale Mannesgestalt wetterrothen Angesichts, die Stirn umweht mit langen weißen Locken, auf dem Haupt die graue, mit der Auerhahnfeder gezierte Jagdklappe, an der Hüfte den stattlichen, mit silbernem Schloß befestigten Fänger, an den

Digitized by Google

bis über die Knie hinaufreichenden glanzledernen Stiefeln die langen ſilbernen Sporen. Ueber ihnen reichte das gelbe Beinkleid den Unterleib verhüllend unter die Schöße des jägergrünen Waffenrocks, der ſeinerſeits mit zwei ſilbernen, ineinander gewundenen Schnüren auf jeder Achſel prächtig geziert war.

Der große Mann mit dem vielſagenden Angeſicht ſtieg haſtig vom Pferde, klopfte begütigend den langen ſchwarzen Hals des durch den raſchen Ritt mehr aufgeregten als beſänftigten und mit den wohlbeſchlagenen Hufen ungeſtüm um ſich hauenden Renners und band ihn ohne weiteres, da ein Diener, ihm das Roß abzunehmen, nirgends ſich zeigte, an einen der niedrigſten Aeſte der breitſchattenden Linden, unbekümmert um die herrlich prangenden, ſo ſanft im Morgenſchein träumenden und ſchmachtenden Lilien, die das ungeſtüm ſtampfende Roß mit den in die Ferne ſtrebenden Hufen zertreten und vernichten mochte.

Der Reiter war Horſt von Wildau, leiblicher Bruder der Frau von Burgen, Forſtmeiſter auf der in der nächſten Nähe inmitten der unermeßlichen Waldungen, die Langenheim umgaben, belegenen Oberförſterei, deren Schornſteine man von dem Söller des Hauſes, in dem die Frau von Burgen ſeit ungefähr acht Wochen ihren Witwenſitz genommen, dort zwiſchen den Wipfeln des von einer Tanne, einer Eiche und einer canadiſchen Fichte gebildeten, hoch über dem Meere der Waldung emporſtrebenden Dreiſpitzes rauchen und dampfen ſah.

Der Forſtmeiſter ſtieg ohne weiteres die Treppe hinan und ſtand vor ſeiner Schweſter. Sie blickte ihn an mit den matten, von dem Krampfe, der zeitweilig auch die Augenlider beherrſchte, halbverſchloſſenen Augen und ſank mit dem Rufe: „Hab' ich dich endlich, mein Bruder?" in die Arme des Jägersmannes.

„Ja, endlich, endlich!" erwiderte Horſt von Wildau, „und ich muß mich ſchämen, daß acht Wochen oder ſo herum vergehen konnten, ehe ich es den Verhältniſſen abgerungen, meine einzige, geliebte Schweſter beſuchen zu können! Meine Schweſter, die den Witwenſitz, den ſie gewählt, blos meinetwegen erwählte! Und noch dazu muß ich zum Leid und zur Anklage der elenden und ſchwachen menſchlichen Natur geſtehen, daß ſelbſt heute noch nicht blos der reine Wunſch, dich und meine Nichte, die liebliche Clariſſa, wie ſie ja ihr geiſtlicher Bräutigam zu nennen pflegt, meine Schritte, nein, daß Selbſtſucht, daß eigennützige Abſicht den Fuß meines Roſſes hierher geleitet und gelenkt hat! Und nun aber ſprich zuerſt, wie haſt du dich losgelöſt von dem Orte, an dem du ſo lange gelebt, mit dem du ſozuſagen durch jahrelangen Aufenthalt ſo innig verwachſen geweſen? Und wie geht es dir? Wie befindeſt du dich jetzt?"

„Ich habe", erwiderte die Frau von Burgen, „des Lebens Leid getrunken bis auf die Neige, wie du dir wol nicht anders denken und vorſtellen kannſt, mein theurer Bruder! Wem ſo wie mir das Schickſal das einzige Kleinod, das er beſitzt, durch einen erbärmlichen Unfall von ſeiner Seite reißt, der kann wol ſagen zu dem Herrn der Herren: «Nachdem du mir alles genommen, Herr mein Gott, ſo nimm du auch mich ſelbſt!» Der elende Trommelſchlägel, der niederfällt aus der Hand des tränenend daſtehenden Tambours auf das Fell ſeiner Trommel, erſchreckt den Fuchs meines die Fronte ſeines Regiments entlang reitenden Gemahls dergeſtalt, daß das ſtarke und unbändige Thier plötzlich hochauf bäumt und ehe von Burgen auch nur die Zeit hat, ſich im Sattel feſtzuſetzen, die Schenkel anzuſchließen, die Zügel loszulaſſen und vorſchriftsmäßig die Sporen in die Weichen des Roſſes zu drücken, überſchlägt ſich daſſelbe und mein unglücklicher Gatte fällt mit dem Nacken ſo unſelig auf das die Steinſäulen des Exercirplatzes verbindende eiſerne Gitter, daß der Hals morſch entzwei bricht und eine blutige Leiche mit halb abgehauenem Haupte elend neben dem aus der Ohnmacht, die es angewandelt, langſam erwachenden und plötzlich wieder aufſpringenden Roſſe leiſe ächzend und wimmernd daliegt! So wurde mein Gatte mir auf gekreuzten Gewehren gebracht! Ich kam aus der Kirche, in der Clariſſens Bräutigam einen plötzlich erkrankten Amtsbruder vertreten, Clariſſens, deiner Nichte Bräutigam, der Domcandidat Helfer, den du, mein theurer Bruder, da er ſeine Anſtellung hierſelbſt von Tag zu Tag erwartet, von Angeſicht zu Angeſicht bald genug Gelegenheit kennen zu lernen haben wirſt. Ich kam aus der Kirche, in der ſie ein Frühlingsfeſt gefeiert und in der ſie dem Herrn der himmliſchen Heerſcharen ihren Weihrauch gezollt für die vortreffliche Leitung ſeiner Welt, ohne deren beſtimmten Willen auch kein Sperling vom Dache fällt. Sieh', all das Furchtbare, lieber Bruder, habe ich ertragen! Und dann kam die Erbſchaftsregulirung, die Auseinanderſetzung mit dem dir bekannten widerwärtigen Stiefſohne des Burgen, der alles daran ſetzte,

mir und Clariſſen das Unſerige zu ſchmälern und zu beſchneiden. Die ſchweren Thränennächte, die unter ſolchen Verhältniſſen über mich kamen, raubten mir den Schlaf und wenigſtens, wenn ſie mich nicht um meinen Verſtand gebracht, beſchenkten ſie mich mit dem Augenleiden, an dem ich ſeit jener verhängnißvollen Zeit fortwährend kranke! Und ſo kam ich hierher, ſeit beinahe ſechs oder acht Wochen deines Beſuchs gewärtig!"

„Verzeihe mir, theuere Schweſter!" erwiderte, aus dem tiefen Sinnen, in das ihn die Erzählung ſeiner Schweſter verſetzt, langſam und wie träumeriſch erwachend, der Forſtmeiſter. „Laß Gnade für Recht ergehen! Du weißt, was man ſich jeden Tag zu thun vornimmt, verſchiebt auch jeder Tag, und ſo wird aus der Minute die Stunde und um die Stunde ringeln ſich ihre vierundzwanzig Schweſtern, ehe man ſich's noch verſieht und ehe man es für möglich hält, daß einem ſo etwas paſſiren kann! Die neuen, ſo umfangreichen Forſtculturen — es ſollen zehntauſend Morgen Bruchland in Laubholzwaldung umgewandelt und außerdem einige Plantagen mit canadiſchen Hölzern errichtet werden, die der Fürſt von jenſeit des Oceans aus befohlen und die bis zu ſeiner Rückkehr wenigſtens ſchon bis zur Bemerkbarkeit herangewachſen ſein ſollen — haben meine Thätigkeit ganz außerordentlich in Anſpruch genommen. Außerdem hab' ich — Doch nun ſei mir deſto herzlicher gegrüßt, meine Schweſter, die ich ſeit länger als funfzehn Jahren nicht mit meinen Augen geſehen! Und wo bleibt meine Nichte, das liebliche Jungfräulein, das anmuthige Bräutlein Clariſſa?"

„Clariſſa iſt zur Stadt, iſt zur Poſt gegangen, lieber Horſt!" erwiderte die Oberſtin. „Wir wohnen ſo weit vom Centralpunkte der Stadt, daß wir, um in unſerer Correſpondenz nicht verkürzt zu werden, meiſtens unſern eigenen Briefträger ſpielen müſſen, und ſo iſt denn auch Clariſſa jetzt hineingegangen, um einen auf der Poſt zu erwartenden Brief ihres lieben Erasmus dort abzuholen. Aber nun mach' dir's bequem, trauter Bruder! Lege ab! Ich will nach Frühſtück klingeln! Dein Gäulchen ſcheint des Wartens wenig gewohnt; es ſtampft, wie ich höre, ungeduldig den Boden und ſeine Hufe werden wol auch einige von Clariſſens Lilien vernichten. Drüben iſt das Gaſthaus; das Mädchen ſoll hinübergehen und dem Hausknecht befehlen, daß er das wackere Rößlein abhole, in den Stall ziehe und nach Kräften erquicke."

Die Oberſtin zog die Schelle. Ein Zöflein erhielt den Auftrag und brachte auch bald Wein und Imbiß.

Dem Forſtmeiſter ſchmeckte der rothe Burgunder trefflich nach dem raſchen Ritt durch den heißen und ſtaubigen Vormittag; war er doch ſchon am frühen Morgen mehrere Stunden auf der mit Laubholz zu cultivirenden „Fenne" geweſen. Zweimal und dreimal leerte er den grünen Kryſtallbecher, den wir vorher im Glasſchranke paradiren ſahen. Mehrere male verſank ſein Blick in die dunkle, ihn erfüllende Flut; es war ihm, als wenn mit den aufſteigenden Schaumperlen des Chambertins dunkle Geheimniſſe mit zu Tage ſtiegen, die trotzdem ihre Angeſichter verhüllten. Doch er gab, einen tüchtigen Streifen Schinken vom Teller nehmend, eine andere und ernſte Wendung und ſprach:

„Doch um dir, liebe Schweſter, die obenangedeutete Veranlaſſung meines juſt heutigen Beſuchs näher auseinanderzuſetzen, laß mich noch einige Worte zu dir reden und an dieſelben die Bitte knüpfen, von der ich hoffe, daß du mir ihre Erfüllung nicht verſagen wirſt!"

Die Schweſter horchte auf.

„Wie du weißt, verſtarb meine Frau vor ungefähr achtzehn Jahren im Wochenbett und hinterließ mir einen einzigen Sohn, dem ich in Bezug auf ſeine Geburt im tiefen Forſt den Namen Sylvan ertheilte. Wenn mir recht iſt, ſchickte ich dir vor einigen Jahren ſeine Photographie in Geſtalt eines jungen Aktäon mit Windhund, Spürhund, Köcher und Pfeilen und Bogen. So beſuchte er einen fürſtlichen Maskenball. Nicht wahr, ein ſtattlicher Junge, mein Sylvan? Zu jener Zeit! Jetzt möchteſt du ihn kaum wiedererkennen, Schweſter! Der ſtarke Aktäon hat ſeine Diana gefunden, die ihn aufreibt, die ihn elend macht, langſam verzehrt —"

Die Schweſter deutete an, daß ſie ſchon einiges vom frühen Verkommen Sylvan's erfahren hätte —

„Iſt nicht heute der 13. Juli? Es ſind jetzt funfzehn Jahre her, daß eine Schar profeſſionsmäßiger Wilddiebe in unſerm Forſt ſich ſozuſagen häuslich niedergelaſſen und namentlich an der kleinen Schar der Elennthiere, die unſer Fürſt aus dem Urwalde von Biaiowicza zu uns zu verpflanzen verſucht, vielfach ihr Glück erprobte, und leider mit Erfolg; denn die kleine Schar der koſtbaren, von uns wie Kleinodien gehegten Thiere ſchwand zuſammen wie Schnee an der

Sonne und wir waren auf dem Punkte, uns froh zu fühlen, daß wir noch eine Klaue beſaßen, die wir als letztes Emblem unſers vormaligen ſo ſtolzen und ſeltenen Beſitzes aufzuzeigen vermochten. Die Wilddiebe ſollten Zigeuner ſein, ſagte man. Niemand hatte ihrer einen von Angeſicht geſehen. Ich war auf dem arabiſchen Schimmel, den ich durch die vermittelnde Güte deines Gatten beſaß, liebe Sidonie, ſozuſagen Tag und Nacht auf den Beinen und ſpähte in dem meilenweiten Forſte nach den Uebelthätern. Oft war's mir des Abends, als ſähe ich Feuer blinken zwiſchen den Gebüſchen der Spiegeleichen und rüſtig aufſtrebenden und emporwachſenden Buchen am dunkeln Waldpfuhl und plätſchernden, kryſtallhellen Bache, der die freundlich winkenden Wipfel als Zeichen einer willkommenen Begrüßung in ſeinem Schoſe als Bilder von Siegeszeichen davontrug. Doch kam ich herangeſtürmt, daß mir die auseinandergedrängten Zweige die Wangen faſt blutrünſtig ſchlugen, ſo war Feuer und Lager und alles zerſtoben; die Kohlen mochten eingegraben ſein in die moſige Erde des Waldes — es war von den Wilddieben und ihren Geſellen auch keine Spur zu finden — — Da ritt ich an dem in Rede ſtehenden Julitage des Morgens wieder aus. Eine unbeſchreibliche Hitze hatte alle die Tage vorher auf ſchier unerträgliche Weiſe ſich geltend gemacht. Die Wipfel meiner Waldungen verkehrten wie in Flammen und ſpielten mit den rothzüngelnden Spitzen der ſie umgebenden und umringenden feurigen Wolken. Nächtelang ſchoß das elektriſche Licht hinab in den dunkeln Wald, bevor es zu einem Ausbruch kommen konnte. Die Nadeln der Kieſerſchonungen zitterten wie Schwefelhölzchen, die Blätter der Eichen und Buchen waren zu alten, vergilbten Urkunden geworden, die troſtlos im glühenden Zuge des brennenden Südwindes lebten und bebten; die ſchwarzen Waldpfuhle waren ausgetrocknet bis auf den Grund und ließen dort der Würmer ſchwarzes Geringel, ließen der Schlammbeißer wie verzweifelte Umarmungen erblicken und die Fröſche ſprangen von dem Grunde auf den Rand, von dem Rande in den Grund, Leben heiſchend und bittend durch unbändiges Geſchrei um erquickende Kühlung. Die ſäuſelnden Waldbäche waren zu Schemen ihres frühern Daſeins geworden und rollten ihr verzweifeltes Leben ab in den im tiefſten moſigen Grunde fließenden Rinnſalen. So ritt ich aus am Morgen des in Rede ſtehenden 13. Juli —"

„Bruder, halte ein!" ſagte Sidonie theilnahmsvoll. „Dich ergreift zu ſehr die Erinnerung! Fülle deinen Becher noch einmal und trink!"

Der Forſtmeiſter füllte den grünen Pokal und trank ſo haſtig, als hätte er den brennenden Wald oder einen Theil von ihm in ſeinem Innern. Dann erzählte er weiter:

„Alſo da ritt ich aus am Morgen des in Rede ſtehenden Tags. Die flammenden Wolken, die bisjetzt hoch über den Wipfeln gewandelt als leuchtende Geſpenſter, hatten ſo viel an ſich gezogen von dem verdunſtenden Waſſermeer der Heide, daß es nun losbrach, das zürnende, ſo lange erwartete Donnerwetter. Als es ziſchte und brannte und zeterte, war ich hoch auf meinem Schimmel inmitten eines ein tieferes, ganz enges Waldthal beherrſchenden Anbergs. Rings umſtanden die dunkeln, blutrothen Elſen, rings umherrſchten die todtenbleichen Birken den duftigen, quellenden Waldſchos, den ich zu paſſiren hatte, um auf die gegenüberliegende, mit den höchſten Fichten bewachſene Höhe zu gelangen. Aus der moſigen Erhebung plätſcherte leiſe der rinnende Quell, der ſich im Schoſe des Thals gegenwärtig als ein kleines Baſſin anſammelte, das rings von weißen Glockenblumen, den giftigen Belladonnen, umſtanden war."

Unwillkürlich wandte ſich ein Blick der Oberſtin nach ihrem Schranke. Sie erhob ſich, verſchloß ihn und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

„Und wie nun rings die blutigen Flammen des Morgengewitters mich umziſchten, ritt ich in das kleine Thal hinab und ſiehe, da lag, umhüllt von zahlloſen weißen Belladonnablumen, beſchattet von den ſilbern blickenden Kelchen, ein ſüß ſchlummerndes Kindlein, eingewiegt in ſeine kindlich paradieſiſchen Träume, unbekümmert um die Wetter da draußen, ſelig, in ſich ſelbſt verloren! Wohl ſchüttelte die ſturmgebeugte Elſe ihr dunkles Blatt auf das ſüß ſchlummernde Antlitz; wohl bebte der hangende Zweig der ſchneeigen Trauerbirke ihre Tropfen auf den Sprößling des Waldes; wohl flammten zuckende Blitze vor ſeinem Auge; wohl neigten ſich die kleinen Blümlein und Blütenglöcklein der Belladonna ſeinem Ohr: es ſah nicht, es hörte nicht, es ſchlief in todter Unbekümmerniß. Mein Schimmel ſtand wie eingewurzelt. Den linken Vorderfuß halb in die Höhe und wie zum Austreten angeſchickt, ſo ſtand er da und ließ die Wetter toſen ob ſeinem Haupte, ließ die Blitze, die zahlloſen, niederzün-

geln an den zahllosen Stämmen rechts und links von ihm; so stand er da und stierte auf das kleine Wunder, das von den giftigen Blütendolden so seltsam umstellte Kind der sausenden Heide. Was aber blieb mir zu thun? Niederprasselten die lothschweren Hagelschloßen; nieder donnerte der finstere Platzregen; wild sausten die Stürme durch den Wald und zausten, selbst wie von bänglicher, sehnsuchtsvollster Angst befangen, alle die bänglichen, sehnsuchtsvollen Wipfel. Ich stieg ab und hob das Kind empor; es war ein so herziges, kleines Wesen, ein Mädchen von vielleicht zwei Jahren; vermuthlich hier ausgesetzt von einer oder der andern der der Sage nach den Wald durchschweifenden Zigeunerbanden — ich selbst habe, wie gesagt, auch keine Zehe von ihnen gesehen und die vermißten Elenne wurden später mit abgestürztem Halse am Fuße eines über den großen, sogenannten Blauen See hinabragenden Felsens gefunden; die Feuer, so sagen meine Förster, sollen Ausgeburten meiner eigenen, nächtlich mehr als billig aufgeregten Phantasie gewesen sein. Aber der Findling war da. Er hatte lange, pechschwarze Haare und, wie sich später ergab, große, kohlschwarze Augen, war wohlgestaltet in jeder Beziehung, von etwas bräunlicher Hautfärbung und hatte mit dem einen Händchen eine der, wie bereits erwähnt, rings sein Lager umstehenden Belladonnapflanzen so eng und fest umfaßt, daß ich, als ich das Dingelchen vom Boden aufhob, die seltsam duftende Pflanze mit der Erde ausriß. Die Donner hatten ausgerast, als ich mit dem Findling meinen Schimmel wieder bestiegen. Eine Flut goldenen Morgenlichts strömte nieder auf mich, mein weißes Roß und mein schwarzes, schlummerndes Kind. In seinem Glanze ritt ich auf wohlbekanntem Pfad nach Hause, wo ich das arme Wesen der ehemaligen Amme meines Sylvan, die noch als Wärterin bei mir verweilte, übergab. Dieselbe — ihr sei's zu ihren Ehren gesagt, sie ist seitdem verstorben — hat das Kindchen treulich und leider vielleicht nur zu sehr aufs beste gepflegt. Es gedieh unter der mehr als mütterlichen Pflege und wuchs heran; ich wollte ihr in heiliger Taufe erst den Namen Sylvana geben; doch da ich schon einen Sylvan hatte, nahm ich Sylvana griechisch und nannte sie „Hyline". Zwar entsetzte sich darüber der Mann, dessen ich mich behufs der Taufe bedienen mußte; aber ich bewies ihm, daß „Hyline" wenn auch kein Kalendername, doch immer noch ein ganz leidlicher Name sei, und so ließ er ihn in Aussicht auf das leckere Taufmahl, bei dem ich ihm versprach, weder den leckersten Rehbraten zu schonen noch den Rebhühneraugen-Champagner, eine Lieblingssorte des weiland jetzt auch schon dem Herrn entschlafenen Schwarzrocks, wie man zu sagen pflegt, passiren und Sylvan wuchs mit der ihm beigesellten Hyline fröhlich heran. Oft zwar zankten, bissen und schlugen sie sich, zeterten und haderten miteinander, als ob sie wilde Waldkatzen wären. Indessen gewann stets der Friede in ihrem Verhältniß wieder die Obhand und ich konnte mich blos der Kinder erfreuen. So ging es fröhlich und heiter manche Jahre, bis plötzlich vor ungefähr einem Jahre das Verhältniß zwischen den Zweien auf einmal sich umgestaltete und sich seltsam veränderte. Mein Sylvan, der heitere, lebendige Junge, wurde so tief melancholisch, daß ich mich seiner entsetzte. Hyline, die Tochter des Waldes, wurde bleich wie die weiße Blume der Heide, die sie von dem Tage ihrer räthselhaften Geburt an stets so innig geliebt. Sie liebten sich zu früh für ihre Jugend! So schwinden sie beide dahin, das eine in das Anschauen des andern so tief und so innig verloren, eins das andere gegenseitig sich anstarrend. Hyline ist ein Schreckbild geworden. Sie entwendete mir meine Lieblingsgewehre, trieb mit ihnen tagelang ihr tolles Spiel, machte Jagd auf alles, was ihr unter die Augen kam, und stellte mir das Jagdzeug dann so elend verdorben wieder auf seinen Stand, daß ich es dem Büchsenmacher in die Hände geben mußte. Seitdem aber — da sitzen Sylvan und sie unter den Wipfeln der das Forsthaus umstehenden Tannen und — Doch, Schwester, ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, soll noch daran gedacht werden, meinen bislang so wacker, tüchtig und brav gewesenen Sohn Sylvan mir und uns zu erhalten, er und Hyline getrennt werden müssen. Sie sagten mir zwar — das wäre ihr Tod; aber ich wollte doch bei dir anfragen: Willst du der wilden, seltsamen Tochter, willst du der räthselhaften Ausgeburt des Waldes eine Stätte in deinem Hause gewähren, bis das Licht der reinern Jungfräulichkeit über sie gekommen und die streitenden Geister des Mädchenthums, mit denen so sichtlich sie ringt, siegreich niedergekämpft hat? Ich will dir gern erkenntlich sein! Ich will dir für ewige Zeiten dankbarlichst und brüderlichst verpflichtet sein! Aber thust du mir die Liebe, nimmst du die Last von mir, thust du das Dei-

Digitized by Google

nige zur Rettung meines armen, in ſeinem noch knabenhaften Liebesringen rettungslos untergehenden Sylvan und willſt du dich mit dem Weſen belaſten, das allerdings ein wilder und tückiſcher Waldkobold zu ſein ſcheint? Ich hoffe das Beſte von dem milden, weichen und gütigen Einfluſſe deiner Clariſſa, die gewiß alles aufbieten wird, die gereizten Mädchengeiſter, die ihr ſo wild entgegenſpringen dürften, in ihre Formen zu feſſeln, der es ſicherlich gelingen wird, die düſtere Belladonnageſtalt des finſtern Waldes zur ſanften Form der heitern Wieſe abzuklären und umzuſchaffen! Alſo, Schweſter, willſt du? Dann hier ſchlag' ein! Ich zahle dir jegliche Penſion, die du irgend als angemeſſen verlangen kannſt! Verpflichte dich zunächſt auf ſechs Monate! Erweiſt ſich Patientin binnen dieſer Friſt als zu ſehr mit ihrer Herkunft in Conflict gekommen, als unheilbar, wohl! ſo nehme ich ſie dir wieder ab, bezahle dir das Doppelte deſſen, was du verlangſt, und gebe ſie in die weite Ferne! Schlage ein! Für dreihundert Thaler jährlicher Penſion, betreffendes Holzdeputat und zwei Rehböcke, die der Sylvan dir ſchießen ſoll, ungerechnet die ſechs Schnepfen und zwei Dutzend Rebhühner, mit deren Erlegung der wackere, jugendliche Nimrod ſich ebenfalls beauftragt, iſt die Hyline dein. Her deine Hand, Sidonie! Schlag' ein!"

„Wie könnte ich", erwiderte die Frau Oberſtin, „deinen Wünſchen widerſtehen! Bringe mir deine Waldtochter! Ich werde es verſuchen, den Kobold umzugeſtalten und ſein wildes, herausforderndes Weſen angemeſſen zu beſänftigen und zu mäßigen. Doch da kommt ja unſere liebe Clariſſa!"

Und hereintrat das gute, anmuthsvolle Mädchen, ein Kind des Lichts — das Bild des Sonnenſcheins. Sie hatte einen Brief in der Hand und ſchien voll ſeligſten Glücks.

Clariſſa von Burgen war ein Mädchen von gazellenhaftem Wuchs. Ein himmelblaues ſeidenes Tücheichen bedeckte leicht die freien, ſchönen Schultern. Ihr Haupt war faſt bloß, denn über dem mächtig hervorquellenden, ins faſt Schneeblonde ſpielenden Haar trug ſie ein ganz leichtes und unbedeutend zu nennendes, ebenfalls himmelblaues Morgenmützchen mit roſenfarbiger Blondengarnirung. Harmlos und friſch lächelte das liebliche Geſichtchen mit den weltweiten, himmelblaue Fernen eröffnenden Augen. Die Naſe ein wenig geſtumpft. Das anmuthige Mündchen leicht und keck aufgeworfen. In der Hand trug ſie einen Brief in großem Couvert, über das noch ein anderes geweſen zu ſein ſchien. So kam ſie leicht und fröhlich heran und rief der Mutter, ohne von dem ihr bisher Unbekannten weitere Notiz zu nehmen, die heitern Worte zu:

„Sieg! liebe Mutter! Sieg! Da! Hier lies das Schreiben des Oberconſiſtoriums! Erasmus iſt als Oberpfarrer an hieſiger vorſtädtiſchen Magdalenenkirche mit einem Gehalt von neunhundert preußiſchen Thalern definitiv und ſozuſagen lebenslänglich angeſtellt! Wirſt du mich ihm noch verſagen, Mütterchen? Nein, du darfſt es nicht, du kannſt es nicht! Sieh', dort blinken ſo fröhlich und golden im Scheine der leuchtenden Mittagsſonne die Zinnen der ſchönen gothiſchen Kirche und hier pulſt ſo friſch und lebendig mein Herz! Und ich rufe ſo innig und ſo laut: Triumph! Das hochwohlweiſe Oberconſiſtorium ſoll leben! Der Herr Oberconſiſtorialrath ſoll leben und mein guter Bräutigam ſoll leben und mein liebes, trautes Mütterchen mit den verweinten Augen auch daneben!" So rief die ſelige Clariſſa und warf den großen Brief auf den Tiſch — die kleine Einlage aus Seidenpapier hatte ſie wohlweislich in der Hülle des Buſens, des lieblich aufquellenden, beſtens geborgen.

Und das blauſeidene Mützchen warf ſie vom Köpfchen und das Tüchelchen von den Schultern und alles und jedes ließ ſie liegen, wo es juſt drauf zugefallen.

Die Mutter lächelte vor Freude und zeigte dann vorwurfsvoll auf den Beſuch, deſſen Clariſſa gar nicht geachtet hatte.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Von Caracas nach Puerto Cabello.

Von J. G. Klemm.

II.

Früher war Puerto Cabello viel ſtärker bewohnt und führte beſonders Pferde und Mauithiere nach den Antillen aus; jetzt hat dies ganz aufgehört. Auch waren bedeutende Salinen daſelbſt, die auch nicht mehr betrieben werden.

Nach dem Frühſtück ſuchte ich einige Bekannte auf, mit denen ich, da der Himmel bedeckt war, einen Ausflug nach dem Dorfe San-Eſtevan machte. Dies liegt zwiſchen Kokos- und Kaffeeplantagen, hart am Rande des Urwaldes. Die deutſchen Einwohner Puerto Cabellos haben dort ein Schießhaus, deſſen Wirth, ebenfalls ein Deutſcher, ſich mit Naturalienſammeln beſchäftigt.

Digitized by Google

Ich ſah daſelbſt mehrere intereſſante Thiere und Felle derſelben. In einem Käfig war ein Rey de zamuros (König der Aasgeier, Vultur papa), ein prächtiger Vogel. Er iſt von der Größe eines Truthahns, meiſt mit ſchwarzen Flügeln und hat einen nackten, purpurrothen Kopf und Hals, um letztern einen ſchneeweißen Halskragen. Die eigentlichen Aasgeier (Vultur aura s. foetens) ſind ganz ſchwarz. Sie riechen alle ſehr ſtark nach Moſchus und ſind für die tropiſchen Länder, in denen ſolche vortreffliche Geſundheitspolizei wie in Venezuela iſt, von unberechenbarem Nutzen, da ſie alles Todte und Verweſende in unglaublicher Schnelligkeit vertilgen. Sie leben meiſt in größern Trupps und haben oft den ſogenannten König bei ſich. Man ſagt, daß ſie nicht eher wagen, an ein gefallenes Thier ſich zu machen, bis der König ſich geſättigt hat, und daß ſie, wenn dieſer wegfliegt, ihm ſogleich folgen.

Dort in San-Eſtevan ſah ich auch ein kleines Exemplar des berühmten Kuhbaums, Arbol de la vacca (Sapotea galactodendrum), deſſen Stamm, wenn man ihn verletzt, zu gewiſſen Zeiten einen dicken, ſüßen, gut nährenden Saft in ziemlicher Menge ausfließen läßt. Gegen 4 Uhr kehrten wir wieder nach Puerto Cabello zurück, machten aber vorher noch verſchiedene Umwege in den Kokos- und Kaffeeplantagen, wo meine Begleiter viele Bekannte hatten.

Am Abend war große Proceſſion, weil es Charfreitag war. Voraus gingen hinter einem ſtarken Muſikcorps ſechs bis acht kleine Knaben und Mädchen aus den erſten Familien der Stadt, mit dem größten Luxus als Engel gekleidet. Ein überlebensgroßer Chriſtus am Kreuz ward ebenfalls ſowie eine mit ſchwerem Sammt bekleidete Madonnenſtatue, deren Arme und Hals mit reichem Schmuck bedeckt waren, feierlich herumgetragen. Am nächſten Tage ſollte eine bedeutend größere Auferſtehungsproceſſion ſtattfinden.

Am Sonnabend Morgen beſorgte ich noch einige Geſchäfte und Einkäufe, unter andern auch einige Tortumas oder Früchte der Crescentia acynte des Kalabaſſenbaums, welche in dem indianiſchen Dorfe San-Carlos, zwiſchen Valencia und Barquiſimeto, von einigen Indianerfamilien in den reizendſten Ornamenten geſchnitzt werden und die in den reichen Creolenfamilien gewiſſermaßen als Nippes dienen, da ſie ſehr theuer ſind. Die gewöhnlichen unbearbeiteten Früchte dieſes Baums dagegen ſind äußerſt billig und werden deshalb zu allerlei Geräthen verwendet. Sind die Früchte von ovaler Form, ſo dienen ſie, der Länge nach zerſchnitten, als Löffel; ſind ſie kegelförmig, ſo gibt jede Frucht zwei Schalen, welche als Teller, Trinkgefäße u. ſ. w. benutzt werden. Ja in den Llanos, wo die Leute auf möglichſt wenig Bedürfniſſe beſchränkt ſind, kocht man ſogar darin, indem man Steine glühend macht und dieſelben dann in die mit Flüſſigkeit gefüllte Tortuma wirft.

Mittags ritten wir wieder von Puerto Cabello fort, denſelben Weg zurück bis zum Cambur, wo wir gegen 5 Uhr ankamen und beſchloſſen, da zu übernachten. Ich badete nochmals daſelbſt, dann ſoupirten wir und gingen zeitig zur Ruhe, da wir am nächſten Morgen ſehr früh aufbrechen wollten.

Früh ritten wir gegen 3 Uhr fort und kamen kurz nach Tagesanbruch zu dem Wirthshauſe bei den heißen Quellen, wo wir frühſtücken wollten. Die Wirthsleute waren aber nicht anweſend oder wollten unſertwegen nicht aufſtehen; kurz, es war nichts zu bekommen. Endlich ließ ſich ein Diener herab, eine Kuh zu melken und uns die friſche Milch zu geben. Das Melken geſchieht in ganz Venezuela durchgängig von Männern und wird auf höchſt eigenthümliche Weiſe ausgeführt.

Da hier die Kühe nie im Stalle gefüttert werden, ſondern jahraus jahrein auf der Weide freſſen, ſo ſind ſie auch lange nicht ſo zahm wie die Kühe in Deutſchland und vorzüglich laſſen ſie ſich nicht melken, ſolange nicht ihr Kalb dabei iſt; auch verlieren ſie ſehr bald die Milch, wenn das Kalb durch irgendeinen Zufall von der Kuh getrennt wird. Soll alſo gemolken werden, ſo läßt man das Kalb erſt eine Zeit lang ſaugen und bindet es dann der Kuh an das rechte Vorderbein, worauf man das Euter, der Bequemlichkeit wegen, gewöhnlich mit dem Schwanze der Kuh ſelbſt abwiſcht und zu melken anfängt. Die Venezuelaner thun dies gewöhnlich ſtehend, während eine andere Perſon eine Schale unterhält. Große Verwunderung erregte es allemal, wenn ich meine Kühe, deren ich im Bergwerksdiſtrict zwei hatte, im Sitzen und den Milcheimer zwiſchen den Knieen haltend melken ließ.

Die dortigen Kühe geben, wahrſcheinlich der ſchlechten Nahrung wegen, ſehr wenig Milch; eine Kuh, die bei zweimaligem Melken ſechs Weinflaſchen Milch täglich gibt, iſt nach dortigen Begriffen eine ſehr gute Milchkuh. Allerdings iſt die Milch auch theuer, da auf dem Lande die Weinflaſche voll mit 1 Real = 4 Sgr., in den

Städten aber mit 2 — 2½ Real (8 — 10 Sgr.) verkauft wird.

Zu unſerer Milch konnten wir nur Maisbrot und noch dazu mehrere Tage altes erhalten. Man hat zwei Arten, die aber im weſentlichen gleich ſind, die Arepas und Ajacas. Man bereitet ſie wie folgt. Die von den Kolben getrennten Maiskörner werden eingequellt und nach etwa 12 Stunden, im ſchon etwas aufgequollenen Zuſtande, in einem hölzernen Mörſer mit einer hölzernen Keule unter Beifügung von etwas grobem Quarzſand geſtoßen, um die pergamentartige Hülle, die jedes Korn umgibt, abzutrennen. Sodann wird dieſe Maſſe gewaſchen, wodurch die Schalen ſowie die Steinchen von dem eigentlichen zum Brot beſtimmten Mais getrennt werden. Nun reibt man letztern unter Zufügung von Waſſer auf einem Reibſtein ſo lange, bis er in einen gleichartigen Brei verwandelt iſt. Um Arepas zu machen, wird die Maſſe in runde, etwa 5 Zoll im Durchmeſſer haltende und 1 Zoll dicke Kuchen geformt und dieſelben auf einer erhitzten Eiſenplatte gebacken. Zu Ajacas hüllt man einen Cylinder dieſer Maſſe von 6 Zoll Länge und 1½ — 2 Zoll Dicke in einige von den die Maiskolben umgebenden Blättern, bindet dies zuſammen und kocht es etwa eine Stunde. Am beſten ſchmeckt dieſe Art Brot ganz friſch gemacht und noch warm; iſt es einmal kalt geworden, ſo iſt es ſehr unverdaulich und klebrig.

Nach eingenommenem Frühſtück ritten wir weiter nach Valencia; auf dem Wege fing es an zu regnen und ſo ſtark, daß wir trotz der Cobijas durch und durch naß wurden; doch reſtaurirte uns bald ein ſolennes Frühſtück, welches die Deutſchen Valencias ihren aus Puerto Cabello zum Feſte gekommenen Landsleuten gaben und zu dem wir ſogleich eingeladen wurden.

Nach dem Frühſtück ging ich nach der Gallera, d. i. dem Circus für die Hahnenkämpfe, welche ich noch nie geſehen hatte.

In einem großen Saale war eine Arena von etwa 6 Ellen Durchmeſſer und um dieſelbe zogen ſich 6 — 8 Reihen Sitze amphitheatraliſch in die Höhe. Unmittelbar an den Schranken des Circus waren reſervirte Plätze für die Kampfrichter nebſt den gedruckten Geſetzen der Hahnenkämpfe, von der Decke hing eine Wage nieder, um die Kämpfer vorher zu wiegen. Als ich hinkam, waren beinahe alle Plätze ſchon beſetzt und bald begannen die Kämpfe, bei denen die Wetten die Hauptſachen ſind. Die Hähne, wunderbar zugeſtutzt, waren ſo enragirt, daß jeder Kampf nur mit dem Tode des einen, öfters beider Kämpfer endete.

Die Thiere werden durch beſonderes Futter und Pflege ſchon lange zum Kampfe vorbereitet. Man ſchneidet ihnen den Kamm und die beiden rothen Lappen an jeder Seite des Kopfes glatt weg und hält durch fleißiges Ausrupfen der Federn den Kopf, Hals, Rücken und Bauch kahl, wodurch dieſe Theile eine zinnoberrothe Farbe annehmen. Schwanz und Flügel werden kurz abgeſtutzt. Schwerlich würde man dieſe ſo vorbereiteten Thiere als Haushähne erkennen, wenn ſie nicht ſich durch fortwährendes möglichſt lautes Krähen als ſolche legitimirten.

Sollen zwei Hähne kämpfen, ſo treten die Eigenthümer mit ihnen in die Arena, jeder der Kämpfer wird zuvörderſt in einen Sack geſteckt und nun beide gegeneinander geworfen, wobei ſie oft in den Säcken ſich zu überkrähen ſuchen. Ueberſchreitet die Gewichtsdifferenz nicht eine in den Geſetzen genau für jedes Alter feſtgeſetzte Summe von Quentchen, ſo ſind beide kampffähig und die Eigenthümer treffen nun die letzten Vorbereitungen, indem ſie die Sporen der Hähne mit kleinen Meſſern und Feilen möglichſt ſpitz ſchaben, auch die Kämpfer mit in den Mund genommenem Waſſer beſprützen, alles, um ſie möglichſt friſch und kampfesmuthig zu machen. Währenddeſſen beginnen die Wetten unter den Zuſchauern und den Eigenthümern der Hähne, die ſich oft ſehr hoch belaufen. Ich ſah dort in Valencia auf einen Hahn von einem Herrn 300 Thaler wetten.

Die letzte Vorbereitung unmittelbar vor dem Kampfe iſt, daß der eine Kämpfer auf den Boden geſetzt wird und man ihn mit einem dritten, blos zu dieſem Zweck vorräthig gehaltenen gewöhnlichen Hahn zur größten Wuth reizt. Daſſelbe Experiment macht man mit dem andern und dann laſſen die beiden Kampfwärter auf ein Signal des Richters die Hähne los, worauf beide wüthend ſich zu hacken und mit den Sporen zu ſchlagen anfangen. Jeder Eigenthümer hat das Recht' ſeinen Hahn während des Kampfes öfter in die Höhe zu nehmen, um ihm das Blut abzuwiſchen — was gewöhnlich dadurch geſchieht, daß der Eigenthümer den Kopf ſeines Hahnes ohne weiteres in den Mund nimmt — um ihn aufs neue durch Beſpritzen zu erfriſchen. Hierbei wird allemal nach der Uhr geſehen, denn die Geſammtſumme der einzelnen Unterbrechungen darf eine beſtimmte

Anzahl von Minuten nicht überschreiten. Oft ist ein solcher Kampf schon beim ersten Rencontre beendet, wenn einer der Hähne geschickt genug ist, seinen Gegner mit dem ersten Sporenhieb zu tödten.

Die Zuschauer sind ganz toll auf diese Unterhaltung und verlieren oder gewinnen oft enorme Summen. Der Wirth unserer Posada ließ sechs oder acht seiner Hähne kämpfen und verlor in Zeit von etwa zwei Stunden über 400 Thaler. Ein anderer, der all sein baares Geld nebst der Uhr schon verloren hatte, setzte auf einen Hahn sein Pferd sammt Sattel und Zeug nebst seinen silbernen Sporen und verlor dies alles.

Den übrigen Theil des Nachmittags verwendete ich dazu, mich noch etwas in der Stadt umzusehen, die im ganzen einen sehr freundlichen Anblick gewährt; besonders angenehm ist der Totalanblick der Vorstädte, in denen die Häuser und Ranchos ganz unter Kokos-, Bananen-, Guamos- (Inga), Tortumas- und andern Fruchtbäumen versteckt liegen. Kommt man freilich näher und sieht die Details, so wird man desto unangenehmer von der schmuzigen und unordentlichen Wirthschaft der Einwohner berührt. Am Abend ging ich zeitig zur Ruhe, da wir wieder zu unserer Rückreise die Kühle des Morgens benutzen wollten.

Früh 3 Uhr verließen wir Valencia und ritten bis Guacara, wo wir frühstückten, und von da nach Mariara, wo wir wieder die größte Hitze vorbeigehen ließen.

In der Caprera hielten wir etwas an; ich benutzte die Zeit, um im See zu baden, was mich aber, der Wärme des Wassers wegen, eher müde machte als erfrischte. Abends spät kamen wir in Maracay an, wo wir sogleich die Ruhe suchten.

Am nächsten Morgen ritten wir wieder zeitig fort, verzehrten ein mitgenommenes Frühstück unter dem ehrwürdigen Zamang und kamen gegen 11 Uhr nach Turmero, wo wir wieder einige Stunden rasteten. Dort setzte man uns die Festspeise der Creolen zum Frühstück vor, nämlich eine Art Pastete, und dann einen gefüllten Käse. Es sind dies die holländischen kugelrunden sogenannten Katzenkopfkäse, die erst nach und nach ausgehöhlt werden. Ist es nicht mehr möglich, eßbare Stücke herauszuschneiden, so füllt man diese hohle Kugel mit Reis, Rosinen, Mandeln und allerlei Gewürz und bäckt sie in einem Backofen. Das Gericht schmeckt nicht so schlecht, wie man seiner heterogenen Bestandtheile wegen vermuthen sollte. Als Dessert erhielten wir eine Melone, wie ich sie nie wieder gesehen und gegessen habe; sie hatte die Größe eines tüchtigen Kürbisses und schmeckte so zart, daß wir, nachdem wir versucht hatten, sie erst mit Zucker und dann mit Pfeffer zu essen, es fürs Beste hielten, sie ohne allen Zusatz zu genießen. Zur Weiterreise nach Victoria nahmen wir uns noch Orangen mit, deren wir einige dreißig für ¼ Real, d. i. 1 Silbergroschen, erhielten. In Victoria besuchte ich noch einen Bekannten, ehe wir uns schlafen legten.

Am nächsten Morgen ritten wir weiter durch das Dorf el Consejo nach dem Mammon, wo wir uns trennten. Meine beiden Begleiter gingen zurück nach dem Carristal, ich wollte einen Freund im Tuithale besuchen und von da über San-Pedro direct nach Caracas gehen. Ich ritt zuerst neben dem Flusse Tui hin bis nach einem kleinen Weiler, Quebrada secca (Trockene Schlucht), so genannt, weil derselbe am Ausgange einer trockenen Schlucht liegt und diese hier für gewöhnlich kein Wasser hat, während weiter oben ein sehr starker Bach darin herunterkommt, der sich aber nach und nach im Sande verliert. Ich rastete hier etwas und ritt dann über die Hacienda Urbina nach der Hacienda los Zabillos. Dort traf ich meinen Freund, der Administrator jener beiden Plantagen war, und blieb einige Tage bei ihm. Wir machten mehrere Ausflüge und ich begleitete ihn auch auf seinen Berufsritten. In der Quebrada secca zieht sich eine große Taback- und Kaffeeplantage hinauf. Der Taback ist sehr gut und wird aus direct von Havana gekommenem Samen gezogen. Urbina und los Zabillos sind beides große Zuckerplantagen. Den Rückweg nahm ich über los Cocuizas, auch eine Zuckerplantage, am Fuße eines steilen, mit verschiedenen Aloëarten bewachsenen Bergs. Aus der einen Art, Cocuiza genannt (Yucca acaulis), welche gerade schwertförmige Blätter und weiße Blumen, in Gestalt den Fuchsiaglocken sehr ähnlich, an einem hohen ästigen Blütenstengel trägt, wird ein Faserstoff gewonnen, der zur Verfertigung sehr zäher Stricke dient. Man schneidet zu dem Behuf die Blätter nahe am Wurzelstocke ab, wässert sie einige Tage ein und klopft sie dann. Sind sie weich, so werden sie mit einem groben Kamme am dicken Ende aufgehangen und so lange gekämmt, bis alles Fleisch von den Fasern getrennt

iſt; erſtere ſind anfänglich grünlichgelb, werden aber durch fortgeſetzte Behandlung und durch Bleichen bald ſchneeweiß. Aus dieſen Faſern werden die Stricke verfertigt, die ſich in der Regel die Leute zu ihrem Bedarf ſelbſt machen. Der Weg, die bisjetzt einzige Handelsſtraße zwiſchen den Thälern von Anaguas und Caracas, führt dieſen Berg ſteil hinauf bis nach einem kleinen Orte, las Cajas (die Steinplatten). Dieſer Weg iſt bei Sonnenſchein, der niederſtrahlenden Hitze von den ſteilen Bergwänden wegen, ſehr unangenehm; noch ſchlechter paſſirbar aber iſt er bei Regen, weil er ganz am lehmigen Boden ausgeſchnitten iſt, welcher durch den Regen ſo ſchlüpfrig wird, daß die Thiere mit ihren Reitern oft Strecken von 10—12 Ellen auf dem Wege fortrutſchen, ehe ſie einen feſten Halt wiederfinden. Eine ſehr unangenehme körperliche und noch viel unangenehmere geiſtige Erſchütterung für den Reiter.

Der Ort las Cajas beſteht aus einer kleinen Kirche und mehreren Häuſern; er iſt dadurch berühmt, daß zur Zeit der ſpaniſchen Occupation des Landes (zu Oſtern des Jahres 1567) hier eine große Schlacht zwiſchen den Spaniern und den Tequesindianern geliefert worden iſt, in welcher letztere unterlagen, von der noch eine Kanone herrührt, welche ſich in las Cajas halb in der Erde vergraben findet. Von derſelben Zeit rührt ein großer Mühlſtein her, der mitten auf dem Wege liegt. Man hat hier eine weite Ausſicht über die umliegenden Gebirgszüge; ſüdöſtlich liegt los Teques. Der Weg führt dann, zum Theil durch ſehr ſchönen Wald von Palmen, Baumfarren, Cecropias und andern Bäumen, bei las Lagunetas, el Volcan und los Ganavatos, kleinen Weilern, vorüber und fällt endlich ſteil ab in das Thal von San-Pedro, welches von einem Flüßchen gleiches Namens durchſtrömt wird. Der Ort San-Pedro iſt nur klein. Jenſeit deſſelben ſteigt der Weg ſogleich wieder nach den Bergen des Hiquerote, welche ſich noch höher als die von Cocuizas erheben und das Thal von San-Pedro von dem von Caracas trennen. Dieſer ganze Weg iſt ſehr frequentirt; immer trifft man ganze Züge Maulthiere und Eſel, die entweder Käſe oder rohen Zucker, ſogenannten Papelon, nach Caracas aus den Llanos oder aus den Thälern von Anaguas bringen oder beladen mit allerlei Waaren von Caracas dahin zurückkehren. Der Transport iſt ſehr theuer und die Maulthiertreiber, Arrieros, werden in der Regel wohlhabend; einem Eſel werden höchſtens $1\frac{1}{2}$ Centner, einem Maulthier nicht mehr als $2—2\frac{1}{4}$ Centner aufgeladen und es erhalten die Treiber für die Tagereiſe und den Centner gewöhnlich 8 oder 10 Realen, d. i. 32—40 Silbergroſchen. In dieſer Zeit machen ſie ſelten mehr als 8 Stunden Wegs. Allerdings bemühen ſie ſich auch, das Leichtverdiente möglichſt ſchnell beim Trinken und Spielen wieder loszuwerden und oft ſieht man abends dieſe nur mit Hemd und weiten Beinkleidern bekleideten Leute um Guineen und Zwanzigdollarſtücke ſpielen. Auf dieſem Wege kommt auch das ganze Schlachtvieh für Caracas aus den Llanos, oft in Heerden von mehreren hundert Stück, die nur von wenig Leuten begleitet ſind. Auf den Höhen des Hiquerote führt der Weg meiſt durch Wald, der von den intereſſanteſten und ſchönſten Bäumen zuſammengeſetzt iſt, die in den pittoreskeſten Guirlanden von allerlei Schlingpflanzen verbunden werden. Unter den niedern Pflanzen herrſchen Farren, Brombeeren und Ananas vor. Ein Baum beſonders, ein Brownea, dort Rosa del monte genannt, zeichnet ſich durch ſeine kopfgroßen purpurrothen Blüten aus, deren jede von 4—500 einzelnen Blumen zuſammengeſetzt iſt. Auch fanden ſich hier einzelne Exemplare des Wachsbaums, deſſen kleine Früchte mit einer Kruſte von Wachs bedeckt ſind, welches in der Gegend von Merida in großer Quantität geſammelt und zu Kerzen verbraucht wird.

Nahe bei dem Punkte, wo ſich der Weg in das Thal von Caracas ſenkt, hat man eine herrliche Ausſicht auf daſſelbe, mit der Silla de Caracas als Hintergrund. Der Weg geht ſehr ſteil hinab, am Fuße des Bergs liegt der Ort las Ajuntas, drei Stunden von Caracas entfernt, ſo genannt, weil ſich hier der Rio de San-Pedro und ein anderer Fluß, el Macazao, zu dem Guaire, an dem Caracas liegt, vereinigen. Von hier bis nahe an die Stadt Caracas liegt eine Haciende an der andern, die alle Kaffee oder Zucker erbauen.

Bis las Ajuntas iſt auch der von Caracas begonnene Fahrweg nach den Valles de Anagua und Puerto Cabello gediehen; das ſchwerſte Stück, von hier bis la Victoria, bleibt allerdings noch auszuführen. In las Ajuntas blieb ich über Nacht, um am nächſten Morgen frühzeitig in Caracas einzutreffen. Eine kleine Stunde von hier, den Maracaoſtrom aufwärts, liegt das Dorf gleiches Namens; von dieſem aus führt der Weg nach der vor einigen zwanzig Jahren von

Coronel Tovar angelegten Colonie, die nach ihm benannt ist und welche meist von Deutschen bewohnt wird. Es ist dies in der ganzen Provinz Caracas der am höchsten gelegene bewohnte Ort, den man unsern Landsleuten wegen des kühlern Klimas anwies. Die Colonisten, die anfänglich auf Ackerbau verwiesen waren, konnten aber dabei nichts gewinnen, da der Boden zu schlecht und eine Düngung oder Verbesserung desselben, der abschüssigen Lage wegen, als nutzlos sich erwies, weil der Regen stets das verbesserte Land sehr bald wieder wegschwemmte. Sie fingen darauf an, sich mit Holzschneiden und Breiersägen zu ernähren, wobei sie sich sehr gut standen; allein in neuerer Zeit läßt dieser Erwerbszweig auch viel zu wünschen übrig, weil die guten Holzbäume in der Nähe der Colonie alle weggeschlagen und die Colonisten, um solche zu finden, oft tagereisenweit in die Umgebung gehen müssen. Man kann also das Ende dieser Colonie auf nicht ferne Zeit sicher voraussagen.

Am nächsten Morgen ritt ich von las Ajuntas fort und kam, zwischen Aguacatebäumen (Laurus persea) und Weiden (Sauco salix Humboldtiana) zuerst nach dem Dorfe Antimano, welches sich lang an der Straße hinzieht. Hier werden die rohen Topfwaaren, bestehend aus Schalen und größern und kleinen Töpfen, für den Markt von Caracas gefertigt. Sie sind aus rothem Thon, ohne Glasur und erhalten dieselbe erst durch den Gebrauch, weil diejenigen, die sie anwenden, nie daran denken, sie zu reinigen. Meines Wissens ist dies der einzige Ort im ganzen Lande, wo Töpfergeschirr gefertigt wird. Der Brennofen ist eine Grube, die mit Steinplatten und Mauerziegeln bedeckt wird. An der Straße stehen viele Tunas (Cactus opuntia), zum Theil bedeckt mit Cochenille, die aber wild vorkommt und die zu sammeln sich niemand die Mühe nimmt.

Von Antimano aus zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Gebäuden und Ranchos, erstere Landwohnungen von Bewohnern von Caracas, letztere meist Pulperias, bis zur Stadt hin. Hinter derselben ist ganz dürre Ebene, spärlich bedeckt mit kurzem Grase und dornigen Cujis, einer Art Akazie. Hier weiden meist die aus den Llanos gebrachten Rinder, ehe sie dem Schlachthause verfallen. In der Vorstadt von Caracas ist der Markt, wo dieselben an die verschiedenen Fleischer verkauft werden.

Anregungen.

Briefe aus München.

VI.

— — Münchens Umgebung, selbst das nähere, bietet außerordentlich viel Anziehendes. Wenn wir die Stadt auf der westlichen Seite verlassen wollen, so gelangen wir an dem schönen, nun mit der Ostbahn vereinigten Bahnhof vorüber bald nach der Theresienwiese.

Auf diesem dazu sehr günstig gelegenen Terrain wird alljährlich das Octoberfest gehalten, eingesetzt zur Feier der Vermählung des damaligen Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen. Seither erhielt sich dies originelle Volksfest, verbunden mit landwirthschaftlicher Preisvertheilung, den in Baiern so beliebten Pferderennen und Scheibenschießen. Ich entsinne mich einer solchen „Theresienwiese". Da erhebt sich eine Stadt im kleinen. Geschmackvolle Schweizerhäuschen aus Holz bilden einen ansehnlichen Kreis und enthalten Gastwirthschaften. Dazwischen erheben sich Tribünen für Musiker, Buden für mancherlei Sehenswürdigkeiten und das Königszelt. Unter Kanonendonner erscheint am Hauptfesttag der Hof von zahlreicher und glänzender Suite umgeben; es wird gern gesehen, wenn alle bei Hofe Vorgestellten auf der Festwiese im Königszelte erscheinen. Bei dieser Gelegenheit entfaltet, wer kann, großen Luxus in Equipagen und Toiletten. Eine Hügelkette, an der sich die beliebten Bierkeller hinziehen, begrenzt die Theresienwiese. Gerade dem Festschauplatz gegenüber erhebt sich die vor wenigen Jahren geschmackvoll im Rundbogenstil erbaute Schießstätte. Von da bietet sich der schönste Blick über die Festwiese. Das bunte Gewimmel von mehr als 60000 Menschen ist, von der Höhe herab betrachtet, höchst malerisch. Besonders seitdem die Eisenbahnen sowol das bairische als schwäbische Gebirge mit der Hauptstadt vereinen, liefert das Landvolk zahlreiche Contingente in den Trachten der verschiedenen Thäler. Das ganze Fest trägt einen patriarchalischen Charakter und kündet die Einigkeit von Fürst und Volk an. Es ist nichts Gemachtes in dem frohen Zurufe, mit dem bei solchen Gelegenheiten öffentlichen Erscheinens die Bayern ihren Herrscher begrüßen und nicht im entferntesten der Meinung sind, daß Deutschland in Preußen aufgehen müsse. Zugleich schaut auch die kolossale erzene Bavaria auf das frohe Getreibe herab. Sie befindet sich unfern der Schießstätte. Ein Riesenstandbild, das mit seiner Größe den seltenen Vorzug eines höchst lieblichen Gesichtsausdrucks verbindet. Weniger Effect macht die dorische Säulenhalle, bestimmt für Porträtbüsten berühmter Personen, welche die Bavaria von drei Seiten im Hintergrunde umgibt. König Ludwig ließ hinter letzterer einen schönen Hain anlegen.

Ein beliebtes Vergnügen iſt es, in den Kopf der Rieſenſtatue zu ſteigen, wos ſogar, wenn dos Metall durch Sonnenſtrohlen erwörmt iſt, beſchwerlich wird. Der Errichter der Bavaria mußte dieſen Genuß bei Strafe ſeiner allerhöchſten Ungnode einem der letzten münchener Originale, einer ſiebennndachtzigjährigen Frau, verbieten, weil er befürchtete, die muthige Matrone möchte nicht mehr lebend herabkommen.

Wir wandern heute einmol weiter, den Hügel entlang. Vor uns haben wir die herrliche Gebirgskette der Salzburger und Bairiſchen Alpen. Die Kirche von Unterſendling kommt bald in Sicht. Auf deren Vordergrund befindet ſich das Bild der Mordweihnacht des Jahres 1705. Die zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſtets ſchwankende Politik des Kurfürſten Max Emonuel hatte Baierns Beſetzung durch öſterreichiſche Truppen zur Foige, obwol der tapfere Herr zwei Jahre früher dem Kaiſer Beigrad erobert. Die Steuern und Brandſchatzungen des Feindes trieben das Volk zum Aeußerſten. Während Adel und Geiſtlichkeit um die Gunſt des öſterreichiſchen Statthalters buhlten, erhoben ſich die Bouern. Der patriotiſche Student Plingonſer und der franzöſiſche Houptmann Gauthier führten dieſelben. Unter dem Rufe: „Beſſer bairiſch ſterben ols öſterreichiſch verderben", ſtürzten ſie ſich auf die Gegner. Trotz der gewichtigen Streiche, die ſie austheilte, konnte die Schor gegen Verrath und überlegene Kriegskunſt nichts ausrichten. Die letzten Scenen des blutigen Volksdramos ſpielten ouf dem Kirchhofe zu Sendling. König Ludwig ließ zum Andenken der tapfern Männer ein Gemälde auf dem Schauplatze ihres Heldentodes anbringen, auf dem ſich beſonders die koloſſoie Geſtalt „des Schmiedes von Kochel", eines der Volksführer, obzeichnet.

Die drei Sendling, in Entfernung vou je einer halben Stunde auseinander gelegen, werden häufig genannt in Münchens Geſchichte. Sie enthalten einzelne hübſche Häuſer, früher Anſitze des Adels. Gegenwörtig ſind die meiſten in Schenkwirthſchaften verwandelt, welche aus der Stadt häufig beſucht werden. Sehr beliebt iſt die Fahrt nach dem Sendling, das die erſte Station der München-Solzburger Eiſenbohu bildet; on Sonn- und Feſttagen ſind die Waggons dorthin zum Erdrücken voll.

Die Hügelkette zieht ſich näher dem Fluſſe. Waldiger und pittoresker werden die Ufer, je mehr wir uns von der Hauptſtadt entfernen. Hinter Groß-Heſſellohe, der zweiten Stotion, beginnt ein ſchöner Wald, der in botaniſcher Beziehung reiche Ausbeute bietet. Wir paſſiren ouf der ſchönen, neuen Eiſenbahnbrücke die Iſor, deren waldige Auen die Gegend ſchmücken. Links unten im Thoie gruppirt ſich die Stadt moleriſch; der möchtige Strom, von boumbewachſenen Hügeln eingedämmt, bildet den Vordergrund, den Blick begrenzen ſchöne Farſten. Jenſeit der Brücke liegt der früher ſehr ſtark beſuchte Vergnügungsort Menterſchwaige; in neuerer Zeit kam die Wirthſchoft etwas in Verfall.

Der Spaziergong nach der Stadt zurück auf dem rechten Hügelrücken iſt ſehr ongenehm. Großentheils geht er durch Wald, der ſich zuweilen öffuet und die Anſicht des Thales nebſt der Stadt gewährt. Ein näherer Weg führt ſogleich thoiwörts über die ſogenonnten Ueberfälle drei Viertelſtunden long ouf ein paar Bretern über den Fluß.

Indeſſen lohnt ſich der Umweg auf der Anhöhe. Wir erreichen zuerſt das Dörfchen Harlaching mit ſeinem geſchmockvoll neueingerichteten Wirthshauſe. Hier aben iſt der Horizont beſanders rein, die Luftfärbung herrlich; darum wahnte hier Claude Lorrain längere Zeit. Später ſteigt die Straße abwärts in die hübſch angelegten Flußauen und mündet on der Frauenhofer Brücke, welche die Varſtodt Au mit München verbindet.

Wir warfen uns in eine glücklicherweiſe eben rückkehrende Droſchke, denn die Zeit drängte, ſich umzukleiden zu einer münchener Specialität — einer Privattheatervorſtellung.

Früher vereinigte ſich häufig die hohe Geſellſchaft in dem glänzenden Hotel des Grafen B., um ſeine und ſeiner Gemohliu Leiſtungen im franzöſiſchen Luſtſpiel zu bewundern. Seit dem Sturze dieſes großen Hauſes haben dieſe allerliebſten Theatervorſtellungen, die vom Schauſpieler Long orrangirt und häufig durch den Beſuch der Majeſtäten beehrt wurden, onfgehört mit manchem ondern geſelligen Lebensſymptam. Es traf überhaupt ein förmlicher „crash" die Societöt; mehrere der erſten Häuſer ſchioſſen ſich wegen finanzieller Dérongements ihrer Beſitzer. Tab und ſonſtige Veränderungen verödeten wieder ondere Salons, ſodaß kaum einer mehr zu finden iſt, der ſich über einen lieinen Kreis ousdehnt. Und außer dem Carneval, wo allerdings viel gehüpft und geſprungen wird, regt ſich ouch wenig geſelliges Leben in der Hofgeſellſchaft ſelbſt.

Das nämliche Verhältniß geſtaltet ſich in der zweiten Geſellſchaft. Hier floriren beſonders unter den Damen die Spielkränzchen. Vier oder mehrere kammen abwechſelnd in ihren Häuſern zuſammen, zu jener Unterhaltung des Kartenſpielens, die nach des jüngern Fichte Bemerknng, in ſeiner ausgezeichneten Ethik, die niedrigſte Stufe bei dem geſelligen Vereine der Menſchen einnimmt.

Eine eigene Geſellſchaftsgruppe bilden aber in München neuerdings die Profeſſoren; mehrere darunter halten gaſtliche Häuſer; und da wor es, wa wir Thollo im Privotkreiſe begegneten. Hofroth von Ringseis vertritt an hieſiger Univerſität im mediciniſchen Fach die gläubige Richtung. Seine Tochter ſchreibt Stücke in ſpecifiſch katholiſcher Tendenz. Aus einem frühern dienſtlichen Verhältniß zu König Ludwig iſt der Hofrath demſelben perſönlich bekannt und der Monarch beehrt meiſtens die in ſeinem Hauſe ſtattfindenden theatraliſchen Vorſtellungen mit ſeiner Gegenwart.

Heute erſchien König Ludwig dort mit ſeinen drei eben zum Beſuche anweſenden verheiratheten Töchtern.

Nachdem Se. Majestät vorher mit den Prinzessinnen einer Production des Militär-Gesangvereines in der Westendhalle beiwohnte, nahm sie die für den König und seine Begleiterinnen servirten Tische ein und nachher begann die Aufführung eines kleinen Stücks von Hans Sachs. Der König nahm mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit theil und unterhielt sich anscheinend ganz so, wie sich für seinen Geschmack, seine Bildung und das Bewußtsein, Hans Sachs war ein Nürnberger, also ein bairischer Dichter — geziemte. Die Production währte nicht lange. Gleich darauf entfernte sich der Hof. Die übrige Gesellschaft trat in Gesprächsgruppen zusammen. Daß hier möglich war, von den klopfenden Tischen als wirklich geisterbesessenen zu reden, wird niemand unglaublich erscheinen. „In jedem Jahrhundert nimmt der Teufel eine andere Maske an!" waren Worte, die ich positiv hörte. Als der päpstliche Nuntius auf den Sprecher lächelnd zuschwebte, zogen wir uns zurück.

Obermedicinalrath von Pfeufer, Hofrath von Martius und Professor von Liebig versammeln öfters Gesellschaft. Jedoch der eigentliche Sammelplatz einheimischer und durchreisender Gelehrten, Schriftsteller und Künstler war bei Hofrath von Thiersch. Seit dessen Tode verlor die Aristokratie des Geistes ihren Centralpunkt, wie es der der Geburt mit dem Wegziehen der Familie des Grafen Bassenheim erging. Wer die münchener Gesellschaft studiren will, muß seitdem deren Bruchstücke überall aufsuchen wie die alte Kunst aus den Trümmern Italiens.

(Ein siebenter Brief demnächst.)

Neue Romane und Novellen.

XII.

Von W. Raabe, der unter dem Schriftstellernamen „Jakob Corvinus" früh Geltung und Ruf erworben und zu unsern eigenthümlichern Erzählern gehört, liegen uns zwei Arbeiten vor: „Nach dem großen Kriege". Eine Geschichte in zwölf Briefen (Berlin, Schotte, 1861), und „Der heilige Born", Blätter aus dem Bilderbuch des 16. Jahrhunderts (Prag, Kober u. Markgraf, 1861).

Wer viel in den Werken der Humoristen geblättert, weiß, daß sie im Grunde nur Einen Ton haben. Die Worte sind verschieden, die Melodie bleibt dieselbe. Ganze „Jobelperioden" des „Titan" könnten an den „Hesperus" angehängt werden, in allen Märchen Andersen's herrscht dieselbe Welt und dieselbe Manier. Dieser Eintönigkeit durch das Heranziehen historischer Elemente, durch Volksweisen und romantische Abenteuer einen hellern Klang zu geben, ist ein sinniger Gedanke Raabe's und kann, von geübter Hand fortgebildet, vielleicht einen humoristischen historischen Roman hervorbringen — eine Erneuerung, die für diese aus mehr als 23 Wunden unter den Messern und Scheren der „geiesensten deutschen Schriftstellerinnen" blutende Kunstform eine Frage um Leben und Tod ist. Raabe's Novellen sind in dieser Hinsicht anerkennenswerthe Versuche. Freilich scheint uns, als wäre der Humor mehr an die Stoffe herangebracht als aus ihnen naturgemäß erwachsen. Beide Erzählungen sind meist tragischen Inhalts, romantisch im Ton Achim's von Arnim, an den wir hier und da erinnert werden. Aber im allgemeinen ist sowol der Ton des 16. Jahrhunderts wie der Zeit nach dem Befreiungskriege getroffen. Zuweilen leidet Raabe's Stil an einer Breite der Ausrufungen, willkürlichen Fragen und Anreden; doch bleibt der Eindruck des Ganzen anmuthend, gefällig und poetisch.

Wir müssen der Erzählung „Nach dem großen Kriege" den Preis zuerkennen, ihrer größern Einfachheit und Klarheit wegen. Im „Heiligen Born" (es ist das Bad von Pyrmont gemeint) ist die Nachahmung des Chronikenstils nicht immer gelungen; vielleicht fehlt auch die tiefere geschichtliche Einsicht, wie sie z. B. Victor Scheffel's „Ekkehard" auszeichnet.

Ich und Du.

Ein trotzig Ich führt blut'gen Krieg,
Scheut nicht der Rache Thaten;
Befehdet des Gesetzes Sieg,
Zertritt des Landmanns Saaten.
Das Ich, das nicht ein and'res kennt,
Nach eig'nem Glück nur trachtet,
Hat Schwertes Schärfe, welche trennt
Und fremdes Leid nicht achtet.

Das Du hat auch sein heilig Recht
Im Reiche der Gedanken.
Es macht uns zu der Liebe Knecht
Und stürzt der Selbstsucht Schranken.
Es wehrt dem Ich, für sich allein
Bis spät zur Nacht vom Morgen
Mit Späherblicken für das Mein
Rastlosen Sinns zu sorgen.

Am Herzen liegt und an die Brust
Schließt nicht das Ich den andern.
Vereinsamt muß in Schmerz und Lust
Soich Ich durchs Leben wandern.
Das Du gießt warmes Mitgefühl
Den Wand'rern in die Herzen,
Pflanzt Blumenluft und lindert kühl
Den Sonnenbrand der Schmerzen.

Drum Ich und Du und Du und Ich,
Von Immergrün umschlungen,
Sei immerdar geschwisterlich
Im selben Lied besungen!
Nur wo die Zwei in Wir gesellt
Zu sei'gem Liebeswalten,
Kann heiter sich die Menschenwelt
Zu vollem Glück entfalten.

Ernst Pfeilschmidt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zu Ehren Mnemosyne's. — Albert Schott. — Die öffentliche Meinung. — Wiener Musikzustände. IV. — Briefwechsel.

Zu Ehren Mnemosyne's.

— Am 9. November 1859 wurde in Dresden zu Schiller's Säcularfeier ein großes Festbanket gehalten. Auf dem Programm standen zwei officielle Toaste, einer, den Berthold Auerbach, ein zweiter, den der Herausgeber d. Bl. bringen sollte. Beide wurden gebracht; jener vom Blatt abgelesen, dieser, memorirt, frei gesprochen.

In der Zeitschrift „Die Gartenlaube" gibt Auerbach Erinnerungen an Rietschel und schreibt in Nr. 23 Folgendes:

„Ich las Rietschel am Nachmittag die Ansprache vor, die ich im Auftrag des Comité als erste Einleitung zum Festbanket halten sollte. Mehrere Freunde waren dagegen, daß ich diese Worte geradezu läse. Ich war aber der Meinung, daß ich es nicht darauf ankommen lassen dürfe, einen so hohen, nie wiederkehrenden Moment einer unmittelbaren Eingebung zu überlassen. Denn nichts ist peinlicher, als beim Niedersetzen sich sagen zu müssen: Du hast nicht gesagt, was du sagen wolltest, hast es in anderer Weise oder ganz anders gesagt. Ein Vorbereitetes aber auswendig zu lernen und sich den Schein zu geben, als ob es aus dem Momente entsprungen, erschien mir unwahr und unwürdig."

Nichts über den, wie es fast scheinen möchte, persönlichen Seitenblick — — Nur einige Worte über die Sache.

Die Göttin des Gedächtnisses war keine Muse, aber sie war die Mutter der Musen. Zeus, die ewige Schöpfungskraft, umarmte Mnemosynen, die Tochter des Himmels und der Erde, eine Titanin; sie gebar die schaffenden Künste und die Wissenschaften.

Mnemosyne ist die Mutter der Musen und selbst keine Muse. Ein Improvisator, ein „unmittelbarer Eingebung sich Ueberlassender", ist kein Künstler, sondern in vielen Fällen ein Taschenspieler. Man kann das Talent eines Stegreifdichters bewundern, man kann einem Rhetor mit Staunen zuhören, der zu jeder Stunde und über alles und in fließendster Wortfolge redet; jener gehört nicht auf den Parnaß, dieser nicht in die Säulenhalle der Akademie.

Das Gedächtniß ist die mütterliche Kraft aller Künste und Wissenschaften. Ohne Pflege des Gedächtnisses keine Bürgschaft dauernder Geisteskraft. Sie stets zu üben, ist die Pflicht der Selbsterhaltung jedes schaffenden Genius. Von dem Tage an, wo die Kraft seiner Erinnerung nachläßt, fühlt der Geist, daß er altert. Es ist ein Augenblick der Wehmuth, sich auf schwindendem Gedächtniß zu betreffen.

Ehrwürdig sei uns deshalb die Pflege des Gedächtnisses! Sie ist die Vermittlerin der höchsten Kunstgenüsse. Sie vermittelt die erschütternden Wirkungen der Tragödie, die heitere Erfrischung durch die komische Muse, die großen, himmelantragenden Acte und Ceremonien, die zu den Culten der Völker gehören. Den Improvisator konnte nur das tiefste Platttreten des Soccus brauchen. Der Improvisator gehört nicht auf die Bühne, nicht in die Kirche — nur an den häuslichen Gesellschaftstisch und in die Discussion.

Es mag unter den Geistlichen sorglose, reichbegabte Naturen geben, die sich den Plan ihrer Predigt erst beim einmaligen Läuten der Sonntagsglocke um halb neun Uhr zurechtlegen und auf die Kanzel treten, um sich ihrem guten Genius zu überlassen; aber die Würde der Kanzel schreibt dem Geistlichen eine andere Rüstung vor. In jedem Pfarrhause sind die Frühstunden des Sonnabend der Meditation, der Vorbereitung auf die morgende Predigt, dem Geist der Erleuchtung und dem Gedächtniß gewidmet. Am Sonnabend nachmittag wird dem Geistlichen seine niedergeschriebene Rede im Innern überall nachtönen, die Worte und die Fügungen der Sätze werden ihn beim Wandeln in Garten und Feld begleiten, sie werden ihm wider Willen im Gedächtniß eine feste Gestalt gewinnen. Die Nacht befestigt die Lichteindrücke auf der Tafel der Seele. Am Morgen steht die noch einmal durchgelesene Rede im Gedächtniß für den denkenden und muthigen Geist felsenfest. Wer sein eigenes Geisteswerk niedergeschrieben hat, liest es wenigemale durch und dem Mann von geschultem, kräftig geübtem Gedächtniß fehlt auf der Kanzel nichts von dem, worauf es ankommt. Läse er sein Heft ab, so verließe ihn die magnetische Kraft für seine Gemeinde. Zu seinem Priesterthum gehört ein Feierkleid. Ein Priester, ein Hierophant muß etwas von der Art eines Künstlers haben.

Es gibt auch für den Laien Augenblicke, wo ihm ein priesterliches, ein Hierophantenamt zu Theil werden kann. Der vorwitzige Improvisator wagt sich wol auch auf einen Rednerstuhl, der mit Eichenkränzen geschmückt ist, auf eine buntausgeschlagene Tribüne, die ein ganzes Volk umsteht. Gelingt ihm sein Kunststück, so mag ihm sein unhochzeitliches Kleid verziehen werden. Ein minder kecker Geist kennt die Achtung, die er den Hörern, der feierlichen Gelegenheit, der Enthüllung vielleicht eines Denkmals schuldig ist. Er wird sich auf die ersten Worte, mit

denen er einen Goethe von Schwanthaler, einen Schiller von Thorwaldsen zu begrüßen hat, würdig vorbereitet haben; er wird sich sicher stellen, nicht zu stocken; er wird die freudige Erhebung von Tausenden, die ihm in diesem Augenblick als einem Opferer lauschen, nicht durch eine menschliche Schwäche unterbrechen. Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, wird er in einer stillen Stunde angerufen und sorgsam seine Rede oder den genauesten Gedankengang derselben sich eingeprägt haben.

Dies priesterliche Sprecheramt suchen wir nicht im Saal eines Auditoriums. Ein Professor, der vom Katheder herab nur frei spricht, kann sehr anregend wirken; würde er seinen Vortrag ablesen, so träte nicht die mindeste Beeinträchtigung seines Verdienstes ein. Eine Akademie hält ihre Sitzungen; die gelehrten Forschungen werden vorgelesen. Selbst eine Festrede bei einem akademischen Acte wird demjenigen nicht zum Vorwurf gereichen, der solche ablase. Ueberhaupt wird ein geschriebenes Heft selbst bei Enthüllung eines Standbildes niemand schänden; aber jedermann wird nur sagen: „Warum nahmst du überhaupt dies Amt an? Du hättest es einem andern abtreten sollen, der durch eine muthige, freie Haltung unsere Herzen freudiger erhoben hätte!"

Am 9. und 10. Nov. 1859 sind in Deutschland zu Ehren Schiller's flammende Worte gesprochen worden. Viele kamen durch die Macht des Augenblicks hervorgerufen, andere wurden abgelesen, andere waren vorbereitet und memorirt. Wer es buidete, daß vierzehn Tage lang vor dem großen, alle Welt erregenden Feste ein Programm erschien, in welchem sein Name als der des Sprechers bei Enthüllung der Statue oder als der des officiellen Toastbringers bei einem großen, von Hunderten besuchten Festbanket ausdrücklich verkündigt zu lesen war, der war der Bedeutung des Augenblicks, dem Hochgefühl der Versammelten, den Fahnen, Kränzen und dem Meer von tausend Lichtern, in denen sich hochgehobene, freudige Mienen widerspiegelten, schuldig, sich als Priester und Hierophant, als „Diener am Wort" eines großen Cultus, als Mittelpunkt eines Begeisterungsactes zu fühlen. Er durfte nicht als Improvisator kommen. Er mußte mit dem, was er sprach, als ein Vorbereiteter, Gesammelter erscheinen. Derjenige, der nicht auf dem Programm stand und sich im Laufe des Festes noch etwa aus freien Stücken erhob, dem mochte getrost die volle Freiheit des Augenblicks gewährt bleiben; aber der officielle Redner mußte ein vorbereiteter sein und was er sagte, mußte und — durfte jedem das Gepräge der ernstesten Meditation tragen und Mnemosynens Beistand schändete ihn nicht. Ob ein Gedächtniß so geschult ist, daß ihm ein aus innerstem Herzen gekommenes und ebenso niedergeschriebenes Wort sofort mit drei malen aufmerksamen Durchlesens haftete oder mit fünf malen, wer hat untersucht, ob Bourdaloue's und Bossuet's Reden vor oder nach dem Betreten der Kanzel niedergeschrieben wurden?

Berthold Auerbach hat ein Wort gesprochen, dem zum mindesten — Selbsttäuschung zurückgegeben werden muß. Hätte der Vorleser gesagt: „Ich persönlich leide so sehr an Zerstreuung oder Gedankenflucht oder Erörterung des Schattens, den ich werfe, daß ich aus dem Gedächtniß nichts sicher gegenwärtig behalten kann!" wohl, so würde man vielleicht die Bemerkung unterdrücken: „Dann hättest du dein vierzehn Tage lang vorausverkündetes Choragen- und Sprecheramt an jenem Festtage nicht annehmen sollen"; man würde ihm vielleicht nichts von der Wirkung eines vorgelesenen Toastes verrathen haben; aber „unwahr" und „unwürdig" die Handlungsweise zu nennen, die in jenen Tagen ein Ehrenamt mit Vorbereitung, Sammlung und Vertrauen auf ein sicheres Gedächtniß verrichtete, dagegen mußte im Namen der hundert deutschen Ehrenmänner protestirt werden, die, als sie an jenen denkwürdigen Festestagen als offizielle Redner sprachen, weder für allzeit fertige Improvisatoren gelten wollten, noch ihre Reden ablasen.

Albert Schott.

* Ein deutscher Ehrenmann ist hingegangen. Hochbetagt schied Albert Schott aus dem Leben, einer der populärsten Namen Würtembergs, eine der ersten und festesten Säulen jenes neuerbauten, vielbedrohten constitutionellen Lebens, an welchem sich Uhland betheiligte, als er sang:

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel stören!

Länger als eine Generation hindurch hat Albert Schott mannhaft in seinen Ueberzeugungen für Licht und Recht ausgehalten und selbst den Pferdehuf der Zersprengung des Rumpfparlaments zu Stuttgart nicht gescheut — ein würdiger Greis, dem Achtung und Liebe ins Grab folgte.

Mancher seiner frühern Kampfgenossen wandte sich zur Seite. Freundes- und Familienbeziehungen durften auch ihn zu Abirrungen auf Pietismus, Ultramontanismus, Verleugnung seines Glaubens an die Möglichkeit einer Verjüngung des deutschen Volks im Anschluß an sogenannte nüchterne Staatsraison verleiten — sein eigener Schwiegersohn Römer war einer jener Märzminister, welche die Stürme von 1848 beschwören und die ausgetretenen Gewässer wieder in ihre alten Ufer zurücklenken sollten — Albert Schott blieb fest in seinem Glauben. Er war ein patriarchalisches Haupt in seiner engern und weitern Familie — letztere sein Vaterland.

Besonders unvergeßlich wird den Näherbefreundeten des sinnigen, gemüthvollen Mannes seine rege Betheiligung an allem bleiben, was auch auf anderm als nur politischem Gebiete seinem Jahrhundert zur Ehre und zur Anregung gereichte. Ein vielbegehrter Advocat, nutzte er dennoch seine Mußestunden, um

mit den Entwickelungen der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Literatur vertraut zu bleiben. Jede hervorragende Erſcheinung des Tags wurde im Kreiſe ſeines häuslichen Lebens mit anſpruchsloſem, ſinnigem Intereſſe begrüßt. Die Einſeitigkeiten der ſpecifiſch ſchwäbiſchen Literatur, die gegenſeitigen Reverenzen vorzugsweiſe der Lyriker, die genialiſirenden Pedanterieen des tübinger Stiftlerthums wurden nicht von ihm gepflegt; ſein Blick war univerſell, vorurtheilslos und mehr auf den Inhalt des geiſtigen Lebens und Ringens der Zeit gerichtet als auf die Form, hinter welcher ſich ſo oft nur die Leere verbirgt.

Seine nachgelaſſene treffliche Familie wird das Andenken des edeln Mannes noch um ſo länger aufrecht erhalten.

Die öffentliche Meinung.

* Gewiß eine Macht, die wir achten müſſen! Und doch irrt und taſtet ſie nicht ſelten im beklagenswertheſten Dunkel!

Erinnern wir uns der Zeit, als Cavour's Name zum erſten mal auftauchte. Derſelbe Mann, den man jetzt als Patriot, ſeltenen Staatsmann, unerſchütterlichen Charakter mit Recht bewundert, war noch vor wenig über zwei Jahre in Deutſchland ein Gegenſtand des faſt allgemeinen Spottes. Man wird ſich aus dem „Kladderadatſch" der Bilder entſinnen, die eine ſchlaffe Puppe vorſtellten, in die Napoleon Luft blies. Die Verſpottung des gänzlich den Deutſchen unbekannten öffentlichen Geiſtes in Italien ging ſo weit, daß Cavour's Name als ſtereotype Bezeichnung für gewiſſe Gegenſtände benutzt wurde, die wir kaum andeuten können.

Vergleicht man damit die jetzige Erkenntniß der Wahrheit über den bedeutenden Mann, ſo ſollte doch wahrlich die öffentliche Meinung zuweilen gleichfalls in Geſtalt einer Puppe — Buße thun! Es ſollte der Geiſt von geſtern durch den Geiſt von heute, wie die Guy Fawkes-Strohpuppe in London am Erinnerungstage der Pulververſchwörung, zum Symbol des Irrens, zuweilen an einem beſonders dazu beſtimmten Oeffentliche-Meinungs-Feſttage, öffentlich verbrannt werden.

Wiener Muſikzuſtände.

IV.

Betrachten wir den Zuſtand des eigentlichen Virtuoſenthums in Wien, ſo befremdet es, daß die eigentlichen zwei Concertinſtrumente, die Geige und das Klavier, durch keine hervorragenden Künſtler vertreten ſind. Die zwei berühmten Meiſter der Violine, Mayſeder und Boehm, der erſtere durch ſeine originelle, reizende Spielweiſe, der letztere als würdiger Vertreter der großen Rode'ſchen Schule, dem Joachim, Ernſt und andere Virtuoſen von Weltruf ihre Ausbildung verdanken, den Kunſtfreunden unvergeßlich, haben ſich längſt aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen und nur den erſtern kann man noch, jedoch höchſt ſelten, ein Solo in der Hofkapelle vortragen hören.

An jüngern, noch in der Oeffentlichkeit wirkenden Violinvirtuoſen beſitzt Wien den einzigen Hellmesberger jun., der, wie geſagt, nicht zu den Größen erſten Ranges zählt.

Ebenſo wenig vermag es auf einen wahrhaft großen Klaviervirtuoſen hinzuweiſen; denn das Spiel ſeiner beſten (Dachs, Eppſtein, Weidner, Mayer) ſteht in den Grenzen des verſtändigen Aneigneus der techniſch vollkommenen, geſchmackvollen Ausführung; Eigenthümlichkeit, Größe des Tons, Begeiſterung fehlen. In Karl Maria Bocklet beherbergt Wien eine verſchollene, ſeit Jahren dem öffentlichen Wirken entzogene Größe des Klavierſpiels.

Nach dem in dieſem Jahre eingetretenen Aufhören der ſeit 1852 beſtandenen „Neuen Wiener Muſikzeitung" beſtehen noch drei muſikaliſche Fachblätter in Wien, von welchen die von Selmar Bagge gegründete „Deutſche Muſikzeitung" ausſchließlich der Muſik gewidmet iſt, die von andern, namentlich von den Fürſten Czartoryſki ins Leben gerufenen „Recenſionen und Mittheilungen über Theater und Muſik" und Zellner's „Blätter für Theater und Muſik" nebſt den Intereſſen der letztern auch jene des Theaters im allgemeinen vertreten.

Die beiden zuerſt genannten Fachzeitungen ſtehen für den echten Beruf der Tonkunſt ein und bekämpfen die Beſtrebungen der modernen Stimmungs- und Programmmuſik. Ein Unterſchied in der Geſchmackseinrichtung beider beſteht nicht; nur in der Würdigung der edlen Erzeugniſſe der nachclaſſiſchen Zeit, namentlich jener Schumann's, ſind die „Recenſionen" ſpröder als die „Deutſche Muſikzeitung", welche in dieſer Beziehung einen freiern Geſichtskreis hat.

Uebrigens ſind die „Recenſionen" ein ſehr ſchätzenswerthes Blatt, das durch ſeine Unparteilichkeit und Offenheit, durch die Schärfe, mit welcher es jedem unberechtigten Vordrängen entgegentritt, ſowie durch die Sicherheit, mit welcher es das praktiſche Bühnenweſen ſowie die muſikaliſchen Bildungsanſtalten mit ihren Vorzügen und Mängeln beleuchtet, ſich ein wahres Verdienſt erworben hat.

Die „Blätter für Theater und Muſik" ſtellen ſich als Organ des ſogenannten Fortſchritts der „Leipziger Muſikzeitung" zur Seite, welche ſeit Jahren die moderne Richtung vertritt. Der Herausgeber und Redacteur iſt ein Muſiker von Fach, der in jeder Zeile die gründlichſte Kenntniß des Techniſchen bekundet. Er hat ein ungemein ſcharfes Wahrnehmungsvermögen und ſeine Beurtheilung des Details iſt meiſtens von überraſchender Feinheit. Würde ſeine allgemeine äſthetiſche Bildung auf gleicher Höhe ſtehen, ſo wären jene Vorzüge in der Wagſchale der Kritik von unſchätzbarem Werthe. Leider iſt dies nicht der Fall. Der Umſtand, daß der Herausgeber in den Ergebniſſen der noch nicht geſchloſſenen Entwickelung der Tonkunſt durch Formerweiterungen und verſtärkte Ausdrucksmittel einen Fortſchritt zum Höhern erblickt, iſt für ſich allein hierfür ein genügender Beweis. Aber auch der rothe Faden, den Einheit, den Geſinnung und Ueberzeugungstreue in die echte Kritik weben, ſchwankt; die Ausſprüche des Kritikers ſtehen unter ſichtbaren Einflüſſen und wenn man Apotheoſen, durch welche manche neueſte Muſik zu den größten und tiefſinnigſten Schöpfungen geſtempelt wird, neben die vielen geſunden, feinen und geiſtreichen Bemerkungen, die vielen ſichern und tief eingehenden Urtheile über wahrhaft große Tonwerke aus ſeiner kritiſchen Feder hält, ſo kann man nur bedauern, daß ſo viel Einſicht und Beruf auf keiner feſtern Grundlage ruht.

Nebenbei ist die musikalische Kritik durch zwei Referenten in politischen Zeitungen bedeutsam vertreten. Diese sind: Dr. Hanslik, welcher der „Presse", und Debrois van Stenyk, welcher der „Wiener Zeitung" Referentendienste widmet und nebstbei in der Bagge'schen „Musikzeitung" seine Stimme hören läßt. Dr. Hanslik ist durch sein vortreffliches Werk „Vom musikalisch Schönen" in weitesten Kreisen bekannt geworden und gilt in musikalischen Dingen für eine Autorität. Er besitzt in der That nebst den gründlichsten Fachkenntnissen allgemeine, namentlich ästhetische Bildung, eine feine Auffassung, Geist, Scharfsinn und eine gewürzte, lebendige Darstellungsgabe. Da er in einem weitverbreiteten und vielgelesenen Blatte wirkt und mit unwiderstehlicher Kraft und Schärfe falschen Bestrebungen der Neuzeit entgegentritt, so hat er sich um die Leitung des musikalischen Urtheils zu Wien ein großes Verdienst erworben. Bei alledem kann aber auch er es nicht verleugnen, daß er der jungen Generation angehört, die, durch Ueberreizung großgezogen, den Sinn für feinere Kunstorganisation und ideale Kunstschönheit nicht ungetrübt zu bewahren vermachte. Hierfür fehlt es nicht an Belegen in manchem seiner neuern und neuesten kritischen Aussprüche, z. B. über Mozart's und Rossini's „Figaro", über Berlioz' Genialität und Haydn's „Erhebung bis zur Genialität" u. s. f. Dr. Hanslik ist in neuester Zeit zum außerordentlichen Professor der Geschichte und Aesthetik der Tonkunst an der wiener Hochschule ernannt worden. Wir sind überzeugt, daß er der hohen Aufgabe entspricht.

Debrois van Struyk ist mit der Theorie und dem Technischen der Tonkunst innigst vertraut, hat Geist und ästhetische Bildung. Auch er gehört zu jenen, die mit der größten Entschiedenheit die anspruchsvolle moderne Richtung bekämpfen, ohne den Ausdruck ihrer Ueberzeugung mit nachgiebigen Clauseln abzuschwächen; aber auch er ist durch seine Jugend so enge mit der Zeit verwachsen, daß er sich doch von der leidenschaftlichen Kraft und dem berechneten Gedankeninhalte zur Ueberschätzung einzelner Tonwerke dieser Richtung hinreißen läßt.

Wenden wir nun den Blick auf die Haltung des Publikums gegenüber den Kundgebungen des öffentlichen musikalischen Lebens in Wien, so werden wir im allgemeinen denselben Anblick gewinnen, den alle Großstädte gewähren, wo nicht eine ganz einseitige Richtung wie in den Südländern Italien, Spanien, Portugal vorherrscht.

Wir sehen ein buntes Bild vor uns! Hier eine fanatische Schar, welche die italienische Oper mit Verdi an der Spitze bejubelt, dort jene, die Meyerbeer nicht satt hören kann; hier die zahlreichen Anhänger Wagner's, die seinem „Tannhäuser" und „Lohengrin" ein volles Haus bereiten; dort die unerschütterliche Garde Mozart's, die jede Aufführung des „Don Juan" als einen musikalischen Festtag begrüßt und den Klängen der „Zauberflöte" mit ungeschwächter Hingebung lauscht! Im Concertsaal locken Haydn's „Schöpfung" und „Jahreszeiten" nicht minder Scharen begeisterter Anhänger herbei als Schumann's „Paradies und Peri", „Der Rose Pilgerfahrt"; in der Symphonie werden neben Haydn, Mozart und Beethoven Mendelssohn und Schumann gefeiert, Schubert und Gade mit Interesse aufgenommen; Sebastian Bach's Kirchencantaten und Motetten, die altitalienische Kirchenmusik und so manches altdeutsche geistliche Lied wetteifern mit dem modernen weltlichen Chor um die Palme der Gunst; das Streichquartett ist zu einer Modeliebhaberei geworden und auch in seinem Bereiche theilen Haydn, Mozart und Beethoven mit Mendelssohn, Schubert, Schumann, Spohr u. a. die Vorliebe des Publikums.

Wie für jede Richtung und Weise — für das Classische und das Romantische, für die melodische Einfachheit des Volksliedes, wie für den Ernst der contrapunktischen Kunst, für die süße, frische Sinnlichkeit wie für die geistige Vertiefung, für die ruhige, ideale Schönheit wie für den stürmischen Ausdruck der Leidenschaft, für die reine Harmonie wie für die blendende Klangfarbenpracht eine rege Empfänglichkeit vorhanden ist, wird am deutlichsten dadurch ersichtlich, daß selbst in dem Rahmen der kleinern Klaviervirtuosenconcerte einige ältere, vor allem Johann Sebastian Bach, immer siegreicher neben die beliebtesten Meister aus der Zeit der vollständigen Entwickelung der Klaviertechnik neben Beethoven, Mendelssohn, Chopin, Liszt, treten. Wie wäre es auch anders möglich bei einer aus so vielen Volksstämmen und Bildungselementen zusammengesetzten Bevölkerung einer Großstadt! Aber so gewiß derjenige, welcher aus der Begeisterung, die sich bei Gelegenheit für Haydn, Mozart und den frühern Beethoven kundgibt, auf die classische Richtung — aus der Huldigung, die man dem spätern Beethoven, dem Instrumentalisten Schubert und Schumann darbringt, auf die Hinneigung zu geistiger Vertiefung und dem Versenken in Stimmungen — aus dem Entzücken, welches den trivialen Cabaletten Verdi's folgt, auf das Vorwallen grobsinnlicher Bedürfnisse — aus dem maßlosen Jubel, welcher einzelnen symphonischen Dichtungen Liszt's zu Theil wird, eine Hinneigung zu der Zukunftsmusik herleiten — aus der Begeisterung, mit welcher so manche Tonwerke der alten Meister Palästrina, Marcello, Bach, Händel u. s. f. aufgenommen werden, auf ein Zurückflüchten des Geschmacks zu den einfach großen ursprünglichen Formen schließen wollte, ebenso gewiß wird dem ruhig beobachtenden Auge das eigentliche musikalische Geschmacksbedürfniß des hiesigen Publikums im allgemeinen bald klar werden. Es ist dabei freilich nicht zu verkennen, daß hier wie überall die Bereitwilligkeit, mit welcher die moderne Musik der leidenschaftlichen Aufgeregtheit der Gegenwart durch maßlose Steigerung der pathologischen Ausdrucksmittel der Tonkunst entgegenkommt, einen großen Einfluß auf den musikalischen Geschmack gewonnen und daß die Gewohnheit gewürzter Reizmittel die Empfänglichkeit für einfache, milde Eindrücke abgestumpft hat.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— Herrn C. B. in Leipzig und F. S. in Ravensburg. Wird erscheinen.

— Herrn L. F. in Wien. Die freie Disposition über die von Ihnen gewünschte Zusendung fehlt uns. Die Ausgabe wäre zu groß.

— Herrn A. St. in B. bei Wien. Ihre Gedichte mögen als Unterlage zu Ihren musikalischen Compositionen ausreichen, können aber selbständig nicht existiren. Und welche Sprachkenntniß

Wer nie an der Geliebten Busen
Geschwärmt, geliebt, geweint,
Dem haben Sonne, Mond und Sterne
Im Leben nie geschein't!

(Ausgegeben am 20. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 26. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Bella Donna. Eine wahre Geschichte als Novelle. Von M. Solitaire. III. IV. V. — Goethe's Farbenlehre. Von Dr. A. Aderholdt. — Ueber Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Von Karl Frenzel. — Vorzüge und Gebrechen der Schulen. — Ein katholischer Bischof. — Dramatische Versuche. II. — Gelegentliches von Joachim Federer. — **Neues aus der Welt.**

Bella Donna.

Eine wahre Geschichte als Novelle.

Von M. Solitaire.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Aber Clarissa", sagte die halbblinde Frau Oberstin, „hörst du nicht? Siehst du denn nicht, wer hier ist? Es ist dein Onkel! Begrüße ihn! Er bringt dir ein Schwesterchen! Die Hyline, von der du schon hörtest!"

Da erschrak die fröhliche Clarissa bis in den bleichen Tod. Die Hyline, die mit Sylvan — dachte sie. Doch schon war es wieder vorüber in ihr, als die Mutter das Wort wiederholte:

„Willst du nicht deinen Onkel begrüßen?"

Nun flog sie aber doch wieder als die im Aufbruch begriffene Rose, die sie bei ihrem Eintreten dargestellt, selig in die Arme des mütterlichen Oheims. Und niedergekämpft war die Wolke der Ahnung, die ihre Seele bange und schrecklich durchzogen. „Wie freue ich mich, dich zu sehen, dich guten Onkel Forstmeister! Und bring' uns nur bald das kleine Ding! Ich will das Bärlein schon ziehen!"

„Du sollst es in den nächsten Tagen genießen, geliebt es Gott, du kleine wilde Hummel!" erwiderte lachend und sein Nichtlein herzlich an den Busen drückend der Forstmeister. „Und wenn dein Helfer kommt", fuhr er fort, „so laß mich's wissen! Ich bin just kein besonderer Kirchgänger, aber hält er seine Antrittspredigt in der Magdalenenkirche, so bin ich dabei und wenn der Wald brennt! Und so laßt uns noch einen Rundtrank trinken! Und so könnte ja wol deine Zose Doritta, liebe Sidonie, oder wie sie sonst heißen mag, hinüber in den Gasthof gehen und mein inzwischen so vortrefflich ausgeruhtes Roß dem Hausknecht wieder abverlangen. Er soll es selbst herüberbringen, er soll eine gute Belohnung empfangen!"

Sidonie klingelte und ertheilte die nöthigen Befehle.

„Und so lebt mir denn wohl auf das herzlichste!" sagte, seine Jagdkappe und obligate Hetzpeitsche ergreifend, Herr Horst von Wildau, leerte noch einmal auf Einen Zug den grünen Becher, umarmte Schwester und Nichte und ging die Treppe hinab, um unten das vor die Schwelle geführte Roß zu besteigen.

Sidonie und Clarissa lagen im Fenster und sahen dem Abreitenden nach. Er grüßte noch einmal herauf. Sie dankten ihm — aber ihr Muth war so trübe; und als der courbettirende Rappe, in Gang gesetzt, seines Wegs dahintrollte, da war in einer oder der andern der beiden Frauenseelen die Empfindung, als sähen sie, daß

das ſchwarze Roß ſchwere Gewichte an ſeinen vier Beinen hätte; als ſähen ſie, daß es nicht von der Stelle könnte; als wären die Hufe an den Boden geklammert und, als dieſe endlich durch machtvolles Anfaſſen und Aufreißen der Zügel ſich löſten, eine ſchwere, ſchwarze Wolke vor dem Roſſe ſich niederlaſſen, die, ſich miſchend mit dem aufqualmenden Staube der Chauſſee, den Trab des Roſſes verwirrte und hinderte.

Gaſthofs Anton, der das Roß gebracht, beſah lächelnd das empfangene Trinkgeld, das ſeine Erwartungen vielleicht nur annäherungsweiſe erreicht, und er nahm aus hörnerner Doſe, die er aus ſeiner ehemals roth geweſenen ſammtmancheſternen Weſte hervorzog, drei conſecutive, wie man zu ſagen pflegt, ſehr umfangreiche Priſen, zog die ſchneeweiße Dämelkappe, die auf ſeinem ſtruppigen Haupte prangte, über beide Ohren und wandelte ſeelenvergnügt und in ſich ſelbſt verloren ſeinem Stalle wieder zu.

III.

Hyline war angekommen.

Auf einem weißen, hohen Roſſe war ſie herangeſtürmt, die weiße Tochter des dunkeln Waldes.

Da ſitzt ſie nun in der uns bekannten Räumlichkeit, während es ſacht und ſchwül vom tiefhangenden Sommerhimmel niedergießt, und wir betrachten ſie.

Es iſt eine üppig aufgeſchoſſene Figur, etwas zu kurz in der Taille gerathen, aber dennoch anmuthig genug. Ihr Antlitz iſt todtenbleich; eine tiefe, verbiſſene Verdrießlichkeit ſchlummert in den etwas welk und verlebt ausſehenden Zügen; große, pechſchwarze Augen mit gewaltigen, ſie umgebenden dunkelblauen Ringen zieren den marmorartig ausſehenden Vorbau ihrer mehr als billig hervorgewölbten Stirn und blond waren die ſtarken Flechten, die von ihren Schläfen niederfloſſen.

So ſitzt ſie vor uns in früher Abendſtunde. Ein gemiſcht graues und weißes Kleid verhüllt ihren Leib, ein ſchwarzer Gürtel umgürtet ihre Taille, eine Schnur weißer und ſchwärzlicher Perlen umringt den etwas noch ins Gelbliche ſpielenden Hals. So ſitzt ſie vor uns, in ihrer Hand eine blühende Blumenglocke, und der Regen träufelte nieder auf die Vegetation des Gartens vor dem Hauſe, träufelte nieder auf die Zweige der beiden Linden am Eingange des zum Hauſe führenden Ganges und wuſch den Staub von ihren Blättern, träufelte nieder auf die nun ſchon im Abſterben liegenden Lilienkelche, die den Gang von den Linden bis zum Hauſe beſtanden.

Und die flatternden, regenſpendenden Wolken zogen dahin und die ganze Atmoſphäre ſchien aufgelöſt in eine weite, ſanft niedertriefende Flut. Und der Wind ſchlug an das Fenſter und ſpielte ſein altes, ſein ewiges Spiel mit den ſchlechtſchließenden Thüren des alten Hauſes, daß ſie auf- und zu- und zu- und aufklappten in raſtloſer Regelmäßigkeit. So ſaß ſie allein, ganz allein dahier, die Hyline, unſere waldnächtige Freundin —

Sie wurde liebevoll aufgenommen. Man ſah ihr an, daß ſie nur mit äußerſtem Kampf von Sylvan gewichen. Noch lagen die Gewitterwolken des Zorns auf ihrer Stirn, noch drohten die Gewitter ſich zu erneuen, unter deren Krachen und Donnern ſie vom Forſthauſe geſchieden. Drei Tage lang ſprach ſie kein Wort. Scheu ſah ſie die Menſchen an, als ob ſie ihr alle den Tod gönnten.

Sie beobachtete täglich, was um ſie her geſchah. Sie beobachtete auch die Art, wie die Oberſtin einmal oder zweimal ihre Augenlider ätzte. Sie hörte die Warnung, um Gottes und aller Wunden Jeſu willen nie jenes Pinſelchen oder wol gar das todbergende Glas zu berühren.

Am vierten Tage erfuhr die Oberſtin, daß Hyline nachts nicht im Hauſe war. Sie geſtand, daß ſie Sylvan geſehen. Sylvan würde öfter kommen, aber er könne immer nur zum Sternenlicht an ihrem Fenſter eintreffen, ſagte ſie; denn zum Morgenanbruch müſſe er zurück zu ſeinem ſonſt zornentflammten Vater.

Die Oberſtin ſchrieb dies dem Bruder und gab die kurze Bitte: „Befreie uns von Hyline!"

Horſt von Wildau antwortete: „Vergebung, Schweſter! Sylvan kennt meinen Willen! Hyline laſſ' ich nach Hamburg bringen — zu einem Pfarrer! Der ſoll ſie bändigen! Dir bürd' ich die Laſt nicht länger auf!"

Hyline kannte gleichfalls ſchon ihr Schickſal. Sylvan hatte einem Rehbock, den der Vater ſandte, die Botſchaft brieflich in die klaffende Todeswunde geſteckt.

Frau von Burgen und Tochter waren in der Stadt, um die Ankunft des Predigers zu St.-Magdalena, des Herrn Erasmus Helfer, der an dieſem Tage nachmittags angekommen und bei einer in der Stadt wohnenden Schweſter abgeſtiegen war, feiern zu helfen und alle die unend-

lichen Kleinigkeiten, die bei Verabredung eines so wichtigen Ereignisses wie das einer bevorstehenden Familienverbindung in Erwägung gezogen werden müssen, reiflich mit zu erwägen und zu erörtern. Sie konnten erst gegen 10 Uhr abends heimkehren; das wußte die einsame Hyline und so überließ sie sich so ganz ihren stillen, verlorenen Phantasieen.

„Dich habe ich verscherzt, mein Sylvan! Dich habe ich verloren, mein süßes Wesen! Dich, der du bist das Kind des Waldes gleichwie ich! Wo weilst du nun, mein Trautester? Wo nun gedenkst du deiner dir ewig, ewig treuen Hyline? Du, mein Sylvan, du hast so treu die Gefühle getheilt, die meinen Busen mir erweitert! Du warst so gut, so fromm wie das Turteltäubchen, dessen Nest auf der Höhe der langen Esche und der noch längern Tanne wir oft genug auszunehmen gegangen! Sie wollen uns auseinanderreißen! Nun gut, mögen sie's, wenn sie's können, und wenn wir uns trotzdem nicht vereinigen für immer! Für immer, Sylvan, für immer! Hörst du die wilde Taube ziehen hoch über des mächtigen Waldes machtvollem Rauschen und Säuseln und Biegen und Brechen? Die Taube bringt uns das Würmchen an dem Fuße der Wurzeln im Walde und was da geschrieben steht auf dem kleinen, so winzig kleinen Paplerchen an dem Fuße des Würmleins, das soll unsere Norm sein, das soll uns leiten selbander für Leben und für Sterben —!"

„Für Sterben?" so sprach die Kleine, Schneegraue weiter; „welch ein Licht", so redete sie, „erfüllt urplötzlich die mich umgebende Nacht! Da glüht's aus dem Schranke heraus! Ha, ich kenne dich, Licht!" rief sie weiter, „Du bist das meine! Du bist mein!"

Und auf sprang sie durch die finstere Stube und hin eilte sie zu dem gläsernen Schranke, an welchem trotz aller ärztlichen Ermahnungen mütterliche Nachlässigkeit heute den Schlüssel hatte stecken lassen! Und sie nahm das Fläschlein mit dem Todtenkopfe und den drei Kreuzen, die auf blutrothem Papier auf ihm zu sehen waren, und hielt es gegen das Licht der Nacht, das zum Fenster vom Sternenhimmel quer durch die wie Leichensänger einherwallenden, wie Sterbekleider schwarzen Gewölke hindurchschimmerte.

„Bist du mein, o Leidenstiller?" so rief sie einmal über das andere; „bist du mein? O du, das der kluge Menschensinn so hergestellt in seiner göttlichen Schöne? O du, das mich fliehen lehren wird endlich einmal, ja endlich einmal aus den Thälern, wo ich nicht mehr sein mag ohne ihn, ohne Sylvan!"

Und sie öffnete das Fläschlein, das noch, nach der Art unfolgsamer und widerwilliger Patienten, fast noch in ganz dem Zustande verblieben, in welchem der Sanitätsrath Spreitler selbiges der Frau Sidonie übergeben.

Und sie goß von dem verhängnißvollen Safte in das große, grüne Kelchglas, aus welchem vor einigen Tagen der Forstmeister die selige Labung des menschenblutrothen Burgunderweins geschlürft. Die alkaloidische Auflösung phosphorescirte etwas, namentlich gehalten gegen das die Wolkenweiße der finstern Augustnacht durchschimmernde Sternenlicht. Sie nahm den mattleuchtenden Becher zum Munde, dann setzte sie wieder ab und phantasirte in Waldesphantasieen.

„Die Elche neigt sich dem brausenden Sturme", so sprach sie, „und deine Geliebte, deine dir ewig treue Hyline neigt sich dem Geschick, das Menschen über sie verhängen. Und die Else prangt im dunkeln Scheine; die Birke, sie leuchtet silberweiß; aber Hyline, die von dir gerissene Hyline, Sylvan, sie ist und bleibt auf ewig die Deine! Und drüben und droben sehen wir uns wieder! Oder auch drunten, Sylvan!"

Und sie nahm den Becher, in den sie die vollkommen farblose, doch nun allmählich und allmählicher leuchtende Flüssigkeit gegossen, und hob ihn an den im Schimmer, dem phosphorescirenden, bläulich leuchtenden Mund.

„Doch nein!" so rief sie und setzte den grünen Becher ab vom Munde, „doch nein!" so rief sie, „ich muß sehen, daß Sylvan mit mir stirbt! Da wollen wir sterben, wo mich mein Stiefvater gefunden, wo er mich dem Busen der mütterlichen Erde enthoben, wo er mich mit der geliebten Pflanze in der Hand losgelöst aus dem Schose der Natur, da wollen wir sterben, Sylvan und ich, die Kinder des Waldes und des Todes!"

Und sie nahm den Krystallbecher und entleerte mit aller nur anzuwendenden Sorgfalt und Mühe die in denselben ausgegossene Flüssigkeit wieder in den kleinen, vom Doctor Spreitler gebrachten gläsernen Behälter. Dann nahm sie ein schneeweißes Tüchlein aus der Tasche ihres Kleides und polirte den grünen Becher nach bester Möglichkeit und setzte ihn wieder zurück auf seinen Standpunkt in den Glasschrank.

Aber das Fläschlein nahm sie zu sich und verbarg es in den bauschenden Falten ihres Ge-

wandes. Dann ſchloß ſie den Glasſchrank und legte den Schlüſſel dorthin, wo er ſonſt wol gelegen haben mochte, auf eine hervorſtehende Ecke der hölzernen Zäune, die ihm zur Decke diente.

Und dann wieder ſaß ſie eine lange Weile, den Kopf auf die Arme gelehnt, am Fenſter und endlich, wie wenn eine Hand von oben ſie berührt und ſie emporgehoben beim Schopf, war ſie mit der Schnelligkeit eines Blitzes aus dem Fenſter, umkreiſte ſie unten das Haus dreimal und viermal, ehe ſie ſich zu beſinnen vermochte, wo denn ein Ausweg zu finden. Und endlich war ſie über das aus Bocksdorn gebildete, den kleinen Hofraum auf der hintern Seite des Grundſtücks abſchneidende und von der bis zur Heide reichenden Feldmark trennende Gezäun mit der ſichern Schnelligkeit eines dahinjagenden Roſſes, das vom Jäger verfolgt wird, den in dieſem Falle der brennende Gedanke der eigenen Seele vorſtellt.

Quer durch den immer dichter und dichter niederrieſelnden Regen des ſtürmiſch werdenden Auguſtabends ſah man die weißlichgraue Geſtalt entfliehen und in der Ferne mählich und mählich, gleich einem verſinkenden Sterne, entſchwinden.

IV.

Frau von Burgen und ihre Clariſſa waren allerdings bei ihrer Heimkehr ſehr betroffen, als ſie inne wurden, daß ihre Pflegetochter entflohen; indeſſen tröſteten ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie nirgendwo anders hin ſich begeben haben könnte als in das Forſthaus, von wo ſie doch ſchließlich mit leichter Mühe weitergeführt werden und beſſerer Obhut als der jetzt an ihr geübten überliefert werden könnte.

Ueber den Ereigniſſen des Tags hatte die würdige Frau Oberſtin des Fläſchleins und des Geheimen Sanitätsraths, der es unter ſo vielen Cautelen gebracht, gänzlich vergeſſen. Das Pinſelchen, das neben dem Fläſchchen gelegen, fand man vor dem Glasſpinde am Boden liegen. Hyline mußte es mit herausgeſchoben haben, als ſie ſich des Fläſchleins bemächtigt. Niemand achtete ſeiner.

Frau von Burgen war von der in nächſter Ausſicht ſtehenden Verheirathung ihrer Tochter mit dem würdigen Erasmus Helfer ſo überaus geiſtig in Anſpruch genommen, daß ſie ihres Pupillenkrampfes und der angelobten Cur vorläufig nicht weiter gedachte, wie ein ſolches Verfahren ja auch ſo tief in dem Weſen derartiger Damen, die halb geneſen ſind, ſowie ſie ſich einigermaßen zerſtreut und von ſich ſelbſt abgezogen finden, begründet liegt. Sie ſchlief ſehr ruhig in der Nacht.

Am andern Morgen denn erſchien der neue Prediger von St.-Magdalenen etwa eine Stunde vor Beginn der Kirche, ſein holdes Bräutchen zu ſeiner Antrittspredigt abzuholen.

Er war ein hoher, die gewöhnliche Mittelgröße um ein Bedeutendes überragender junger Mann von etwas gebücktem Gange, etwas eingeſunkener Bruſt, aber doch kraftvoll und Energie des Körpers verrathend. Sein Haar war johanneshaft geſcheitelt und floß in langen blonden Locken auf ſeine Achſeln nieder; große blaue, etwas tiefliegende Augen ſtanden wie zwei „Gedankenſterne" unter der alabaſternen Stirn; die Naſe war leicht gekrümmt, ſchneeweiß und dünn; der Hals lang und ſchwanenartig. Er trug das Coſtüm des Prieſters, der ſich anſchickt, die Kanzel zu beſteigen; leicht und graziös umfloß der Talar den ſchlanken Leib des jugendlichen Evangeliumverkünders; die viereckige ſchwarze Mütze trug er am ſchwülen, gewitterverkündenden Auguſtmorgen in der ſchwarz behandſchuhten Hand.

So trat er ein in das Zimmer ſeiner demnächſtigen Schwiegermutter, in dem er blos Clariſſen antraf, beſchäftigt, ihren Putz zu vollenden und zwei Centifolien auf ihre von ſchwerſter ſchwarzblauer Seide verhüllte Bruſt anzuheften. Die Frau von Burgen hatte eine kleine Morgenpromenade beliebt und war hinausgeeilt ins Feld.

Wie ſank die ſchöne Clariſſa ihrem Geliebten in den Arm! Wie küßte ſie das Schweißtröpfchen hinweg, das an ſeiner Lippe perlte am heißen Morgen! Wie ſtrich ſie ihm das goldgeringelte Haar von der ſchönen, bleichen, reinen, gedankenſchweren Stirn! „Ich bin fertig, lieber Erasmus! Und wir können gehen, langſam gehen, um die Kirche noch ein halbes Stündchen vor der angeſagten Predigt zu erreichen, damit du dich erholen kannſt, Geliebter, und die kalte Luft der kühlen Räume deinem erhitzten Körper keinen Schaden zuzufügen im Stande ſein möchte! Auf die Mutter dürfen wir nicht warten, die iſt draußen im Felde unter dem Vorwande, zu ſehen, ob ſie keine Spur von der uns entflohenen Hyline entdecken könne, in Wahrheit aber, um die ganze Hochzeit, die wir machen wollen, zu durchdenken und ſelig im voraus zu durchleben, etwas zu weinen in Erinnerung an den mir ſo früh und in ſo ſchmerzlicher Weiſe geraubten Vater

und ſich durch heiße Thränen und brennende Luft die Augen nur noch mehr zu verderben, als ſie es ſchon ſind. Alſo gehen wir, Erasmus!"

„Ich weiß nicht", entgegnete ſeiner Geliebten der junge Prediger, „mir wird ſo weh zu Muthe! Der heiße Morgen, die mehr als kühllge Luft in dem verſchloſſenen Zimmer, ſie hat mir nicht gut gethan! Mir ſitzt eine Ohnmacht auf dem Herzen! Haſt du nicht — vielleicht ein Glas Wein bei der Hand, um die im Verlöſchen begriffenen Lebenskräfte wieder anzuſtacheln und anzufeuern, geliebtes Mädchen?"

„Mit Freuden! Wein haben wir, lieber Erasmus", erwiderte Clariſſa. „Da iſt ja noch der Chambertin, den der Onkel neulich erſt angerührt! Keines Menſchen Hand iſt ſeitdem darüber gekommen! Ich fülle dir den grünen Familienbecher mit den goldenen Streifen und du, du leerſt ihn auf unſer eheliches Wohl, auf unſer friedliches Glück!"

Und das ſchöne Mädchen hüpfte ſo lieb und ſo hold in den Winkel zwiſchen Glasſpinde und Mauer, in dem die Mutter am Tage, da der Forſtmeiſter ſie beſucht, die zweite, kaum angekorkte Flaſche des roſigen Chambertins geborgen. Sie öffnete den Schrank und entnahm ihm den vielbeſagten grünen Becher. Sie öffnete die Flaſche und ließ die roſige Flut niederträufen in den grünen Becher. Sie übergab den Becher dem Geliebten. Der hob ihn empor, um zu trinken.

Da ſah er dicht am Rande ein weißes Körnchen, nicht viel größer als ein halber oder vielmehr als der vierte Theil eines Nadelkopfes. Eine Idee, ein Atom, ein Nichts, ein Stäubchen! Und dennoch haftete des jungen Prieſters Blick bedenklich auf dem weißen Stäubchen. „Ei, ei!" ſagte er, den Becher wieder abſetzend von den Lippen, die ſchon, der Erfriſchung bedürfend, trinken wollten, „war der Becher nicht gereinigt?"

„Wie?" entgegnete erröthend Clariſſa dem milden Vorwurf.

„Siehſt du den großen Fleck nicht, den weißgräulichen, der den Rand bedeckt?" erwiderte Erasmus.

„Ich ſehe nichts!" entgegnete lächelnd die Braut. „Ein ſolches Stäubchen entſetzt und erſchreckt meinen tapfern Erasmus! Laß mich's hinwegküſſen mit den Lippen meines Mundes, Erasmus!"

Erasmus, faſt beſchämt, hielt den Becher an ſich und ſagte: „Ich hatte nur eine optiſche Täuſchung! Vorher kam es mir vor wie ein großer, im unreinen Feuer brennender Fleck; jetzt ſeh' ich es, es iſt ein Dinglein, ein Tröpflein Manna, ein Nichts, und ich will es ſo raſch hinabtrinken, wie jemals ein Chriſtenmenſch einen «Toaſt» hinabgetrunken hat! Alſo, ſo laß uns ſagen: Unſer Glück! Unſere Liebe und unſer Leben! Möchte die Sonne der Freude feierlich aufgehen über unſerm Eheſtande, Clariſſa! Möchte er bleiben ohne die Thränenwolke, die öfters ſeine Sterne zu verhüllen pflegt! Frei und ewig ſüß und ewig rein, Clariſſa! Und darauf leere ich «trotz alledem» den Becher Chambertin, den ſie mir credenzte, die ſüße, allerliebſte Braut, die theuere Clariſſa!"

„Amen! Amen!" erwiderte unter Thränen lächelnd das Mädchen. „Aber nun gehen wir", fügte ſie hinzu, „es wird die höchſte Zeit, Erasmus, daß wir gehen! Wir haben über ein Viertelſtündchen bis zu deiner, hörſt du wohl, trauter Erasmus, ich ſage bis zu deiner Magdalenenkirche!"

Sie ſchob den Becher wieder an den Platz, dem ſie ihn enthoben, ſetzte ein leichtes, ſommerliches Hütchen auf das holde Köpfchen und dahin nun wandelte der ſchöne, ſchlanke Magdalenenprediger am Arme der vielgeliebten, ſüßen Braut!

So wandelten ſie hin durch die herrliche, die Chauſſee umſtehende Allee der breitlaubigen Platanen im trauten Geſpräch; manch Auge ſah ihnen ſo neidend als glückwünſchend nach; ſie wandelten ſo dahin, in ſich und ihrem Gott verloren, unbekümmert um Haſſer und Freunde, einzig ahnungslos gewärtig des Schickſals, das ſie beide treffen ſollte.

So betraten ſie ſelbander die Sakriſtei der modernen, mit antiken gothiſchen Thürmen gezierten Kirche; der Paſtor erholte ſich einen Augenblick in dem großen, am behäbigen Ofen ſtehenden Lehnſeſſel; er murmelte ſtill für ſich hin; das, was er gemurmelt, iſt nur Gott und ihm vertraut geworden; doch befremdlich genug iſt es geweſen, denn er ſprach von großen, zukünftigen Erwartungen, die wie reife Früchte aus den Sternen fallen ſollten; er ſprach von dem Liebſten der Liebe. Doch nachher, als die Glocken abermals tönten und ihm und allen Gläubigen verkündeten, daß nun die Zeit gekommen, in der er hochauf ſteigen müßte zur Kanzel, um den Leuten das Wort zu verkünden, da jauchzte er hoch und mächtig auf und küßte ſeine Clariſſa

mit mehr als verdoppelter Inbrunſt; und er beſtieg, vom obligaten Küſter begleitet, die an der Mittelſäule des Tempels befindliche Kanzel.

Stark erhoben und in ſich vollkommen gekräftigt, ſo trat er auf die Kanzel; doch perlte der blanke Schweiß auf der mächtigen, ſchimmernden Stirn. Mit Hoheit überblickte er die reiche, geputzte Menge, die das Schiff der Kirche auf Bänken, auf Stühlen und in den wohl mit braunem, vergoldetem Schnitzwerk verſehenen Chören erfüllte. Schwer hing der ſchwarze, ſchwüle Auguſthimmel auf die Erde; ſeine düſtern Flöre umhingen die heilige Magdalena und es war, als ſenkten ſich ſeine düſtern Tücher durch die Scheiben der gothiſchen Fenſter. Die drei Linden, die die Kirche umſtanden, ſchwere, maſſenhafte Bäume, bebten und liſpelten ſo ahnungsvoll. Die in der Kirche verſammelte Menge war ſo ſtumm und lautlos, daß es möglich ſchien, das Flattern einer Eiderdune vernehmen zu können.

Da erhob der neugekürte Prediger die Hand zum Zeichen, daß nun ſeine Rede beginne. Da eröffnete er die Lippen, um ſelbige anzuſangen.

Doch ſtumm und lautlos blieb ſein Mund. Wie vernichtet ließ er plötzlich die Arme wieder ſinken, daß ſie niederfielen an ſeinen Leib. Kein Laut kam von ſeinen Lippen, kein Ton entſprang ſeiner Kehle — ſtumm ſtand er da oben, wie aus Marmor gemeißelt.

Entſetzt ſtaunte das die Kirche füllende Volk den neuen Prediger an, dem bei der Wahlpredigt die Worte lieblich wie Honig und in unerſchöpflicher Fülle von den Lippen gefloſſen. Und was die arme Clariſſa empfand, die der Kanzel unmittelbar gegenüber Platz genommen! Die arme Clariſſa fühlte ihr Sein und Denken in Erz verwandelt, als ſie den geliebten Bräutigam in Stein umgewandelt geſehen, in todten, dummen, dumpfen Stein. Ihr Fuß war in die Erde gewachſen, ihre Arme waren mit brennenden Ketten, mit feurigen Banden an ihre Hüften gefeſſelt; ihre Augen ſtanden faſt wie gebiendet auf einen und denſelben Punkt unverrückbar geheftet. Blutige Geſtirne durchwandelten mit kometenleichter Geſchwindigkeit ihre Seele und geſtalteten ſich um in heiße, brennende Aſche.

Da erholte ſich die Gemeinde von dem Schrecken, der ſie gebannt hielt; ein mächtiger Donnerſchlag ertönte und ließ die heilige Magdalena in ihren Grundfeſten erbeben; ein zuckender Blitz war ihm vorausgegangen. Und der Cantor ſtieg auf die Kanzel, nahm den verſtummten Prediger beim Arm und willenlos ließ ſich der am Hirn gelähmte Geiſtliche die Stufen, die er ſo lebendig emporgeſtiegen, halbtodt wieder hinabführen.

In der Sakriſtei empfing ihn ſeine Braut, während der Küſter raſch in die Kirche zurückkehrte, um die andächtige Gemeinde durch eine wohlgemeinte Vorleſung zu erbauen und während des draußen heftig und heftiger niedergießenden Gewitterregens zu zerſtreuen und an die eingenommenen Plätze zu feſſeln.

Mit heißen Küſſen bedeckte Clariſſa die Eiſesgeſtalt ihres Bräutigams; umſonſt; denn was nützte in dem erſtorbenen Leibe der elektriſche Funke zehrender Glut der Liebe und der Verzweiflung? Die Aerzte kamen — Herr Geheimer Sanitätsrath Spreitler natürlich an der Spitze; ſie hielten, während der räthſelhaft erkrankte Prediger im Schoſe ſeiner Geliebten zitterte und bebte als dürres, wankes, vom Sturm gepeitſchtes Rohr, eine wohlgemeinte, höchſt tiefſinnige Conſultation; ſie konnten des Nagels Kopf nicht treffen, verunreinigten ſich aufs gröblichſte und der Sanitätsrath meinte ſchließlich, ihm würde wol einfallen, was dem Kranken eigentlich fehlte. Und als die Conſultation zu Ende, war draußen in der anſtoßenden Kirche des Küſtees Vortrag zu Ende, der Gottesdienſt ſchloß mit zwei Verſen aus dem Liede: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath", und die Gemeinde verzog ſich durch den Sprühregen, in den ſich der gewitterhafte Platzregen umgewandelt. Mit dem letzten Tone des Liedes, das die Gemeinde ſang, verklang das Leben des guten Erasmus — er war nicht mehr! Am Haupte ſeiner Geliebten lehnte ſein Haupt; er war nicht gar gern ſo früh von der Welt gegangen, auf der ihm noch ſo viele Freuden lächelten, inſonderheit die Ausſicht auf ein ſtilles, ſeliges, häusliches Glück.

Still ward er eingeſargt und zu St.-Magdalenen begraben; dort wirkt er vielleicht als Prediger der Mitternacht und er ſpricht zu den Todten.

Langenheim's Aerzte aber haben ſich viel Mühe gegeben, der Geheime Sanitätsrath Spreitler ſelbſtverſtändlich wiederum an der Spitze, die ſo plötzliche Todesurſache zu ergründen, zu normiren und feſtzuſtellen, bis endlich dem letztern, wie man zu ſagen pflegt, ein Licht aufgegangen und er aus Confrontation der vorangegangenen Thatſachen klar und deutlich feſtgeſtellt, daß Ehren-

Helfer infolge von Vergiftung mittels Atropin auf der Kanzel der heiligen Magdalenenkirche zuerſt verſtummt, demnächſt in der Sakriſtei ſelbiger, obbemeldeter höchſt ehrenhafter Kirche an conſequent auftretender Hirnlähmung zu Grunde gegangen; auf Grund weſſen Ereigniſſes ſich dahin zu achten, daß man ebenſo wenig wie, einer alten Volksvorſchrift zu Grunde, mit Schießgewehren als mit Alkaloiden, die differenten Subſtanzen entzogen, zu ſpielen haben, im extremſten Gegentheil ſelbige zu menagiren und außerordentlich zu conſerviren haben möchte. Denn daß der auf der Kanzel ſo urplötzlich verſtummte Herr Paſtor zur Sanct-Magdalenen infolge einer aus der Atropinlöſung niedergeſchlagenen Kryſtalliſation ſeligen Todes verblichen, daran ſei weiter gar kein Bedenken.

V.

Drei Tage nach dem hier geſchilderten Ereigniß ſuchte Herr Horſt von Wildau nach dem ihm ſeit vier Tagen fehlenden Sohne. Er ritt durch den weiten Forſt, durchſuchte, ohne daß er eine Ahnung von den ſtattgefundenen Vorgängen hatte, jeden Haag, jeden Buſch, jedweden Schutz und ſchließlich fand er den Sylvan mit der Hyline liegend am Rande des murmelnden Quelles, wo die Belladonnen ſtehen, und ringsum weit gebietend die ſchwarzen, verdammt ſcheinenden Elſen und die wie ſelig geſprochenen Birken, in innigſter, glücklichſter Verſchlingung, beide todt, Lippe an Lippe, beide gegangen und entſchieden auf ewig, zwiſchen ihnen das ominöſe Fläſchleln, ausgetrunken, ausgenippt.

Welcher Künſte der einſchmeichelnden Ueberredung hatte ſie ſich bedient, die dunkle Verführerin, des Waldes finſtere Tochter, den kühnen und guten Sohn der Forſten theilnehmen zu laſſen an dem Verbrechen der Vernichtung, das ſie ſich auserſehen? Doch es war geſchehen und da lagen die beiden ſtolzen Geſtalten! Da lag Er, da lag Sie! Und die ſchwarzen Ellern, die bleichen Birken wimmerten und ſandten die Tropfen ihres ihre Stirn umſprengenden Thaues in die bleichen, jetzt ſchon halb vergilbten Belladonnablumen, die die Häupter der Lieblinge des Waldes in holden Kränzen ſo friedlich umgaben. Wol hüpften leicht lachend und ſcherzend der Elſtern muthwillige Chöre hoch oben in den höchſten Laubgewölben, wol rauſchte der Staare wie der Amſeln ſchwarzes, gelbſchnäbeliges Gevölk durch den flüſternden Buſch — die entſchwundenen, herrlichen Seelen brachte dennoch keins von ihnen wieder und der arme Forſtmeiſter war ärmer um zwei Lebensfreuden.

Sehr bald nachher, ſo gegen Ende September, war der Fürſt, Erbtruchſeß des Deutſchen Reichs, von Langenheim wieder anhero gekommen. Es waren demnächſt mehrfach große Soiréen bei ihm, in denen das Mannichfachſte von den Vorgängen, die am Eis- und Transatlantiſchen Ocean ſtattgefunden, verhandelt, erläutert, erklärt und erörtert wurde.

So erzählte auch der wie ſelbſtverſtändlich beim Thee anweſende Herr Geheime Sanitätsrath Spreitler den Vorgang mit dem Atropin.

Seine Hoheit der Fürſt waren von ſelbigem wenn nicht aufs allerhöchſte, dennoch aufs höchſte ergriffen, erzählten eine freilich nicht ganz, doch einigermaßen paſſende Anekdote aus dem von ihm bereiſten ſüdamerikaniſchen Continent und ſchloſſen mit den Worten, daß es in Bezug auf derartige Erſcheinungen, wie der große Dichter geſagt, Dinge gäbe zwiſchen Himmel und Erde, von denen ebenſo wenig die Dichter wie die Philoſophen etwas ſich träumen ließen.

Welche ſublime Meinung von einem jungen Mitgliede des betreffenden gelehrten Comité dahin ausgebeutet und weiter ausgeführt wurde, daß der in Rede ſtehende jugendliche Gelehrte ſich über die Bedingungen der ſogenannten Generatio aequivoca vernehmen ließ und feſt behauptete, Hyline wäre eine durch die erwähnte Generationsmanier von der Norm abweichend erſtandene Perſönlichkeit geweſen und die Pflanze Belladonna hätte, unterirdiſch wurzelnd und haftend, da ihre Thätigkeit geltend gemacht.

Worauf der Fürſt ſich lächelnd viel, einige wollen ſagen ſehr viel des von ihm mit anhero gebrachten Rums in die ſtarkvergoldete Taſſe goß und meinte, daß der betreffende, dieſe Meinung an den Tag gelegt habende Jüngling wol recht gehabt haben könnte und der Anſicht ſich berühmte, daß Hyline nichts anderes geweſen als eine von den unterirdiſchen Belladonnageiſtern belebte, menſchenähnlich gewordene Geſtalt, die auf ihrem Sturz einen guten und wackern Menſchen mit dahingeriſſen, dahin, von wannen niemand mehr wiederkehrt, noch kehren wird.

Aber gleichviel, Clariſſa iſt ſtill in ein Stift gegangen, wo ſie den kranken Schweſtern aufwartet, als zu welchen ſich jüngſt auch die eigene Mutter geſellt hat, die ſo blind geworden, daß ſie nicht mehr nach der Hülfe des ſtolzen Ge-

heimen Sanitätsraths, daß ſie nach der ſtillern Pflege des Spitals zu den Schweſtern und der des ewigen Gottes verlangt.

Goethe's Farbenlehre.

Als Pythagoras ſeinen berühmten mathematiſchen Lehrſatz gefunden hatte, der das Verhältniß der Seiten des rechtwinkeligen Dreiecks feſtſtellt, ſo opferte er eine Hekatombe — ſo groß war die Freude des alten griechiſchen Philoſophen darüber, daß er einen kleinen Theil der allgemeinen Wahrheit erkannt hatte.

Wenn man auch heutzutage ſich verſucht fühlen mag, hierüber zu lächeln, ſo iſt doch die Pietät gegen die ewig unveränderliche Wahrheit die Seele echter Wiſſenſchaftlichkeit. Nicht alle Gelehrten wiſſen das gehörig zu würdigen, denn oft nimmt eine originelle Anſicht, eine geiſtreiche Hypotheſe ihr Intereſſe in größern Anſpruch als die Wahrheit, und der blinde Glaube an die Untrüglichkeit von Autoritäten führt zu mancherlei Verirrungen. Wenn dann der erwachte Streit der Meinungen auch im allgemeinen zur Erkenntniß den Weg bahnt, ſo laſſen ſich doch nur allzu oft die Streitenden verführen, demſelben eine gehäſſige Wendung zu geben.

Eine der intereſſanteſten Streitigkeiten dieſer Art iſt die von unſerm gefeierten Goethe gegen den berühmten Newton eröffnete Fehde in Betreff der Farbenlehre, welche von Zeit zu Zeit erneuert worden iſt und ſelbſt in allerneueſter Zeit wieder eine Anregung gefunden hat. Verſchiedene Schriften, welche das verkannte Recht Goethe's gegen Newton neuerdings zu vertheidigen bemüht ſind und die gegenwärtigen Phyſiker auffordern, die alte an Goethe verübte Schuld zu ſühnen, mögen uns demnach den Anlaß geben, die Streitfrage ſelbſt, ſoweit ſie ein allgemeines Intereſſe haben kann, zu beleuchten.

Die Bemühungen der Naturforſcher, das Weſen des Lichts und der Farben zu ergründen, lieferten lange Zeit nur höchſt geringe Reſultate. Wir dürfen ſagen, es war erſt Newton, welcher die Lehre von dem Lichte und den Farben zu einer Wiſſenſchaft erhob, indem er im Prisma das Mittel fand, den Sonnenſtrahl in ſeine Elemente, die Farben, aufzulöſen.

Wer Newton einigermaßen kennt, muß vor ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit die größte Ehrfurcht haben und ſeinen Entdeckungen die unbedingteſte Bewunderung zollen. Pope durfte mit Recht auf die Marmortafel ſeines Grabes die Worte ſchreiben:

Als die Natur noch tief in Nächten lag,
Sprach Gott: Newton komm! — Da ward es Tag.

Sollte man nun wol glauben, daß einem ſo unvergleichlichen großen Naturforſcher ſchuld gegeben werden könne, er hätte die Welt mit Taſchenſpielerſtückchen, Kniffen und Pfiffen betrogen und hinter dem Schilde mathematiſcher Behandlungsweiſe den Gelehrten ſchlimme Lügen aufgebunden? Sollte man wol glauben, daß dieſe ſchwere Anklage von einem Manne erhoben werden konnte, der unter den großen Männern aller Zeiten wahrlich keine tiefe Stelle einnimmt, von unſerm Goethe? Und doch iſt dem ſo; Goethe legte ſeine eigenen Anſichten in einem umfaſſenden Werke nieder, welches den Titel: „Zur Farbenlehre", führt und woran er mit größtem Eifer in ſeinen reifern Jahren arbeitete.

Goethe beſtreitet die von Newton erkannte und ſeither durch alle neuern Entdeckungen beſtätigte Wahrheit, daß das weiße Sonnenlicht aus den einzelnen Farbenlichtern zuſammengeſetzt ſei, mit großer Heftigkeit und ſucht dafür ſeiner eigenen Hypotheſe Geltung zu verſchaffen. Es darf uns nicht auffällig erſcheinen, daß ſich Goethe überhaupt in dieſes Gebiet der Wiſſenſchaft verlor; äſthetiſche Fragen, das Studium der Malerei führten ihn zu der Erkenntniß, daß die Kunſt ſich bei der Mutter Natur Rath zu erholen hätte, und ſo entſchloß er ſich zum Studium der Phyſik der Farben. Er nimmt demnach ein Prisma zur Hand und, indem er ſich dunkel erinnert, daß man durch ein ſolches alles gefärbt erblicke, erſtaunt er, eine weiße Wand dennoch weiß und nur an den Rändern gefärbt zu erblicken. Er bemerkt, daß die Farben an Schattenſtellen auftreten und ſofort ſtößt er die Newton'ſche Farbenlehre mit dem eigenen Gedanken um: Zur Hervorbringung der Farben iſt eine Grenze erforderlich und die Natur der Farbe iſt der Schatten.

Hätte Goethe ein richtiges Verſtändniß der Newton'ſchen Lehre gehabt, ſo hätte er nichts anderes erwarten können, als er ſah. Betrachten wir einen weißen Streifen auf dunkelm Grunde, ſo müſſen die verſchiedenen Farben verſchieden abgelenkte Bilder geben, die, wenn der Streifen nicht ſchmal genug war, zum Theil übereinander fallen und eine weiße Mitte wiedererzeugen. Ein ſchwarzer Streifen auf weißem Grunde erhält ebenfalls farbige Streifen vom anſtoßenden Weiß.

Goethe aber, im Glauben, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, verfolgte eifrig ſeinen Gedanken, plagte — wie er ſelbſt geſteht — alle Welt damit und richtete endlich, da er bei den Phyſikern keinen Anklang fand, ſeinen Zorn gegen Newton.

Aber wir wollen ſehen, welche Anſicht er ſich über das Weſen der Farbe gebildet hat.

Licht, Finſterniß und ein trübes Mittel ſind nach ihm die Bedingungen zur Farbenerzeugung. Zur Erklärung der Farben ſagt er: „Die reine durchſcheinende Trübe leitet ſich aus dem Durchſichtigen her. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgültigſte, hellſte, erſte und undurchſichtige Raumerfüllung. Das Durchſichtige ſelbſt, empiriſch betrachtet, iſt ſchon der erſte Grad des Trüben, die fernern Grade des Trüben bis zum undurchſichtigen Weiß ſind unendlich. Das höchſt energiſche Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, iſt blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixſterne meiſt farblos zu uns. Dieſes Licht aber, durch ein nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines ſolchen Mittels zu oder wird ſeine Tiefe vermehrt, ſo ſehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die ſich endlich bis zum Rubinrothen ſteigert. Wird hingegen durch ein trübes, von einem auffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finſterniß geſehen, ſo erſcheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und bläſſer wird, je mehr ſich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und ſatter ſich zeigt, je durchſichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindeſten Grade der reinſten Trübe als das ſchönſte Violett den Augen fühlbar wird."

Aus dieſen übrigens keineswegs durchaus richtigen Sätzen, Reſultaten von Beobachtungen, wobei die Luft, Dünſte, Rauch, Milchglas u. ſ. w. als trübe Mittel dienen, baut Goethe ſein Syſtem auf. Er begründet ſeine Sätze nicht weiter; ſie ſind ihm Urphänomene und er ſtrebt nunmehr, die übrigen Farbenerſcheinungen hiermit in Einklang zu bringen.

Zur Erklärung der Farbenzerſtreuung durch das Prisma, geht er davon aus, daß bei aller Brechung eine Verrückung des Bildes ſtattfindet, und über die Bedingung der Farbenerſcheinung ſagt er: Ein Bild müſſe dergeſtalt gerückt werden, daß ſeine helle Grenze über die dunkle, die dunkle Grenze aber über die helle, das Bild gleichſam über ſeine Begrenzung, die Begrenzung über das Bild gleichſam hinweggeführt werde. Eine ſolche Verrückung ſoll nur durch das Prisma vollbracht werden.

Dies ſind die Grundzüge der Goethe'ſchen Farbenlehre.

Goethe kämpft mit großem Eifer gegen die Behauptung, daß das weiße Licht zu ſeinen Beſtandtheilen die Farbe habe, und während er die Erſcheinung der Farbenſcheibe, bei welcher die Eindrücke der verſchiedenen Farben im Auge gemiſcht werden, ein niederträchtiges Grau nennt, ſo verſpottet er Mollweide in den Verſen:

Newtoniſch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagog'ſchem Ernſt ſogleich ſich neigen,
Trat einſt ein Lehrer auf mit Schwungrads Poſſen;
Auf ſelben war ein Farbenkreis geſchloſſen.
Das dorlte nun. „Betracht' es mir genau!
„Was ſiehſt du, Knabe?" „Nun, was ſeh' ich? Grau?"
„Du ſiehſt nicht recht! Glaubſt du, daß ich das leide?
Weiß, dummer Junge, Weiß! ſo ſagt's Mollweide!"

Wenn wir heutzutage die Goethe'ſche „Farbenlehre" aufſchlagen und hier überall bemerken, daß von der ſchattigen Natur der Farbe geredet wird, daß die letztere ein Lumen opacatum, ein halbes Licht, ein halber Schatten ſein ſoll, ſo erſcheint dies im Anfange ganz unverſtändlich. Um ein richtiges Verſtändniß davon zu gewinnen, müſſen wir uns vergegenwärtigen, daß Goethe auf dem Gegenſatze des Poſitiven und Negativen fußt. Licht und Finſterniß ſind dieſe Gegenſätze in ihren äußerſten Polen; aber es findet eine Verkettung beider Pole durch die Farben hindurch ſtatt. An das Licht reiht ſich nach Goethe die gelbe Farbe als ein geſchwächtes Licht an; an die Finſterniß aber, als eine durch Licht gehobene Finſterniß, die blaue Farbe. Fortgeſetzte Schwächung der Energie beider Urzuſtände liefert dort Gelbroth, hier Violett und ſomit iſt Roth die Farbe, welche die Verbindung herſtellt und den Gegenſatz aufhebt. Grün, die Miſchung der äußerſten Enden der Farbenreihe, gilt ihm als neutrale Verbindung, als reale Befriedigung.

Daß dies nur eine Anſicht iſt, welche Goethe aus ſeinem Gefühl für die Farben ableitet, nicht aber eine zu erweiſende Wahrheit, iſt von vornherein erſichtlich. Er läßt ſich zu derſelben hinführen durch die Erſcheinungen, welche das Auge beim plötzlichen Wechſel von Licht und Finſterniß wahrnimmt und die er, unzufrieden mit der Erklärung der Phyſik, nicht ſowol einer paſſiven, als vielmehr einer activen Reaction des Auges

zuſchreibt. Daß das Auge geblendet wird, wenn es aus dem Finſtern plötzlich in das Helle verſetzt wird, oder umgekehrt, daß Grau auf Schwarz heller, auf Weiß dunkler erſcheint, das erklärt ſich auch Goethe „aus dem ſtillen Widerſpruche, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgendein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird".

Er ſagt: „Es iſt die ewige Formel des Lebens, die ſich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, ſo fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch ſeine Lebendigkeit, ſein Recht, das Object zu faſſen, indem es etwas, das dem Object entgegengeſetzt iſt, aus ſich ſelbſt hervorbringt." Er hätte hier noch als Beiſpiel die Worte Fauſt's hinzufügen können:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

In Uebereinſtimmung hiermit ſtellt nun Goethe die weitere Behauptung auf: Sobald dem Auge eine beſtimmte Farbe geboten wird, ſo fordert es eine andere, und zwar diejenige, welche das Gleichgewicht herſtellt. Eine negative, kalte Farbe fordert auf dieſe Weiſe eine poſitive warme, oder umgekehrt, alſo Blau fordert Orange, Violett fordert Gelb; die vermittelnde Farbe Roth fordert die Miſchfarbe der äußerſten Enden der Farbenreihe, nämlich Grün.

So ſucht er die complementären Nachbilder und die farbigen Schatten zu erklären. Aber abgeſehen davon, ob ſeine Anſicht eine richtige iſt oder nicht, gibt er uns damit gar keine Erklärung; denn anſtatt den Grund der Erſcheinung aufzudecken, verlegt er ihn in die innerſten Vorgänge des Sehproceſſes; anſtatt ihn hervorzuziehen, ſchiebt er ihn über die Grenze des Erkennbaren hinaus und entledigt ſich ſeiner.

Wir haben in frühern Artikeln, die wir in dieſen Blättern gaben, geſehen, welche Erklärung die Phyſik von den hierher gehörigen Erſcheinungen gibt. Was kann einfacher ſein als die Erklärung, daß das Auge, welches durch Betrachtung einer Farbe für dieſe ſtumpf geworden ſei und ſie nunmehr in dem Weiß einer Fläche nicht mehr zu erblicken vermöge, alſo ein complementäres Nachbild erhalten müſſe, da ſich jede Farbe mit der ihr complementären zu Weiß ergänze? Aber darum beſtreitet auch Goethe ſo heftig die Behauptung Newton's, daß die Farben die Elemente des weißen Lichtes ſeien.

Was nun die erwähnte ſchattige Natur der Farbe betrifft, ſo ſchöpft Goethe dieſe Vorſtellung aus der Beobachtung der farbigen Schatten. Eine rothe Lichtflamme wirft grüne Schatten. Natürlich wendet Goethe zur Erklärung ſeine Vorſtellung der geforderten Farben an; es läßt ſich aber die Unhaltbarkeit der ganzen Goethe'ſchen Theorie gerade an dieſem Punkte ſofort nachweiſen. Es iſt nämlich Thatſache — und Chevreul hat dieſelbe neuerdings durch mehrere Verſuche beſtätigt — daß der Schatten eines Körpers, welcher gefärbten Lichtſtrahlen ausgeſetzt iſt, nur dann in der Complementärfarbe erſcheint, wenn er von weißem Lichte beleuchtet iſt. Läßt man durch ein rothes Glas Licht von dieſer Farbe in ein ſonſt finſteres Zimmer oder in einen Kaſten fallen, ſo wirft daſſelbe auf einem weißen Papier nur ſchwarze Schatten; dieſelben werden aber ſofort grün, wenn man etwas Tageslicht hinzutreten läßt.

Ferner zerfällt die Symmetrie der Goethe'ſchen Farbenreihe ſofort, wenn wir ſeine Erklärung des Violett der Kritik unterwerfen. Ein beleuchtetes trübes Mittel vor einem dunkeln Hintergrunde ſoll blau erſcheinen; darum ſollen wir den Himmel und die blauen Berge in dieſer Farbe erblicken. Sobald aber das trübe Mittel dünner, durchſichtiger werde, ſoll es Violett zeigen. Demnach müßte der Himmel auf hohen Bergen violett erſcheinen; aber wir wiſſen, daß ſeine Farbe durch das tiefſte Blau in Schwarz übergeht, je reiner und dünner die über uns befindliche Luft iſt.

Wenn wir endlich noch einen Blick auf die Goethe'ſche Erklärungsweiſe der farbigen Oberflächen von Körpern werfen, ſo können wir uns kaum des Lächelns enthalten. Auch hier ſoll ein heller oder dunkler Hintergrund und ein darüber gelagertes Trübes der Grund der vorhandenen Farbe ſein. Wenn Newton ſagt: „Ein Körper erſcheint roth, weil er von dem auf ihn fallenden weißem Lichte nur die rothen Strahlen zurückwirft", ſo iſt dieſe Erklärung gewiß unendlich vernünftiger, als mit Goethe zu behaupten, es ſei hier ein Licht im Hintergrunde, welches durch ein trübes Mittel hindurchwirke. Goethe macht auf die Schönheit der Folien (polirtes mit einer Lackfarbe überzogenes Zinn) aufmerkſam, indem er hierin einen Beweis der Richtigkeit ſeiner Behauptung erblickt. Man beleuchte alſo eine ſolche rein rothe oder blaue Folie im finſtern Zimmer mit einer Weingeiſtlampe, in deren Docht man

ein paar Salzkörnchen gethan hat. Hier ſind alle Bedingungen vorhanden, welche bei Beleuchtung mit Tageslicht exiſtiren; Hintergrund und trübes Mittel ſind nicht verändert worden, nur iſt die Beleuchtung jetzt eine gelbe. Was geſchieht? Beide Folien erſcheinen vollkommen ſchwarz — eine völlige Rechtfertigung von Newton's Lehre.

Einer der eifrigſten Vertheidiger der Goethe'ſchen Farbenlehre war Arthur Schopenhauer, der in ſeiner Abhandlung über das Sehen dieſelbe mit einigen Modification dringend zur Annahme empfiehlt. Er ſchließt ſeine Abhandlung mit einer förmlichen Thronerhebung der Goethe'ſchen Farbenlehre. Nachdem er zunächſt über die ungünſtige Aufnahme deſſelben geklagt hat, fährt er in ſeiner bekannten Weiſe fort:

„Von dieſem Schickſal nun ſpricht einen Grund ſchon Horaz aus:

turpe putant quae
imbarbi didicere, senes perdenda fateri.

Daſſelbe iſt ferner, wie die Geſchichte aller Wiſſenſchaften bezeugt, jeder bedeutenden Entdeckung, ſolange ſie neu war, zu Theil geworden, und es iſt endlich etwas, darüber ſich die Wenigen nicht wundern werden, welchen die Einſicht geworden iſt, daß das Treffliche ſelten gefunden, ſeltener geſchätzt wird und daß das Abſurde eigentlich die Welt erfüllt. Aber der Nachkomme, der eine Nachkomme aus Millionen, welcher ſich der Kraft bewußt ſein wird, in Kunſt oder Wiſſenſchaft etwas Eigenthümliches, Neues, Außerordentliches hervorzubringen, und der daher in der Kunſt wahrſcheinlich mit irgendeiner alten Weiſe, in der Wiſſenſchaft aber gewiß mit einem alten Wahn in Oppoſition tritt, möge dereinſt doch dieſer, bevor er ſein Werk den Zeitgenoſſen hingibt, ſich mit der Geſchichte der «Farbenlehre» Goethe's bekannt machen; er lerne aus den «Optics», die dann nur noch als Material der Literaturgeſchichte in den Bibliotheken ruhen werden, das alsdann ſchon längſt in keinem Kopfe mehr ſpukende Newton'ſche Geſpenſt kennen; er leſe darauf Goethe's «Farbenlehre» ſelbſt, deren Hauptinhalt kurz und bündig ihm ſchon auf der Schule eingeprägt ſein wird; endlich auch leſe er von den Documenten der Aufnahme des Goethe'ſchen Werks ſo viel als die Würmer übrig gelaſſen haben werden und ſein Gleichmuth erträgt; er vergleiche nunmehr den handgreiflichen Trug, die taſchenſpieleriſchen Verſuche der Newton'ſchen «Optics» mit den ſo einfachen, ſo leicht faßlichen, ſo unverkennbaren Wahrheiten, die Goethe vortrug; er bedenke endlich, daß Goethe mit ſeinem Werke zu einer Zeit auftrat, wo der wohlverdiente Lorber ſein ehrwürdiges Haupt kränzte und er wenigſtens bei den Edelſten ſeiner Zeit einen Ruhm, eine Verehrung erlangt hatte, die ſeinem Verdienſt und ſeiner Geiſtesgröße doch einigermaßen entſprochen, wo er alſo der allgemeinen Aufmerkſamkeit gewiß war; — und dann ſehe er, wie wenig, wie ſo gar nichts alles dies vermochte gegen jene Sinnesart, die nun einmal dem Menſchengeſchlechte im allgemeinen eigen iſt."

Das ſind nun ſo die Worte, mit denen Schopenhauer, als ihm in ſeinen letzten Lebensjahren eine plötzliche Anerkennung zu Theil wurde, dem großen Laienpublikum imponirte. Aber die Lage der Goethe'ſchen „Farbenlehre" hat ſich darum nicht geändert. Keine Vertheidigung derſelben hat vermocht, dem Goethe'ſchen Schattenſpiel eine Seele einzuhauchen. Die unbeſtechliche, nimmer müde Wiſſenſchaft arbeitet fort an dem großen Werke der Erkenntniß der Wahrheit. Die Optik hat Entdeckungen gemacht, von welchen man ſagen kann, daß ſie Triumphe des menſchlichen Geiſtes ſind. Sie hat das Licht und die Farben als Wellenbewegung des den Weltraum erfüllenden Lichtäthers kennen gelehrt. Sie hat gezeigt, daß die Verſchiedenheit der Farben auf nichts anderm beruhe als auf der verſchiedenen Geſchwindigkeit, womit die Schwingungen der Lichtwellen unſer Auge berühren. Sie hat in der Interferenz und Polariſation des Lichts neue Wege zur Entſtehung von Farben gefunden. Der Phyſiker legt, bei aller Hochachtung vor Goethe, deſſen „Farbenlehre" als Dilettantenwerk beiſeite und citirt im ſtillen des großen Mannes eigene Worte:

Verſtänd'ge Leute kannſt du irren ſehn,
In Sachen nämlich, die ſie nicht verſtehn.

Dr. A. Aderholdt.

Ueber Buckle's Geſchichte der Civiliſation in England.

Wir nennen hier ein Werk, das ſich bereits in den Händen manches an bedeutſamer Lectüre betheiligten Deutſchen befinden wird.

Neben den Naturwiſſenſchaften hat ſich in keiner andern Disciplin des menſchlichen Geiſtes in den letzten dreißig Jahren ein größerer Umſchwung vollzogen als in der Kunſt der Geſchichtſchreibung. Mit der vermehrten Kenntniß, die

wir von der Vergangenheit gewonnen, hat sich die Form und das Wesen ihrer Daestellung verändert. In den drei classischen Ländern der neuern Historik, Deutschland, Frankreich und England, haben sich ausgezeichnete Geister wechselseitig bemüht, bald tiefer durch unausgesetzte Forschungen in den Kern des Stoffs einzudringen, bald den Begebenheiten und Männern früherer Epochen ihr eigenthümliches Leben, ihre Sprache und ihre Haltung zu verleihen. Der Trieb, der jetzt alle Wissenschaften beseelt und ein Hauptfactor iheer Zukunft sein wird, ihre Ausbreitung und volksthümlichere Gestaltung, ist auch für die Geschichte eine erneuernde Kraft geworden, darin zumeist, daß er den Geschichtschreiber gezwungen, sich eingehender mit den Geschicken, den Sitten und der Cultur der Völker als mit den Abenteuern und Schicksalen weniger Auserlesenen zu beschäftigen. Luden's „Deutsche Geschichte" war noch wesentlich nichts als eine ausführliche Erzählung von Staatsactionen, Kaiserwahlen und Schlachten; ein Fortschritt macht sich schon in Raumer's „Hohenstaufen" bemerklich, der das intellectuelle Leben des Volks, soweit seine Quellen reichten, auch seine socialen Verhältnisse, wenn auch nur obenhin, in Betracht zog. Jetzt unteenimmt es Wirth, eine Geschichte des deutschen Volks durchaus vom socialen Standpunkt zu schreiben. Nach dieser Richtung ist Thomas Buckle's „Geschichte der englischen Civilisation", die uns in der Uebertragung von Arnold Ruge vorliegt (Leipzig u. Heidelberg, Winter, 1860), von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie unsees Wissens noch zum ersten mal die Gesetze der Volksentwickelung aufzustellen und in umfassender Weise zu begründen sucht.

Eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Woets ist Buckle's Werk nicht. Viel eher wüede diesem Namen noch die humoristische, genrebildliche Darstellung Carlyle's entsprechen. Es wird bei Quinctilian's Erklärung des Begriffs der Geschichte bleiben müssen, „scribitur ad narrandum", die Geschichte ist eine Erzählung. Welche Thatsachen und Begebenheiten der Historiker verzeichnet, ist freilich seiner Wahl überlassen; wenn aber Buckle bogenlang gegen Adel, Geistlichkeit, Regierung und Gesetzgebee in dem Stil der englischen Pennyblätter ankämpft, so wird dies kein unbefangener Leser für Geschichte halten. Den Stoiz des Adels nennt er einen „phantastischen Wahnwitz"; ein andermal findet er es „widersinnig, ja einen Hohn gegen alle gesunde Vernunft, der Gesetzgebung auch nur irgendeinen Antheil an dem Fortschritt zuzuschreiben" und eifert wider die „abscheuliche Bevormundung des menschlichen Geistes": in Frankreich mit einem Paß reisen zu müssen. Arnold Ruge findet sich von diesen Betrachtungen, die drei Viertel des ersten Bandes einnehmen, wie begreiflich, besonders angezogen. Er bemerkt in der Vorrede: „Die Stände, die der Civilisation hindernd in den Weg treten: der Soldatenstand, die Staatsregierer nnd Gesetzgeber, der Klerus und der Landadel, sind ihm nicht gewogen." Ist es nöthig, den unbegreiflichen Irrthum aufzudecken, in den Buckle und Ruge hier verfallen? Sie verwechselten den jetzigen Zustand der arbeitenden Klassen — und nur deren Vortheil und Ansicht vertritt Buckle — mit dem frühern. Die Benedictiner haben die Armen lesen gelehrt, die Könige haben sie in umwallte Städte gesammelt und ihnen Kraft und Gelegenheit verliehen, gegen den Adel anzukämpfen. Hält es Buckle für keinen außerordentlichen Fortschritt, wenn Ludwig IX. von Frankreich alle Ceiminalfälle dem Patrimonialgericht der Landedelleute entzieht und vor seinen Stuhl fordeet? Wenn Kaiser Friedrich II. seinem Königreich Neapel eine Verfassung gibt, die freisinniger als die damalige englische war, da sie die Vertreter der Städte in das Parlament zuließ? Und das „Peeußische Landrecht", der „Code Napoléon" sind keine von Gesetzgebern ausgegangenen Fortschritte? Der Gedanke, die Geschichte Eueopas von der Völkerwanderung bis zur Reformation für eine Finsterniß ohne gleichen, eine Nacht der Barbarei zu halten, ist eine längst widecelegte Ansicht Voltaire's und des 18. Jahehunderts.

Ein Beispiel wied genügen. Die Kreuzzüge sind nach dieser Anschauung ein „phantastischer Blödsinn"; wohl; ohne diese Kreuzzüge würde es nie einen Handel auf dem Mittelmeer gegeben haben; Städte wie Venedig, Genua, Pisa wären zu verkommenen Fischerdörfern und Piratennestern herabgesunken und der Geist des Skepticismus, des Zweifels gegen Glauben und Autorität, in dem Buckle mit glücklichem Schaefsinn den Quell dee Wissenschaft und der theoretisch geschulten demokratischen Bewegung entdeckt, wäre vielleicht eest drei Jahrhunderte spätee aufgetaucht. Vor dem Jahre 1150 gibt es in Europa keine Ketzer. Die Vermischung verschiedener Lehren und Religionen auf dem Boden Syriens hat die ersten Keime des Skepticismus erzeugt, sie nach dee Lombardei und von dort nach Südfeankreich getragen, der Landschaft, aus der, merkwüedig ge-

Digitized by Google

nug, der erſte Ritter der Kreuzzüge, Graf Raimund von Toulouſe, ihr erſter Sänger, Wilhelm von Poitou, der Finder der heiligen Lanze, Bartholomäus, und ihr Träger in der Schlacht von Antiochia, Raimund von Agiles, ſtammten. Die Landſchaft der Kreuzfahrer iſt zugleich das Land der erſten Dichtung, der erſten Ketzerei; wie konnte dieſer eigenthümliche und doch wieder erklärliche Umſchwung nur Buckle entgehen?

Aber er ähnelt darin ſeinem großen Vorgänger Voltaire, er kennt vom Mittelalter allein die Geſchichte des Erzbiſchofs Turpin und die engliſchen Königsſagen. Daraus zieht er den Schluß: Weil alle mittelalterlichen Quellen Fabeln enthalten, ſind ſie nichts werth. Schluß wie Begründung ſind falſch. Auch Herodot iſt reich an Märchen, an Wundern Livius; ſind ſie werthlos? Wenn Buckle die Chronik des florentiner Bürgers Dino Compagni durchgeblättert, würde er vielleicht einen demokratiſchen Geiſt gefunden haben, der ihn in der „Barbarei und Bevormundung" in Erſtaunen geſetzt.

Und hier berühren wir den zweiten Grundirrthum Buckle's. Nach ihm findet ſich die demokratiſche Geſinnung nur im Gegenſatz zur Geiſtlichkeit und zum Adel, im Verein mit der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, es braucht nicht erſt geſagt zu werden, vorzüglich mit den Naturwiſſenſchaften. Dieſe Anſchauung berückſichtigt wieder nur die neueſte Zeit und läßt ganz außer Acht, daß wie ſich aus der Lage des Landes und dem Volkscharakter despotiſche oder ariſtokratiſche, ſo auch demokratiſche Gemeinweſen bildeten. So lebten die Deutſchen zur Römerzeit, die ſächſiſchen Bauern bis ins 9., die frieſiſchen bis ins 13. Jahrhundert. Die Parteien, welche das Geſchick von Florenz beſtimmten, waren nicht Adel und Volk, ſondern Arbeitgeber und Arbeiter. Vortrefflich hat Buckle nachgewieſen, daß die Landſchaften am Euphrat, am Ganges, am Nil, weil die Lebensmittel in ihnen leicht zu gewinnen, wohlfeil und ſomit mehr Arbeitskraft vorhanden war als Nachfrage nach ihr, das Aufkommen einer herrſchenden Klaſſe nicht nur begünſtigten, ſondern nothwendig machten. Umgekehrt war das Verhältniß in Deutſchland, iſt es noch heute in Nordamerika; die Zahl derer, die arbeitete, genügte der ſtarken Nachfrage durchaus nicht. Somit wurde der Lohn größer und der Verdienſt des Arbeitgebers geringer; der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Arbeiter war leichter auszugleichen. Wo dieſe Bedingungen ſich finden, entſteht die Demokratie auch „als ein Gewächs des Bodens" und bedarf der Theorie und des Skepticismus durchaus nicht. Dafür zeugen bis heute Norwegen, die ſchweizer Cantone, die Nordſtaaten der Union. Bei ſeiner Auffaſſung der Demokratie, gleichſam als „der kämpfenden Kirche der Zukunft", hat Buckle überſehen, daß in den Ländern, die er am beſten kennt, in England, Frankreich, Spanien (ſeine Kenntniß von Deutſchland bezeichnet die eine Behauptung: Hochdeutſch wäre ein Dialekt und die Sprache Schiller's würde nicht einmal von den höhern Mittelklaſſen, dem Kaufmann und dem Pächter geſprochen und verſtanden!), das Vorwalten des Adels eine Folge der Eroberung iſt. Der franzöſiſche Adel war fränkiſchen Urſprungs, das Volk celtiſch. Eine Vermiſchung der Stämme, wie in England zwiſchen Normannen und Sachſen ſtattgefunden, vollzog ſich nicht: daher der grauſame Hochmuth der Edelleute, der unerbittliche Haß des Volks gegeneinander in Frankreich, ſo in der Jacquerie wie in der Revolution.

Leicht wäre es, dieſe Ausſtellungen zu verdoppeln und den ganzen Plan eines Werkes zu verurtheilen, das bei aller Schärfe in der einzelnen Betrachtung doch jeder Klarheit, Ueberſicht und Ruhe im allgemeinen entbehrt. Man bedenke, daß die Einleitung allein drei Bände beanſprucht, ehe der Verfaſſer zu ſeinem Thema, der Darſtellung der engliſchen Civiliſation, gelangt! Es iſt für den deutſchen Leſer keine mühloſe Arbeit, ſich durch eine Reihe willkürlicher Behauptungen und Gemeinplätze gegen „die bevorrechtigten Klaſſen" hindurchzuarbeiten, ernſt bei Paradoren zu bleiben, wie etwa: das Ritterthum wäre „eine Schöpfung des bevormundenden Geiſtes" oder die engliſche Revolution von 1640 „ein rein weltlicher Aufſtand", als ob Cromwell kein „Heiliger" geweſen und Milton kein „Verlorenes Paradies" geſchrieben oder das Volk in Schottland wäre „ſo abergläubiſch wie in Spanien".

Aber man laſſe ſich nicht abſchrecken; der Kern belohnt die Anſtrengung. Die drei Grundprincipien, von denen Buckle ausgeht, ſind unbeſtreitbar und bilden für die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte unumſtößliche Grundgeſetze: 1) die Beſchaffenheit und die Natur des Landes üben den entſcheidendſten Einfluß auf die ſociale Lage des Volks, auf ſeine ſtaatliche Ordnung, ſeine Religion und ſeine Kunſt; 2) wie wandelbar auch die Anſichten über die Hand-

lungen der Menſchen ſind, die ſittlichen Wahrheiten ändern ſich nicht, nehmen weder zu noch ab; nicht auf ihnen alſo, der Fortſchritt der Geſellſchaft beruht auf intellectuellen Wahrheiten, die ſtetig wachſen — „nicht das Herz ſündigte bei den Inquiſitoren und Chriſtenverfolgern, ſondern ihr wenig gebildeter Verſtand", ſagt er treffend; 3) der Punkt, von dem jede Verbeſſerung ausgeht, iſt der Skepticismus, d. h. der Zweifel an der Güte des Hergebrachten, der Gegenſatz gegen die „Weisheit der Väter."

Vielleicht ſchadet es der Einfachheit und Durchſichtigkeit dieſer Grundſätze, daß Buckle ſie wie mit einer chineſiſchen Mauer aus unzähligen Noten und Bemerkungen umgeben, Früchten ſeiner erſtaunlichen Beleſenheit, die jeden Zweig des Wiſſens einen Augenblick betrachtet, aber keinen, die Naturwiſſenſchaften vielleicht ausgenommen, gründlich unterſucht hat. Den tiefer blickenden Geſchichtsforſchern haben einzelne Lichtſtrahlen dieſer wahrhaft weltbeherrſchenden Geſetze durch die Nacht öder Thatſachen und Königsnamen geſchimmert, offen dargelegt und bewieſen hat ſie Buckle zuerſt. Ihm iſt die Geſchichte der Menſchheit eine von dem Willen des einzelnen wie von der theologiſchen Vorſtellung einer göttlichen Vorſehung gleich freie, unter dem Zwange der Nothwendigkeit ſich geſetzmäßig geſtaltende Entwickelung. Was die Phyſiologie für den einzelnen Menſchen, das iſt die Geſchichte für alle. Wir nennen freie, menſchliche That, was im Grunde die Aeußerung natürlicher Bedingungen iſt. Dies ſoll uns nicht muthlos machen. „Die Thaten ſchlechter Menſchen", ſagte Buckle, „bringen nur zeitweilige Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes und endlich ſinkt Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in der unaufhörlichen Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die Entdeckungen großer Männer verlaſſen uns nie, ſie ſind unſterblich; ſie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern als die ſtreitenden Religionsparteien, ja eine Religion nach der andern in Verfall gerathen ſehen." Und hier trifft Buckle mit ſeinem Landsmann Thomas Carlyle, von dem er ſich ſo beſtimmt in Weltanſchauung und Ausdruck unterſcheidet, und einer Strömung des Jahrhunderts zuſammen, das, den Heiligen wie den Königen entwachſen, nur noch eine Macht über ſich erkennt, die Intelligenz, und für ihre Verehrung ſich eine neue Form zu ſchaffen müht, den Cultus des Genius.

Karl Frenzel.

Anregungen.

Vorzüge und Gebrechen der Schulen.

Mag auch die Bemerkung, daß wol kein anderes Wiſſen und Können in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit ſo langſame Fortſchritte macht und anerkannte Reſultate ſo wenig Beachtung in der Ausführung finden, als dies bei der Erziehungskunſt der Fall iſt, für ſtrebſame und gewiſſenhafte Gemüther noch ſo niederſchlagend ſein, dem trägen, vorurtheilsvollen Menſchengeiſte darf ſie nicht erlaſſen werden, damit er durch eine ſolche Demüthigung die Kraft ſeines Willens und den Grad ſeiner Einſicht erkennen lerne.

Iſt nun jemand zu einer klaren Erkenntniß hierüber gelangt und hat den Muth, dies offen einzugeſtehen und ein ſolches Testimonium paupertatis ſeinem Zeitalter wiederum auszuſtellen, trotz aller vorhergehenden mangelhaften Erfolge und aller Trivialität, die in der ermüdenden Wiederholung des oft Geſagten liegt, nun, ſo muß man wenigſtens vom Standpunkt des idealen Strebens den zähen Naturen immerhin dankbar ſein, die nicht müde werden, uns an das hohe Ziel und an unſern ſchwachen Willen zu erinnern. Bleibt in der Erziehung auch der Hauptfactor ſtets das Haus oder die Familie und trifft ſomit der ſchwere Vorwurf des äußerſt langſamen Vorwärtskommens und der dadurch mitverſchuldeten niedrigen Bildungsſtufe der Sittlichkeit unſers geſammten Geſchlechts hauptſächlich die häuslichen Verhältniſſe, ſo gibt es doch bei aller Anerkennung der regen Strebſamkeit des andern Erziehungsfactors, der Schule, auch für dieſe in Methodik, in Behandlung der Kinder, in äußern Einrichtungen, in der Begrenzung des Stoffs u. a. noch gar manches zu reformiren. Daran erinnert uns wiederum das mit unverkennbarer Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit geſchriebene Büchlein: „Pädagogiſche Briefe. Neue Folge. Beiträge zur Beurtheilung der Penſionat-erziehung, der Privat-, Real- und Handelsſchulen, der Gymnaſien und Univerſitäten", von Dr. Horſt Keferſtein (Dresden, Ernſt am Ende, 1861).

Der Verfaſſer kennt die mancherlei Mängel großartiger Penſionate aus eigener Erfahrung und rügt die mannichfachen Uebelſtände, die ſich in umfangreichern Anſtalten kaum vermeiden laſſen, weil eben eine ſolche kaſernenartige Anlage dem Weſen und Wirken der Erziehung widerſpricht. Man hat da vollſtändig zu thun mit der Aufrechthaltung der Ordnung und des Gehorſams und mit der Abwehr

größern Unfugs. Ein trauliches, gemüthliches Zusammenleben, wie dies die Familie bietet, ist bei der Massenerziehung nicht möglich, und gewöhnlich ist es den betreffenden Aeltern auch leider nur darum zu thun, daß ihre Kinder unterrichtet werden und vielleicht noch mangelhaftern Verhältnissen entzogen sind.

Um so mehr muß man sich wundern, daß der kenntnißreiche und vorurtheilsfreie Verfasser die dem Familienleben weit mehr fern stehenden Fürstenschulen oder Landesschulen als die geeignetsten Erziehungsanstalten darstellen kann. Hat man aber jetzt endlich den vollen Werth des Familienlebens und seiner Segnungen erkannt und wird man bei unparteiischer Würdigung zugeben müssen, daß aus diesem nicht allein wenigstens ebenso viel kräftige Charaktere hervorgegangen sind, sondern auch die gemüthvollern, gesittetern Naturen hauptsächlich durch das Zusammenleben mit einer Familie ihre Innigkeit erhalten haben, so wird man auch alles Heraustreten aus dem Familienverbande als unnatürlich und einseitig anerkennen müssen. Und nicht erst „Falidor" — eine zu Berlin bei Uthemann 1860 erschienene Schrift — hat uns die Augen geöffnet über diese Ruinen klösterlicher Erziehung, die wegen des geringern Kostenaufwandes zum Theil, zum Theil wegen ihres zwangsweise erworbenen Wissens von den das Wissen überschätzenden Aeltern gesucht werden. Allerdings wird dort das Wissen kräftiger und eifriger gefördert als anderswo, doch Charaktere bilden sich weit eher und vortheilhafter im Strom der Welt, im Umgang mit mehreren verschiedenen Menschen. Der anhaltende Fleiß, der auf den Fürstenschulen erzwungen werden kann, hat den Verfasser gänzlich die Vielseitigkeit der Familienerziehung vergessen lassen.

Außerdem sagt der Verfasser, der früher schon einen stärkern Band pädagogischer Briefe zur Reform der Elementarschulen herausgab, sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes über Privatschulen, über den gänzlichen Mangel erziehender Einwirkung auf den Gymnasien und Universitäten, freilich nur in Andeutungen, da sich wol über jeden dieser Gegenstände ein Büchlein schreiben ließe. Eingehender behandelt der Verfasser eine verbesserte Behandlung des Geschichtsunterrichts und namentlich die Bestimmung der Handelsschulen.

Muß man dem Verfasser auch in sehr vielen Rügen und Vorschlägen unweigerlich beistimmen, so darf man doch auch oft genug an diesen Briefen wie an den frühern die allzu ideale Auffassung, welche die gegebenen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt, als in der Ausführung unmöglich, ja unberechtigt zurückweisen. Die Unvollkommenheit der Erziehung hat nicht blos in dem Unzureichenden der Mittel, sondern vornehmlich in der Unvollkommenheit, der Beschränktheit und geistigen Trägheit der Menschen ihren tiefern Grund.

Ein katholischer Bischof.

Es gibt eine Haltung in den großen entscheidenden Fragen des Lebens, die unbedingt Achtung, ja Verehrung abnöthigt, auch in dem Falle, wo die Ansichten von dem Ziele des Strebens und der Art, es zu erreichen, bei beiden Theilen von Grund aus verschieden sind.

Es findet dies auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete statt.

Zeloten üben freilich weder Gnade noch Gerechtigkeit an dem Streben, sei es auch das ehrlichste, aller derjenigen, die nicht gerade *ihres* Glaubens sind, nicht genau *ihre* Straße wandeln; aber wo beiderseits Reinheit der Gesinnung herrscht, wo aufopfernde Liebe zum Handeln bewegt, wo wirklich nichts anderes als die Wahrheit entscheidet und diese mit weiser Duldung verkündet wird, da kann es an williger Anerkennung nicht fehlen, da werden auch widerstreitende Parteien den Einigungspunkt finden; und sollten sie diesen nicht finden, so wird doch beide das Bewußtsein in den Kampf geleiten, daß sie im Dienste Gottes, im Dienste der Weltentwickelung kämpfen.

Der kürzlich verstorbene *Freiherr von Wessenberg* war einer von den seltenen Charakteren, die durch die Lauterkeit ihres Wandels, durch ein uneigennütziges, einflußreiches Wirken, ein Wohlwollen ohne gleichen und alle die schönen Tugenden, die den geist- und liebedurchglühten Mann erkennen lassen, nach allen Seiten hin Achtung gebieten und die Fragen nach Stand, Beruf, Confession oder Partei gar nicht aufkommen lassen. Und doch trug er seine ganz bestimmte Farbe, er war katholischer Priester im guten Sinne des Worts, weit entfernt von dem Hochmuth und der geisterdrückenden Herrschsucht der römischen Hierarchie. Er erkannte allerdings die katholische Kirche, trotz der Misbräuche, die ihre äußere Erscheinung verunstalteten, als ein Gefäß der Offenbarung und es möchte sich nicht finden lassen, daß er einem Dogma widersprochen, einen urait kirchlichen Brauch abgeschafft oder widerrathen habe, wiewol er unabläßig auf eine sittlich reinigende Erfassung derselben drang; ja er war in alledem ein treuer Sohn der katholischen Kirche; aber er gönnte zugleich dem forschenden Geiste die unbeschränkte Anwendung seiner Kräfte zur wissenschaftlichen Erkenntniß der Welt, feierte die Kunst als die liebende Pflegerin der edelsten menschlichen Regungen, prüfte und empfahl ihre Wirkungen für die Zwecke der Kirche und sprach selbst seine innigliebende, krystallklare Gemüthswelt in zahlreichen Liedern aus, von mäßiger Bewegung, doch aus reinem Quell entsprungen und seine sittliche und geschichtliche Weltanschauung in epischen Dichtungen und sogar Tragödien.

Eine andere Richtung ungemeiner Thätigkeit war sein ständisches Wirken in der badischen Ersten Kammer, wo er mit erleuchtetem Sinn für Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, für die Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten und völlig parteilos zu Gunsten der katholischen wie der evangelischen Geistlichkeit sprach und schrieb. Unter seinen zahlreichen Schriften

verdient besondere Erwähnung die „Geschichte der drei Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts" in großen Zügen, schlicht und anregend geschrieben, zugleich mit der Tendenz, die äußere Gestalt der Kirche zu verbessern und durch Begründung vaterländischer Synoden die absolute Gewalt des Papstthums zu beschränken. In gleichem Sinne hatte er als Verweser und Coadjutor des Fürsten-Primas von Dalberg das Bisthum Konstanz verwaltet. Es war natürlich, daß die römische Curie einen solchen Seelenhirten nicht brauchen konnte; wie es scheint, war es hauptsächlich der päpstliche Nuntius in Luzern, der den edeln Priester dem Heiligen Vater in solchem Lichte darstellte, daß jeder Versuch der Rechtfertigung vergeblich war und er sich um des Friedens willen genöthigt sah, auf die Nachfolge im Bisthum wie weiterhin auf den neugegründeten erzbischöflichen Stuhl in Freiburg, auf welchen ihn das Vertrauen und die Liebe des Kapitels und des Landesherrn berief, zu verzichten.

Daß er der deutschen Kirche eine nationale Selbständigkeit verleihen und sie in äußerlichen Dingen dem Staate unterordnen wollte, ohne jedoch die oberbischöfliche Gewalt des Papstes anzutasten, das konnte man ihm in Rom nicht verzeihen, und so durfte sich niemand wundern, daß von da der Auftrag an das Kapitel kam, „einen würdigern und tauglichern Mann" zum Bischof zu wählen.

Dieser Lebenslauf findet sich in „Das Leben J. H. von Wessenberg's (Freiburg, Wagner, 1860) geschildert, leider auf allzu spärlichem Raume, sodaß vieles Wichtige nur berührt ist; mit Recht wünschte man eingehendere Mittheilungen über die Jugendzeit, über die Beziehungen Wessenberg's zu Sailer, über sein persönliches Verhältniß zum Fürsten Dalberg und über manches andere, was den ausgezeichneten Mann uns näher vor die Seele brächte. Wie sich aus dem Vorwort entnehmen läßt, haben wir diese ausführlichere Darstellung noch zu erwarten.

Dramatische Versuche.

II.

Auf 198 Seiten, halb Prosa, halb Verse, handelt Eugen Ruland Leben und Tod des „Jugurtha" (Stuttgart, Schweizerbart, 1861) ab. Sallust ist fleißig gelesen, das Festmahl der römischen Senatoren nicht ohne Witz geschildert. Von einer durchgreifenden Handlung, von einer Charakterisirung ist trotz etwa 50 redenden Personen wenig Spur vorhanden.

Dem Bühnendrama am nächsten kommt J. N. Bachmayr's „König Alfonso" (Wien, Dirnböck, 1860), eine Studie nach Friedrich Halm's spanischen Trauerspielen. Hier ist die Spur eines dramatischen Talents, die Frage, wie ein an sich edler Mensch zum Verbrechen, zum Königsmorde kommt, ist ebenso geschickt gestellt wie ergreifend gelöst. Nicht durch äußere Zufälle, innerlich geht nach vollbrachter That die Wandelung in Alfonso vor. Wäre der Heldin des Stücks, Isaura, eine größere Bestimmtheit des Willens, mehr jenes spanische Colorit verliehen, wie es Calderon's Frauen in den wechselnden Tönen besitzen, so verdiente dies Drama die Feuerprobe der Bühnendarstellung.

Gelegentliches

von Joachim Lederer.

Der Misbrauch geringer Macht vieler ist in der Praxis verderblicher als der Misbrauch einer großen Macht weniger.

* *

Sei immerhin parteiisch für deine Anhänger! Strenge Gerechtigkeit, selbst gegen Freunde geübt, wird dir kaum einen Feind versöhnen, wol aber manchen Freund entfremden.

* *

Das Goldene Kalb war doch noch immer ein respectables Götzenbild. Unsere Zeit hat es aus Papier gemacht.

* *

Einem dirigirenden Minister ein Hoch! oder eine Katzenmusik zu bringen ist nach meinem Begriff eine und dieselbe Störung der öffentlichen Ruhe.

* *

Die Spartaner tödteten ihre schwächlichen Kinder bei der Geburt. Wir sollten es ebenso mit denen machen, die geborene pauvres diables sind. Wer kein Geld in diese Welt mitbringt — fort mit dem Jammerwurm!

* *

Der Schweizerkäse ist bekanntlich des Morgens Gold, des Mittags Silber, des Abends Blei. So verkehrt man mit manchen Personen morgens beim Convitor oder auf der Straße ganz angenehm, auch mittags bei der Table-d'hôte sind sie leidlich, abends in der Gesellschaft nicht zum Ausstehen.

* *

Der Schröder-Devrient möcht' ich die Grabschrift setzen: „Die Natur hatte sie so reichlich ausgestattet, die Kunst ihr noch so viel dazugegeben, daß selbst die Künstelei ihr nicht alles nehmen konnte."

* *

Es gibt Schauspieler, die während des Spiels mit jeder ihrer Pointen ins Parterre gehen und nachsehen, ob sie dort glücklich angelangt ist.

* *

Jede Liebeserklärung in Versen verdient einen Korb in Prosa.

* *

Ich las: „Ein ordentliches behördliches Verfahren." Richtig! Die Sache war von den Behörden ganz ordentlich verfahren.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: „Was uns noch retten kann." — Aus Stuttgart. — Wiener Musikzustände. V. — Briefwechsel.

„Was uns noch retten kann."

Dies ist der Titel der kleinen Schrift, deren aus innerstem Gemüth geflossene Wahrheit ihr Verfasser, Stadtgerichtsrath Twesten in Berlin, Sohn des berühmten Theologen, bekanntlich mit seinem Blut besiegelt hat.

Wäre vielleicht unter andern Umständen diese Streitschrift mit den mannichfachen Klagen, die aus Preußens Presse über die getäuschten Hoffnungen des Augenblicks ertönen, ohne besondern Widerhall vorübergegangen, so kann sie jetzt nicht verfehlen, mit geschärfter Aufmerksamkeit geprüft zu werden. Nach Inhalt, Darstellungsform, Gesinnung haben wir hier ein politisches Pamphlet von vorzüglicher Bedeutung.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der liberalen Einsicht unserer Zeit. Die frische Begeisterung der frühern akademischen Jugend ist es, die, genährt von den Erfahrungen des reifern Alters, unbefangen und sorglos hier ihre Ueberzeugung ausspricht. Kein gekniffenes Diplomatisiren, keine Rechenkünstelei finden wir, sondern ehrliche und gerade Geständnisse von der Höhe der Betrachtung unserer Zeit im großen und ganzen.

Nicht Hohn, sondern ein tiefer Schmerz läßt Herrn Twesten gestehen, daß ihm Preußen bei einem Conflict mit Frankreich so gut wie geschlagen erscheine. Der erste Anprall der Franzosen, sagt er, wäre unwiderstehlich und eine schon bis Westfalen zurückgedrängte preußische Armee, mit den Dänen in der Flanke und einer englischen Blokade der Ostseehäfen im Rücken, wäre keines Aufschwungs mehr fähig, wenn man auch noch mehr als 40 Millionen jährlich für einen Begriff verausgabte, der ihm schon jetzt den Eindruck der preußischen Armee vor der Schlacht bei Jena mache. Seine Kassandra-Prophezeiung ringt sich ihm vom edeln, patriotischen Herzen mit Trauer los. Der Repräsentant jener unheimlichen Dämonen, die seiner Meinung nach Preußen und Deutschland in den Abgrund ziehen, hat ihm dafür die Hand zerschmettert, die jene Warnungsahnungen niederschrieb. Letztere sind darum nicht widerlegt. An ein Gottesgericht würden hier nur die Zeiten des Mittelalters und die Abonnenten der Kreuzzeitung glauben können.

Wir theilen alle Ueberzeugungen des gesinnungsvollen Verfassers; nur in zwei Punkten weichen wir von ihm ab.

Erstens scheint uns seine Darstellung Napoleon's III. nicht zutreffend. Weit entfernt, von den Gefahren, die uns durch Frankreich drohen, gering zu denken, glauben wir doch, daß der Krieg für den Beherrscher Frankreichs keine primäre, sondern nur secundäre Bedeutung hat. Er fürchtet ihn nicht, aber er sucht ihn auch nicht. Welches ist der erste natürliche Gedanke eines Herrschers seiner Lage? Die Befestigung seiner Macht, wird man antworten. Wir sagen: Ihm genügt die Feststellung der Thatsache, daß er Kaiser der Franzosen wurde. Letzteres ist weniger als das erstere. Die Befestigung seiner Macht würde einen dynastischen Ehrgeiz, traditionelle Familienpietät, Fürsorge für seine Nachkommen voraussetzen, die uns Ludwig Napoleon, der seine Verwandten wol nur wenig liebt, nicht zu besitzen scheint. Wer zweimal an die Pforten der Geschichte klopfte und als Abenteurer, ja von Boulogne sogar als Gaukler heimgeschickt wurde, hat keine andere Aufgabe zu erfüllen, als für sich persönlich den historischen Ernst dessen zu beweisen, was er bei alledem geworden ist. Die Möglichkeit, eines Tags à la Louis Philippe mit nichts als mit einem Regenschirm und wenn auch mit noch soviel Philosophie nach London flüchten oder Amerikas Asyl aufsuchen zu müssen, ist das einzige Schreckbild, das vor den Augen eines Emporgekommenen steht, der unserer Meinung nach vor der Geschichte nur den einzigen Beweis liefern zu müssen glaubt, daß er kein Abenteurer und als Prätendent nicht lächerlich war. Die Ruhe eines majestätischen Thronens in den Tuilerien würde ihm vollkommen genügen, ja selbst die Nachfolge würde ihm gleichgültig sein, steht sie doch ohnehin nur auf zwei Augen, die er liebt. Er thäte vielleicht nichts, als friedlich seine Krone festhalten, wenn nicht jeder Herrscher in Frankreich wider Willen Aufgaben erhielte, die ihm die Zeit und die Interessen seines Landes stellen.

Wir glauben also nicht an eine primäre Absicht Napoleon's, dies und das beweisen, vollführen, anbahnen, erobern zu wollen; alle diese Dinge kommen ihm secundär. Könnte er seine Regierung mit Festen von Fontainebleau, Bauten, Paraden u. s. w. ausfüllen, er thät' es. So ist es auch mit seinem „Verlangen" nach der Rheingrenze. Nur secundär kann diese alte Reminiscenz an eine vorübergegangene kurze imperialistische Herrlichkeit, eine Reminiscenz mehr der Neckerei als des vollen Ernstes bei jedem vernünftigen Franzosen durch Provocationen oder eigenthümliche Verschiebungen der Weltlage in Erwägung kommen. Herr Twesten arrondirt aber Frankreich durch Belgien und die Rheinlande wie aus dem unabweislichsten Codex französischer Staatsweisheit und

wie ganz aus dem Stegreif. Unbegreiflich, wie seine Einsicht hinzufügen kann, daß in solchem Falle Englands Interesse auf Tod und Leben engagirt wäre und wie er dennoch sein Axiom, zur Arrondirung durch Belgien gehöre für Frankreich auch das ganze deutsche linke Rheinufer, als eine vollkommen erwiesene Tendenz der Napoleonischen Politik aussprechen kann. Daß Frankreich Savoyen und Nizza schon vor dem Ausbruch der Reibungen zwischen Sardinien und Oesterreich als Beuteantheil begehrte, d. h. schon in Plombières für sich stipulirte, ist von allen Seiten geleugnet worden. Die „Ländergier" kam erst mit dem Kriege, kam mit seinen Anstrengungen, seinen Opfern, seiner leichten Beschlagnahme und dem Austausch gegen herrenlos gewordene Gebiete. Wir glauben wol an Napoleon's Reiz, die kecke Sprache der Schweizer zu strafen, aber nicht an seine Ueberzeugung, Frankreich „bedürfte" die jenseitigen Abhänge des Jura! Wir glauben an Napoleon's soldatischen Reiz, das militärische prestige Preußens auf die Probe zu stellen, aber nicht an die grübelnde primitive Ansicht: Du mußt Belgien und die Rheinlande haben!

Bei alledem wird es nichts verschlagen, wenn wir, ohne uns darum auf ein unsere ganze Existenz überspannendes ewiges Qui vive! zu stellen, den Gedanken festhalten: Eines Krieges mit Frankreich haben wir uns früher oder später zu gewärtigen! Für diesen Fall aber tritt die zweite Differenz ein, die uns von den Auffassungen dieser Schrift trennt.

Herr Twesten ist ein specifisch preußischer Politiker. Für ihn beruht Deutschlands Schwerpunkt nur auf Preußen. Wir theilen diese Ueberzeugung in dem Sinn vollkommen, daß auch wir Deutschlands Geschick von Oesterreich trennen wollen. Ein Staat, der nicht einmal die Kraft und, wie es scheint, den Willen hat, uns auf dem Wege von Dresden nach Wien Prag als eine Zwischenstation deutschen Lebens zu erhalten, kann nicht mehr für Deutschland maßgebend sein. Oesterreichs „Machtstellung" schützen zu wollen, würde uns in Kämpfe verwickeln, die uns ebenso nach außen hin verderben müßten, wie die noch junge Saat eines freien und volksthümlichen politischen Lebens nach innen zertreten. Aber darin vermissen wir des Verfassers überwiegend deutsches Herz, daß er von Preußens nothwendigen Allianzen mit — der Schweiz, Belgien und Holland sprechen kann, es beklagt, wie schwer allerdings ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Eidgenossenschaft zu schließen sein würde — und die herrlichen Bestandtheile seines deutschen Vaterlandes: Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baiern, mit Oesterreich in Einen Topf wirft! Weil Preußen bei den Herren von Beust, von der Pfordten, Borries, Dalwigk u. s. w. nicht findet, was es begehrt, soll es Tractate mit Stämpfli, König Leopold und den gänzlich allen politischen Händeln fremden Bewohnern der holländischen Deiche schließen! Welche Verirrung des preußischen Selbstgefühls! Ist darum, daß wir Oesterreich seinem eigenen Schicksal überlassen müssen, Deutschlands Kern mit 20 Millionen Brüdern aufzugeben? Welche künstliche Allianz kann je diese natürliche ersetzen!

Gewiß ist die Aufgabe gestellt, aus dem Sachsen des Herrn von Beust, aus dem Baiern des Herrn von der Pfordten die reindeutsche und auch für Preußen heilsame Richtung herauszufinden. Diese Aufgabe ist aber nicht unlösbar, vorausgesetzt, daß man nicht der Meinung ist, Sachsen wäre unter allen Umständen Herr von Beust, Baiern immer nur Herr von der Pfordten. Deshalb, weil die preußische Politik die Selbständigkeit der übrigen Staaten Deutschlands zu bedrohen scheint, deshalb, weil allerdings in letztern gegenwärtig Ministerien wirken, die nur die Eine Absicht des Gegenstemmens gegen ihre Annihilirung haben, deshalb auch sogleich diese momentane Politik als die allzeit unveränderliche zu nehmen und 20 Millionen Deutsche zu Leibeigenen ihrer Dynastieen zu machen, zu Sklaven, die nicht bei dem ersten ernsten Stirnrunzeln des Gottes Mars, das sich in Strasburg wahrnehmen ließe, wie Ein Mann die Kette brechen und das schwarzrothgoldene Banner: „Hie Germania!" aufrollen würden mit sofortiger Beseitigung Jedes, der etwa von Rheinbundpolitik sprechen wollte und wenn er Krone oder Ministerportefeuille oder militärischen Commandostab trüge — das ist geradezu unerhört.

So sieht man, daß in Preußen selbst die Besten unwissentlich den Geist besitzen, den sie bekämpfen. Herr Twesten wirft dem bureaukratischen, aristokratischen, soldatesken Geiste der preußischen Monarchie den Fehdehandschuh hin und sein eigener — sei er demokratischer oder gothaer — Standpunkt gibt ihm dieselbe Verachtung seines deutschen Vaterlandes ein, die auf der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt am Main den preußischen Soldaten bestimmt, den bairischen oder hessischen Kameraden zu verhöhnen. Wir sind der positiven Ansicht, daß Preußen, da es nicht die Rolle Victor Emanuel's spielen will und kann, sich dem gegebenen Deutschland unterzuordnen und nur dazu beizutragen hat, daß aus unserm Gesammtvolke die Quintessenz seiner Kraft gezogen und leicht und expedit organisirt werde. Wer wie Herr Twesten die Ueberzeugung hegt, daß die preußische Kriegsverfassung eine unmöglich länger zu ertragende und im Kriegssturm nicht einmal ausreichende Ueberspannung der Kräfte von nur 17 Millionen Menschen ist; wer ferner zugestehen muß, daß der öffentliche Geist der maßgebenden Gesellschaftsklassen in Preußen hinter der Zeit zurück und noch im äußersten Rußland steht, der sollte seinem engern Vaterlande vor allem Demuth lehren. Das Preußen von 1813, 1814 und 1815 hat Deutschland allerdings vom französischen Joche befreit, aber das außerpreußische Deutschland von 1815—48 hat Deutschlands geistige Befreiung vollzogen. Der unsterbliche Ruhm der Rotteck, Welcker, Jordan, Itzstein, der vielen Märtyrer des constitutionellen

Lebens, kommt dem der Stein, Schön, Scharnhorst vollkommen gleich und die trübe geiſtige und politiſche Nacht, in welcher Preußen von 1815—48 lebte, iſt für ihre endliche Erhellung den „kleinen Staaten" zu ewigem Dank verpflichtet. Der deutſche Volksgeiſt wird ſich im Augenblick wirklicher Gefahr von keinem Borries, von keinem von der Pfordten oder Dalwigk gängeln laſſen. Wir ſind vollkommen der Meinung, daß wir bisjetzt am Bundestag noch ein Organ haben, das für Deutſchlands und für Preußens Beſtand mehr Garantieen bietet als Separat-Allianzen Preußens — mit der Schweiz, Belgien oder Holland!

Aus Stuttgart.

Im Juni.

— — Warme Regentage haben unſere Sommerſaiſon eingeleitet, Felder und Wieſen und Weinberge erfriſcht und die Menſchen wieder mit frohen Hoffnungen auf ein ergiebiges Jahr erfüllt. Nun ſind jene normalen Sommertage gekommen, welche in der ſchwüien Stadt die Sehnſucht nach einem friſchen Bade oder nach einem Badeaufenthalt im Schatten eines grünen Thales in uns erwecken. In den trefflich eingerichteten Bädern von Cannſtatt und Berg ſind bereits wieder Curgäſte angekommen, während die vornehme Welt unſerer Reſidenz jetzt an den Ufern des Bodenſee oder in dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, in Teinach, Rippoldsau, Wildbad, Baden-Baden u. ſ. w. ſich niederläßt.

Der Schloßplatz, dieſe Sandebene zwiſchen dem ſäulengetragenen Königsbau und dem Reſidenzſchloß, ſoll zu blühenden Gartenanlagen umgewandelt werden und ſich mit rauſchenden Fontainen beleben. Unter der Leitung Hackländer's iſt der ganze Platz umwühlt, mit Gartengrund überführt, mit Spaziergängen durchſchlängelt und gegen die Königsſtraße hin mit einem eiſernen Geländer abgeſchloſſen worden. Zu beiden Seiten der hochragenden Jubiläumsſäule harren zwei große ſteinerne Brunnenſchalen je auf einen ergiebigen Waſſerſtrahl, der in ſie herabplätſchern ſoll, der neuen Anlage Kühlung uud Erfriſchung ſpendend. Noch entbehrt dieſelbe das dem Auge ſo wohlthuende Grün und den bunten Blumenſchmuck; aber ſchon ſproßt erſteres hervor und für den letztern werden die dienſtbaren Hofgärtner auch Sorge tragen. Damit gewinnt der Schloßplatz eine hübſche, aber auch eine ſehr koſtſpielige Zierde. Das Waſſer wird aus dem faſt eine Stunde von hier entfernten Neckar durch eine eiſerne Röhrenleitung heraufgepumpt. Sowol die Herſtellungs- als Unterhaltungskoſten eines ſolchen Werks ſind begreiflicherweiſe höchſt bedeutend. Einen Theil derſelben trägt übrigens die Stadt Stuttgart, der dafür auch ein Antheil an dem gewonnenen Waſſer zugute kommt.

Die lange Verzögerung der Anerkennung des Kammerbeſchluſſes in Betreff des Concordats mit Rom bewog die Finanzcommiſſion, den Antrag zu ſtellen, die Kammer wolle auf die Berathung und Verwilligung der für die katholiſche Kirche und für die katholiſchen Unterrichtsanſtalten erigirten Summen vorerſt nicht eingehen, bis ſeitens der Staatsregierung der in Betreff des Concordats an dieſelbe gerichteten Bitte entſprochen worden ſei. Der Antrag wurde mit 10 gegen 5 Stimmen angenommen. In der Minderheit befanden ſich wieder katholiſche, ſonſt freiſinnige Commiſſionsmitglieder, worunter Propſt und Wieſt, die zwiſchen Ultramontanismus und Katholicismus nicht unterſcheiden wollen oder unbegreiflicherweiſe nicht zu unterſcheiden vermögen. Sollte denn die Einſicht gar ſo ſchwer ſein, daß ein gebildeter Katholik unmöglich mehr einem Autoritätsglauben huldigen kann, der jeden geiſtigen Fortſchritt leugnet und folgerichtig gerade das, was das ureigenſte Weſen der Deutſchen ausmacht, ihre Literatur und Philoſophie, verdammt? Nein, ein ehrlicher und gebildeter Katholik ſteht in Bezug auf die wichtigſten religiöſen Glaubensartikel auf demſelben Boden, auf dem er dem ehrlichen und gebildeten Proteſtanten die Bruderhand reichen kann. Die Unterſchiede des Cultus ſind nur noch Sache des äſthetiſchen Gefühls, das nur vom jeweiligen Volkstemperament bedingt wird.

Schott's Tod wurde allgemein beſprochen. Auch Finanzminiſter von Knapp ſtarb an einer Gehirnkrankheit, nachdem er kaum die funfziger Jahre überſchritten hatte. Als Steuerincipient begann er ſeine Laufbahn und erwarb all ſein Wiſſen und ſeine Erfahrung in den verſchiedenen Bureaux, wie ſie vom Steuereinnehmer an bis in das Miniſterhotel führen. Daß er nicht Humaniora ſtudirt hatte, hatten alle diejenigen zu beklagen, die mit ihm irgend in Beziehung kamen. Seine Verdienſte um das würtembergiſche Eiſenbahnweſen, das noch vielen andern Staaten als Muſter dienen kann, laſſen ſich ihm nicht abſtreiten. Im übrigen ſind gegen ſeine Finanzverwaltung vielfache Klagen erhoben worden, denen er aber ſtets das eigenſinnigſte Stillſchweigen entgegenſetzte. Sein Leichenbegängniß war außerordentlich glänzend; alle Zweige ſeines Departements waren vertreten — von den flämmigen Matroſen, die das ſchwäbiſche Meer und den Neckar befahren, bis zu den ordengeſchmückten Finanzräthen und Poſtdirectoren.

Wiener Muſikzuſtände.

V.

Sobald die Kunſt dem Sturm und Drang der Zeit nicht mehr aus dem Wege gehen, ſondern mittendurch zum Ideal ſtreben muß, können wir uns auch nur noch mit Selbſtverleugnung in den milden Frieden idealer Schönheit, ungetrübten Wohllauts finden. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn der Beifall, mit welchem die leidenſchaftlicher pulſirende neuere Inſtrumentalmuſik aufgenommen zu werden pflegt, eine grellere Färbung hat; denn er entſtammt zumeiſt dem brauſenden Ungeſtüm der Jugend, die mit fanatiſcher Freude jede

Kundgebung begrüßt, die dem ungeduldig gärenden Drange ihrer Brust Ausdruck gibt und weniger in vollendeter Formschönheit und verklärter Idealität als in einem fieberhaft bewegten, nur durch Blitze erhellten Leben wechselnder Stimmungen Befriedigung findet.

Daneben konnte die materielle Macht der verstärkten und vermannichfachten Instrumentirung und die stets üppiger auftretende Klangfarbenpracht den Sinn für feinere Organisation und innere Schönheit des Ausdrucks eben auch nur abschwächen.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß neben den breit angelegten, sich in die verschiedenartigsten Stimmungen vertiefenden, leidenschaftlichen Tonwerken der neuern Zeit die knappen, urkräftigen, mit der Gothik des Contrapunkts prangenden Schöpfungen eines Johann Sebastian Bach noch den meisten Anklang finden und seine über diesen Granitbau von Zeit zu Zeit wie himmlische Lichterscheinungen hinüberschwebenden volksthümlichen Melodieen den tiefen Punkt im deutschen Gemüth lebendiger anregen als jene melodischen Keime der ersten Haydn'schen und Mozart'schen Schaffensperiode, aus welcher die neuere Musik, jene der eben genannten Meister und ihrer Nachfolger, in üppigster Blütenfülle herausgewachsen ist.

Eine so geniale, großartige Naivetät wie jene Bach's kann nicht verfehlen, schon durch ihren Gegensatz zu der berechnenden Kunst unserer Zeit zu imponiren.

Ebenso verhält es sich mit den Kirchengesängen der alten Italiener und den volksthümlichen geistlichen Liedern alter deutscher Meister. Gut ausgeführt zünden sie immer, namentlich jene, die nicht mehr dem ganz strengen, entsinnlichten Stile angehören. Dem deutschen Gemüth wohnt, der deutschen Philosophie zum Trotz, ein warmer Drang der Andacht inne; es erschließt sich schnell dem Dufte christlicher Liebesgesänge, aber es hält ihn nicht fest; denn es gehört der grübelnden, nach dem Lebensgenusse ringenden Gegenwart an, gleich der Seele Faust's, und die heiligen Osterklänge mahnen es nur wie diesen flüchtig an einen verlorenen Kinderhimmel.

Mit der Zeitstimmung hängt es auch zusammen, wenn das streng ernste Oratorium, sei es von Händel oder Mendelssohn, im ganzen nur noch geringere Zugkraft übt. Für die breite Entwickelung und ernst feierliche Haltung dieser Compositionsform fehlt dem sinnlichen, leicht erregbaren, aber auch schneller abgespannten südländischen Temperament des Wieners jene Fähigkeit, sich zu sammeln und durch längere Zeit in ungewohnten Kreisen des Denkens und Empfindens auszuharren, welche dem Engländer eigen ist.

Abgesehen von den höchsten und höhern Ständen, dem Adel und der Geldaristokratie, die nur Sinn für italienische Opernmusik und den Pomp der französischen großen Oper haben, ist im Kern der wiener Bevölkerung noch mehr Geschmack an gesunder, echter Musik vorhanden, als man in der Regel anzunehmen pflegt. Der weniger zahlreichen als energischen und lärmmachenden Schar der modernen Parteifanatiker steht die geschlossene Phalanx der richtig fühlenden und urtheilenden Mehrheit der Musikfreunde entgegen, deren Begeisterung aus dem Herzen strömt und jedem Tonwerke gesichert ist, das einen echt musikalischen Inhalt in einer echt musikalischen Form birgt. Als ein Beweis, wie sehr die Anspruchslosigkeit des Schöpferischen auch jetzt noch wirkt, mag dienen, daß der jüngst von dem Leiter der philharmonischen Concerte und gleich darauf von der Gesellschaft der Musikfreunde gemachte Versuch, nach vieljähriger ungerechter Hintansetzung Haydn's mit einer seiner Symphonieen hervorzutreten, so überaus günstig ausfiel.

Man darf nur die wiener Volksmusik, sei es in ihren Tanzweisen, in den Couplets der Posse oder im Liede der Volkssänger, kennen lernen, um bei allem Einflusse der Ueberfeinerung unserer Zeit auch auf die Volksmusik die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Künstelei und das falsche Pathos hier keinen Eingang finden können.

Von der sogenannten Zukunftsmusik droht daher dem Geschmack des lebensfrohen Wieners keine besondere Gefahr, wenn auch vereinzelte Erscheinungen vorübergehend den Anschein des Gegentheils begründen. Vielmehr ist die überwiegend sinnliche Richtung seines Wesens Ursache, daß er es selbst mit Trivialitäten, wenn sie dem sinnlichen Drange schmeicheln, nicht so genau nimmt. Daher wird auch jene Musik, welche den sinnlichen Reiz in edeln, schönen Formen zu entfalten und zugleich das Gemüth, diese bessere Macht des wiener Volkscharakters, recht zu treffen weiß, stets seine wahre musikalische Heimat sein, und solange der einzige Mozart, dieser Prototyp des süddeutschen Wesens, solange Haydn und der frühere Beethoven mit dem Zauber ihrer seelenvollen Melodie noch in jener Gunst bleiben, die ihnen bisher stets warm entgegenkam, solange werden auch die Ausschreitungen des Geschmacks einerseits in der Richtung einer erzwungenen Geistigkeit, andererseits in jener einer erschlaffenden Sinnlichkeit den wiener musikalischen Geschmack nicht von Grund aus zu verderben vermögen.

In der neuesten Zeit haben bedeutsame Aenderungen in der Leitung der zwei wichtigsten Musikinstitute stattgefunden; Fürst Konstantin Czartoryski ist Präses der Gesellschaft der Musikfreunde, Maestro Salvi Director des Hofoperntheaters geworden. An die Wirksamkeit des Erstgenannten knüpfen sich die besten Hoffnungen; dem letztern kommt geringeres Vertrauen entgegen. Die Zeit wird lehren, welche Berechtigung diese Erwartungen haben dürfen.

Briefwechsel.

— Herrn W. A. in Bern. Als einen Wink für den richtigen Aufbau eines Dramas empfehlen wir Ihnen die Ruck-Construction der dramatischen Handlung aus dem fünften Acte. Gewöhnlich hängt sich beim Anfänger der fünfte Act locker und lose, wie eine bloße Zuthat, an die vorangegangenen Scenen an, während doch diese vielmehr nur aus dem fünften Act hätten hergeleitet und als bloße Einleitungen zu diesem wichtigsten Acte behandelt werden müssen. Auch dürfen Sie annehmen, daß das, was Sie sich als Sujet des fünften Actes dachten, in den meisten Fällen, vorausgesetzt, daß Ihr fünfter Act thatreich war, verdiente, ganz allein das Sujet unter fünf Acte zu sein. Schiller's „Maria Stuart" ist für den Meister ein solcher „fünfter Act" des Anfängers.

— HH. Drr. R. in G. und W. in B. Wird erscheinen.

(Ausgegeben am 27. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 27. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Karoline von Günderode. Von Franz Sauter. — Franzoſenherrſchaft. Von Fr. Friedrich. — Auf Capri. Von Emma Niendorf. I. — David Veit und Rahel — Börne und Henriette Herz. — Neue Romane und Novellen. XIII. — Die Maſchinenſpinnerin. Von Friedrich Erich. — **Neues aus der Welt.**

Karoline von Günderode.

Von Franz Sauter.

Das unglückliche Lebensende der Dichterin Karoline von Günderode iſt dem gebildeten Publikum aus Goethe's „Briefwechſel mit einem Kinde" bekannt.

Die Dichtungen der Armen, die ſich ſelbſt den Tod gab, ſind längſt vergeſſen. Die Urſache dieſer Unbekanntſchaft mit einer der liebenswürdigſten Erſcheinungen in der deutſchen Literatur mag hauptſächlich darin liegen, daß bisher weder eine vollſtändige Geſammtausgabe ihrer Schriften noch eine ausführlichere Beſchreibung ihres Lebens erſchienen iſt. Auch von den Literarhiſtorikern wurde die Günderode entweder gar nicht oder doch nur ſehr flüchtig berührt. Und doch ſollte eine ſo edle, hochbegabte und tief elegiſche Dichternatur nicht einer unverdienten Vergeſſenheit anheimgegeben bleiben.

In unſerer wenn auch vorzugsweiſe induſtriell proſaiſchen, übrigens gärenden und lyriſch bewegten Zeit mag es einmal recht am Platze ſein, alles Ernſtes aufmerkſam zu machen auf die jugendlich feurigen, poetiſchen Perſönlichkeiten ſchon vergangener Zeit. Beginnt ja überhaupt die Kunſt des liebevollen Eingehens auf fremde Naturen immer ſeltener zu werden.*) Man erfindet, namentlich in den Literaturgeſchichten, Schubfächer; in dieſe wirft man kopfüber die Menſchen, indem man nur das an ihnen gelten läßt, was über dem Schubfach als ihre Gattung regiſtrirt worden iſt. Dieſe Weiſe droht ſchon lange die Literaturgeſchichte zu einem Todtenacker zu machen.

Die Günderode enthüllt in ihrem Dichten eine glühende Phantaſie, zarte Empfindung, reine Geſinnung, eine wahrhaft ſchöne Individualität, eine durch tiefen Ernſt und innern Schmerz der Seele durchgebildete und geläuterte Poeſie. Wir werden die wichtigſten Momente ihres Lebens einfach darſtellen und in den Zuſammenhang eindrucksvolle Stellen aus ihren Dichtungen verweben.

Friederike Luiſe Maximiliane Karoline von Günderode, am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe geboren, war die älteſte Tochter des 1786 im 31. Jahre ſeines Lebens verſtorbenen markgräflich badiſchen Kammerherrn, Hof- und Regierungsraths, auch Ephorus des Gymnaſiums zu Karlsruhe, Hector Wilhelm Freiherrn von Günderode, genannt von Kellner, und der Freiin Henriette Friederike geb. von Günderode von Graß. Der Freiherr H. W. von Günderode, geb. zu Hanau

*) Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. IV, S. 592.

am 16. Juli 1755 (wo ſein Vater heſſen-kaſſeiſcher Geheimrath und Oberamtmann war), hatte ſich während ſeiner zu kurzen Lebenszeit als geſchätzter, äußerſt thätiger Hiſtoriker, Numismatiker und hochgeachteter Staatsbeamter ſowie als edler Menſch ausgezeichnet.

Die Günderode'ſche Familie ſtammt aus altadeligem Geſchlecht, wie denn ſchon Kaiſer Rudolf II. in dem Freiherrnbrief für Heinrich von Günderode vom Jahre 1610 „gnedlglich angeſehen, wahrgenommen und betrachtet das Uhralte adelige Geſchlecht und Weeſen darinnen unnſer und des Reichß lieber getreuer Heinrich von Güntherodt Ritter und Obriſter, und ſeine Vor-Eltern viel lange Jahr in Ehre, ſtattlichem Anſehen und Vermögenheit Herkomen ſein".

Ueber den Charakter des Kammerherrn H. W. von Günderode finden wir in der von ihm ſelbſt angefangenen, von ſeiner Gattin vollendeten Biographie (ſ. H. W. von Günderode, genannt von Kellner, „Sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. L. Poſſelt", Leipzig 1787, I, 27) unter anderm folgende beachtenswerthe Aeußerung: „Gutmüthig gegen jedermann, hatt' er doch nur wenige Freunde in dem heiligern Sinn dieſes Worts, aber dieſen ergab er ſich ganz. In ihrer Geſellſchaft verlor ſich oft ſein natürlicher Ernſt in die fröhlichſte Laune; niemals aber ſah ich ihn heiterer, als wenn er von Tod und Unſterblichkeit ſprach. Dann war Er ganz Feuer und jedes Wort zeugte von dem großen Vorgefühl, das er von dem Zuſtand hatte, in den er ſo früh verſetzt wurde. . ."

Noch in dem Todesjahre ihres Mannes verlegte die Witwe mit ihren fünf Töchtern und einem noch lebenden Sohne (geb. 25. April 1786) ihren Wohnſitz nach Hanau. Hier im Kreiſe ihrer in der ſchönſten Jugendblüte ihr vorangegangenen Schweſtern Luiſe (geb. 1781), Wilhelmine (geb. 1782), Charlotte (geb. 1783) und Amalie (geb. 1784) und unter der Fürſorge ihrer ſo ſchönen als geiſtreichen Mutter verlebte Karoline ihre Jugendzeit.

O dreifach ſelig Los, wohl dem, dem du vergönnt,
Der in der Seinen trauten Mitte glücklich iſt!

In ihrem 18. Lebensjahre wurde Karoline in das adelige Kapitel von Kronſtadt und Hynsperg zu Frankfurt am Main als Stiftsdame aufgenommen.

Lebt wohl! Das Schickſal ruft auf and're Pfade!
Lebt wohl, ihr theuren, himmliſchen Geſtade!

Karoline war eine zarte Lichtgeſtalt, freundlich wie die ſcheidende Sonne, ſchlank und braun; der Blick ihres blauen Auges friſch und leuchtend. Sie ſprach ſanft, ſtill und bewegt, lächelte wie ein Kind und wie ſanfter Wogenſchlag kam ihre Heiterkeit aus der Tiefe ihres Innern an die Oberfläche des Lebens. Noch war ihre Seele ruhig, ihr Vertrauen fromm; ſie lebte nur in Traumgefühlen. „Wenn es dunkel wurde und Schatten alle Augen verhüllten, dann wurden die meinigen erſt hell; vielerlei Bilder gingen an mir vorüber; ſie kamen, ich wußte nicht woher, ſie gingen, ich wußte nicht wohin." Doch ihr Geiſt entwickelte ſich und ſie ſchlug den gefährlichen Weg des Wiſſens ein. Kühn und raſch verfolgte ſie das hochgeſteckte Ziel, ſo nahe als möglich ſich hinzudrängen zum Urquell alles Lichts. Menſchen freilich, die ſich ans Ungewöhnliche ſtoßen, mögen geneigt ſein, außerordentliche Schwierigkeiten als Melienzeiger zum Umkehren gelten zu laſſen. Dem freien und kühnen Streben iſt es eigen, daß es auf der verlegten Bahn ab- und aufwärts dem Ziele unaufhaltſam zuſchreitet. In dieſer Arbeit, das Gleichgewicht herzuſtellen zwiſchen Verſtand und überwiegendem Gefühl, ward in ihr das Verlangen rege nach Menſchen, die für ihre innere Würde, für ihre heiligſten Güter kämpften. „Immer neu und lebendig iſt die Sehnſucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszuſprechen, in einer Geſtalt, die würdig ſei, zu den Vortrefflichſten hinzutreten, ſie zu grüßen und Gemeinſchaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieſer Gemeinſchaft hat mir ſtets gelüſtet, dies iſt die Kirche, nach der mein Geiſt ſtets wallfahrtet auf Erden!" Außer den Geſchichtsbüchern des Alterthums waren Mythologie, Pindar's Oden, die Briefe des jüngern Hemſterhuis, Schleiermacher's „Monologen", Schelling's Naturphiloſophie, Hölderlin's und Goethe's Dichtungen, vor allen aber Oſſian ihre Lieblingsſtudien.

Früh ſchon entkeimten ihrem dichteriſchen Talent ſchöne Blüten. Die Poeſie war ihr ein Baſſin, in das der auseinander getretene Strom der Liebe und Sehnſucht ſich ergoß, um dort ſeine Einheit zu finden. Ihre Phantaſie umfaßte vor allem die Natur als die geiſtnährende Mutter. „Der Geiſt ſtrömt in die Empfindung und die geht aus allem hervor, was die Natur erzeugt. Der Menſch habe Ehrfurcht vor der Natur, weil ſie die Mutter iſt, die den Geiſt nährt mit dem, was ſie ihm zu empfinden gibt."

Die Natur, vom Gottesgeiſt belebt, iſt das einzig Ewige:

In ew'ge Strahlen kleidet ſich die Sonne
Und ohne Wandel iſt der Sterne Licht;
Olympos Höhen ſtehn in ew'ger Bläue,
Die Götter ewig in der Schönheit Schaun.
Unwandelbar iſt alles Wahre, Schöne,
Iſt alles, was von göttlicher Natur.
Im Himmliſchen iſt ewiges Beſtehen;
Die Flamme, die ein Gott entzündet, glüht,
Wenn alle Ird'ſchen Gluten auch verglimmen.
Denn die entzündet, was vergänglich iſt;
Und ſolche Liebe will ernähret werden
Und neu erzeugt durch Hoffen oder Furcht.
Doch ſieh' die Sonne! Ewig aus ihr ſelber
Und ohne Wandel quillt ihr Feuermeer.

Es war für ſie ein unergründlicher Zauber, die Bergeslüfte, die Geiſter der Kühle im Spiel ihres friſchen Hauches zu verfolgen:

Es iſt der Thau ſchon gänzlich aufgezehret,
Die leichten friſchen Lüfte ſind verſcheucht.
Sie ſchlüpfen flüſternd nur durch dieſe Wipfel
Und flüchten zu den dunkeln Grotten hin;
Dort ſpielen ſie mit klaren Felſenquellen
Und baden in des Springbrunns Boden ſich.
Dort iſt ihr Reich in ewig friſcher Kühle,
Von Phöbus' heißen Pfeilen unverletzt;
Dort flüſtern ſie der Liebe Melodieen
In keuſcher Oreaden Felſenohr.
Verborgen ſo entfliehen ſie der Sonne,
Den Tag verweilend in der Klüfte Nacht.
Doch hat ſich Helios zum Weſt gewendet,
So ſchlüpfen ſie aus ihrer Einſamkeit
Und wandern hin und wieder durch die Erde;
Und ſelbſt die ſtarken Eichen beugen ſich,
Die Wolken müſſen ihren Spielen dienen
Und ihrer Herrſchaft unterwerfen ſich.

Ein gleich tiefes Gefühl wohnt auch der Dichterin inne für das Grauenhafte, Schauerliche und Entſetzliche in der Natur:

Auch ſolche Kräfte muß das Weltall haben,
Das ruhige Beſtehen frommt ihm nicht;
Wenn ſtatt der Erde Kinder zu erlaben,
Zerſtörung aus dem Schos der Wolken bricht;
Wenn ſich am Strand erzürnte Wogen brechen,
Des Feuers Glut der Erde Schos zerwühlt,
Wenn laute Donner durch die Lüfte ſprechen
Und Schmerz, Entſetzen jede Bruſt erfüllt;
Dann ſtürzen ein die engen Schranken,
Verſchlungen wird die alte Welt;
Doch von dem ſchöpf'riſchen Gedanken
Wird eine ſchön're hergeſtellt.

Von der Günderode war unter dem Pſeudonym Tian zuerſt 1804 ein Bändchen „Gedichte und Phantaſieen" erſchienen; bald darauf „Udohla", in zwei Acten; „Magie und Schickſal", in drei Acten; ferner 1805 ein Bändchen „Poetiſche Fragmente", enthaltend „Hildgund" (Walther von Aquitanien), eine dialogiſirte Geſchichte, und „Mohammed, der Prophet von Mekka", ein Schauſpiel mit Chören. (S. „Deutſcher Muſen-Almanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von O. F. Gruppe." Berlin, Reimer. Enthält nur ungedruckte Gedichte von bereits Verſtorbenen; eins von Karoline von Günderode.)

Ueber die „Gedichte und Phantaſieen" urtheilte ein Kritiker in der „Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung" unter anderm: „Dieſe Sammlung vermiſchter Aufſätze hat, wie Recenſent mit Gewißheit vorausſetzen darf, eine junge Dame zur Verfaſſerin. Sie wurden von einem Freunde derſelben zum Druck befördert, ohne urſprünglich für den Buchhandel beſtimmt zu ſein. Recenſent aber fand ſich durch den Reichthum und ſeltenen Werth ihres Inhalts dergeſtalt überraſcht und ergriffen, daß er, ungeachtet ſie ihrer erſten Beſtimmung nach nur einem ſehr engen Cirkel angehören ſollten, auch dem größern Publikum eine Anzeige derſelben ſchuldig zu ſein glaubt. Die wichtigſten Probleme der Vernunft, wie ſie ein männlich weiſer Sinn in einem zartfühlenden weiblichen Buſen auffaßt und, wie von einer warmen Phantaſie unterſtützt, in lebendigen Bildern und mit harmoniſchen Tönen auszuſprechen — ſie nicht zu löſen, ſondern zu objectiviren und ſich mit Erhebung und Begeiſterung in ihnen anzuſchauen verſucht, berühren und umſchlingen ſich in denſelben unter mannichfaltigen Formen, die ſämmtlich mit rhapſodiſcher Kürze auf eine höhere, ſie verknüpfende Einheit in dem harmoniſch gebildeten Geiſte der Verfaſſerin hinzuweiſen ſcheinen. Einige kleine Erzählungen bezeichnen einen entſcheidenden Moment eines wichtigen und bedeutenden Lebens, kühn angelegt, raſch herbeigeführt und mit treffenden Zügen hervorgehoben, ſodaß man auf wenigen Seiten ein ganzes menſchliches Daſein ergriffen und verſtanden zu haben meint, ohne ſich eines Sprungs über dazwiſcheniiegende Begebenheiten bewußt werden zu können. Am beſten ſind der Verfaſſerin in dieſer Hinſicht die beiden Erzählungen «Muſa» und «Die Erſcheinung» gelungen. Das Gedicht «Dantuia» und «Mora, eine dramatiſche Scene» ſind nach Oſſian. Es war Recenſenten erfreulich, zu bemerken, daß das rein Manierirte der ſogenannten «Oſſian'ſchen Geſänge», ungeachtet es einen bedeutenden Antheil an der Bildung des Tons dieſer Sammlung hat, doch nicht im Stande war, den wahrhaft poetiſchen Geiſt, der ſich darin regt, zu erſticken. Nur ſelten verhüllt die Manier, indem ſie ihre Schranken überſchreitet,

die Tendenz eines zur Objectivität strebenden Stoffs. Unter den philosophischen Aufsätzen verdient besonders das «Apokalyptische Fragment», ein Versuch, das Losreißen des Endlichen von dem Absoluten und dessen Rückkehr ins All unter subjectiven Formen des Bewußtseins auszusprechen, ausgezeichnet zu werden. Hierher gehört auch «Des Wanderers Niederfahrt», ein Gedicht, in welchem sich das Streben des unbefriedigten Geistes nach dem Unerforschlichen und nach den letzten Gründen des Seins zuletzt in einer idealistischen Ansicht schön und beruhigend auflöst. In den wenigen Gedichten von einer leichten, mehr spielenden Art herrscht viel Anmuth und, bei einer großen Zartheit der Empfindung, eine gewisse ernste Beziehung auf die Kunst und auf das Leben Das Gelungenste aus dieser Gattung ist «Wandel und Treue»."

Im Sommer 1806 begab sich Karoline von Frankfurt am Main zu der ihr befreundeten Familie Mertens in den Rheingau. Von der in der Handelswelt angesehenen und weitverbreiteten Familie wohnte damals ein Mitglied, der ledige Handelsherr Joseph Mertens, zu Langenwinkel, herzoglich nassauschen Amts Rüdesheim, in stiller Verborgenheit. Gleichzeitig mit der Günderode lebte früher schon ihre Freundin Bettina von Arnim öfters zu Langenwinkel bei ihrem Bruder Franz Brentano, in dessen Landhause berühmte Männer, wie Bischof Sailer von Regensburg, Goethe, Friedrich Karl von Savigny, gern zu verweilen pflegten.

Bettina! Günderode! Fröhlich zieht ihr hinaus, um die Blicke in die klare Spiegelfläche des Rhein zu senden, wo der deutsche Genius seine süßesten Erinnerungen birgt! Ihr grüßt die bunte Welt um euch, wie einst an dem heimatlichen Ufer des Main! Ihr träumt euch Paradiese zurück und preist den schützenden Engel, der euere Tugend bewachte und euch wieder vereinte!*)

Mit einem tiefen, beschaulichen Naturgefühl vereinte sich bei der Günderode ein lebhafter, sympathischer Sinn für großherzige Freundschaft. Sie schrieb an Clemens Brentano: „Sagen Sie nicht, mein Wesen sei Reflexion oder gar, ich sei mistrauisch, — das Mistrauen ist eine Harpye, die sich gierig über das Göttermahl der Begeisterung wirft und es besudelt mit unreiner Erfahrung und gemeiner Klugheit, die ich stets jedem Würdigen gegenüber verschmäht habe." So schwungvoll auch dies Zutrauen, die Neigung zum reinen Anschmiegen an das Edle und Große sich kund gab, erscheint es doch nur als Ahnung und Vorgefühl jener Liebe, die für ihre Seele der glühendste, subjectivste Ausdruck der Sehnsucht nach dem Unendlichen war. Bald aber gewann diese unbestimmte und doch entschiedene Neigung, diese glühende Sehnsucht einen Anhaltepunkt. Das Gemüth der Dichterin ward von unmittelbarer leidenschaftlicher Liebe ergriffen, die von keiner andern Empfindung als der Liebe selbst bedingt war; eine Liebe von der Art, wie sie für phantasievolle Seelen gefährlich ist und weder von Zeit noch Raum, noch andern Lebensbeziehungen angefochten oder gar ausgelöscht werden kann. Ihr Herz hatte gewählt, ehe es sich des Wahlrechts bewußt war.

Ueber ihr Verhältniß zu dem Philologen, später Geheimen Hofrath Georg Friedrich Creuzer (geb. 1771 zu Marburg, gest. 1857 zu Heidelberg), für den sie ein so lebhaftes und dauerndes Interesse hegte, theilt H. Voß in einem Briefe an Frau von Wolzogen (Heidelberg 1806) folgende nähere Nachrichten mit. „Zwei Jahre sind's, als das Fräulein von Günderode den hiesigen Professor Creuzer kennen lernte; seine Liebenswürdigkeit fesselte ihr Herz, die Reichhaltigkeit seines Geistes gab dem ihrigen Nahrung, sie ward seine Freundin; beide traten in Correspondenz miteinander und theilten sich mit, was sie füreinander empfanden. Unter den Gedichten, die mit dem Namen «Tian» herausgekommen sind, befinden sich mehrere, die diesem Verhältniß ihren Ursprung verdanken; mehrere dieser Gedichte hat Creuzer in seine «Studien» («Studien», herausgegeben von Daub und Creuzer; 6 Bde., Frankfurt und Heidelberg 1805—10) aufgenommen. Die Tian soll oft erklärt haben, nichts als der Tod könne sie von Creuzer und dem Besitz seines Herzens trennen. Aber Creuzern hemmten traurige Fesseln; er lebt schon viele Jahre an der Seite einer Frau, die er nicht aus Liebe, sondern aus Achtung und aus Dankbarkeit für mütterliche Krankenpflege geheirathet hatte. Sie ist fast zwanzig Jahre älter als er. Seit seiner Bekanntschaft mit Tian ist das Glück dieser Ehe völlig gestört; Mann und Frau leben sehr gespannt miteinander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaft. Creuzer verlangt Ehescheidung und seine gutherzige Frau, die ihm ein glücklicheres Los

*) S. Bettina von Arnim, „Die Günderode" (2 Bde., Grüneberg 1840); ferner „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (3 Bde., Berlin 1835).

wünſcht, als ſie ihm zu geben im Stande iſt, ergibt ſich mit Demuth in ſeinen Willen. In der Mitte dieſes Sommers fällt Creuzer in ein Nervenfieber, ſeine Frau verpflegt ihn mit aller erſinnlichen Treue und kommt ihm beſonders in den Tagen, wo ſein Leben in Gefahr ſteht, nicht von der Seite. Dieſe Anhänglichkeit und durchaus uneigennützige Liebe rührt Creuzer; er fühlt ſich im Herzen ſchuldig; er beſchließt, ſich von Tian loszureißen und ſeiner Frau die alten Anſprüche an ſeinen Beſitz wiederzuſchenken. In den erſten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtſeins verſammelt er ſeine Freunde um ſich, erklärt ihnen feierlich, ſeine Seele habe vor Gott geſtanden, jetzt erſchienen ihm ſeine irdiſchen Verhältniſſe in einer ganz andern Geſtalt; er wolle in ihrer Gegenwart ſeiner Frau das ihr widerfahrene Unrecht abbitten. Karl Daub (der heidelberger Theologe) erhält den Auftrag, den Losſagungsbrief an Tian oder an eine Freundin der Tian zu ſchreiben; Creuzer fügt die Bitte hinzu, man ſolle ihm nie von der Wirkung dieſes Briefs etwas mittheilen; ihr Name ſolle nie wieder über ſeine Zunge kommen noch in ſein Ohr dringen. Daub ſchreibt hierauf an eine Freundin der Tian, die auf einem Landgute wohnt. Der unglückliche Brief, der an die Freundin adreſſirt iſt, fällt der Tian in die Hände. Sie, ohne etwas von dem Inhalte zu ahnen, erbricht ihn, lieſt ihr Schickſal und die Warnungsworte am Schluſſe des Briefs: «Hüten Sie die Günderode vor dem Rhein und vor Dolchen!» geben ihr wahrſcheinlich das Mittel an die Hand, es auszuführen. Mit großer Faſſung ſchreibt ſie einige Briefe und ißt dann zu Abend in Geſellſchaft von mehrern Perſonen. Nach dem Eſſen ruft ſie ihrer Freundin mit großer Heftigkeit «Gute Nacht!» zu und eilt dann mit haſtigen Schritten einem Garten zu, der am Rhein liegt. Man hat hieraus kein Arges, denn es war ihrer Gewohnheit gemäß, vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang zu machen. Als ſie aber um 11 Uhr (am 26. Juli 1806) noch nicht heimgekehrt iſt, fängt die Freundin an, unbeſchreiblich bange zu werden. Das ganze Haus ſtellt Nachſuchung an; vergebens. Erſt am andern Morgen um 10 Uhr findet man den Körper, durch drei Dolchſtiche entſeelt und das Todesinſtrument neben ihr liegend. Um den Leib hat ſie mehrere mit Steinen angefüllte porzellanene Schalen feſtgebunden gehabt, wahrſcheinlich um ſich im Fall der Noth noch zu ertränken und des Unterſinkens gewiß zu ſein." (Näheres über ihre Todesart ſ. „Der Wanderer. Belletriſtiſches Beiblatt zur Naſſauſchen Allgemeinen Zeitung", 1852, Nr. 263.)

„Dies iſt", ſchreibt H. Voß, „die Geſchichte der unglücklichen Tian. Ich habe ſie, ohne zu richten, erzählt. Ein edles Gemüth iſt zu Grunde gegangen. Die Freundinnen der Tian behaupten einſtimmig, ſie habe länger nicht leben können. Creuzer iſt geneſen; er iſt der einzige in der ganzen Gegend, der vom Schickſal der Tian noch nichts weiß und, wenn das Beſtreben ſeiner Freunde gelingt, auch nichts erfahren ſoll. Gott gebe es, denn er überlebt ſie nicht, ſobald er erfährt, wie ſie ihm vorhergegangen! Er iſt ein liebenswürdiger Mann, von faſt unwiderſtehlicher Anmuth, wenn man ihn aus der Fülle ſeines Herzens reden hört."

Unter den Gedichten der Tian iſt eins, Ariadne, welches eine furchtbare Ahnung ihres eigenen Schickſals enthält.

Ariadne auf Naxos.

Auf Naxos Felſen weint verlaſſen Minos' Tochter;
Der Schönheit heißes Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von ſeinem Thron herab ſenkt Kronos' Sohn die Blitze,
Sie zur Unſterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Poſeidon, liebentbrannt, eröffnet ſchon die Arme,
Umſchlingen will er ſie mit ſeiner Fluten Nacht.
Soll zur Unſterblichkeit nun Minos' Tochter ſteigen?
Soll ſie, den Schatten gleich, zum dunkeln Orcus gehn?

Ariadne zögert nicht, ſie ſtürzt ſich in die Fluten:
Betrog'ner Liebe Schmerz ſoll nicht unſterblich ſein!
Zum Götterlos hinauf mag ſich der Gram nicht drängen,
Des Herzens Wunde hüllt ſich gern in Gräber Nacht.

Goethe gedenkt auf ſeiner Reiſe im Rheingau, Herbſttage 1814, der Freundin mit den Worten: „Man zeigte mir am Rhein, zwiſchen einem Weidicht, den Ort, wo Fräulein von Günderode ſich entleibt. Die Erzählung dieſer Kataſtrophe an Ort und Stelle, von Perſonen, welche in der Nähe geweſen und theilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragiſches Lokal jederzeit erregt, wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geiſter Wallenſtein's und ſeiner Gefährten uns umſchweben."

In Guſtav Kühne's „Rheinbüchlein" (Leipzig 1856) finden wir folgende Stelle: „Auf einem Weidicht am naſſauer Ufer weilte mein Blick mit Trauer. Am weſtlichen Ende des Städtchens Winkel ſteht das Brentano'ſche Landhaus. Dort hat Bettina, das verzückte Kind des Rhein, mit den Wellen geplaudert, mit den Lüften gekoſt,

mit den Sternen gellebäugelt und all die berauſchende Seligkeit des Geiſtes bis zum Taumel der Sinne in ſich geſchlürft. Und dort im Weidicht endete die edle, ſanfte Günderode freiwillig ihr Leben! So nahe beieinander die Hymnen der entfeſſelten Lebensluſt und der verſchleierte Trübſinn, der ſich vor ſich ſelbſt und vor der Welt verkriecht! Es ſind oft die feinſten, zarteſten Seelen, die ſich ſo rettungslos in ihre Gedanken einſpinnen und ſich ſo tief verpuppen, daß ihre Bande ſich erſt jenſeits löſen."

Auf dem Kirchhofe zu Winkel im Rheingau liegt Karoline begraben. Tritt man von der Straße herauf über die ſieben Stufen der breiten Treppe auf den freundlich angelegten Vorplatz der Kirche zu Winkel und wendet ſich dann rechts, ſo gelangt man an die Stelle, wo zwiſchen dem äußerſten Ende des Kirchenchors und der Umfangsmauer des Todtenhofs nur ein ſchmaler Raum übrig iſt. Von dieſer Stelle aus ſchaut das Auge zunächſt das lieblich geformte Taunusgebirge und, gleich einem Edelſtein in goldenem Ringe, das Schloß Vollrath, das eine halbe Stunde vom Rhein entfernt iſt. Vollendet der Blick ſeinen Kreislauf zur linken, ſo ſieht er dort, wie auf einem Vorgebirge des Taunus, den mit einem reizenden Schloſſe gekrönten Johannisberg. Aber unmittelbar vor den Füßen des Wanderers liegt ein Gottesacker. Blumen, Stauden und Bäumchen vereinigen ſich unter den Händen liebender Freunde, um aus dieſer Stätte ein Saatfeld der Hoffnung zu machen. Dort nun, wo der Wanderer ſteht, zu ſeiner rechten nur 12 Fuß von der Kirche und dem Hochaltar derſelben getrennt, iſt mit einigen eiſernen Haken an die graue Umfangsmauer angeheftet eine ſchwarzgraue Sandſteinplatte, etwa 4 Fuß hoch. Man ſieht, ſie war beſtimmt, in die Mauer eingelaſſen zu werden; ſie ſteht jedoch mit dem Fuße im Boden, mit dem Rücken an der unbeworfenen Mauer. In lateiniſchen Buchſtaben, in fortlaufenden Linien ohne Unterbrechung, trägt der graue Stein folgende kaum noch leſerliche Grabſchrift:

Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch!
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergſtrom,
Und mein Vater, der Aether, ich ſage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt und ich gehe
Zur anderen Welt, euch gerne verlaſſend. Lebt wohl denn,
Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Die Inſchrift iſt nicht, wie mehrmals geſagt worden, von der Günderode verfaßt, ſondern von Herder, nach einem Original in der griechiſchen Anthologie. Das Epigramm iſt übrigens auf der Denktafel ungenau und mit Vernachläſſigung des Versmaßes wiedergegeben.

Durch Karolinens Gemüth hatte ſtets die trübe Ahnung eines Verluſtes gebebt, des Verluſtes der Jugend. Bettina erzählt: „Wir laſen zuſammen den Werther und ſprachen viel über den Selbſtmord; ſie ſagte: «Recht viel lernen, recht viel faſſen mit dem Geiſt und dann früh ſterben! Ich mag's nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt!»"

In einem Artikel über Achim von Arnim und die romantiſche Schule überhaupt nennt der franzöſiſche Schriftſteller Henri Blaze unter andern die Günderode, Charlotte Stieglitz, geb. Wilhöfft (geb. 18. Juni 1806, geſt. 29. December 1834), und Adolfine Vogel (geſt. 21. November 1811) „autant de victimes déplorables de ce sens nerveux particulier aux organisations modernes".

Daß der Freund und Selbſtmordgenoſſe der Adolfine Henriette Vogel, Heinrich von Kleiſt, am Rhein 1804 die Bekanntſchaft der Günderode gemacht haben ſoll, wird in der von Eduard von Bülow herausgegebenen Biographie Kleiſt's mitgetheilt.

Aus der im Jahre 1807 von dem Kritiker der „Gedichte und Phantaſieen" erſchienenen Beurtheilung der „Poetiſchen Fragmente" entnehmen wir ſchließlich noch Folgendes: „Als wir (1804) die «Gedichte und Phantaſieen von Tian» nicht ohne Lob des ſich in ihnen ankündigenden Talents anzeigten, ahnten wir nicht, daß wir ſchon bei Beurtheilung der nächſten Früchte deſſelben unſere Rechnung würden ſchließen müſſen, weniger noch, daß wir Urſache haben würden, durch Hinweiſung auf die allenthalben hervortretenden falſchen Richtungen einer urſprünglich poetiſchen Tendenz die Hoffnung zu begrenzen, die wir damals von ihrer weitern Entfaltung erregen zu dürfen geglaubt hatten. Darum hätten wir lieber die ſpäteen Schriften der Dichterin ganz mit Stillſchweigen übergangen, wenn wir nicht den Manen einer Verſtorbenen, deren Andenken in vielen Herzen, aus einem andern Geſichtspunkte als aus dem ihrer Werke, fortleben wird, dieſe öffentliche Erwähnung ſchuldig wären. Aber auch

in Hinſicht unſers Urtheils über dieſe Werke ſelbſt wünſchen wir recht verſtanden zu werden. Wir verwerfen in ihnen nicht das, was ſie, von einem untergeordneten Standpunkte aus angeſehen, wirklich *ſind* — Kinder einer ſchönen Phantaſie, die mit Bildern des Menſchenlebens und mit Ideen der Wiſſenſchaft wie mit Blumen ſpielt, ohne andern Zweck und andere Freude, als ſie zum Kranze zu reihen, — in dieſer Hinſicht empfehlen wir ſie vielmehr jedem, der eines ſolchen Schauens in Unſchuld fähig iſt, ohne durch Verbildung des Geſchmacks oder durch die unwillkürlich weiter gehende Forderung des Kunſturtheils in ſeinem Genuſſe geſtört zu werden. Was wir aber an dieſen Verſuchen auszuſtellen finden, iſt der Widerſpruch deſſen, was ſie *ſind*, mit dem, was ſie gemäß ihrer urſprünglichen Anlage und in dem zu Tage hervorbrechenden Sinn der Dichterin werden und ſein ſollten. Karoline von Günderode aus Frankfurt am Main (der Tod hat den Schleier der Anonymität zerriſſen) wollte dichten als Weib im männlichen Geiſte. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantiſchen Kunſt. Aber die weibliche Natur in ihr ließ ſie *jenes* — das Bewußte ihrer Abſicht, *dieſes* Ziels verfehlen. In einer kraftloſen Mitte erlahmte ihr Flug. Sie fühlte bald, daß ihr das Ideale der Kunſt unzugänglich ſei, denn ſie hatte es, mit weiblicher Phantaſie, nicht in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Selbſtändigkeit, wie es, eine überirdiſche Schöpfung auf der Erde, ſich blos in der abſoluten Harmonie *innerer* Beziehungen zu einer freien Realität ausdrückt, ſondern vielmehr in den Formen ſeiner äußern Erſcheinung, in dem, was wir die wirkliche Welt zu nennen pflegen, geahnet und angeſchaut. Daher weilt ſie am liebſten in der Geſchichte, wo die Idee der abſoluten Einheit alles Lebens oft in lichten Punkten hervorzubrechen verſucht. Solche Momente leuchteten ihr ein, Menſchen, Begebenheiten wurden von ihr ſymboliſch und allegoriſch behandelt, aber das Zurücktreten der höhern Kraft in die Flut der allgemeinen Geſchichte ließ ſie ohne Führung zurück und die ſelbſtgeſchaffenen *Symbole* wurden ihr *Hieroglyphen*. Wollte ſie nun in freier Schöpfung zu dem abgebrochenen Faden zurückkehren, ſo verfehlte ſie den rechten Standpunkt und knüpfte nicht ſelten am falſchen Ende wieder an. So zerfällt das romantiſche Element ihrer Dichtungen in ſich ſelbſt, man vermißt jenen Geiſt der Freiheit, welcher die innere Nothwendigkeit in ſich auflöſt. Wenn ſich nun hieraus die ſpätere Neigung der Dichterin zum Dramatiſchen hinlänglich erklären läßt, ſo folgt daraus nicht minder beſtimmt und nothwendig das Mislingen aller ihrer dramatiſchen Verſuche; und die ſchnell ſich folgenden Entwürfe, die gleichſam als ebenſo viele Verſuche, nach verſchiedenen Richtungen den unnatürlichen Flug zu erzwingen, anzuſehen ſind, würden gewiß, da in ihnen ſich das erwachende Selbſtbewußtſein der Dichterin ausſpricht, ohne die den Druck begünſtigende Galanterie in ihrem Pulte zurückgeblieben ſein. Wie weit ſie über dieſen Punkt ſchon mit ſich ins Klare gekommen war, beweiſen unter andern die beiden Fragmente in Daub's und Creuzer's „Studien", wo ſich nicht verkennen läßt, daß ſie auf einem neuen Seitenwege, der innern Stimme mistrauend, durch das Medium des *Wiſſens* in philoſophiſcher Beſonnenheit den Zauber, der ihr Innerſtes umſchleiert hielt, zu löſen ſuchte. Hier iſt nicht der Ort, zu unterſuchen, was Karoline von Günderode von dieſem Standpunkte aus der Poeſie hätte ſein und werden können. Wir haben in dem Obigen unſere Meinung über die Schranke der weiblichen Phantaſie überhaupt (wenn anders das, was urſprüngliche *Eigenheit* und dem andern Geſchlecht in gewiſſer Hinſicht ebenſo unzugänglich iſt, noch ſo genannt werden kann), angedeutet. In jedem Streben aber über die urſprüngliche Schranke hinaus liegt etwas Wunderbares, das die Achtung der Welt in Anſpruch nimmt, auch wenn es, wie faſt immer, ſeines Zwecks verfehlt. So haben wir den Manen der Dichterin mit unſerm freimüthigen Urtheile ein Sühnopfer gebracht."

Friedrich Creuzer ſtarb 1857. In ſeiner Selbſtbiographie hat er ſein Wort gehalten und Karolinens mit keinem Worte erwähnt. *)

Franzoſenherrſchaft.

Von Fr. Friedrich.

Es war gegen die Mitte November des Jahres 1809.

In Kaſſel wurden großartige Vorbereitungen getroffen, um des Königs Hieronymus Geburts-

*) Im Jahre 1832 beſuchten wir in Heidelberg den damals einundſechzigjährigen berühmten Symboliker, der ſoeben ein ſchönes Landmädchen von vielleicht 18 Jahren geheirathet hatte. Eine fuchsrothe hohe Perrüke bedeckte den nicht ſchönen, ſtarken Kopf des Herrn Geheimraths; die ganze Natur des auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet ſchon lange damals von neuen Richtungen und gründlichern Stu-

tag, der auf den 15. November fiel, in ausgedehntester Weise zu feiern.

Der sogenannte Napoleonsplatz wurde mit Festons und Laubgehängen verziert, Masten wurden errichtet, die erklettert werden sollten, Buden mit Eßwaaren und den verschiedenartigsten Sachen wurden erbaut, denn auch das Volk sollte an des Königs Geburtstagfeier theilnehmen und dies war das einzige Mittel, um es herbeizuziehen, da es mit Gewalt nicht zu dieser Feier getrieben werden konnte.

Viele Tausende kostete jede solcher Feiern, welche die Stadt Kassel und das ausgesogene Land bezahlen mußten. Dafür standen aber in dem westfälischen Moniteur ausführliche Berichte über den Glanz und die Begeisterung, mit welcher das Volk seines geliebten Königs Jerôme Geburtstag gefeiert hätte. Das Volk selbst wußte freilich von dieser Liebe nichts, aber es stand im Moniteur, von dem die betreffenden Nummern nach Paris zum Kaiser geschickt wurden; das genügte.

Am Abend des zweiten Tags vor dem 15. November saß der Rath von Linden mit seiner jungen, blühend schönen Frau in seinem Zimmer. Zwei Kinder von ungefähr fünf und drei Jahren spielten neben ihnen, sie waren der Aeltern größte Freude. Stundenlang konnte Linden an Sonn- und Festtagen dem Spiel der Kinder zuschauen.

Er selbst war ein ruhiger Charakter. Um so mehr mußte es befremden, daß er heute aufgeregt, seine Kinder kaum bemerkend im Zimmer auf- und abschritt. Er war am Nachmittage dieses Tages Zeuge eines Auftritts gewesen, den er soeben seiner Frau erzählt hatte und durch welchen sein Blut aufs neue in Aufregung gekommen war. Der König, der von sich gesagt hatte, er werde sein Volk zwingen, ihn zu lieben, war am Nachmittage spazieren geritten. Ein alter greiser hessischer Invalide, der mehrmals vergebens um eine kleine Pension gebeten, hatte sich dem König mit entblößtem Haupte genaht, um seine Gnade anzurufen. Der König hatte des Alten Worte nicht verstanden, da sie in deutscher Sprache an ihn gerichtet waren, aber ärgerlich, in der Unterhaltung mit einer ihn begleitenden Dame gestört und von Invaliden verfolgt zu werden, hatte er den Greis mit der Reitpeitsche so heftig ins Gesicht geschlagen, daß ihm das Blut aus Nase und Mund geströmt war. Der alte Invalide war halb ohnmächtig zurückgetaumelt. Selbst des Königs Begleiter waren über des Königs Roheit entrüstet gewesen, dennoch hatte keiner von ihnen gewagt, dem Alten zu Hülfe zu springen. Der König war weiter geritten. Linden hatte aus einiger Entfernung alles gesehen. Er war zu dem Alten geeilt, hatte ihn nach Haus gebracht und eine reiche Unterstützung gegeben; aber die schmachvolle Handlung hatte er nicht ungeschehen zu machen vermocht. Diese That war es, die ihn in Aufregung gebracht hatte. Mit Abscheu dachte er an sie zurück.

„Der roheste Mensch würde einen Greis nicht schlagen!" sprach seine Frau.

„Nenne ihn nicht Mensch!" unterbrach sie Linden noch voll Zorn, „mit dem Namen hat er nichts gemein! Gott mag wissen, wie lange die Schandthaten dieses — — noch ungestraft bleiben sollen!"

„Sei still, Linden!" fiel die Frau ängstlich ein und blickte sich scheu um, als ob irgendein Lauscher diese Worte gehört haben könnte. „Mach' dich und uns nicht unglücklich!" fügte sie hinzu.

„Ich werde still sein", erwiderte Linden mit innerer Erbitterung. „Ich werde schweigen, bis die Zeit gekommen ist, wo ich offen reden kann!"

Er wurde durch einen Diener unterbrochen, der ins Zimmer trat und einen Brief überbrachte. Gleichgültig nahm er denselben in Empfang. Kaum hatte er indessen einen Blick hineingeworfen, als er bitter auflachte.

Erstaunt und fragend blickte seine Frau ihn an. „Was hast du? weshalb lachst du?" fragte sie, denn aus dem Lachen ihres Mannes klang bitterer Spott hervor.

„Nichts — nichts — eine Kleinigkeit!" erwiderte dieser. „Es ist eine Einladung zu dem Balle des Königs auf übermorgen!"

---

dien überholten Gelehrten schien eine materielle; an die romantische Tragik seiner Jugend erinnerte uns wedee sein Aeußeees noch irgendeine besondere Wärme odee Gemüthlichkeit, die aus dem Gespeäch mit einem wenn auch erst einundzwanzigjährigen, doch ihm ganz besonders warm empfohlenen jungen Geleheten doch wol hätte hervorbrechen können. Bei Bettinens spätern Gezählungen übee den Tod der Gründerode lam uns infolge diesee Erinnerung unwillkürlich die Voestellung: Wie oft vergreift sich nicht das nach Anlehnung und Gewiderung so tief sehnsuchtsvoll schmachtende edle Feauenherz! Namentlich in jenem Alter, in welchem sich Karoline den Tod gab, in dem entscheidenden von 26 Jaheen, wo die immer näher rückende Nothwendigkeit des Entsagenmüssens dem weiblichen Herzen bereits so heebe Gesetze vorschreibt! An und füe sich seelich war der Grund, warum Creuzee mit Kaeolinen beach, gewiß berechtigt und edel; nur die schroffe Art der Ausführung des Entschlusses wird man schwerlich billigen können. D. Her.

„Für uns?"

„Für uns!" fuhr Linden fort — „Für uns und speciell auch für — dich!"

„Für mich?" fragte die Räthin überrascht.

„Für dich!" rief Linden, seine Erbitterung mit Mühe zurückhaltend. „Dich wünscht der König auf dem Balle zu sehen —"

Er überreichte seiner Frau den Brief des Hofmarschallamts.

Beunruhigt stand diese auf. „Ich begreife nicht, wie wir dazu kommen? Ich bin bürgerlicher Herkunft und nicht bei Hofe vorgestellt —"

„Eine große Ehre — eine Auszeichnung!" rief Linden bitter. „Man wird uns beneiden um diese Gunst — Haha! Ist dir der König nicht kürzlich in der Aue begegnet? Hat sein Blick dich nicht verfolgt? Ich weiß alles — Er hat deinen Namen zu erforschen gesucht, an dienstfertigen Seelen fehlt es ihm ja nicht! O, wir werden den Ball besuchen!"

„Nein — ich nicht — ich kann es nicht!" unterbrach ihn seine Gattin —

„Thu' es — überwinde dich! Du kannst sicher nicht mit größerm Widerwillen hingehen als ich! Aber es hilft nichts! Der König will dich sehen, muß dich sehen, und er würde andere Gelegenheit aufsuchen, seinen Willen durchzusetzen. Er würde das nächste mal befehlen, daß wir kommen!"

„Gott, so laß uns von hier fliehen! Laß uns auf unser Gut ziehen! Ich weiß längst, daß du deine Stellung nur mit Widerwillen behältst —"

„Ich kann sie nicht aufgeben! Das kleine Gut ist in dieser theuern Zeit kaum im Stande, uns zu ernähren — die Steuern würden uns erdrücken. Deinet- und der Kinder wegen muß ich meine Stellung zu behalten suchen — Diese französische Herrschaft wird nicht ewig währen!"

„Und es ist wirklich deine Absicht, den Ball zu besuchen?"

„Es muß sein — du begleitest mich — eine — — deutsche Frau!"

Schnell schwand die Zeit bis zum Balle hin. Linden schien ruhig zu sein und selbst Marie hatte einen Theil ihrer Angst verloren. Eine Anzahl Damen und Herren waren vom Könige auserlesen, eine Quadrille aufzuführen, an der er selbst theilnehmen wollte. Die Toilette hatte er vorgeschrieben und sie übertraf an Pracht alles bis dahin in Kassel Gesehene. Ueberhaupt suchten alle zu diesen Hofbällen Eingeladenen sich gegenseitig durch die Pracht ihrer Anzüge zu übertreffen. Die Herren starrten von Gold und Silber, die Frauen gingen in den schwersten Stoffen.

Um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken, hatte sich Marie so einfach als möglich gekleidet. Aber ihre Berechnung hatte sie getäuscht, dieser einfache Anzug hob ihre reizende Gestalt und ihr bezauberndes Antlitz doppelt angenehm hervor.

Sie ward dies gewahr, als sie zitternd an dem Arme ihres Mannes in den prachtvoll erleuchteten Saal eintrat. Aller Augen richteten sich auf sie. Auch der König bemerkte sie sofort, kam ihr entgegen und sprach die freundlichsten Worte gegen sie und ihren Mann.

Mariens unbefangener Sinn ließ sie schon etwas freier aufathmen, bis sie den ernsten, strengen, fast finstern Blick ihres Gatten bemerkte, der ihr zu sagen schien, daß er noch nicht alle Gefahr für überwunden halte.

Der König verließ sie, um die angeordnete Quadrille mitzutanzen. Als dieselbe beendet war, trat er wieder zu ihr heran und forderte sie zu einem Walzer auf. Sie wollte danken, wollte eine Entschuldigung sprechen, vermochte indessen kein Wort hervorzubringen. Ehe sie einige Fassung gewann, hatte der König sie bereits in die Reihe der Tanzenden geführt.

Sie bemerkte nicht, wie aller Augen auf sie gerichtet waren, wie neidische Blicke sie verfolgten und sie in diesem Augenblick der Gegenstand des Gesprächs für die Meisten im Saale wurde. Der König zeichnete sie sichtbar aus und jeder kannte die ehrenvollen Folgen, welche sich an solche Auszeichnung knüpften! Sie würde erschreckt sein, hätte sie die Bemerkungen, welche über sie gemacht wurden, hören können.

Aber Einem entging dies alles nicht — ihrem Manne. An eine Säule gelehnt, stand er ruhig, fast regungslos da. Die Rechte hatte er in den halb zugeknüpften Rock gesteckt, als wollte er das unruhig und heftig pochende Herz zur Ruhe bringen. Sein Blick folgte seiner Frau; er war fast starr.

Der König tanzte länger, als er gewöhnlich zu tanzen pflegte. Sein Auge schien sich an der üppigen Schönheit seiner Tänzerin zu weiden. Er führte sie zu einem Polsterstuhl und setzte sich dicht neben sie. Von beiden Seiten verließ man die Plätze; so war es des Königs Befehl, damit er sich ungestört, ohne belauscht zu werden, unter-

Digitized by Google

halten konnte. Hieronymus ſchien nichts von dem, was um ihn vorging, zu bemerken. Sein Auge ruhte auf Mariens Geſicht, mit ihr war er allein beſchäftigt.

Ihnen gegenüber ſtand Linden, noch immer regungslos an die Säule gelehnt. Sein ſtrenger Blick war auf Marie und den König gerichtet. Er konnte keins der Worte, welche dieſer an ſein Weib richtete, verſtehen, aber er errieth ſie aus Mariens wechſelndem Erröthen und Erbleichen. Er errieth ſie aus des Königs verlangendem Blicke, aus der Dreiſtigkeit, mit der er mehrere male flüchtig ihre Hand ſtreifte.

Linden ſah, daß Mariens Lage die qualvollſte war. Aber ſeine eigene war noch qualvoller, da ſein Auge in die Zukunft ſchaute. Unwillkürlich zuckte er mehrere male zuſammen und er mußte ſich mit Gewalt beherrſchen, daß er nicht hintrat, ſein Weib an der Hand faßte und ſie von der Seite des Wüſtlings fortriß.

Einige Günſtlinge des Königs ſchienen zu errathen, was in ihm vorging, denn ſie drängten ſich an ihn und ſuchten ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken. Er hörte nicht auf ſie oder wies ſie ſchroff zurück. Was lag ihm daran, ob ſie ſich beleidigt fühlten? Für ihn galt es ein Glück bewahren und hüten, das ihm nichts auf der Erde erſetzen konnte — die Ehre ſeines Weibes.

Der König ſchien keine Ahnung zu haben, wie ſcharf er beobachtet wurde, oder es war ihm gleichgültig. Von Scham war bei ihm und allen, die in ſeiner Nähe lebten, wenig mehr zu finden. Immer näher beugte er ſich zu Marie, immer verlangender blickten ſeine Augen; er erfaßte ihre Hand und verſuchte ſie mit Gewalt feſtzuhalten; er flüſterte ihr Worte zu — ſie zitterte; ihre bleichen Wangen verriethen, daß ſie nach Faſſung rang; endlich raffte ſie ſich gewaltſam zuſammen, ſtand auf, verneigte ſich bebend und ſchritt mit ſchwankenden Tritten ihrem Gatten entgegen.

Linden hatte alles bemerkt. Er eilte auf ſie zu und fing ſie faſt in ſeinen Armen auf.

„Ich bin unwohl — nach Hauſe!“ flüſterte ſie. Mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen.

Linden führte ſie in ein Nebengemach. Halb ohnmächtig ſank ſie hier auf einem Seſſel und barg das Geſicht in beiden Händen. Er drang nicht in ſie — er wußte, was in ihr vorging; er ſah es deutlich genug an ihren zitternden Händen.

„Ja, wir wollen heimgehen“, ſprach er endlich.

Marie ſprang haſtig, faſt heftig empor und eilte ſcheu, ängſtlich zur Thür. Die Luft, die ſie athmete, ſchien ſie zu erſticken. Einige Kammerherren kamen und ſuchten ſie zurückzuhalten.

„Meine Frau iſt unwohl!“ rief ihnen Linden laut und entſchieden entgegen; länger vermochte er ſich nicht zu beherrſchen. Ruhig und feſt brachte er ſeine Frau heim.

Hier erſt erlangte ſie ihre Faſſung wieder. Laut ſchluchzend warf ſie ſich an die Bruſt ihres Mannes und ſchwur, daß keine Macht ſie wieder auf einen ſolchen Ball bringen werde. Der König hätte ihr Sachen geſagt und in Ausdrücken ſeine Liebesanträge gemacht, die ſie ſelbſt ihrem Gatten nicht wiederholen könnte — —

Linden, ſelbſt krampfhaft ergriffen, mußte nur ſein Weib beruhigen. Haſtig, aufgeregt ſchritt er dann im Zimmer auf und ab. Es ſchoſſen Gedanken in ihm auf, finſter und wild — mit Gewalt mußte er ſie zurückdrängen. Hätte es blos ſeine Ehre gegolten, er würde keinen Augenblick gezögert haben, ſie zu rächen — aber er dachte an ſeine Frau und ſeine Kinder —

Endlich wurde er ruhiger — er hatte einen feſten Entſchluß gefaßt. „Du mußt Kaſſel verlaſſen!“ ſprach er — „du mußt! Du reiſt mit den Kindern auf unſer Gut — morgen in der Frühe!“

„Und du willſt allein zurückbleiben?“ fragte Marie.

„Nur ſo lange, bis ich Urlaub erhalten habe. Schon morgen werde ich darum nachſuchen und dann folge ich euch!“

So ungern ſich Marie auch von ihrem Gatten trennte, ſo ging ſie dennoch gern darauf ein, da ſie dadurch von Kaſſel, aus des Königs Nähe entfernt wurde. Hieronymus hatte einen zu abſchreckenden Eindruck auf ſie gemacht; er erſchien ihr in ſeiner Dreiſtigkeit ſo verabſcheuungswürdig, wie ſie keinen zweiten Menſchen kannte.

Sofort wurden die zur Reiſe nöthigen Vorkehrungen getroffen und ehe der Morgen graute, verließ Frau von Linden mit ihren Kindern die Stadt. Ihr Gatte begleitete ſie eine kurze Strecke, dann kehrte er zurück.

Nun er allein war, nun er ſeine Frau in Sicherheit wußte, war er ruhiger. Noch an demſelben Tage hielt er bei dem Miniſter perſönlich auf Urlaub für einige Zeit an. Der Miniſter gab ihm halb und halb die Zuſicherung deſſelben, nur beſtimmt erklärte er ſich für den Augenblick noch nicht. Ihn abzuſchlagen, wagte er nicht, da es in den Hofkreiſen kein Geheim-

niß mehr war, daß der König Frau von Linden auf dem Balle auffallend bevorzugt hatte.

Mit freudigſter Hoffnung kehrte Linden heim und ſchrieb ſeiner Frau ſofort, daß er bald bei ihr zu ſein hoffe. Er traf ſchon die Vorkehrungen für eine längere Entfernung von Kaſſel.

Zwei Tage darauf kam ein Kammerherr des Königs und erkundigte ſich in deſſen Namen nach dem Wohlbefinden der Frau Räthin. „Es hat Sr. Majeſtät ſehr leid gethan, daß Ihre Frau Gemahlin den Ball ſo zeitig verlaſſen hat!“ fügte er hinzu.

„Der König iſt ſehr gnädig“, erwiderte Linden, mit Mühe ſeine Erbitterung zurückhaltend. „Meine Frau iſt noch nicht wiederhergeſtellt und auf das Land gegangen, um dort in Ruhe ihre Geneſung abzuwarten.“

„Auf das Land? In ſo ſpäter Jahreszeit?“ fiel der Kammerherr ein; „ich befürchte, daß ihr das nicht wohl bekommt!“

„Sie erlauben, daß ich hierin ganz dem Rathe meines Arztes folge —“

„Wird ſie längere Zeit fortbleiben?“

„Vorläufig dieſen Winter über, vielleicht auch nächſten Sommer, vielleicht noch länger.“

„Und Sie haben ſich auf ſo lange Zeit von Ihrer Frau trennen können?“ warf der Kammerherr ein. „Wo weilt ſie denn?“

„Sie iſt auf meinem Gute, wenn es Sie ſo intereſſirt“, entgegnete er. „Ich habe nicht geglaubt, daß meine Frau bei andern eine ſolche Theilnahme finden würde. Sie hat ſich bisjetzt ganz auf unſer häusliches Glück beſchränkt und ſo wird ſie es auch fernerhin halten. Sie liebt es ſo und ich will es ſo!“ Linden hatte dieſe letzten Worte ſcharf betont.

Der Kammerherr entfernte ſich.

Am folgenden Nachmittage erhielt Linden einen abſchläglgen Beſcheid des Miniſters auf ſein Geſuch um Urlaub. Es überraſchte und verſtimmte ihn, da er feſt darauf gerechnet und ſich im voraus auf das Widerſehen ſeiner Frau gefreut hatte. Er wollte ihr ſofort ſchreiben, ſchob es indeſſen bis zum folgenden Morgen auf. Sie erfuhr dieſe unangenehme Nachricht ja immer noch zu früh.

Am Abend deſſelben Tags hatte die Räthin, in der feſten Hoffnung, daß ihr Mann an dieſem Tage kommen werde, ihr vier Meilen von Kaſſel entferntes Gut verlaſſen und war ihm eine kurze Strecke auf dem nach Kaſſel führenden Wege entgegengegangen. Der Abend dämmerte bereits. In der Ferne erblickte ſie einen Wagen, der ihr ſchnell entgegenrollte. Nur an ihren Mann denkend, ward es ihr zur Gewißheit, daß der Wagen ihn herbeiführe. Um ihn zu überraſchen, eilte ſie ihm ſchneller entgegen.

Der Wagen hielt neben ihr, er wurde geöffnet. Jubelnd wollte die ſchöne Frau ihrem Manne entgegenſpringen, blieb aber erſchreckt — beſtürzt ſtehen — der König hüpft aus dem Wagen.

Sie war einer Ohnmacht nahe und drohte umzuſinken. Hieronymus ſprang hinzu und hielt ſie. Er ſah ihre Angſt und ſuchte ſie mit Schmeicheiworten zu beruhigen.

„Ihr Mann iſt verhindert, zu Ihnen zu kommen“, ſprach er; „er ſehnt ſich nach Ihnen, wünſcht ſie nach Kaſſel zurück und kann Sie nicht ſelbſt holen. Mir iſt es eine Freude, es thun zu können — Ihr Mann weiß darum — er iſt damit einverſtanden. Noch heute Abend wollte ich Sie in ſeine Arme führen — mein Kutſcher hat mich in der Irre umhergefahren — ich bin um Stunden ſpäter angekommen — für heute iſt es zur Rückkehr nach Kaſſel zu ſpät — ich bin ermüdet, Sie müſſen dem Verirrten ſchon ein Nachtquartier in Ihrem Hauſe einräumen!“

Marie war noch nicht im Stande, zu antworten. Des Königs Abſicht ſtand klar vor ihr! Ihr Mann — Linden ſollte damit einverſtanden ſein, daß er ſie abhole? Er ſollte darum wiſſen? Nimmermehr, eher würde ſie das Unmöglichſte geglaubt haben. Sie war rathlos, der Verzweiflung nahe. Sie konnte des Landesherrn Bitte um ein Nachtquartier nicht abſchlagen, da er ſchon die nöthigen Befehle dazu ſeinem Kammerherrn gab. Hieronymus forderte ſie auf, die kurze Strecke bis zum Gute mit ihm zurückzufahren. Sie weigerte ſich und mußte doch zuletzt nachgeben, um ihre Angſt nicht zu verrathen. Die Größe der Gefahr verlieh ihr Kraft und Faſſung.

Auf dem Gute unter fortwährenden Galanterieen im Benehmen des Königs angelangt, ließ ſie ſofort die beſten Zimmer in Bereitſchaft ſetzen. Der König verließ ſie nicht. Um keinen Verdacht in ihm zu erwecken, hörte ſie noch immer ſeine Schmeicheleien mit ausweichenden lächelnden Vorwürfen an. Endlich entfernte ſie ſich von ihm unter dem Vorwande, einige nöthige häusliche Geſchäfte zu verrichten und mit dem Verſprechen, ſogleich wiederzukommen. Kaum hatte die Frau, der ſelbſt ihre Ablehnungen und Vor-

würfe graziös ſtanden, ihn indeſſen verlaſſen, ſo gab ſie heimlich ihrem Diener den Befehl, ſofort einen Wagen für ſie zu beſorgen. Wenige Minuten darauf ſtand dieſer bereit. Haſtig beſtieg ſie denſelben mit ihren Kindern, die Dunkelheit ſchützte ſie und nun flog ſie in ihm auf anderm Wege nach Kaſſel zu ihrem Manne. Ehe der Morgen anbrach, hatte ſie Kaſſel erreicht und lag in den Armen ihres überraſchten Einziggeliebten. Mit wenigen Worten hatte ſie ihm alles erzählt. Noch zitterte ſie von der Angſt, welche ſie erduldet hatte.

Linden ſuchte ſie zu beruhigen. „Ich werde dich beſchützen", ſagte er. „Haus und Familie ſind noch unantaſtbares Eigenthum! In ſie ſoll kein Frevler ungeſtraft dringen!"

Auf das heftigſte erbittert war Hieronymus nach Kaſſel zurückgekehrt. Nach zwei Tagen war Linden ſeines Amtes entſetzt und wurde mit ſeiner Familie aus der Stadt verwieſen. Zugleich erhielt er noch ein Schreiben, in dem ihm und ſeiner Frau verboten wurde, ſich über Se. Majeſtät ſo zu äußern, wie man bereits in Erfahrung gebracht hätte —

Mit leichterm Herzen ſchied Linden mit ſeiner Familie von Kaſſel und zog auf ſein Gut. Des Königs Gunſt hatte ihn beſorgt gemacht, ſeinem Zorn ſah er mit Ruhe entgegen. Er kehrte erſt nach Kaſſel zurück, als die Avantgarde der Befreier Deutſchlands kam — die Koſacken!

Dieſe kurze Erzählung iſt keine Erdichtung, ſie iſt Wahrheit bis in ihre Einzelheiten. Nur daß einiges in ihr gemildert wurde, weil die ganze nackte Wahrheit das ſittliche Gefühl jedes Leſers verletzen würde.

O Deutſche, Deutſche —! Seid einig —!

Auf Capri.

Von Emma Niendorf.

I.

Allmorgendlich in der „Roſa magra" zu Sorrent iſt das Abſchiednehmen und Abſchiedgelüß eine Art von Accompagnement zum Sonnenaufgang. Alle Augen ſtehen dann voll Waſſer. Auch ich küßte mich heute durch Mutter, Schweſtern, Schwiegertochter, das Enkelkind nicht zu vergeſſen. Don Franceſco brachte mir für die Fahrt noch von den geſegneten Früchten Sorrentos. Ich habe hier nichts auszuſetzen als nur die kahlen Schweinchen, welche einem ſtets zwiſchen die Füße laufen, ſo kahl wie der Kopf des kleinen Don Michele, des Fiſcherjungen. Am Ufer begegnete ich lauter Schiffs- und Handelsfrauen, die mich ſchon vom Baden her kannten und grüßten. Zwiſchen den Fährleuten entſpann ſich ein Streit um uns: Raffaelle, der mir früher empfohlen war, griff faſt den Bildhauer an! „Voi mi avete preso la mia signora!" und verleumdete die andere, von letzterm für uns gemiethete Barke: Es ſeien ragazzi und ſie röche (nach Fiſchen), während unſere Ruderer ihrerſeits von Raffaelle behaupteten, er fahre nach Capri ſtets auf Klippen und die Barke ſei ihm ſchon öfters umgeſchlagen.

Es iſt nicht ſo ganz leicht, der anmuthigen ſelſenumhorſteten Bucht von Sorrento im Morgenglanze Lebewohl zu ſagen. Wir rudern am Ufer hin; bei Puolo; an dem weißen, heute ſo ſtillen Maſſa mit ſeiner langgeſtreckten Kirche, über welcher das graue Wartthürmchen nach dem Kloſter zeigt. Unſere Schiffer haben zwei Frauenzimmer von Capri eingeſchwärzt, die uns beim Einſteigen freundlichſt erſuchten, mitfahren zu dürfen. Sie ſagten, ſie hätten mich morgens beim Gange zum Baden geſehen und ſchon früher auf dem Feſte zu Maſſa; es ſind Bekannte von Carmellina, welche öfters in die „Roſa magra" kommen; ſie hielten ſich zwei Tage in Sorrento auf, wegen ihrer Geſchäfte: ſie fertigen Strohhüte, nämlich in Borden; einer kommt auf 6, 8, 10 Carlini; ſo läßt es ſich zu einem kleinen Päckchen zuſammenrollen, das in jeder Weſtentaſche Platz hat und daheim ſich leicht in die modiſche Hutform verwandelt, wie durch Hexerei. Eine allerliebſte Arbeit, welche die Seiden- und Sammetbänder der Pariſer beſchämt, und in allen Farben blühend, gelb, lila, amaranth, blau, reizende Muſter, welche ich auch wieder mit dem antiken Moſaik vergleichen möchte. Das zierlichſte Werk! Und es ſind auch zierliche Frauen; dazu mit gar ſo wohlklingenden Namen: Orſolina, Saraſina; eine andere Schweſter von ihnen heißt Robina; eine hat einen Britten geheirathet und iſt mit ihm über den Kanal gezogen. Es herrſcht überhaupt ein ganz origineller Typus auf den Inſeln, äußerſt verſchieden von Sorrent. Dieſe unſere neuen Gefährtinnen zeichnen ſich durch ſehr feine Naſen aus; Orſolina beſonders durch ihr ganz antikes Köpfchen, einen ſchlanken Hals, ein bewunderungswürdiges Genick und durch Grübchen in den Wangen. Die Mädchen ſind modiſch und doch in eigenthümlicher Anmuth gekleidet, voll Grazie, und dabei wie Kinder oder Feen gutherzig.

Während ſie uns ihr fliegendes Hutmagazin zeigen, das im Reiſebeutel Raum hat, wird das Segel aufgezogen. Ich ſehe die beiden Spitzen wieder, die, welche San-Coſtanza trägt, und die ſich jetzt immer genauer zeichnende Campanella. Auch Capri — „Crapa", wie ſie es im hieſigen Dialekt nennen — ſilbergrau, in majeſtätiſch ſchroffen Formen, und das Meer ganz Lapis lazuli wie die Kornblumen am Altar von San-Agata. Aber der Lapis lazuli gerieth in immer ſtärkeres Wogen und Silberſchäumen, die ganze weite Meerau: vor uns in der „Bocca della Campanella" (Meerenge zwiſchen Capri und dem Cap der Minerva) und darüber unermeßlich hinaus hinter Capri und dem Minervencap; hinter uns, gegen Iſchia und Neapel. Es war die ſtolzeſte göttliche Meerfreiheit. Aber uns ſchwindelte davor — wir Frauen wurden alle todkrank. Orſolina legte ſich mitten in die Barke, den Regenſchirm des Bildhauers auf ſich deckend. Das wogte und das ſchäumte! Und da ſtarrten die Felſen, da ſchimmerte zu ihren Füßen die Marina wie eine kleine weiße Heerde. Unſere Barke immer darauf hinzielend und, wie mir ſchien, es nie erreichend.

Am Strande erwartet den Landenden ein gar widriges Umringen von allerlei Volk, das ſeine Dienſte aufzwingen will. Doch iſt das idylliſche Eiland der einzige Fleck Italiens, wo man paradieſiſch nicht nach Paß und Namen fragt. Auf engummauertem ſchroffem Pfade ſtiegen wir oder vielmehr ſchleppten wir uns, beim Wehen des tückevollen Sirocco, dem man hier wie in einem Schiffe ſich preisgegeben fühlt (denn was iſt die Inſel anders als ein Felſenſchiff?), hinauf nach dem Städtchen Capri, das wie in einer grünen Bucht ſich birgt zwiſchen den zwei Felskoloſſen. Das Hotel Pagano hat wirklich, wie neulich ein junger Poet aus München behauptete, etwas von einem deutſchen Pfarrhauſe. Meine Stube empfängt mich mit der Ausſicht auf die offene See, gegen Sicilien. Rechts, von dem Hügel Caſtello, dem die kleine Marina zu Füßen ruht, blickt das Caſtigilone zu mir herein, welches die Briten befeſtigten, und darüber die hohe Klippe von Anacapri; links der Gipfel, welchen San-Michele krönt, das die Franzoſen errichteten, und die angrenzenden Pyramiden, lauter Pyramiden. Und überall ſchauen Palmen vor an den weißen ſchneeweißen Häuſern, das Gemälde zu vervollſtändigen. Königlich thront eine gerade vor meinem Fenſter; der Sirocco ſchüttelt ihre Rieſenfittiche, daß ſie ſich bewegen wie der Leib eines fabelhaften Thieres. Im Garten die Pergola, die Weinlaube, ſchlängelt vor der Thür ihr Traubengewinde über die Doppelreihen der blendendgetünchten Säulen.

Am nahen Strande dämmt ſich, unter dem Cap Tragara, ein Felſenobelisk gegen die Wellen, einer der Faraglioni. Capri, das Eiland, hat nicht die Geſtalt einer Capra, allein das Städtchen klettert wie eine Ziegenheerde auf den Höhen umher. Es iſt eine poetiſche Stille in dieſem Neſte, alles ſo fremd, ſo aus der Welt hinaus. So blicke ich auch in den Ocean hinaus, der im Süden wallt, ſo unbekannt und wunderſam und doch ſo heimlich. Ich denke jetzt an Helgoland, die nordiſche Schweſter, die blonde, proteſtantiſche Schweſter von dem ſchwarzäugigen Capri. Ich denke jetzt an alles, was mir lieb und ſo unendlich weit draußen in der Welt gelaſſen iſt. Ich habe mir lange nicht mehr ſo gehört als hier gleich in der erſten Stunde.

Die Uhr von der Nachbarkirche hat, wenn ſie ertönt, noch ein ſo eigenthümliches Nachvibriren im Schlage, etwas ſeltſam Barbariſches. Punkt 12 Uhr kommt Giovanni, der hinkende Cameriere, der hier alles ſo geräuſchlos und genau beſorgt, um mich zum „pranzo" zu rufen, wo ich dem jungen Doctor der Philoſophie begegne, ſammt ſeinem Genoſſen, einem ſchweigſamen intereſſanten Nordländer, welche eben von der Blauen Grotte wiederkehren; zwei wiener Malerbrüder, von denen der jüngere ſich mir als Bekannter aus Tivoli documentirt; endlich unſer Sculptor, und Caramella, welche als Bäschen des Hotel Pagano umherwandelt, mit einem der hier üblichen Strohfächer in der Hand, der eine Miniature der hieſigen Beſengattung darſtellt, mit rothſeidenen Flöckchen verziert: dies wäre alſo die Schiffsgeſellſchaft auf dem Verdeck und in den Kajüten von Capri. So ſchlendert man umher in den gemüthlichen Stuben, im Garten oder, am liebſten, auf dem flachen Dache, wo man die ganze Gebirgs- und Meerſcene um Capri überſchaut, das unaufhörliche Drama des Oceans, das aber gar oft Tragödie wird. Auf dieſes Dach gelangt man von den um die Wohngemächer laufenden Terraſſen, über ſteinerne Stufen, auf denen die Hunde lagern; und es gemahnt faſt wie ein Kirchhof, denn alle Zimmer haben eigenthümliche hohe Kuppelwölbungen, ſargdeckelartige, und dieſe gehen bis hinauf in das Dach und bilden in demſelben Erhöhungen, welche Gräbern gleichen.

Nach der Cena, die uns unter andern mit gebackenen Feigen beſchenkte, hatte man die herkömmlichen Tänzer beſchieden: Es erſchienen drei hübſche Mädchen, ein Burſche im roſa Hemde und eine ältere Frauensperſon, welche das rieſige Tambourin mit dem Biechplättchen ſo einförmig ſchiug, daß man von neuem ſeekrank hätte werden mögen. Dieſe beſtellten Tänzerinnen verſtanden kaum etwas Abgerichtetes, Dreiſtes zu verbergen. Eine, im weißen Gewande, war ſehr ſchön; aber der modiſche Schnitt und zumal der Kattun als Erſatz der reizenden Volkstrachten verdirbt alles. Prächtig iſt das glänzende Rabenhaar, in Fiechten leicht geſchiungen, iuſtige Bogen bildend. Zu den Füßen der Tambourinſchiägerin hockte ein Knäbiein, dem man auch von dem in der Runde kreiſenden blutrothen Wein zu trinken gab. Sie tanzten die Tarantella in dem Gewölbe der Hausflur, in welche ſich miſtliche Stallgerüche zogen. Sie tanzten ſchneller und ſchneller, wilder und wilder, bachantiſch faſt; aber gemacht, nichts Urſprüngliches. Doch fiel mir die gewandte Zierlichkeit auf, mit der ſie ihre Füße ſetzen. Die deutſchen Herren ſaßen philiſterhaft umher und betrachteten, denn man wollte etwas für ſein Geld haben. So ſah Deutſchland der Italia zu. Es war eine Caricatur. Ich erholte mich davon bei dem Mondſtück auf dem Dache und vor meinen Fenſtern. Schwermuthsvoll ſah der Mond über die Felſenzinken herein auf Capri, das in Düſterheit lag.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

David Veit und Rahel — Börne und Henriette Herz.

Zwei intereſſante Bücher: „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), und „Briefwechſel zwiſchen Rahel und Veit. Aus Varnhagen's Nachlaß" (Ebendaſelbſt, 1861), ſind bereits in vielen Zeitſchriften und unter mannnichfachen Geſichtspunkten beſprochen und empfohlen worden, vorzugsweiſe jene wegen ihres heiter anregenden Materials zur Beurtheilung eines originellen Geiſtes, dieſe wegen anziehender Beiträge zur Geſchichte einer durch Varnhagen mit beſonderer Vorliebe als culturgeſchichtlich denkwürdig fixirten Perſonalitätengruppe. Wir möchten noch einen neuen Geſichtspunkt hervorheben, den epiſtolariſchen ſelbſt.

Solange iſt es noch nicht her, daß man nur der franzöſiſchen Nation und Sprache das Talent zuſchrieb, ſich leicht und frei in den wechſelnden Tönen des Briefs auszudrücken, immer in derſelben zwangloſen Form bald angenehm zu plaudern, bald ernſthaft ein Syſtem auseinanderzuſetzen oder die bitterſten und ſeligſten Empfindungen des Herzens auszuſtrömen. In jeder auch nur oberflächlichen franzöſiſchen Literaturgeſchichte haben die Briefe der Frau von Sevigné, Voltaire's, Diderot's und der Leſpinaſſe neben den Meiſterwerken der tragiſchen und der heitern Kunſt ihren ſichern Ehrenplatz. Zuweilen, wie bei Marie Sévigné und Julie Leſpinaſſe, ſind ſie das einzige von ihnen hinterlaſſene ſchriftliche Denkmal, zuweilen, wie die Briefe Diderot's an Sophie Voland, das Beſte und Schönſte, was uns von dieſem bleibt. Aber auch für den deutſchen Genius hat in dieſer Richtung die Auferſtehungsſtunde geſchlagen. Selbſt eine nur flüchtige Ueberſicht über die Schätze, die uns hier geworden, läßt uns ohne Neid auf die andern Völker blicken. Vielleicht möchte es keine undankbare Aufgabe des Literarhiſtorikers ſein, dieſe Briefwechſel einmal eingehend zu vergleichen, das Vorzüglichſte in einem jeden hervorzuheben und aus ihnen das Weſen deſſen, der ſie ſchrieb, den Genius des Volks und den Sinn der Zeit zu erläutern. Die Erläuterungen und Erklärungen, mit denen verſehen dieſe Briefe erſcheinen, halten ſich, ſo dankenswerth ſie an ſich ſind, ſo durchaus an das Einzelne, das zufällige Factum, daß jeder Geſammtblick verloren geht. Dagegen iſt die Fülle des Materials ſo reich und wächſt mit jedem Tage, daß auch nur eine annähernde Kenntniß durch jahrelanges Studium erſt erworben wird. Und doch liegt in dieſen flüchtig hingeworfenen Blättern oft das reinſte Gold, freilich oft in unedeln Steinadern verborgen. Eine „vergleichende Literaturgeſchichte der Briefwechſel" lohnte ſich ſchou darum der Mühe, weil ſie den Zugang zu dieſem Ertrage öffnete.

Rahel Levin war zweiundzwanzigjährig, als ſie eine Correſpondenz mit David Veit begann, im Frühling 1793, als dieſer Berlin verließ und nach einem Beſuche in Weimar ſeine mediciniſchen Studien in Göttingen und Jena fortſetzte. Bis in den October 1796 kommen und gehen die Briefe regelmäßig, von dort bis zum Jahre 1811 ſind ſie entweder, wie ſie vorliegen, nur ſprungweiſe gewechſelt oder die fehlenden gingen verloren. Ein Bruch zwiſchen beiden ſcheint nicht ſtattgefunden zu haben; David Veit iſt als Arzt in ſeinem Berufe zu Hamburg 1814, am 15. Februar, am Lazarethtyphus geſtorben; Rahel's Leben iſt bekannt. Einzelne Bemerkungen und Schilderungen Goethe's aus Veit's Briefen, etwas Aeſthetik in jenem verhimmelnden, ſchönſeligen, überſchwenglichen Ton, der noch jetzt in Berlin ſtereotyp iſt, wenn Goethe's Name nur erwähnt wird, über „Wilhelm Meiſter", Wilhelm von Humboldt's Recenſion des Jacobi'ſchen „Woldemar", die gebüh-

rend als Meisterwerk begrüßt wird, während Rahel an Schiller's Kritik der Gedichte Matthisson's „aber auch gar nichts" findet: dies abgerechnet, bietet der Briefwechsel kaum ein allgemeines Interesse dar. Er ist durchaus, nicht nur in seiner Form und seinen Gedanken, sondern auch nach seinem thatsächlichen Inhalt, rein persönlicher Natur. Aufs neue beweist er, wie dem glänzenden, blitzgeschwinden Geiste Rahel's, dem die Gedanken funkeind wie Sternschnuppen entfielen, auch von einer elementaren Kraft fortgestoßen, doch jede Uebersicht, jedes Zusammengefühl mit einem Ganzen fehlte. Sie selbst empfindet diesen Mangel und scheint ihn dem Unstern ihrer Geburt, daß sie „ein Judenmädchen" sei, zuzuschreiben. Er lag wol tiefer, in ihrem Wesen, das etwas Unstetes, Fotterndes niemals verleugnet; auch darin, daß es nicht fähig ist, eine Empfindung rein auszufühlen. Aeußerlich tritt ihr Genius schon in der wunderlich verzerrten Weise ihres Ausdrucks jedem entgegen. Bei einer Frau, deren Schreiben eigentlich Sprechen ist, darf man, wenn man ihr persönlich nicht näher gestanden und den Laut ihrer Stimme belauscht hat, wol die Frage aufwerfen, aber freilich sie nicht entscheiden: wie viel denn doch, trotz ihrer Versicherung, bewußte oder unbewußte Affectation in diesem Stil gewesen?

David Veit dagegen ist eine ernste, logische Natur aus der Schule Lessing's. Seinen scharfen und wägenden Verstand überwältigt nur in den seltensten Fällen ein aufwallendes, wärmeres Gefühl. Den Worten der Vorrede: „Hier ist keine Neigung als die der Freundschaft und des geistigen Zutrauens, keine Absicht als die des unbefangenen und doch thätigen Umgangs, kein Zweck als der der gegenseitigen Verständigung, Ausbildung, Unterhaltung", ist vielleicht nur ein bedingter Glaube zu schenken. Die Briefe, die Veit 1795 nach einer Zusammenkunft mit Rahel in Karlsbad ihr schrieb, haben einen unverkennbar leidenschaftlichen Ton; nicht jeder wird ihn schon den Ausdruck der Liebe nennen, sicher aber äußert sich die Freundschaft nicht so. Im allgemeinen waltet freilich die Unterhaltung, das Sichaussprechen vor; wenn diese Blätter gar keine Revision durch den Rothstift Varnhagen's erfuhren, sind sie einzig in ihrer Art; man bedenke, es schreibt ein zweiundzwanzigjähriger Student einem Mädchen, jahraus jahrein, ohne jede, gute oder schlechte Anspielung und Schmeichelei auf ihre Schönheit, ihr Geschlecht, man brauchte nicht eine Zeile zu ändern und könnte doch glauben, sie wären an einen Bruder oder einen Freund gerichtet, nicht an eine Schwester; letzterer schriebe man zärtlicher.

Für uns, die Nachfahren, die wir selbst für Rahel jetzt nur noch ein beschränktes litterarisches Interesse besitzen, besteht die Ausbeute dieses Briefwechsels in der Kenntniß von Veit's kraftvoller und ansprechender Persönlichkeit. Rahel ist immer sie selbst, so eigenartig, daß, wer zwei Seiten von ihr gelesen, sie ebenso genau kennt oder nicht kennt wie der, dem Zeit und Vorliebe gegeben sind, sich in ihre Gedankenreihen dauernd zu versenken: ein Irrlicht, das ewig flimmert, tanzt und nie zu greifen ist; ein Glanz, der an den Dingen vorüberhaucht, sie unter den eigenthümlichsten Strahlenbrechungen zeigt, aber sie nie durchdringt.

Frischer, natürlicher haben uns dagegen die Briefe Börne's an Henriette Herz angesprochen. Ihr Inhalt bestätigt die bekannte Erzählung Henriettens von der Jugendliebe des Knaben zu ihr, der sechsunddreißigjährigen Frau. Börne wurde von seinen Aeltern in das Haus des damals hochberühmten berliner Arztes Marcus Herz zur Erziehung geschickt. Bald nach seiner Ankunft starb Herz. Der junge Mann, der, als er 12 Groschen in einer Conditorei verthan, noch in der „göttlichen Jugendeselei", Heine nicht unähnlich, schreiben kann: „Gefühlvoller Wanderer, beweine sie!" wohnt mit der schönen, stattlichen Frau und ihrer Schwester zusammen. Begreiflich genug, weiß er nicht, welche von beiden Frauen er lieben soll; vielleicht ist es da nicht ohne Einfluß gewesen, daß ihm Henriette Unterricht in den Sprachen gibt. Im allgemeinen stimmen die Tagebuchblätter Börne's mit dem Bericht Henriettens überein, auch in dem Hauptpunkt, daß der überspannte, aber sich auch schon wieder selbst in der Ueberspannung ironisirende junge Mann an Selbstmord gedacht und spaßhaft genug, wie Romeo den Apotheker bittet, so „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Lezius" (Apotheker) schreibt: „Schicken Sie mir meine Rechnung, denn ich reise bald von hier ab! Ich gebe Ihnen 10 Louisdors, wenn Sie mir geben, warum ich Sie letzthin gebeten habe" — nämlich um eine Dosis Arsenik „gegen die Ratten". Diese Tagebuchblätter lesen sich angenehm; sie erfüllen mit ihrem Inhalt so ganz den romantischen Begriff „Schülerliebe" und sind auch von Börne durchaus schon unter einem novellistischen Gesichtspunkt, als ironisches Seitenstück zu „Werther's Leiden" zusammengestellt und ausgearbeitet worden. Zwei Jahre, nachdem Börne oder, wie er damals hieß, Baruch, seinen Roman mit der schönen Frau halb und halb ernstlich empfunden hatte, ordnete er die theils von Henriette zurückempfangenen, theils gleichzeitig an seine Schwester geschriebenen Briefe zu einer Art belletristischen Production. Diese allein richtige Auffassung des kleinen angenehmen Buches ist noch nicht genug hervorgehoben worden. Die Zusammenstellung war ein Ansatz zum Dichten, der sich in Börne auch später öfter wiederholte und der in seiner ganzen lyrisch-satirisch-humoristischen, zugleich stark jüdisch integrirten Weise doch erst in Heine zum vollkommenen Durchbruch kam.

Daß Henriette Herz bei all ihrer Schönheit eine kühle Natur gewesen, erzählen alle, die ihr nahe standen. Die Briefe, die Baruch Henrietten aus Halle schrieb, zeigen die Einkehr in sich selbst; nur verstohlen noch drängt sich die frühere Leidenschaftlichkeit hervor, so in der Eifersucht gegen Schleiermacher. Die Berührung so gänzlich heterogener Na-

turen wie Börne und Schleiermacher iſt literarhiſtoriſch intereſſant. Man wird nicht umhin können, den Urtheilen Schleiermacher's über Börne, die ſich in ſeinem „Briefwechſel" (Berlin, Reimer, 1859) finden, mannichfach recht zu geben; doch lag der von Schleiermacher an Börne friſchweg gerügten „Trägheit" noch pſychologiſch mancherlei anderes zu Grunde, worauf der Herausgeber d. Bl. vielleicht in einer neuen Auflage ſeines Buchs: „Börne's Leben", zurückkommt.

Neue Romane und Novellen.

XIII.

„Sara", Roman von Adeline Volckhauſen (Leipzig, J. J. Weber, 1861), iſt die Geſchichte eines jüdiſchen Mädchens, das, verlaſſen von ihrem chriſtlichen Geliebten, den Fluch ihres Vaters auf ſich lädt, weil er mit ſeiner ganzen Familie zum Chriſtenthum übertritt, ſie aber widerſteht. Faſt allein auf ſich angewieſen, wird ſie nun eine Sängerin und eine berühmte dazu. Ihr früherer Geliebter hat ſich indeß mit einer andern Dame verlobt; wenige Tage vor der Hochzeit erfährt er, daß ſein Vater in einer ſchmählichen und unwürdigen Intrigue Sara vor ihm verleumdete, daß ſie nicht treulos iſt, wie er geglaubt. Jetzt verläßt er die zweite Braut, findet und verſöhnt ſich mit Sara auf Helgoland — aber nach kurzem Glück erſchlägt dieſe — wie bekanntlich die Schauſpielerin Malvina Erck — der Blitz.

Eine bei aller ſcheinbaren Realität doch abenteuerliche Geſchichte. Die Verfaſſerin, deren Darſtellungsmethode von feinem Gefühl und ſcharfem Blick zeugt, vergißt die Regel, daß in der Dichtung oft das Wahrſte nicht wahrſcheinlich iſt. Ueber die Tiefe der angedeuteten Conflicte iſt ſie ſpielend hinweggegangen, z. B. über den Gegenſatz des ſtarren Judenthums zum Chriſtenthum. Warum wählen nur ſelbſt hochbegabte und bedeutende Frauen Stoffe, die ihnen fern liegen ſollten, da ſie nie mit der Empfindung, ſondern nur durch die Vernunft zu bewältigen ſind.

Die Maſchinenſpinnerin.

Die Spinnerin ſitzt bleich und ſtumm
Und ſtarrt in die Maſchine,
Dann irrt ihr Blick ſo wild herum
Und bebend zuckt die Miene.
Sie ſeufzet wie ob ſchwerer That,
Doch flüchtig wirbelt fort das Rad;
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Des Dampfes Mächte brauſen.

Du ſchönes Kind, du bleiches Kind,
Was ſitz'ſt du ſo in Sinnen?
Denkſt, wie der Mutter, alt und blind,
Daheim die Thränen rinnen?
Denkſt, wie dir jedes Auge ſchielt,
Wie Hohn um jede Lippe ſpielt,
Wie all die Mitleidsloſen
Verdammen dich, verſtoßen?

Der Grindel ächzt, die Spindel raſt
Und Faden platzt um Faden —;
Der Spinn'rin Auge, wie verglaſt,
Irrt fern auf andern Pfaden.
Am Waſſerfall, am Fliederſtrauch,
Beim Mondenlicht, im Abendhauch —
Zu tauſend, tauſend malen
Schwur er's bei Sternenſtrahlen!

Es iſt ſo ſchön, es iſt ſo ſüß
An Lieb' und Treue glauben!
Was logſt du mir ein Paradies,
Um ſchnöd' es mir zu rauben?
So murmelt ſie in ſich hinein,
Trüb' flackert auf der Lampe Schein;
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Des Dampfes Mächte brauſen.

Und um ihr Auge nachtet's tief
Trotz all dem Lampenflimmern;
Ihr iſt's, ob eine Stimme rief
Wie eines Kindleins Wimmern.
Sie ſpringt empor, ſie ächzt, ſie ſtöhnt —
Ha, wie dich jedes Auge höhnt!
Wie all die Mitleidsloſen
Verdammen dich, verſtoßen!

Doch drüben glänzt ein heller Saal,
Da lärmt ein fröhlich Drängen;
Da feiert man ein Hochzeitmahl
Bei Horn- und Becherklängen!
Da ſitzt der junge Spinnerſohn
Bei ſeiner Braut wie auf dem Thron,
Im ſel'gen Liebeskoſen
Und um ihn Jubeltoſen.

Der Spinnerherr lauſcht hocherzückt
Dem Jubel tauſendtönig;
Er ſchaut umher vergnügt, beglückt,
Der Herr und Spinnerkönig!
Er hebt das Glas: „Ein Hoch der Braut!"
Wie brauſt da auf der Jubellaut!
Ein Hoch dem Sohn und Erben —
Da ſpringt das Glas in Scherben!

Es klirrt das Glas, es ſpringt entzwei,
Gefüllt mit gold'nem Schaume —
Ein Stoß, ein Krach — ein Todesſchrei —
Still wird's im Hochzeitraume.
O Bräutigam, wie ſchreckerblaßt!
Die Spinn'rin ward vom Rad erfaßt;
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Des Dampfes Mächte brauſen.

Friedrich Teich.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Friedensbild aus Berlin. — Aus Thüringen. — Die zoologischen Gärten. — Buchhandel und Kritik.

Ein Friedensbild aus Berlin.

— — Die „ukermärkischen Granden" und die Hochtories des Herrenhauses wurden auch in diesen Blättern so oft bekämpft, daß Sie wol einmal ausnahmsweise gestatten dürfen, ihnen einen verdienten Kranz zu winden. Wir sagen „ihnen" und meinen eigentlich ihren Ochsen, Kühen, Kälbern u. s. w., den vor einiger Zeit in dem schattigen Hain des Kroll'schen Etablissements, unsern dem Spreegestade, versammelt gewesenen gehörnten und ungehörnten Vierfüßlern ihrer Ackerwirthschaften. Die Ochsen, Kälber, Schafe, die sich zur Preisconcurrenz drängten, waren für Berlin eine wahre Erholung nach der Uebergeistigung durch Theater, Concerte, Vorlesungen, Politik, Thealagie u. dergl. Ganz Berlin folgte magnetisch angezogen dieser von außen andrängenden Völkerwanderung — es schien, als wallte es am Anblick eines durch und durch frischern Elements, eines gesunden Naturlebens, neue Kräfte für die Interessen des Geistes sammeln.

Die Thierschau war ein Volksfest, wie Berlin kaum eins erlebt hat. Es brachte in höchst vergnüglicher Weise besternte und unbesternte Herren, Militärs und Bürger, Damen und Bauerfrauen in nächste Beziehungen und Berührungen; ja es gab Stunden, wo der weite Raum zu eng war für die zahlreichen Gäste und der Städter erschrocken einen Schritt zurückwich vor dem derbern Tritt des Landmanns. 28,000 Lose à 20 Sgr. wurden in wenig Stunden verkauft — jedes Los war gleichzeitig für 4 Personen gültig, oder diente als Eintrittskarte für alle drei Tage — außerdem wurden zahllose Eintrittskarten geringern Preises verkauft — somit ist für jeden der Maßstab gegeben, was ungefähr an Geld eingenommen wurde.

Der Eintritt in dieses Paradies war allerdings erschwert, denn durch eine enge Pforte mußte sich — einer unbegreiflichen Anordnung des Vorstandes gemäß — der mächtige Menschenstrom drängen, wobei es an Quetschungen nicht fehlte. Sobald dieser Rubicon überschritten war, lachten bunte Wimpel und Fähnchen herüber in den eigentlichen Ausstellungspark, der hinter dem Kroll'schen Garten bis zu den Zelten hin mit dem Ihnen wol schon bekannten königlichen Jagdnetz umzogen war. Zwei stattlich ausgeschmückte Tribünen, die eine, die preußischen und englischen Wappen tragend, für den Hof, die andere für das betheiligte Publikum der Aussteller, sagten, daß hier ein Festzug stattfinden würde. Wer nun aber außerdem die Runde machte vor der „wachsenden Blüte des berliner Wollmarktes" — den goldenen Vließen und Fetthammeln der Granden, vor den gehörnten Opferstieren der Mark und Ungarns, die hier acclimatisirt, sowie vor den 200 Pferden von Landzüchtern, der mußte sich eingestehen, daß diese Thiere sich als Producte einer hohen Culturstufe darstellten. Seit Physik und Chemie sich zu Verbündeten der Landwirthschaft gemacht haben und ihr allerorten und allerwege helfend zur Seite stehen, hat der Landbau sich zur Wissenschaft erhaben und Fortschritte gemacht, wie sie kaum in einer andern Disciplin nachzuweisen sind. Sie lehrt uns, wie der Bramine sagt, „den leisen, sichern Gang des Naturgenius zu belauschen, der, gleich einem freundlichen Wesen, nur durch Wahlthaten sichtbar unter den Menschen einherschreitet"; lehrt uns jene tief geheimnißvollen Gesetze erkennen und mit Bewußtsein danach handeln, um durch die richtige Anwendung derselben den Wahlstand des einzelnen zu fördern. Man appellirt immer von neuem an den geheimnißvollen Gerichtshof der Mutter Natur — und ist die Frage nur richtig gestellt, so antwortet sie wie Egeria ihrem Numa.

Unter anderm forscht man jetzt sogar nach dem natürlichen Unterschied der Nahrung der männlichen und weiblichen Thiere. Auch der einfache Landmann weiß, daß er seinen Bullen anders füttern muß als seine Kuh; — daß er aber von diesem Factum aus sich zur Erkenntniß eines allgemeinen Gesetzes erheben muß, das wird er erst jetzt begreifen lernen. Hier wird ihm die Wissenschaft den Weg bahnen und sie thut es. Die Gebrüder Snell haben durch sorgfältige Beobachtung diese überaus wichtige Seite im Leben der Thiere angeregt; sie gehen von der logischen Idee aus, daß dies Gesetz am ausgesprochensten bei der vollkommensten Klasse der Thiere, bei den Säugethieren, sich werde auffinden lassen; doch führen sie in ihren ersten Berichten auch einige eclatante Beispiele aus der Klasse der Vögel an. So z. B. liebt unser Haushahn saure, unreife Johannis- und Stachelbeeren, das Huhn ißt sie erst, wenn sie reif und süß sind. So besteht die Nahrung des Auerhahns, was die Vegetabilien betrifft, hauptsächlich aus den Nadeln des Schwarzholzes, besonders während der „Balzzeit"; die Auerhenne dagegen frißt keine Baumnadeln, sondern Blütenkätzchen, grüne Kräuter, Beeren, Sämereien, Getreide, welche letztern beiden Nahrungsmittel der Hahn ganz verschmäht. Daher kommt es, daß das Fleisch des erstern zähe und nach Harz schmeckt, während das der letztern zart und wohlschmeckend ist. Ebenso sucht das Birkhühner- und Schneehühnerpaar sich verschiedene Nahrung. Darauf basiren wieder

eine Menge anderer Erſcheinungen, ſo z. B. die, daß die Buchfinken in verſchiedenen nach dem Geſchlechte geſonderten Zügen ihre Wanderungen machen. Dr. Snell ſagt: „So führen die männlichen Edelhirſche eine ganz andere Lebensweiſe als die weiblichen, weshalb ſie ſich in abgeſonderten Rudeln vereinigen. Erſtere ſind nach Baumrinde und jungem Holze lüſtern, vorzugsweiſe zur Zeit der Bildung ihres Geweihes.“ Aehnliche Eigenthümlichkeiten treten beim Rehbock hervor — jeder Jäger weiß es, daß ein Rehgeißbraten zarter als einer vom Rehbock iſt — ja der Feinſchmecker geht ſo weit, zu behaupten, daß die weibliche — Forelle zarter und beſſer ſchmecke als die männliche. In dieſen Facten liegt ſchon der Beweis, daß ein ſo verſchiedenes Fleiſch nicht aus ganz gleichen Nährſtoffen gebildet werden kann. Ebenſo intereſſant berichtet Flourens über die Legezeit der Tauben und beſtätigt die Hypotheſe des Ariſtoteles, daß von den zwei Eiern, welche die Taube legt, das männliche Ei ſtets zuerſt gelegt wird. Einmal beobachtete Flourens das Eierlegen ein und deſſelben Taubenpaars; zehnmal hintereinander kam das männliche Ei zuerſt, dann das weibliche; beim elften fand eine nicht normale Legung von drei Eiern ſtatt; das erſtgelegte war taub, das zweite war ein weibliches und das dritte erſt wieder das männliche — ſonach iſt bei den Tauben anzunehmen, daß nach einem beſtehenden Geſetz das Männchen der Erſtgeborene ſei. Ja der Streit der Männer- und Frauenherrſchaft in der Natur geht noch weiter! Man hat infolge der vielfachen Beobachtungen und Unterſuchungen über die Kartoffelkrankheit und Verminderung des Ertrags der Ernte ſich in Frankreich von dem Vorhandenſein — weiblicher Kartoffeln mit fadenähnlichen Keimen überzeugt! Der Secretär der Central-Gartenbau-Geſellſchaft zu Caen, M. de Bonnechoſe, erſtattet intereſſante Berichte darüber. Sie fanden ſich vorherrſchend in den Marſchlandculturen, auch in dem Sarthe- und Viennedepartement. Die weibliche Kartoffel iſt nicht ſo keimreich als die männliche, aber ſie erhält ſich länger und welkt ſelbſt im ſpäten Frühjahr nicht, iſt daher zur Speiſe viel länger zu brauchen als die erſtere. Der Grund wird in dem mindern Gehalt des Stärkemehls geſucht, das zur Entwickelung der Keime beſonders nöthig iſt; ſie halten ſich darum ungleich beſſer, nicht blos in Gruben und Kellern, ſondern auch auf den Böden.

Sie ſehen, das „Ewigweibliche“ läßt ſich nicht ganz zurückdrängen in ſeinen „himmelan“ ziehenden, auch von der Natur anerkannten edlern Bedeutungen, wenn auch den Männern eingeräumt werden ſoll, daß es in den Geſetzen der Natur liegt, wenn ſie lieber bei Borchardt und Eweſt diniren als daheim am häuslichen Herd.

Auch der Hof befand ſich unter den Thierſchauern. Unſere intelligente Kronprinzeſſin zeigte ein ganz ſpecielles Intereſſe; ſie mochte wol der Muſterwirthſchaft Englands und ihres fürſtlichen Vaters zu Osborne-Houſe gedenken. Die Tribüne war nur von Damen beſetzt und Kopf an Kopf ſtand unten die Menge, ſodaß es den hohen Herrſchaften ſchwer wurde, ihre Ronde zu vollbringen, bis auch ſie auf der Tribüne Platz nahmen. Der Feſtzug begann —

Die prämiirten Pferde, ihre Ordensbänder „pour le mérite“ um den Hals tragend, eröffneten den Zug. Sie legten Zeugniß ab, daß ſich die Pferdezucht durch die zweckmäßige Einrichtung der Landgeſtüte bedeutend gehoben hat. Aus dieſen ſelbſt waren keine Pferde zugegen, ſondern nur Landzucht. Für einen braunen Hengſt, wol der Matador der ganzen Geſellſchaft, bot ein hier anweſender Engländer 300 Friedrichsdor. Zu 150 und 100 Friedrichsdor ſind viele dieſer Pferde verkauft worden. Man ſah kräftige Percherons, Laſt-, Kutſchen- und Reitpferde bis zum Pony und kleinen Litauer herab. Alle waren in glänzender Toilette, glatt geſtriegelt und umſchwärmt von Offizieren aller Waffengattungen.

Für das majeſtätiſche gekrönte Rindvieh fand die Redensart: „Geputzt wie ein Pfingſtochſe“, ihre volle Anwendung. Auf den Hörnern ſteckten Citronen, ſchlangen ſich Kränze und Bänder, deren Schleifen ganz modern auf der Stirn thronten, zwiſchen deren bis auf die Naſe herabhängenden Bandenden das Thier höchſt verwundert durchglotzte. Ein Maſtochſe von über 2000 Pfund war der Held des Tags; er wurde als ſolcher von der Menge begrüßt und trug auch zwei Blumenketten um ſeinen Fettpanzer und einen bunt durchflochtenen Schweif. Ihm folgten, gleich Vaſallen, die Prachtexemplare märkiſcher und lauſitzer Zucht, frieſiſche, holländiſche, mecklenburger und allgäuer Kühe und ein Zug jener wundervollen weißen Stiere Ungarns, deren Rieſenhörner, über eine Elle lang, faſt drei Ellen auseinanderſtehend, wahrhaft imponirten und im Blumenſchmuck ausſchauten, als ſollte ein ſolches Stierpaar, vor den Wagen Hertha's geſpannt, die Göttin zum Heiligen See führen.

Leider wurde das ſo reich vertretene Contingent von ſeinen Böcken, Schafen und Hammeln nicht vorübergeführt, weil ſich dieſe Thiere nur ſchwer führen und leiten laſſen. Nur in ihren Schuppen konnte man die wundervollen Electoral-, Negretti- und Rambouillets-, und die reinerhaltene Raſſe jener erſten, durch Napoleon I. aus Spanien herübergeführten Sorianerböcke des Grafen Schwerin-Wolfshagen bewundern. Ebenſo fanden die böhmiſchen Negretti-Merinos von den Gütern des Grafen Thun-Hohenſtein bei den Züchtern große Anerkennung. Ein walliſer Schaf, faſt ſo groß wie eine kleine Kuh, dabei auf dünnen Beinen wie auf Stelzen ſtehend, erregte Aufmerkſamkeit.

Die Schweine, dieſe wandelnden Fettmagazine engliſcher, amerikaniſcher, deutſcher und ungariſcher Abkunft, wurden auf grünumſteckten offenen Triumphwagen durch die jubelnde Menge gefahren. Vier ungariſche Schweine, von denen nicht nur die Größe, ſondern die Eigenthümlichkeit, daß ſie faſt wolliges Haar ſtatt der Borſten hatten, bemerkenswerth war, gehörten zu den prämiirten Paſſanten.

Hochpoetiſch ſchloſſen ein mächtiger, tauſend- und tauſendblütiger Azaleenbaum, von zwei Leuten ge-

tragen, Körbe mit Früchten, Flachsgebinde und Wachsstollen den Festzug.

Von dem ausgestellten Vieh ist fast alles, was verkäuflich war, zu hohen Preisen fortgegangen; aber einige Aussteller schlugen die höchsten Preise aus, um ihre Thiere zu behalten. So wurde das Gebot von 1500 Thlrn. für einen feinen Bock nicht angenommen, ebenso das von 1000 Thlrn. für einen Bullen abgelehnt. Mittelochsen wurden zu 220 Thlrn., Schweine zu 80—100, Hammel zu 15—18 Thlrn. verkauft. Hamburger Viehhändler und die hiesigen Hofschlächter haben es sich zur Ehrensache gemacht, die gekrönten Opferthiere anzukaufen, und vielleicht wäre jetzt der Moment gekommen, wo Kapitän Macdonald nach fünfundsiebzigmaligem Notenwechsel ein saftiges Beefsteak hier genießen und sich endlich mit Preußen aussöhnen könnte.

Von den aufgestellten Maschinen ein andermal — es gab nicht nur dreschende Flegel und mahlende Mühlen, sondern auch kochende Küchen, Backstuben und Badestuben, alles fliegend wie der unweit davon hergerichtete Geflügelhof.

Und nun sollten wir, um das Bild des Friedens vollständig zu machen, auch — von den Musen sprechen, wenn die Verbindung mit der Zoologie die hehren Töchter des Zeus nicht beleidigt. In der That kann ich nicht umhin, einige Kränze auch auf diesem Gebiete zu vertheilen. Trugen doch diese Priester und Priesterinnen dazu bei, uns über die unerquickliche Periode Patzke und was damit zusammenhängt mit heiterer Zerstreuung und Beruhigung des Gemüths hinwegzuführen.

Vor allem entzündete uns ein dresdener Gast, Frau Jauner-Krall, die mit unverwüstlicher Anmuth und Frische trillernde Primadonna. Sie sang, als wollte sie die im Lenzrückstande befindliche Lerche und Nachtigall ersetzen. Die königliche Bühne führte verschiedene Aspirantinnen für das Fach erster Liebhaberinnen vor und hat mit Fräulein Pellet gefunden, was sie suchte. Wie erwartungsvoll wir der Metamorphose der Frau Jachmann-Wagner entgegensehen, haben diese Blätter schon besprochen und dem „Uebergang von Oper zum Schauspiel" kein günstiges Prognostikon gestellt. Die Oper verliert im Herbst auch Frau Köster, die ganz von der Bühne zurücktritt. Die Ersatzmannschaften werden auch hier auf große Schwierigkeiten stoßen. Fräulein Deahna, die bereits theilweise in das Rollenfach der Wagner getreten ist, kann bei allem Fleiße und aller Anerkennung ihres guten Willens weder in der heroischen Tragik noch in dämonischen Charakteren befriedigen. Fräulein Lucca bewährt sich als eine vortreffliche Sängerin, deren Spiel und sonstige anmuthige Erscheinung sie auch schon zum Liebling des Publikums gemacht hat — doch ist ihre Gestalt zu mignonne, als daß sie mit Glück — d. h. in harmonischer Uebereinstimmung des Aeußern und Innern, Heldinnenrollen durchführen könnte, wenn ihre Stimmittel es ihr auch gestatteten, die überraschend frisch und kräftig sind. Die Sänger der Hofbühne sind im ganzen gut rekrutirt. Ein Bassist wie Herr Fricke ist in der That ein Schatz für die Oper.

Die kleinern Theater leiden an ihrer Ueberzahl und ihrem beschränkten Privilegium. Zuweilen versuchen sie einen Anlauf zum Ernsten und Gediegenen; da ihnen aber die Berechtigung fehlt, Trauerspiele und classische Stücke aufzuführen, müssen sie immer wieder umlenken und nur Posse, Singspiel und Ballet cultiviren. Komisch ist, daß man an einem Tage, wo die sämmtlichen berliner Nebentheater dramatische Allotrien treiben, doch am Hoftheater statt „Iphigenia" oder „Tasso", die man billigerweise erwarten dürfte, nur — den „Goldbauer" angesetzt findet.

So ist denn unser „Friedensbild" geschlossen. Noch eine Weile wird es so idyllisch fortgehen, bis — mit den neuen Wahlen die „Entrunzeiung des grimmen Kriegs" aufhört und der „rauhe Schlachtlärm" der Parteien wieder seine wilden Märsche und Weisen aufspielt.

Aus Thüringen.

* Die vor kurzem geschlossene Eisenacher Kirchenconferenz sucht sich gegen die Anschuldigungen zu verwahren, als stünde sie irgend im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Dunkelmänner. Allerdings hat sie ihren von den Auffassungen Stahl's und Hengstenberg's abweichenden Standpunkt auch diesmal mannichfach hervorgehoben. Die Bedenken bleiben freilich immer die alten, solange man zu nachdrücklich die „Kirche" als ein auch auf protestantischem Gebiete anzustrebendes organisches Ganzes hervorgehoben sieht. Ob nun die Gipfelung des angestrebten Baues im Landesherrn und seinem Cultministerium, oder in einer eigens geschaffenen obersten Instanz, dem Oberkirchenrathe, gesucht oder gefunden wird, es weht um solche Schöpfungen immer eine hierarchische Luft, die dem Zeitgeist widerspricht. Unsere Zeit will die Kirche als Sache der Gemeinde behandelt sehen, geistliche Wahl und Führung frei haben und jede bureau- oder theokratische Einmischung von ihrem Leben ausgeschlossen sehen. Das scharfe Betonen von „Landeskirche", das sich auch diesmal wieder in dem Wunsche zu erkennen gab, die Abgeordneten möchten Vertreter dieser organisirten und officiellen Territorialkirchenverbände, nicht der bloßen Kirchenbehörden sein, hat immer etwas, was an Symbolzwang, Visitationen, Absetzung u. s. w. erinnert. Interessant waren die Vereinbarungen über die richtige Banart evangelischer Kirchen. Der Altar soll nach Osten zu liegen, der Grundbau die Form des länglichen Vierecks, nicht des Kreises haben; der Haupteingang soll in der Mitte der westlichen Schmalseite stattfinden; die Kanzel dürfe weder vor, noch hinter, noch über dem Altar stehen; die Orgel dem Altar gegenüber u. s. w.

Es wäre zu wünschen, daß für den innern Kern Deutschlands, für die Gegend von Hannover bis Baiern, von Sachsen bis Frankfurt a. M., ein politisches Organ geschaffen würde, das auf diesem Gebiete des Vater-

lands eine allgemeinere Vermittelung ermöglichte. Bisjetzt zersplittert sich die Publicistik Thüringens in nichts als Lokalblätter, von denen sich allerdings einige, z. B. „Deutschland" zu Weimar, zum Behuf geschäftlicher Notiznahmen einer großen Verbreitung erfrenen. Die „Dorfzeitung" zu Hildburghausen hat noch immer einen Absatz von 5000 Exemplaren.

Seltsam sind die Abweichungen des öffentlichen Geistes auf verhältnißmäßig so nahe gerückten Gebieten! Während Gotha-Koburg, wenigstens mit seiner Armee, bereits in Preußen aufzugehen angefangen hat, gehört das benachbarte Meiningen-Hildburghausen entschieden der großdeutschen Richtung an.

Vom Grafen Uetterodt auf Neu-Scharffenberg bei Eisenach steht eine Monographie über den Kaiser Günther von Schwarzburg zu erwarten, eine aus archivalischen Urkunden gezogene Lebensskizze des durch sein tragisches Geschick bekannten Gegners Karl's IV. Die allgemeine Schilderung des Zeitalters, in welchem beide Kaiser sich gegenüberstanden, ist dem vielseitig gebildeten Verfasser, wie sich Kenner überzeugten, besonders trefflich gelungen.

Bayard Taylor, der nordamerikanische Tourist, hat noch zu guterletzt in Nordamerika den Frieden benutzt, um dreihundertmal öffentliche Vorträge in verschiedenen Städten der Union zu halten. Verheirathet mit einer Tochter des Astronomen Hansen in Gotha, ist derselbe vor kurzem über den Ocean zurückgekehrt und wird fürs erste in Gotha seinen bleibenden Wohnsitz nehmen.

Die zoologischen Gärten.

* Wir haben die neue Mode mitgemacht und von unsern „belehrenden", die hohen „Naturwissenschaften befördernden" Thiergärten mit allem „schuldigen" Respect gesprochen.

Daß wir dabei in einem Hinterstübchen einen, nennt ihn immerhin so, recht pedantischen Schmollwinkel gegen diese Mode haben, wollen wir aufrichtig eingestehen bei Gelegenheit einer Notiz, die wir soeben in einer frankfurter Zeitschrift lasen.

Im zoologischen Garten Frankfurts sind neue Fischreiher angekommen. Man beklagt, daß sie sich zu sehr im Schilf eines kleinen Teiches verstecken und möchte sie gar zu gern hervorlocken. Zu dem Ende schreibt jene Zeitung: „Wir glauben, es würde dankend anerkannt werden, wenn die Direction die Anordnung träfe, daß man kleine Fische im Garten zu kaufen bekäme; Thiere wie die Reiher würden sich dadurch viel schneller mit dem Publikum befreunden und auch die so interessanten Cormorane und der Pelikan würden manche Extramahlzeit bekommen."

Nun wohl! Man denke sich die kleinen, allerliebst geputzten Kinderchen, in Begleitung ihrer Aeltern, zappelnde Fischchen in der Hand! Wie heiter und naturwissenschaftsfreudig sie die Reiher und die Cormorane und den Pelikan heranlocken! Wie lange wird es dann dauern, daß der zoologisch gestimmte Zeitgeist auch vor den majestätischen Herren Wüstenbewohnern, den Löwen und Tigern, mit flatternden lebendigen Tauben und Hühnern sich einstellt, um die etwaige allerhöchste Schläfrigkeit zu beleben! Der Schritt zu den Circusfreuden der römischen Kaiserzeit wäre nicht mehr allzu weit.

Buchhandel und Kritik.

* Die Buchhändler schicken ihre neuesten Verlagsartikel an die gelesensten Zeitschriften zur Recension.

Es geht eine mehr oder weniger verbürgte Sage, derzufolge die Zeitschriften für diese oft massenhaften Anhäufungen in ihren Redactionsbureaux keinen Platz haben, sondern sie zum Antiquar, zum Leihbibliothekar oder in die Auction schicken — oft freilich, ohne die Bücher kaum angesehen, zuweilen sie nicht einmal aufgeschnitten zu haben.

Die „Rheinische Verlagshandlung" in Bonn, geführt von einem Schriftsteller, der die schlechten Gewohnheiten der Redactionen kennen muß (H. Oelbermann), versendet ihre neuesten Verlagsartikel an die Zeitschriften mit folgenden Worten: „Hierbei empfangen Sie in Ihrer Eigenschaft als räsonnirendes kritisches Organ folgende Neuigkeiten unsers Verlags — Wir werden nur mit solchen Organen eine dauernde Verbindung unterhalten, welche unser Vertrauen durch gewissenhafte Beurtheilung rechtfertigen und sich also nicht mit drei nichtssagenden Zeilen und mit der beliebten Phrase «Mangel an Raum» den Verpflichtungen ihrer literarischen Existenz entziehen, um die Privatbibliothek eines Mitarbeiters oder das Antiquarlager des resp. Buchhändlers auf wohlfeilste Weise zu bereichern."

In diesen geharnischten Worten liegt eine nähere Aufklärung über den Misbrauch, der mit Recensionsexemplaren getrieben werden kann, der aber mehr die Heeren Buchhändler selbst als die Schriftsteller zu treffen scheint. Wir erhielten von H. Costenoble in Leipzig drei Bändchen „Künstlerbilder" von A. von Sternberg, die uns anfangs durch ihre äußere Ausstattung wahrhaft erschreckten. Nicht nur, daß auf dem Titel jedes Bändchens „Recensionsexemplar" gedruckt zu lesen steht, sondern jeder einzelne Bogen sogar trägt die besondere Signatur „Recensionsexemplar!" Anfangs glaubten wir, diese förmliche Plombirung eines uns eingesandten Buchs hätte den Zweck, das Gewissen des Recensenten einzuschüchtern und ihm auf jeder 16ten Seite zuzurufen: „Schäme dich aber und verkauf' uns nicht!" Indessen nach den Worten H. Oelbermann's scheint hier eine Warnung vor andern Vergehen gemeint zu sein, deren Zusammenhang wir allerdings als Laien im Buchverkehr nicht ganz verstehen. Nur so viel begreifen wir, daß die Schuldigen in diesem Falle die buchhändlerischen Collegen selbst sein müssen. H. Costenoble hat seine plombirte Ausgabe der Sternberg'schen „Künstlerbilder" wol gar nur deshalb veranstaltet, um die Exemplare, die er als Recensionsexemplare verschickt, nicht wieder auf sein Lager als gewöhnliche Buchverkehrsexemplare zurückzubekommen.

Bestätigt sich diese Deutung, so freut es uns, dem Reiz widerstanden zu haben, Herrn H. Costenoble seine plombirten Sternberg'schen „Künstlerbilder", ein ohne Zweifel anregendes und geistvolles Buch, zurückzuschicken.

(Ausgegeben am 4. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 28. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Ritt nach Eleuſis. Von L. Foglar. — Auf Capri. Von Emma Niendorf. II. III. — Aus alten Acten. Von Advocat Bopp in Darmſtadt. — Das Leben der Schule im Roman. — Auch ein Album. — Ein polniſcher Plagiator. — Neues aus der Welt.

Ein Ritt nach Eleuſis.

Von L. Foglar.

In den erſten Stunden eines wolkenloſen, blaugoldigen Septembermorgens ſtanden die Pferde vor dem Thore des Hotel de l'Orient in der Aeolusſtraße.

Athen gab noch wenige Lebenszeichen; nur die Ausrufer der Mundvorräthe mit ihren kleinen Laſteſeln drängten und lärmten ganz unnöthigerweiſe in einzelnen Gaſſen, denn dieſes erregbare Volk hat immer und überall das Bedürfniß, ſeine Exiſtenz heftig zu äußern.

Unſere Thiere wieherten luſtig in die köſtliche Morgenluft, als theilten ſie unſere Freude; denn jeder Athemzug war ein Hochgenuß, jeder Anblick auf die roſig erglühenden Berge Hymettus, Lykabetos und den ſtillen Olivenwald gab neues Entzücken und unſere Loſung lautete: Nach Eleuſis!

Schwere Prüfungen mußte der griechiſche Jüngling beſtehen,
Eh' das eleuſiſche Haus nun den Bewährten empfing.

Und:

Weißt du ſchon, was deiner dort harrt? Wie theuer du kaufeſt?
Daß du ein ungewiß' Gut mit dem gewiſſen bezahlſt?

Dieſe Worte Schiller's rief ich in übermüthiger Laune dem verwöhnten Freunde zu, welchen die 37 Trauerſchüſſe in Miſſolunghi für Lord Byron und die ſchönen Griechenlieder eines Waiblinger und Wilhelm Müller zum warmen Philhellenen begeiſtert hatten, den aber auch die leiſeſte Störung ſeiner leiblichen Bequemlichkeit aus aller Stimmung werfen und um den aufrichtigſten Enthuſiasmus bringen konnte. Meine Vorſtudien über Land und Leute aber verſprachen einige herbe Prüfungen in der Kunſt der Entſagung, der Genügſamkeit.

Der „Heilige Weg" nach Eleuſis führt an dem neuen Botaniſchen Garten vorbei, der, von ſo bedeutender Ausdehnung wie jener in Wien, derzeit unter der Leitung des berühmten Botanikers und Geologen Dr. Heldreich, Cuſtos des athenienſiſchen Muſeums, eines Mitarbeiters von Alphonſe Decandolle, einer gründlichen Neugeſtaltung entgegengeführt wird. Wir beſuchten auf eine früher eingegangene Einladung dieſes ebenſo liebenswürdigen als unterrichteten Gelehrten deſſen lieblich anmuthige Schöpfung, die im Verhältniß zu Zeit und Mitteln ſchon höchſt erfreulich entwickelt iſt, und es überraſchte uns, in ſeinen Gehülfen wackere Landsleute aus Würtemberg zu treffen, ſowie wir deren in den kaiſerlichen Gärten zu Konſtantinopel begegnet waren. Bald hinter dem Botaniſchen Garten theilt ſich

die Straße in drei Zweige; aber welcher Weg führt nach Eleusis?

Wir fragen die uns entgegenziehenden Landbewohner, einen, zwei, drei; keiner kennt den Namen jenes Orts. Zu rechter Zeit besinne ich mich, gelesen zu haben, daß an der Stätte des einstigen geheimnißvollen Tempeldienstes derzeit ein armes Dorf stehe, Lepsina genannt (verdorben aus Eleusina); das kannten die Leute und nun wußte uns jeder die rechte Straße zu zeigen. So verschwinden durch Entstellung allmählich Namen und Dinge aus dem Gedächtniß der Menschen und die spätere Forschung hat Mühe genug, die Fäden zu entwirren und das Urbild ans Licht zu bringen. Abermals mochten Schiller's Worte passen:

Fliehe, bist du des Führers im eig'nen Busen nicht sicher!

Und:

Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur!
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin —

welche bange Mahnung den Freund unsanft berührte.

Immer heißer brannte die Sonne auf unsere Scheitel, die Straße wurde mehr und mehr einsam, eine zahlreiche Ziegenheerde wirbelte Staub auf und wälzte sich auf die nahen Felder und Hügel, um die letzten Spuren des kargen, grünen Pflanzenlebens zu vertilgen; denn es hatte seit fünf Monaten nicht geregnet; kahl, grau, ausgedorrt starrten die felsigen Höhen und was die Sonne irgendwo verschont hatte, das war durch Wiesen- und Strauchbrände verzehrt, durch die man sich hier die Feldarbeit zu erleichtern pflegt. Die „Klage" der lebenspendenden Ceres müßte sich heute in anderer Weise erneuern, denn ihre Symbole werden nicht verstanden — die Saat, welche die Göttin einst dem Schos der Erde übergeben, keimt nicht mehr frisch und grün hervor, denn kein gläubig Volk wandelt nunmehr den „heiligen Weg", sondern verwüstende Ziegenheerden.

Darum trägt auch die Landschaft der attischen Ebene ebenso wie der eleusinischen den Charakter der Verödung und Einsamkeit trotz der überaus malerischen Gestaltung der sie umrahmenden Berge und Hügel, trotz der reizend einladenden Buchten und Promontore; die wenigen Menschen aber, die sich auf diesem verwahrlosten, einst so üppigen Boden anbauen, sind keineswegs geeignet, diesen Eindruck zu mildern; sie bilden eine nüchterne Staffage zu der wilden Poesie des Landes. Wol ist der heutige Grieche groß und stark gebaut, hat geschmeidige Formen und einen natürlichen, ritterlichen Anstand; seine Züge, kühn und trotzig, verrathen Schlauheit, Verstand und Verschlossenheit, allein seine unglaubliche Genügsamkeit geht Hand in Hand mit einer fast türkischen Gleichgültigkeit gegen die Segnungen einer socialen Entwickelung, und wohin seine Begriffe von politischem Aufschwung münden, zeigt die Geschichte Hellas schon seit Jahrtausenden.

Die Klagen des Pausanias über Mangel an Einheit und hartnäckige Vorurtheile sind noch heute berechtigt; die sonnengebräunten Männer sind meist schön und immer malerisch, auch in Lumpen, aber wenn die äußere Erscheinung ein argloses Naturkind oder einen Helden verspricht, so rechtfertigt der nähere Umgang nur wenig von solchen Voraussetzungen. Die Frauen aber haben das Schicksal aller Südländerinnen — eine frühe üppige Blüte und ein frühes, zigeunerhaftes Alter.

Wir treten in eine Hütte ein, die an der Straße steht und deren rauchiges, verfallenes Aussehen an die armseligen Dachluken in einem Theile Westfalens erinnert. Ein Dutzend zusammengesuchter Balken sind zu einer Art Kober zusammengefügt, eben groß genug für die Herdstelle, ein paar Schlafbänke und einen sehr baufälligen Tisch. Die Wände sind grauweiß getüncht und mit schreienden Farbenfresken, einen Palikarenkampf darstellend, beklext; darunter einige Bilderbogen mit griechisch-bairischen Soldaten, daneben ein erblindeter Spiegel. In einer Ecke der fensterlosen Stube ist ein Holzgitterverschlag angebracht, der einige kümmerliche Vorräthe an Brot und Branntwein enthält. Der Eigenthümer dieser primitiven Schenke, die gewiß keinen Sterblichen zu Genußausschweifungen verleiten wird, hockt an der Erde und theilt mit dem einzigen Huhn der Wirthschaft seine Brosamen. Der rückwärtige Ausgang der Hütte führt zwischen allerlei Gerümpel und dürrem Reisig zu einer kleinen Cisterne, deren nicht allzu frisches Wasser mit Chastica vermengt und für ein paar Lepta zur Erfrischung gereicht wird. Der einzige Schatz unsers Wirths besteht in einer langen Palikarenflinte, die an einem Wandbalken hängt und wohlerhalten genug von der allgemeinen Unreinlichkeit nnd Verwahrlosung absticht. Sie wird versucht und ein paar Feldlerchen bezeugen uns durch ihren Opfertod die Trefflichkeit der Waffe.

Der Braten zu unserm Frühstück war nun geliefert; Freund Philhellene genoß schon im vor-

aus die wohlſchmeckenden Hähnchen — als er aber die barbariſch einfache Art der Zubereitung ſah, wozu ſich unſer Gaſtfreund anſchickte, ergriff ihn ſtummes Entſetzen. Die Pferde wurden losgebunden, wir ritten getroſt weiter und der zufriedene Achaier ſah uns verwundert nach. Mir aber ſchien ſein verſchlagenes Lächeln zu ſagen: Ihr mögt noch lange reiten, bis ihr es beſſer findet und bald werdet ihr bereuen, mein ſchmackhaftes Weißbrot und die geſottenen Lerchen verſchmäht zu haben; denn nicht überall wohnt ein Themiſtokles Polyzoë, der ſeine Wirthſchaft verſteht!

Und er ſollte auch recht behalten! Denn hätten wir das Symboliſche ſeiner natürlichen Einfalt gewürdigt, ſo wäre uns ohne Zweifel der tiefe Sinn an den verworrenen Wandfresken im Kloſter Daphné, das wir zunächſt unterwegs beſuchten, offenbar geworden; wir hätten begriffen, was uns eine höfliche alte Hüterin vergebens erklärte, warum die byzantiniſche Inſchrift auf dem Portalſteine der Vorhalle eine Aufforderung zu frommen Spenden ſein ſolle! Wir hätten verſtanden, warum das nothdürftig verhangene Sanctuarium der Kirche, die annoch benutzt wird, ein Sammelplatz für allerlei Hausutenſilien: als Beſen, Leuchter, Kerzenſtümpfe, geworden; wir würden vielleicht auch erfahren haben, warum eine Anaſtaſia Symbios Moskobake 1854 das ſchöne weiße Grabmal mit den ſechs jungen Cypreſſen außerhalb des Kloſters erhalten hat?

Aber wir biegen jetzt um einen vorſpringenden Felſenrücken, deſſen Stufen, Niſchen, Ciſternen- und Säulenſubſtructionen verrathen, daß hier einſt ein Tempel ſtand — tiefblau glänzt zu unſern Füßen das azurne Wogengefilde in ſtiller Herrlichkeit — Thalatta, Thalatta! Wir grüßen das Meer. Dieſes beſpült im weiten Halbkreiſe die offene Ebene zur rechten, während es zur linken ſelbſt von den ſtarren Felſen von Salamis eingeſchloſſen wird und ſo das Bild eines großen Landſees bietet. Geſchichte und Sage haben ihn geweiht, ſie ſtellten ihn zwiſchen zwei unvergeßliche Geſtade; dort der Salaminiſche Fels, Solon's Geburtsſtätte, das ewige Monument des großen Themiſtokles, der hier die perſiſche Flotte vernichtete; hier der Hügelzug der eleuſiniſchen Akropolis, der Tempel tiefſinnigſter Geheimniſſe. Schon haben wir die mit dem Meere in Verbindung ſtehenden Salzteiche Reïtai erreicht, die einſt den Prieſtern zu Eleuſis gehörten und deren Fiſche aufbewahrten; wir paſſiren die Brücke des eleuſiniſchen Kephiſſos, der vom Parnaß bei den Ruinen von Phylä vorbeikommt; die Bogenreſte einer Waſſerleitung und die mit Inſchriften verſehenen Fundamente eines antiken Dianentempels feſſeln noch zur rechten unſere Aufmerkſamkeit, links aber genießen wir fortwährend den entzückenden Anblick des Meeres, das in faſt gleicher Höhe die Straße ſanft beſpült. Im Hintergrunde begrenzt den Weg nach Megara, wo auch die berüchtigte Höhle, „Das Bett des Prokruſtes", gezeigt wird, der Berg Aegialeus.

Das Dorf Lepſina iſt erreicht und was uns zuerſt erquickt, iſt die reichere Vegetation, die ſich in der ganzen Ebene wieder entfalten darf, nachdem der ganze vier Stunden lange Weg uns nichts als den ſtarkduftigen Quendel, Thymian, wilden Mohn und das einſame Rosmarin bot. Wo aber ſind die alten Prachtbauten von Eleuſis, das einſt mit Athen wetteifern konnte? Ein altes verfallenes Kirchlein, eine Ciſterne, Marmorfragmente, zerbrochene Säulen und Capitäler umgeben den unebenen Pfad, der zwiſchen ſehr beſcheidenen Hütten emporführt zu einem mittelalterlichen Thurm, in deſſen Schollen gelagert wir das wundervolle Bild dieſer friedlichen Dorfidylle, welche ſich auf dem denkwürdigſten Schauplatze einer claſſiſchen Geſchichtsepoche ausbreitet, in uns aufnehmen.

Worin beſtanden die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, deren Enthüllung den Eingeweihten bei Todesſtrafe unterſagt war und deren Feier neun Tage im Februar dauerte, wenn es nicht der Cultus einer reinern Religion, die Geheimlehre einer edlern Unſterblichkeitstheorie war, als der damalige Bilderdienſt erlaubte? Alarich war Chriſt, darum wüthete er beſonders gegen die hieſigen Tempel, deren Reſten man die gewaltſame Zertrümmerung anſieht.

Wir klettern wieder hinab in das Dorf, um uns zu laben. Eine Art Schenke, ähnlich der unterwegs beſuchten, lieferte uns nichts als Käſe, Brot und Eier, wozu der greuliche Pechwein (Vino ricinato) ſich geſellte, um unſer frugales Mittagsmahl zu complettiren. Das Heu für die Pferde koſtete dreimal ſo viel als unſere übrigens reichliche Verköſtigung. Mein philhelleniſcher Gefährte verrieth auch hier ſeine ſtarke Neigung zu Brillant-Savarin's „Physiologie du goût" und citirte mit humoriſtiſcher Verzweiflung aus Schiller's „Eleuſiſchem Feſte":

Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen, wo er ſtrich!

und:

Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand!

und:

Keine Frucht der ſüßen Aehren
Lädt zum reinen Mahle ein —

womit er auf die ſteinharten Brötchen und die zweifelhaft gereinigten Geſchirre anſpielte, aus denen wir aßen, und auf den ungedeckten ſchmuzigen Balkentiſch, an dem wir kampfluſtig ſaßen.

Wir tröſteten uns mit Kaffee und Cigarren und waren auf das angenehmſte überraſcht, beim Heraustreten aus der mit hochſtämmigen Megarenſern angefüllten Stube einem eleganten Europäer zu begegnen, der uns in der Sprache Voltaire's anredete. Es war der Franzoſe François Lenormant, Sohn eines bedeutenden Gelehrten in Paris, ein blühend ſchöner, überaus feingebildeter junger Mann, ein gründlicher Archäologe, der ſeit Monaten mit ſeiner alten Mutter, einer edeln würdigen Matrone, hier unter Hirten und Bauern lebt, um die Ausgrabungen an dem Hügel der eleuſiniſchen Akropolis zu leiten. Schon ſind für Rechnung und im Auftrage der franzöſiſchen Regierung viele Hütten abgebrochen und die oberſten Stufen der Propyläen bloßgelegt; ein Häuschen, als proviſoriſches Muſeum eingerichtet, birgt eine Menge koſtbarer Reliquien einer glanzvollen Vergangenheit; canellirte Säulenſchäfte, Statuen, Gefäße, Münzen, Schätze, deren Bergung ein königlich griechiſcher Invalide überwacht, denn die franzöſiſche Regierung vindicirt ſich blos das Verdienſt, die Reſte der alten Kunſtwerke und Denkmale zu heben und den Bericht über dieſe Arbeiten der Welt vorzulegen. Die Begeiſterung, womit Lenormant ſeine Aufgabe vollzieht, theilt ſich ſogar ſeiner Umgebung mit, denn die Bauern — und faſt alle Männer des Dorfs ſind nach der Ernte bei den Ausgrabungen beſchäftigt — wiſſen, welch ein Feſt dem liebenswürdigen Franken jeder neue Fund bereitet, und ſo theilen ſie die Freude des edeln Jünglings und arbeiten mit Luſt und Sorgfalt — er aber, ſchon ihrer Sprache mächtig, theilt mit ihnen Ehre, Mühe und Entbehrungen.

Wir ſchieden ſchwer von dem trefflichen Jünger der Wiſſenſchaft; er war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf dem ganzen Heimwege und es ſträubte ſich nur ſelten das deutſche Blut in uns gegen die erobernde Natur der Franzoſen.

Auf der letzten Anhöhe, die uns noch einen Ausblick gönnt über den lieblichen Golf, halten wir an dem Mauerwerk, deſſen Niſchen und Inſchriften den Tempel der Aphrodite andeuten. Die Landſchaft prangt im reinſten Mondesſilber, ringsum iſt es ſtill und unausſprechlich wohlthuend; leicht und rein, wie kaum ſonſt irgendwo, wehen die würzigen Lüfte — Wie ſollten hier nicht die tiefſten Myſterien ihre Heimat gefunden haben? Alles, was uns umgibt, jede Offenbarung der Weltſeele iſt hier ein holdes Geheimniß. Wann aber ſollen ſich die Feſte der Ceres erneuen? Oder welcher Tempeldienſt wird jemals dieſen der Menſchheit ſo wichtigen Cultus erſetzen? An welchen Symbolen wird ſich der Sinn des Volks läutern, um das von allen Gnaden der Götter geſegnete Land zu dem Paradieſe zu geſtalten, das es zu werden berechtigt iſt? Iſt eine Demeter nur den Helden nütz und ſehnt ſich kein chriſtlicher Triptolem nach dem Göttergeſchenk der Unſterblichkeit und nach der Kenntniß des Ackerbaues? Soll das letzte Attribut der Ceres, der Drachenwagen, dauernder geweſen ſein als ihr geheimnißvoller Korb (Cista mystica), der das menſchennährende Korn barg?

Solche Fragen thaten wir an die zauberhafte Mondnacht auf der „Via sacra" — „aber" — ſagt Heine — „ein Narr wartet auf Antwort!"

Auf Capri.

Von Emma Niendorf.

II.

Wie ein Donner dröhnte das Meer herauf vom Geſtade, ſodaß man das ſonſt ſo durchdringende, dem Geräuſche der Sägen ähnliche Concert der Heuſchrecken nicht mehr vernahm vor dem gewaltigen Brauſen. Die Nebelflöre auf den graugelben Felſen, tief und ſchwer herabhängend, wallende Kopftücher, hatten auch ihren eigenen Reiz; es war Oſſian in das Tropiſche überſetzt. Es hat ſich heute früh draußen im Meer ein Kriegsſchiff gezeigt, iſt aber nicht näher gekommen, was auch gefährlich geweſen wäre, denn leicht hätte daſſelbe gegen die Klippen geſchleudert werden können.

Unter Regentröpfeln machten wir uns auf den Weg. Die Gaſſen von Capri, gewiſſermaßen im ſarazeniſchen Charakter, ſind ſo eng, daß, wenn zwei ſich begegnen, ſie nicht vermögen, einander auszuweichen, ja man ſogar nicht mit einem Regenſchirm durchkommt. Das ſonach unvermeidliche Anſtreifen iſt doppelt peinlich, wenn uns, was bei jedem Schritte zu geſchehen pflegt, Invalide Soldaten entgegentreten, oft ganz junge, am

Stocke ſich forttappend oder von Kameraden geführt, von ſolchen, die weniger erblindet ſind. Denn es beſteht auch hier ein Spital für jene fürchterliche und zudem auch noch ſo giftig anſteckende Augenkrankheit, bei welcher die Pupille unausweichlich ſtets kleiner und kleiner wird. Es macht unſaglich traurig, dieſe Unglücklichen zu ſehen mit ihren rothen Augenrändern. Man hat ihnen als Hospiz das zerſtörte Kloſter der Mönche vom Orden des heiligen Bruno eingerichtet, die mittelalterlich ſchöne Certoſa, an unſerer kleinen Marina, drüben auf dem Rande des olivenbekränzten Thals Tragara, wo ſeinerzeit Hudſon Lowe das Hauptquartier aufgeſchlagen, der noch eine ganz andere Prometheusinſel befeſtigen ſollte als Capri. Der Bettel iſt hier unleidlich; jeder Bewohner ſtreckt die Hand aus, ſchreit oder murmelt um Geld. Der Schuhflicker, den unſer Bildhauer heute fragte, was er ihm wegen einer Kleinigkeit von Ausbeſſerung geben ſollte, erwiderte: „Je mehr, je beſſer!“ oder „Möglichſt viel!“

Das Unterſtädtchen liegt eigentlich ganz ſcheckig da am mildbraunen Felſen; die Hälfte der Häuſer grau, mit ihm faſt wie verwachſen; die andere grell weiß; die Kuppel der Kirche, welche beinahe etwas Orientaliſches hat, in der Mitte, gleich einem Hirten im Hute. Indem wir dem Feldwege folgen unter den Olivenwipfeln, am Rande des Thals, links von der kleinen Marina gegen das Cap Tragara, finden wir uns auf allen Seiten umringt von den bizarren Formen der Cactusfeige, die mit ihren fächer- und tellerartigen Blättern, ihren grünen Stachelfrüchten ſchon ganz tropiſch die glühenden Felſen als Teppich überzieht. „Servitevi!“ rief ein Bauer oben vom Berge, als wir vor dieſen Indiſchen Feigen ſtehen blieben. Schönen Dank! das wäre eine Kunſt geweſen, da zuzugreifen. Rechts ſtreckt ſich die Felſenküſte, wild gethürmt, immer ſchärfer im Profil vor uns empor, die braunen Rieſenmaſſen des Cap Marcellino, umſäumt von dem Wogenſchnee der blau ſich heranwälzenden Flut. Ueber einzelne verſtreute Häuſer der kleinen Marina ſchauen die maleriſchen Arcaden der Certoſa herüber. So ſchlingt ſich der Weg hin durch die immer reichere und friſchere Vegetation auf den häufig terraſſenartig angebauten Höhen, über den Klippen der Unghia, hoch über dem toſenden blauen Meere, welches durch die Olivenwaldung glitzert und ſich unſern von da an der weiten Grotta dell' Arſenale bricht.

Die Weiber, denen wir begegnen, tragen auf einem faſt wie ein kleiner Turban gewundenen Tuche auf dem Scheitel ihre großen antiken Amphoren, entweder aufrecht, wenn dieſelben voll ſind, oder graziös umgelegt, mit der Mündung nach vorn, wenn leer. Sirenenhaft blickt da manches Auge vor, mit einem gewiſſen verführeriſch ſchmeichleriſchen Liebreiz, welcher dem hieſigen Frauengeſchlechte eigen ſcheint, eine Anziehungskraft. Beſonders jenes Mädchen, das mit ſo ſchlanken Armen und feingeſchnittenem Mieder vor uns vorauseilt mit ſchnellen kleinen Schritten zur Mutter im Gärtchen am Hauſe, welche ihr die Gongola voll Waſſer abnimmt vom Köpfchen. Die Dirne, mit Erröthen ihrer braunen Sammtwange, zeigte uns den Weg zu den Faraglioni, bevor ſie nach ihrer in Oleanderblüten und Weinblatt ganz eingeſponnenen Maſſeria heimkehrte. Der Bildhauer verglich das Winzerkind der Nauſikaa, welche dem Ulyſſes nachblickt. Es war entzückend lieblich, wie ſie ſo da unten ſtand unter den ſilbergrünen Olivenbäumen, die eine Hand den Arm ſtützend, und uns nachſchaute, unverwandt, aus dem Kranze von Aeſten — ein rein helleniſches Bild.

Ueberall römiſches Gemäuer, den Berg haltend oder an ihm zuſammenbrechend. Es ſind Ruinen des Hafens von Tragara. Das Volk heißt die Steintrümmer, welche unter dem Hügel San-Michele bis Tuoro grande ſich hinziehen, die Camarelle. Wir wandelten über Grundmauern von alten Rundthürmen; ſpäter zwiſchen zwei kleinen halbverfallenen romantiſchen Warten. In der zur rechten niſtete der Doctor der Philoſophie mit ſeinem ſtummen Genoſſen, um zu zeichnen; der Führer lag ſchlafend unten im Graſe; und wie beſtellt kamen nun auch von der andern Seite die Malerbrüder hergeſchritten. Ein kornblauer Farbenkler an der Wand beim Steinſitze verrieth, daß ebenfalls Künſtler — vielleicht die jüngſt hier hauſenden Schweizer, der Landſchafter und das Fräulein (der ganze Golf iſt eigentlich im Sommer nichts als ein Atelier für die römiſche Schule) — hier auf dieſem mit Recht bevorzugten Punkte ihr Wappen aufgedrückt hatten.

Links, wo die ungeheuere Felſenwand des Tragara uns die Ausſicht um die Ecke abſchnitt, ragten aus der See drei koloſſale Klippen, die Faraglioni, von denen ich die größte ſchon aus meinem Fenſter kannte. Ihr Nachbar iſt eine vierte, der Monacone (großer Mönch). Um ihre Glieder ſpielte aufziſchend der Ocean. Aus der

Vogelperſpective ſahen wir auf die ſprudelnde Brandung tief unten, von den Faraglioni bis zu dem Felſenreiche der ſtarrenden Titanenklüfte rechts von der kleinen Marina. Alles blau, alles weiß aufgiſchend in ſeliger Verzweiflung, die hohe See mit Schaumwellen wie mit kühnſegelnden Schwänen bedeckt. Alle Majeſtät des Sturmes, des Kampfes, der Liebe und des Haſſes, der Leidenſchaft in den Elementen — das iſt wahrhaft das erhabene, göttliche Meer, der Ocean in ſeiner vollen Poeſie. Man möchte dieſe Stelle nie verlaſſen, immer lauſchen dem Andonnern, der großartig wilden Muſik, immer die blauen Wogen ſehen ſich heranwälzen, ſchäumend ſterben, ſich zu Tode jubelnd. Die ſchwarzen Felſen da unten in dem Schneegewimmel, ſie ſehen aus wie grauſe Ungethüme, und die Schaumwogen ſpringen, ſtürzen im ſteten Ringen an ſie heran, mannshoch, ſie überſchüttend. Faſt wie lauter Schlangen, wie Silberſchlangen. Welche Schönheitslinien auch in dieſem Giſcht der Brandung! Wie das aufſpritzt, wieder herabfließt, ſprudelt, verſtäubt, oft ſo mächtig wie die Cascaden vor St.-Peter! Es iſt berückend, da hinabzuſtarren. . .

Auf dem Rückwege ſpähten wir noch in die Kirche hinein, neben der auf dem kleinen Platze die Thurmuhr ragt mit blau und gelbem Zifferblatte. Der Altar mit ſeinen Lilien iſt nicht ſo ſchön wie der zu San-Agata, doch ähnlich von Moſaik aus feinen Steinen, und auch in der Form ihm verwandt, die ihn faſt zugleich zum Sacramentshauſe macht; das Moſaik vor dem Altar hingegen, der Fußboden antik, aus der Villa des Tiberius. In einer Seitenkapelle, um ein geringes Madonnenbild, drängen ſich Votiven: wächſerne, alle Theile des menſchlichen Körpers, in ſehr primitiven Anfängen der Plaſtik; und gemalte, die üblichen Darſtellungen von Kataſtrophen und Rettungen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier ſtatt der Fuhrwerke, welche ſonſt auf den Bildern figuriren, einzig Barken in Scene treten. Eine gar alte Leinwand unter andern zeigt uns naiv das Meer im Sturm, mit Wogen, regelmäßig gleich Feſtungswällen und ganz ſymmetriſch auf jeder ein Segelſchifflein wie das Tüpfelchen auf dem i.

Nach kurzer Mittagsraſt und nach dem Pranzo, das uns eine Art Hummer brachte — ſie nennen es „ragosta" — und ſchöne Feigen, die mich meine Nachbarn kunſtgerecht ſchneiden lehrten, kreuzweiſe, ſodaß der Stiel von ſelbſt herausfällt, zog man wieder von neuem auf die Wanderſchaft, zum Stadtthor hinaus, welches noch gewiſſermaßen ſeine Zugbrücke hat. Ganz oben auf dem kleinen Bergrücken, auf welchem das Städtchen Capri zwiſchen zwei Thalſchluchten, gegen Neapel und Sicilien, weidet und der gleichſam einen Sattel bildet, die Brücke zur Verbindung beider Felſenmaſſen dieſer Inſel, liegt das Haus der kunſtfertigen Schweſtern. Sie winkten uns bereits vom Dache mit dem Tuche und eilten freudig herbei zum Empfange. Wir konnten jedoch nicht verweilen, ſondern ihnen nur unſere Camarella übergeben, die wie eine kleine Afrikanerin neben ihnen ausſah; vor dem weißen friedlichen Häuschen, das ſie mit den Aeltern bewohnen und welches aus Maulbeerbäumen hervor auf die kleine Marina ſchaut und in den weiten Ocean. Sie waren nicht abzuhalten, uns noch eine Strecke liebevolles Geleite zu geben auf dem Bergpfade längs der Höhe gegen Anacapri am Abhange dem Meere zu, über lauter Myrtengebüſch, Cytiſus, Rosmarin und Raute.

Hinter uns lagerte das Unterſtädtchen und über ihm ſtieg ſein Kranz von Bergpyramiden in den wieder blauen, ſonnigen Himmel, jede ihr Krönlein auf der Spitze. Zuerſt das Caſtiglione der Briten; die nächſte San-Michele; zwiſchen beiden, die getrennten Extreme der frühern Zeiten verbindend, blickt weltenmächtig vom Tuero grande, wo einſt eine Cäſarenvilla ſtand, der Telegraph vor; und über dem Fort der Franzoſen, auf dem äußerſten Gipfel gegen die Campanella, auf dem Capo, dem Nordoſtcap des Eilands, erglänzte von der Sonne die Villa di Giove mit ihrem Thurme — wo „Tiberio das «lume» hineinthat, um nachts die Stadt zu bewachen" ſpricht unſer Führer — die Villa di Giove mit ihren Grotten und Sälen, mit den Arcaden, welche wie dunkle Augenhöhlen herüberſtarren und den Wölbungen auf dem Palatin gleichen; während in der ungeheuern Felſenwand ſelbſt, die ſich gegen das Meer thürmt, noch viel gewaltigere Bogen gähnen, rieſige Höhlen.

Je höher wir ſteigen auf den ſchönblumigen Heiden Siciliens, bei dem Albatro und dem Maſtixſtrauche, nach Weſten zu, je klarer geſtaltet ſich die Küſte von Sorrent bis zur Minerven-Punta; dort ſchimmert Maſſa; ganz kahl bäumt ſich die Campanella aus den Wogen und hinter ihr, aus dem Golf von Salerno, lugen abermals die Galli naſeweis vor, als ſei es ſchon wieder Morgen und ſie wollten krähen. Wie duftet es ſo würzig von Myrten und anderm Bergarom

auf unſerm wilden Pfädlein am Abgrunde vorbei, an mancher ſaftigen friſchen Schlucht, gegen die das Meer heranwallt, um ſie zu baden! Brombeeren und Epheuranken umweben die Riffe und der goldgelbe Ginſter ſteckt ſeine vollſten Büſchel aus neben den weißen Blüten des Kapernſtrauchs. Hier ſchwebt eine kleine Kapelle über der Kluft mit dem Waſſerfalle, umſchlungen von dem Gewinde der Clematis. Die große Marina, die Befeſtigungen, ſelbſt der Palazzo a Mare, der auf der Stätte einer Kaiſervilla jetzt die Mannſchaft beherbergt, unfern dem alterthümlichen, dem Schutzpatron der Inſel geweihten (der letzte Reſt der alten Stadt) Kirchlein San-Coſtanzo nehmen ſich da unten am Strande aus wie Knabenſpielzeuge. Je höher wir dringen, deſto mehr dehnt ſich, gerade vor uns, frei zum Ueberblicken, das ganze weite Rund des Buſens von Napoli aus, ein kleines blaues Meer für ſich, das man wegen ſeiner runden Form einer Rieſenvaſe mit Recht ehemals den Krater nannte. Barbaroſſa beherrſchte es von hier freilich — ein wahrer Kaiſerblick, ein Thronen. Wie hiſtoriſch bedeutſam macht es uns dieſe Klippe im Ocean, dieſe ſteinerne Jupitersziege — vielleicht wirklich einſt Amalthea —, daß die zwei Imperatoren Roms in antiken und in romantiſchen Tagen, bis in unſerm Gedächtniſſe noch ſich um dieſes Seeriff ſtreiten! Die Geſchichte aber gewinnt hier faſt einen märchenhaften Reiz. Nur Capri, das Fiſcherörtchen, trennt da die beiden durch Jahrhunderte geſchiedenen Cäſaren; beide aus überwundenen, beide aus Siegerſtämmen, die beide ſich feindlich einander gegenüberſtanden und doch das gleiche Diadem tragend! Als Rothbart's Auge ſich in dieſem blauen Golf ſonnte, dachte er wol nicht, daß deſſen Welle ſich mit dem Purpurblute des Enkels, des letzten Hohenſtaufen, färben würde.

Drüben funkelt Neapel und ſein San-Elmo wie eine Fata-Morgana. Auch der wolkenverſchleierte Veſuv hat ſeinen Mantelſaum wieder geſtickt, hier mit Torre u. ſ. w., dort mit Portici, und Camaldoli glänzt gleich einer Perle an ſeinem Fuße. Als Band ſchlängelt ſich die Straße von Sorrent und uns zur linken verfolgen wir die ſanften Höhenſchwingungen vom Poſilip, hinter dem das große Camaldoli ſich emporhebt, über Miſida, Pozzuoli, den Golf von Bajä. Schroff ſchneidet ſich hier die ungeheure Felſenmauer, die wir erklimmen, ſenkrecht gegen das Ultramarin ab; über uns, unter uns ſteile, ſchwindelnde Wände. Im Abgrunde, in der Vogelperſpective, wo Sonnenſtrahlen ſich um die Klippen ſtehlen und ein Eckchen aus dem Azur heraus zu Smaragd kryſtallen verklären, rauſcht und brauſt es wild und ſeltſam, ſchäumt und brandet um die verfallenen Bäder des Tiberius, als fordere das Meer den böſen Kaiſer, oder als tobe da unten ruhelos ſein Geiſt.

Dieſer äußerſte Felſenkoloß gleicht hier einer unbändigen Rieſenſchnecke; genau ſo windet ſich die in ihn gehauene Stiege hinauf; mit 535 hohen Stufen, für Barbaroſſa's geharniſchte Beine geeigneter als für die unſerigen. Bei jeder der vielfachen Wendungen, bei jedem Schritte zeigte ſich eine ſtolzere, entzückendere Ausſicht. Wie Kränze, wie Blumen ſchlingt ſich der blaue Ocean um dieſes Cyklopenfelſenhaupt, umarmt es von allen Seiten zärtlich. Ueberall bei allen Einbiegungen der wild anmuthsvollen Linien ſpielt und lächelt, ein zweiter Himmel, das Ultramarin hervor, als kreiſe es um eine Sirene. Eine großartige Scene: das Meer von Neapel, das Meer gegen Sicilien zugleich umfaßt! Ein Adlerhorſt, ein Adlerſpiegel im Ocean. Uebergrünte Trümmer vom Himmelskampfe der Titanen, meerumkoſt. Es läßt ſich nicht ſagen, welche Majeſtät und Lieblichkeit in — der Majeſtät!

Die Felſentreppe ſelbſt iſt ſehr belebt und originell bevölkert. Mit einer Kraft, die wir anſtaunen, mit den ſchlanken, ſehnigen Beinen, flüchtig wie Gemſen, ſpringen die Weiber, die Mädchen, die Männer von Anacapri, die ſchwerſten Holz- und Reißigbündel auf dem Kopfe, die ſchroffen, hohen Staffeln herunter; ſelbſt Greiſinnen noch mit muskelvollen ſtarken Füßen. Welche Würde im Alter, welche Grazie bei der Jugend! Du könnteſt wähnen, daß dir Kanephoren und Karyatiden entgegenſchweben. Denn alles deutet auf die helleniſche Abſtammung. Der verführeriſch gefaltete Mucadore, das Kopftuch, das tiefgeknotete Haar, die ideale Gewandung überhaupt. Wir treffen aber auch Dirnen, die keine Laſten tragen; ſchöne ſchwarzäugige Dirnen mit ſilbernen Nadeln im Haar, denen zu Maſſa ähnlich, und um den Hals ein goldenes Herzlein am ſchwarzen Schnürchen — wie Orſolina ſich ſpäter ausdrückte: „Due cuori, uno fuori, e uno nello stomaco!" Mehrere bieten uns im Vorbeigehen Sträußlein und eine ſagt ſogar, indem ſie mir das ihre in die Hand drückt, überraſchend holdſelig: „Grazie tante! non voglio niente!" Sie kommt mir zuvor, dankt ſtatt meiner, dankt, daß ich es an-

nehme. So würden uns Engel danken für ihre eigenen Segnungen! . . . Aber ſonſt ſchreien die meiſten von dem Volke, zumal die Kinder, den Wanderer an: „Signor, bajocco!" das klingt von allen Seiten wider, ſodaß ich zuletzt den Bildhauer nur mehr „Signor Bajocco'" und zur Abwechſelung „Signor Barocco" nenne.

Immer höher, immer ſchauerlicher und ungeheuerlicher die Felſenwände, furchtbar erhaben: dieſer ganze Berg iſt gleichſam eine ſteinerne Rieſen-Barbaroſſaburg. Wie dieſer Adlerhorſt dem alten Rothbart gleicht! Ein Tiberius konnte ſich da nicht anbauen; lieber unter den mäßigern Pyramiden. Weit oben, perpendiculär über der Flut, über den in ewiger Brandung ſchäumenden und kochenden Bädern des Tyrannen, birgt ſich in der Felſenecke eine Kapelle, deren Altar man durch die Gitterthür erblickt; über das Dach neigt ſich ein Johannisbrotbaum, als wollte er es liebend decken und hüten vor den überhängenden Blöcken an der ſteilen, hier eben ſo berghohen, als dort bergtiefen, unbezwinglichen Wand; unermeſſen ſteigt es da von dieſer handbreit, an welcher die Steintreppe vorbeiführt, von der einen Seite in das Meer, von der andern in den Himmel hinein: es iſt die Kapelle des heiligen Antonio. Vor drei Jahren (Raffael erzählt es uns, der Guida) — es war gerade das Feſt von Anacapri, das Feſt des San-Antonio — kniete hier des Abends eine „ragazza" an dem Gitter vor der Kapelle, an dieſer Stelle, wo einzig der Fuß noch Raum hat, und betete ihren „rosario;" ſie war von Anacapri, eine ſchöne „giovine". Da fiel — nicht ſehr lange vor Ave-Maria, etwa um 6 Uhr — ein Stein oben von dem Berg herunter und tödtete ſie; er fiel ihr gerade auf den Kopf. Ein Mann von Anacapri, welcher noch den nämlichen Abend, von Capri heimkehrend, vorbeiging, fand ſie. Er ſchickte einen „ragazzo" hinauf zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter, um es ſie wiſſen zu laſſen. Sie kamen und weinten ſehr und man trug die Leiche hinauf nach Anacapri. Sie ſagen wol, es ſei ein Mann da oben auf dem Berge gegangen mit einer „pecora"; beim Freſſen habe ſich ein Stein abgelöſt und ſei vielleicht heruntergefallen. „Chi lo puo sapere?"

Wir hatten inzwiſchen die Staffeln zurückgelegt, und eine offene Pforte, einen Bogen zu durchſchreiten. Längs dem Wege, auf der Mauer, waren ſteinerne Divans angebracht, Bänke, auf denen das Landvolk ſaß wie „in conversazione", in einer Geſellſchaft, und zwiſchen denen wir durchmußten, vielfach angeſtarrt. Oben auf dem ſteilſten Gipfel, gerade über uns, gleich einem Falken, ſchwebte die Barbaroſſaburg mit ihren Thurmfingern. Durch dieſe Wendung gewahrten wir nun, zugleich mit dem Golf von Neapel und Bajä, Iſchia vor uns, ſammt Procida und der See gegen Gaeta zu, hinter uns das wogenumgürtete Capri; über uns der Thurmgeier. Vorbei an Villen, auch an der eines Briten, dem wir mit ſeinen Kindern auf der Scalinata begegnet waren — er und unſer Sculptor erkannten ſich plötzlich, ſo zwiſchen Erde und Himmel, noch von London her — und der, wie wir hörten, als Arzt da oben einen geiſteskranken neapolitaniſchen Knaben bei ſich gefangen hält, gelangten wir endlich in die ſchmalen Sträßlein von Anacapri, das noch heute ſeinen von den Hellenen ihm verliehenen Namen: Die Oberſtadt, führt. Der Sage nach wäre es eine Colonie der Liebesgötter: Ein junges Paar entfloh aus der Unterwelt auf die Felſenzinnen der obern Inſel und baute ſich hoch in den Wolken am Saume des Solaro eine grüne Siedelei.

Auf dem Platze vor der Kirche, welcher, wie der zu Capri, einer Terraſſe oder gar einem Dache gleicht, hüpft uns ein Kind entgegen mit wildhängenden blonden Haaren und ſchwarzen Kirſchenaugen. Vor dem nächſten Hauſe zeigt ſich eine geſchmeidige Gruppe von zwei Mädchen mit glänzenden Schlangenflechten, neben einem alten Weibe unter der Thür, welche das Kindlein auf dem Arme trägt, im vollen Contraſte des roſigen jungen Köpfchens und der gebräunten faltigen Züge dieſes prächtigen Greiſengeſichts unter dem Schneehaar. Zwiſchen den Häuſern ragt nachbarlich der Gipfel des Solario vor, die höchſte Inſelſpitze, von einem Telegraphen gekrönt. Die meiſten Schiffer und Fiſcher ſind von Anacapri und müſſen noch, wenn ſie um oder nach Ave-Maria landen, ihren langen ſchrecklichen Felſenſteg emporklettern, in Nacht und Sturm. Sie werden von denen im Unterſtädtchen verachtet und ſogar ob ihrer Sprache verhöhnt. Dazu glimmt bei den Anacaprianern ohnehin der Zunder uralter Eiferſucht, daß ſie bei dem Feſte des Schutzpatrons ihres Eilands, des San-Antonio, in Proceſſion ihre Himmelsleiter herunterſteigen müſſen.

Ehe wir desgleichen thaten, wanderten wir im Umkehren der Rothbartsveſte entgegen, hinaufklimmend durch das Steinchaos, ein Meer von

Felsbrocken, Welle an Welle. Hoch oben an der Kuppe, ſelbſt gleich Steinwürfeln anzuſehen und wie eins mit dem Geklüfte, weideten in der dürren Wildniß Heerden von weißen und ſchwarzen „capri", wie man es hier in Bauſch und Bogen heißt, nämlich ſchwarze Ziegen und weiße Schafe. Die Sonne hatte ſich zum Schlafengehen eine Wolke übergezogen und als wir die ſteinerne Schnecke wieder hinabſtiegen, war alles bereits erbleicht, Meer und Himmel, Felſen und Grün. Schon über der Antoniokapelle kamen uns Orſolina und Caramella entgegen. „Che mi portate?" rief letztere mir zu. „Questo vi porto io!" Sie hob bei den letzten Worten einen großen Strauß blühender Myrten empor. „Murti", ſprachen ſie, ſtatt „mirti", in ihrem Dialekt mit der hier gebräuchlich ſchwankenden Ausſprache des Vocals; „murti", und geſtalteten es zu einem artigen Wortſpiele zwiſchen „morte" und „amore". Denn ſie nennen die Myrten ihre Todtenblumen, weil ſie dieſelben den Leichen mitgeben; indeſſen wir den Mädchen ſagen, wir gäben die Myrtenblüten den Bräuten, bei uns ſeien es die Liebesblumen.

Rührend war die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Orſolina mich führte bei dem ſchweren Herabſteigen auf den unmäßig hohen und überdies dämmernden Staffeln. An dem Myrtenſtrauße, welchen ſie für mich trug, hingen neben blühenden Zweigen ſchon die kleinen Früchte, die ich heute zum erſten male ſah; Orſolina erbot ſich, wenn ich noch etwas in Neapel verweilte, denn jetzt ſeien ſie noch zu herb, mir eine Marmelade davon zu machen. Das lautet wie in einem Feenmärchen. Caramella, welche einen Stock fand, ließ auf letztern durch Raffael ihren großen Myrtenſtrauß binden und zog mit demſelben, wie mit einer Fahne in der Proceſſion, voraus. Sie wären mir bald wirklich Todesblumen geworden! In der wachſenden Finſterniß auf engem, ſteinigem Pfade, von Raffael, der vorausſchritt, weil wir beide nicht nebeneinander Raum hatten, nur leicht an der Hand geleitet, ſeit ich aus Uebermüdung zuletzt zu ſtrauchein oder zu ſchwindeln fürchtete; mich im Leichtſinne auf den Guida verlaſſend, welcher trotz ſeinem obligaten „Signora Madama" abwechſelnd mit „Signora Eccellenza" ſich nicht weiter um mich kümmerte; und mit dem hinter mir wandernden Sculptor ſchwatzend, weil man bekanntlich nur dann hundert Dinge zu ſagen hat, juſt wenn man ſich in einer Situation befindet, welche das Reden verbietet, hielt ich im Dunkel, ſtatt etwas rechts zu biegen, den Abgrund hart zur linken für die Fortſetzung des Pfades, dem wir folgen ſollten, und hatte in der Zerſtreuung bereits den Fuß gehoben, hinunter in die an der ſenkrechten Wand gähnende Tiefe, als ich ſie noch im letzten Moment mit Grauen erkannte und ihn noch zurückzuziehen vermochte, bevor ich rettungslos zerſchellend hinabſtürzte, denn der Führer konnte nicht verhüten, was in ſeinem Rücken geſchah und noch weniger am ſchwachen Handgelenk rechtzeitig die ganze Schwere des Körpers zurückreißen, ſondern viel eher, wofern er die Hand nicht losließ, vom Rande ſelbſt mit hinuntergeſchleudert werden in das Verderben. An Einem Tritte, zu dem ich bereits ausholte, hing mein Leben. Aber das Ziel war mir noch nicht in Capri geſetzt.

Leugnen will ich nicht, daß ich verſtummte bis die Lichter des Städtchens auftauchten. Unweit vom Hauſe der Schweſtern fiel der Schein aus dem kleinen vergitterten Kapellchen am Wege über der Piccola marina ſo hell und lieb hinaus in die einſame Nacht. Und am Strande unten im Meer waren auch Flämmchen, faſt wie von Geiſtern oder Nixen. Es ſind Laternen in kleinen Kähnen, die nämlichen kleinen Kähne, in denen man zur Blauen Grotte fährt. Man fängt den Tintenfiſch oder calamajo des Nachts. Toteri nannten ihn unſere hieſigen Begleiter. Die Fiſcher fahren erſt mit ſinkender Dunkelheit in See und locken das polypenartige Thier durch Fackelſchein herauf, damit es ſich in die Spitzen eines rückwärts widerſtachelnden Stäbchens kralle und mit demſelben emporgezogen werde.

Schon früher hatte ſich ein magiſches Blitzen merkbar gemacht. Es kreiſte jetzt um das Firmament. Capri, der Golf ſchien zu zittern auf einem flammend goldenen Hintergrund. Der Horizont, der ganze Himmel ſammt dem Meere war auf Augenblicke wie ein Transparent. Gaſtlich winkt uns Lampenſchimmer durch die Perſpective der Porta di Capri und nach einigen Minuten ſitzen wir beim Nachtmahl und tauſchen unſere Abenteuer gegeneinander aus. Zu den letzten, welche eintreten, gehörten der Doctor der Philoſophie und ſein Genoſſe, welche inzwiſchen beinahe Schiffbruch gelitten haben an der Grünen Grotte, denn es gibt auch eine ſolche an dieſer Küſte. Nach der Cena wehte plötzlich ein Sturm wie Geiſterfittiche durch das ganze Haus — es war, als wollte es einen mit hinausnehmen. Das Gewitter brach los, die ſchwere Wolke über

Caſtiglione her, die uns ſchon in der Richtung von Iſchia her nachgezogen war. Auf der einen Seite über dem Berge, dem Ocean, Wetterleuchten, auf der andern Mondhelle. Ich ſtand noch lange, andächtig lauſchend, in der völligſten Einſamkeit mit den Naturgeiſtern, an meinem Fenſter. Der Mond links über dem Telegraphen und San-Micheie glich einer ungeheuern Pfauenfeder; ganz unten hing, wie ein Goldtropfen, das lichte Auge und von ihm aus entfaltete ſich die ſchwarze Rieſenſchwinge, der Fächer, während es rechts, über dem Meere, beim Caſtiglione, in Feuern bebte. Ein Blitz zuckte über die ganze See und wie erſchrocken fuhr der Mond davor in ſeine Wolke hinein, ſich ganz hinter dem Vorhange verſchlüpfend. Das Meer weit, weit außen in der Unendlichkeit, das ganze Firmament flammte, als wäre heute Beleuchtung in den Götterpaläſten der königlichen Amphitrite. Dieſes Rauſchen, dieſes Sauſen, dieſer majeſtätiſch über den Wogen rollende Donner — was für Geheimniſſe zwiſchen dem Ocean und dem Himmel, welche die Nacht nicht verräth! Noch auf dem Lager leuchteten mir die Blitze vom Meere her, das oft einer mit Spiritus brennenden Rieſenſchale glich.

III.

Das Meer flammte blutig vor Sonnenaufgang, wie bei einer Nereïdenſchlacht und Göttergeſtalten ähnlich kreiſten Wolken am Horizont um den Ring der See. Gegen Mittag beruhigte ſich das Wallen, der Himmel war licht und weit, der Ocean kleidete ſich in ſein unwiderſtehliches Zaubergewand von Lapis lazuli. Wir wanderten zu jenen Schweſtern in das kleine weiße Haus, von welchem man auf beide Marinen zugleich blickt, auf beide Meeraun, die nördliche und die ſüdliche, und über dem die gigantiſchen Felſenmauern von Anacapri im Aether ſchweben.

Die Treppe, welche von außen zu der Wohnung hinaufgeht, bringt zuerſt auf eine Terraſſe, von welcher man in die Stuben gelangt, deren kleine Kuppeln ſich auch wieder oben auf dem flachen Dache, auf der Loggia bauchen. Es iſt ein ideales Stilleben — man meint, es ſei wie gedichtet: Thüren und Fenſter ohne Scheiben, alle frei offen auf die göttliche Schöpfung. In der erſten Stube unter Heiligenbildlein zwei Webſtühle für das Mädchenpaar, geſchwiſterlich nebeneinander, gleich Zwillingen. Eine kleine Toilette ſammt Spiegel; ein kleines Schreibpult, auf dieſem ein kleines altes Fernrohr; am Fenſter ein Armſtuhl von hellgrünem Kattun; und aus dieſem Fenſter nun, deſſen obere Ladenflügel geſchloſſen ſind, wie aus einem dunkeln Rahmen, das Meer bis Sorrento — ſie können mit dem Auge jede Barke verfolgen, die von dort abſtößt oder von hier hinübergeht — das Meer bis zum Veſuv: auf der andern Seite Capri wie eine Spange am Felſen zwiſchen ſeinen Forts u. ſ. w. Von dieſer zauberiſchen, abgerundeten, wie gemalten Veduta ſchwebt auf dem Sims eine von den großen weiten Thonvaſen antiker Form, in welche man Blumen gepflanzt hat — es iſt ein bewunderungswürdiges kleines Gemälde für ſich, Marine und Landſchaft zugleich im Rahmen des friedlichen Stübchens. Durch die Thür blickt man auf die Piccola marina hinaus, in die offene See, in das Grenzenloſe. Und kleine flaumbefiederte Küchlein ſchlüpfen herein und picken auf dem Stubenboden.

Wie hier die zwei Webſtühle, deren aufgeſpannte Seidenfäden nebeneinander, für die ſtille homeriſche Geſchäftigkeit von Orſolina und Saraſina zeugen, ſo im Nebengemach ein breites ſchneeiges Lager für beide, auf dem ſie ſchlummern im Frieden und nach der Arbeit von Engeln träumen. An einer andern Wand ein mit wärmerer, rother Decke verſorgtes Bett für das Aelternpaar. In einer Ecke zwei Tamburini hängend; vor dem Fenſter aber und dem Sapphirblau des Meeres wieder zwei ſolche antile Blumennäpfe von röthlich unglaſirtem Thon; in dem einen wohlriechendes Kraut, von dem Orſolina mir pflückt; im andern ein Nelkenſtock. Auf einen Wink der Tochter holte die Mutter, den braunen Schrank öffnend, eine friſche Purpurnelke vor, die ſie wie eine Koſtbarkeit da verwahrt hatten, und wollte ſie mir reichen. Ein dritter Raum, die Küche, hing ganz feſtlich voll mit rieſigen rothen Trauben, aus einer Art von kleinen Pomi d'oro geformt, die ſich den Winter über friſch bewahren laſſen. „Dieſe verderben nicht wie die andern", ſagten die Frauen. Es ſah eigenthümlich aus dieſe Korallentrauben zu den ſchwarzgerauchten Pfannen, märchenhaft beinahe; und auf einem Stuhle ſaß ein graues Kätzchen mit ſammtnem Fell. Auch hier wieder ein Blumenſtock als Arabeske vor dem lieblich wallenden Meere.

Orſolina, die uns ihre Arbeit weiſen wollte, ſetzte ſich an den Webſtuhl: es kleidete ſie ſehr anmuthig; ſie ſaß beinahe wie in einer Laube

oder unter einem Baldachin; ſie neigte das Köpfchen ſo hübſch vor; ihre feinen Finger wußten ſo geſchickt die florentiner Strohſchnürchen und das Roßhaar einzuiegen und die Chenille zu dem artigſten Deſſin; es war eine Luſt, zuzuſchauen und es ging gar ſo flink. Sie können nur bei Tag arbeiten im Winter; bei Licht häkeln ſie Chemiſetten u. dergl. m. In ihrer holden Freundlichkeit zeigt uns Orſolina auch ſonſt geſchmackvolle Muſter, ihr moſaikähnliches Elfenwerk vor uns auskramend und dabei erzählend von dem Neapolitaner, welcher ihr das Stroh theurer verkaufen und ſie darum mit der Waare auch aufſchlagen laſſen wollte; ſie blieb jedoch darauf, ſie dürfe von den Damen nicht mehr als einen ducato fordern; — ihre comara habe ihr immer geſagt: „Non dite mai bugie alle signore" — und unmittelbar, nachdem ſie mit dem filzigen Handelsmann das Geſchäft abgebrochen, begegnete ihr ein Florentiner, der ſich voll Güte für ſie zeigte und ihr das Stroh jetzt fortwährend ſo wohlfeil gibt.

Eins der Schweſter-Tambourins ward von der Wand heruntergeholt; die Mutter, ein prächtiges altes Weib, eine herrliche Matrone — ſie muß einſt wunderſchön geweſen ſein — ſpielte darauf und Orſolina und Sarafina in ihren roſa Kattunjäckchen tanzten dazu herzig die Tarantella, ſittſam und züchtig und doch ſo lebendig — die niedlichſten Puppen! Und ehe ſie begannen, machten ſie uns allen eine ſo graziöſe, feine Verneigung wie Prinzeſſinen im Salon. Und ſie können doch nicht einmal ſchreiben: „E mia sventura che non posso scrivere!" klagte Orſolina vorhin, als ſie endlich, weil ich ihre Namen notiren ſollte, ein troſtloſes kleines Schreibzeug aufgeſtöbert hatte, indeſſen mir Caramella gelegentlich zuwisperte, Orſolina habe viele „amorosi". Es machte ihnen Vergnügen, daß auch ich, trotz der brennenden Mittagshitze, der Verſuchung nicht widerſtehen konnte und mich traulich hineinmiſchte in ihren Reigen; und ſie wurden, Mutter und Töchter, ſammt Caramella, nicht müde zu behaupten, daß ich die Tarantella beſſer tanze als ſie; ein Urtheil, welches ich nur citire als Exceß der Gaſtfreundſchaft und Herzenshöflichkeit dieſes Völkleins.

Aus und ein gingen dazwiſchen bisweilen Mädchen mit ſilbernen Doichnadeln in den ſchweren auf das Genick ſich neigenden Flechten und mit goldenen Herzchen am ſchlanken pelasgiſchen Halſe: Arbeiterinnen, welche von den Schweſtern, die ihnen einen Nebenverdienſt gönnen, beſchäftigt werden. Das war eine Freundlichkeit und Liebe miteinander, auch mit Caramella; da hört man es immer ſchmatzen vor lauter Küſſen beim Kommen und Gehen — ich wußte nicht, daß die Italienerinnen ſo gern küſſen unter ſich. Ja, das ſind Menſchen, ſo gut wie glückliche Kinder und Blumen! Sie geleiteten uns hinab und hätten uns ſo gern auch noch in ihr Gärtchen geführt, wenn wir nur nicht ſo geeilt. Unter dem Stalle ſtand der Vater, ein alter ſchlichter Bauer, aber mit einem Geſicht, das unter der phrygiſchen Fiſchermütze unſern Bildhauer an Goethe erinnerte. Orſolina beſann ſich, daß ich gern „pecora" geſehen hätte — nämlich als gute Vorbedeutung; ſie holte ihre Ziege aus dem Stalle, der unter der Treppe und Loggia ſich wölbt — pecora oder capra, das nehmen ſie hier nicht genau —: ein zierliches Thier, ſchwarz und weiß, welches vermuthlich darum monachella, Männchen, heißt und ein hölzernes Halsband trägt, damit der Strick zum Anbinden den feinen Gemſenhals nicht verwunde. Orſolina war gar lieblich anzuſchauen, als ſie das Thier ſo hielt. Zuletzt ſtanden beide Schweſtern noch, ſolange ſie uns ſehen konnten, auf dem Häuschen im Grün unter der Felswand, zwiſchen den beiden Meeren, auf der biegenden ſchneeigen Terraſſe in ihren roſa Jäckchen wie Engelchen nebeneinander und winkten mit beiden aufgehobenen Armen; auch wie Engel, die unter dem Weihnachtbaume ſtehen. . .

(Schluß in nächſter Nummer.)

Aus alten Acten.

Von Advocat Bopp in Darmſtadt.

In einem Actenfaſcikel vom Jahre 1614 find' ich, daß am 19. October gedachten Jahres zu Steinbach, einem Dorfe bei Mittelſtadt am Main, von einem aufgegriffenen Vagabunden folgendes Geſtändniß in Güte gegeben wurde:

Heiße Kaspar Kinzler aus Bißwang, an drei Meilen von Nördlingen, gebürtig, komme jetzo von Strasburg, wo er dem Nachrichter als ein „Waſenmeiſter" gedient; ſei auf Heilbronn zugezogen, habe ſich allda wollen ſchreiben laſſen und als er gehört, daß man zu Miltenberg Knechte (Soldaten) werbe, ſei er von Heilbronn nach Miltenberg zu gegangen, und als auch da keine Werbung geweſen, auf den Markt gen Steinbach gegangen, habe im Wirthshauſe einen Trunk gethan, wäre Konrad, ſo ein Korbmacher,

und ſeine Frau neben anderm noch mehr gemeinem Geſindlein darin geweſen, die er aber nicht kenne; allein habe er wol gehört, daß einer des andern Schweſter genommen und bis Sonntag zur Kirche führen wollen. Als er ſeinen Wein ausgetrunken, wäre er ſeines Pfades wieder fortgegangen und unverſchuldeter Dinge gefangen worden. Möchte wol wiſſen, was man für Urſachen an ihm, da er ja niemand ein Leid gethan, auch nichts, ſo er hätte geſtohlen gehabt, bei ihm gefunden; bat, man wolle ihn wieder loslaſſen. Weiter wollte er nichts bekennen. Hierauf ward ihm der Wirth vorgeſtellt. Der erzählte ihm, daß er mit den andern Gefangenen gezecht und für ſie drei Maß Wein gezahlt, und als er ſich darum etwas übels gehoben, der auch gefangene Helmerich ihm zugeſprochen, er ſolle ſich deſſen nicht anfechten laſſen, jetzt werde Vetter Hans wieder einer Gulden drei bringen; ja er habe auch ſelbſt geſagt, wenn er einmal ſterben ſollte, würden ihm viele Leute das Geleite geben. Welches alles er gar ſteif geleugnet, den Wirth Lügen geſtraft; ſei der Urſache wegen auf den Markt gekommen, ein Paar Schuhe zu kaufen, kenne die andern Geſellen gar nicht, viel weniger ſie ihn. Darauf er alſo lang beſtanden.

Weil er nun mit der Sprache nicht herausgewollt, jener „ihm ganz fremde" Helmerich aber Diebſtahl und Mord auf ihn bekannt, iſt er gebunden und, als er nichts darauf gegeben, auch der Daumenſtock angelegt worden, hat aber nichts Weiteres reden wollen. Donnerstags den 20. October, als ihm das „Hoſenband", ein leichter Foltergrad, angelegt worden, ſagte er aus: Ja, zu Strasburg habe er mit Hülfe anderer Krebſe und Fiſche geſtohlen, welche vor 14 Gulden Werth geachtet worden; die hätten ſie dem Wirth zu Kehl um einen Gulden verkauft, hätte ihnen aber auch eine gute Schüſſel voll daoon ſieden müſſen. Das „Hoſenband" brachte auch noch fernere zehn ſolcher Diebſtähle heraus.

Nun kam die eigentliche Folter und dieſe brachte heraus, daß er Helmerichen ſehr wohl kannte, ja mit ihm in einem Dorfe in einen Keller gebrochen, daraus etliche Kannen zu ſtehlen, aber nicht zurechtkommen können; dann hätten ſie die Scheune aufgemacht. Helmerich habe aus einem Stall ein Kalb genommen, welches er gleich auf dem Felde geſtochen, die Haut liegen laſſen, das Fleiſch aber in eine Herberge getragen, allda es im Beiſein von Helmerich's Begleitern miteinander „gefreſſen".

Nun folgte noch viel mehr. Er bekennt, daß er mit Helmerichen, der Ausſage Helmerich's nach, drei Morde begangen, nämlich an einem Boten, an einem Mann zu Oppenheim, und einen zu Ebersheim.

Als er aber auf die Umſtände gefragt worden, hat er, ſchreiben die Acten, allzeit geſagt, er bekenne wie Helmerich, und weil ihm, ehe er wieder an die Folter geſchnürt worden, Helmerich's Ausſage, ſo viel ihn betreffend, vorgeleſen, iſt er darauf alſo an der Folter beſtanden, doch ſehr dabei geweint und geklagt mit den Worten: „Ach daß Gott erbarme, ſoll ich denn auch gemordet haben?" Und als er ſchon von der Folter gelaſſen, wieder gefragt worden, ob er die Morde gethan, und erinnert, nichts Falſches zu bekennen, iſt er darauf beſtanden und hat verſtändlich ausgeſagt: „Ja, ich hab's gethan! Man peinige mich nur nicht mehr! Ich will mich beſinnen und alles bekennen, was ich mein Leben lang gethan habe!" darauf man ihn wieder anſchmieden und an Feſſel legen laſſen.

Freitags den 18. November hat Kaspar Kinzler abermals angezeigt, wie ihm ſein Gewiſſen ſo gar ſchwer, dürfe es aber nicht ſagen; denn man glaube ihm doch nicht, ſondern peinige ihn nur wieder, wolle aber gutwillig den Tod leiden. Endlich ſagte er wieder, er könne es doch nicht verſchweigen, es gehe ihm gleich, wie Gott wolle! Er habe ſein Leben lang keinen Mord gethan, ſelbige abermals aus Furcht und Marter bekannt; das beſchwere ihn gar ſehr! Wenn er aber wieder ſollte gefoltert werden, wollte er eher wieder ſagen, er habe gemordet; ehe er ſich weiter peinigen laſſe, wolle er eher ſterben. Als wir uns nun deſſen nichts angenommen, hat er nachgehends Schultheißen und Zentſchöffen wieder angeſprochen, um Gottes willen gebeten, zu Richtern und Kammerſchreibern zu gehen und ihnen anzuzeigen, daß er aus lauter Marter die Todſchläge bekannt und Helmerich aus lauterm geſchöpftem Haß und Neid ſolches auf ihn ausgeſagt; man ſolle ihm ja nicht unrecht thun; wolle gern ſterben als ein Dieb, aber nicht als ein Mörder.

Aber auch Heimerich's Ausſagen ſind keineswegs freiwillige. Auch er hatte gleichfalls nur auf der Folter bekannt. Beachtenswerth iſt folgendes Protokoll vom 16. November: „Secretarius zeigt ihm (Helmerich) an, aus was Urſachen er auf ſich ſelbſt und ſeinen Mitgeſellen gelogen, Mordthat bekannt, da ſich doch in zwei

Ausschreiben dergleichen keine finden wollen, hätte die Obrigkeit mit Lügen bericht; solle rund heraus bekennen und die Wahrheit sagen, sonst solle er gefoltert werden. Hierauf leugnet er die Mordthat und sonderlich des Boten, wolle beweisen, daß um selbige Zeit, als der Bote erschlagen worden, er zu Sembd und Haußen gedroschen, habe aus Feindschaft den mitgefangenen Kaspar angegeben — habe aber die Mordthat metu torturae bekannt, sei aber alles nichts; des Diebstahls aber sei er geständig — Ist also auf vielfältiges Erinnern bei dieser Aussage verblieben und als es etwas spät gegen Mittag worden, hat man ihn wieder in die Verhaftung geführt, dabei erinnert, solle sich wohl bekennen, was er gestiftet und begangen; dann er nachmittags mit Ernst, dazu er mit seiner wandelbaren Aussage genugsam Ursache gegeben, vorgenommen werden soll." Am Nachmittag wurde richtig das „Hosenband" wieder angelegt und die Folter angedroht, worauf wieder die offensten Bekenntnisse begangener Morde.

Das Urtheil der Justiz, begründet auf Torturaussagen sämmtlicher Angeklagten, erfolgte mit der ganzen Umständlichkeit damaligen Gerichtsstils.

„Protocolum. Peinlich Land-, Cent- und Halsgericht, gehalten im Beisein der Ehrenfesten vor und wohlgedachten Herrn, Caspar Kugelmanns, Gräflich Erbachischen Schenk und Sekretären, Bernhard Kanzlers, Kellers, Johann Philipps Arths, Kammerschreibers Nicolaus Fabers, Zentgrafen, und mein, Philipp Walters, als dermalen verordneten Gerichtsschreibers, alhier zu Michelstadt, Donnerstag den 8. Decembris Anno 1614. Vorgefallen als folgt: In diesem Peinlichen Land-, Zent- und Halsgericht ist Claus Karpf zu Güttersbach an statt des abgestorbenen Zentschöffen daselbst in dieses Peinliche Gericht entnommen und gelehnt worden, dermalen aber des Eides und der Frage erlassen geblieben. Nach gehegtem Peinlichen Zent- und Halsgericht erschienen Andreas Bopp, Bürger zu Miltenberg, als verordneter und bestallter Gräflich Erbachischer Fiscal, bringt gerichtlich klagend vor, nachdem es durch einen Gerichtsschöffen kraft dieses Beiurtheils erkannt, daß es ihm auf seine Ehre, guten Namen und Leumund unnachtheilig, gegen und wider Michael Rutsch von Hailich, Waldenburgischer Herrschaft, Hans Helmerich von Ralchlingen in Franken, Kaspar Kinzler von Bißwangen und Jobst Humpfer von Schlierbach, als folgt:

„Vor euch, des wohlgebornen meines Gn. Herrn gehegtem peinlichen Halsgerichte, erscheint Andreas Bopp, Bürger zu Miltenberg, verordneter Fiscal und Anwalt Kraft habender Gewalt (Vollmacht) und bringt hiermit rechtmäßig peinlich klagend vor gegen und wider jetzige diese vorgestellte vier Maleficanten als peinlich Beklagte, mit Bitte, den Streit Rechtens zu befestigen und darauf richtige, klare, unverdunkelte Antwort durch das Wort: glaub wahr oder nicht wahr, zu geben. Was alles dann verneint und nicht gestanden werden will, erbietet sich Fiscal, doch den Ueberfluß hintangesetzt, zu approbiren und zu beweisen, welches nochmals sich zum zierlichsten bedingen thut. Setze und sage anfänglich wahr: Wie wohl nach den heiligen zehn Geboten Gottes, nämlich nach dem siebenten Gebot: Du sollst nicht stehlen, wie auch vermöge beider, geistlicher und weltlicher, als der gemeinen beschriebenen, Rechte, sonderlich vermöge des heiligen Reichs und Kaiser Caroli peinlichen Halsgerichtsordnung in dem 162 Articul bei höchster Pön an Leib und Leben zu condemniren und zu strafen, wenn einer dem Andern das Seinige entfremdet oder stehlen thut, noch viel mehr einem seinen Leib und Leben nimmt, ihn gänzlich ermorden und erschlagen thut, welcher aber alle vorgenannte und mehr besagte vier beklagte Maleficanten zuwider gesetzt und geschändet, in vielfältigen beharrlichen hohen und großen Diebstahl eingelassen, wie solches vermöge ihr eignen Urgichten und Aussagen, so sich klagender Fiscalis referirt und ziehen thut. (Sind die Urgichten verlesen worden.) Wann dann, günstige Herrn Richter, von Gott verordnet, daß man das Fromme zu beschützen und zu beschirmen, hingegen das Uebel zu strafen, so ist dem Allen nach billiches Verlangen, zur Vollziehung angezogener göttlicher, geistlicher und weltlicher Rechte, sonderlich des heiligen Reichs Ordnung des heutigen Tags zum endlichen Rechtsspruch zu judiciren, urtheilen und auszusprechen, daß die peinlich Beklagte sämmtlich und sonders um ihrer begangenen Uebel und Mißhandlung, des Diebstahls und anderer hochsträflichen Missethaten wegen, zu viel verdienter Strafe, Andern, sonders der lieben Jugend, zu mehrerm Abschen und Exempel, an Leib und Leben zu condemniren und zu strafen, wie dann anklagender Fiscalis, sie von Rechts wegen zu condemniren und zu strafen, thut bitten. Vorbehältlich aller gebührender peinlichen rechtlichen Nothdurft.

„Defensor Martin Hans, Bürger und Sattler zu Miltenberg: Nachdem ihm durch Beiurtheils Kraft erkannt, daß seine Defension ihm an Ehre, guten Namen und Leumund unnachtheilig: Ehrenhafte, wohlachtbare, vorsichtige und weise Herrn Schöffen dieses ehrlöblichen hochpreislichen Halsgerichts, günstige Herrn! Erscheinet alhier zugegen der vorgestellten hochpeinlichen Beklagten Defensor und bringt auf harte eingebrachte scharfe hochpeinliche Malefizklage verantwortlich vor und saget: Wiewohl wahr, demselbigen nicht gar ohne, doch mehrentheils geringschätzige Diebstähle und die Beklagten in ihrer blühenden Jugend ohne Verstand durch böse Gesellschaft sammt Eingebung des leidigen Satans zu mißthätigen Sachen verleitet worden; Hochpeinlich Beklagte verhoffen, der Herr Richter werde sie als arme gefallene Sünder nicht nach Schärfe der Klage, sondern wegen ihrer blühenden Jugend ihres Leibes und Lebens verschonen, sintemalen der Mensch leichtlich zu Bösem bewogen, dieweil der alte Mensch von Natur wegen in Uebertretung unserer ersten Aeltern, Adam und Eva, mehr zum Bösen, denn zum Guten geneigt, wie solches die Heilige Schrift lehrt. Genesis am 8 Capitel. Also bitten die armen Beklagten, ihre Jugend und Unverstand zu betrachten und wegen der Barmherzigkeit Gottes ihnen Gnade widerfahren zu lassen, sonderlich, weil sie sich zu bessern verpflichtet haben. Ist das unsere Defension." (Antrag des Vertheidigers, die Angeklagten mit „Verweisung des Vaterlandes gegen den Erbfeind des christlichen Namens" zu bestrafen.)

„Nach solchem ist das Urtheil gefaßt und öffentlich verlesen worden:

„In der peinlichen Rechtssache zwischen dem gräflichen Erbachischen Fiscalen als Ankläger, gegen Michael Rutsch, Hans Helmerich, Kaspar Kinzler und Jobst Humpser, als Beklagten andern Theils, erkennen auf beschehene Klage, Antwort, Confession und alles gerichtliche Vorbringen die Schöffen dieses peinlichen Halsgerichts zu Recht, daß obige angezogene vier Malefikanten auf ihre vielfältige beharrlich begangene hohe namhaft verübte Diebstähle und anderer hoher begangener hochsträflicher Missethaten wegen ihnen zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum merklichen abscheulichen Exempel dem Nachrichter Meister Bastian an die Händen gestellt, heutigen Tages an den Galgen mit dem Strang von dem Leben zum Tod sollen hingerichtet und gestraft werden."

Die Acten schließen kurz und bündig:

„Ist nachgehends dieses Urtheil durch Meister Bastian und Consorten exequirt, ausgeführt und vollzogen worden. Actum den 8 Decembris 1614!"

Anregungen.

Das Leben der Schule im Roman.

Während man in früherer Zeit „Schulmeister" auf Bildern, in Possen und komischen Romanen fast ausschließlich zu Repräsentanten der Albernheit und Lächerlichkeit benutzte, hat mit der fortgeschrittenen Entwickelung des Volksschulwesens sich auch insofern ein Umschwung der Ansichten gezeigt, als eine Anzahl Romane und Novellen erschienen sind, in welchen die Männer, welche für die nothwendigste Bildung des Volks arbeiten, ehrenhaft und achtungswerth dargestellt werden.

Derartige Erzählungen verfallen freilich nicht selten in zwei Fehler; einestheils dichtet man dem Schullehrer eine falsche Idealität an, sofern man nämlich von dem Wirken der Volksschule alles Heil erwartet; anderntheils hält man sich gewöhnlich an die Armuthsseite dieses Berufs und glaubt dadurch die Theilnahme des Lesers zu erwecken, als ob Dürftigkeit an sich schon ein poetisches Moment und nicht auch in andern ähnlichen Lebensstellungen zu finden wäre. Erst wenn dem Lehrer die Armuth zur Hülle des Reichthums wird, dann ist es eine würdige Aufgabe des Dichters, die Quelle solch innern Glücks mit dem Mossstabe der Poesie zu berühren.

Sehen wir uns nun einige der pädagogischen Erzählungen der Neuzeit näher an. Indem wir Hoffmeister's „Romeo" hier übergehen, da dieser Roman meist außerhalb der beregten Sphäre sich bewegt, nennen wir zunächst Julius Kell's „Lehrerleben", eine wohlgemeinte und sachkundige Darstellung, indessen von zu geringem künstlerischen Werthe. In „Pfarre und Schule", im Sturm und Drange der Bewegungsjahre entstanden, schießt Friedrich Gerstäcker leider oft am Ziele vorbei, abgesehen davon, daß ihm das Terrain überhaupt nicht hinlänglich genug bekannt ist. Begeisterung für das Lehramt bei jungen Lehrern zu wecken, dazu können „Das Kleeblatt" von Lorenz Kellner (jetzt Schulrath in Trier) und „Drei Tage aus der Schweiz" von Johannes Staub dienen. Jeremias Gotthelf's „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ergreifende Tiefblicke in das Wesen der Erziehung und Kindesnatur, aber es klebt diesem Schweizerschulmeister doch zuweilen so viel Rohes und Niederes an, daß der günstige Eindruck häufig wieder zerstört

wird. Ein rührendes Lehrerbild hat Leopold Schefer mit empfindseligem Humor in der Erzählung „Die Deportirten" gezeichnet. Als eine robuste Gestalt erscheint im Gegensatz zu Schefer's „Lampton" „Jakob Sturm„ von Gustav Nieritz. Nachdem Berthold Auerbach bereits im „Lauterbacher" einen jungen Lehrer in gelungener Individualisirung vorgeführt, hat derselbe in seinem als Composition freilich verfehlten „Neuen Leben" im Lehrer Deger einen werkthätigen und von der Heiligkeit seines Berufs tief ergriffenen Schulmann gezeichnet.

Wir kommen zu einer neuesten Erscheinung auf diesem Gebiet. Es ist die Erzählung „Aus dem Post- und Reisehandbuche eines Schulmeisters", welche sich in dem eben veröffentlichten Buche Edmund Höfer's: „Deutsche Herzen" (Stuttgart, Krabbe, 1861), befindet. Einige kritische Besprechungen haben die gedachte Geschichte hervorgehoben. Ein vielverdienter Lehrer schreibt uns: „Wir können von unserm Standpunkte in ein solches Lob nicht einstimmen. Nikodemus Kattenpot, so lautet der Name des Schulmeisters, ist ein sinniges Gemüth und nebenbei ein armer Teufel, der im 30. Jahre an der Schwindsucht stirbt. Da wir diesen Kattenpot aber nicht ein einziges mal im Centrum seiner Thätigkeit, in der Schule, sehen, da nirgends von Unterricht oder Erziehung gesprochen wird und überhaupt von alledem, was den Kern und Stern eines Lehrerlebens ausmacht, nichts zur Erscheinung kommt, so entsteht billig die Frage, warum dieses «Post- und Reisehandbuch» gerade von einem Schulmeister herrühren soll; denn eine Pfingstreise machen, eine glückliche Unglücksliebe haben, Herbstspaziergänge beschreiben, eine Stunde an der See verweilen und von einem Herrn Diakonus mishandelt werden (auf diese Dinge rubricirt sich das Ganze), das kann ebenso gut das Thun und Leiden irgendeines andern Menschenkindes ausmachen. Man sieht, Edmund Höfer hat einen ganz unberechtigten Titel für seine Erzählung gewählt, so sehr dieselbe auch sonst die guten Eigenschaften des schätzenswerthen Dichters tragen mag."

Mit Bezugnahme auf die Charakteristik von Lehrern seien schließlich zwölf Eigenschaften genannt, welche ein guter Lehrer nach dem Ausspruch eines berühmten Pädagogen besitzen soll. Dieselben sind:

1) Die persönliche Gabe der Anregung. 2) Die Gabe der psychologischen Erforschung. 3) Die Macht über ungünstige Gemüthsstimmungen. 4) Offene Herzlichkeit. 5) Nie erschlaffender Trieb zur lebhaften und regelmäßigen Thätigkeit. 6) Heitere Theilnahme an den Freuden und Gebilden der Kinderwelt. 7) Klarheit und Deutlichkeit im mündlichen Ausdruck. 8) Fester religiöser Glaube, der im Hinblick auf das Ewige Trost und Stärkung in allen Leiden und Widerwärtigkeiten gewährt. 9) Stets lebendiger Trieb zur selbsteigenen Ausbildung; Freude an Wissenschaft, Kunst und Natur. 10) Die Ueberzeugung, daß die Volksschule eine wesentliche Bedingung zur Erhebung der Menschheit sei. 11) Sittliche Stärke. 12) Persönliche Würde, die das Niedrige und Gemeine mit edelm Stolze von sich entfernt hält und Ansehen, Achtung und Zutrauen verschafft.

Auch ein Album.

Bereits seit einer Reihe von Jahren erscheint eine Sammlung von prosaischen und poetischen Arbeiten, die billigste und gehaltreichste von allen, die ihre jährliche Rundreise durch Deutschland machen. Freilich kein feines Taschenbuch mit Illustrationen, im gepreßten Einband und Goldschnitt, vielmehr derbes Papier, großer Druck und respectables Octav, dafür aber der Inhalt mehr werth, als zur eitlen Zierde eines Toilettentisches zu dienen; eine treffliche Geistesnahrung für Männer und Frauen, die sich beim Lesen nicht blos unterhalten wollen, sondern zugleich nach verschiedenen Seiten Belehrung und fördernde Anregung suchen.

So liegen uns in dem „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" (Nürnberg, Bauer u. Raspe) seit dem Jahre 1844 eine beträchtliche Anzahl werthvoller Abhandlungen über mannichfaltige Gegenstände und Erscheinungen der Literatur und Kunst aus allen Zeitaltern vor, abgesehen von den jeden Band begleitenden poetischen Arbeiten, die, wenn auch zum größern Theil besser gemeint als gelungen, doch nicht ohne frisch duftende Sangesblüten sind und, da sie vieles, so doch manchem etwas bringen.

Im diesmaligen Jahrgange sind wiederum zwei der bekanntesten Namen von früherher vertreten, H. Wölffel durch eine Abhandlung über Shakspeare's „Timon", J. L. Hoffmann durch eine Betrachtung der Schiller'schen Lyrik; auch unter den Poeten begegnen uns alte Bekannte, so besonders Adolf Pichler mit dem Trauerspiel „Die Tarquinier."

Wölffel's Abhandlung über Shakspeare's „Timon" ist eine scharfsinnig zergliedernde und die Glieder wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügende, dem Dichter überall zu seinem Recht verhelfende lebendig geschriebene Kritik des Dramas, an dem bekanntlich manches streitig ist. Auch nach dieser feinsinnigen Darlegung wird noch eine und die andere offene Frage bleiben. Was den Charakter Timon's betrifft, so drängt sich dem unbefangenen Leser doch zu entschieden das Urtheil auf: Wer so schenkt, der darf sich nicht wundern, so betrogen zu werden! Wobei dann nur die Frage zu beantworten bliebe, ob Shakspeare diesen Eindruck beabsichtigt haben könne. Dann ist auch nimmer zu leugnen, daß die Einführung des Namenlosen, um dessen willen Alcibiades verbannt wird, für die Auffassung eine Lücke macht, die sich nicht hinwegdisputiren läßt, und daß der Leser immer zunächst geneigt sein wird, unter diesem Namenlosen sich den Timon zu denken, weil diese Beziehung als die natürliche und den Kreis der Personen am besten abschließend erscheint. Hoffmann's umfangreicher Aufsatz über Schiller's lyrische

Dichtungen gewährt reichen Genuß durch das liebevolle, unbefangene Eindringen in den Geist des Dichters, durch consequentes Vermeiden des einseitigen ästhetischen Maßstabes und durch stete Beachtung des psychologischen Entwickelungsganges; hin und wieder ist der Genuß etwas beeinträchtigt durch das Reflexiren des lyrischen Gehaltes in Prosa; besonders störend wird dies z. B. bei dem Liede an die Freude. Die drei andern Aufsätze, über das Beowulflied von Wilhelm Vollmer, aus der alten Geschichte von J. H. Müller und über Ludwig Richter's Holzschnitte von Wilhelm Heinrichsen, sind ebenfalls recht gefällige Beiträge zur Literatur-, Sitten- und Kunstgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart.

Unter den poetischen Arbeiten behauptet unstreitig den ersten Rang das Trauerspiel von Adolf Pichler, ein in jeder Beziehung beachtenswerther Versuch, den bekannten Stoff von der Verschwörung der Söhne des Brutus zur Wiederherstellung der königlichen Familie in Rom dramatisch zu gestalten. Das erzählende Gedicht von C. Ebersberger leidet, gleich frühern kleinern Gedichten von ihm, an falschen Reimen, wie sie heutzutage nicht mehr vorkommen sollten: „minder" — „Winter", „Strauch" — „Aug'", „Berge" — „Lerche" — Solche Reime will das hochdeutsche Ohr nicht mehr vernehmen. Endlich schreitet die Festode auf Melanchthon von Wölffel in ihrem antiken Gewande zwar recht stattlich einher, kann aber doch eine gewisse Gezwungenheit nicht verleugnen.

Ein polnischer Plagiator.

„Noch ist Polens Ruhm nicht erloschen", schreibt der Herausgeber „Ausgewählter Gedichte der Polen. Ins Deutsche übersetzt von Heinrich Nitschmann" (Danzig, Bertling, 1861) in der Vorrede seines verdienstlichen Unternehmens; „auf die Thaten des Schwertes folgen nunmehr die friedlichen Werke des dichterischen Genius, und geben ihnen die höhere Weihe und Verklärung."

Ob die Polen selbst sich mit dieser Aufeinanderfolge bescheiden werden, bleibt dahingestellt; aus den hier vorliegenden Gedichten allerdings spricht öfters ein sehnsuchtsvoll liebendes Heimatsgefühl, nicht die verzehrende Glut der unterdrückten Nationalität, die ihre Selbständigkeit mit dem Schwerte erkämpfen will. In dem einen längern Gedichte der Gabriela Narcissa Zmichowska (S. 49) wird der Schmerz über die Entartung der Gegenwart zur bittern Klage, doch ebenfalls nicht mit der bestimmten Tendenz zur That.

Das lyrische Element im strengern Sinn wird in der Mehrzahl der Gedichte von den betrachtenden überwogen; gemeinsam ist allen eine noch unverbrauchte Frische der Anschauungen und des Ausdrucks, soweit sich nach einer Uebersetzung urtheilen läßt, die fast durchweg vortrefflich zu nennen ist und den Eindruck der Ursprünglichkeit hervorbringt.

Das letztere mag aus einem Beispiele erkannt werden, das noch ein besonderes Interesse darbietet. In der ersten Auflage hatte der Herausgeber die Uebersetzung eines Gedichts von Karl Brzozowski mitgetheilt, das dieser als seine Originalschöpfung gelten läßt, während es nur die gelungene Bearbeitung eines Eichendorff'schen Liedes war. Aus diesem Grunde wurde es in dieser zweiten Auflage weggelassen. Von demselben Brzozowski enthält aber die Sammlung noch ein anderes Stück (S. 70), das ebenfalls nur die Ueberarbeitung eines deutschen Gedichts des „Herbstliedes" unsers nicht genug zu rühmenden und durch sein „Laienevangelium" unvergeßlichen Friedrich von Sallet („Gedichte", S. 29) ist. Beide mögen hier, zur Vergleichung nebeneinander gestellt, folgen. Man denke sich den polnischen Text als die vermittelnde Brücke zwischen beiden und wird überrascht sein einerseits von der Tüchtigkeit der Nitschmann'schen Uebersetzung, andererseits von der meist noch unverwischten Uebereinstimmung des wirklichen deutschen Orignals mit der deutschen Nachbildung des polnischen Pseudo-Originals.

Herbstlied

von Friedrich von Sallet.

Durch die Wälder streif' ich munter,
Wenn der Wind die Stämme rüttelt
Und mit Rascheln bunt und bunter
Blatt auf Blatt herunterschüttelt.
Denn es träumt bei solchem Klange
Sich gar schön vom Frühlingshauche,
Von der Nachtigall Gesange
Und vom jungen Grün am Strauche.
Lustig schreit' ich durch Gefilde,
Wo verdorrte Disteln nicken;
Denk' an Maienveilein milde
Mit den morgenfrischen Blicken.
Nach dem Himmel schau' ich gerne,
Wenn ihn Wolken schwarz bedecken;
Denk' an tausend liebe Sterne,
Die dahinter sich verstecken.

Wonnig ist's.

Von Brzozowski.

Wonnig ist's, im Wald zu weilen,
Wenn der Windesbraut wilde Wetter
Wirbelnd durch die Wipfel heulen,
Weithin wehend welke Blätter.
Denn wenn Herbstes Stimmen klingen,
Schlägt mein Herz so frühlingsbange,
Träumt von gold'nen Schmetterlingen
Und von Wundervöglein Sange.
Durch die Fluren eil' ich weiter,
Rauh begeißt von Nordwinds Tosen,
Und mir ist, als lächeln heiter
Mir entgegen junge Rosen.
Auch zum Himmel schau' ich gerne
Wenn ihn Nebel rings umdunkeln,
Denn mich dünkt, ich sehe Sterne
Jenseit jener Wolken funkeln.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Internationales Autor- und Verlagsrecht. — Die Erfindung des Telegraphendrahts. — Notizen aus Berlin. — Briefwechsel.

Internationales Autor- und Verlagsrecht.

Bei neuerschienenen Büchern liest man jetzt oft auf der Rückseite des Titels die Bemerkung: „Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen bleibt vorbehalten."

Dieselbe Verwahrung findet sich seit einigen Jahren auch bei neuerscheinenden französischen und englischen Werken.

Anlaß dieser Bemerkung ist eine Zusicherung des Autor- oder Verlagsrechts, die jetzt auch auf fremdem Boden gewährt bleiben. Wer die Deposition seines Vorbehaltes in London, Paris, Leipzig oder Berlin an rechter Stelle vor den Behörden vollzogen hat, darf innerhalb eines gewissen Zeitraums voraussetzen, daß z. B. in Leipzig kein Nachdruck des französischen Urtextes und keine Uebersetzung ohne Genehmigung des englischen oder französischen Verfassers stattfindet.

Diese sogenannten „internationalen" Verträge sind auf Kündigung geschlossen. Wir hören, daß man von mehren Seiten bemüht ist, die Erneuerung derselben je eher je lieber zu hintertreiben. Der sächsische Vertrag mit Frankreich erlischt im nächsten Jahre; es soll zweifelhaft sein, ob er erneuert wird.

Es sollte uns leid thun, wenn wir nach einem Schritte vorwärts auf der Bahn der Anerkennung des geistigen Eigenthums wieder einen zurückthäten. Wir befinden uns im Interesse der deutschen Literatur, im Interesse der nothwendigen Einschränkung unserer gedankenlos den Markt überschwemmenden buchhändlerischen Hyperproduction im vollkommensten Gegensatz zu den Stimmen, die z. B. der sächsischen Regierung eine Aufhebung dieser Verträge angerathen haben, selbst wenn, was allerdings wünschenswerth, ja unerläßlich nothwendig ist, die übrigen deutschen Regierungen nicht dem Beispiele Sachsens und Preußens folgen sollten.

Man hat gesagt, ein Schutz des Autors über das Gebiet seiner Sprache hinaus wäre unnatürlich. Aber diese Behauptung widerspricht einem Jahrhundert, dessen Morgenröthe mit dem Begriff der „Weltliteratur" anbrach. Was konnte Goethe unter diesem Ausdruck anders verstanden haben als die gemeinschaftliche Arbeit und Concurrenz der gesammten europäischen Geistesfamilie zu einem einigen großen Ziele der Schönheit und Wahrheit! Goethe erlebte nicht einmal mehr die überraschenden Bedingungen, die diesen Familienverkehr der europäischen Geister erleichterten, ja die Bedingungen, die aus diesem Familienverkehr auch wieder neue Erfahrungen und neue Schwierigkeiten für das schaffende Talent schufen. Die Eisenbahnen und der elektrische Draht haben die geistige Arbeit der Welt in dem Grade zu einer gemeinschaftlichen gemacht, daß die Concurrenz jetzt eine allgemeine ist. Auf eine noch vereinzelte Erscheinung wie Lord Byron, die Goethe auf den Begriff der Weltliteratur ebenso brachte wie die Einführung seines „Faust" in die innern Entwickelungen der fremden Literaturen, sind so viel allumfassende, von Paris und London bis Petersburg und Neapel die Welt im Nu ergreifende und gleichzeitig berührende Erscheinungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft gefolgt, daß in der That innerhalb der geistigen Republik nur noch eine einzige Sprache gesprochen wird. Ob französisch, deutsch, englisch, die Wirkung des geistigen Inhalts reicht nicht erst wie sonst nach Jahren, sondern unmittelbar nach Erscheinen eines Buches über die Grenzen der Länder hinaus. Puschkin, Mickiewicz, Gogol dichteten für Rußland und Polen, aber Frankreich hörte von den beiden letzten den Widerhall ihrer Leistungen fast noch früher als die Heimat; Proudhon's Werke elektrisirten die sociale Wissenschaft sofort in ganz Europa nach ihrem Erscheinen; Dichter, Philosophen, Politiker, Forscher, namentlich auf dem experimentalen Gebiete, gehören im Offenbaren ihres Genius sofort der ganzen europäischen Gesellschaft an. Humboldt's und Barth's Werke erschienen gleichzeitig in verschiedenen Sprachen. Das neue Riesenwerk der Brüder Schlagintweit in neun Bänden wird in englischer Sprache in Leipzig gedruckt. Einem solchen Vorwärtsstreben nach dem Ziel der Verbrüderung aller Völker, einem Ziel, das hohen Genuß, aber auch erhöhtere Aufforderung zur Anstrengung gebracht, ein Hemmniß setzen, heißt das *absondernde*, sich in den lächerlichen alten Trachten gefallende „Nationalitätsprincip" auch in die Literatur einführen.

Wer *verlangt* denn die Aufhebung der internationalen Verträge? Etwa der deutsche Autor? Gewiß wird dieser, wenn man zuerst ihn fragen wollte, erwidern: „Wir setzen zwar auf die Rückseite des Titels unserer Werke die Verwahrung gegen Nachdruck oder Uebersetzung, aber die Ehre der an uns von London oder Paris kommenden Anfrage: «Was verlangst du, wenn man bei uns eine Uebersetzung veranstaltet?» wird allerdings nur wenigen zu Theil. Dennoch schon um dieser wenigen willen ist diese Vereinbarung zu schützen; sie ist vollends zu schützen, weil sie die Concurrenz unserer Literatur mit den fremdländischen Literaturen in ihre natürlichen Grenzen bannt!"

Wir könnten eine Reihe der bedeutendsten Namen

sowol auf poetischem wie wissenschaftlichem Gebiete anführen, die bereits durch jene Verträge die pecuniären Resultate ihrer oft mühsam und unter Entbehrung arbeitenden Feder gesteigert haben; wir verweisen auf den Eifer, mit dem man sich in England die Erzeugnisse unserer poetischen Literatur aneignet; wissenschaftliche Werke wie die von Ranke, Liebig, Bunsen u. a., sind in London und Paris mit derselben Vergünstigung als „autorisirte" Ausgaben erschienen wie die Werke Macaulay's und Carlyle's bei uns. Auf dem Gebiete der Experimentalwissenschaften ist die Ausstattung durch Erläuterungen, ja selbst das erste Gewinnen der dargestellten Resultate oft so kostspielig, daß Autor und Verleger bedacht sein müssen, sich einen Markt dafür in ganz Europa zu sichern. Früher half man sich durch Mitengagement einer ausländischen Firma als Schutzes gegen Nachdruck — das Verhältniß blieb immer ein persönliches und litt unter den Bedingungen, welche die Willkür stellen konnte; auch war noch nicht dabei die Uebersetzung geschützt. Jetzt kann Vieweg in Braunschweig für eins seiner mit großen Kosten hergestellten illustrirten Werke unserer Wöhler, Bunsen, Liebig, Stöckhardt u. s. w. diesen Autoren auch in Frankreich und England den Ertrag ihrer angestrengten Studien und ihres durch die Concurrenz mit dem Ausland unter vermehrten Schwierigkeiten arbeitenden Genius sichern.

Wer sind die Eiferer für die Aufhebung des nationalen Schutzes? Doch wol nur gewisse Buchhändler, denen jenes Gesetz eine störende Behinderung ihres Lebens- und Geschäftsgrundsatzes ist: „Der Buchhandel ist Selbstzweck!" Jene Buchhändler, die kürzlich auf der leipziger Messe in öffentlicher Börsensitzung sagen konnten: „Sie werden doch einräumen, daß die meisten von uns am wenigsten von den Leistungen der *Autoren* leben!" Diesen Verlegern ist die Druckmaschine *als solche* der Regulator ihrer Bestrebungen; nach ihnen kam Gutenberg auf die Welt und *dann* erst sprach Gott: Es werde Licht!

Wo wir hinsehen in Deutschland, leiden wir (auch eine Folge unserer Kleinstaaterei) an einem Uebermaß von Buchfabrikation. Dem kleinsten Orte verschlägt es nichts, mit wenig Geld, hinlänglicher Druckerschwärze, Papier und den rosenrothsten Illusionen Bücher über Bücher in die Welt zu setzen. Je weniger dabei ein *Autor* benöthigt ist, desto besser. Die Uebersetzungsfabrikation, der Nachdruck fremdländischer Originalien war eine Lieblingsbeschäftigung dieser gedankenlosen Ueberführung des literarischen Marktes. Keine literarische Idee taucht bei uns auf, die nicht sofort ihre fünf- und sechsfache Nachahmung fände. Der Gedanke: Dies neue Journal, dies Reisehandbuch, dies Unterhaltungsmagazin, dies Nachschlagewörterbuch ernährt deinen Collegen in Leipzig, Stuttgart, Berlin, laß' ihm die Früchte seines Fleißes aber seines Glücks —! existirt innerhalb der Buchhändlerwelt in dem Grade *nicht*, daß auf jede gut einschlagende neue Idee im Gegentheil ein halbes Dutzend Nachahmungen und Gegenoperationen erscheint. Wir haben uns durch dies System zu einer Höhe von Papierverbrauch hinaufgeschwindelt, daß wir positiv z. B. mehr belletristische, ja auch fachwissenschaftliche und gar erst politische Zeitungen besitzen, als von den vorhandenen producirenden Kräften zweckmäßig gefüllt werden können. Diesem wildnaturalistischen System, das zuweilen in wahrhaftes Freibeuterthum ausartet, war es freilich der peinlichste Gedanke, daß z. B. ein neuer Roman von Dickens erscheinen kann und ein Verleger in Leipzig sich das alleinige Recht des Nachdrucks oder der Uebersetzung auf deutschem Boden erwirbt; diese Herren sind untröstlich, daß nicht sofort ein Dutzend Uebersetzungsfedern in allen Gegenden Deutschlands darüber herfallen und durch die dann naturgemäß eintretende Concurrenz diese Art Literatur auf Bändchen à 2 Neugroschen, gefährlich genug für die concurrirende deutsche Literatur, herunterbringen können. Ebenso müssen ihre Nachdruckspressen ruhen, wenn sie sehen, daß sich B. Tauchnitz für seine bekannte Collection die englischen Verlagsrechte erwirbt und dadurch möglich macht, daß die fremden Werke nur für ihn existiren.

Die Einrede, daß die Fremden uns viel weniger von den Vortheilen dieses Vertrags zufließen lassen, als sie nunmehr der Vortheile bei uns genießen, will bei einiger Selbsterkenntniß nichts bedeuten. Die Berechtigung derselben ist auch nur eine vorläufige; die Achtung vor unserer Literatur nimmt im Ausland zu. Man frage nur diejenigen deutschen Autoren, die bisjetzt vom internationalen Verlagsrecht Vortheile zogen, ob sie dieselben künftig entbehren möchten. Ebenso wenig will es etwas sagen, wenn man erwidert: „Longfellow sichert sich sein Autorrecht in Deutschland und erhält dafür einen — schlechten Uebersetzer, während ihm die freigegebene Concurrenz einen vorzüglichen zuführen könnte!" Es wird dem Ruhme Longfellow's wenig schaden, wenn ein ausgezeichneter Uebersetzer erst in einigen Jahren, nachdem sein Autorrecht erloschen, an seine Werke kommt. Byron wurde jahrelang in Adrian's höchst mittelmäßiger Uebersetzung gelesen, ehe sich Gustav Pfizer und Adolf Böttger an ihn machten; ebenso wird auch wol Ranke schon von selbst dafür Sorge tragen, daß sein erster englischer Uebersetzer kein gewöhnlicher Miethling ist.

Wir ersuchen die Regierungen, die hier zu entscheiden haben, bei Erneuerung dieser Verträge, die allerdings dann auch auf das ganze Deutschland ausgedehnt werden müssen, nur die Literatur, nicht den Buchhandel im Auge zu behalten. Der „Buchhandel als Selbstzweck" ist ein so frivoler Begriff, daß an ihm das ganze geistige Leben Deutschlands krank ist; diese Devise hat die Preßindustrie in hundertfacher Verzweigung geschaffen und die Literatur — wenn nicht nach Höheres, vielleicht die Wahrheit! — zur Magd gemacht, wo sie

Digitized by Google

Herrin ſein ſollte. Wie oft verlauteten ſchon die Klagen über den geringen Bildungsgrad der Männer, die ſich bei uns in ihrer Eigenſchaft als Verleger zu Vormündern und Verwaltern des geiſtigen Eigenthums unſerer Nation aufwerfen! Man hat Vorſchläge gemacht, die Conceſſion zum Bücherverlegen ſollte an Prüfungen gebunden ſein. Die Buchhändler erſten Ranges, meiſt Männer von Bildung und hoher Einſicht, ſind ſo oft zu Opfern des rohen Naturalismus geworden, der auf dieſem Verkehrsgebiete herrſcht, daß ſie gewiß ſelbſt dieſe Forderung unterſtützen würden. Wie viel die Autoren unter dem Glücksabenteurerthum der deutſchen Verlagsluſt gelitten haben, zeigt jeder Concurs, der nach der Leipziger Meſſe ausbricht.

Seit einigen Jahren hat die wohlfeile Nachdruckerei und Ueberſetzerei fremder Geiſtesproducte in Deutſchland verhältnißmäßig, eben inſolge jener Verträge, abgenommen. Dieſe Verträge wurden demnach zu einem wahrhaft heilſamen Correctiv der gedankenloſen Buchmacherei, zu einer Infibulation überhandnehmender Productionsluſt. Mögen uns dieſe Verträge deshalb erhalten bleiben und auf alle deutſche Staaten ausgedehnt werden! Sie eben ſind die nationale Regelung des Princips der kosmopolitiſchen Weltliteratur. Sie eben ſichern der ſich in die Fremde begebenden Nationalliteratur das Recht der Heimat und der Nationalität.

Die Erfindung des Telegraphendrahts.

Das 19. Jahrhundert iſt ſtolz auf die Fortſchritte, welche es in der Naturerkenntniß gemacht und freut ſich ihrer, weil es aus den frühern Jahrhunderten nur wenig Material überkommen.

Aber die Photographie, die Galvanoplaſtik, das Drehungsgeſetz der Winde, der elektromagnetiſche Telegraph mußten gefunden werden. Vielleicht 15 Jahre ſpäter, als es wirklich geſchah. Aber gewiß wären auch die mittelmäßigſten Phyſiker auf dieſe Idee gekommen; denn die Vorbegriffe waren fertig. Daß es freilich um ſo viel eher geſchah, kennzeichnete diejenigen, von welchen die Erfindungen ausgingen, als bedeutende Menſchen.

Häufig kommt es vor, daß mehrere um die Ehre einer Erfindung, wenigſtens ihrer Priorität concurriren. Leibniz und Newton haben zu gleicher Zeit die Differentialrechnung erfunden, ohne einer von des andern Beſtrebungen etwas zu wiſſen; allein eine Ungewißheit kann ſich in den meiſten Fällen nur ereignen bei der Entſcheidung unter Zeitgenoſſen.

Je weiter die Anſprüche an große Erfindungen der Zeit noch zurückliegen, um ſo weniger Beachtung können ſie beanſpruchen. Als der elektromagnetiſche Telegraph erfunden war, wollte man die Ehre der Priorität einem Deutſchen Daniel Schwenter vindiciren, der 1636 zu Nürnberg ein Buch herausgegeben hatte: „Mathematiſch philoſophiſche Erquickſtunden", in welchem folgende Aufgabe geſtellt war: „Wie mit dem Magnetzünglein zwei Perſonen einander in die Ferne etwas zu verſtehen geben mögen."

Die Löſung lautete:

„Wenn Claudius zu Paris und Johannes zu Rom wäre, auch einer dem andern etwas zu verſtehen geben wollte, müßte jeder einen Magnetzeiger oder Zünglein haben, mit dem Magneten ſo kräftig beſtrichen, daß es ein anders von Paris zu Rom beweglich machen könnte. Nun möchte es ſein, daß Claudius und Johannes jeder einen Compaſten hätte, nach der Zahl der Buchſtaben in dem Alphabet getheilt und wollen einander etwas zu verſtehen geben, allezeit um 6 Uhr abends. Wann ſich nun das Zünglein $3\frac{1}{2}$ mal umgewendet von dem Zeichen, welches Claudius dem Johannes gegeben, ſagen wollte: Komm' zu mir, ſo möchte er ſein Zünglein ſtill ſtehen oder bewegen machen bis in das K, danach auf das O, drittens auf das M u. ſ. f. Wenn nun eben in ſolcher Zeit ſich des Johannes Magnetzünglein auf gedachte Buchſtaben gewöhnt, könnte er leichtlich des Claudius Begehren verzeichnen und ihn verſtehen. Die Invention iſt ſchön, aber ich achte nicht davor, daß ein Magnet ſolcher Tugend für die Welt gefunden werde. Ich vor meine Perſon glaube nicht, daß ein Magnet nur für zwei oder drei Meilen ſollte ſolche Kraft haben, es kämen denn diejenigen Steine dazu, deren ich in meiner Stenographia gedacht habe." Dieſelbe Idee findet ſich auch ſchon in Kircher's „De arte magnetica" (1651).

Man darf hierin allerdings die erſte rohe Idee zum elektromagnetiſchen Telegraphen erblicken. Indeſſen, abgeſehen davon, daß dann nicht die Ehre unſerm Landsmann, ſondern einem Franzoſen zugute käme, der denſelben Gedanken in einem anonymen Werke („Récréations mathématiques", Rouen 1634), welches den „Erquickſtunden" zu Grunde liegt, ausgeſprochen hatte, kann es nur das Urtheil eines Dilettanten ſein, wenn jemand in dem Vorſchlage, der hier vor mehr als 200 Jahren gemacht wurde, etwas finden wollte, was nur entfernt auf die Ehre Anſpruch machen könnte, daß es im Stande wäre, die Idee, welche unſerm Telegraphen zu Grunde liegt, hervorzurufen oder anzuregen. Die Mittelglieder, welche unſer Jahrhundert auf den elektriſchen Draht kommen ließen, ſind völlig andere als die, welche jener ſporadiſch vorgeahnten Idee der Fernſchreibekunſt zum Grunde liegen.

Notizen aus Berlin.

*** Unſee neuliches „Friedensbild" vervollſtändigt ſich duech „Wollmarkt" und „Pferderennen". Jener war etwas gedrückter als im vergangenen Jahre und wich im Preiſe von 5—8 Thlrn. pro Centner gegen den voejährigen Markt ab. Doch haben die Schafe das in lobenswerther Weiſe inſofern wieder ausgeglichen, als ihre Vließe bei der dlesjährigen Schur eine eeichere Ausbeute gegeben. Der feuchte Sommer voeigen Jahres hatte ihnen vorteeffliche Herbſtweiden

bereitet und dem reichern Futter verdankt denn bekanntlich der Landwirth wie immer seine höhere „Wollhabenheit".

Nachdem man das vielfach beschriebene und Ihnen hinlänglich bekannte „Rennen" fast als abgeschlossen betrachtete, wurden noch 128 Pferde von 57 Besitzern angemeldet und bewiesen demnach, daß die Concurrenz dieser Feste immer noch im Steigen ist. Es befanden sich wahre Prachtexemplare unter diesen edeln Thieren; Graf Heuckel von Donnersmarck hat allein elf solcher Pferde präsentirt, die Grafen Hahn-Basedow und Alvensleben-Erxleben je acht, der im vorigen Jahre vielfach genannte Sieger Graf Lehndorf sechs, u. s. f. Die aus dem Friedrich-Wilhelm-Gestüt gestellten sechs Pferde bestätigen den vortrefflichsten Fortgang in der Veredelung unserer Pferdezucht. Bekanntlich hatte man bei der neulich Ihnen geschilderten Thierschau keine Gestütpferde mit concurriren lassen, weil es sich nicht sowol um einzelne Prachtthiere als um einen sich durchweg veredelnden Schlag handelte, der auch dem Landmann von reellem Nutzen sein und mithin mehr das Arbeits- als Staatspferd zeigen sollte.

Es ist, beiläufig bemerkt, in neuester Zeit unser Remontewesen in einseitiger, wenig unterrichteter Weise angegriffen worden. Man hat gemeint, durch Radicalveränderungen große Ersparnisse erzielen zu können, hat aber entschieden den Wirth ohne Rechnung gemacht. Der Staat kauft jetzt die jungen 2—2½ und 3jährigen ungebrauchten gesunden Pferde an und gibt sie auf die dazu bestimmten und eingerichteten königlichen Domänen, wo sie bei guter Pflege und Weide bis zu ihrem fünften Jahr, ohne Dienste zu leisten, verbleiben; dann aber, wenn sie völlig ausgewachsen, werden sie eingestellt. Die Cavalerie erhält nach dieser vortrefflichen Einrichtung ein vorzügliches Product, vollkommen gesunde, kräftige Thiere, die in ganz anderer Weise Strapazen zu ertragen vermögen und viel länger dienstbrauchbar sind, als wenn Pferde hier und dort, alt und jung durcheinander zusammengekauft werden.

Der Staat bezahlt die jungen Pferde je nachdem von 100—200 Thlrn.; hierzu treten die Ernährungskosten von circa 2½—3 Jahren, die alsdann immer noch für das so erzielte, intacte Product gering sind. Diesen auf so verständigem Naturgesetz basirten Einrichtungen verdankt die preußische Cavalerie ihre vortrefflichen Pferde. Weise Ersparnisse sind gewiß sehr anzuempfehlen, sobald sie sich aber in imaginärer Auffassung von bewährten verständigen Einrichtungen abtrennen, werden sie stets nur unheil- und nicht segenbringend sein.

Nachdem seit Wochen im Staatsministerium über den allerhöchsten Wunsch der Huldigungsfeierlichkeiten debattirt worden — und die Minister, endlich einmal standhaft, diese nicht recht für zulässig haltend, am Rande des Abgrunds schwebten, ist diese Streitfrage durch die jetzt nur noch projectirte Krönung entschieden. König Wilhelm wünschte in gleicher Weise die „Huldigung" zu empfangen wie seine Ahnen. Da aber die Repräsentanten des Landes wie der König bereits den Schwur auf die Verfassung geleistet haben, so war eine derartige Wiederholung mit allen dabei sich einschleichenden feudalen Nebenideen, als: Ueberflüssigkeit der Verfassung u. s. w., ein entschieden unzulässiger Act. Doch schließt das nicht aus, daß man das aus Königsberg zurückkehrende Herrscherpaar hier in feierlicher Weise empfängt und daß sich verschiedene Feste daran reihen dürften, welche der König immerhin dem Volke geben möge.

Dennoch sollen Ministerveränderungen bevorstehen. Man bezeichnet z. B. den Grafen Bernstorff, gegenwärtigen Gesandten in London, als Minister des Auswärtigen und spricht davon, daß Herr von Schleinitz dann Hausminister werden würde, eine bekanntlich noch vacante Stelle im neuen Königshause. Die Gesuche um Adelsverleihung bei der Huldigung sollen alles glaubliche Maß übersteigen!

Viel Aufsehen und Interesse erregt die Erfindung eines neuen Schießpulvers, mit dem seit Wochen von der Artillerie experimentirt wird. Ein à la suite der magdeburgischen Artilleriebrigade Nr. 4 nach Spandau commandirter Hauptmann Schulze und dessen Schwiegervater sind die Erfinder. Die Composition desselben ist noch ein Geheimniß der benannten Herren; die Vortheile desselben vor dem bisher gebräuchlichen Schießpulver werden aber anerkannt. Da wir keine Schwefellager und nur wenig Salpeter im Lande haben, die Bestandtheile dieses neuen Pulvers aber alle im Inlande producirt werden, so ist anzunehmen, daß sich, da die beiden erstgenannten Hauptbestandtheile des alten Pulvers nicht darin enthalten sind, dadurch die Kosten der Pulverfabrikation bedeutend billiger stellen. Andererseits verursacht das neue Pulver fast gar keinen Dampf und läßt nur ein Minimum von Schleim in den Geschützen zurück, wodurch das Reinigen derselben erleichtert wird. Endlich steigert sich sein Werth dadurch, daß eine Explosion ganz ausgeschlossen und unmöglich bleibt, da die Bestandtheile voneinander getrennt sind und erst unmittelbar vor der Benutzung vereinigt zu werden brauchen. Aeußerlich sieht dies neue Pulver wie grobkörniger Gries aus; es ist nicht schwarz, sondern weißlich. Seit den drei Wochen, in welchen die Artillerie-Prüfungscommission ihre Versuche fortsetzt, hat es sich als vollkommen praktisch erwiesen und in Bezug auf Kraft und Wirkung dem alten Pulver nichts nachgegeben. Selbstverständlich werden die Versuche in immer großartigerer Weise für den praktischen Befund noch fortgeführt werden, ehe man es in der Armee als dem frühern Pulver ebenbürtig einführen wird. Die Erfinder haben als Preis ihres Geheimnisses die dreijährigen Ersparnisse des Staats beansprucht, die sich aus der Production des alten zum neuen Schießpulver ergeben müssen — ein, wie uns scheint, sehr sinniger und annehmbarer Vorschlag. Daß dieses neue Pulver, wie einige voreilige Bemerker bereits wissen wollten, nichts anderes als pulverisirte Schießbaumwolle wäre, ist von Sachverständigen widerlegt worden.

Briefwechsel.

— Der berliner Turnrath theilt uns ein Verzeichniß aller bestehenden deutschen Turnvereine mit. Am 31. März d. J. betrug die Zahl derselben 506. Die Mittheilung bringt auch die Erinnerung, daß in diesem Jahre die deutsche Turnerschaft das funfzigjährige Bestehen des deutschen Volksturnens durch ein allgemeines deutsches Turnfest am Geburtstage Friedrich Ludwig Jahn's und den sich daran anschließenden Tagen am 10—12. August zu Berlin feiern wird. Auch die Grundsteinlegung zu dem Denkmal, welches die deutsche Turnerschaft Jahn auf dem jetzt bestehenden Turnplatz der Hasenheide errichtet, wird mit dem Feste verbunden sein.

(Ausgegeben am 11. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 29. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Friese. Charakterbild von E. von Dinklage. I.—V. — Auf Capri. Von Emma Niendorf. IV. V. — Ueber die Theilnahme. Von Ernst Barth. — Musik und Gesang. — Neue Romane und Novellen. XIV. — Neues aus der Welt.

Ein Friese.

Charakterbild von E. von Dinklage.

I.

Auf dem ostfriesischen Emsdeiche, da, wo die Flußufer bereits zurückweichen, um die Wogen des Dollart zu umfassen, lag die Leiche des Torfschiffers Claas Petersen Tinner.

Sie lag schon mehrere Tage, denn es war streitig, welcher von zwei Gemeinden die sechs Schuh Erdreich gehörten, wo man den Ertrunkenen fand, und von der Lösung dieser Streitfrage hing es ab, ob der verstorbene Claas Petersen noch weitere fünf Tage liegen werde oder nicht.

Alles, was man unter diesen Umständen thun zu müssen glaubte, war, daß man etwas Stroh über den Körper deckte; eine Wache in dem Novembersturm auf dem Deiche campiren zu lassen, würde kostbar und unnütz gewesen sein, todt war der wackere Mann ja nun doch einmal.

Dennoch war der Entseelte nicht allein. Neben ihm, halb unter dem nassen Stroh, barg sich ein lebendes Wesen, in dunkelblauen Fries gekleidet und wie ein Jagdhund zusammengerollt. Es war des Verunglückten zehnjähriger Sohn, Peter Claasen, der, trotz der Gegenrede zweier Gemeindevorsteher, schweigend die Todtenwache übernommen hatte. Die Väter und Rather der Gemeinde hatten gemeint, der Hunger würde dem Jungen schon zur bessern Einsicht und Einkehr in ihre Häuser verhelfen, aber Peter schien eine unumstößliche Ansicht seiner Pflichterfüllung zu besitzen. Er nahm die Schnitte Schwarzbrot, welche der Deichwärter ihm täglich aus Mitleiden schenkte, mit einer Miene an, als hätte er sich eben von einem Diner erhoben. Die Väter der zwei betheiligten Gemeinden waren, als feste und unerschütterliche Handhaben der Gerechtigkeit, gekränkt genug über den Eigensinn des Burschen; sie hielten unter Tabacksqualm und noch größern Weitläufigkeiten einen Rath, wie man den Kleinen einfangen und unterbringen wolle. Peter Claasen's Mutter war in der Stunde seiner Geburt gestorben, das kleine Besitzthum des Vaters war mit der Havarie des Torfschiffes auf den Grund des Wassers gesunken, endlich war es November und der Junge fünf Tage und Nächte auf den durchweichten Emsdeichen ohne irgendwelchen Schutz!

Der reichste und dickste Mann beider Gemeinden, Hinderk Alrich Stürnberg, erhob endlich seine Stimme und erklärte: „Ich werde den Fant als Kuhhirten anstellen. Sorgt nicht weiter um ihn!“

Beide Gemeinden waren höchst befriedigt. Ein Leben bei solchen Kühen, als die Hinderk Alrich Stürnberg's waren, zuzubringen, galt für eine besondere Gunst des Schicksals; es gab vielleicht

nur noch den größern Vorzug, ſelbſt ſolches Vieh zu beſitzen. Mynheer Stürnberg erhob ſich, nachdem er geſprochen. Er wußte, er hatte zwei Gemeinden imponirt und nebenbei die Zukunft eines verwaiſten Knaben geſichert — denn was er wollte, das konnte er; ſeine ganze Wirthſchaft ging wie ein Uhrwerk, da war alles vom Beſten, er wählte ſeine Hausgenoſſen erſt nach der umſichtigſten Prüfung, alles mußte „von ſeinem Schlage" ſein; groß, ſtark, geſund, glänzend; wie die Menſchen war das Vieh, ehe ein Kalb der beſtehenden Heerde einverleibt wurde, mußte es ſich einer Beſichtigung wie die des ägyptiſchen Apis unterwerfen und jede, auch die unmerklichſte Abweichung in Bau oder Zeichnung ſchloß das Thier unbedenklich aus.

Hinderk Alrich nahm ſeinen Kuhjungen diesmal unbeſehen, er wollte um jeden Preis einen guten Eindruck hervorbringen, denn leider haftete ein ſchweres Ereigniß an ſeiner ſchönen Selbſtzufriedenheit und legte ihr förmlich Handſchellen an — ſein einziger Sohn wollte ein Mädchen heirathen, welches arm, Herrnhuterin und nicht einmal eine Oſtfrieſin war, drei entſetzliche Vorwürfe für die Schwiegertochter eines Plaatzenbeſitzers oder Polderbauern! Henny Herd war noch blutjung, nur ſchön und rechtſchaffen, die Tochter eines engliſchen Schiffskapitäns, welche Hinderkſon Stürnberg, der Sohn Hinderk Alrich's, auf Reiſen kennen gelernt hatte.

Mynheer ſäumte nicht, mit zwei Knechten auf den Deich zu ſteigen, wo der Leichnam des Schiffers lag, dort den Sohn deſſelben ergreifen und, da er ſich wie ein wildes Thier ſträubte, binden zu laſſen, um ihn unter das mächtige Ziegeldach ſeines Hauſes zu bringen. So führte man Peter Claaſen in die große Backſteinküche ein, an deren Wänden ein Reichthum von Zinn und Porzellan prunkte. Die Haare des Gefangenen hingen naß und wirr über die Stirn, aber ſeine Augen, wennſchon ſie hellblau waren, funkelten, als ob er die Glut ferner Zonen in ſich trüge und nicht halb verhungert, halb erfroren von der Leiche ſeines Vaters käme, der nicht einmal ſo viel Raum zu einem ehrlichen Begräbniß im Schoſe des Heimatlandes finden konnte! Niemand begrüßte den Knaben oder erlaubte ſich eine Widerrede, als Mynheer befahl, ſeine Hände an das Zangengeſtell neben dem mit Flieſen ſauber geſchmückten Herdraum zu binden.

Eine Magd bot dem Kinde zu eſſen; Peter verweigerte es und verſuchte ſeine Stirn gegen die Flieſen zu zerſtoßen. Am Fenſter ſaß, mit einer feinen Arbeit, die ſchöne, bleiche Henny Herd, die engelgleiche Braut des abweſenden Sohnes. Kaum war das liebliche Kind mit dem Knaben allein, als ſie zu ihm eilte, mit ihrem Tuche ſein von Schmuz, Regen und Leidenſchaft entſtelltes Geſicht liebreich abtrocknete, ihre warmen, holden Lippen auf ſeine Stirn drückte und flüſterte: „Habe Geduld, mein Kind, Gott iſt dein Vater! Er hat dich hierhergeführt, was kämpfſt du gegen ſeinen Willen!"

„Claas Peterſen liegt allein auf dem Deiche!" — murmelte der Junge grimmig.

„Ich war auch eine Waiſe", fuhr das liebliche Mädchen freundlich fort und hing ſein durchnäßtes Wams gegen die Herdflamme, nachdem ſie ſeine Bande gelöſt hatte. „Nun aber bin ich doch ſo glücklich, ſo ſehr glücklich geworden!"

„Laß mich zu Claas Peterſen!" bat der Knabe. Er hätte jetzt entfliehen können, denn ihn hielt nichts wie die weiche Hand des nur wenige Jahre ältern Mädchens.

„Ich werde mit Mynheer reden", war die Antwort, „nimm jetzt eine Schale heißen Thee und hier ſind glühende Kohlen in der Feuerkieke, ſetze die Füße darauf; nicht wahr, das thut wohl, mein lieber, armer Junge?"

Leider ward die friedliche Scene zwiſchen den beiden jungen Menſchen ziemlich unſanft durch Mynheer unterbrochen. „Wer hat den Buben losgebunden?" herrſchte er.

„Ich, Vater!" war die ſchüchterne Antwort.

„Du?" grollte Mynheer, „was gibt dir ein Recht, in meinem Hauſe das Regiment zu führen? Vergiß nicht, daß du zu gehorchen haſt!"

„Vater", begann Henny muthiger, „das arme Kind bedarf wol einer freundlichen Pflege, bedenkt nur — —"

Mynheer aber war ohne Bedenken; er wußte, daß man ſeine Frieſen nur durch Feſtigkeit leiten konnte; wenn auch keineswegs hartherzig, ließ er ſich von niemand vorgreifen; ſo ſchritt er auf den Knaben zu, um ſein Anſehen aufrecht zu erhalten.

Peter Claaſen dachte ſeine Freiheit indeſſen nicht ſo leichten Kaufs zu opfern. Er ergriff, was ihm zunächſt war, die Feuerkieke, ſchleuderte ſie mit aller Kraft auf den dicken Bauer und entwich ungehindert in die dämmernde Umgebung des Gehöfts. Nur einen Moment ſtutzte er auf der Schwelle; ein Schmerzensſchrei einer weiblichen Stimme bannte ihn — dann floh er weiter, bis zu dem Deiche.

Digitized by Google

II.

Das Stroh lag noch da. Die Leiche war entfernt worden.

Wie Peter Claaſen nun auch den todten Vater nicht mehr fand, überkam ihn recht das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit. Einen Moment dachte er zu Henny Herd zurückzukehren, aber ſie hatte ſchon ſeinethalb gelitten, ſie konnte ihn nicht ſchützen — auch der gellende Schrei tönte ihm vorwurfsvoll ins Gewiſſen — ſo eilte er ſtromaufwärts, von der Angſt getrieben, Mynheer könnte ihn noch einmal binden laſſen.

Die Frachtſchiffe der Ems werden, da die vielen Krümmungen des Fluſſes und das im Sommer ſeichte Fahrwaſſer das Segeln erſchweren, häufig durch ein Pferd gezogen; dieſe ſehr flachen Schiffe heißen Pünten, und der Burſche, der das ziehende Pferd über die Erhöhungen und Vertiefungen des Ufers reitet — bald im Sande watend, bald durch eingeriſſene „Kölke" ſchwimmend, bald am rechten, bald am linken Ufer — dem Leinpfad folgend — dieſer Burſch wird der Jagerjunge genannt; ſein Amt iſt reich an Strapazen und Prügeln, er iſt der Sündenbock und Scheuerbeſen des ganzen Unternehmens.

Peter Claaſen bekleidete den Poſten eines Jagerjungen, nachdem er ſich ſtromaufwärts bis zu dem Schifferorte Haaren gebettelt und dort von dem gröbſten der groben „Püntjer" in Dienſt genommen wurde. Der Lohn des verwaiſten Knaben beſtand in den ſchon bezeichneten handgreiflichen Zurechtweiſungen, zwei halbwollenen Anzügen von jenem braunen Stoffe, der „Schntegut" genannt wird und aus Heidſchnucken-Wolle und Heede beſteht — ſo viel kräftigem Pumpernickel, als ſein Magen faßte, und dem landesüblichen Buchweizen-Pfannkuchen in Oel gebacken, ohne den der Emsländer nicht leben kann.

Bei dieſen einfachen Lebensbedingungen begnügte ſich Peter Claaſen, ohne andere Wünſche oder Pläne, zwei Jahre. Sein Körper dehnte ſich aus, ſodaß er beinahe zu wuchtig für ſeinen alten Braunen wurde; ſein Geiſt träumte, wie in einem tiefen Schlaf befangen, es gab nur eine Lebensfrage, ob die getheerten Segel ihn zu dem Orte führten, wo ſein Vater ertrunken war, oder ob ſein Pferd das Fahrzeug mühſam ſtromaufwärts von jener geheiligten Stätte entfernte. Peter Claaſen liebte dies geduldige Pferd, ſeinen einzigen Geſpielen und Vertrauten, er liebte die blauen, trägen Wellen der Ems — ſein Vater war in ihnen ertrunken. Das ging ſo durch Monden und Jahre.

Da, an einem heißen Julitage, erinnerte ſich das Schickſal ſeiner und riß die Flügelthüren der Zukunft vor ihm auf. Seine Pünte lag in Lingen, das Waſſer der Ems, zu jener Zeit ſelbſt derjenigen Flußbauten und Verbeſſerungen entbehrend, deren es ſich jetzt erfreut, war zu ſeicht, um dieſes Städtchen zu Schiff zu verlaſſen; die Püntjer tranken, fluchten und beſprachen Ueberfälle und Schlägereien; der Junge reinigte das Schiff, beſorgte die Botengänge, flickte die Segel und ritt morgens ſein Pferd zur Weide, um es abends wiederzuholen. Die Straße von Holland nach Deutſchland geht über Lingen. Ehe die Eiſenbahn den Reiſenden bequemere Transportmittel bot, paſſirten oft die merkwürdigſten Karavanen das Städtchen und das Fuhrweſen ſtand in vollſter Blüte.

Am Abend des bezeichneten Tags verkündeten ungewöhnlich compacte Staubwolken wiederum das Heranziehen einer größern Fremdencolonne. Es nahte eine Kunſtreitergeſellſchaft. Zwei Archen auf Rädern umfaßten das Gros der Truppe, die Pferdewärter, in großen Stulpſtiefeln, ritten die gekoppelten, in Decken gehüllten Roſſe; ein leichtes Wägelchen, das bald an der Spitze, bald im Nachtrab zu erblicken war, führte den Director und ſeine Tochter.

Der Director lieh dem Unternehmen die eiſerne Fauſt; das untrügliche Auge, Roſa, ſeine Tochter, hob und regelte das Ganze durch ihre Ballonſprünge und ihren ebenſo elaſtiſchen und ſchwunghaften Unternehmungsgeiſt; ihre ſchwarzen Augen überblitzten die Zuſchauer ebenſo raſch als die Verhältniſſe. Doch Roſa's Ehrgeiz ward es müde, vor langweiligen Holländern und philiſterhaften Deutſchen den Circus zu durchfliegen, in ihr keimte die Idee, nach fernen Zonen zu überſiedeln, ſie beſeitigte alle Hinderniſſe und organiſirte die Truppe, immer dies Eine Ziel in Gedanken.

„Blick' mal da die Wieſen hinunter!" unterbrach der Vater die Zukunftsträume der ehrgeizigen Tochter. „Iſt das nicht ein Pferd ohne Reiter?"

Roſa legte die Hand über die Augen: „Mir ſcheint doch, es ſei beladen; halt ein wenig die Zügel an, es iſt doch zu toll, auf dieſer endloſen Fläche den alten Gaul ſo ſteif und ſelbſtbewußt umherwandeln zu ſehen."

„Es liegt ein Menſch auf dem Pferde!“ — bemerkte jetzt der Vater. „Wahrhaftig und er ſchläft!“

Jetzt fiel Roſa's ſchmale, kräftige Hand mit auf den Zügel, indeſſen das fremde Pferd näher kam.

Ein ſchlafender Knabe lag allerdings auf dem tief eingeſunkenen Rücken des Braunen, der nackte, rechte Fuß ruhte auf der Croupe, der linke hing herunter, ein Arm umfaßte leicht den Hals des Pferdes, mit deſſen Mähnen die darauf fallenden langen, blonden Haare in der Luft flatterten.

Roſa hatte ſich mit halb geöffneten Lippen aufgerichtet. Faſt athemlos betrachtete ſie den Schläfer. Des Jünglings Züge bewahrten ſelbſt im Schlummer ſo viel Energie und Wetterhärte, daß der Eindruck der Ruhe und der Selbſtvergeſſenheit beinahe darüber verloren ging. Roſa blühte zu einer Zeit, wo „Der Sohn der Wildniß“ noch lange, lange nicht über die Bühnen Europas geſchritten war. Dennoch verſtand ſie die Poeſie dieſes Anblicks vollkommen, ja ſie überſetzte dieſelbe mit Gedankenſchnelle in die Proſa ihrer Gewinnſucht: „Vater“, flüſterte ſie, „welch herrliche Geſtalt, das iſt, was wir brauchen!“

„Haſt recht!“ nickte der Director und klopfte mit dem Peitſchenſtiel auf die Schulter des Jägerjungen.

Peter Claaſen richtete ſich ſtraff in die Höhe und fragte in ſeiner oſtfrieſiſchen Mundart, was es gebe.

Dieſes „Wat is?“ gab Roſa die Tonart an, in welcher ſie ihm bündig und ſchmucklos ein Engagement anbot und eine Reiſe übers Waſſer in Ausſicht ſtellte.

„Warum ſollte ich nicht wollen?“ fragte Peter Claaſen zurück, indem er die Arme verſchränkte und in Roſa etwas wiederfand, was ihn an die liebliche Henny Herd erinnerte.

„So ſtell' dich heut Abend am Marktplatze in Lingen bei uns ein! —“ ſagte der Director.

„Ich komme erſt in drei Tagen!“ erwiderte der Junge ebenſo beſtimmt.

„Das geht nicht!“ —

„So bleibe ich hier!“

„Weshalb hier“, legte ſich Roſa ins Mittel, „haſt du Aeltern oder Freunde, denen du Lebewohl ſagen möchteſt?“

Der Junge blickte, wie mit verſtecktem Ingrimm, ſchüttelte die Haare in den Nacken und antwortete abermals mit der Frage: „Was ſollte ich haben? Die Stelle habe ich, wo mein Vater lag und ich das alte Anker eingegraben habe, und meinen Baas habe ich, dem bringe ich erſt den Braunen und er wird mich ſchlagen, weil ich fort will!“

„Wir ſchicken das Pferd hin“, capitulirte Roſa; „es iſt wol am beſten, du erſparſt dir den Abſchied von deinem Baas!“

„Ich bin kein Landläufer“, grollte der junge Tinner, „mag er thun, was er will, ich thue, was Ordnung iſt; ich ziehe nimmer das Camiſol übers Hemd, nie anders; wollt Ihr mich in drei Tagen: gut! wollt Ihr nicht: auch gut!“

Der Vater wollte nicht. Aber Roſa wollte und ſo gab man dem Burſchen Reiſegeld und eine Marſchroute. Er zeigte keinerlei Aufregung, ein kurzes: „Adje!“ und er trottete dahin. Alle bewunderten ſeinen feſten Sattelſchluß.

Der Director ſchlug mit der Peitſche einen ſehr künſtlichen Kringel um die Ohren ſeiner Gäule, nach einer Pauſe ſagte er verdrießlich:

„Er reitet gut! Aber der läßt ſich eher zerhauen als biegen!“

Roſa lächelte mit der maskenartigen Heiterkeit ihres luſtigen Berufs, der ſtehenden Mimik allerlei halsbrechender Künſte.

„Ich werde ihn ſtreicheln“, ſagte ſie etwas zweideutig. „Das macht geſchmeidig; an den ſoll mir keine ſchwielige Hand, aber die feine iſt dafür deſto feſter!“

„Wir werden ſehen“, grollte der Alte, ſchlug auf die Pferde zu und der Zug ging nach Holland.

III.

Viel Zeit, viel Regen und Sturm war über den Anker am Emsdeiche dahin gegangen, aber nachdem Peter Claaſen Abſchied von dem Platze genommen, wo ſeine junge Seele durch unendliche Pein für das Leben geſtählt wurde, vorſichtig um das Gehöfte herumgeſchlichen war, wo er einſt den Klageruf der ſchönen Henny Herd vernommen hatte, ſchien derſelbe von allen Menſchen vergeſſen. Wol brauſten, ſtatt der bedächtigen Pünten, die Dampfſchiffe vorüber, aber keiner der geputzten Paſſagiere, die den Nordſeebädern oder den oſtfrieſiſchen Städten zueilten, hatte einen Blick für den alten eingegrabenen Anker. Die Handelsplätze Oſtfrieslands griffen mit erneuter Intelligenz zu den großen Erfindungen in der Mechanik; nach der franzöſiſchen Zeit ſchien ein Stillſtand, wenn nicht Rückſchritt,

Digitized by Google

in dem merkantiliſchen Verkehr eingetreten, aber die Neuzeit fand ſie kräftig und bedächtig am Platze, an den Werften und Waarenlagern, im regen Aus- und Eintauſch der mannichfachſten Producte. Fremde ſiedelten ſich, infolge des neuen Aufſchwungs, unter den guten Bürgern an, deren Söhne und Töchter in großen deutſchen oder belgiſchen Städten gebildet wurden; wenn auch noch ein gut Theil frieſiſche Nationalität haften blieb, ward doch, wenigſtens in den Städten, ſehr daran gerüttelt, es hörte auf, eine Nothwendigkeit zu ſein, auf den erſten Blick als Frieſe erkannt zu werden.

Daß trotz dieſes Fortſchritts dennoch das Mistrauen gegen alles Fremde nicht ganz verwiſcht war, erfuhr ein Herr vom Dedel, nachdem er ſich in einem der ſchönſten Häuſer einer frieſiſchen Handelsſtadt für den Reſt ſeines Lebens angeſiedelt hatte.

Wenige Männer ſind dennoch im Stande, ſoviel Milderungsgründe für ihr Ein- und Aufdringen zwiſchen neue Verhältniſſe aufzuweiſen als Herr vom Dedel; er war reich, gaſtfrei, gutmüthig und hatte eine reizend ſchöne unverheirathete Tochter. Ines vom Dedel war, ihrer Erſcheinung nach, Spanierin und doch ward die ungewohnte Mitgabe ihres fernen Geburtslandes anmuthig verſchleiert und gemildert durch den niederländiſchen Antheil ihres Weſens, den ihr Herr vom Dedel vererbt hatte. Unter den vielen mehr oder minder pikanten Gerüchten, welche man der Biographie des alten vom Dedel entlehnt haben wollte, war eins der glaubwürdigern, daß Ines' Mutter Mann und Kind verlaſſen haben ſollte; nie ward ihrer erwähnt, dahingegen ſtand das junge Mädchen unter der mütterlichen Obhut einer ältern Dame, welche ſich Baronin Roſalie von Kerken nannte.

Roſalie von Kerken war ſtets an der Seite ihres Zöglings. Schlafend und wachend, fahrend und reitend, gehend und ſtehend, funkelten ihre Augen durchdringend auf alles, was derſelben nahte. Da Ines bereits im achtzehnten Jahre ſtand, war die Baronin eifrigſt bemüht, der Tochter ihres Freundes ein paſſendes Los zu bereiten, ſie ſchwankte indeſſen noch zwiſchen mehreren Bewerbern in der Frage: Schein oder Fein! zu deutſch: Stand oder Geld! Uebrigens ſprach es für ſie, daß Ines ſich keineswegs unter ihrer Botmäßigkeit wegzuſehnen ſchien, im Gegentheil, in dem ſcharf ausgeprägten Weſen ihrer Pflegerin fand ſie eine Art Ergänzung ihres eigenen.

Der Grund lag darin, Roſalie von Kerken hatte viel und haſtig mit dem Verſtande gelebt, ihr Herz ſprach ſelten und beſaß nie, was es ſuchte. So war ſie gealtert und das Herz jung und heiß geblieben. Ines betrachtete Roſalie wie ein belebtes Märchenbuch, ſie las in den Erinnerungen der ältern Frau mit der idealiſirenden Wärme ihrer Jahre und da gab es „Geſchichten"! Die Frau „Baronin" war nicht unter dem Schatten eines alten Familienwappens aufgewachſen, hinter ihr lag ein Putzgeſchäft und ein Cigarrenhandel und noch weiter entfernt die Reiterbude, der Cirque equestre. Roſalie war eine leidenſchaftliche praktiſche Natur; ſie ergriff verwickelte Angelegenheiten, nur um ihre Klugheit zu neuen Erfindungen und Reſultaten emporzuſtacheln. Das Märchen ihrer Jugendliebe fiel mit ihren reichſten Erfolgen als Kunſtreiterin in Spanien und Amerika zuſammen und immer von neuem lauſchte Ines der Beſchreibung jenes Mannes, den ſich Roſalie ſelbſt herangezogen hatte und der ihr alles verdankte und der ihr mit unermüdlicher Treue anhing, bis zu dem Augenblicke, wo der erwachſene Mann inne ward, Roſalie liebte ihn nicht als das beſte Mitglied der Truppe, nicht als den ſtillſten und ſolideſten Hausgenoſſen, nicht als ihren Zögling, nicht als den ſorgenden Theilnehmer ihrer Bekümmerniſſe, ſondern wie die Braut den Bräutigam liebt. Die Wucht dieſer Entdeckung hatte ihn ſcheu und ſtill gemacht, Roſalie wollte ihn kühner werden laſſen, ſie wählte das Mittel, das einer nicht mehr ganz jungen Kunſtreiterin am nächſten lag, ſie kokettirte mit — dem Induſtrieritter Baron von Kerken. Als eines Abends Roſalie und der von ihr geliebte Mann auftreten ſollten, mußte er ſie, kurz vorher, überraſchen, wie Herr von Kerken einen Kuß auf ihre geſchminkten Wangen drückte. Die blauen Augen des Zöglings leuchteten auf ſie hernieder, daß ſie ſelbſt erbebte, theils vor Schreck über ſo viel ungeahnte Leidenſchaftlichkeit, theils in der Hoffnung, der Eiferſüchtige liebe ſie doch wol im ſtillen. Sie flog in den Circus und beſtieg ihr Pferd; mit einem mächtigen Satz ſeines Pferdes über die Barrière vereinte ſich ihr der theure Mann, ſie reichten ſich die Hände, er hob ſie, auf beiden Pferden ſtehend, auf ſeine Schultern, ſie trat mit dem Fuß auf ſeine ausgeſtreckte Hand, ſie ſchwebte wie ein Genius auf dieſer Hand. Da blickte der junge Mann zu ihr auf und ſagte: „Steig' jetzt herunter!" — „Wenn du mich liebſt!" ſprach ſie mit flammenden Blicken

zurück. „Nie!" — ſprach er feſt und ingrimmig. Roſalie ſchwankte, ſie knickte wie eine gebrochene Blume zuſammen, ihr Schüler faßte ſie mit der linken Hand, ſie glitt an ihm hernieder, das Publikum — es war in der Havana — war voll Entſetzen, ſie lehnte todesmatt an ſeiner Bruſt. Als ſie aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, war ihr Geliebter verſchwunden. Sie erkannte, daß es gefährlich, mit Löwen zu ſpielen.

Nie gedachte die „Baronin" jener Tage ohne die tiefſte Bewegung, welche ſich ſofort auch Ines mittheilte. Seit der Flucht Peter Claaſen's von der Truppe — ſein Name war indeſſen, während ſeiner equilibriſtiſchen Laufbahn, in Pietro verwandelt und ſo nannten ihn auch Roſalie und ihre Schutzbefohlene — war der Segen von ihr gewichen, der alte Director ließ die Zügel aus der Hand fahren, die Disciplin war dahin, die „Künſtler" ſtarben und verdarben, endlich ſah ſich Roſalie im fernen Welttheile, wo alle dieſe Ereigniſſe ſtattfanden, allein mit dem Elende und einem Manne, den ſie verachtete, mit dem wegen Verbrechen nach Amerika geflohenen Baron von Kerken.

„Sag' mir, Roſalie" fragte manchmal Ines aus den ſtillen Träumereien ihres unbeſchäftigten, zweckloſen Daſeins, „haſt du nie jemand geſehen, der Pietro glich?"

„Nein!" ſagte Roſalie, und das Mädchenherz voll Heimweh nach Sonnenſcheln und Liebe verſchwendete all ihre ſchönſten Empfindungen zur Ausſchmückung dieſes einen, wunderbaren Namens.

IV.

Herr vom Dedel öffnete eines Tages wiederum ſeine Säle einer großen Verſammlung. Die Leute kamen zu dem reichen ehemaligen Kaufmann zahlreichſt, der größte Theil in der ſtillen Erwartung, es müßte endlich einmal etwas Ungewöhnliches in dieſen Räumen vorfallen, die man nicht müde ward, durch vielfache Gerüchte zu beleben und in ein romantiſches Licht zu verſetzen.

Die Frau „Baronin", in hochgelber Seide, machte mit dem mumienhaften, in ſteten Pendelſchwingungen der Höflichkeit begriffenen Hausherrn ſehr graziös die Honneurs. Ines ſtand oder rankte beinahe an einer mächtigen Blattpflanze und mühte ſich mit dem tiefen, zögernden Tonfall der Südländerinnen, eine Converſation aufrecht zu erhalten. Die ſchweren, ſilbernen Tabletten curſirten bereits mit duftendem Thee. Die geſpannten Gemüther der Gäſte beruhigten ſich allgemach; es ſchien doch alles ungefähr ſo als „bei uns" zu verlaufen.

Da verfiel Herr vom Dedel noch einmal in einen erneuten, lebhaften Begrüßungsanfall und vor der purpurrothen Plüſchportière ſtand eine kräftige, ſchöne Männergeſtalt mit breiter Stirn und langem, etwas lockigem blonden Haar.

„Ein amerikaniſcher Geſchäftsfreund, Herr Peter Claaſen Tinner!" — ſtellte Herr vom Dedel den Fremdling vor. Die anweſenden Kaufleute kannten den Namen, einige ſogar den Mann, und begrüßten ihn mit Achtung. Wenige bemerkten, daß die Baronin auf einen Stuhl neben Ines geſunken war. Kaum daß ſie dem Mädchen zuflüſtern konnte: „Gott im Himmel! — Das — iſt — Pietro!"

Hatte ſchon der Knabe Peter Claaſen in ſeiner Geſtalt eine gewiſſe Plaſtik gezeigt, ſo ruhte der ſiegreiche Wille wie eine eiſerne Herrſcherkrone auf der Stirn des dreißigjährigen Mannes. Das Blau der Augen hatte faſt noch an Klarheit und Intenſivität zugenommen, ſeine Bewegungen waren natürlich und maßvoll.

Als Roſalie die Kraft hatte, ihre Blicke wieder auf ihm ruhen zu laſſen, ſah ſie, daß er noch immer nicht gelernt hatte, mit den Lippen zu lächeln, ſondern daß ſein Wohlwollen nur in den Augen und auf der Stirn wie eine flüchtige Beleuchtung hervortrat.

Er ſah und erkannte ſeine alte Lehrerin und reichte ihr ruhig die Hand. Es war eben nur die Lehrmeiſterin, die er begrüßte.

Die „Baronin" ſuchte ihr Verſtändniß der Situation dadurch kund zu geben, daß ſie die Hand ihrer Nachbarin ergriff und ſie ihm als: „Ines vom Dedel, meine Pflegetochter!" gegenüberſtellte.

Beide, Pietro und Ines, blickten ſich an. In den Augen des Mädchens ſtand es wie ein: Endlich! Es war ein Aufathmen ihres ganzen Weſens. Auf den Wangen des Mannes zeigte ſich ein tieferes Roth, ſo gebräunt ſie immerhin ſein mochten. Er ſchien reden zu wollen und ſchwieg dennoch mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Seit jenem Tage war Herr Tinner ein täglicher Gaſt im vom Dedel'ſchen Hauſe. Herr vom Dedel ſowol als Roſalie begünſtigten ſeine Annäherungen, denn der erſte erkannte den bereits vermögenden, ſtrebſamen Geſchäftsmann, die andere fühlte ſich viel zu tief unter ihrem Ideale, um ſich einer eiferſüchtigen Regung hinzugeben, außer-

dem war Ines die Trägerin aller ihrer Zukunftsträume, Ines ſollte alſo glücklich werden und, eine Sühne und Löſung der eigenen innern Zerwürfniſſe, ſo durchs Leben gehen.

Peter Tinner ſchien als Liebhaber im Grunde mehr bemüht abzuſchrecken als zu gefallen; eh' er überhaupt eine Poſition vor Ines und ihrem Vater ergriff, erzählte er ſeine ganze Vergangenheit. Er that dies mit einer Treue, als gälte es, eine gewiſſenhafte Beichte abzulegen; er ſchmückte ſein eigenes Bild keineswegs aus, er duldete kein Lob, denn „er mußte ſo thun"! Ja, er geiſelte ſeine vielfachen Strebungen und Prüfungen mit einem ihm ſehr kleidſamen Sarkasmus, indem er ſeine verſchiedenen Lebensepochen in ebenſo viele „Havarieen" theilte. „Jetzt", ſchloß er mit einem warmen Blick auf Ines, „könnte ich noch eine Havarie machen und die wäre dann ein ſo vollſtändiger Schiffbruch, daß ich zum erſten mal im Leben nicht mehr den Muth in mir fände, mir ſolchen Schmerz auszumalen —"

Peter Claaſen's Erzählung war weit entfernt, einen ungünſtigen Eindruck hervorzurufen. Ines' Vater war auf „Vergangenes" durchaus nicht pedantiſch oder an Vorurtheilen hängend, Ines hatte nie eine wirkliche Heimat gekannt, Roſaliens Raſtloſigkeit hatte ſie immer zu fernen Zielen gedrängt, ſie erkannte jetzt das goldenſte aller Ziele. Herr Tinner ſah wohl, daß das „Ja!" ſchon auf dieſen rothen, ſüßen Mädchenlippen ſchwebte, aber ſie ſollte ihn erſt vollſtändig kennen, ruhig prüfen lernen und ſo verkehrten ſie, ſo knüpften und verſchlangen ſich heimlich die Fäden tauſendfachen Intereſſes. Ines fand, ſtets bevormundet, ſo wenig Mittel, durch ihre Handlungen das auszudrücken, was noch nicht in Worte gekleidet werden ſollte, daß ſie zu allen ihr zu Gebote ſtehenden griff.

So fertigte ſie jetzt eine Stickerei für ihn. Sie war aus den ſchönſten tropiſchen Blumen zuſammengeſetzt. Peter Claaſen konnte ganz verloren auf die kleinen, geſchäftigen Hände blicken, hier und da einen Rath geben, eine Bemerkung über den Sinn und Ausdruck der Blüten hinwerfen — als ob er nie eine ernſtere Arbeit gekannt hätte, nie die Hand nach etwas Härterm als den bunten Seidenknäueln ausgeſtreckt.

Die Arbeit war beinahe vollendet. Es fehlte der größten Blume im Mittelſtück nur noch eine Farbe; man beſchloß, dieſelbe auf einem Spazierritt ſelbſt einzukaufen.

Leider aber ward ſie nicht ſo geſunden, wie Ines ſie wünſchte. Es that ihr weh, des Werkes Vollendung noch hinausſchieben zu müſſen, als in einem Nebengäßchen noch ein kleines Magazin entdeckt wurde. Ines glitt leicht und lächelnd aus dem Sattel, dem Diener die Zügel hinwerfend, aber Peter Tinner kam ihr dennoch zuvor und öffnete bereits die Thür des niedrigen Ladens.

Die Beſitzerin dieſes Etabliſſements war eine anmuthige und noch jugendliche Erſcheinung dem Wuchſe nach; ob ſie dieſelbe Jugendlichkeit in ihren Zügen trug, war ſchwer zu erkennen, denn ſie trug das halbe Geſicht mit einem ſchwarzen Seidentuche verhüllt. So einfach und faſt ärmlich ihre Umgebung war, ſo viel Würde, Sanftmuth und Bildung offenbarte die Wollhändlerin in Haltung und Stimme.

Ines fand die gewünſchte Seide ſofort in einem der ſaubern Cartons und, während ſie die Bezahlung des Preiſes herausnahm, fragte ſie mitleidig: „Haben Sie ein leidendes Auge?"

„Ich habe ein Auge verloren!" erwiderte die andere, die eine Frau von fünfunddreißig Jahren ſchien, ſanft.

„Mein Gott, wie kam das?" forſchte Ines weiter und ſuchte innerlich nach einem ſchicklichen Vorwande, mehr zu bezahlen, als gefordert wurde, oder noch irgendetwas einzukaufen.

„Mein gnädiges Fräulein", antwortete die Gefragte; „es iſt das ſchon über zwanzig Jahre her! Mich traf aus Verſehen ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen — das Auge war nicht zu retten!"

„Und Sie leben jetzt ganz allein?" forſchte Ines und packte ein kleines Wollgebirge neben ſich auf den Ladentiſch.

„Allein — ich habe keine Verwandten!" — lautete die Antwort.

Ines verſicherte die feine, gebildete Frau ihrer Kundſchaft, bezahlte noch die übrige Wolle, welche ſie abholen laſſen wollte, und ſagte ein Lebewohl.

In der Thür aber lehnte Pietro. Er mußte Ines ſehr bleich vorkommen. Sie dachte ihn unterwegs nach der Urſache zu fragen. „Wie heißt die Händlerin?" ſagte ſie nach dem Schilde zurückblickend.

„Henny Herd!" erwiderte Pietro mit wunderbar tiefer Stimme. Er hob Ines in den Sattel, faßte ihre beiden Hände in die ſeinen und ſagte tonlos, indem er die kleinen Hände faſt ſchmerzhaft preßte: „Ich kann heute nicht mit, meine — theure Ines! Leben Sie wohl!"

Er ließ ihre Hände los und wandte ſich zu ſeinem Roß. Ines war ſo betreten, daß ſie keine weitern Fragen ſtellte; ihr ungeduldiges Pferd trug ſie in einem kurzen Trab nach Hauſe, ohne die leitende Hand empfunden zu haben. Die „Baronin" war ebenſo erſchrocken als das arme, über das ſeltſame Benehmen des geliebten Mannes in Thränen zerfließende Mädchen.

Gegen Abend kam ein Brief von Herrn Tinner.

„Ines!" lautete er, „die letzte Havarie iſt „über mich hereingebrochen! Ich habe eine alte „Schuld zu tilgen und zahle ſie mit dem Höch„ſten und Heiligſten, das ein Menſchenherz em„pfand! Gott behüte Sie. Verzeihen Sie einem „Manne, dem kein Troſt bleibt als ſein gerette„tes Bewußtſein! Peter Claaſen Tinner."

V.

Acht Tage verfloſſen, da ſtanden unter den Verlobungsanzeigen die Peter Claaſen Tinner's und Henny Herd's.

Das nächſte Blatt bot das bisher von Herrn Wilm vom Dedel bewohnte Haus nebſt Zubehör zum Kaufe aus.

Beide Anzeigen erregten die höchſte Senſation. Man erinnerte ſich, daß Henny Herd in ihrer Jugend ihr Auge und mit ihm einen geliebten Bräutigam verlor, daß der Kampf zwiſchen Liebe und Entſagung bei ihr ein langer und ſchwerer war; denn ſie war es, die ſich zurückzog, ſeit ſie ſo entſtellt und zur Führung eines großen Oekonomieweſens unbrauchbar geworden.

Als Peter Claaſen ſich ihr jetzt vorſtellte, als er von ſeiner Dankbarkeit, ſeiner Theilnahme ſprach, da brachen über dem durch zwanzig Jahre vereinſamten Herzen der Jungfrau aus den Wolken die Sonnenſtrahlen der längſt verlorenen Hoffnung auf Glück. Peter Claaſen leugnete eine nähere Beziehung zu Ines vom Dedel, er ſtellte ſich vereinſamt, hoffnungslos — mehr, mehr wie ſie, dar.

Er rückte dann, einige Tage ſpäter, mit der Idee hervor, einen Grundbeſitz auf der alten Heimat zu erſtehen und bot Henny die Stelle einer Vorſteherin dieſes Hausweſens an. Henny ſchwindelte vor banger Bewegung — ſie ſagte nicht Nein! nicht Ja! Am Schluß der Woche ſagte er, Henny ſei kaum fünf Jahre älter als er war, es könnte ihrem Rufe ſchaden, wenn ſie als Fremde die Hausfrau repräſentire ohne es zu ſein. Er bat die durch ihn ſo traurig Entſtellte und um ihr Lebensglück Gekommene, ſeine Hausfrau zu werden. Henny wollte es nicht werden. Sie hatte unzählige Gründe dagegen. Peter Claaſen zeigte ſeinen alten harten Frieſenkopf und er blieb dabei: „So werde ich allein leben und niemand auf der Welt haben!" Henny Herd gab nach und wurde ſein Weib.

Nach vielen Jahren begegneten ſich Ines und Peter Claaſen Tinner wieder auf einem Dampfer, welcher nach England fuhr.

Ines war verheirathet, blühende Kinder umſpielten ſie.

Peter Claaſen hatte gealtert; Henny ſah faſt jünger, friſcher und zufriedener aus.

Als Ines der ſchlanken Geſtalt von Tinner's Gattin und ihren ebenmäßigen Bewegungen mit den Augen folgte, ſagte Peter Claaſen: „Ich gab mein Lebensglück, das ich opferte für ein fremdes Glück, welches ich zerſtört hatte — ich mußte ſo handeln! —"

Ines erröthete. Sie verſtand erſt jetzt den Lebenslauf, den ihr einſt der ſchöne männliche Pietro erzählt hatte. Die „Baronin" die ihr keine Ruhe gelaſſen, einen Offizier zu heirathen, lebte nicht mehr.

In London nahm ſie von Henny's Gatten Abſchied, beide ſahen ſich nicht wieder. Peter Claaſen lebte ohne Kinder, ſtill und in ſich befriedigt neben ſeinem Weibe, die allerdings ſein Opfer mit der Zeit erfahren hatte. Sie vergalt es durch liebende Bewährung ihres reinen, edeln und hochgebildeten Geiſtes.

Auf Capri.

Von Emma Niendorf.

IV.

Ich möchte es nie verlaſſen, mein Fenſter, das aufs Meer führt — mit der Palme im Garten, welche unten am Stamme voll Blüten hängt; mit dem vom rothgewürfelten Teppich bedeckten Tiſchchen, an welchem ich ſchreibe; mit den feinen Rohrmatten als Perſiana (Sommerladen), welche bei Sonnenglut Marine und Landſchaft wie hinter einem Schleier vorſchimmern laſſen. Ich wohne in Waiblinger's Zimmer; aus der ganzen Scenerie erkenne ich ſeine Schilderungen wieder, obwol mir niemand hier mehr den Namen des ſchwäbiſchen Dichters zu nennen weiß, der Italien ſo treu geliebt und gezeichnet hat wie nicht leicht einer. Damals ſchlich freilich noch nicht wie ein Hausgeiſt Giovanni umher, der wenn er abends bei der Heimkehr mit dem Lichte

vorausſchreitet in meine Stube, erſt ſobald wir ſie betreten pflichtlich ſagt: „Felicissima notte!" Wenn das Schloß an meiner Kommode, das ſeine eigenen Launen hat und welches nur er mit einem Griff öffnen kann, mir nicht recht aufgehen will, macht er zuvor mit eigenthümlicher Feinheit über der widerſpenſtigen Schublade kabbaliſtiſche Zeichen mit dem Finger in der Luft, als könnte er heren. Da ich gegen ihn äußerte, er ſei unermüdlich, erwiderte er: Zu arbeiten von früh bis ſpät ſei ſchon ſein Schickſal ſeit der Knabenzeit geweſen. Er habe es nie verſtanden, ſo für ſich zu machen. Und bei dieſem „ſo" machte er wieder in die Luft, wie bei dem Schloſſe der Kommode, jene Fingerbewegung des Zauberns, voll ſchlauer Grazie.

Beim Pranzo, über die Neckereien der muthwilligen Künſtler wegen der Thränen, die Caramella, wie jene behaupteten, kürzlich in der Roſa magra vergoſſen hatte bei der Abreiſe eines gewiſſen Ruſſen nach Paris, brachen neue Thränen aus, mit welchen das Mädchen zu mir flüchtete. Eine beſondere Herzensgrazie und Ausdrücklichkeit hat ihr „ma che!" was ſo viel heißt als Erwiderung auf Dank oder Bitte: „Es iſt nicht der Mühe werth." „Reden Sie nicht davon." „Verſteht ſich." „Warum nicht." Je nach dem Tone variirt das bis ins Unendliche. Wenn dir aber jemand mit dem Kopfe ſchüttelnd ſagt: „Chi lo sa!" (Wer weiß!) ſo iſt das wie eine Mauer, undurchdringlich. Zu Sorrento haben ſie eine Art „nein" zu erwidern und mit dem Kopfe zu nicken, daß man es um ſo mehr für „ja" hält, als das „no" nur undeutlich gemurmelt wird. Ein gewiſſes curioſes und unnachahmliches Grunzen deutet auch hier wie in Rom „nein" an. Die Zeichenſprache ohnehin ſcheint bei ihnen ganz umgekehrt; das Winken iſt ein Abwehren vielmehr mit der Rückſeite der Hand, ein „Geh' fort!" ſtatt „Komm'!" Ihr Grüßen durch ganz Italien dagegen eher ein Winken.

Gegen 4 Uhr ritt ich mit Caramella, mit dem ältern der wiener Malerbrüder und mit Signor Angelo, wie wir unſern wackern Bildhauer in der Ueberſetzung häufig nennen — unter allen Formen war mir das Zeichen des Angelo ſtets günſtig auf dieſer ganzen italieniſchen Reiſe —, vom Hotel Pagano ab. Die Cavalcade zog die Höhen hinauf im Tragarathal zwiſchen San-Michele und dem Tuero grande. Der Guida zeigte mir an der genannten Veſte, welche ebenfalls die Stätte einer der zwölf Kaiſervillen einnimmt, die Fenſter der Kerker, in denen „l'antico rè", Murat, „die Gefangenen einmauerte". Jene blieb wie das nicht minder auf einer antiken Villa geſpickte Caſtiglione mit ſeinen maigrünen Hügeln auf dem Hintergrunde der grauen koloſſalen Felswand von Anacapri unter uns zurück; im Profil der letztern unterſchieden wir auf der weſtlichen Zinke Barbaroſſa's kühnes Falkenneſt; gegen die öſtliche zu ragte wie ein Kamelrücken die höchſte Spitze, der Solario mit ſeinem Telegraphen.

Wir kommen an ein paar kleinen Villen vorbei, auf deren Mauern und Dächern Aloën ihre Krallen ausſtrecken, vermiſcht mit den ſtachlichten Früchten, dem tellerartigen Laube der Indiſchen Feige. Weiter oben um niedere Maſſerieen graſen Kühe. Schon in beträchtlicher Höhe am Lo Capo, dem Nordoſtcap des Eilands, harrt eine mauriſche bunte Reſtauration, welche ein Corſe hält, auf der Punta del Monaco. Er hat den salto di Tiberio mit einer kleinen Mauer einfaſſen laſſen, gleich einem weißen Ringe, der in großen Buchſtaben dieſe Namensinſchrift trägt. Es geht ſenkrecht ſchaudernd tief (800 Fuß) den Felſen hinab in das unten faſt blauſchwarze Meer. Man ſieht, man hört keinen Stein hinunterfallen in den Flutenabgrund, wie viele man auch und welche Hand auch ſie da hinunterſchleudere — ſie ſcheinen nie anzukommen. Unten auf den Wogen wiegen ſich Segel der Barken wie Tauben und ein Segelſchiff liegt vor den Klippen und ſieht aus zierlich und fertig wie aus einer Weihnachtſchachtel. Von dieſem Salto warf Tiberio ſeine Opfer hinab, zuletzt den ſchmählichen Miniſter Sejano ſelbſt, der ſo lange die Schandthaten beſiegelt hatte. Auch „le sue donne", erzählt unſer Guida weiter, warf der Kaiſer da hinunter, und verſichert, oben in der Villa werde ich einen Saal mit Moſaik ſehen, in welchem Tiberio „la Tarantella" tanzte. Tiber iſt dieſen Leuten völlig eine mythiſche Perſon. Im Schoſe des Bergs, welchen die Ruinen des Cäſarenpalaſtes krönen, ſitzt laut der Volksſage Tiberius auf einem Rieſenpferde von Erz mit Augen von Demanten; er ſelbſt eine Geſtalt von Bronze mit Brillantaugen. Ein Burſche, der in den Felsſpalt kroch, hat Roß und Reiter ſo erſpäht, aber zum zweiten male keine Spur des Orts mehr entdecken können. Bei Gelegenheit der Bäder, welche einer „bagni di Nero" nannte, rief der Führer: „Nero o Tiberio, è tutto uno!" In einem Sinne freilich hat der Mann recht.

Durch das Haus des Corſen gelangt man zum grauen Leuchtthurme, zum alten Faro von Capri, an deſſen Felſenbaſis eine hellgetünchte Treppenmauer angemörtelt iſt und deſſen Leuchte Stazio Nebenbuhlerin des Mondes heißt. Dieſer Faro (nach Sueton) ſtürzte wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius zuſammen. Wir waren an dem Salto abgeſtiegen, um zu Fuße die kurze Strecke bis zu den Trümmern des Palazzo emporzuklimmen, den Tiberio, wie die elf übrigen nach den andern Hauptgöttern, die Villa Jupiter's nannte. Ihre Ruinen bergen ſich theilweiſe im Grün auf der verwegenſten Zacke der Oſtſeite, welche die wildeſte und furchtbarſte von Capri iſt, auf dem höchſten Rande des faſt tauſend Fuß (970 Fuß) perpendiculär in den Ocean ſtürzenden Lo Capo. Hier ſchiffte Odyſſeus vorüber, angebunden an ſeinem Schiffe auf den Rath der Circe, um von den Sirenen nicht verlockt zu werden — noch heute heißt ein ſchroffer Fels über dem kleinen Strande die Klippe der Sirenen. Hierher kamen die Argonauten. Es iſt ein Umblick, ſo kühn und gewaltig, daß er mit dem ſtolzeſten der Alpen und Pyrenäen wetteifern mag. Sieben Jahre lang war dieſe Klippe durch Tiber der Mittelpunkt der Welt.

Vielleicht vergrößerte Tiberius nur die von Auguſt angelegte Villa, bei deſſen Landen eine Steineiche, welche dürr geweſen, wieder grün ausſchlug, was man als gutes Vorzeichen für die ſchwankende Geſundheit des letztern deutete. Hier in der Burg des Zeus nährte der andere mit eigener Hand, mit derſelben Hand, welche zahlloſe Proſcriptionen unterzeichnete, eine Rieſenſchlange. Während Tiberius auf Capri thronte, ward Chriſtus an das Kreuz geſchlagen. Hoch oben auf der Spitze, über der zuſammengeſunkenen Villa des Donnerers funkelt die von einem Einſiedler bewohnte Kapelle Santa-Maria del Soccorſo. Eilen wir in die ſehr umfangreichen antiken Reſte. Kenner halten den Palaſt für ſehr haſtig aufgeführt. Ueberall Gewölbe, Capitäle von Säulen; gleich in einem der erſten Gemächer hier ein Moſaikpaviment, ganz zierlich von kleinen Steinchen. Den Berg hinab zu den Bädern führt ein kleingepflaſterter Weg, in welchem man noch die vermeintlichen Wagengleiſe zu unterſcheiden wähnt und der ſich im Grün und Gefels verliert. Der Cicerone gibt nämlich vor, da hinab ſei der Kaiſer gefahren. Von dieſem länglichen, einem Veſtibul ähnlichen Saale mit niedlichen Muſiven behauptet jener, es ſei „das Theater, wo Tiberio die Tarantella tanzte".

Die Grotten, deren rieſige Bogenwölbungen wir geſtern ragen ſahen, zeigt man als „piscine". Ein Gemach beſitzt noch ſeine ganz wohlerhaltene weiße Marmorſchwelle; hier, wenn ich recht verſtand, ward ein Kleinod, jenes Basrelief von griechiſcher Hand, entdeckt, „Der Ritt durch die Nacht", welches die Studj im Nebenraume ihres dritten Ganges einſchließen und das mir ſtets einen ſüßſchauerlichen, geheimnißvollen Reiz bot. In dem Jünglinge ſammt der Bacchantin zu Pferde, dem der Führer voranſchreitet, will man Tiberius ſelbſt mit einer Nymphe, ſeiner Geliebten, erkennen, welche die Fackel ſchwingt. An einigen Wänden der Villa unterſcheiden wir auch noch Farbenreſte, roth, gelb, wie zu Pompeji, kleinere Gemächer umringen den ſchon erwähnten Saal, wo jetzt nur die Heuſchrecken tanzen. Waldblumen blühen unſchuldig auf der Stätte der Pracht und des Verbrechens empor aus dem Schutte der wie unter der Laſt der Schuld zuſammengebrochenen Steine.

Auf dieſer Spitze fliegen wir gleichſam über den Meerbuſen von Neapel, Baja und Salerno. Unmittelbar vor uns die kahle Punta della Campanella mit den Trümmern des Minervatempels, deſſen Stifter Odyſſeus war. Hinter der Punta di Montalto, um die Ecke, ſchauen unſere Galli vor und jene andern dem Ufer nähern Klippen unter den Couti neben dem Arco naturale, die, wofern ich nicht irre, Vitareto heißen. Bis zur Punta di Conca, hinter der Amalfi ſich verbirgt, dringt der Blick in den Golf von Salerno und weit nach Calabrien. Ueber der Campanella ſchauen San-Coſtanza herüber, San-Agata, Santa-Maria della Neve und das Deſerto. Auf der andern Seite enthüllen ſich das Cap der Circe, die Inſeln Ponza und Ventilene. Unter dem Portale der Einſiedelei, wo über der Pforte die große Glocke ſchwebt, ruhten wir im Schatten.

Dann ging es friſch bergab, bis der Weg weit unten links bog vom Tuero grande in das kleine Thal Matromania, wo wir uns nach dem ſüdöſtlichen Punkte wendeten, nachbarlich dem Lo Capo und der Villa di Giove, unter rothbraune Uferklippen. Man findet ſich plötzlich in noch ganz urweltlichen Klüftungen und Felſenabgründen, auf verwegenen oft todesſchwindelnden Pfaden, von Gefahr umdroht. Einer der Korallenfiſcher leitet mich — eine Schar von jungen Männern (200), meiſt von Anacapri, wagt ſich

Digitized by Google

alljährlich auf Rechnung der Koeallenhändler von Torre del Greco mit ihren Barken bis an die Küſte Afrikas; es klingt drollig, daß er ſich „Eigenthümer der Grotte" nennt, wie jenes barfuße Weib, dem wir ſogleich begegnen werden, „Eigenthümerin des Arco naturale".

Die maleriſche Schönheit, das Erhabene von dieſem Felſenchaos, welches der Flut entſteigt, in die Flut ſich ſenkt, läßt ſich gar nicht ſchildern. In Italien ſollte man überhaupt die Feder weglegen, nur malen. Der Arco naturale iſt ein Titanenthor. Durch ſeine ungeheuerliche Wölbung ſchimmert das Meer, die Campanella, da und dort ein neuer koloſſaler Pfeiler, wie es ſich gerade eben vorſchiebt; daneben eine Reihe ſtarrender Klippen vom glühendſten Ocker, lauter Cyklopenthürme und Schlöſſer, wahre Grundpfeiler der Erde. Wir klettern hinab zur Höhle Matromania. Das Volk hat „Grotta di matrimonio (Heirath) daraus gemacht und unſer Guida berichtete: „Jede Woche habe Tiberio hier eine andere Frau gehabt, dann warf er ſie wieder in das Meer." Der Führer ſetzte hinzu: „Jede Woche eine andere — und ich habe nur Eine per sempre!" Ich fragte ihn, ob er denn die Seinige auswechſeln wollte. „Cambiare?" entgegnete er. „Non ho denari per cambiare!" Wegen dieſes ſchickſalsvollen Namens „Grotta di matrimonio" wartete auch Caramella, bevor ſie eintrat, bis ich nachkäme; denn ſie ängſtigte ſich, mit dem jungen Maler allein hineinzuwandeln; ſie meinte wol, ſie wäre ſchon verheirathet, wenn ſie mit einem Manne nur hineinginge. Dieſe Grotte iſt wol majeſtätiſch genug, daß man ſie für die Ruinen eines antiken Mithrastempels halten dürfte; auch erkennt man noch deutlich die Stufen, welche emporführten, den Umkreis des Altars u. ſ. w. Wie höchſt maleriſch aber die Perſpective von der Höhle auf den Ocean hinaus und links nach dem Felſentreppchen, auf dem man herunterſteigt!

Als wir wieder emporklimmten, vergoldete die Sonne nur Eine dieſer himmelſtarrenden Spitzen. Senkrecht geht es maßlos hinauf, maßlos hinab; es ſind entſetzliche Maſſen, die nur ein Adlerblick ohne Grauſen umkreiſen mag. Die Pferde hatten uns oben am engen Klippenſteg erwartet. Indem wir wieder hinaufritten gegen Capri zu, rahmten die Berge zu beiden Seiten, über dem Sattel, welcher die zwei Marinen trennt, einen glorienhaft blauen, von roſigen Schleiern umflogenen Himmel ein, rein und ätheriſch leuchtend, wie ich, mir däucht, es noch niemals erlebt. In dieſer Abendverklärung begegneten wir im Thale Tragara wieder ſo vielen oft noch ganz jungen Invaliden, die ſich mit ihren Stöcken ſo gut als möglich forthalfen. Es ſchneidet in die Seele, daß für dieſe armen erſtorbenen Augen all der Naturzauber vergebens iſt und daß die einen, denen noch ein Schimmer des Lichts blieb, wie durch einen Kerkerſpalt, den gänzlich Erblindeten zum Führer dienen, und ſo gleichſam ihr eigenes unabwendbares Schickſal immer wie in einem Spiegel mit ſich tragen. In den fadenſchmalen Gäßlein von Capri beſonders tappen jene ſo erbarmungswürdig umher, ſtoßen auch häufig an, wenn Vorübergehende Körbe, Krüge u. dergl. m. aufgeladen haben. Nach dem durch drei neu angekommene ſehr artige Künſtler, Piemonteſen, erweiterten Souper, umfing mich an meinem Fenſter bald die Mondnacht. Kein Laut ſonſt als nur eine ferne Muſik des Meeres, ein ſanftes Murmeln. Auf dem Silbergrund des Himmels und Oceans zeichneten ſich, auch wie eine Art von Arco naturale, dunkel die beiden Bergſpitzen, welche unſere Bucht der Piccola marina bilden; rechts die Punta Ventroſa, links die Punta Tragara mit dem Schildwachhauſe des einen der Faraglioni-Riffe: in dieſem finſtern Rahmen wallte das Meer gleich Silberſtufen. Wird es uns morgen aus der wunderſam ſchönen Gefangenſchaft von Capri entlaſſen?

V.

Nach dem Sonnenaufgang über dem Telegraphen und San-Michele, der zuerſt das Meer noch roſig färbte, dann Caſtiglione vergoldete bis herab zu meiner thronenden Palme; nach dem Frühſtück mit den drei Piemonteſen und den drei römiſchen Künſtlern eilten wir, ſobald es Stunde und Wetter geſtatteten, Signor Baſocco, der eine der Brüder, welcher Caramella den Hof macht, dieſe und unſere Freundin Sarafina, der die Maler ein halbes Dutzend Hüte abgekauft haben, in die Valle della Marina, die Thalſchlucht der großen Marina, hinaus in das mittagblaue Meer — in zwei kleinen Kähnen, wie Nußſchalen, märchenhaft; wenn ich ſagte eine Wiege, ſo klänge das noch zu groß. Wir ſchaukelten auf der etwas beruhigtern See im Lapis-lazuli-Wogen unter dem Felskoloß von Anacapri, unter der Rieſenſtiege hin, dicht bei der Brandung des Palazzo a Mare, der achten Villa des Tiberius, welche die Bäder umſchloß. Das Meer, anſchla-

gend und ſich zurückziehend, ließ uns in ganze Märchenreiche blicken: Korallen oder rothe Seegräſer, ganz blutig unter dem Tiefblau, dem Kornblau — eine purpurrothe Schärpe um die grauen Felſenlenden; aus Höhlen ſchäumte und ſprudelte es ſilbern — alles Geheimniß, alles Undinengebiet. Ueber uns ſtarrt es ſenkrecht empor, hoch wie der Münſter Strasburgs; und über eben ſolche Tiefen trägt uns das weiche, ſchmeichelnde Kryſtall der übermüthigen Seefint. Unſere zwei Schiffer, die geſchickteſten von Capri, braune Geſichter unter leichtem Strohhut, hatten tüchtig zu rudern. Im Schwanken unſerer Nußſchale rieth mir der eine mit den feinen Zügen, ich ſollte nur immer in die Höhe ſchauen in die Sonne, nicht in das Meer, dann würde ich nicht ſeekrank. Nicht in das Meer, immer zur Sonne hinauf! Klang das nicht, als ob dein Genius es geſprochen aus armem Fiſchermunde? Als ich die Schiffer fragte, ob wir heute keinen Sturm bekämen, lachten ſie kopfſchüttelnd und meinten: „Ja — tempesta di maccaroni!" „Sturm im Magen" ſollte das heißen, wie ich mir erklären ließ, nicht juſt erbaut von der Metapher. Indeſſen haben wir doch glücklich die Nordſeite umſchifft. Noch bevor man die weſtliche Küſte erreicht, aber ſchon im Angeſicht von Iſchia, unter der Ebene von Damecuta, in einer kleinen, räthſelvollen Bucht zwiſchen der großen Marina und der Punta di Vitareto, mit dem Täfelchen — als Herbergſchild — an der Felswand, öffnet ſich der kleine Mund der Azurgrotte. Ich hatte gerade hinreichend davon gehört, daß mir bangte, als wir uns nahten; als wir wie zur Hinrichtung, wir drei Frauen, uns in den Kahn legten wie Kälber und Schafe, welche man bindet, um ſie zum Metzger zu bringen; als der vordere unſerer beiden Ruderer hingegen aufſtand und der Windſtoß aus der Grottenpforte ihm den Hut vom Kopfe riß, daß die Haare flogen; und als unſere Nußſchale da und dort an das Geſtein polterte. Jetzt hob uns die Welle, jetzt ſchlüpften wir mit günſtigem, gottgeſandtem Hauche auf ihr hinein und waren in einem Feenlande. Ein Himmel von Waſſer und Stein! Es iſt ein ſeraphiniſches Licht. Ein ſideriſches Element, feuriges Phosphorblau. Kein Waſſer mehr, Licht, Aether. Waſſer wie bengaliſches Feuer. So umgibt es mit glänzenden Zauberkreiſen ganz durchſichtig den Nachen unſerer Gefährten, welcher — weil er größer iſt und die Fährleute ſich weniger Meiſter fühlen zu ihrem Kunſtſtücklein wie die meinigen — nachdem er lange außen angedonnert und ſie alle vier mit Salzflut übergoſſen hat, nun auch endlich hereingeſchwommen kommt, zeichnet wie mit blitzenden Strichen eines Demants die Umriſſe des Kahns, der Ruder, beſonders unter demſelben gleich ätheriſchem Feuer brennend, vollkommen wie überirdiſches Leuchten unter dem Waſſer, wie unterſeeiſcher Sonnen- oder Mondſchein. Die Geſichter ſind auch ganz blau überflogen. Hier müſſen die Sirenen zu Hauſe ſein; man meint ordentlich, ſie aus dieſer Flut lächeln, ihre roſigen, ſilberweißen Glieder daraus ſchimmern zu ſehen. Lebe wohl, Grotta azurra, du ſchweigende, verſchwiegene Wundergrotte! Was hätteſt du, Einſame, alles zu verrathen! Lebe wohl! Nur einmal ſieht man Wunder.

Auf unſerer Rückfahrt flog der königliche Dampfer von Iſchia an uns vorbei der großen Marina zu, welcher die britiſchen Kanonen vom Caſtell holt und ſie nach Gaeta bringt. Denn letzteres, bisher ſtark befeſtigt wie überhaupt die ganze Inſel im Mittelalter, wird jetzt ſeines Geſchützes entkleidet; man führt daſſelbe weg, faſt als wollte man die Veſte aufgeben. „Il rè l'ha ordonato!" belehrte uns neulich Raffael. „Il rè l'ha ordonato!" Damit iſt hier alles aus. Auf dringendes Befragen: „Warum?" ſetzte der Guida nur noch hinzu: „Chi lo sa! Si avrà bisogno." Fürchtete man etwa, daß die Engländer plötzlich kämen und ihre Kanonen holten?

Je mehr ſich unſere Barke nachher von der Marina entfernte, um ſo vollſtändiger und erhoben profilirte ſich vor uns die Contour des gewundenen Capri: die Silberriffe, welche den Himmel ſtürmen; das lichte Grün, das weiter unten oft wie Teppiche über die Wände hängt; die Hügel mit ihren Citadellen; auf der einen Seite die Tiberius-, auf der andern die Rothbartsklippe; zwiſchen beiden der Solaro; das Unterſtädtchen, die Marina, gleich einem Häuflein Möven am Strande. Mit aufgeſpanntem Segel ſchwebt unſere Barke der Campanella zu. Schon ſind wir bei den Vervece angelangt, jener Block im Meere, den der Sage nach die Fiſcher an Seilen nach Capri ziehen wollten. Schon erreichen wir die Punta di Marciano. San-Francesco erhebt ſich auf den Ruinen des Junotempels.

Ich weiß nicht, wie ich vom Capo di Maſſa an das vom Sorrento kam. Ich lag, wie in einem Himmelbett, unter Zelt und Segel der Barke im kornblauen Mittagocean. Das fortwährende Plaudern der Schiffer unter ſich tönte,

gleich einem Wiegenſang, mit dem man einſchläfert, in mein ſonniges Träumen hinein; es klang um ſo wunderſamer, weil ich es im Schlummer noch weniger als ſonſt, nur halb verſtand. Allein es ſchien mich zu warnen, nicht die Augen aufzuthun: ſo hüte mich die Meermaid, aber außen lauerten Ungeheuer. Mit geſchloſſener Wimper im Boote ausgeſtreckt, war mir wonnig wohl; bei jeder Bewegung aber wollte mir das Seeweh nahen und gleichſam Bande um mich feſſeln. Wir ſchwammen an die Küſte des heimatlichen Sorrent — „Sorrento la gentile!" — das mich mit wahrhaft ſüßem Behagen umfing; um ſo mehr, als die Reiſe nach Capri doch noch immer eine abenteuerliche, zuweilen ſogar unmögliche und nicht ſelten gefährliche Seefahrt iſt. Mußten mir da nicht Worte vom Lieblingskinde dieſes Geſtades an die Seele dringen, von ihm, an deſſen Grab ich unter den Wipfeln zu San-Onofrio in Rom ſtand, wie jetzt an ſeiner Wiege?

O fortunato peregrin, cui lice,
Giungere in questa terra alma e felice!

Wir ſtiegen den wohlbekannten Felsweg hinan, überall von traulichen Geſichtern begrüßt, in der Roſa magra geküßt, gehegt. Nach der Mahlzeit ſchied Signor Bajocco, der als mein Kaſſir doppelt ſo zu heißen verdiente. Während er zum Wanderſtab griff, um über den Scaricatojo Amalfi zu erreichen, hatten ſich bereits neue Reiſegenoſſen mir vorgeſtellt: ein Landſchaftsmaler aus Trieſt und ein ruſſiſcher Touriſt, in deſſen Geſellſchaft ich wenige Tage ſpäter den Veſuv erſteigen ſollte. Bevor ich mich von der küſſenden und weinenden Roſenfamilie trennte und davonfuhr, ſprang ich noch einmal hinauf in mein jetzt leeres Stübchen, auf die Loggia. Nirgends iſt das Meer, der Veſuv ſo blau, ſo idealiſch als über den Laubkronen dieſes Orangenwaldes.

Wir rollten durch den Piano von Sorrento hin, über die Schneckenſtraße der Punta di Scutolo, welche uns die ſchönſten Rückblicke gewährte, immer wieder wehmüthig lockend; von Vico hart am Meer unter den Olivenwipfeln, vorbei am Capo d'Orlando, am Kloſter Pozzano, weiches Conſalvo di Cordova, „il gran capitano", gründete, bis zu dem am Promontorio Atenor blinkenden Caſtellamare, dem der San-Angelo ſeinen wie mit Frühlingsmatten überbreiteten Schos bietet. Der Abend war transparent rein; der Golf von Neapel, wie man ſich ihn ſtets denkt und ſelten ſieht. Nie hat ſich mir früher das kleine Camaldoli, am Fuße des Veſuvs, nie dieſer ſelbſt ſo haarſein und ſcharf gezeichnet; noch nie wallte ſein Opferduft vom blauen Altar in ſolcher Klarheit empor. Wunderbar erhoben ſich im Aether am Ende der Küſtenkette Iſchia und Capri, die blitzenden Schlöſſer des Geſchmeides auf dieſem Buſen. Zwei majeſtätiſche Wächter! In den Umriſſen von Capri ließ ſich auf der einen Seite die Tiberius-, auf der andern die Friedrichsburg auf ihren ſchroffen Spitzen genau erkennen, gleich zwei Adlerneſtern am Geklipp über dem Ocean. Iſchia in Gold verklärt, ihm zu Füßen Procida, wie ein Kindlein am Saume vom Gewande eines ſchönen Weibes ſpielt. Immer magiſcher erglühte das Abendroth und das ſilberblaue Meer ſchien zärtlich zu ihm aufzuwallen — ein königlicher Purpurmantel um ein blaues, ſilberdurchwebtes Kleid geſchlagen. Dieſe Flut, dieſer Weſten darüber, es war wie die Inſeln der Seligen! Es glühte und glänzte weit über die Erde hinaus und ſchien ihr nicht mehr anzugehören!

Ueber die Theilnahme.

Von Ernſt Barth.

I.

Den geehrten Leſern dürften vielleicht die intereſſanten Verſuche nicht unbekannt ſein, die Savart über die Mittheilung von Schallſchwingungen gemacht hat. Er befeſtigte Membrane von Papier, Pergament oder Goldſchlägerhaut auf die Ränder eines Holzrahmens oder über die Oeffnung einer Glasglocke und beſtreute ſie mit Sandkörnchen. Brachte er nun eine ſchwingende Stimmgabel oder eine tönende Orgelpfeife in ihre Nähe, ſo vibrirte die Membran gerade ſo, als ob ſie direct erſchüttert worden wäre, was aus der Bewegung der Sandkörnchen zu erſehen war.

Das theilnehmende Gemüth des Menſchen hat ſehr viel Aehnlichkeit mit einer ſolchen Savart'ſchen Membran. Gemüthszuſtände anderer finden in ihm einen lauten Widerhall; es geräth gewiſſermaßen in dieſelben Schwingungen und beide Gemüther verſchmelzen bei gleicher Empfindung. Die Theilnahme iſt das Echo der Herzen, der Photograph der Empfindungen. Daher gibt ſie nicht wie das Mitleid nur Mollaccorde wieder, durchwühlend das eigene Herz mit dem fremden Schmerz; ſie kleidet ſich roth und ſchwarz, Wohl und Wehe, Freude und Leid ſpiegeln ſich gleichmäßig in ihr wider. Aber nicht blos bei Frohſinn und Trüb-

sai ist ihr Verweilen. Ihr Gebiet ist viel größer, Wenn wir z. B. an der Hand des Sophokles die Antigone an uns vorüberschweben lassen, so erwecken alle die mannichfaltigen Empfindungen, welche diesen schönen weiblichen Charakter durchbeben. also die Liebe für den Todten, der Haß gegen Kreon, die Erbitterung gegen ihre Schwester u. s. w., in uns eine lebhafte Theilnahme, ja wir bestreben uns, sie mit möglichster Treue in uns nachzubilden. Aber auch die Empfindungen des Kreon, obgleich sie aus einem ganz andern Gedankenkreise kommen, suchen wir in uns zu übertragen und sie mit unserer Theilnahme zu umspannen. So vertiefen wir uns in die verschiedenartigsten Charaktere, in gute und schlechte, in häßliche und liebenswürdige. Das Menschliche, wo es uns immer entgegentritt, es rührt uns, nimmt uns gefangen, fesselt unsere Theilnahme. Für wen wir uns schließlich entscheiden? Diese Frage steht der Theilnahme an sich fern. Das hängt theils von der Gestaltung unsers eigenen Gemüthslebens, dem Complex unserer ethischen und ästhetischen Anschauungen, theils davon ab, welche Person unserer Theilnahme die größere Summe von Empfindungen darbietet, bei welchem letztern Punkte aber nicht außer Augen gelassen werden darf, daß sehr entgegengesetzte Empfindungen höchst bedeutende Differenzen in ihrer Gesammtwirkung, also nur geringen Effect ergeben werden. Doch das nur nebenbei. Genug, wenn wir erkennen, daß das Wesen der Theilnahme in einer Verschmelzung beruht. Denn nun wird es auch sofort klar, warum die Cultur der Theilnahme von so hoher Wichtigkeit ist. Indem nämlich die Empfindungen zweier Personen miteinander verschmelzen, fließen die Personen selbst in diesem Punkte zusammen, und je mehr solche Verschmelzungen stattfinden, um so inniger, um so fester wird die Verbindung sein. Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß jede Freundschaft, jede Liebe, ja jede kleinere oder größere Gemeinschaft auf einer solchen Verschmelzung der Gemüther beruht und daß nur nach dem Grade dieser Verschmelzung jene Verhältnisse mehr oder weniger intensiv sind. Aber die Theilnahme bietet noch mehr dar. In ihr allein nämlich liegt die Möglichkeit, daß sich die Menschen verstehen. Und das ist's, was wir hier besonders hervorheben wollen.

Empfindungen pflegen nicht zu ruhen, wie dies z. B. die Gegenstände der Erkenntniß thun, sondern sie sind in Bewegung. An der Hand der Ereignisse oder, wenn wir blos vom innern Geschehen reden wollen, am Faden fortschreitender Gedankenbewegung entwickeln sich immer wieder neue Empfindungen. Das nachempfindende Gemüth ist daher genöthigt, diese Bewegungen zu begleiten, sich selbst also mit immer neuen Zusätzen zu bereichern und immer tiefer in den fremden Gemüthszustand einzudringen. Somit öffnet die Theilnahme das große, weite Gebiet menschlicher Empfindung, sie ist die Basis für das Verständniß, also auch für die Beurtheilung des Menschen. Muß unter diesen Umständen die Bildung zur Theilnahme höchst erstrebenswerth erscheinen, so wird doch auf der andern Seite nothwendig die Frage entstehen: Wie ist es der in das Innere eines Menschen eingeschlossenen Empfindung möglich, wiederum in das Innere eines andern Menschen zu dringen? Man wird sich hier erinnern müssen, daß, stünde der Empfindung nicht ein Weg in die sinnliche Welt zu Gebote, die Theilnahme geradezu unmöglich wäre. Glücklicherweise ist dies aber der Fall. Die Empfindung hat nicht nur eine Sprache, sondern, was noch mehr sagen will, sie hat — wenigstens bis zu einer gewissen Grenze — eine Weltsprache. Wenn z. B. der Samojede die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, so weiß gewiß der Chinese, daß dies Erstaunen ausdrücken soll, und wenn der Lappländer die Faust ballt, weiß sicherlich der Deutsche, daß in dieser Geste eine Drohung enthalten ist. Daß es der Cultur schon hier und da gelungen ist, diese Sprache zu verfälschen, daß die Convenienz ein freundliches Gesicht bei gehässiger Gesinnung vorschreibt, kann nur die Erlernung dieser Sprache erschweren, nicht aber die ausgesprochene Behauptung umstoßen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Musik und Gesang.

Eine seltsame Behauptung stellt Dr. Ludwig Rohl in seinem Büchlein: „W. A. Mozart. Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst" (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1861), über Mozart und Beethoven auf. In ersterm gipfle sich die Tonkunst und letzterer sei bereits der Anfang — vom Ende!

Digitized by Google

Bei ſolchen und ähnlichen Ausſprüchen, die ſich auch noch in einem andern paradoxenreichen Buche des Verf. wiederholt finden, muß man beklagen, daß nicht ſchon längſt die Aeſthetik der Tonkunſt zu einer allgemeinern Ausnützung gelangt iſt. In der That, hier iſt ein Feld, das kaum erſt umgebrochen wurde und, ſelbſt nur mit dem Spaten bearbeitet, ſchon ſeinen lohnenden Ertrag abwirft. Es befindet ſich trotz mancher werthvollen Anfänge noch heute in dem nämlichen Stadium der Herrenloſigkeit, wie etwa die Kunſtgeſchichte zur Zeit, als „Ardinghello" und die „Phantaſieen des kunſtliebenden Kloſterbruders" geſchrieben wurden. Rein individuell bringt jeder heutzutage die wirrſten Eindrücke aus unſern überanſtrengenden Concerten nach Hauſe.

Der Verfaſſer der vorliegenden Broſchüre, welcher ſich im Vorworte mit Begeiſterung an Viſcher's mehr ſuchende als findende Aeſthetik anlehnt und ſich beſcheiden zu den „kleinen Leuten" zählt, will „die aus dem fernen Indien gelandete köſtliche Waare", die Viſcher'ſche Aeſthetik der Tonkunſt nämlich, in Vertrieb nehmen und wünſcht, daß ſolcherart „auch der letzte im Volke ſein erforderliches Theil erhalte". Er bezeichnet ſein eignes Angeſammeltes dabei, als „das kleine Beutelchen voll Geld, das ſich die arme Frau mit ihrer Hände Arbeit erwarb", und wählt ſeinen Standpunkt ſomit im Kernſchatten ſeines Meiſters.

Dennoch macht der Verfaſſer manchen Seitenſprung, auf welchen ihm Viſcher ſchwerlich folgen würde, wenn er z. B. von äſthetiſchen Betrachtungen ohne weiteres in Familienbetrachtungen des einen oder andern überlenkt oder hinwieder die Donna Anna als D-dur, Elvira dagegen als Es-dur perſoniſicirt; wenn er in den Adern Fidelio's und Floreſtan's „höchſtens Fiſchblut" entdeckt und in den Beethoven'ſchen Sonaten-Adagio's über „einen poetiſchen Holzton es nicht zum Klingen kommen" ſieht oder hört; wenn er den vier Jahre nach Mozart geborenen Schiller und ebenſo Beethoven ſelbſt als ſchon eben, eben über die rechte Zeitgrenze hinaus auf die Welt gekommen betrachtet, über jene Zeitgrenze hinaus, welche die Periode der in nichts als Liebe und wieder Liebe lebenden und daher ſpecifiſch kunſtgeſegneten von der Periode der Gedankenmenſchen ſcheidet; wenn er ſogar den Ausruf einer in der That ſtimmeln Frau: „Laß mir den Unhold aus dem Zimmer!" zum Beweiſe anführt, daß ſchon das Bild Beethoven's nicht minder erſchreckend wirke, als „Michel Angelo mit der eingeſchlagenen Naſe" (welche, beiläufig geſagt, ſowol in Farbe wie in Stein von ganz wohlthuender Wirkung), ſo ſieht man ſchon, daß Sympathieen hier mit Antipathieen dort erkauft werden müſſen und daß man, um Mozart zu lieben, in mancherlei böſes Gerede über ſeine großen Genoſſen einſtimmen muß.

Wir glauben, eine andere Behandlungsart der muſikaliſchen Aeſthetik könnte wirkſam ſein, ohne ſich deshalb ganz die Annehmlichkeiten des leichten Geplauders über dies und das zu verſagen. Von allen Methoden, einer Kunſt und ihren Vertretern gegenüber zu klaren Anſchauungen durchzudringen, iſt nur diejenige belehrend, welche ſich durch die Menge des Stoffes nicht zum Vermengen der Stoffe verführen läßt. Es hilft nichts, durch ein einziges Schlagwort das Verſchiedenartigſte zuſammenbinden zu wollen; man muß ihm im einzelnen erſt gerecht geworden ſein, ehe der Leſer die gezogene Summa gutheißt. Man wird den einen Componiſten ſolcherart vorzugsweiſe in ſeinen Opern charakteriſiren müſſen, Mozart z. B., den andern in ſeinen größern Inſtrumentalwerken, Beethoven, und wieder Meiſter wie Schubert, wie Schumann, von ihrer ſtärkſten Seite, in ihren Liedern. Man wird dann die Bedeutung des einen und des andern Genre zu vergleichen haben, man wird das auf demſelben Gebiete von den Verſchiedenen Geleiſtete gegeneinander abwägen und mit dem Entwickelungsgang der ganzen Kunſt ſelbſt in überſchaubaren Zuſammenhang bringen; nur ſo wird man den erfreulichen Beweis liefern können, daß jeder von allen bedeutendern Meiſtern *eine* Seite ſeines Schaffens zu ſolcher Höhe ausbildete, daß wir vor ihm an den Hut greifen dürfen.

Aber ſolche Arbeit erfordert einen weiten Horizont und beſſere Vorgänge der Gerechtigkeit auf manchem andern Gebiete, auch z. B. dem literariſchen. Wir wiſſen recht gut, daß Selbſtbeherrſchung und unbefangene Würdigung und Unterordnung hier wie anderswo nicht jedermanns Sache iſt.

In „Geſang und Oper, kritiſch-didaktiſche Abhandlungen in zwangloſen Heften von *Maria Heinrich Schmidt* in Lübeck" (Magdeburg, Heinrichshofen, 1861), unterwirft mit gutem Takte der vor Zeiten ſelbſt der Bühne nahe ſtehende Verfaſſer den jetzigen Zuſtand des Kunſtgeſanges einer ſcharfen und doch würdigen Kritik. Nachdem er einen raſchen Blick auf die Entwickelung deutſcher Bühnenmuſik geworfen hat — die Herrſchaft der Italiener im vorigen Jahrhundert, die erſten deutſchen Singſpiele, dann die Bedeutung Gluck's, Mozart's, Beethoven's, den „modernen Rattenfänger Roſſini", die „Stimmverderber Spontini, Auber, Meyerbeer, Halévy, Marſchner"; nachdem er nachgewieſen hat, wie uns Mozart ein ewiges Muſter für die feine, ſchonende Behandlung der menſchlichen Stimme hinterließ, wie unſer Unglück iſt, daß dieſes glänzende Beiſpiel vor lauter fremdländiſchen Einflüſſen nicht das einzige Vorbild der Nacheiferung blieb, daß der unter Mozart angeſtrebte große Ton, bei ſeiner Empfindung und guter Bildung, verloren gehen müſſe unter den ſeitdem an den Sänger geſtellten Anſprüchen — heute franzöſiſche Spieloper und declamatoriſches Parlando, morgen Roſſini'ſche Triller und Coloraturen, dazwiſchen wieder getragene, heimiſche, gute Muſik oder die Lärmtrommete der Nachgeborenen — nachdem er dieſen allbekannten Leidensweg mit der kritiſchen Fackel durchwandelt iſt, kommt der Verfaſſer zu dem Schluß, daß unter den gegebenen Verhältniſſen von einer *Geſangskunſt* nicht eigentlich mehr die Rede ſein

könne und daß unsere Zeit fast nur noch von glücklich begabten Naturalisten wisse — und wissen wolle.

Wir mögen von des Verfassers bündig nachgewiesenen Aussprüchen nichts abmäkeln. Unsere großen und immer größer werdenden Theaterräume, der planlos bunte Wust auf dem Repertoire unserer sogenannten „Kunstinstitute", das traurige Mischmasch von industrieller Geldmacherei und zuweilen doctrinär ästhetisirenden Zwecken — alles, was wir den Verfall unsers Dramas begleiten und beschleunigen sehen — die Oper, die schlimme Omphale, büßt, was sie theilweise mit anrichtete, selbst in erster Reihe.

Daß eine solche Anklageschrift eben in Deutschland recht behält, wo der Zukunftsmusik ein so großer Theil der Gegenwart gehört, ist bezeichnend genug. Der Verfasser, der ohne Zweifel kein Freund unnützen Staubaufrührens ist, verwahrt sich freilich im Eingange gegen die Inbetrachtnahme dieser neuern Richtung, da solche im Bewußtsein des größern Publikums noch zu wenig consolidirt sei. Dennoch kann man, wenn die Acten seit so lange offen liegen, nicht füglich über den Verfall des Kunstgesanges und die musikalischen Stimmenverderber schreiben, ohne, auch wo man schweigt, verständliche Schlüsse an die Hand zu geben. Wir glauben übrigens, eben das „Schwanken des allgemeinen Urtheils" sollte einen Sach- und Fachkenner nicht zum Schweigen bestimmen. Wer auf seine Zeit wirken will, muß den vollen Muth besitzen, zu sagen, was er für richtig hält. Wir hoffen demnach, diese Seite seines Gegenstandes in dem nächstangekündigten Heft, die Darstellung der deutschen Opernzustände, noch berücksichtigt zu sehen.

Wir kommen zu einer dritten musikalischen Schrift, diesmal keine Broschüre, sondern ein streng wissenschaftlich gehaltenes Buch: „Physiologie der menschlichen Tonbildung von Franz Eyrel" (Leipzig, Brockhaus, 1860).

Der Verfasser hat bereits in einer frühern Schrift seine Erfahrungen und Ideen auf diesem Gebiete niedergelegt und holt in vorliegendem Werke die in jener ersten Arbeit übersprungenen physiologischen Begründungen nach. Wir wollen ihm wünschen, daß er mehr ermittelt und nachgewiesen hat als seine zahlreichen Vorgänger, unter ihnen Namen wie Müller, Meckel und Schwarz, und daß in der That der von ihm hervorgehobene Unterschied seiner Methode, die Herbeiführung des Singen*können*s durch das Singen*wollen*, oder wie der Verfasser sich ausdrückt: die Stimme ein *Resultat des Willens*, etwas für die Wissenschaft wirklich Verwendbares ist.

Wir gestehen hier ganz einfach, daß uns die großen Dinge, welche er verspricht, etwas besorgt für die Erfüllung seiner Versprechen machen. So sagt er z. B.: „Da es durch meine Lehrsätze möglich wird, einem jeden gesunden und lernfähigen Menschen eine klingende und verwendbare Stimme anzubilden, so werden wir nun nicht mehr nach Kunst schmachtende Talente ihren Mangel an tauglicher Stimme zu beklagen haben, sie werden ihren Wunsch erreichen und glücklich sein ... Das so häufige Indisponirtsein der Sänger, das so frühe Abnehmen ihrer Stimme und der so oft vorkommende Fall des Stimmverlierens wird nun nicht mehr vorkommen, denn diese Fälle sind, wenn nicht Krankheit daran schuld ist, die Folgen des fehlerhaften Gebrauchs der Stimme ꝛc." Dieses „*denn*" scheint uns übrigens weit weniger neu als die Zurückführung des Singenkönnens auf das Singenwollen als Tonbildungstheorie und wir würden dem Verfasser mit mehr Vertrauen folgen, wenn er auf philosophischem Wege etwa diese Idee — gleichsam den kategorischen Imperativ aus ihr entwickelnd — zu verallgemeinern gesucht hätte. Daneben hätte er dann um so weniger die Leistungen Meckel's und anderweitige anatomische Studien über die Achsel zu werfen gebraucht und wäre ohnedies der Gefahr entgangen, zwei für ähnliche Untersuchungen so nothwendig zu trennende Gebiete — das des Geistes und dasjenige des Körpers — allzu nahe zu vermischen. In Betreff der plätetischen Ansichten des Verfassers wird die Physiologie wol auch nicht allenthalben seiner Meinung sein, namentlich ist seine Frage oder vielmehr sein Zweifel, ob unnatürliche „Enthaltsamkeit" schädlich sei, durch die Wissenschaft seit lange beantwortet worden. Kurzum, wir haben hier und da unsere Bedenken, ob es nicht auch künftig indisponirte Sänger und abbestellte Opernvorstellungen geben wird und müssen mit dem Wunsche schließen, daß der von Herrn Eyrel in Aussicht gestellte Sechs-Octaven-Stimmumfang wenigstens so lange sein Geheimniß bleiben möge, als unsere classische Opern- und Liedermusik noch nicht durch Compositionen, die jenem Umfange Rechnung tragen, ersetzt worden ist.

Neue Romane und Novellen.

XIV.

„Geld und Geist" von Otto Ruppius (Berlin, Franz Duncker, 1860) spielt in Amerika. Der Zweck des Verfassers, der derb und drastisch erzählt, war wol lediglich der, amerikanische Zustände zu schildern. Im „Prairieteufel" (ebendaselbst) finden wir eine zweite Auflage des unvermeidlichen Cooper'schen Lederstrumpfs. Unter den liebenden Paaren finden wir die anziehend geschilderte Mericanerin Pepita, welche später als José in Männerkleidern den Karavanenzug begleitet. Eine erheiternde Figur ist der Wagenlenker Dutch-Bill, dessen Haß gegen die Methodisten sich in allerlei komischen Vergleichen an den Tag legt. Ein eigensinniges Maulthier, ein verschlossener Charakter, Falschheit in der Gesinnung, alles das heißt bei ihm — methodistisch — wir würden sagen pietistisch. Lebendig sind die Naturschilderungen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Krieg in Nordamerika. I. — Das Germaniſche Muſeum. — „Das Buch der Wilden."

Der Krieg in Nordamerika.

I.

R. G. — Noch ahnen wir nicht die Grenzen der ſeit einer Reihe von Jahren den europäiſchen Continent erſchütternden Kriege und ſchon erlebt unſere Generation das Ereigniß eines großen Kampfes, welcher — wenn auch außerhalb des europäiſchen Kriegsſchauplatzes liegend — dennoch in ſeiner welterſchütternden Bedeutung unſere tiefſten, menſchlichſten Intereſſen wachruft.

Es iſt der erſt kaum begonnene Krieg, welcher innerhalb der Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgebrochen iſt und die große Republik von 1787 zu zertrümmern droht.

Das Reſultat dieſes bedeutungsvollen Krieges läßt zwei Möglichkeiten zu: entweder die ſüdlichen ſklavenhaltenden und gegen die Bundesregierung rebelliſchen Staaten, zehn an der Zahl, ſetzen ihre Trennung vom Geſammtkörper durch und bilden fortan einen beſondern ſüdlichen Staatenbund, oder ſie werden für ihr frevelhaftes Attentat gezüchtigt und dem Willen der Union unterworfen; denn ein Mittelweg iſt jetzt — da man auf keiner Seite mehr von einem Compromiß hören will — nicht wahrſcheinlich.

Und ein ſolcher Ausgang wäre auch der am wenigſten wünſchenswerthe. Das furchtbare, mehr und mehr alle noch vorhandenen geſunden Säfte des großen Staatskörpers vergiftende Uebel iſt endlich zum Ausbruch gekommen: jeder geſittete Menſch wird an das Ereigniß die Hoffnung knüpfen, daß der Kampf zu einer heilſamen Kriſis werde. Die Sklavenfrage erbittert die Parteien in den Vereinigten Staaten ſeit Decennien und hat den Norden und Süden ſo ſcharf voneinander getrennt, daß eine andere als blutige Entſcheidung nicht mehr möglich iſt. Ob dieſe endliche Entſcheidung nur die materiellen Vortheile der einen oder andern Partei berühren, oder ob ſie den ſittlichen Kern, das Princip der Sklaverei treffen und zu einer definitiven Löſung bringen wird — auch das liegt bei den ſo weiten und unbeſtimmten Grenzen des Kampfes vorläufig außer jeder Berechnung. Es iſt bekannt, daß die Zuſchauer bei politiſchen Weltereigniſſen die ungeduldigſten ſind. So im ruſſiſch-türkiſchen Kriege, als man bei der Krimexpedition gleich am erſten Tage nach der Landung alle Forts der Halbinſel genommen wähnte. Nur im letzten italieniſchen Kriege ging es, dank dem großen Feldherrn Gyulai, ſchneller, als man auch bei den kühnſten Erwartungen glauben konnte und überſprang der Friede von Villafranca plötzlich wieder wie eine neckende Spottgeburt die Vorausſetzungen. Jetzt hingegen wiederholt ſich die Erſcheinung einer ganz unmotivirten Ungeduld des Publikums in der Erwartung des nordamerikaniſchen Kriegs. Kaum daß ſich überhaupt die Nothwendigkeit des Kriegs herausgeſtellt hat, meint man auch gleich, Tag für Tag die Nachricht von einer entſcheidenden Schlacht erhalten zu müſſen. Dieſe Ungeduld iſt zum Theil erklärlich durch die Sympathieen, welche für den einen oder andern kämpfenden Theil gehegt werden, aber ſie beruht auf Unkenntniß der Verhältniſſe, Unkenntniß der Art des Kriegs im allgemeinen wie dieſes amerikaniſchen ganz ſpeciell. Bei dieſem Kriege der abgefallenen Staaten gegen die Union hat man vor allem zu berückſichtigen, daß es eben ein amerikaniſcher und kein europäiſcher Krieg iſt.

Die nordamerikaniſchen Vereinigten Staaten ſind durch die ganze Art ihrer verfaſſungsmäßigen Organiſationen nicht in der Lage, binnen einigen Monaten ein ſchlagfertiges Kriegsheer ins Feld ſchicken zu können. Die Amerikaner müſſen ihre Soldaten, mit denen ſie das Land und ſeine Geſetze vertheidigen wollen, erſt bilden; denn die Freiwilligencorps beſtehen aus meiſt ganz ungeübten Mannſchaften. Der Aufruf des Präſidenten zur Bildung von Freiwilligencorps führte das außerordentliche Reſultat herbei, daß binnen kurzer Zeit 500000 Mann ſich für den Dienſt gemeldet hatten, gewiß ein herrliches Beiſpiel des Patriotismus und ein glänzendes Zeugniß für die Begeiſterung, mit welcher die Nation dieſem Kampf für die Freiheit und Humanität entgegeneilt. Dabei aber darf es uns nicht in Erſtaunen ſetzen, daß noch nicht die Hälfte davon in Waffen ſteht; denn eine ſchnellere Organiſation iſt eine factiſche Unmöglichkeit. Und abgeſehen von der gänzlichen Ungeübtheit der Soldaten haben wir die Terrainverhältniſſe zu berückſichtigen, die ungeheuern Länderſtrecken, innerhalb deren Grenzen bei verhältnißmäßig ſo ſchwachen Bevölkerungen die vorhandenen Kräfte concentrirt werden müſſen.

An dem oberſten Befehlshaber der Unionstruppen, dem greiſen General Scott, rühmt man Einſicht, Entſchloſſenheit und Ruhe und gerade die letztere Eigenſchaft iſt viel werth, da er durch ſie den Rebellen gegenüber ſich als Feldherr zu erweiſen hat. In der Natur der Sache lag es, daß die Conföderation der ſüdlichen Staaten ſchneller räuberiſche Banden zuſammenbringen würde, um damit da und dort das Land zu beunruhigen, als daß ihnen ebenſo ſchnell

ein vollkommen organisirtes und disciplinirtes Heer entgegenzustellen ist. Die Zusammenstöße, welche bisjetzt stattgefunden haben und demnächst noch stattfinden werden, können daher noch keineswegs als bedeutungsvolle und für das Uebergewicht des einen oder des andern Theils erfolgreiche Schlachten gelten. Während der bisjetzt von den Unionstruppen gegen die planlos umherschweifenden Rebellenbanden stattgefundenen Unternehmungen konnte es nur darauf ankommen, den weitern Aufwiegeleien derselben in den bundesgetreuen oder in den von Parteien getheilten Staaten, wie in Virginien, Tennessee und Missauri, Einhalt zu thun. Die eigentliche Heeresorganisation mußte unterdeß ruhig und ungestört ihren Fortgang nehmen.

Vorläufig haben die Unionstruppen vor denen der Conföderation vielerlei voraus. Die letztern bestehen entweder aus Gesindel, das ebenso feige als mordlustig ist, oder anderntheils aus solchen, die innerlich der Sache abhold sind und nur durch den Terrorismus der Secessionisten zum Kriegsdienst gezwungen werden, also später massenhafte Desertion erwarten lassen.

Ihnen gegenüber stehen die Unianstruppen, in deren Reihen zwar auch vielerlei Gesindel sich befinden mag, aber doch auch die Besten des Volkes, die den Kampf für die Aufrechthaltung der Republik mit Begeisterung erwarten und welche nicht nur numerisch — wie aus den spätern Angaben hervorgehn wird — bei weitem stärker, sondern auch stärker durch eine bessere Organisation sein werden. Auch auf dieser Seite wird man freilich fürs erste noch bittere Erfahrungen zu machen haben; wenigstens müssen wir hoffen, daß die ersten Misgriffe diesen einzigen Vortheil der heilsamen Erfahrungen mit sich bringen. Man wird vorsichtiger in der Wahl der Offiziere und unnachsichtiger gegen den ehrlosen räuberischen Feind zu Werke gehen müssen. Die Regierung ist vielfach beschuldigt worden, mit einer Sanftmuth gegen überwiesene Verräther und gegen Gefangene zu verfahren, welche der guten Sache den empfindlichsten Schaden zufügt. Die Rebellen werden durch solche Schwäche der Bundesregierung zu immer größerer Schamlosigkeit ermuthigt und die bundesgetreuen opferfreudigen Kämpfer werden mit Bitterkeit und Unmuth erfüllt. Bezüglich des andern vielfach erhobenen Vorwurfs ist es zu wünschen, daß die Amerikaner ihren aristokratisch-nativistischen Dünkel fahren lassen, daß sie gegen die unter ihnen lebenden Fremden zu ihrem eigenen Vortheil gerechter werden und bei Besetzung der Offiziersstellen vor allem nach erprobter Tüchtigkeit fragen. Wir glauben, daß mit der Zeit die Nothwendigkeit gebieten und daß unter ihrem eisernen Schritt alle Engherzigkeit und unwürdige Schwäche in nichts verschwinden wird.

Während aber dies alles sich noch mit der Zeit gestalten muß, haben wir Zeit genug, die tief in den sittlichen Verhältnissen wurzelnden unheilvollen Ursachen des Kampfes, das Princip desselben näher zu prüfen, sowie auch den Schauplatz in seinen territorialen Verhältnissen zu überschauen.

In letzterer Beziehung haben wir vor allem zu berücksichtigen, daß wir das ungeheure Gebiet der Vereinigten Staaten, in der ganzen Breite Nordamerika's von Ost nach West, zwar auf der Landkarte, nicht aber in Wirklichkeit als das für die Kämpfe offen liegende und daran theilnehmende Gebiet betrachten können. Man denke sich eine Landfläche von 140000 Quadratmeilen, also von einem Umfange, welcher beinahe dem des gesammten europäischen Festlandes gleichkommt und dessen Bevölkerung dennoch nicht viel mehr als den zehnten Theil der europäischen Bevölkerung erreicht, nämlich in runder Summe 30 Millionen, trotz des rapiden Wachsthums in diesem Jahrhundert.

Eine bessere Uebersicht erhalten wir, wenn wir die gesammten Vereinigten Staaten in eine östliche und eine westliche Hälfte theilen. Indem von Osten aus die Colonisation der neuen Welt begann, haben sich auch durch die nähern Beziehungen zu Europa diese östlichen Gebiete als die dominirenden in der Bevölkerung und Cultur erhalten und das Verhältniß der Volksdichtigkeit ist vom Osten zum Westen wie 5 zu 1. Die östliche Hälfte enthält die eigentlichen Bundesstaaten, gegenwärtig zweiunddreißig, die westliche dagegen die sogenannten Territorien, welche noch nicht die gesetzmäßige Bevölkerung haben, um im Congreß sich als selbstständige Staaten vertreten zu lassen und welche daher unmittelbar unter der Bundesregierung stehen. Bei den ungeheuern Flächen dieser acht Territorien ist die Bevölkerung daselbst trotz der Vereinigung verschiedener Rassen eine so geringe, daß aus dieser wie aus noch andern Ursachen von einer Betheiligung derselben am Kriege nicht die Rede sein kann.

Der ganze östliche Ländercomplex der eigentlichen Unionsstaaten, in einem Umfange von etwa 75000 Quadratmeilen und mit einer Bevölkerung von 25 Millionen, zerfällt durch die gegenwärtige politische Spaltung wiederum in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Hinsichtlich der Bevölkerung verhält sich der Norden zum Süden ganz ähnlich wie der Osten zum Westen, d. h. die Bevölkerung der nördlichen, bundesgetreuen Staaten ist gegen den Süden eine weit überwiegende. Von dem Ausflusse des Lorenzstromes im Norden ausgehend, reihen sich zunächst die ältern Küstenstaaten aneinander: Maine, Newhampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Neujersey, Delaware, Maryland und Columbia. Ihnen schließen sich nach Westen an Neuyork, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Kentucky und Illinois, das ganz nördliche Michigan, und endlich ganz nach Westen an die Territorien grenzend, Missouri, Jowa und Wisconsin. Die südlichen, bereits abgefallenen, oder wie sie sich selbst nennen, conföderirten Staaten sind: Nord- und Südcarolina, Tennessee, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana und Texas. Zwischen

beiden Theilen an der Oſtküſte liegt Virginien, wo man die erſten bedeutenden Kämpfe erwartet.

Das Größenverhältniß der Vereinigten zu den conföderirten Staaten iſt annähernd wie 1 zu 1, hingegen das Verhältniß der Bevölkerung wie 18 zu 7, wonach alſo die Dichtigkeit der Bevölkerung in den nördlichen Staaten beinahe das Dreifache gegen die der ſüdlichen Conföderation beträgt.

Wenn wir nun aus dieſen Zahlenvergleichen freilich erſehen können, daß die Kräfte der freien Unionsſtaaten denen der Conföderation weit überlegen ſind, ſo haben wir andererſeits wieder zu berückſichtigen, daß bei den außerordentlichen Dimenſionen der Rebellenſtaaten die Kriegführung für das Bundesheer ebenſo erſchwerend iſt; es erhellt daraus, daß, wenn der Kampf von ſeiten des Nordens mit aller Energie fortgeſetzt werden ſoll und nicht ſchwächliche Zugeſtändniſſe dem Krieg ein unerwünſchtes und unheilvolles Ende bereiten, derſelbe noch jahrelang uns in Spannung erhalten kann.

Und daß die Sache, der es hier gilt, von ſeiten der Union eines ſolchen Kampfes werth iſt, werden wir in Nächſtem leicht erweiſen können, indem wir die innern Motive der ſeit Jahren bis zu dieſem Ausbruch geſteigerten Feindſeligkeiten näher beleuchten. Vorläufig muß es als eine durchaus falſche Auffaſſung der Verhältniſſe bezeichnet werden, wenn man die Sklavenfrage und die dadurch wie es heißt bedrohte Exiſtenz der ſüdlichen conföderirten Staaten allein als den nächſten oder gar einzigen Anlaß zum Kampfe betrachtet. Die Sklaverei iſt freilich der tiefer liegende Kern der Sache und die Parole; aber Habſucht und verbrecheriſcher Ehrgeiz ſeitens der Südſtaaten haben den Krieg gewaltſam und mit unerhörtem Frevelmuth herausgefordert. Der Norden ſtellt dem Fanatismus der Raubgier die Begeiſterung für die Idee entgegen, und dieſe Idee iſt in den Worten ausgeſprochen, welche der deutſch-amerikaniſche Republikaner Friedrich Kapp bei einer Monſtredemonſtration zu Neuyork (im April d. J.) an das Volk richtete: „Wir haben den Beweis zu liefern, daß bürgerliche Freiheit mit allen ihren Segnungen etwas mehr bedeutet als ein ephemeres Experiment, daß ſie eine ſich ſelbſt ſtützende Macht iſt, verwoben mit unſerer ganzen nationalen Exiſtenz!“

Es iſt jedenfalls eine auffallende Erſcheinung, daß ſeit der Gründung der amerikaniſchen Freiheit, mit welcher in Europa die Franzöſiſche Revolution von 1789 zuſammenfiel, in der Neuen Welt die Union bei aller Vermehrung ungeheurer materieller Kräfte mehr und mehr ſittlich zurückgeſchritten iſt, wie die europäiſchen Staaten ſeit jener Epoche in außerordentlicher Weiſe fortgeſchritten ſind. So müſſen wir es erleben, daß in dem Lande der Freiheit ſich das halbe Land für die weitere Ausdehnung der Sklavenherrſchaft erhebt, während in Europa der Kaiſer von Rußland hochherzig das Joch einer weit geringern Knechtſchaft von ſeinen Bauern nimmt und 20 Millionen Leibeigenen die Freiheit ſchenkt.

Das Germaniſche Muſeum.

In einer kleinen Sammlung zeitgemäßer literariſcher Reliquien, die der Verfaſſer der neulich von uns mitgetheilten Skizze über Karoline von Günderode, Franz Sauter, unter dem Titel: „Teutſchland zur Zeit der größten Schmach“ (Ulm, Ling, 1861), herausgegeben hat, finden wir, daß Achim v. Arnim in der Heidelberger Einſiedlerzeitung ſchon 1808 über die von Freiherrn v. Aufſeß mit ſoviel Energie und unermüdlicher Conſequenz ausgeführte Idee einer Aufſammlung aller nur aufzutreibenden Denkmäler der deutſchen Vorzeit folgende Ahnung ausſpricht, ſoweit dabei die Druck- und Bildwerke in Rechnung kommen:

„In Görres' «Deutſchen Volksbüchern» finden wir eine Einſiedelei, die wir uns ſehnlichſt wünſchen: «Eine ſtille, einſame Kapelle in tiefer Waldeseinſamkeit, der Poeſie, der Treue und der Ergebung gebaut, um die rund umher ſich eng verſchlungenes Dickicht zieht, über der alte Eichen in heißem Sommertages Brand flüſternd ſich bewegen, durch deren Zweige gebrochen dann das Licht durchſtreift und ein Schattengewölke über die Wände gießt und ſpielend an ihnen auf- und niederzittert, während von innen halbdunkle Kühle, erfriſchende Stille herrſcht und hinten in der Niſche das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt, in dem Waldblumen halb welkend niederhängen und unten auf der Steinſtufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelſchlag eindringt durch die offene Thüre und Waldgerüche und kühles Luftgefäuſel und grüner Schein und Baches Rauſchen und Alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger, hell in innerm Verlangen erglänzend, auf blauer Himmelsbahn hinwandeln zum Lande der Verheißung, und die Winde, die wie Stumme der Natur nur im Hauche beten.» Hätte nicht die Heimlichkeit mancher Literatoren mit ihren Entdeckungen, die recht im Gegenſatze zu der Leichtfertigkeit der Phyſiker ſteht, die Furcht, durch ſpätere Unterſuchung widerlegt zu werden, der Stolz, immer das Bedeutende in dicken Bänden leerer Weitläufigkeit zu ertränken, um ein Buch zu ſchreiben, wäre nicht überhaupt dieſe Liebe zum Leeren im Gegenſatze des horror vacui in der Natur, unmöglich wäre es bei ſo vielen deutſchen Akademieen, daß noch nicht alle Denkmale alter deutſcher Kunſt, ſei es in Abſchrift oder gedruckt, in irgendeinem deutſchen Fürſtenſitze geſammelt wären.“

„Das Buch der Wilden.“

Die franzöſiſche Gelehrtenwelt iſt wieder einmal von einer tragikomiſchen Calamität heimgeſucht worden! Sie wird nicht verfehlen, in wiſſenſchaftlichen Kreiſen, namentlich deutſchen, eine außerordentliche Senſation zu erregen. Denn für das Land, welches keine Gelegenheit verabſäumt, ſich als den Träger der Cultur und Civiliſation unſers ganzen Planeten zu verkündigen, iſt diesmal die Lächerlichkeit etwas ſtark.

Schon vor einiger Zeit erſchien bei dem Buchhändler Gide in Paris ein prachtvoll ausgeſtattetes Werk in groß Octav mit mehr als 200 Kupfertafeln unter dem Titel: „Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des Peaux-Rouges, par

Em. Domenech. Ouvrage publié sous les auspices de M. le ministre d'état et de la maison de l'Empereur."

Zur Geſchichte dieſes Manuſcripts ſagt Hr. Domenech in der Vorrede:

„Die Bibliothek des Arſenals beſitzt ſeit einem Jahrhundert eine Handſchrift, die im Katalog den Titel «Buch der Wilden» führt, deſſen Herkunft wir indeſſen auf ſichere Art nie ermitteln konnten. Der Marquis von Paulmy, aus deſſen reicher, jetzt im Beſitz der Arſenalsbibliothek befindlicher Bücherſammlung es ſtammt, hatte es wahrſcheinlich von einigen Reiſenden zum Geſchenk erhalten. Es beſteht aus einer Sammlung von Figuren und Hieroglyphen, die mit ſehr roh und naiv gehaltenen Buchſtaben-Chiffern abwechſeln, mit grobem Bleiſtift und Röthel auf einem dicken Papier canadiſchen Fabrikats gezeichnet."

Wir erfahren weiter, daß Paul Lacroix den Herausgeber auf das koſtbare Denkmal des ohne Zweifel amerikaniſchen Alterthums aufmerkſam machte und daß der Miniſter des Innern die erforderlichen Summen bewilligte, um Frankreich der Ehre der Herausgabe dieſes merkwürdigen und einzigen Monuments nicht zu berauben. Am Schluſſe der Vorrede heißt es: „Wir prätendiren keine Ueberſetzung; dieſe iſt bei unſerer geringen Kenntniß der Pictographie der Rothhäute nicht möglich; nichtsdeſtoweniger gedenken wir nicht allein den Gegenſtand der Handſchrift, ſondern auch eine große Anzahl der darin befindlichen Hieroglyphen zu erklären."

Und was iſt nun dieſes auf Staatskoſten herausgegebene Prachtwerk?

Das Kritzelheft eines deutſchen Coloniſtenkindes, das in Hieroglyphen, wie wir ſie auf Mauern und Zäunen erblicken, ſeine Umgebungen und ſeine Auffaſſung derſelben ſo gut es kann abkonterfeit und im verſtändigen Gefühl des Unzureichenden ſeiner Contouren dieſelben durch plumpe und lakoniſche In- und Umſchriften näher zu erläutern ſucht.

So z. B. wird auf Kupfertafel Nr. 47 durch zwei unregelmäßige Kreiſe, von denen der obere, kleinere, mit zwei Punkten und einem darunterliegenden Querſtrich den Kopf, und der untere den Leib (nebſt vier auslaufenden Strichen als Arme und Beine) bedeuten ſoll, eine monſtröſe Figur dargeſtellt, die in deutſcher ungeſchlachter Schulknabencurrentſchrift als „Anna" bezeichnet iſt.

Auf Tafel 144 lieſt man unter einem Paar ziemlich parallel laufenden, oben und unten halbkreisförmig geſchloſſenen Linien das Wort „Wursed". Herr Domenech erklärt dieſe „Wursed" als „Emblem des Blitzes" und „Symbol der göttlichen Züchtigung!"

Auf Tafel 145 halten ein Paar Figuren eine Brezel und dabei ſteht „Fassdag".

Auf Tafel 119 erblickt man einen Kreis mit Punktirungen, daneben, darunter und darin ſteht dreimal das Wort „honig".

Tafel 148 zeigt ein Paar Geſtalten, die ihre Linienarme in die Höhe ſtrecken, mit der Unterſchrift „gott mein zeuge"; eine Darſtellung des Schwörens.

Auf faſt allen Tafeln finden ſich neben Figuren, Gewehren, Kirchthürmen, Monſtranzen oder dergl., die der Herausgeber ſymboliſch deutet, viele Wörter aus dem deutſchen Katechismus. Man kann Thränen lachen über die Deutung, welche der franzöſiſche Gelehrte dieſen Wörtern, die er für aztekiſche hält, und den Schuldbubenfiguren und allen dabei üblichen Unflätereien zu geben verſucht. Schrift und Zeichnung ſind augenſcheinlich von einer und derſelben Hand, und iſt nicht daran zu denken, daß die angeführten Wörter etwa in ein bereits fertiges, mit Figuren angefülltes Heft nachgetragen worden wären. Aus der Gruppirung der ganzen Kritzelei, aus der Aufeinanderfolge der Linien und Figuren, aus den barbariſchen Strichen, Ringen, Knäueln und Kleckſen, die das alte Heft bedecken, iſt es auf den allererſten Blick erſichtlich, daß dieſes fabelhafte Prachtwerk ſeine Geneſis in der Kinderſtube einer deutſchen Hinterwäldler-Farm fand. Hätte ſich in der pariſer Druckerei, wo dieſes „Buch der Wilden" gedruckt wurde, zufällig ein deutſcher Setzer befunden und dieſer einmal obenhin einen Blick auf die Tafeln geworfen, — ſein Gelächter hätte Herrn Domenech und dem Ministre de la maison de l'Empereur und der ganzen franzöſiſchen Gelehrtenwelt eine unauslöſchliche Demüthigung erſpart.

Die königliche Bibliothek zu Berlin hat ſich curioſitätshalber ein Exemplar des „Buches der Wilden" kommen laſſen.

Gegenüber der thatſächlichen Herausgabe deſſelben macht die Rede des Herrn Grafen Walewſki, die dieſer Napoleonide bei Gelegenheit des Schluſſes der pariſer Kunſtausſtellung am 3. Juli hielt und die man im Moniteur vom 4. abgedruckt findet, eine urkomiſche Wirkung und man wird unwillkürlich an die franzöſiſchen Aufſchneidereien in Yorick's „Empfindſamer Reiſe" erinnert; z. B. „dieſe Brücke (le pont neuf) iſt die ſchönſte, längſte, breiteſte und höchſte in der ganzen Welt" u. ſ. w. Herr v. Walewſki ſagt: „Die Kunſtausſtellungen, welche Frankreich veranſtaltet, ſind nicht franzöſiſch, ſie ſind univerſell. Paris iſt der Weltmittelpunkt der Kunſt. Frankreich iſt der Erbe und Nachfolger der großen Völker des claſſiſchen Alterthums, der Griechen durch den Ruhm ſeines Theaters und der Römer durch ſeine Schlachtenſiege, durch die Pracht ſeiner Denkmäler, durch das Anſehen ſeiner ſo allgemein verbreiteten Sprache und dann trat es auch noch in die Erbſchaft der italieniſchen Renaiſſance ein durch den Glanz ſeiner Maler- und Bildhauerſchulen. Ja, Frankreich iſt jetzt die Nation, die alle andern Völker unterweiſt und ihnen Lehre und Beiſpiel gibt. Der Geſchmack iſt dem induſtriellen und friedlichen Frankreich das, was dem kriegeriſchen die Ehre. Er gehört mit zum Zauber und zur Größe der Nation, er iſt der Stempel aller ihrer Werke. Durch ihn erobern unſere Kunſt, unſere Literatur, unſere Induſtrie unaufhörlich die Welt; durch ihn trägt die Civiliſation des Abendlandes den Charakter der franzöſiſchen Civiliſation."

Was Herr von Walewſki auch ſonſt noch immer ſein mag, ſicher iſt er einer der größten und unerſchrockenſten Radoteurs franzöſiſch-polniſcher Raſſe, die ſich je vor dem verehrungswürdigen Publicum unſers Planeten hören ließen: — ein Virtuoſe erſten Ranges. Herr Domenech hätte als Ergänzung zu dieſer Rede aus dem „Buch der Wilden" die Hieroglyphe „Wursed" entziffern ſollen.

(Ausgegeben am 18. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 30. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Sarah Siddons. Von F. W. Schneider. — Eine Karpatenreise. Von D. Junghann. I. — Ueber die Theilnahme. Von Ernst Barth. II. — Briefe aus München. VII. — Eine Erinnerung an Schleiermacher. — Naivetät. Von A. Georgi. — **Neues aus der Welt.**

Sarah Siddons.

— — „Am 9. Juni spielte einmal wieder Miß Siddons die Lady Randolph in «Douglas» zum Besten des Kemble'schen Ehepaars. Wir sahen hier von neuem, daß diese große Künstlerin nie eine Nebenbuhlerin hatte noch hat. Ihr Spiel kommt uns vor wie das Gemälde eines alten italienischen Meisters. Der hohe Glanz der Farbe ist durch die Zeit mehr verschmolzen, das brennende Licht gemildert, nicht verloschen, die Kühnheit und Kraft des Pinsels in vollkommene Harmonie übergegangen, kurz alles ist Grazie und richtiges Verhältniß. Würde und die bewundernswertheste Haltung erfreuen den Zuschauer und Auge und Geist ruhen auf der edelsten Entfaltung des menschlichen Genies mit einem Entzücken, das immermehr wächst, je mehr wir schauen, und immermehr sich verfeinert, je mehr wir überlegen. Die Thränen und der laute Beifall bezeugten, daß das ganze Publikum dachte wie wir."

So lasen wir vor einiger Zeit in einem alten Jahrgang der „Dresdener Abendzeitung". Nur noch wie eine Kunstsage, allein mit der Gestalt der Lady Macbeth verknüpft, klingt heute jener Name und Ruhm aus der Vergangenheit herüber. Im Vergleich damit rückt die deutsche Zeitungsnotiz denselben fast vertraulich nahe. Zugleich haben jene Worte gewiß etwas Ueberzeugendes und können mit als Bestätigung gelten von der Außerordentlichkeit der betreffenden künstlerischen Erscheinung.

Nähere Belehrung über Sarah Siddons bietet sich genügend dar. Die reichhaltigsten und speciellsten Mittheilungen bewahrt die dramaturgische Literatur Englands. Man kann der Darstellerin, wenigstens von ihrer größern Reife an, folgen von Jahr zu Jahr und in der Zeit des vollendeten Ruhms beinahe von Abend zu Abend. So ließe ihr künstlerisches Bild sich vielleicht gewinnen, wenigstens bis zur Genauigkeit dämmernder Umrisse. Seien einige Andeutungen in dieser Beziehung hier versucht.

Sarah Siddons war, als Mitglied der Schauspielerfamilie Kemble, geboren angeblich im Jahre 1755. In die Bühnenwelt eingeführt durch eine Provinzcarrière, deren früheste Umstände ungewiß sind, wie der Künstlerin Geburtsjahr, debutirte sie als Schauspielerin in London zum ersten male im Winter 1775 zu 1776 im Drurylanetheater. Zuerst als Portia im „Kaufmann von Venedig" auftretend, spielte sie hier noch mehrere male zusammen mit Garrick, der eben damals seine Abschiedsrollen gab und an den sie direct empfohlen worden. Dies erste londoner Debut hatte keinen glücklichen Erfolg, indem, wie es scheint, namentlich die Schwäche unentwickelter Jugend

der Darſtellerin noch hinderlich wurde. Sie begab ſich zunächſt wieder zurück in die Provinz. Beſonders eine vierjährige, reichhaltige Bühnenbeſchäftigung in Bath ſcheint hierauf ihre Künſtlerſchaft zur vollſten Reife gebracht zu haben. Als ſie von dort aus 1782 an das Drurylanetheater zurückkehren konnte, ging ſie, alles unwiderſtehlich hinreißend, als Stern erſter Größe auf. Einſtimmig wurde ſie anerkannt als Garrick's Rivalin, nicht, wie er, auch im Luſtſpiel glänzend, aber ihm völlig ebenbürtig in der Tragödie.

Sie ſpielte in jenem erſten londoner Jahr in Shakſpeare'ſchen Dramen noch gar nicht, ſondern in anderweiten Repertoireſtücken. Sie gab eine Iſabella in einem gleichnamigen Trauerſpiel, welche Rolle damals als ihre beſte galt, eine Euphraſia in „Des Griechen Tochter", eine Jane Shore und Caliſta in Dramen Rowe's, eine Zara in Congreve's „Trauernder Braut", eine Belvidera in Otway's „Gerettetem Venedig". Von dieſen gehörten mehrere unter ihre Hauptrollen bis zuletzt. Ebenſo eine Mrs. Beverley im „Spieler" — dem durch Schröder auch nach Deutſchland gelangten Stück —, eine Lady Randolph in John Home's Trauerſpiel „Douglas" und andere.

Die Siddons wirkte in ihrer glänzenden londoner Stellung am Drurylane bis 1802, hernach am Coventgarden bis 1812, in welch letzterm Jahre ihr Rücktritt ſtattfand. An beiden Bühnen ſtand John Kembie, ihr Bruder, der ein Jahr ſpäter als ſie nach London kam, überall neben ihr.

Die Vortheile, welche eine faſt an Anbetung grenzende Verehrung ihr bot, ſcheint ſie genützt zu haben, vielleicht nicht frei von bekannten Fehlern des Virtuoſenthums. Außerhalb der beſchäftigungsreichen londoner Saiſons war ein fortwährendes Auftreten in britiſchen Provinzen ihre Gewohnheit, wobei ſie auch kleine unbedeutende Orte beſuchte. Daß bei ſolcher Gelegenheit die gefeierte Künſtlerin der Hauptſtadt ſogar in Scheunen zu ſpielen nicht verſchmähte, iſt auffällig genug, erklärt ſich aber wol mit aus ihrem Schauſpielerleben in der Jugend. Sie hat die Idee gehabt, ihre Talente in Deutſchland, und zwar in Wien, zu zeigen. Eine Mittheilung aus dem Jahre 1789 ſpricht davon mit Beſtimmtheit unter maßloſem Staunen über die Sonderbarkeit dieſes Einfalls. Dies letztere intereſſant genug im Hinblick auf Theatererlebniſſe von heute.

Nach ihrem Abſchied im Jahre 1812 trat die Künſtlerin doch immer noch ausnahmsweiſe bisweilen auf. Zum letzten male eben an jenem Abende des Jahres 1819, wo alſo die lange Laufbahn, deren Anſtrengungen und bunte Wechſel ſich ermeſſen laſſen, erſt vollſtändig zu Ende kam.

Als Tragikerin großen Stils war die Siddons zunächſt heimiſch in den ſchreckhafteſten und finſterſten Regionen ihres Gebiets. Es iſt bei ihr ein Dämonismus des Naturells vorauszuſetzen, der an Tiefe und Energie dem einer Rachel völlig gleich, wenn nicht noch voranſtand. An die Franzöſin wird man denken müſſen bei der engliſchen Darſtellerin, namentlich auch, wenn es von der letztern heißt: „Sie war unerreichbar, wo es Verachtung, Stolz und Indignation galt." Wenn aber Rachel eine Geſtalt nur des Schreckens war, ſo war die Siddons eine Geſtalt des Schreckens und des Lichtes zugleich. Gewiß konnte bei ihr die Finſterniß noch überſtrahlt werden von der genialen Schwunghaftigkeit des ganzen Weſens, welche die ſeeliſche Energie an ſich zu ihrem hervortretendſten machte; andererſeits von einer ſeltenen poetiſchen Verklärung, vollen Schmelzes fähig, im Zuſammenhang ſtehend mit großem Reiz in der Jugend. Gewiß in dieſem ſeltenen Reichthum hat man ſich die Individualität der Engländerin vorzuſtellen.

Das Aeußere war eins mit dem Innern. Umwölkt und doch ſcharf blickt auf den Porträts der Siddons das Auge zwiſchen ſtarken Lidern hervor und gibt dem länglichen, kräftig geformten Geſicht den Ausdruck eines phantaſtiſchen Ernſtes. Dabei war ſie von hoher, trefflich proportionirter Geſtalt, von vollendeter Majeſtät in Haltung, Gang und Bewegung, bei großer Gewalt über den Körper, welche ſie mächtigſter Anſtrengungen fähig machte, elegant, pittoresk, ergreifend in den äußern Formen. Das Organ, nicht ſo melodiſch wie bei manchen der tragiſchen Vorgängerinnen, war ſtark und angenehm. Es iſt bezeichnend, wenn beſonders angemerkt wird, wie auch das leiſe Geflüſter bis in die fernſten Räume der ungeheuern engliſchen Schauſpielſäle verſtändlich blieb, wie die Darſtellerin, allen Uebrigen an innerer Theilnahme voraus, das Auge unverwandt nur dort haften ließ, wo der Moment es forderte. Namentlich dies Auge ſei, bei einem wunderbar freien und bezeichnenden Mienenſpiel, des mächtigſten Ausdrucks fähig geweſen, der Rede voraneilend, vielſagend in einem einzigen Blick.

Welcher tragiſchen Furchtbarkeit dieſe Melpomenengeſtalt fähig war, davon ſprechen die hervorgebrachten Wirkungen. Durch die Darſtellung der Kleone in einem gleichnamigen Trauerſpiel war die Damenwelt in ſolchem Grade ergriffen,

daß bei der erſten Wiederholung die Logen verödet blieben und das Stück zum großen Verdruß anderer beiſeite gelegt wurde. Nur einmal, wie es ſcheint, ſpielte die Künſtlerin die Ophelia, am Drurylane, 1786. Hier ſprach ſie in der Wahnſinnsſcene, die Darſtellerin der Königin am Arm berührend, einige Worte mit ſo eigenem Ausdruck, daß jene, welche die Rolle ſchon ſeit Jahren gab, gleichwol die Faſſung verlor und ſich zunächſt nicht beſann auf ihre weitern Reden. Von Ohnmachten unter den Zuſchauern wird bei der Siddons erzählt wie bei Garrick. Was aber Devies, der Biograph des letztern, verſichert, übertrifft wol noch alles das. Es ſei, nachdem ſie geſpielt habe, das Publikum ſo völlig überwältigt geweſen, daß auch die beſten komiſchen Darſteller in den luſtigſten Farcen daſſelbe zur Heiterkeit zu ſtimmen nicht mehr vermocht hätten.

Dieſen außerordentlichen Zügen fügen wir noch die Schilderung einer ſtummen Wahnſinnsſcene der Belvidera bei. Ein Diener meldet ihr den Tod von Pierre und Jeffier. Die im Wahnſinn Raſende horcht merklich auf und die Heftigkeit ihrer Wuth bleibt einen Augenblick unterbrochen. Aber der Sinn wird ihr nicht ſofort deutlich. Der zerſtörte Geiſt vermag nicht ein beſtimmtes Bild des Schreckniſſes zu faſſen. Endlich ſcheint eine Vorſtellung davon ſie zu durchzucken. Sie verfällt in neue Raſerei und zuletzt in Todesagonie, die für den Zuſchauer kaum zu ertragen iſt.

Es läßt ſich ahnen, was die weiblichen Heldengeſtalten Shakſpeare's ſein mochten im Spiele dieſer Frau. Nothwendig fand zunächſt auf dieſem Gebiete ihre gewaltige Kraft die gemäßen Aufgaben; an einer Lady Macbeth, der wilden Conſtanze im „König Johann", der Königin Katharina in „Heinrich dem Achten", der Volumnia im „Coriolan".

Die Siddons ſtellte — mit alleiniger Ausnahme der Kleopatra, welche ſie niemals gab — die bedeutenden Frauenrollen Shakſpeare's ſämmtlich dar. Auch eine Cordelia, Desdemona, Imogen und Julia ſpielte ſie noch in London; aber nur ſelten und vereinzelt neben jenen oft wiederholten Hauptrollen; die Julia nur einmal im Mai 1789. Gerade in dieſen zarten Figuren wird ſie den Dichter nicht völlig erreicht haben, während ſie in jenen andern ihn hier und da gewiß überflog.

Gleichwol war ihr Naturell von den finſtern und gewaltigen Elementen nicht einſeitig beherrſcht. Der helle Sonnenglanz des Lichts und der Schönheit war ihr daneben verliehen. Das bewies — auf Shakſpeare'ſchem Gebiet — wol zumeiſt Eine jener jugendlichen Rollen, die ihren Hauptleiſtungen ſich anſchloß, die Iſabella in „Maß für Maß". Mit übermächtiger Glut des Gefühls belebte ſie dies Bild treuer Schweſterliebe und tugendhafter Entſchloſſenheit. Der Schmelz und Duft echter Weiblichkeit kam hinzu. Namentlich hier iſt von dem ſeltenen Adel ihrer Geſtalt die Rede, den die einfache Nonnentracht auf das günſtigſte hervorhob. Mit ihrem Erſcheinen verlor alles Uebrige ſein Intereſſe und auch die zurückhaltendſte Geſte ihres Händeſpiels erregte Senſation. Nach der Scene, wo Lucia Iſabelle von der Lebensgefahr ihres Bruders unterrichtet und ſie den Willen faßt, bei dem Verfolger Fürbitte einzulegen, hatte ſie im Abgehen die ganze, weite Tiefe des Theaters zu durchmeſſen. Dieſes Hinausgehen allein war ſo wirkungsreich durch edle Anmuth, daß ihm jedesmal ſtürmiſcher Applaus folgte. Einer der intereſſanteſten Züge der von der Künſtlerin überhaupt berichtet wird. Nach allem hat ſie hier in eben dem Grade bezaubert und entzückt, als ſie anderswo dämoniſch zu ſchrecken und niederzuſchmettern verſtand, und war zumeiſt eben hier die helle Geſtalt, die mit den tragiſchen Schauern gleichſam verſöhnte. Noch im Alter gab die Siddons dieſe jugendliche Rolle und ſie ſteht in erſter Reihe unter ihren Abſchiedsdarſtellungen.

Vielleicht wäre die Königin Katharina in „Heinrich dem Achten" jener zunächſt zu ſetzen. Dieſer im ganzen in mildern Elementen ſich bewegende Charakter gab der Darſtellerin Gelegenheit, den klaren Schmelz der Schönheit auftreten zu laſſen neben dem Schreckhaften, zum Theil unmittelbar mit ihm zu verbinden. Vielleicht verlieh jenen hier zumeiſt die Vollendung der Kunſt. Einen erſchütternden Effect brachte die Verhörsſcene des zweiten Acts. Es war der an Wolſey gerichtete Zuruf der Königin: „Lord Cardinal! Ich ſprech' zu Euch!" Durch ein den Text frei interpretirendes ſtummes Spiel und den reichhaltigſten Gefühlsausdruck erhob die Darſtellerin dieſe wenigen Worte zu einem ihrer berühmteſten und gewaltigſten Momente, in welchem man ſie auch mehrfach abgebildet hat. Wir beziehen uns hier zumeiſt auf die Sterbeſcene im vierten Act, eine Situation, die, in ihrer elegiſchen Haltung, einigermaßen an den Abſchied in „Maria Stuart" erinnern darf. Dem Tode nah, ruht die Königin im Seſſel und ſpricht gegen den treuen Diener

und die Dienerin ihre letzten Gedanken und Wünſche aus. Die Schwäche und Hinfälligkeit der Haltung, der Todesausdruck in den Zügen, die krankhafte Umdüſterung des Blicks malten hier mit größter Naturtreue die Symptome der Sterbeſtunde; ebenſo die äußere Ruheloſigkeit im häufigen Wechſeln der Haltung im Seſſel, im Hin- und Wiederrücken der das Haupt unterſtützenden Kiſſen, im unruhigen, ängſtlichen Spielen der Finger durch die Gewandung. Dabei vom Anfang bis zum Ende die ſorgfältigſte Andeutung des allmählichen Hinſchwindens der Kräfte und alles mit höchſter Delicateſſe und mit feiner Berechnung der Schönheit und der Geſammtwirkung. Dann folgte die wunderbare Innigkeit der Verklärtheit und der ſtillen Faſſung in den Schlußmomenten. Kaum noch ſich aufrecht haltend in den Armen der Diener, ſchied ſie ſo von der Scene; nur bei den Worten:

Wenn ich erſt todt bin, ſetzt mich bei mit Ehren!

noch einmal warm emporwallend im Gefühl der Würde und der berechtigten Selbſtachtung. Den begeiſterten Schilderungen nach entfaltete die Künſtlerin jedenfalls auch hier das Licht einer klaren Poeſie, welches den unbeſchränkten Reichthum ihrer Individualität beſonders bezeichnete. Dabei ſtand der Realismus der Durchführung im trefflichſten Einklange mit den Andeutungen des Dichters.

Den ganzen gewaltigen Dämonismus ihres Innern mochte die Künſtlerin hervorkehren als Lady Macbeth. Wir führen noch einige Züge an von dieſer berühmteſten Darſtellung. Der 2. Februar 1785 brachte dieſelbe den Londonern zum erſten male. Die Künſtlerin hatte die Rolle ſchon früher in Bath geſpielt, erreichte aber die eigentliche Vollendung in derſelben wol erſt von hier an und in den immer häufigern Wiederholungen ſpäterhin, die z. B. in den londoner Saiſons von 1808—11 auf zweiunddreißigmal ſtiegen. Es wird erzählt, daß die Siddons, nächtlich mit ihrer Aufgabe beſchäftigt, von den Schrecken derſelben ſo übermannt worden ſei, daß ſie das Licht ergriffen und — der Schlafwandelnden ſelber ähnlich — durch die Räume des Hauſes zum Bett ihrer Kinder ſich geflüchtet habe. Dieſe Einwirkung auf ihre Phantaſie mag mit hindeuten auf das glühende Leben ihrer Darſtellung.

Als ſie im Anfang, den Brief leſend, auftrat, ſchien — wird geſagt — ihr bohrendes, durchdringendes Auge die Zeilen deſſelben zu verſchlingen und ihre Mienen zeigten die ſchwelgeriſche Hoffnung zukünftiger Größe. Der naturwahrſte Ausdruck des Staunens beim Leſen der Worte: „— wurden ſie zu Luft und verſchwanden". Als ſie geendet, rollte ſie das Schreiben zuſammen und ſchritt ſo, als hätte ſie eine Rolle im antiken Sinne in der Hand, über die Scene, charakteriſtiſch genug. Der weitere Verlauf brachte die mehrmals deutlich bezeichnete wahre Neigung zu dem Gemahl als eine wichtige Seite der Auffaſſung. So berührte ſie bei den Troſtworten nach Macbeth's Selbſtanklage im dritten Act mit weicher Hand ſeine gefaltete Stirn und ſtrich ihm mit liebkoſendem Finger das Haar daraus weg, ganz in dem Sinne, als ob ſie in dieſer Einen Beziehung auch die Weiblichkeit nicht verſchmähe. Von gewinnender Schmeichelei war ihr Benehmen gegen den König, unnachahmlich ihre Würde und Huld in der Banketſcene. Der kalte, feindſelige Ton, mit dem ſie bei der Ueberredung zum Mord ihre Argumente vorbrachte, machte das Blut erſtarren. Als Gipfelpunkt des Ganzen werden die berühmten Momente des Schlafwandelns bezeichnet und ſind vielleicht noch am erſten vorſtellbar. Die hohe, ausdrucksfähige Geſtalt in dem weißen Gewande mit dem leichenbleichen Geſicht, dem lautloſen Schritt, dem unbeweglichen Starren des mächtigen Auges muß hier den großartigſten Eindruck erzielt haben im Grauenhaften und Geſpenſtig-Dämoniſchen. Die mimiſche Gewalt im Verſinnlichen der Gewiſſensangſt und überwältigenden Verzweiflung muß die allerhöchſte geweſen ſein. Bei den Worten: „Arabiens Wohlgerüche alle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr", ſchienen — heißt es in den Berichten — Auge und Ohr das beängſtigte Pochen ihres Herzens unmittelbar wahrzunehmen. Auf dieſe Scene mag auch die große Berühmtheit der Darſtellung ſich zumeiſt bezogen haben, und die Neugier, die ſie erregte. Zwelhundert Meilen weit kamen Engländer herzugereiſt, um die Siddons als Lady Macbeth zu ſehen. Wer in Deutſchland Sophie Schröder noch in dieſer Rolle kennen lernte, der hat manches reproducirt gefunden, was jene, nach genauer Mittheilung, hier von der engliſchen Tragikerin entlehnte.

Noch ſei ein äußerlicher Vorfall erwähnt Als die Siddons die Lady Macbeth 1809 in Brightelmſtone ſpielte, warf in der Banketſcene der Darſteller des Macbeth, Charles Kemble, den Becher ſo heftig von ſich, daß derſelbe einen auf dem Tiſche ſtehenden Glasleuchter zerſchmetterte und daß ein abgeſchlagenes Stück des letztern dicht an ihrem Geſicht vorüberflog. Sie hätte

ernſtlich verwundet werden können, aber, keine Störung der Illuſion veranlaſſend, ſaß ſie regungslos. Gewiß ein Zug, in hohem Grade bezeichnend für ihre künſtleriſche Energie.

Die Siddons glänzte nicht im Luſtſpiel. Das verſteht ſich bei ſolcher Tragikerin wol eigentlich von ſelbſt. Aber es muß intereſſant geweſen ſein — wie ſtets in ſolchem Falle — das große Talent dort zu beobachten, wo es verſagte. Sie ſpielte — in denſelben Monaten, wo ſie den Londonern zum erſten male die Lady Macbeth vorführte — zu ihrem Benefiz die Roſalinde in „Wie's Euch gefällt". Sie ſcheiterte vollſtändig, namentlich auch, wie es ſcheint, wegen eines ſeltſamen Coſtüms von weder weiblichem noch männlichem Charakter, welches ſie für die Rolle ſich erſonnen hatte und das ihr den Spott der öffentlichen Blätter zuzog. Sie wiederholte die Darſtellung gleichwol mehrere male. Weniger Unglück ſcheint ſie als Katharina in der „Bezähmten Widerſpenſtigen" gehabt zu haben. „Sie ſpielte mit Geiſt, ſchien aber in dem Charakter nicht zu Hauſe zu ſein", heißt es in den Beurtheilungen, ganz im Stil unſerer Tage. Sie ſtellte dieſe halb poſſenhafte Rolle bisweilen mit der Lady Macbeth oder Königin Katharina an Einem Abend dar. Rollen des bürgerlichen Luſtſpiels gab ſie, wenigſtens in London, während ihrer Glanzperiode wol gar nicht mehr. Früher hatte ſie, unter manchen andern dieſes Gebiets, am häufigſten und erfolgreichſten die Schwätzerin Mrs. Candour in Sheridan's „Läſterſchule" geſpielt. Auffälligerweiſe ſoll in der frühern Zeit gerade die Darſtellung der Roſalinde es geweſen ſein, welche ihr die erſte Empfehlung nach der Hauptſtadt verſchaffte.

Daß auf ihr tragiſches Repertoire auch die Gräfin Orſina kam — bei Aufführung der „Emilia Galotti" am Drurylane, 1794 — ſei, als von ſpeciellem Intereſſe, erwähnt.

Merkwürdig muß der Theaterabend des 29. Juni 1812 geweſen ſein, wo die große Darſtellerin, nachdem ſie in dieſer letzten Saiſon noch einige ſechzigmal aufgetreten war, Abſchied nahm als Lady Macbeth. Das Stück wurde nicht zu Ende geſpielt. Auf Begehr des Publikums fiel der Vorhang ſofort nach dem letzten Abgange der Künſtlerin. Es iſt bekannt, was der londoner Theaterenthuſiasmus zu leiſten vermag in ſtürmiſcher Erregung, die aber wol gerade an jenem Abende an ihrem Platze war. **A. W. Schneider.**

Eine Karpatenreiſe.

Von **O. Junghann.**

I.

—Am Nachmittage des 10. September 1860 ſtanden wir unſer drei auf der Terraſſe des Schloßbergs zu Krakau und vor uns erhoben ſich die dunkelblauen Berge der mächtigen Karpatenketten. Sie lagen vor uns wie ein ſichtbares Stück Zukunft, nur noch verhüllt durch den duftigen blauen Schleier, den zu erheben die Hand nur allzu begierig war. Denn wie großartig waren die Naturſcenen, denen wir dort zu begegnen hoffen durften, wie fremdartig und intereſſant die Verhältniſſe der Völker, welche jene Berge bewohnten!

Am andern Morgen fuhren wir auf der Bahn über die Weichſel, an der prächtigen Stadt Krakau mit ihrem Schloſſe und ihren vielen herrlichen Thürmen vorbei, durch ein hügeliges fruchtbares, mit Laubholz angenehm bewaldetes Land nach Wieliczka. Wieliczka ſelbſt iſt eine reinliche Bergſtadt, welche ſich wol mit Eisleben vergleichen läßt. Mitten auf dem Markte der Stadt ſteht die Förderung und Waſſerhaltung des berühmten Salzbergwerks, welche letztere noch nach alter guter Weiſe dadurch geſchieht, daß man das Waſſer in Kübeln vermittelſt eines Pferdegöpels im Schachte in die Höhe zieht, während man die Förderung des Salzes in Geſtalt von tonnenförmig zugehauenen Blöcken in Seilnetzen bewerkſtelligt.

Nachdem wir uns einen Fahrſchein gelöſt hatten, ſtiegen wir mit einer etwa 10—12 Perſonen ſtarken Herren- und Damengeſellſchaft die beiden Stufen einer bequemen Treppe in das Bergwerk hinab. Das Salz iſt der Hauptſache nach in drei übereinander liegenden, durch Geſtein getrennten Schichten abgelagert, welche indeſſen nicht zuſammenhängende Lagen bilden, ſondern aus einzeln liegenden ungeheuern Salzfelſen zuſammengeſetzt ſind. Man treibt nun von dem ſchon ſeit langen Zeiten beſtehenden Hauptſtolln aus überall durch das Geſtein kleinere Verſuchsſtrecken, bis man auf einen ſolchen Salzfelſen ſtößt, welchen man dann, von oben anfangend, nach und nach abbaut. Dadurch entſtehen nun ungeheuer große Räume, Kammern genannt, welche offen ſtehen bleiben und deren Wände durch mächtige zerriſſene Felſen gebildet werden, ſodaß der Anblick ein großartiger ſein würde, auch wenn das Tageslicht oben hereinſchiene. Und man glaubt nun wirk-

lich in einem Feenlande zu ſein, wenn auf dem Gipfel eines Felſens plötzlich eine bengaliſche Flamme aufblitzt und wenn das farbige Licht, von einem Knaben getragen, die Räume weithin magiſch beleuchtend, ſich den ſteilen an den Felswänden entlang geführten Pfad nach und nach herabbewegt und rieſige phantaſtiſche Schatten wirft. Das iſt das eigentlich Weſentliche an Wieliczka. An Merkwürdigkeiten wird freilich noch mancherlei gezeigt: in Salz gehauene Kapellen, Bildſäulen und Denkmäler, dann ein großer elegant eingerichteter Tanzſaal unter der Erde, in welchem bei beſondern Bergfeſten Bälle abgehalten werden, und endlich ein Salzſee, welcher ſich auf dem Boden einer Kammer angeſammelt hat und auf welchem man in einem Kahne ſpazieren fährt.

Nachdem man uns 2—3 Stunden lang mit unermüdlicher Freundlichkeit umhergeführt und unterrichtet hatte, fuhren wir wieder zu Tage aus und rüſteten uns nun in einem Gaſthauſe auf die Wanderung durch die entlegenen Gegenden, welche vor uns lagen.

Nachmittags ſtiegen wir den Fuß der Karpaten hinan. Die Bewohner dieſer Gegend ſind noch echte Galizier mit vollen Bausbacken und einem behäbigen Anſehen, wie es nur der wohlhabende Ackerbauer haben kann. Die Frauen ſind oft ſehr ſchöne ſchlanke Geſtalten, und da ihre Kleidung ſehr einfach iſt, indem der Oberkörper nur durch ein leinenes, oben am Halſe zugeſchnürtes Hemde bedeckt wird, über welchem nur von der Hüfte ab noch ein leichtes fliegendes Gewand liegt, ſo ſieht man oft Geſtalten, welche an claſſiſche Bildſäulen der Griechen und Römer erinnern. Dieſe Kleidung der Frauen bleibt überhaupt am ganzen nördlichen Abhang der Karpaten für gewöhnlich dieſelbe, während die der Männer je nach den verſchiedenen Völkerſchaften, deren eine große Menge auf dieſem Winkel der Erde durcheinander gewürfelt iſt, ſehr häufig wechſelt. Da iſt der Galizier mit ſeinem hohen ſpitzen Tirolerhute, dem langen, bis auf die Knöchel reichenden weißen, mit rothen Schnüren beſetzten Mantel und den weiten weißen Hoſen; da iſt weiter in das Gebirge hinein der Gorale mit ſeinen kleinen mit Perlenſchnüren umwundenen Hüten, den langen, meiſt blonden, bis auf die Schulter herabhängenden Locken, dem braunen groben kurzen Mantel und dem weißen Kittel über den weiten Leinenhoſen; da iſt im Herzen des Gebirgs der Slowake mit ſeinen filzartigen eng anſchließenden Kleidungsſtücken, ſeinem kurzen wollenen Mäntelchen und ſeinen Sandalen; auf allen Straßen ſieht man dann den polniſchen Juden mit den charakteriſtiſchen Locken an der Schläfe, dem Cylinderhute und dem langen Rocke umherwandern, und endlich, um das Maß voll zu machen, zeigen ſich oft genug die raſtlos irrenden Zigeuner mit ihren mannichfaltigen, oft äußerſt phantaſtiſchen und an das Aſiatiſche erinnernden Kleidungsſtücken. Und da nun mit der Kleidung auch Charakter und Sitten der Leute ſich ändern, ſo gehört eine Reiſe durch dieſe Gegenden in Bezug auf ethnographiſche Anſchauungen gewiß zu den intereſſanteſten, welche man machen kann.

Ueber unſern Weg ſelbſt an dieſem Nachmittag läßt ſich nicht viel ſagen, wie ſich überhaupt über ein heiteres, fröhliches Befriedigtſein nicht viel ſagen läßt, obgleich es oft das Schönſte iſt, was uns geboten wird. Wir wanderten, jetzt mit lieblichen Thallandſchaften, jetzt mit beſtändig ſich verändernden Ausſichten auf das Gebirge beſchäftigt, bis endlich die letzte Vorſtufe der Karpaten erſtiegen war und ſich in einem weiten herrlichen Thale, in welches aus einer tiefblauen Gebirgsſchlucht die Raba ſich ergießt, die nette Gebirgsſtadt Myslenice ſich vor uns ausbreitete. Wir ließen die Sonne über dieſer ſchönen Landſchaft untergehen, wanderten dann mit den heimwärts ziehenden Heerden in die Stadt ein und verbrachten den Abend, gelinden Ungarwein zechend, in einem angenehmen deutſchen Gaſthauſe, welches außer uns ganz mit öſterreichiſchen Soldaten angefüllt war, die, auf einem Uebungsmarſche begriffen, hier in der Stadt übernachteten.

Am andern Morgen ließen wir dieſelben bei klingendem Spiele vor uns vorüberziehen, und machten uns dann auf, um auf der Kaiſerſtraße, dem großen Paß von Galizien über die Karpaten nach Ungarn, die Beskiden zu überſteigen.

Unſer Weg führte uns in jenes obenerwähnte Thal der Raba und wir befanden uns nun plötzlich in einem prachtvollen Gebirgslande. Alle Verhältniſſe ſind hier groß und mächtig. Rieſige breite, anfangs ſanft, dann ſteiler anſteigende Kegel, weite, weite Thäler, welche Ausſichten von Stundenweite geſtatten, und unten tief im Thale brauſt der breite Fluß durch dichte Gerölle.

Um Mittag kamen wir in das goraliſch-ſlowakiſche Dorf Pſchim und da wir einiger Re-

ſtauration bedürftig waren, ſo ſuchten wir ein Gaſthaus. Das erſte, welches wir trafen, bot einen merkwürdigen Anblick dar. Das Haus war verſchloſſen und wir ſahen, daß es von Zigeunern umzingelt wurde, welche lauernd um daſſelbe herumſchlichen, um eine Oeffnung zu ſuchen. Wir gaben einem ihrer völlig nackten braunen Kinder einen Kreuzer und ſahen dem Schauſpiel zu. Endlich öffnete der Wirth das Fenſter, wahrſcheinlich um die Zigeuner abzuweiſen, aber ſofort war er in die Stube zurückgeſtoßen und ein Zigeuner zwängte ſich mit furchtbarer Gewandheit und Kraft, obgleich von den Inwohnern mit aller Macht zurückgedrängt, in das enge Fenſter hinein, worauf ein heulendes Triumphgeſchrei der Bande folgte. Uns überkam dabei ein unangenehmes Gefühl von Unſicherheit. Wir gingen ſtill weiter und gelangten, durch das reinliche Dorf gehend, am Ende an ein zweites Gaſthaus, aus welchem uns eine zwar ſehr mangelhafte Muſik entgegentönte und aus deſſen Thür ein niedliches feſtlich weißgekleidetes Mädchen heraushüpfte und uns neugierig nachſah. Sofort kehrten wir um, und als wir in die Stube traten, ſahen wir eine Verſammlung von reinlich und weißgekleideten, augenſcheinlich wohlhabenden jungen Männern und einen Flor von allerliebſt und nett gekleideten Goralinnen, welche eine Hochzeit feierten.

Die Männer waren ſo, wie wir ſie auch ſchon auf dem Wege geſehen hatten, gekleidet, nämlich mit einem weißen Hemde über den weiten weißen Hoſen und einem ſehr breiten ledernen Gürtel um die Hüften, nur daß ſie Stiefeln an den Füßen hatten und daß der ganze Anzug aus ſehr feiner Leinwand beſtand. Die Mädchen dagegen hatten mehr Umſtände gemacht. An die Stelle des gewöhnlichen groben Hemdes war ein ſauberes Schweizerhemdchen getreten, welches an Bruſt und Schulter von einem dunkelfarbigen oder goldglänzenden Mieder bedeckt wurde und von den Hüften herab fiel ein ſchneeweißes Kleid bis auf die freilich nackt gebliebenen Füße hinab. Auf dem Kopfe trugen ſie ein weißes wollenes Tuch, welches ſehr zierlich und geſchmackvoll um das hübſche Geſicht unter dem Kinn zuſammengebunden war und deſſen heiterer, mit geſtickten Blumen verzierter Zipfel über den Hinterkopf bis auf die Schultern herabfiel. Wir ließen uns zu trinken geben und ſahen dem Tanze zu.

Der Tänzer umfaßt mit einem Arme die Hüfte der Tänzerin, welche daſſelbe thut, und ſo ſtellen ſich die Paare ziemlich dicht in einem großen Kreiſe gedrängt auf, welcher ſich dann, indem die Paare nach dem Takte Cracovienne hüpfen, continuirlich um ſich ſelbſt bewegt. So einfach der Tanz auch iſt, ſo macht er doch einen ſehr hübſchen Eindruck und keiner von unſern Tänzen ſcheint mir dem Zwecke, die Schönheit des weiblichen Geſchlechts möglichſt hervortreten zu laſſen, ſo zu entſprechen wie dieſer polniſche Cracovik. Die Leute waren ſämmtlich ſehr heiter aufgelegt und gemüthlich und wir geriethen auf ſehr vertrauiichen Fuß mit ihnen. Ein junger Mann fragte mich, welche von den Mädchen, die dort tanzten, mir am beſten gefiele, und als ich ihm eine bezeichnete, rief er triumphirend: „Ach, das iſt die meinige!“ und fortan war er mein Freund. Als der Tanz beendet war, wurden wir von den Männern umringt und „Bitte ſchön, tanzen Sie einmal!“ hieß es von allen Seiten. Wir ließen uns das nicht zweimal ſagen, ſangen den Muſikanten einen Galopp und eine Polka vor und bald waren wir, die netteſten Goraiinnen im Arme, mitten im Wirbel von Galopp und Polka tanzenden Goralen, welche ſo zu tanzen in Krakau gelernt hatten. Auf dieſe Weiſe waren wir natürlich völlig in die Geſellſchaft eingeführt und wir gerirten uns nun als zur Familie gehörig, unterhielten uns, ſo gut es bei unſerm mangelhaften Verſtändniß der polniſchen Sprache ging, mit den Männern, neckten uns und ſchäkerten mit den Mädchen, tranken mit ihnen Bier, tanzten weiter, kurz, wir feierten eine goraliſche Hochzeit mit und amuſirten uns königlich. So verging ziemlich der ganze Nachmittag und wir mußten nachgerade daran denken, weiter zu gehen. Da bot uns einer der jungen Männer an, er wolle uns nach Neumark fahren laſſen, und bald trabte, nachdem wir freundlichſten Abſchied genommen hatten, ein kleines zähes polniſches Pferd, von einem charakteriſtiſchen Goralen geleitet, mit einem leichten Leiterwagen, auf welchem wir behaglich auf Heubündeln ſaßen, die Straße fürbaß.

Das Gebirge wurde immer wilder und großartiger. Mühſam wand ſich der Weg an abſchüſſigen Abhängen entlang und ſteile Rücken hinan, der Ackerbau fing an, ſich in die tiefſten Thäler zurückzuziehen, der Baumwuchs auf den Gipfeln wurde immer kleiner und krüppelhafter, bis wir endlich mit untergehender Sonne den Kamm der Beskiden erreichten, auf welchem ein Gaſthaus ſtand, wo wir einige Zeit raſteten. Die Ausſicht von hier war prachtvoll. Rechts lag

Digitized by Google

der mächtige Kegel des Babia-Gura, des höchsten Berges der Beskiden, links der Gipfel des Lubom, auf dessen Rücken wir uns befanden, rückwärts schweifte der Blick bis in unendliche Ferne über Gipfel und Rücken des Beskidengebirgs hinweg, bis die letzten im duftigen Nebel am Horizonte verschwanden, und vor uns lagen wie ein Stück weißen, großkrystallisirten Kandises die im Lichte der untergehenden Sonne hellglänzenden Zacken des Tatragebirgs. Das Wirthshaus, in welches wir traten, bestand aus einem kleinen, mit dicken Mauern aufgeführten Wohnhause und aus einem ungeheuern hölzernen Schuppen, welcher die Verlängerung des Hauses bildete und in welchem Viehställe und Heuböden sich befanden. In der Stube hatte der alte patriarchalische Wirth bei dem hellen Flackern des Kaminfeuers seine jungen Leute, kräftige Gebirgssöhne, um sich versammelt und ließ sich Bericht erstatten von seinen Heerden und Feldern. Der Anblick hatte etwas äußerst Gemüthliches. Als es schon ziemlich dunkel geworden war, hüllten wir uns dicht in unsere Shawls und Ueberzieher und fuhren bergab der neumärker Ebene zu. Nach einiger Zeit stieg der Mond über den Gipfeln der Berge empor und hatte es einen schauerlich großartigen Eindruck gemacht, bei dunkler Nacht diese erhabene romantische Natur mehr zu ahnen als wirklich zu erkennen, so durchdrang sie das ganze Wesen mit einem tiefen Gefühl von hehrer erhabener Ruhe, wenn die Häupter der Berge, von dem gleichsam geheimnißvoll herabrieselnden Lichte des Mondes beleuchtet, in prächtiger Majestät vor uns lagen, wenn tief im Thale über den dunkeln schweigenden Fichten der Nebel ruhte und nur durch einzelne Risse das unsichere Geglitzer der Bäche drang, deren fernes Rauschen kaum das Ohr erreichte; sie ergriff das Herz mit der ganzen erschütternden Gewalt, welcher großartige Naturscenen fähig sind, wenn plötzlich ein dunkler Abgrund uns entgegengähnte und der Wagen, kurz abbiegend auf knappem Raume, in den Schlund hinabrollte, wo düsteres Waldesdunkel in den Klüften, zerrissene Felsgebilde und mächtiges Brausen des Wasserfalls uns empfingen. Sie besänftigte den Sturm und erhob das Gemüth, wenn wir in die schweigende Nacht des Waldes einlenkten, und

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Hörest du
Kaum einen Laut —

Sie erfüllte endlich die Seele mit inniger Heiterkeit, wenn sich vor unsern Blicken ein sanftes Thal ausbreitete, wo, von Wiesen und Feldern umgeben, ein Dorf ruhte, dessen kleine hölzerne Kirche, von Linden umstanden, einsam und friedlich an unserm Wege auf der Anhöhe lag und wenn sich über das Ganze ein Schimmer verbreitete, welcher der Landschaft jene wunderholde Anmuth und Lieblichkeit verlieh, welche so schön geschildert ist in Lenau's

Lieblich war die Maiennacht;
Silberwölklein flogen
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen —

Und wir in hoher seliger Erregtheit und Befriedung machten uns Luft, indem wir alle drei aus vollem Herzen und aus voller Brust deutsche Lieder sangen, daß die Berge und Thäler widerhallten.

So gelangten wir endlich nach einer Fahrt von einigen Stunden an den Fuß des Gebirgs, wo sich die Aussicht in die neumärker Ebene eröffnete. Statt der mannichfach geschwungenen Linien, welche bisher dem Auge begegnet waren, zog sich jetzt eine flache, düstere Ebene bis in bodenlose Tiefe hinein. Am Horizont lagerten dunkle schwere Massen, welche sich zu bedeutender Höhe erhoben und welche, immer heller und lichter werdend, endlich in wunderlicher Zerissenheit glänzend im Mondenschimmer zu verschwimmen schienen. Es war das Tatragebirge. In der äußersten Finsterniß der Ebene entspannen sich unmerklich einzelne helle Lichtblicke, welche den unsichern trägen Lauf der schwarzen Dunajec bezeichneten, die dann in unserer Nähe als breiter Fluß vorüberfloß. In die Betrachtung dieser merkwürdigen Landschaft versunken, fuhren wir noch einige Stunden, bis wir Neumark lange nach Mitternacht erreichten. Am andern Morgen wanderten wir an den Ufern der Dunajec entlang gemächlich durch die neumärker Ebene, völlig in Anspruch genommen durch die Betrachtung der riesigen, grotesken Felsen der Tatra, welche sich immer deutlicher vor uns entfalteten, und die Aussichten in die dunkelblauen Gebirgsschluchten, aus denen hervor hell die Schneefelder leuchteten. Wir näherten uns dem Gebirge, beständig in fast vollkommener Ebene gehend bis auf wenige Schritte, bis wir endlich gegen Abend in ein Thor von urplötzlich mit furchtbarer Schroffheit aus einer platten Wiese himmelhoch aufsteigender Felsen eintraten, hinter welchen die Aussicht auf

die Ebene ſich ſchloß und ein Labyrinth von Felſen uns aufnahm, welches in ſeiner Wildheit, Großartigkeit und Erhabenheit alles übertraf, was ich nur je möglich gedacht hatte. Der Charakter der Tatrathäler iſt im allgemeinen der des Bodekeſſels im Harz; dieſelbe Enge der Thäler, dieſelbe Schroffheit und Nacktheit der Felſen, nur daß ſie von einer weit größern, einer ungeheuern Höhe und weit zerriſſener und zerklüfteter, nicht ſo wandartig ſind wie dort. Und in jener ungeheuern Höhe klaffen nun jene Klüfte und Schlünde, welche böswillig und tückiſch in die Thäler herabdrohen, in denen es lagert mit der Farbe von ſchweren, unheilſchwangern Hagelwettern, und in welchen die Folgen der Schneefelder hängen, welche unheimlich aus dem dunkeln Lichte hervorglänzen, und darüber ſtarren dann die zerriſſenen Grate der höchſten Erhebung, die Felsnadeln in unbeſchreiblicher Wildheit, die äußerſten Spitzen mit furchtbarer erhabener Majeſtät.

Die Structur des Gebirgs iſt eine ſehr einfache und natürliche. Es beſteht im allgemeinen aus drei bis fünf großen Felſenreihen, welche von Oſten nach Weſten ſich erſtrecken und durch welche in der Richtung von Norden nach Süden einzelne Spalten in die dazwiſchenliegenden Längsthäler führen, welche letztere faſt bis auf das Niveau der Ebene hinabgeſpalten ſind. Die nördlichen und ſüdlichen dieſer Felſenreihen beſtehen aus kalkigem Geſtein; die mittlere, der höchſte Kamm, iſt Granit.

In dem Thale, in welches wir eingelenkt waren, lag ein Eiſenhammer und mitten in dieſer fremden, gewaltigen Umgebung tönte uns das bekannte Gehämmer des Friſchfeuers, das Rollen des Walzwerks und das Stöhnen der Gebläſe entgegen. Die geſchäftige Induſtrie hatte auch in dieſer Wildniß ihren Sitz aufgeſchlagen und ihre natürlichen Begleiter, Behaglichkeit und Wohlſein, hatten ſie nicht verlaſſen. Das Thal entlang ſtanden freundliche Wohnungen der Arbeiter und als wir weiter gingen, ſahen wir zu unſerm freudigen Erſtaunen ein ſehr elegant eingerichtetes Landhaus mit einem prächtigen grünumrankten Balcon, welcher in einen geſchmackvollen Garten hinausführte und vor welchem aus einem zierlichen Becken eine ſchöne, ſilberklare Fontaine ſprudelte. Höchſt angenehm überraſcht traten wir in ein comfortabel eingerichtetes Gaſthaus und zur Feier des Tags tranken wir und ſangen und tranken, bis wir in ein gelindes Räuſchchen verfielen, aus welchem wir nur zu neuer Freude, zu neuem Erſtaunen erwachten.

Nachdem wir am andern Morgen die theilweiſe ſehr intereſſanten Anlagen des Hüttenwerks beſichtigt hatten, erkundigten wir uns nach den Wegen und Stegen im Gebirge und faßten dann den Entſchluß, losgebunden und frei, wo möglich ganz ohne Führer, das Gebirge zu durchklettern und uns ohne weitern Aufenthalt nach Oſten zu wenden.

Unſer erſtes Ziel war das „Meerauge", ein See von unermeßlicher Tiefe, welcher im Herzen des Gebirgs, von den mächtigſten Felſen umſchloſſen, liegen ſollte. Der Weg dahin ſoll nur einige Stunden betragen; ferner verſicherte man uns, daß die Senner mit den Heerden noch auf dem Gebirge ſeien. Mit dieſen Nachrichten bewaffnet, ſchlugen wir den uns bezeichneten Weg ein. In kurzer Zeit befanden wir uns wieder in der ödeſten Wildniß. Wir gingen einen ſchmalen Pfad, welcher an ſchroffer Wand entlang führte. Senkrecht unter uns brauſte in der Tiefe der Fluß in ſeinem felſigen Bette, ſenkrecht über uns hingen in der Höhe die Felſenriffe, über unſern Köpfen oft Einſturz drohend, neben uns und vor uns Riffe und Wände und Felſen. Dennoch fehlte hier die Vegetation noch nicht. Fichten und ſogar Buchen, in den Spalten wurzelnd, beſchatteten oder verdunkelten vielmehr unſern Weg, denn die Sonne ſieht man in dieſen Thälern nur kurze Zeit des Tags.

Nachdem wir in ſolcher Weiſe den erſten Damm des Gebirgs überſtiegen, dann einige Sennhütten, welche auf einer lieblichen mit Reiſerwerk und Granitblöcken umzäunten Matte lagen, näher beſichtigt, aber leer gefunden hatten, obgleich eben verglimmte Feuer ihre Bewohntheit andeuteten, und nachdem wir, mit Händen und Füßen kletternd, an einigen in den Berg hineingearbeiteten Meilerſtätten vorbei, geſtiegen waren, welche den letzten Verſuch der Menſchen bezeichneten, dieſe Natur ſich dienſtbar zu machen, verlor ſich der Pfad und Haufen von rieſigen Baumſtämmen, welche in wüſter Unordnung zwiſchen den zerſtreut liegenden Felsblöcken zur Erde geſtürzt waren und faulend den ganzen Boden bedeckten, thürmten ſich vor uns auf. Nur langſam kletterten wir durch dieſen natürlichen Verhau endlich bis zum Rücken unſers Bergs hinan. Wir bemerkten jetzt, daß wir uns auf dem Abhange einer der Erhebungen der zweiten Kette befanden und da ſich in nicht gar zu großer Ent-

ſernung wieder einige Sennhütten ſehen ließen, ſo beſchloſſen wir, die Felſenkuppe ſelbſt zu erklimmen und dann in der Sennerei zu übernachten. Die Sonne neigte ſich eben zum Untergange, als wir oben anlangten und eine der ſchönſten Ausſichten genoſſen, welche ich je geſehen habe. Vom Gebirge hinab überſah man weithin die neumärker Ebene, begrenzt durch die ſanft ſchimmernden Beskiden, ſeitwärts ſchweifte der Blick an den Zügen der ungeheuerlichen, zu uns heranſtrebenden Felsmaſſen entlang und vor uns erhoben ſich die wildzerklüfteten, mächtigen Granitmaſſen des Kammes, deren ſchneegefüllte Schluchten ſich zu unſern Füßen hinzogen. Aber ſchon erglühten die Spitzen der Berge im Lichte der untergehenden Sonne und uns überkam plötzlich ein ängſtliches Gefühl von Verlaſſenheit, ſodaß wir uns ſchleunig zum Rückweg wandten. Bei ziemlicher Dunkelheit erreichten wir unſern Bergrücken, der Wald mit ſeinen Stämmen in verticaler und horizontaler Lage nahm uns auf; nur mit Anſtrengung konnten wir durch die Baumgipfel die Kuppe des Bergs erkennen, an deſſen Abhange die erſehnten Hütten lagen und doch verhinderte die außergewöhnliche Unwegſamkeit des Orts ein ſchnelles Fortſchreiten. Endlich nach manchen herzbangen Scenen ſtiegen wir in der Gewißheit, die Häuſer nicht verfehlen zu können, den Abhang in das Thal hinab und betraten auch bald zu unſerer großen Freude die Matte, auf welcher die Häuſer lagen. Aber ſie waren leer. Wir klopften laut an alle Thüren: es blieb alles ſtill. Was war zu thun? Unſer Mundvorrath war aufgezehrt und es ſtellte ſich nach einer ſo anſtrengenden Tour ein ſo dringender Hunger ein, daß wir beſchloſſen, das Gebirge ganz hinab in die Ebene zu gehen, um dort ein Dorf zu ſuchen. Glücklicherweiſe führte ein ſehr beſtimmter Pfad von der Sennerei thalabwärts, ein Pfad, den ich auch jetzt noch Schritt vor Schritt beſchreiben könnte, denn wir wandten alle geiſtigen und körperlichen Kräfte an, um ihn nicht zu verlieren. Da aber — welch ein unendlicher Genuß! — erklangen in nicht großer Ferne einige helle Menſchenſtimmen, welche dann wiederholt auf unſer Rufen antworteten und nach kurzer Zeit trafen wir auf eine zweite Matte, auf welcher uns eine durch ein hellflackerndes Feuer erleuchtete Hütte gaſtlich entgegenwinkte.

(Der Beſchluß in nächſter Nummer.)

Ueber die Theilnahme.

Von Ernſt Barth.

II.

Faſſen wir nun die Elemente dieſer ſtummen Sprache näher ins Auge, ſo tritt uns zunächſt der Geſichtsausdruck entgegen. Was liegt nicht z. B. in den Augen einer zärtlichen Mutter und heißt es nicht unter allgemeiner Beiſtimmung:

In die Augen mußt du ſchauen,
In den Augen wohnt das Herz!

Aber nicht blos dies. Der ganze äußere Menſch, die Bewegung und Haltung des Kopfs, der Hände und Arme, der Gang ſprechen ohne Worte eine ſo laute Sprache der Empfindung, daß wir ſie ſelten misverſtehen. Hierzu kommt noch der beſondere Ausdruck, den wir der Lautſprache verleihen, wollen wir in unſere Worte eine beſtimmte Empfindung hineinlegen. In der That haben die verſchiedenen Gefühls- und Empfindungsgruppen des menſchlichen Herzens ihren eigenen Anſchlag, ihre beſondere Tonart. So gibt die Liebe z. B. einem und demſelben ſprachlichen Ausdruck ein ganz anderes Colorit als die Gleichgültigkeit oder gar der Haß. Ja noch mehr! Jede Empfindung in ſich — wir dürfen nur an irgendeine concrete Darſtellung unſerer Gefühle denken — hat da, wo die Sprache ihres abſtracten Charakters wegen aufhört, das Concrete zu bezeichnen, durch Modification des Klangs der Worte noch ebenſo viel verſchiedene Grade der Bezeichnung, als ſie ſelbſt in Wirklichkeit durch Umſtände und Perſonen modificirt werden kann. Freilich iſt es ſchwer, dieſen durchſichtigen Farbenton, welchen die Empfindung dem geſprochenen Wort im raſchen Fluge des Augenblicks anheftet, feſtzuſtellen, noch ſchwerer, ihn zu beſchreiben; indeſſen ſo viel iſt ſicher, daß für jede Empfindung, jeden Gedanken eine ſolche verſchiedene Ausdrucksweiſe außer der ſprachlichen vorhanden iſt.

Endlich iſt es die Sprache ſelbſt und zwar ohne Rückſicht auf die Modulation der Stimme, die als Ausdruck der Empfindung ſich repräſentirt, wenn wir auch hierbei nicht gleich die Interjectionen, dieſe Champagnerkorke des Herzens, beſonders hervorheben wollen. Wie wäre das auch anders denkbar, da ja die Sprache nicht blos Zeichen für das äußere Geſchehen, ſondern auch für das innere iſt. Wie aber die Sprache nie, ſelbſt nicht durch die ausführlichſte Beſchreibung, einen ſinnlichen Gegenſtand in ſeiner Wirklichkeit

Digitized by Google

getreu wiedergeben kann, ſo auch keine wirkliche Empfindung; vielmehr wird ſie ihrer abſtracten Natur nach auch aus dem Reiche der Empfindung immer nur Abſtracta, niemals Concreta darbieten. Darum die verſchiedenartige Deutung, die das geſchriebene, weniger ſchon das geſprochene Wort erfährt, darum auf der andern Seite das leichte Verſtändniß des declamatoriſchen, die packende Gewalt des mimiſchen Worts.

Verlangt ſomit die eigentliche Sprache, ſofern ſie als Ausdruck der Empfindung figuriren will, daß ihr aus dem Gemüthe deſſen, der ſie verſtehen ſoll, ſchon viele concrete Empfindungen, die den abſtracten Worten Inhalt und Deutung geben können, entgegenkommen müſſen, ſo erhellt wol hieraus von ſelbſt, daß nicht die Lautſprache es iſt, welche die erſten Empfindungen und ihr Verſtändniß dem Gemüthe des Kindes darbietet. Wir müßten ja auch ſonſt annehmen, daß, bevor das Kind ſprechen lernt, kein Nachbilden der Empfindungen möglich wäre. Dies aber widerſpricht der Erfahrung. Oder wer hat nicht ſchon geſehen, daß Kinder, die noch getragen werden müſſen, mitten in ihrem heitern Plaudern plötzlich ernſt werden, wenn jemand in ihrer Nähe zu weinen anfängt, ja daß ſie wol ſelbſt anfangen zu weinen? Liegt hier die erwachte Theilnahme eines ſprachloſen Kindes offen vor — und es könnten noch andere Beiſpiele angeführt werden — ſo muß dem Kinde auf anderm Wege das Verſtändniß fremder Empfindungen zu Theil geworden ſein. Verſuchen wir's, dieſen Umſtand näher zu unterſuchen.

Eine Mutter habe ihr zwei bis drei Monate altes Kind auf den Armen und ſchaue es mit einem jener zärtlichen Blicke an, an denen unſere deutſchen Mütter ſo reich ſind. Was fordert die Theilnahme? Das Kind ſoll die Liebe, welche aus dem Mutterauge ſpricht, verſtehen und nachempfinden. Aber das Auge der Mutter iſt dem Kinde anfangs viel gleichgültiger als die rothe Schleife an ihrem Häubchen. Das Bunte und Glänzende möge jedoch nach und nach zurücktreten und das zärtliche Mutterauge ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit werden. Was nimmt das Kind wahr? Immer nur das Auge, nichts weiter. Aber die Zärtlichkeit hat noch eine reichere Sprache. Das ganze Geſicht verändert ſich. Die Mutter ſpricht, ſie beugt den Kopf herab und ſpendet Küſſe in Unzahl dem Lieblinge ihrer Seele. Wird das Kind jetzt die Liebe, welche aus dem allen ſpricht, verſtehen? Gewiß ſo wenig, als daſſelbe nicht eins von den vielen Worten verſteht, die im Laufe eines Tags an ſein Trommelfell anſchlagen. Wie aber das Kind nach und nach aus dem Wortmeer des täglichen Umgangs doch einige leichte Worte herausſchöpft und wohl oder übel nachahmt, ſo wird es auch aus der Sprache der Empfindung einzelne einfache Symbole, die oft wiederkehren, herausgreifen und ſich aneignen. Das Kind ahmt jedoch Worte, es ahmt Zeichen der Empfindung nach, ohne ſie zu verſtehen. Daher muß noch ein Schritt weiter gegangen werden. Die Sache muß mit dem Worte, die Empfindung mit ihrem Zeichen verſchmolzen werden. Doch die Empfindung iſt unſichtbar. Was iſt nun zu thun, damit das Kind am ſichtbaren Zeichen in die unſichtbare Welt hinabſteigt und z. B. dem Lächeln einen freudigen Zuſtand im Innern des Menſchen unterlegt? Die Antwort iſt leicht, wenn auch nicht die Ausführung.

Wie wir dem Kinde einen Baum zeigen, damit es, wird von ihm geſprochen, uns verſtehe, ſo müſſen wir ihm auch Empfindungen zeigen; aber nicht an andern, denn die kann es ja nicht wahrnehmen, ſondern in ihm ſelbſt, d. h. es muß ſie ſelbſt in ſich erzeugen. Sobald aber eine Empfindung im Gemüth des Kindes ſich ausbreitet, wird ſie auch einen äußern Ausdruck, ähnlich dem anderer Menſchen, hervorbringen. Seiner Empfindung ſich bewußt, wird es vermittelſt ſeiner Sinne auch von ihrer Aeußerung Kenntniß nehmen, und treten ihm ſpäter ähnliche Gemüthsäußerungen entgegen, wird es dieſelben verſtehen, an ihnen in den innern Zuſtand eines andern hinabſteigen, in ſich ſelbſt aber ein Nachbild jenes Zuſtandes erzeugen. Somit iſt die eigene innere Erfahrung der Urquell der Theilnahme. Und das tägliche Leben ſpricht Ja! zu dieſem Satze. Oder wer hat die meiſte Theilnahme mit einem hungerigen Spätzchen, einem frierenden Kinde, wer mitten im Wohlleben Hunger und Froſt nicht empfunden oder wer durch die Schule der Armuth und des Elends gegangen iſt? In dieſem Sinne ſind daher arme Kinder unendlich reich, denn ihre Noth kann ihnen die Mutter einer reichen Theilnahme werden. In dieſem Sinne iſt auch der größte Schmerz, den wir erleiden, ein Segen für uns und andere, denn aus ihm heraus quillt das Verſtändniß ähnlicher Leiden.

Gleichwol iſt es mit der eigenen Erfahrung nicht abgethan. An ihr entſpinnt ſich die Theilnahme, aber ſie kann ſich nicht daran vollenden. Wie wir zum Verſtändniß der Laut- oder Schrift-

Digitized by Google

ſprache einem Knaben nicht alle ſinnlichen Gegenſtände, ihre Veränderungen und Beziehungen zueinander vor die Sinne führen können, ſondern ihn veranlaſſen müſſen, ſeinen Vorſtellungskreis ſich durch eigene Anſchauungen, Verſuche und Beobachtungen ſelbſt zu ergänzen und zu erweitern, ſo iſt es auch im Gebiet der Empfindungen. Eine ſolche Bereicherung an Empfindungen iſt aber nur möglich, wenn der Knabe auf Grund ſelbſterworbener innerer Erfahrungen und ihrer Aeußerungen in der Sinnenwelt Intereſſe gewonnen hat am Menſchen, überhaupt am Menſchlichen. Fürwahr, das Intereſſe iſt es, das, auf kleinen, aber wohlzergliederten Anfängen beruhend, uns allmählich das Verſtändniß der ſinnlichen wie überſinnlichen Welt aufſchließt. Ein Knabe habe z. B. gehört, daß der große, mächtige Baum im Garten ehemals ein kleines Samenkorn geweſen ſei und man gebe ihm jetzt irgend beliebigen Samen in die Hand, zugleich aber auch Gelegenheit, denſelben in die Erde zu ſtecken. Vielleicht eilt er ſchon nach ein paar Tagen, getragen von ſpannender Erwartung, an den Pflanzort, um zu ſehen, was ſich gebildet hat. Thut er's nicht, ſo führe man ihn hin. Man laſſe es ihn finden, daß die kleinen, zarten Blättchen, die er vor ſich ſieht, von dem Samenkorn herrühren, das er vor kurzem geſteckt hat. Jetzt wird es nicht lange dauern und er wird, wenn er das erſte mal nicht freiwillig kam, nun täglich aus freien Stücken zu ſeinem Pflänzchen hineilen, er wird mit Intereſſe an ihm hängen, mit Spannung all die Veränderungen begleiten, die an ihm vorgehen, und mit einiger Hülfe von ſeiten des Vaters oder der Mutter ſich eine ziemlich genaue Kenntniß von dem ganzen Vorgange erwerben. Mit Erſtaunen wird er auch ſehen, daß aus dem Samen vielleicht kein Baum, ſondern nur ein kleines Blümchen entſtanden iſt, und er wird, vom Intereſſe weiter getrieben, begierig nach Samen fragen, aus dem Bäume wachſen. So führt ihn das Intereſſe immer weiter. Treten ihm nun ähnliche Erſcheinungen entgegen oder wird von ihnen nur geſprochen, ſofort wird er Poſto faſſen in ihnen, wird ſeine Fühlfäden an denſelben ausſtrecken und das Fremdartige mit leiſer Hülfe anderer ſich aneignen. Und wie hier, ſo iſt es mit dem Verſtändniß. Derſelbe Knabe ſei z. B. von einem andern unbillig behandelt worden. Da ſteigt die Empfindung des Unwillens, wenn nicht des Zorns in ſeinem Buſen auf. Er fühlt dabei die Röthe auf ſeinem Geſicht, ſieht ſich abwehrend, zugreifend und bemerkt endlich die Wirkung ſeines Auftretens an andern. Jetzt ſehe er bei anderer Gelegenheit andern Perſonen denſelben oder einen ähnlichen Empfindungszuſtand durchmachen: es werde ihm z. B. der unbändige Zorn des Achilles dem Agamemnon gegenüber geſchildert, ſo kann es nicht fehlen: er wird mit andächtiger Spannung, d. h. mit Intereſſe an dem ganzen Verlauf Antheil nehmen und bei dieſer Gelegenheit den anfangs fremdartigen Gemüthszuſtand zu ſeinem Verſtändniß bringen. So führt ihn das Intereſſe immer tiefer in den Menſchen hinein und auf Grund mehrerer ſelbſterworbener Empfindungen wird ſeine innere Welt immer weiter, immer heller.

Aber viele ſinnliche Gegenſtände kann ſich der Knabe nicht zur Anſchauung bringen, denn ſie ſind ihm zu fern. Soll er ſich gleichwol von ihnen eine Vorſtellung erwerben, werden ihm mit Recht Abbildungen und Beſchreibungen in die Hand gegeben, damit er ſich aus bekannten Vorſtellungen mit Hülfe der Phantaſie die unbekannten zuſammenſetze. Wie iſt es hierin bei den Empfindungen? Die Empfindungen, welche z. B. der Eitelkeit, dem Stolze, dem Haſſe u. ſ. w. zu Grunde liegen, ſoll das Kind gewiß nicht aus eigener innerer Erfahrung kennen lernen. Aber es ſoll ſie gleichwol verſtehen und ſich von ihnen Nachbildungen erzeugen. Wo nehmen wir nun hier die Abbildungen her? Wir brauchen nicht weit zu ſuchen. Wir führen die Kinder unter Menſchen und zeigen ihnen dieſelben in ihren Empfindungen. Sie ſehen dann allerdings nur das Aeußere des Menſchen, gewiſſermaßen nur die Skizze der Empfindung; aber mehr empfangen wir auch nicht von der Abbildung eines fremdartigen Gegenſtandes. Wir müſſen uns hier die räumliche Ausdehnung und oft vieles andere noch hinzudenken und dort werden wir allerdings nur anfangs ein ſehr ſchwaches Nachbild der Empfindung erreichen. Aber mehrfache Abbildungen, und zwar von verſchiedenen Seiten, werden dort den Gegenſtand, hier die Empfindung uns immer vollſtändiger vor die Seele führen. Wo nun aber ſolche Abbildungen fehlen? Eine ſorgfältige Mutter weiß ſich da ſchon zu helfen. Da ſammeln ſich die Kleinen um ſie mit der Bitte: „Ach, Mama, eine ſchöne Geſchichte!" und ſie ſetzt ſich hin und erzählt ihnen mit möglichſt mimiſch-dramatiſcher Wahrheit eins jener ſchönen Märchen, an denen wir wahrlich nicht arm ſind.

Dies aber ist nicht genug. Wie sich Abbildungen nur gut einprägen, wenn man sie copirt, so müssen die Kinder veranlaßt werden, das Märchen jetzt selbst möglichst dramatisch aufzuführen. Und wie schnell geht das! „Ich mache den Fuchs!" ruft gleich einer der Größern. „Und ich den Bär!" ruft ein anderer, u. s. f. Schnell sind die Rollen vertheilt. Und da kriecht ein Knabe auf allen Vieren, den schlauen Fuchs nachahmend; da kommt der Bär aus seiner Höhle hervor und so üben sich die Kinder in Worten und in Empfindungen. Wird ein Charakter nicht richtig dargestellt, so corrigirt die Mutter, bis ihr die Ausführung genügt. Aber ältere Kinder werden sich nicht leicht mit Märchen mehr begnügen. Sie hat die Geschichte schon in die Wirklichkeit eingeführt, wenn auch in eine vergangene. Hier ist es nun, wo Schauspiele, von Kindern selbst dramatisch aufgeführt, die Bildung der Theilnahme fortsetzen sollen. Leider sind wir an solchen Schauspielen sehr arm; denn daß die Kinder an schlechten Stücken nicht ihren Geschmack verderben, daß sie auch nicht in Vorstellungskreise gehoben werden dürfen, die ihnen noch eine Zeit lang fern liegen müssen, versteht sich von selbst. Die Kinder müssen ferner einen Stoff behandeln, der sie interessirt, der sie in das Leben der Erwachsenen hineinträgt, die ihnen ja als Vorbilder vorschweben. Schauspiele daher, die aus dem Leben der Kinder selbst gegriffen sind, können unmöglich dauernde Wirkung haben. Poetische Naturen mit pädagogischem Takt haben daher hier noch ein weites Feld.

Noch bleiben uns, obiger Analogie gemäß, die Beschreibungen übrig, zu denen man greifen muß, wenn die Wirklichkeit und auch die Abbildung uns im Stiche läßt. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß wir die Schilderungen der Gefühle und Empfindungen am besten und vollständigsten aus der Nationalliteratur schöpfen werden? Dort, wo, wenn nicht die größten Geister, so doch die größten Menschen uns entgegentreten und alt und jung gastfreundlich einladen, uns in ihren Herzen niederzulassen —: dort findet die Bildung zur Theilnahme ihren natürlichen Abschluß.

Anregungen.

Briefe aus München.

VII.

— — Ein schöner, sonniger Julitag duldet uns nicht daheim! Die Sonne brennt auf die weißgetünchten Wände der Häuser, die uns gegenüberliegen, das Auge sehnt sich nach dem Grün der Fluren!

An Neuhausen vorüber, wo die bairischen Kurfürsten, welche ihren Hof nach französischem Zuschnitt organisirt hatten, ihre Parforcejagd hielten, führt uns der Dampfwagen in einer halben Stunde nach Schleißheim.

Noch steht das alte Jägerhaus und zeigt uns in ziemlich verwitterten Wandgemälden ein Jagdrendezvous mit den gleichzeitigen Costümen. Mächtige Forsten, in denen früher der frohe Hörnerruf häufig erschallte und in welchen der Landesherr nach französischer Hofsitte allerhöchsteigenhändig den Hirsch zu tödten pflegte mit stattlichem Gefolge, begrenzten den Weg bis zu unserm Ziele. Von fern ist in der ebenen, flachen Gegend der kolossale Prachtbau des Schlosses sichtbar und contrastirt seltsam mit seiner Umgebung. Wilhelm V., jener mönchisch fromme Herr, den die Jesuiten zuletzt noch um den Thron brachten, baute hier neun stille Klausen. Der letzten davon, St.-Renatus geweiht, fügte er ein Schlößchen bei, das er häufig mit der gleichgestimmten Gemahlin Renata von Lothringen nach seiner Abdication bewohnte.

Dieser Einsiedelei gegenüber, in welcher sich das Fürstenpaar geiselte, entstand später der bairische Hauptfreudenort. Max Emanuel ließ dort durch einen italienischen Architekten ein prächtiges Schloß in gutem italienischen Stile aufführen. Das Hauptgebäude ist 500 Fuß lang; schöne Galerieen verbinden es mit Seitenpavillons, oben und unten am Sockel ziert den stattlichen Palast eine Balustrade aus vergoldetem Eisen. Besonders großartig wurde das Stiegenhaus angelegt, eine reiche Marmortreppe sollte den Glanz vollenden. Die Säle ließ der Kurfürst durch seinen Hofmaler Beich schmücken; so wurden in dem Victoriensaal Max Emanuel's Heldenthaten gegen die Türken verewigt, im Speisesaal malte Beich liebliche Landschaften in Poussin's oder Salvator Rosa's Manier. Außerdem brachte der Kurfürst gute Gemälde aus den Niederlanden mit. Er vereinigte mit diesen, was bereits seine Vorfahren gesammelt, sodaß sich ein ansehnlicher Kunstschatz im Schlosse zu Schleißheim anhäufte.

Vor demselben wurde ein großer Garten angelegt mit Maillebahn, auf welcher Max Emanuel die Vormittage, wo kein Conseil stattfand, zuzubringen pflegte. Türkische Kriegsgefangene mußten einen breiten Kanal graben, um das Material zu den damals so beliebten Wasserwerken zu liefern.

Am Ende des herrlichen Gartens lag das kleine Renatusschlößchen; es wurde freundlicher ausgebaut, erhielt schöne Gemälde zum Schmuck und verwandelte

ſich der Richtung des neuen Gebieters gemäß aus der ſtillen Klauſe in das Schloß „Luſtheim". Es diente bei den lärmenden Hofluſtbarkeiten, die eines beſtändigen Decorationswechſels bedurften, zum Ausflug aus dem großen Palaſte.

Indeſſen wandte Max Emanuel nach ſeiner Heimkehr aus dem Exil mehr noch dem Schloſſe Nymphenburg ſeine Gunſt zu; er begann das prächtige Schleißheim zu vernachläſſigen. So liegen denn bis auf den heutigen Tag die bereits behauenen Marmorſtufen der Treppe unbenutzt und ſchlechte, hölzerne erſetzen ſie. Das ehemalige Luſtſchloß, das in ſeinen glänzenden Räumen an Verſailles und St.-Cloud mahnte, iſt ſeither ſehr ſtill geworden; der unſchönen Gegend halber bewohnt es der Hof ſchon lange nicht mehr. Dennoch lohnt ſich deſſen Beſuch. In den Galerieen hängen die hiſtoriſch intereſſanten Ahnenbilder des bairiſchen Regentenhauſes und die Säle beherbergen einen reichen Schatz von Bildern der altdeutſchen Schule. Auch bilden bedeutende Hofgüter, welche ſchon Kurfürſt Maximilian I. der „Schwaige" Altſchleißheim hinzufügte, den Kern einer landwirthſchaftlichen Muſteranſtalt. So findet der Oekonom, der Kunſtkenner und der Geſchichtsfreund, der gern nach vergangenen Zeiten und in deren Denkmälern forſcht, reiche Ausbeute in dem Ausflug nach dem verödeten Orte. Uns ſchwanden die Augenblicke im einſamen Garten voll Erinnerungen und unter den Bildern ſo raſch, daß wir gerade noch rechtzeitig die Bahn erreichten. Wir mußten, angeregt von den Erinnerungen an Baierns Regenten und Helden, des im Frühjahr aufgeführten „Preisſtücks" „Maximilian" gedenken. Ueber das pro und contra dieſer durch fürſtliche Munificenz der Kunſt angelegten Feſſeln der Concurrenz iſt ſchon viel polemiſirt worden. Allerdings gelingt wol das Werk am beſten da, wo der wahre, innere Herzensdrang, das „feu sacré", zum Schaffen treibt. Doch iſt die münchener Inſtitution, die nur Preiſe an wirkliche Bewerber um den Lorber austheilt, noch immer anerkennenswerther als die berliner akademiſche Beurtheilung, die unter dem Schein mäcenatiſcher Huld den ſchaffenden Genius gar verdrießlich in die Enge treibt.

Durch die Aufgabe, den Gegenſtand der bairiſchen Geſchichte zu entnehmen, waren diesmal der Bewerbung noch weitere Feſſeln angelegt. Der uns nicht bekannt gewordene Verfaſſer erlaubte ſich eigenthümliche poetiſche Licenzen; der Hauptkämpfer des Dreißigjährigen Kriegs, der, von den Jeſuiten erzogen, ſchon als Jüngling offen über Heinrich's IV. Ermordung triumphirte und ſich mit ſeinem Blute der Madonna verſchrieb — wird als tolerant geſchildert! Johann von Werth vertritt den großdeutſchen Standpunkt von 1861! In der Wirklichkeit geſtaltete ſich die Sache ganz anders. Der große Kurfürſt zeigte allerdings einige reformatoriſche Gelüſte; dieſe beſchränkten ſich aber einfach darauf, ſeinen alten Lehrmeiſtern, den Jeſuiten, die ſeines Vaters Unglück geweſen, einen Damm zu ſetzen. Wodurch? Daß er — die Kapuziner ins Land rief! Die neuen Kuttenmänner wurden im Volke gefährliche Nebenbuhler der Anhänger Loyola's. Der biedere Jean de Werth entzweite ſich keineswegs mit ſeinem Fürſten wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheit; um ſolche Fragen kümmerte ſich jener Condottiere des Dreißigjährigen Kriegs nicht im mindeſten, ſondern der tapfere, vom Glück begünſtigte Reitergeneral fühlte ſich einfach zurückgeſetzt. Auch beſaß der große Kurfürſt die fatale Gewohnheit, an die Heerführer zu ſchreiben wie an Schuljungen; darüber beklagen ſich Piccolomini und Baron Enkefort, der bairiſche Feldmarſchall. Durch dieſe Verhältniſſe, gekränktes Intereſſe und Eigenliebe wurde Jean de Werth's Abfall herbeigeführt, keineswegs infolge großdeutſcher Geſinnungen.

Vor achtzig Jahren, als ſich Kurfürſt Karl Theodor ſtark mit Tauſchgelüſten trug, trat das unterdrückte bairiſche Nationalgefühl mächtig in Kunſt und Literatur hervor. Babo ſchrieb ſeinen „Otto von Wittelsbach", der ſich heute noch auf dem Repertoire erhält. Damals wollte Graf Lehrbach, der öſterreichiſche Geſandte, die Vorſtellung nicht beendigen laſſen; er geberdete ſich in ſeiner Loge wie ein Unſinniger und nur mühſam gelang es mehren Damen, ihn zu beruhigen. Später lieferten dem Geſandten in Langefeld's „Ludwig dem Baiern" angeblich vorkommende Ausfälle gegen die Religion den willkommenen Vorwand, dieſe patriotiſchen Stücke verbieten zu laſſen. Graf Lehrbach wandte ſich an den Kurfürſten mit dem Anſuchen, es möchten die barbariſchen vaterländiſchen Gegenſtände ſucceſſive und ohne Aufſichtigkeit auf geraume Zeit aus Lied und Bild, vorzüglich aber vom Theater entweichen.

Ganz verſchiedene Motive laſſen uns in Betreff der Bühne mit dem Wunſche des öſterreichiſchen Diplomaten manchmal übereinſtimmen — —

Wir hatten den Vormittag für Schleißheim benutzt und widmeten den Nachmittag dem Schloſſe Nymphenburg. Ein angenehmer Spaziergang führt über den Fürſtenweg, wie er ſonſt hieß, aus der Hauptſtadt nach Nymphenburg, dem noch mit größerm Rechte Verſailles verglichenen Wohnſitz bairiſcher Monarchen. Es iſt der Phönix der bairiſchen Luſtſchlöſſer und das einzige, das ſich von der Zeit ſeines Entſtehens an bis auf die Gegenwart beſtändiger Herrengunſt erfreute.

Kurfürſtin Adelheid von Savoyen erhielt die Schwaige Kemnat zum Geſchenk von ihrem Gemahl Ferdinand Maria und begann dort ihren Lieblingsplan auszuführen, ein italieniſches Luſtſchloß im zweiten deutſchen Vaterlande zu bauen. Der Tod überraſchte die ſchöne und gebildete Dame vor der Vollendung. Erſt ihr Sohn Max Emanuel, der feurige Herr, deſſen zwei Lebenspole Mars und Venus bildeten, ſollte das Werk prächtig vollenden. Am Hofe Ludwig's XIV. ſog des Kurfürſten Prachtliebe neue Nahrung; heimgekehrt, ahmte er nach beſten Kräften das in Frankreich Geſehene nach und wirklich er-

reichte er, ungeachtet der sein Land bedrückenden Kriegslast, das Resultat, in ganz Europa, mit Ausnahme seines Prototyps, die schönsten Lustschlösser zu besitzen. In Schleißheim war der Palast das Herrlichste, in Nymphenburg der Garten. Jenes ist nun wol für immer verlassen, dieses wird häufig von Mitgliedern der Regentenfamilie bewohnt.

Ein Drittheil des Wegs von der Stadt aus nehmen jetzt Häuser ein. Die Bewohner derselben bilden einen Bestandtheil des Proletariergürtels, der München umgibt, während noch außerdem die Obotenmänner für Professor Riehl in den Souterrains und unter den Dächern Gegenstände seiner volkswissenschaftlichen Studien abgeben. Die Häuschen sind äußerlich nett anzusehen, aber schmuzige, bettelnde Kinder dienen dem Spaziergänger zur lästigen Escorte. Erst am Ostbahnhäuschen beginnt der schöne „Kessel", wie die stattliche Lindenallee mit dem breiten Kanal, auf dem Schwäne schwimmen, genannt wurde, und man athmet auf, der städtischen Berührung entronnen.

Das schöne Nymphenburg, aus fünf durch Galerieen verbundenen Pavillons bestehend, bietet sich gefällig den Blicken dar. Die große Fontaine wirft ihre Wasserstrahlen 80 Fuß hoch in die Luft, inmitten des runden Platzes, den halbzirkelig an den Palast sich anschließend zehn Gebäude symmetrisch einrahmen. Die breite Anfahrt bleibt frei, sodaß aus den Fenstern des Speisesaals im Hauptpavillon die beiden Thürme von Schwabing und Piping sichtbar sind, in gerader Linie eine Entfernung von fast drei Stunden. Der Saal nimmt die ganze Tiefe des Baues ein. Das Schloß befindet sich inmitten zweier herrlichen Fontainen; der Park hinter demselben ist mit Rücksicht auf den möglichst weiten freien Blick durchhauen.

Nach dem Staub der Landstraße, den vielfachen Verschlechterungen, welche die Anfammlung zahlreicher Menschen und die Industrie der Luft bringen, umfängt uns im weiten, freien Parke von Nymphenburg eine wahrhaft köstliche Atmosphäre. Die majestätischen Lindenalleen, sich in der Perspective zu Forsten verdichtend, die prächtigen Wasserkünste, die Werke der Plastik lassen uns die Gegenwart mit ihren Wirren vergessen und versetzen uns zurück in längstvergangene Tage. Damals, als dieser herrliche Garten entstand, war der Fürst noch die Sonne des Landes. Seine Laune galt als Gesetz, sein Lächeln war das Schicksal für Tausende. Da steht noch die kleine Pagodenburg, wo der Kurfürst gern zu Mittag speiste! Doch war sie so eng, daß die Diener durch die offenen Fenster servirten. Dann gegenüber am stillen Landsee, im Dickicht hochstämmiger Bäume verborgen, erhebt sich die Badenburg. Im kühlen Marmorbassin schwamm gern Max Emanuel und sanfte Musik nebst — schönen Frauen schufen Scenen aus Arkadien. Freilich folgte dem idyllischen Carneval auch hier der übliche Aschermittwoch. Fast an seiner Seligkeit verzweifelnd, ließ der galante Herr die düstere Magdalenenhalle bauen und bedurfte anderthalbhundert Erbauungsbücher, um sich mit Gott wieder auszusöhnen. Seine Schwiegertochter, Amalie von Oesterreich, hatte viele Bilder zu entfernen aus dem schönen Marmorbad — ihr Gemahl, der unglückliche Kaiser Albert, erbaute ihr einen dritten, nach ihr genannten Gartenpavillon und von dessen Kuppel herab schoß die gewaltige Jägerin Fasanen im Fluge inmitten der spanisch gekleideten Hoffräuleins. Auf den Seen und Kanälen des Parks von Nymphenburg wimmelte es von schönen Gondeln und Lustschiffen, denn die bairischen Herren waren oft in Venedig und schöpften dort den Geschmack an der sanft schaukelnden Wasserfahrt. Wie Geisterschatten sind nun die geputzten Damen und Cavaliere verschwunden, die so häufig herausfuhren, um ihre „Cour" zu machen, ganz in versailler Weise. Schließlich sah Nymphenburg ein patriarchalisches Fürstendasein; ein freundlicher, alter Mann, der im Kreise blühender Töchter lebte, seine seltenen Thiere fütterte und sich der schönen Pflanzen freute, hauste hier — Baierns erster König.

So ein Lustschloß erzählt Geschichte besser und lebendiger wie die Chroniken. Dabei mahnt es eindringlich an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge.

Noch immer konnte der Blick sich nicht losreißen von der herrlichen Ansicht; da fuhr ein Wagen ans Gitterthor. Es stieg ein hagerer Engländer mit seiner Gattin aus. Er öffnete das stereotype rothe Buch und las: „Schloß Nymphenburg, häufig Sommerresidenz des Landesfürsten, besteht aus fünf Pavillons" u. s. w. Hierauf schloß der Mann befriedigt seinen „Guide", gaffte ein wenig rechts und links und sagte zu seiner Gefährtin: „Wir werden jetzt über den Hirschgarten zurück nach der Bavaria fahren und dann ins Hofbräuhaus —"

Durch die vernichtende Idee tritt, Jean Paul zufolge, das Erhabene in die Phase des Lächerlichen. Auch wir wandten uns mit erheiterter Stimmung zur Rückkehr, gleichfalls angezogen von den Quellen des Gambrinus. Aber uns begleitete wenigstens der volle Eindruck eines reichen Tags.

(Ein achter Brief demnächst.)

Eine Erinnerung an Schleiermacher.

Mit prophetischem Geiste sah Schleiermacher voraus, was er nicht mehr erleben sollte, daß die unter dem Schutz der damals so freiheitsfeindlichen Regierungen sich bildenden, eng geschlossenen religiösen Genossenschaften alle Forschung außerhalb der Umschanzungen eines alten Buchstabenglaubens für satanisch erklären würden.

„Und sie sind ausgekrochen — diese düstern Larven", sagt Schwarz, der freisinnige Theolog von Gotha, der kürzlich in Berlin einen populärwissenschaftlichen Vortrag hielt, welcher Schleiermacher zum Gegenstande hatte (in Gotha bei Thienemann erschienen) „und haben ein Bündniß geschlossen mit allen rückwärts drängenden Gewalten,

welche die große Bewegung der Zeit stauen und alle Früchte echter Bildung vernichten möchten. Da gilt es denn, an einer Kraft sich zu stärken, an einem hellen und muthigen Geiste sich aufzurichten wie der eines Schleiermacher. Da gilt es, auf dem von ihm gebrochenen Wege entschlossen und muthig vorwärts zu schreiten. Schleiermacher zeigt in seinen Schriften und lehrt durch sein Beispiel, daß die Religion nicht nur mit dem freiesten Leben des Geistes sich versöhnen lasse, nicht nur mit den schönsten Blüten des Geistes sich schmücken dürfe, nein, daß sie selbst die lebendige Quelle und die tiefste Wurzel alles Geisteslebens, das freieste und innerlichste Weben des Geistes selbst sei. Ihm ist die Religion ein Ursprüngliches und alle Lehre, gleichviel ob überlieferte Kirchenlehre — Dogma — oder philosophische Speculation, fällt sie nicht unmittelbar mit der Religion zusammen, bestimmt nicht den Werth und das Maß der innern Frömmigkeit eines Menschen. Die Religion ist tiefverborgenes Gemüthsleben, nicht eine äußerlich festgestellte Lehre, und der Werth des einzelnen besteht nicht in dem, was er bekennt und lehrt und annimmt, sondern in dem, was er in seinem innersten Grunde ist und erlebt, in seiner Glaubensinnigkeit, nicht in seiner Lehrformel. Das Bekenntniß ist nur ein abgeleitetes und ist nicht identisch mit dem innersten Glaubensleben selbst. Es ist nur eine Beschreibung desselben und hat auf dem irrthumsreichen Wege der Reflexion viel rohe und äußerliche Vorstellungen der Menge, auch viel Schulweisheit der Theologen mitaufgenommen. Darum werde dem Leben sein Recht über die Lehrformel. Man trenne nicht künstlich und willkürlich die Kirchengemeinschaften. Die Religion eint, die Theologie trennt. Denn die Religion ist das innerste Leben des Menschen selbst. Sie ist eine innere Offenbarung, nicht eine äußere, eine Erfahrung, nicht eine Ueberlieferung, ein Eigenstes, nicht ein Fremdes. Was seine Abstammung nicht nachweisen kann in dem freien Gefühle, das gehört nicht in die Glaubenslehre. Schleiermacher's Dogmatik war daher in der That nichts anderes als die klare und zusammenhängende Beschreibung dessen, was sich in dem frommen Gefühle jedes Christen als das allgemein Gültige und in allen Widerklingende, das in der christlichen Gemeinschaft Fortlebende findet. Die letzte entscheidende Stimme in der Religion hat nur das eigenste Gewissen. Rath, Belehrung, Aufklärung soll sich der einzelne erholen bei andern, bei der Geschichte, bei den Bekenntnißschriften der Kirche, bei den heiligen Urkunden. Aber entscheiden kann er sich nur aus sich selbst oder aus der innersten fortgehenden lebendigen Offenbarung Gottes in seiner Seele."

Wir folgen in dieser Darlegung dem Gedankengange des gediegenen Schwarz'schen Vortrags. Der Redner sagte, daß bei alledem Schleiermacher nicht die Bedeutung der Gemeinschaft verkennt als der erziehenden und tragenden Macht für den einzelnen, der er angehören und gliedlich eingefügt sein soll. Ja, er hat diesen verloren gegangenen Begriff der Kirche wiedererobert, in welchem das innerste Wesen des Protestantismus beruht. Die höchste Berufung, der gegenüber keine andere mehr gilt, ist die an das ernste, suchende und forschende religiöse Gewissen, das all den Ueberlieferungen, all den Autoritäten der alten Kirche sein einfaches: „Ich kann nicht anders!" zuruft. Gewissensglaube und Ueberlieferungsglaube ist der große unversöhnliche Gegensatz zwischen der protestantischen und katholischen Kirche und dieser hat in Schleiermacher seinen größten Vertreter gefunden.

Schleiermacher und seine Schüler haben in sich selbst dargestellt, was sie von dem Protestantismus überhaupt fordern, — einen festen Vertrag zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der freien wissenschaftlichen Forschung. Welche praktische Bedeutung jene der Schwarz'schen Rede entlehnten Sätze in unsern Tagen haben, das zeigt jede Stunde. Sehen wir doch immer und immer jene scheinbar so nahe liegenden Wahrheiten von halben und ganz katholisirenden und dogmatischen Traditionstheologen verkannt und verketzert werden. Und gleichwol ruht in ihnen wesentlich die Hoffnung auf eine friedliche Reformation der Zukunft, welche die Familie, den Staat, die Kirche in die sittliche Gemeinschaft eines Reiches des Guten einführen und so einen großen zusammenhängenden sittlichen Organismus zur lebensvollen Geltung bringen soll.

Naivetät.

Holde Naivetät, der Unschuld kindliche Tochter,
Süßes Kind der Natur, nimmer erreicht dich die Kunst!
Wahrheit allein dein Wesen! Nicht ahnend die Lüge und Täuschung,
Schwebst du im Engelgeleit sicher am Rand der Gefahr,
Bleibst ein schlummerndes Kind, von kosenden Träumen umgaukelt,
Ob auch die Schlange dich schon unter den Blumen umschleicht.
Heiliger Engel des Wahren, o schwebe mit himmlischem Fittich,
Genius unseres Volks, über den Hallen der Kunst,
Ueber dem Ernste der Schule, der Kirche heiligen Domen,
Ueber dem Tempel der Lust, den sich Melpomene baut!
Bist du ja selbst die Natur, die künstlerisch edel verklärte,
Die mit ätherischem Glanz göttlich das Menschliche weiht.

A. Georgi.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Kanonenboote. — Der Krieg in Nordamerika. II. — Garibaldi-Industrie. — Briefwechsel.

Kanonenboote.

Ein kriegerischer Zug geht durch Europa; vor einem alle bestehenden staatlichen Verhältnisse mit jähem Untergang bedrohenden Verhängniß, dessen Wolken, wenn sie sich auch zu entfernen scheinen, in der Ferne nur dunkler und mächtiger sich über uns zusammenballen, einigen sich um uns die Völker, rüsten und waffnen — ganz Europa gleicht der Schmiede des Vulcan.

Nicht länger kann Deutschland unthätig zuschauen und in Entwürfen, die Unmögliches erstreben, die letzten Stunden eines trügerischen Friedens versäumen. Eine große, gemeinsame Rüstung muß uns selbst das Gefühl der Sicherheit, den heimlichen oder offenen Gegnern Achtung und die Ueberzeugung einflößen, daß sie auf keinem Schlachtfeld, im Westen oder Osten, an den Alpen oder auf den deutschen Meeren, es mehr mit den einzelnen Stämmen unsers Volks, sondern überall mit der gesammten Nation zu thun haben werden. Auf deutschem Boden können fortan nur deutsche Schlachten geschlagen werden, nicht Sachsen, nicht Preußen, nicht Oesterreich, nur Deutschland kann noch siegen oder — unterliegen.

Von diesem uns allen gemeinsamen Gedanken soll die Stiftung einer deutschen Kanonenbootflotte auf der Nordsee ein Zeugniß geben. Der unglückliche Zwist, der zwischen uns und dem uns stammverwandten Volk der Dänen ausgebrochen ist und allmählich ganz Europa in seine Irrungen hineinzuziehen droht, macht die Sicherung unserer Küsten und Ströme zur nothwendig ersten That unserer Waffenrüstung. Es gilt mit unserer Ehre, die unter dem Hohn des kleinen Nachbars leidet, unsere Häfen, unsern Handel; es gilt unser Meer, auf dem einst keine andere Flagge als die unsere wehte und das glorreich und geweiht ist durch unsere Siege, durch unser Blut. Den Küstensaum der Ostsee decken die preußischen Kanonenboote; die vielgetheilten Küsten der Nordsee, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu schützen ist die Aufgabe aller deutschen Stämme; alle haben theil an diesen Strömen, an dem Gut, das auf ihnen verschifft wird.

So begriffen es die Vorfahren. Zu der alten hanseatischen Flotte steuerten alle Städte vom Belt den Rhein hinunter und die Donau, vom Sande der Mark bis in die Thäler Tirols. Hier ist auch uns Wind und Sonne günstig, gemeinsam ein gemeinsam Werk zu vollenden. Keine Erinnerung, keine tiefeingewurzelten und nicht durchaus unberechtigten Anschauungen der besondern Staatsthümlichkeit stehen hier der freien Bethätigung aller entgegen. Jeder ist hier berufen, nach seiner Kraft an einer geschichtlichen That mitzuwirken. Und überall ist die Errichtung einer Flotte das erste Zeugniß der Freiheit, der Macht und des Nationalgefühls eines Volks. Denn das Meer gehört allen, kein Fürst — an Cäsar wie an Napoleon saht ihr es — kann eine Flotte schaffen. Das ist Sache des Volks.

Mit derselben Opferwilligkeit — mit besserer Einsicht und, so Gott will! — zum bessern Geschicke als 1848 weiht jetzt in Deutschland die nationale Begeisterung diesem Zweck ihre Gaben. Nicht Säulen und Tempel, Schiffe wollen wir der Nachwelt zu unserm Gedächtniß hinterlassen! Dem deutschen Staate, der im Norden des Vaterlandes am fähigsten und bereit ist, sie zu unserer Ehre und zu unserm Schutze zu verwenden, laßt sie uns geben! Er wird unsere Schiffe, ein ihm anvertrautes Gut, nicht, wie schmählichen Angedenkens die Gabe unserer Frauen, unter den Hammer Hannibal Fischer's fallen lassen, sondern mit ihnen, an fröhlichen Siegestagen den Ruhm unserer Flagge erneuernd, die Nordsee für alle Zukunft wieder zum deutschen Meere machen.

* * *

In Dresden erschien folgender Aufruf:

Mitbürger! Welches auch die Form der Centralgewalt oder des Oberbefehls sein möge, in welcher wir jedem Feinde, der etwa unsere Grenzen oder die Ansprüche deutschen Rechtes bedrohen sollte, in Wehr und Waffen gegenübertreten, nimmermehr soll uns das Vertrauen unsers Volks auf seine Kraft, die es, den Fuß auf die mütterliche Erde gestemmt, entfaltet, durch Zweifel getrübt werden.

Mislich aber ist unsere Lage zur See. Nicht, daß unsere Küsten ganz entblößt wären, aber keine Flotte kann den Feind mit ebenbürtiger Rüstung zurückwerfen von den Mündungen unserer Ströme, von den Lebensquellen unsers Handels, unserer Gewerbe, unserer nächsten leiblichen Nothdurft. Nichts vermögen wir den maritimen Mächten gegenüber durch den Angriff.

Aber eines David Schleuder traf das Haupt des Riesen. Eine glühende Kugel, vom Strand bei Eckernförde geworfen, sprengte einen Leviathan der dänischen Flotte, Christian VIII., in die Luft. Strandbatterieen, Küsten- und Kanonenboote, letztere gebaut nach den neuesten Constructionen, geführt mit wagendem und wachsendem Muthe, vermögen die stolzen Segler der

Fremden in Schach zu halten, Landungen zu verhindern, ja unter dem Schutz mitwirkender Landoperationen den offenen Kampf aufzunehmen.

Mitbürger! Die friedliche Ruhe, welche seit einigen Monaten über Europa gekommen scheint, kann und wird nur die kurze Stille vor dem ausbrechenden Sturme sein. Wo wir hinblicken auf die Zustände der uns umgebenden Völker und Staaten, überall liegen die Anlässe zu einer blutigen Prüfung auch der Kraft des deutschen Volks offen zu Tage. Ein Ruf nach Kanonenbooten ergeht in diesem Augenblick durch die Reihen aller derer, denen nationale Begeisterung kein leerer Schall ist. Die Kosten, sogar nur einer Kanonenbootflotille, sind groß, aber im Vereintwirken ist das deutsche Volk nicht arm. Würde sich, wie einst in alter Hansazeit, Haus an Haus scharen, Stadt an Stadt, so müßte bald auf unsern Meergewässern die vaterländische Gesinnung und der Name jedes deutschen Gaugebiets durch ein feuerschlundbewehrtes Fahrzeug vertreten sein.

Mitbürger! Laßt auch uns von den Ufern der sächsischen Oberelbe ein aus den Stämmen unserer herrlichen Eichen- und Tannenwälder gezimmertes Kriegsboot unserer werdenden deutschen Flotte zuführen; eine Vertrauensgabe an den natürlichen Wächter unserer Nordküsten, dessen Selbstschutz ihn wenigstens nach der Meeresseite hin unwiderruflich zum Schutzherrn auch des ganzen Deutschland macht; eine Vertrauensgabe, deshalb der preußischen Königskrone dargebracht, weil sie so nur in keinem trüben Wasser versaulen und nicht unter dem Hammer an den Meistbietenden versteigert werden kann.

Mitbürger! Die nächsten heimatlichen Behörden haben diese Sammlung gebilligt. Frauen! Jungfrauen! Die Güter des Hauses und das Glück des eigenen Herdes sichert nur die in der Ferne zu wahrende Ehre des Vaterlandes! Ueber die friedliche Wetterfahne eures Kirchthums ragt die leuchtende Wacht auch des einsamen Pharus am fernen Meere! Bleibe niemand zurück mit einer seinem vollen Vermögen und dem Ernst der Gefahr entsprechenden Gabe.*)

Der Krieg in Nordamerika.

II.

R. G. — Die Sklavenfrage ist zugleich die Frage geworden des Fortbestehens oder der Trennung der größten Republik, von der die Geschichte erzählt. Beide Momente machen ebendeshalb diesen Krieg in den Vereinigten Staaten zu einem bedeutungsvollen für die ganze civilisirte Welt.

Wenn wir über das erste Moment eine klare Anschauung zu gewinnen vermögen, so wird sich daraus vieles für die Beantwortung der andern Frage von selbst ergeben.

Nachdem schon seit 1511 der Handel mit Sklaven zwischen Afrika und den Inseln Cuba, Domingo u. a. durch Spanier und Portugiesen betrieben worden, lief 1620 das erste Sklavenschiff in einen nordamerikanischen Hafen ein; beim Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs bestand die Sklaverei schon in den meisten damals vorhandenen Staaten. Die Schuld der neuen Republik lag darin, daß ihre Schöpfer nicht von vornherein den Boden reinigten, daß sie den Misbräuchen Rechnung trugen und dadurch die Keime zu furchtbar wuchernden Uebeln im Boden ließen. Vereinzelte Emancipationsversuche nördlicher Staaten fruchteten wenig.

Die Sklaverei ist von jenem Zeitabschnitte an mit der innern politischen Geschichte Nordamerikas eng verbunden geblieben; wir müssen uns deshalb hier darauf beschränken, nur die Hauptmomente der weitern Entwickelung anzuführen.

Die wichtigste Epoche in der Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten war die Zeit der Parteikämpfe, welche wegen dieser Angelegenheit im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts zwischen dem Congreß und den neu hinzutretenden Territorien stattfanden und welche ihren endlichen Abschluß in dem berüchtigten Missouri-Compromiß (1820) erreichten. Das damalige Territorium Missouri verlangte im Jahre 1818 in die Union aufgenommen zu werden und da kurz zuvor Alabama ohne Beschränkung wegen der Sklaverei eingetreten war, beanspruchte Missouri gleiche Rechte. Alle materiellen Interessen und alle Principien für und wider die Beschränkung der Sklaverei nahmen an den Streitigkeiten in dieser Angelegenheit in ausgedehnter Weise theil. Schon damals drohten die südlichen Congreßmitglieder mit Bürgerkrieg und Auflösung der Union.

Vergeblich kämpften die aufrichtigen Republikaner

---

*) In dem Vorschlage, das erhoffte Resultat dieser und ähnlicher Ansprachen ohne Rückhalt an Preußen zu übergeben, werden Siege der Gothaschen Partei gewittert. Wir haben in diesen Blättern gewiß entschieden und oft genug Verwahrung eingelegt gegen eine unbedingte preußische Hegemonie. Wir halten fest an unserer Ueberzeugung, daß der deutsche Volksgeist unsere allerbeste Centralgewalt ist, wenigstens sind wir versichert, daß in einem Augenblick wirklicher Gefahr unsere vorgeschrittene politische Bildung vollkommen weiß, was sie für Deutschlands Ehre zu rathen und zu beschließen hat. Anders aber ist es, wenn wir die factischen Grundlagen, auf welche leider die deutsche Uneinigkeit gebaut ist, selbst erst neu legen und schaffen. Müssen wir sonst, falls wir nicht eine Revolution machen wollen, die Centralgewalt auf Anerkennung der überlieferten Rechte und Ansprüche unserer Einzelstaaten begründen, so wollen wir doch, wenn wir neue Geschichte machen, d. h. Schiffe bauen (besser als fünf Statuen Schiller's!), die Schwierigkeiten der Tradition nicht mehren, sondern Kraft und Freiheit der Beschlußnahme sogleich dahin legen, wo die nützlichste Verwerthung fürs Ganze verbürgt ist. An Preußen Schiffe oder das Geld dazu mit dem Vorbehalt geben: „bis zur Gründung einer deutschen Centralgewalt", und damit gleichsam voraussetzen, Preußen könne diese ihm dargebrachten Hülfsmittel seines Selbstschutzes einmal gegen Hannover oder Baiern oder Sachsen in Anwendung bringen, heißt eine unpatriotische Hypothese aussprechen, deren wir uns geradezu schämen sollten.

D. Her.

in den Freien Staaten gegen das weitere Umsichgreifen des Unheils, vergeblich empörte sich ihr Rechtsgefühl gegen jeden „Vertrag mit dem Verbrechen". Schon mehrfach hatte die stärkere Partei in den Freien Staaten sich die unverantwortlichste Schwäche zu Schulden kommen lassen und ihre schwächliche Nachgiebigkeit führte auch diesmal zu dem Compromiß, wonach Missouri als Sklavenstaat in die Union eintreten durfte, mit der Clausel, daß die Sklaverei nach dem Norden und dem Westen von Missouri nicht weiter ausgedehnt werden solle. Jene Bedingung hatte nichts zu sagen; der Triumph der Sklavenhalter und -Züchter wurde dadurch keineswegs gemindert; die Hauptsache war, daß durch dieses Compromiß mit der jedesmaligen Aufnahme eines als Staat in die Union eintretenden Territoriums sich die Kämpfe voraussichtlich wiederholen würden.

Das geschah denn auch für die Sklavenhalter in so zufriedenstellender Weise, daß 1854 jene Beschränkung durch die Nebraska-Bill förmlich aufgehoben wurde. Zunächst erreichte freilich die Partei des Südens darum nicht viel, da — gegenüber den schamlosen Verfassungsverletzungen durch die Congreß-Majorität — das Territorium Kansas im April 1858 erklärte, lieber ewig ein Territorium zu bleiben, als unter so entwürdigenden Verhältnissen in die Union einzutreten.

So drehten sich diese stets erneuten Kämpfe immerfort darum, daß der Norden und der Süden der Vereinigten Staaten um die politische Oberherrschaft über den Bund miteinander rangen und daß die Territorien immer wieder das Streitobject wurden.

Es liegt hier nicht in der Absicht, eine Geschichte der Sklaverei in Nordamerika zu geben, sondern nur die tiefwurzelnden Triebfedern des langen Conflicts zu charakterisiren, ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen Krisis zu entwerfen und die natürlichen Schlüsse daraus zu ziehen. Für diesen Zweck aber wollen wir die geheimnißvolle und furchtbare Macht kennen lernen, welche im Stande sein konnte, alle Anstrengungen der Bessern einer Nation zu Schanden zu machen, einer Nation, welche erst vor achtzig Jahren durch ihre politische Thatkraft die Bewunderung Europas errungen hatte und nun ohnmächtig jener Macht erlag wie in den Fesseln eines bösen Geistes.

Diese gewaltige und gefährliche Macht ist die Baumwolle. Der Gewinn der rohen Baumwolle ist die Ursache und das Resultat der Sklavenwirthschaft und in der ungeheuern Bedeutung dieses Products, durch welches von den amerikanischen Pflanzerstaaten alle Länder mit in das Interesse gezogen werden, liegt auch die politische Uebermacht, welche die Südstaaten sich fort und fort zu erringen wußten. Man wird auch das Verhältniß Englands zu diesen Baumwollstaaten einigermaßen begreifen, wenn man erfährt, daß England zwei Drittel des Gesammtbetrags der aus den Vereinigten Staaten ausgeführten Baumwolle erhält. Und Geschäft geht dem freien Briten über Freiheitsdienst.

Selbst vom nationalökonomischen Standpunkte aus läßt sich hier nichts im Urtheil mildern. Denn diese nur durch Verbrechen am Menschen ermöglichte massenhafte Production, das bloße Aussaugen des Bodens durch die Plantagenbesitzer läßt eine weitere Entwickelung, wie die höhere Cultur sie verlangt, nicht zu. Diese forcirte Ausbeutung des Bodens, wie sie den Gewinn des rohen Baumwollenmaterials bezweckt, trägt ihre Verurtheilung schon in sich selbst, denn sie führt dahin, daß das Land mit überstürzender Schnelligkeit durch die Plantagenzucht ausgenutzt, d. h. aufgezehrt wird. Und das eben ist der Grund, weshalb die Habsucht immer weitere Grenzen beanspruchen muß und weshalb bei jedem neueintretenden Falle sich alle Sklavenstaaten für die weitere Ausbreitung der Sklaverei erheben. Der Fluch der „bösen That"!

Es sind also nicht die Agitationen gegen die Sklaverei überhaupt, sondern nur gegen deren weiter schreitende Ausdehnung, welche den Süden gegen den Norden rebelliren ließen.

Sofortige Abschaffung der Sklaverei ist allerdings eine philanthropische Phantasie. Aber selbst in den nördlichen Staaten, wo die Sklaverei nie in ausgebreiteter Weise herrschte, erfolgt die Emancipation allmählich und es ist nur ein Theil der Partei der Abolitionisten, welche aus Sittlichkeitsgründen mit ihren Wünschen über die Möglichkeit hinausschweifen. Diese extravaganten Republikaner haben allerdings durch ihren übermäßigen Eifer der guten Sache mehr geschadet als genützt. Durch ihre heftigen Forderungen, durch Schriften und Agenten reizten sie die Plantagenbesitzer zur Wuth und trieben sie zu einem um so leidenschaftlichern Widerstande und zu den strengsten Maßregeln gegen Neger sowol wie gegen die Abolitionisten, welche gleich Ketzern mit Feuer und Schwert vertrieben werden sollten. So endete im vorigen Jahre Kapitän Brown als Aufrührer auf dem Schaffot, weil er mit den Waffen in der Hand die Befreiung der Negersklaven thatsächlich ausführen wollte. Auch das scheußliche Sklavenjagdgesetz, dessen Strenge sich hauptsächlich gegen die Abolitionisten in den Freien Staaten richtete und jeden Schutz, der einem flüchtigen Sklaven gewährt wird, aufs grausamste ahndet, auch dies Gesetz, gegen welches sich der Volksgeist empört, wußten die Sklavenhalter im Congreß dauernd aufrecht zu erhalten.

Auch Amerika hat sein „rothes Gespenst", das aber dort ein schwarzes ist, nämlich das von den Sklavenhaltern und ihren Freunden im Congreß in Aussicht gestellte Ereigniß eines Negeraufstandes, dessen schreckliche Folgen dann selbstverständlich nur den menschenfreundlichen Bemühungen der Abolitionisten zugeschrieben werden sollten. Diese Furcht ist es aber in der That nicht, welche die südlichen Staaten zu ihrer Lossagung von der Union treibt. Es sind ganz einfach die Niederlagen, welche die südliche

Partei durch die im Congreß durchgeführten Gesetzgebungen im Distrikt Columbia und in den noch klavenfreien Territorien erlitten hat. Diese Fälle und die fortgesetzten und erfolgreichen Bemühungen einzelner nördlicher Staaten, den Vollzug des Sklaven-Flüchtlings-Gesetzes zu verhindern, haben die bis dahin im Congreß dominirenden südlichen Staaten zu der Ueberzeugung gebracht, daß ihre Uebermacht in bedenklichem Rückschritt begriffen ist und daß nur noch mit der Heraufbeschwörung eines Bürgerkriegs, durch welchen sie den Norden einzuschüchtern meinten, eine Aenderung herbeizuführen wäre. Daß der durch die Wahl des ehrenwerthen Lincoln „beseitigte" Präsident Buchanan trotzdem in seiner letzten Botschaft (December v. J.) den Norden als den schuldigen und angreifenden Theil darzustellen suchte, war nur eine Dreistigkeit, wie man sie von jener Partei gewohnt war.

Buchanan's Verhalten war es, das die Sklavenstaaten zu weitern Maßregeln ermuthigte. Es kam dahin, daß der Hauptherd der Rebellen, der Sklavenstaat Südcarolina, im December vorigen Jahres in einer Secessionsversammlung zu Charleston seine förmliche Lossagung von den Vereinigten Staaten erklärte. Der Herr Präsident zuckte hierauf die Achseln und bedauerte, daß der Congreß gegen solche Secession gar nicht einschreiten könne; er motivirte dies ganz einfach dadurch, daß in dem rebellischen Staate keine gerichtliche Behörde mehr existire, um die in der Constitution vorgeschriebenen Maßregeln auszuführen! Damit erhielten natürlich die secessionslustigen Staaten für die Dauer der Buchanan'schen Präsidentschaft (bis zum 4. März d. J.) freies Spiel und bald folgten dem rebellischen Schritte der beiden Carolinas noch die Staaten Georgia, Florida, Alabama, Louisiana und Mississippi. In Texas blieb man lange im Unklaren, was zu thun sei; in Tennessee war die Meinung ebenfalls getheilt, aber der Terrorismus der Secessionisten riß auch diese Staaten schnell mit in die Bewegung, während von den Sklavenstaaten Kentucky, Missouri, Maryland und Delaware der Union treu blieben.

Außer der Sklaven- und Baumwollenfrage haben aber noch andere Umstände die wenn auch noch nicht rechtlich, doch factisch bereits vollzogene Trennung der Südstaaten von der Union herbeigeführt. Wir dürfen wohl sagen, daß es zwei durchaus verschiedene Nationalitäten sind, die sich hier gegenüberstehen. Vom Anbeginn der amerikanischen Colonisation hatte sich in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten das romanische Element, hauptsächlich durch Spanier und Portugiesen, später auch durch Franzosen vertreten, ausgebreitet, während im Norden, ganz den europäischen Verhältnissen analog, das germanische Element tiefe Wurzeln schlug. Diese schon von vornherein vorhandenen Gegensätze bildeten sich natürlich immer mehr aus und während der Reibungen der nationalen Contraste, unter dem Einflusse eines verschiedenen Klimas und unter andern Lebensverhältnissen, gestalteten sich in beiden Theilen der Staaten so verschiedene Existenzbedingungen, daß endlich der Süden und der Norden sich wie zwei fremde, feindliche Nationen gegenübertreten mußten. Die durch verschiedene Verhältnisse bedingte Ungleichheit mußte sich aber unter dem verderblichen Einflusse der Sklavenwirthschaft noch in anderer Weise aufs schärfste herausbilden. Man sagt, die Leidenschaft des Spiels vernichte allmählich im Menschen alle bessern Regungen, indem sich mit der Zeit alles Denken und Fühlen auf den einen Punkt des Egoismus zusammendrängt. In noch viel schlimmerer Weise muß diese Wirkung der Leidenschaft der Sklavenherrschaft zugeschrieben werden, die — wo sie existirt — eine ganze Nation zu entsittlichen scheint. Ein Beweis dafür ist die Rohheit, Lasterhaftigkeit und Grausamkeit bei den Bewohnern der südlichen Staaten.

Ohne die starken Einwirkungen auf den Congreß, die der Süden sich lange genug zum Unheil des Landes zu erhalten wußte, wäre die entschiedene Spaltung schon früher erfolgt.

Wie aber, so fragen wir, kann ein augenscheinlich so unlösbarer Conflict einen auch nur annähernd zufriedenstellenden Ausgang hoffen lassen? Wir wollen in einem dritten Artikel diese Frage in Erwägung ziehen.

Garibaldi-Industrie.

* Wie mit Garibaldi-Hüten, Garibaldi-Stiefeln u. s. w. nicht unbedeutende Geschäfte gemacht wurden, hat jetzt auch, nach Versicherung der in jeder Beziehung empfehlenswerthen „Sächsischen Industriezeitung" (erscheint in Chemnitz), ein berliner Industrieller 8000 Gipsstatuen des „Ersten Bürgers von Italien" anfertigen lassen und sie nach Montevideo gesendet, wo Garibaldi bekanntlich einen Theil seines Lebens zugebracht hat.

Briefwechsel.

— Herrn F. K. in Pesth. Wird erscheinen.

— *** in Elberfeld. Ihr Gedicht kann nur mit einem thatsächlichen Hintergrund bestehen. Der verstorbene Bildschnitzer muß ein bekannter Name sein.

— Herrn A. G. in F. Ueber den Werth der beiden hinterlassenen Gedichte des in Amerika verstorbenen Schnauffer täuschen Sie sich. Der wilde Ruf: „O Schicksal, nur drei Dinge gib": 1) ein Pferd, 2) ein Schwert, 3) einen offenen Feind, klingt wie Heldenthum und ist, näher betrachtet, rohe Rauferlust. Ebenso soll das Handwerksburschenlied „Das Wetter braust, es schneit und stiebt", geniale Ungebundenheit ausdrucken, und mit dem Wort: „Und will der Wirth im letzten Farm mir Borg und Freundschaft künden —", überschleicht den Leser die Unbehaglichkeit der Begegnung mit einem Landstraßenfechter von Profession. Gegen solche romantische Verschönerungen der Lebenszustände muß man die Errungenschaften der Kritik des „gesunden Menschenverstandes" gelten lassen.

— Herrn *** in Berlin. Die „Gedanken eines Sterbenden" tragen einen zu reflectirend abhandelnden Charakter.

— Henn W. in Tübingen. Erledigt.

(Ausgegeben am 25. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 31.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: La Vendetta. Von Gustav Kriſewitz. — Eine Karpatenreiſe. Von D. Zunghann. II. — Die alte Künſtlerwelt. — Neue Gedichte. V. — Neue Romane und Novellen. XV. — Gloſſen. — **Neues aus der Welt.**

La Vendetta.

Novelle von Guſtav Kriſewitz.

Bereits achtmal mochte über den phantaſtiſchen, glühend rothen Felſen der von einer deutſchen Dichterin kürzlich in dieſen Blättern geſchilderten Inſel Capri die Sonne aufgegangen ſein, ſeitdem ein norwegiſcher Maler, der vorher lange in dem von Springquellen rauſchenden Rom und dem in Orangengärten träumenden Sorrent gelebt, den gaſtlichen und zauberhaften Strand des Eilandes betreten. Bei ſeiner Geburt erhellte ein prachtvolles Nordlicht den Himmel ſeiner Heimat und ſeine Mutter, die manchen Aberglauben beſaß, unterließ nie, wenn ſie ſpäter zum Sohne über dieſes Phänomen ſprach, ihm zu bedeuten, er ſei ein glücklich Geborener und der Schein jenes gezackten flimmernden Lichts werde ſein ganzes zukünftiges Leben erhellen.

Wie man ihn aus dem einſamen Gehöft am blauwogenden See, wo ſeine Aeltern wohnten, nach der nächſten Kirche trug, dort getauft zu werden, gab ihm der die Pathenſtelle vertretende Schulmeiſter mit Einverſtändniß der Mutter den Namen „Erich" und ſo hieß er in Norwegen bei allen, die ihn kannten. In Rom aber, wohin der talentvolle Jüngling mit Erlaubniß des Vaters, der manches Tauſend Thaler im eichenen Schrank verwahrte, gegangen, behauptete die Padrona des Hauſes, in welchem er an der Piazza di Spagna wohnte, ſein Name ſei ihr rein unausſprechlich und ſo nannte ſie ihn con permesso und wie die lebhafte, glutäugige Frau verſicherte, viel poetiſcher — Ezzelino.

Alſo nannte ſich Erich auch, da er in dem Städchen Capri die beſte Locanda zu längerm Aufenthalt betrat und dem neugierigen Wirth Luigi Pagano deſſen weitſchweifige Fragen über Namen, Stand und viele andere Dinge beantwortete. „Sangue di Dio!" rief überraſcht Luigi, „Euerm Namen nach wärt Ihr ein Compatriot, nur ſah ich noch nie einen ſo blonden Landsmann!" Und weil er glaubte, der fremde Pittore habe leutſelig einen Scherz mit ihm machen wollen, lachte der unterwürfige Wirth ſo, daß ſeine lange phrygiſche Mütze luſtig hin- und hertanzte und ſein rothes Geſicht ſich noch kupferner färbte.

Viel gelenkiger nun, als man bei Luigi's Körperbeſchaffenheit, welche der des berühmten Sir John Falſtaff glich, vermuthet hätte, ſprang er in die Cucina, gleich ein Nachtmahl zu beſtellen, denn die Sonne neigte ſich um die Stunde von Ezzelino's Ankunft ſchon dem Niedergange zu und nur noch einzelne gelbe Streifen, die ins

Orange und Violette ſpielten, flogen über den warmen Spiegel der Meerflut.

Wie nun der Maler einige vortreffliche Fiſche, die die Nacht vorher von den auf Fang geweſenen capreſiſchen Fiſchern im Netz aus der ſalzigen Woge gezogen worden waren, verſpeiſt, auch von den ſaftigen Orangen genoſſen und manch kühlen Zug aus dem mit köſtlichem Wein gefüllten Becher gethan, traten zwei Schiffer in das weißgetünchte und gewölbte Gemach, in welchem er ſaß, und brachten aus der Barke, die ihn von Sorrent herübergeführt, einige Koffer und eine Staffelei, ſeine Habe, und ſetzten ſie auf den Boden, um nach erhaltenem Lohn mit einem dankenden „Addi, Signore!" wieder nach dem Strand zurückzukehren.

Ezzelino ſetzte ſeinen Becher eben wieder auf den marmornen Tiſch vor ihm und verwiſchte mit ſeiner kleinen weißen Hand, die nur an das Führen des Pinſels gewöhnt ſchien, ein paar roſige Tropfen, die an ſeinem blonden Bärtchen hängen geblieben waren. „«Thränen des Tiberius» heißen ſie hier dieſen Wein", ſagte er, ſich vom Schemel erhebend. „Als ob ein ſolches moraliſches Ungeheuer ſo köſtliches Naß hätte weinen können!" Er ging mit dieſen Worten auf einen der Koffer zu, kniete auf das mit Steinen belegte Eſtrich und begann mit dem Auspacken ſeiner Utenſilien.

Der halb geöffneten Thür kehrte er hierbei den Rücken und wie jetzt leichte ſchlürfende Tritte, anſcheinend von Pantoffeln herrührend, an ſein Ohr klangen, fragte er, ohne ſich umzuwenden: „Wollt Ihr mir dies Zimmer einräumen, Luigi?"

Eine feine Frauenſtimme antwortete hierauf: „Ja, Signore! Und da Ihr beim Malen, wie ich recht wohl weiß, viel Licht bedürft, ſo wird es Euch ſicher hier gefallen; nur muß ich die Rebenranken, welche die Fenſter allzu ſehr verdunkeln, ein wenig zur Seite biegen, um den Sonnenſtrahlen freien Zutritt zu gewähren!"

„Così sia! So ſei's!" verſetzte der Nordländer, dem, obgleich er der italieniſchen Sprache ziemlich kundig, dennoch das Idiom dieſer Inſulaner nicht recht geläufig war.

Während das Weib nun that, wie es ſich vorgenommen und bald hier gar zu üppiges Weinlaub pflückte, bald dort prächtig blühende Oleanderzweige aneinander band, war auch der Maler mit ſeiner Beſchäftigung zu Ende gekommen und erhob ſich.

Da er nun ſtatt Luigi's deſſen reizende Frau erblickte, erſtaunte er nicht wenig und machte ſeiner Ueberraſchung durch die Worte Luft: „Wahrlich, euer claſſiſcher Inſelfelſen iſt ein Reich der Schönheit! Wolkenlos und rein iſt der Aether, der es, einem blauen Dome gleich, überwölbt, in phantaſtiſcher Beleuchtung wogt um das zackige Geſtein die heilige Meerflut, edler Wein erfreut die capreſiſchen Männer und die Frauen wetteifern in Geſtalt und Antlitz mit den berühmten Schönen von Hellas!"

Die Frau ſchien durch die oft auf der Inſel verweilenden Fremden an ſolche enthuſiaſtiſche Lobreden gewöhnt und lächelte ſchalkhaft, wobei zwiſchen den Korallenlippen des Mundes die ſchmelzendſten Zähne ſichtbar wurden, die ihrer Kleinheit wegen einem Kinde zu gehören ſchienen.

„Wie alt ſeid Ihr?" fragte Erich, dem dieſer letzte Umſtand auffiel und der die italieniſchen Frauen und ihre Natürlichkeit ſattſam kannte, um dieſe Frage nicht für verletzend zu halten.

Die Frau ſah ihn zögernd mit ihren Gazellenaugen an und befeſtigte eine eben am Fenſter gebrochene Oleanderblume in ihrem kunſtlos geknoteten Haar, deſſen ſchwarzbläulicher Glanz nun noch mehr durch das Roſa der Blüte gehoben wurde. „Rathet, Signor Pittore!" ſagte ſie und zog aus dem vorn geſchlitzten weißen Hemd, das ihr zugleich als Mieder dienen mußte, ein kleines Crucifix, welches ſie an einem Roſenkranze um den gebräunten Hals trug und mit dem ſie ſpielte, indem ſie es zwiſchen den Zeigefingern beider Hände herumdrehte.

„Bedenkt, daß die glühende Sonne von Capri die Roſen früher erblühen läßt als ſelbſt drüben im glücklichen Campanien", erwiderte der Maler. „Es iſt unmöglich, zu erkennen, wie lange eine ſolche ſchon vom Strahl aufgeküßt und zum vollen Kelch entfaltet wurde."

Statt etwas zu antworten, ſpielte die Frau mit ihrem Crucifix weiter; ſie warf es leicht in die Höhe und fing es in der flachen Hand wieder auf, wobei ſie Erich anblickte und ihn gleichſam aufforderte, zu zählen.

Als dieſer bis zur Zahl „Fünf" gekommen, hielt die Frau inne.

„Maria Vergine", rief Erich kopfſchüttelnd, „Ihr ſeid doch nicht erſt fünf Jahre?"

Signora Pagano nickte ſchelmiſch bejahend mit ihrem reizenden Kopfe und gab dieſer Bewegung noch etwas mehr Nachdruck, indem ſie die Spitze ihres rechten Fußes hob und feſter auf den ſteinigen Boden ſetzte.

Digitized by Google

„So ſeid Ihr am letzten Februar eines Schaltjahrs geboren?“ lachte Erich.

Veronika Pagano war faſt verdrießlich, daß der Maler ihrem Räthſel ſo bald auf die Spur gekommen. „Ihr oben in euern Ländern habt viel Verſtand und viel Geld“, ſagte ſie; „aber ich möchte da nicht wohnen, denn die Sonne ſoll dort kaum ſcheinen und ich liebe die Sonne.“ Sie ſchüttelte ſich dabei wie jemand, den beim bloßen Gedanken der Kälte ſchon friert.

„Höre, Veronika“, ſagte Erich, indem er ganz nahe an ſie herantrat und ſeine beiden Hände auf ihre ſchmalen, offenen Schultern legte, „Luigi Pagano beſitzt ein verdammt hübſches und kluges Weib!“

„Meint Ihr?“ fragte ſie und ſah mit einer Seitwärtsneigung des Kopfes an dem rieſigen Manne in die Höhe, dem ſie kaum bis ans Herz reichte.

Plötzlich umfaßte ſie Erich mit ſeinen ſtarken Armen und hielt die ihrigen feſt, ſodaß ſie ſich nicht rühren konnte. Er ſah ſie dabei mit ſeinen ſchönen Augen, die blau wie Kornblumen waren und welche Veronika in der ſchon eingetretenen Dämmerung kaum erkennen konnte, warm an. Dann preßte er Veronika an ſeine Bruſt und wollte ſie eben küſſen, als Luigi auf der Schwelle der Thür erſchien. Ohne in Verwirrung zu gerathen, that Erich, als hätte er Pagano's Weib nur zu einem ſcherzhaften Tanze umfaßt und ſchwenkte ſie ſo heftig im Kreiſe herum, daß ihre leichten Röcke um ihre ſchönen Glieder flatterten.

Luigi ſtemmte ſeine wuchtigen Arme behaglich in ſeine fetten Hüften und lachte ohne eine Spur von Eiferſucht, als der Maler die Frau wieder niederſetzte und dieſe ihrem Gatten im heiterſten Ton die Stärke ihres edeln Gaſtes rühmte.

„Felice notte!“ ſagte er nur, ſich verbeugend und ſchob Veronika der Thür zu, durch welche beide verſchwanden.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter befand ſich Luigi mit ſeinem Ehegemahl im Heiligthum ihres Schlafgemachs, deſſen einziges Fenſter von Reben umgittert war, deren Ranken auf der gegenüberliegenden weißen Wand, welche der Mond beſchien, in wehenden Schatten hinglitten. Signor Pagano, der mit jener Vertraulichkeit, die ſich Veronika gegen den Maler hatte zu Schulden kommen laſſen, gar nicht einverſtanden war, ſich indeſſen vor dem wie es ſchien reichen Foreſtiere keine Blöße geben wollte, hatte nicht übel Luſt, nun ſeinem Unmuth keinen Zügel mehr anzulegen; ſei es aber, daß er mit ſeinem leidenſchaftlichen Weibe eine Scene, deren Ohrenzeuge Erich gewiß noch geworden wäre, vermeiden wollte oder daß er den Spruch jenes orientaliſchen Weiſen: „Wir Männer ſind Wachs in den Händen der Frau, welche wir lieben“, an ſich zur Wahrheit werden fühlte, genug, er ſagte nur mit weichen, ſchmeichleriſchen Worten: „Veronika, bleib' aus der Nähe des Malers!“

Dieſe ſtutzte, als ſie ſolches vernahm, begann aber gleich zu weinen und ſchluchzte: „Maria santissima! hat man je auf unſerer Inſel, ſeit des böſen Timberio Zeit, einen ſolchen argwöhniſchen Mann geſehen, der ſich nicht ſchämt, von ſeinem Weibe ſo Uebles zu denken!“

Luigi's weiches, wenn auch ſeiner übrigen Natur nach zu ſchließen gewiß ſehr umfangreiches Herz war nicht gemacht, kalt und gefühllos zu bleiben, wenn ſeinem Weibe ein derartiges Weh widerfahren, und ſo nahte er ſich liebkoſend ſeiner ſüßen Veronika, nannte ſie „Meine Taube!“ und gab ihr in Einem Athemzuge die ſchönſten Namen mit der Verſicherung, er ſei von ihrer Unſchuld ſo überzeugt wie von der Pracht und Schönheit der Blauen Grotte, die kein ehrlicher Capreſe leugnen werde.

Veronika jedoch mochte ſeine Zärtlichkeit nicht leiden, weinte weiter und warf ihm vor, ſie ſei hier in der Locanda begraben wie der Fuchs im Bau, obgleich es ſie noch nie nach unerlaubten Trauben gelüſtet hätte. Lieber allein wolle ſie in der Welt ſtehen, unten am Strande Muſcheln aufleſen und ſie den Fremden anbieten, als ſich von einem tyranniſchen Manne mishandeln laſſen. Noch unter Thränen löſte die Frau ihr geknotetes Haar und den Gürtel ihres Gewandes und blieb ferner ſtumm bei allen Bitten und Betheuerungen ſeiner Liebe, welche Luigi mit komiſcher Zungenfertigkeit flüſterte. Da er einſah, das empörte Gemüth ſeiner Frau werde ſich ſchwerlich vor dem anbrechenden Morgen beſänftigen, fügte er ſich in ſein unvermeidliches Geſchick, betete ſeinen Roſenkranz und verſuchte einzuſchlafen, was ihm trotz des eben widerfahrenen Leids in kürzeſter Zeit gelang.

In die traumhafte Stille der Nacht tönten aber oben vom platten Dache der Locanda weiche, milde Molltöne, welche Erich auf der Luur, jenem heimatlichen Inſtrumente, bei deſſen Klängen ihm immer die ganze hoheitsvolle Natur ſeines maleriſchen Vaterlandes vor die rege Seele trat, hervorbrachte. Er ſah wie in den Jahren

ſeiner glücklichen Knabenzeit den Mond ſilbern über dem See und Waſſerfall ſtehen, die beide verſilbert erſchienen von ſeinem Licht, und ſilbern glänzten auch die Schneekuppen der eiſigen Bergesgipfel. Von den Heuſchobern aber, die in langen Reihen auf den Wieſen ſtanden, kam ihm im Geiſte ſüßer, aromatiſcher Duft und aus der Ferne drang das Läuten der Glocken am Halſe des Viehs, welches zwiſchen Stein und Strauch würziges Kraut am Abhang weidete. All dieſe Bilder ſchaute er in Capri, wo aus dem heißen Fels die Palme wächſt, die blütenreiche Aloë und der ſtachelige Cactus. Und es ſchien dem Maler, als merke er jetzt erſt deutlich, wie ganz anders die Erde ſei, auf der er in aller Heiterkeit und Muße lange glückliche Tage zu wandeln gedachte.

Zwiſchen den Sternen ſtand auch hier der Mars; nur leuchtete er golden und goß wie aus einer vollen Opferſchale mild und warm ſein Licht auf die runden Wölbungen der kleinen Häuſer, deren Verandaſäulen der Epheu und die Jasminblüte umſpann. Dann brachte der heiße, von Afrika her wehende Wind den elementaren Meerduft hinein in die Thäler des Eilandes und höher, bis nach Anacapri, das unbeſchreiblich ſchön und phantaſtiſch in der Nachtſtille ruhte. Sirenenhaft erſchien Erich der geſegnete Strand und er fürchtete, dieſer warme Odem von Meer und Luft werde ihn ermatten und hindern an tüchtigem Schaffen. Da die Töne der Luur ihn einmal an das Vaterland erinnert, war ihm auch ein Verſprechen wieder eingefallen, welches er ſeiner Mutter gegeben und das von dieſer nicht vergeſſen war. Denn dieſe letztere hatte ihm noch ganz jüngſt durch den betagten Schulmeiſter ſchreiben laſſen:

„Wo früher die kleine, baufällige Johanneskirche ſtand, in der ich dich über die Taufe hielt, iſt nun mit Hülfe des Herrn eine neue errichtet, und deine greiſe Mutter iſt gar ſtolz, daß ihr Sohn Erich den Altar mit einem Bilde des kleinen Johannes, Jeſus und der Maria bedenken wird."

Schwer fielen ihm dieſe Worte auf die Seele und auf ſein ſonſt ziemlich leichtfertiges Gewiſſen. Ich muß zu arbeiten anfangen! dachte er, und wie er bei brennender Morgenröthe erwachte und aus Abend und Morgen der erſte Tag ſeines inſularen Aufenthalts geworden, redete er Veronika, die ihm den ſchwarzen Trank der Mokkabohne brachte, gleich mit einer Bitte an:

„Ihr ſollt mir Modell ſtehen", ſagte er, „zu einer Mutter Gottes, die ich auf einem Bilde brauche! Verweigert es nicht! Mit viel Sitzungen werdet Ihr nicht geplagt! Auch eine Heiligenmiene, die Euch allzu ſauer würde, braucht Ihr nicht anzunehmen! Ich ſtudire aus Euerm Geſicht ſchon heraus, was ich bedarf, und einen Schein um die Locken bekommt Ihr auch nicht, weil —"

Er verſchwieg, daß er ein Ketzer war.

Veronika aber dachte dieſer Möglichkeit am wenigſten nach und ſagte nur: „Il mio marito —"

„Was kümmert dies Euern Mann?" unterbrach ſie Erich. „Ich werde ſelbſt mit ihm darüber ſprechen und er ſoll's wol geſtatten!"

Dieſe Erlaubniß auszuwirken, ſuchte er den Wirth der Locanda und ſagte ihm, wenn das Bild ſeiner Frau als Madonna einmal vollendet wäre, würde er es nach Paris und London zur Ausſtellung ſenden und er zweifle keinen Augenblick, daß es dort Aufſehen erregen müſſe. Zudem werde er eine Notiz mitgeben, die gemalte Mutter des Heilands wandele noch in aller Fülle körperlicher Schöne in Capri; ein Umſtand, der Tauſende von Fremden nach der Inſel locken werde.

Anfangs verzog Signor Pagano ſein kupfernes Geſicht, als hätte er ſtatt in einen Granatapfel in eine Quitte gebiſſen; nur die verlockende Ausſicht, in den nächſten Jahren ſo viel Fremde bei ſich zu beherbergen, ließ ihn endlich einwilligen.

Erich hatte nun ſeine Leinwand bald gerichtet. Unter den weißen Säulen der Pergola, welche ein ſchattiges Rebendach trugen, ſtellte er ſeine Staffelei auf und begann Veronika in die Stellung zu verſetzen, die er bereits auf ſeinem für eine lutheriſche Kirche unverfänglichen Gruppenbild angedeutet hatte. Die Frau ſelbſt benahm ſich dabei ſteif und ungeſchickt wie ein Kind und erſchien mehr als Automat, denn als ein wirkliches Weſen. Weil ſie nun jede Bewegung ſtarr und unbeholfen machte und ſich nicht natürlich gehen ließ, wie ſie ſonſt gewohnt war, ſchwand Leben und Anmuth aus dem Modell, ſodaß der Maler ſchier verzweifelte. Namentlich die Züge des Antlitzes nahmen einen typiſchen Charakter an, ohne jegliche Freiheit und Heiterkeit, und erinnerten Erich an jene ſchmerzhaften Gottesmütter, die er im tiroler Gebirge an allen Kreuzwegen erblickt und die einen abſtoßenden Eindruck hervorbrachten durch den zwar nur ſymboliſch, aber höchſt roh ausgedrückten Schmerz,

der als ein zweischneidiges Schwert durch der Maria flammendes Herz fuhr.

Die Stunden des Morgens und Abends, vor dem Einbruch der Dämmerung, konnte Erich allein zu seiner Arbeit benutzen; denn der Tag war glühend heiß und die sengenden Sonnenstrahlen prallten an dem rothglühenden Felsgestein ab, die Glut noch vermehrend. Sieben Tage rastloser Bemühung mit seinem Modell waren so verschwunden. Im Garten der Locanda, nur wenige Schritte von der Pergola entfernt, stand ein Palmbaum, der seine graziöse Blätterkrone nach einer Seite neigend solcherart vermehrten Schatten warf. Nach vielfach verworfenen Auffassungen war Erich endlich zum Abschluß gekommen. Veronika stand mit Jesus und Johannes unter der Palme, durch deren Zweige der scheidenden Sonne Goldwellen rieselten. Andächtig versunken in diese vom Himmel stammende Pracht, legt sie segnend die Hände auf die Kinder, wendet mit leis geöffnetem Mund das Haupt aufwärts, als vernähme sie aus den Wolken eine göttliche Offenbarung, die sie in ihrem Herzen bewahrt und bewegt und die sich dann später zu göttlicher Gestalt in ihr bildet.

In kurzer Zeit erschienen nun auf der Leinwand die Umrisse des Gemäldes; Erich hatte indessen diese noch nicht ganz vollendet, als ihm einfiel, wie schwierig seine vielleicht nicht unpoetische Idee sich würde in Farbe ausführen lassen; ja er zweifelte, je mehr er darüber nachdachte, vollkommen am Gelingen.

Peinlich überlegte er, ob er Veronika sein Bedenken mittheilen und sie wiederum zu einer neuen Stellung der Augen auffordern sollte. Indem er zögernd seinen Blick auf den Contouren haften ließ, verließ Signora Pagano ihren Platz und lugte dem Maler über die Schulter hinweg auf die Leinwand. Wie etwa ein Kind erschrecken mag, welches zum ersten male sein Bild im Spiegel der unbewegten Seefläche gewahrt, also fuhr Veronika bei diesem Anblick zurück. Sie schauderte förmlich zusammen und erklärte mit Festigkeit, die Madonna würde es ihr niemals vergeben und nie würde sie Fürbitte für sie einlegen, weder bei ihrem göttlichen Sohne noch bei Gott dem Herrn selber, da sie sich in sündlichem Stolz vermessen, so engelgleich und rein zu gelten wie sie und sich von guten, frommen Christen anbeten zu lassen.

Erich lachte von Herzen über des einfältigen Weibes Bigoterie; er stand von der Staffelei auf und sah mit der heitersten Miene in ihr Gesicht, über welches ein Anflug von demüthiger Trauer zog. Mit seinen feinen weißen Händen strich er Veronica eine ihrer dunkeln Locken, die sich von den Schläfen gelöst und auf die Stirn gefallen war, zurück. „Du hast recht, meine Gute", sagte er schalkhaft, „die heilige Jungfrau würde dir zürnen; auch würde die ganze heiße Lebendigkeit deines Naturells dich viel mehr zum Modell einer Bachantin befähigen!"

Die Hände ergeben gefaltet, stand Veronika ruhig da, den Blick auf den mit weißem Meerkies bestreuten Boden geheftet. Die von den schönsten Wimpern bedeckten Lider bewegten sich nicht und so glich sie in ihrer demuthreichen, gebeugten Stellung wahrlich wenn nicht der heiligen Jungfrau selber, so doch einer büßenden Magdalena, aus deren Zügen Reue und die ehemalige Verirrung strahlten. Sie aus dieser ascetischen Stimmung zu reißen, ging Erich an eine der Pergolasäulen und pflückte dort eine grüne Epheuranke, die er in ihre dunkeln Haare zum Kranz flocht. „So tanze, kleine Wilde, statt die Madonna zu spielen!" rief er lebhaft und zugleich wußte er mit seinen Fingern den Takt der schallenden Castagnetten nachzuahmen.

Gleich einer Schlange fuhr Veronika bei diesem Klange auf; der Ausdruck ungetrübtester Heiterkeit trat auf ihr Antlitz und in ihre Mundwinkel, denen die Grazien ihre reizendsten Gaben gespendet. Und nicht etwa begann sie nur langsam einen Tanz, um nach und nach in ein stürmischeres Tempo überzugehen, sondern mit einer Leidenschaft durchzuckte es ihre schönen Glieder, die sich gleichwol in berauschendem Rhythmus bewegten, daß Erich zu staunender und freudiger Bewunderung hingerissen wurde. Veronika's Haar hatte sich gelöst, frei wehten in entfesselter Schönheit um Brust und Schultern die dunkeln Wellen, ihr Auge strahlte in feuchter Glut, die frischen Lippen schwellten wie junge Rosenknospen und ganz gesättigt von Flammen schienen die lebensvollen Glieder, welche durch das anschmiegende Gewand leuchteten. Die Hände erhob sie in pantomimischer Bewegung bald über das ephenbekränzte Haupt, als schlüge sie das Tamburin, bald preßte sie dieselben gegen das Herz und streckte sie dann verlangend dem Maler entgegen, dem jetzt plötzlich einleuchtete, daß diese herrlichen Formen nie in freier Liebe dem guten Falstaff-Pagano überantwortet worden waren. Jäh, wie sie begonnen, brach sie nun auch den Tanz ab,

flüchtete ſich in den dichteſten Schatten der Pergola, wo ſie auf eine Bank niederſank und ſich das Geſicht mit einem Tuch verhüllte, während ihre Bruſt noch wogte. Ihre Nerven waren ſo erregt, daß Erich ein leiſes Zittern des Armes wahrnahm, mit welchem ſie ihr verhülltes Haupt ſtützte.

„Terpſichore müßte dir neidiſch werden, hätte ſie wie ich deine Anmuth und Lieblichkeit bewundern dürfen!"

Sie antwortete nichts —

„Sag', Veronika", begann der Maler wieder, „biſt du glücklich und möchteſt du immer auf deiner Inſelheimat weilen?"

Eine verneinende Bewegung war ihre Antwort.

„Liebſt du?" fragte er dringlicher.

Sie riß das verhüllende Tuch von ihrem Geſicht, auf welchem Staunen und Zweifel ausgedrückt war. Forſchend ruhten ihre dunkelgroßen Augen auf dem fremden Maler.

„Liebſt du?" flüſterte dieſer haſtiger.

„Ich habe einen Mann!" ſagte ſie traurig und verſchwand dann eilig durch eine nahe Thür in die Locanda.

Erich blieb allein zurück mit ſeinen Gedanken. „Gar zu eigenthümlich vermiſcht ſich bei dieſen ſüdländiſchen Frauen das Feuer ihrer Natur mit einem früh eingeſogenen naiven Glauben!" murmelte er. „Ich glaube, ſie ſind treuer in ihren Gelübden als unſere kältern, nordiſchen Naturen! Was ſoll ich von dieſer Frau eines andern denken? — —" Quälend trat der ganze Liebreiz ihrer bacchantiſchen Erſcheinung wieder vor ſeine Phantaſie. Er ſetzte ſich an die Staffelei, verwiſchte hier und dort einige Linien, zog neue und ſo ſtand faſt in oberflächlichen Umriſſen das flammende Antlitz — der Tänzerin auf der Leinwand. „Hier war wie überall in Italien von der Madonna zu Venus nur ein Schritt", ſagte er leiſe, indem er die Stifte, welche die Leinwand am Rahmen hielten, herauszog und die Skizze zuſammenrollte. „Natürlich, das ganze ſüdliche Leben entblüht ja dem Boden des claſſiſchen Heidenthums; ſtehen doch ſelbſt die chriſtlichen Gotteshäuſer auf den Trümmern der alten Göttertempel." Er ſchwieg eine Weile und grübelte — „In Pagano's Adern fließt wie in denen aller Capreſen ſchon afrikaniſches Blut. Fürchtet Veronika dieſen Othello oder iſt ſie treu aus Liebe zur Tugend? Doch, was philoſophire ich über die Beſtändigkeit der Frauen?" fuhr er mit einem Zucken der Lippen fort; „ſind wir Männer etwa treuer? In Rom liebte ich Cöleſtina, die eine der Göttlichen ſelber zu ſein ſchien und ihren Namen mit Recht trug; in Sorrento wand mir die kleine Circe Gabriella den Pinſel aus den Händen und ich lebte im ſüßen Nichtsthun; nun ſind kaum acht Tage verfloſſen, ſeit ich Capris Meerluft athme und ſchon iſt mein Herz trunken von jener Madonna Veronika, die eigentlich eine verlarvte Mänade!"

Die Nacht, welche dieſen bacchantiſchen Stunden folgte, brachte Erich unruhig und ohne Erquickung zu. In mancherlei Traumbildern ängſtigte ihn Veronika, die zuletzt als weiße Taube erſchien, welche der ſtarke Geier Pagano mit blutiger Kralle würgte und die flügelſchlagend in ſeinem Arm Schutz ſuchte.

Die Nacht war drückend ſchwül und der Orion leuchtete matt am Firmament, als Erich angſtvoll erwachte. Zögernd dämmerte der Morgen des achten Tags herauf; nur ein kahler Streif am öſtlichen Horizont verkündete ſein Nahen.

Der Maler ſprang von ſeinem mit Maisſtroh gefüllten Lager; das kleine gewölbte Zimmer ſchien ihm enger als ſonſt. Er bekleidete ſich mit ſeiner gewohnten grünen Malerbluſe, die er in den Hüften mit einem breiten Sammtgürtel umgürtete und ſteckte auch ein großes Meſſer, das in Norwegen „Tollekniv" genannt wird, in denſelben. Die Fülle ſeiner ſich ringelnden blonden Locken ſtrich er erſt aus der Stirn, ehe er ſie mit einer phrygiſchen Mütze bedeckte und dann trat er eine Wanderung ins Leben an. Er ging aufwärts die hohe mühſame Felſenſtiege, welche nach Anacapri, dem zweiten Städtchen der Inſel, führt. Faſt farblos glomm im lichtblauen Aether noch der Morgenſtern und ringsum waren die Reben, die blaublühenden Hortenſien und die brennenden Granatblüten von einem Anflug von Thau erfriſcht. Erich ging langſam Schritt für Schritt und ſog freudig die landſchaftliche Schönheit ein; er ſchalt ſich einen Thoren, nicht früher dieſe Inſelwelt durchſtreift zu haben. An der Kapelle des heiligen Antonius, welche umgeben iſt von braunem zerklüfteten Geſtein, aber dennoch nicht der bizarren und phantaſtiſchen Zierde der Agave, des Wohlgeruch verbreitenden Kapernſtrauchs und der Myrte entbehrt und die wie ein Einſiedler in weltvergeſſener Traumſtille daſteht, ging er vorüber und erreichte bald Capo di Monte. Hoch ihm zu Häupten ſtieg in chaotiſchen Maſſen das verwitterte Geſtein des Solaro empor, mit den Trümmern des „Caſtells

Barbaroſſa" gekrönt, vor ihm lagen im Grün der Oliven und wie eingeſponnen von Reben die zierlichen zwerghaften Häuſer von Anacapri und unter ihm in der Tiefe blitzte das claſſiſche Meer, wallend in des Morgens prachtvollſten Farben, denn Aurora war eben wieder geſtiegen vom Dampf aufwirbelnden Veſuv und flog im purpurnen Hyacinthgewand über die Wogen, die Kaſtanienwälder der Somma und das campaniſche Land. Iſchia und Procida waren verhüllt vom Hauch des blauen Frühdufts; auch das Cap der Circe lag in traumhafter Ferne; glänzend aber erſchien das najadiſche Ufer von Neapel, lichtausſtrahlend fielen zum Strand hinab die Felſen von Sorrent und unbeſchreiblich ſchön blaute die Welle an den feingeſchwungenen Strand von Amalfi. Hier leg' deinen Pinſel nieder und erkenne dich als Stümper! dachte Erich. Wer will der Natur dieſe Linien nachzeichnen, wer dieſen Farbenſchmelz in der Kunſt nachzaubern?

Er fühlte ſich, vorher ſchon gemüthlich verſtimmt, unglücklich, ein Maler zu ſein und bedurfte er an und für ſich aller Willensſtärke, ſich aus ſeinem dolce far niente zu reißen, ſo war dieſer Zauberanblick wenig geeignet, ihm Muth und Vertrauen auf ſeine Kunſt einzuflößen. Er beruhigte ſich ſelbſt jedoch wieder, indem er daran dachte, wie ſein neueſtes beabſichtigtes Werk ja jedes landſchaftlichen Hintergrunds entbehren könne, und nahm ſich vor, unverdroſſen und ſchnell an die Arbeit zurückzukehren. Vielleicht finde ich drinnen in Anacapri ein Mädchen, die beſſer als Veronika zu einem Madonnenmodell taugt, vielleicht die rechten Kinderköpfe für Jeſus und Johannes!

Mit dieſen Troſtworten ging er dem kleinen Städtchen zögernd zu, manchmal an einer ſtacheligen Aloë ſtehen bleibend, deren zackfarbige Blüten er bewunderte oder mit ſeinem Taſchenmeſſer ein Blatt ritzend, aus deſſen Wunde faſtig klare Tropfen hervorrieſelten.

Eben hatte er die erſten Häuſer erreicht, die für ein troglodytiſches Geſchlecht erbaut zu ſein ſchienen, als einige Mädchen, nothdürftig gekleidet, welche Armuth ihnen indeß nicht fühlbar wurde, zu ihm traten. Sie boten dem Fremden Blumen und Orangen zum Kauf und trugen auch in den Händen Zweige von Oelbäumen und Lorber. Da gab ihnen Erich einen Gran oder Bajocco, wie die Stücke eben von ihm ergriffen wurden, und in künſtleriſch kindiſcher Eitelkeit wand er nun um ſeine hochrothe phrygiſche Mütze jene Zweige, mit welchen olympiſche Sieger gekrönt wurden. Hinter ihm folgten hinein in die Stadt die ſchönen Mädchen, im dunkeln Haar einen ſilbernen Pfeil, goldene Ohrgehänge aber als unentbehrlichen Schmuck.

In Odyſſeeiſche Zeit wähnte Erich ſich zurückverſetzt und er ſelber ſchien ſich verſchlagen auf eine mythiſche Inſel, welche die Götter geſegnet mit traubenerzeugendem Boden, fiſchſpendendem Meer und der azurnen Milde eines unumwölkten Aethers.

Vor der Schwelle der Häuſer ſaßen zufriedene Mütter, ließen die Spindel im Sonnenlicht tanzen und ihre Kinder zu Füßen ſpielen; Mädchen, auch mit hochgeſchürztem Gewand, eine freiere Bewegung zu geſtatten, trugen antik geformte Krüge und andere wiederum ſaßen in den gewölbten kleinen Zimmern am Webſtuhl und hurtig flog das Schifflein herüber und hinüber bei der Arbeit ihrer niedlichen Füße.

Die ſchönſten helleniſchen Mädchenköpfe, wie man ſie auf Frieſen und Metopenbildern gewahrt, waren hier zu zeichnen und nur die Wahl mußte ſchwer werden, wie immer, wenn uns im Ueberfluß geboten wird. Gern hätte Erich in Anacapri geweilt und mit dem Bleiſtift manch ſchönes Angeſicht in ſein Skizzenbuch geſchrieben; bald jedoch ſchien es, als wandere alle Bevölkerung aus, ſo Männer, wie Mädchen und Kinder. Sie kamen aus ihren Eremitenhäuſern; froh ſchwatzend die Männer und kichernd die Mädchen, welche letztere Bündel unter dem Arm trugen, Gewebtes enthaltend. Und der ganze Strom ergoß ſich die Felsſtiege hinab auf die Marina von Capri.

Erich folgte den zum Strand Hinabſteigenden und erfreute ſich am Ufer des dort herrſchenden regen Lebens. Denn dieſe einſame Marina wimmelt fürwahr von den ſchönſten und maleriſchſten Geſtalten, wenn die Inſelbewohner die Barke erwarten, welche von Sorrent kommt. Dies kleine Fahrzeug bringt dann den abgeſchiedenen Inſulanern tägliches Brot und allerlei Nahrung, auch rohe Seide, die in Anacapri verwebt werden ſoll, und Briefe erwarten die Mädchen, die während der Wanderung zum Strande in heimlichem Zwiegeſpräch kicherten.

Nun ſaßen ſie auf dem ſonnegetränkten Felſen, mit ihrem Obergewand das Haupt geſchützt, und ſchauten über die Fläche des Meeres, welches von einer Kühle bewegt wurde, die die Wogen kräuſelte. Jener erfriſchende Elementarduft,

Digitized by Google

der dem Ocean eigen, erfüllte die Luft. Der Maler ging hin und her und die Blicke einiger neugierigen Mädchen, denen bei der geringen Anzahl der capreſiſchen Männer kein Schatz zugefallen war, folgten ihm. Jetzt ſtand er vor einem gewölbten Schuppen, aus welchem einige gebräunte Schiffer ihre Nachen an Seilen herauszogen, hinauszufahren aufs Meer und das Netz auszuwerfen.

„Kommt die ſorrentiner Barke bald?“ fragte er einen.

Dieſer kehrte dem Meere den Rücken zu, wies aber mit dem Daumen über die rechte Schulter hinaus zur Flut.

„Ecco!“ ſagte er beſtimmt.

Richtig! Wie ſonnig glänzte der Bord, wie flatterte der Wimpel am ſchwankenden Maſt; gar zu anmuthig und kokett durchfurchte das Schiffchen die Wellen, die es freudig hoben und trugen und ſpieleriſch um ſeine Planken rollten.

Bald fuhr es unter Geſang und Johlen der kleinen Mannſchaft und derer, welche wieder nach ihrem ſchönen Heimatfelſen zurückkehrten, auf den flachen Strand. Die Männer, bis zu den Knieen ihre ſehnigen Beine entblößt, ſprangen ins Meer und wateten durch die ungefährliche Brandung; andere hoben die weißverhüllten mitgekommenen Weiber auf ihre Arme und trugen ſie ans Ufer, wo nun der bunte phantaſtiſche Knäuel durcheinander wogte. Die Matronen fragten Giuſeppe oder Pio, ob er das beſtellte Brot oder Mehl zur Polenta nicht vergeſſen; die Mädchen hingegen, Tereſa, Maria, Franceſca und welch wohltönende Namen ſie ſonſt trugen, brachten dem Bootführer ihr Gewebtes, den Fleiß einer ganzen Woche, den er in Sorrento abliefern ſollte und ſchüchtern fragten ſie dann: „Una lettera, Giuſeppe? — No? —“ Glücklich und heiter ſtimmt ſelbſt den trübſten Nordländer ſolch frohes und beſcheidenes Gebaren eines anmuthigen, naturwüchſigen Volks. Erich verſpürte den Wunſch, ſeine Farben hier eintrocknen zu laſſen, eine der reizenden Evatöchter zu freien und eine Hütte zu bauen auf dieſem ſirenenhaften Capri.

Als ſich all die ſchönen jungfräulichen Geſtalten wieder nach Capri hinein verloren und ſie unverdroſſen die ſchwindelige Höhe hinanſtiegen, ſah er ihnen froh nach, denn ihre heitere Zufriedenheit hatte ſich ihm mitgetheilt. Dann ging er an der nun öden Marina entlang, ſchrieb italiſche Mädchennamen in den weißen Uferſand, welche Lettern die bläulichen Wellen mit ſalzigem Schaum gleich wieder fortwuſchen. Ohne aufzublicken, trieb er ſolch neckiſches Spiel weiter. „Coſtanza!“ ſagte er, zögernd die Silben betonend, während er ſie ſchrieb.

Da kniſterten auf dem ſandigen Strand leichte Schritte und dieſe Frage wurde mit gar lieblicher Stimme an ihn gerichtet: „Kennt Ihr mich denn, Signor?“

Ueberraſcht fuhr Erich empor und war beim Anblick einer hoheitsvollen Frauenerſcheinung vielleicht erſtaunter als Odyſſeus, da dieſem vielgeprüften Dulder am phäakiſchen Strande Nauſikaa erſchien.

In ein Angeſicht von ſo regelmäßiger Schönheit glaubte er nie geblickt zu haben; nun begriff er als volle Wahrheit die hyperboliſchen Metaphern, welche ſich in allen Volksliedern der ſüdlichen Italiener, der Sicilianer abſonderlich, wiederholen. Gewitterſchwül ruhte das mandelförmige Auge des Mädchens auf dem ſprachloſen Maler und das Lächeln um ihre Korallenlippen ſchien ſich an ſeinem Erſtaunen zu weiden. Auf dem Hinterkopfe trug ſie den Mucadore, ein farbiges Tuch, derart jedoch um das rabenſchwarze Haar geſchlungen, daß die Flechten, welche die helleniſche Stirn umrahmten, nicht verhüllt wurden. Braun war ihr Teint, groß und kühn gewölbt waren die Augenbrauen und von allerliebſtem Oval ihr Antlitz. Und eine im Hermelin Geborene konnte ſo königlichen Wuchs mit Recht beneiden. Ihr leichtes Gewand, azurblau wie Capris Aether und Meer, ſchmiegte ſich an das Ebenmaß des Körpers und verhüllte nur ſchleierhaft den lebensvollen Buſen.

„Ihr rieft mich“, begann nun wieder das Mädchen.

„Gewiß nicht“, verſetzte ſtockend der Maler, „kenn' ich doch nicht deinen Namen!“

„Coſtanza nenn' ich mich. Sagtet Ihr nicht ſo?“

Erich ſchämte ſich faſt, ſein kindiſches Spiel, welches dieſe liebliche Zauberin hergerufen, zu bekennen. „Ja“, ſagte er, und er nahm mit einem Blick dieſe geſegnete Erſcheinung in ſich auf, „ich rief den Namen Coſtanza — er iſt ſo ſchön. Denn hier am Ufer ſtehend, flogen meine Gedanken hinüber gen Sicilien, wo eines germaniſchen Kaiſers Gemahlin, wie du geheißen, im Porphyrſarge im palermitaniſchen Dom ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Und ihrer gedachte ich.“

Coſtanza betrachtete den Maler mit einer gewiſſen Scheu, denn weil ſie nicht wußte, daß

jenes Kaiſerweib ſchon ſeit Jahrhunderten in ihrer Gruft ſchläft, hielt ſie den Maler für einen Fürſten aus dem Norden und die Todte für ſeine Frau, von deren Beſtattung er vielleicht jüngſt gekommen. „Perdonate!" ſagte ſie traurig. „Ich wollte nicht trübe Gedanken bei Euch wecken." Und ſie ſchickte ſich an, zu gehen.

Erich aber lachte bei dieſer naiven Vermuthung des Mädchens hell nnd laut. „O, nein, bleibe nur!" bat er und faßte ſie bei der Hand, in welcher ſie ein kleines Binſenkörbchen trug, gefüllt mit Meerigeln, kleinen Krebſen, Seeſternen, Muſcheln und Korallenſtückchen. Sie hielt ihm das Körbchen entgegen. „Ich ſammele ſolche Meerwunder und biete ſie den Fremden an; wollt Ihr ſie kaufen?"

„Gewiß, gern!" rief der Maler, „und nimm als Preis mich und alles, was ich habe!"

„Euch? Habt Ihr hundert Ducati?" fragte Coſtanza lachend.

„Ja, Coſtanza, und mehr! Aber warum ſcheint dir dies wichtig?"

„Ein capreſiſcher Mann muß hundert Ducati haben, wenn er heirathet!" belehrte ihn das ſchöne Kind ſchalkhaft.

„So würdeſt du um ſolche Summe mein werden, für immer und unzertrennlich?" fragte Erich. Wie bei allen enthuſiaſtiſchen Naturen, war es ihm in dieſem Augenblick faſt ernſt mit ſeiner Frage. Ja, er ſchwelgte in der That in dem Glück, ein ſolches Meiſterwerk der Schöpfung für immer ſein nennen zu dürfen.

Coſtanza nickte bei ſeinen Worten mit dem Kopfe und ſagte ſcherzend: „Si, Signor!" Mit ihrem brennend heißen Auge ſah ſie auch ihm zum erſten male ins Geſicht und ſchien ſich ſeiner fremdartigen Schönheit zu freuen. Das Weib des Südens kennt auch kein langſames Reifen ihrer Liebe; ſie überſpringt alle Phaſen des Keimens und Werdens und, ihr ſelber oft zum Erſtaunen, ſchlägt ihr Herz am Abend in bräutlicher Wonne, nachdem es noch am Morgen nichts wußte vom Zauber der Liebe, der es nun umſpinnt.

Erich legte ſeine Hand in die Coſtanza's, die ihren glücklichſten Tag feierte. War ihr nicht durch die Güte der Madonna oder irgendeiner Heiligen, die ſegnend vom Himmel auf ſie herabſah, daſſelbe ſchöne Los zugefallen, welches vor Jahren ſchon einen armen Mädchen von Capri beſchert wurde, das auch ein reicher Foreſtiere zu ſeinem Weibe gemacht? — „Willſt du mir deinen Namen nicht ſagen?" bat ſie mit weichem, einnehmendem Ton.

Augenblicklich ſtutzte der Maler doch; dann erwiderte er: „Hier auf deiner Inſel nennen ſie mich Ezzelino, und ſo möchte ich mich gern von dir rufen hören."

Geradewegs führte er ſeine ſchöne Neuverlobte nun nach Pagano's Locanda. Er hielt in der That den Gedanken feſt: du vermählſt dich mit einer ſolchen Naturſchönheit — hat das nicht mancher Maler gethan? „Veronika wird Augen machen", ſagte er, „beim Himmel, was wird ſie ſich wundern!"

Er täuſchte ſich hierin. Denn als er mit der von den 100 Ducati (Thaler) ganz ſicher gemachten Coſtanza unter dem Rebendach von Luigi's Pergola ſaß und dieſem ſeine liebreizende „Braut" zeigte, wußte Pagano vor Freude, die ihm ſeiner Frau wegen wahrlich von Herzen kam, nicht Glückwünſche genug zu ſagen und ſprang mit derſelben komiſchen Haſt wie am Bewillkommnungsabend hinein in die Locanda, Veronika zu holen, die theilnehmen müſſe an dem Glücke Eccellenza's.

Veronika war aber nicht zu bewegen, Ezzelino ein gratulirendes Wort zu ſagen. „Nicht, wenn man mir Amalfi ſchenkte und Salerno dazu!" ſagte ſie feſt und zornig.

Dieſes Verweigern der Anerkennung ſeiner Liebe von ſeiten der leidenſchaftlichen Veronika koſtete zwar Ezzelino keine ſchlafloſe Nacht. Vielmehr brachte ihn um ſeinen Schlummer die fröhliche Coſtanza und die Verlobung, die er in der That am folgenden Morgen mit ihr feierte. Ein kleines Häuschen in der Nähe der Locanda, von Oelbäumen beſchattet und das terraſſirte Dach, welches man weit, weit über das Meer ſah, mit Blumen geſchmückt, hatte er ihr ſofort gekauft und ſchöne Kleider geſchenkt, ſo farbenprächtig, als ſie nur wünſchte und in Capri und Anacapri aufzutreiben waren.

Als Ezzelino ſeine geliebte Coſtanza in ihr neues Eigenthum einführte, hatte er die erſten Verſe jenes ſchönen ſiciliſchen Volksliedes ſcherzhaft warnend zu ihr geſagt:

Ans Fenſter ſollſt du dich nicht ſtellen,
Sehn dich die Männer, ſie ſterben vor Qual!

In Capri gibt es nun nichts Schöneres zu thun, als mit einer Schönheit wie Coſtanza an den Klippen zu klettern, Blumen zu pflücken, von Liebe zu ſprechen und alle Farbenpracht des Meeres, des Himmels und der Erde in durſtigen Zügen einzuſaugen. Aber am herrlichſten und die Seele

unendlich beglückend iſt es doch im Zwielicht der Nacht, wenn traumhaft das Goldhaar der Berenice im ſilbern wallenden Meer ſich ſpiegelt, der Menſchen lautes Treiben verſtummt iſt und ſelbſt die Seeſchwalbe nicht mehr flügelſchwirrend über die Waſſer ſchießt.

„Weißt du, Ezzelino, was ich wol wünſchte?“ fragte Coſtanza in einer ſolchen Nacht, da die See mondflimmernd vor ihnen lag —

„Nein, ich weiß es nicht“, ſagte Ezzelino träumeriſch —

„Ich möchte doch bald dein Weib werden!“ flüſterte ſie ihm ins Ohr, und verbarg dann an ſeiner Schulter ihr flammendes Geſicht, deſſen Röthe er ohnehin im Dämmer nicht hätte gewahren können.

„Warum drängſt du ſo?“ fragte Ezzelino, und er ließ ſie nicht antworten, weil er ſie heiß küßte.

Nach einer Weile entwand ſie ſich jedoch der Liebkoſung. „Ich habe einen Grund!“ begann ſie von neuem.

„Welchen?“ fragte Ezzelino zerſtreut und ohne begierig zu ſein, ihn zu hören.

Sie nahm ſein Geſicht zwiſchen ihre Hände und küßte lebhaft ſeine Augen und ſeinen Mund — „Ich ſag's dir, aber verſprich, nicht zu zürnen“, ſagte ſie —

Ezzelino verſprach es.

„Tomaſo“, erzählte ſie jetzt langſam, „iſt ſeit geſtern wieder in Capri —“

„Wer iſt Tomaſo? Du haſt mir nie von ihm geſprochen, Coſtanza!“

„Sieh' nicht ſo bös!“ bat ſie und wieder küßte ſie ihn. Diesmal widerſtrebte aber der Maler. „Laß mich nur reden; alles ſollſt du erfahren. Dieſe Ohrringe,“ fuhr ſie fort, indem ſie dieſelben löſte und Ezzelino zeigte, „dieſe Ohrringe erhielt ich von Tomaſo, der mich zum Weibe nehmen wollte. Ich hab' ſie nur getragen, weil er ſchwur, mich zu ermorden, falls ich es verweigerte. Und er hätte es gethan, denn er iſt wie ein Tiger. Er beſaß nicht, wie du, hundert Ducati; da ging er nach der Straße von Boniſacio und in die corſiſchen Gewäſſer auf den Korallenfang und dachte, mich ſo zu verdienen. Ich rief ihm noch ins Schiff hinein, nicht mit tauſend Ducati möcht' ich ihn freien, aber er ſagte: «Ich bekomm' dich doch!»“

Sie athmete einen Augenblick ſchwer und warf dann die Ohrringe hinunter ins Meer und antwortete: „Jetzt hab' ich nichts mehr von ihm; biſt du zufrieden, Lieber?“

Ezzelino runzelte die Stirn —

„Bei der Mutter Gottes“, ſagte Coſtanza, vor ſeinem Unmuth erſchreckend; „ich betete ja jeden Abend und Morgen, er möge in einem Schiffbruch untergehen, damit ich ihn nie wieder zu ſehen brauchte! Er hätte mich erſtochen“, fuhr ſie zuſammenſchauernd fort; „nun aber, da ich dich habe, fürchte ich ihn nicht mehr, wenn er auch ſuchen wird, mich zu treffen. Findet er mich als dein Weib, ſo wird er nur fluchen und mich verwünſchen, bin ich dies jedoch nicht, wird er Uebles von mir reden auf der ganzen Inſel und ich bin keine Secunde ſicher vor ſeiner Rache —“

Der Maler ließ das Mädchen, die er, gleichſam eines Ueberfalls gewärtig, bei ihren letzten Worten ſchützend umfaßt, frei und ſah ſtarr vor ſich hin auf den Fels —

Er murmelte in ſeiner Mutterſprache, zweifelnd und grübelnd, wie einſt Hamlet: „Soll ich oder ſoll ich nicht? Warum bin ich plötzlich ſo unentſchloſſen, da ich doch den Muth haben wollte, eine ſolche poetiſche Wahl zu treffen? — —“ Tauſend Bedenken, immer neue, kamen ihm. Er konnte nicht für immer auf der Inſel bleiben; wäre es aber nicht gar zu abenteuerlich geweſen, plötzlich in ſeiner Heimat mit einer ſolchen Frau anzukommen? Würde ſich Coſtanza im Norden ſo glücklich gefühlt haben wie auf ihrem Inſeilande?

Liebe und Pflicht kämpften in ſeiner Bruſt einen harten Kampf. Er machte ſich klar, nach dem erſten verflogenen Liebesrauſch, nachdem jene reizende Naturwüchſigkeit und Naivetät, welche ihn ſo ſehr an Coſtanza feſſelte, ihm zur Gewohnheit geworden wäre, würde er namenlos unglücklich werden, denn alle Unterſchiede von Sitte und Bildung würden dann ſchroff hervortreten. Ja, er überredete ſich, es ſei ſogar ſeine Pflicht, Coſtanza zu laſſen, da er ſie dauernd nicht beglücken könne. Schnell hatte er einen Plan gefaßt. Er wollte noch kurze Zeit mit ihr auf der Inſel wohnen, in ihrer Begleitung alle Schönheit genießen, welche das Eiland bietet, ihr das Haus und eine beträchtliche Summe zurücklaſſen und dann wieder nach Rom gehen, allein, dort ſeine unterbrochenen Studien aufzunehmen.

Coſtanza hatte ihn in ſeinen Gedanken nicht geſtört und horchte jetzt lebhaft auf, als er ſich zu ihr wandte mit den Worten: „Ich kenne in Sorrento den Padre Antonio gut; der mag unſere

Digitized by Google

Hände ineinanderlegen, und mit ihm zuvor Rücksprache zu nehmen, will ich in diesen Tagen hinüberfahren, damit dann ohne Verzug die Hochzeit stattfinden kann!"

Wie glücklich dankte ihm das reizende Kind! Selige Thränen stürzten aus ihren Augen und freudeschluchzend barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Ezzelino wurde unheimlich bei ihren Liebkosungen. Jedes ihrer Worte traf schmerzlich sein Herz, in welchem schwarzer Verrath und tückische Untreue wie Giftblumen emporschossen. Er führte sie heim in ihr kleines Haus, aber an der Thür sagte er „Addio" und blieb nicht, wie er zu thun gewohnt war.

Schmerzlich sah Costanza dem Forteilenden nach; sie verstand nicht, warum er nicht eingetreten war, diese einsamen Räume zu heiligen durch seine Gegenwart.

In Ezzelino's Brust brannte es wie höllisches Feuer; so mag Kain zu Muthe gewesen sein, als er seinen Bruder Abel erschlagen.

Die Mitternacht war schon vorüber. Er setzte sich, in der Locanda angekommen, an den Marmortisch, auf welchem seine Skizzenbücher lagen, und starrte gedankenlos an die Wölbung der Decke. Dann ging er an seinen Koffer, nahm eine Rolle mit 200 Ducati (Thalern) und schrieb darauf: „Costanza's Eigenthum."

„Ich habe leichtsinnig ein Versprechen gegeben, welches ich nicht halten kann!" rief er laut, indem er mit heftigen Schritten sein kleines Zimmer durchmaß. „Und dann, wird sich Costanza nicht zu trösten wissen? Heilt nicht die Zeit jegliche Wunde?"

Aber gerade dieser Gedanke machte ihm furchtbaren Schmerz; er konnte es mit seinem Egoismus, Liebe nannte er's, nicht in Einklang bringen, am Duft dieser schönsten Blume von Capri möge sich noch ein anderer letzen. Es jagte noch eine andere Idee durch sein Hirn. Wär's nicht möglich, daß sie schon früher Tomaso zu eigen war? Lange quälte ihn dieser Verdacht, endlich verwarf er ihn wieder. Er setzte sich abermals an den Tisch und durchblätterte seine Zeichnungen. „Bleibe ich hier und wird Costanza mein Weib", murmelte er, „so bin ich für die Kunst verloren! Doch dies soll nicht sein! Etwas Großes will ich darin noch leisten und so mag Costanza der Kunst geopfert werden —!" Ja, er fühlte nun, so er ihrer gedachte, eine gewisse Sättigung. Er war fest entschlossen, statt der fingirten Fahrt nach Sorrent direct in Neapel zu landen, um nie wieder jenes Zaubereiland, welches der Solaro mächtig überragt, zu betreten.

Eins der Skizzenbücher lag noch geöffnet vor ihm; zerstreut malte er in verschiedenen Schriftzügen Costanza's Namen wie einst unten am Strande. Dann gedachte er des Schmerzes, den seine Braut erleiden würde, wenn sie bald dem Entflohenen nachseufzen würde wie einst Ariadne ihrem geliebten Theseus.

Der Sonnenschein des Morgens fiel schon licht ins Zimmer, als Ezzelino noch immer wachte. Auch die Stimme Luigi's, der im Hause rumorte, vernahm er bereits. Und ganz kurze Zeit darauf hörte er wilde, zornige Worte und Verwünschungen; ja es schien ihm, man nenne seinen Namen. Er begab sich hinunter in die Küche und spähte durch das Fenster in die Wirthsstube.

Ein junger Mann von fast afrikanischem Typus, mit wolligem Haar, großen Ringen in den Ohren, gekleidet in ein an der Brust offenes schmuziges Hemd, das früher roth gewesen zu sein schien, saß am Tisch und trank hastig ein um das andere mal aus einem gefüllten Weinkruge. Um die Beinkleider trug er eine blaue Schärpe, wie Ezzelino sie oft bei Schiffern gesehen, und in ihr steckte ein breites, doppelschneidiges Messer.

Luigi Pagano stand, mit der Hand auf den Tisch gestützt, neben dem Fremden und sprach besänftigende Worte. „Geh'", bat er, „und sprich selbst mit dem Maler!"

„Cospetto!" schrie der andere und schlug mit seiner nervigen Faust auf den Tisch, daß der Krug zitterte, „was hab' ich mit dem Maler zu thun? Mich wundert's nicht, daß sie ihm gefallen, aber der Dirne will ich zu Leibe, so wahr ich Tomaso heiße! Hab' mich geplagt und geschunden wie ein Hund und muß solche Schande erleben! Bei der Madonna schwör' ich's, sie soll erfahren, was in Capri die Vendetta bedeutet!"

Ezzelino hörte nichts mehr von der Entgegnung, welche Pagano auf die gefährliche Erinnerung an diese Rache machte.

In der größten Aufregung verließ er die Locanda und eilte zu Costanza. Er wollte sie schützen vor der Wuth dieses braunen Teufels oder sie ihm wenigstens so lange entrücken, bis sein erster Zorn sich gelegt.

Als er über die Schwelle des Thores trat,

flog ihm das liebende Mädchen schon entgegen und klammerte sich an seinen Hals.

„Du kommst so früh!" jubelte sie und bemerkte in ihrer Freude nicht, wie bleich und verstört der Geliebte war.

Ezzelino setzte sich auf einen kleinen Stuhl von Palmenholz und versuchte sich zu sammeln. Er war ganz im Unklaren, was er zunächst beginnen solle, um Costanza vor der Rache Tomaso's zu retten. Diese aber kniete vor ihm und liebkosend nahm sie, wie sie so oft that, sein Haupt zwischen ihre Hände. Sie strich mit den Fingern durch sein unordentliches Haar, glättete und küßte es und sagte dann scherzend: „Das ist das Oel!"

„Laß, mein Lieb!" brachte Ezzelino endlich hervor. „Nimm diesen Schleier über das Haar und folge mir!"

„Wohin?" fragte das Mädchen, indem sie that, wie ihr geheißen. „Nach Sorrent etwa? Ja, nach Sorrent!"

Ezzelino nahm sie stumm bei der Hand und führte sie hinab nach der Marina, noch immer unentschlossen, was er eigentlich beginnen sollte.

„Nach der Grotta azurra, Signore?" fragte einer der Fischer, als sie am Strande anlangten.

„Si, si!" versetzte Ezzelino rasch. Und er trug Costanza in die Barke, froh darüber, sie außer dem Bereich des wüthenden Tomaso zu wissen. Nun flogen sie über die warme, sonnige Flut.

Wenige Minuten nach der Abfahrt erschien an der Marina Tomaso, der an Costanza's Hause vergeblich um Einlaß gebeten und sich überzeugt hatte, sie müsse es schon verlassen haben. Von einigen Schiffern erfuhr er, wohin sie mit Ezzelino gefahren. Kurz entschlossen nahm er auch eine Barke und ruderte den Flüchtigen nach. „Zur Hölle will ich die Dirne schicken!" knirschte er mit den Zähnen.

Als Ezzelino die märchenhafte Grotte erreicht, vergaß er über diesem wundervollen Blau und der magischen Pracht, die ihn und seiner Begleiterin schöne Gestalt in ätherischen Duft hüllte, einen Augenblick seine ganze Lage. Gleich flüssigem Ultramarin von blendendster Klarheit brachen sich die Wellen an der kleinen Barke und aus der Tiefe schienen Lichtgarben zu streben, welche die gläsernen unterseeischen Paläste der Nixen erleuchten.

Jetzt vernahm man Ruderschläge, dann trugen die Wellen durch die niedere Oeffnung der Höhle einen Nachen, in welchem Tomaso mit blitzendem Auge und hochgeschwungenem Stahl stand.

„Heilige Jungfrau!" stammelte mit entsetzlicher Angst Costanza und klammerte sich an den Geliebten.

Dieser fuhr nach seinem Gürtel, den „Tolleknif" herauszureißen, aber er hatte ihn in der Eile vergessen.

„Bete dein letztes Ave!" schrie Tomaso mit teuflischer Stimme. Er befand sich in diesem Moment dicht neben der Barke des Malers, der mit seinem Körper die Zusammengesunkene schützte und seine unbewehrten Hände dem Messer seines Feindes entgegenstreckte.

„Fort, cane tedescho!" schrie der Wüthende. Mit einem Satz sprang er in Ezzelino's Nachen und führte gegen Costanza den Stoß.

Aber Erich fing ihn auf und taumelte, ins Herz getroffen, nieder in die Barke. In Costanza's Schos verblutete er und sein letzter sterbender Ton war: „Vergib, du — Liebe!" Dann leuchtete das Azur der Grotte auf den regungslosen bleichen Zügen des Hingeschiedenen. Tomaso wurde von hinzugekommenen Schiffern bewältigt.

Um dieselbe Stunde saß spinnend in der einsamen Nordlandshütte Erich's Mutter und gedachte des theuern Sohnes, der drunten in Italien an dem für die neue Kirche bestimmten Altarblatt malte. „Ja, ja", murmelte sie und ihr Spinnrad schnurrte, „der ist ein glücklich Geborener, denn ein Nordlicht erhellte den Himmel in der Nacht seiner Geburt!"

Eine Karpatenreise.

Von O. Junghann.

II.

Sobald wir, müde und erschöpft vor Anstrengung und Hunger, aus dem Walde traten, stürzte eine Schar von Kindern, welche die Ruser gewesen waren, in das Haus hinein und wie die Zicklein in der Fabel von der Ziege und dem Wolf wollten sie uns nicht einlassen, obgleich ich meine ganze polnische Beredsamkeit aufwandte, um ihre Herzen zu rühren, bis endlich die Mutter kam, welche Streu im Walde gesammelt hatte, der ich nun mit glühenden Farben unsere Lage schilderte. Die Folge davon war, daß wir in kurzer Zeit eine große Schüssel voll Kartoffeln mit Butter und eine ganze Kanne voll süßer Milch vor uns auf

dem Rasen hatten, die wir denn mit außerordentlichem Appetit beide vollständig leerten, ohne vorläufig auf den Kreis von Kindern zu achten, welche uns umstanden und uns staunend zusahen. „Αυτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἔντο", da fragte man uns in echt Homerischer Weise: „Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν?" und obgleich wir nicht an der königlichen Tafel des Alkinoos uns gesättigt, auch kein fettes Ferkel des Eumäus verspeist hatten, so erzählten wir doch mit dankbarem Gemüthe unsere Herkunft und unser Vaterland und nachdem so die ersten gastlichen Förmlichkeiten beendet waren, wurde unter dem Dache der Hütte ein Streulager bereitet, wo wir unter dem behaglichen Brummen der unter uns lagernden Kühe und dem gleichfalls gemüthlichen Geschnupper der daneben lagernden Schafe trotz des leisen durch die Schindeln säuselnden Windes einer ziemlich sanften Ruhe genossen.

Die Hütte, in welcher wir übernachteten, war ein einfaches Blockhaus, welches durch zwei aus Baumstämmen aufgeführte Wände in zwei größere zu beiden Seiten liegende Räume, die Viehställe, und einen kleinen dazwischenliegenden, die Wohnung, eingetheilt war. Ueber den dreien lag der Heuboden, auf welchem wir zu logiren die Ehre hatten. Die Stube war mit einem Bette, mehreren Bänken, unter denen die Streulager für die Kinder sich befanden, einem Gesimse für die Schüsseln und einem Kamin ausgestattet, welcher letztere geflissentlich gegen die Grundsätze, nach welchen man einen guten Kamin erbaut, construirt zu sein schien. Am andern Morgen gingen wir in die Stube hinab, die sich nach und nach immer mehr durch die Kinder belebte, welche aus allen Ecken unter den Bänken hervorkrochen und ohne einen Laut von sich zu geben nach den Messern griffen und Kartoffeln schälten. Während dann das Morgenbrot gekocht wurde, gingen alle ins Freie hinaus, um nicht in dem sich entwickelnden Rauche zu ersticken. Nur die Frau wagte sich manchmal in den Qualm hinein, stürzte aber jedesmal mit thränenden Augen sehr bald wieder zur Thür heraus. Nachdem wir das uns gebotene Mahl von Kartoffeln und Milch verzehrt, die Frau mit einigen bunten Taschentüchern, um welche sie gebeten hatte, bezahlt und unter die Kleinen unsere Kreuzerstücke vertheilt hatten, welche eine mächtige Sensation erregten, machten wir uns von neuem auf, um das Meerauge zu suchen, jedoch mit dem Entschlusse, von der uns bezeichneten Normalstraße nicht abzuweichen.

Wir kamen fast in die Ebene, wenigstens in mildere Gelände hinab und unser Weg führte uns nun auf gebahnter Straße durch mehrere goralische Dörfer, wo wir neben den prächtigen Aussichten auf das großartige Gebirge, welche wie eine selbständige erhabene Melodie eine glücklich passende Begleitung zu der heitern Musik unserer Seelenstimmungen bildeten, hauptsächlich mit den Bewohnern uns beschäftigten. Fast sämmtliche Leute, die ich da gesehen habe, waren liebenswürdig. Vor dem ersten Hause stand ein alter Mann mit Falten im Gesicht, welche nur die Freundlichkeit gezogen haben konnte, und als wir uns näherten, steckte er die Hände in den Gürtel, stellte sich behaglich zu einem längern Geplauder zurecht und rief uns zuversichtlich „Scąd panowie?" (Woher die Herren?) entgegen. Er begleitete uns dann weit, um uns den Weg zu zeigen. Vor einem andern Hause stand ein junges Weib und das Product der naiv in ihrem Gesicht arbeitenden Neugierde war ein freundliches „Scąd panowie?" Ein kleiner Knabe begegnete uns und „Scąd panowie?" hieß es zuversichtlich. Ich wäre gern gleich immer dageblieben. Ich fühlte lebhaft, wie schön und genußreich es ist, freundlich zu sein. Heiter und harmlos leben diese Menschen in ihren kleinen Besitzthümern, essen ihre Kartoffeln mit Milch und freuen sich über ihr und anderer Dasein. Sie kennen die Sprödigkeit nicht und zuversichtlich nähern und geben sie sich jedem, den sie treffen, in der Voraussetzung, daß auch er eine so freundliche Theilnahme an allem hegen müsse wie sie selbst. Ueber den Begriff von Mein und Dein scheinen sie sich allerdings nicht eben klar zu sein, sodaß wir beständig vor kleinen Diebereien auf unserer Hut sein mußten. Indessen theilen sie diese Eigenschaft wol mit den meisten niedrig cultivirten Völkern, und wenn man sieht, wie naiv, ich möchte sagen wie unschuldig sie sich dabei benehmen, so kann man ihnen unmöglich deshalb böse sein.

Endlich erreichten wir das letzte Dorf der Bukowina, wo wir einige Zeit rasteten, um uns dann wieder in das Gebirge zu versenken. Wir sahen hier den ersten eigentlichen Slowaken, einen Knaben von dem Menschenstamme, welcher nur noch in geringer Anzahl im Herzen des Tatragebirgs wohnt, wo er vollständig unberührt von dem allgemeinen Wesen des Fortschritts und durch die Rauheit seines Landes selbst an der Geselligkeit verhindert seine alte ursprüngliche Sitte und

Sprache unverändert beibehalten hat. Der Knabe war ein Muſter von menſchlicher Schönheit. Das reiche braune Lockenhaar, welches über die edeln Schläfe bis auf die Schultern herabwallte, die ſchöngewölbte, nicht allzu hohe Stirn, die feinen Linien der dunkeln Augenbrauen, die im höchſten Grade edle Naſe, die großen ſchwarzen Augen in einem Rahmen von ſchmelzender Schönheit, der Mund gebildet aus den ſchönſten Linien und Flächen, welche die Natur erfinden konnte: alles vereinigte ſich, um ein Geſicht zu bilden, welches ſich wie die überzeugendſte Wahrheit tief in mein Gedächtniß einprägte. Aber dieſer ſchöne Mund war ausdruckslos. Weder Anmuth noch Heiterkeit noch Ernſt umſpielte ihn; es umſpielte ihn — nichts. In den großen dunkeln Augen lag tiefe, ſtille Nacht und wenn ſich der Blick auch auf verſchiedene Gegenſtände richtete, das Auge blieb regungslos und ſtumm. Nichtsdeſtoweniger war der Blick nicht ſtumpf. Es lag in dieſen Augen nicht eine unendliche Leere, ſondern eine leere Unendlichkeit, ein unendliches potenzielles Vermögen; die ausgezeichneten Geiſteskräfte, welche ohne Zweifel in dieſem Kopfe ſchlummerten, waren nicht geweckt, nicht actuell geworden. Dieſer Knabe kennt noch kaum eine Freude, kaum einen Schmerz. Er kennt kein beſſeres, kein ſchlechteres Gericht als Kartoffeln und Milch, er kennt kein beſſeres und kein ſchlechteres Lager als ſeine Streu unter der Bank. Er iſt des Morgens, wenn die Sonne aufgegangen iſt, mit ſeiner Heerde auf eine Matte gezogen, da hat er auf einem Felsblocke geſeſſen, ſeine großen leeren Augen ſind auf einen andern Felsblock geheftet geweſen und ſeine Heerde iſt ruhig weidend vor ihm auf- und abgegangen. Und wenn die Sonne wieder hinter die Felsgrate hinabgeſtiegen iſt, ſo iſt er zu der einſamen Hütte ſeiner Aeltern zurückgekehrt. Und unterdeſſen hat die Natur, durch keine feindlichen Kräfte in ihrem Wirken geſtört, den Körper zu jener Schönheit herangebildet und wie ſie im Kelche der Blume mit geheimem Wirken auch das kleinſte Staubfädchen in genauer Ordnung aufſtellt, ſo hat ſie an dieſem Knaben jedes Glied mit gleicher Sorgfalt ausgebildet und auch die feinſte Nuancirung nicht vergeſſen, um eine Menſchengeſtalt zu bilden, wie ſie ſich dieſelbe denkt. Wenn mir dieſer Knabe einerſeits ein Beweis dafür iſt, daß Schiller recht hat, wenn er ſagt, daß ſich da die „architektoniſche Schönheit" des Menſchen ſtets am ſicherſten, am reinſten und am vollkommenſten ausbilden wird, wo das freie Spiel des Geiſtes die körperliche Ausbildung nicht modificirt, ſo iſt er es mir auch andererſeits für die Behauptung, daß der Menſch urſprünglich nichts hat als potenzielles Vermögen, daß ſein Geiſt urſprünglich eine tabula rasa, ein glatter, unbewegter Waſſerſpiegel iſt, der ſich erſt nach äußerer Einwirkung kräuſelt.

(Schluß in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die alte Künſtlerwelt.

Wie die allgemeine Weltgeſchichte durch Anwendung der Naturgeſchichte, der Völkerphyſiologie, durch ſcheinbar ihr fern liegende Wiſſenſchaften wie die der Statiſtik und der ſocialen Oekonomie einen reichern Hintergrund gewonnen, ſo gewinnt die Kunſtgeſchichte durch unſere wachſende Kenntniß von der Perſönlichkeit der einzelnen Meiſter täglich ein beliebteres Anſehen.

Die frühere Kunſtgeſchichte glich einer Säulenhalle mit Bildern und Statuen; vor den Werken aber verſchwanden bis auf ihre Namen die Meiſter. Wie viel Einzelheiten auch Vaſari über die italieniſchen Künſtler beibringt, ſo fehlt ſeinen Biographieen doch vollſtändig der Zuſammenhang, der Ueberblick auf die geſammte Kunſtentwickelung. Die Briefe der Meiſter, die man allmählich in große Sammlungen vereinigt, zeigen ſie uns in ihren perſönlichſten Beziehungen und erſchließen uns ihr Haus, ihre Verhältniſſe, ihre Seele.

Während durch ſie viele bisher ungelöſte Fragen in dem Leben wie in der beſondern Kunſtweiſe eines jeden ihre Erklärung finden, dienen ſie andererſeits den Erzählern zum willkommenen Stoff.

Aus ihnen ſind denn auch die „Künſtler-Geſchichten" von Auguſt Hagen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861, 2 Bdchn.) entſtanden, die uns in zweiter Auflage vorliegen, nachdem ſie vor Jahren bei ihrem erſten Erſcheinen ein Aufſehen machten, das ſchon ein früheres Erſcheinen der zweiten Auflage hätte erwarten laſſen.

An die Chronik des Lorenzo Ghiberti anknüpfend, der im Beginn des 15. Jahrhunderts die Erzthüren zur florentiner St.-Johanniskirche goß, die „Thüren, die zum Paradieſe führen" nach Michel Angelo's Ausſpruch, ſchildert Hagen in gefälliger, novelliſtiſcher Form die Schickſale und das Treiben der damaligen Künſtler in Florenz. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet der großartige Dombau, den Brunelleſchi vollführte. Von ihm wandern wir durch die Malerwerkſtätten Lippi's,

Digitized by Google

Roſſeli's, Maſaccio's, die Gärten der Mediceer, meißeln und formen mit Donatello und ſehen den glänzenden Eintritt Leonardo's da Vinci in dies bunte und freudig bewegte Treiben. Halb nur ſind es Geſchichten, zur andern Hälfte iſt es eine Geſchichte und Schilderung des Vorzüglichſten, was Florenz in jenen Tagen in den Künſten hervorgebracht. Auch die Dichtkunſt iſt nicht ausgeſchloſſen, wiederholt leſen wir die Gedichte Lorenzo's de' Medici.

Inſofern darf man das angenehm geſchriebene Buch, das nur zuweilen in zu enger Nachahmung des ſchwülſtigen Stils Ghiberti's ſündigt, als eine Quelle der Belehrung, einen Beitrag zur Kenntniß jenes Zeitraums betrachten. Für den ſinnigen Leſer wird ſich das novelliſtiſche Zuthun des Verfaſſers leicht und ohne Mühe als das Blumengerank um ſeinen eigentlichen Stoff offenbaren. Ganz ohne Irrthum iſt er freilich nicht geblieben und es erſcheint darum doppelt wunderbar, daß man ſeine Erzählungen in allem Ernſt zum Beweis für kunſthiſtoriſche Behauptungen aufſtellte. Wir verzeichnen zwei der auffallendſten: Leonardo da Vinci ſoll nach ihm Maſaccio in der Kapelle Brancacci haben malen ſehen. Leonardo iſt 1452 geboren, Maſaccio ſchon 1443 geſtorben. Er beſchuldigt — und dies geht beinahe über das Maß dichteriſcher Freiheit hinaus — einen immerhin tüchtigen Künſtler, Pier di Coſimo, Filippo Lippi aus Liebeseiferſucht vergiftet zu haben, da nun Maſaccio aus demſelben Becher trank, ſei auch er an dem Gifte Coſimo's geſtorben. Aber Pier di Coſimo iſt erſt 1441 geboren, Lippi 1469 geſtorben; die Entſtellung iſt in Bezug auf Maſaccio offenbar, in Hinſicht auf Lippi eine Phantaſie.

Neue Gedichte.

V.

Von Ludwig Auguſt Frankl, einem wohlberufenen Namen der öſterreichiſchen Dichtergruppe, liegen uns zwei neue Gaben vor: „Helden- und Liederbuch" (Wien u. Prag, Kober u. Markgraf, 1861), und „Der Primator" (Ebendaſelbſt, 1861).

„Der Primator" (zu Prag, im Mittelalter, hießen ſo die dem Bürgermeiſter beigegebenen Aelteſten der Gemeinde und die Juden der Stadt nannten danach ihre Richter) iſt eine poetiſche Erzählung, in deren Stoff und Behandlung ſich gleichmäßig das eigenthümliche Talent Frankl's ausſpricht, die Verbindung einer in Bildern und etwas ſtark aufgetragenen Farben ſchwelgenden orientaliſchen Phantaſie mit einer gewiſſen Kühle und Berechnung des Verſtandes, der ſich in Ueberraſchungen und Sentenzen gefällt. Der Inhalt iſt: Zu einem Feſt der Chriſten auf das Schloß geladen, wird bei einem plötzlich ausbrechenden Streit der Primator gezwungen, ſeinen Glauben abzuſchwören und die Taufe anzunehmen. Das Entſetzen erfaßt bei dieſer Kunde alle Juden, in leidenſchaftlicher Erbitterung mordet der Vater des Primators den eigenen Sohn und ſteckt, damit die That nicht ruchbar werde, ſein Haus in Brand.

In der Wärme der Schilderung wie in dem glücklich getroffenen Ton der mittelalterlichen Sage halten wir dieſe kleine Erzählung für eine der vorzüglichſten Frankl's, wenigſtens hat ſie uns mehr angeſprochen als „Ein Magyarenkönig", ein Gedicht, das in neun Abtheilungen das „Helden- und Liederbuch" eröffnet. Hier iſt der Stoff des Ganzen ohne rechten Gedanken und Kern, eine wüſte Epiſode des Mittelalters, zu der das reiche und prunkende Beiwerk nicht recht ſtimmen will. Der Inhalt des Buchs iſt ſonſt mannichfaltiger Art; an die Helden ſchließen ſich Glaubensſtreiter, Künſtler, Propheten. Dichter ſind wunderliche Leute und es iſt nicht gut mit ihnen ſtreiten; wie „der Herzog von Reichſtadt" unter die Helden, indiſche Frauen, die ſich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen, leider nicht, wie wir aus engliſchen Berichten zur Genüge wiſſen, aus Liebe zu den Todten, unter die „Glaubensſtreiter" gerathen, löſen wir nicht; es iſt die alte Frage: Wie kommt Saul unter die Propheten? Bei den öſterreichiſchen Dichtern, Lenau vielleicht ausgenommen, gilt die Kühnheit und Phantaſtik der Ausſchmückung, die verſchwenderiſche Pracht der Bilder für nothwendig zum Weſen eines Gedichts; ſeltener begegnet man bei ihnen dem einfachen, beſtimmten Ausdruck des Herzens; man könnte ſagen, der ſpaniſch-arabiſche Zug Calderon's iſt auch bei ihnen vorwiegend. Die Kenntniß des Morgenlandes, das er bereiſte, hat dieſen Zug in Frankl noch verſtärkt; alles erhält bei ihm einen leidenſchaftlichen Hauch, eine brennendere Färbung. Trifft er nun einen Stoff, der dieſe Behandlung leiden kann und erſt in ihr ſeine eigenſte Schönheit offenbart, ſo reißt er den Leſer mit ſich fort, — ſo in den meiſten ſeiner jüdiſchen Legenden, den Sagen von Alexander. Aber die ſtillſte und zarteſte Empfindung des Herzens läßt ſich für uns nicht in dieſen Tönen wiedergeben; uns widerſtrebt dies gemachte orientaliſche Colorit. Wer tauſchte um die Lieder an Friederike, an Lili den „Weſt-öſtlichen Divan" ein? Nicht gut ſind Verſe wie

Du hörteſt nur den Laut der Rede,
Melodiſch wiegte dich der Klang;
Schon ſchmiegt ſich, wie der Schwan an Lede,
An deine Seele mein Geſang.

Flieh'! Wie der Stein der Bologneſen,
Der Lichtmagnet, in Flammen blüht,
So leuchtet auch mein ganzes Weſen,
Von Frauenſchönheit angeglüht.

Indeſſen, ſo vielgeſtaltig und jedem anders der Begriff der Liebe iſt, redet ſie auch verſchiedene Sprachen. Wenn der Dichter in dieſen Gedichten nicht auf volle, ungetheilte Zuſtimmung rechnen kann, wird ſie ſeinen Balladen und Naturbildern um ſo ſicherer zu Theil werden.

Anders ſpiegelt ſich der Oſten, ſeine Palmen und ſeine Dichtung, in Julius Hammer's Art wider. Frankl bemerkte allen Schimmer, das Wunderbare, Berauſchende an ihm, er ſog ſeine Sonnenſtrahlen ein, Hammer vertiefte ſich in das Geheimnißvolle,

Sinnreiche, die Spruchweise seiner Lehrer und Sänger. Aus einer langen Beschäftigung mit ihnen ist seine Umarbeitung eines ihrer vorzüglichsten Werke entstanden, das nach den Vedas der Inder, dem Buche Hiob's die hervorragendste Stellung in jener Literatur einnimmt: die Psalmen. „Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen von Julius Hammer" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Ihrem Zwecke gemäß bemühten sich die bisherigen Uebersetzungen der Psalmen meist nur mit einer wortgetreuen Wiedergabe des Textes, ohne sie umdichtend zu Gedichten zu schaffen. Luther's Uebersetzung hat bei allen Mängeln, deren sie die Sprachgelehrten mit Recht beschuldigen, doch den unermeßlichen Vorzug, mit dem deutschen Geiste in nächster Wahlverwandtschaft zu stehen. Hammer hat die Psalmen in gereimte Verse übersetzt. Die Schwerfälligkeit, die Härte und das Gezwungene in Luther ist allerdings zur Freiheit und Schönheit erhoben und durchgehend lesen sich diese Dichtungen wie deutsche Kirchenlieder, entsprungen aus deutschem Herzen; es begreift sich, daß dabei nur an protestantische, nicht an katholische Hymnen zu denken ist. Ob man aber dabei die Reminiscenz an Luther's kernige Weise, an den majestätisch widerhallenden Wohlklang, der im Parallelismus, jener eigenthümlichen jüdischen Dichtart, liegt, ganz verbannen kann, mag subjectives Gefühl entscheiden. Wir setzen, um die Weise der Uebertragung zu charakterisiren, den ersten Psalm her:

Wohl dem, der nicht den Rath
Gottloser geht zu theilen!
Noch tritt der Sünder Pfad,
Noch weilt, wo Spötter weilen;
Nein, der mit Lust bedacht
Auf das Gesetz des Herrn,
Und forschet Tag und Nacht
Nach seiner Lehre gern!

Der ist dem Baume gleich,
Gepflanzt an Wasserbächen,
Deß Früchte und Blätter reich
Von seinem Segen sprechen.
All', was er thut, gedeiht;
Nicht so, die ohne Treu', —
Sie sind zur Erntezeit
Vom Wind verjagte Spreu.

Darum nicht im Gericht
Bestehen Gottes Feinde,
Und Frevelvolle nicht
In der Gerechten Gemeinde.
Die Bahn der Frommen, seht,
Kennt Gott der Herr voll Huld,
Doch ins Verderben geht
Der Weg der Sündenschuld.

Die „Einleitung" beschäftigt sich mit einer eingehenden Untersuchung über die Entstehung der Psalmen, ihrer eigenthümlichen Form und gibt treffende und anregende Bemerkungen über die Poesie der semitischen Völker, deren Wesen und Bedeutung sie in der Lyrik ausgedrückt findet.

Neue Romane und Novellen.

XV.

Methodistisch und pietistisch schreiben viele Amerikanerinnen à la Beecher Stowe. So Marie Cummins, die Verfasserin des „Lampenwärters", von der „Havilah" vorliegt (deutsche Uebertragung, Leipzig, J. J. Weber, 1861). Wir werden hier auf den Libanon geführt und lernen uns zeitgemäß über syrisches Christenthum orientiren. Ein Maronitenkloster, Mr. Trefoil's, des gutmüthigen Amerikaners Fabrik, Beirut, Damascus, ein Beduinenlager, alles das umrahmt von einer Liebesgeschichte mit scharf hervortretender gottseliger Färbung. Havilah, das gazellenartige, ätherische Töchterchen des Fabrikanten, und Mr. Meredith, der stolze, in sich abgeschlossene britische Millionär, überwinden erst langsam die Contraste, welche in ihren Charakteren liegen, um sich unauflöslich für das Leben zu binden. Mayfuna, das Türkenkind, verzehrt sich in Sehnsucht nach einem das wahre Heil verheißenden Glauben und der interessant geschilderte Beduinenjüngling Abdul fällt fast als Beute seiner verzehrenden Eifersucht, Meredith und Havilah wie ein Spion verfolgend und bereit zum Mord des gehaßten Nebenbuhlers; ein Verbrechen, das Havilah zu hindern weiß und so ihrem Geliebten die eigene Lebensrettung durch ihn bei einem Erdbeben vergilt. Die Beschreibungen des Schauplatzes sowie die Schilderung einiger sehr spannenden Scenen sind natürlich und lebendig und fordern nicht selten den Griffel des Zeichners heraus.

Glossen.

Kleinigkeiten sind es, durch die ein Kunstwerk die Vollendung erreicht; doch ist ein vollendetes Kunstwerk allerdings — keine Kleinigkeit!

• •

Die Größe eines Staats hängt nicht von seiner Gesetzgebung ab, sondern von dem Charakter seiner Bürger.

• •

Kleine Widerwärtigkeiten gleichen Schneeflocken, welche langsam nur ihr weißes Tuch auf die Erde decken und dennoch können sie sich zu einer Lavine sammeln!

• •

Gewohnheiten sind einer Perlenschnur gleich, deren Knoten man nicht zerreißen darf, ohne Gefahr zu laufen, sie nicht wieder zusammenlesen zu können.

• •

Man kann einen geistreichen Mann bewundern. Um ihm zu vertrauen, muß er mehr besitzen als Geist.

• •

Der Fortschritt einer Nation läßt sich nur berechnen durch das Aufsummen individueller Bestrebungen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Krieg in Nordamerika. III. — Aus deutschen Bädern. I. Pyrmont. — Ein Handbuch für das praktische Leben.

Der Krieg in Nordamerika.

III.

R. G. — In seiner berüchtigten Botschaft (vom 5. December v. J.) erklärte der abtretende Präsident Buchanan die Bundesregierung gesetzlich nicht für ermächtigt, gegen die Secessionisten mit Gewalt einzuschreiten. Aber nicht nur in der Weise, wie wir schon erwähnten, formell, sondern auch ideell war nach seiner Auffassung die sich und ihr Recht vertheidigende Union im Unrecht. Buchanan behauptete, nicht der Congreßbeschluß, die Sklaverei fernerhin von den Territorien auszuschließen, nicht die Versuche verschiedener freier Staaten, den Vollzug des Sklaven-Flüchtlings-Gesetzes zu verhindern, hätten den südlichen Sonderbund herbeigeführt, sondern das gegenwärtige Unheil rühre nur von den fortgesetzten Agitationen der Nordstaaten und von deren bösem, auf die Sklaven selbst gerichtetem Einflusse her, infolge dessen nicht mehr „das Gefühl der Sicherheit um den Familienaltar" herrsche; man hätte sich der Besorgniß vor einem Sklavenaufstande hingeben müssen u. s. w.

Was die Gefahr eines Sklavenaufstandes betrifft, so möge allerdings ein kleiner Umstand zur Charakteristik der Situation erwähnt werden. Seit der Erwählung des jetzigen Präsidenten Lincoln haben die Neger von ihren eigenen Herren denselben mit fanatischer Wuth beschimpfen hören. Im allgemeinen aber gab man ihm den überhaupt für die nördlichen Republikaner vom Süden gebrauchten Spitznamen des „Black Republican"; die Neger hörten auch hier und da erzählen, daß dieser Bösewicht die Neger frei machen wolle und Aehnliches, sodaß endlich die Sklaven sich den vielgenannten Lincoln als eine Art von schwarzem Messias ausgemalt haben. So haben nun die Sklavenhalter selbst unter die Neger einen gefährlichen Freiheitsgedanken geworfen, den sie durch alle Strenge schwerlich mehr unterdrücken können.

Während Präsident Buchanan, wie wir gesehen haben, durch sein Verhalten die Trennung der Südstaaten, d. h. die Rebellion, thatsächlich gefördert hat, wurde die Wahl des für den 4. März d. J. neuerwählten Präsidenten Lincoln*) das Signal zur Eröffnung factischer Feindseligkeiten, weil jetzt die Südstaaten sich auf Widerstand seitens der Union gefaßt machen mußten. Mit Lincoln's Erwählung erhielten zum ersten male wieder nach langer Zeit die freien nördlichen Staaten das Uebergewicht in der Centralregierung, sodaß hierdurch wenn auch keine sofortige Aufhebung der Sklaverei, so doch keine Begünstigung weiterer Ausdehnungen zu erwarten stand. Kurz die Sklavenhalterpartei sah bei dem Siege der Humanitätsprincipien kein Heil mehr für sich in der Union. Die Lossreißung erfolgte und der Präsident dieses südlichen Staatenbundes, Jefferson Davis, erklärte bei seiner Einführung am 18. Februar, daß eine Wiedervereinigung nicht gewünscht werde. Die Trennung war also nicht eine traurige Nothwendigkeit, hervorgerufen durch Bedrohung wirklicher Rechte, sondern sie stellte sich als ein längstgehegter Wunsch des Sonderbundes heraus, zu dessen Realisirung nur ein hinreichender Anlaß fehlte. Die Abstimmungen im Congreß gegen die fernern Uebergriffe der Sklavenstaaten und die Wahl des republikanisch gesinnten Präsidenten Lincoln wurden als Anlaß aufgegriffen, mit Recht oder Unrecht, gleichviel, der Anlaß wurde herbeigewünscht und er mußte sich wol finden.

Aus allen hier angestellten Betrachtungen gewinnen wir folgende Resultate: 1) Die südlichen Sklavenstaaten sind durch nichts zu der Empörung gegen die Union und zu dem Bruche der Verfassung berechtigt gewesen oder genöthigt worden. 2) Das germanische Element, gegenwärtig im Bunde das herrschende, vertritt die Grundsätze vollständiger Freiheit; das im Süden vorwiegend romanische Element kämpft für aristokratischen Despotismus und für Pfaffenherrschaft. 3) Die Partei des Südens begnügt sich nicht mit Anerkennung der vorhandenen Zustände, sondern beansprucht Unterwerfung des Gegners unter ihren Despotismus.

Zur Ergänzung dieser Punkte müssen wir bekennen, daß die Lossreißung der südlichen Staaten zwar an sich eine verbrecherische Handlung ist, daß aber unter den obwaltenden Umständen eine durch die Bundesregierung legalisirte Trennung und Bildung eines besondern südlichen Staatenbundes doch wol wünschenswerth ist. Wir haben schon angedeutet, daß die Idee einer solchen Theilung keine neue ist; sie hat den früher schon ausgesprochenen Drohungen zu Grunde gelegen und den fortgesetzten Bemühungen der Sklavenhalter zum Siege verholfen. Dieser Plan eines südlichen Reichs ist mit den schon mehrfach versuchten Eroberungen Cubas, überhaupt mit Vergrößerungen des Sklaventerrains eng verbunden; auch das nördliche Mexico wird dabei in Betracht

*) Die Präsidentenwahl erfolgt immer auf vier Jahre und der 4. März ist der Tag für den Antritt der neuen Präsidentschaft.

gezogen. Wenn wir den gewaltigen Umfang des Gebiets der Vereinigten Staaten sowie auch die unendlich verschiedenen sich widerstrebenden Elemente, die sich hier zusammengefunden und weiter entwickelt haben, berücksichtigen, so erscheint es ganz natürlich, daß sich hier zwei in ihrem innersten Wesen feindliche Nationen bilden mußten, deren fernere Vereinigung uns fast unmöglich dünkt. Wenn auch die Bundesregierung für jetzt, um ihr Ansehen zu behaupten, mit allen Mitteln die Rebellion der Secessionisten bekämpfen muß, wenn auch das Aufgeben der ganzen Südküste, namentlich des Mexicanischen Meerbusens, ein ungeheuerer Verlust für die Union sein würde, so sehen wir dennoch keinen Ausgang, wie die schmerzhafte Loslösung des faulen Gliedes umgangen werden könnte. Mit erneuten Zugeständnissen wird die Union nur ihre Schwäche anerkennen, sich moralisch vernichten, ohne doch für die Dauer das Wiederholen der gegenwärtigen Katastrophe verhindern zu können. Weil aber so Großes auf dem Spiele steht, wird auch der Kampf aller Wahrscheinlichkeit nach ein bitterer und langer sein. Auf dem neueröffneten Congreß zu Washington hat Präsident Lincoln in seiner Botschaft (vom 5. Juli) 400 Millionen Dollars und 400000 Mann zur Kriegführung gefordert und vom Congreß noch mehr bewilligt erhalten. Wir haben keine Ursache zu glauben, daß solche enorme Mittel ohne die bestimmte Voraussicht langer Kämpfe weder gefordert noch bewilligt werden und können hiernach annehmen, daß die bisher bewiesene Mäßigung und Besonnenheit der Bundesregierung nicht auf den Mangel der erforderlichen Energie des Handelns schließen lassen, wie wir schon in dem ersten unserer Artikel, gegenüber der maßlosen Ungeduld, in der Alten wie Neuen Welt, mit Zuversicht aussprachen.

Schließlich wollen wir nach den vorliegenden Berichten des neuesten Census für 1860 eine Uebersicht der Sklavenbevölkerung im Verhältniß zu den Freien in den Unions- wie in den conföderirten Staaten geben. Leider muß hierbei bemerkt werden, daß selbst die officiellen Angaben in der Bevölkerungsstatistik unzuverlässig sind. So liegen uns nach dem letzten Census zwei Berichte vor, die sehr voneinander abweichend sind. Dennoch werden die Zahlenangaben, um das Verhältniß anzudeuten, hier genügen können.

Die Totalbevölkerung ist	
in den Freistaaten	18,951814
In den Sklavenstaaten	12,434373
im Bundesgebiet Columbia	75321
In den Territorien	187380
Summa	31,648888 Einwohner.
Davon sind Sklaven	3,951801.

Wohl zu beachten ist aber hierbei, daß hier zu den Sklavenstaaten sehr viele gehören, die der Union treu geblieben sind, wie Maryland, Delaware u. a. Wir haben auch bereits früher gesehen, daß die Bevölkerung der abgefallenen (conföderirten) Staaten zu den Staaten der alten Union sich verhält wie 7 zu 18.

In den einzelnen Staatengruppen befindet sich die Sklaverei zur freien Bevölkerung auf folgendem Standpunkt: In den Staaten Maine, Massachusetts, Neuhampshire, Rhode-Island, Connecticut, Vermont — in Summa über 3 Millionen Einwohner — befinden sich schon seit dem Jahre 1800 keine Sklaven mehr.

In der Staatengruppe Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und Columbia — in Summa über 8 Millionen Einwohner — befinden sich nur 92367 Sklaven, davon die überwiegende Mehrzahl auf die drei letztgenannten Staaten kommt.

In den Staaten Virginien, Nord- und Südcarolina und Georgien beträgt die Bevölkerung gegen 5 Millionen, davon 1,686739 Sklaven. Die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa und Minnesota haben nur freie Bewohner (gegen 8 Millionen); dagegen bilden in den Staaten Kentucky, Tennessee, Mississippi, Alabama, Louisiana, Missouri, Arkansas, Florida, Texas die Sklaven durchschnittlich beinahe die Hälfte der Bevölkerung, indem hier von 4,907113 Einwohnern 2,173832 Sklaven sind.

Hiermit möge vorläufig unsere übersichtliche Darstellung der Sklaven- und Kriegsfrage der Vereinigten Staaten geschlossen sein. Unser Interesse wird dem Kampfe, abgesehen von den hier gegenüberstehenden großartigen Principien, um so lebhafter folgen müssen, als wir das deutsche Element daselbst in so hervorragend günstiger Weise vertreten sehen. In der Diplomatie haben in jüngster Zeit die Deutschen in Amerika glänzende Siege erfochten. Möchten auch ihre Siege auf dem Schlachtfelde ihrer Begeisterung für die Sache entsprechen! Gilt es doch einen Kampf, der die heiligsten Interessen der Menschheit berührt.

Aus deutschen Bädern.

I. Pyrmont.

*** Das Fürstenthum Waldeck wäre ohne sein berühmtes Pyrmont ein unbekanntes und ungenanntes Stückchen Erde, obwol es an der schönsten Waldecke Mitteldeutschlands liegt. Sein Name ist unstreitig aus seiner Lage entstanden. Das Schloß Waldeck ist längst eine Ruine und das Städtchen gleiches Namens nicht etwa die Residenz der Fürsten; diese heißt Arolsen und die eigentliche Hauptstadt Korbach, was zwar in allen Handbüchern der Geographie steht, aber bei den meisten verehrlichen Lesern wahrscheinlich in Vergessenheit gerieth.

Pyrmont war vor mehr als funfzig Jahren das berühmteste Modebad, beliebter und interessanter als jetzt Baden-Baden, dem wir, beiläufig gesagt, auch nicht mehr so viel Geltung zugestehen können, als es noch vor einigen Jahren besaß. Das Gedränge von zweifelhaften Persönlichkeiten ist in Baden-Baden zu undurchdringlich. Man muß stoßen und sich stoßen lassen, man rudert in einem Menschenmeer, in welchem man die einzelnen Menschen nicht

mehr ſieht, wie in einem Wald die Bäume verſchwinden nach dem Sprichwort. In Pyrmont waren zur glänzendſten Zeit immer nur ſo viel Badegäſte anweſend, um ein belebtes Tableau intereſſanter Menſchen mit nöthiger Staffage abzugeben. Es wurde damals überhaupt nicht ſo viel gereiſt, weil es noch nicht ſo viel müßige und genußſüchtige Menſchen und freilich — keine Eiſenbahnen gab. Unter den wenigen Reiſenden war man gewiß, immer bedeutende Leute zu finden.

Die pyrmonter Allee war der geeignete Sammelplatz. Der prächtige Saal von grünen Linden, wenigſtens vierfach ſo groß wie der Promenadenraum in Baden-Baden, iſt für das ſchauluſtige Publikum ein ſehr bequemes Terrain. Es hat jeden Morgen Gelegenheit, einige dutzendmale die Anweſenden Revue paſſiren zu laſſen, denn die Brunnendiät ſchreibt es ſtreng vor, daß langſam und oft derſelbe Pfad zurückgelegt werde, ſodaß die Leute volle Muße haben, ſich einander zu beſehen, zu erforſchen und zu beurtheilen.

Die berühmte ſchöne pyrmonter Allee, die wir vorhin nur in geſelliger Hinſicht einen Salon nannten, iſt vielmehr ein grünes Gewölbe, ein vollſtändiger Dom mit Seitenſchiffen, wie die gothiſche Baukunſt ihn in ihren großartigſten Schöpfungen nachgebildet hat. Zur Zeit der Lindenblüte fehlt es auch nicht an Weihrauch in dieſen Blätterhallen; von der ſechsfachen Baumreihe weht der Blütenduft faſt betäubend hernieder. Die friſche Kühle der pyrmonter Allee kann auch oft an Kirchenduft erinnern; im Hochſommer ein Genuß, iſt ſie bei Regen- und Herbſtwetter nicht ohne Gefahren für die Badegäſte. Die herrliche Allee hat auch leider noch eine andere Aehnlichkeit mit einem Kirchenbau; wie bei einem ſolchen ſo häufig der Ungeſchmack der Zeit häßliche Anhängſel und Nebengebäude duldet, ſo hat man auch ihre ſchönen Seitenalleen mit verkrüppelten Buden zum Verkauf, kleinen elenden Häuſern und einem Theater von unglaublicher Geſchmackloſigkeit verunſtaltet. Auch der Curſaal, in andeen Badeorten meiſtens die Krone der Anlagen, gleicht einer Reitbahn nebſt Pferdeſtällen und beengt die Ausſicht in die prächtigen himmelhohen Baumpartieen und Blumenparterres, die ſich der Hauptallee anſchließen und ein wahres Paradies von Vegetation dem Auge darbieten würden, wenn nicht das Gerümpel von alten Baulichkeiten überall im Wege ſtände. Das ſogenannte Kaffeehaus ſchließt die Allee auch nach der Straße ab und ſteht dem häßlichen Theater gegenüber, alſo von beiden Seiten ſind die Promenaden mit Gemäuer umgeben, die Luft und Sonnenſchein völlig abſcheiden. Es iſt unbegreiflich, wie der Schönheitsſinn hier ſo gänzlich vom Bedürfniß verdrängt werden konnte. Das Kaffeehaus enthält zugleich die Speiſeſalons und in ſeinen untern Räumen die Spielhölle, die ihren Namen hier in der That führt, denn es iſt finſter genug darin. Es mag ſein Gutes haben, daß keine Eleganz, kein Lichterſchimmer wie in Baden-Baden hineinlockt und daß mancher Badegaſt kaum ahnt, wo die Falle aufgeſtellt iſt. Indeſſen kommen verlorene Seelen genug in den dunkeln Raum und namentlich Sonntags iſt er ganz gefüllt mit Leuten aus den niedern Ständen. Die Spielwuth kann hier mit kleinen Sätzen ihre Opfer feſſeln; viele gehen vom grünen Tiſch in die berühmte Schwefelhöhle, ein gähnendes Grab. Eine Warnungstafel ſteht an einem einſamen Waldplätzchen und bittet in mehreren Sprachen, man möchte ja nicht die Stufen hinabgehen, die zu einem geſchloſſenen Gewölbe führen, weil die Ausdünſtung des Schwefelbodens oft ſo ſchnell emporſteigt, daß Schwindel und Tod ſich auf dem Fuße folgen. In frühern Jahren war eine Wache an dieſer gefährlichen Stelle errichtet; die Leute machten ſich ein Nebenverdienſt, indem ſie eine Ente oder eine Katze in die Vertiefung hielten, um ſie ſchon nach einer Secunde ſcheintodt wieder herauszuziehen, und den Vorübergehenden gegen einige kleine Münzen den ſchauderhaften und ſeltſamen Anblick darboten. Jetzt ſind die Stufen mit einem Eiſengitter umſchloſſen, das aber einen Verzweifelten, der den Tod ſucht, nicht aufhalten wird. Wie in allen Badeorten, wo franzöſiſche Spielpächter geduldet werden, iſt auch in Pyrmont die Sorge für die Bequemlichkeit und Unterhaltung der Badegäſte ihnen überlaſſen. Sie thun ziemlich viel dafür, wenn auch nicht in ſo großartigem Maßſtabe wie Herr Benazet in Baden-Baden oder die Herren Blanc in Homburg. Der Curſaal wird jeden Abend bis 10 Uhr glänzend erleuchtet, ein Büchertiſch iſt reichlich mit Journalen und Zeitungen verſehen, ein gutes Inſtrument ſteht im Nebenzimmer, damit die Muſikliebhaber nicht die Zeitungsleſer ſtören, Concerte und Bälle finden häufig ſtatt, wo aber die beſſere Geſellſchaft nicht tanzt, ſondern nur als lachluſtige Kritik erſcheint, denn auf ſolchen öffentlichen Bällen gibt es noch tanzende Originale, an denen das Auge ſich erfreuen kann.

Außer den Bauſünden in der nächſten Umgebung der Allee hat Pyrmont keine aufzuweiſen; es iſt ein überaus hübſches Städtchen mit geradlinigen Straßen, wo ſich Balconhäuſer und Blumengärten anmuthig aneinander reihen. Einzelne Plätze haben ſogar Paläſte und Parkanlagen, wie Baden-Baden ſie nicht reizender beſitzt. Die Umgegend iſt eine reiche Berglandſchaft, obwol ſie nur von den Ausläufern größerer Gebirge gebildet wird. Der Teutoburger Wald ſtreckt ſeine Zweige bis hierher und das Süntelgebirge ſeine anmuthigen Hügelreihen. Der Hohenſtein, ein anſehnlicher Höhenzug, lockt durch ſeine ſagenreichen Felſen beſonders die romantiſchen Bergwanderer an; Spuren der Heidenzeit mit ihrem märchenhaften Gottesdienſt finden ſich zahlreich vor und haben im Volksmunde die Ortsnamen beſtimmt. Der nahe Köterberg wird von Alterthümlern ſtandhaft Götterberg genannt, obwol die weſtfäliſche Mundart unter „Köter“ Hund verſteht. Runenſchrift und roh gemeißelte Geſtalten ſind allerdings faſt in allen Felſenſpalten der hieſigen Gegend vorhanden. Die berühmten Erterſteine haben jedoch allein ausführliche hiſtoriſche Unterſuchungen erfahren. Die Alterthümler ſind leider eine ausſterbende Zunft geworden; noch vor zwanzig Jahren ſah man dieſe Originale mit Knotenſtock und Hammer in unſern Bergen umherwandern; aber jetzt ſind ſie verſchwunden und die meiſten Badegäſte, die uns alljährlich beſuchen, ahnen gar nicht, welche hiſtoriſche Schätze bei uns zu heben wären; daß ſogar ſchon Karl der Große unſer Pyrmont gekannt und ſeine ſtählenden Bäder gebraucht hat, verſichern unſere Chroniken glaubhaft genug. Sein berühmter Feind und nachheriger Freund, Wittekind, der Sachſenherzog, mag ihn wol oft in dieſe Gegend gelockt haben, wo ſeine ſchönſten Domänen lagen. Das angelſächſiſche Enger, wo Wittekind's Gebeine in der uralten Kirche ruhen, iſt nur wenige Meilen von hier

entfernt; das Städtchen Lügde, eine preußische Enclave jetzt, eine halbe Stunde von Pyrmont gelegen, besitzt noch eine Kirche, die ihre Abstammung von Karl dem Großen mit jedem ihrer altersgrauen Steine bezeugen kann.

Der Besuch Friedrich's des Großen ist weniger sagenhaft; zu seinem Andenken hat einer der waldigen Hügel den Namen Königsberg erhalten und eine steinerne Gedenktafel bezeichnet den Platz, wo er die schöne Aussicht genossen. Mit diesem Besuch des Königs hat ein Bewohner und Verehrer von Pyrmont eine historische Badeliste begonnen und so genau wie möglich zu ermitteln gesucht, welche berühmte Persönlichkeiten in jedem Jahre hier verweilten. Es ist dabei merkwürdig, daß bis zum Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl derselben bedeutend ist (Moses Mendelssohn, Zimmermann, Herder, Goethe, Humboldt) dann aber sich stets verminderte. Es gibt entweder überhaupt nicht mehr so viel berühmte Leute in der Welt oder sie kommen nicht mehr nach Pyrmont oder in die Bäder; diese gehören der Aristokratie, namentlich der des Geldes.

Ein Stern erster Größe in der historischen Badelliste von Pyrmont war der Aufenthalt der schönen Königin Luise von Preußen. Damals war die berühmte Allee wirklich ein Saal voll der gewähltesten Hofgesellschaft und ein Theater für das schaulustige Publikum. Wie viel mehr gab es damals zu sehen in der vornehmen Welt! Die schönen Frauen versteckten ihre Reize nicht hinter Mantillen und Crinolinen wie jetzt. Ein elegantes Kleid durfte keine einzige Falte werfen; die Gestalten erschienen fast so unverhüllt wie die Statuen des Griechenthums. Weiter wie drei Ellen war kein Röckchen und breiter wie drei Finger keine Taille. Die schöne Königin hatte hier, wenn den Anmerkungen der historischen Badeliste zu trauen ist, ein kleines Abenteuer, das in keiner ihrer Biographieen steht. Sie liebte den Putz und den Glanz wie jede schöne Frau und ließ sich mit kindlichem Wohlgefallen in den Buden der Allee oft zeigen, was die Kaufleute auskramten, um die königliche Börse zu öffnen. Ein Juwelier aus Kassel hatte einen besonders köstlichen Schmuck von Rubinen und Perlen, der für eine schöne Frau ganz besonders erfunden zu sein schien. Der Preis war jedoch zu hoch für den weiblich sparsamen Sinn der Gemahlin eines Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich ein schlichter Hausvater war. Die Königin kam einigemale, um den Schmuck zu sehen, versuchte abzudingen und mit ihrer holdseligen Freundlichkeit den Kaufmann zu einem niedrigern Preise zu bewegen, wobei sie ihn mehrmals bei seinem Namen: „Mein lieber Knieriem!“ nannte. Ueberwältigt davon sinkt der Juwelier, einer der reichsten Männer in Kassel, plötzlich ihr zu Füßen und ruft: „Ja, ich bin dein lieber Knieriem und du meine liebe Luise! Nimm hin den Schmuck, er ist dein ohne schnödes Gold! Ich liebe dich!“ Bestürzt entfernte sich die Königin. Der Aermste war wahnsinnig geworden durch ihre Herablassung, ihr häufiges Wiederkommen. Er hat noch lange nachher in Kassel gelebt, aber seinen Verstand nicht wiederbekommen. Der Ritter von Lang sagt in seinen pikanten Memoiren sehr wahr von der Königin Luise: „Die Freundlichkeit in den Mienen dieser Huldin ist so unwiderstehlich, daß sich hoch und niedrig in sie verlieben muß.“ Der arme Knieriem war also zu entschuldigen. Die königliche Koketterie des Herzgewinnens verschwand übrigens nach dem unglücklichen Jahre 1806.

Eine andere romantische Episode der historischen Badeliste jener Zeit war das erste Zusammentreffen Wilhelm von Humboldt's mit seiner Freundin Charlotte Diede, die durch ihren Briefwechsel der Gemüthsseite des berühmten Mannes eine so schöne Entwickelung bereiten half. Eine Landpredigerstochter aus der Gegend von Hannover, kam sie wie alle Bewohner der Umgegend alljährlich, um vier Wochen in der großen Welt zu leben, deren Inbegriff Pyrmont damals war.

Die Nebenalleen sind von westfälischen Bauern bevölkert, die in ihrer malerischen Nationaltracht ein hübsches Genrebild abgeben. Die Männer tragen weiße Leinwandröcke mit schachenrother Weste gefüttert, runde flache Hüte mit langen schwarzen Bändern und Blumensträußen daran; die Frauen weite, kurze, faltige Purpurröcke, schwarze Mieder mit blanken Knöpfen und goldgestickte Schneppenhauben. Die Tracht ist noch jetzt ganz dieselbe, auch hat die Mode keinen Einfluß auf den Besuch der westfälischen Landleute in Pyrmont gehabt; sie kommen noch immer wie damals mit ihren vierspännigen Leiterwagen voll Schinken, Butter und Pumpernickel, Proviant für die ganze Badecur, bei welchee dergleichen zwar verbotene Dinge sind, ihnen aber trefflich bekommt, wie sie denn überhaupt das Bad gegen alle Uebel gebrauchen, für die es bei weniger bäurischen Naturen Gift sein würde. Nach „dem Brunnen“ zu fahren verordnen sie sich selbst und täuschen sich selten im Erfolg. Es sind meistens die reichsten Bauern der Umgegend, deren erbliche „Colonate“ an Umfang und Alter mit manchem Rittergut rivalisiren könnten; aber sie versuchen es nie, in der Hauptallee neben den vornehmen Toiletten zu wandeln, sondern ziehen es vor, exclusiv in ihren Nebenalleen zu bleiben.

(In nächster Nummer: Franzensbad.)

Ein Handbuch für das praktische Leben.

* Es ist bewundernswerth, welche Fülle von Kenntnissen, welcher Reichthum von Thatsachen sich in unsern encyklopädischen Werken aufspeichert. Die Brockhaus'sche Verlagshandlung hat auf dem Grundstamm ihres in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten „Conversations-Lexikon“ immer wieder neue Verzweigungen des allumfassendsten Wissens gezogen und gepflegt; die vielfachen Ergänzungen desselben, vom Standpunkt der neuern und neuesten Fortschritte, namentlich der geschichtlichen Ereignisse, sind bekannt.

Auch das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon“ ist allmählich bis zu seinem vierten Theile vollendet. Achtzig Lieferungen (à 7½ Ngr.) sollen das ganze Gebiet der für das praktische Leben erforderlichen Kenntnisse umfassen; 20 Lieferungen liegen vor und enthalten einen Schatz anregender und belehrender Winke über jedes Vorkommniß im Hause, in der Familie, von den Symptomen der Krankheiten an bis zu den höhern Gesetzen der Erziehung und der Lebensweisheit. Aeltern werden z. B. die dicht nebeneinander stehenden Artikel über „Bleichsucht“ mit ebenso viel Aufmerksamkeit und Befriedigung lesen wie über „Blödigkeit“ und — „Billigkeit“.

(Ausgegeben am 1. August 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 32. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Franz von der Trenck, der öſterreichiſche Pandurenoberſt. Von Dr. Gräſſe. — Maria. Von E. Freiherrn von Bibra. — Eine Karpatenreiſe. Von P. Junghann. III. — Kunden aus der Ferne. VI. Freiherr von Bibra über Südamerika. — Neue Romane und Novellen. XVI. — Gloſſen. — **Neues aus der Welt.**

Franz von der Trenck, der öſterreichiſche Pandurenoberſt.

Läßt auch die Ausführung viel zu wünſchen übrig, ſo gereicht es dem Patriotismus der deutſchen Schriftſteller doch in der neuern Zeit zur beſondern Ehre, daß derſelbe es ſich zur Aufgabe gemacht hat, einzelne hervorragende Perſönlichkeiten vergangener Tage dem deutſchen Volke, wenn auch in der Form des hiſtoriſchen Romans, vorzuführen und dadurch zugleich das Gefühl für unſer Vaterland mit der Erinnerung an einzelne Großthaten ſeiner Söhne möglichſt anzuregen.

So laſen wir vor kurzem die Schickſale des unglücklichen Opfers der unverſöhnlichen Rachſucht Friedrich's des Großen, des Freiherrn Friedrich von der Trenck, in einer erneuerten Bearbeitung des im vorigen Jahrhundert erſchienenen merkwürdigen Lebenslaufs deſſelben. Gegenwärtig hat der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten, ein Herr A. von L., nun auch das Leben des Vetters deſſelben, des öſterreichiſchen Pandurenoberſten Franz von der Trenck (Celle, Schulze, 1860), als Seitenſtück zu jenen erſcheinen laſſen.

Zwar entbehrt letzterer vorzüglich eines Factors, der den Lebenslauf ſeines Couſins gleich beim erſten Erſcheinen deſſelben zu einem Volksbuche machte, nämlich des Mitgefühls, welches jeder nur irgend gebildete Menſch für den unglücklich Verfolgten empfand; allein dennoch hat auch dieſes Buch wieder ein ganz beſonderes Intereſſe, denn ſein Inhalt greift viel mehr in die Zeitepoche ein, wo ſein Held hingehört, ich meine die für Deutſchland und Oeſterreich insbeſondere ſo wichtige Zeit des Siebenjährigen Kriegs.*)

Franz von der Trenck, in der Neujahrsnacht 1714 zu Reggio in Calabrien als Sohn des aus der preußiſchen Adelsfamilie der Trenck ſtammenden öſterreichiſchen Oberſtlieutenants von der Trenck, der in der genannten Stadt in Garniſon ſtand, geboren, brachte ſeine frühere Jugend in einer Jeſuitenerziehungsanſtalt zu, trat ſchon mit ſeinem 17. Jahre in die öſterreichiſche Armee ein, mußte aber ſeine Offizierſtelle ſeines unruhigen Charakters und ſeiner halsſtarrigen Widerſetzlichkeit gegen die ſtrenge Disciplin wegen ſehr bald wieder aufgeben. Er ging nun nach Rußland. Allein auch dort blühten ihm keine Roſen; er ließ ſich eine Inſubordination gegen ſeinen Oberſten zu Schulden kommen, ward zum Tode verurtheilt und es gelang ihm nur mit Mühe,

*) Wir erwähnen bei dieſer Gelegenheit, daß die Hande und Speuer'ſche Buchhandlung in Berlin die noch immer ſchätzenswerthe „Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs" von Archenholtz in einer gefällig ausgeſtatteten und recht billigen Ausgabe hat erſcheinen laſſen. D. Her.

nach Ungarn zu entkommen. Er gelangte am 31. Mai 1740 zu seinem Vater, der Commandant in Leutschau war und ihn für kriegsrechtlich durch die Russen erschossen beklagte; dieser schickte ihn auf eine seiner Herrschaften in Slawonien und hier zeigte er bereits in einem Kampfe mit einer Räuberbande den wilden Muth, der späterhin seinen Namen fast sprichwörtlich machte. Allein selbst diese tapfere That ward von seinen Feinden, deren er sich damals schon eine ziemliche Anzahl gemacht zu haben scheint, verdächtigt und er ward der Begehung eigenmächtiger Handlungen und des Eingriffs in die Gerichtsbarkeit der höchsten Behörden, ja des Todtschlags selbst angeklagt und vermochte sich nur durch die Flucht der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. Es gelang ihm endlich, trotz vieler Hindernisse, nach Wien zu gelangen und durch den Herzog Karl von Lothringen eine Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia zu erlangen, welche ihn anfangs sehr hart anließ, sich aber dann doch durch seine geschickte Vertheidigung bewegen ließ, ihn zu begnadigen und ihn sogar zum Major und Chef eines Freicorps zu ernennen. Freilich mochte zu dieser schnellen Wendung seiner Verhältnisse nicht etwa blos sein schönes Aeußere, welches ihn auch dem unerfahrenen Auge als einen Mann, geschickt, alle Strapazen zu ertragen, erscheinen ließ, beigetragen haben, sondern das scharfe Auge der großen Kaiserin hatte in ihm den Mann entdeckt, der in der damaligen gefährlichen Lage des Kaiserreichs ihr von großem Nutzen sein konnte, und es ist bekannt genug, daß Maria Theresia immer den rechten Mann zur Ausführung ihrer Plane zu finden wußte. Er war gerade zu einer Stunde vor sie getreten, wo die junge Habsburgerin sich rings von den dringendsten Gefahren umgeben sah. Es war beim Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, als Preußen, Frankreich, Spanien, Baiern, Sardinien und Sachsen im Verein Erbansprüche auf einzelne Länder des durch den Türkenkrieg geschwächten und in seinen Finanzen gänzlich zerrütteten österreichischen Staats erhoben, wo Friedrich der Große Schlesien erobert, der bairische Kurfürst Karl Albert, nachdem er, von französischen und sächsischen Truppen unterstützt, sich eines Theils der deutschen Erblande bemächtigt hatte, sich zu Linz als Erzherzog huldigen und nach der Eroberung Prags sich gar daselbst zum König ausrufen ließ. Es ist bekannt, daß damals Maria Theresia in ihrer höchsten Noth an die ungarische Nation um Hülfe sich wandte und daß die begeisterten Magyaren ihr ein Heer zu Hülfe sandten, welches die Baiern nicht blos aus Ober- und Niederösterreich vertrieb, sondern auch in Baiern selbst einfiel und dort mit Sengen und Brennen furchtbare Rache für die von den kurfürstlichen Truppen verübten Gewaltthaten nahm.

Bestand nun jenes ungarische Heer selbst eigentlich nur aus Tausenden von wilden Reitern, denen jede Mannszucht fremd war, so war dies noch weit mehr mit jenem Corps Panduren der Fall, deren Führer Trenck wurde. Es war aus allen Nationalitäten der Bewohner der Militärgrenze zusammengesetzt und so kriegsgeschult seine Mitglieder durch ihre langjährigen Kämpfe mit den Türken waren, so wurden sie doch auf der andern Seite auch selbst dem eigenen Heere, dessen Vorhut sie bildeten, lästig, indem sie durch ihre wilden und entsetzlichen Grausamkeiten und Räubereien die Einwohner der Gegenden, wohin sie kamen, dermaßen in Furcht setzten, daß dieselben aus panischem Schreck alles im Stich ließen und ihnen nur menschenleere Dörfer und Städte hinterließen. Dies machte schon damals viel böses Blut gegen Trenck, allein die Umstände verhinderten es, daß von seiten des Armeecommandos gegen ihn vorgeschritten ward, weil dasselbe den großen Nutzen, den der wilde Bandenführer im allgemeinen den österreichischen Fahnen brachte, wohl erkannte. So kam es, daß in der Kriegsgeschichte jener Zeit der Name Trenck neben denen eines Bärenklau und Khevenhiller ehrenvoll genannt wird.

In den Jahren 1744—45 ward er mit seinen Panduren der böhmisch-schlesischen Armee beigegeben, wo er den Preußen durch unaufhörliche Ueberfälle und durch Abschneiden der Lebensmittel unendlichen Schaden that und sie durch fortwährende Alarmirungen buchstäblich nicht zu Athem kommen ließ. Da war es auch, wo er mit dem noch auf der Höhe seines Glücks stehenden preußischen Trenck in Verbindung trat und zugleich die Ursache der entsetzlichen Verfolgungen wurde, die derselbe erfahren mußte.

Natürlich hatten seine Waffenthaten ihm die Gunst der Kaiserin Maria Theresia im hohen Grade verschafft und so konnte es nicht ausbleiben, daß bald zahlreiche Neider aufstanden, die ihm sowol diese als seine bedeutenden Schätze, die er sich bei seinen Kreuz- und Querzügen erworben, und seine großen Besitzungen in Ungarn misgönnten. Nicht wenig trug auch sein schroffer

Charakter zu ſeinem Sturze bei und ſo gelang es denn endlich den zahlreichen Intriguen, die auf allen Seiten gegen ihn angeſponnen wurden, ihn nicht blos aus der Gunſt der Kaiſerin, die aus Dankbarkeitsgefühl lange allen Einflüſterungen widerſtanden hatte, zu verdrängen, ſondern man machte ihm auch den Proceß. Man zog ihn gefänglich ein und alle die Greuelthaten, die ſeine Panduren, vielleicht auch andere unter dem Namen derſelben, verübt hatten, kamen jetzt allein auf ſeine Rechnung; man nahm an, daß er ſie veranlaßt und anbefohlen hatte und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Spielberge, wo er, zu ſtolz, um Gnade zu bitten und nur Gerechtigkeit verlangend, wenige Jahre nachher an gebrochenem Herzen (1749) ſtarb. Sonderbar genug, während nach oben hin der berühmte Spruch: „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" ſich abermals bewahrheitete und Trenck als ein trauriges Beiſpiel jener berüchtigten öſterreichiſchen Juſtizpflege des vorigen Jahrhunderts endete, wurde der wilde Parteigänger bei ſeinem Ende in den Augen des Volks, dem er doch nichts beſonders Gutes erwieſen hatte, zu einer Art Heiligen und es legte ihm Dinge bei, die man als eine Art Wunder anſehen möchte. Darum iſt ſein Leben, wie es in dem vorliegenden Buche geſchildert wird, jedenfalls für unſere Zeit, die jener Vergangenheit weit entfernt ſteht, ein Spiegelbild der ſtaatlichen und ſocialen Verhältniſſe Oeſterreichs unter dem geprieſenen Scepter Maria Thereſia's. Dr. **Gräffe.**

Maria.

Von E. Freiherrn von Bibra.

— Wir haben in unſern heutigen „Anregungen" ein intereſſantes Buch empfohlen. Die nachſtehende kleine Erzählung iſt demſelben entnommen und wird für die geſchickte Verbindung des Roman-Intereſſe mit Naturſchilderungen ein anſprechendes Beiſpiel geben.

Im Jahre 18**, während eines der letzten Kriege, welche die chileniſche Republik gegen die argentiniſche führte, hielt der General Don Manuel B. vor der chileniſchen zum Feldzuge beſtimmten Armee.

Freilich beſtand dieſe Armee nur aus etwa viertauſend Soldaten. Da aber jene der Argentiner ebenfalls nur viertauſend, oder vielleicht höchſtens fünftauſend Mann ſtark war, ſo hatte dieſe geringe Zahl nichts auf ſich.

Im übrigen waren dieſe viertauſend Chilenen wackere Burſche, tapfer, wie es Männern zukommt, geübt im Kriege durch die zu jener Zeit häufigen Kämpfe mit ihren Nachbarn, und endlich, was eine treffliche Zugabe zu dieſen beiden Eigenſchaften iſt, leichtſinnig, wie alles jene ſchwarzäugige Volk da drüben.

Was den General Manuel betrifft, ſo war derſelbe ein trefflicher Anführer, ſo wie ſpäter ein ausgezeichneter Staatsmann, und hatte als Soldat nicht einen, ſondern zehn Teufel im Leibe. Da ich ſpäter die Ehre hatte, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſo kann ich zu meinem Vergnügen beifügen, daß er ein eben ſo liebenswürdiger Mann war als ein tapferer Soldat und kluger Diplomat.

So weit ſtand alſo die Sache vortrefflich.

Es lag indeſſen ein Hinderniß im Wege, welches trotz aller dieſer günſtigen Verhältniſſe zuvor überſtiegen ſein mußte, ehe an einen glücklichen Erfolg der Expedition gedacht werden konnte, und dieſes Hinderniß war die hohe Cordillera.

Der General hatte mit richtigem Scharfblicke erkannt, daß es darauf ankam, innerhalb vier Tagen ſchlagfertig am jenſeitigen Fuße des Gebirgs zu ſtehen, und der Erfolg bewies, daß er vollſtändig richtig geſchloſſen hatte. Ich entwickele übrigens dem günſtigen Leſer die ſtrategiſchen Gründe dieſes Schluſſes nicht, einmal weil ich fürchte, allzu weitläufig werden zu müſſen, auf der andern Seite, weil mir in der That nicht das Mindeſte von denſelben bekannt iſt, und ich lediglich nur weiß, daß man zur angegebenen Zeit, wohl oder übel, auf der andern Seite ſein mußte.

Kehren wir alſo zu dem General zurück, welcher, wie geſagt wurde, vor ſeinen Soldaten hielt, und zu dieſen Soldaten ſelbſt.

Die chileniſche Armee befand ſich auf einer jener Terraſſen, aus welchen, im großen Maßſtabe betrachtet, die ganze Cordillera beſteht, das heißt, man kann ſich jenes rieſige Gebirge als ein Syſtem aneinander gelehnter Mauern vorſtellen, von denen ſtets eine höher iſt als die andere, ſodaß die erſte und niedrigſte derſelben das Vorgebirge oder den erſten Anfang des Gebirgs bildet, während die höchſte den Gipfel oder das oberſte Plateau vorſtellt. Wenn man ſich daher am Fuße des erſten, unterſten dieſer Abſätze befindet, ſo könnte man glauben, daß das ganze Gebirge etwa acht-

hundert bis tauſend Fuß Höhe habe. Nach Erſteigung dieſer tauſend Fuß ſieht man aber eine neue Bergkette vor ſich und dieſe angenehme Reihe von optiſchen Täuſchungen wiederholt ſich je nach Umſtänden zwölf-, funfzehn- oder zwanzigmal, je nachdem man eben an einer mehr oder weniger hohen Stelle des Gebirgs das Anſteigen begonnen hat.

Eine Fliege würde ſich, dicht an der unterſten Stufe einer zehn oder zwanzig Fuß hohen Treppe, in demſelben Falle befinden, wenn ſie nämlich im Stande wäre, einerſeits zu denken und auf der andern Seite keine Flügel hätte, welche, vom materiellen Standpunkte aus betrachtet, die Gedanken über die Höhe einer Treppe überflüſſig machen.

Dieſe einzelnen Terraſſen oder obern Flächen übereinander geſchobener Rieſenmauern ſind aber, wie man ſich leicht denken kann, keine glatten und ebenen Flächen, ſondern ſie bilden gewiſſermaßen einzelne Abtheilungen des Gebirgs für ſich, je nach der Höhe ihrer Lage mit Wald und Pflanzenwuchs, oder mit wilden ſteinigen Abhängen, mit tiefen und finſtern Schluchten, mit Gletſchern, mit thätigen oder erloſchenen Vulkanen, kurz mit einer Scenerie, welche ſich die kühnſte und wildeſte Phantaſie nicht kühner und wilder zu ſchaffen vermag.

Jener bewaffnete Haufe kühner und kampfluſtiger Männer war vielleicht auf der dritten oder vierten dieſer Terraſſen aufgeſtellt, in einer keſſelartigen Vertiefung von ſchwarzem vulkaniſchem Geſtein. Gegen Chile zu fiel ſenkrecht eine dunkle Wand ab, gegen die Bergſeite lag ein mächtiges Chaos von grauen lavaartigen Felſen, deren Gipfel bereits mit Schnee bedeckt war.

Man hatte alſo vor ſich eine Felswand und hinter ſich einen Abgrund. Was man aber zu beiden Seiten neben ſich hatte, konnte man nicht ſehen, indem eine Nebel- oder Wolkenſchichte, welche ſich zur rechten und linken hartnäckig feſtgeſetzt hatte, jede Fernſicht abſchnitt. In den gegen den Berg zu liegenden grauen Felſen war indeſſen eine ſchmale Spalte zu bemerken, eine Art Schlucht, in welcher vielleicht zwei Männer nebeneinander Platz finden konnten, und ein genauer Beobachter hätte, trotz der ſteil anſteigenden Höhe, gegen den Eingang zu jener Spalte hin dennoch Hufſpuren bemerkt. Es war alſo dort ohne Zweifel das vorhanden, was man in Chile mit dem ſehr anſtändigen Namen „Weg" zu belegen pflegt, während wir jenes Ding eine Mauer oder ein Felſenloch nennen würden.

Don Manuel hob auf einen Augenblick die rechte Hand leicht in die Höhe, um anzudeuten, daß er ſprechen wolle und ſogleich verſtummten alle ſeine Leute, welche vorher, trotzdem daß ſie in Reihe und Glied ſtanden, wie eine Heerde Papageien unter ſich geplaudert hatten. Hierauf griff der General in ſeine Satteltaſche, brachte Taback nebſt Maisſtroh zum Vorſchein und drehte ſich mit der den Chilenen eigenen Fertigkeit und Schnelle eine Cigarre, welche er an der des neben ihm haltenden Offiziers anzündete.

Dann ließ er ſeine dunkeln Augen über die vor ihm Stehenden hingleiten und zeigte hierauf mit der Hand, welche die Cigarre hielt, auf das Felſenloch ſowie nachher auf die den Leuten ſichtbare Höhe des Gebirgs.

Aller Augen folgten den Handbewegungen des Anführers, aber kein Laut wurde hörbar, nur nickten einige, ohne Zweifel unwillkürlich, mit dem Kopfe.

Hierauf hielt der General eine Rede, welche außerordentlich kurz und außerordentlich wirkſam war, die ich aus dem Munde eines Ohrenzeugen gehört habe und hier wörtlich wiedergebe:

Don Manuel ſprach:

„Mitbürger! Soldaten!

Wir müſſen über die Cordillera. Ich habe nur zwei Dinge zu befehlen.

Bei unſerm Marſche über die Cordillera gibt es keine vollſtändige Muſik, für je dreißig bis vierzig Mann reicht eine Guitarre aus.

Bei unſerm Marſche über die Cordillera gibt es keine Müdigkeit. Wer ſich müde meldet, wird erſchoſſen."

Dann drehte Don Manuel ſein Pferd, ließ es die Felswand hinan einige Sätze machen, welche einer Ziege zum Lobe gereicht haben würden und verſchwand in der Felsſchlucht. Seine berittene Mannſchaft folgte ihm, ohne weitere Umſtände, mit demſelben Manöver. Nach ihnen kletterten die Fußgänger ebenfalls in die Spalte und nach einer Stunde waren alle ſpurlos verſchwunden.

Man erreichte zu rechter Zeit, ſtets unter Führung des Generals, der, wie es ſcheint, die Wege genau kannte, die gewünſchte Stelle, ſchlug den Feind und ſonach ging alles trefflich von ſtatten.

Müde meldete ſich merkwürdigerweiſe niemand. Doch blieben zwei von der Truppe zurück, welche man, um den General nicht in üble Laune zu bringen, ignorirte. Der eine von dieſen wurde wahrſcheinlich von den Condoren gegeſſen,

welche, als höchſt neugierige Thiere, alle Reiſenden in jenen Gegenden in angemeſſener Entfernung begleiten. Mit den Schickſalen des zweiten, welcher übrigens zuerſt ohnmächtig am Wege niederſank, wollen wir uns ein wenig näher beſchäftigen.

Es gibt in der hohen Cordillera Stellen, oder beſſer, es gibt eine durch den größten Theil des Gebirgs verlaufende Linie, welche den Uebergang von der üppigen, fruchtbaren Landſchaft zum wilden, ſterilen Gebirge macht.

An einem der reizendſten Punkte dieſer Linie lag ein kleines beſcheidenes Wohnhaus.

Daſſelbe ſtand in Mitte eines kleinen Gartens, welcher in eine üppige Wieſe endigte, die ihrerſeits wieder auf der rechten Seite von einem Cypreſſenwäldchen begrenzt wurde, während zur linken, über eine prächtige Felspartie, natürliche Stufen ins Thal führten. Durch dieſes Thal rauſchte ein Bergſtrom. Ueber daſſelbe und die nächſte Hügelreihe, welche es bilden half, hatte man vom Hauſe aus eine wundervolle Fernſicht über einen großen Theil von Chile. Unten zuerſt Santiago, deſſen Dörfer man in der Sonne glänzen ſah, trotz einer Entfernung von wenigſtens zwölf Stunden, denn es gibt dort keine ſogenannte Luftperſpective und man kann mit ſcharfem Auge wol noch weiter kleinere Gegenſtände unterſcheiden. Dann einzelne Haciendas, kleine Waldpartieen, Fruchtfelder und Hügelreihen; zwiſchen alledem aber die Bergſtröme, ſilberblitzend, ſchlangenähnlich ſich durch das Land windend, im vergeblichen Bemühen, in der alten Thetis Mutterſchos zu gelangen. Ich ſage im vergeblichen Bemühen, denn während bei uns der kleine Berg- und Waldbach im Anfange beſcheiden von Fels zu Fels hüpft und erſt unten in der Ebene ſich allmählich vergrößert, nun Fluß und dann Strom wird und endlich, vielleicht ſchon mächtige Schiffe tragend, ſich ins Meer ergießt, ſtürzen die chileniſchen Ströme, die Rieſenkinder der Feuerberge und Gletſcher, mit mächtigem Brauſen vom Berg ins Flachland, Felsblöcke mit ſich reißend und keinen Weg ſuchend, ſondern ſich ihn bahnend.

Aber das regenloſe Chile zähmt in der Ebene die Wilden. Durch Tauſende von Abzugskanälen wird ihre Kraft getheilt, ſie werden gezwungen, die Fruchtfelder zu tränken und ſind zum größten Theil die Erzeuger jenes Getreidereichthums, der Chile berühmt gemacht hat.

Wandte man ſich aber von dieſem lieblichen Panorama und blickte über das Cypreſſenwäldchen hinweg, ſo trat bald die Cordillera in ihr Recht, denn dort ſtiegen ſteile, dunkle Felswände empor, auf denen zu Zeiten, wenn auch nicht für längere Dauer, Schneeſtreifen ſichtbar wurden, und nur unfern des Hauſes ſchützte eine Gruppe von rothen Porphyrfelſen dieſes ſelbſt gegen den Oſtwind.

Wir unterlaſſen nun nicht, mit der gewöhnlichen Autorenartigkeit den freundlichen Leſer geziemend zu erſuchen, ſich mit uns in das Innere des beſagten Hauſes zu verfügen und da die Heldin unſerer Geſchichte dort der „waltende Genius" iſt und wir dieſelbe in das günſtigſte Licht zu ſetzen geſonnen ſind, ſo iſt es überflüſſig zu bemerken, daß alles daſelbſt unendlich reinlich geordnet, und wenn auch nicht prachtvoll, doch einfach und edel gefunden werden wird.

Aber es war in der That ſo. Die braunen Breter, welche die Wände der beiden kleinern und eines größern Zimmers bildeten, welche das Haus enthielt, glänzten, als ſeien ſie gebohnt und erinnerten mit ihren Geſimſen faſt an ein deutſches Zimmer mit alter Vertäfelung, obgleich im ſüdlichen Theile Chiles faſt allgemein dieſe Art der Wandverkleidung im Gebrauche; mehr aber noch ähnelte deutſcher Sitte das in Chile kaum geſehene blanke Zinngeſchirr auf den Geſimſen ſowie ein kleiner Ofen in einer Ecke des mittlern größern Zimmers. Das wenige andere Geräthe, ebenfalls blank geſcheuert, ſtand zierlich geordnet an der ihm zuſtändigen Stelle.

Dieſe faſt ängſtliche Ordnung war unbegreiflich.

Die chileniſchen Damen haben eine große Reihe ganz unendlich liebenswürdiger Eigenſchaften, aber Ordnung und ſogar ängſtlichſte Ordnung iſt ein fehlendes Glied in dieſer Reihe.

Aber das Räthſel löſte ſich, wenn man einen Blick in den kleinen Garten des Hauſes warf.

Dort ſaß ein blondes, blauäugiges junges Weib in einer kleinen, von Paſſionsblumen umrankten Laube und blickte mit melancholiſchem Ausdrucke hinab in das vor ihren Augen ausgebreitete Land. Es war eine Deutſche. Dies unterlag keinem Zweifel.

Aber wie kam dieſe deutſche Frau in jenes allein ſtehende Haus, in faſt eine der letzten Anſiedelungen, zunächſt der ewigen Wildniß der hohen Cordillera?

Es iſt dies mit wenigen Worten erklärt.

Maria war das achte Kind eines mittelloſen deutſchen Lehrers. Dies klingt fabelhaft, denn alle Welt weiß, daß unſere Lehrer in der Regel

ſich nur ſelten eines bedeutenden Kinderſegens erfreuen, während ſie zugleich ganz unmäßig große Beſoldungen beziehen. Da aber jede Regel ihre Ausnahme hat, ſo mag Mariens Vater zu einer ſolchen gehört haben und Maria entſchloß ſich eine kranke Dame als Dienerin zu begleiten, welche von einer deutſchen Seeſtadt aus ihrem vorausgegangenen Mann nach Valdivia nachreiſte.

Als man in Valdivia ankam, erfuhr jene Dame, daß ihr Gemahl nach Californien gegangen war und trotz des günſtigen Klimas verſchlimmerte ſich ihr Bruſtleiden ſo raſch, daß ſie in einigen Wochen eine Leiche war.

Nun ſtand Maria allein, ohne Mittel, ohne Kenntniß der Sprache und Sitten des Landes, ja faſt ohne Obdach in einem fremden Welttheil.

Da aber Maria ein ſehr ſchönes Mädchen war, ſo fanden ſich bald edle Seelen, welche ihr Geſellſchaft leiſten wollten, welche ihr Mittel anboten, die ihr die Sprache des Landes und ſeine Sitten zu lehren verſprachen und endlich eine reizende Wohnung in Ausſicht ſtellten. Die eigenſinnige junge Deutſche wollte aber von allen dieſen ſchönen Dingen keinen Gebrauch machen und war nahe daran zu verhungern, als ein junger Creole, Enrico Esparto, ihre Bekanntſchaft machte und ihr ſeine Hand anbot.

Enrico beſaß ein kleines Vermögen und jenes Haus, das wir flüchtig geſchildert haben, und als Maria ihrem Manne dorthin gefolgt war, fand ſie bald, daß er auch ein edles Herz beſaß.

Sie liebte ihn jetzt nicht mehr aus Dankbarkeit allein, ſondern ſeiner ſelbſt willen, mit einer Leidenſchaftlichkeit, wie ſie bei den Chileninnen immer vorkommt, und mit einer Ausdauer, wie ſie in Deutſchland getroffen wird. Ich ſage nicht immer, ich ſage nicht hier und da.

Nachdem die jungen Leute etwa ſechs Monate inmitten jener wilden und dennoch ſo reizenden Natur ein Leben geführt hatten, wie es ſich alle Kinder vom ſechszehnten bis zum zwanzigſten Jahre träumen, kam die Nachricht, daß Enrico in Lima eine kleine Erbſchaft gemacht habe. Da aber Enrico's Gegenwart in der Hauptſtadt Perus nöthig war, um in den ungeſchmälerten Beſitz ſeines Erbes zu gelangen, ſo machte er ſich ſofort auf die Reiſe. Maria blieb ganz allein zurück. Sie empfand keine Furcht und auch Enrico hatte nichts zu befürchten. Nach zwei Monaten war er zu Marien zurückgekehrt und hatte eine nicht ganz unbedeutende Summe mitgebracht, welche indeſſen das häusliche Glück weder vermehrte noch ſtörte, wie dieſer letzte Fall, vom romantiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, bisweilen vorkommen ſoll.

Er hatte indeſſen von Lima einen andern Störenfried mitgebracht und dies war ein Fieber, welches bisweilen, wenngleich auch ſelten, in Lima vorkommt und das vierzehn Tage nach ſeiner Rückkunft mit Heftigkeit ausbrach. Kaum war aber, dank der ſorgſamen Pflege der jungen Frau, die Krankheit faſt gänzlich gehoben, als ein Aufruf an das erſte Aufgebot der Landmiliz erging, ſich unter Don Manuel in Santiago zu ſammeln.

Ein braves Weib wird den Mann ſeiner Liebe nie von einem Kampfe abhalten, den ſeine Ehre gebeut, aber Enrico war, wenn auch eigentlich nicht mehr krank, doch ebenfalls noch nicht im Beſitze ſeiner vollen Kraft. Deshalb machte ihm Maria Vorſtellungen. Enrico aber ſagte: „Das Vaterland ruft, der Marſch wird mich kräftigen, ſtatt mich zu ermüden, und dich wird Gott beſchützen, wie er es bisher gethan hat!"

Dann nahm der junge Mann ſein Gewehr, umarmte trockenen Auges ſeine junge Frau, die ihrerſeits in Thränen zerfloß und ſtieg den Felſen hinab ins Thal, um nach Santiago zu gelangen. Als er aber unten war und weder von ihr noch ſonſt von einem menſchlichen Auge geſehen werden konnte, warf er ſich auf die Erde, zerrauſte ſein Haar und tobte ſeinen Schmerz aus, mit aller jener Heftigkeit, welche ſeiner Nation eigen iſt. Hierauf wuſch er ſeine von Thränen gerötheten Augen im Waldſtrome und erreichte bei einbrechender Nacht Santiago, wo er ſich unter ſeine Fahne ſtellte.

So kam es, daß jene blonde Frau allein in der Laube an dem einſamen Hauſe ſaß und traurig in die Ebene blickte.

Es war bereits der vierte Tag, nachdem ſie Enrico verlaſſen hatte und ſie hatte täglich alle freie Zeit damit zugebracht, von jener Laube aus hinab in das Land zu ſpähen, weil ſie hoffte, vielleicht die von der Stadt ausrückenden Truppen zu erblicken, wol auch, weil ſie Enrico dort wußte.

An jenem Tage aber blieb ſie noch länger als gewöhnlich auf ihrem Poſten. Die Sonne war bereits geſunken und der Mond warf zitternde Streiflichter über die tief unten liegende Landſchaft. In einer dunkeln Thalſchlucht wurde ein Feuer ſichtbar, wol von Hirten entzündet, aber dieſe Menſchen waren ſicher drei Stunden entfernt. Maria war ganz allein. Wie allabendlich

zog ein ſchwacher Oſtwind, von den Bergen kommend, thalabwärts und flüſterte mit den Cypreſſen, er erzählte ihnen vom ewigen Schnee, über den er heute geflogen, und von dem glühenden Kuſſe der Feuerberge, dem er entflohen ſei, um mit den Wolken zu tändeln, und die ernſten Cypreſſen hörten, wie es ſchien, das leichtfertige Geſchwätz dennoch gern, denn ſie neigten die dunkeln Häupter leiſe rauſchend zuſammen, und wiederholten ſich, was ihr Freund geſprochen und prieſen ihn glücklich, weil er dahinziehen könne über Berg und Thal, während ſie an die Stelle gebunden ſeien.

Dann winkten ſie dem Scheidenden einen letzten Gruß und entſchliefen. Noch ertönte aus der Thalſchlucht das heiſere Bellen eines Cordillerafuchſes. Dann war alles ſtill.

Maria verſtand die Sprache der Bäume, aber ſie hörte heute nur halb und unbewußt ihr Flüſtern. Selbſt die Stille fühlte ſie nicht und die Einſamkeit. Sie blickte nur in die Ebene und wußte kaum was um ſie vorging.

Da! was war das? Ein Aufblitzen in der Ebene, ein Funkeln. Jetzt wieder! Hierauf glaubte ſie auf der weißen breiten Landſtraße einen langen dunkeln, ſchlangenartigen Streifen zu bemerken. Dann ſah ſie, daß der dunkle Streifen ſich fortbewegte, wenn auch langſam, doch erſichtlich und in der Richtung nach der Cordillera zu. Noch einigemale jenes Funkeln, dann verſchwand alles im Schatten der Berge.

Es war dies nichts anderes als die Truppe des Don Manuel, welche von Santiago aus nach der Cordillera zog. Das helle Mondlicht hatte hier und da ſich auf einem Bajonnete geſpiegelt, das hatte Maria zuerſt auf das kleine Heer aufmerkſam gemacht.

Aber bei dieſem Heere befand ſich Enrico.

Maria ſeufzte tief auf und als nichts mehr von der Truppe zu ſehen war, ging ſie ſtille ins Haus und ſuchte ihr einſames Lager.

Des andern Morgens erkletterte ſie die rothen Felſen hinter ihrem Hauſe, in der Hoffnung, vielleicht in irgendeiner Schlucht oder auf einem Bergkamm die Soldaten erblicken zu können, aber ſie ſah nichts. Nach der Ebene zu blickte ſie nicht mehr. Er war nicht mehr dort.

Des Tags über beſorgte ſie ruhig ihre häuslichen Geſchäfte. Als ſie aber kurz vor der ſcheidenden Sonne einige Augenblicke in der Laube weilte, flog ein leiſes Lächeln über ihre Züge. Sie hatte ſich darüber ertappt, indem ſie dennoch nach Santiago geblickt. Sie ſchalt ſich, ſcherzend mit ſich ſelbſt, eine Gewohnheitsſünderin.

Aber war es ein Traum oder eine Ahnung, als ſie des Nachts von ihrem Lager aus plötzlich in eine vom Mondlicht beleuchtete wilde Landſchaft blickte? Pianlos übereinander geworfene ſchwarze Felsblöcke, auf blendend weißer ſchneeiger Fläche und dieſe ſo weit ausgedehnt, als das Auge reichte, traurig, öde, troſtlos, ſelbſt nicht erheitert durch die glänzenden Sterne und das tiefdunkelblaue Himmelsgewölbe, welches die einzige Greuze dieſer menſchenleeren Wildniß ſchien.

Aber ihr war es, als ſchritte ſie leichten Fußes ſchwebend fort, über Schnee und Geſteine, etwas ſuchend, was ſie blos ahnte, aber nicht wußte.

Da, plötzlich vor ihr auftauchend, ſtand Enrico, hager, mit eingefallenen Wangen und todtenbleich; der ſtarke Mann ihrer Liebe, der ſie geſchützt gegen Unbill und Schmach, ſtand vor ihr und hob flehend die Arme auf zu ihr, als ſei ſie das einzige Weſen, was aushalten würde bei ihm, tröſtend, helfend, rettend.

Dann war alles verſchwunden. Sie ſah den Mond durch das geöffnete Fenſter blinken, ſie wußte, daß ſie in ihrem Hauſe auf ihrem Lager ruhte, aber ſie lag wie gelähmt, ſie konnte ſich nicht bewegen. Dann vergingen auch dieſe Augenblicke und ihr Bewußtſein ſchwand.

Als ſie indeſſen des Morgens erwacht war, ſchien ſie ſich klar bewußt zu ſein, was ſie thun müſſe. Sie gab den wenigen Thieren ihres kleinen Haushalts reichliches, wol für mehrere Tage hinreichendes Futter. Dann packte ſie in die Satteltaſche ihres Mannes Nahrungsmittel, ſo viel ſie ohne Beſchwerde tragen konnte, fügte noch eine kleine Wollendecke bei und verließ alſo ausgerüſtet das Haus.

So viel ihr bekannt war, ging das, was man die Straße über die Cordillera nannte, ſüdlich von ihrer Wohnung über die Berge.

Sie ſchlug alſo dieſe Richtung ein, ſie kletterte durch Schluchten, ſie beſtieg Bergeshöhen, ſie watete durch Gebirgsbäche. Endlich hörten die Bäume auf, ihr dann und wann Schatten zu geben, dafür aber legten ſich Flechten und Mooſe unter ihre Sohlen, um ſie gegen das ſcharfe vulkaniſche Geſtein zu ſchützen; als auch dieſe ihr nicht höher folgen konnten, kühlte ihr alter Freund, der Oſtwind, ihre erhitzten Wangen.

Sie nahm alles dankbar an und murrte nicht über das Aufhören dieſer Liebesgaben. Aber ſie

ſchritt höher und weiter. Sie hatte nur Einen Gedanken: Enrico!

Mittag war längſt vorüber und die Sonne ſtark im Sinken, da jubelte ſie plötzlich laut auf. Vor ihr lagen die Fußſpuren vieler Männer, Huftritte dazwiſchen. Dann ſank ſie auf die Knie und betete, betete ein deutſches Gebet, das Dankgebet eines Kindes für von Gott empfangene Wohlthaten.

Ihre Mutter, die längſt in heimatlicher Erde ſchlief, hatte ihr daſſelbe gelehrt. Wer denkt nicht bisweilen an Gebete, die uns die Mutter lehrte! Aber ſie hatte nicht lange Zeit. Eine halbe Stunde gönnte ſie ſich Raſt und nahm wenige Speiſe zu ſich. Dann flog ſie auf dem Pfade vorwärts, den ihr die Spuren des Kriegszugs bezeichneten.

Bisweilen fürchtete ſie dieſe Spuren verloren zu haben. Eine breite Fläche verengte ſich plötzlich zu einem ſchmalen Pfade, auf dem höchſtens nur ein einzelner Mann gehen konnte, aber bald überzeugte ſie ſich, daß dennoch die Soldaten über dieſe Wege gezogen ſein mußten und ſie überſchritt dieſelben ebenfalls furchtlos und eilend, obgleich ein einziger Fehltritt ihr den ſichern Tod gebracht haben würde.

Endlich kam ſie an die Stelle, an welcher Don Manuel ſeine Leute angeſprochen hatte, aber die Sonne war geſunken, ein eiſiger Wind ſtrich über das Gebirge und ſie fühlte jetzt, daß ſie zum Tode ermüdet ſei. Sie war den ganzen Tag auf hartem Wege mehr gelaufen als gegangen.

Die junge Frau ſuchte hinter einem Felsblock eine Stelle, wo ſie nothdürftig gegen den ſchneidenden Wind geſchützt war, wickelte ſich in ihre Decke und entſchlief. Als ſie erwachte, ſtand der Mond hoch am Himmel und ſie machte ſich Vorwürfe, vielleicht zu lange geſchlafen zu haben. Aber ſie fühlte ſich wunderbar geſtärkt und flog auf die Schlucht zu, welche ſie ſchon vorher als den richtigen Weg erkannt hatte.

Die Schlucht war dunkel und anfänglich ſah ſie kaum, wohin ſie ihren Fuß ſetzte, aber zum Glück war kein Abgrund vorhanden, in den ſie hätte ſtürzen können und bald gewöhnte ſich ihr Auge an die Dunkelheit. Als ſie das Ende erreicht hatte, glaubte ſie ſich faſt in der Helle des Tags zu finden und ſchritt rüſtig weiter, jetzt faſt unabläſſig ſteil bergan kletternd. Der Wind hatte nachgelaſſen, ja er war kaum mehr zu fühlen, dennoch war es empfindlich kalt. Sie mußte mithin bereits eine beträchtliche Höhe erreicht haben.

Soeben hatte die junge Frau mit einer Beharrlichkeit, welche ihr die Treue, und mit einem Inſtinct, den ihr die Liebe eingegeben hatte, eine ſteile Felswand überſtiegen und ſtieß einen lauten Ausruf freudigen Erſchreckens aus, als ſie, oben angelangt, eine mit Schnee bedeckte Fläche vor ſich fand, welche ganz das Ebenbild der von ihr im Traume der vorigen Nacht geſehenen war. Drohend, gleich dunkeln Geſpenſtern, durchbrachen ſchwarze baſaltiſche Maſſen die glänzende Fläche des Schnees, dunkle unheimliche Schatten über dieſe hinwerfend, die endlos erſchien und nur von jenem dunkelblauen Himmel begrenzt war, wie er allein auf den Schneefeldern des Hochgebirgs gefunden wird.

Alle Beſchwerden waren vergeſſen und das muthige Herz Maria's jubelte laut auf. Ihr Traum war eine Eingebung Gottes. Jetzt mußte er ſich vollkommen erfüllen. Auch Enrico mußte gefunden werden.

Und ſie fand ihn.

Mit flüchtigen Sohlen eilte ſie über die Ebene, bisweilen blieb ſie einen Augenblick ſtehen und lauſchte. Nun rief ſie den Namen des Geliebten, wieder horchend und ſpähend, lief dann abermals eine Strecke vorwärts und wiederholte daſſelbe Manöver.

Da däuchte ihr plötzlich, als höre ſie Enrico's Stimme ihren Namen rufen. Sie antwortete. Es war keine Täuſchung, jetzt hörte ſie es deutlich. Sie flog mehr, als ſie lief, nach der Richtung, von wo die Stimme hergekommen; da ſtand er, als ſie um eine Felsecke bog, vor ihr, wie ſie ihn in der letzten Nacht erblickt hatte, hager und todtenbleich, aber die Arme ausbreitend gegen ſie und ihren Namen rufend.

Sie umſchlang ihn mit ihren Armen, aber er hörte nicht mehr die Schmeichelworte, die ſie an ihn verſchwendete, er fühlte die unzähligen Küſſe nicht mehr, mit welchen ſie ſeine blaſſen Wangen bedeckte. Er war ohnmächtig zuſammengeſunken.

Jetzt wurde das leidenſchaftliche Weib zur ſorgſamen Pflegerin. Sie formte aus ſeinem Poncho ein Kopfkiſſen und breitete ihre Wolldecke über ihn, hierauf flößte ſie ihm einige Tropfen Piſco ein und rieb ihm Schläfe und Stirn mit demſelben ſtarken Getränke.

Endlich ſchlug er die Augen wieder auf. Verwundert, faſt erſchrocken, blickte er in ihr Antlitz.

Vorher hatte er geglaubt, eine Erſcheinung zu ſehen, jetzt fürchtete er zu träumen. Aber ſie ſchmiegte ſich an ihn, um ſeine erſtarrten Glieder zu wärmen und flüſterte ihm koſende Worte zu, wie einem kranken Kinde. Es war doch ſo, es war ſeine treue Maria, kein Traum neckte ihn. Jetzt erzählten ſie ſich ihre Erlebniſſe. Er hatte ſchon in Santiago den Vorboten des rückkehrenden Fiebers gefühlt und auf dem Marſche war daſſelbe mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Er war, wie wir ſchon bemerkten, der erſte Mann von den Truppen des Generals Manuel, welcher zurückbleiben mußte und das zwar am Morgen nach jener Nacht, in welcher Maria ihn im Traume geſehen hatte. Seine Kameraden hatten ihn mitleidig beiſeite geſchafft und einer hatte ihm eine Flaſche Wein zurückgelaſſen. Dann zogen ſie weiter, ſingend, wenn der General in ihre Nähe kam, um zu zeigen, daß ſie nicht müde ſeien, denn Don Manuel war ein ſehr energiſcher, eigenthümlicher Anführer und Mitbürger und man befolgte ſeine Befehle ſtets ſo raſch als möglich. Nur einem derſelben konnte man nicht nachkommen, man konnte nicht Guitarre ſpielen. Als Don Manuel mit leichtem Stirnrunzeln nach der Urſache fragte, zeigten ihm die Soldaten ihre erſtarrten, blaugefrorenen Finger. Der General verzog keine Miene, aber er fragte auch nicht wieder.

Als die Tritte ſeiner ſcheidenden Kameraden verhallt waren, ruhte Enrico eine Zeit lang, dann ſuchte er den Heimweg, aber nach kurzer Zeit warf ihn die Müdigkeit zu Boden, Fieberfroſt ſchüttelte ihn und er ward bewußtlos. Als er erwachte, ſchleppte er ſich wieder weiter, um bald von neuem ohnmächtig zu werden; der Tag verging, die Nacht brach herein und er hatte ſeiner Berechnung nach höchſtens vier Wegſtunden von dem Orte an zurückgelegt, an welchem er die Truppen verlaſſen. Seinen Mantel hatte er verloren, aber inſtinktartig ſein Gewehr mit ſich genommen. Hingegen hatte er die Feldflaſche mit Wein zerbrochen, welche ihm einer ſeiner Kameraden gegeben. Der brennende Fieberdurſt zwang ihn, Schnee zu nehmen und wahrſcheinlich wurde ſein Uebel hierdurch noch verſchlimmert. Seine Sinne begannen ſich zu verwirren, da hörte er ſich rufen und bald ſtand ſein rettender Engel vor ihm.

Die Speiſen, welche Maria mit ſich gebracht hatte, wol am meiſten aber der Piſco, eine Art gebranntes Waſſer, welches mit Schnee vermiſcht ein erträgliches Getränk abgibt, hatten indeſſen Enrico merklich gekräftigt. Man beſchloß zu ruhen, bis der Morgen anbrechen würde, und dann, ſo gut es eben ginge, den Heimweg anzutreten.

Wie ein paar im Walde verirrte Kinder ſchmiegten ſich die jungen Gatten zuſammen und nachdem Enrico entſchlummert war, begann die Müdigkeit auch Marien zu überwältigen, trotzdem daß ſie beſchloſſen hatte, ſeine Ruhe zu bewachen. Sie kämpfte mit allen Kräften gegen den Schlaf, dann überredete ſie ſich ſelbſt, es ſei nichts zu fürchten auf dieſer Höhe, ſo weit entfernt von allem Lebenden. Mittlerweile war es ziemlich dunkel geworden, da Wolken begonnen hatten, den Mond zu verhüllen. „Niemand wird uns hier an dem dunkeln Felſen finden, käme auch ein Feind", murmelte ſie, und wollte eben die müden Augen ſchließen, da ſah ſie plötzlich zwei glühende Punkte, ähnlich feurigen Kohlen, durch die Dunkelheit leuchten.

Es waren zwei Augen, die ſie anſtarrten, die Augen eines Puma. Ein Feind hatte ſie gefunden.

Inſtinctartig ſtreckte die junge Frau ihren Arm aus, um Enrico zu wecken, denn ihr fiel ein, daß ſie ihn beſchützen müſſe. Wie konnte er, der Fieberkranke, bis zum Tode Ermattete ein wildes Thier bekämpfen! Sie mußte den Kampf aufnehmen.

Leiſe, aber raſch machte ſie ſich von dem rechten Arme ihres Mannes frei und griff nach deſſen Gewehr; dann richtete ſie ſich auf. Deutlich ſah ſie jetzt das Thier auf etwa zwölf Schritte vor ſich ſtehen.

„Geh'!" rief ſie halblaut, „geh'!" Vielleicht, um das Raubthier durch ihre Stimme zu verſcheuchen, vielleicht, weil auch die beſte Frau nicht immer zu rechter Zeit ſchweigt.

Eine kräftige Mannesſtimme hätte ohne Zweifel den Puma verjagt, als er aber die Stimme eines Weibes hörte, kam er raſch einige Schritte näher. Jetzt ſprach Maria nicht mehr, ſie ſenkte ihr Gewehr, zielte, ſo gut ſie konnte, und drückte ab.

Aber es erfolgte kein Schuß. Das Pulver war auf der Pfanne abgeblitzt. Gleichzeitig ſprang das Thier, ohne Zweifel erſchreckt durch das Aufblitzen des Zündpulvers, einige Schritte zurück, ſtürzte ſich aber im nächſten Augenblick mit einem gewaltigen Satze auf das junge Weib.

Maria ſah nicht mehr die glühenden Augen

des beutelustigen Thieres, aber sie sah, wie die dunkle Masse sich einen Moment vom Boden zu lösen schien und auf sie zuflog. Sie hielt ihr Gewehr vor sich. Jetzt wurde sie mit Heftigkeit zu Boden geworfen.

Unwillkürlich stieß sie einen Schrei aus, denn sie erwartete jetzt unfehlbar von dem Thiere zerrissen zu werden. Statt dessen aber sah sie, wie sich dasselbe rasch zurückzog und in der Ferne einige knurrende Laute von sich gab.

Dann verschwand es.

Durch Maria's unwillkürlich ausgestoßenen Hülferuf war Enrico erwacht und hatte sich aufgerichtet. Auch sie hatte sich rasch erhoben. Als sie ihm mittheilte, was geschehen, rief er aus: „Der Löwe! Und ich vergaß in meiner Schwäche, dich aufmerksam zu machen! Aber er wird nicht wiederkehren, du hast ihn verwundet." In der That war das Bajonnet an Enrico's Flinte mit Blut bedeckt. Der Puma hatte sich ohne Zweifel bei seinem Ansprunge in dasselbe gestürzt.

Der Puma, der Löwe der Chilenen und der übrigen Bewohner der Westküste, greift sehr selten einen kräftigen Mann an, aber er schleicht einem einzelnen Reisenden den ganzen Tag hindurch nach. Bleibt der Mann stehen, so steht auch der Puma; wendet sich jener um und geht zurück, so thut er dasselbe oder tritt, ist's im Walde, ins Gebüsch und läßt den Reisenden vorüber, ganz einerlei, ob er beritten ist oder zu Fuße geht. Nun zieht er wieder in einiger Entfernung hinter dem Vorangehenden nach und überfällt ihn dann des Nachts im Schlafe, wo er ihn fast stets erwürgt.

Weiber und Kinder fällt er hingegen ohne alle Scheu an und ebenso zieht er wandernden Heerden, größern Gesellschaften von Reisenden und Heereszügen nach. Zurückgebliebene, ganz gleich, ob Menschen oder Thiere, werden dann des Nachts meist seine sichere Beute.

So war dieser dem Zuge des Don Manuel gefolgt und als Enrico zurückbleiben mußte, hatte er ihn den ganzen Tag im Auge behalten und ohne Maria's Dazwischenkommen wäre er ohne Zweifel sein Opfer geworden.

Es ist das Thier eine Tigerart, aber hellgelb gefärbt und ohne Flecken und Streifen, einer kleinen Löwin allerdings sehr ähnlich, weshalb man es in jenen Ländern allgemein el leon, den Löwen, nennt. Nur drei, höchstens drei und einen halben Fuß hoch, besitzt der Puma dennoch eine außerordentliche Stärke und Gewandtheit, ist aber, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, feige und zieht sich, verwundet, knurrend zurück, fast niemals einen zweiten Angriff wagend.

Enrico hatte das Thier mehrmals im Laufe des Tags bemerkt, aber dann war es ihm aus den Augen gekommen und er hatte, krank und elend wie er war, versäumt, Maria auf die wahrscheinliche Gefahr aufmerksam zu machen. Er wußte aber, daß jetzt nichts mehr zu fürchten, selbst wenn der Puma nicht, wie es den Anschein hatte, gefährlich verwundet war.

Die Natur forderte aber dennoch endlich ihre Rechte und die beiden Gatten entschliefen nach einiger Zeit, trotz des vergeblichen Versuchs, sich wach zu erhalten.

Als Enrico wieder erwachte, war der Tag bereits angebrochen, aber die Sonne leuchtete nicht, wie sonst gewöhnlich auf jenen Höhen, hell und klar, sondern sie war hinter einem dichten Wolkenschleier verborgen, welcher einen neuen und höchst gefährlichen Feind gebracht hatte, frischen Schnee nämlich.

Die Basaltfelsen, welche noch vor einigen Stunden schwarz und scharf abgegrenzt über die bereits mit Schnee bedeckte Ebene hervorragten, waren jetzt fast durchgängig weiß wie der Boden, dessen Schneedecke aber ziemlich einen Schuh Stärke hatte.

Maria lächelte anfangs, aber bald sah auch sie die Größe der Gefahr ein, welche noch zu wachsen schien, denn eben begann es aufs neue zu schneien.

Als indessen Enrico fast verzweifelnd sagte: „Wer wird uns die Wege durch diese Schneewüste führen und wie sollen wir über jene schmalen Abhänge hinwegkommen, wo jeder Fehltritt den sichern Tod bringt?" erwiderte Maria ruhig: „Gott, Gott, der uns bisher beschützt hat, wird uns auch ferner führen!"

Hierauf brachen sie auf und traten ihre beschwerliche Wanderschaft an; Enrico, den zwar das Fieber verlassen hatte, der aber noch bei weitem nicht im Besitz seiner vollen Kraft war, häufig auf Marien gestützt und diese, ihn ermunternd, tröstend.

Sie bedurften eines ganzen Tags, um den Weg zurückzulegen, welchen Maria vorher, aufwärts steigend, in wenigen Stunden zurückgelegt hatte. Die Nacht brachten sie wie die vorige unter einem überhängenden Felsen zu, abwechselnd wachend, aber durch nichts Feindseliges gestört; als sie aber am andern Morgen eine Zeit lang

Digitized by Google

durch den Schnee gewandert waren, mußten sie sich gestehen, daß sie gänzlich von dem Wege abgekommen waren, welchen sie verfolgen wollten. Auch ihre Nahrungsmittel waren sehr geschmolzen.

Hundertmale strauchelte Enrico und ebenso oft stützte und hielt ihn die junge Frau. Sie führte ihn über Felswände, von denen die Sonne den Schnee zum Theil wieder entfernt hatte. Dann lief sie voraus, den besten Pfad zu ergründen und um ihm einen Theil des Wegs zu sparen; wieder an andern Stellen mußte er, abwärts steigend, den Fuß auf ihre Schulter setzen.

Aber immer war noch, so weit das Auge reichte, alles mit Schnee bedeckt, und obgleich sie stets abwärts gestiegen waren, schien dennoch an manchen Stellen der Schnee fast noch tiefer zu liegen als auf dem obern Theile des Gebirgs.

In der That fällt in der Cordillera bisweilen der Schnee bis weit über die Grenzen des Pflanzenwuchses herab und schmilzt er auch dort schon während der Mittagszeit rasch wieder, so bleibt er doch in höhern Gegenden, in welchen sonst oft mehrere Jahre hindurch kein Schnee angetroffen wird, und in einzelnen Schluchten nicht selten monatelang liegen. Neun Zehntheile der Unglücksfälle, welche das Gebirge überschreitende Reisende getroffen haben, sind vielleicht auf Rechnung dieser Schneedecke zu setzen, welche die ohnedies schon gefährlichen Pfade entweder vollkommen unzugänglich macht oder Abgründe trügerisch verbirgt, sodaß der Hungertod oder ein Sturz in die Tiefe die unausbleiblichen Folgen sind.

Maria fürchtete im stillen den Mangel an Nahrungsmitteln, denn obgleich sie sich selbst kaum das Nöthigste gönnte, so konnte ihr Vorrath doch höchstens noch einen Tag reichen und zudem war Enrico noch immer so schwach, daß sie ihre gefährliche Wanderschaft nur höchst langsam fortsetzen konnten.

Oft schon hatte er ihr gesagt, sie solle ihn zurücklassen und allein hinab zu gelangen suchen; habe sie dann Menschen gefunden, so sei es vereinten Kräften leicht möglich, ihn zu holen. Sie lächelte dann nur oder sie sagte: „Hast du mich auch allein gelassen, als ich da unten unter den fremden Menschen die Wahl zwischen Hunger und Schande hatte? Bist du dort fortgelaufen und hast fremde Hülfe geholt, um mich zu retten?" Dann suchte sie ihn aufzuheitern, scherzte und stellte sich muthiger, hoffnungsvoller, als sie im Herzen war.

Eben hatte sich Enrico an einem Felsen niedergelassen, um einige Augenblicke zu rasten, während sie vorausgeeilt war, um den sichersten Pfad zu erkunden, da hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen und sah sie, einem flüchtigen Rehe gleich, zu ihm zurückfliegen.

„Gerettet!" rief sie frohlockend, „gerettet! Komm' und sieh'!" Und als sich der junge Mann erhoben hatte und an die von ihr bezeichnete Stelle gekommen war, blickte auch er mit freudigem Antlitz abwärts und sprach: „Ja, wir sind gerettet!"

Etwa funfzig Schritte tief unter ihnen lag ein dunkler Bergsee, inmitten üppigen, grünen Graswuchses, obgleich höhere Felsen, die sich aus dem kleinen Thale erhoben, auf ihrem Scheitel noch Schnee trugen. Der größte Theil des kleinen Sees lag ruhig, dunkel, fast schwarz da, während ein kleiner Antheil seiner Oberfläche wie flüssiges Gold glänzte und in der abendlichen Sonne erglühte. Eine Gruppe Nadelholz erstreckte sich in eine zu Thal führende ziemlich breite Schlucht, in welcher Vieh weidete. In einer andern Schlucht aber, welche aufwärts führte, waren die dunkelgrünen Aeste der Bäume noch zum Theil mit Schnee bedeckt und auch der Boden zeigte noch mächtige Streifen sich berg anziehenden Schnees.

Es war klar, sie waren gerade an die Erweiterung einer jener Schluchten gekommen, welche zu Tausenden die hohe Cordillera durchfurchen, und zugleich an die Grenze des letzten Schneefalles, denn auch unterhalb des Thals waren entweder nackte Felsen oder Baumwuchs und grünende Wiesenstreifen. Vor ihnen lag der Frühling, ja der Sommer und das Leben. Hinter ihnen Winter und Tod.

Die junge Frau umarmte weinend ihren Gatten. Sie hatte in der höchsten Noth gelächelt, um sich stark zu zeigen, jetzt preßte ihr das Glück Thränen aus.

Dann küßte sie ihn schmeichelnd. „Sieh'", sagte sie, „das ist ein Gebirgsthal meiner Heimat, meiner süßen Heimat, meines Deutschland! So war es in den Bergen, in welchen ich meine Jugend verlebte!" Und nach allem dem Kummer und der Noth der letzten Tage überkam sie jetzt mächtig das Heimweh, das Heimweh, jener bittere Herzensschmerz, den wol jeder, der überhaupt ein Herz hat, in der Fremde empfunden.

Er sah sie fast ängstlich an, aber sie errieth seine Gedanken. „Nein", rief sie, „nein, meine Heimat ist die deinige! Meine Heimat ist dein

Herz!" Dann zeigte ſie nach einer Stelle des Thals, wo ein dünner Rauch emporſtieg, und begann zu rufen.

Man hatte ſie bereits bemerkt. Es waren Hirten, welche, vom Schnee zurückgedrängt, ihre Heerden hier weideten. Der Chilene iſt von Natur gutmüthig und faſt alle Gebirgsbewohner leiſten freudig Verunglückten Hülfe; ſo kamen die Männer den beiden entgegen und zeigten ihnen den beſten Weg ins Thal hinab. Dort labten ſie ſich mit Speiſe und Trank und brachten die Nacht und den folgenden Tag in der Hütte der gaſtfreien Hirten zu; dann geleitete ſie einer derſelben ſo weit, bis ſie ihr eigenes Haus nicht mehr verfehlen konnten. Dort genas Enrico bald unter der Pflege des Weibes, welches ihn ſo heldenmüthig vom ſichern Tode errettet hatte.

Es iſt eine ſonderbare Sache um eine wirklich wahre Geſchichte, um eine Begebenheit, von welcher der Erzähler überzeugt iſt, daß ſie ſich in Wahrheit zugetragen hat. Man hat eine eigenthümliche Vorliebe für dieſelbe, welche in vielen Fällen der Zuhörer nicht theilt, weil er eine Erfindung zu hören glaubt, und ſo findet der letztere höchſtens erträglich, was der erſtere reizend findet, und vielleicht im hohen Grade langweilig, was dem andern der Ausdruck einfacher, edler Wahrheit iſt.

Ich befürchte ſehr, mit der ſchmuckloſen Geſchichte, die ich ſoeben erzählt habe, mich in dem gleichen Falle zu befinden.

Die Ehre treibt einen braven kranken Mann ins Gebirge. Seine junge Frau ahnt, daß er dort in Fährlichkeiten gerathen; ſie eilt ihm nach und rettet ihn aus Dankbarkeit und Liebe.

Es gibt nichts Einfacheres und daß dies nicht auch täglich bei uns paſſirt, hat vorzugsweiſe ſeinen Grund darin, daß es bei uns nicht ſo außerordentlich hohe Berge mit Schnee und Löwen gibt wie in Chile.

Aber noch heute lebt im Munde des Volks und namentlich unter den Landleuten, welche die Vorberge der Cordillera bewohnen, das Andenken an die deutſche treue Maria. Ich habe die Geſchichte mehrfach erzählen hören und ſtets mit aufrichtiger Freude, obgleich bei uns zu Lande die deutſche Treue geſchmäht und lächerlich gemacht wird von Leuten, deren tägliches Brot die Perfidie iſt, und auf der andern Seite kaum geſucht wird von Leuten, die ihrer, wie es ſcheinen will, ſehr bedürftig wären.

Eine Karpatenreiſe.

Von O. Junghann.

III.

Wir befanden uns jetzt in dem nordöſtlichen Abhange des Tatragebirgs und hatten in das Innerſte der nördlichen Längsthäler einzulenken, in welchem wir faſt um die ganze Länge wieder weſtlich vordringen mußten, welche wir heute öſtlich zurückgelegt hatten. Dieſer öſtliche Theil des Gebirgs iſt der großartigſte und wildeſte. Es liegen hier die ſieben eigentlichen Tatraſpitzen, zu denen auch die lomnitzer gehört, der höchſte Berg der Karpaten, welche am ſüdöſtlichen Rande des Gebirgs ſich erhebt. Nach einer kurzen, durch unſer geringes Verſtändniß des ſlowakiſch-polniſchen Dialekts veranlaßten Irrfahrt gelangten wir auch wirklich in das breite ſchöne Thal, welches uns ſicher zum Meerauge führen ſollte. Das Gebirge zeigte ſich hier in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Wenn früher alles enge und drückend, nur ſchroff, nur ſteil und hoch geweſen war, wenn früher die ſchreckhafte Wildniß, die fürchterliche Rauheit ein peinliches Staunen, ein bewunderndes Erbeben uns abgenöthigt hatten, wenn ſich früher das Herz, zwar zum Zerſpringen voll, doch in ſich ſelbſt zuſammenzog, ſo war es hier die hehre, erhabene, mächtig ergreifende Großartigkeit allein, welche den Sinn erfüllte, ſo hatte hier die Bruſt doch Raum, ſich auszudehnen und anzuſchwellen von der Bewunderung dieſer großen, herrlichen Natur. Klar und gelaſſen ragten die gewaltigen Spitzen tief in das Blau des Himmels hinein; ruhig in erhabener Höhe lagerten unter ihnen die ſchneeglänzenden Klüfte und Schlünde; in prachtvollen Formen ſtürzten dann die Felſen herab, bis duftiges Grün die ſtarren Formen warm und ſanft umkleidete, bis ſie die rieſigen Fichten erreichten, die im Thale das Ufer des brauſenden Fluſſes umſtanden, welcher in männlicher Kraft von der Höhe des Thals, wo es ſich ſchloß, mit einem prachtvollen Schwunge, jetzt ruhiger wogend und brandend, jetzt mit gewaltiger Wucht toſend die Blöcke bekämpfend herabfloß. Und über dem Ganzen ſpannte ſich ein reiner, tiefblauer Himmel, daß alles duftig erglänzte, daß der Fluß in tauſend ſchönen Farben ſpielte.

Da das Thal ſehr tief, faſt bis auf das Niveau der Ebene hinab geſpalten iſt, ſo hatten wir hier ſehr gut Gelegenheit, die verſchiedenen Regionen auf den Bergen zu beobachten; die

Digitized by Google

niedrigſte, die Feldregion, wird vertreten durch die neumärker Ebene. Die zweite, die Waldregion, beginnt in dem Thale und bedeckt den Fuß der Felſenberge. Ueber dieſer liegt dann eine Zone, bezeichnet durch ſehr dunkles Grün, welches von den Krüppelkiefern herrührt, die hier in dichten Gebüſchen wachſen und zwiſchen welchen die äußerſten Sennereien liegen. Nach und nach wird das Grün immer heller und ſpärlicher, nur noch einzelne zarte Alpenpflänzchen wurzeln in den Ritzen, bis endlich auch die kümmerliche Vegetation der Mooſe faſt verſchwindet. Jetzt ſetzen auch die Felſen vom unaufhörlichen Steigen gleichſam ermüdet ab und es bilden ſich jene ſchon oft erwähnten Schluchten, in deren tiefſten Gründen der ewige Schnee in einzelnen Feldern und Fetzen lagert und aus welchen dann endlich die höchſten Spitzen und Grate völlig nackt und kahl ihr Haupt erheben.

In dieſem ſchönen Thale konnten wir nun raſch vorwärts dringen, bis endlich gegen Abend die Felſen immer dichter zuſammentraten und Schlünde bildeten, in welche wir uns nicht mehr hineinwagen wollten, ſodaß wir hoch erfreut waren, hier auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes noch eine einladende ſchmale Wieſe mit bewohnten Hütten zu treffen, in welchen wir zu übernachten beſchloſſen. Kaum waren wir von dort bemerkt worden, ſo eilte ein junger Slowake mit einer dicken Stange auf dem Rücken herbei, warf dieſelbe über die Gerölle im Fluß, balancirte, ſich mit einem langen Stabe ſtützend, zu uns herüber und lud uns ein, auf gleiche Weiſe den Uebergang zu verſuchen. Wir kamen ziemlich glücklich hinüber und erquickten uns an einer Kanne herrlicher Milch, welche unſer Wirth uns vorſetzte. Bald füllte ſich die Hütte mit ſämmtlichen Bewohnern des Thals, fünf jungen Männern, die hier getrennt von ihren Aeltern, welche noch weiter im Gebirge wohnen ſollten, einen Theil der Heerden weideten und wahrſcheinlich nebenbei durch Führerdienſte an Fremde ſich manchen guten Lohn verdienten. Trotz der wilden Gutmüthigkeit, möchte ich es nennen, welche in ihren Augen lag, war uns doch etwas ängſtlich zu Muthe, denn wir waren völlig in ihrer Gewalt wie der Weiße, wenn er in ein Indianerdorf geräth. Sie zeigten ſich aber fortwährend ſehr friedlich und wir genoſſen in der Nacht auf einem herrlichen warmen Heuboden, auf den man uns führte, der angenehmſten Ruhe.

Am andern Morgen ſtiegen wir noch etwa eine Stunde weit zum Meerauge hinan. Beim Fiſchtelche, einem großen klaren See, welcher den Boden eines mächtigen ſchroffen Felſenthals einnimmt, während das Meerauge ſelbſt hoch oben an den ſteilen Abſtürzen eine gewaltige Schlucht ausfüllt und erſterm in prächtigen Waſſerfällen ſeine aus den Schneefeldern, die es umgeben, ſtets erneuerten Gewäſſer zuſendet, trafen wir einen Herrn aus einer großen Damen- und Herrengeſellſchaft, welche gleichfalls das Meerauge beſuchten, der bei dem Blockhauſe, welches hier für die Reiſenden errichtet iſt, zurückgeblieben war, während die übrige Geſellſchaft den See umgangen hatte, um dann theilweiſe die Wand hinan zum Meerauge emporzuklimmen. Der Herr hatte eine Axt in der Hand, mit welcher er höchſt gravitätiſch ſpielte. Es ſcheint eine obligate Mode bei den Tatrareiſenden zu ſein, Aexte mit auf den Weg zu nehmen, um ſich ſelbſt Bahn zu brechen durch die ſchrecklichen Wildniſſe und um ſelbſt Bäume zur Feuerung fällen zu können. Wenn man nun auch wol ſelten Gelegenheit nehmen wird, in dieſer Beziehung ſeine Bravour zu bezeugen, ſo haben doch wenigſtens die zarten Gefährtinnen das Vergnügen, ihre kühnen Begleiter mit dieſer reſpecteinflößenden Ausrüſtung zu bewundern. Der Herr ſagte uns, daß oben vom Meerauge aus ein Fußpfad über den Kamm nach Schmeks in Ungarn hinüberführe und ermunterte uns, den Uebergang zu verſuchen. Am jenſeitigen Ufer trafen wir unſere jungen Slowaken wieder, welche auf einem mächtigen Floß, welches ſie mit rieſigen, rohgearbeiteten Schlagrudern bewegten, die Geſellſchaft zurückführen wollten. Aufwärts ſtiegen wir an einem Schneefelde vorbei. Was aber von unten aus als eine zwei bis drei Fuß ſtarke Lage erſchienen war, das zeigte ſich hier als eine Eismaſſe von einigen Klaftern Dicke, welche auf einzelnen Füßen auf dem Boden aufſtand und unter welcher ſich Höhlungen hinzogen, in welche man bequem hätte hineingehen können. Wir pflückten uns einige Blumen, welche hier in unmittelbarer Nachbarſchaft des ewigen Schnees blühten und ſtiegen endlich zum Meerauge ſelbſt hinan. Wer aber beſchreibt den Eindruck, welchen dieſer gewaltige Keſſel, dieſer dunkle See auf den Beſchauer hervorbringt! Kein Lüftchen bewegt die ſpiegelglatte Fläche über der dunkeln Tiefe, kein Laut ertönt in dieſer erhabenen Oede. Mächtiges Schweigen! Tiefe gewaltige Ruhe! Der Geiſt der Erde ſcheint über den dunkeln Waſſern zu

ſchweben und bis tief ins Mark durchſchauert dich ſein gewaltiger Hauch. Unwillkürlich möchten ſich die Kniee beugen, niederſinken möchteſt du, anbetend, tief anbetend vor dieſem gewaltigen Anblick und empor wird dann dein Herz geriſſen, lobpreiſend und bewundernd zu deinem erhabenen Gott. Da wir den Fußpfad fanden, von welchem wir unten gehört hatten, und da wir ihn, wie er ſich zwiſchen den Riffen aufwärts wand, bis in beträchtliche Höhe mit den Blicken verfolgen zu können glaubten, ſo beſchloſſen wir, den Uebergang zu verſuchen. Unermüdlich kletterten wir die Felſen hinan, oftmals den Weg verlierend und wiederfindend. Ich kletterte voran und wenn ich auch manchmal zaudernd und an der Möglichkeit, jenſeits hinabzuſteigen, verzweifelnd ſtillſtand; wie eine Sirene lockte oben der ſchimmernde Feis: nur hinauf, hinauf! Da galt kein Widerſtreben. Und wirklich iſt es ein köſtliches Gefühl, mit nicht wankender Kraft, nicht wankendem Muthe von Fels zu Feis zu klimmen, von Zacken zu Zacken ſich zu ſchwingen, beſtändig ein hohes ſchönes Ziel vor Augen! Iſt nicht das echteſte und eigentliche Glück, deſſen zu genießen wir im Leben überhaupt befähigt ſind, derſelben Art? —

Endlich hatte ich den erſehnten Felſen erreicht. Schon wollte ich die Augen abwärts wenden und jubelnd den beiden unter mir, welche an einer gefährlichen Stelle zurückgeblieben waren, um erſt Nachricht über die Möglichkeit des Unternehmens zu erwarten, den Anblick des theißdurchſtrömten Magyarenlandes verkünden, da thürmten ſich zu meinem Erſtaunen noch Felſen vor mir auf, deren Unüberſteiglichkeit ich auf den erſten Blick erkannte. Ich wandte mich um und faſt erſchrak ich über die entſetzliche Tiefe, welche zu meinen Füßen lag, von welcher herauf die Zacken und Riffe wie die Spitzen und Spitzchen eines gothiſchen Doms zu mir heranſtrebten, zu welcher ſie dann mit jähem Sprunge in den düſtern Keſſel hinabzuſtürzen ſchienen, bis ſie die dunkle, von weißem Schnee umſäumte Fläche des Meerauges erreichten, welches unheimlich zu mir heraufblickte. Und noch war das Maß der Tiefe nicht erreicht, noch glitten die Blicke hinab an den Felſen und Wänden, um endlich auf der glatten Spiegelfläche des Fiſchteiches auszuruhen. Die Slowaken waren mit der Geſellſchaft verſchwunden. Das Floß lag ruhig am Ufer des Sees und daneben ſtand einſam das winzige Häuschen. Wenn ich jetzt mit dem Gedanken an dieſen Anblick an die Roßtrappe im Harz denke, wie lieblich ſchmiegt ſich das ganze Bild in den Sinn hinein. Wie fühlt man ſich da ſo wohl, ſo heiter und freudig erhoben, mit weicher Befriedigung fühlt man ſich da als Menſch, der ſich mit Menſchen freut. Wie heiß zog ſich dagegen hier in dieſer grauſigen Oede das Herz zuſammen, wie durchſchauerte mich der reifige Nebel, der an den Felswänden lagerte, wie fühlte ich es mit ſchneidender Schärfe, daß dies nicht ein Ort ſei für ein lebendes Weſen. Und da ſtand ich und war's mir mit Grauſen bewußt, allein in der furchtbaren Einſamkeit. Ich rief, aber nur das Echo antwortete mir, faſt lauter als meine eigene Stimme. Von furchtbarem Schrecken ergriffen, kletterte ich wieder hinab, um die beiden andern zu ſuchen, und war hoch erfreut, als ich uns alle drei wieder wohlbehalten beieinander fand.

Aber nun begann eine neue Schwierigkeit. Wie es oft im Gebirge geht, daß man einen Felſen weit leichter hinanzuklimmen vermag, als man den Rückweg zu finden im Stande iſt, ſo ſahen wir uns alle drei verzweifelnd an, wenn unſere Blicke ſuchend die ſchroffen Felswände hinabgeſchweift waren und keine Möglichkeit ſahen, ohne äußerſte Lebensgefahr den Rückweg zu bewerkſtelligen. Endlich ergriffen wir wie auf Verabredung alle drei unſern Reiſebündel und ſchleuderten ſie die Felſen in den Keſſel hinab. Sie hüpften in großen Sprüngen von Riff zu Riff, bis ſie endlich unſern Blicken entſchwanden, und ſo ernſthaft auch unſere Lage war, ſo konnten wir uns doch nicht enthalten, herzlich zu lachen. Indeſſen — ich athme noch jetzt, indem ich es ſchreibe, erleichtert auf — wir kamen glücklich und wohlbehalten hinab, obgleich ſich häufig unter unſern Tritten ſchwere Blöcke losiöſten und dicht neben den andern vorbei in die Tiefe ſtürzten, ſodaß wir uns zuletzt entſchließen mußten, einzeln und nacheinander ein jeder für ſich allein den Weg zu ſuchen. Unſer Gepäck fanden wir größtentheils wieder und nachdem wir uns nun durch den Reſt unſers Brotes, den wir in das Waſſer des Meerauges tauchten, etwas geſtärkt hatten, verließen wir in erſchütterter Stimmung dieſen gewaltigen Hochaltar der Natur, ſtiegen zum Fiſchteich hinab, zu dem Häuschen, wo wir unſere Namen zu den vielen andern auf die Bretter ſchrieben, und wanderten dann mit einbrechender Dunkelheit zu unſerm Thale zurück. Ein Regen rieſelte herab, es kümmerte uns wenig. Im Thale angekommen, wateten wir einfach an einer

Digitized by Google

ſeichten Stelle über den Fluß, an deſſen Ufer wir geſtern noch rathlos geſtanden hatten. Denn was war uns jetzt noch zu rauh, zu wild? Durch dieſen Tag hatten wir gleichſam das Bürgerrecht im Tatragebirge uns erworben.

Unſer kleiner Wirth begrüßte uns freundlich. Wir wärmten und trockneten uns an ſeinem flackernden Kaminfeuer und nach und nach zog friſche Lebenswärme wieder durch die Glieder und endlich nahm uns unſer Heuboden von geſtern auf, wo wir gründlich ausruhten von den Strapazen des Tags.

Am andern Morgen gingen wir über die ungariſche Grenze nach Javerzina, einem äußerſt ſchön gelegenen Eiſenhüttenwerke, um dann von Schmeks aus die Lomnitzer Spitze zu beſteigen, und trafen hier einen deutſchen Hüttenmeiſter aus Oberſchieſten, welcher hier eine Anſtellung gefunden hatte. Bei verſchiedenen Flaſchen Ungarweins, die wir nun mit echt ungariſchem Bewußtſein mit ihm leerten, ſchilderte er uns den ſüdlichen Abhang der Tatra, die blühende Zips und die Ausſichten in die Tiefländer und die Mittelgebirge von Ungarn mit den herrlichſten Farben. Da aber D. bei der geſtrigen Kletterei ſeinen Paß verloren hatte und da, wie er uns ſagte, die Controle in Ungarn ſehr ſtreng iſt, ſo hielten wir es für gerathen, uns wieder durch Galizien ſchleunig zur Rücktour zu wenden, die wir denn auch ohne Unfälle glücklich zurücklegten.

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

VI. Freiherr von Bibra über Südamerika.

Die Reiſeliteratur ſcheint noch progreſſiv anzuwachſen und zwar, wie dies bei einem ſich beſonders überwuchernd ausbreitenden Zweige der Literatur nicht immer der Fall iſt, der beſondern Vorliebe des leſenden Publikums für die reiche Ausbeute auf dieſem Felde entſprechend.

Freilich wird es in ſolchen Fällen, wo zuletzt jeder touriſtiſche Dilettant ſich zum Schreiben berufen fühlt, auch dem Leſer immer ſchwerer werden, aus der Menge das Gute herauszufinden. Wir müſſen uns freuen, ihm in dieſem Falle dazu behülflich zu ſein, indem wir ſeine Aufmerkſamkeit auf ein neuerdings erſchienenes Werk: „Erinnerungen aus Südamerika von Ernſt Freiherrn von Bibra" (drei Bände, Leipzig, Coſtenoble, 1861), hinlenken.

Das Buch zeichnet ſich zunächſt dadurch aus, daß der Verfaſſer ſeinen „Erinnerungen" eine durchaus künſtleriſche Form zu geben verſtand. Es ſind nicht bloße untergeordnete Berichte über fremde Menſchen, Städte und Gegenden, ſondern es ſind faſt durchgängig angenehm componirte Erzählungen im geſchloſſenen Rahmen der Novellenform, in welchen wir Land und Leute des fremden Welttheils kennen lernen.

Die drei Bände enthalten jeder drei Geſchichten, welche an der Weſtküſte von Südamerika, meiſtens in der Republik Chile, ſich ereignen. In einer einfachen und rührenden Liebesgeſchichte wird uns die Natur der Cordillera geſchildert, in einer andern lernen wir die bolivianiſche Küſte mit ihren Kupferminen kennen, wieder eine andere ſchildert die Ziegeninſel Masafuera u. ſ. ſ. Im ganzen ſpielen Schleichhändler, Gauner und Abenteurer verſchiedener Art, beſonders aber ſpitzbübiſche Weiber, welche den Helden der beſondern Geſchichte immer auf üble Weiſe betrügen, eine hervorragende Rolle. Die ſchöne Elvira mit ſo weißer Haut und ſo unvergleichlich ſchwarzem Haar, die famoſe Sedala mit ihrem liebenswürdigen Vater, die treuloſe Madelon und endlich die prächtig geſchilderte, durch und durch originelle Bonita machen in der That eine Sammlung ſo unerhört nichtsnutziger Weiber aus, daß wir faſt vermuthen, die Galanterie des Verfaſſers hat damit den Europäerinnen eine verſteckte Schmeichelei bringen wollen.

Die fertigſte Schilderung und lebendigſte Charakteriſtik fanden wir in der Geſchichte „Ein einziges Weib", welche der Verfaſſer ſich von einem Bekannten erzählen läßt. Wir werden hier nach der bolivianiſchen Küſte in die Algodonbal geführt, den Anfang der Wüſte von Atakama, wo es weder Blumen noch Bäume, noch Gras, noch — Weiber gibt. Den Chileninnen iſt der Beſuch dieſes Bodens ſtreng unterſagt, um die Arbeiter in den dortigen Kupferminen nicht zu ſtören. Um zu beweiſen, was ein Weib für Unheil ſtiften könne, wird unſerm Verfaſſer die Geſchichte einer gewiſſen Bonita erzählt, die jenem Verbote zum Trotz ſich auf einem in die Bai ſegelnden Schiffe in männlicher Kleidung daſelbſt eingeſchmuggelt und — ſpäterhin entdeckt — längere Zeit daſelbſt geduldet wurde. So knapp, ſtraff und dabei ſo farbenreich in der Schilderung dieſer überaus feſſelnden Geſchichte Bonita's, iſt dieſelbe ein kleines Meiſterſtück.

Sehr unterhaltend ſind gleichfalls die Abenteuer des guten Bernardo Muenos, ſeine höchſt poſſirliche Rolle in der Präſidentenwahl, Flucht und Aufenthalt in der Hütte Sedala's und endlich ſeine Bekanntſchaft mit dem noch wilden indianiſchen Stamme der Araukaner. Nach echt tragikomiſchen Abenteuern hatte Bernardo vierzehn Tage zu wandern, ohne andere Nahrung als geröſtete (d. h. halb verbrannte) Fiſche und die Früchte des Rieſenbaums der Araucania. Endlich ſieht er drei Pferde graſen, welche auf einen gellenden Pfiff plötzlich auseinander laufen

und ihn in weitem Dreieck umgeben. Wie durch Zauberei sind plötzlich die drei Pferde mit drei Reitern besetzt. Es waren die ersten wilden Araukaner, welche mit merkwürdiger Geschicklichkeit sich hängend hinter dem Bauche des Pferdes, das sie reiten, verstecken können. Diese Geschicklichkeit leistet ihnen auch in ihren Gefechten mit den Feinden treffliche Dienste. In einem hofartigen Raum vor die Hütte des Häuptlings geführt, hat der Flüchtling hier ein schnell beendetes Examen abzumachen und gibt uns eine höchst interessante Beschreibung der Kampfweise dieses Volks mit den an zwanzig Fuß langen Lanzen. Diese Episode unter dem wilden aber naturkräftigen Volksstamme bildet eine sehr wohlthuende Unterbrechung der verschiedenen Gaunereien des civilisirten Gesindels in den Staaten von Chile, Peru u. s. w.

Auch die Schilderungen des Gefechts der Schleichhändler mit den Douaniers, das Erdbeben in Chile u. s. w. sind mit lebenswahren und glänzenden Farben geschrieben. Herr von Bibra versteht es überhaupt, niemals durch allzu breite Schilderungen zu langweilen, weil er sich nie verleiten läßt, sich bei Sachen lange aufzuhalten, bei denen er nicht ein allgemeines Interesse voraussetzen kann. Dabei schreitet immer die eigentliche Erzählung schnell und lebendig vorwärts.

Vielleicht würde der Eindruck hier und da noch bedeutend gewonnen haben, wenn der Erzähler nicht häufig in den vielen Zwischenbemerkungen allzu subjectiv würde. Der so häufig von ihm angeschlagene Ton der Ironie erinnert zuweilen an die Vortragsweise Sealsfield's; bei diesem Vergleiche ist es jedoch rühmend anzuerkennen, daß unser Verfasser nicht in die Manier des nordamerikanischen Erzählers verfällt, zur bessern Charakteristik des Landes und seiner Bewohner sich auch der Sprache desselben so häufig zu bedienen. Die Charakteristik der Gestalten unsers Erzählers erstreckt sich mehr auf das Nationale im allgemeinen als auf Individuen, wiewol auch in der Beobachtung individueller Eigenthümlichkeiten sich eine leichte und glückliche Auffassung verräth.

Der Stil des Erzählers könnte hier und da noch eine feinere Feile wünschenswerth machen, sonst aber ist er immer frei, ungezwungen und deshalb lebendig und anregend.

Neue Romane und Novellen.

XVI.

„Die Mühle am Floß" heißt ein vielgelesener neuer Roman von Miß Elliot (deutsch von Julius Freese, zwei Bände, Berlin, Duncker, 1861). Die Verfasserin, aus einer der nördlichen Grafschaften Englands gebürtig, wählt die kleinen Verhältnisse ihrer speciellen Heimat zum Schauplatz ihrer Erzählungen. In „Adam Bede", womit sie zuerst mit großem Glück vor das Publikum trat, begegneten wir ihr auf demselben Gebiete. In einem engen Rahmen sind diese Stoffe gefaßt. Was die Welt im großen und ganzen bewegt, liegt diesen Personen fern. Eng ist der Horizont, welchen die Lokalinteressen eines Dorfs begrenzen und dessen Bewohner einen eigenen Dialekt reden wie bei uns in der Dorfgeschichte.

Die kleine Mühle am Floß — wie man sagt der Geburtsort der Verfasserin — gehört einem betriebsamen Manne, der nicht schreiben kann. An seinem einzigen Sohne will er gut machen, was seine Erziehung zu wünschen übrig läßt. Er sendet ihn darum zu einem Landgeistlichen in die Schule. Damit beginnt die Erzählung. Maggie, die Tochter, mit schwarzen Glutaugen und Rabenhaar, des Vaters Liebling, trennt sich ungern von dem lichtblonden Bruder Tom. Das Mädchen hat Geist, der Knabe Charakter. Sie folgt stets ihrer Neigung, er seinem Begriff vom Rechten. Oftmals erfährt sie daher seinen Tadel. Die Kinder wachsen heran. Indessen verliert der Müller durch einen Proceß mit seinem Todfeinde die Mühle und ist nun ein armer und geschlagener Mann. Tom arbeitet für den Vater und ruht nicht, bis er dessen Schulden gedeckt und die Mühle zurückgekauft hat. Maggie hat indessen mit dem Sohne des Todfeindes kleine heimliche Spaziergänge gemacht und sich mit ihm über Shakspeare unterhalten. Auch sie möchte gern recht gut und brav handeln; nur kostet es ihr einen schweren Kampf, wenn ihr Vergnügen dadurch beeinträchtigt wird. Tom weiß in der ersten Minute, was er zu thun hat; sie braucht Tage und Wochen, sich zu entschließen, und während sie schwankt, verliert sie sein Vertrauen.

In der Zeichnung der Charaktere dieser beiden Kinder liegt das Verdienst des Buchs, um dessen ungenügenden Schluß es schade ist. Kaum ist das Geschwisterpaar ins Leben getreten, so verschlingt es die hohe Flut vor unsern Augen und unsere Hoffnung, sie noch einmal auftauchen zu sehen, bleibt vergebens.

Glossen.

Der gebildetste Mensch ist derjenige, welcher in der Schule des Lebens die meiste Gelegenheit gefunden hat, sich selbst zu überwinden.

* *

„Gute Absichten" sind Flittergold, aus dem sich keine echte Münze prägen läßt.

* *

Jede That hat ein Echo, wenn auch unser Ohr den Widerhall nicht vernimmt.

* *

Ein englischer Maler vermied schlechte Bilder zu sehen, aus Besorgniß, die Fehler derselben möchten in seinem Auge haften bleiben und sich auf seine eigenen Werke übertragen. Gleiches könnte man bei Lectüre und Umgang täglich besorgen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Woraus besteht die Sonne? I. — Zur Baumwollfrage. — Aus deutschen Bädern. II. Franzensbad. — Dresdens wilde Woche. — Briefbeförderung durch Luftdruck. — Aus der Bühnenwelt. — Briefwechsel.

Woraus besteht die Sonne?

I.

Vor dreißig Jahren behauptete Dr. Wirth, der deutsche Patriot von Schloß Hambach, Vater des wackern Nationalökonomen Max Wirth, die Sonne existire nicht, sie wäre nur eine optische Täuschung, ein Reflexion der Erden- und Luftdünste.

Diese Meinung wurde in die Sphäre jener dilettantischen Naturforschung verwiesen, nach welcher z. B. die Erde immer kleiner und durch Vorwärtsstreben der Eismassen vom Nord- und Südpol immer kälter wird.

Professor Bunsen in Heidelberg ist dem alten Glauben an die Sonne als einen realen Centralstern eines großen Weltsystems treu geblieben und hat sogar Stoffe entdeckt, die das Material bestimmen, aus welchem die Sonne zusammengesetzt sein dürfte.

In welcher allerdings sehr complicirten Weise diese Untersuchungen stattfinden, ersehen wir aus dem Bericht über eine Vorlesung, die ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, Dr. H. Walter, in einem neubegründeten Verein für Naturkunde in Offenbach *über die im vorigen Jahre von Professor Bunsen und Professor Kirchhoff in Heidelberg gemachte Entdeckung, chemische Elemente auf optischem Wege, durch Benutzung von Spectralbeobachtungen, nachzuweisen*, gehalten hat.

Nach einleitender Erörterung über das Wesen des Sonnenspectrums und nach Erläuterung der in dem Sonnenspectrum beobachteten sogenannten Frauenhofer'schen Linien — nach dem Entdecker derselben, dem berühmten münchener Physiker Frauenhofer so genannt — und der Beobachtungen, welche in dieser Beziehung mit farbigen Flammen gemacht worden sind, berichtete der Vortragende über mehrere von den Professoren Bunsen und Kirchhoff gemachte Mittheilungen. Es ist nämlich in der Physik längst bekannt, daß gewisse Substanzen, wenn sie in eine Flamme, z. B. in eine Alkoholflamme, gebracht werden, die Eigenschaft besitzen, in dem mittels derselben erzeugten Flammenspectrum helle Linien zu erzeugen. So läßt z. B. das Natrium eine scharfe *gelbe* Linie hervortreten, welche der Frauenhofer'schen Linie D des Sonnenspectrums entspricht, Lithium eine *rothe* Linie u. s. w. Die verschiedenen alkalischen Stoffe, chemisch sehr rein dargestellt, ergaben für jeden derselben sehr charakteristische und sich bestimmt unterscheidende Linien in dem Spectrum, welches durch die Flamme, in welche die Stoffe gebracht, erzeugt wurde. Man ist daher umgekehrt durch diese Linien in Stand gesetzt, die Stoffe zu erkennen, durch welche sie hervorgebracht werden. Sechs alkalische Stoffe untereinander gemischt lassen sich durch diese optische Analyse noch ganz deutlich unterscheiden. Das Gebiet der Erkennbarkeit gewisser Stoffe ist durch diese Methode nicht allein sehr erheblich erweitert, sondern weit über die Schranken hinausgerückt, bis zu welchen die chemische Analyse reicht. Denn noch $^1/_{3000000}$ Theil eines Millogramm von Natrium läßt eine deutlich erkennbare gelbe Linie entstehen; desgleichen vermag man noch weniger als $^9/_{1000000}$ eines Milligramm Lithium vollkommen deutlich zu unterscheiden u. s. w. Bei der Prüfung dieser Methode wandten die genannten Forscher Flammen von verschiedenen Stoffen an, als: die Flammen von Schwefel, Schwefelkohlenstoff, Leuchtgas, Alkohol, Wasserstoff- und Knallgas.

Sie fanden im Laufe der Untersuchung: 1) daß die Verschiedenheit der Verbindungen, in welchen die Stoffe angewendet wurden, die Mannichfaltigkeit der chemischen Processe in den einzelnen Flammen und der große Temperaturunterschied dieser letztern *keinen Einfluß* auf die *Lage* der den einzelnen Stoffen entsprechenden Spectrallinien ausüben; 2) daß dagegen dieselbe Metallverbindung in einer dieser Flammen ein um so intensiveres Spectrum gibt, je höher die Temperatur derselben ist; daß ferner 3) von den Verbindungen desselben Metalls in *einer* Flamme diejenige die größere Lichtstärke liefert, welche eine größere Flüchtigkeit besitzt. Wenn man nun ferner hinter der Flamme, in welche irgendein Alkali oder eine alkalische Erde gebracht war, eine stärkere Lichtquelle anbringt, wenn man z. B. das Sonnenlicht durch diese Flamme hindurchscheinen läßt, so wird die von der Flamme erzeugte *helle*, resp. farbige Spectrallinie in eine *dunkle* Linie verwandelt, — „*umgekehrt*", wie die genannten Forscher sich ausdrücken. Statt der gelben Natron-, der rothen Lithiumlinie u. s. w. zeigen sich dann dunkle Linien, und zwar um so *schärfer* ausgeprägt, je *stärker* die zweite Lichtquelle ist. Nachdem einmal die beschriebene Beobachtung der Verwandelung heller Linien in schwarze festgestellt war, drängte sich den genannten Forschern der Gedanke auf, daß die schwarzen Linien des Sonnenspectrums ihren Ursprung der „Umkehrung" heller Linien verdanken möchten, welche letztere, durch die leuchtende *Sonnenatmosphäre* erzeugt, durch den noch viel in-

tenſiver leuchtenden Sonnenkern aber als das ſtärkere zweite Licht in dunkle verwandelt würden. Profeſſor Kirchhoff, welcher in dieſer Hinſicht die ausgedehnteſten Unterſuchungen anſtellte, iſt auf dieſe Weiſe im Stande geweſen, mit großer Wahrſcheinlichkeit Eiſen, Magneſium, Natrium, Kalium, Nickel, Chrom und noch mehrere Stoffe in der Sonnenatmoſphäre nachzuweiſen, während Silber, Kupfer, Blei, Aluminium, Antimon, welche äußerſt glänzende Linien in ihren Spectren haben, in der Sonnenatmoſphäre zu fehlen ſcheinen. So verſpricht die ſpectral-analytiſche Methode nicht allein die werthvollſten Aufſchlüſſe über das Vorkommen und die Verbreitung der Stoffe auf und in der Erde zu geben und zur Entdeckung noch nicht aufgefundener Elemente zu führen, auch wenn dieſe ſo ſparſam in der Natur verbreitet ſind, daß ſie jeder chemiſchen Analyſe entgehen müſſen — wie dies bereits durch die Auffindung eines vierten Alkalimetalls ſich praktiſch bewährt hat —, die Spectrenanalyſe „eröffnet auch ein der chemiſchen Forſchung bisher völlig verſchloſſenes Gebiet, das weit über die Grenzen der Erde, ja ſelbſt unſers Sonnenſyſtems hinausreicht". Man wird durch fortgeſetzte Beobachtung derjenigen Spectren, welche helle Fixſterne, wie der Sirius z. B., geben, auch die Beſtandtheile der Atmoſphäre dieſer Geſtirne zu analyſiren im Stande ſein.

Wir wollen in nächſter Nummer dieſe intereſſante Entdeckung in einer dem Laien noch zugänglichern Ausdrucksweiſe ſchildern.

Zur Baumwollfrage.

Der Ausbruch des amerikaniſchen Kriegs und infolge deſſen die Blokade der Häfen der ſeceſſioniſtiſchen Sklavenſtaaten, welche bekanntlich ſeither Europa vorzugsweiſe mit Baumwolle verſorgten, hat vielfache Befürchtungen für den vorausſichtlich eintretenden Mangel dieſes hochwichtigen Artikels auf dem europäiſchen Markte hervorgerufen. Um ſo mehr, als der Conſum des vorigen Jahres eine bis dahin nie gekannte Höhe erreicht und den Vereinigten Staaten, trotzdem, daß die vorjährige Baumwollernte den bisher größten Ertrag von über $4\frac{1}{2}$ Millionen Ballen lieferte, nur den relativ ſehr geringen Vorrath von ungefähr 4 Millionen Ballen überhaupt übrig gelaſſen hat, während die Ernte dieſes Jahres der Lage der Dinge nach nur gering ausfallen wird. Eine Menge Baumwollenfelder ſind mit Rückſicht auf den Krieg dies Jahr mit Getreide beſtellt worden oder auch brach geblieben.

Glücklicherweiſe iſt aber in allen außer-nordamerikaniſchen Ländern, welche Baumwolle produciren, die Cultur derſelben in jüngſter Zeit erheblich geſtiegen. Während, nach der chemnitzer „Induſtrie-Zeitung", England vor zehn Jahren noch 73 Procent ſeines Bedarfs aus den Vereinigten Staaten beziehen mußte, konnte es ſich 1857 ſchon (nach dem Bericht der („British Cotton-Supply-Association") mit 67 Procent von dorther begnügen, was freilich immerhin noch einem Jahresbezug von gegen 500 Millionen Pfund gleichkam. Am meiſten hat ſich die Baumwollenlieferung nach England von ſeiten Oſtindiens geſteigert, nämlich von 118 bis auf 250 Millionen Pfund. In Aegypten hofft man die Production von 100000 auf eine Million Ballen zu ſteigern. In Tunis, Sierra-Leone, Liberia, im Innern von Afrika, auf den Fidſchi-Inſeln, Jamaica, Cuba, überall iſt die Cultur der Baumwolle in lebhafter Zunahme und ſogar auch in der Türkei und Griechenland jetzt mit günſtigem Erfolg eingeführt.

Man kann ſich alſo ruhig den beſten Wünſchen für die in Nordamerika kämpfende Humanitätsfrage hingeben, ohne dabei zu befürchten, Frau und Töchter bald nur noch mit ſeidenen Kleidern ſchmücken zu müſſen.

Aus deutſchen Bädern.

II. Franzensbad

* Wir eilten um Mittagszeit der öſterreichiſchen Grenze zu und fuhren im Sächſiſchen auf einem mit ſtarkem, dichtem Baumwuchs bekleideten Bergrücken. Der Tag war trübe und matt, der ganze Berg in eine dichte Wolkenhaube gehüllt, aus der der Regen ſeit dem Morgen in ſtarken Strömen ſich ergoß. Dann wurde der Berg abſchüſſig, die ermüdeten, durchnäßten Pferde ſetzten ſich in einen luſtigern Lauf, da der Wagen ihnen durch eigene Schwere zu Hülfe kam. Wir bogen endlich aus dem Walde der Niederung zu und nun breitete ſich ein weitläufiges, im Sonnenſchein glänzendes herrliches und mit den ſchönſten Fruchtſaaten angebautes Thal vor unſern Blicken aus. Ortſchaften lugten hervor, unter welchen wir deutlich ſchon die hellbeleuchteten Schieferdächer des lieblichen, ſonntäglich ruhigen Franzensbad unterſchieden.

Unſere heitere Gemüthsſtimmung wie der Trab unſerer Roſſe wurde durch einen langweiligen Halt unterbrochen. Eine unerquickliche Paß- und Grenzviſitation ſtellte ſich nach und nach mit dem ganzen Zubehör ihrer, ermüdenden Förmlichkeiten zwiſchen uns und der öſterreichiſchen Grenze hindernd in den Weg. Doch der Lichtſchein der neuen Aera warf auch bereits ſeine Strahlen in dieſen dunkeln Winkel des alten ſtaatlichen Gebäudes. Ein paar Minuten genügten, unſere politiſche und civile Unbeſcholtenheit feſtzuſtellen.

Wie erfreulich, einen ſo kleinen Ort, den man ſchon oft beſucht, wiederzuſehen! Jeder Strauch, jeder Baum iſt ein alter Bekannter, den man in der Freude ſeines Herzens umarmen möchte. Wie that es uns wohl, die bekannten Geſichter auf der Straße zu erkennen und von ihnen wiedererkannt zu werden. Es miſcht ſich dieſem innern Wohlbehagen, das wir in dergleichen Fällen fühlen, unſtreitig Egoismus bei, aber es mag auch die Behaglichkeit Antheil haben, daß wir uns an einem Orte befinden, wo man unſere Bedürfniſſe ſchon kennt und wir alles neuen Taſtens und Verſuchens überhoben ſind. Und ſiehe! Die kleine Hausmeiſters-Suſanna, die noch vor Jahresfriſt im Sande im Park ſpielte, iſt jetzt zu einer ſtattlichen Perſon herangewachſen und als ſupernumeräres Stubenmädchen ange-

ſtellt! Und des Bademeiſters Sepperl fungirt bereits als Joſeph mit der Kreide in der Hand am Brete bei der Austheilung der Bäder! Kurz der Abſchnitt einiger Jahre, der ſonſt unvermerkt an uns vorübergeht, ſolange wir immerfort unſere Augen auf dieſelben Gegenſtände richten, läßt ſeine Bedeutung erſt dann bemerken, wenn wir ſeine Ausdehnung an den Gegenſtänden bemeſſen, die wir ſeitdem aus den Augen verloren.

Franzensbad zeichnet ſich durch eine ſchöne, einfache Natur vortheilhaft unter den Bädern aus und entbehrt dabei aller Extra-Naturſchönheiten: Berge, Schluchten, Klüfte u. ſ. w. Dieſer Mangel iſt für die Geſelligkeit eher ein Vortheil. Die ganze Badegeſellſchaft iſt darauf angewieſen, im Park ſich zu verſammeln und die beſcheidene Geſelligkeit zu pflegen. Es rücken dadurch die Badegäſte aneinander und ſind gezwungen, miteinander mehr oder weniger zufrieden zu ſein. Ein Anderes iſt es z. B. in dem mit Naturſchönheiten geſegneten Marienbade, wo jeder Gaſt ein beſonderes Plätzchen findet, wo einer bald oben, bald einer unten in der Tiefe promenirt und es beſonders einzeln ſtehenden Damen ſchwer wird, ſich anzuſchließen. Es kann ſomit geſchehen, daß mancher eine ganze Badeſaiſon auf ſich ſelbſt beſchränkt bleibt. So empfing mich einmal eine Dame in Marienbad beim Beſuch mit dem Ausrufe: „Seien Sie mir tauſendmal willkommen! Ich hätte beinahe in den zwei Wochen meines Hierſeins das Sprechen verlernt!“

Da der Park der Mittelpunkt des hieſigen Lebens iſt, ſo begaben wir uns, nachdem wir die Kleider gewechſelt und uns erfriſcht hatten, ſogleich in denſelben. Der Nachmittag war nach einem regneriſchen Morgen beſonders ſchön, die Hitze mäßig, kein Windchen bewegte die Luft. Eine glänzende Geſellſchaft, aus allen Theilen der Welt zuſammengewürfelt, ſaß an dichtgedrängten Tiſchen und war beſonders durch eine große Anzahl ſchöner Frauen der jüngern Generation vertreten, die in glänzend hellfarbigen Toiletten eine der lieblichſten Augenweiden gewährten. Nur hier und da waren einzelne ſchwarze Punkte auf der Fläche zu bemerken, die ſich wie Nebelflecke auf dem hellgeſtirnten Firmament hervorhoben. Es waren die wenigen Männer, die ſich hier zur Cur einfanden; denn bekanntlich haben die franzensbader Quellen von der Natur zur Aufgabe, in der Sphäre der weiblichen Uebelſeinsformen vorzugsweiſe ihre Heilkraft zu entwickeln.

Die Muſik ſpielte eben eine ihrer luſtigſten Weiſen, die Kaffeemädchen ſchoſſen wie die Sternſchnuppen hin und her, die jungen Damen promenirten auf und ab, um ihre Toilette vortheilhaft ſehen zu laſſen, kurz, eine unverwüſtliche Heiterkeit ſchien über die Maſſe der verſammelten Menſchen ausgegoſſen zu ſein und alle Pulsſchläge derſelben in Bewegung zu ſetzen. Mit vieler Mühe gelang es uns, ein Plätzchen in dieſem Gewimmel von Fröhlichkeit zu gewinnen; wir hatten einige Zeit nöthig, uns in dieſem Gewirr zu orientiren.

Wenn auch dieſe ganze, vorzugsweiſe von Frauen getragene Geſellſchaft mehr die heiterſte Seite der Gegenwart darſtellte, ſo bot doch der männliche, wie geſagt, ſehr kleine Theil den eigentlichen ernſten Kern der Gegenwart dar. Da ſitzt ein Mann im Kreiſe von ſchäkernden Damen, der, obwol in heiterer Geſellſchaft, doch einſam zu brüten ſcheint, die Füße hingeſtreckt, langſam ſeinen Schnurrbart drehend, endlich aufſpringend und mit Kraft den Rauch ſeiner Cigarre hinblaſend — Lautet das nicht in der Ueberſetzung: Mag uns Gott aus dieſer Alternative, in welcher wir uns verrannt haben, heranshelfen! Es iſt ein baumſtarker, in einen reich mit Demonſtrationsſchnüren beſetzten Rock gekleideter älterer Mann, magyariſchen Stammes. Dort ſteht ein ernſt ausſehender bärtiger Mann in einem bis oben zugeknöpften Rocke; er zieht einen eben empfangenen Brief hervor, den er ſeinem jüngern Landsmann, der ſich in einem Seſſel hin- und herſchaukelt, vorlieſt. Das Schaukeln wird eingeſtellt, der Zuhörer wird nicht allein ruhiger, ſondern gleichfalls ernſter. Der Brief handelt von den Bauernunruhen, welche ebenfalls ſeine Güter ereilten. Die Bauernbefreiung iſt unſtreitig eine unabweisliche, von der Humanität und vom Zeitgeiſt dictirte Maßregel, aber ſie hat noth, verarbeitet zu werden, und das iſt es, was jene Stimmung erzeugt. Ein Moldauer, den der „kranke Mann“, ſolange er noch lebte, mit roſigen Erbſchaftshoffnungen erfüllte, ſieht, da der Mann nun „todt“ iſt und aus dieſem Tode ein neues Leben zu erwachen ſcheint, mit einem Blick des Siſyphus den ſeinen Händen ſich entwindenden Länderſtrecken nach. Aehnliche Gefühle erfüllen die Bruſt aller der verſchiedenen, hier auf einem engen Fleck verſammelten und in größter Eintracht nebeneinander ſtehenden Nationalitäten. Wer kann alles Bangen enträthſeln, das die Bruſt jenes Sprößlings „des noch nicht verlorenen Volks“ durchwühlt, der eben jener ſchönen Moskowitin den Hof macht? Wer die ſüßen Hoffnungen jenes ſonnverbrannten Italieners definiren, während er einer Wienerin das Gefrorene präſentirt? Selbſt der Amerikaner, der eben dort mit ſeiner Frau am Tiſche Platz nimmt, verlangt, noch bevor er den Kaffee „anſchafft“, vorläufig die neueſten Blätter, um den Erfolg des Nordens gegen den Süden nachzuleſen, bevor er ſeinen Kaffee in Ruhe ſchlürft. Und wie ſoll die Najade alle dieſe Uebel, die nicht vom Magen ausgehen — wofür Franzensbad freilich ein Helfer —, ſondern tiefer das innere Leben angreifen, wo eine indicatio vitalis gebieteriſch auftritt, zum Stillſtand und zur Ruhe bringen?

Aber auf einmal entſteht eine Bewegung in dieſer ruhigen Geſellſchaft. Alles läuft nach einem Punkte, alles drängt, ſtößt und umzingelt einen Mann, der in der Mitte ſteht und ſich kaum dieſer andrängenden Maſſe erwehren kann. Beſtünde die Geſellſchaft nicht zumeiſt aus Damen, man könnte dabei an einen kleinen Straßenauflauf denken! Es iſt nichts mehr als der Briefträger, der mit der neueſten Poſt und den Briefſchaften angelangt iſt. Da ſind außer dem natürlichen Verlangen, Nachrichten von den Seinigen zu haben, noch ſo viele Leidenſchaften im Spiele, die hier auf öffentlicher Scene ausgeſpielt werden — wer kann ihnen nachforſchen! Jetzt tritt Ruhe ein. Jeder lieſt ſeine Briefe — mag Mercur auf ſeinen geflügelten Sohlen jedem nur das Glückliche gebracht haben!

Dresdens wilde Woche.

* Das dresdener Vogelſchießen mit ſeiner „Vogelwieſe“ iſt als Sittenbild ſo bekannt, daß wir uns wundern, noch von unſerm Culturhiſtoriker Riehl darüber keine Studie geleſen zu haben.

Sie würde, ſeinem ſüddeutſchen Standpunkt zufolge, ſchwerlich günſtig für die gute Stadt Dresden und das

ſächſiſche Volk überhaupt anefallen. Münchens Octoberfeſt wird ihm volksthümlicher und poetiſcher erſcheinen. Die „Dresdener Vogelwieſe" iſt in der That eine Saturnalie der Bildung. Eine geſittete, leidlich anſtändige Welt läßt einmal ihre übliche Reſerve fallen und ergeht ſich in einem Naturalismus, der nicht immer die Grenzlinien des guten Geſchmacks einhält. Billigerweiſe ſollte man ſich verſtändigen, aus der Vogelwieſe einen Sommercarneval zu machen und, wenn es die Hitze erlaubt, Masken tragen zu dürfen.

Ein geborener Dresdener, der bekannte Caricaturiſt Herbert König, hat das „Dresdener Vogelſchießen" mit 50 Illuſtrationen (Dresden, Kuntze, 1861) erläutert und ſeinem Humor freien Zügel ſchießen laſſen. Ohne das ſinnverwirrende Geräuſch der Ausrufer, Sänger, den Lärm der Drehorgeln, der toll ſich durchkreuzenden Blechmuſikkapellen, das Gequiek der Affen und Gekrächz der Papageien kann man hier einen ſolchen Vogelwieſennachmittag und -Abend noch einmal in Ruhe genießen. Der unſchöne Anblick der Tiſche mit Würſten und grünen Flaſchen, die geſchminkte und trikotirte Verlebtheit der an ihren Buden poſtirten Seiltänzer, die Grauengeſtalten von Frauen, die mit heiſerer Stimme in eine Bude rufen, wo Seehunde ihre Dreſſur zeigen — alles das macht ſich unter der Feder und dem Griffel eines feinen und eleganten Zeichners anmuthig und nur noch ſpaßhaft. Wir finden in den Zeichnungen von W. Scholz in Berlin mehr heitern Witz als bei König, deſſen lebhaftes Naturell zum Choleriſchen neigt und ihn zum Satiriker macht. Seine Auffaſſungen ſind zuweilen nicht frei von Bitterkeit. In dem vorliegenden, artig ausgeſtatteten Büchlein ergeht ſich jedoch ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe harmloſer denn je und wird die Gabe gewiß jedem, der einmal Dresdens wilde Woche erlebte oder von ihr hörte, eine heitere Unterhaltung gewähren.

Briefbeförderung durch Luftdruck.

* Man kennt jene Anekdote, welche die Naivetät eines treuherzigen Bauern zum Gegenſtand hat, der einen Brief auf das Telegraphenamt bringt, um ihn raſcher als durch Vermittelung der Poſt, per Telegraph, an ſeinen Beſtimmungsort gelangen zu laſſen. Sancta simplicitas! ſagte wol das ironiſche Lächeln des Hörers.

Und doch war dieſer Bauer nicht ſo dumm, als er ausſah. Die Briefbeförderung durch Luftdruck iſt keine Phantaſie mehr. In Paris hat man von den Tuilerieen nach der Börſe und der Telegraphenverwaltung Röhren gelegt, durch welche Briefe und kleinere Packete mittels Luftdrucks von einem Ort zum andern befördert werden. An jedem Ende der Röhre iſt eine Maſchine aufgeſtellt. Die eine Maſchine macht die Röhre luftleer, während die andere durch Einpumpen von Luft in die Röhre das auf einem Schlitten befeſtigte Packet mit einer Geſchwindigkeit von 900 Fuß in der Secunde fortſchnellt.

Aus der Bühnenwelt.

* Wie verlautet, ſoll die preußiſche Regierung endlich dem immer dringender gewordenen Wunſche der Bühnenfreunde Gehör gegeben und die Darſtellung von Trauerſpielen auch den Nebentheatern Berlins geſtattet haben. Eine officielle Ankündigung dieſer höchſt dankenswerthen Entſchließung iſt noch nicht erfolgt; doch berichtet man ſchon, daß Schiller, Goethe und Leſſing dem königlichen Theater ausſchließlich vorbehalten bleiben ſollen. Die würdigſte Einführung dieſer neuen, ſo durchaus für Rettung der Bühne vor völligem Verfall nothwendigen Maßregel würde ein Geſammtgaſtſpiel einiger vorzüglichen Künſtler, etwa mit Bogumil Dawiſon oder Emil Devrient an der Spitze, im Victoria- oder auf dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater ſein.

* Die von uns bereits theilnehmend empfohlene, in zwangloſen Heften (Magdeburg, Heinrichshofen) erſcheinende Zeitſchrift „Geſang und Oper" von M. H. Schmidt macht über Operntexte folgendes bedenkliche Geſtändniß: „Verſchiedene bühnenkundige Schriftſteller haben ſich daran verſucht und ſind geſcheitert. Ob der Grund hiervon wirklich in dem Mangel an Befähigung oder in einer vornehmen Caprice unſerer Dichter zu ſuchen ſei, mag dahingeſtellt bleiben, — genug, das Reſultat, daß wir keine genügenden Operntexte beſitzen, iſt nicht hinwegzuleugnen. Alle muſikaliſch-dramatiſchen Talente waren nicht im Stande, dieſen Mangel vergeſſen zu machen, und werden es auch ferner nicht vermögen, wenn unſere Dichter zu vornehm oder zu unfähig bleiben, das unbedingt Nothwendige zu einem brauchbaren Opernbuche zu erlernen, wozu es ja keineswegs an guten Muſtern fehlt. Soll ich dieſe Meinung mit Belegen unterſtützen? Sie bieten ſich mir ſeit Mozart hundertfältig dar, denn außer den vorhin genannten Opern, die durch Text und Muſik ins Publikum gedrungen ſind und ſich lebendig erhalten haben, ſind alle noch übrigen — und ihrer ſind viele — zumeiſt an dem ungenügenden Text rettungslos untergegangen, und mit ihm manches hervorragende muſikaliſche Talent. Selbſt das Genie eines Mozart war nicht im Stande, dem verfehlten Text von «Cosi fan tutte» einen Erfolg zu verſchaffen, ſo wenig, wie die mehrfach unternommenen Verſuche, denſelben zu verbeſſern, es vermochten; und Spohr, Weber, Marſchner, Lindpaintner, Lachner, Reiſſiger, Schumann und viele andere haben ihre zum Theil reiche Begabung umſonſt an ſchlechte Opernbücher vergeudet oder ſich vor der Zeit der dramatiſchen Compoſition gänzlich enthalten. Lortzing hat ſich ſeine Texte ſelbſt verfaßt, und ob er gleich, von umfaſſendſter Bühnenpraxis unterſtützt, aufs beſte wußte, was er als Componiſt bedurfte, ſo iſt doch auch er nur in einigen Nachbildungen glücklich geweſen, woraus allerdings zu gleicher Zeit hervorgeht, wie ſchwer es iſt, darin Richtiges zu treffen."

Briefwechſel.

— Herrn Nonne in Annaberg. Das betreffende Verzeichniß befindet ſich in der bei E. Keil in Leipzig erſcheinenden „Turn-Zeitung".

— Herrn Fr. in Bremen. Ergebenſten Dank.

— A. a. C. Halle. Gegen die Wahrheit Ihrer Empfindung wird nichts einzuwenden ſein, nur ergreift der Ausdruck derſelben nicht den Leſer, wenn die Vorgänge und Erlebniſſe des Herzens, die Sie ſchildern, allzu intimer Natur ſind.

(Ausgegeben am 8. Auguſt 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 33. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Bairiſchen Wald. Eine Morgenwanderung auf den Hohen Arber. Von Andreas Oppermann. — Ein Bild aus Peſth. Von Friedrich Körner. — Der deutſche Bauernkrieg. Von Fr. Diedermann. — Briefe aus München. VIII. — Riehl über „Die deutſche Arbeit". — Neue Romane und Novellen. XVII. — Neues aus der Welt.

Im Bairiſchen Wald.

Eine Morgenwanderung auf den Hohen Arber.

Von Andreas Oppermann.

Wer den Kampf der Civiliſation mit der unberührten Natur, dieſe intereſſante Aeußerung menſchlicher Kraft, in unmittelbarer Nähe ſehen will, der hat dazu noch an manchen Punkten unſers Vaterlandes Gelegenheit. Kaum irgendwo dürfte aber dieſe Erſcheinung in impoſanterer Weiſe ſich darbieten als in den Forſten des an der Grenze von Böhmen und Baiern ſich hinziehenden, unter dem Namen des „Bairiſchen Waldes" bekannten Gebirgs.

Freilich iſt der „Bairiſche Wald" nicht blos der eigentliche Gebirgsſtock an der Grenze Böhmens, er umſchließt vielmehr einen beträchtlichen Landſtrich Niederbaierns, zum Theil wohlhabende Dörfer, reiche wogende Fluren, bemittelte kleine Landſtädte; kurz, das Land, wie es ſich von Paſſau bis gen Deggendorf an der Donau nordwärts bis Cham und Waldmünchen hinzieht. Der nördliche Theil iſt bei weitem ärmer als der ſüdliche, doch immerhin noch wohlhabender als die angrenzende Oberpfalz, deren Armuth bei dem nachbarlichen Altbaiern ſprichwörtlich geworden iſt. Mit verächtlichem Lächeln ſpricht er vom „Pfälzerdapp", der ſo arm iſt, daß er ſich die „Lederhoſen mit Erdäpfelſchalen flicken" muß.

Das ernſte, ſchöne Waldgebirge ſelbſt iſt wenig bekannt. Wußte man doch in Nürnberg keine genauere Kunde zu geben und man rieth dem Reiſenden alles Ernſtes, ſich mit Waffen auszurüſten oder ſich wenigſtens einen ſtarken Hund als Begleiter mitzunehmen, da das Reiſen in dieſer Gegend nicht ganz ſicher ſein könne. Faſt ſcheint es, als hätte der bekannte Räuber Heigel den „Bairiſchen Wald" etwas in Miscredit gebracht. Ich nahm nun zwar weder Hund noch Waffen mit auf die Reiſe, habe es auch nicht zu bereuen gehabt. Ich fand überall eine gute, freundliche Bevölkerung, ja ich möchte behaupten, daß vielmehr ich ſelbſt es war, der die Scheu der begegnenden Einwohner hier und da erregte, was mich nicht wenig ergötzte und mich faſt an die Scene zwiſchen Mohr und Papageno in der „Zauberflöte" erinnerte.

Einen Vortheil hat dieſe Abgelegenheit jedenfalls, man begegnet hier wenigſtens nicht den wandernden rothen Büchern.

Die Bevölkerung des Gebirgs macht den Eindruck eines kräftigen Anſiedlerthums. Sie iſt ſpärlich, engverbunden mit der Beſchäftigung, wie ſie ſich eben nur dort darbietet, durch ſie zum Theil bedingt, ſodaß man von einem beſtimmten Volkscharakter nicht ſprechen kann. Es iſt im ganzen der niederbairiſche Typus mit ſeinen kecken,

ſcharfen Zügen, nur geſelliger, gefälliger, weniger derb. Schon in Gugiöd, am Fuße des „Lusen", hatte mir der dortige Förſter geſagt, daß, wenn ich die Jäger der ganzen Umgegend kennen lernen wollte, ich am Tage St.-Bartholomäi auf dem Arber ſein müſſe. Es iſt ein alter Brauch, daß ſich da die ferner Wohnenden treffen. St.-Bartholomäi war aber ſchon den folgenden Tag und ich hatte eine bedeutende Strecke Wegs bis zum Fuße des Arber. Doch ging ich rüſtig darauf los, mitten durch den Urwald. Es war eine mühſame Wanderung von zehn langen Stunden, während welcher ich kein einziges Haus antraf, keinem Menſchen begegnete. Ich glaubte verſchmachten zu müſſen, war des Wegs nur ſo weit kundig, als mir meine vortreffliche Specialkarte ihn angab. Dazu ſtrömte der Regen vom Himmel. Es ging über Sumpf, durch den Wald, durch hohe Gräſer, dichte Gebüſche, über verfaulende Baumſtämme, durch ausgetretene Bäche. Nur einmal konnte ich in einer verlaſſenen Waldhütte, die ich traf, raſten und an dem Feuer, das ich mir da anmachte, meine Kleider wenigſtens etwas trocknen. Nie habe ich in meinem Leben mit größerm Jubel das Erſcheinen menſchlicher Wohnungen begrüßt wie an jenem Tage, als ich „Waldhaus" erblickte. Der Regen hatte aufgehört, in goldigem Abendſchein funkelten Gras und Laub vor mir und die lieben rauchenden Häuſer auf der freundlichen, vom Wald umgebenen Flur.

Ein gaſtliches, kleines Wirthshaus nahm mich auf, in dem ich mich nach Herzensluſt erquicken konnte. Hier fand ich in der reinlichen Stube an einem eichenen Tiſche unter großmächtigen Hirſchgeweihen eine heitere Geſellſchaft ſitzen, beſtehend aus dem Geiſtlichen, dem Förſter und ſeinem Gehülfen und dem Wirth, mit der ich unter Scherz und Erzählung den Abend angenehm verbrachte. Für den andern Morgen erhielt ich von den Forſtleuten eine Einladung, mit ihnen den Arber, „den dunkeln König des Bairiſchen Waldes", zu beſteigen.

Der Bartholomäustag war angebrochen; vor meinem Fenſter wehten die Tannenzweige, von frühem Morgenwinde bewegt, leiſe rauſchte der Bach, der vom hohen Falkenſtein ſeinen Weg über Granitblöcke und Moosflächen nimmt, um in unmittelbarer Nähe des Wirthshauſes von „Waidhaus" eine Sägemühle zu treiben. Auch jetzt ſchon ertönte ihr langhinziſchender Ton durch die noch ſtille Nacht. Die Mondſichel ſtand hell am klaren Sternenhimmel und herbſtlich kalt zeichneten ſich am Rande des das Wirthshaus umgebenden Waldes die gelblichen Wolken ab, die erſten Boten des aufgehenden Morgens.

Als ich in dem hochaufgeſtapelten Bette erwachte, da mußte mir erſt der unmittelbar unter meinem Fenſter dumpf bellende Kettenhund die Situation klar machen und mir die Einladung vom vorigen Abend ins Gedächtniß zurückrufen.

Bald befand ich mich auf dem Wege nach dem nahen Forſthauſe. Dort leuchtete mir helles Licht entgegen. Als ich in den Hof trat, kamen mir die großen Jagdhunde entgegen und umwedelten mich. Im Hauſe begrüßte mich heller Feuerſchein, der vom Herde in die Wohnſtube herkam, auf dem das Frühſtück in köſtlichem Dufte kochte. Alles war zum Aufbruch bereit. Der Forſtgehülfe hatte ſein Gewehr ſchon um die Schulter gehangen, die beiden Töchter des Förſters, ſtattliche, kräftige Mädchengeſtalten, rüſteten ſich gleichfalls zur Reiſe, nachdem ſie mir freundlich das wohlſchmeckende Frühſtück gereicht. Der Alte zog es vor, daheim zu bleiben; er hatte in früherer Zeit den Arber ſattſam oft beſtiegen und überließ ſeinen Kindern heute die Feier des Bartholomäustags allein.

Auch der alte Forſtwart Gundel hatte ſich in ſeinen Sonntagsſtaat geworfen; ihm wurde eine „Kraren", mit allerhand Lebensmitteln gefüllt, auf den derben Buckel gehängt und ſo war alles gerüſtet.

Noch lag der Wald mit ſeinen mächtigen Baumhallen in tiefer, ſchweigſamer Dämmerung. Büſche und Gräſer am Wege, das oft bis an die Hüften reichende Farrenkraut war tropfend naß, jeder Schritt machte ſchwere Waſſertropfen zu Boden fallen. Die großen Waldwieſen, die wir paſſirten, waren die einzige Unterbrechung des Forſtes. Auf denſelben weidet den ganzen Sommer hindurch, gleichwie auf den Sennen der Alpen, das Vieh. Während der Nächte findet es ſeinen Schutz unter den dichtſtehenden Bäumen. Manchmal ſchon hatte mich, wenn mich die Nacht auf meiner Wanderung überraſchte, das plötzliche Erſcheinen einer friedlichen Kuh im Dunkel und in der Einſamkeit des Waldes erſchreckt, manchmal aber auch der Klang einer Glocke, der von einem Stück Vieh herrührte, das ſein Nachtlager ſpät erſt aufſuchte, hoch erfreut. War doch die Ausſicht vorhanden, in dem Hirten des Viehs einen willigen Führer nach dem nächſten Wirthshaus, im ſchlimmſten Falle aber in

ſeiner Waldhütte ſelbſt eine Nachtherberge zu finden, ohne daß ich deshalb dieſe Hütten, Urbilder menſchlicher Wohnungen, von Moos und Stangen zuſammengefügt, als Nachtquartiere gerade empfohlen haben möchte. Auch mag man ſich, hat man ſeinen Aufenthalt bei einem Hirten gefunden, vor den Stieren der Heerde in Acht nehmen; ſie ſind meiſt überaus wild und unfügſam.

Endlich war der Morgen heraufgekommen. An einem einſamen Forſthauſe, auf deſſen wohlgehegtem Gehöfte ein mächtiger Brunnen mit vorzüglichem Waſſer rauſchte, wurde Halt gemacht. Mit lautem Juchzen wurde der junge Forſtmann, der noch von tiefem Morgenſchlafe befangen ſchien, zur Fahrt nach dem Arber entboten.

Nun ging's auf einer erſt im Bau begriffenen Straße, welche die Verbindung mehrerer bedeutenden Eiſenwerke und Glashütten mit bairiſchem Eiſenſteln herſtellen ſoll, langſam in die Höhe. Dieſe Straßenarbeit iſt namentlich durch die Entwurzelung der gewaltigen Bäume, durch das Hinwegſchaffen und Sprengen der Granitblöcke eine enorme und nur langſam vorſchreitende. Von da ab ging's jetzt in die Höhe ſteiler hinauf. Die Sonne war über die Waldberge emporgeſtiegen und beleuchtete die grünen Wipfel ringsherum mit ihrem frohen Licht. Das Leben erwachte überall und neben dem Rauſchen der zahlreichen Waſſer, neben dem kreiſchenden Tone des Gelers hörte man den fernen Artſchlag der Arbeit, die ſich hier durch den Urwald einen Weg bahnt, Lichtung um ſich verbreitend. Die ganze, ſehr beträchtliche Waldſtrecke um den Arber, ziemlich zwei Meilen im Geviert, von welcher der größte Theil noch völlig unwegſam, wo ſeit Jahrhunderten kein Baum gefällt worden iſt, gehört jetzt einem reichen jüdiſchen Hauſe und wird, nachdem ſie früher einem heruntergekommenen Freiherrngeſchlecht ziemlich nutzlos dageſtanden, auf jegliche Weiſe ausgenutzt. Schon werden Communicationswege angelegt, ſtatt der alten kleinen Glashütten, auf denen bisher ein jämmerlicher Betrieb ſtattgefunden, entſtehen ſchöne ausgedehnte Werke, die Sägemühlen arbeiten raſtloſer als je, in nicht mehr allzu langer Zeit werden bedeutende Roden oder „Rieden" entſtehen, darauf ein fleißig Völklein der Natur und dem durch die vegetabiliſche Anlagerung höchſt fruchtbaren Boden Reichthum der Entwickelung abzwingt, und wo jetzt noch tiefe Einſamkeit herrſcht, wo kein Menſchentritt noch dies Heiligthum berührt hat, da wird mitten aus dem Waldesgrün der rauchende Schlot emporſteigen, werden freundliche Häuſer und buntfarbige Acker, zierliche Straßen die Waldflächen durchſchneiden. Man mag noch ſo empfänglich ſein für die keuſche Unberührtheit der Natur, man kann ſich eben der zwingenden Nothwendigkeit der Civiliſation ihr gegenüber nicht entſchlagen. Zwar ſchimpft der enthuſiaſtiſche Forſtmann weidlich auf den „Juden", bedenkt aber nicht, daß der Jude hier die nach und nach mit Nothwendigkeit vorſchreitende Civiliſation bedeutet, daß der Jude hier es iſt, der dem herrlichen Wald erſt recht ſeinen Werth verleiht, der den größten Theil der geringen Bevölkerung ernährt, Wild- und Holzdiebe und Waldlungerer aller Art zu tüchtigen Arbeitern gemacht hat. Geſtehen wir es, wir ſind zwar glücklich, daß ſich unſerer Beſchauung noch ſolche unberührte Naturpunkte darbieten, daß wir noch die Gelegenheit haben, uns der Empfindung hierüber zu erfreuen, aber es wäre krankhaft, wollte man um dieſes Gefühlsgenuſſes willen über den Menſchen unmuthig ſein, der ſich die Kräfte der Natur unterwirft, ſich ihrer zur Hebung und Entwickelung ſeiner eigenen Kräfte bemächtigt.

Faſt rührend iſt die Empfindung bei den Holzarbeitern ſelbſt ausgeſprochen. Sie bitten den ſchönen „geſunden" Baum um Verzeihung, ehe ſie ihn „abthun". Der Baum „blutet" bei dem erſten Artſchlag und „hängt traurig den Kopf herunter".

Nachdem wir zwiſchen Felsblöcken und Farrenkräutern, durch Dorngeſtrüpp den letzten Theil des Wegs mit großer Anſtrengung zurückgelegt, kamen wir an den Arberſee. Von der Macht dieſes Eindrucks kann keine Feder nur einen annähernden Begriff geben. Man tritt aus der Wildniß des Waldes heraus und ſieht unmittelbar vor ſich auf gleichem Niveau ungefähr 3000 Fuß über dem Meere einen kreisrunden See, tiefſchwarz, unbewegt, auf allen Seiten von den rieſigſten Tannen, deren höchſte über 100 Fuß hoch ſind, bekränzt. Ihre dunkeln Wipfel ſpiegeln ſich dunkler noch in dem unbewegten Waſſer, hier und da am Ufer ragt aus dem See ein Felsſtück hervor, auf dem ſich gewaltige Farrenkräuter wiegen. Mancher Stamm hat ſein Haupt, vom Sturme gebrochen, in den See zur Ruhe gelegt. Unmittelbar über dem Ufer erhebt ſich im Halbrund die drohend überragende Berg- und Felſenwand des ſteilen Arber, bis zwei Drittheile ſeiner Höhe mit „heiligem Walde" bewachſen zu deſſen Schutze der „Haymannsgeiſt" allein

genügt, da er ſich von ſelbſt durch ſeine Lage der menſchlichen Hand und Gewalt entzieht. Der Durchmeſſer der runden Seefläche beträgt ungefähr drei Büchſenſchußweiten.

Noch iſt die Sonne nicht in dieſen Bergkeſſel gedrungen, noch erſcheinen die hochanſtrebenden Tannenhölzer, zwiſchen denen hundertjährige Buchen ihre ſtolzen grünen Wipfel wiegen, die ſich faſt ſenkrecht über dem See erheben, in einem gleichſam umflorten Graugrün, aus welchem in kalten Farben die ſteilen Felswände hier und da hervorſchauen. Die Stille der Natur ringsum, die durch nichts unterbrochen wird als etwa durch das ferne Rauſchen eines zwiſchen den Wänden des Arber herniederfallenden Bachs oder durch das Aufſchnalzen eines Fiſchleins im See, erhöht den unbeſchreiblich ernſten, ja faſt grauenerregenden und doch tiefſeſſelnden Eindruck des ſeltenen Gebirgsblides.

Ich habe ſpäter hier einen Abend verbracht. Ueber dem ſchon in Silbernebel ſchimmernden See, über den dunkeln Tannen und Buchen, die bereits in das kalte Grün des Abends gekleidet waren, erglühte die noch rothbeleuchtete Bergſpitze des Arber in Sonnenſchein und darüber breitete ſich in warmen blauen Tönen das Himmelsdach aus; jubilirende Farbenluſt über dem kalten, düſtern Bilde in der Tiefe! Bald war auch dieſer Schein von Licht und Wärme in der fächelnden Abendluft verſchwunden, ſchwärzer und tiefer wurden die Schatten. Ich hatte mit meinem Gefährten, einem Forſtadjuncten von der Regenhütte, welcher von hier aus am frühen Morgen einen Anſtand erreichen wollte, ein großes Feuer angemacht, deſſen heller Schein die Baumgewölbe über uns mit ſmaragdnem Glanze übergoß und rothe Streiflichter über den See hinwarf. Während mein „Waiard" den Teig zu einem Schmarren anrichtete, deſſen Ingredienzien er in ſeiner Jagdtaſche hatte, war ich am Ufer des Sees entlang gegangen. Der Mond war über die Bergwand heraufgekommen und brachte in dieſe ſtarren dunkeln Maſſen der Baumrieſen, auf den Spiegel des ſchwarzen Gewäſſers zitterndes Licht und Leben. Ich lauſchte den Tönen der Nacht, fern rauſchte auch heute der „Regenbach" zwiſchen den Bergwänden, aber es war, als ob in dem Rauſchen der Ton von einander zurufenden Stimmen zu hören wäre, und alle die Sagen, die hier in reicher Fülle die Natur ſchmücken, ſtanden in ihren plaſtiſchen Bildern vor meiner Seele. Ich glaubte in dem Glitzern des Mondlichts die märchenhaften goldenen Fiſchlein mit diamantnen Augen im Waſſersgrunde zu erſchauen, ſchattenhaft huſchten die weißen Nebel unter den Felſen und überhängenden Tannen dahin. Ueberall war das geheime unerklärliche Regen und Weben im Duſte des beweglichen, läuſchenden Mondenlichts zu ſpüren und dennoch — welche zauberhafte Ruhe! Träumend entfernt ſich der Geiſt von der Wirklichkeit und ſchweift über Bergeshöhen und Waldgipfel, über den Gürtel ſchimmernder Ströme in von ihm ſelbſt ungekannte Fernen dahin. Ein Jauchzen und ein Schuß erweckten mich aus meinen Träumen und löſten das Zauberbild wieder in ſeine volle ſchöne Wirklichkeit auf. Unmittelbar auf den Schuß des Jägers begann ein ſo hundertſtimmiges Echo zu antworten, wie ich es noch nie in meinem Leben vernommen hatte. Es war ein nimmer enden wollendes, immer ſtärker ertönendes Donnergeroll; als ob die Gebirgsgeiſter alle in ihren Bergeshöhen in wildem Schlachtenkampfe hinund widerwogten, ſo brauſte der Schall in der tiefſchweigſamen Mondennacht dahin, bis er ſich endlich in weiter Ferne träumend verlor und das Zauberbild der Ruhe nur um ſo ſüßer die Seele umſtrickte.

Auch heute ließen unſere beiden Begleiter mehrere Schüſſe knallen, auch heute ertönte das Echo in ſelten überraſchender Weiſe, doch hat mir's ſolchen Eindruck, wie ſpäter, nicht gemacht.

Jetzt war die Morgenſonne auch am Arberſee erſchienen und hatte ihr Licht über ihn gebreitet; beſchwerlicher und ſteiler begann die Wanderung zu werden.

Der herrlichſte Urwald rings um uns herum! Durch ſeine Wipfel ſtrich eine erquickende Luft, daß die Bäume „ſangen". An Waſſern, die in maleriſchen Fällen über Felsblöcke und „umgewurzte" Bäume hinwegſchäumten, ging der Weg vorbei. Ueberall glitzerte und funkelte der Morgenthau. Das friſche Grün der Buchen wechſelte mit dem tiefern Dunkel der Tannen, aus dem glänzenden Bach ragte das Geſtein in den verſchiedenſten Farben hervor (ſchöne Turmaline und Roſenquarz fand ich allenthalben) und im Waſſersgrunde hatte ſich ſammtnes helles Moos über die dunkeln Baumſtämme gelegt. Und überall keine Spur der menſchlichen Hand, es iſt der Urwald in ſeiner vollſten Jungfräulichkeit! Mich packte ein mächtiges Gefühl der Rührung, wie man es nur bei den größten Naturerſchei-

nungen, etwa wie beim Anblicke des Meeres, empfindet. Ueber uns die thurmhohen Waldbäume, von der Höhe hernieder über die Wipfel hinweg tief unten in dem Thalkeſſel das dunkle Auge des Sees und Wald ringsum, ſoweit das Auge zu ſchweifen vermag.

Unſer Weg führte ſpäter aus dem Urwalde heraus über eine Felſenrinne von ungefähr 10 Ellen Tiefe. Eine ſehr hohe Brücke war darüber hingebaut, ſie beſtand aus zwei großen Baumſtämmen, auf welche Querhölzer gelegt waren. Doch war der eine Tragbalken halb in die Tiefe hinuntergeſunken und ihm nach hing auch ein Theil der Querſtämme. Der alte Gundel war vorangegangen, hatte ſich auf die Feſtigkeit der Brücke allzu ſehr verlaſſen und war mitten darauf ſammt dem Holze hinabgeſtürzt. Ein jäher Schreck befiel uns alle, als wir den alten Mann in die Tiefe fahren ſahen. Aber dieſer, unten angekommen, und noch bedeckt von dem nachfolgenden Holze, rief heiter ein „Schad't nix!" herauf, und wirklich hatte er keinen Schaden genommen, ſondern kam rüſtig mit ſeiner Trage auf dem Rücken die andere Wand der Rinne heraufgekrochen. Schwieriger aber als vorher war jetzt der Uebergang. Ein einziger feuchter und ſchlüpfriger Baumſtamm führte über den immerhin ziemlich tiefen Spalt und nicht jeder Fall konnte ſo glücklich ablaufen wie der Gundel's. Allein die beiden jungen Mädchen traten trotz des Vorgangs furchtlos auf den Baumſtamm, der, ungefähr 30 Fuß lang, ſich in der Mitte weiblich bog, und gingen ſichern und leichten Schritts über die Tiefe hinweg. Was wollte ich machen? Trotz eines Schwindelanfalls mußte ich folgen, wollte ich nicht ausgelacht werden —; aber es war ein harter Gang! Ueberhaupt hatte ich bei dieſer höchſt anſtrengenden Bergwanderung Gelegenheit, die Kraft und Geſundheit unſerer Begleiterinnen, ihren frohen Muth zu bewundern; Eigenſchaften, die bei den Baierinnen faſt durchgängig zu finden ſind.

Der Gipfel des Arber — ein intereſſanter Gneisfelſen — iſt zugleich der höchſte des ganzen großen Gebirgszugs und liegt nach bairiſcher Meſſung 4970 Fuß hoch über der Meeresfläche. Er iſt nicht bewachſen und bildet fünf kleine Spitzen, auf deren einer eine von Stein erbaute Kapelle ſteht, deren Altar jedoch nur von wenigen frommen Händen geſchmückt war. Außerdem befindet ſich auf dem Arber noch eine Blockhütte, die den Jägern Schutz und Schirm gegen die ſich hier mit unglaublicher Schnelle entwickelnden Unwetter gewährt.

Als wir oben angelangt, war die Ausſicht herrlich und rein; ſie kann mit keiner der andern hohen Berge Deutſchlands verglichen werden; ihr iſt ein Gemiſch von düſterm Ernſte und lachendem Zauber ganz beſonders eigenthümlich.

Nach Norden zu liegt der ſeltſame Oſſa, der Keitersberg, der Hohenbogen mit ſeinen herrlichen Linden, weiter hinauf wird das Fichtelgebirge und die ſchwache Contour des Sächſiſchen Erzgebirgs ſichtbar. Nach Oſten zu breitet ſich der Böhmerwald weit ins Land hinein. In Weſten erblickt man die ganze Oberpfalz, in dämmernder Ferne die niedere Bairiſche Ebene, und jener ſchimmernde Streifen — iſt der herrliche Donauſtrom. Nach Süden aber und Südoſten thürmen ſich die waldigen Rieſen, der Rechel, der Lufen mit ſeiner phantaſtiſchen Spitze in ſchönen Profilen zum Himmel empor; über ſie hinweg erſchaut das entzückte Auge in gleichſam nur hingehauchter Bläue die tiroler und ſalzburger Alpenkette, deren Gipfel, von Schnee erglänzend, mit dem Morgenhimmel in zitterndem Licht verſchwimmen.

Gerade hernieder von der ſteilen Höhe des Arber ſieht man auf die dunkeln Waldſchluchten, mitten in die Berge und Thäler des Bairiſchen Waldes hinein, aus deſſen Forſten nur hier und da, wie kleine Oaſen, eine Glas- oder Eiſenhütte oder ein einſames Forſthaus mit ſeinem Wieſen- und Feldplan freundlich hervorlacht. Eine ſchwelgſam ernſte Stimmung erweckt dies Wald- und Bergbild, das mit der in zartem Dufte und in jubilirendſten Farben ſchimmernden Fernſicht in ſchroffem Gegenſatze ſteht.

Nicht lange ward uns der Anblick, denn bald zogen dichte Nebel über die Landſchaft hinweg. Ein heftiger Wind erhob ſich, eine echte „Windſprat" (Frau des Windes, die es namentlich auf die Männer abgeſehen hat) — vor ihr muß man ſich hüten. Wir eilten darum nach der Kapelle. Dort hatte ſich inzwiſchen allerlei Landvolk eingefunden, das mit einem gewiſſen traurigen Entſetzen auf die luſtigen Jäger ſah, welche der hölzernen Jungfrau Maria ihre Hüte aufſetzten, die Gewehre umhingen, auf dem Altar ganz gemüthlich den mitgebrachten Braten zerlegten und untereinander vertheilten. Da inzwiſchen ein ſpeculativer Kopf eine Tonne Bier auf den Berg hatte ſchleppen laſſen, ſelbige oben unter Jubelruf ankam, die Kapelle aber „zum Trinken zu kühl" war, ſo zogen wir nach der Waldhütte, wo ein

großes Feuer auf dem inmitten derſelben befindlichen Herde angemacht wurde.

Nach und nach waren die Forſtleute aus der Umgegend gekommen; es waren meiſt junge Männer, zum Theil prächtige Geſtalten, in denen ſich kecke Jugendkraft oft mit wirklicher Schönheit paarte; dazu die kleidſame bairiſche Tracht, die Juppe und der geſchmückte Federhut. Namentlich fiel mir ein junger Mann auf, von ſchlankem Wuchs, blond, mit den feurigſten blauen Augen und ſcharfem Profil, eine geradezu fürſtliche Erſcheinung, die durch das grobe, faſt fackleinene Hemd, welches er trug, in keiner Weiſe beeinträchtigt wurde und durch den wunderlichen Zierath an ſeinem goldbeſchnürten Hut, Schuhukopf und Adlerkrallen u. ſ. w., einen pikanten Anſtrich gewann.

Ein luſtigeres Zechen habe ich nie erlebt, als nun in der Waldhütte bei dem wohlthuend wärmenden Feuerſchein begann. Es entwickelte ſich ein Liederreichthum, wie man ihn in Norddeutſchland vergeblich ſuchen würde und es war auch eine Luſt zu ſingen; denn kaum hat Homer andächtigere Zuhörer gehabt als wir an dem in maleriſchen Gruppen in der Hütte ſich lagernden Landvolk.

Nur bis Mittag dauerte dies „Frühſtück auf dem Arber", dann folgte auf das heitere Zuſammenſein eine ebenſo heitere Trennung und noch lange hörte ich den fernen Zuruf der Scheidenden.

Ein Bild aus Peſth.

Von Friedrich Körner.

Es iſt Herbſt. Der Wind bläſt um alle Straßenecken. Der Slowake überlegt es ſich daher, ob er die Haarſeite ſeines ſchwarzzottigen Schafpelzes nach innen kehren ſoll und hat bereits die tſchakoartige Mütze von ſchwarzem gekräuſelten Schaffell mit dem breitrandigen ſchwarzen Filzhute vertauſcht, der ihm im Sommer zugleich als Napf dient, auf welchem er das Fett anſammelt, welches er ſich mit vollen Händen in die langen Haare ſchmiert. So ſteht er an eine Straßenecke gelehnt und ſieht phlegmatiſch in das vorübereilende Menſchengetümmel oder iſt beſchäftigt, wohl in Stroh verpackte Glaswaaren auf ſein leichtes Holzwägelchen zu laden, vor welches er mit dünnen Stricken drei, vier oder fünf kleine rauchhaarige Pferde von der Größe eines großen Eſels geſpannt hat. Jetzt hat er aufgeladen, ſchwingt ſich auf den hohen Sattel und fährt ſtolz davon, die ſandalenbedeckten Füße in mächtige Steigbügel ſteckend, welche faſt auf der Erde ſchleifen. Wenn er nicht beritten wäre, könnte man ihn für einen Eskimo halten.

Es gibt kaum häßlichere Geſichter als die der Slowaken, denn Armuth, Dummheit und Knechtsſinn ſehen aus den kleinen, tiefliegenden, ſtumpfen Augen. Viele Geſichter ſind noch dazu ſchrecklich entſtellt und wenn das ungekämmte Haar über Stirn und Wange fällt, erhalten dieſe rohen Geſichter etwas thierartig Verwildertes. Der Mund iſt breit und groß, die Lippe häßlich, der Schnurrbart dünn; Backen- und Kinnbart fehlen und die enganliegenden Hoſen von grobem weißen Wollzeug mit blauer Verſchnürung endigen bei vielen in hohen plumpen Stiefeln von unförmlicher Größe.

Die Slowaken ſind die Parias Ungarns. Man verachtet ſie, benutzt ſie zu den ſchmuzigſten Arbeiten und der gemeinſte Arbeiter ſchimpft auf den „gottverdammten Slowaken", wenn dieſer in ſeine Nähe kommt. Im Sommer führen Wanderſlowaken ein Nomadenleben. Dann ſieht man ihre kleinen Planwagen von Flechtwerk und Holzknitteln gegen Abend an der obern Donauzeil auf wüſten Plätzen Halt machen. Ochſen und Pferdchen werden abgeſpannt und mit Gras gefüttert, aus dem Wagen klettern ſchmuzige Weiber und halbnackte Kinder. Bald brennt ein Feuerchen unter dem irdenen Topf, welchen die Kinder umlungern, da ſie auf die Grütze warten, die man mit Holzlöffeln aus dem Topfe ißt. Lagert man am Sonntag, ſo beginnen die Weiber Wäſche, trocknen ſie auf Gras oder Steinen, die Männer beſſern am Wagen herum oder rauchen oder ſchlafen oder einer legt dem andern den Kopf in den Schos, damit dieſer ihm einen gewiſſen zarten Freundſchaftsdienſt erweiſe, oder es werden die Kleider einer ſolchen energiſchen Nachſuchung unterworfen.

Alles dies geſchieht dicht neben dem belebteſten Spaziergange, auf welchem die feine Welt ihre Toilette zur Schau austrägt. Franzöſiſche Feinheit und aſiatiſche Unreinlichkeit begegnen einander kaum irgendwo ſo nahe wie am Corſo Peſths. Setzt man den Spaziergang ein klein wenig weiter fort, wo freilich an die Stelle des Pflaſters Staub, Kothlachen und Kehricht treten, obſchon die Straße noch eine halbe Stunde an Holzlagern, Magazinen und ſchmuzigen Weinſchenken weiter hinaufgeht, ſo bieten ſich im Sommer dem Publikum andere Geſtalten dar.

Nackte Perſonen, mit und ohne Schurz um den Leib, reiten Pferde in die Schwemme oder baden ſich oder klettern in den Badeanſtalten die Springleitern hinauf, ſodaß man ſich in die Welt griechiſcher Plaſtik verſetzt meint. Nackte Kinder wühlen im Staube, denn in Bretterhöhlen wohnen am Donauufer hin Slowakenfamilien, da ſie nicht alle in Holzſchuppen oder Kanälen ein Unterkommen finden.

Doch kehren wir wieder an unſere herbſtliche Straßenecke zurück! Omnibuſſe, die nach den verſchiedenen Bädern Ofens oder ins Stadtwäldchen fahren, ziehen vorüber, Fiaker ſchwenken im raſchen Fluge um die Ecke, ihr langgedehntes „Ho!" als Warnung ausſtoßend; auf den blanken Trottoirs fließt ein Strom Spaziergänger in maleriſcher Tracht und ſchöner Haltung auf und ab. Den reichverſchnürten Manteiüberwurf trägt die Dame keck halb über die Schulter gehängt, überall blitzt es von großen Knöpfen edeln Metalls, von Giasperlen und Agraffen; eine ſchwarze Feder ſchwankt vom kleinen runden Hütchen mit glatt aufgeſchlagenem Rande auf die Schulter herab oder ſtolz erhebt ſich ein blendendweißer Stutz von Reiherfedern über der Stirn. Der Herr daneben läßt die langen Sporen mit den gewaltigen Rädern klirren, trägt eine gebogene Adler- oder Trappenfeder ſeitwärts am niedrigen Hute, ſodaß ſie keck rückwärts weiſt; die ſchwarzen oder violetten oder kirſchbraunen Beinkleider liegen eng an wie Tricots; vorn am obern Schenkel ſind ſie ſchwarz und arabeskenartig verſchnürt und zu beiden Seiten des Hoſenlatzes ſehen die Enden des weißen Taſchentuchs heraus. Oberkleid und pelzverbrämter Paletot ſind dicht mit Knöpfen und Schnuren beſetzt auf der Bruſt, auf den Aermeln, an den Rockſchößen und ſelbſt die Weſte iſt verſchnürt wie das Leibchen der Damen.

Dicht neben dieſer Promenade lagert auf dem zum Theil ungepflaſterten Platze eine Heerde hochbeiniger grauweißer Rinder mit ungeheuern Hörnern, auf welche die Hirten mit armsdicken Knitteln unbarmherzig losſchlagen, um ſie zuſammenzuhalten. Denn da drei bis vier dieſer Thiere an den Hörnern mit Stricken dicht aneinander gebunden ſind, ſo verurſacht dies bei jeder Bewegung dieſer Thiere ein Ziehen und Zerren, da dieſe Köpfe nie Eines Sinnes ſind. Mitunter hält auch wol eine Heerde kurzbeinigen Borſtenviehs Sieſta, um einen paſſenden Zeitpunkt zum Uebergang über die Kettenbrücke abzuwarten. So reicht das Puſztenleben bis hinein in die Promenaden Peſths und verleiht der großartigen Uferlandſchaft einen ländlichen Charakter.

Wir dürfen aber bei ſolchen Betrachtungen den Mann nicht überſehen, der an der Straßenecke ſteht neben einem kleinen eiſernen Ofen, auf deſſen Platte er jeden Abend Kaſtanien röſtet, welche man als Nachtiſch auf der Straße im Vorbeigehen genießt oder mit in den Weinkeller nimmt, da ſie zu einem Glaſe Wein gut ſchmecken. Neben dieſem Garkoch, deſſen Lämpchen man im Spätherbſt und Winter bis 8 Uhr faſt an jeder Straßenecke leuchten ſieht, poſtirt ſich der Junge mit Salzbrezeln, die er an einer langen Stange angereiht hat und der durch das grelle Schnurren einer Knarre ſich bemerklich macht. Nach 7 Uhr verläßt er ſeinen Poſten und erſcheint in den Bierhäuſern, um dort Geſchäfte zu machen. Denn in den zahlreichen Bierhäuſern wird zum „Stiefel" auch meiſtens ein „Nachtmahl" eingenommen und es finden ſich allerlei Erwerbsluſtige ein. Der eine bietet bunte Gläſer zum Verkauf an, der andere Cigarrenſpitzen und Meerſchaumköpfe, die dicke aufgewichſte Trödlerin hat Auswahl von Unterhoſen, Jacken, Hoſenträgern, Cravatten, Geldbörſen; wieder ein anderer arrangirt eine Lotterie und ſetzt eine Apfelſine als Preis; dazwiſchen erſcheinen Bettler, welche einen verſtümmelten Arm oder ein anderes Gebrechen vorzeigen; denn auch dieſe verlaſſen die Poſten an der Straßenecke, welche ſie den Tag über einnehmen, und halten im Wirthshauſe Nachleſe von barmherzigen Seelen, ſodaß ſich mitten im Wirthshaus ein fliegender Markt einfindet.

Als trübſelige Geſtalt tritt in dieſes bunte, behagliche Leben der Waſſermann mit ſeinem abgetriebenen, wundgeprügelten Eſel. In Peſth hat man wol Trinkwaſſer, aber jede Küche muß ſich zum Waſchen täglich mit Donauwaſſer verſehen und dieſes naſſe, halsbrechende Geſchäft übernimmt der Waſſermann. Iſt er ein armer Teufel, ſo trägt er es buttenweiſe den Herrſchaften zu. Natürlich trieft er von Waſſer, ſtarrt im Winter von Eis und muß eine eiſerne Natur haben. Bei Glatteis iſt der Gang zur Donau und auf den Trottoirs, die man dann nur ausnahmsweiſe mit Sand oder Aſche beſtreut, lebensgefährlich und Arm- oder Beinbrüche ſind nichts Seltenes. Hat der Waſſermann einiges Kapital, ſo kauft er ſich einen zweiräderigen Karren, der 10—12 Butten faßt, und einen oder zwei Eſel; der Kröſus unter ihnen wendet einige Gulden mehr an und kauft

ſich ein ausrangirtes Pferd. Solche Fuhrwerke mit ihren triefenden Begleitern ſieht man in allen Straßen, zu deren Staffage ſie mit gehören. Iſt das Geſchäft groß, ſo wird einem Hunde die Aufſicht über die Eſel überlaſſen, ſolange der Chef der Unternehmung mit dem Hinauftragen des Waſſers in die Quartiere beſchäftigt iſt.

Eine ganz andere Phyſiognomie erhält das Straßenleben während des heißen Sommers. Dann bezieht die vornehme Welt die zahlreichen nördlichen Villen, welche an den Abhängen und in den kurzen Thälern des ofener Gebirgs oder auf der Ebene des Räko bei Peſth liegen, hier von anmuthigen Gartenanlagen, dort von prachtvollen, maleriſchen Landſchaftspanoramen umgeben.

Im Sommer macht der Süden ſein Recht geltend; der Menſch meidet die Häuſer und ſucht die Kühlung ſchattiger offener Räume. Der Hausmeiſter quartiert ſich alle Abende mit der Familie aus der allerdings karg zugemeſſenen Wohnung in den Hof, um unter dem Schutze der Gänge, welche die Hofſeiten der Häuſer umgeben, ſein Nachtlager aufzuſchlagen. Der Sackträger arbeitet halbnackt, Arbeiterinnen und Dienſtmädchen verzichten auf den Schmuck der Taille und bekleiden den Oberkörper nur mit einem loſe anliegenden, tief ausgeſchnittenen Hemd, der Hotelbeſitzer verlegt den Speiſeſaal in den Hof, entweder unter jene galerieartigen Gänge oder er ſpannt ein ſchattiges Zeltdach über den Hof und ſchließt das improviſirte Speiſezimmer mit Orangerie und etwas Draperie vom übrigen Hofraum ab, und der Wirth der ſtark beſuchten Kaffeehäuſer, der aber jetzt vorzugsweiſe Gefrorenes nebſt einem Glaſe kalten Waſſers und Eiskaffee verkauft, verlegt den Schauplatz ſeiner Thätigkeit auf die Straße, indem er das Trottoir ſeines Hauſes mit einem Leinwanddach überſpannt, mit Orangerie eine Art Einzäunung herſtellt und nun Tiſche und Stühle auf dem Pflaſter des Trottoirs aufſtellt, was freilich die Paſſage ſehr hindert.

An den Straßenecken, wo früher der Kaſtanienverkäufer ſein Stehplätzchen hatte, ſind jetzt Melonen verſchiedener Farbe und Größe in langer Reihe wie Kanonenkugeln in einer Feſtung aufgelagert; an der obern Donau ſtehen Tag für Tag ganze Berge von Melonen, in den Straßen verkaufen vom Wagen herab die Bauern Melonen, denn alle Welt ißt Melonen, ißt ſie in Menge, und die auf den Straßen umherliegenden Schalen geben davon Zeugniß. Auf Sand- und Düngerhaufen, auf der Karre, auf dem Trottoir, auf Treppen, hinter dem Eckſtein liegt ein peſther Lazzarone und ſchläft oder nagt an einer Melonenſchale; wenn der Kaufmann vom Comptoir nach Hauſe eilt, kauft er Melonen, welche weder mittags noch abends auf dem Tiſche fehlen dürfen; die Theißgegend ſendet ganze Schiffsladungen; von Waltzen und Gran kommen andere Gartenfrüchte als Schiffsladungen, denn auch Erdbeeren, Johannisbeeren, ſüße und ſaure Maulbeeren werden in Menge als Nachtiſch genoſſen, bis Weintrauben ſie ablöſen, welche man ſpäter zwiſchen den Doppelfenſtern zu Roſinen eintrocknet und im Winter neben welſchen und Haſelnüſſen als Nachtiſch genießt.

Im Sommer ſind die Trachten beſonders pittoresk, da junge Leute hellfarbige Röcke, Weſten und Beinkleider lieben, herrſchaftliche Diener in grelle Farben gekleidet einhergehen, in hochrothen Beinkleidern, hochrother Weſte, hellblauem oder hellgrünem Rock mit weißer Verſchnürung und dichten Reihen heller Knöpfe. Mitunter ſtolziren über die Straße auch einige Serben mit pelzgefütterter enganliegender, weitarmiger Jacke, auf dem Haupt den rothen Feß mit dunkelblauer Quaſte, mit dunkelblauen Tuchhoſen, die bis zum Knie ſehr weit ſind, dann aber tricotartig werden und endlich in ein Paar leichter Schuhe ſchlüpfen. Der ungariſche Bauer und Arbeiter geht ſtets in Hemdärmeln und trägt die knopfreiche Jacke wie einen Dolman über die linke Schulter gehängt; dabei umwehen ſeine Beine bis etwas übers Knie fußbreite weiße Leinwandhoſen, unter denen ſich die weiten, plumpen, hohen Stiefeln verlieren. Auch der Slowake erſcheint im Hemd, welches ihm aber nur bis zur Herzgrube reicht, ſodaß eine Hand breit ſonnenverbrannter Menſchenhaut zwiſchen Hemd, ſpannbreitem Ledergurt und Linnenhoſen erſcheint. Arbeiterinnen und Bäuerinnen ſchreiten barfuß daher, des Sonntags aber in rothen Corduanſtiefeln mit hohen Abſätzen, Slowakinnen aber tragen ſchwarze plumpe hohe Stiefeln, während die Männer in Sandalen einherſchreiten.

In gewiſſen Straßen iſt der Verkehr ein außerordentlich ſtarker, daß man oft nur langſam mit dem Strome vorrücken kann, aber auffallend bleibt es, daß man unter den zahlreichen Equipagen ſehr ſelten die eines Magnaten ſieht, ja daß Reiter zu den ſeltenen Erſcheinungen gehören, wenn man die Offiziere und einige Reit-

meiſter abrechnet. Obſchon der Adel im Winter ſeine Magnatenbälle in Peſth hält, einige auch ihre Paläſte in der Stadt haben, ſo fehlt dieſer doch aller und jeder Charakter einer Hauptſtadt, wogegen der einer Handelsſtadt überall hervortritt. Denn auch von den zahlreichen Studenten der Univerſität bemerkt man nichts. Auf den Straßen ſieht man nur Waaren hin- und herſchaffen, Kauf- und Geſchäftsleute nach den Comptoiren eilen und da die nationale Kleidung mit ihrem militäriſchen Schnitt von allen getragen wird, ſo kommt Abwechſelung in dieſe Uniform des Schnitts nur durch die Buntfarbigkeit des Stoffs und die Mannichfaltigkeit der arabeskenartigen Verzierungen. Das Tragen hoher Federn am Hut hat bereits nachgelaſſen, denn nur junge Leute, beſonders Geſellen, ſchmücken ſich auf dieſe Weiſe, wie dieſelben Stände ſich auch das Tragen langer Räderſporen vorbehalten haben; ältere Perſonen haben nur kleine Sporen ohne Räder, gewiſſermaßen nur Symbole des hiſtoriſchen Rechts auf das Sporentragen.

Die Sommerabende und Spätnachmittage verbringt man auf den Promenaden innerhalb der Leopoldſtadt, durch deren Gänge ſich ein dichter Menſchenſtrom ſchiebt und auf welchen das unvermeidliche Kaffeehaus nicht fehlt, mit Tiſchen und Orangerie für die Gäſte. An beſtimmten Tagen gibt die kaiſerliche Regimentsmuſik ein Concert, auf der Széchényipromenade läßt eine Privatgeſellſchaft bis ſpät in die Nacht etwas vorſpielen und drüben in Ofen iſt ſogar über dem Eingang des Tunnels ein Kaffeehaus erbaut, wo Zigeuner aufſpielen; einige Fuß tiefer auf der Tunnelplatte die Regimentsmuſik und noch einige Fuß tiefer, wo ſich an einer ſchmalen Terraſſe ein Garkoch angeſiedelt hat, muſiciren deutſche und ungariſche Tonkünſtler bis tief in die Nacht hinein Strauß'ſche Walzer, ungariſche Tänze, Polkas und Opernmelodieen bunt durcheinander. Dort ſitzt man unter dem dünnen Schatten von Akazien, dieſem Nationalbaume Ungarns, und genießt zugleich eine großartige Ausſicht auf die Donau, Peſth, die ofener Gebirge und die endloſe Ebene hinter Peſth, welche wie eine Landkarte ausgebreitet daliegt, daß man jeden Weg, jeden Baum, jede Scheuer und in der Ferne an den letzten Karpatenhügeln hier und da einen blendend weißen Kirchthurm ſieht.

Mit dieſer Muſik, mit Kaffeetrinken und Speiſen unter freiem Himmel iſt das Straßenleben Peſths erſchöpft. Als Curioſität erſcheinen jährlich zwei Derwiſche, welche von Amts wegen nach der Kapelle in Ofen wallfahrten, wo ein mohammedaniſcher Heiliger begraben liegt. Die verwilderten Geſichter der Wallfahrer, deren grellbunte Kleider, die in Fetzen um ſie hängen, die dreiſte Bettelei derſelben erinnern lebhaft daran, daß Peſth das Thor des civiliſirten Weſteuropa iſt. Daſſelbe bezeugt die Vorliebe für hellfarbige Kleiderſtoffe, der Gebrauch des Tſchibuk, das Kaffeetrinken und der reichliche Genuß ſtarkgewürzter Fleiſchſpeiſen. Auffallend iſt es, daß man ſelten Juden in ihrer orientaliſchen Tracht ſieht, obſchon Peſth und Ofen ſehr ſtark von Juden bewohnt ſind.

Der deutſche Bauernkrieg.

Es gibt ein Ereigniß in der deutſchen Geſchichte, deſſen Bedeutung auffallenderweiſe, faſt wie gefliſſentlich, von vielen Geſchichtſchreibern unterſchätzt, wenn nicht mit ironiſchem Achſelzucken als eine beiſpielloſe Verirrung einer rohen Zeit bemitleidet oder gar verſpottet wird. Andere wiſſen nur ſeine Schrecken und Greuel zu ſchildern, gehäſſig ſeine Anſtifter und Theilnehmer zu brandmarken.

Ja, blutig, ſchrecken- und grauenvoll war jene erſte politiſche Revolution in Deutſchland, die man den Bauernkrieg nennt, die wilde Schweſter der Reformation, aber ebenſo wie dieſe eine geſunde Conſequenz der Geſchichte. Daß ſie weniger glücklich war, liegt in der Natur der Sache. Das Gelingen der Reformation oder, richtiger geſagt, religiöſen Revolution, weil ſie im Grunde doch nur eine Empörung gegen die beſtehende, nach künſtlichem Recht alſo legitime Staatskirche war, war durch Jahrhunderte ſchon vorbereitet durch die Verſuche ihrer Vorläufer, der Albigenſer, Waldenſer, Arnold's von Breſcia, Wiclife's, Huß' und der Huſſiten, Savonarola's. Die politiſche Revolution dagegen hatte für ſich nur den Vorgang der freigewordenen Schweiz und der Freiheitsbeſtrebungen der Hutten und Sickingen, die nicht einmal dem Volke, ſondern nur dem Ritterthum und höchſtens den Städten galten. Die politiſche Revolution vertrat im Grunde nur Ein Stand und zwar der ſchwächſte, der Bauernſtand, während an der religiöſen alle Stände, Fürſten, Adlige, Geiſtliche, Bürger, Bauern theilnahmen. Und doch hätte es im Intereſſe der Städte gelegen, ſich an der „Evangeliſchen Brüderſchaft" der Bauern, die, eine

politisch-sociale Freiheit und Gleichheit erstrebend, sich gegen das Fürsten- und Herren- wie gegen das Pfaffenthum richtete, zu betheiligen; zeigt sich doch noch heutigestags überall und immer das Interesse des Bürgerthums im Ringen und Kämpfen gegen das Junkerthum und jede absolutistische Tendenz der Regierenden. Aber der Bauernstand blieb mit wenigen Ausnahmen verlassen und die erste politische Revolution des deutschen Volks mußte neben und trotz der religiösen unterliegen, um erst in mehrfachen Wiederholungen späterer Jahrhunderte allmählich ein Ziel ihres Strebens nach dem andern zu erkämpfen, bis endlich auch die letzten noch zu erringenden, schon 1524 in den berühmten zwölf Artikeln der Evangelischen Brüderschaft aufgestellten Forderungen erreicht sein werden, wie die „Wahl, Absetzung und Besoldung der Pfarrer allein durch die Gemeinden", das „gleiche Recht über alles wilde Gethier, über die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser". Nur erst in neuester Zeit ist die ebenfalls schon in den zwölf Artikeln geforderte Aufhebung der Fronen und Dienste erfolgt, im Fürstenthum Schaumburg-Lippe freilich auch heute noch nicht. Wer anders als ein unverbesserlicher hochmüthiger Junker oder ein serviler Fürstendiener wird heute noch die Gerechtigkeit und Billigkeit der zwölf Artikel verkennen, die einst die Bauern der Evangelischen Brüderschaft zu ihrer geziemenden Bitte an ihre Bedrücker und, da solche überall nur mit grausamster Gewaltthätigkeit beantwortet wurde, zum Banner der Empörung machten?

Nie war wol eine Erhebung gerechtfertigter. Der Druck des Fürsten-, Ritter- und Pfaffenthums hatte aus dem meist leibeigenen Bauer ein Lastthier gemacht, das unter seinen schweren Fronen, Lasten und Leisten für Bischof und Grundherr, großen und kleinen Zehnten, Jagddiensten und Jagdzinsen, Buße und Gewaltthat aller Art um jedes erlegte Wild, jeden gefangenen Fisch, vom Kerker an durch alle Schrecken der Folter und Verstümmelung bis zum Tod durchs Henkerbeil, sich krümmen und winden und, auf den äußersten Punkt der Verzweiflung getrieben, sich wol erheben mußte, als der Lichtstrahl der evangelischen Freiheit, von der kühnen Hand des Augustinermönchs in Wittenberg entzündet, von tausend Prädicanten durch alle deutschen Lande getragen, auch in die Nacht seines tiefen Elends fiel. Durfte er nicht in den ergreifenden Lehren jener Schüler Luther's, die da fortschritten, wo ihr Meister stehen blieb, und seine religiöse Lehre von der brüderlichen Gleichheit auch zur politischen machten, eines Andreas Karlstadt, Gabriel Didymus, Johann Deutschlin, Thomas Münzer und anderer, die mit Prophetenglorie umgeben schienen („Schwärmer" nennt man sie zwar noch heute — die fortgeschrittene Zukunft wird aber diese Benennung verbessern) — durfte er nicht in ihrem Feuereifer den wahren Ausdruck des göttlichen Worts und Willens vernehmen? Durfte er nicht, hiervon ermuthigt und begeistert, seine ihm plötzlich bewußt gewordenen unveräußerlichen ewigen Menschenrechte in einem kühnen, raschen Anlauf zu gewinnen suchen? Wahrlich, er durfte es! Es war nur billig und natürlich. Sagte doch selbst Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen von dieser Erhebung: „Es ist ein Gottesgericht, das weltliche und geistliche Fürsten durch ihre Härte und Tyrannei wider das arme gequälte Volk auf sich geladen; und es muß anders werden in Deutschland!" und starb vielleicht nur zu früh (5. Mai 1525) für einen glücklichern Ausgang derselben. Wurde sie aber überall auch blutig niedergeworfen, sie blieb doch immer der erste Schritt für die Besserung der Zukunft des Volks. Sie stärkte es in dem nun einmal empfangenen Bewußtsein seiner Rechte, lehrte es die Macht seiner Kraft und seines Muthes und die möglichen Erfolge derselben unter günstigern Umständen kennen. Jedes große Werk bedarf zu seinem Gelingen vorausgegangener mehr oder weniger verfehlter Versuche. Sie bilden, wenn auch oft mit noch so schwern Opfern, die Schule für das Gelingen des letzten, der endlich das Ziel erreicht. Ein vergebliches und nutzloses Unternehmen für den deutschen Bauernstand wie für das deutsche Volk überhaupt war darum auch der Bauernkrieg nicht, trotz seiner schrecklichen Verwüstungen, an brennenden Dörfern, zertretenen Saaten, seiner blutigen, auf beiden Seiten keinen Pardon gebenden und in Greueln und Grausamkeit aller Art sich überbietenden Erbitterung. Er lähmte jedenfalls schon damals die Kraft des Adels durch die Zerstörung seiner Zwingburgen, die nur noch selten wieder aufgebaut und meist mit städtischen Wohnsitzen vertauscht wurden. Franken allein zählte über 200 zerstörte Herrenschlösser.

Der Bauernkrieg war aber auch kein so thörichtes Unternehmen, wie es gern von manchen Historikern hingestellt wird. Schon vor Luther, zu Ende des 15. und noch mehr seit Anfang des

Digitized by Google

16. Jahrhunderts, hatten ſich hier und da in Deutſchland vereinzelte Bauernaufſtände gezeigt, ſo 1513 im Breisgau, im Ulmiſchen, Augsburgiſchen, im Bisthum Speier. Nach Luther's Auftreten ſetzten ſie ſich in den Jahren 1522—25 in Schwaben fort, um von hier aus, als ihrem eigentlichen Herde, ihr Banner und Symbol, den „Bundſchuh" (die bäuerliche Fußbekleidung), auf deſſen Abbildung, ja bloße Nennung ſchon weltliche und geiſtliche Machthaber Marter und Tod ſetzten, faſt in alle Gauen Deutſchlands zu tragen. Der Zeitpunkt für dieſe allgemeine, überall durch Apoſtel und Propheten, auch ſelbſt damals ſchon durch Flugſchriften vorbereitete, durch Führer und Sendboten heimlich wie öffentlich organiſirte und unter den Namen der „Evangeliſchen Brüderſchaft" in ihren einzelnen Theilen untereinander verbundene Erhebung konnte kaum günſtiger ſein. Die Macht Kaiſer Karl's V. war im Kriege gegen Franz I. in Frankreich und Italien gefeſſelt. Die religiöſe Bewegung hatte die Intereſſen der weltlichen und geiſtlichen Fürſten mehr und mehr geſpalten. Die immer größere Ausbreitung des evangeliſchen Elements in den Reichsſtädten, ja ſelbſt im Adel und unter den Fürſten durfte dem Unternehmen der Bauern nicht minder eine günſtige Wendung verheißen wie die gerade damals begonnenen gewaltſamen Verfolgungen der Evangeliſchen in den Ländern der papiſtiſch geſinnten Machthaber. Aber der engherzige reichsſtädtiſche Sinn, beſonders bei den adligen Geſchlechtern, die vorzugsweiſe in ihrem Rath ſaßen, erſtickte meiſtentheils die in den untern Bürgerſchichten ſich kund gebende Sympathie für die Freiheit des Volks. Die mächtigſte und ganz evangeliſch gewordene Reichsſtadt Nürnberg enthielt ſich, ungeachtet der angeſtrengteſten Bewerbungen um ihren Schutz und Beiſtand, aller und jeder Unterſtützung, ja ſchickte zuletzt ſogar ihre Fahnen neben denen von Augsburg und Ulm gegen die Bauern. Andere, wie Heilbronn (hier tagte der Verfaſſungsausſchuß der evangeliſchen Verbrüderung und entwarf in 14 Artikeln die Reformation der deutſchen Reichsverfaſſung, nach der die Biſchöfe mit dem ganzen Klerus ſchlichte Prediger, die Fürſten und Herren größere und kleinere Grundbeſitzer, wie in England, und der Kaiſer das einzige und alleinige Haupt werden, das ganze deutſche Volk aber aus Freien und Gleichen, unter gleichem Recht, ohne jeglichen Vorzug, beſtehen ſollte), ließen ſich faſt nur mit Zwang in die Verbrüderung ziehen und fielen wieder ab, ſobald ihren Thoren die Gefahr nahte. Wol traten auch Grafen und Herren freiwillig bei, wie der Graf von Werthheim, der Graf von Henneberg, deſſen Sohn, der Coadjutor von Fulda, Götz von Berlichingen und andere, ſelbſt Herzog Ulrich von Würtemberg — freilich nur, um durch die Bauern wieder zu ſeinem von einem öſterreichiſchen Erzherzog in Beſitz genommenen Lande zu kommen. Viele jedoch nur gezwungen, wie die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe, die mit abgezogenen Handſchuhen, während die Bauern die ihrigen anbehielten, die 12 Artikel des Bundſchuh auf 101 Jahr beſchwören mußten. Auch hier entbanden ſich die meiſten ihres Worts und Eides, ſobald ſie es für rathſam hielten. Daß aber ſelbſt weltliche und geiſtliche Fürſten mit den Bauern in Unterhandlung und Vergleich traten, wie der Kurfürſt von der Pfalz, der Markgraf von Ansbach, der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Würzburg, geſchah es auch nur im augenblicklichen Drang der Noth und um ſpäter im geeigneten Moment wortbrüchig und treulos die Erhebung mit concentrirter Macht niederzuſchlagen — dieſe bleiche Furcht und feigherzige ſchlaue Vorſicht der Machthaber beweiſt zur Genüge die dringende Gefahr und bedeutende Tragweite dieſer politiſchen Revolution. Eine große Reform des deutſchen Reichs konnte ſich daraus entwickeln; wer mochte wiſſen, bis wohin dieſe gelangte? Bis zum Sturz der Pfaffen und Fürſten, bis zur Einigung des Volks mit oder ohne Adel oder bis zum Bündniß aller Städte mit den Millionen Bauern, die ſich um ihre Freiheit erhoben? Im April 1525 ſtanden drei Viertheile von Deutſchland im hellen Aufruhr, von Frankreichs Grenzen bis nach Böhmen, von den Alpen bis an den Harz. Am gefährlichſten ſtand es in Schwaben, Würtemberg und Franken. Würzburg, von wo der Biſchof nach Heidelberg zum Kurfürſten von der Pfalz entfloh, die Verwaltung des Bisthums ſeinem Dompropſt Graf Friedrich von Brandenburg überlaſſend, der ſich in die Veſte Frauenberg einſchloß, wurde der Sammelpunkt verſchiedener großer Bauernheere in einer Geſammtſtärke von mehr als 30000 Mann.

Aber gerade in dieſer dem Anſchein nach ſo bedrohlichen Concentration zeigte ſich zumeiſt die ſchwache Seite der Bauern. In ohnmächtigen Anſtrengungen zerſplitterten ſie ihre beſten Kräfte in der Belagerung des Frauenbergs, der durch ſeine hartnäckige Vertheidigung mit zahlreichem

groben Geſchütz, an dem es ihnen ſelbſt wie überall in dieſem Kriege fehlte, vollends unüberwindlich blieb, als auch ein tollkühner Sturm mit den empfindlichſten Verluſten zurückgeſchlagen war. Dazu kam zahlreiche Deſertion, Unzufriedenheit und Hader über die inzwiſchen den 12 Artikeln, zur Erleichterung des Beitritts von Fürſten und Herren, angehängten mildernden Zuſatzpunkte, Uneinigkeit zwiſchen den Führern der verſchiedenen Heerhaufen, die kein einheitlicher Oberbefehl vereinigte, Inſubordination der Hauptleute und Bauernräthe und infolge alles deſſen eine allgemeine Verwilderung und Zuchtloſigkeit, die durch das müßige, zur ausſchweifendſten Genußſucht verleitende Lagerleben aufs höchſte ſtieg. Dieſen vergeblichen Zeitverluſt vor Würzburg benutzte der Kurfürſt von der Pfalz, ſich zugleich mit dem Herzog von Lothringen, dem Pfalzgrafen vom Rhein, den Erzbiſchöfen von Trier und Mainz, dem Landgrafen von Heſſen, den Herzogen von Sachſen zu rüſten und, während jene den Aufſtand im Elſaß am Rhein, in Fulda, Heſſen und Thüringen niederwarfen, mit dem vom Neckar heranziehenden Feldherrn des Schwäbiſchen Bundes, Grafen Georg Truchſeß von Waldburg, zu vereinigen, dem Vorläufer Tilly's in Fanatismus, Grauſamkeit und Kriegsruhm, der eben die würtembergiſchen Bauern in der blutigen fünfſtündigen Schlacht bei Böblingen (2. Mai), dann bei Sindelfingen (14 Mai.) geſchlagen und Weinsberg, zur Rache für den hier unlängſt nebſt 70 Rittern durch die Bauernſpieße gejagten erzherzoglichen Obervogt Graf Ludwig von Helfenſtein, der Erde gleich gemacht hatte. Von dieſen vereinigt gegen Franken ſich wendenden Heereskräften wurde nun das endlich von Würzburg aus ihnen entgegenrückende 10000 Mann ſtarke odenwälder Bauernheer, der „Helle Haufen" genannt, unter Götz von Berlichingen's Führung in nur einſtündiger Schlacht bei Königshofen vernichtet. Götz ſelbſt ergab ſich dem Truchſeß, wie es heißt, nach vorausgegangenem heimlichen Compromiß mit ſeinem vertrauten Freunde, dem ſchwäbiſchen Bundesrath Dietrich Spät. Jedenfalls war ſeine Haltung während ſeines ohnehin nur auf vier Wochen von ihm angenommenen Oberbefehls eine verdroſſene und energieloſe, die Sache der Bauern mehr gefährdende als fördernde. Er mußte bei Verluſt von Gut und Leben Urfehde ſchwören. Noch ſtellte ſich den Verbündeten vom evangeliſchen Heere vor Würzburg die Elite des fränkiſchen Haufens, 5000 Mann ſtark, unter Jakob Köhl, Gregor von Bernheim und Florian Geyer entgegen. Dieſer wurde am Pfingſtmorgen unweit des Dorfes Ingolſtadt auseinandergeſprengt, ſein 600 Mann ſtarker Kern aber, die ſogenannte „Schwarze Schar", erſt in der zuſammengeſchoſſenen Kirche und Schloßruine von Ingolſtadt, in der ſie ſich feſtgeſetzt, nach unvergleichlich heldenmüthiger Gegenwehr vernichtet. Hier fiel unter den letzten ihr Führer Florian Geyer, der tapferſte, entſchiedenſte und talentvollſte Feldhauptmann der Bauern, von drei Speeren durchbohrt, als er ſich ſeinem Schwager, dem ſpäter auch durch die „Grumbach'ſchen Händel" berühmt gewordenen Wilhelm von Grumbach, nicht ergeben wollte. Die Verbündeten zogen, nachdem ſie am 7. Juni auch noch den vor dem Frauenberg zurückgebliebenen Reſt der Bauern von 4000 Mann überwältigt, nun triumphirend in Würzburg ein, voran der grimmige Truchſeß mit ſeinem ihm überall im Bauernkriege zur Seite reitenden Scharfrichter Berthold Aichelin, der nun an den Rädelsführern ſeine ſprichwörtlich bekannt gewordene Virtuoſität im Kopfabſchneiden bewähren konnte.

Aber der Truchſeß bedurfte der Dienſte ſeines Nachrichters noch an der Donau, wo es die von ihm mit den ſchwäbiſchen Bauern geſchloſſenen Vergleiche durch Galgen und Rad zu ſühnen galt, und überließ es dem Biſchof von Würzburg ſelbſt, ſein Bisthum als Blutrichter, von ſeinen Henkern umgeben, mit Behaglichkeit zu durchziehen. In den Landſchaften zwiſchen Main und Neckar, namentlich in den Reichsſtädten Rothenburg und Kitzingen, verſah dies Amt im Namen der Fürſten der im Bauernkriege ſo zweideutig erſcheinende, faſt mit der Reformation liebäugelnde Markgraf von Ansbach, deſſen grauſamer Humor unter anderm 50 kitzinger Bürgern die Augen ausſtechen ließ, nur „um ſie nicht wortbrüchig erſcheinen zu laſſen, weil ſie ihm unlängſt geſchrieben, daß ſie ihn nicht mehr anſehen wollten". Mit dieſen und andern Blutgerichten, furchtbaren Vorgängen für die Nachſpiele ſpäterer Revolutionen, endete die der Bauernkrieg genannte politiſche Revolution von 1524—25, ein beklagenswerthes Opfer der Treuloſigkeit ihrer rechtmäßigen Schweſter, der religiöſen Revolution, genannt die Reformation. Dieſe Treuloſigkeit rächte ſich indeſſen bitter genug durch die ſolchem Beweiſe feiger Schwäche gegenüber nun ſofort mit verdoppeltem Muth und Erfolg auftretende Reaction, die die Urſache wurde, daß die Reformation noch

bis zum heutigen Tage unvollendet ſtehen blieb, die römiſche Kirche ſich zum neuen Leben erkräftigte und Deutſchland der Schauplatz eines mehr als hundertjährigen Haders, eines Schmalkaldiſchen, eines Dreißigjährigen Krieges wurde.

Fr. Biedermann.

Anregungen.

Briefe aus München.

VIII.

— Guſtav Adolf der Schwedenkönig ſoll München „den goldenen Sattel auf dürrem Gaule" genannt haben. Es genießt aber den Vorzug, reizende Gegenden in großer Nähe zu haben. Wer möchte ſich nicht glücklich ſchätzen, einen der lieblichſten Seen Deutſchlands zu kennen, den Würm- oder Starnbergerſee.

Früher war es ſtiller und großartiger an deſſen Ufern als jetzt. Reiche Adelsgeſchlechter, insbeſondere die Hörwarts, beſaßen da Güter, deren Herrenhäuſer wir heute noch ſehen; dazwiſchen kam zuweilen eine ſtattliche Abtei oder der Landesfürſt hatte ſein Schloß in Starnberg, welches von dem verarmten gleichnamigen Geſchlechte an die herzogliche Kammer übergegangen war.

Herzog Ernſt und ſeine Gemahlin Eliſabeth von Mailand hielten ſich häufig in dieſer lieblichen Gegend auf. Damals war das fürſtliche Leben noch ſehr einfach und Starnberg äußerſt wohlfeil, denn eine archivaliſche Notiz berichtet uns, daß Herzog Ernſt mit Fraw Eliſabet von Lorenzen Abent an bis auf Suntag nach S. Gilgen dortſelbſt 21 Guiden 8 Pf. an habern verfuettert, item verzehrt — für drei Wochen eine billige Zeche.

Mit wachſender Hofpracht genügte die von dem herabgekommenen Adelsgeſchlecht verlaſſene Burg nicht mehr; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entſtand das gegenwärtige Schloß, Lieblingsaufenthalt Herzog Albrecht's V. Bald indeſſen ward ihm und ſeiner Gemahlin Anna, der blonden Kaiſerstochter, der Raum zu enge, ſie fügten an der Südſeite das Fürſten- oder Sommerhaus hinzu, darin die hohen Gäſte zu beherbergen. Mit köſtlichen Tapeten wurden des neuen Baues Wände geſchmückt und deutſche ſowol wie italieniſche Maler wurden zum Ornamentiren berufen. Ueberdies beſaß Albrecht V. eine berühmte Kapelle, Orlando di Laſſo, der deutſche Orpheus, dirigirte ſie. Zu Luſtfahrten auf dem See hatte der Herzog drei Schiffe aus Lärchenholz mit geſchnitzten eichenen Säulen nebſt vielen kleinern vergoldeten Fahrzeugen für das bereits ſehr zahlreiche Gefolge. Einſt wurde die hohe Geſellſchaft von Hagelwetter überraſcht und Albrecht mußte ſeiner Gemahlin nebſt deren Damen wacker Troſt zuſprechen, bis ſie endlich ohne Unfall das Land erreichten.

Als die bairiſchen Fürſten die Reiſen nach Italien begannen, da ſteigerte ſich der Glanz des Hofs ſelbſt noch weit über dasjenige, was der prächtige Albert V. ſchon ausgeführt.

Dem Kurfürſten Ferdinand Maria genügte die königliche Fregatte auf dem Würmſee nicht mehr; er ließ einen bairiſchen Bucentoro erbauen, herrlicher als derjenige, den er in Venedig geſehen. Fünfhundert Menſchen faßte das vergoldete Prachtſchiff und eine Unzahl von kleinern Dienſtſchiffen, darunter niedliche Gondeln, umſchwärmten den Bucentoro. Da gab es großartige Feſte, Parforcejagden, bei denen der Hirſch in den See gehetzt wurde, Fiſcherſpiele, Feuerwerke, vor allem aber Luſt-Seeſchlachten. Um ein bedeutendes Ziel ſeiner Ausflüge zu haben, tauſchte der Kurfürſt die am Ufer des Sees gelegenen Schlöſſer Berg und Poſſenhofen von den Hörwarts ein.

Prachtliebender als der Vater war der Sohn Max Emanuel, der Türkenſieger. Die Feſte auf dem lieblichen Würmſee ſteigerten ſich noch an Glanz, jedoch begann bereits unter deſſen Nachfolger die allmähliche Verödung des ſtarnberger Schloſſes. Neuer Beſitz verdrängte die Freude am alten, von der Fürſtenwohnung ſank das Schloß zur Pflege herab. Der prächtige Bucentoro verfaulte wie die „deutſche Flotte" und Albrecht's V. gaſtliches Sommerhaus machte der neuen Pfarrkirche Platz.

Erloſchen ſind die alten Namen am Ufer des Würmſees, der Beſitz hat gewechſelt, die Säculariſation vertrieb die Mönche aus ihren Klöſtern, aber Eins iſt ſich gleichgeblieben, die herrliche Natur. Durch eine Eiſenbahn hat die neue Zeit das ſchöne Starnberg mit der Hauptſtadt verbunden, der Weg führt durch das romantiſche Mühlthal, reich an Sagen aus Karl's des Großen Zeit. Während des Sommers befährt den See ein Dampfboot. Eine genußreiche Landpartie von München aus beſteht darin, ſogleich nach Ankunft des Bahnzugs zu Schiff zu ſteigen und ſich am rechten Ufer zu halten. Da reiht ſich Landhaus an Landhaus; ſeiten von gutem Geſchmack, tragen ſie gewöhnlich Spuren von Reiſereminiſcenzen des Erbauers, dennoch gruppiren ſie ſich freundlich in den Büſchen.

Wenn die Villen vorüber ſind, beginnt eine lange, mit Zinnen und Thürmchen verſehene Mauer; darüber ragt, einer Feſtung nicht unähnlich, Schloß Poſſenhofen hervor. In grillenhafter Laune errichtete dieſe theuere Einfaſſung ein münchener Patricier, Roſenbuſch, der auch wirklich darüber verarmte. Poſſenhofen wechſelte die Eigenthümer ſehr häufig. Unſere Tage ſahen dort die lieblichen Prinzeſſinnen aufwachſen, von denen eine das Geſchick aus ländlicher Zurückgezogenheit in die Kaiſerburg nach Wien berief und eine zweite ſich als „Heldin von Gaeta" einen vielbeſungenen Ruhm erwarb.

Wir verlaſſen hier das Dampfboot und ſchlagen einen Feldpfad ein, der hügelanwärts in ſchattiges Gehölz führt. Nach kurzer Wanderung iſt das Dorf Feldaſſing erreicht; im neuen Wirthshauſe harrt ein gutes Mahl der Ankömmlinge, deſſen köſtlichſte Würze der herrliche Blick iſt, den die Terraſſe gewährt. Gleich einem Panorama breitet ſich die Alpenkette in entzückender Fernſicht aus; in unmittelbarem Vordergrunde liegt die Inſel Wörth, ein grünes Eiland, das der regierende König mit Roſen bepflanzen ließ und nach dem er oft aus ſeinem nahen Luſtſchloſſe Berg mit eigenem Dampfer fährt. Außerdem gewähren über die blauen, im Sonnenlicht golden ſchimmernden Wogen des Sees hinweg zahlreiche Uferorte, ſpitze Kirchthürme und romantiſche Schlöſſer dem Auge angenehme Ruhepunkte.

Heimwärts iſt der Weg zu Fuß durch die ſich an Hügelrücken hinziehenden parkartigen Forſten genußreich; wer jedoch vorzüglich den See genießen will, thut beſſer, einen Nachen zu nehmen und ſchräg über ans linke Ufer nach Leoni zu fahren.

Mittlerweile vollendet das Dampfſchiff den Umkreis. Nach Poſſenhofen erſcheinen am Ufer die alterthümlichen Schlöſſer Garatshauſen und Lutzing, beide aus der Agilolfingerzeit. Hierauf folgt Bernried, wo ein Kloſter regulirter Chorherren beſtand; dabei befand ſich in alten Tagen auch ein Nonnenkloſter, in welchem die Seherin Hercula lebte und im 12. Jahrhundert Prophezeiungen über das Schickſal des Deutſchen Reichs ſchrieb.

Das Pfarrdorf Seeshaupt, auf einer Hochebene gelegen, bildet die ſüdlichſte Spitze des Sees und das Schiff wendet ſich nun rückwärts dem linken Ufer zu. Die Klöſter Polling und Beuerberg nebſt dem Hochſtift Freiſing übten früher in dieſer Gegend Herrenrechte; unter die vorzüglichſten Regalien gehörten die guten „Renken", köſtliche Fiſche, welche zu den Faſttagen geliefert werden mußten.

Schloß Amerland mit ſchön angelegtem Garten, dem Grafen Pocci gehörig, ziert das linke Ufer; es bietet ſich von da eine herrliche Fernſicht bis zum Peißenberg, dem Montblanc der Ebene. Hier in der Nähe fiel vor einigen Jahren des Grafen Johann Mailáth und ſeiner Tochter tragiſcher Selbſtmord vor.

An Amerland reiht ſich Almanshauſen, ein klöſterlich einſames, ſchön gelegenes Schloß, dem Grafen Rambaldi eigen und ſeit vielen Jahren an fremde Geſandte zum Sommeraufenthalt vermiethet. Ein Landhaus, nach dem Kammerſänger Leoni genannt, entſtand unfern des Schloſſes; es wurde ſpäter zur Gaſtwirthſchaft erweitert, ein beliebtes Ziel der Ausflüge. Da legt auch das Dampfſchiff an, die Gäſte mit nach Starnberg zu nehmen. Es befindet ſich mit Ausnahme des königlichen Luſtſchloſſes Berg nichts Merkwürdiges mehr am linken Ufer, denn nicht wie gegenüber ziehen ſich intereſſante Villen bis nach Starnberg.

Jedoch über alle Beſchreibung lieblich iſt die Abendfahrt auf dem See. Südwärts verſchwimmen weich die Contouren der Bergrieſen, blinkend voll erſcheint das Waſſerbecken, umſäumt von grünen, ſanft gewölbten Hügelrücken; im Hintergrunde begrenzt den Blick ein märchenhaft verſchleiertes Baumwipfelmeer. Die Sonne geht zur Rüſte mit herrlichen Reflexen, der Mond färbt ſich ſtärker am dunkler werdenden Nachthimmel. Das Auge des Menſchen iſt geſättigt vom Schönen, die Seele hat liebliche Bilder eingeſogen, es tritt die allen echten und reinen Genüſſen eigene Begehrungsloſigkeit ein, das Facit der rechten Befriedigung in ihrer höchſten Potenz — Seligkeit.

Friedlich ſtill iſt der nächtliche See und auch die Stürme im Menſchenherzen ſchweigen — der liebliche Traum währt, bis das Schiff am Ufer anlegt und das Gewirr des Bahnhofs die Romantik verſcheucht.

Wir kamen nach München zurück, noch rechtzeitig genug, um das Ende einer Vorleſung zu hören, die in den ſogenannten „neumünchener" Kreiſen, proteſtantiſchen, gehalten wurde. Sie thut uns wohl, dieſe Luft; denn im nördlichen Deutſchland kann man ſich kaum einen Begriff machen, wie fanatiſch noch immer im katholiſchen Süden die Gemüther aufgeregt ſind. Der unbedeutendſte Gegenſtand gibt Veranlaſſung zu leidenſchaftlicher Polemik. Das populäre Bewußtſein iſt einmal wieder verwirrter, unkritiſcher wie je und das große Stichwort dieſer hin- und herwogenden Meinungen bildet die weltliche Macht des Papſtes. Das katholiſche Italien hat *gegen* dieſe entſchieden und zwar mit ungeheuerer Majorität, wenn wir ſelbſtverſtändlich die Stimmen nicht quantitativ, ſondern qualitativ bemeſſen.

In Deutſchland, ſagte mir jenſeit der Alpen ein kluger Prieſter, beſteht ſo eine Art von „poetiſcher Religion". In Italien ſelbſt, dem Sitz des Papſtthums, iſt die Oppoſition gegen daſſelbe uralt. Boccaccio erzählt bereits: Ein reicher Jude in Paris beſaß einen Chriſten zum Freund und dieſer ſuchte jenen zu bekehren. Auf fortgeſetztes Zureden entſchloß ſich der Jude, nach Rom zu reiſen und dort die katholiſche Religion an ihrem Hauptquell zu ſtudiren. Darüber erſchrak der Chriſt gewaltig, denn er meinte, die römiſchen Zuſtände ſeien eben nicht geeignet, das Bekehrungswerk zu fördern. Indeſſen kehrte, zur Verwunderung ſeines Freundes, der Jude getauft zurück. Als Grund des Uebertritts gab der Neophyte an, daß eine Religion, die ſolche Misbräuche, ein ſo verderbliches und verdorbenes Prieſterregiment, wie er in Rom geſehen, ertragen könne, ohne unterzugehen, die rechte ſein müſſe.

Dieſe Geſchichte iſt fünfhundert Jahre alt, wir wiederholen es, ſonſt könnte man meinen, ſie fiel geſtern vor. In wie ſchrecklichen Miscredit die lange Prieſterherrſchaft die bevorzugte Kaſte und auch ſelbſt die Religion beim italieniſchen Volke gebracht hat — denn das Kind, der Rohe und der Wilde wiſſen Form vom Inhalt nicht zu trennen —, mag als Beleg ein Wort aus unſern Tagen dienen. „Wenn es einen Gott gibt, wird er eben auch ſo ſein wie die

andern Priester?" ſagte kürzlich ein Knabe in Rimini. Solche Wahrzeichen, die objective Macht der Thatſachen, ſprechen draſtiſcher, als die gelehrteſte Controverſe pro oder contra es zu thun vermöchte.

Wir wollen gelegentlich auf die von Döllinger, Deutinger u. a. gehaltenen tendenzlöſen Vorleſungen zu ſprechen kommen.

(Ein neunter Brief demnächſt.)

Riehl über „Die deutſche Arbeit".

Die Schriften F. Riehl's, Profeſſors der Volkswirthſchaft in München, genießen, zumal ſeit ſie die Cotta'ſche Buchhandlung in einer Claſſikerausgabe herausgibt, einer großen Verbreitung und Gunſt.

Nicht nur denen ſind ſie willkommen, die den Anſichten des Verfaſſers, ſeinen halb und halb verhüllten Beſtrebungen zum Mittelalter zurück anhängen, auch andere, die für den Kampf politiſcher und ſocialer Meinungen keine Theilnahme beſitzen, fühlen ſich von dieſer novelliſtiſchen Weiſe, die Volkswirthſchaft und Volkskunde darzuſtellen, in hohem Grade angezogen. In der That, eine Wiſſenſchaft, die man ſich immer nur im Panzer ſtatiſtiſcher Tabellen denkt, tritt uns hier mit leichtem Fuß, im Gewand einer griechiſchen Muſe entgegen — Kornblumen, Kirchengeſang, Abendſonnenſchein ſind ihre unwandelbaren Begleiterinnen.

Ein ſo dorniges Ding die Arbeit iſt, Riehl macht ſie in ſeinem neueſten Buche: „Die deutſche Arbeit" (Stuttgart, Cotta, 1861), wieder zu einer blauen Wunderblume, nach der die Völker, etwa in der Geſinnung Heinrich Ofterdingen's in Novalis' Roman, wallfahrten ſollen. Auf Riehl's Anſchauungsweiſe hat die Natur Süddeutſchlands, der Charakter ſeiner Bewohner ebenſo mächtig eingewirkt wie ſeine eigenthümliche Begabung und früheſte, dem Feuilleton gewidmete Beſchäftigung. Riehl's Talent dringt nicht unter Bücherſtaub in die Tiefe der Dinge und Begriffe, mit denen es die ſociale Wiſſenſchaft zu thun hat, er haftet durchaus an der einzelnen, ihm begegnenden Erſcheinung; er ſagt ſelbſt, daß er die Hälfte ſeiner Bemerkungen im Spazierengehen, von der Straße aufgeleſen.

Glückliche Natur, möchte man ausrufen, die im Anblick unerbittlicher Geſetze, einer ſtarren und erſchreckenden Nothwendigkeit, die ganze Geſchlechter im Dienſt der Maſchinen aufopfert, gräßlicher als auf einem Schlachtfelde, ſich an dem harmlos gefälligen Spiel der äußern Erſcheinung ergötzt! Ein geborener „Mitarbeiter geleſener Journale", bemüht ſich Riehl wenig um die eigentlich wiſſenſchaftliche Seite ſeines Gegenſtandes, er verarbeitet nur die künſtleriſche zu kleinen Bildern und Skizzen. Dieſe Behandlung gefällt ſich in Gegenſätzen, welche den Leſer reizen, ſeine Phantaſie beſchäftigen, aber ſelten den Gegenſtand erſchöpfen. In der „Deutſchen Arbeit" werden ſo der Bauer und der „Geiſtesarbeiter" gegenübergeſtellt, die Mittelglieder werden kaum berührt; die „Fabrikarbeiter" haben eine „Zwitterſtellung", die „große ſociale Gefahren" in ſich birgt. Daß der Werth und das Weſen der modernen Arbeit in den Producten der Maſchine beſteht, daß man nicht Aehren und Hopfen, ſondern Locomotiven, Spinn- und Säemaſchinen auf die Ausſtellungen ſendet, ſcheint Riehl nicht bemerkt zu haben — oder vielleicht, ſeiner romantiſchen Denkweiſe nach, nicht bemerken zu können. Hierzu iſt freilich trockenes Buchwiſſen und Studiren nöthig. Von den Thatſachen, welche die Fabrikwelt regieren, findet ſich keine „auf einem fröhlichen Reiterzug" durch das bairiſche Gebirge, noch dazu im Gefolge eines kunſtſinnigen Königs. Riehl's Weiſe kommt ebenſo dem Geſchmack der Frauen für ländliche Abgeſchiedenheit, Waldeinſamkeit entgegen wie denen, die im guten oder böſen Sinn die „Einkehr in das Volksleben" predigen. Daß hier für die Volkskunde der reichſte und ergiebigſte Boden, leugnet keiner, aber die Gefahr, in dem Stehengebliebenen, in den „uralten Bauernſitten" das Wahre und einzig Schöne zu ſehen, liegt zu nahe; man glaubt noch der Wiſſenſchaft zu huldigen und erzählt ſchon Spinnſtubenmärchen.

Es iſt richtig, wie Riehl behauptet, daß nicht all dieſe Gebräuche und Gewohnheiten Folgen des mittelalterlichen Drucks und der Knechtſchaft der Bauern ſind. Wie indeſſen auch ihr Urſprung ſei, in ihren Folgen machen ſie nur der Unterdrückung, der Ausſchließlichkeit gedient. Dies iſt in ſeinen Augen ein Vorzug! Er bedauert, daß Bauernſöhne ſtudiren; er möchte am liebſten, der Sohn träte nicht nur in die Fußtapfen, ſondern auch in das Gewerbe des Vaters. Wenn Riehl ein Mann der Conſequenz iſt und ſeinen vorzüglichſten Leſern, den Mitgliedern unſerer Erſten Kammern, rechte Freude machen will, ſo kommt er auf die indiſche Kaſteneintheilung und das Geſetz des Menu zurück, das die Gebundenheit des Sudra für eine Nothwendigkeit und göttliche Einſetzung erklärt.

Freilich, in Riehl's Anſchauungen iſt ein Bruch. Er vermag oder wagt ſich nicht ganz den Einflüſſen des Tags zu entziehen; hier wird ſich zwiſchen den Zeilen eine Vertheidigung des Zunftweſens finden — eine Seite weiter muß er denn doch die Gewerbefreiheit anerkennen — alles in jener gebildeten, ſprung- und citatenreichen Form, von der man ſich, ſelbſt im Widerſpruch der Anſicht, gefeſſelt ſieht. Als einzelne Skizzen betrachtet, ohne Frage nach ihrem innern Zuſammenhang, machen die verſchiedenen Aufſätze über die Arbeit einen ſo erfreulichen wie anregenden Eindruck; es iſt eine Sommerfahrt durch ein lachendes Land. Neben weiſen Lehren iſt auch die Decoration nicht geſpart; durch das Ganze zieht ein muſikaliſcher Zug, allerlei Volksmelodieen — ſelbſt die „Spitzbubenarbeit" hat hier ihren Platz. Aber eine philoſophiſche Ergründung ſeines Themas iſt nicht gegeben. Riehl ſchafft ſich die Lehrſätze aus Beobachtungen, aus zufälligen Entdeckungen, kleinen Details, witzigen Vergleichen und muß bei ſolcher Denk- und Arbeitsmethode oft nicht

nur aus der Mücke einen Elefanten machen, ſondern auch in Widerſprüche mit ſich ſelbſt gerathen; denn zuweilen kehrt das, was er theoretiſch als Denker bekämpft, plötzlich eine dem — Dichter imponirende Seite heraus. Dieſer an Riehl latente Dichter wäre gewiß eine ſehr anziehende Empfehlung dieſes Autors, wäre nur das Leben und ſein ernſtes Geſetz allein für die Dichtung gemacht.

Neue Romane und Novellen.

XVII.

„Alte und neue Geſchichten aus Baiern" (München, Fleiſchmann, 1861) iſt der anſpruchsloſe Geſammttitel von ſieben Erzählungen des münchener Autors Hermann Schmid, welche Sitten und Gewohnheiten, Handlungs- und Anſchauungs-, Denkungs- und Ausdrucksweiſe beſonders der ländlichen Bewohner verſchiedener Gegenden Baierns ſchildern und im Stofflichen offenbar auf Thatſachen baſiren, alſo einen culturgeſchichtlichen Charakter tragen. Neben dem intereſſanten Inhalt verdient die gemüthvolle, ſchlichte und bei aller Einfachheit doch wieder höchſt wirkſame Darſtellungsmanier des Erzählers die volle Beachtung jedes ſinnigen Leſers.

Betrachten wir die „alten" Geſchichten, die ein gewiſſes geheimnißvolles Gepräge haben. „Das Todtengeſicht" gibt den Lebensabriß eines [illegible]ſchen Grafen, der als perſönlicher Schüler Weishaupt's, des bekannten Stifters der Illuminaten, bei der Verfolgung dieſes Ordens in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Kurfürſten Karl Theodor zur Theilnahme an einer diplomatiſchen Miſſion nach Rom begnadigt wird, um ſich „in den Grundſätzen des katholiſchen Glaubens aufs neue und beſſer zu befeſtigen", und aus der Ewigen Stadt die ſchreckliche Gabe mit in ſeine Heimat zurücknimmt, im menſchlichen Angeſicht den herannahenden Tod leſen zu können. Sie ſtürzt ihn endlich in die tiefſte Schwermuth und beſtimmt ihn zu einer freiwilligen, menſchenſcheuen, langen Selbſtgefangenſchaft bis an ſein Lebensende, das ihm ebenfalls ſein ſich plötzlich in einem ihm verborgen gebliebenen Spiegel überraſchender Scharfblick vorausſagt. Dies düſtere Charakterbild erinnert wol an E. T. A. Hoffmann's Phantaſieſtücke, iſt aber bei alledem recht lebenswahr. Es dürfte manchen Arzt, manchen Phyſiognomiker geben, der die Gabe des Todtengeſichts beſitzt, aber weniger ſenſitiv und zur Myſtik geneigt iſt als der in Rom offenbar dupirte bairiſche Graf, um, wie dieſer, am allerdings ergreifenden Einblick in die geheimnißvolle Werkſtätte der Natur zu verzweifeln.

In der ebenfalls dunkeln Geſchichte „Falkenſtein", die an die Verbrennung des Schloſſes Heidelberg durch die Franzoſen im Jahre 1692 anknüpft, wird die traditionelle „deutſche Treue" in der Hauptfigur eines alten ehemaligen reichsgräflichen Dieners verherrlicht, der ſich, um nur in einem peinlichen, zur Entſcheidung drängenden Gewiſſensfalle buchſtäblich das ſeinem Herrn einſt gegebene Wort löſen zu können, einem freiwilligen Tode weiht. Dem aufmerkſamen Leſer wird der Antheil nicht entgehen, den an dieſem Opfer deutſcher Treue die Lehre der römiſchen Kirche von der Unverletzlichkeit der Gelübde hat.

Die übrigen Erzählungen ſind neuern und neueſten Datums. Auch die von der „Huberbäuerin" trägt eine düſtere Färbung. Werden gleich in unſern Tagen Räubergeſchichten als ein literariſches Gericht von vorvorgeſtern betrachtet, ſo iſt dieſe hier dennoch geeignet, auch dem blaſirteſten Gourmand der belletriſtiſchen Lectüre Geſchmack abzugewinnen, nicht blos durch ihr Ueberbieten der kühnſten Romantik, indem ihr Held, der gefürchtete „rothe Hannickel", ein — reiches, ſchönes und kluges Weib iſt, welches das halsbrecheriſche Gewerbe nur aus Caprice betreibt, ſondern auch durch die pſychologiſche Charakteriſtik der Chamäleonsnatur dieſer bäuerlichen Abenteurerin.

„Eigener Herd" verknüpft mit einer heitern Anekdote aus der Villeggiatur des populären Baiernkönigs Max Joſeph in Tegernſee, im Jahre 1820, die ernſtere Frage der Beſchränkung des Heirathsrechts durch die Gemeinde, beziehendlich den Staat. In „Mohrenfranzel", einer Erzählung, welche ſehr anſchaulich die aus uralter Zeit herſtammenden allwinterlichen öffentlichen Theaterunternehmungen der Schifferzunft von Laufen an der Salzach ſchildert, ſpielt in ſinniger Weiſe das Pathos der Bühne in das des Lebens über. Nicht blos den egoiſtiſchen ſklavenhaltenden Amerikaner, auch den gemüthlichen, von Humanität überſtrömenden Deutſchen beherrſcht das Vorurtheil gegen die dunkle Hautfarbe.

„Der Greis" heißt eins der gemüthvollſten Lieder Joſeph Haydn's, das ſich vielfach maßgebend und entſcheidend durch einen ſchlichten Lebenslauf zieht, den die Liebe zur Natur und Muſik mit ſo reiner Harmonie erfüllt, daß er ſelbſt von der Miſère des Theatertreibens, dem Adam ſpäter als erſter Chortenor der münchener Hofbühne angehört, unangefochten bleibt. Beiläufig machen wir mit Babo, dem Dichter des faſt vergeſſenen „Otto von Wittelsbach", und mit Winter, dem Componiſten der lieblichen „Schweizerfamilie", eine kurze, aber charakteriſtiſche Bekanntſchaft.

Ein Dorfidyll iſt „Unverhofft". Die durch demüthigende Niederlagen ſchließlich zum Sieg geführte Liebe eines Buckeligen zu einer gefeierten Dorfſchönheit wird kunſtlos und ſchlicht, doch mit ſittlich wie künſtleriſch ſchöner Wirkung erzählt.

Ernſt Fritze gibt in „Die Erben von Wollun" (Prag, Kober u. Markgraf, 1861) eine verwickelte Familien- und Proceßgeſchichte, die, glücklicher als durch richterlichen, durch den Spruch der Herzen entſchieden wird.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Herzog von Koburg-Gotha. — Woraus besteht die Sonne? II. — Kunstnotizen aus Berlin. — Ein seltener Erfolg. — Vor sechzig Jahren. — Briefwechsel.

Der Herzog von Koburg-Gotha.

Ein vielseitig gebildeter und oft recht scharf beobachtender Schriftsteller, Dr. Schmidt-Weißenfels, hatte vor einiger Zeit im „Leipziger Sonntagsblatt" eine jener kleinen Erinnerungsskizzen veröffentlicht, deren wir bereits mehrere gelesen haben über Begegnungen mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, dem Componisten der „Diana von Solanges" und anderer Opern, dem Protector des Nationalvereins, dem vorurtheilsfreien Beförderer religiöser Aufklärung und unserer Einheitsbestrebungen.

Auch diese Schmidt'sche Skizze war nicht frei von den nur durch unfreiwillige Komik unterhaltenden Consequenzen, die einmal im Gefolge solcher modernen, alles in ihren Kreis ziehenden Feuilletonistik gehen — wer konnte sich eines Lächelns erwehren beim Lesen der Detailschilderungen über die Art, wie der Herzog in seiner Theaterloge sitzt, wie bei Bällen von ihm die Damen zum Tanz aufgefordert werden, wie an seiner Tafel servirt wird! — Dennoch ist das vorgeführte Bild nicht durchaus schmeichelhaft; der Verfasser läßt deutlicher als nur zwischen den Zeilen den auffallenden Gegensatz erkennen, in welchem sich das Urtheil über ihren Souverän bei den eigenen Staaten Sr. Hoheit und innerhalb der öffentlichen Meinung des übrigen Deutschland befindet.

Der Herzog hat Veranlassung genommen, diesen Bruch in seinem Verhalten, namentlich zum Lande Gotha, öffentlich nicht nur nicht in Abrede zu stellen, sondern auch die Ursachen desselben genauer zu erklären. Ein zur Veröffentlichung bestimmtes Antwortschreiben auf die Zusendung jener Schmidt'schen Skizze ist, mit letzterer vereinigt, in einer eigenen Broschüre (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen und hat bereits vier Auflagen erlebt.

Man wird die offene und ehrliche Sprache eines geistreichen Fürsten, den man den „einzigen Demokraten in seinem Lande" genannt hat, nur mit dem größten Interesse lesen. Man wird die Gewandtheit des Ausdrucks ebenso bewundern wie den unbefangenen Standpunkt principieller Anschauungen. Herzog Ernst behandelt seine beiden Kronen wie eine angenehme, zufällige Nebensache seines Daseins. Die Ausführungen und Darlegungen seiner mit Gotha, scheint es, entschieden gespannten Stellung sind Berichte, wie sie etwa ein reicher Grundbesitzer über Lokalstreitigkeiten mit seinen Pächtern und Rentbeamten geben würde. Der Gutsherr bietet seinen Leuten Verbesserungen an und sie nehmen sie nicht; sie bleiben hartnäckig bei ihrer alten Säe- und Dreschmethode; sie können sich um einen alten Bretterzaun bis zum Pathos spanischer Tragödien erzürnen. Gegen die Zeiten von „Kabale und Liebe" genommen, ist das Verhältniß, in welchem hier ein deutscher Fürst zu seinen Unterthanen erscheint, umgekehrt; Licht und Aufklärung oben auf dem herzoglichen Schlosse, die Posas zu jeder Stunde unangemeldet vorgelassen und bei herzoglicher Tafel ganz bürgerlich die „Gedankenfreiheit" wie Salz und Pfeffer à discretion.

Dennoch gestehen wir, daß der Eindruck der interessanten kleinen Schrift etwas Betrübendes hat. Ein liebes, herziges und aufgeklärtes Volk und Land wie das thüringische sollte unfähig sein, in seinem Fürsten den edeln und tüchtigen Geist zu erkennen? Die deutsche Bildung sollte mitten im Herzen des Vaterlandes, namentlich in dem seit Jahren in der mächtigsten Strömung des Zeitgeistes rüstig mitgehenden Gotha, für eine so tüchtige, ritterliche Erscheinung keine Würdigung haben? Wir lasen die Sprache, zu welcher sich hier ein Fürst gegen sein Volk genöthigt gesehen glaubte, aufrichtig gesagt, mit Bedauern und konnten sogar das Gefühl nicht unterdrücken, ob sich nicht der Fürst über die Sachlage, die er schildert, in einem vollständigen Irrthum befinden dürfte, den zu fassen ihn nur sein Naturell hindert. Wir glauben, in Koburg sowol wie in Gotha dürfte sich doch wol eine Feder finden, die ihm von dem Bilde, in welchem dem vielgereisten und auf den hohen londoner und pariser Standpunkten stehenden Herrn Thüringen erscheint, ein zutreffenderes Gegenbild entwerfen müßte. Geschähe dies nicht, so wäre doch wol nur theils Furcht daran schuld (der Herzog deutet ziemlich energisch an, daß er bei aller seiner „Demokratie" doch den ihm gebührenden Respect ungeahndet sich von niemand entziehen lassen würde), theils die allerdings wol nicht hinwegzuleugnende Wahrheit eines großen Theils der Behauptungen der herzoglichen Feder.

Charakteristisch ist die Schrift für das Verhältniß unserer kleinern deutschen Fürsten zu ihren Thronen jedenfalls. Man sieht, daß es mehr oder weniger, wenn die Bildung zunimmt, auf diesem Gebiete dahin kommen muß, daß solche ihrem Land entwachsene Fürsten nur noch gleichsam Dilettanten auf ihre Lebensstellung sind. Die Unterlagen ihrer Existenz werden ihnen insofern unter den Füßen weggenommen, als die kleinen Ländchen entweder dem Fluge des geistreichen und sich auf dem großen Welt-

ſchauplatz bewährenden Souveräns nicht folgen können oder, was uns noch wahrſcheinlicher dünkt, als ſie nach dem Geſetz der auch ihnen eigenen ganz reſpectabeln Bildung ihm nicht folgen mögen. Ob Peter der Große die Reform der Ruſſen damit begann, daß er ihnen befahl, die Bärte zu raſiren, Pombal und Choiſeul die Jeſuiten verjagte, Friedrich der Große die Aufklärung durch Cabinetsordres und Spandau einführte oder ein genialer Fürſt Muſik, Jagd, Theater, hohe Politik und vorurtheilslos gemiſchte Geſellſchaft auf Gebieten cultivirt, wo der deutſche, urväterlich beſchränkte Bürgerſinn ſich nur durch gemüthvolle Anheimelung dem Beſſern gefangen geben würde, es iſt dieſelbe tragiſche Wendung, hier wie dort; nichts läßt ſich aufnöthigen, nichts erzwingen, ſelbſt nicht die volle Annahme der ſchon halb als beſſer erkannten Dinge. Für Deutſchland beweiſt dies denn doch einen mächtigen Zug des Ureigenen und Urwüchſigen im Volke ſelbſt. Dieſer iſt ſo ſtark und ſelbſt in ſeiner „Beſchränktheit“ maßgebend, daß, wenn die Kunſt der gekrönten leichten Voltige den ſtörriſchen plumpen Gaul nicht nach ihrer heitern Promenadenlaune lenken ſollte oder könnte, ſich nur dadurch ein bedeutungsvolles Geſetz unſerer Geſchichte erfüllen würde. Es iſt denn doch eben nur die weitere Aufhebung der — Leibeigenſchaft, im höhern Stadium.

Wenn wir alſo im Grunde gegen den Herzog und beinahe für die „Beſchränktheit“ ſeines vor ganz Deutſchland von ihm ſo ſeltſam abgekanzelten Volks geſprochen haben, ſo bleibe darum der ritterlichen Cavalierperſpective des Fürſten, ſeinem liebenswürdigen, poetiſchen, wir möchten ſagen Freytag'ſchen Volz- und Fink-Standpunkte keinerlei Anerkennung verſagt. Herzog Ernſt iſt eine aggreſſive, couragenſe Natur, an welcher wir vielleicht noch viel Außerordentliches erleben. Im Jahre 1848 wurde ihm die deutſche Kaiſerkrone reſervirt. Wir ſind überzeugt, daß er ſie wie ein großer Mann tragen würde.

Woraus beſteht die Sonne?

II.

Das Kapitel der prismatiſchen Farbenzerſtreuung, das der große Newton zu einer ſeinem Genius entſprechenden Höhe gebracht, hat erſt in neueſter Zeit, nachdem Goethe es am Ende des vorigen Jahrhunderts wiederum angeregt, aber mit ſeinen Anſichten nicht durchzudringen vermochte, eine Bedeutung erlangt, welche unſere ungetheilte Bewunderung erregt.

Es iſt den Herren Profeſſoren Bunſen und Kirchhoff gelungen, aus Prismen Stoffe analytiſch nachzuweiſen; ferner iſt es ihnen gelungen, die bisher unbekannte Urſache der in dem Sonnenſpectrum beobachteten Frauenhofer'ſchen Linien zu finden und ſomit die Beſtandtheile der Sonnenatmoſphäre zu analyſiren.

Wenn ein Sonnenſtrahl durch eine kleine Oeffnung einer dunkeln Zimmerwand hindurchgelaſſen, von einem Prisma aber aufgefangen wird, ſo ſieht man nicht ein einfaches Bild dieſes Sonnenſtrahls auf der gegenüber befindlichen Wand, ſondern ein in die Länge gezogenes Bild, welches deutlich ſieben Farben zeigt. Das Bild iſt nach der Baſis des Prisma hin projicirt, doch ſteht es immer etwas tiefer als das Prisma ſelbſt, wenn dieſes mit ſeiner brechenden Kante horizontal ſteht; ſteht das Prisma ſenkrecht, ſo ſteht das in die Länge gezogene Bild horizontal und zwar nach der Seite hin geworfen, wo die Baſis des Prisma ſich befindet.

Dieſes farbige Bild nennt man das Sonnenſpectrum. Es enthält die ſieben Regenbogenfarben, und zwar oben, der brechenden Kante zu, ſtets roth, dann orange, gelb, grün, hellblau, indigo und endlich violett am Ende des Spectrums, immer nach der Seite zu, wo die Baſis ſich befindet. Das Prisma hat nämlich die Eigenſchaft, das weiße Sonnenlicht in ſeine es zuſammenſetzenden Farben zu zerlegen und zu zerſtreuen. Daß dies richtig iſt, hat ſchon der große Newton bewieſen, indem er zeigte, daß, wenn man ein auf die beſchriebene Weiſe erzeugtes Sonnenſpectrum mit einem zweiten Prisma betrachtet, man nicht dieſes, ſondern ein weißes Bild des Spaltes ſieht, als ob der Sonnenſtrahl gar nicht durch ein Prisma hindurchgegangen wäre. Fängt man ferner ein durch das Prisma hindurchgehendes Strahlenbündel mit einer Sammellinſe auf, ſo entſteht wiederum nicht ein längliches Bild des Spaltes, ſondern ein weißes Bild.

Die Breite des Sonnenſpectrums aber iſt abhängig, vorausgeſetzt, daß alle andern Umſtände gleich ſind: 1) von dem brechenden Winkel des Prismas. Ein Sonnenſpectrum, das mit einem Prisma von 60 Grad erzeugt iſt, hat ein größeres Spectrum, als wenn das benutzte Prisma einen Winkel von nur 45 Grad und noch weniger beſitzt.

2) Hängt die Breite des Spectrums ab von dem Stoffe, woraus das Prisma beſteht. Wie es Glasſorten von verſchiedener Brechkraft gibt, ſo beſitzen auch andere, flüſſige Stoffe, welche in ein Hohlprisma eingefüllt werden, verſchiedenes Vermögen, das Licht zu zerſtreuen, und es erzeugt z. B. Schwefelkohlenſtoff ein viel breiteres Spectrum als Waſſer u. ſ. w.

Die Entſtehung des Spectrums rührt, wie Newton ſchon lehrte, von der verſchiedenen Brechbarkeit der Farben her, aus denen das weiße Sonnenlicht zuſammengeſetzt iſt. Das Roth iſt derjenige Theil des verſchiedenfarbigen Sonnenlichts, welches die geringſte, Violett dagegen derjenige, welcher die ſtärkſte Brechbarkeit beſitzt; das letztere iſt von ſeiner urſprünglichen Richtung durch die brechende Kraft des Prismas mehr abgelenkt als alle andern Farben, als roth, orange, gelb, grün, blau und dunkelblau; dieſe untereinander aber folgen ſich in dem Grade ihrer Brechbarkeit ſo, wie ſie im Sonnenſpectrum aufeinander folgen.

Wenn man ein recht ſchönes Spectrum darſtellen will, verfährt man am beſten auf folgende Weiſe:

Man läßt, wie früher angegeben wurde, durch einen Spalt von 1 Zoll Höhe und 1—2 Millimeter Breite die Sonnenstrahlen hindurchgehen. Diese werden durch einen außerhalb angebrachten Metallspiegel so geleitet, daß sie horizontal auf das im Innern des dunkeln Zimmers befindliche Prisma auffallen. Hinter dem Prisma wird eine achromatische Linse von 3—10 Zoll Brennweite so aufgestellt, daß sie die aus dem Prisma austretenden divergirenden Strahlen auffängt. Man stellt nun einen Pappschirm mit weißem Papier überzogen hinter demselben in einer bestimmten Entfernung auf und erhält auf diese Weise ein brillantes Spectrum, in welchem man dunkle Streifen gewahr wird, welche mit den Spectralfarben parallel laufen, d. h. senkrecht auf der Breite des Spectrums stehen. Diese Streifen hatte schon 1802 Wollaston entdeckt und bekannt gemacht in den „Philosophical transactions". Frauenhofer, der von dieser Entdeckung nichts wußte, fand sie später ebenfalls auf und beobachtete dieselben genauer; daher wurden diese dunkeln Linien im Sonnenspectrum Frauenhofer'sche Linien genannt. Frauenhofer beobachtete diese Linien genauer mit Hülfe eines Fernrohrs, eines Theodoliten, welches so weit ausgezogen wurde, daß man den Spalt genau sehen konnte. Vor dem Fernrohr wurde ein Prisma so angebracht, daß das aus dem letztern austretende Strahlenbündel zum Theil auf das Objectivglas des Fernrohrs auffiel, durch Drehung des Fernrohrs aber nach und nach das ganze Spectrum an dem Objectivglas vorbeigeführt werden konnte. Auf solche Weise läßt sich nun eine Menge das Spectrum durchziehender schwarzer Linien sehen. Die Linien sind unregelmäßig auf die einzelnen Farben des Spectrums vertheilt, einzelne gleichen dunkeln Schatten, andere sind sehr fein; zuweilen sind mehrere dicht nebeneinander gestellt, andere wieder stehen vereinzelt. Um nun einige Anhaltepunkte zu gewinnen zur Verständigung über die Bezeichnung der großen Anzahl von Linien, hat Frauenhofer acht Streifen mit Buchstaben bezeichnet; beim Roth anfangend, hat er A, a, B C im Roth, D im Gelb, E b im Grün, F im Blau, G nahe der Grenze des Violett und H im Violett angenommen. Auch andere Sterne, wie die Venus, der Sirius, geben Frauenhofer'sche Linien; letzterer gibt jedoch eine andere Gruppirung und eine von den Planeten sich unterscheidende Anordnung der Streifen.

Im übrigen, was die Anwendung dieser Thatsachen auf die heidelberger Analyse betrifft, verweisen wir auf die in voriger Nummer gegebene Mittheilung. Professor Kirchhoff bediente sich, um die Metalle: Eisen, Zink u. s. w., im Flammenspectrum nachzuweisen, eines Rhumkorff'schen Funkeninductors, eines sehr kräftigen Inductionsapparats, welcher so lange helle Funken gibt, daß ein sehr deutliches Spectrum dadurch entsteht, wenn man ebenso wie mit dem Sonnenlicht mittels eines Prismas verfährt. Auf die Elektraden wurden dann die Metalle gebracht, deren Spectrallinien man beobachten wollte. Da aber die Spectren auch diejenigen Linien enthalten, welche von den Metallen herrühren, aus welchen die Elektraden bestehen, so hat Professor Kirchhoff sich zweier Elektradenpaare bedient, deren eines Paar er mit dem Metall belegte, welches er beobachten wollte. Er ließ dann das Licht des einen Elektradenpaars durch den obern Theil des Spaltes dringen, das andere, mit Metall belegte, durch den untern Theil, und war so im Stande, genau zu beobachten, welche Linien ineinander übergingen. So hat er fast alle Metalle auf ihre Linien geprüft und ist dadurch in Stand gesetzt worden, auch die Linien des Sonnenspectrums mit den ihm sehr geläufig gewordenen Beobachtungen künstlicher Spectren zu vergleichen.

Kunstnotizen aus Berlin.

*** Vor einigen Tagen wurde der akademische Preis über diejenigen Concurrenzarbeiten der jungen Bildhauer vertheilt, welche sich in diesem Jahre um das italienische Reisestipendium bewarben. Die Aufgabe war diesmal nicht aus dem Bereich der griechischen Mythe, sondern aus dem Alten Testament gewählt: Simson, durch den Verrath der Delila von den Philistern gefesselt. Die Unterstützungssumme für den gekrönten Sieger beträgt 1500 Thaler, welche frühre für drei Jahre ausreichen mußten, aber schon vor mehr als zwanzig Jahren so wenig genügten, daß der Stipendiat, wenn er keinen Zuschuß von Hause hatte oder in Rom nicht bald Gelegenheit fand, durch sein Talent nebenbei zu verdienen, nur zu oft in die peinlichste Bedrängniß gerieth. Während die französische Akademie, die ihre Stipendiaires von Hause aus auf einen höheren Etat gestellt hatte, durch Zuschüsse das Steigen der Preise in allen europäischen Subsistenzen auszugleichen suchte, griff man bei uns zu dem Mittel, die Zeit der Stipendienreise von drei Jahren auf zwei herabzusetzen, wonach der Benefiziant 750 Thaler statt 500 pro Jahr erhält, womit sich denn schon eher etwas anfangen läßt.

Daß aus einem preisgekrönten Akademiepensionär in höchst seltenen Fällen ein hervorragend bedeutender Künstler wird, soll unserer Akademie um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als es bekannt ist, daß andere gleichartige Institute keine bessern Resultate aufzuweisen haben. Der alte Blücher würde heutzutage in Preußen schwerlich das Fähnrichsexamen bestehen. Allerorten vertheilen Preisrichter stets mehr nach dem Maßstabe der grauen Theorie als in Berücksichtigung genialer Ausbrüche einer originellen Productionskraft, die immer zu viel revolutionäre Elemente in sich birgt, als daß sie den Puritanern in der Kunst und Wissenschaft annehmlich erscheinen könnte.

Als vor einigen Monaten die bekannte Wagener'sche Bildergalerie testamentarisch in den Besitz des königlichen Hauses, mit dem ausgesprochenen Wunsche des Erblassers, das Geschenk als Basis einer Nationalgalerie zu betrachten, überging, las man bald darauf in berliner Blättern die Nachricht, daß Ihre Majestät die Königin Augusta Herrn Dähe beauftragt hat, ein Bild für das neue Institut zu malen. Daß dieser erste derartige Auftrag gerade

dieſem Maler zu Theil wurde, mußte in hieſigen künſtleriſchen Kreiſen Senſation erregen. Die Vicedirection der Akademie iſt neu zu beſetzen. Herr Däge, Schwager des Geheimen Cabinetsraths Illaire, dürfte Profeſſor Herbig's Nachfolger werden. Bei dieſer Gelegenheit ſehnt man ſich nach endlicher Beſetzung der Directorſtelle. Hoffentlich wird man eine bedeutendere künſtleriſche Capacität finden, deren Name in ganz Deutſchland und wo möglich auch im Auslande einen rühmlichen Klang hat. Seit Schadow's Rücktritt iſt zwanzig Jahre lang die Akademie ohne einen wirklichen Director geblieben. Vielleicht wollte man den alten Herbig nicht kränken, indem man ihm bei ſeinen Lebzeiten einen Vorgeſetzten gab, obgleich wir ſolche Rückſichten keineswegs billigen können; aber jetzt, nach ſeinem natürlichen Hintritt, wäre es im höchſten Grade zu misbilligen, wenn man verabſäumen wollte, einen wirklich bedeutenden Künſtler an die Spitze der Akademie zu ſtellen. Da Kaulbach als Director an die münchener Kunſtſchule gefeſſelt iſt, ſo ſollte man Andreas Achenbach für Berlin zu gewinnen ſuchen, den Genie, Bildung und ausgebreiteter Ruf gar wohl für eine ſolche Stellung befähigen. Daß Achenbach kein Hiſtorienmaler iſt, dürfte wol ebenſo wenig dabei ein Hinderniß ſein, als man es für keins hielt, als man Gottfried Schadow, einen Bildhauer, zum Director der Akademie machte. Es dürfte hohe Zeit ſein, der berliner Akademie durch eine würdige Directorwahl aufzuhelfen.

Bei Gelegenheit der akademiſchen Feierlichkeit, welche dem Andenken Friedrich Wilhelm's III. an ſeinem Geburtstage, den 3. Auguſt, gewidmet iſt, wurden die Prämien an die Concurrenten vertheilt. Profeſſor Däge hielt eine Anſprache und wies darauf hin, daß der hochſelige Vater Sr. Majeſtät des jetzt regierenden Königs jenes Reiſeſtipendium für bildende Künſtler und Architekten vor 36 Jahren geſtiftet hätte und daß dies die ſechsunddreißigſte Zuerkennung des Preiſes wäre. Es erhielt ihn der Bildhauer Robert Sternäcker aus Berlin. Es iſt demnach bisjetzt für Maler, Bildhauer und Architekten behufs einer Bildungsreiſe ins Ausland die Summe von 54000 Thalern verausgabt worden, während leider für jugendliche, der Ausbildung bedürftige muſikaliſche Talente weder eine königliche Muſikſchule noch ein Reiſeſtipendienfonds exiſtirt. In Frankreich wurde beides von — Robespierre geſtiftet und beſteht bis auf den heutigen Tag.

Ein ſeltener Erfolg.

* Ein Roman, welcher elf Auflagen erlebt! „The woman in white" („Die Frau in Weiß") von Collins hat das leſende Publikum auch ſchon in Deutſchland für ſich gewonnen. Ob die Erzählung vor dem Richterſtuhl der Kritik ſich verantworten läßt, iſt eine andere Frage; aber wenn es einem Verfaſſer gelingt, ſo viel geleſen zu werden, hatte er jedenfalls den glücklichen Inſtinct, in der großen Maſſe eine Saite zu berühren, welche einen hellen Ton gibt.

Der Erbe eines alten Namens iſt der rechtmäßige Sohn ſeines Vaters. Seine Mutter aber war dieſem nicht angetraut. Sie lebten auf dem Continent. Der Sohn erfährt erſt beim Tode ſeines Vaters dieſe Lage der Dinge, eilt nach England und tritt ſeine Güter an. Jede Stunde kann dem Baſtard Ehre, Güter, Namen rauben. Er beſticht die Frau des Kirchendieners, ihn heimlich in die Sakriſtei einzulaſſen, wo er in die Kirchenbücher die Heirath der Aeltern einträgt. Auf dieſen Betrug ſteht der Galgen. Dieſe Frau iſt nun ſeine Mitſchuldige und durch ſie erfährt es deren Tochter, die Heldin des Buchs. Er läßt letztere in ein Irrenhaus ſtecken. Indeſſen heirathet er ein reizendes Mädchen, den Typus der Unſchuld und Reinheit des Herzens, verbunden mit vollkommener Einſicht von Recht und Unrecht. Ihr Gatte bedarf ihres Vermögens, um ſeine Schulden zu befriedigen. Seine Lage wird immer verzweifelter. Sie verweigert ihre Namensunterſchrift zu ihr unbekannten Zwecken. Nun läßt er auch ſie in das Irrenhaus bringen, aus dem die „Frau in Weiß" entſprungen iſt; ſie wird auf deren Namen dort eingeſchrieben. Wir ſtoßen hier auf Formalitäten des engliſchen Geſetzes. Der Tod ihres Gatten gleicht endlich alles aus. Er hat ſich in die Sakriſtei geſtohlen, um das Kirchenbuch zu verbrennen, das ihn an den Galgen bringen kann, und wird von dem Feuer mitverzehrt.

Wird Charlotte Birch-Pfeiffer nicht zugreifen?

Vor ſechzig Jahren.

* Auch das Alte iſt oft — „Neues aus der Welt"! Ein achtundſiebzigjähriger Veteran des deutſchen Buch- und Kunſthandels, Karl Jügel in Frankfurt am Main, läßt ſeinen Lebenserinnerungen, denen wir in dem vielgenannten, von ihm zum Beſten der Schillerſtiftung herausgegebenen „Goethe's Puppenhaus" begegneten, noch eine fernere Mittheilung in Romanform folgen: „Erſte Liebe" (Darmſtadt, Leske, 1861). Der Schauplatz iſt Berlin, die Verwickelung einfach, die Darſtellung herzlich und natürlich. Wie mit der Friſche eines Jünglings verſenkt ſich der greiſe Erzähler in die längſt dahingegangenen Tage, wo Berlin noch ein Schauplatz für Idyllen war. Die Empfindungen jener Zeit, als Matthiſſon von mancher ſchwärmeriſchen Seele noch über Schiller geſtellt wurde, waren überſchwenglicher als in unſerer nüchtern realiſtiſchen. Einen hellen Abglanz jener Stimmungen wird man in dieſem oft naiv anmuthigen, oft durch culturgeſchichtliche Momente lehrreichen Lebensbilde wiederfinden. Auf die Einzelheiten kommen wir in unſern Romanüberſichten zurück.

Briefwechſel.

— Herrn *** zu Heemsdorf am Kynaſt. Wohlmeinende Gedanken, aber zu gewöhnlich in der Form.

— H. J. in Altona. Innigen Antheil. Beides erfolgt.

— Aus Tauberbiſchofsheim (Großherzogthum Baden), von Schülern des dortigen Gymnaſiums zum Bau der Kanonenboote 5 Thaler. „Möge", heißt es in der Inſchrift der trefflichen Jünglinge, „die große und herrliche Idee überall Eingang und offene Herzen finden, damit das ſchöne, edle Unternehmen zum Ziele geführt werden könne! Möge aber auch das nationale Bewußtſein und der Patriotismus des deutſchen Volks ſich allmählich ſo heben und ſtärken, daß für eine zweite deutſche Flotte kein Hannibal Fiſcher mehr unter demſelben gefunden werden kann!"

(Ausgegeben am 15. Auguſt 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 34.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. I. II. — Cheistoph Schenrl. Ein Diplomat des alten Nürnberg. Von Luise Otto. — Träume — Schäume. — Neue Romane und Novellen. XVIII. — Gelegentliches von Joachim Federer. — **Neues aus der Welt.**

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.*)

I.

Wenn man die lateinische Schule durchgemacht und später einige Jahre hindurch auf einer Universität gelebt hat, so hat man sich gewöhnlich eine ausgebreitete Bekanntschaft erworben, deren Charakter infolge der Art und Weise, in welcher sie meistens gestiftet wird, ein weit freierer und oft sogar ein innigerer ist als derjenige, den die in einer spätern Lebensperiode angeknüpften Verhältnisse annehmen. Man sitzt auf derselben Schulbank, man besucht die Collegien, man spielt und schwärmt, man faulenzt und studirt mit Altersgenossen von den verschiedensten äußern Verhältnissen und man sieht und fühlt in dieser Lebensepoche der Gleichheit keinen Unterschied in Standes- und Vermögensbeziehungen. Alle derartige Rücksichten verschwinden oder, richtiger, haben nie existirt und der Umgangskreis ist oft so eng geschlossen, daß es den Anschein hat, als könne nur ein Zauber ihn lösen. Nach und nach gleiten jedoch die leichten Bänder ab, die den Kranz anscheinend stark zusammenhielten; die Blätter, von den launigen Schicksalswinden erfaßt, flattern in alle Weltgegenden und nur ein einzelnes, halb verwelktes Blatt — wie z. B. ich selbst — bleibt am Platze zurück und erinnert an ein früheres buntes Blumenleben. Begegnet man sich dann später nach langer, langer Zeit einmal wieder auf der Wanderung, so betrachtet man sich oft gegenseitig als eine ganz neuerschaffene Figur oder man sucht wenigstens entweder irgendeine Spur des guten Alten zu finden oder etwas Neues zu entdecken, welches die Zeit und die Umstände an die Stelle des früher Gekannten gesetzt haben. Und wie oft muß man dann nicht mit dem Dichter ausrufen: „Ach, wie verändert!"

Ich liebe es nicht, zu längern Besuchen auf Gütern oder zu andern ähnlichen Landpartieen eingeladen zu werden. Bei einer solchen Einladung heißt es gewöhnlich: „Komm' zu uns und bleib' bei uns, solange du Lust hast; du sollst es dir einrichten können wie es dir beliebt; du hast völlige Freiheit zu kommen und zu gehen, wann und wohin du willst", u. s. w. Aber theils lege ich den Annehmlichkeiten, die mir bei solchen Gelegenheiten geboten werden, keinen hohen

*) Durch sein episches Gedicht „Der Hirsch" (übersetzt von Ryao Duehi) hat sich Christian Winther in der neuern dänischen Literatur einen Namen gemacht. Wir begegnen ihm hier auf dem Gebiet der Novelle. Die Uebersetzung, die wie mit Hinweglassung allzu örtlicher Beziehungen geben, rührt vom Grafen Ulrich von Baudissin in Altona her. D. Hee.

Werth bei, ich ſitze ſchlecht zu Pferde und brauche am liebſten meine eigenen Beine; im Sonnenſchein auf einem Teiche Barſche zu angeln, in einem Moor nach Enten herumzuwaten, ſich den ganzen Tag nach einem magern Haſen umherzutreiben oder hier- und dorthin gefahren zu werden, um „ſchöne Ausſichten" zu bewundern, das ſind lauter Dinge, die ich wirklich gern vermeide, wenn ich es irgend kann —, theils aber ſieht es faſt immer mit der erwähnten Freiheit, zu kommen und zu gehen, wie es einem beliebt und ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, gar kümmerlich aus. Am häufigſten muß man ſich weit läſtigere Beſchränkungen gefallen laſſen als an irgendeinem Hofe. Meine Angſt vor dem allen, mein Starrſinn und meine Zähigkeit haben es denn auch, gottlob! dahin gebracht, daß man jetzt ſelten eine derartige Einladung an mich verſchwendet.

Im vorigen Sommer begegnete es mir noch einmal, indem ich von einem ehemaligen Schulkameraden eine Einladung aufs Land erhielt. Er iſt viel jünger als ich; jedoch in der Schule, wo wir durch ein paar Klaſſen voneinander getrennt waren, und ſpäter, als er ſelbſt die Univerſität beſuchte, ſchloß er ſich mir mit einer Art von Sympathie an und er hat mir bis auf den heutigen Tag noch immer dieſelbe Zuneigung und Freundſchaft bewahrt. Arthur iſt ein kräftiger Schößling einer altadligen Familie. Früh verlor er ſeine Aeltern und wurde von ſeinem edeln Vormund, der mit ſeltenem, liebreichem Eifer und Einſicht ſeine Güter und ſein ſonſtiges Vermögen verwaltete, in dieſelbe lateiniſche Schule gebracht, die auch ich beſuchte. Von hier ging er als Student zur Univerſität; doch weiter brachte er es auf dieſem Wege nicht, denn die wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ſchienen nicht ganz nach ſeinem Geſchmack zu ſein oder, wie die Sänger von ſchweren Partieen ſagen, „für ihn zu liegen". Er ließ ſie alſo liegen für andere, die mehr Gefallen daran fanden, und ſelbſt in den erſten Vorkenntniſſen brachte er es nicht weit. Ich will nur z. B. ſeine Orthographie anführen, in welcher er eine ziemlich unregelmäßige Tendenz verräth, die neue Schreibweiſe zu befolgen nnd die Subſtantiva mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben, was er indeſſen dadurch wieder gut macht, daß er mitunter die Adjectiva mit großen ſchreibt. Auch kann es ihm begegnen, daß er Dign ſtatt Ding, Michl ſtatt Milch ſchreibt und ſich andere ähnliche Abweichungen der Flüchtigkeit erlaubt. Ein Vorderſatz ohne Nachſatz gehört auch nicht ſelten zu den Eigenthümlichkeiten ſeines Stils. Doch dies alles und andere ähnliche Kleinigkeiten halten ihn keineswegs ab, der bravſte, gutherzigſte Burſche von der Welt und der treueſte, ehrlichſte Freund zu ſein. Nach meinem Dafürhalten iſt er ein ſehr hübſcher Mann. Er iſt groß, kräftig und wohlproportionirt gebaut, breitſchulterig, ſtark wie ein Bär und beſitzt dabei große Fertigkeit in allen ritterlichen Künſten. Wie die meiſten Rieſen iſt er dabei von Gemüth ſehr ruhig und beſonnen und es bedarf ſchon einer ſtarken Doſis von Beleidigung, um ſeinen Zorn zu wecken. Doch kommt er dann einmal ſo weit, ſo fühlt man ſich in ſeiner Nähe nicht ganz geheuer. Seine vollen, blonden Haare richten ſich dann wie Borſten in die Höhe, ſeine blauen Augen erlöſchen, als wären ſie mit Zorn überzogen, ſeine friſchen, rothen Wangen werden weiß, kurz, er gleicht in dieſem Zuſtande jenen alten heidniſchen Kämpen, wenn ſie in Raſerei geriethen. In ſolchen Augenblicken ſcheint er auch keinen rechten Unterſchied zwiſchen Freund und Feind zu machen. Der Anfall iſt aber von kurzer Dauer und der Sturm läßt ſich oft durch ein mildes Wort oder durch einen Umſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt und ſeinen Gedanken eine andere Richtung gibt, beſchwören. Als Student wurde er natürlicherweiſe gleich in die ariſtokratiſchen Zirkel ſeiner Familie aufgenommen; doch gefiel ihm, ſo glaub' ich, das ſchlichte Treiben der Studenten beſſer; bei mir war er ein täglicher Gaſt. Eines Vormittags kam er zu mir. Er trug einen neuen grünen Frack mit weißen Knöpfen und erzählte mir, daß er zum Jagdjunker ernannt ſei und daß er jetzt auf ſein Gut gehe, um dort ſein Leben in Freiheit zu genießen und zu beſchließen. Beim Abſchied nahm er mir das Verſprechen ab, ihn einmal zu beſuchen, wenn er, wie er ſagte, recht in Ordnung gekommen ſei — zehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen.

Sein Brief, in welchem er mich einlud, war ſo freundlich wie lang. Er ſprach darin von ſeiner unverminderten Ergebenheit, rief mir in die Erinnerung unſer früheres, luſtiges Leben zurück und forderte mich auf, jetzt mein ihm gegebenes Verſprechen zu erfüllen und einige Zeit bei ihm zu verweilen. Mit natürlicher Delicateſſe erlaubte er mir ſelbſt die Bedingungen feſtzuſtellen, unter welchen ich — wie er ſich ausdrückte — ihm die Freude gönnen wollte, mich in ſeinem Hauſe zu ſehen. Er war unverheirathet und

hatte, wie ich wußte, weder männliche noch weibliche Verwandte im Hause; ich trug darum auch kein Bedenken, diesmal von meiner Gewohnheit abzuweichen, nahm seine Einladung an, ließ meinen Hans ein paar Koffer und einen Reisesack packen, empfahl beim Abschied der Madame Trone, meiner alten Haushälterin, meine Papiere in Ruhe zu lassen, wenn sie anfinge, mit Scheuerlappen und Staubbesen zu wirthschaften, setzte mich eines heitern Morgens in einen bequemen Wagen und ließ mich aufs Land hinausrollen.

Erfrischt und belebt durch die reine, kühle Luft und durch das Beschauen der schönen Gegenden, durch die mein Weg führte, erreichte ich gegen Abend den alten Herrensitz Stighof, der sehr malerisch in einer der waldreichsten Gegenden Seelands belegen ist. Wenn ich den Hof einen alten Herrensitz nenne, so will ich damit nicht bei dem Leser die Vorstellung einer Burg mit Zinnen und Thürmen wecken. Derselbe hat allerdings mehrere Jahrhunderte hindurch der Familie meines Freundes gehört, das Hauptgebäude jedoch ist ein ziemlich unschönes Erzeugniß des 18. Jahrhunderts und besitzt nur die gute Eigenschaft, eine hübsche Lage zu haben und durch die Bestrebungen mehrerer Generationen im Innern sehr bequem und kururiös eingerichtet zu sein. Den Namen sowoi des Hofes als auch der verschiedenen in dieser Erzählung auftretenden Personen habe ich aus gewissen Gründen selbst erfunden.

Bei meiner Ankunft war der Kammerjunker — er ist nämlich avancirt — nicht zu Hause; man sagte mir, daß er bald kommen werde. Eine ältliche, sehr wortkarge Jungfer, die sich meinem physiognomischen Blicke sogleich als die Haushälterin verrieth, befahl einem Bedienten, mich nach einem für mich eingerichteten Zimmer zu führen; es lag im obersten Stockwerk und eine reizende Aussicht lächelte mir durch die geöffneten Altanthüren entgegen. Ich kramte mittlerweile meine Sachen hervor, denn den Hans hatte ich in der Stadt gelassen, und nachdem ich eine erfrischende Toilette gemacht hatte, zog ich ein kleines Sofa vor das Fenster, zündete eine Cigarre an und vertiefte mich in die Beschauung der schönen und reichen Landschaft, die die Sonne eben mit ihren Abschiedsstrahlen beleuchtete. Ich hatte diese angenehme Ruhe eine halbe Stunde lang genossen, als ich schwere Tritte und Sporengeklirr auf der Treppe vernahm; es wurde angepocht und herein trat die gewaltige Gestalt meines Kammerjunkers. Einen herzlichern Empfang als den, der mir, dem alten Candidaten der Theologie, zu Theil wurde, konnte ich mir, so eigen ich auch bin, gar nicht wünschen. Alles schien anzudeuten, daß wir beide im Betreff der Pflichten und Rechte des Wirths und des Gastes durchaus einig sein und daß wir namentlich nichts so sehr zu vermeiden wünschten als uns gegenseitig zu geniren.

Zwei Tage waren seit meiner Ankunft verflossen. Ich hatte sie benutzt, um in aller Gemächlichkeit die Umgegend zu untersuchen und das zu erforschen, was mich etwa interessiren könnte. Der Tisch des Kammerjunkers war vortrefflich; Küche und Keller harmonirten in der wünschenswerthesten Weise. Die Gesellschaft, die ich da traf, entsprach auch ganz wohl meiner Neigung, sie bestand neben der erwähnten stummen Jungfer, die die Honneurs machte, gewöhnlich aus dem Verwalter, mitunter dem Arzte, einem Landmesser, der auf dem Gute arbeitete, und ab und zu noch aus einigen flinken Hegereitern. Die Bedienung besorgten ein junger Jäger und ein alter weißhaariger Kammerdiener, den mein Freund von seinem Vater geerbt hatte. Er selbst war ein aufmerksamer und angenehmer Wirth und der Ton war immer der einer einfachen Gemüthlichkeit. Am Vormittage war ein jeder sich selbst überlassen; erst um 4 Uhr kam man beim Mittagstisch zusammen. Eine ausgesuchte, große, aber alte Bibliothek — ein Erbstück, das nicht sonderlich vermehrt wurde —, eine Anzahl von Gemälden, namentlich Jagdstücke und Porträts von Hunden, Pferden sowie von des Besitzers Vorfahren, eine Menge alten, prächtigen Hausgeräths und endlich ein Cabinet, angefüllt mit einer Sammlung von alten Schnurrpfeifereien der verschiedensten Art, versprachen mir einen herrlichen Zeitvertreib, falls das Wetter mir meine Ausflüge unmöglich machen sollte. Meine größte Lust, allein Wald und Flur zu durchstreifen, konnte ich im vollsten Maße befriedigen und die reizende Gegend lockte mich deshalb zu jeder Tagesstunde bald in diese, bald in jene Richtung.

An einem schönen, hellen Vormittage folgte ich auf einer dieser einsamen Wanderungen einem schmalen, schattigen Fußsteig durch einen Moorbruch, in welchem sich ein kleiner Bach unter dichten Erlen dahinwand; nach einiger Zeit wurde der Boden fester und es dauerte nicht lange, so

bemerkte ich, daß ich aufwärts ſtieg. Doch fand ich bald, daß es keine Reihe von Hügeln war, die ich vor mir hatte, ſondern nur eine einzelne mit Bäumen bewachſene Anhöhe, am Saume des Waldes belegen. Als ich hinaufkam, fand ich eine Art von Belvedere, einen planirten Platz, auf dem eine Bank ſtand, eins jener höchſt unbequemen Möbel, die aus einem Bret auf zwei Pfählen beſtehen und von der ländlichen Sentimentalität ſo verſchwenderiſch auf beliebten Ruhepunkten angebracht werden. Man hatte übrigens von hier die herrlichſte Ausſicht über weite, eingezäunte Felder, wo verſchiedene Getreidearten in reichſter Fülle ſtanden und in der ſtarken Sonnenhitze dufteten; nicht weit von hier lag ein Dorf mit einer Kirche, in deren Nähe der Pfarrhof ſich nur wenig von den umliegenden Bauerhöfen unterſchied.

Auf der Bank ſaß mein Freund — Arthur will ich ihn nennen — mit verſchränkten Armen und, wie es ſchien, in Gedanken vertieft. Bei meiner Ankunft fuhr er wie aus einem Traum empor und eine gewiſſe Verſchämtheit zeigte ſich, wie es mir ſchien, auf ſeinem hübſchen, ſonnenverbrannten Geſicht; doch ſie wich augenblicklich dem gewöhnlichen jovialen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war. Ich ſetzte mich neben ihn und während ich meinen Blick über die ſtille Landſchaft ſchweifen ließ, entging es mir nicht, daß Arthur's Auge mit einem eigenen Ausdrucke auf den Pfarrhof und deſſen weißgemalte Gartenthür gerichtet war.

„Ich will dir doch etwas ſagen", begann er plötzlich nach einem kurzen Stillſchweigen, „obgleich es eigentlich wol ſonderbar und unnütz iſt, mit einem Junggeſellen wie du von ſolchen Dingen zu ſprechen! Aber ich kann" — hier fluchte er in ſeinen Bart hinein — „nun einmal nicht umhin!"

Etwas überraſcht und verwundert durch dieſe Einleitung wandte ich mich ſchnell nach ihm hin; ſein Geſicht glühte. „Was du mir anvertrauen willſt und von welcher Art es iſt", ſagte ich lächelnd, „haben mir faſt ſchon deine Worte verrathen —!"

„Ja, das that ich gerade mit Abſicht", antwortete er lachend, „denn ich faſſe mich gern kurz. Du kannſt alſo wol begreifen, daß ich verliebt bin! Aber daß es das erſte mal in meinem Leben iſt, daß mir dergleichen paſſirt, das glaubſt du vielleicht nicht! Und doch verhält es ſich ſo! Du magſt mir nun glauben oder nicht, aber wahr iſt's und bleibt's, daß ich bisjetzt mein ganzes Leben hindurch von der einen ſo gut wie von der andern Art Liebe ſo unberührt geblieben bin wie ein neugeborenes Kind! Ich habe nie über meinen Charakter, mein Gemüth, mein Temperament oder wie es nun genannt werden ſoll, nachgedacht; aber die Natur muß mich wol ſo geſchaffen haben, daß ich ſo lange allem Unheil in der einen wie in der andern Beziehung habe entgehen können!"

„Du willſt mir doch nicht einreden", ſagte ich ſchlau, „daß du nie — —"

„Ja, das weiß Gott, daß ich das will!" unterbrach er mich mit der Wärme des reinen Bewußtſeins; „und das iſt gerade etwas, was mich gewiſſermaßen ſtolz macht und was mir unter den jetzigen Umſtänden Muth verleiht; denn Muth gehört dazu, das wirſt du mir gewiß ſelber einräumen, wenn du ſie ſiehſt!"

Ich betrachtete mit einer Art von Reſpect dieſes große, unerfahrene Kind, konnte mich aber auf der andern Seite nicht enthalten, über das Fundament zu lächeln, worauf er bei dieſer Angelegenheit ſeinen Stolz und ſeinen Muth baute.

„Nun denn", fuhr ich fort", heraus mit der Sprache! Wer iſt dieſe formidable Dame, die meinen Hercules bezwungen hat? Und auf welche Hinderniſſe biſt du geſtoßen?"

„Ach, es gibt, glaube ich, keine andern Hinderniſſe", erwiderte er, „als meine eigene thörichte Schüchternheit und Unbehülflichkeit! Siehſt du, ich kann doch, unter uns geſagt, ohne Bedenken ausſprechen, daß ich nicht zu den häßlichſten Männern gehöre; meine Vermögensumſtände ſind ſo gut, wie man es wünſchen kann; das Gut iſt ſchuldenfrei, im beſten Betriebe und nimmt Jahr für Jahr an Werth zu; was meine eigentliche Perſon anbetrifft, ſo darf ich wol ſagen, daß ich ein ganz honneter Kerl bin; wenigſtens habe ich niemals den geringſten Krakehl mit einem einzigen von den vielen Menſchen, hohen wie niedrigen, gehabt, mit denen ich infolge meiner Stellung in Berührung komme; meine Bauern — wenn ich in unſerer Zeit meine ſagen darf — ſind mir mit Leib und Seele zugethan, und alles, was ich in meinem Kreiſe unternehme, glückt mir und gedeiht! Nun, meinen uralten Adel darf ich wol gar nicht mit in die Wagſchale legen, — es ſei darum! Dennoch, obgleich man nun annehmen ſollte, daß ich auf dieſes alles fußen könne und nicht nöthig habe, verzagt zu ſein — — ja, proſit die Mahl-

zeit! Ich ſtehe vor ihr wie ein Schulknabe, der ſeine Tabelle nicht gelernt hat!"

„Nun wer iſt dieſe Dame?" fragte ich wieder.

„Da drüben wohnt ſie!" ſagte er mit einem Seufzer, der ihm drollig ſtand.

„Beim Prediger?" fuhr ich fort." Iſt es die Tochter des Predigers?"

„Ja, es iſt die Tochter des Predigers! Es iſt ein blitzſchönes Mädchen, ſage ich dir, und Bildung beſitzt ſie und ſeine Lebensart; ſie hat eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen! Ihr Oheim mütterlicherſeits iſt dieſer Kammerherr Pfauhelm in Kopenhagen; in ſeinem Hauſe iſt ſie ein paar Jahre geweſen. Sie ſpielt Klavier, ſingt und kleidet ſich wie eine Königin, ja ſie iſt ein Frauenzimmer comme il faut! Wenn du Luſt und Zeit haſt, ſo kannſt du gleich Gelegenheit haben, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich habe gerade ein Geſchäft in einer Ziegelei zu beſorgen, die jenſeit des Dorfs liegt, und muß auch mit dem Prediger ſprechen; — ich bin ja Mitglied des Gemeinderaths!" ſetzte er mit einer gewiſſen Ironie auf die neuern, ihm nicht recht zu Sinne ſtehenden politiſchen Zuſtände hinzu.

„Ja, wenn der Beſuch nicht gar zu lange dauern wird", ſagte ich, indem ich aufſtand, „ſo habe ich nichts dagegen, die Auserwählte deines Herzens in Augenſchein zu nehmen. Denn wenn deine vertrauliche Mittheilung den Zweck hat, meine vieljährige Erfahrung zu benutzen —" hier lächelten wir beide ein wenig malitiös — „und du meinen Rath in dieſer Angelegenheit hören willſt, ſo bin ich, wie ein kluger Miniſter oder General, genöthigt, die Verhältniſſe kennen zu lernen und das Terrain zu erforſchen!"

Wir begaben uns auf den Weg und wanderten erſt längs der hohen Einfriedigung des Waldes, gingen über einen Stegel ins Feld, auf welches die Sonne glühendheiß niederſchien, und ſchlugen dann einen Fußſteig ein, der durch ein üppiges Gerſtenfeld führte, bis wir den Kirchweg erreichten, der uns an das Thor des Pfarrhofes brachte.

Kaum hatten wir den innern Hof betreten, als mich alten Junggeſellen ein Schauder ergriff; denn aus der Thür zur Vordiele, neben welcher die gaſtfreie Wagentreppe hing, ſtürzte ein halbes Dutzend Knaben von verſchiedenem Alter und verſchiedener Größe, jedoch alle mit derſelben Phyſiognomie, die deutlich beſagte: Wir ſind alle Brüder, die Söhne Eines Mannes! Mit nervenerſchütterndem Schreien und Toben begrüßten ſie meinen Begleiter, der ihr guter Freund und Kamerad zu ſein ſchien, und nachdem ſie eine unzählige Menge verwirrter Fragen gethan und mich ein wenig angeglotzt hatten, zerſtoben ſie in alle Winde. Den lauten Ruf meines Freundes, ob die Familie zu Hauſe ſei, beantwortete der längſte Bengel vom Hundehauſe aus, wo er den Kettenhund hätſchelte, mit der Erklärung, „daß Papa draußen im Felde, Mama in der Milchkammer und Lotte im Garten ſei!" und damit flog auch er davon. Ich wünſchte ihm eine glückliche Reiſe.

Durch die Vordiele, die Wohnſtube und die Gartenſtube, die wir leer fanden, ging der Weg nach dem freundlichen Garten. Drinnen, hinter der offen ſtehenden Thür, machten wir einen Augenblick halt. Draußen, dicht bei der Treppe, unter dem Schatten zweier großen Kaſtanienbäume, ſaß ein junges Mädchen; ſie ſchien mir nicht älter als ſiebzehn oder achtzehn Jahre. Ueber dem wunderbar reichen, dunkelbraunen Haar lag ein kleines, dreieckiges, buntes Seidentuch, welches loſe unter dem niedlichſten Kinn zuſammengebunden war. Ihr Anzug war von einfachſtem Stoffe; ſie trug ein blau- und weißgeſtreiftes Kleid; aber es ſchloß ſich ſo natürlich und zierlich der ſchlanken, biegſamen Geſtalt an und war ſo nett bei aller ſeiner Einfachheit. An den Füßen trug ſie, wie ich ſah, ein Paar garſtige Holzpantoffeln; da ſie jedoch den Fuß aus einem derſelben herausgezogen hatte, bemerkte ich, daß dieſer Fuß niedlich klein und wohlgeformt war. Auf dem Tiſche vor ihr ſaß ein kleines Mädchen, ungefähr zwei Jahre alt, und daneben ſtand ein Teller mit Suppe, womit ſie das Kind wie einen jungen Vogel fütterte. Das Kind ſelbſt war munter und lebhaft; es klatſchte mit einem breiten Kaſtanienblatte, welches es in der Hand hielt, auf den Tiſch und rief nach jedem Löffel: „Mehr!" Es war ein ſchönes kleines Bild.

„Iſt ſie es?" fragte ich mit leiſer Stimme meinen Begleiter.

„Gott behüte!" flüſterte er, „das iſt ja noch ein Kind!"

Ich hielt alſo das Lob zurück, das ich ſeinem guten Geſchmack hatte zollen wollen — denn dies Kind war eine im höchſten Grade reizende Jungfrau — und ſtieg mit ihm die ſteinerne Treppe hinunter. Als wir uns dem Tiſche näherten, an dem ſie ſaß, ſtand ſie auf, reichte mit heiterer Freundlichkeit dem Kammerjunker die Hand und mir machte ſie eine Verneigung. Auch

das kleine Mädchen auf dem Tiſche reichte ſeine Hand und grüßte, indem es ſein „Mehr! mehr!" fortſetzte.

„Guten Morgen, meine kleine Martha! Wie geht es dir?" ſagte Arthur, indem er ziemlich derb die kleine Hand der Jungfrau ſchüttelte. „Darf ich Ihnen meinen Freund, den Candidatus theologiae Hanſen, der mir das Vergnügen macht, mich in dieſer Zeit zu beſuchen, vorſtellen?"

Das junge Mädchen machte wieder eine leichte Verneigung und grüßte mit einem Lächeln, welches — Gott verzeihe es ihr! — wie ich glaube, dem hohen Alter des Candidaten galt.

„Iſt Fräulein Charlotte zu Hauſe?" fuhr er dann mit einem gewiſſen unruhigen Eifer fort und das Blut ſtieg ihm in die Wangen.

„Ja wohl", antwortete Martha mit einer prächtigen, klangvollen Stimme, „ſie iſt hier im Garten; ich ſah ſie ſoeben mit einem Buch in der Hand nach der Laube hinuntergehen. Da ſitzt ſie gewiß jetzt und lieſt." Nach dieſen Worten fing ſie wieder an, ſich mit ihrer kleinen Schweſter zu beſchäftigen, die ungeduldig auf einen neuen Löffel Suppe gewartet hatte. Wir gingen alſo tiefer in den Garten hinein.

Kaum hatten wir einen langen Gang, der auf beiden Seiten mit Haſelbüſchen eingefaßt war, betreten, als wir der erwähnten Dame anſichtig wurden, die denn alſo der Gegenſtand der Seufzer meines Freundes Arthur und meiner Kritik ſein ſollte. Während wir langſamen Schrittes ihr entgegenwanderten, benutzte ich die Gelegenheit, ihr Aeußeres genau zu muſtern. Sie war ſehr groß und ziemlich ſtark gebaut und ſchritt gar feierlich einher, indem ſie eine äußerſt vornehme Haltung beobachtete. Das weiße Morgenkleid war ihr ſo eng angepaßt, als käme ſie geradewegs aus den Händen der Schneiderin und unter dem ſehr breiten und flachen Sommerhute drängten ſich zu jeder Seite des regelmäßigen, aber ſtark markirten Antlitzes zwei lange Büſchel rabenſchwarzer Locken hervor. In den mit Handſchuhen wohlverſehenen Händen trug ſie ein Buch und einen Sonnenſchirm. Als ſie uns näher kam, gab ſie nach und nach ihrer Geſtalt etwas mehr Bewegung, indem ſie, wie ein Franzoſe geſagt haben würde, dandinait sur les hanches, wobei ſie ein Lächeln über das ganze Antlitz verbreitete und dadurch die Gelegenheit bot, zwei Reihen ſehr weißer, nur etwas großer Zähne zu bewundern, wobei die Augen ſeltſam ganz verſchwanden. In ihrer Haltung lag etwas Selbſtbewußtes, das bei mir nicht gerade die Vorſtellung von einer glücklichen Ehe hervorrief.

Nachdem die gewöhnlichen Vorſtellungs- und Empfangsredensarten gewechſelt waren, ſetzten wir die Wanderung im Garten fort, wobei Arthur mich hin und wieder mit fragenden Blicken verfolgte, um zu erſpähen, welche Wirkung dies außerordentliche und für die Landſphäre in der That überraſchende Phänomen auf mich mache.

„Was iſt denn das für ein Buch?" hob mein Freund an, „womit Sie ſich ſo früh am Tage bewaffnet haben?"

Das Fräulein ſagte in leichtem Tone: „Das iſt das Buch, welches O. vor kurzem herausgegeben hat und das, wie man mir erzählt, ſein politiſches Teſtament enthalten ſoll! Peter hat es mir geliehen; er hat es mit einer Menge von Anmerkungen und Hinweiſungen verſehen, ſodaß ich mich recht darauf freue, es zu leſen, was mir ſowol belehrend als unterhaltend ſein wird!"

Ich betrachtete ſie mit ſeltſamer Befangenheit —

„Peter?" entgegnete Arthur, als wäre er unangenehm überraſcht worden und ſein Geſicht wurde wieder feuerroth. „Iſt er hier?"

„Ja! Er kam geſtern Abend nach Hauſe zu ſeinen Aeltern", antwortete Charlotte, „und da hat er uns denn auch gleich beſucht."

„Nun das hat Sie wol recht ſehr gefreut, Charlotte", fragte Arthur mit ziemlich unſicherer Stimme.

„Wir waren alle erfreut und angenehm überraſcht. Er iſt jetzt Candidat, hat den beſten Charakter bekommen und dazu noch viel früher, als wir es erwartet hatten."

Ich betrachtete im Geheimen Arthur's Mienen. Sein Geſicht war ſehr lang geworden; Peter mußte wol ein Nebenbuhler ſein, ſchloß ich.

Ich erlaubte mir die Frage, wer der junge Mann wäre, von dem geſprochen werde.

„Es iſt mein Vetter", antwortete das Fräulein. „Sein Vater, mein Oheim, wohnt jenſeit des Waldes, eine kleine Viertelmeile von hier. Er iſt Juriſt", fuhr ſie in vortragender Weiſe hinzu, „und beabſichtigt jetzt ſich für eine wirkſamere und mehr unmittelbare Theilnahme an der Staatsverfaſſung, die jetzt einer größern Anzahl von Staatsbürgern zugänglich iſt, als es unter der vorigen Regierung der Fall war, auszubilden. Ich glaube ſicher, daß wir noch viele

Digitized by Google

Freude an ihm erleben werden. Meinen Sie das nicht auch, Herr Kammerjunker?" fügte sie mit einem elegischen Lächeln hinzu.

„Ich weiß — ja, es — ja, das ist ganz meine Meinung!" sagte Arthur sehr schnell und mit sichtbarer Anstrengung.

„Ja gewiß", fuhr das Fräulein fort, „er ist ein vielversprechender junger Mann! Peter ist ein warmer Patriot, versehen mit einem Schatz nützlicher Kenntnisse, die ihre Lebenskraft aus hoher Begeisterung und strengem republikanischen Ernst schöpfen. Solche Leute sind es gerade, die wir nöthig haben, wenn die jetzt wirksamen Kräfte erschlaffen und altern. Sie sollten z. B. nur wissen, wie beredt er ist! Als ich mich in Kopenhagen bei dem Kammerherrn Pfauhelm aufhielt, sahen wir uns fast täglich. Er hatte mich zur Vertrauten seiner Plane und Gedanken gemacht und theilte mir mit, was er in seinem Eifer und in seiner Begeisterung bald in dieser und bald in jener öffentlichen Angelegenheit geschrieben oder gesprochen hatte. Nach meiner geringen Einsicht und so wie ich ihn kenne, glaube ich voraussagen zu dürfen, daß wir in ihm einen kräftigen Vorkämpfer für das Volk und seine Gerechtsame erwarten dürfen. Sie sollen einmal seine Abhandlung: «Das Zeitliche und das Ewige», die unter dem Zeichen b a vor einem halben Jahre in der «Post» aufgenommen war, zum Durchlesen haben; es ist etwas ganz Vollendetes!"

Parla come un libro stampato! dachte ich mit Leporello, und es ergötzte mich unbeschreiblich, diese durchaus städtisch gebildete Dame mit grandiosem Ernst eine feierliche Rede halten zu hören und die niederschlagende Wirkung zu beobachten, die sie auf das ganze Wesen meines Freundes ausübte. Es war nur zu deutlich zu sehen, wie sehr es ihn peinigte, daß sie diesen Vetter Peter so sehr rühmte; es war infolge seiner Natur und Bildung ziemlich begreiflich, daß er die übrigens ehrenwerthen Grundsätze, von denen sie beseelt war und geleitet wurde, nicht ganz fassen und würdigen konnte. Er schien total verwirrt, riß bald dieses, bald jenes Blatt von den Büschen, zerknitterte es, räusperte sich und war ganz außer sich.

Ich erbarmte mich seiner und bemühte mich, die Dame in ein politisches Gespräch zu ziehen, wobei ich mich so gut es gehen wollte der Ausdrucksformen bediente, die den politischen Dilettanten so geläufig sind; und es ging besser, als ich erwartet halte. Da nun Arthur meine geringe Kenntniß der Details aller solcher Verhandlungen und meinen gänzlichen Mangel an Interesse dafür sehr wohl kannte, so wurde ihm meine menschenfreundliche Absicht klar und er beruhigte sich nach und nach. Fräulein Charlotte hingegen, die anfänglich den alten theologischen Candidaten mit einer etwas weniger als höflichen Miene von oben bis unten betrachtet hatte, führte jetzt ihre schwerste Artillerie ins Feuer und ergoß die ganze Flut ihrer Beredsamkeit und Weisheit über mich, sodaß ich mich kaum einigermaßen gegen den Strom halten konnte. Zuletzt brach sie ab und sagte: „Doch — im Grunde ist es unrecht, in des Kammerjunkers Gegenwart von diesen Dingen zu reden und ich mache mir oft Vorwürfe darüber, wenn ich mich dabei ertappe. Nicht wahr, ich darf ja wol sagen, daß es nicht ganz nach Ihrem Sinne ist? Doch gebe ich nicht die Hoffnung auf, Sie zu bekehren — ganz allmählich — Sie werden sehen, mit der Zeit!"

Arthur faßte Muth und antwortete der Scheimin: „Sollte jemand mich in jeder Hinsicht bekehren können, so müßten Sie es wol sein, Fräulein Charlotte! Jedoch — sollte keine Bekehrung möglich sein, so hoffe ich, daß wir deshalb nicht weniger gute Freunde sein werden!"

„Meine Hand darauf!" sagte Charlotte und lächelte bedeutungsvoll; „Feinde werden wir sicher nicht!"

Sie reichte ihm ihre Hand, die er sehr ehrerbietig kaum mit den Fingerspitzen berührte, indem er wieder roth wurde wie eine Päonie, aber sehr glücklich aussah und mir bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Ich fühlte ein tiefes Mitleid für ihn — solcher Ueberlegenheit gegenüber.

In der Gartenstube, wo der Frühstückstisch gedeckt war, trafen wir die übrige Familie. Der Vater, ein kleiner hagerer Mann mit einem sarkastischen, schlauen Gesicht und mit der Schnupftabacksdose in der linken Hand wie festgewachsen, und die Mutter, eine gewaltige, junonische Gestalt, die eine etwas vornehme Haltung zeigte und vermuthen ließ, daß sie in ihrer Jugend ausgesehen haben könne wie die älteste Tochter, empfingen uns sehr freundlich; und bei Tische, wo die Mutter präsidirte und Fränlein Charlotte die Miene einer Dame annahm, die kaum hierher gehöre, übernahm die kleine Martha mit so vieler Ruhe und Anmuth die Bedienung, daß ich die Augen nicht von ihr abwenden konnte, was sie jedoch gar nicht zu bemerken schien. In ihrem Anzuge war keine andere Veränderung vorgenom-

Digitized by Google

men, als daß das bunte Tuch von ihrem Kopfe verſchwunden war und die Füße jetzt in einem Paar kleiner Schuhe ſtaken. Ihre Figur war ſo vollendet ſchön, ihr Teint ſo blendend, ihr Gang ſo elaſtiſch, ihre Haltung ſo graziös und ihr Ernſt und ihre Stille ſo erwartungweckend, daß man, wenn ſie mitunter ihre großen, dunkelblauen Augen über die Geſellſchaft hinſchweifen ließ, gleich denken mußte: Nun kommt etwas, was das Herz erwärmen kann!

Aber es kam nichts. Die Mutter und die älteſte Tochter bemächtigten ſich um die Wette des Worts; der Prediger warf ab und zu eine drollige, beißende Bemerkung wie eine Leuchtkugel hin; das wilde Heer der Knaben ſtürmte um den Tiſch herum, herein und hinaus und klapperte mit den Thüren. Durch dieſes Chaos wanderte Martha mit anmuthiger Ruhe; ſie ſtopfte im eigentlichen Sinne des Worts den Jungen den Mund, die dann verſchwanden, und ſie holte darauf die Kleine herbei, mit der ſie ſich, ohne, wie es ſchien, das Treiben und das Sprechen der übrigen Geſellſchaft zu beachten, fortan beſchäftigte.

Da öffnete ſich die Thür und ein junger Mann trat herein, der von der Familie, mit Ausnahme des Predigers, Charlottens und Martha's, mit Acclamation empfangen wurde. Ich beobachtete Arthur und erſah gleich aus dem umwölkten Ausdruck ſeines Geſichts, daß es der talentvolle Politiker Vetter Peter ſein müſſe. Der Mutter und ſelbſt Charlottens Augen ſtrahlten ihm entgegen. Er ſah verdrießlich und zerſtreut aus. Klein von Wuchs, hatte er etwas Kräftiges und Entſchiedenes. Er trug einen dunkelfarbigen, ungebürſteten Paletot; das Haar, das glatt und lang, etwas verwildert war, ſtrich er ab und zu hinters Ohr. Mit einer gewiſſen Derbheit und Nonchalance, die vermuthlich doch wol nur eine gewiſſe Verlegenheit bemänteln ſollte, warf er ſich auf einen Stuhl und ſtreckte die Füße von ſich. Uns Fremde grüßte er kaum, aber Martha wollte er unter das Kinn faſſen, indem er fragte: „Wie geht dir's, Martha?" Als aber das junge Mädchen dieſe Berührung durch eine leichte, aber determinirte Handbewegung, die der Candidat mit Erröthen beantwortete, abwehrte, fing er an, mit Charlotten, neben der er Platz genommen hatte, zu flüſtern.

Ich höre ſehr ſcharf und beſitze die Fertigkeit, meine Aufmerkſamkeit auf mehrere Dinge zugleich zu richten. Es wurde mir deshalb nicht ſchwer, während ich mit dem Prediger über ein Zeitthema, gemiſchte Ehen, ſprach, das Geſpräch der beiden Verbündeten zu belauſchen; als wir alle aufſtanden, um voneinander Abſchied zu nehmen, hörte ich deutlich, daß Charlotte ſchnell dem Vetter zulispelte: „Heute abend um 7 Uhr bei der alten Eiche!"

II.

Wir verabſchiedeten uns. Es war eine glühende Hitze; darum ging ich auf Arthur's Vorſchlag, ihn auf einem langen Umwege zu begleiten, um eine ſchönbelegene Ziegelei und eine Waſſermühle zu beſuchen, nicht ein und zog es vor, allein durch den Wald nach Hauſe zu gehen.

Als ich mich unter den ſchattigen Buchen auf dem ſich ſchlängelnden Fußſteige befand, war es meine Abſicht, die „alte Eiche" aufzuſuchen.

Ein glücklicher Zufall oder der Inſtinct führte mich auf einen kleinen Seitenpfad, der ſich in das Dickicht hineinwand, und nach einer kurzen Wanderung erreichte ich denn auch mein Ziel.

Es war ein kleiner, grüner Platz, von Gebüſch und hohen Bäumen umgeben. Nach der einen Seite zu ſtand die Eiche, hohl und geſpalten, aber mit einer prächtigen, vollen Krone, die ihren Schirm über eine niedrige, kleine Grasbank ausbreitete. Ein ſolcher alter ehrwürdiger Baum erweckt immer mein Intereſſe und ich unterſuchte darum auch von allen Seiten dieſes Exemplar mit ebenſo großem Eifer und gewiſſenhafter Genauigkeit wie ein Alterthumsforſcher eine merkwürdige Kloſterruine.

Als ich, nachdem ich einige Büſche zur Seite gebogen hatte, hinter den großen Stamm trat, entdeckte ich, daß er ganz hohl ſei und daß man von dieſer Seite in die Höhlung hineintreten könne, die für fünf oder ſechs Perſonen Platz bot. An der einen Seite, die dem grünen Platze zugekehrt war, hatte die Hand der Zeit ein paar Spalten und Löcher angebracht, die einen freien Durchblick geſtatteten. Es hätte gar nicht bequemer eingerichtet ſein können, ſich hier zu verſtecken. Sollte das die Abſicht Peter's und ſeiner Couſine geweſen ſein?

Zufrieden mit meiner Entdeckung, ging ich heimwärts. Als ich zu der Stelle zurückgekommen war, wo der erwähnte kleinere Fußſteig an den größern ſtieß, den ich verlaſſen hatte, um die Eiche zu ſuchen, begegnete mir die holde Martha. Sie ging langſam unter den ſchattigen Bäumen einher. An der einen Hand führte ſie die kleine Liſe, in der andern trug ſie einen aufgeſchlagenen

Digitized by Google

Sonnenſchirm, der nachläſſig auf ihrer Schulter ruhte, während die Sonnenſtrahlen ab und zu durch das Laubdach hindurch den Glanz ihrer ſchönen Locken, die von keinem Hute bedeckt wurden, erhöhte. Sie plauderte freundlich mit dem kleinen Mädchen, welches längs dem Wege Blumen pflückte, ihr dieſelben reichte und wiſſen wollte, wie ſie hießen.

„Kommen Sie auch dieſes Wegs?" ſagte ich. „Es freut mich, Ihnen zu begegnen, denn in Ihrem Hauſe fand ich keine Gelegenheit, ein einziges Wort mit Ihnen zu ſprechen!"

„Sie gehören gewiß nicht zu den Geſprächigen", antwortete Martha mit einem Lächeln, das ihrem ſonſt ernſthaften Geſicht ſehr gut ſtand, „und ich auch nicht; darum ſchwiegen wir. Uebrigens geſtehe ich, daß man zu Hauſe beim Frühſtück ſelten Ruhe findet, ein vernünftiges Geſpräch zu führen. Ich beſchäftige mich deshalb immer mit dieſer" — ſie zeigte auf das Kind. „Ich erinnere mich außerdem, was Sie ſelbſt bei Tiſche ſagten!"

„Was ich ſagte?" rief ich, erſtaunt, zu hören, daß ſie auf meine Aeußerungen Acht gegeben. „Was war es denn?"

„Sie ſagten, daß ein Geſpräch nur dann recht unterhaltend ſei, wenn es von zweien geführt würde, die einig ſind, oder von dreien, die es nicht ſind."

„Das war nur ein Paradoxon, womit ich mir in dem Augenblick durchzuhelfen ſuchte", entgegnete ich lachend. „Finden Sie wirklich, daß darin etwas Wahres liegt? Haben Sie ſchon eine ähnliche Bemerkung gemacht?"

„Ob Sie Ihrer Behauptung eine beſondere Bedeutung beilegen", fuhr ſie fort, „kann ich nicht wiſſen; aber ſie ſcheint mir natürlich, wenn ich ſie mir auf meine Weiſe erkläre. Liſe und ich z. B. ſind immer einig und darum geht es mit uns beiden ſo gut; und wenn wir jetzt ein wenig tiefer in den Wald hineinkommen, ſo treffen wir einen Dritten, mit dem ich wenigſtens nicht immer ſo einig bin."

„Wer iſt dies, wenn ich fragen darf?" erwiderte ich neugierig.

„Es iſt eine alte Frau, die zur Zeit, als noch der alte Kammerherr lebte, mit einem frühern Jäger und Holzvogt hier auf dem Gute verheirathet war. Die alte Karen iſt ſehr unterhaltend. Sie hat in ihrer Jugend ſo vieles geſehen und erlebt; ja ſie hat ſogar viel gereiſt, denn ſie mußte, als ſie noch Amme und Kindermädchen des Kammerjunkers war, ihrer Herrſchaft überallhin folgen, auch einmal auf einer weiten Reiſe ins Ausland. Alles, was ſie auf dieſe Weiſe erlebt hat, kann ſie mir denn nun erzählen. Sie iſt unerſchöpflich und ich werde nie müde, ihr zuzuhören; inſofern ſind wir alſo einig!"

„Worin ſind Sie uneinig?"

„Das kann ich Ihnen nicht ſo recht ſagen!" antwortete Martha, den Kopf ſchüttelnd und ein wenig erröthend. „Doch ja! Sie verzieht mir mitunter die Kleine hier und die iſt nun einmal mein Augapfel und niemand außer mir darf ſie erziehen wollen!"

„Die alte Karen, von der Sie ſprechen, erzählt wol, wie ich mir denken kann, in ſehr ungekünſtelter Weiſe von den fremden Ländern und den vielen Dingen, die ſie geſehen hat?" fragte ich.

„Darin haben Sie ganz recht! Das iſt gerade das rechte Wort! Alles, was ſie in der Fremde und zu Hauſe geſehen und erlebt hat, ſtellt ſie mit einer ſolchen Wahrheit und Natürlichkeit dar, daß es einem weit anſchaulicher und faßlicher wird, als wenn man Aehnliches in gelehrten Reiſebeſchreibungen lieſt. Sie ſollten nur ihre Beſchreibung des alterthümlichen, vornehmen Lebens hier auf Stighof und in Kopenhagen hören! Es iſt mir dabei, als ob ich das ſelbſt mit angeſehen und den Kammerherrn und die gnädige Frau gekannt hätte; namentlich von dem kleinen Arthur — ſo nennt ſie ihn bisweilen noch — da weiß ſie immer was zu erzählen; ſie iſt darin unermüdlich!"

„So wie Sie im Zuhören?" fragte ich wieder und ein Strom von Roſenfarbe ergoß ſich abermals über ihr ſtrahlendes Geſicht.

„Sie weiß", ſagte Martha, „aus der Zeit ſeiner Kindheit und erſten Jugend ſo viele ſchöne Züge ſeiner braven Geſinnung und Herzensgüte anzuführen, und — wie ſie ſagt und wie wir alle wiſſen — er verleugnet jetzt als Mann nicht ſeine Natur. Es iſt z. B. eine wahre Freude, zu ſehen, mit welcher Liebe und Dankbarkeit er immer ſeine alte Amme behandelt."

„Sehen Sie das mitunter?" fuhr ich fort.

„O ja! Mitunter ſehe ich ihn, wenn er die Karen beſucht, und das thut er fleißig! Es iſt beinahe, als beſuche ein Sohn ſeine Mutter! In jeder Hinſicht hat er gut und reichlich für ſie geſorgt — und — ja hier", unterbrach ſich Martha ſelbſt, als wir an einem Stegel ſtanden, der aus dem Walde führte, „hier gehen Sie wol, denke

ich, hinüber und ich folge dieſem Fußſteige. Leben Sie wohl!"

Ich blieb ſtehen und ſah ihr und dem Kinde nach, das ſich ein paarmal umwandte und mir zunickte, bis ſie zwiſchen den Büſchen verſchwanden.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Chriſtoph Scheurl.

Ein Diplomat des alten Nürnberg.

Ein Zeitgenoſſe und Freund Albrecht Dürer's und Wilibald Pirkheimer's, verdient dieſer ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmann Nürnbergs, daß wir ihm eine biographiſche Skizze widmen. Chriſtoph Scheurl wurde 1481 zu Nürnberg geboren. Er gehörte einer Familie an, die eigentlich aus Schwaben ſtammte. Sein Vater war 1467 aus Breslau nach Nürnberg gekommen. Er war ein ausgezeichneter Handelsmann, der ſich am 2. Auguſt 1480 mit Jungfrau Helena, einer Tochter von Herdegen Tucher, verheirathete. Die Tucher gehörten zu den angeſehenſten Geſchlechtern der Freien Reichsſtadt. Die Hochzeit wurde auf dem Rathhauſe gefeiert, eine für damalige Zeit große Auszeichnung. Die Chronikenſchreiber ſchildern Helena als von „kleinem Leib und ſubtilen Gliedmaßen, wohlgekannt, ehrenreich, vernünftig, beredt, auch ſehr geiſtlich" und ſind voll ihres Lobes. Es ſcheint ſich auch hier zu bewähren, daß ausgezeichnete Söhne gewöhnlich auch eine ausgezeichnete Mutter beſeſſen haben.

Am 11. November des erwähnten Jahres, an einem Sonntag Mittags 12 Uhr, ward Chriſtoph Scheurl geboren. Schon dies betrachtete man als ein ſehr günſtiges Zeichen, noch mehr aber das ihm geſtellte Horoſkop. Das Haus am Obſtmarkt Nr. 984 iſt noch heute daſſelbe, in dem Scheurl unter ſo außerordentlichen Zeichen das Licht der Welt erblickte. Da er ſchon in ſeiner früheſten Jugend Sinn und Geſchmack für die Wiſſenſchaften zeigte, ſo wurde er anfangs für den geiſtlichen Stand beſtimmt; aber ſeine Mutter, die große Hoffnung in ihn ſetzte, bot alles auf, ihn von dieſer Beſtimmung abzuhalten und ihn dem Rechtsfache zuzuwenden. Dieſe Bitten und Wünſche der Mutter wurden nicht erfüllt. Im März 1496 bezog Chriſtoph mit ſeinem jüngern Bruder Albrecht das Gymnaſium zu Heidelberg und fand dort gute Aufnahme im Hauſe des Doctor Sieber, Beichtvater des Pfalzgrafen Philipp. Am 15. November 1498, alſo erſt 17 Jahre alt, reiſte Scheurl auf Veranlaſſung ſeines Oheims Sixtus Tucher, Propſt zu St.-Lorenzen, nach Bologna und hörte an der dortigen Univerſität Collegien, namentlich bei Johann Monteferrato, Philipp Beroaldo und Lorenz Campeggi; letzterer hielt ihm auch oft Sonntags Privatvorleſungen. Von Bologna aus reiſte er im Herbſt 1500 mit andern vornehmen Studenten nach Venedig, Loretto und Rom, wohnte dort dem großen Jubiläum beim Wechſel des Jahrhunderts bei und erhielt die Weihe. Nachdem er faſt ganz Italien durchreiſt, kehrte er nach Bologna zurück und wurde dort 1504 zum Syndikus der deutſchen Nation erwählt. Dieſen dem Rectorat zunächſt ſtehenden Ehrenpoſten bekleidete er zwei Jahre mit großer Auszeichnung. Im Jahre 1505 wurde er in beiden Rechten von Johann Campeggi, dem berühmteſten Rechtsgelehrten, der zu Padua für einen Gehalt von 1000 Goldgulden (eine für damalige Zeit ungeheuere Summe) die Rechte lehrte, examinirt. Im folgenden Jahre wurde er Doctor des Civil- und Kanoniſchen Rechts. In demſelben Jahre reiſte er auch nach Neapel und gab in Bologna eine lateiniſche Schrift heraus über deutſche Zuſtände, die ſeine Vaterlandsliebe bezeugt.

Sein Studiengenoſſe und innigſter Freund in Bologna war Johann von Staupitz, der nachherige Geſandte am päpſtlichen Hofe. Zur ſelben Zeit kam auch Albrecht Dürer nach Bologna. Scheurl ſchloß ſich ihm an und konnte ſpäter ſeinen deutſchen Landsleuten bezeugen, wie man in der Fremde dem beſcheidenen Dürer huldigte, wie ihm die Bologneſen öffentlich die Meiſterſchaft der Malerei in der ganzen Welt zugeſprochen und geſagt, „ſie wollten lieber ſterben, als daß ſie den ſo lange begehrten Dürer nicht geſehen hätten." Zu der Familie Pirkheimer ſtand Scheurl ſchon damals in freundlichen Beziehungen. Namentlich ſind uns vom Jahre 1506 Briefe von ihm an Charitas Pirkheimer aufbewahrt, die bereits Aebtiſſin des Kloſters zu St.-Clara in Nürnberg war. Er ſendet ihr einige Schriften und ſpendet ihr wie ihrem Bruder das reichſte Lob.

Nachdem Scheurl länger als acht Jahre in Italien, dem damaligen Hauptſitz der Gelehrſamkeit, von dem alle Cultur der Geiſter ausging, ſtudirt, kehrte er nach Deutſchland zurück (1507). Aber ſein Aufenthalt in Nürnberg war nur von kurzer Dauer. Um jene Zeit war Kurfürſt Friedrich III., der Weiſe, von Sachſen bemüht,

Digitized by Google

an die von ihm 1502 zu Wittenberg geſtiftete Univerſität gelehrte Männer zu ziehen. Staupitz empfahl hierzu Scheurl dem Kurfürſten und dieſer ſäumte nicht, ihn als Profeſſor der neuen Rechte zu berufen. Scheurl folgte dieſem ehrenvollen Rufe und erhielt als jährlichen Gehalt 80 Goldgulden. Er ſchreibt ſelbſt darüber nach Nürnberg an Sixtus Tucher, daß ihm der Fürſt „aus Rückſicht für ſeine Verwandtſchaft" ſo viel verſprochen, da ſeine Vorgänger nur 60 Goldgulden erhalten. Außerdem las er über die Freien Künſte und erhielt dafür noch ein Stipendium. Am 8. April 1507 hielt er ſeine Antrittsrede. Sie war kurz, aber zierlich und mit der italieniſchen Ausſprache des Lateiniſchen. Er dankte dem Fürſten und der Univerſität und ermahnte die ſtudirende Jugend, ſich keiner Ausſchweifung zu überlaſſen, eiferte beſonders gegen den Rauſch und alle rohen Sitten. Ein großes Wagniß und darum doppeltes Verdienſt in der damaligen Zeit. Freilich, er kam eben aus Italien, dem Lande der feinen Sitte, in dem man von je die rohen Umgangsformen und das übermäßige Trinken der germaniſchen Barbaren verabſcheute. Wie Dürer „nach Italiens Sonne fror", ſo ſehnte ſich auch Scheurl nach Italien zurück. „Dort ſtudirte ich mit Vergnügen", ſchrieb er; „ich war in einer ſchönen Stadt, wo die größte Zahl der Bürger mit mir in vertraulichem Umgange ſtand und, was ich lobte, mäßig lebte. Hier iſt von allem das Gegentheil; das Volk iſt dem Trunke ergeben, roh und unmäßig." Nur die Koſt lobt er, die wohlfeil ſei, ſodaß man mit acht Goldgulden jährlich ausreichen könne. Schon am 1. Mai deſſelben Jahres ward er zum Rector erwählt.

Im Juli 1508 wurde er in den Rath der Herzoge Friedrich und Johann von Sachſen aufgenommen. Sie ernannten ihn auch bald darauf zum Aſſeſſor des herzoglich ſächſiſchen Gerichts zu Leipzig und Altenburg. Es wurde an jedem Quatember gehalten und von Rittern, Doctoren und Edeln beſetzt.

Von ſeinem „Libellus" erſchien eine zweite Auflage, durch die er ſich beſonders um Dürer Verdienſt erwarb. Ebenſo war er in einer im November 1508 in Gegenwart Friedrich's des Weiſen und der Herzoge von Sachſen und Braunſchweig gehaltenen Rede der erſte Lobredner Lukas Cranach's, dem er dieſe Rede auch widmete, als er ſie drucken ließ. In dieſer Dedication ſagt er: Er hege für ihn ein ſo großes Wohlwollen, ſo innige Freundſchaft und aus ſeinem täglichen Umgange mit ihm habe ſich eine ſolche Vertraulichkeit entwickelt, daß er ihm nichts abſchlagen könne und, wenn er auch könnte, nicht wollte. Er ſei von Natur für alle Menſchen von Liebe, Bewunderung und Verehrung durchdrungen, welche ſich durch Talente und Herzensgüte auszeichneten. In der Rede ſelbſt räumt er Cranach nach Dürer den erſten Platz ein. Er ließ ſich auch ſelbſt von ihm porträtiren. In gleich freundſchaftlichem Verhältniß ſtand er zu Andreas Bodenſtein aus Karlſtadt, ebenſo zu Luther.

Im Jahre 1511 wurde er mit Staupitz nach Berlin geſandt, um dort Streit und Zwietracht beizulegen, welche im Franciscanerkloſter ausgebrochen waren. Die Mönche theilten ſich in Vicarianer und Martinianer (Anhänger des Vicars Staupitz und ſolche, die ſchon Luther zugethan waren). Er ſprach eifrig zur Verſöhnung.

Obgleich die ſächſiſchen Fürſten Scheurl für immer an ihren Dienſt zu feſſeln ſuchten, ſo folgte er doch 1512 einem Ruf in ſeine Vaterſtadt. Er erhielt eine Einladung zu einer Reiſe dahin „auf eines Rathes Zehrung", und als er daſelbſt ankam, ſchenkte man ihm auf Raths Befehl Wein und Anton Tucher und Hieronymus Holzſchuher unterhandelten mit ihm. Er wurde auf fünf Jahre als Conſulent angeſtellt mit 200 Gulden jährlich, zugleich als Aſſeſſor beim Stadtgericht mit 40 Goldgulden.

Zu ſeinen Verdienſten um Wittenberg gehört auch die Errichtung eines Buchladens, der bis dahin fehlte. Er hielt ein gaſtfreies Haus und alle bedeutenden Perſönlichkeiten wußte er an ſich zu ziehen, darunter auch Luther und Melanchthon, mit denen er ſpäter viel correſpondirte. Am 3. April 1512 kam Scheurl nach Nürnberg und begann nun ſeine politiſche Laufbahn in einer Periode, in der die Vaterſtadt im Zenith ihrer Blüte ſtand.

Mit dem Jahre 1517 beginnt die ausgebreitete Correſpondenz Scheurl's mit Luther, Melanchthon, Eck, Staupitz, Spalatin, Cochläus, Witzel, Nikolaus von Amsdorf, Konrad Peutinger, Bodenſtein von Karlſtadt, Otto Beckmann, Biſchof Stadion von Augsburg, Trutvetter, Herzog Georg von Sachſen u. a. Seine Correſpondenz war ſo bedeutend, daß er in Einem Jahre 673 Briefe erhielt. Acht lateiniſche Briefe von Luther an Scheurl aus den Jahren 1517—19 ſind gedruckt. Er nennt ihn ſtets ſeinen Freund, oft läßt er auch Dürer grüßen.

Im März 1518 war Scheurl in Ingolſtadt und ſchloß Freundſchaft mit Dr. Eck, benutzte ſie

aber auch, um ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Trutvetter herbeizuführen. Ebenso suchte er Frieden zwischen Eck und Luther zu stiften, wenn er auch, wie diese schrieb, damit „zu spät" kam. Scheurl empfiehlt Eck den Wittenbergern, schickt aber zugleich Luther's Schriften an verschiedene Bischöfe und andere hohe Geistliche „als Dankbezeugung" und in der Gewißheit, „daß sie nicht misfielen". Er schickt sie auch an Konrad Peutinger aus Augsburg, den er daselbst besucht hatte und mit dem er sein ganzes Leben lang in Verbindung blieb.

Als Luther 1518 zum Reichstag nach Augsburg reiste, kam er auch nach Nürnberg und übernachtete im Augustinerkloster. Scheurl war gerade von Nürnberg abwesend, da ihn der Rath nach Aschaffenburg gesandt hatte. Er schreibt an Spalatin, daß er sonst Luther würde nach Augsburg begleitet haben. In Nürnberg stehe Luther bei allen in großer Gunst. Sollte er auf seiner Rückreise es wieder berühren, so werde man dafür sorgen, daß er das Gebiet sicher erreiche und nichts unterlassen, was diesem Manne angenehm sein könne. Luther kam aber nicht nach Nürnberg. Scheuel scheeibt ihm:

„Als ich neulich die äußerst schmerzliche Nachricht erhielt, du habest vom Volke Abschied genommen, an ein schutzloses Concilium appellirt und werdest rathlos fliehen, so war ich darüber mit allen Guten bekümmert, weil es dich betraf, der du nicht wirst täuschen können, vom Zorn dich nicht beherrschen läßt, nicht die Knechtschaft, sondern die Freiheit der Völker liebst, die Tyrannen und ihee Begierden angegriffen hast, dem seine Freiheit vertheidigenden Volke zu Hülfe kommen und als günstiger Beschützer Beistand leisten wirst. Wir lieben dich von ganzer Seele und wünschen, daß es dir wohlgehen möge. Im übrigen wirst du deine Angelegenheit reiflich überlegen und die Zukunft gleichsam durch den Spiegel vorausseheu; thue nichts Uebereiltes, nichts Unbesonnenes, habe Vertrauen und halte dich ruhig! Verschmähe nicht den von Königreichen angetragenen Frieden!"

An Melanchthon schreibt er: „Ich sehe und freue mich, daß ich durch Gottes Gnade die meisten Eigenschaften besitze wie du, mein liebster Freund Melanchthon! Als du nach Wittenberg kamst, hast du mancher Sitten gar nicht gebilligt. Dee Trunk paßte wenig für den Magen, du wolltest viel Lästiges in wenig Monaten ordnen, wozu man sonst ein Jahr braucht. Als ich Wittenberg betrat, war ich betrübt über den Anblick des dortigen Lebens; denn ich ward in Nürnberg unter den Vornehmsten erzogen und kam aus Italien. Das Bier verabscheue ich und fand darum bei einigen der Freien Künste Beflissenen wenig Beifall" u. s. w.

Scheurl hatte bisjetzt noch keine bestimmte Partei ergriffen. Er schwankte hin und her und wollte bei beiden das Vermittieramt spielen, weil er nur Abschaffung der Misbräuche, keineswegs aber den Umsturz der in der katholischen Kirche bestehenden Ordnung wünschte. Hierdurch ward er beiden Parteien verdächtig und verior ihr Vertrauen.

Durch seine erste Schrift übee Nürnberg: „Vita Anthonii Kressen", fühlte sich der Rath beleidigt und beschuldigte den Verfasser, „schimpfliche und kindische Punkte der Vordersten im Regiment eingemengt zu haben" und bezeugte ihm über soiches Gedicht sein Misfallen. Scheurl seibst entschuldigte sich und nahm die Schrift zurück. Er hatte darin u. a. gesagt: „Gebt die Würden dem Mann und nicht dem Mann die Würden! Das ist: Versieht mehr die Aemter als die Amtieute!"

Scheurl's Mutter starb am 7. Juni 1516; der Sohn wurde dadurch in die größte Betrübniß versetzt und war lange Zeit unfähig zu Geschäften und Briefen. In der Sebaiduskirche wurde sie beigesetzt in Gegenwart des ganzen Magistrats und der Bürgerschaft. Tausend Seelenmessen wurden für sie gelesen. Am 24. Januar 1519 starb auch sein Vater in Schlaggenwalde, wohin er sich wegen der Bergwerke begeben, welche die Scheurl'sche Familie dort gekauft hatte. In demselben Jahre verheirathete sich Christoph Scheurl mit Katharina Füttener. Sie brachte 800 Gulden Heirathsgut mit und 1100 Gulden als künftiges Erbe. Der Rath bewilligte zur Hochzeit „das Rathhaus und die Stadtpfeifer zu Tanz und Schenk". Dabei wurde der Familie erlaubt, auf ihre Kosten in des Raths Wildbahn „ein Gestell nach Rehen zu thun".

Aber bald nach dee Hochzeit mußte Scheurl Nürnberg und sein Weib verlassen. Kaiser Maximilian war am 12. Jan. 1519 zu Wels gestoeben. Die Nürnberger, immer eifersüchtig auf ihre Rechte und die Geiegenheit ergreifend, auch beim neuen Kaiser dafür und gegen ihren feindseligen Nachbar, Markgraf Kasimir von Brandenburg, zu wirken, sandten eine Botschaft an das Hoflager zu dem neuerwählten König Karl von Spa-

nien; Niklas Haller und Scheurl waren ihre Häupter. Alle waren in Schwarz gekleidet, „ganz von Neuem und wohlgeputzt". Am 13. September 1519 ritten sie fort. Am 18. October kamen sie nach Barcelona und überreichten dem Secretär des Königs ein Geschenk von 100 Dukaten und seiner Hausfrau eine Kette von 50 Dukaten. Schon am andern Tage wurden sie empfangen. Kaiser Karl saß auf seinem Throne, von vielen Großen umgeben, reichte Scheurl die rechte Hand und befahl ihm, zu reden. Er begann mit zitternder Stimme, bald aber faßte er Muth und hielt eine der herrlichsten Reden, in der er im Namen Nürnbergs dem Kaiser huldigte und ihn um eine zweite Audienz bat, ihre Wünsche vorzutragen, um jetzt nicht damit lästig zu fallen. Alle erklärten, daß Scheurl der einzige von allen Gesandten sei, der dem Kaiser würdig gehuldigt. Die Gesandten Nürnbergs weilten 60 Tage am kaiserlichen Hofe auf dessen eigenen Wunsch; als sie abreisten, ließ man sie als Ehrenbezeugung mit Miliz begleiten. Die Bitte, den ersten Reichstag in Nürnberg zu halten, versprach Karl zu erfüllen; die andern Punkte wurden bis dahin verschoben. Am 2. Februar 1520 kamen sie wieder in die Vaterstadt zurück.

Bald darauf schrieb Scheurl an Melanchthon und beklagte sich, daß er ein halbes Jahr nichts von ihm gehört. Die Vornehmsten in Nürnberg, wie auch fast alle geringen Bürger und Gelehrte seien dem „Herrn Martin" gewogen. Er höre verschiedene Meinungen und keiner könne er unbedingt beitreten. Im October reiste er im Auftrag des Raths nach Augsburg und Ingolstadt, wo ihn Dr. Eck bewillkommnete. Immer noch suchte er zu vermitteln. Den Reichstag zu Worms verfolgte er mit äußerster Spannung und schrieb selbst an Beckmann: „So viel ist gewiß, daß Luther entweder gehört werden muß oder daß Aufruhr entsteht!"

Im Jahre 1523 ging Scheurl abermals als Gesandter nach Spanien. Im Jahre 1525 finden wir ihn als Hauptredner im Auftrage des Raths von Nürnberg daselbst, der zwölf Artikel hatte ausarbeiten lassen und alle Prediger seines Gebiets zu einem „Gespräch" darüber einlud. Jeder Prediger sollte aus der Heiligen Schrift lautere Antwort geben ohne Rücksicht auf Papst, Concilien, kaiserliches Mandat — das Gespräch solle eine Ausgleichung des „widrigen und ungleichen Predigens" sein, um Aufruhr und Empörung zu vermeiden. „Seid ihr Christen, so wisset ihr, was ihr vorziehen sollt, die Seele oder den Bauch. Nachdem aber der Bock so tief im Garten genistelt hat, daß die Kinder auf den Gassen, zu geschweigen der Weiber, schreien: «Schrift! Schrift!» wird für hoch nothwendig und gut bedacht, daß ihr alles, was nicht auf dem Wort Gottes beruhet, fahren lasset und nur die biblische Schrift gebrauchet; denn auf diesem Markt wird keine andere Münz' gäng und geb' sein. Es ist hoher Mittag! Laßt uns vom Schlaf aufwachen! Wer auf den morgigen Tag wartet, der verliert den heutigen. Weist uns nicht auf die Concilien, nicht auf die Schule! Wisset ihr nicht, daß nur Eine Schule, nur Ein Doctor ist — der heilige Geist?" Die evangelischen Geistlichen gaben auf alle zwölf Artikel Antwort, die Prediger der Bettelorden und Karmeliter erklärten aber, sie möchten sich darauf nicht einlassen. Unter dem Rathhaus hatte sich das Volk versammelt und drohte die Mönche zu zerreißen. Der Rath mußte ihnen Schützen und Stadtknechte mitgeben, damit nicht Hand an sie gelegt würde. Diese „Gespräche" wurden unter Scheurl's Leitung wiederholt, bis die Mönche nicht mehr erschienen, darauf aber vom Rath den Befehl erhielten, so lange nicht zu predigen und Beichte zu hören, bis sie ihre Lehre aus der Schrift bewiesen. Dem Prior der Karmeliter aber befahl man, binnen drei Tagen die Stadt zu räumen und „seinen Pfennig anderswo zu verzehren".

Mit dem Jahre 1528 beginnt ein neuer Lebensabschnitt in der Geschichte Christoph Scheurl's. Solange die Reformation nur die Abschaffung der großen Misbräuche bezweckte, war er ganz für Luther; als man aber alte, ehrwürdige Gebräuche aufhob und die neue Lehre mit Gewalt einzuführen suchte, da empörte sich sein Inneres und die frühere Vorliebe verwandelte sich in großen Unwillen und Schmerz. In dieser Beziehung hegte er gleiche Gesinnungen mit Wilibald Pirkheimer. Sie waren begeistert gewesen für eine Reform in der Kirche, fanden aber keinen Gefallen an gewaltsamen Maßregeln, die oft genug entsittlichende Wirkungen hatten, wie der Verkauf des Kirchenornats und der Monstranzen, der Austritt von Mönchen und Nonnen aus den Klöstern u. s. w. Dabei waren sie auch durch ihre darin befindlichen Verwandten betheiligt. Aber Scheurl war kein Patricier, sondern ein Emporkömmling; man vergaß es ihm nie, daß er nicht zu Nürnbergs alten Geschlechtern gehörte und doch so viel Ansehen genoß sowol bei

gekrönten Häuptern als bei berühmten Zeitgenossen. Die vielen Auszeichnungen, welche er von Regenten erhielt, die öftern Sendungen, womit der Rath ihn beehrte, erweckten ihm Mißgunst. Zu einem förmlichen Bruch zwischen ihm mit Pirkheimer und Spengler kam es durch einen Brief Luther's an Link, in dem er den Herzog Georg „den größten aller Narren" nannte, den dessen Gesandter Heiden sich durch Scheurl zu verschaffen wußte. Auch Pirkheimer war mit hineinverflochten und erklärte Scheurl für einen „Angeber und leichtfertigen Mann". Scheurl war dabei weder so unschuldig, wie er es darzustellen suchte, noch so schuldig, wie Pirkheimer und andere ihn hielten. Zwischen zwei Parteien zu stehen, bringt nun einmal von keiner Seite Dank. Indessen entzog ihm seine Vaterstadt ihr Vertrauen nicht, sondern schickte ihn 1530 auf den ewig denkwürdigen Reichstag nach Augsburg. Herzog Georg und sein Sohn wohnten zuvor auf der Durchreise ebendahin in Scheurl's Behausung. Die nürnberger Gesandten hatten vom Rathe den Befehl, sich weder Lutheraner zu nennen noch den vom Kaiser ertheilten Religionsabschied anzunehmen — Scheurl's Charakter und Gesinnung entsprach dieser Sendung.

In demselben Jahre starb Scheurl's einziger Bruder Albrecht, der in der Münze zu Annaberg angestellt war. Er ward bei Kunersreuth im Rabensteiner Holze, „Die Untreu" genannt, von Christoph Marschall von Pappenheim überfallen. Dem Einspänniger Hans Haas aus Nürnberg, Scheurl's Begleiter, warfen sie eine Halfter um den Hals und erstachen ihn. Albrecht Scheurl selbst aber ward nach Böhmen gebracht und im Kerker der Witwe Wenzel's von Hasenstein erstochen. Sein Wappenring wurde dem König Ferdinand nach Prag geschickt und von diesem an den Bruder des Ermordeten, Christoph, nach Nürnberg. Er vertrat Vaterstelle an dem verwaisten Albrecht, dem Sohne seines Bruders.

Scheurl hatte bereits sieben Kinder gehabt, die alle im zarten Alter starben. Endlich ward ihm 1532 ein Sohn geboren, der am Leben blieb. Herzog Georg von Sachsen hob ihn aus der Taufe und sandte ihm zehn Joachimsthaler; sein Stellvertreter, der Kanzler Pistorius, der in Scheurl's Hause wohnte, schenkte der Frau Scheurl einen goldenen Ring mit Rubinen und ein diamantenes „Täffale". Im August 1535 folgte noch ein zweiter Sohn, Christoph, dessen Pathe Jörg Reuseſſer aus Joachimsthal war, der sich durch den berühmten Schreib- und Rechenmeister Neudörfer vertreten ließ.

Im September 1533 reiste Scheurl nach Schlesien und berührte auf dem Rückwege Wittenberg. Er schreibt darüber: „Ich fand dort alles sehr verändert. Zu Luther ging ich nicht. Melanchthon sah ich eine Rede halten für den Milo. Die Studenten empfingen mich mit Geschenken und einer glänzenden Rede, eingedenk meiner Dienste. Ich dankte verbindlich und ging."

Scheurl hatte sich durch die häufigen ihm anvertrauten Sendungen an verschiedene Höfe, durch den Umgang mit ausgezeichneten Staatsmännern, dann auch durch sein taktvolles und vorsichtiges Benehmen nicht nur das Wohlwollen der Großen, sondern auch Einfluß zu verschaffen gewußt. Beides war für seine Vaterstadt wie für ihn selbst von großem Gewinn. Kaiser Karl V. und König Ferdinand erkannten Scheurl's Verdienste und würdigten sie durch die Ernennung zum kaiserlichen und königlichen Rath. Dieselbe Würde ertheilte ihm auch der Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, und der Cardinalbischof von Trient, Bernhard von Clöß. Im April 1540 erhob ihn König Ferdinand von Gent aus nebst den beiden Söhnen Georg und Christoph und seinem Neffen Albrecht Scheurl in den Adelstand, ertheilte ihnen vier Ahnen und erweiterte ihr angestammtes Wappen. Dasselbe Adelsdiplom ertheilte ihm auch Karl V. von Regensburg aus und zwar „wegen wohlerworbener Verdienste". Mehrere Denkmünzen wurden ihm zu Ehren geprägt.

Scheurl blieb bis an das Ende seines Lebens den so oft geäußerten Religionsansichten getreu und verharrte in der katholischen Glaubenslehre, weil er nur einzelne Reformen darin wünschte, aber keinen so vollständigen „Umsturz", wie er durch Luther herbeigeführt ward. Im Jahre 1536 schreibt er brieflich: „Ich werde mit Gottes Gnade in der katholischen Kirche verharren, denn ich bin dahin gelangt, daß ich Gunst und Haß der Lutheraner wenig achte, es gehe wie es wolle." An einer andern Stelle: „Eck, Cochläus betrachten mich als Freund und Bruder; ich liebe und verehre alle ausgezeichneten Männer, auch Lutheraner. Ich unterhalte große Einigkeit in unserm Collegium; dennoch nennen mich alle als Anti-Lutheraner."

Er gab bis zuletzt vielseitige Beweise von Duldung gegen Andersdenkende, verbürgte sich z. B. für einen verheiratheten Mönch, den man

aus Nürnberg weisen wollte u. s. w., tadelte die Misbräuche in der katholischen Kirche, namentlich das Mönchswesen, wurde aber dennoch aus einem frühern Freund ein leidenschaftlicher Gegner Luther's. Wie es scheint, gab er ihm und seinen durchgreifenden Handlungen eben die Schuld, daß eine Religionsspaltung erfolgte, die seiner Ansicht nach hätte vermieden werden können, wenn man sich eben nur mit der Abschaffung einiger Misbräuche begnügt hätte.

Scheurl starb am 14. Juni 1542 und wurde nach seinem Wunsche in der Kirche zu St.-Johannes begraben. Für sein Leichenbegängniß hatte er vorher alles selbst geordnet. Zwölf arme Boten trugen seinen Sarg, „sonderlich solche, die fremd und nur hier sein, etwas zu bestellen, dieweil ich mit Boten immer viel zu thun gehabt; man soll jedem einen neuen Rock und Kappen, beiläufig einen Gulden Werths geben; jedem Schüler soll man einen Dreier zahlen und ein neues Leichentuch kaufen." Wie er überhaupt im Leben sehr freigebig und wohlthätig gewesen war sowol gegen Verwandte und Freunde als Arme und öffentliche Anstalten, so gaben davon auch noch viele wohlbedachte Verordnungen seines Testaments Zeugniß. Seine Gattin hatte er zur Testamentsvollstreckerin und Vormünderin seiner Kinder bestimmt, außerdem aber auch noch seine zwei Schwägerinnen und seine Freunde Niklas Göswein und Jörg Neusesser. Für ihre Bemühungen bestimmte er einem jeden 100 Gulden Silbergeschirr. Indessen ließ der Rath Frau Helena Kreß „als eine Wittib und Weibsbild" nicht zur Vormundschaft zu. So vertraut wie Scheurl mit den nürnbergschen Gesetzen und ein so berühmter Rechtsgelehrter er war, konnte ihm diese Bestimmung nicht unbekannt sein — um so mehr ehrt die seinige die Frauen und zeugt dafür, daß er in dieser Beziehung für den Fortschritt war und wahrscheinlich erwartete, der Rath werde ihm zu Gunsten eine Ausnahme machen.

Seine Gattin starb nicht viel über ein halbes Jahr nach ihm, am 12. Februar 1543, im Scheurl'schen Hinterhause, als eben Pfalzgraf Friedrich im Vorderhause herbergte. Denn hohe Häupter erwählten sich oft das Scheurl'sche Wohnhaus auf ausdrücklichen Wunsch zur Herberge und man zeigt noch heute das Kaiserzimmer und das Pfalzgrafenstübchen.

Es sind uns mehrere Porträts von Cheistoph Scheurl aufbewahrt. Sie zeigen ihn uns als einen großen Mann von starkem Körperbau im reichen Ornat der italienischen Doctoren und nürnberger Rathsherren. Sein Gesicht ist länglich und schmal und durchaus glatt, sogar sein Haupt ziemlich haarlos. Er hat sanfte, ausdrucksvolle Züge, eine schöngewölbte Stirn und einen ernsten Blick. **Luise Otto.**

Anregungen.

Träume — Schäume.

Wieder eine neuentdeckte Wissenschaft! Eine Physiologie der Träume!

Dr. Scherner in Breslau gibt eine solche in seinem „Leben des Traums" (Berlin, Schindler, 1861).

Der Leser wird in eine wahrhaft überraschende Fülle von Erfahrungsbeispielen über Träume eingeführt. Aber es möchte uns scheinen, daß sie denn doch zu wenig unterscheidende Eigenthümlichkeit haben, um werthvoll zu sein. Liest man diese Analysen von Träumen, die uns unter den verschiedenartigsten Körper- und Geistesbedingungen beschleichen sollen, so verursachen sie allmählich ein Gefühl der Betäubung. Daß der Verfasser, wie er selbst sagt, „vom Wachen aus künstliche Anstalten getroffen hat", um sich dieser Erfahrungen zu bemächtigen, ist für seinen Forschereifer bewundernswerth, vermindert aber das Interesse, indem es die Befürchtung erregt, daß diese Träume nicht nur künstlich beobachtet, sondern zum Theil auch zu künstlich hervorgebracht sind.

Aber auch die seltsame Analyse und ihre Berechtigung zugestanden, so erscheint uns die Reihenfolge des Inhalts, nach welcher zuerst von der universalen Erscheinung, dann von der innern Organisation und endlich „von dem Traumleben nach dem Reichthum seiner gesetzmäßigen Bildungsformen in Gattung und Art" die Rede ist, nicht zweckmäßig. Wir hätten lieber zuerst die bunte Mannichfaltigkeit der Erfahrung gehabt, dann ihre Unterordnung unter universale Gesichtspunkte und zuletzt ihre Einordnung in die andern Erscheinungen des Seelenlebens.

Wenn im ersten Abschnitt der erste Paragraph „von der anschmiegsamen Natur des Traumes" und erst der sechste „von der reproductiven Gewalt" desselben, wenn der dritte „von der Lebensströmung im Traume" und erst der achte „von den Epochen" desselben handelt, während dazwischen z. B. „das Traumweltreich" und „die Traumkampfspiele" besprochen werden, so scheint uns bei diesem Verfahren das Zusammengehörige durch Fremdartiges getrennt zu werden. Wenn neben die Associationsträume die markirten und weiterhin die Nervenreizträume ge-

Digitized by Google

ſtellt werden, ſo ſcheint uns dieſe Eintheilung nicht nach gleichem Geſichtspunkte gemacht zu ſein, und daß bei den Sinnesträumen der Verfaſſer ſich nicht einige Erfahrungen über Geruchsträume zu verſchaffen gewußt hat, nimmt uns wunder, da z. B. der Einfluß von Blumendüften auf Schlafende eine ſchon wegen ihrer Gefährlichkeit vielbeobachtete Erſcheinung iſt.

Auffallend ſchnell wird der Verfaſſer bisweilen mit ſchwierigen Problemen fertig. Dies tritt beſonders ſtark bei dem Kapitel der Ahnungsträume hervor, wo die aſtronomiſche Thatſache von der Einwirkung der Geſtirne auf ihre gegenſeitigen Bahnen ihm ein vollkommen genügender Erklärungsgrund für die wunderbarſten Erſcheinungen zu ſein ſcheint, ſodaß er aus einer Erzählung von einem Manne, welchem träumt, daß ſeine verſtorbene Frau in ihrem Sarge den Trauring vermiſſe, und welcher den Umſtand, daß der Ring über der Erde geblieben iſt, wirklich beſtätigt findet, mit ungeſtörteſtem Behagen des Entdeckers die Thatſache folgert, daß ſo viele Tage nach dem Tode ſich noch Bewußtleben in der Seele zeige.

Unheimlich vollends wurde uns zu Muthe bei den vielen Beiſpielen von der ſymboliſchen Darſtellung leiblicher Zuſtände durch den Traum, wo als allgemeine Regel aufgeſtellt iſt, daß „Gebäude" Symbol für „Leib" ſei, und als einzelner Fall z. B. der, daß der Magen als geräumiger Dorfplatz oder der gefüllte als länglichrunde Schachtel ſich darſtelle, ſowie daß die von einem wirklichen Mückenſtiche „brennende" Hand des Träumers im Traume nach einem entblößten Buſen „entbrennt" und wo die Seeſtadt Hamburg zum Symbol eines Speichelreizes wird.

Möchte der Herr Verfaſſer den Eindruck einer an und für ſich gar muntern, kräftigen und geiſtreichen Perſönlichkeit, der wohlthuend aus ſeinem Werke auf den Leſer wirkt, bewahren und ſein heiteres Schweifen im Traumgebiet in ein etwas — gemeſſeneres Wandeln umgeſtalten!

Neue Romane und Novellen.

XVIII.

In „Geradeaus", Novelle von O. A. Waldfeld" (Leipzig, Otto Wigand, 1861), finden wir die Darlegung der Schickſale und Charaktere mancher handelnden Perſonen aus dem Jahre 1848. Namentlich werden Beamte in ihrer Stellung zum Bureau und in ihrem Seelenleben geſchildert. Es ſcheint uns, als müſſe es hier und da Menſchen gegeben haben, die auf die entworfenen Bilder paſſen; aber es hinterläßt keinen wohlthuenden Eindruck, ſie in ihren oft fruchtloſen Kämpfen und in ihren Charakterſchwächen zu beobachten. Die Art und Weiſe, wie der ſchnelle Wechſel in den Neigungen und Abneigungen der Liebespaare behandelt wird, gehört der Moral des Luſtſpiels an. Einige Volksſcenen ſtreifen, ohne dabei den Stempel einer gewiſſen Energie an ſich zu tragen, zu ſehr an das Gewöhnliche.

Gelegentliches

von Joachim Lederer.

„Wie unzuverläſſig biſt du!" ſprach die Sonnenuhr zur Taſchenuhr. „Dein complicirter Mechanismus muß jeden Tag erſt mühſam in Gang gebracht werden; bald biſt du der Zeit voraus, bald hinkſt du hinter ihr her. Sieh' mich an! Ohne Ruck von außen, verkünde ich ſtets die richtige Stunde; einen Tag wie den andern, gemeſſen wie der Lauf der Sonne!" „Ganz recht!" verſetzte die Taſchenuhr. „Aber wenn der Himmel mit dichten Wolken bedeckt oder wenn es gar Nacht iſt! Wie dann?" Das iſt ungefähr das Verhältniß vom Genie, das auf ſeine göttliche, urſprüngliche Kraft pocht, gegenüber dem klugen Kopf, der ſich durch Fleiß und Anſtrengung überall zurechtfindet.

• •

„Nur geſchwind, nur geſchwind!" ruft der Reiſende dem Führer im Grünen Gewölbe zu. „Nur geſchwind, nur geſchwind!" ſagt das Publikum dem Theaterdichter, der ſich in einer Expoſition bei ſeiner Detailausführung zu lange aufhält. Was die Leute nur ſo dringend zu thun haben!

• •

Ja, ihr Volksredner! In euern Gefühlen mögt ihr wahr ſein, im Ausdruck übertreibt und im Grad der Empfindung heuchelt ihr! Ich trau' euch in den Thalern, aber nicht in den Groſchen und Pfennigen.

• •

Es klopft. „Herein!" Der Glückliche wartet ruhig ab, wer und was kommt; der Unglückliche fürchtet, wer und was kommt; der Unglücklichſte — hofft, daß der oder das kommt. Letzterer iſt am ſchlimmſten dran.

• •

Nicht blos die Decoration, auch die ſchauſpieleriſche Darſtellung iſt der Rahmen einer dramatiſchen Dichtung. Macht man ihn auch gar zu glänzend, ſo zieht er die Aufmerkſamkeit vom eigentlichen Bilde ab.

• •

Welche Form der Koketterie wäre die wirkſamſte von allen? Wenn einmal eine Kokette auf den Einfall käme, gar nicht mehr zu kokettiren.

• •

Das ſchlechteſte Geſchäft von der Welt macht der Neuigkeitskrämer. Er kann nichts gewinnen und meiſt — ſetzt er zu.

• •

Iſt einmal der Pudding verbrannt, ſo mag man noch ſo viel Zucker darauf ſtreuen, er mundet nicht.

• •

Eine Caricatur von ſich laſſen ſich die Menſchen gefallen, ein getreues Porträt empört ſie.

• •

„Volksſtimme"? Allen Reſpect! Gäb's nur nicht ſo viel Bauchredner.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Das deutsche Turnfest in Berlin. — Aus deutschen Bädern. III. Marienbad. — Briefwechsel.

Das deutsche Turnfest in Berlin.

„In diesem Zeichen wirst du siegen!" Möchtest du es nur, mein liebes Deutschland, alles Ernstes, so würde das große deutsche Turnerfest wirklich die weltgeschichtliche Bedeutung haben, welche man ihm zuschrieb. Es sind schöne Männer- und Bürgertugenden, welche obiges Bundeszeichen der deutschen Turner ausdrückt in dem vierfach auf- und nebeneinander gebauten F: Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei! Ja, könnte man nur diese Tugenden, die sich zu Zeiten wol beisammen finden, in Permanenz erklären, so würden wir dies Turnerzeichen vielleicht mit weniger lauter Begeisterung, aber mit um so größerer Zuversicht auf die Spitze der deutschen Tricolore pflanzen.

Das am 10., 11. und 12. August in Berlin gefeierte Fest der deutschen Turner gehört im allgemeinen zu jenen festlichen Verbrüderungen, wie sie sich seit ein paar Jahren in verschiedenen Formen geltend machen, um die Kraft des deutschen Vaterlandes in seiner Einheit zu suchen und zu stärken. Dennoch traten hier noch andere Elemente hinzu, welche dem berliner Turnfeste eine ganz besondere Färbung verliehen. Die deutschen Fahnen, welche seit 1848 zum ersten male wieder in solcher Masse in den Straßen der preußischen Hauptstadt wehten, galten nicht jenem Revolutionsjahre allein, sondern in viel höherm Sinne der Epoche unserer Väter. Indem das Turnfest sich zu einer Feier der Entsühnung jener schmachvollen Zeit gestaltete, in welcher das deutsche Volk für seine Erhebung gegen die Fremdherrschaft einen so schlechten Lohn erhalten hatte, wurde das Gedächtniß eines Mannes, der zu den Märtyrern jener Zeit gehörte, der geistige Mittelpunkt der ganzen Feier. Es war Friedrich Ludwig Jahn, der Vater der deutschen Turnerschaft, der eifrigste Verfechter der „höchst gefährlichen Lehre von der deutschen Einheit", der entschiedenste Vorkämpfer für ein volksthümliches „Deutschthum".

Jahn gehörte zu jenen Deutschen, denen niemals eine ruhige und gerechte Würdigung ihres Werthes zu Theil wurde; er wurde über- oder unterschätzt. Ueberschätzt von seinen Feinden sowol, die in ihm einen furchtbaren Gegner erblickten, wie von seinen Freunden, die aus einem braven Manne einen großen Mann machen wollten und vergaßen, daß seine letzten Lebensjahre einen gar trockenen und eingeschrumpften Geist verriethen. Friedrich Wilhelm IV. rehabilitirte ihn, weniger als Jahn den alten Turner, sondern als Jahn, den Opponenten gegen den neuen constitutionellen Zeitgeist, als Jahn, den Bundesgenossen Leo's. Es ist selten, daß ganze Menschen gefunden werden; hier konnte nur ein Theil befriedigen und auch da gibt es des Abstoßenden genug. Man hat Jahn's Wirken nur nach den Bedürfnissen seiner jungen Tage zu beurtheilen, die er richtig fühlte und in deren Beachtung er sich durch kräftiges Handeln, Unerschrockenheit und Consequenz wahre Verdienste erwarb. Die Verfolgungen, die in den Zeiten der „Demagogenriecherei" über ihn verhängt wurden, waren traurig. Die Hoffnung auf ein einiges Deutschland wurde als revolutionär bezeichnet; selbst die Erhebung des Volks gegen den äußern Feind wurde, nachdem alles beim Alten war, aufs empörendste verkleinert. Das Turnen wurde als staatsgefährliche Neuerung verketzert. Die Turnplätze wurden geschlossen, alles Turngeräth in Stücke gehauen und der Gründer des in der Hasenheide bei Berlin errichteten ersten Turnplatzes, Jahn, wurde endlich (1819) verhaftet, in Ketten gelegt und nach Spandau und Küstrin gebracht. Nachdem endlich (erst im Jahre 1825) das Oberlandesgericht auf „völlige Freisprechung" erkannte und verlangte, daß dem unschuldig so lange Leidenden eine Entschädigung zu gewähren sei, ging Jahn die polizeiliche Weisung zu, daß er weder in Berlin (in einem Umkreise von zehn Meilen) noch in irgendeiner Universitäts- oder Gymnasialstadt seinen Aufenthalt nehmen dürfe. Die Zeiten sind dahin und wir haben — gottlob! — die Gewißheit, daß sie so nicht wiederkehren werden.

Erst nach und nach schien der berliner Bevölkerung der ganze Sinn des Festes klar zu werden. Mit einer Zuvorkommenheit, welche schwerlich von einer andern Stadt überboten werden könnte, hatten die berliner Einwohner den fremden Gästen, die sie als deutsche Brüder zu bewillkommnen hatten, ihre Wohnungen offen gestellt. Trotz der großen Anzahl Turner, welche aus allen Theilen Deutschlands herbeigekommen waren, sind ihnen zur freien Benutzung noch 500 Wohnungen mehr angeboten worden, als Bedarf war. Diese Zuvorkommenheit galt den deutschen Brüdern, denen man sich gastlich zu zeigen hatte. In der festlich decorirten Walhalla, einem außerordentlich großen Concert- und Balllokal, welches zur Centralhalle für alle Zusammenkünfte der Turner bestimmt war, hatte schon am 9. August der Vorsitzende des berliner Turnraths, Dr. Angerstein, die Turner empfangen und die nöthigen Quartier- und sonstigen Arrangements getroffen. Aber einen sehr günstigen Eindruck machte es, daß hier

auch bereits der Bürgermeister Hedemann im Namen der berliner städtischen Behörden die Gäste begrüßte.

Die eigentliche offene Festlichkeit begann erst am 10. August mit dem Zuge, welcher von dem Versammlungslokal sich hinaus nach der Hasenheide zu begeben hatte, um dort den Grundstein für das Jahn-Denkmal zu legen. Dieser Turnerzug, welcher morgens 9 Uhr von der Johannis- und Karlsstraße die ganze Friedrichstraße sich entlang bewegte, war in der That von so imposanter Wirkung, daß selbst diejenigen, welche bis dahin, aus entgegengesetzten Ursachen, dem Feste eine ziemlich kühle Gesinnung entgegengebracht hatten, von dem schönen Eindruck mit ergriffen wurden. Die ganze Masse der Turner wurde in vier Züge getheilt, von denen jeder mit einem Musikchor und einer Abtheilung der berliner Turner eröffnet wurde. Im ersten Zuge befanden sich die Schwaben, Badenser, Baiern, Oesterreicher und Amerikaner. Die beiden sehr glänzenden Unionsbanner (mit den Sternen und Streifen) der letztern wehten gerade an dem Tage durch die Straßen, als wir die ausführlichen Berichte über die jammervolle Niederlage der Unionstruppen in der Schlacht von Bulls Run lasen. Mit besonders lauter Freude wurden überall die jugendlich kräftigen und schönen Repräsentanten der Wiener begrüßt. Die zweite Abtheilung des Zugs bildeten die Sachsen, Thüringer, Hessen und Oberrheinländer; den dritten Zug die preußischen Rheinländer, Westfalen, Friesen, Hanseaten und Holsteiner. Die letztern trugen ihre Fahne umflort; als sie aber bei der Rückkehr des Zugs die Fahne wehen ließen, hatten sie genug zu thun, um nach rechts und links den aus dem Volke ihnen unaufhörlich zugerufenen Hochs Antwort zu geben. Im vierten Zuge waren die preußischen Provinzen vertreten und den Schluß machten die nicht zum Turnverband gehörenden berliner Turnklassen.

Eröffnet wurde dieser gewaltige Zug, in welchem man 120 zum Theil sehr stattliche Fahnen zählte, von dem stellvertretenden Polizeipräsidenten Regierungsrath von Winter, einer Abtheilung reitender Schutzmänner, die für freie Bahn zu sorgen hatten, und durch die Ehrengäste und städtischen Deputationen. Die Kreuz-Zeitung, welche sehr sorgfältig die von den Häusern wehenden deutschen Fahnen gegen die preußischen abzählte, bemerkte mit tiefem Mismuth, daß viele von den städtischen Deputirten „so wenig patriotischen Takt" besaßen, nur die dreifarbige Schleife am Rock zu tragen.

Die deutschen und preußischen Fahnen prangten aber an den Häusern in ziemlich gleicher Anzahl. Außerdem war die ganze kolossale Friedrichsstraße mit quer über die Straße gezogenen grünen Guirlanden geschmückt, ebenso die Façaden vieler Häuser mit Kränzen, Guirlanden, mit Büsten Jahn's und mit dem Turnerwappen des vierfachen F.

Draußen in der Hasenheide, wo vor funfzig Jahren der erste Turnplatz durch Jahn errichtet war und wo dem Begründer nunmehr ein Denkmal erstehen soll, sprachen der Gymnasialdirector Ranke, der Geheimrath Kerst und endlich der Diakonus Bauer aus Belzig, letzterer ein Schüler Jahn's. Von den ersten dreißig Schülern Jahn's waren bei der Feier noch anwesend: der berliner Gymnasialdirector August, der alte Professor Maßmann, Schulvorsteher Markgraf und Oekonomierath Meyer aus Dortmund.*)

Die Specialitäten bei der Grundsteinlegung wie bei den folgenden Festlichkeiten, dem Festmahl bei Kroll, dem großen Schauturnen, den Fahrten nach Spandau und Grunewald und der Festvorstellung im Victoriatheater, müssen an dieser Stelle unbesprochen bleiben, da es hier nur darauf ankammt, eine Charakteristik des ganzen Festes zu geben. Wohl aber muß des überaus originellen Eindrucks gedacht werden, den das am zweiten Tage (den 11.) stattfindende Schauturnen machte. Der dafür ausersehene Platz in Moabit hatte eine Breite von 100 und eine Länge von etwa 500 Schritt. Hier waren 200 verschiedene Turngeräthe (als Barren, Recks, Springböcke, Leitern u. s. w.) aufgestellt. Für das Publikum waren Tribünen zu 3000 Plätzen errichtet und 500 waren für die Ehrengäste reservirt, unter denen Graf Schwerin eine allen willkommene Erscheinung war.

Der Weg, welcher durch das sehr weit dahin sich erstreckende Moabit nach dem Turnplatz führte, war mit zahllosen Wimpeln und Fahnen geschmückt, eröffnet durch eine mächtige Ehrenpforte. Daß es aber dem nahenden Zuge möglich war, durch die von morgens an hier lagernden und von Minute zu Minute mächtig anwachsenden Menschenmassen durchzudringen und sein Ziel zu erreichen, gehört zu jenen Wundern, wie sie das souveräne Volk bei ähnlichen Gelegenheiten nur selten ermöglicht. Es war am Nachmittag eine Völkerwanderung durch alle nach dem Thiergarten hinausführenden Straßen, so toll, daß man schon in den nach Moabit führenden Hauptwegen des Thiergartens nur durch die Menschenmassen sich ruhig mußte weiter schieben lassen. Wer zum Ziele gelangte, der hatte einen beruhigenden Begriff bekommen von der siegenden Gewalt eines einheitlichen Willens und Handelns. Der Eindruck des massenhaften Schauturnens war zu eigenthümlich, als daß er sich in wenig Worten und mit wenig Kunst der Darstellung beschreiben ließe. Der Geist des Vater Jahn waltete über dem Feste.

Es hätte sich wol voraussehen lassen, daß da, wo die Muskulatur solche Siege feiert, die Kunst der Rede und die parlamentarische Debatte nicht theil an den Ruhmeskränzen nehmen würde. Der „Turntag", welcher in der Walhalla am dritten Tage stattfand und auf welchem verschiedene allgemeine deutsche Turnfragen erledigt werden sollten, bewies dies wenigstens hinlänglich. Nachdem zuvor

*) S. des Herausgebers „Aus der Knabenzeit", S. 199.

der Verſammlung (wiederum im Lokale der Walhalla) verſchiedene telegraphiſch eingegangene Feſtgrüße, aus Flensburg, aus London, aus Rendsburg ſowie vom Kronprinzen von Preußen und natürlicherweiſe auch vom Herzog von Koburg mitgetheilt waren, von denen die beiden letztern durch donnernde Hochs der Verſammlung erwidert wurden, begann die Tagesordnung unter Vorſitz des Dr. Angerſtein und des ſtellvertretenden Turners Georgii aus Eßlingen. So wenig aber der Bundestag uns Licht verſchafft, ſo wenig war in dieſer Tagesordnung Ordnung zu entdecken. Es war auch kaum zu erwarten, daß ein paar Dutzend gereifte Männer in dem Meere jugendlich ſtrömenden Blutes feſten Fuß gewinnen konnten, es war ebenſo unwahrſcheinlich, daß nach den bereits verlebten ſtürmiſchen Freudentagen genügende Sammlung für ein Turnparlament gefunden werden könne. Zunächſt ſtellte es ſich heraus, daß viele auf der Tagesordnung ſtehende Punkte keiner Erörterung bedurften. Das Einzige, was ſodann wirklich von Wichtigkeit war, die Frage: ob die Bildung eines deutſchen Turnerbundes beſchloſſen werden ſolle? wurde mit 941 gegen 467 Stimmen verneint. Georgii ſelbſt erklärte ſich im Namen ſämmtlicher ſchwäbiſchen Vereine gegen einen Turnerbund, empfahl dagegen die Wahl eines Ausſchuſſes, der für die Zwecke vollkommen genüge. Die Frage: ob ein Ausſchuß gewählt werden ſollte? rief wiederum die Frage hervor: Was denn die Functionen eines ſolchen Ausſchuſſes ſein ſollten? Um aber doch etwas zu beſchließen, entſchied man ſich für die Wahl eines Ausſchuſſes; da man ſich jedoch über den Wahlmodus nicht entſcheiden konnte, beſchloß man, das Experiment dem Feſtausſchuß zu übertragen. Ein anderer Punkt der Tagesordnung lautete, daß die Turnvereine ſich von Politik fern halten ſollten. Georgii ſuchte die etwas weiten Grenzen dieſes Gebots dadurch zu verengen, daß er unter Politik Parteipolitik verſtehe, womit man dann auch vollkommen einverſtanden war. Wäre einer der Turner ſo kühn geweſen, die beſcheidene Anfrage zu thun: Ob denn nicht eigentlich jede Politik Parteipolitik ſei?, ſo würde man ohne Zweifel heute noch bei der Tagesordnung ſitzen.

Noch dürfte hier mit wenigen Worten der Feſtvorſtellung gedacht werden, welche im Victoriatheater ſtattfand und den dritten Tag, alſo das Feſt beſchloß. Die Vorſtellung beſtand aus Vorträgen patriotiſcher Gedichte von Körner und Arndt, aus ſehr zahlreichen patriotiſchen Geſängen, abwechſelnd von einem Tripelquartett und von der ganzen Sängermaſſe vorgetragen, und aus lebenden Bildern, welche hervorragende Momente aus der neuern vaterländiſchen Geſchichte darſtellten, Andreas-Hofer, Schwur der Lützower Jäger, die meiſterhaften Bilder von Bleibtreu: die Erſtürmung des Grimma'ſchen Thores in Leipzig und die Aufreibung des Kieler Freicorps, welche beide Bilder die entgegengeſetzteſten Gefühle erweckten. Die Bilder waren von den berliner Künſtlern arrangirt und machten einen gewaltigen Eindruck. Im ganzen aber muß ich geſtehen, daß die Ueberfütterung mit Patriotismus nicht eben wohlthuend wirkte. „Die Hochs machen's nicht", ſagte Georgii in ſeiner Abſchiedsrede ſehr wahr. Unſern ſo überaus kriegsluſtigen Patrioten kann man von Zeit zu Zeit auch zurufen: Die geballten Fäuſte machen's nicht! Dieſes in jüngſter Zeit leider zur überwuchernden Unſitte gewordene Bramarbaſiren gegen einen weit entfernten Feind, ja gegen einen Feind, der überhaupt noch nicht exiſtirt, wird die Patrioten ſo heiſer machen, daß ſie, fürchten wir, keine Stimme mehr haben, wenn ſie ſie wirklich brauchen.

Aus deutſchen Bädern.

III. Marienbad.

* Jenſeits Eger beginnt waldiges Hügelland, die Fläche verſchwindet und mit derſelben das vorherrſchend germaniſche Element. An die Stelle wohlhabender Bauern tritt der Großgrunddeſitz, das Landvolk ſinkt zum Tagelöhner herab, der Wald gehört dem Edelmann oder dem Mönch — die Schlacht am Weißen Berge hat die Huſſiten bekehrt mit jener Dialektik, die Karl der Große anwandte bei Verden. In den Städten herrſcht ein gemiſcht ſlawiſch-jüdiſchee Typus; eigenthümlich ſind die ſpärlichen Dörfer, lang, verſchwommen liegen die Hütten ausgebreitet, ähnlich einem unklaren Gedanken, und darum behält die Bezeichnung für eine unverſtandene Sache: „Es iſt mir ein böhmiſches Dorf", vollkommen ihren Grund. Die Landſchaft bewahrt ihren gleichen Charakter bis zum Sächſiſchen Erzgebirge.

Das Reiſen in Böhmen gehört mit zu den beſchwerlichſten Dingen; ein in der Sommerſaiſon gewöhnlich irgendwie defecter Wagen wird von abgehetzten Pferden über die Hügel geſchleppt. Die Landwirthshäuſer übertreffen an elendem Eſſen und elendee Bedienung alles — Wäre nicht der Reichthum ſeiner Gruben und Quellen, ſo würde wol der große Weltverkehr dies Binnenland faſt unberührt laſſen.

Hitze und Staub vermehrten für uns noch die ſchon beſchriebenen Unannehmlichkeiten dee Fahrt. Da begrüßt das freundliche Marienbad in Waldesfriſche anmuthig den Anlömmling. Elegante Häuſer, halbcirkelig erbaut, ſtets nne in Einer Reihe, gegenüber Bosquets oder dunkle, kühle Lauben gruppiren ſich eecht hübſch um die freiſtehende prächtige, aber etwas geſchmackloſe Kirche; dieſe umgibt der höchſte Häuſerring, den die Straße nach Karlsbad, ſich bald in Waldesnacht verlierend, durchſchneidet. Hier oben, den Wohnhäuſern gegenüber, befinden ſich auch zahlreich die von den Zweigen dicht zuſammengewachſener Traueresſchen gebildeten Lauben. Sie ſind geräumig und kein Sonnenſtrahl dringt in ihr tauſchiges Dunkel. Ihre Beſtimmung iſt, einen angenehmen Ruhe- und Frühſtücksplatz zu bieten nach der vorſchriftlich auf das Mineralwaſſertrinken folgenden Bewegung.

Viele beduſchte Pfade winden ſich abwärts und führen zunächſt nach den Lokalitäten der Badeanſtalt, dem Curſaal und der Hauptquelle, dem Kreuzbrunnen. Unmittelbar vor letzterm iſt die einzige Fläche des Hügels zur bequemen Promenade angelegt. Eine dichte, ſchattenbietende Allee

läßt dennoch den Blick frei hinab auf die freundliche Hauptstraße des Orts ſchweifen; rückwärts iſt der Raum duech die Halle begrenzt, die bei ſchlechtem Wetter zum Spazierengehen dient; daean ſtößt ein Bazar, welcher allerlei Erzeugniſſe böhmiſcher Induſteie nnd die Requiſiten des Reiſelebens feil bietet. Zwei hübſche Tempeichen, minder geſuchte Quellen überwölbend, bilden den Schluß dieſes faſt zehn Minuten langen ſchönen Wegs. Gegenüber der Promenade, etwas tiefer, befindet ſich das frequente Hotel Klinger, das größte des Bades. Hier läuft die Straße rechtwinkelig aus in lieblichen Anlagen. Hinter dem Hotei mündet eine kleine Seitengaſſe auf einen ziemlich öden Piatz; dorthin wurde das Bethaus der Proteſtanten und nicht weit davon die küezlich erſt eingeweihte Synagoge verwieſen. Weſtlich überragt terraſſenförmig noch eine Reihe Häuſer, die „Jägerſtraße", den untern Stadttheil.

Auf drei Seiten iſt Marienbad von mäßig hohen, waldbewachſenen Hügeln umgeben; reinlich gehaltene Wege führen allmählich anſteigend zu freien Punkten, die einen Blick gewähren aus der Höhe herab auf den ſommerlich heiter ausſehenden Ort. Auf dee vierten Seite öffnet ſich der Bergkeſſel; in weichen, unbeſtimmten Contoneen dreitet ſich wellenförmiges Terrain meilenweit aus.

Hunderte von Pfaden duechſchlängeln den Wald; an jedem ſchönen Punkte iſt eine Bank, ein Schweizerhäuschen oder Tempelchen angebracht. Gleich hinter Marienbad befindet ſich inmitten prächtiger Bäume die Waldquelle, daneben die Waldmühle, in welcher Kaffee geſchenkt wird, und darüber führt ein bequemer Weg zum Jägerhäuschen, ein beliebter Vergnügungsort, wo ſich ebenfalls Kaffer, eiskaltes Waſſer und vor allem herrliche Waldluft findet.

Ungefähr im Niveau der Promenade iſt eine Viertelſtunde von Marienbad entfernt auf der Thalſeite ein hübſches Landhaus erbaut, ſeinen Namen „Bellevue" rechtfertigend; es iſt das eleganteſte Etabliſſement des Badeorts. Derſelben Allee folgend, gelangen wir an Bellevue vorbei, abwärts nach Ferdinandsbrunnen, ebenfalls viel beſucht und zugleich die ſtärkſte Quelle Marienbads enthaltend. Einen Büchſenſchuß dahinter nimmt die ländliche Ferdinandsmühle nach Gäſte auf. Folgen wir der Richtung der eger Landſtraße, ſo gelangen wir nach Schönau, wo auch das Sommertheater ſeinen Sitz aufgeſchlagen hat. Näher heimwärts treffen wir die einſt vielbeſuchte, nun durch Bellevue verdunkelte marienbader Mühle. Von da führen liebliche Anlagen bis zur Kaiſerſtraße.

Außerdem verdient noch ein Spaziergang, zu dem, wie nach Rom, alle Wege führen, beſondere Erwähnung, der zum Moorlager. Eine Grube enthält den heilkräftigen Schlamm; zwei Tempelchen aus Baumrinde laden znr Ruhe ein. Ringsumher herrſcht tiefe Waldesſtille und Einſamkeit; zuweilen ſchieicht ein ſcheues Wild heran. Hier iſt der Lärm des Badelebens verraufcht.

Der größte Theil der enropäiſchen Nationen iſt in Marienbad vertreten, doch vorherrſchend wol Deutſche und Slawen. Engländer bilden dort noch keine Colonie, Franzoſen ſind oeeeinzeit wie die Skandinavier und nech mehr die Südländer. Trachten werden ſeltſame ſichtbar; außer den Bizarrerieen der Mode trifft man häufig die buntfarbigen Coſtümes der ruſſiſchen Kinder, den Kaftan des polniſchen Juden nebſt der eigenthümlichen Kopfbedeckung der ſonſt feanzöſiſch gekleideten Jüdinnen und die ungariſchen Schnürſtiefeln mit dem engen Leibrock. Selbſt Damen verſuchen magyariſche Abzeichen an ihrer Kleidung anzubeingen. Dieſe Ausgeburten eines überreizten Abſonderungstriebes treten nicht ohne andere Folgen auf. In unſerm Hotel ſpazierte ein Magyar lärmend und ſingend die Nacht durch auf den Corridors umher, in einem Anzuge, der ſelbſt in Betracht der Julihitze für zu leicht gelten mußte. Gegen Morgen wurde der Ungiückliche beruhigt und an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. Es war nach dem Ausdruck unſers Gaſtwirths heuer ſchon der dritte Ungar, der ins Irrenhaus kam.

Markante Gruppen ſondern ſich wenige aus der Maſſe; die Ruſſen halten gewöhnlich zuſammen. Unter denſelben zählte dieſes Jahr ein bekannter Name, Koukſcharow, der beliebte Romanſchriftſteller. Außerdem kommen gewöhnlich einige Mitglieder regierender Häuſer nach Marienbad, um welche dann der anweſende, voezüglich norddeutſche Adel einen kleinen Hof bildet. Die Uebrigen vereinzeln ſich.

Das Leben beginnt frühmorgens. Wer um 6 Uhr zur Quelle (Kreuzbrunnen) kommt, muß beeeits lange warten, bis er ſein Glas gefüllt bekommt. Bis 8 Uhr ungefähr währt das Penſum, dann bricht die lieblichſte Stunde des Badelebens an, die des Kaffeegenuſſes an einem der Vergnügungsorte oder in der kühlen Laube. Wer nicht baden muß, mag wol den Reſt des Vormittags über Journalen verträumen. Um 12 Uhr ſpielt die Muſik bei der Waldquelle und eine Stunde ſpäter iſt die gewöhnliche Eſſenszeit. Die Diät iſt ſtreng nnd die Küche — ſchlecht, daher feſſelt die Tafel niemand.

(Schluß folgt.)

Briefwechſel.

— Für Kanonenboote. Von Herrn Pfarrer Seydt in Budiſſin 3 Thaler.

— Herrn P. in C. Die Neigung, ſchriftſtellern zu wollen, läßt ſich auf jedem einigermaßen entſprechend gebildetrn Standpunkte anerkennen. Aber mit den Reiſeberichten macht man's ſich doch zu leicht. Wir erhalten ſeit einiger Zeie ſo viel Ortsſchilderungen, Reiſeerinnerungen, Reiſeſkizzen u. ſ. w., daß wir die ſchriftſtellernden Federn ermahnen möchten, ſich ihre Aufgaben ſchwerer zu ſtellen.

— Herrn E. R. in D. Gewiß hat Ihee Darſtellung der annehmenden hohen Bedeutung unſeree Nationalfeſte alles für ſich. Dennoch möchte man zuweilen auch an die Herren Braun u Schneider in Munchen denken und ihnen füe die „Fliegenden Blätter" eine Reihe von Bilderw anempfehlen: „Jubelmeyer's frühliche Sommerluſt". Wir ſehen den leichtempfänglichen patriotiſchen Mann mit der doppellänfigen Flinte nach Gotha, mit dem Rotenheſe nach Nurnberg, in der Turnerjacke nach Berlin, mit der dreifarbigen Fahne nach Koburg und Heidelberg ziehen, ja der Advocat des ehrſamen Begeiſteeungsbürgers nimmt ihn nach Dresden auf den Juriſtentag mit, ſein Zimmereinwohner, ein Maler, nach Koln und wenn die Hitze zu lange anhält, läßt ſich Jubelmeyee zu einem Flotillencongreß mit Schwimmhoſen im Meere deputiren, während daheim ſeine bürgerliche Blechwaarenfabrik vielleicht etwas in Stocken geräth. Daß wir bei alledem wünſchen, von dieſen patriotiſchen Kundgebungen möchten mehr Vortheile zurückbleiben als nur ein nächſtjähriger angenehmee Dividendenzuſchlag für die Actionäre unſerer Bierbraueeien, weeden Sie von geziemender Freiheits- und Vaterlandsliebe wol voraueſetzen.

(Ausgegeben am 22. Auguſt 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 35. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. III. — Tagebuch aus Neapel. Von Frederike Bremer. — Kunden aus der Ferne. VII. Die Farbigen in Nordamerika. — Zur Selbstschau. — Neue Romane und Novellen. XIX. — Meinem Söhnlein. Von Heinrich Zeise. — **Neues aus der Welt.**

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.

III.

Es war erst meine Absicht, gleichfalls zur Karen zu gehen. Aber ich weiß nicht, war es eine instinctmäßige Delicatesse für die holde Martha oder war es eine Ahnung, daß ich vielleicht durch meine Gegenwart eine unschuldige Freude stören würde, oder beschäftigte mich zu sehr das Rendezvous um sieben Uhr an der alten Eiche, genug, ich überstieg geduldig den Stegel, erreichte den Garten und saß bald umgekleidet und in Ruhe an meinem Schreibtische.

Daß mein Freund keine Lust und Neigung verspürte, sich eine Hausfrau in der vornehmen Welt oder unter der Geldaristokratie zu suchen, war mir infolge seiner Natur und Stellung leicht erklärlich. Er war so schlicht und paßte so wenig in die strengen gesellschaftlichen Formen; und sein eigenes Vermögen, das sicher und bedeutend war, genügte allen seinen Forderungen an des Lebens Genüsse. Daß er sich jedoch bei seinem gesunden Urtheil und natürlichem Gefühl auf solche Abwege verirrt hatte, worauf ich ihn wandeln sah, das wunderte mich, obgleich ich oft im Leben erfahren habe, daß die besonnensten und klügsten Männer den Schein für die Wirklichkeit genommen. War Charlotte eine Frau für ihn? — — Ich zählte die Stunden bis zum Rendezvous an der alten Eiche.

Man rief mich zu Tische. Arthur sah gedankenvoll aus und betrachtete mich mit Blicken, die große Lust zum Fragen verriethen; die Gegenwart der andern Herren aber, unserer gewöhnlichen Tischgesellschaft, verhinderte ihn daran. Als diese sich endlich entfernt hatten und wir im Garten unter einer Veranda beim Kaffee saßen, bestürmte mich Arthur mit seinen ungeduldigen, Fragen, wie Charlotte mir gefiele.

So gut es gehen wollte, vermied ich alle bestimmten Antworten. Ich berief mich darauf, daß man ja bei einer so flüchtigen Bekanntschaft nicht im Stande sei, sich einen bestimmten Begriff von dem Werthe eines Menschen zu bilden und also auch kein gerechtes Urtheil zu fällen vermöchte; daß mein Geschmack im ganzen genommen ein absonderlicher und schwer zu befriedigender sei und daß man über Geschmackssachen nicht disputiren könne. „Wenn ich diese Dame noch einigemale gesehen und mit aller Ruhe und Gemächlichkeit mit ihr gesprochen haben werde, will ich mein Urtheil gern so ehrlich und aufrichtig fällen, als ob es meine eigene Angelegenheit sei. Mehr kannst du ja nicht verlangen. Doch für jetzt mußt du mich wirklich entschuldigen!"

In seinen Erwartungen sichtbar getäuscht, starrte Arthur mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, fuhr ich fort:

„Erzähle mir, wo du den ganzen Vormittag gewesen?"

„Ich bin betriebsam", antwortete Arthur. „Ich bin bei der Ziegelei gewesen und habe sie in Arbeit gesetzt; ich habe mich überzeugt, daß es mit dem Bau der Wassermühle zu langsam geht —"

„Und hast du nicht auch die alte Karen besucht?" fuhr ich fort.

„Was weißt du von der alten Karen?" rief er lachend.

„Du siehst, ich fange an, die Gegend und ihre Bewohner ohne dich kennen zu lernen; die Karen ist mir schon eine so interessante Person geworden, daß ich, ehe ich ihre Bekanntschaft mache, wol aus deinem Munde etwas Näheres über sie erfahren möchte."

„Wohl", antwortete Arthur mit einem leichten Anfluge von Schüchternheit, „du magst es mir nun glauben oder nicht, ich betrachte die alte Frau als — ja, als etwas von dem Besten, das hier auf dem Gute zu finden ist. Ihr Mann war Holzvogt und Jäger in meines Vaters Diensten. Ich könnte dir, wenn du Lust hast, mir zuzuhören, die Geschichte ihrer Verheirathung, die nicht so ganz hausbacken ist, erzählen. Soll ich?"

„Es wird mir sehr lieb sein, sie zu hören!" antwortete ich, „laß uns aber drinnen auf dem Divan Platz nehmen und eine neue Cigarre anzünden!"

Als dies geschehen war und ich mit einem Blick auf meine Taschenuhr die Stunden gezählt hatte, die mir bis zur Einnahme meines Postens beim verdächtigen Stelldichein übrig blieben, begann er:

„Karen's Aeltern waren arme Leute, die ein kleines Haus mit zugehörigem Grundstück bewohnten, welches eine halbe Meile von hier am nördlichen Ende meines Thiergartens liegt. Die Frau war strebsam und fleißig daheim und der Mann nebenbei auch Wildhüter, sodaß sie sich verhältnißmäßig recht gut standen. Sie hatten nur Ein Kind, eben die Karen. Da sie beide sehr mäßig lebende und gottesfürchtige Leute waren und gelernt hatten, was sich so in einer Dorfschule erlernen läßt, Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion, so unterrichtete die Mutter selbst das kleine Mädchen, so gut sie konnte; und als die Zeit kam, wo das Kind vorschriftsmäßig die Schule besuchen mußte, wachten die Aeltern darüber, daß sie nichts versäumte; Karen war selbst fleißig und eifrig, erwarb sich die Zufriedenheit aller und erhielt ein Prämienbuch nach dem andern. So wurde sie denn confirmirt und galt unter den jungen Mädchen ihres Alters für die erste, als sie, wie alle Bauerntöchter, am Schlusse des vierzehnten Jahres „fertig" war. Dieses alles machte sie nun bei Hohen und Niedrigen sehr beliebt; was jedoch nicht am wenigsten dazu beitrug, ihr die Gunst aller zu verschaffen, war ihre Schönheit. Sie soll ungewöhnlich hübsch gewesen sein und alle Leute sprechen noch mit Entzücken davon. Die schöne kleine Karen wurde denn auch einmal als so eine Art Wunderthier hier auf den Hof gebracht und meine Mutter wurde gleich von ihrem Aeußern wie von ihrem netten Betragen so eingenommen, daß sie sich entschloß, sie in ihren Dienst zu nehmen. Die vornehmen Leute, weißt du wohl", setzte Arthur mit einem Lächeln hinzu, „lieben es, etwas Apartes um sich zu haben. In ältern Zeiten wählten sie dazu häßliche Zwerge, buckelige Narren oder wol gar Bären und andere wilde Thiere. Genug, Karen blieb hier auf Stighof erst als ein höchst überflüssiges Individuum; bald machte sich aber ihre gute Natur und ihre Lust zum Arbeiten geltend. Es wurde ihr immer mehr anvertraut. Als sie in der Küche und in der äußern Haushaltung alles durchgemacht und erlernt hatte, was zu erlernen war, avancirte sie, da auch ihre Aufführung in jeder Beziehung sittlich und geziemend war und ihr ganzes Wesen etwas natürlich Grazioses hatte, in kurzer Zeit zur aufwartenden Lieblingsdienerin meiner Mutter, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie nie ihre Bauerntracht verändern dürfe, was auch ganz dem richtigen Urtheil des Mädchens entsprach. Meine Mutter, mußt du wissen, war sehr patriotisch gesinnt und fand, daß die Tracht der Frauen in unserer Gegend schön und den kräftigen Gestalten angemessen sei, die so höchst erbärmlich aussehen, wenn sie auf den Einfall kommen, sich nach französischer Mode mit Hut und Shawl zu kleiden. Ja, ich habe sogar gehört, daß meine Mutter, als sie einst als noch junge Frau nach der Landessitte aufgefordert war, das Kind eines Bauern über die Taufe zu halten, sich selbst in der Kirche in dieser kleidsamen Bauerntracht zeigte, zum großen Verdruß der andern Dame, die die Taufhaube hielt, aber zu ebenso großer Freude

der Bauern. Nun gut! Meine Aeltern hatten die Gewohnheit, beinahe die Hälfte des Jahres bis zu Anfang October hier auf dem Gute zu verleben; im Winter wohnten ſie in Kopenhagen, wo mein Vater ein ſchönes Haus beſaß und nahmen dann an den Zerſtreuungen der Hauptſtadt und des Hofes theil. Unter den Dienſtboten, die ihnen nach der Stadt folgten, war natürlicherweiſe Karen; meine Mutter konnte ſich nicht von ihr trennen. Sie war infolge deſſen auch in einem an die Schlafſtube meiner Mutter ſtoßenden Zimmer einlogirt, welches zugleich einen Ausgang nach einer Hintertreppe hatte. Meine Aeltern bewohnten die Beletage des Hauſes; das zweite Stockwerk war an einen alten penſionirten Oberſt vermiethet und im Parterre reſidirte ein damals ſehr berühmter und geſchickter Arzt, der auch der Hausarzt meiner Aeltern war. Dieſer Herr war nach der ſehr genauen Beſchreibung einer meiner alten Tanten — ich glaube faſt, daß ſie ſich im Grunde ſehr für ihn intereſſirte! — ein großer, ſchöner Mann mit rothen Haaren, die ihm jedoch gar nicht ſo übel ſtanden. Er war ein Meiſter in ſeinem Fache, hatte ein gewandtes Benehmen und große Weltkenntniß, war witzig und munter, wohlthätig und ſplendid, führte ein großes Haus, kleidete ſich mit ausgeſuchter Eleganz, ward von Reichen und Vornehmen ſchmeichelhaft behandelt, im übrigen war er aber, wie meine Tante ſich ausdrückte, «ein lockerer Zeiſig». Was ſie unter einem «lockern Zeiſig» verſtand, war mir ja damals nicht recht klar; du begreifſt wol, was ſie meinte?"

Ich nickte ſtumm; denn, aufrichtig geſtanden, mich intereſſirte die Erzählung noch nicht im mindeſten.

Arthur fuhr jedoch fort:

„Der Doctor war infolge ſeiner Stellung und ſeines Geſchäfts ein fleißiger Gaſt meiner Aeltern, ſelbſt dann, wenn niemand krank war. Um ſo mehr mußte das der Fall ſein, als meine Mutter, anderthalb Jahre nach ihrer Heirath, im Herbſt in Kopenhagen mit einer Tochter niederkam, die gleich nach der Geburt ſo ſchwach war, daß man ihre kurze Lebensdauer leicht vorausſehen konnte. Nachdem ſie ein kümmerliches, krankhaftes Daſein gefriſtet hatte, ſtarb ſie denn auch ſehr bald. Meine Mutter, die noch ſehr ſchwach war, wurde aus Kummer hierüber ernſtlich krank und mußte lange Zeit hindurch das Bett hüten. In dieſer ganzen Zeit waren Karen und der Arzt Tag und Nacht mit der Pflege der Kranken beſchäftigt; alle die Anordnungen, die er traf, wurden von ihr entgegengenommen und ausgeführt; ihren Angaben des Verlaufs der Krankheit lauſchte er, ihre ängſtlichen Blicke ſtrebten ſeine Gedanken zu errathen und ihr frohes, dankbares Lächeln antwortete ihm, wenn er ein günſtiges Urtheil fällte oder eine frohe Hoffnung äußerte; und Karen war ſo entzückt und vergaß ſich ſelbſt ſo ganz, als er erklärte, meine Mutter ſei außer aller Gefahr, daß ſie im Beiſein der Kranken des Doctors Hand ergriff und küßte — Nun gut! — Gegen Neujahr hatte meine Mutter ſo ganz ihre Kräfte wiedergewonnen, daß ſie wieder an allen Zerſtreuungen der Geſellſchaft theilnehmen konnte und mein Vater vergaß bei dieſer Gelegenheit auch nicht ſeine Dienſtboten. Es war überhaupt ſein Princip, ſie bei vorkommenden Gelegenheiten dadurch enger an die Familie anzuſchließen, daß er ihnen die Wirkung des Wohlergehens derſelben fühlbar machte, ſowie ſie auch die Sorgen und Beſchwerden derſelben mittragen mußten. Er ließ auch die Leute, die er um ſich hatte, während ihres Aufenthalts in der Stadt all die Freuden und Erheiterungen genießen, an die ſie auf dem Lande gewöhnt waren. Es wurde alſo auch für ſie ein kleines Weihnachtsfeſt arrangirt, wozu außer den Leuten des Hauſes auch ihre Freunde und Freundinnen ſowie auch frühere, ausgedient Dienſtboten eingeladen wurden. Unter dieſen letztern befand ſich eine alte Frau Namens Sophie, die auch den Namen der Kaffeeſophie führte, weil ſie häufig die Dienerſchaft verſchiedener Familien beſuchte, ſich mit Kaffee bewirthen ließ, aber auch zur Vergeltung ihr Geklatſch zum Beſten gab. Dieſe Kaffeeſophie genoß nicht des beſten Rufs; man wollte wiſſen, daß ſie ſich damit beſaſſe, für Geld Karten zu legen, aus dem Bodenſatze des Kaffees zu wahrſagen, ja, böſe Zungen ſchrieben ihr noch andere, noch weniger ehrenhafte Hantierungen zu. Ich erinnere mich noch, ſie geſehen zu haben; ſie ſah wie eine alte Hexe aus. Als frühere Köchin einer meiner Großtanten war denn auch ſie bei jenem Weihnachtsfeſte zugegen, welches in der großen Stube, die der Dienerſchaft als Verſammlungszimmer überlaſſen war, gefeiert wurde. Nach dem Abendeſſen wurde ihnen eine große Bowle Punſch gebracht; einige ſpielten Pfänderſpiele oder erzählten allerlei Märchen, andere ſpielten Puck um Nüſſe, die in den hieſigen Wäldern gepflückt waren —"

„Damals waren die Dienſtboten noch nicht

ſo verfeinert, daß ſie Whiſt oder Ecarté zu ſpielen verſtanden —" ſchaltete ich mit einer Erinnerung an Kopenhagen ein —

„Unter denen", fuhr Arthur fort, „die den Legenden der Kaffeeſophie und anderer lauſchten, war auch Karen. Wie es nun leicht in ſolchen Verſammlungen zu geſchehen pflegt, kamen auch an jenem Abend HeirathS- und Liebesgeſchichten, glückliche wie unglückliche, und was damit in Verbindung ſteht, aufs Tapet und die alte Hexe kramte bei dieſer Gelegenheit ihre ganze Weisheit aus und beſprach die Kunſt, ſich einen Geliebten zu verſchaffen oder ſeinen zukünftigen Bräutigam erſcheinen zu laſſen oder ſich Kunde davon zu verſchaffen, welchem Stande und welchen Verhältniſſen er angehöre, wie er ausſehe und was des Unſinns mehr iſt. Du weißt", fügte Arthur belehrend hinzu, „daß die niedern Stände — und auch mitunter die höhern — viele ſolche Künſte üben, indem ſie geſchmolzenes Blei in Waſſer tröpfeln oder Waſſer auf Eiweiß gießen und es die Neujahrsnacht hindurch ſtehen laſſen. Sie ſchließen dann, je nachdem ſie ſich einbilden, in den Figuren, die das Blei oder das Eiweiß bildet, eine Kanzel, einen Tiſch, einen Pflug, einen Sarg oder Aehnliches zu erkennen, auf die Eigenſchaften und das günſtige oder ungünſtige Schickſal des Zukünftigen. Zu dieſer Art von Verſuchen gehörte denn auch der, den Sophie als ſehr ſicher und unfehlbar anpries, um zu erforſchen, wie der ihnen vom Schickſal Beſtimmte ausſähe. Das Mädchen ſollte nämlich am Weihnachtsabend, wenn ſie gerade im Begriff ſtände, zu Bett zu gehen, um 12 Uhr ganz leiſe die Thür öffnen und herzhaft mit der rechten Hand in die Finſterniß hinausgreifen. Sie würde dann einen Kopf erfaſſen und eine Hand voll Haare erbeuten, aus deren Farbe und ſonſtiger Beſchaffenheit ſie dann durch Vergleiche ihre Folgerungen ziehen müſſe. In dem Kreiſe, in dem dieſes alles mit geſpannter Neugierde angehört und mit einem gewiſſen Grauſen verhandelt wurde, war Karen die einzige, die Nutzen daraus ziehen konnte, weil ſie die einzige war, die keinen Geliebten hatte; die andern waren alle wohlverſorgt. Sophie wandte denn auch all ihre Ueberredungsgabe an, um ſie zu beſtimmen, noch am nämlichen Abend einen Verſuch anzuſtellen und ihr Glück zu verſuchen. «Ich habe es ſo oft gehört und geſehen und gewiß und wahr iſt es, daß es nie fehlſchlagen kann!» fügte ſie mit ernſter Miene hinzu und nahm eine Priſe. Karen lachte und der ganze Kreis ſtimmte mit ein; und als ſie in demſelben Augenblick den Wagen der Herrſchaft vorfahren hörten, gingen ſie auseinander. Karen half der gnädigen Frau beim Auskleiden und nachdem ſie die Nachtlampe angezündet hatte, begab ſie ſich nach ihrem Zimmer, welches, wie geſagt, nur durch eine doppelte Thür von dem meiner Mutter getrennt war. Sie war nicht ſchläfrig, wol aber etwas erhitzt von dem vielen Geſchwätz, Gelächter und Lärm; vielleicht hatte ſie auch ein Getränk genippt, an das ſie nicht gewöhnt war. Sie begann ſich auszukleiden, indem ihre Gedanken ins Weite ſchweiften, ohne daß jedoch die Erzählung des alten Weibes ſie ferner beſchäftigte. Als ſie aber ausgekleidet war und nun, wie ſie es immer zu thun pflegte, unterſuchen wollte, ob die Thür verſchloſſen ſei, fiel es ihr doch plötzlich ein, daß es nun gerade die rechte Stunde ſei und daß ſich ihr die beſte Gelegenheit darböte, einen Verſuch zu machen. Halb im Ernſt und halb im Scherz legte ſie die Hand an den Drücker. Da ſchlug es zwölf Uhr. Schnell ſchob ſie den Riegel zur Seite, öffnete die Thür leiſe und that einen herzhaften Griff ins Dunkel hinaus. Ganz richtig! Sie erfaßte einen Kopf und indem ſie mit größter Mühe ein gellendes «Jemine!» unterdrückte, welches ganz natürlich geweſen wäre, zog ſie entſetzt ihre Hand, die ſie voller Haare hatte, ſchnell zurück und verſchloß eiligſt die Thür. Mit pochendem Herzen und bebenden Gliedern ſtützte ſie ſich an die Wand. Draußen auf dem Gange, wo es bisjetzt todtenſtill geweſen war, entſtand ein dumpfer Lärm wie von zweien, die ſchweigend auf Leben und Tod miteinander kämpfen. Endlich polterte etwas die Treppe hinunter, als ob jemand gefallen ſei und kurz darauf war alles ſtill."

Ich geſtehe, daß ich lachen mußte, als Arthur an dieſem Theil ſeiner Geſchichte angekommen war.

Indeſſen fuhr er fort:

„Erſt jetzt wagte das junge Mädchen, ihre Beute zu betrachten, die ſie noch mit krampfhaft zuſammengepreßter Hand feſthielt. Es war ein kleiner Büſchel rother Haare! Es hatte ja allerdings beinahe den Anſchein, als ob ihr bei dieſer Gelegenheit der Glaube an das, was ihr geſunder Verſtand und ihre Aufklärung verwerfen mußten, im ſtrengſten Sinne des Worts recht handgreiflich geworden ſei; ihre beſſere Ueberzeugung wurde bedeutend erſchüttert und ſie mußte

ſich wenigſtens geſtehen, daß ſie ſelbſt nicht recht wiſſe, was ſie glauben ſolle. In dem erſten Augenblick war ſie deshalb geſonnen, die häßlichen Haare in den Ofen zu werfen. Hatte aber Sophie — dachte ſie — nicht vorher geſagt, wie es kommen werde? Und hatte ſie nicht vollkommen recht? Dieſe Haare müßten doch immerhin eine gewiſſe Bedeutung haben können, wenn auch die Sache auf eine natürliche Weiſe zu erklären ſei. Nach dieſen und andern beruhigenden Betrachtungen wickelte ſie die rothen Haare in ein Stück Papier und ſteckte ſie in eine Kommodenſchiebläde, wo andere Kleinigkeiten aufbewahrt wurden. Sie legte ſich alsdann die Frage vor: Kenne ich denn jemand, der rothe Haare hat? und ihre Gedanken reiſten aufs Land und beſuchten jeden Hans und jeden Peter, den ſie kannte. Aber nein! Keiner ihrer Bekannten trug dieſe ſogenannte Judasfarbe. Da fuhr es plötzlich wie ein Blitz durch ihre Seele: Der Doctor! Von Scham und Angſt erfüllt, bedeckte ſie mit beiden Händen ihr glühendes Geſicht. Ja, der Doctor hatte rothes Haar, war Junggeſell und wohnte im Hauſe — er mußte es ſein! Durch eine ſehr natürliche Ideenfolge tauchte die Erinnerung an die lange Zeit in ihr auf, da ſie ihn bei Tage und bei Nacht geſehen und geſprochen hatte; und alle die Scenen und Situationen, in welchen er figurirte, mußten Revue paſſiren und ſich als ſcharfbeleuchtete Schreckbilder in Reihe und Glied ſtellen. Sie konnte ihm zwar nichts Böſes nachſagen, ſein Benehmen war immer paſſend und geziemend geweſen; höchſtens hatte er mitunter ihre Hand ergriffen, gleichſam um ſeinen Anordnungen mehr Nachdruck zu geben, oder mit den Fingerſpitzen leicht ihr Kinn berührt, wenn er ihre genaue Beobachtung derſelben lobte. Seine Augen jedoch — ja, die waren allerdings nicht ſo discret geweſen, die hatten ſie ſo eigenthümlich angeſehen; das war nicht zu leugnen. Dazu kam die Kritik über ihr eigenes Betragen, welches, wie es ihr jetzt ſchien, nicht vorſichtig genug, nicht ganz tadellos geweſen war; — namentlich fiel ihr der letzte, fatale Handkuß ſchwer aufs Gewiſſen. Derſelbe war aber doch ſo unſchuldig gemeint geweſen und durch eine ſo freudige Veranlaſſung herbeigeführt worden! Dies alles fuhr nun dem Mädchen durch den Kopf und erweckte tauſend Zweifel und Aengſtigungen, bis ſie dann, von Müdigkeit und Abſpannung überwältigt, unter ihrem Abendgebet einſchlief. Die Feiertage vergingen, ohne daß etwas vorfiel; in den darauf folgenden Tagen aber bemerkte die arme Karen in dem Benehmen ihrer Mitdiener gegen ſie eine Veränderung, die ſie angſt und bange machte. Einige, die bisher dem erklärten Günſtlinge der gnädigen Frau aufs eifrigſte geſchmeichelt hatten, waren jetzt impertinent und anmaßend; andere betrachteten ſie ſchweigend mit einem ſpöttiſchen Grinſen; wieder andere, gutmüthiger als jene, warfen ihr mitleidige Blicke zu; nicht zu erwähnen, daß man in allen Ecken die Köpfe zuſammenſteckte, in ihrer Gegenwart flüſterte und wenn ſie darauf aufmerkſam wurde, ſchwieg. Endlich brach das Ungewitter los. Eines Vormittags, nachdem ſie ſchon mit der Toilette ihrer Herrin fertig war, ward ſie wieder hereingerufen. Mit ernſthafter Miene, aber in mildem und nachſichtigem Ton hub meine Mutter an: «Ich höre nicht gern auf Geklatſch und ſchenke Angebereien keinen Glauben. Ich verlange, bevor ich urtheile, entweder unzweideutige Beweiſe oder das Eingeſtändniß des Angeklagten. Du weißt, Karen, wie viel ich von dir halte und wie ſehr ich dir vertraue! Das habe ich dir zur Genüge gezeigt! Ich will deshalb auch nicht glauben, was mir von dir erzählt worden iſt, und ich will hoffen, daß du alle Verdächtigungen widerlegen kannſt! Wer wie du täglich ſo nahe mit mir in Berührung kommt, darf nicht dulden, daß ſein Ruf befleckt werde! Sei nun nicht verzagt und antworte mir aufrichtig: Iſt es wahr, daß der Doctor dir nachläuft? Iſt es wahr, daß er dich am Weihnachtsabend in deiner Kammer hat beſuchen wollen und daß du ihn geſehen haſt?» Obgleich ſie vor Angſt und Beſtürzung bebte, konnte Karen doch mit ruhigem und gutem Gewiſſen dieſe Fragen dahin beantworten, daß ſie nie bemerkt habe, daß der Doctor ſich ihr genähert, außer wenn ſowol ſein wie ihr Beruf es erforderte, und dann immer nur in Züchten und Ehren; und daß, was die zweite Frage betreffe, weder er am Weihnachtsabend in ihrer Kammer geweſen ſei noch ſie ihn geſehen habe. Aus Scham über das kindiſche, alberne Experiment und weil ſie fürchtete, daß dieſes ſie in den Augen meiner Mutter zu lächerlich machen würde, verſchwieg ſie noch, was ſie zu ihrer Vertheidigung nicht für erforderlich hielt. «Es iſt mir aber», fuhr meine Mutter fort, «geſagt worden, daß man in jener Nacht vor deiner Thür einen lauten Lärm gehört habe; daß du die Thür geöffnet habeſt und dergleichen mehr. Man will wiſſen, daß der Doctor im Dunkeln

die Treppe hinuntergefallen ſei, als er dich eben verlaſſen habe. Gewiß iſt, daß er gefallen iſt und ſich dermaßen geſtoßen hat, daß er nicht im Stande geweſen iſt, uns ſeine Aufwartung zu machen. Du mußt doch zum wenigſten etwas von dem allen gehört haben?» Nun konnte Karen nicht länger an ſich halten; ihr geſundes Urtheil ſagte ihr, daß ſie einem ſo gerechten und milden Richter ohne Gefahr und mit der ſichern Hoffnung, Glauben zu finden, alles offenbaren könne; und unter vielen Thränen erzählte ſie ſodann ihr ganzes Abenteuer, von der Prophezeiung der alten Kaffeeſophie an bis zum Schluß. Meine Mutter machte bei dieſem Bericht ein ſehr ernſtes Geſicht. «Du ſiehſt daraus, Karen, daß man mit dergleichen thörichten Künſten, deren Nichtigkeit unzweifelhaft iſt, nicht Scherz treiben darf! Hüte dich alſo in Zukunft, darauf zu achten, was ſolche Perſonen wie dieſe alte Kaffeeſophie dir erzählen! Sie taugt gar nichts und ich werde ihr verbieten, hier öfter noch herzukommen. Laß mich gleich die Haare ſehen!» Schluchzend ging Karen in ihre Kammer und holte das Papier, worin dieſe eingewickelt waren. Als meine Mutter es öffnete, ſah ſie einen ziemlich großen Büſchel rother krauſer Haare. Bei dieſem Anblick klärte ſich für einen Augenblick das Geſicht meiner Mutter auf; ſie faßte ſich aber und ſagte, indem ſie ihren Ernſt und ihre Strenge bewahrte: «Ja, Karen, ich muß glauben, daß ſich alles verhält, wie du geſagt haſt! Dieſe Haare ſind nicht die des Doctors, das ſehe ich wohl! Ein anderer Geck hat dich bange machen wollen; ſuche nicht zu erforſchen, wer er ſei; es iſt ja gleichgültig! Und nun verſprich mir, daß du dich nie wieder mit ſolchen Narrenspoſſen befaſſen willſt! Geh' jetzt! Zwiſchen uns ſoll alles vergeſſen ſein und andere» — ſie meinte die übrigen Leute — «ſollen wollen, was ich will!» Karen küßte gerührt ihre Hand und ging auf ihr Zimmer. Kaum aber hatte ſie dieſes betreten, als ſie zu ihrem größten Erſtaunen meine Mutter in ein, wie es ſchien, lange zurückgehaltenes Gelächter ausbrechen hörte. Am ſelben Tage, wo ſich dies zutrug und mein Vater eben in ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt war, ward ihm gemeldet, daß ein Bote des alten Oberſten, der, wie geſagt, das zweite Stockwerk des Hauſes bewohnte, mit ihm zu ſprechen wünſche. Derſelbe trat ein und brachte ohne weitere Einleitung ſein Anliegen vor. Ihm ſei, ſagte er, vom Oberſten gekündigt worden, daß dieſer ſich künftig auf die Aufwartung des Kammerdieners beſchränken wolle. Es ſei ihm indeſſen angeboten worden, ſo lange im Dienſt zu bleiben, bis er ſich durch irgendeine andere Anſtellung einen ausreichenden Unterhalt geſichert habe. Er habe nach Ablauf ſeiner militäriſchen Dienſtzeit als Jäger gedient, ſolange der Oberſt noch die Güter beſeſſen habe, die er ſpäter verkaufte. Nun habe er erfahren, daß auf dem Gute meines Vaters der Poſten eines Jägers und Holzvogts vacant ſei und da der Kammerherr ein Mann ſei, mit dem man, wie er ſich ausdrückte, gut fertig werden könne, ſo bitte er, ihn bei Beſetzung jenes Poſtens zu berückſichtigen. Meinen Vater frappirte anfänglich die ausnehmende Häßlichkeit des Mannes; da jedoch in ſeinem Benehmen etwas ſo Beſcheidenes ohne Kriecherei, etwas ſo Beſtimmtes und Feſtes ohne Anmaßung lag, daß es für ihn einnahm, ſo verſprach mein Vater, auf ſein Geſuch Rückſicht zu nehmen. Sein Verſprechen war kein leeres; er begab ſich noch an demſelben Tage zum Oberſten, der bettlägerig war, um ſich von ihm genauere Mittheilungen in Betreff des Individuums zu erbitten. Nachdem der alte Herr unter ſeinen grünen Damaſtgardinen erſt eine Zeit lang über Podagra und die engliſchen Kaperſchiffe, die ihn hinderten, zu billigem Preiſe guten Champagner zu bekommen, gejammert hatte, konnte mein Vater endlich dahin gelangen, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Kaum hatte er den Jäger und ſein Geſuch genannt, als der Oberſt in Lobeserhebungen ausbrach. «Ach, mon cher», ſagte er, «wäre ich nur etwas reicher, ſo kriegten Sie ihn auf Ehre nicht! Ich kann aber nicht ſo viele Leute halten; auch wüßte ich nicht, was ich ihnen zu thun geben ſollte. Ich jage in dieſem Leben nicht mehr und beſitze nichts, wonach ich jagen könnte. Dietrich iſt eine wahre Perle! Er iſt treu wie Gold und verſteht ſein Handwerk wie wenige. Der einzige Fehler — wenn man es einen Fehler nennen darf —, den ich an ihm kenne, wäre der, daß er zu den Heiligen gehört, wie man ſie nennt. Das kann ich aber mit Wahrheit behaupten, daß er kein Heuchler iſt! Seine Frömmigkeit iſt ehrlich gemeint; ſie trägt ihre guten Früchte und incommodirt niemand. Ich habe ihn z. B. nie über die Welt oder Perſonen moraliſiren hören, was ja ſonſt das Steckenpferd iſt, was ſeine Glaubensgenoſſen à merveille reiten. Auch iſt er kein Duckmäuſer, ſondern weiß ſich vernünftig und gut in jeden Verkehr und in jedes Verhältniß zu

ſchicken. Aber er iſt allerdings häßlich wie der leibhaftige Teufel! Was, Kammerherr! Werden Sie es aushalten können, ihn anzuſehen? Ich weiß, Sie ſind connaisseur und in dem Kapitel etwas eigen — ſo ſtehe ich dafür ein, daß Sie keine beſſere Wahl treffen können! Ich füge hinzu, daß Sie ſich mir in hohem Grade verpflichten würden! Ich werde mich über ſein Schickſal beruhigen, wenn ich ihn in guten Händen weiß — ja, in den beſten, die ich kenne!» Dieſe letzten Worte begleitete der Oberſt mit einem graziöſen Lächeln. Auf ſeine Empfehlung wurde alſo Dietrich angenommen und ein paar Tage ſpäter verließ er die Stadt, um ſeinen neuen Poſten anzutreten. Die Lobeserhebungen ſeines frühern Herrn hat er jederzeit gerechtfertigt. Die fortwährende, unverminderte Gunſt, in der Karen bei meiner Mutter ſtand, und die beſondere Gewogenheit, die ihr vielleicht abſichtlich gerade jetzt gezeigt wurde, brachten bald alles in den gewohnten guten Gang. Alle Andeutungen, ſpöttiſchen Mienen und andere Unarten, die eine Zeit lang das arme Mädchen gequält hatten, verſchwanden, verdoppelte Demuth und Freundlichkeit traten an ihre Stelle und ſie war ruhig und zufrieden. Im Frühling — — Aber ich glaube, du ſchläfſt?" unterbrach Arthur ſeine Erzählung. „Es langweilt dich gewiß?"

„Keineswegs!" antwortete ich höflich; „ich ſehne mich nur nach Aufklärung und Auflöſung!" Dabei ſah ich auf die Uhr, um die Zeit zu zählen, die mir noch bis zur Recognoſcirung der Eiche vor dem Stelldichein übrig blieb.

„Im Frühling", fuhr Arthur fort, „kehrten meine Aeltern hierher zurück. Eines ſchönen Morgens im Sommer trat mein Vater lachend zu meiner Mutter ins Zimmer. «Was meinſt du wol, Amalie», ſagte er, «ich komme hier als Brautwerber und zwar für den Jäger Dietrich, den ich dieſen Winter in Dienſt nahm — nun, du weißt, der in der Holzvogtwohnung an dem ſchönen Kleinſee wohnt! Dieſer Dietrich kommt heute zu mir und vertraut mir höchſt feierlich ſeine Herzensangelegenheit mit der Bitte an, mich für ihn zu verwenden, erſt bei dir, von der er annimmt, daß die Entſcheidung hauptſächlich abhänge, und dann bei dem Mädchen ſelbſt. Und errätſt du nun, wer das Mädchen iſt? Natürlicherweiſe deine eigene Leibgarde, deine Karen!» Der Vater faßte alles zuſammen, was für und gegen ſeinen Candidaten ſprach. Namentlich mußte er eingeſtehen: «Ich leugne nicht, daß ſein erſter Anblick mich abſtieß! Er iſt ſehr lang, knochig, ſtark gebaut, hat lange Arme und ungeheuer große Hände und Füße; dabei iſt er aber ſehr behende und beweglich. Sein Geſicht iſt eine Elle lang, blaß und voller Sommerſproſſen; der Ausdruck jedoch iſt ein Gemiſch ſtiller Frömmigkeit und ſtrenger Feſtigkeit, das nicht unangenehm iſt. Das Schlimmſte iſt doch immer ſein feuerrothes Haar!» «Was ſagſt du? Hat er rothes Haar?» rief meine Mutter erſtaunt. «Ja, ganz rothes, krauſes Haar wie Flammen!» antwortete lachend mein Vater. «Doch warum iſt dir das ſo auffallend?» Nach kurzem Beſinnen erzählte meine Mutter ihm zu ſeinem großen Ergötzen die ganze tragikomiſche Begebenheit vom Weihnachtsabend und ſchloß mit den Worten: «Du begreifſt, welche Mühe es mir koſtete, den Anſtand und die mit meinen Ermahnungen ſtimmende Würde zu bewahren, als mir die arme Karen ganz zerknirſcht geſtand, ſie fürchtete, die rothen Haare, die ſie mir zeigte, dem Doctor ausgeriſſen zu haben! Ich wußte ja nur zu gut, daß, wenn ihre kräftige Hand dort angefaßt hätte — —» «So würde ſie den ganzen Plunder behalten haben», fiel ihr mein Vater laut lachend in die Rede, «ſintemal er eine Perrüke trägt! Nun freilich, das hat ſie nicht ſehen können! Aber ſollte Karen wirklich Dietrich nicht kennen?» «Ich glaube es nicht», ſagte meine Mutter, «ich kann es nicht glauben! Dann hätte ſie mich belogen! Es iſt nicht möglich!» «Ja, ſieh' zu, daß du damit ins Reine kommſt! Denn wenn ſie ihn gar nicht kennt, gewinnt ja die Geſchichte an Wunderbarkeit! Bekommt ſie nun den zum Mann, deſſen Hauptſchmuck ſie in jener Nacht durch das myſtiſche, dämoniſche Experiment eroberte, ſo hat ja doch das unheimliche Weib, die Kaffeeſophie, recht gehabt, ſo bewährt ſich ja ihre teufliſche Kunſt! Rufe nun Karen gleich herein und ſage ihr, was du für paſſend hältſt! Aber dann laß ſie die Sache mit dem Freier ſelbſt abmachen!» Geſagt, gethan. Mein Vater ging; Karen wurde zu meiner Mutter gerufen, die ihr in wenig Worten mittheilte, daß ſich ein Freier angemeldet habe und wer es ſei, und ſie dann, indem ſie das Geſicht des Mädchens ſcharf beobachtete, fragte, ob ſie ihn kennte oder jemals geſehen habe. Karen beantwortete dieſe Fragen ohne die mindeſte Verlegenheit. Sie geſtand, daß ſie von dieſem Manne wiſſe, daß er mit ihr in Kopenhagen in einem und demſelben Hauſe gedient

habe und jetzt auf dem Gute sei, erklärte aber zugleich, daß sie nie mit ihm gesprochen oder ihn auch sonderlich beachtet hätte. Wenn die gnädige Frau und der Herr es wünschten und dazu riethen, so könne sie ja gern mit ihm reden. Dies alles sagte sie mit ruhigem Gesicht, ohne Bewegung und mit der unschuldigsten Miene, sodaß meine Mutter unmöglich ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen konnte. Sie schickte Karen in die Grüne Stube, wo der ernsthafte Freier geduldig gewartet hatte. Mit gerötheten Wangen und ohne die Augen aufzuschlagen, trat Karen zu ihm hinein und blieb verlegen dicht bei der Thür stehen. Dietrich trat zu ihr heran und eröffnete ihr freundlich, aber ernsthaft und trocken sein Anliegen. Er hielt sich nur an die Vernunftgründe. Da erhob Karen ihre verschämten Augen, um doch endlich einmal den zu sehen, dem sie eine so entscheidende Antwort geben sollte; kaum aber erblickte sie seine rothen Haare, als ihr ein lauter Schrei entfuhr und sie ihre Hand, die er mittlerweile erfaßt hatte, zurückzog, indem sie ihn mit entsetzten Blicken anstarrte. Ohne den Widerwillen, den sein Aeußeres hervorgerufen zu haben schien, zu beachten oder sich davon einschüchtern zu lassen, fuhr Dietrich fort, zu Gunsten seines Antrags zu sprechen, und er sprach so gut, daß er Karen endlich dazu vermochte, «sich einige Tage zu bedenken». Als diese verflossen waren und sie sich mit ihrem Herzen — richtiger wol mit ihrem gesunden Verstande — mit Freunden und Verwandten und mit dem Himmel berathen hatte, gab Karen ihr Jawort. Mein Vater, der in allen Dingen, die er unternahm, resolut war, besorgte ihr eine hübsche Aussteuer und nach Ablauf eines Monats fuhr Karen als Dietrich's Ehefrau hier vom Hofe, wo die Hochzeit mit allem möglichen Pomp und in der lustigsten Weise gefeiert worden war, nach der schönen Holzvogtwohnung am Kleinsee."

„Nun, und die rothen Haare?" fragte ich, als Arthur eine Pause machte. „Wie war's denn damit?"

„Laß mich erst eine neue Cigarre nehmen!" sagte er, „dann soll die Auflösung folgen!"

Ich that wie er. Kaum hätte ich geglaubt, daß seine Geschichte wirklich im Stande gewesen wäre, meine Ungeduld auf die siebente Stunde durch ein neues Interesse zu unterbrechen.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

— Aus dem noch nicht erschienenen sechsten Theile der so inhaltreichen lebendigen Schilderungen südlichen Lebens, welche die schwedische Erzählerin in ihrem neuesten Werke: „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus), veröffentlicht, theilen wir einige Blätter mit, die auch zugleich ein Romaninteresse darbieten in dem anmuthig aufgefaßten Liebesverhältniß einiger jüngern Begleiter der Verfasserin.

Sorrento, am 5. August.

Die Sirenen singen noch immer an der Küste der Sirenen und es ist schwer, sich durch ihren Gesang nicht bezaubern zu lassen, besonders da er nicht mehr solche Gefahren wie zur Zeit des Odysseus mit sich bringt, als er die Lauschenden hinab in die Tiefe des Todes zog. Das Leben hierselbst erscheint uns so schön, so gut und so unschuldig in seiner Schönheit, daß man wünschen muß, es könnte immer so fortgehen.

Wir haben jetzt auch einen schönen Garten ganz in der Nähe unsers Hotels, in welchem wir häufig die Abende verbringen. Der Eigenthümer desselben, der Prinz von Tri-Cast, ist verreist und seine schöne Villa steht leer. Von deren Marmortreppen sehen wir die Sonne im Meere untergehen oder prachtvolle Blitze den Horizont erleuchten. Der Garten hat mehrere Gänge, die von herrlichen Bäumen beschattet und von blühendem Oleander und andern Blumensträuchen eingefaßt sind. Weinreben mit reichen Trauben hängen in Guirlanden hier und da über die Gänge. Orangen- und Citronenwälder sind, wie überall hier herum, schön für das Auge, aber man kann darin nicht promeniren. Der Boden zwischen den einzelnen Bäumen ist überall aufgegraben, um ihn zur Aufnahme des Regenwassers empfänglich zu machen; und das ist beim Spazierengehen durchaus nicht angenehm. Diese Wälder sind eine Art von edeln oder veredelten Wildnissen.

Die Morgen und die Vormittage widmen wir der Lectüre und dem Schreiben und zwar jedes allein auf seinem Zimmer; aber die kleine Else empfängt außerdem Unterricht im Italienischen von ihrem großen Freund. Gegen die Mittagszeit kommt das Bad, das entzückende, erfrischende Spiel mit den Wellen auf dem feinen sandigen Grunde, im Schutz des Badepavillons; dann

Ruhe und far niente bis zum Mittagseſſen. Nachmittags Promenaden im Wagen, im Boot oder zu Fuß. Die Ufer ſind reich an Schönheiten und von unvergleichlichem Reiz iſt die Fahrt auf die Anhöhen von Caſtellamare. Die Wanderungen zu Fuß werden nicht ſelten durch gute, offenherzige und heitere Unterhaltungen unter uns dreien gewürzt. So kommt der Abend mit ſeinem Thee, mit Lectüre und Unterhaltung, oder auch mit Volksfeſten. Selten gehen wir vor 12 Uhr ſchlafen.

Volksfeſte mit Proceſſionen, Illuminationen und Feuerwerk — immer dieſelben, bald für dieſen, bald für einen andern Heiligen und oft für die Madonna — haben wir gewöhnlich zwei in jeder Woche. Oft ſind die glänzenden Theile dieſer Feſte recht glänzend und geſchmackvoll; aber das entſetzliche Krachen der alten Pulverbüchſen, die einer Art von Senftöpfen ähnlich auf dem Markt reihenweiſe in Kreiſen aufgeſtellt ſind und jedesmal umſtürzen, ſo oft ſie losgebrannt worden ſind, der Dampf, den ſie verbreiten und das fortwährende Bimmeln der Glocken beläſtigt Augen, Ohren und andere Sinne. Ob die Heiligen daran Gefallen finden, ſcheint mir ſehr zweifelhaft zu ſein. Die Bevölkerung von Sorrento ſieht dieſen Dingen eine Weile zu und geht dann nach Hauſe. Man ſieht, daß ſie an ſolche Schauſpiele gewöhnt und damit geſättigt iſt.

Am 10. Auguſt.

Haſt du die reizende romantiſche Erzählung „Midsummer Eve, a fair tale" geleſen, in welcher Mrs. S. C. Hall die reiche Naturmythologie ihrer vaterländiſchen Inſel in einer geiſtvollen Schilderung zuſammengeſtellt hat? — Dann haſt du darin ein junges Mädchen kennen gelernt, das von guten und böſen Elfen (fairy im Engliſchen) umgeben iſt, denen ſie in gewiſſer Art und Weiſe durch ihre Geburt angehört und die Einfluß auf ihr Leben haben. Ein ſolches Elfenkind iſt meine Sommertochter und zwar in einem noch vollkommenern Grade als die engelgleiche Heldin von Dove cote; denn ſie iſt in der That den unerklärlichen Einflüſſen geheimnißvoller Naturgeiſter unterworfen und ſteht nicht immer über denſelben, wie die ſchöne ideale Eva der Mrs. Hall. Des Morgens iſt Elſe Eigenthum der Dunkelelfen, ſo reizend und ſüß ſie auch dabei ausſieht; düſtere Gedanken und Ahnungen erheben ſich dann in ihrer Seele und ruhen auf ihrer Stirn, in ihren ernſten, dunkeln Augen. Dann iſt ſie ſtill und ſucht bald die Einſamkeit und ſtille Beſchäftigungen der Gedanken auf ihrem Zimmer. Im Bade wird ſie wieder Prinzeſſin Ilſe oder auch das lichte denkende junge weibliche Weſen, in deſſen Seele eine Weisheit wohnt, die bei ſo jugendlichen Jahren Bewunderung erweckt und von dieſen kindlich gebildeten Lippen recht wunderlich klingt. Dieſe Gemüthsſtimmungen wechſeln während des Tags. In der Dämmerung legt ſie ſich eine Stunde auf ihr Sofa, um — wie ſie ſagt — „ihren Gedanken Audienz zu geben". Aber ich hege den Verdacht, daß die Gnomen dann unter dem Schutz der Dämmerung ihren Hokuspokus mit ihr treiben; denn wenn ſie um 7 Uhr zu unſerm Thee kommt, iſt ſie ganz verwandelt. Dann iſt ſie für den ganzen Abend Prinzeſſin Ilſe in jeder Weiſe, in einer bezaubernden Lebhaftigkeit, in ſcherzhaften Einfällen und Unternehmungen, zuweilen bis zum Uebermuth. Dann iſt auch ihre muſikaliſche Ader zu neuem Leben erweckt und ſie trägt uns bald heitere, bald melancholiſche, aber ſtets bedeutungsvolle Stücke, zuweilen ihre eigenen Compoſitionen — die aber ſämmtlich ein Gepräge von Melancholie haben — vor. Ein Thema oder eine Melodie, die ihr für den Augenblick einfällt, kann ſie lange Zeit hindurch auf die reizendſte Weiſe moduliren und variiren. Ich habe nie eine Muſik auf dem Pianoforte gehört, in der ſo viel Geſang liegt wie in der ihrigen.

In ſolchen Stunden ergötzt ſie ſich damit, Hercules den Kopf durch allerlei wunderliche Fehler wirbelig zu machen, die ſie ſich ſelbſt andichtet und durch alle die ſeidenen Kleider, prächtigen Shawls, Teppiche, Service, Rahmmuſcheln und Zuckerdoſen, die ſie haben will, wenn ſie ſich verheirathet; alles, wie ich fürchte, in der geheimen Abſicht, ihm Furcht vor einer Frau einzuflößen, die ſo anſpruchsvoll werden und deren Unterhaltung ihm ſo viel koſten würde. Hercules ſieht dabei wol zuweilen nachdenklich aus und ſchüttelt ſeinen großen Kopf über dieſen kleinen Kobold; aber — es hilft nichts; er fürchtet ſich nicht vor ihr, vielleicht weil er im ſtillen ahnt, was ich weiß: daß nämlich alle dieſe ſeidenen Kleider und Koſtbarkeiten durchaus kein Bedürfniß für die Seele dieſes kindlichen Elfen ſind, daß ihr Geſchmack einfach und edel iſt und daß es mit ihren Fehlern, die ſie gern zu vergrößern ſucht, keine Gefahr haben kann, da ſie dieſelben ſelbſt erkennt.

Manchmal iſt er ſelbſt es, der das Wort

führt und uns erzählt von seinen Freunden und von seiner Heimat in den schönen Thälern, von seinen dasigen Büchern und Gemälden und von der braven, ernsten Bevölkerung, von einer Seidenfabrik, die er selbst hat anlegen lassen und von dem, was er für die Arbeiter darin, für die Schüler und für die junge Zeitungspresse der Thäler noch zu thun beabsichtigt. Ich sehe, daß er ihr Interesse für diese Gegenstände zu gewinnen sucht. Sie hört schweigend zu, will sich aber dadurch nicht interessiren lassen. Sagt sie etwas zu seinen warmen Schilderungen, so ist es gewöhnlich eine Bemerkung darüber, daß es oben in diesen Bergen sehr kalt oder recht traurig sein müsse oder irgendetwas anderes, was ihn überzeugen soll, daß sie sich daselbst nie wohl befinden werde. Er lächelt über ihre Ausdrücke, aber sie gehen ihm dessenungeachtet nahe.

Wunderbare Macht der Liebe! — Er ist ein Mann, mit allem ausgerüstet, was das Leben heiter, frei, schön machen, mit allem, was dem Leben Werth verleihen kann, mit Gesundheit, Kraft, Vermögen und Unabhängigkeit. Er verliebt sich in ein kleines, zartes, schwaches Mädchen, das kaum im Stande ist, sich selbst zu tragen, gleichgültig gegen vieles, worauf er Werth legt, besonders gleichgültig in Bezug darauf, ob sie ihm gefällt; und er legt sich und sein Vermögen zu ihren Füßen und würde überglücklich sein, wenn sie ihm nur einen freundlichen Blick schenken und ihm gestatten wollte, ihr sein Leben zu widmen. In diesem Verhältniß ist derjenige der Schwache, welcher eigentlich der Starke ist; befiehlt derjenige, der eigentlich gar nichts will, ist derjenige der Freie, welcher elgentlich gefesselt ist. Die alte Sage erneuert sich zu allen Zeiten und Hercules spinnt wieder zu den Füßen der Omphale. Wahr ist es, daß Hercules seine Kraft und seine Würde wieder zu erlangen weiß und dies gibt ihm im Verein mit seiner Güte und mit seiner ernsten Liebe eine gewisse Gewalt über sie. Wenn ich aber versuche, mit ihr über ihre Zukunft zu sprechen, so bleibt er von derselben noch immer ausgeschlossen: ihre Kindergärten und ihre zwölf Freundinnen treten in den Vordergrund und vor allem tritt das freie sorgenlose Leben in diesem schönen Italien hervor. Zuweilen erlangen nach solchen Gesprächen die schwarzen Kobolde wieder Gewalt über sie. Sie wird dann schweigsam und traurig. Neulich, als im Bade ich für und sie gegen ihre Verheirathung sprach, stand sie plötzlich still, blickte nachdenklich in das Wasser hinunter und nach einer Welle fing sie in leisen, hellen, aber feierlichen Tönen zu singen an. Ich lauschte — es war Beethoven's Trauermarsch. Das rührte mich und machte mich besorgt. Ist wol dieses so zarte Wesen für die Ehe geschaffen? — Kann man nicht auch ohne Ehe glücklich sein? — Bin ich es nicht? — Und sie, bei ihrem Sinn für den Genuß der Natur und der Kunst, bei ihrer Liebe zu den Kindern, bei ihrer anspruchslosen Freude über das Unschuldsvolle und Schöne im Leben! — Wenn nur die zwölf Freundinnen nicht wären! — Und wäre nur Hercules nicht so gut und gerade der schützende Freund, dessen sie so sehr bedarf! — Indessen hat sie mir das Versprechen gegeben, ernstlich an ihn zu denken und wenn sie sich eines Tags für ihn bestimmt fühlte, mir dies dadurch zu erkennen zu geben, daß sie sich an diesem Tage in einen weißen Anzug kleidet. Seitdem spreche ich mit ihr nicht mehr von ihm. Mag sie ihren Entschluß in voller Freiheit fassen!

Es gereicht mir zur Freude, in dem Verhältniß beider nur sehr wenig von dem Egoismus zu finden, der ein solches Verhältniß zwischen Mann und Weib so oft verunehrt und nur nach dem eigenen Glück und nach der eigenen Befriedigung fragt. Nicht so hier! — „Ich will, ich werde sie glücklich machen!" — spricht er und sucht sie deshalb zu der Seinigen zu machen. — „Ich werde ihn nicht glücklich machen; denn ich kann ihn nicht genügend lieben!" — spricht sie und will deshalb seine Liebeserklärung nicht annehmen. Beider Gründe sind edel.

Am 13. August.

Entzückender Ausflug nach Capri und die erste ruhige Fahrt, die ich im Meerbusen von Neapel gehabt habe! Die köstliche Morgenluft, diamantenhelle glänzende Wellen, herumtummelnde wasserſprudelnde Delphine und fröhliche Ruderer machten die Fahrt festlich. Wir begaben uns direct in die Grotta Azzurra (die Blaue Grotte). Kleine Fischerboote stießen sofort vom Strand von Capri ab, um uns dort zu treffen. Das Meer war gegenwärtig so ruhig, daß wir in einem dieser Boote ohne alle Schwierigkeit in die Grotte gelangen konnten; aber das Wasser stand so hoch darin und die Wölbung der Grotte ist so niedrig, das wir uns ganz flach auf den Boden des Boots legen mußten. Wir betrachten das unvergleichliche Schauspiel der von blauer Luft

und Glanz erfüllten Grotte — den Widerschein des Meeres und des Himmels, der durch ihre Oeffnung hineinstrahlt — und ihre seltsame Eigenschaft, dem menschlichen Körper ihre Farbe mitzutheilen, die uns ein alter Schwimmer gegen eine Belohnung zeigte, indem er sich ins Wasser warf und darin verschiedene Evolutionen machte, in guter Ruhe eine ziemliche Weile, indem wir auf einem Felsenvorsprung der Grotte saßen. Nachdem wir uns darüber gefreut und über die Prellereien des Fischervolks ein wenig geärgert hatten, ruderten wir an den Landungsort, auf welchem wir einen Streit mit einer Menge von Eseln und Eseltreibern hatten, die sich uns in den Weg stellten, um uns zu bewegen, ihre Dienste anzunehmen. Im Hotel Pugani erhielten wir Unterkommen und Erfrischungen nach unsers Herzens Begehr. Echter Capriwein und eine wirkliche Omelette soufflée krönte unser gutes kleines Mittagsessen.

Eine Palme, die unweit von unserm Hotel steht und eine Menge von Cactuspflanzen auf der Insel gibt dieser ein tropisches Ansehen. Nachmittags besuchten wir die Ruinen der Villa des Tiberius auf der südlichen Seite dieser kleinen Insel. Einige Mauern, umgestürzte Marmorpfeiler und der schöne Mosaikfußboden ist alles, was von dieser frühern Herrlichkeit übrig geblieben ist. Die Aussicht von der Höhe ist von unvergleichlicher Schönheit und umfaßt die ganze Insel, den Himmel, das Meer und die Küsten ringsumher; unvergleichlich war an diesem Abend auch der Anblick der flammenden Wolken in allen Nuancen von Purpur, Gold und Rosenroth und deren Widerschein im Meere nach dem Untergang der Sonne. Ein prachtvolleres Spiel von Glanz und Farben habe ich noch nie gesehen.

Auf dem Rückwege begegneten wir einem jungen Mädchen, welches einen großen Wassereimer auf dem Kopfe trug; aber die Schönheit und die wahrhaft königliche Haltung des Mädchens waren so ungewöhnlich, daß wir unwillkürlich stehen blieben, um sie anzureden. Sie gab einfache und freundliche Antworten. Ihre Aeltern waren arme Leute auf der Insel; sie selbst hieß Cornelia und war siebzehn Jahre alt.

Am Abend wurde die Tarantella von sämmtlichen Leuten des Hauses im Hotel Pugani getanzt. Das Vergnügen am Tanz prägte sich bei allen sichtbar aus, am meisten aber bei zwei jungen Mädchen, deren schöne Augen von Vergnügen strahlten. Wir waren so entzückt von unserm Besuch auf Capri, daß wir beschlossen, zu einem längern Aufenthalt dahin zurückzukehren, sobald wir Sorrento Lebewohl gesagt haben würden.

Am 15. August.

Heute ist der Himmelfahrtstag Mariens und zugleich ein großer Festtag für die katholische Kirche. In Sorrento hat man schon seit einer Woche von dem großen Feuerwerk gesprochen, das an diesem Tag stattfinden und zu welchem der Prinz von Syrakus, der hier eine schöne Villa besitzt, 100 Scudi gegeben haben soll.

Es sollte in einer Hauptkirche der Stadt gepredigt werden und ich ging deshalb in diese Kirche. Diese war in ein förmliches Boudoir mit seidenen Behängen und Blumenbouquets verwandelt und im Vordergrund des hohen Chors stand ein Marienbild in natürlicher Größe, geschmückt wie ein junges Mädchen, das sich zum Ball angekleidet hat. Die Predigt über die Himmelfahrt Maria's wurde in einem südlichen Prachtstil gehalten. Besonders wurde darin ihre Schönheit gepriesen. Ihre Augen, Wangen, Lippen und Stirn wurden einzeln beschrieben und con amore geiobt; ebenso ihre Juwelenkrone und ihr schneeweißer Mantel, von Diamanten strahlend. So geschmückt fuhr sie empor zum Himmel — „Die Sonne verläßt ihren Platz und nähert sich ihr, um sie zu betrachten und ihr einen Mantel von ihren Strahlen zu bereiten; die Sterne versammeln sich, um sie tanzend zu umgeben und einen Heiligenkranz um ihr Haupt zu bilden; die Wolken eilen zu ihren Füßen, um ihr als Treppenstufe zu dienen. Maria hat den Tod überwunden; der Tod selbst liegt anbetend vor ihr auf den Knieen. Maria setzt sich zur rechten Hand Gottes und wird unsere Fürbitterin bei ihm. Das ist unser Vortheil von ihrer Himmelfahrt. Wir können nicht zu ihm empordringen, zu dem gerechten Richter; wir sind Sünder. Aber Maria hat für uns das Herz einer erbarmenden Mutter. Gott kann ihr nichts verweigern. Sie stillt den Sturm des Meeres und den Schmerz der Krankheit. Alles Gute kommt uns allein durch Maria. Darum lasset uns alle sie gemeinsam anrufen, daß sie für uns bitten möge!"

So klang diese Mariadichtung, in welcher der Dichter die irdische Mutter mit ihrem göttlichen Sohn gänzlich identificirte.

Abends fand das größte und glänzendste unserer sorrentinischen Feuerwerke mit brennenden Sonnen, Tempeln, Cascaden u. s. w., mit

Schwärmern und Schüſſen ohne Zahl ſtatt. Das Volk verhielt ſich dabei ſtill, wie gewöhnlich, bis auf einige kleine Unordnungen, die durch Se. königliche Hoheit den Prinzen von Syrakus verurſacht wurden. Dieſer nahm nämlich mit ſeinen Hofherren vor einem Kaffeehauſe in der großen Straße Platz und ſchleuderte von da aus Cigarren dutzendweiſe unter das Volk; ein Kaſten nach dem andern wurde auf dieſe Weiſe ausgeleert. Dadurch wurde bald eine zahlreiche Verſammlung von jungen und alten Männern herbeigelockt, die ſich um die Cigarren ſchlugen und dem Prinzen ſelbſt immer näher auf den Leib rückten, bis dieſer eigenhändig verſchiedenen Köpfen die Mützen entriß und die letztern weit hinein in den Volkshaufen warf, um denſelben einigermaßen von ſich abzuhalten. Endlich aber mußten ihn die Stöcke ſeiner Hofherren dabei nachdrücklich unterſtützen.

Dieſer Auftritt wiederholte ſich mehreremal. Gerade gegenüber auf der Straße befand ſich ein Verkaufsſtand mit allerlei Backwerk und Kuchen. Durch einen Wink ertheilte der Prinz dem Volkshaufen die Erlaubniß, dieſen Verkaufsſtand zu plündern und nun ſtürzte die Menge ſo unſinnig darüber her, daß die Stöcke der Hofherren abermals in Bewegung geſetzt werden mußten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber gerade dies ſchien dem Prinzen Vergnügen zu machen.

Dieſer Prinz, ein großer ſtarker Mann mit einem ſehr hübſchen Geſicht, iſt wegen ſeines freundlichen Weſens und wegen ſeiner Freigebigkeit äußerſt populär in Sorrento. Er ſowol wie ſeine Brüder, die Herzoge von Aquila und Trapani (ſämmtlich Brüder des Königs von Neapel), ſollen wahrhafte Türken in ihren Beziehungen zu dem weiblichen Geſchlecht ſein und die populäre Theilnahme des Prinzen von Syrakus für das Volk äußert keinen erhebenden oder veredelnden Einfluß auf das letztere.

Die Volksfeſte ſollen hier, wie überall in Italien, ſehr viel von ihrem frühern Glanz und Leben verloren haben. Aber das erſcheint mir eher wie ein gutes als wie ein ſchlimmes Zeichen; denn was ſind wol dieſe Feſte weiter als Lärm, Lichterploſionen und Aſche! Dabei ſind ſie aber koſtſpielig und — — was laſſen ſie zurück? — — — Leere! — — —

Das Volk fängt vielleicht an zu fühlen, daß es nicht lediglich mit Feuerwerken geſättigt werden kann oder ſoll. Wie ganz anders ſind dagegen die ſchweizeriſchen Nationalfeſte! Das Volk nimmt an dieſen mit Leib und Seele theil. Kraft, Geſundheit, Induſtrie, Kunſt, Verſtand und Verbrüderung werden durch dieſelben gleichmäßig befördert. Dort gibt es kein Feſt, das nicht auf die Verbeſſerung des Volks wirkt. Armes Italien! Wie arm an Früchten ſind dagegen deine Feſte!

Fleißig ſcheint uns das Volk hier zu ſein, aber im allgemeinen auch ſehr arm. Die Weiber ſpinnen außer dem Hauſe an ihren Spindeln, während die Männer mit gebeugtem Nacken und Rücken ſchwere Laſten mit Lebensmitteln und andern Gegenſtänden vom Strand hinauf in die Stadt — Sorrento liegt hoch — tragen. Höchſt ſelten eſſen ſie Fleiſch; „nicht einmal im Monat", hat man mir geſagt. Ihre hauptſächlichſte Nahrung beſteht aus einer Art von Bohnen, aus Brot und Früchten. Von den letztern herrſcht gegenwärtig ein großer Reichthum hier und man bekommt Melonen, Feigen, pomi d'oro u. ſ. w. für ſehr geringe Preiſe. Später kommen auch Weintrauben und fici d'India, die Früchte einer Cactuspflanze. Auch Maccaroni ſind für das Volk ein Luxusartikel, ebenſo der Wein. Und doch iſt hier ein Weinland und bei den Entſagungen, zu denen das Volk in Bezug auf ſeine unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe genöthigt iſt, läßt man lediglich des Vergnügens halber Hunderte von Scudi in Rauch aufgehen!

Betrügeriſch im kleinen und auf Carlini und Grani erpicht iſt man hier überall. Aber ich lege mir die Frage vor, ob dies nicht die ganz natürliche Folge eines Zuſtandes iſt, in welchem man beſtändig um das tägliche Brot für ſich und die Seinigen kämpft und keinen andern Zweck des Lebens als dieſen kennt? Freundlich und wohlwollend und treu den Accorden, die man mündlich mit ihnen abſchließt, finden wir die Leute hier ſtets. Die Fiſcher an dieſen Ufern ſind in dieſer Beziehung ebenſo zuverläſſig wie die Kutſcher in Rom; und wenn man beſtimmte Individuen unter ihnen regelmäßig zum Dienſt verwendet und dieſe freundlich behandelt, ſo werden ſie zu wirklichen Freunden.

Vor einigen Tagen feierten wir hier im Hauſe die Verlobung unſers Wirths Luigi mit einem jungen Mädchen von beſonders gutem, ehrbarem und auch hübſchem Ausſehen. Die Verlobung geſchah in Gegenwart von Il Curato, einem genügſamen humoriſtiſchen Geiſtlichen, der die jungen Leute fragte, ob ſie einander haben

wollten und ſodann einen ſchriftlichen Ehecontract zwiſchen ihnen aufſetzte. Eis und Confect, Wein u. dgl. wurden hernach von Raſael, dem jüngern Bruder unſers Wirths, einem ſchönen Jüngling, der unſere tägliche Bedienung zu beſorgen hat, herumgereicht. Ich kann nicht genug ausſprechen, wie ſehr wir durch das Leben und die Behandlung in dieſem Hauſe befriedigt ſind und wie gut in jeder Beziehung wir unſere Wirthsleute gefunden haben. Wir haben uns hier gefühlt, als ob wir Freunde und Angehörige des Hauſes wären. Unſere Zimmer halten wir nie verſchloſſen, auch wenn wir Tag und Nacht hindurch abweſend ſind; wir haben unſere Schmuckgegenſtände offen liegen laſſen und nie gefunden, daß ſie auch nur angerührt worden wären. Alles, was man uns von der Zuverläſſigkeit der Italiener geſagt hat, ſobald man denſelben Vertrauen beweiſt oder ihnen mit Achtung begegnet, können wir der Wahrheit gemäß beſtätigen. Billiger und zugleich beſſer kann man nicht leben, als wir im Hotel de la Campagna gelebt haben.

Zu den Vergnügungen, die ich hier genoſſen habe, rechne ich einerſeits auch die Bekanntſchaft mit dem Grafen C. Wachtmeiſter, ſchwediſchem Geſandten in Neapel, einem Mann von ſeltenen Kenntniſſen, freiem ſtaatsmänniſchen Blick und großer Anziehung im Umgang; andererſeits einige Abende bei Philemon und Baucis *), die eine kleine ſchöne Villa in der Nähe der Stadt bewohnen. Baucis bewirthete uns dabei wie eine Königin und der gelehrte Rabbiner beſchenkte uns zum Deſſert ſtets mit einer köſtlichen Seelenſpeiſe, indem er uns Pſalmen David's und einige Geſänge von Anakreon oder Sappho in ſeiner unvergleichlichen Weiſe vorlas. Die kleine Pſyche ſcheint ihre eigenthümliche ambroſiſche Nahrung darin zu finden, ſo leuchten ihre Augen dabei.

Am 27. Auguſt.

Die Zeit vergeht und unſer Leben in Sorrento muß bald ein Ende nehmen. Es muß aber endlich auch ein Verhältniß ſeinen Abſchluß finden, welches die Ruhe eines edeln Mannes immer mehr und mehr in Gefahr ſetzt, ohne zu einem glücklichen Reſultat zu führen; denn während Waldo's Gefühl für dieſes Kind mit jedem Tage an Innigkeit zunimmt und ihn oft recht unglücklich macht, obgleich er ihr dies verbirgt, um nicht etwa durch ſeine Leiden auf ihr Mitleid zu wirken, ſo bleibt ſie ſtets gleichgültig gegen ihn und äußert oft ein gar nicht hübſches Benehmen in Bezug auf ihn. Jemand, der ſie weniger genau kennte als ich, würde ſie der Koketterie beſchuldigen. Aber gerade ſeitdem ich ſie kennen gelernt habe, komme ich mehr als je darauf, junge Mädchen zu vertheidigen, welche dieſer Unart beſchuldigt werden. Der Wechſel in ihrem Benehmen gegen ihn rührt von dem Wechſel in ihrer Gemüthsſtimmung und Laune, rührt von körperlicher oder nervöſer Schwäche, rührt von Dämonen oder Genien her, die in ihrem Herzen ihr Spiel treiben. Dazu kommt noch ihr gutes Herz und macht das Spiel ungleich; denn wenn ſie ſieht, daß ſie verletzt oder irgendeinen Schmerz verurſacht hat, ſo will ſie dies wieder gut machen und — — kurz, ſicher iſt, daß ſie nicht länger in dieſer Weiſe fortfahren darf; denn der Zauber, den ſie an ſich hat, wirkt dergeſtalt, daß — in welcher Laune ſie auch ſein mag, düſter oder hell — ſie ihm doch ſtets angenehm und einnehmend erſcheint. Dadurch wird er zu ihr hingezogen. Sie kann nicht anders ſein, wenn ſie auch wollte. Ich habe ſie einigemal mütterlich gewarnt und ihr die Moral geleſen, und bin ganz und gar durch ihre Liebenswürdigkeit, Aufrichtigkeit und Demuth entwaffnet worden. Sie iſt ebenſo liebenswürdig als ungewöhnlich reich begabt und ich komme ſchließlich zu der Anſicht, daß ſie mehr recht haben kann als ich, wenn ſie behauptet, daß ſie nicht für Hercules und Hercules nicht für ſie paßt. Er iſt Proſa, reine und edle Proſa, aber doch Proſa; ſie iſt Poeſie, auch rein und edel, aber mit einem abwechſelnden Uebergang zur wilden Phantaſie, der ſie ungerecht gegen die eigenthümliche Schönheit der Proſa macht. Die Liebe allein und eine Wiedergeburt durch die Liebe könnte ſie dahin bringen, wie die Prinzeſſin Ilſe im Ilſethal, Dienerin der praktiſchen Zwecke zu werden, welche das Wohl der Menſchheit befördern. Um ſich dareinzufinden, Seide in den Thälern der Waldenſer zu ſpinnen, Theilnahme für das Volk, die Schulen u. ſ. w. zu fühlen, müßte ſie den Waldenſer lieben, und — das kann ſie nicht, ich ſehe es; und ich und er müſſen uns dareinfinden. Sie hat es redlich gewollt, aber es geht nicht; und das iſt nicht ihr Fehler. Sie achtet ihn von ganzem Herzen, ſie hält auf ihn wie auf einen brüderlichen Freund und beſtimmt ihn zum Gatten für drei oder fünf von ihren zwölf Freundinnen, die ebenſo vor-

*) Herr und Frau Dr. Steinheim aus Altona.

trefflich für ihn paſſen würden wie er für dieſe; aber ſie ſelbſt kann ihn nicht glücklich machen. Das iſt ſtets ihr letztes Wort, ſo oft wir über dieſen Gegenſtand ſprechen; und das muß nun gerade herausgeſagt werden.

Im Anfang des Monat September will ich Sorrento verlaſſen, um meine Reiſe nach verſchiedenen Orten um Neapel nnd von da aus nach Sicilien fortzuſetzen, wo ich den Winter zubringen will, inſofern ich nicht noch — weiter reiſe. Meine Sommertochter wird mich nach Sicilien begleiten, wenn ſie es wünſcht; aber Hercules darf nicht länger bei uns bleiben. Die Ruhe eines edeln Mannes in dieſer Weiſe aufs Spiel zu ſetzen, wäre unverzeihlich. Das ſieht Pſyche auch ein und iſt deshalb entſchloſſen, ihm ihr letztes Wort bald zu ſagen, jedoch in einer Weiſe, daß es ihn nicht verwunden kann.

„Er wird ſich bald tröſten", behauptet ſie. „Er iſt ein Hercules und das Leben liegt reich vor ihm. Er wird in den Orient reiſen und mich vergeſſen!" An ſeine Leichtigkeit, zu vergeſſen, glaube ich nicht; ich habe in ſeinem Herzen eine tiefe Innigkeit wahrgenommen, ein Bedürfniß zu lieben, das noch nicht befriedigt iſt und dieſes Kind mit aller Kraft umſchließt. Ich weiß es, ich fühle es, er wird ſich nicht leicht tröſten, er wird ſie nie vergeſſen; aber er iſt ein Mann, er wird ſeinen Entſchluß faſſen und in den Orient reiſen. Das kann nun einmal nicht anders ſein nnd — vielleicht iſt es am beſten ſo. Ach, wie oft wird nicht der Egoiſt geliebt, während der Edelmüthige verſchmäht wird!

(Fortſetzung folgt.)

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

VII. Die Farbigen in Nordamerika.

Unter den neuern transatlantiſchen Reiſenden und Naturforſchern hat ſich Balduin Möllhauſen durch ſein „Tagebuch einer Reiſe vom Miſſiſſippi nach den Küſten der Südſee und „Reiſen in die Felſengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexico" einen Namen gemacht.

Zu dieſen verdienſtvollen Reiſewerken gibt uns derſelbe jetzt eine Ergänzung und „gewiſſermaßen eine Illuſtration" in ſeinem eben erſchienenen Buche: „Der Halbindianer. Erzählung aus dem weſtlichen Nordamerika" (vier Bände, Leipzig, Coſtenable, 1861).

Die „Erzählung", nicht minder kunſtgerecht als feſſelnd durch ihren Stoff — die durch die Intriguen eines habſüchtigen Jeſuitenprieſters und ſeiner Werkzeuge zu verhindern geſuchte Auffindung und geſetzliche Anerkennung eines „Halfbreed" (Halbindianer, d. i. Abkömmling von europäiſchen und indianiſchen Aeltern) durch ſeinen natürlichen Vater, einen ſteinreichen europäiſchen Pflanzer in Louiſiana —, iſt im Grunde nur die Gelegenheitsmacherin zur Verwerthung einer Fülle von eigenthümlichen, oft ans Wunderbare grenzenden Natur-, Volks-, Lebens- und Sittenſchilderungen aus dem „Fernen Weſten". Vorzugsweiſe ſind es hier die Stromgebiete des Miſſouri, St.-Louis, Kanſas, die Californiaſtraße, die wilden Felſengebirge (Rocky-Mountains), die Mormonenſtadt am Salzſee, Sacramento, die Minen an der Middlefork, San-Francisco, die Landenge von Panama, Havana, Neuorleans, welche uns einen bunten Wechſel der Decorationen bieten.

Erſcheint manches Bild, das der Autor uns vorführt, auf den erſten Blick faſt allzu abenteuerlich und ungeheuerlich nach unſern europäiſchen Begriffen, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Grund eines ſolchen dann eben die jenſeit der Civiliſation liegende Urwildniß oder doch die ſie berührende Grenze iſt, von welcher aus der Reiſende „nach der Natur" ſchilderte, wiewol er ſelbſt, bei der immer größern Ausdehnung der Civiliſation, den Zeitpunkt nicht allzu fern hält, wo man ſolche — heute noch mit der Wirklichkeit übereinſtimmende — Schilderungen nur noch „in die Reihe der Märchen zu ſtellen geneigt ſein wird".

Zu ſolchen „märchenhaften" Bildern gehören die Stromfahrt auf dem obern Miſſouri, die Emigrantenwanderungen durch die Felſengebirge, das nächtliche Gelag der Utahindianer im Wahſatchgebirge, der Verſteck im Adlerneſt, die Heldenthaten des alle Tugenden der Natur mit denen der Civiliſation harmoniſch verbindenden Pawnee-Halfbreed Joſeph, des alten beherzten „Trappers" (weſtlicher Jäger) Leſevre und des Omaha-Indianers Wabaſch. Namentlich dieſer letztere erſcheint an natürlichem Inſtinct, Klugheit, Liſt, Verſchlagenheit, Wagehalſigkeit, Muth und treuer Hingebung wie mit überirdiſchen Kräften begabt und hinterläßt in der Phantaſie des Leſers einen unverlöſchlichen Eindruck. Aber auch die ſchlechten Eigenſchaften der indianiſchen Klaſſen, unter denen Rach-, Hab- und Trunkſucht die Hauptrolle ſpielen, treten am Pawnee-„Medicinmann" (Zauberer), am Potowatome-Halfbreed, am Utahhäuptling Jaſua und an den verkommenen californiſchen Eingeborenen energiſch hervor.

Nach allem können wir uns ſchließlich der für den wahren Menſchenfreund ſo traurigen Ueberzeugung nicht entziehen, daß die moraliſche Verderbtheit ſo vieler indianiſchen Stämme urſprünglich und

hauptsächlich durch das jämmerliche Vorurtheil der Amerikaner gegen jede mehr oder weniger dunkle Hautfarbe hervorgerufen wurde. Dies Vorurtheil charakterisirt sich am besten durch die öffentlichen Aussprüche amerikanischer Staats- und Congreßmänner, ähnlich dem vom Verfasser des „Halbindianer' (I, 142) als authentisch mitgetheilten: „Florida ist ein zu schönes Land, um von Rothhäuten bewohnt zu werden, und die indianische Bevölkerung kann doch nicht neben der weißen Rasse geduldet werden, wenn die Civilisation nicht überhaupt umkehren will." Die Seminolen wurden in der That größtentheils aus Florida, dem südöstlichsten Staate der Union, von der Regierung fortgeschafft, um sich oder vielmehr der Civilisation in der Urwildniß neue Territorien von den wilden Stämmen zu erkämpfen. Wo die Aufreibung der Indianer, nicht blos direct durch die Europäer, sondern auch indirect durch sich selbst, in gegenseitiger Bekriegung der verschiedenen Stämme, von jeher zum Zielpunkt der amerikanischen Politik gemacht wurde, darf man sich nicht wundern, wenn die „Rothhaut" — einst der eingeborene Herr des Landes und bei allen rohen und grausamen Sitten doch immer eine physisch wie moralisch kräftige und wackere Natur — zum gemeinen Wegelagerer und feigen Raubmörder hinuntersinkt. Die europäische Civilisation, mit ihrem ganzen Apparat von Missionaren und Whisky, hat den nordamerikanischen Indianer offenbar mehr erniedrigt als gehoben.

In der Charakteristik dieser nordamerikanischen Verachtung der dunkeln Hautfarbe konnte Möllhausen die tiefste Schattirung derselben, das in Amerika naturalisirte „schwarze Volk", natürlich nicht umgehen. Er schildert uns in all ihrer treuherzigen, kindischen Naivetät und Empfindsamkeit zwei ergraute Negersklaven des reichen Pflanzers in Louisiana, der — eine seltene Blume der südlichen Ritterschaft — schließlich allen seinen Sklaven die Freiheit schenkt, und läßt bei dieser Gelegenheit eine Andeutung fallen, die wir schon früher in einem Artikel dieser Blätter, betitelt „Sklaverei und Freiheit" (S. 971 des vorigen Bandes), aussprachen und durch den inzwischen ausgebrochenen amerikanischen Bürgerkrieg ihrer Erfüllung nur um so näher gerückt sehen. Möllhausen sagt (IV, 265): „Die meisten der nordamerikanischen Sklavenzüchter und Sklavenhändler werden erst zur Erkenntniß ihrer schmachvollen Stellung gelangen, wenn diejenigen, die ihren Herzen am nächsten stehen, unter der heraufbeschworenen Rache der entfesselten Rassen verbluten, das heißt, wenn es «zu spät» ist!"

Wir glauben, diese verhängnißvolle Stunde bereitet sich in aller Stille vor und das „schwarze Volk", um dessentwillen im Grunde doch der Bürgerkrieg entbrannt ist, horcht schon mit verhaltenem Athem zwischen den Coulissen des Kriegstheaters auf die wechselnden Erfolge seiner Freunde und Feinde, der Unionisten und Secessionisten, um endlich beim Fallen des richtigen Stichworts mit blitzendem Auge, hochgeschwungenem Messer und Feuerbrand selbst in die Scene zu stürzen und das entscheidende Gewicht in die schwankende Wagschale des Kampfes zu werfen. Umsonst werden dann seine bisherigen Peiniger Vergleiche über Vergleiche bieten: die zum Bewußtsein ihrer Ehre erwachte Union wird die Sklaverei für ewige Zeiten abschaffen, diese fluchwürdige Institution, die das ruhmwürdige Sternenbanner nur zu lange schon mit Schmach und Schande besudelt und den ehrfurchtgebietenden Titel „Nordamerikanischer Freistaat" so unerträglich blasphemirt — zum Nutzen und Vergnügen einer Minorität.

Zur Selbstschau.

Obwol die Schrift: „Christliche Seibstgespräche von Michael Baumgarten" (Rostock, Leopold, 1861), von sich selbst erklärt, daß sie sich in Gegensatz zur Welt stelle und „für die Gemeinde der Heiligen" geschrieben sei, zu der uns der Verfasser schwerlich rechnen würde, noch wir uns selber zu rechnen wagen, so scheuen wir uns doch nicht, ein Wort davon zu berichten und es soll kein abgeneigtes sein.

Der Titel: „Christliche Selbstgespräche", könnte bedenkliche Erinnerungen, etwa an Lavater, hervorrufen; aber man findet die Befürchtung nicht bestätigt. Der Verfasser, der bekanntlich in Rostock abgesetzte Professor der Theologie, zu mystischem Sichversenken geneigt, drückt jene Unzufriedenheit, die dieser Richtung eigen ist, den vorhandenen Erscheinungen in und außer der Kirche gegenüber zwar mit ruhigem Ernst, aber ohne Bitterkeit aus. Seine Sprache hat eine schöne, würdige Gelassenheit; sein Blick hat weit über die Welt geschweift und in alle ihre Reiche geschaut, ehe er auf das Kreuz ausschließlich sich richtete; vor den Ideen der Nationalität, der Wissenschaft, der Kunst sogar äußert er eine Hochachtung, die man von solcher Seite her nicht gewohnt ist; und dem Staate gegenüber hält er sich in jener Mitte zwischen Gehorsam und Bewußtsein eigener Rechte, zu welcher das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!" zu mahnen scheint.

Es liegt wol nicht in jener Richtung, durch gegebotenes Positives die Massen fortzureißen, und so möchten wir auch nicht glauben, daß diese Reden — so sollten sie heißen! — für die große Zahl Anziehungskraft besitzen werden; aber sie müssen allen wohlthun, denen es in irgendeiner Lebensrichtung, auf irgendeinem Wege zum Himmel, deren es hoffentlich manche gibt, herzlicher Ernst ist.

Neue Romane und Novellen.

XIX.

Der liebenswürdige Erzähler Josef Rank bewegt sich noch immer in der Dorfsphäre. „Der Dorfbrutus" (Glogau, Flemming, 1861) ist ein junger Mann, der durch die verkehrte Bewirthschaf-

tung eines Bauernhofes durch ſeine Aeltern zur rechten Zeit ſich ſeiner Thatkraft bewußt wird, um die rettende Hand an den Verfall von Hab und Gut zu legen. Sein Verfahren iſt nicht ohne Strenge möglich und mag inſofern den Titel rechtfertigen. Daß Gotthard — der eben Genannte — damit zugleich die Zähmung einer widerſpenſtigen Braut und Frau verbindet (der Ausſpruch derſelben: „Er iſt doch wenigſtens ein Mann!“ mahnt an das ſo oft ausgebeutete Vorbild von Shakſpeare's „Taming of the shrew“) iſt kein neuer Gedanke. Der Anhang: „Geſchichten armer Leute“, macht uns mit einigen Epiſoden aus dem Leben der ärmern Klaſſe bekannt. Alles das in einem fließend angenehmen und oft mit Blüten echter Poeſie geſchmückten Stil.

Zu den bereits rühmlich bekannten Erzählungen des Norwegers Björnſtjerne-Björnſon iſt eine neue gekommen: „Ein friſcher Burſche“ (deutſch von H. Helms, Berlin, Haſſelberg, 1861). Sie enthält die Vorzüge der frühern Arbeiten des Verfaſſers, ohne jedoch von einem gewiſſen Beigeſchmack des Pretiöſen frei zu ſein, der dieſer ganzen Richtung eigen iſt.

Meinem Söhnlein.

I.

1855.

Mein Knäblein ſüß, mit Wangen rund,
Mit goldgelocktem Haar,
Wie lächelt wunderhold dein Mund,
Wie blitzt dein Auge klar!
Du greifſt nach jedem gold'nen Stern,
Der durch das Fenſter blickt;
Du ſpieleteſt mit dem Monde gern,
Der dir entgegennickt.
Du kletterſt auf des Vaters Schos
Und dünkſt dich ſchon ein Mann;
Du blickſt mit deinen Augen groß
Mich freundlich lächelnd an.
Noch ſteht die Unſchuld hell und klar
Dir auf dem Angeſicht,
O, bliebe ſie dir immerdar,
Mein Herz und Augenlicht!
Doch glaube mir, einſt kommt die Zeit,
Dann ruft auch dich die Welt;
Dann ſei, wie jetzt, in Sturm und Streit
Ein ganzer Mann und Held!
Nach andern Sternen greift die Hand
In voller Jugendkraft,
Die Bruſt durchwogt ein heil'ger Brand,
Der himmelan uns rafft.
Einſt kommt die Zeit, da wirſt auch du
Im Kampf des Lebens ſtehn;
Dann fliegt dein Geiſt der Kindheit zu,
Den frommen Stern zu ſehn.
O hüte ihn, ſolang' du's kannſt,
Erhalt' ihn licht und rein,
Dann wirſt du, wenn du dich ermannſt,
Im Kampfe Sieger ſein!
Und wenn dereinſt mein Haar erbleicht,
Das Herz ſich ſehnt nach Ruh',
Dann ſchließt mir deine Hand vielleicht
Das müde Auge zu.
Das iſt, mein Sohn, der Zeiten Lauf,
Vergan geht's und vergab;
Es ziehen neue Sterne auf
Und and're ziehn hinab.
Dann hältſt du auch vielleicht im Arm
Ein Knäblein friſch und rund,
Und herz'ſt es innig, herz'ſt es warm
Und küß'ſt es auf den Mund.
Die Zähre mir im Auge ſieh',
Die ſtillem Glücke rann;
Nun, ſchwing' dich jauchzend mir aufs Knie
Und reite, kleiner Mann!

II.

1861.

Immer dünkt's mich, daß ich ſehe
Meinen jüngſt verlor'nen Sohn;
In der Ferne, in der Nähe
Hör' ich ſeiner Stimme Ton.
Und ich kann es nimmer faſſen,
Daß ſein Bette leer und kalt,
Daß der Knabe uns verlaſſen,
Der uns alles, alles galt.
Wenn mit innigſtem Vergnügen
Ich an ſeinem Lager ſtand,
Lauſchte ſeinen Athemzügen,
Preßte ſeine warme Hand —
Wie ſo hold der kleine Schläfer
Sich im Reich des Traums erging!
Ihn umſchwärmten gold'ne Käfer
Und der leichte Schmetterling.
Seine Welt, ſie war im Freien,
Wo die bunten Blumen ſtehn;
Doch er wird die Zeit des Maien
Nun und nimmer wiederſehn.
Blumen, die ihn hoch erfreuten,
Welche Wald und Wieſe barg,
Bunte Blütenkronen ſtreuten
Wehmuthsvoll wir auf den Sarg.
Lebe wohl, mein lieber Knabe,
Schlumm're ſanft, mein theu'rer Sohn!
Sieh', es blühn auf deinem Grabe
Immergrün und Veilchen ſchon!
Ob dir wol ein ſchön'rer Morgen
Leuchtet? Ob der Nebel weicht?
Ledig biſt du aller Sorgen
Und die Erde ſei dir leicht!

Heinrich Zeiſe.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Das Loos der Frauen. I. — Aus deutschen Bädern. III. Marienbad. (Fortsetzung und Schluß.) — Ein Brief aus Berlin.

Das Loos der Frauen.

I.

Wir haben eine ganz eigene Literatur bekommen, die sich lediglich mit Frauenloos, Frauenberuf u. s. w. beschäftigt. In England haben die mit ihrer Lage unzufriedenen Damen ihre Reclamationen gegen die Gesellschaft, wie sie ist, noch energischer angegriffen. Sie halten über die Frage ihrer bessern Stellung zum Leben öffentliche Vorträge.

Zu Bradford, bei einer Versammlung der „National-Association for the promotion of social science", hielt Miß Berrie Parkes, eine der Herausgeberinnen des englischen Frauenjournals, das, von Frauen geschrieben, von Frauen gesetzt und gedruckt, nur Fraueninteressen behandelt, eine Rede und erörterte darin namentlich die Gouvernantenfrage. Sie stützte sich auf interessante statistische Zusammenstellungen. Im Verlauf ihrer Rede bemerkte sie:

„Die Berichte der Wohlthätigkeitsanstalt für Gouvernanten (Governess' Benevolent Institution) — eine der größten und wirksamsten Unterstützungsanstalten dieses Reichs — legen dar, daß es in unserm Lande 15000 Gouvernanten gibt. Funfzehntausend gebildete Frauen, meistens unverheirathete oder verwitwete, die nicht von ihren männlichen Verwandten unterhalten werden, wol aber in unzähligen Fällen diese unterhalten! Man kann mir entgegnen: Funfzehntausend ist zwar eine große Zahl, aber wenn es eine ebenso große Zahl von Familien gibt, die Gouvernanten brauchen und guten Gehalt zahlen können, so ist es sentimental, darüber Klage zu führen, daß diese Damen arbeiten müssen. Auf diese Entgegnung bin ich gefaßt! Aber zuerst erlaube man mir, der Anstalt, deren ich oben erwähnte, für die klare und umfassende Auskunft, die ihre veröffentlichten Berichte geben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Alle diejenigen, welche mit der wahrhaftigen Lage der gebildeten arbeitenden Frauen in England vertraut zu werden wünschen, mögen sich mit den Berichten der Wohlthätigkeitsanstalt für Gouvernannten bekannt machen.

„Die Anstalt besteht erstens aus einer sogenannten Heimat (Home), in welcher Gouvernanten, die außer Stelle sind, für ein mäßiges Wochengeld Aufnahme finden; daselbst befindet sich ein Register, in welches sie ihre Namen, Leistungen und Anforderungen einschreiben und das den Familien zur Ansicht gegeben wird, welche Gouvernanten zu engagiren wünschen. Im vorigen Jahre waren 1500 Namen eingetragen und 1100 Stellen gefunden.

„Zweitens gibt es ein durch Subscription zusammengekommenes Kapital, das dazu verwandt wird, bejahrten Gouvernanten eine jährliche kleine Pension zu geben und auch in einzelnen Fällen mit Geld zu unterstützen.

„Im Jahre 1843 gründete eine Dame diesen Fonds, indem sie sich verpflichtete, ein Jahrgehalt einzuzahlen. Seitdem ist das Kapital zu 177292 Pf. St. angewachsen, obgleich bereits 14284 Pf. St. in Pensionen und zeitweisen Geldunterstützungen verausgabt worden sind.

„Drittens ein Stift für alte Gouvernanten, dessen 22 Zimmer stets gefüllt sind.

„Durch diese statistischen Berichte werden meinen Zuhörern erschreckende Offenbarungen, die hülfsbedürftige Lage der Frauen betreffend, zu Theil werden. Was würden wir dazu sagen, wenn gebildete Männer nach einem Leben voll ehrlicher und fleißiger Arbeit zu Tausenden in die bitterste Armuth sänken? Und in neun Jahren beträgt die Gesammtzahl armer, von obenerwähntem Fonds unterstützter Gouvernanten 26571!

„Jetzt lassen Sie uns betrachten, wie diese unglücklichen Frauen in diese elende Lage geriethen! Es sind uns die Mittel dazu in die Hand gegeben, denn jährlich werden zweimal — im Mai und im November — die hülfsbedürftigsten Gouvernanten von denen ausgewählt, welche sich zu dem Jahresgehalt gemeldet haben, und bei dieser Gelegenheit werden in dazu angefertigten Listen die nähern Verhältnisse der sich Anmeldenden aufgezeichnet. In der vor mir liegenden Liste vom vorigen Mai stehen 145 Candidatinnen zu den Jahresgehalten verzeichnet, aber nur vier konnten pensionirt werden. Lassen Sie mich ohne Auswahl lesen, was hier über die Verhältnisse einiger, die im Laufe der Jahre gewählt wurden, verzeichnet steht.

„Nr. 1. Miß S. M. A., 59 Jahre alt. Ihr Vater war Oberst und bis zur Schlacht bei Waterloo in activem Dienst. Sie hat ihre Verwandten aufs kräftigste unterstützt. Krankheiten haben ihre Ersparnisse aufgezehrt; sie hat eine sehr schwächliche Gesundheit und konnte im letzten Jahre nur noch 10 Pf. St. erwerben.

„Nr. 2. Miß M. A., 74 Jahre alt. Verließ das älterliche Haus, als ihr Vater Bankrott machte. Sie war 14 Jahre in Einer Familie und gab den größten Theil ihrer Einnahme hin, um ihre alte Mutter und kränkliche Geschwister zu unterstützen. Ihre einzige Einnahme sind 10 Pf. St. jährlich, die sie aus einer wohlthätigen Anstalt erhält.

„Nr. 3. Mrs. O. S., 57 Jahre alt. Ihr Vater war Kapitän in der Armee, ihr Mann Wundarzt; er starb plötzlich und ließ seine Witwe mit zwei Kindern unversorgt zurück. Sie unterstützte mehrere Jahre ihre Mutter. Jetzt leidet sie an einer chronischen Luftröhrenentzündung und erhält sich und ihre kranke Tochter nur dadurch, daß sie Stuben vermiethet.

„Nr. 4. Miß M. J., 59 Jahre alt. Sie hatte 15 Geschwister und verließ das älterliche Haus schon in ihrem sechzehnten Jahre. Sie und zwei ihrer Schwestern unterstützten viele Jahre den Vater und eine ihrer verwaisten Nichten. Kränklichkeit und geschwächtes Augenlicht nöthigte sie, eine kleine Erbschaft, die ihr zufiel, aufzuzehren, und unter dem Druck der äußersten Armuth ist sie in Geisteskrankheit verfallen, die von Tag zu Tag zunimmt.

„Nr. 5. Miß E. A., 58 Jahre alt, verlor ihren Vater, als sie noch sehr jung war; ihrer Mutter zweiter Mann ruinirte die Familie. Sie hat Mutter und Schwester bedeutend unterstützt; infolge eines Falles wurde sie zum Krüppel; sie kann den rechten Arm und Fuß nicht mehr gebrauchen und ist ohne alle Hülfsmittel.

„Nr. 6. Miß E. B., 65 Jahre alt. Des Vaters Geschäfte waren sehr verwickelt; sie verließ das älterliche Haus früh und unterstützte ihn und ihre alte, kranke Mutter; später erzog und unterstützte sie eine Nichte während neun Jahren. Jetzt leidet ihr Gesicht und ihr Gehör, auch hat sie ein Herzübel. Gar kein Einkommen.

„Hier sind also sechs Fälle äußersten Elends die Folge ganz gewöhnlicher Ursachen. Ach, ich wollte wol, ich hätte damit etwas weniger Gewöhnliches vorgelegt, aber die Geschäfte der Väter gehen oft nicht gut; jüngere Geschwister oder alte Aeltern bedürfen oft der Unterstützung und es ist oft genug ausgesprochen worden, daß der Gehalt einer Gouvernante gewöhnlich nicht so hoch ist, daß sie sich von den Ersparnissen ein hinreichendes Einkommen für ihr Alter sichern kann; die Anzahl der sehr hoch bezahlten Gouvernanten ist gering.

„Wahrlich, in einem Lande, in dem die Versorgung der Frauen so unsicher ist, sollten doch die Aeltern der Mittelklassen erstens ihre Töchter ein nützliches Gewerbe oder Handwerk oder eine Kunst erlernen lassen. Zweitens sollten sie dieselben nie bereden, Gouvernanten zu werden, aus dem Grunde, weil dies eine vornehmere Stellung zu sein scheine! Drittens sollten die Aeltern, die ihren Töchtern kein Vermögen hinterlassen können, sich in Lebensversicherungen einkaufen."

Die Rednerin geht nun auf diese Vorschläge ausführlicher ein. Sie sind immerhin interessant genug auch für den Continent, um darauf noch einmal zurückzukommen.*)

(Ein zweiter Artikel folgt.)

*) Bemerkenswerth darf es erscheinen, wie diese 15000 Gouvernanten, in deren Händen die Bildung und Erziehung der englischen Familien liegt, ihren Einfluß auf die englische Literatur ausüben. Die schöngeistige Partie derselben scheint in der That nur für unverheirathete, alternde und verstimmte Mädchen geschrieben. D. Her

Aus deutschen Bädern.

III. Marienbad.

(Fortsetzung und Schluß.)

Glücklicherweise sind die Wege schattig, die Hitze ist selten drückend, sodaß selbst an einem Sommernachmittag die Wanderung ohne Beschwerde angetreten werden kann, besonders nach dem nahen Bellevue. Man verweilt einige Stunden in zahlreicher Gesellschaft, um 6 Uhr spielt die Musik wieder vor dem Kreuzbrunnen. Die Promenade bietet zu dieser Zeit ein belebtes, buntfarbiges Bild; an der Trinkhalle und gegenüber sind Bänke wie Stühle besetzt. Dazwischen wogen Spaziergänger, viel Schwarzröcke, viel weiße wie andere Uniformen mischen sich unter die schon oben erwähnten Erscheinungen. Ein specifischer Anblick sind die — Dickbäuche, jene zu übermäßigen Dimensionen gelangten Gestalten, in denen zum Herrscher ward, was dienen soll, das vegetative Leben.

Während der Promenadezeit machen die Kaufleute gute Geschäfte; beim müßigen Umhergehen unterhält es, die Auslagen zu beschauen. Viel Granaten werden ausgesucht, wie auch von den geschmackvollen Kästchen aus verschiedenen Holzsorten und die böhmischen Spitzen, einer besitzlosen Bevölkerung ärmlicher Erwerb. Durch das fremde Geld, welches hier flüssig wird, spenden die Quellen wieder ihren Segen über das Land.

Wenn die Sonne zu sinken beginnt, dann ist es köstlich, noch einen Spaziergang thalwärts zu machen, während der Morgen die Glanzperiode der Wälder bildet. Von der wogenden Promenade hinweg wandern wir unter herrlichen Bäumen nach Wiesen, die wir nirgends duftender trafen. Ein Bach windet sich durch die gesegnete Flur, hinter dem grünen Hügel hervor blickt der Kirchthurm eines poetisch zerstreuten böhmischen Dorfs. Feierlich still scheint die Gegend zu ruhen, besänftigend wirkt der Friede der Natur auf die Menschenbrust.

Seltsam ist es bei so vielen Vorzügen, daß dennoch der Aufenthalt in Marienbad niemand recht behagt. Es mag einestheils daran liegen, daß es der höchst kosmopolitischen, buntgemischten Gesellschaft an eigentlichem Centrum fehlt, auch die Entbehrung vieler gewohnten Lebensgenüsse äußert sich herabstimmend. Die Lage, lieblich zwar, ist dennoch etwas eingeengt; man fühlt sich auf den Hügelrücken und dessen nächste Umgegend wie festgebannt. Die schönen Pfade laufen alle im Umkreis einer halben Meile ab — die Civilisation ist hier nicht naturwüchsig hervorgegangen aus der vermehrten Bildungsfähigkeit und dem sich hebenden Wohlstande der Bevölkerung, sondern tritt nur auf als Treibhausgewächs der Speculation.

Gern wird noch von Marienbad aus zu Wagen besucht Pockhorn, ein etwas isolirt stehender Hügel, dessen Aussicht freilich nur den Bewohnern einer sandigen Fläche großartig scheinen kann. Zugleich wird man am Fuße des Bergs gewöhnlich mit einer eigenthümlichen Musik empfangen, deren Instrument eine Art böhmischen Dudelsacks ist. Ferner das Stift Tepel, am gleichnamigen Flusse gelegen. Die dortigen Chorherren sind die Eigenthümer des Curorts. Ihre Abtei bietet wenig Merkwürdiges, die Mönche führen ein

faſt pflanzenhaftes Stillleben. Beten, eſſen, trinken, ſchlafen iſt der einförmige Kreislauf ihres Daſeins.

Ungleich intereſſanter für den Beſucher iſt Schloß Königswart, der Metternichſitz,* wohin durch den Thiergarten ein ſchöner Weg führt. Tiefliegend wird das etwas niedrige Schloß, ein gradliniger Bau im Quadrat, erſt ſichtbar, nachdem der letzte Hügel der Straße überwunden iſt. Parkartige Anlagen umgeben das 1839 von dem Fürſten-Staatskanzler reſtaurirte Hauptgebäude, deſſen Hof eine ſchöne Fontaine ziert und ein elegantes Eiſengitter abſchließt. In einem der Eckpavillons ſind nicht unbedeutende Sammlungen aufgeſtellt, beſonders reich an perſönlichen Andenken des Mannes, der Oeſterreichs Geſchicke ſo lange lenkte. In der gutbeſtellten Bibliothek fiel uns eine traurige Zuſammenſtellung auf; ſie enthielt von der Koſſuthnote bis zum Stempel eines Kellners herab alle im Laufe der letzten funfzehn Jahre im Kaiſerſtaate circulirenden Surrogate edlen Metalls. Unter den nicht ſehr zahlreichen hiſtoriſchen Porträts iſt ſehr merkwürdig der geiſtreiche Kopf eines Mannes mit etwas bleichen, aber nicht unregelmäßigen Zügen, breiten Geſichtsknochen und kalten, blauen Augen nebſt röthlichen Haaren und eben ſolchem Barte. Es iſt das Conterfei des gewaltigen Friedländers. In Eger, in dem Zimmer, wo Wallenſtein auf grauſame Weiſe ermordet wurde, zeigte man uns ein hageres, gelblichbraunes Geſicht mit ſtruppigem ſchwarzen Kopf- und Barthaar. Das Bild in Königswart führt uns den böhmiſchen Edelmann und großen Feldherrn naturgetreu vor. „Es war eben damals ſchon älter, als er bei uns gemalt wurde", bemerkte auf unſern Einwurf der naive Cicerone im Rathhaus zu Eger.

Wenn man in das Hauptthor des Metternich'ſchen Schloſſes tritt, drückt die niedere Wölbung; die Holzſäulen der Vorhalle beleidigen ein künſtleriſch gebildetes Auge. Erſt jenſeit der Glasthür auf der mit Teppichen belegten Treppe beginnt der Comfort. Die Wohngemächer enthalten nichts Ausgezeichnetes, beſonders ſind ſie arm an dem, was wir ſo gern ſuchen in den Sälen der Großen — an Kunſtſchätzen. Drei ſchöne Frauenbilder zieren die Wände der langen Zimmerreihe — es ſind des Staatskanzlers Gemahlinnen. Die erſte, Gräfin Kaunitz, ſeines Vorgängers Tochter, eine jugendlich reizende Erſcheinung. Die zweite, Baroneſſe Leykam, zur Gräfin Beilenſtein ernannt, in üppiger weiblicher Blüte. Sie war die Mutter des jetzigen Fürſten und genoß die glänzende Heirath nur ein Jahr. Gräfin Zichy, eine ſtattliche Dame, überlebte ihren Gatten.

Der Park hat die böhmiſche Landſchaft ein wenig artificirt; einige Blumenbeete ſind dazwiſchengeſchoben. Einen romantiſchen Anblick bietet die kleine Inſel dem Schloſſe gegenüber; ſie iſt ſtill und grün —

Der Heimweg in den Abendſtunden führt über die Landſtraße. Geſättigt von mancher hiſtoriſchen Erinnerung und lieblichen Landſchaftsbildern, kehren wir nach dem hübſchen Marienbad zurück, genießen eine Taſſe Gerſtenſuppe und legen uns zur Ruhe, um den nächſten Tag frühzeitig zu beginnen, denn ſo verordnet es die Cur. Es iſt vielleicht gerade dieſer Zwang, der die Gäſte nach pflichtſchuldigem Aufenthalt von drei bis vier Wochen auf der Stelle verſcheucht.

(In einer nächſten Nummer ein vierter Artikel: Frühlingsſtreifereien um Teplitz.)

Ein Brief aus Berlin.

— — „Moraliſche Eroberungen!" „Annexionen!" Vorläufig ſind Schöneberg, Rixdorf und Moabit mit ihren Feldmarken in den Kreis der Stadt Berlin gezogen worden. Eine halbe Million Einwohner! In der That, Berlin iſt eine Weltſtadt geworden! Trotz aller Anregung, die es bietet, war es bisher wenig mehr als die Hauptſtadt des erſten deutſchen Staats geweſen — mit breiten Straßen, in oder auf denen es aber nicht zu leben, ſondern nur zu gehen und zu fahren erlaubt war. Ein Hinaustragen der Beſchäftigung, der eigentlichen Exiſtenz in die Oeffentlichkeit wäre eine Neuerung geweſen, vor der ſich der liberalſte Stadtverordnete hinter eine „gemiſchte Commiſſion zur Berichterſtattung" geflüchtet hätte.

Auch das iſt anders geworden. Die Trinkbuden mit ihren Hebes möcht' ich die erſten Blockhäuſer und „Pioniere" unſerer Weltcultur nennen. Die „Dienſtmänner" ſind ihnen an die Seite getreten — graue, grüne, blaue, mit und ohne Ueberwurf; die Concurrenz hat in der Errichtung neuer Dienſtmannſchaften und neuer Omnibuslinien ein reiches Feld der Ausbeute gefunden. Dieſe Leute erfüllen den etwas ins Tranſcendentale ſteigenden Begriff eines „Mädchens für alles" (der, wie jeder in Berlin weiß, genau nur auf die Schauſpielerinnen „ohne Fach" paßt) in männlicher Form; ſie ſind heute geflügelte Ariels, die ſchneller als die Poſt, die zwei bis drei Stunden braucht, Liebesbriefe vom Thiergarten auf das Köpnicker Feld befördern und morgen ziehen ſie auf einem „Hundewagen" die Trümmer von Babylon: eine Kommode, einen Tiſch und den Gedanken eines Bettes von einer Gaſſe zur andern. Aber die alten Lieblingsgeſtalten Glaßbrenner's, die „Eckenſteher", ſind ſie freilich nicht mehr; ſie beſitzen kein Gemüth, keine Reflexion; ſie können leſen, ſchreiben und rechnen — alles Dinge, die unwillkürlich aus dem natürlich menſchlichen Zuſtande des Nichtsthuns in die Geſellſchaft der Arbeit hinüberführen. Mit ihrer Hülfe aber ſchreibt man jetzt an jeder Straßenecke; Papier, Blei- oder Stahlfeder, Couvert, alles birgt die Taſche des Dienſtmanns; nun hat er noch ſein Zweigroſchenſtück bekommen — und die Kugel geht ihren Lauf. Bereits hat dieſen neuen Stand — iſt es der fünfte oder der ſechste? eine Frage für einen neuen Sieyès, da die Zahl der Dienſtmänner ſich ſchon auf 4000 belaufen ſoll — eine höhere Weihe geadelt, der unverwüſtliche Helmerding auf Wallner's Theater „verklärt" in einer neuen Poſſe dieſen Beruf wie früher den eines „gebildeten Hausknechts" — Riehl wird eine neue Arabeske für ſeine „Deutſche Arbeit" haben.

Theater — Miſère — dieſe Worte beſitzen in ganz Deutſchland eine geiſtige und moraliſche Verwandtſchaft. Da unſere vorzüglichſten Gäſte, die wiener Hofburgſchauſpieler und die pariſer Bouffes, uns verlaſſen haben, das Hoftheater ſich wieder nur mit den „alten Kräften" und dem unvermeidlichen „Nathan der Weiſe" eröffnete, bleibt im Grunde allein die „Zukunft des Victoriatheaters" das ungelöſte Problem aller denkenden Theaterfreunde. Ein Gerücht bezeichnet den bekannteſten Mann der berliner Demokratie von 1848, deſſen Geſtalt und Name gleich heroiſche Erinnerungen weckt, als die leitende Hand des neuen Directors. Die Reformentwürfe dieſes geſchichtlich merkwürdigen Mannes haben nacheinander ſich mit der preußiſchen un

deutſchen Verfaſſung beſchäftigt; wie eine vollſtändige Umwandelung des Strafgerichtsverfahrens, hat er auch eine neue und originale Erhebung der Grundſteuer vorgeſchlagen; jetzt, wo ihm wieder eine praktiſche Thätigkeit ſich erſchließt, bringt er das Victoriatheater auf einen feſten Fuß; und gelingt es ihm, ſo könnte man ihn einen Einigungsverſuch für die 36 deutſchen Staaten wagen laſſen; ein König thut's doch nicht, nur ein „Held". Indeſſen, wie viele Rebel müſſen ſich da noch theilen! — — Das Victoriatheater hat vorläufig ſchöne, nur allzu große Räume, einen freundlichen Garten, aber — keine Stücke und, Tempelteh verſichert wenigſtens, auch keine Schauſpieler. Eine Bühne, die nur zu Zauberpoſſen, Ritter- und Volksſtücken angelegt iſt, mühl ſich mit Schauſpielen und Komödien, die zum vollen Genuß und Verſtändniß einen engumgrenzten Raum fordern, in dem nichts vom Dialog verloren geht — es iſt, als ob man in einer Reiterbude „Donna Diana" ſpielen wollte.

Exeunt omnes — die wiener Schauſpieler, die verwöhnten Schoskinder der berliner Preſſe und des Publikums, von denen jeder der Sage nach tauſend preußiſche Thaler nach dem nun auch politiſch-gemüthlos gewordenen Wien getragen haben ſoll, Mademoiſelle Tautin, die unvergleichliche, leider allzu ſehr in die Breite gegangene Bacchantin der Bouffes, deren kühne Sprünge ſelbſt den Kranz auf dem Haupte des „Baron Jupiter" nicht ſchonten, und . . . . . Stahl! An einem Kunſtladen hängen in ſinniger Vereinigung die photographiſchen Viſitenkarten dieſer Berühmtheiten. Unter den letzten, verrauſchenden Klängen des deutſchen Turnfeſtes, als die Friedrichsſtraße mit ſchwarzrothgoldenen Fahnen beflaggt war und jeder Quintaner ſeine ſchwarzrothgoldene Schleife trug, mußte Stahl ſterben! Der letzte Ritter oder der letzte Sophiſt des Feudalſtaats? Das eine wie das andere! Wer nie den Sitzungsſaal des Herrenhauſes betrat, der kennt ſie auch nicht, „die himmliſchen Mächte", die in Stahl's Bruſt ſchlummerten. Nur wer die Bürgermeiſter des Hauſes verzweiflungsvoll grollend angehört, weiß den Verluſt zu ſchätzen, den das Haus erlitten. Stahl hatte und gewann Zuhörer. Seine Stimme beſaß einen gewiſſen, dem Ohre ſchmeichelnden Ton; ſeine Sätze überzeugten nicht, aber ſie ſtolperten auch nicht wie umgeworfene Bleiſoldaten über- und durcheinander; ſie gingen, ſie hatten eine beſtimmte Phyſiognomie. Nicht durchaus eine eigene; etwas von Haller, etwas von modernem Pietismus, etwas — und das war das Schlimmſte — von dem Kleinadel der Mark, der „ſchon vor den Hohenzollern da war". Der Theoretiker Stahl, deſſen Anfänge und Anſchauungen von der Luft der zwanziger Jahre, der allgemeinen romantiſchen Schwärmerei für ſtändiſches Weſen ihr Leben erhalten, gab ſich zuletzt praktiſch der ordinärſten und eigenſüchtigſten Intereſſenpolitik des Landadels hin. Seine Kenntniſſe, ſein Wiſſen ſchienen nur noch da zu ſein, dieſe Politik zu vertheidigen. Hier iſt die Frage erlaubt: Wie konnte ein hochgebildeter, geiſtvoller Mann von der Höhe der Wiſſenſchaft auf dieſen Standpunkt der Junker herabſinken, deren Ideal darin beſteht, nichts zu zahlen und die andern ihre jüngern Söhne als Offiziere und Beamte erhalten zu laſſen? Ein ſchwächlicher Mann, eine zuſammengedrückte Geſtalt, ohne Ausdruck, mit einem zuweilen glanzvollen, doch nicht beherrſchenden und in die Tiefe der Dinge dringenden Auge, mäßig lebend, von mäßigen Anſprüchen — hierin unterſchied er ſich auf das vortheilhafteſte von ſeinem ihm nun auch vorangegangenen Geſinnungsgenoſſen Pernice —, ohne Anlage zum Fanatiker, ſo ſehr er auch den Schein deſſelben künſtlich in den Sitzungen des Evangeliſchen Vereins anzunehmen wußte, alles in allem ein ſophiſtiſches Talent. Auf ein Haar gleichen ſeine Schlagworte: „Autorität, nicht Majorität", „Die Wiſſenſchaft muß umkehren", „Der chriſtlichgermaniſche Staat", den Behauptungen der griechiſchen Sophiſten, der Gorgias, Hippias und Protagoras; wie jene, hielten auch ſie die Anwendung der ſokratiſchen Methode nicht aus. Aber ſie waren eine Loſung, die man auf eine Standarte ſchreiben konnte, eine Loſung, die um ſo beſſer wirkte, je unverſtandener und myſtiſcher ſie erſchien; in ihr konnte alles oder nichts verborgen liegen. Die Feudalpartei wird den Verluſt, den ihr dieſer Todesfall gebracht, nicht mehr erſetzen; ihr einziger Redner iſt jetzt Herr von Kleiſt-Retzow; Arnim hat keine Zündkraft.

Sonſt gibt es in Berlin nur Hitze, Krankheit, Sodawaſſer und „Sammlungen für die deutſche Flotte". Das glänzend begonnene und zu Ende geführte Turnfeſt, bei dem die Maſſe wiederum den ihr angeborenen Trieb der Selbſtregierung, wenn man ſie nur in Ruhe ihres Weges wandeln läßt, in ſtrengſter Aufrechterhaltung der Ordnung bewies, hat den politiſchen Anregungen einen mächtigen Aufſchwung gegeben. Neben den „großen Bankiers" veranſtalten die Bierwirthe ihre Sammlungen — und in natürlicher berliner Uebertreibung — ſogleich „großartig" — für „gepanzerte Linienſchiffe"! Wenigſtens wird ſo auch dem Unbemittelten, der nur einige Pfennige oder Groſchen entbehren kann, die Theilnahme an dem nationalen Werke freigegeben, und bedenkt man die großen Erfolge der Pennyſammlungen in England, ſo kommen auch wir vielleicht nicht zu einer Panzerfregatte, aber doch zu einigen Kanonenbooten. Unſere Brüder aus Wien (heißt es und vielleicht iſt es nur eine ſchöne Sage wie die Conſtitution von Geſammt-Oeſterreich), die zum Turnfeſt herübergekommen, ſeien mit den Stettinern hinaus in die Oſtſee gefahren und hätten ihr Banner in die Wogen getaucht, zum Zeichen, daß auch ſie für ein einiges Deutſchland und eine einige Flotte auf unſern Meeren ſeien. In Schlachten und Städtebrand ſind andere Völker auf hartem Amboß zuſammengeſchmiedet worden, wird Deutſchland in — Feſten einig? An großen Ereigniſſen arm, ſollte man 1861 das Feſtjahr nennen. Künſtlerfeſte in Köln, Schützenfeſte in Gotha, Turnerfeſte in Berlin, Verſammlungen der Juriſten in Dresden, der Aerzte in Speier, Univerſitäts-, Städtejubiläen — wenn da ſich Nord und Süd nicht miſcht und bei kühlem Trunk jeder Haß ausgetilgt wird . . . „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" Und bei alledem kein Geld oder — viel Geld, wenn man die Millionen berechnet, die neben all dieſen Herrlichkeiten noch die Krönung in Königsberg und der Einzug in Berlin koſten wird! „Wozu der Lärm?" Vielleicht nur, um uns über die Langweiligkeit eines Sommers hinwegzuhelfen, indem es Napoleon III. nicht beliebte, eine „Frage" zu ſtudiren, höchſtens die ſehr antiquirte, wie — Cajus Julius Cäſar Aleſia eroberte!

(Ausgegeben am 29. Auguſt 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 36. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. IV. — Tagebuch aus Neapel. (Fortſetzung.) Von Frederike Bremer. — Unter Gräbern. Ein Lebensbild. Von G. Häbler. — Aus dem Oſten. I. — Neue Romane und Novellen. XX. — Gloſſen. — Neues aus der Welt.

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.

IV.

„Am Tage nach ihrer Hochzeit", erzählte Arthur weiter, „war Karen damit beſchäftigt, einige Sachen in einer großen Kommode zu ordnen. Dietrich hatte ſich angekleidet, um an ſeine Arbeit im Walde zu gehen. Bevor er ging, trat er zu ſeiner jungen Frau, um ihr Lebewohl zu ſagen, und indem er mit ihrer Hand ſpielte, legte er ſie an ſeine Wange und ließ dieſe über ſeinen Kopf gleiten. «Du magſt wol dieſe rothen Haare nicht leiden?» ſagte er lächelnd, «und doch kennſt du ſie ſo gut!» Als Karen verlegen ſchwieg, fuhr er fort: «Ja, ſiehſt du, Karen, das muß ich dir doch, ehe ich gehe, erzählen! Setze dich!» Und er ſetzte ſich ſelbſt auf einen Stuhl und nahm ſie auf den Schos. «Als ich vor einem Monat beim Kammerherrn um Erlaubniß bat, mich um dich bewerben zu dürfen, und als ich dann am nämlichen Tage mit dir ſelber ſprach, da ſagte ich nur, daß ich wünſche und hoffe, in dir eine gute und verſtändige Ehefrau zu finden und eine ſolche, die ein bischen erübrigt habe. Ich ſagte aber, wie du dich erinnern wirſt, kein Wort davon, daß ich dich ſo hübſch finde und ſo innig lieb habe. Das ſage ich dir erſt jetzt! Ich diente, wie du weißt, bei dem alten Oberſten in demſelben Hauſe, in dem deine Herrſchaft wohnte, hielt mich aber, ſo viel möglich, von den übrigen Dienſtboten des Hauſes zurück; denn ſie waren nicht nach meinem Sinne; ſie waren mir viel zu weitläufig und führten oft loſes Geſchwätz. Das mochte ich nun weder ſehen noch hören noch daran theilnehmen. Das erſte mal aber, als ich dich ſah, da war es mir, als ob der liebe Gott mir ſelbſt geſagt hätte: ‚Das iſt ſie, die dich glücklich machen und die dich auf dem rechten Wege halten ſoll!' Während ich mit dem Gedanken herumging, hatte ich einſtmals ein Geſpräch mit des Doctors Johann, den du ja wol geſehen haſt. Er war ein luſtiger Kumpan, aber ein loſer Strick. Er machte immer Späße mit mir, weil ich ſo ernſthaft war und nicht ſeine Wege wandelte; von Herzen war er eigentlich nicht ſchlecht, aber nur leichtſinnig und verdorben. Wie der Herr, ſo die Diener! Dieſer Johann kam denn auch darauf zu ſprechen, daß er zu einem Weihnachtsfeſte bei den Dienſtboten euerer Herrſchaft eingeladen ſei und ſagte bei dieſer Gelegenheit: ‚Dann kann ich auch endlich einmal mit dem hübſchen, vornehmen Bauernmädchen, der Karen, ſprechen!' Ich muß wol bei dieſer Bemerkung die Stirn ein wenig gerunzelt haben, denn er fuhr fort: ‚Ja, werdet nur

nicht böse! Ich werde ihr nichts zu Leide thun! Ich weiß ja, daß Ihr nur immer an sie denkt und Euch nach ihr erkundigt! Aber nehmt Euch ein wenig in Acht, Ihr habt vornehme Nebenbuhler!' Ich drang in ihn, mir mehr zu sagen und es bedurfte denn auch keiner großen Ueberredung, um seine leichtfertige Zunge in Gang zu bringen. Er vertraute mir denn, daß sein Herr, der Doctor, sterblich in dich verliebt sei, aber aus Rücksicht gegen deine Herrschaft nicht wage, einen so geraden Weg nach dem Ziele seiner Wünsche einzuschlagen, als er es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegte. Er habe deshalb das alte Weib, die Kaffeesophie, deren Dienstwilligkeit er öfter in solchen Angelegenheiten benutzt habe, holen lassen und ihr eine gute Belohnung versprochen, wenn sie dich auf eine gelinde Weise bewegen könne, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten oder wenn sie ihm wenigstens die Gelegenheit verschaffe, ein Verständniß einzuleiten. Darauf sei die Hexe eingegangen und sei den Tag darauf (gerade Weihnachtsabend) zum Doctor gekommen, um ihm zu sagen, daß sie wohl glaube, dich verlocken zu können, deine Thür zu öffnen, wenn er Punkt 12 Uhr vor derselben auf dem Corridor sein wolle. Wie sie dich dazu bewegen wolle, wußte er nicht zu sagen. Als ich dies gehört hatte, ging ich fort, anscheinend ruhig; aber in meinem Innern kochte es wie Schwefel und Pech. Ich beschloß, dich vor einem Ueberfalle — denn als einen solchen betrachtete ich das Ganze — zu sichern; es fiel mir in meiner Einfalt gar nicht ein, an die Möglichkeit zu glauben, du könntest schuldig sein. Am Abend um halb zwölf Uhr nahm ich meinen Posten in der Wandvertiefung, die, wie du weißt, neben deiner Kammerthür war, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Drüben in der Bedientenstube hörte ich Gesang, lautes Lachen und Scherzen. Kurz darauf kamst du und gingst dicht an mir vorüber; ich erinnere mich genau, daß du leise vor dich hin sangst, und als du den Thürschlüssel hervorzogst, konnte ich hören, daß du Nüsse in der Tasche hattest. Als du hineingegangen warst und einige Minuten verstrichen waren, hörte ich jemand die Treppe heraufschleichen. Es war der Doctor, der in Filzschuhen so leise wie möglich herankam. Er stellte sich an deine Thür und bückte sich, um durchs Schlüsselloch zu gucken. Auch ich bückte mich leise, um seine Bewegungen zu beobachten, ohne indessen einen Schritt zu thun, als im nämlichen Augenblick die Uhr zwölf schlug, deine Thür schnell geöffnet ward und eine Hand — deine Hand — einen tüchtigen Griff in meinen krausen Schopf that, worauf die Thür im Nu wieder zugeschlagen und verschlossen ward. Was das zu bedeuten habe, war mir ganz klar, da ich dieses abergläubische Wesen der Ammenmärchen kenne. Zwar that es mir ein wenig weh, daß du dich mit solchen Dingen befaßtest, glaubte jedoch den deutlichsten Beweis deiner Unschuld hinsichtlich des Doctors darin zu sehen und das Urtheil aller Menschen über dich war ja noch dazu ein so günstiges. Und dann — daß du just durch einen so sonderbaren Zufall dazu kommen mußtest, in meine Haare zu greifen, das, ich gestehe es mit Scham, freute mich und befestigte in mir den Glauben, daß du für mich bestimmt seiest. Ich konnte diesen Gedanken nicht von mir abwehren und tadelte mich doch deshalb. Was den Doctor anbetrifft, so faßte ich ihn um den Leib, gerade als er Miene machte, die Hand an den Drücker zu legen. Er wehrte sich schweigend und tapfer; ich habe aber nicht umsonst diese großen Fäuste und ich rollte ihn so leicht wie einen Knäuel Bindfaden die Treppe hinunter, stieg selbst mit langen, lautlosen Schritten in meine Dachkammer hinauf und schlief mit dem Bewußtsein, eine gute That begangen zu haben, ein. Du kriegtest mich aber damals ganz gehörig beim Schopf, Karen! Du rissest mir wol einen ganzen Wald von Haaren aus?» Karen suchte lächelnd in ihrer Schieblade und zog ein Stück Papier hervor. «Sieh', hier sind sie!» sagte sie. «Ich war wirklich erst besorgt, es seien des Doctors Haare; er war damals der einzige Rothhaarige, den ich kannte. Die gnädige Frau sagte aber, es seien nicht die seinigen!» «Nein», sagte Dietrich, wider Gewohnheit laut lachend, «darin hatte sie recht; denn du würdest ihm mit diesem kräftigen Ruck die ganze Geschichte heruntergerissen haben! Weißt du denn nicht, daß er eine Perrüke trägt?» «Ach», sagte Karen, «darum brach die gnädigste Frau in ein so helles, ausgelassenes Gelächter aus, als ich so betrübt und verdutzt ihr Zimmer verließ! Ich konnte nicht begreifen, weshalb sie so lache. Ich werde ihr nun das Ganze erzählen; das darf ich ja wol? Für mich selbst ist es ja auch gut, daß du mir das Räthsel gelöst hast, denn sonst müßte ich fast an das Uebernatürliche glauben und beginge dann eine Sünde!» «Vergiß das!» fuhr Dietrich fort. «Du thatest es

ja nur aus Scherz und in Ausgelaſſenheit; überdies hat ja Gott alles zum Beſten gewandt. Denn wol ſagt man, daß Ehen, die durch ſolche teufliſche Künſte eingeleitet und geſchloſſen ſind, ſelten glücklich werden, ſondern im Gegentheil ein trauriges Ende nehmen! Aber das ſoll eine Lüge werden, ſo wahr ich Dietrich heiße!» Darauf gab er ſeiner Frau einen Kuß und ging an ſeine Arbeit. Er hielt Wort als ein braver Mann und ſie führten ein Leben, daß Gott und Menſchen ſich darüber freuen mußten. Im nächſten Frühjahr, als meine Aeltern noch in der Stadt waren, kam Karen mit einem todtgebornen Kinde nieder. Zur ſelben Zeit kam ich zur Welt. Da meine Mutter ſehr ſchwach war, überredete man Karen, meine Amme zu werden. Sie kam zur Stadt, reiſte ſpäter mit uns ins Ausland und erſt als ich zwei Jahre alt war, verließ ſie unſer Haus und blieb in dem ihrigen. Daß Karen meiner Mutter erzählte, wie es mit den rothen Haaren zuſammenhinge, begreifſt du. Es war ja eine Rechtfertigung ihrer ſelbſt, die ſie nicht verſäumen durfte. Von meiner Mutter und Karen hatte meine Tante das Abenteuer und die hat es mir oft erzählt. Iſt es nicht ganz unterhaltend?"

Ich beeilte mich zu antworten: „O gewiß!" denn ich war, aufrichtig geſagt, ſehr nahe daran, einzuſchlafen. Aber es war ſehr warm im Zimmer.

„Dietrich iſt vor langer Zeit geſtorben", ſetzte Arthur noch hinzu, „und ſeine Witwe bewohnt jetzt ein kleines Haus am Walde, welches ich für ſie eingerichtet habe und wo ich ſie, ſo oft ich kann, beſuche und mit ihr plaudere. Sie iſt mir innig ergeben, und" — fügte er mit liebenswürdiger Beſcheidenheit hinzu — „für mich verſtändig und gebildet genug. Sie gehört zu den wenigen Menſchen, die zu mir aufblicken. Des Predigers kleine Martha iſt ihr täglicher Gaſt und bei ihr wie zu Hauſe. Sie bringt ihr Bücher, lieſt ihr vor, macht ſich im Garten zu thun, ſchwatzt mit ihr über allerlei und hat tauſend Dinge vor. Sie iſt ein vergnügliches kleines Ding; ich treffe ſie oft dort und vermiſſe ſie, wenn ſie nicht da iſt. Es iſt gerade, als könne es gar nicht anders ſein! Ich kann ſo prächtig mit der freundlichen kleinen Dirne ſprechen, obgleich ſie mitunter auf den Einfall kommt, mich foppen zu wollen. Das thut aber nichts, denn ſie läßt ſich auch über ernſthafte Dinge mit mir aus, und obgleich ſie noch ſo ganz jung und faſt ein Kind iſt, ſo kann ſie mir doch oft vieles ſagen, was ich nicht weiß."

„Sie iſt ein unbedeutendes Ding!" ſagte ich gähnend.

„Findeſt du das?" fuhr er mit einem gewiſſen Eifer auf. „Da muß ich dir doch ſagen, daß ich dir einen beſſern Geſchmack zugetraut hätte. Verſteht ſich, eine ſo brillante Schönheit wie die Schweſter iſt ſie nicht und ſie iſt wol auch nicht völlig ſo klug; aber ſie iſt klug genug und dabei die Güte und Milde ſelbſt! Laß ſie erſt ein paar Jahre älter ſein, dann ſollſt du ſehen!"

„Ja, du haſt vollkommen recht", ſagte ich ernſt, „es war auch nur mein Scherz! Nein, im Vertrauen, ich finde ſie in jeder Beziehung niedlich und liebenswürdig, vielleicht viel mehr als du; und ſo alt ich auch bin, ſo könnte ich doch verſucht ſein, zu ſagen, daß ich einen Schuß bekommen habe, den ich vielleicht nie verwinden werde. Sie hat auf mich den tiefſten Eindruck gemacht, den ein Weib beim erſten Zuſammentreffen auf einen Mann machen kann. Sie wäre gerade ein Frau für mich!" fuhr ich mit größerer Wärme fort; „ich bin reich genug, ihr eine recht angenehme Stellung im Leben anzubieten und was mein Aeußeres und mein Alter betrifft — —"

Arthur ſah mich mit großen, zweifelhaften Augen an, trat zu mir heran und faßte einen meiner Rockknöpfe: „Es iſt ja doch wol nicht dein Ernſt? Nein, das mußt du dir — ein kräftiger Schwur begleitete dieſe Worte — „aus dem Kopfe ſchlagen — das geht ja gar nicht an!"

„Warum nicht?" rief ich. „Was ſollte da wol im Wege ſein? Der Unterſchied im Alter iſt ja doch der einzige Einwand, der hier billigerweiſe erhoben werden kann; und bei meiner guten Geſundheit und meinem jugendlichen Gemüth wird der Abſtand immerhin kleiner erſcheinen, als er wirklich iſt. Meine Wohnung in der Stadt iſt ſehr gut eingerichtet und wenigſtens fürs erſte groß genug — —"

„Ach, ich glaube, bei Gott! du biſt verrückt!" rief Arthur mit purpurrothem Geſicht. „Sie iſt ja überdies ein Kind!"

Er hielt inne, warf ſeine Cigarre weit in den Garten hinaus und ſich ſelbſt wieder auf den Divan.

„Ich will deine Aeußerungen nicht als Beleidigung auffaſſen, obgleich ich wol könnte", fuhr ich in einem trockenen, mürriſchen Tone fort; „es

klingt aber meinem Ohre nicht sehr schmeichelhaft, wenn du so bestimmt bezweifelst, daß eine Dame an meiner Persönlichkeit Gefallen finden könne!"

„So ist es ja nicht gemeint!" sagte Arthur, als ob er mit sich selbst spräche.

Er sah mich mit großen Augen an.

„Nun, wir wollen uns darüber nicht streiten", entgegnete ich. „Ich gehe jetzt hinauf, um auch die horizontale Lage auf meinem Sofa einzunehmen; das ist so gesund! Nachher, so ungefähr um sechs, halb sieben Uhr möchte ich gern mit dir in den Wald spazieren gehen. Es ist so angenehm, nach dem heißen Tage unter dem grünen Schatten frische Luft zu schöpfen — und dann habe ich ja nun auch vieles mit dir zu besprechen!"

Ich ging und überließ ihn seinen eigenen Betrachtungen. Während ich mich über die Symptome, die ich hervorgerufen zu haben glaubte und die eine Stimmung verriethen, welche ich benutzen konnte, in aller Stille freute, machte ich mich daran, einige Packete, die mir die Post gebracht hatte, zu öffnen. Unter andern neuen Sachen, die der Buchhändler geschickt hatte, fand sich auch eine Probenummer einer neuen politischen Zeitschrift, deren Verbreitung in der Gegend, in der ich mich zur Zeit aufhielt, er mich zu fördern bat. Bei flüchtiger Durchsicht derselben stieß ich auf etwas, das meine Neugierde erregte und bei genauerer Prüfung fand ich Aeußerungen und Zeichen, die in meinen jetzigen Umgebungen unter Umständen zu diesem oder jenem verwendbar sein konnten. Ich steckte das Blatt in meine Brusttasche und fiel in einen süßen Schlummer.

Nach 6 Uhr kam Arthur und weckte mich. Er sah sehr ernsthaft, ja niedergeschlagen aus. Wir gingen miteinander durch den schattigen Garten, wo alles in voller Blüte stand und waren bald im Walde. Wir schwiegen beide, jedoch wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Gründen. Er war sich der seinigen wol kaum bewußt. Ich wollte kein Gespräch anknüpfen, sondern ihn lieber ungestört dem Gedankengange überlassen, auf den ich ihn, wie ich hoffte, geleitet hatte. Ich ließ ihn schweigen und sein eigenes Innere prüfen, in welchem seinem Blick vielleicht eine bisjetzt ihm unbekannt oder unklar gebliebene Seite eröffnet wurde. Er war so sehr in sich selbst vertieft, daß er sich von mir führen ließ, obgleich er es sonst war, der mich am Schlepptau hatte. Wir gelangten also wohin ich wollte und nach einigem Dämmern von einer Stelle zur andern befanden wir uns auf dem runden Platze vor „der alten Eiche".

Als ob ich nie dagewesen sei, äußerte ich meine Freude über die einsame Grasbank und den stillen Platz und fing den Baum zu untersuchen an. Als ich hinter denselben ging, fragte Arthur: „Was thust du da? Gehst du auf Entdeckungen aus?"

„Ja wohl, das thue ich immer und ich finde auch immer etwas! Schau her, was für eine prächtige Klause du besitzest, die du vielleicht gar nicht kennst!"

„Nun freilich kenne ich sie! Ich habe mich hier als Kind oft versteckt und Räuber gespielt", sagte er und trat zu mir in die Höhlung des Baums, von wo man, wie oben bemerkt, durch die Spalten den ganzen Platz frei übersehen konnte.

Kaum befanden wir uns da, als wir ganz nahe Stimmen im Dickicht hörten.

Arthur wollte wieder hinaus, um zu sehen, wer es sei; ich aber hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Thue mir, Spaßes halber, den Gefallen, einen Augenblick hier bei mir stehen zu bleiben und vor allem versprich mir, zu schweigen und dich ruhig zu verhalten!"

„Was soll das bedeuten?" fragte er verwundert.

Ich legte den Finger auf den Mund und lispelte: „Sieh'! Sieh'!" — Aus dem Dickicht hervor schlenderte Herr Rechtscandidat Peter mit einer dicken Cigarre tief in den Mund gesteckt, den grauen Hut im Nacken und beide Hände in den Taschen des Paletots. Hinter ihm ging Charlotte. Sie hatte frische Toilette gemacht, woran mir namentlich eine hellblaue Jacke und ein hellblaues Kleid auffielen, wozu der große Strohhut mit den flatternden rothen Bändern ihr ziemlich auffallend stand. Diese Farbenpracht, die großen, schwarzen Haarbüschel an den Seiten gaben ihr das Aussehen eines großen, fabelhaften Vogels. Sie steuerten beide auf den großen Baum zu.

Der Candidat warf sich auf die Grasbank und stützte sein gedankenschweres Haupt auf die eine Hand, während Charlotte den kleinen Platz auf der Kante einnahm, den er ihr übrig gelassen hatte. Ihre Unterhaltung drehte sich um einen statistisch-patriotischen Gegenstand. Es ging dabei nicht wenig über die Gutsbesitzer und den Adel her, die vor ihren Augen keine Gnade fanden. Während des Gesprächs bemerkte ich, daß

Peter ſich häufig auf die Behauptungen eines Publiciſten berief, den er ſeinen Glaubensbruder nannte. Es entſtand eine Pauſe.

Plötzlich erhob ſich Peter aus ſeiner gemächlichen Lage und fragte:

„Ja, Charlotte, wie ſteht es jetzt mit dir und dem Kammerjunker?"

Charlotte ſchlug die Augen nieder und entgegnete:

„Du weißt, was ich dir nach Kopenhagen geſchrieben —"

Dann legte ſie, wie beſchwichtigend, die Hand auf ſeine Schulter —

Er legte die Cigarre zur Seite und wälzte ſich unruhig hin und her, zuletzt den Kopf aufſtützend —

„Ich weiß es", ſagte er endlich, „daß ich dir kein Los anbieten kann und verſtehe vollkommen deine Sehnſucht, endlich aus dem Vaterhauſe zu kommen —"

„Peter", ſagte Charlotte, „ich werde darum nie aufhören —"

Ihre Lippen ſtockten. Ich mußte annehmen, daß ſie ihm die Verſicherung ihrer Liebe auch nach dem mit Arthur geſchloſſenen Bunde geben wollte —

Eine drückende Pauſe trat ein. Arthur's Hand zitterte in der meinigen.

„Und wie wirſt du es bei deiner hohen Entwickelung und deinem freiſinnigen Streben ertragen können, von einer ſolchen Null, wie der Kammerjunker iſt, abhängig, ja faſt ſeine Sklavin zu ſein?" ſagte endlich Peter.

„Das denk' ich nicht!" antwortete Charlotte. „Der Mann iſt biegſam wie ein Grashalm —"

„Sage dumm, Charlotte!" fiel Peter ergrimmt lachend ein. „Aber mit dummen Menſchen iſt oft kein Auskommens!"

Ich faßte Arthur am Arm; ich mußte befürchten, daß er ſeinen Berſerkeranfall bekam.

„Und wer weiß noch", fuhr Peter fort, indem er die Cigarre wieder ergriff, die noch fortglimmte, „wer weiß noch, ob du auf ihn rechnen kannſt! Er hat ja eine Schüchternheit, als könnte er nicht ja oder nein ſagen! Wenn ich die Fratze ſehe —"

Peter machte einen Verſuch, Arthur's Mienen und Geberden nachzuahmen; aber weder ſeine Geſtalt noch ſein Geſicht waren für eine zutreffende Mimik geſchaffen.

Deſto glücklicher war Charlotte.

Sie war aufgeſtanden, näherte ſich dem Vetter mit lächelnder Miene und äffte die Bewegungen nach, die Arthur in ſeiner Gewohnheit hatte.

Nun brachen beide in ein ſchallendes Gelächter aus.

Ich hatte von Arthur's Seite irgendeinen gewaltſamen Ausbruch erwartet; zu meiner großen Beruhigung und Verwunderung jedoch verhielt er ſich ganz ruhig und ließ die muskelſtarken Arme hängen.

„Ja", fuhr Charlotte, als ſie wieder zu Athem gekommen war, „laß mich erſt auf Stighof feſten Fuß haben, dann ſoll alles gut werden! — —"

Peter antwortete: „Du verſprichſt dir und mir gewiß zu viel, Charlotte! Es wäre doch möglich, daß du die Rechnung ohne den Wirth machteſt! Ein ſolcher Herr iſt oft ſehr ſtarrköpfig und unlenkſam —" Plötzlich ſprang der Sprecher auf und ſagte: „Hier ſind Mücken, ich kann es hier nicht länger aushalten!" Ohne die Antwort ſeiner Couſine abzuwarten, begab er ſich auf den Weg. Sie folgte ihm.

Als wir die Bundesgenoſſen aus den Augen verloren hatten und ihre Stimmen nicht mehr hörten, traten wir aus unſerm Verſteck hervor. Kein Töpfer kann mit geſpannterer Erwartung eine ſchöne Vaſe, von der er ſich viel verſpricht, aus dem Brennofen ziehen, als ich meinen Freund aus der hohlen Eiche.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Fortſetzung.)

Am 30. Auguſt.

Aber diesmal nicht! — Alles iſt verändert und ſie iſt ſeine Braut! Als ſie beide Hand in Hand in mein Zimmer eintraten, um mir mitzutheilen, daß ſie ſich verlobt hätten, ſtrahlte er von Seligkeit wie ein Halbgott; ſie war bleich, aber ihre Augen glänzten wie zwei helle Sterne. Sie waren ein ſchönes Paar: er die Kraft, ſie die Anmuth. Mit Erſtaunen und nicht ohne Unruhe nahm ich die mir jetzt ganz unerwartete Mittheilung auf und obgleich ich ſie beide unter herzlichen Glückwünſchen in meine Arme ſchloß, fühlte ich doch eine geheime Beſorgniß, daß eine Ueberraſchung des weichen weiblichen Herzens dieſe plötzliche Veränderung ihres kürzlich gefaßten und lange gereiften Entſchluſſes herbeigeführt habe. Ich wünſchte allein mit ihr zu ſein und nachdem

er mir und ihr die Verſicherung gegeben hatte, daß ſie noch immer frei ſei und nie anders als mit ihrer eigenen vollkommen freien Zuſtimmung an ihn gebunden ſein werde, ließ er uns beide allein.

Unruhig forſchend blickte ich in das tiefe Augenpaar, in welchem ich den noch eben ſtrahlenden Blick von Wolken und Thränen verſchleiert ſah. Allein ſie beruhigte mich aus eigenem Antriebe. Sie hatte ihn ſo gut, ſo edel, ſo ſchön in ſeiner Liebe geſehen, daß ſie ſich dadurch beſiegt gefühlt und ſich ihm mit klarem Bewußtſein und voller Ueberlegung gegeben hatte. Sie fühlte, daß ſie recht gehandelt hatte: „ſie wollte ihn glücklich machen; ſie hoffte und glaubte auch, daß ſie künftig mit ihm glücklich werden würde". Möge ſie dies werden, das reinherzige, liebenswürdige junge Mädchen! Bisher habe ich mehr Intereſſe für ihn als für ſie empfunden; denn ſeine aufrichtige und uneigennützige Liebe hatte ihm meine ganze Sympathie zugewendet. Aber von dieſer Stunde an fühle ich, daß mein Herz vor allem an ſie gekettet iſt!

Am 5. September.

Unſere Bäder haben ein Ende mit Schrecken durch einen Siroccoſturm genommen, der in einer Nacht alle Badehäuſer an der Küſte, und darunter auch das unſerige, weggekehrt hat. Noch geht die See hoch am Ufer und es iſt ein prächtiger Anblick, die Wellen mit weißſchäumenden Mähnen, wie eine Art von Seeroſſen, an den Felſen hinaufſtürzen zu ſehen. Seit länger als acht Tagen iſt das Wetter ſo herbſtlich und rauh, daß ich mich kaum erinnere, es um dieſe Zeit des Jahres in Schweden ſo unfreundlich gefunden zu haben. Und im allgemeinen habe ich bemerkt, daß der ſchwediſche Sommer den Italiens ebenſo ſehr an Schönheit und Anmuth übertrifft, wie der Frühling und Winter in Italien den Frühling und Winter Schwedens. Nach wenigen Tagen werde ich Sorrento verlaſſen, nach Capri, Amalfi und Salerno reiſen und dann wieder nach Neapel zurückgehen. Die beiden Verlobten werden mich begleiten.

In unſerm Hauſe haben wir auch einige Stürme zu beſtehen gehabt, die aus dem noch nicht vollſtändig beſiegten Herzen Pſyche's aufſtiegen. Aber Hercules hat dieſelben jedesmal durch die Macht der irdiſchen und der himmliſchen Liebe beſiegt und nach jeder Verdunkelung durch düſtere Dämonen ſehe ich den hellen Sternenblick von neuem aus den zitternden Wolken hervorſtrahlen. Ihre Gewalt über ihn iſt groß, aber ich bemerke mit Freude, daß die ſeinige über ſie im Zunehmen begriffen iſt. Nach jedem Sturm erſcheint der Himmel heller.

Unſere Abende ſind ſtets harmoniſch. Pſyche's Muſik gewährt uns während derſelben großen Genuß, denn ſie gleicht einer lebendigen, aus den Tiefen ihrer Seele hervorſpringenden Quelle. Zuweilen ſingt auch Hercules mit ihr gemeinſchaftlich „Santa-Lucia", das er ſehr gut ſingt. Er beſitzt eine ſtarke, reine und melodiſche, obgleich nicht muſikaliſch gebildete Stimme. Später ſtehen wir auf einem der Balcone des Salons und trinken die erfriſchende Abendluft, während die Sterne über unſern Häuptern ſchimmern. Abends wird die Luft ſtets ſtill und der Himmel hell — und der Mond ſteigt über dem Berge San-Angelo empor. Oder wir ſehen auch prächtige Blitze aus phantaſtiſchen Wolken den Horizont erhellen. Wir lauſchen dem Geſang der Seeleute auf dem Markt, wo ſie ausruhen und ſorgenlos die Ruhe des Abends und die Früchte der Erde genießen. Nach und nach verſtummen jedoch dieſelben und alles wird ſtill, mit alleiniger Ausnahme des Rauſchens der kleinen Fontaine bei dem alten Stadtthor auf dem Markt, auf deſſen Ruinen San-Antonio als Schutzheiliger von Sorrento ſteht. So entfliegen Minuten und Stunden und Hercules umfängt ſeine Pſyche mit ſeinen Armen und mit ſeiner innigen Liebe, während Pſyche auf die Baluſtrade geſtützt ſich den reizenden Eingebungen ihrer Abendſtimmung überläßt und Ernſt und Scherz zwiſchen dieſen beiden wechſelt. So muß es ſein.

Zuweilen leſen wir auch etwas, zuletzt einige Geſänge der „Odyſſee", wie ſich auf dieſem Boden geziemt, der voll von den Thaten und Abenteuern des Ulyſſes iſt. Wir freuen uns über die zahlreichen naturfriſchen Schilderungen und Ausdrücke; aber wir freuen uns auch darüber, daß wir die Zeit weit hinter uns haben, in welcher der göttergleiche Odyſſeus und ſeine Freunde das höchſte Glück des Lebens darin fanden, von Aufgang der Sonne bis zu deren Untergang am köſtlich gedeckten Tiſch zu ſitzen, Fleiſch zu eſſen, Wein zu trinken und Liebesabenteuern zuzuhören, „welche die Göttinnen nöthigen, ihre Augen wegzuwenden, und die Götter dahin bringen, ſich die Seiten vor Lachen zu halten". Wir freuen uns darüber, daß wir die Zeit weit hinter uns haben, in welcher der vortreffliche Telemachus ſeine

Mutter in ihr Gemach ſchickte, um ihre Weibergeſchäfte zu beſorgen, und das Schickſal der Verſtorbenen für ſo traurig gehalten wurde, daß Achilles im Schatten des Hades bekennt, daß er lieber als der Sklave des ärmſten Tagelöhners auf der Erde leben, als die Todten im Reiche der Schatten beherrſchen möchte.

Von den Höhen von Conti, jenſeit des Bergrückens oder der Spitzen von Sorrento, haben wir die berühmten Inſeln der Sirenen betrachtet. Jetzt ſehen ſie nicht ſo aus, als ob ſie durch ihren bezaubernden Einfluß gefährlich werden könnten; es ſind nackte kleine Felſeninſeln in dem Meerbuſen von Salerno, auf denen man nur die Ruinen früherer Wohngebäude, aber keinen einzigen Baum, kaum einige Büſche erblickt. Eine Amazonenkönigin ſoll einſt auf der größten dieſer Inſeln gewohnt und dürfte wol auch die Veranlaſſung zu den Sagen von ihrer Gefährlichkeit für das Leben der Männer gegeben haben. Die Ausſicht über die Küſte und den Meerbuſen von Salerno iſt von dieſer Höhe aus prächtig. Nachdem wir längs der Küſte von Sorrento die Grotten des Ulyſſes, das romantiſche Bad der Königin Johanna und Taſſo's Haus — das aber nicht mehr das eigentliche Haus Taſſo's, welches ſeit vielen Jahren auf dem Grund der See liegen ſoll, zu ſein ſcheint — geſehen haben, ſind wir bereit, Sorrento zu verlaſſen, um nach Capri u. ſ. w. zu reiſen. Unſere Sommerodyſſee iſt noch nicht beendigt.

Neapel, am 10. September.

Rückblick auf die letzten Reiſeabenteuer.

Stürmiſche Fahrt von Sorrento nach Capri. Ob Hercules dem Neptun irgendwie zu nahe getreten iſt? — So viel iſt gewiß, daß der Meeresgott, nachdem er uns am Morgen durch ſeine ſcheinbare Ruhe und gute Laune herausgelockt hatte, uns einen ſo argen Gegenwind entgegenſandte, daß es den Anſcheln gewann, als ob wir niemals vorwärts kommen ſollten. Fünf rüſtige Ruderer arbeiteten uns durch die brauſenden Wogen und unſer kleines Boot hob ſich bald auf hohen Bergesrücken empor und ſtürzte bald hinab in tiefe Thäler; vor uns verdunkelte ſich der Himmel und die Ruderer begannen bald ihre frühern fröhlichen Rufe nach Maccaroni mit halblauten Gebeten an die Madonna zu vertauſchen. Elſe lag äußerſt blaß und leidend im Boote; ich litt an einer Art von moraliſcher Seekrankheit und an großer Unruhe um Elſe; Hercules allein war ruhig und geſund. Endlich brach das Unwetter mit Sturm, Donner und Regen los, gerade wie wir Capri nahe genug waren, um unter dem Schutz mehrerer Felſenwände in einer kleinen Bucht beizulegen, bis der Sturm vorübergegangen ſein würde. Hoch über unſern Häuptern ſah man in der Felſenwand eine künſtliche Pforte für Wagen und Waaren, eine Conſtruction aus den Zeiten des Tiberius oder Timberius, wie unſere Marinari ſagten.

Nach Verlauf einer halben Stunde konnten wir unſere Reiſe weiter fortſetzen und nach Verlauf einer anderweiten Stunde befanden wir uns wieder in unſerm guten Hotel Pugani, wo wir mit Wohlbehagen die friſche kühle Inſelluft, die echte Capriluft tranken, die uns beſſer zu ſein ſchien wie die Luft auf Ischia und in Sorrento.

Auf der Inſel war es an dieſem Tage ungewöhnlich lebhaft, denn man feierte den Geburtstag der Jungfrau Maria und nach allen Richtungen hin hörte man fröhliche Stimmen und ſah man wandernde Gruppen von feſtlich gekleideten Menſchen. Ein Aufenthalt in der Dauer von fünf Tagen auf Capri ſchenkte uns zwei herrliche Abende mit großem Schauſpiel von Sonnenuntergang, flammenden Wolken und flammendem Horizont rings um das farbenreiche Meer, nebenbei aber auch einen Morgen von unbeſchreiblicher Schönheit und prächtigem Sonnenglanz über Himmel und Erde, während wir 535 Stufen auf den Felſen hinauf zu dem hohen Plateau Anacapri ſtiegen, wo wir zu unſerer nicht geringen Ueberraſchung ein Hochland mit Olivenwäldern, Weingärten, Maisfeldern und mehreren ſauber ausſehenden wohlgebauten Wohnhäuſern mit dem Anſcheln von Wohlſtand fanden. Capri iſt wegen ſeiner Luft und wegen ſeiner Eigenthümlichkeit gewiß die Perle von den Umgebungen Neapels. Nachdem die Inſel früher von Paläſten und Landhäuſern bedeckt geweſen, iſt ſie gegenwärtig verlaſſen von den Reichen und Mächtigen der Erde, die nur noch dahinkommen, um die Blaue Grotte zu beſuchen.

Herr S** überraſchte uns eines Abends, als Donna verkleidet und den Theetopf zu unſerm Thee hereinbringend und erſchreckte dadurch ein paar Frauenzimmer des Hauſes faſt bis zum Tod, wodurch jedoch keineswegs gehindert wurde, daß die Tarantella an dieſem Abend ganz beſonders lebhaft und munter war.

Am 13. d. M. fuhren wir alle vier in einem offenen Boot nach Amalfi. Wir hatten aber-

Digitized by Google

mals ungünſtigen Wind und ſtürmiſche Witterung, obgleich der Wind nicht ſehr heftig war. Acht Stunden hintereinander unter fortwährendem Kampf gegen Wellen und Sonnenhitze auf dem Meer gerudert zu werden, macht eine Reiſe nicht beſonders angenehm. Pſyche liegt krank im Bett. Auch Hercules hat Kopfſchmerz. Wir fahren längs des Ufers hin, das auf dem ganzen Wege lediglich aus hohen Felſen beſteht, die entſetzlich nackt und dürr ſind. Man möchte ſchon davon durſtig werden, daß man dieſe Felſen ſowie die Dörfer und die Städte ſieht, die hier und da in Vertiefungen oder auf Felſenhöhen weiß hervorglänzen und außer einigen dürren Olivenbäumen keinen Schatten haben. In der Nähe von Amalfi werden die grünen Anpflanzungen bedeutender. Orangenhaine wechſeln mit Olivenwäldern ab, die Natur der felſigen Gegend verändert ſich und nimmt ſchöne Verhältniſſe und architektoniſche Formen an; ſo beſonders dicht bei Amalfi. Hier mußten wir von unſern Bootsleuten ans Land getragen werden. Wir fanden gutes Unterkommen im Hotel Luna, einem ehemaligen Kloſter an dem einen Endpunkt der Stadt, in der Nähe des Meeresufers. Die Leute im Hauſe kommen uns ſo eigenthümlich vor, daß wir ſie beargwohnen, wirklich Leute aus dem Monde zu ſein. Abends erfreuen ſie uns mit neapolitaniſchen Liedern, die ſie vortrefflich ſingen und mit einer Tarantella, die ſie vortrefflich tanzen, alles auf dem ſchönen vormaligen Kloſterhofe, der mit einer Baluſtrade von Marmorſäulchen der feinſten Sculptur umgeben iſt. Die Leute ſind ſehr muſikaliſch, fröhlich, kindlich, aber gar zu gierig nach Carlini und Grani. Wir befinden uns hier augenſcheinlich nicht im Monde.

Amalfi mit ſeinen weißen Kirchen und Häuſern liegt auf hohen Felſenterraſſen am Strand der Bucht von Salerno. Man klettert durch Thäler von üppiger Vegetation dahin empor. Dieſe früher ſo mächtige Stadt mit 50000 Einwohnern, die ganz allein den Handel mit dem Orient beherrſchte, iſt gegenwärtig ein unbedeutendes Städtchen mit etwa 3000 Bewohnern, mit ein paar Maccaroni- und Papierfabriken und mit einer Menge von Bettlern. Dieſe letztern ſchwärmten wie die Fliegen in und außerhalb der ſchönen Domkirche umher, dem einzigen, aber herrlichſten Ueberreſt von Amalfis früherer Größe. In dieſer ſchönen Kryptakirche iſt eine Bildſäule des San-Andrea — dieſer Apoſtel ſoll nämlich hier begraben ſein —, die man nicht vergeſſen kann. Er iſt ſtehend oder vielmehr gehend dargeſtellt, das Evangelium verkündigend und mit der Hand auf die Heilige Schrift zeigend. Er iſt hochbejahrt und ſein Geſicht trägt die Spuren der Ermattung und des Leidens, aber auch zugleich eines ungeſchwächten Willens und eines ungeſchwächten, liebeerfüllten Muthes. Er tritt hervor aus der dunkeln Krypta der Welt und des Lebens, das Evangelium der Freiheit und des Friedens predigend, denn dazu iſt er geſandt. Er ſieht wenig Licht, allein das bekümmert ihn nicht; er wird den Auftrag ſeines Meiſters erfüllen und ſodann zu dieſem gehen. Das will er, das weiß er und das iſt ihm genug. Er ſieht die Lampe nicht, die unter ſeinen Füßen brennt, das kleine Licht, welches im Dunkel leuchtet und das letztere überwindet. Sein Blick iſt unverwandt nur einem Ziele zugekehrt. Mag es hell oder dunkel um ihn auf der Erde ſein, er ſieht und ſucht blos dieſes Eine Ziel! — „Gehe hin und thue desgleichen!" — ſcheint dieſe herrliche Bildſäule dem Beſchauer zuzurufen — „In der Krypta des Lebens, im Dunkel der Welt, unter allen Erfahrungen, welche den Geiſt und das Gemüth verdüſtern, ermüde nicht, den Schritten des Heiligen zu folgen; laß nicht ab, von ſeiner Lehre und von ſeinem Leben Zeugniß abzulegen. Das Licht, welches hier deiner Wanderung leuchtet, wird dereinſt noch heller über deinem Grabe leuchten!" — — —

Die Umgebungen von Amalfi ſind reich an maleriſchen Spaziergängen zwiſchen den Felſen; und die Gebirge Calabriens in langen dunkelvioletten Wellen ziehen den Blick in die Ferne, mit der Ausſicht auf einen neuen Charakter und auf neue Größe.

Nach einigen Tagen, die wir Amalfi widmeten, fuhren wir in einem offenen Boot nach Salerno. Unterwegs überraſchten uns Regenſchauer, aber auch herrliche Sonnenblicke über das Meer und die Berge, beſonders nach der Seite Calabriens hin. Ein paar Knaben im Boote ſangen während des ganzen Wegs verſchiedene neapolitaniſche Lieder, wie z. B. La Carolina, Ti voglio ben assai, Ma non ti amo più, Santa Lucia u. ſ. w. ſehr gut und mit vielem Leben. Die Bevölkerung von Amalfi iſt wegen ihres Singens und wegen ihres muſikaliſchen Sinnes vortheilhaft bekannt.

Von Amalfi aus ſenken ſich die Felſen und bei Salerno ziehen ſie ſich in den Hintergrund zurück, damit dieſe früher ſo berühmte Stadt, der

Digitized by Google

Sitz der Wiſſenſchaften und gelehrten Schulen und noch gegenwärtig die Heimat eines ſtarken Freiheitsdranges, ſich am Ufer des Meeres zwiſchen grünenden Hügeln und Wieſen ausbreiten kann. Auf den Felſen im Hintergrunde ſtehen ſtarke Feſtungswerke mit düſterer drohender Miene. Eine Menge von politiſchen Gefangenen ſollen ſich dahinter in Haft befinden — wie lange?

Im Hotel Victoria fanden wir eine ſchöne Wohnung an der Marine von Salerno, mit einer freien Ausſicht nach deſſen herrlicher Bucht und nach den Ufern. Der Mond ſtieg über dem Meer empor; dazwiſchen flammten prächtige Blitze aus einer ſinkenden Wolke. Es war ein wunderſchöner Abend.

Noch nie ſind mir die beiden Verlobten ſo harmoniſch glücklich vorgekommen wie an dieſem Abend, an welchem Waldo ſich mehr als gewöhnlich von ſeinem Lieblingsgedanken und Plänen für die Zukunft, beſonders in Bezug auf das kleine Waldenſervölkchen, hinreißen ließ, welches das Licht, das im Dunkeln leuchtet, ſeit den älteſten Zeiten ſo treu gehütet hat und wol noch bedeutenden Einfluß auf die Zukunft Italiens ausüben dürfte. Noch nie hatte ſie ihm mit ſo leuchtenden, ſternenhellen Blicken, mit ſo froher Uebereinſtimmung, mit ſo bewundernder Hingebung zugehört; noch nie war ſie mir ſo vollſtändig als die Seinige erſchienen.

— „Ich bin glücklich" — ſagte ſie am Abend dieſes Tags zu mir —, „ich fühle mich ſtolz, die Gattin eines ſolchen Mannes zu werden!"

Die Erde hat doch noch eine Heimat für reine Schönheit und Seligkeit!

Am 16. September.

Wir fuhren zu Wagen nach Päſtum, wo wir den wiederaufgefundenen alten Tempel, Italiens älteſtes und edelſtes Kunſtwerk, ſehen wollten. Der Tag war herrlich. Der Weg war gut und führte durch blühende Wieſen, hier und da von Fußſteigen durchkreuzt, gerade wie daheim bei uns in Schweden; auch außerdem Bäche, Büſche, Baumgruppen, auch kleine Dörfer, wie bei uns; aber der Boden ſchien nicht ſo gut angebaut zu ſein.

Eine Menge Vieh wurde zur Stadt gebracht, in der man ſich zu dem Feſt eines Heiligen mit darauffolgendem großen Markt rüſtete.

Nach einer wahren Luftfahrt von vierſtündiger Dauer waren wir in Päſtum. Hier lag früher, wie man ſagt, die Stadt der Sybariten und der Roſen, die Heimat des ausgeſuchteſten Lebensgenuſſes. Hier liegen gegenwärtig die einzigen Ueberbleibſel derſelben, die drei großen Tempel, auf einer öden Fläche, die nichts als Diſteln, Neſſeln und wucherndes Unkraut hervorbringt. Schön waren dieſe Tempel und der Eindruck, den ſie hervorbrachten, war großartig und feierlich, inſonderheit die Tempel des Neptun und der Ceres mit ihren herrlichen Säulengängen unter dem freien ſtrahlenden Himmel und mit der Ausſicht über das große ſonnige Meer. Sie legten in ihrer Schönheit Zeugniß ab von einer Zeit und von einem Leben, worin die Menſchen mehr als gegenwärtig ihr Alles in den Augenblick oder in das zeitliche Leben legten und daß ſie Sterbliche waren, zu vergeſſen ſuchten und unter dieſem Himmel auch vergeſſen konnten. Deshalb ſtehen dieſe Tempel auch als ein feierliches Memento mori da. Ein wahres Todtenſchweigen herrſchte ringsum. Das einzige lebende Weſen, welches wir ſahen, war ein kleiner blaſſer und kränklicher Hirtenknabe mit einem magern Hund, die gemeinſam einige Ziegen hüteten. Die Gegend iſt äußerſt ungeſund; aber der Boden ſoll ſehr fruchtbar ſein und man hat bereits begonnen, ihn anzubauen. Die Arbeiter ſiedeln während des Sommers in ein Dorf über, welches oben in den Bergen weiß hervorleuchtete. Wir verzehrten unſere mitgenommenen Eßwaaren im Schatten der Säulen und Frieſe des Neptuntempels; zum Abend waren wir wieder in Salerno. Fünf oder ſechs Wagen mit der beau monde der Stadt fuhren auf dem Corſo derſelben am Meeresufer hin und her.

Man bepflanzt und verſchönert gegenwärtig dieſen Spaziergang ſo ſehr als möglich. Salerno nimmt an Leben zu und hat ſich in den letzten Jahren durch Freiheitsbewegungen ausgezeichnet, welche der väterlichen Regierung der Stadt Unannehmlichkeiten zugezogen und ihre Gefängniſſe bevölkert haben. Auch mehrere Prieſter ſollen darin als Gefangene ſitzen.

Die beiden Verlobten gehen ſpazieren und genießen den Mondſchein und das Leben unter Geſprächen über die Ehe, welche ſie nicht zu einem zweifachen Egoismus (un égoisme à deux), ſondern zu etwas ganz anderm machen wollen. Gut, lieber Hercules! Du biſt der gute Tannenbaum in der Sage von der Prinzeſſin Ilſe!

Am 21. September.

Reiſe nach Pompeji.

Was mich bei dieſem Denkmal, welches, einzig in ſeiner Art, Jahrhunderte hindurch unter der Aſche des Veſuv begraben gelegen hat und erſt vor nicht allzu langer Zeit daraus erſtanden iſt, um Zeugniß von dem Werkeltagsleben früherer Tage abzulegen, am meiſten überraſcht hat, war das Kleinliche in den Verhältniſſen. Alles — von dem Forum und den Tempeln der Stadt bis zu deren Privatwohnhäuſern — iſt prächtig und zierlich, aber klein. Man glaubt eine allerliebſte Miniaturſtadt für eine Art von Miniaturmenſchen zu ſehen. Die öffentlichen Gebäude haben einen Reichthum von Säulen. Die Privathäuſer gleichen ſich ſämmtlich in ihrer Einrichtung ganz und gar. Die Wohnungsräume — größere wie kleinere — liegen alle wie Zellen um einen Hof mit einem kleinen Blumengarten, in deſſen Mitte ſich eine Fontaine mit einem Marmorbaſſin befindet. Zwiſchen dem Roſengarten und den innern Zellen, Gynäceum oder Frauengemächern, befindet ſich das Converſationszimmer, eine Art allgemeiner Salon oder Platz, der nach dem Hof zu offen iſt. Alle dieſe Gemächer (die der Frauenzimmer) empfangen ihr Licht nur von der Hofſeite. Ich würde darin nicht athmen und mich in keiner Weiſe wohlbefinden können; obwol koſtbare Malereien und Arabesken die Wände derſelben bedecken und der Garten mit ſeinen ſchönen Fontainen und Muſcheln, mit ſeinen Liebesgöttern und andern Statuen wahrhaft prächtig iſt, und die Roſen, die darin geblüht haben, wunderſchön geweſen ſein mögen, ſo erſchien mir dieſe Welt doch zu eng.

Was mich ſehr angenehm überraſchte, war die Schönheit der Frescogemälde, die in mehreren Zimmern wohl erhalten ſind. Dieſe Augen, ſie haben einen Blick, als ob ſie noch lebten; und in dieſen Antlitzen, welch ein Ausdruck! Mehr Tiefe und Naturwahrheit findet man in den Gemälden unſerer Zeit ſehr ſelten. So in dem Bild des Ulyſſes und der Kleopatra, ſo in dem Bild des Aeneas und ſeiner Mutter! Und in den Thieren und in dieſen mythologiſchen Bildern, in dieſen Satyrn und Faunen, welch ein Leben, welch ein Humor! Welch ein Reichthum der reizendſten Darſtellungen aus der Welt der Blumen, der Vögel und der Phantaſie in dieſen Salons und Speiſeſälen! Ueberall hat man ſich bemüht, das tägliche Leben zu ſchmücken und zu verſchönern. Mehrere Inſchriften zeugen jedoch dafür, daß das Leben hier nicht gerade von der ſittlichſten Art geweſen iſt, und die Ueberreſte der Tempel geben deutliche Beweiſe der Betrügereien, welche daſelbſt von den Prieſtern im Namen der Götter vorgenommen worden ſind; ſo z. B. der Iſistempel. Man zeigte uns die Orte, an denen menſchliche Gerippe aufgefunden worden ſind: ein Prieſter bei ſeiner Mahlzeit, die Hausfrau des Diomedes mit ihren Dienerinnen, er ſelbſt in ſeinem Garten mit einer Börſe in der Hand. Zahlreich waren dieſelben nicht; der Aſchenregen, welcher langſam über die Stadt fiel, gab den Einwohnern derſelben Gelegenheit zur Flucht. Aber ein Theil derſelben iſt vielleicht von den heißen Dünſten bei dem Ausbruch erſtickt worden, wie z. B. Plinius der Aeltere. In dem bedeutenden noch nicht ausgegrabenen Theil der Stadt werden ſich noch mehrere Menſchenkörper finden. Der Beſuch Pompejis intereſſirte mich dermaßen, daß ich mir vornahm, von Neapel aus auf einen Tag dahin zurückzukehren, wenn ich weniger ermüdet ſein und mehr Zeit haben würde als jetzt. Jetzt hatten wir Eile, nach Neapel zu kommen, um deſſentwillen, was ich im Folgenden mittheilen werde.

Neapel, am 23. September.

An einem 19. September vor ſo und ſo viel Jahrhunderten wurde ein gewiſſer Biſchof Gennaro in Neapel ſeines chriſtlichen Glaubens halber enthauptet. Chriſtliche Freunde oder Anverwandte fingen ſein Blut in einer Flaſche auf; dieſe Flaſche wurde aufbewahrt und exiſtirt noch gegenwärtig, wie es heißt, in der Kirche San-Gennaro, die am Ende des 13. Jahrhunderts zum Andenken an dieſen Märtyrer erbaut worden iſt. Dieſes Blut ſoll, wie man ſagt, zwei- oder dreimal jährlich auf Gebet des Volks und der Prieſter aus einer feſten Maſſe flüſſig werden, wenn nämlich der Heilige der Stadt Neapel und ihrer Bevölkerung geneigt iſt. Dauert die Verwandlung lange, ſo iſt der Heilige nicht bei guter Laune; unterbleibt ſie ganz, ſo iſt großes Unglück zu erwarten. Am 19. September und während der ganzen darauffolgenden Woche kann die Verwandlung erwartet werden und um ſie zu ſehen, eilten wir am 18. September nach Neapel.

Nachdem wir das Wunder dreimal geſehen haben, will ich mittheilen, wie es an jenem Morgen zuging, wo wir es am beſten geſehen haben. Schon um 8 Uhr verfügten wir uns in die Kirche. Das Wunder geht nie vor 9 Uhr

vor ſich; aber wie bald oder wie lange nach dieſer Stunde es geſchieht, hängt lediglich von San-Gennaro's Gnade oder Ungnade gegen ſeine neapolitaniſchen Landsmänner oder Landsmännlinnen ab; denn ſeine Couſinen oder ſeine Nachkommen in der weiblichen Linie im hundertſten oder im tauſendſten Glied haben dabei nicht wenig zu thun. Die Kapelle in der Domkirche war bei unſerer Ankunft bereits voll von Menſchen. Aber ein freundlicher Prieſter, der uns als Fremde erkannte, führte uns hinter die Balluſtrade, die den Altar umſchließt, und geſtattete uns, dem letztern ſo nahe zu treten wie wir wollten. Später kamen noch mehrere Ausländer auf dieſen Platz. Auf den Stufen der Treppe zum Choe knieten mehrere neapolitaniſche Damen und Herren. Draußen, in der geräumigen, rotundenartigen Kapelle, ſammelte ſich das Volk. Ein beſonderer Platz am Altar wurde von einem Haufen alter, ſchlecht gekleideter Frauen eingenommen, die weit mehr Hexen als Madonnen glichen. Dieſe Weiber nennen ſich Verwandte San-Gennaro's und dürfen an dieſem Morgen nicht eher etwas zu ſich nehmen, als bis das Wunder vollbracht iſt; darum ſind ihre Gebete deſto energiſcher und dringender.

Eine Menge von ſilbernen Statuen füllt die Kapelle, deren Reichthum ungeheuer ſein ſoll. Ebenſo ungeheuer iſt aber auch die Hitze darin, während man die Ankunft San-Gennaro's ſtill erwartet. Man zündet immermehr Lichter auf dem Altar an und endlich bringen Prieſter ſein Bruſtbild von vergoldetem Silber, welches auf den Altar geſtellt wird, und ſein Blut hereingetragen, das in einer ovalen grünlichen Glasflaſche verwahrt wird, die von einem maſſiven ſilbernen Ring umſchloſſen iſt. Letzterer iſt an einem Schaft befeſtigt, den ein Prieſter in der Hand hält, während er vor aller Augen die Flaſche hin- und herſchwingt, um zu zeigen, daß die ſchwärzlichrothe Maſſe, welche ſie mehr als zur Hälfte füllt, völlig hart und unbeweglich iſt. Eine kleine geheimnißvolle Röhre geht durch die Flaſche und hängt oben und unten mit dem dicken ſilbernen Ring zuſammen, wenigſtens kann man nichts anderes ſehen und fragt ſich unwillkürlich warum? — Allein man darf nicht allzu neugierig ſein!

Nun beginnen die Gebete. Die Prieſter murmeln leiſe, die rings um den Altar Knieenden ebenfalls, die ganze Kapelle brauſt in einem leiſen Gebetchor; aber die alten Weiber, die Verwandten San-Gennaro's, erheben ihre Stimmen mit gellendem Geſchrei, indem ſie das Paternoſter und Credo nacheinander herſagen und dann Gebete an ihren heiligen Grandoncle oder Couſin improviſiren, daß er ſich ihnen geneigt zeigen und ſie nicht ſo lange warten laſſen möge. Dieſes Schreien und Brauſen ſteigt und ſinkt und ſteigt wieder gleich einem Sturmwind; aber fortwährend gleichmäßig ſchwingt der Prieſter die Flaſche aufwärts und niederwärts und nach allen Seiten und zeigt ſie dann den Zuſchauern, welche ſehen, daß die dunkle Maſſe darin noch immer feſt und unbeweglich iſt. Er zeigt ſie dann und wann einem ſchwarzgekleideten Herrn von vornehmem Ausſehen, der rechts von ihm als Repräſentant des Königs vor dem Altar ſteht; er zeigt ſie auch einem ähnlichen Herrn zur linken. Beide machen ernſthafte und gewiſſermaßen bekümmerte Geſichter. Und die Gebete nehmen einen neuen Aufſchwung; San-Gennaro's Verwandte erheben immer wilder ihre Stimmen, erheben ein immer wilder werdendes Geſchrei, ihre Blicke ſprühen Feuer und einige von ihnen ſcheinen völlig in Verzweiflung darüber zu ſein, daß ihr heiliger Onkel ſie ſo lange hungern läßt. Allmählich werden die Gebete ſo heftig, daß ſie groben Vorwürfen und Scheltworten gleichen. Man behauptet, daß die alten Weiber in dieſer Beziehung nichts ſchonen, wenn das Wunder lange auf ſich warten läßt. An dieſem Morgen konnte ich jedoch von ſolchen Aeußerungen nichts verſtehen. Die Volksſprache Neapels, von neapolitaniſchen ſchreienden Stimmen benutzt, klingt ſtets wie Gezänk. Dieſe heftigen Ergießungen werden immer vulkaniſcher und endlich wahrhaft bedrohend — da klären ſich plötzlich alle Geſichter auf und es entſteht eine Pauſe. Man bemerkt eine Bewegung in der Blutmaſſe. Sie fängt an, ſich erſt nach der einen, dann nach der andern Seite hinzuneigen; es ſcheint, als ob ſie ſich von dem Glaſe löſte. Der Prieſter ſchwingt die Flaſche fortwährend; es kommt mir aber vor, als ob er den Umfaſſungsring derſelben geheimnißvoll manipulire, indem er ihn umfaßt. Die alten Weiber ſchreien und die Prieſter murmeln. Noch fünf Minuten und das Wunder iſt geſchehen; das Blut iſt in vollem Fließen und überſchwemmt die Flaſche nach allen Seiten hin. Die alten Weiber jubiliren, mehrere Frauenzimmer weinen und alle Andächtige drängen ſich herbei, um die Glasflaſche zu küſſen, welche das Blut des Märtyrers enthält und nun von dem Prieſter ihren Lippen

und Stirnen dargereicht wird. Wir eilen nun aus dem Gedränge am Altar weiter hinunter in die Kapelle, wo wir die Verwandten San-Gennaro's sich in zwei Reihen zwischen Chor und Thür aufstellen sehen. Hier erheben sie einen gellenden Lobgesang zu Ehren Jesu und der Maria, des San-Gennaro und aller Heiligen, von denen jeder ein viva empfängt. Die Melodie dieses Gesangs ist schön, kräftig und von einer Art wilder Energie, ebenso wie die Figuren, welche dieselbe singen und als Typen des neapolitanischen Volkscharakters in den niedern Regionen dienen können. Kommt irgendein gedankenloser Knabe oder auch ein Mädchen einer Verwandten San-Gennaro's während dieses heiligen Eifers zu nahe, so bekommt er oder sie zuverlässig einen tüchtigen Stoß oder Schlag von den Alten. Nachdem dieser Gesang beendigt ist, winken sie mit der Hand und mit dem Kopfe der Büste San-Gennaro's einen kurzen Gruß, welcher zu sagen scheint: „Dank und Lebewohl, lieber Cousin, bis auf das nächste mal!" — und entfernen sich dann ohne weitere Umstände, um ihr Frühstück einzunehmen.

Unter dem Volke sieht man manche weinen, manche lachen; und obgleich die Zahl derjenigen, welche sich hervordrängen, um das Flaschenfutteral zu küssen, nicht sehr groß im Vergleich mit der gesammten anwesenden Menge ist, so bilden sie doch dichte Reihen zu beiden Seiten der Procession, die aus der Kapelle San-Gennaro's mit der Büste und dem Blut des Heiligen zu dem Hochaltar ins Chor der Kirche zieht, woselbst die Flasche der kniebeugenden Menge nochmals zum Anschauen und Küssen gereicht wird. Damit wird den ganzen Tag hindurch fortgefahren; die hierbei fungirenden Priester lösen einander allstündlich ab.

Wir selbst befanden uns auch einmal unter den Knieenden, weil wir die Flasche in so großer Nähe wie nur möglich sehen wollten. Der Pater, welcher sie trug, hielt uns jedenfalls für Gläubige und bot sie meiner jungen Freundin zum Küssen dar; allein diese zog sich überrascht mit großer Hast zurück. Er sah sie darauf mit einem Blick an, der Staunen und zugleich — einen Vorwurf aussprach; aber so mild, daß sie erröthete und wie eine Schuldige aussah. Das Aussehen des Paters war so gutmüthig und so fromm, daß man deutlich sah, er glaubte an ein geschehenes Wunder — es war nämlich ein anderer Geistlicher als derjenige, in dessen Händen vorher das Wunder geschehen war —, und fühlte sich schmerzlich dadurch berührt, daß das junge Mädchen, welches so kindlich fromm aussah, doch eine Ungläubige war.

Man sprach davon, daß das Wunder in diesem Jahre ungewöhnlich leicht vor sich gegangen sei. Man hat jetzt selten länger als zwanzig Minuten oder höchstens eine halbe Stunde nach dem Beginn der Gebete zu warten. Das Volk freut sich über dieses Zeichen von San-Gennaro's Gunst und wir unsererseits sind überzeugt, daß wir ein Taschenspielerstück gesehen haben, welches weit weniger merkwürdig ist als das, welches mehrere verschiedene Sorten Wein aus einer und derselben Flasche hervorbringt. Eine ziemlich sprechende Thatsache ist, daß in jedem Jahre, acht Tage vor dem Tage, an welchem das Wunder vor sich gehen soll, ein Chemiker vom Hofe in die Kapelle San-Gennaro's gesendet wird, um, wie es heißt, „die Richtigkeit des Blutes zu controliren". Eine andere sprechende Thatsache ist die, daß, als vor längern Jahren gerade um die Zeit des Wunders französisches Militär in Neapel stand und das Wunder solange auf sich warten ließ, daß das Volk in Gärung gegen die Franzosen gerieth, welche man für die Ursache der Verzögerung des Wunders hielt, der französische Oberbefehlshaber einen Boten an die Priester San Gennaro's schickte und denselben sagen ließ, daß er, wenn das Wunder fünf Minuten nach dem Empfang dieser Botschaft nicht vor sich gehe, ihre Kirche werde bombardiren lassen. San-Gennaro's Verwandte, die nahe daran waren, wahnsinnig zu werden, brauchten hierauf nicht drei Minuten zu warten, vor deren Ablauf sie ihren Freudenruf erheben konnten.

An den drei Morgen, die wir in der Kirche zubrachten, war es für mich von Interesse, wenn auch nicht gerade erbaulich, das kirchliche Leben darin zu beobachten, die Menge der Gehenden, Kommenden, Schwatzenden, Gaffenden, wie bei einem Schauspiel, während an den beiden langen Seiten der Kirche Geistliche in Beichtstühlen saßen und den Beichtenden lauschten, die unterdessen ihr Augen neugierig auf den Vorübergehenden umherwandern ließen. Das Leben in der Kirche glich dem auf dem Markt und von einer Sammlung der Gedanken zur Andacht zeigte sich nirgends eine Spur.

Am Tage nach dem ersten Wundertage des San-Gennaro, am 20. September, fuhr der König mit der Königin und der gesammten kö-

niglichen Familie in großem Staat zur Domkirche, um San-Gennaro für sein bewiesenes Wohlwollen förmlich zu danken. Die Wagen sind prachtvoll, mit Silber beschlagen und wirklich sehr schön. Die Mitglieder der königlichen Familie sind ungewöhnlich häßlich und haben alle große bleiche Gesichter ohne irgendeinen auszeichnenden Zug. Der König ist trotz seiner Fettheit noch der am besten aussehende unter seiner Familie, mit Ausnahme des Prinzen von Syrakus, der jetzt nicht hier anwesend ist. Der Kronprinz hat ein langes, düsteres, sehr unschönes Gesicht. Man sagt, daß er bisher sehr bigot gewesen sei; allein man hofft auf einen günstigen Einfluß, den seine für den nächsten Winter bestimmte Vermählung mit einer jungen bairischen Prinzessin, die ebenso schön als heitern Gemüths sein soll, auf ihn äußern wird. Das arme Kind! Schön, heiter und gutmüthig war auch Neapels vorige Königin, die nur so kurze Zeit lebte und — wie man behauptet — infolge harter Behandlung starb. Gutmüthig und liebenswürdig sieht auch die jetzige Königin aus, die an König Ferdinand's Seite sitzt, aber — Santa Lucia's Sonne leuchtet nicht für sie! Ein paar kleine Prinzen sind hübsche Kinder und ihrem Papa sehr ähnlich.

Drei Abende hintereinander sind prachtvolle Feuerwerke zu Ehren San-Gennaro's abgebrannt worden. In dieser Kunst sind die Neapolitaner Meister. Schade nur, daß soviel Kunst und soviel Geld so sehr oft an dieses leere Vergnügen gewendet wird, das nicht einmal mehr ein Vergnügen für die Bevölkerung von Neapel ist, die augenscheinlich zur Genüge daran hat.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Unter Gräbern.

Ein Lebensbild.

An einer Stelle meines Wohnorts, die vor Jahren außerhalb der Stadt gelegen war, über welche aber die Vorstädte längst hinausgewachsen sind, befindet sich ein ziemlich umfänglicher Kirchhof.

An zwei Seiten völlig und an den andern beiden zum Theil von Wohnhäusern umgeben, liegt er sehr versteckt und selbst wenn man einen Weg einschlägt, der zwischen der hohen Kirchhofsmauer auf der einen und einem rasch fließenden Mühlgraben auf der andern Seite dahinführt, ahnt man noch nicht, was die hohe Mauer verbirgt, besonders da der am andern Ufer des Wassers liegende Garten eines Belustigungsorts so ernste Nachbarschaft unwahrscheinlich macht.

Nur eine kleine Strecke Wegs belehrt unzweideutig über die einstige Bestimmung des Platzes; denn über die dort niedrigere Mauer ragen die verfallenden Dächer von alten Grüften. Ein eisernes Gitterthor, obwol fast immer geschlossen, gestattet doch einen weiten Blick über Rasenhügel, Leichensteine, kleine Blumenpflanzungen, Lebensbäume und Rosenstöcke. Ein kleines Pförtchen neben dem großen Thore steht fast immer offen und es gehen da oft Menschen aus und ein, die wenig an den Ernst des Ortes denken. Ich habe schon dienende Geister weiblichen Geschlechts hineinhuschen sehen, deren Besuch, nach ihrer Haltung zu schließen, eher lebenden Freunden als todten Freundinnen zu gelten schien; besonders aber besuchen Kinderwärterinnen mit ihren Pflegebefohlenen den Platz nicht selten und davon brauchen Gesundheitsrücksichten nicht abzuhalten, da er natürlich Jüngstverstorbene nicht mehr in seinem kühlen Grunde aufnimmt.

Unter diesen Besucherinnen ist seit Jahren eine kleine, freundliche alte Frau. Seit etwa Einem Jahre besucht sie den Kirchhof in Begleitung zweier fröhlicher Kinder, in deren Zügen man Aehnlichkeit mit ihrer Pflegerin finden kann, welche von den Kleinen auch, deutlicher und undeutlicher, Großmama genannt wird; denn es sind in der That ihre Urenkelchen.

In jenem Kirchhofe trugen sich vor einigen Jahren am Nachmittage eines Spätsommertags zwei Scenen zu, die ich zu schildern versuchen will. Ich war Zeuge derselben, da ich damals in einem der Nachbarhäuser wohnte.

Die alte Frau, damals viel ärmlicher in ihrem Aussehen als jetzt, saß auf dem Gemäuer einer verfallenen Gruft tief im Hintergrunde des Kirchhofs, beschattet von den Zweigen eines hohen, üppig blühenden Rosenstocks und strickte an einem dicken wollenen Strumpf sehr emsig. Einige Besucher, die sich in der Ferne bewegten, schienen sie nicht zu stören; aber eine selbst einem entferntern Beobachter bemerkbare Unruhe bemächtigte sich ihrer, als eine andere betagte Frau durch die Gänge des Kirchhofs sich immer näher an sie heranbewegte. Die Qual peinlicher Erwartung wurde der Armen noch durch einen Umstand verlängert. Ein kleiner schwarzer Hund, von gleicher Wohlbeleibtheit wie seine Herrin, war der ankommenden Frau nachgelaufen und sprang nun in weiten Kreisen, halb angezogen,

halb abgestoßen durch die Gestalt seiner Gebieterin, über die Gräber um sie herum. Diese stand bei dem Anblick des Ungerufenen und bei dem Laut seiner Stimme still und ihre Arme in die Seite stemmend rief sie: „Wer hat denn dir geheißen, mir nachzulaufen? Wirst du gleich herkommen, du ungerathene Range?" Der so Angeredete kam, und zwar nicht ganz in die Nähe der Zürnenden, aber er bezeigte durch eine sehr demüthige Haltung seines Hauptes und seines Schweifes Empfindungen der Scham, Reue und Angst und trollte auf dem großen Hauptwege des Kirchhofs dem Ausgange zu, nicht ohne bisweilen still zu stehen und sich umzublicken, aber in solchen Augenblicken des Kampfes zwischen gut und böse durch Handbewegungen seiner determinirten Herrin auf dem rechten Pfade weiter gefördert.

Es dauerte eine lange Weile, ehe die That seines Gehorsams vollendet war und er aus dem Thore des Kirchhofs in die offene Hofthür eines gegenüberliegenden Hauses verschwand, und so lange harrte die arme Strickerin bange der Dinge, die da kommen sollten. Endlich setzte sich die Herrin des Hundes wieder gegen sie in Bewegung und ohne den Gruß der Harrenden, die zwar ihre Ehrerbietung nicht so weit trieb, sich zu erheben, aber doch ihre Arbeit unterbrach, sonderlich zu erwidern, begann sie das Gespräch mit den gewichtigen Worten: „Ordnung muß sein! Das gehört sich! Und wenn's ein Hund ist, geschweige denn ein Mensch!"

Hierauf machte sie eine bedeutende Pause, welche die Angeredete durch keine Erwiderung unterbrach. Nach einem Weilchen fuhr die Keiferin fort: „Frau Schwarzen, habe ich Ihr nicht seit Wochen jeden Tag, den Gott werden läßt, früh und zu Mittage und nach Mittag Ihr Töpfchen Kaffee mit ans Feuer gestellt? Habe ich oder habe ich nicht?"

„Ja, Madame Feichting, das haben Sie immer gethan und Sie sind immer freundlich mit mir gewesen!" erwiderte schüchtern die Gefragte.

„Ich drücke keinen Menschen gern und ein Armes am wenigsten", begann wieder die Wohlbeleibte, „aber Ordnung muß sein! Das gehört sich einmal! Darf ich einmal Ihre Taschen visitiren, Frau Schwarzen?"

Diesmal erfolgte die Antwort der andern hastig. „Sie werden doch nicht denken, daß ich Ihnen was genommen habe?" rief sie in großer Erregung. „Gott soll mich bewahren, daß ich anrührte, was mir nicht gehört!"

„Daran denk' ich nicht!" entgegnete die erste Sprecherin. „Aber ein alter Kirchhofsschlüssel wird darin stecken und wie ich gelauert und gelauert hatte, habe ich Sie doch gestern Abend aufschließen und hineinschleichen sehen, Frau Schwarzen, und das gehört sich nicht! Was? Eine Frau in Ihren Jahren soll auf dem Kirchhofe schlafen? Dazu wird zeitig genug Rath für jeden Menschen! Aber so lange eins lebt, gehört sich das nicht, und Ordnung muß sein! Und wenn Sie das nicht unterläßt —"

„Madame Feichting, was denken Sie nur?" Werde ich auf dem Kirchhof schlafen!" begann zaghaft die andere —

„Mache Sie keine Geschichten, Frau Schwarzen!" erwiderte die Drohende. „Ich sehe schon Ihr Nachtlager! Oder was soll denn das da bedeuten?" Mit diesen Worten drang sie, an der Schüchternen vorüber, eine morsche Thür aufstoßend, in die Gruft und indem sie mit kräftigen Griffen hinter einer breiten Bildhauerarbeit mehrere Stücke Packleinwand hervorzog, welchen ein grobes Strohkissen freiwillig folgte, warf sie dieselben der Besitzerin vor die Füße und sprach, als wenn sie eine Verbrecherin überführte: „Hier — Unterbett, Deckbett und Kopfkissen!"

Die arme Ertappte entsagte allem weitern Leugnen und fing an zu weinen —

„Da ist nichts zu weinen, Frau Schwarzen!" begann die andere, ohne sich rühren zu lassen. „Wissen muß ich, wie die Sache steht, und hernach will ich mit meinem Manne reden! Weiß es denn Ihr Sohn, der Todtengräber, daß Sie hier schläft? Und weiß der keinen bessern Ort für seine alte Mutter? Wenn ein Mensch auch arm ist, deshalb schickt er seine Mutter noch nicht bei lebendigem Leibe auf den Kirchhof! Das gehört sich nicht! Wozu zahlt man der Commun so viel Armensteuer? Sie muß ins Armenhaus!"

„Meine liebe Madame Feichting", begann jetzt die Weinende mit hellem Schrecken, „seien Sie doch —"

Die Rede stockte. Auch war Frau Feichting nun einmal im Zuge, nur ihre sittliche Empörung auszusprechen. „Hier schlafen darf Sie mir nun und nimmermehr wieder! Das gehört sich nicht! Und es gehört sich auch gar nicht, daß wir in der Nachbarschaft das leiden!" worauf sie sich auf dem Wege, auf dem ihr dickes Hundchen ihr vorangegangen war, kopfschüttelnd entfernte.

Ich sah und hörte das alles voll Erstaunen — Die arme Zurückbleibende versank sichtlich in

rathloſen Schmerz. Zuerſt ſetzte ſie ſich wieder auf das Gruftgemäuer und weinte; dann ſchien ſie ihr ärmliches Lager wieder hinter dem Denkmale der Gruft ausbreiten zu wollen; aber ehe der Vorſatz ausgeführt war, beſann ſie ſich auf die nun veränderte Lage der Dinge und rollte die Leinwand über dem Strohkiſſen zu einem Bündel zuſammen, das ſie dann neben ſich legte. Einmal war ſie ſchon mit demſelben einige Schritte gegangen, als wollte ſie den Kirchhof verlaſſen; allein ſie kehrte wieder um, legte das Bündel wenigſtens hinter den Leichenſtein, ſetzte ſich und fing wieder an zu ſtricken, wobei ſie ſich freilich manchmal mit der Hand über die Augen fuhr. Sie wollte wenigſtens die kurzen übrigen Tagesſtunden — die eben erzählte Scene trug ſich in der Mitte des Nachmittags zu — noch auf dem Gebiete ſich behaupten, das man ihr eben abgerungen hatte. Noch eine Weile, über einen Entſchluß brütend, betrachtete ich ſie.

Sie begann nach der ſinkenden Sonne zu blicken und wol zu bedenken, wie lange die ordnungsliebende Anwohnerin ihres Aſyls ihr noch Friſt vergönnen würde, um den Rückzug zu bewerkſtelligen; denn Madame Feichting hatte eine Art Jurisdiction über dieſen Raum. Sie hatte das Amt übernommen, den Kirchhof des Morgens zu öffnen und des Abends zu ſchließen. Der Sohn der Frau Schwarzen war Todtengräber an einem entlegenen, noch frequenten Kirchhof.

Eben hatte ich mich angeſchickt, Hut und Stock zu nehmen und mich in die ſchwebende Situation ſelbſt zu begeben, als durch das Kirchhofthor am Arme eines jungen Mannes ein zwar ſehr einfach gekleidetes, aber höchſt anmuthiges Mädchen trat. Mit unſichern, haſtigen Schritten ging ſie auf dem Hauptgange eine Strecke in den Kirchhof hinein, ihren Begleiter mit ſich ziehend; als ſie aber die alte Frau entdeckt hatte, ließ ſie den Arm ihres Begleiters frei, eilte auf jene zu und preßte ſie leidenſchaftlich in die Arme, indem ſie ihr Geſicht ſchluchzend mit Küſſen bedeckte. Ihr Begleiter hatte ſie bald wieder eingeholt und ſtand, ſchon ſein Haupt mit freundlicher Ehrerbietung entblößend, neben der Gruppe, als die Schluchzende erſt ſo viel Macht über ſich gewann, um zu ſagen: „Wir dachten doch nicht, daß du hier ſchlafen würdeſt, Großmutter!"

„Hat ſie doch es ſchon anzeigen müſſen!" ſagte mitten unter den Küſſen ihrer Enkelin die Großmutter, und unterſtützt durch die ſo veränderte Strömung der Gefühle, gewann auch dieſe ſo viel Faſſung, um ihr ihren Begleiter als ihren Verlobten vorzuſtellen.

Das freudige Staunen der Großmutter war ein rührender Anblick. Von ihren vielen Enkelinnen wohnte gerade dieſe nicht beim Vater. Sie hatte nur von einer höchſt vortheilhaften Partie gehört, die ſich ihr angeboten. Die Thränen ſtrömten ſogleich der alten Frau von neuem und die Hand des jungen Mannes faſſend, fragte ſie ihn: „Iſt's denn wirklich wahr, daß Ihr mein Enkelkind heirathen wollt?"

„Den nächſten Sonntag wird unſer erſtes Aufgebot ſein!" ſagte der junge Mann freundlich und nun folgte eine Pauſe, in welcher die drei einander glückſelig betrachteten.

„Habt Ihr Euch denn nicht gefürchtet, Großmutter, in einer Gruft zu ſchlafen?" fragte endlich zärtlich das junge Mädchen, welches hinter dem Leichenſteine das Bündel entdeckt und ſeine Bedeutung errathen hatte.

„Ach, mein Kind", ſagte die Alte, „da drin liegt einer, der war ſo hübſch und ſo freundlich wie dein lieber Bräutigam! Und er wäre gern mein Bräutigam geworden, aber er durfte nicht."

Die alte Frau hatte auf dem Grabe des Geliebten ihrer Jugend geſchlafen. Sofort zog ſie nun in die ſchon für den Eheſtand vorbereitete Wohnung ihres Schwiegerenkels.

Der Grund, warum ſie ſich auf dem Kirchhof einquartierte, war eine Krankheit ihrer Schwiegertochter, der zweiten Frau des Todtengräbers, der mit ſeinen vielen Kindern erſter und zweiter Ehe in ſeiner kleinen Amtswohnung kaum noch Platz hatte. Sie hatte ſchon oft von ihrer Schwiegertochter hören müſſen, daß ihr Platz im Armenhauſe wäre. Um Scenen zu vermeiden, da ihr Sohn ihr beiſtand, hatte ſie vorgegeben, ſie zöge zur Frau Feichting. Ihre Angehörigen hatten dies auch geglaubt. Ins Armenhaus wollte ſie aber deshalb nicht, erfuhr ich ſpäter aus ihrem eigenen Munde, als ich mich als Zeugen der Vorfälle auf dem Kirchhofe ihr kund gab, weil ſie gefürchtet, ihrer Enkelin, die eben eine ſo gute Partie machen konnte, dadurch zu ſchaden, wenn es hieß: Die Großmutter iſt eine Armenhausverſorgte!

Nun beſucht ſie mit ihren Urenkelchen fleißig den Kirchhof und am liebſten ſitzt ſie auch jetzt noch unter dem Roſenſtrauch, der die Gruft ihres Jugendfreundes beſchattet. **E. Häbler.**

Anregungen.

Aus dem Osten.

I.

Der von Richard Kunisch für seine „Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei" (Berlin, Nicolai, 1861) gewählte Haupttitel „Bukarest und Stambul" zeigt schon an, daß die Schwerkraft seines anziehenden Buches auf diese beiden Hauptstädte des schon im Abendland vertretenen Morgenlandes fällt. Konstantinopel ist vielfach geschildert worden; doch gelang es dem Verfasser, manches Alte zum Neuen umzuwandeln. Weniger bekannt ist die Metropole der Donaufürstenthümer, dieses ewigen Zankapfels der Türkei und Rußlands, der in neuerer Zeit eine so wichtige Rolle in der Geschichte spielte und vermuthlich noch eine wichtigere in der zukünftigen spielen wird, nicht blos in Bezug auf das Schicksal seiner oberherrlichen Schutzmacht, sondern auch auf sein eigenes; denn die „Rumunen", wie Kunisch die Moldo-Walachen nennt, diese Abkömmlinge der alten Römer, sind ein unverdorbenes, naturfrisches, gutgeartetes Volk, dessen ursprüngliche geistige Regsamkeit nur der Segnungen der Civilisation bedarf, um sich kräftig aus ihrer Erniedrigung zu erheben, in die das Joch des Halbmonds sie so lange herabdrückte. Bukarest ist eine Großstadt von so eigenthümlichem Typus, daß es in ganz Europa keine ähnliche gibt; sie erscheint uns, nach Kunisch's ausführlichen und eingehenden Schilderungen, geradezu wie eine Märchenstadt.

Im allgemeinen lernen wir in Richard Kunisch einen weltmännischen Reisenden aus der Pückler-Muskau'schen Schule kennen. Viel herumgekommen, wie sich aus dem Einleitungskapitel: „Weshalb reist man?" ergibt, kennt er die Welt und das Leben und versteht mit Geschick seine Parallelen zu ziehen. Der Gesichtspunkt, von dem aus er beobachtet, ist vorzugsweise der der Schönheit und Freiheit, mitunter vielleicht auf Kosten — der thatsächlichen Wirklichkeit? Indessen ist sein natürlicher Scharfblick ein Regulator, der ihn jedenfalls vor Abirrungen bewahrt.

Wenn der Verfasser ebenso einsichtsvoll wie bescheiden seine Schilderungen „Plaudereien eines harmlosen Flaneurs" nennt, so darf es nicht befremden, daß manche wichtige Merkpunkte in denselben fehlen oder nur obenhin angedeutet sind, manchen unwichtigern dagegen wieder zu viel Raum gegönnt ist. Nicht selten wird auch eine und dieselbe Notiz an späterer Stelle, mit nur geringer Veränderung im Ausdruck, wiederholt. (Vgl. z. B. S. 286 u. 333.) Nie aber werden die flüchtigen bunten Schilderungen, die, in kurze, selbständige Kapitel vertheilt, in angenehmer Regellosigkeit rasch den Gegenstand wechseln, ermüdend; immer werden sie durch geist- und phantasiereiche Beziehungen gehoben.

Neue Romane und Novellen.

XX.

Luise Büchner, eine Schwester des zu früh geschiedenen Dichters Georg Büchner und Louis Büchner's, des Verfassers von „Kraft und Stoff", selbst bereits durch manche recht sinnige Gabe, z. B. ihr Büchlein über „Frauenberuf", in größern Kreisen bekannt geworden, hat in „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde" (Leipzig, Thomas, 1861), anspruchslose Stoffe in ansprechender Form behandelt. Als die beste dieser kleinen Erzählungen erschien uns „Der lederne Bräutigam". Originalität in der Erfindung und ein hübsches Talent für Charakteristik begegnen sich hier. Die holländischen Gestalten sind wie aus dem Leben gegriffen und wenn sich auch die Malerin bei Einzelheiten mit zu großer Vorliebe aufzuhalten scheint, wie beispielsweise bei der nicht eben schönen Nase Mynheer's, so gehört vielleicht diese Weise zum holländischen Typus, wenn nicht zum Wesen des Komischen überhaupt. Die Verfasserin theilt die Eigenschaft aller gesund organisirten Naturen, aus dem Sentimentalen sich leicht in die Selbsthülfe des Humors flüchten zu können.

Glossen.

Ein Künstler braucht nicht selbst zu denken, aber einen fremden Gedanken muß er festhalten können.

* *

Nichts schmeichelt so sehr, als wegen Eigenschaften gerühmt zu werden, die man nicht besitzt.

* *

Geistreich erscheint derjenige, der einer Sache eine neue Seite abzugewinnen weiß, gleichviel, ob eine gute oder richtige, wenn sie nur den Effect des Augenblicks für sich hat.

* *

Interessant zu sein kann man sich nicht geben. Eine Annäherung daran wird allerdings erreicht, wenn man eine redliche Erkenntniß von Recht und Unrecht hat. Die Urtheile der Welt basiren so sehr auf Gleichgültigkeit für Recht und Unrecht, daß man mit einem lebhaften Gefühl für Wahrheit überrascht und wenigstens bei noch nicht gänzlich verdorbenen Gemüthern aufmerksame Zuhörer findet.

* *

Tugendhaft zu sein ist wahrlich viel leichter, als ein ganzes Leben hindurch die Rolle des Heuchlers spielen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die deutsche Demokratie. — Das Loos der Frauen. II. — Aus Kaulbach's Atelier. — Briefwechsel.

Die deutsche Demokratie.

Nach Erlaß der preußischen Amnestie konnte man, so unvollständig sie war, erwarten, daß unsere Emigration von 1848 und 49 sich auf vaterländischem Boden wieder in die täglichen Treffen der Publicistik reihen würde. Eine Rückströmung sogar aus den londoner socialistischen Kreisen ließ sich erwarten, Wiederherstellungen der „Rheinischen Zeitung", namentlich auch die Wiederaufnahme jener oft so treffenden, wenn auch um paradoxe Behauptungen nicht verlegenen Polemik Ruge's.

Von alledem ist bisjetzt noch nicht viel eingetroffen. Ein mehr als zehnjähriges Exil hat die meisten dieser einst mit so bittern Entsagungen ausgewanderten Landsleute in neue Bahnen geführt, aus welchen sie sich ohne Besorgniß um Verlust nicht wieder entfernen können. Manche, wie Gottfried Kinkel, fanden auf fremdem Boden für ihr Talent die reichste Anerkennung.

Bisjetzt haben wir die Elemente der alten Demokratie mit der journalistischen Feder in der Hand nur hier und da wieder auftauchen sehen. Die äußerste, die socialistische Richtung scheint ganz zersprengt zu sein. Marx ist mit Vogt schon außerhalb Deutschlands in Streit gerathen; beide übten die scharfen Nagezähne ihres Nihilismus an sich selbst. Für Bestrebungen wie die eines Moritz Heß u. a. bietet die positive Politik zu viel Veranlassung, vorläufig der utopistischen zu entsagen; Proudhon, ein Meister socialistischer Kritik, ist im Exil oder Gefängniß gleichfalls mehr mit den Fragen beschäftigt, die Napoleon III. und Lagueronnière aufs Tapet bringen, als mit den Constructionen einer neuen Gesellschaft. Einige aus der mannichfach zusammengesetzten „Frankfurter Linken", wie Venedey, Bischer, Wuttke, Kolatschek, sind ins großdeutsche Lager übergegangen und selbst von der berliner Nationalversammlung hat wenigstens Bucher die gleiche Diversion gemacht, als er mit dem Kaplan von Berg und dem Landschaftsrath Rodbertus jene antiitalienische Erklärung erließ, welche für die in Preußen und Berlin herrschende Anschauung ihn in dem Grade unmöglich machte, daß seine feine, kenntniß- und geistreiche, in der Schule Carlyle's und Emerson's nur etwas ins Effecthaschen gerathene Darstellungsweise der „National-Zeitung" nur für feuilletonistische Zwecke zugute kommt. Eduard Meyen schrieb Uebersichten und Leitartikel im hamburger „Freischütz" und beabsichtigt jetzt die Herausgabe einer „Berliner Reform". H. B. Oppenheim wird ebenfalls durch eine Vierzehntagsschrift: „Deutsche Jahrbücher", von seiner mannichfach gewandten Begabung Kunde geben. Das Programm dieser unter einen Redactions-Nitrath (Unruh, Virchow, Siemens, Twesten, Delbrück, Siegmund) gestellten Zeitschrift verspricht eine umfassende Thätigkeit zu Gunsten der staatlichen Einigung Deutschlands, der individuellen Freiheit, des Selfgovernment, der „Wahrheit" unserer Verfassungen, des Sturzes der Polizeibevormundung und zu Gunsten einer volksthümlichen Wehrverfassung. Die Literatur soll aus einem philosophisch-nationalen Gesichtspunkte betrachtet werden.

Die frische, theils aus der Schweiz, theils meerwärts von den Ufern der Themse kommende Luft einer nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen unsers binnenländischen deutschen publicistischen Verkehrs stehenden schriftstellerischen Thätigkeit wehte schon im vorigen Jahr in Ludwig Walesrode's „Demokratischen Studien" (Hamburg, Meißner). Es liegt ein soeben erschienener zweiter Band vor.

Wir sind die Rücksichtsnahme unserer Zeitungen auf die Preßgesetze, die erste und zweite Verwarnung, die Beschlagnahmen und die Verbote so gewohnt, daß eine Sammlung politischer Vota, die ohne Einreden von seiten des Verlegers, Druckers, der eigenen Redactionsbesorgniß geschrieben wurden, schon um deswillen einen interessanten Eindruck macht.

In dem neuen Bande, der zwölf mehr oder weniger anregende Aufsätze enthält, läßt sich eine auffallende Erscheinung wahrnehmen Jene Beiträge, die von den Proscribirten, die im Auslande lebten, kommen, sind in einer zunächst, wie sich von selbst versteht, freisinnigen, aber zugleich recht gemessenen und angenehm weltmännischen Haltung geschrieben. So die vortrefflichen, auch durch ihre Natürlichkeit wohlthuenden Blätter über den „Preußischen Constitutionalismus" von Ludwig Simon; so die ironische kleine Diatribe von Ruge über den „Asiatischen Geist in Europa"; so die außerordentlich fesselnde, fast novellistische Erzählung seiner Revolutionserinnerungen von Moritz Hartmann; so die feine Satire H. B. Oppenheim's über die Vortheile des constitutionellen Systems u. s. w. Wohingegen die auf vaterländischer Scholle geschriebenen Artikel einen minder erfreulichen Eindruck machen. Nicht, daß nicht auch hier die Gesinnung der Verfasser die Anerkennung der Partei verdiente, nur scheint uns der Vortrag ohne höhere Perspectiven, die Thatsachen zerbröckeln sich in Einzelheiten, der Ton ist nicht selten unglücklich gewählt. Die Darstellung der neuern hannoverschen Verhält-

niſſe von einem Ungenannten häuft eine Menge Anekdoten, die der Chronique scandaleuse zugehören und in „Demokratiſchen Studien" doch wol fehlen ſollten. Vor allem iſt der letzte Artikel: „Vom enthüllten Polizeiſtaat und was daran hängt", in einer Form geſchrieben, die aus keiner Feder hätte kommen können, die eine Weile in Paris oder London gelebt und vom Geiſt der dortigen Anſchauungen ſich ein wenig hätte erziehen und ſchulen laſſen. Man kann die Schwächen des Grafen Schwerin nicht verkennen wollen, man muß und darf ihm ſein Syſtem des Gemüths und der chriſtlichen Verſöhnung als eine unerlaubte Uebertragung ſeiner perſönlichen (bekanntlich von Schleiermacher gebildeten) Denkweiſe auf ein Terrain der großen hiſtoriſch-politiſchen Verantwortlichkeit vorwerfen, aber Wendungen eines directen „Sendſchreibens" an ihn, wie: „Excellenz, ſelbſt wenn Sie wären — was Sie nicht ſind — ein großer Mann —", und ähnliche Anreden müſſen ſich auf jedem politiſchen Streitgebiet verurtheilen. In der Form ſeiner Polemik hat ſich der ungenannte Verfaſſer gänzlich vergriffen; die breite Behaglichkeit ſeines Beſſerwiſſens iſt unerträglich.

In der Mitte zwiſchen dem, was uns in jeder Beziehung gefallen hat und was weniger, liegt ein Aufſatz von W. Rüſtow über ſein Commando der Brigade Milano. „Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu verſchaffen" (S. 100). Wir glauben nicht, daß ſich bei Julius Cäſar „De bello Gallico" eine ähnliche Stelle findet.

Dieſe und andere Mistöne abgerechnet macht die Sammlung von Aufſätzen einen beſonders durch die Entfernung alles Diplomatiſirens und die offene Kundgebung der Ueberzeugungen erfriſchenden Eindruck. Pſychologiſch intereſſant war uns, daß das Temperament und angeborene Naturell an dieſen Ueberzeugungen ſtark betheiligt zu ſein ſcheint. Einen eigentlich träumeriſchen Melancholiker oder kritiſchen Skeptiker (vielleicht Oppenheim ausgenommen) haben wir unter dieſen zwölf Autoren nicht gefunden. Es ſind ſanguiniſche Naturen, zuweilen dann freilich mit bedenklicher Neigung, ſich bis zum Uebermaß fortreißen zu laſſen. So bringt z. B. Ferdinand Laſſalle über den vielgerühmten Stahr'ſchen „Leſſing" eine Kritik, in welcher die Diction und Auffaſſung zuweilen pyramidale Höhen erreicht. Nicht nur über Leſſing ſelbſt wächſt die leidenſchaftliche Sprache ſo bis zum Schwindel, daß man begreift, wie Jakob Grimm vor ſolchen Proſpectus- und Reclamenphraſen neulich die Flucht aus dem berliner Standbild-Comité für die drei Dichterheroen ergreifen konnte (z. B.: „Hierzu erfand die Geſchichte Leſſing; wir ſagen, ſie erfand ihn! Denn gleichwie ein Inſtrument u. ſ. w. —", oder: „Leſſing iſt nichts anderes als der weltliche Luther", „Leſſing iſt par excellence der Dichter der humanen Idee" [bisher war dies nur Schiller und Leſſing galt für jeden Kenner der Literaturgeſchichte als der experimentirende Dichter praktiſcher Beweisführungen für eine Reform der äſthetiſchen Theorie]. „Die That, die Leſſing in ſeinem Laokoon vollzog, war nicht weniger im höchſten Sinne hiſtoriſch und revolutionär" u. ſ. w.); auch die Anerkennung Stahr's geht über das Maß erlaubter literariſcher Freundſchaft hinaus, z. B. S. 500: „Was die Verführung dieſer Schrift vergrößern wird, iſt ihr Stil. Ihre Eigenthümlichkeit in dieſer Hinſicht beſteht in einer gewiſſen keuſchen Gemeſſenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meiſterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger ſie ſelbſt ſagt, um ſo mehr Herz und Geiſt des Leſers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß und beſonders in einer gewiſſen Ethik des Stils; denn man fühlt es aus dieſem Stil heraus, daß er ſchwerlich der Rückſicht auf das heutige Publikum entſprungen iſt, welches ſolchen Stil nicht zu verlangen pflegt (!) und ſich damit auch beinahe des Rechts (!!) begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rückſicht des Verfaſſers auf ſeinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Ruhm entſprungen (!!!), ſondern vielmehr ſeinen Quell in der tiefen, ſittlichen Ehrfurcht hat, die den Darſteller vor ſeinem Gegenſtand durchdringt — —" Man muß geſtehen, daß kaum dem Heliogabal mehr geſchmeichelt worden iſt als in dieſer Phraſe. Adolf Stahr hat ihr zufolge jenes Buch in einem Stil geſchrieben, den 1) das Publikum gar nicht mehr verdiente und deſſen Geſchenk es deswegen, weil das Publikum dies auch von ſich ſelbſt vollkommen eingeſteht und weiß, nur mit tiefſter Beſchämung wird entgegengenommen haben, und 2) in einem Stil, bei welchem der Verfaſſer es ſogar vergaß, daß er bereits ein ſo berühmter Schriftſteller iſt u. ſ. w.

Indeſſen wiederholen wir, die „Demokratiſchen Studien" enthalten Mittheilungen genug, um das Gefühl zu hinterlaſſen, daß die deutſche Demokratie Sprecher beſitzt, die noch gründliche Einſicht in die Lage der Dinge mit Beſonnenheit und beſcheidener Zurückhaltung ihres Ich verbinden. Die große europäiſche Schule, durch die ſie gegangen iſt, hat ihr die grelle Färbung des Jahres 1848 genommen und läßt von ihrer fernern Entwickelung beſonders auch darin das Beſte erwarten, daß ſie auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit, wie dies inzwiſchen in Deutſchland durch die Verhältniſſe nun einmal vorgezeichnet iſt, an ſich halten wird und namentlich die gegenwärtig allerdings vom Gothaismus aufgeſtellte Tagesordnung nicht ſtört.

Das Loos der Frauen.

II.

„Keine Exiſtenz, die ſo elend iſt als die einer Gouvernante!" fuhr Miß Parkes in ihrer Rede fort. „Ihr Elend iſt ſo außerordentlich groß, daß es be-

reits zum Gegenstand tiefster Betrachtung für alle Menschenfreunde, Gesetzgeber, Pädagogen geworden ist. Es ist dies der wunde Fleck in unserm blühenden und fortschreitenden Lande und es ist die Aufgabe der in dieser Versammlung anwesenden Damen, die Ursache der Leiden vieler Frauen aufzufinden und Mittel für deren Abhülfe vorzuschlagen!

„Wie in den Naturwissenschaften die Entdeckung großer Naturgesetze fortwährend durch scharfe Beobachtung einzelner Erscheinungen vorbereitet wird, so wollen wir eine einzige Familie ins Auge fassen; sie gibt uns das Bild von tausend andern.

„Der Vater erwirbt durch Kopf- und Handarbeit genug, um seine Frau und — wir wollen sagen drei Kinder zu ernähren; eins der Kinder ist ein Mädchen. Die Knaben werden nach der Schule geschickt, sei es nach einer sogenannten Zweipfennig-Schule (two penny school) oder nach einer theuern Pension. Auch die Tochter besucht für ein paar Jahre eine wohlfeile Schule, aber wenn es zu Hause Arbeit für sie gibt, wird sie zurückbehalten; sie muß z. B. Hemden für ihre Brüder nähen; es ist uns ein Fall bekannt, wo junge Mädchen, die Freischülerinnen in einer höhern Erziehungsanstalt (Ladies college) waren, um solchen Grundes willen zu Hause behalten wurden. Man legt nicht große Wichtigkeit auf ihre Fortschritte. Mit den Brüdern ist es anders; denen werden die Mittel zum Weiterkommen in die Hand gegeben und wenn sie mit ihrem 14. oder 15. Jahre aus der Schule genommen wird, kommen erstere in eine höhere Unterrichtsanstalt oder fangen an, für ihren künftigen Stand vorbereitet zu werden.

„Vielleicht beginnt nun der Vater, der nichts als seine jährliche Einnahme hat, sich mehr mit dem Gedanken an seiner Tochter Zukunft zu beschäftigen; er möchte gern für sie sorgen oder sie fähig sehen, für sich selbst zu sorgen; er überlegt die Kosten, die es ihm machen würde, ihr Musik- und Sprachstunden geben zu lassen, damit sie Gouvernante werden könne; — die Kosten sind zu groß und es fehlt ihm weder an Muth noch an Energie, etwas anderes auszudenken. Er tröstet sich also mit der Hoffnung auf eine Heirath. «Sie wird gewiß heirathen», sagt er, «und dann wäre es eine schlechte Speculation, sie für eine andere Stellung ausgebildet zu haben; überdem brauche ich alles Geld, welches ich erübrigen kann, für ihre Brüder.»

„Welch traurige Logik! Es ist wahr, möglich ist's, daß sie heirathet und deshalb kann man sich nicht wundern, daß ein Vater, wie sie deren meistens sind, sich darauf verläßt; aber die Noth, die ein unversorgtes, mittelloses weibliches Geschöpf erwartet, ist so groß, daß, heirathete auch nur ein Mädchen von Hunderten nicht, ein Vater für diesen Fall seine Vorkehrungen treffen sollte.

„Aus solchen Verhältnissen gehen Tausende unglücklicher, nur von Unterstützung lebender Frauen hervor und tausend andere, die so unzureichende Mittel haben, daß sie nur bei der peinlichsten, elendesten Oekonomie bestehen können. Es sollte ein vornehmstes Gesetz sein, genehmigt von allen Nationalökonomen, daß die Väter für alle ihre Kinder sorgen oder ihnen die Mittel an die Hand geben sollten, für sich selbst zu sorgen. Bei den Söhnen erfüllen sie diese Pflicht sorgfältig, aber sie versäumen sie bei ihren Töchtern, weil sie sich der Hoffnung hingeben, daß das jemand anders statt ihrer übernehmen wird; es ist dies eine Thatsache, daß *diese* Hoffnung in unzähligen Fällen der Töchter Versorgung ist.

„Aber es gibt noch einen andern Grund, weshalb die Väter ihrer Töchter Zukunft so gänzlich ihrem etwaigen Manne überlassen. Frauen sind nicht gewöhnt, einen Besitz zu haben oder zu erhalten und *unsere* Gesetze werfen der verheiratheten Frauen Besitz oder Erwerb so gänzlich in ihres Mannes Gewalt, daß die Väter wenig geneigt sind, Ersparnisse zu machen, die ein anderer Mann bekommen soll, oder den Töchtern eine kostspielige Erziehung zu geben, deren pecuniäre Früchte sich später ein anderer Mann aneignen kann.

„Wir Frauen haben in den Augen der meisten Männer so wenig Individualität, daß, wenn der Vater seine Tochter verheirathet hat, so glaubt er sich aller andern Verantwortlichkeit entledigt, und ehe dies geschehen ist, blickt er erwartungsvoll der Zeit entgegen, wo er die Bürde einem andern übertragen wird. Aber wahrlich, wie die Verhältnisse jetzt in England sind und unter den jetzigen den Besitz der Frauen betreffenden Gesetzen ist es mehr als Thorheit, so zu speculiren! Vielleicht heirathet die Tochter, aber ihr Mann kann sterben oder falliren oder zu arm sein, um sie und ihre Kinder zu ernähren; — erzieht sie daher beizeiten so, daß sie, wenn's noth thut, sich ihr Brot verdienen kann. Gesetzt aber, das junge Mädchen, das wir uns hier zum Vorbild genommen, heirathet nicht und bleibt bei dem Tode ihres Vaters ohne einen Pfennig zurück — ihre Erziehung ist ganz mangelhaft, sie kann nicht Gouvernante, nicht Lehrerin an einer Schule werden, sie hat kein Geschäft erlernt — was dann?

„Und hier sind wir bei unserm *zweiten* Vorschlage angelangt. Helfen wir die Ansicht vernichten, daß eine Gouvernante eine vornehme Stellung habe! Der übermäßige Zudrang zu diesen Stellungen verursacht eine schreckliche Concurrenz und traurige Verringerung des Gehalts. Feingebildete Gouvernanten, die fähig sind, die Töchter der Vornehmen zu unterrichten und sie für die Lebensstellung auszubilden, für die sie erzogen werden sollen, mögen sich immerhin melden, sie werden Stellen finden und einen hohen Gehalt bekommen. Aber weshalb streben alle Krämer, Wirthschafterinnen und Witwen aller Art danach, aus ihren Töchtern lieber untergeordnete, halbgebildete Gouvernanten zu machen, statt sie rechtschaffene, glückliche Arbeiterinnen auf anderm Felde werden zu lassen? Weshalb sie in eine so unpro-

Digitized by Google

gressive Stellung treiben, da ihnen doch selbst als Ladenmädchen mehr Muße, Freiheit und Mittel gelassen sind, um eine Carrière zu machen?"

„Es versteht sich von selbst, daß wir uns bemühen müssen, andere Arbeitsfelder aufzufinden, wenn wir die Aeltern dringend bitten, aus ihren Töchtern keine Gouvernanten zu machen, wenn sie es vermeiden können. Warum, wenn es nöthig ist, daß Frauen arbeiten, warum muß es durchaus die härteste, schlechtbezahlteste und unangenehmste Arbeit sein? Sind sie stärker, hoffnungsvoller, beharrlicher? Und verhindert man sie deshalb, theilzunehmen an weiterbringenden und anziehenden Arbeiten? Werden sie an Achtung verlieren, wenn sie sich andern Geschäftsbranchen widmen?

„Es gab eine Zeit, in der nur derjenige ein Gentleman genannt wurde, der sich als Soldat sein Brot erwarb; jetzt ist auch der Jurist und der Kaufmann ein Gentleman und so wird auch die Liste der für Frauen erlaubten Beschäftigungen anwachsen. Es sehe nur jeder Vater, der seiner Tochter nichts hinterlassen kann, darauf, dieselbe für eine ehrenvolle Arbeit zu erziehen, sei dies die Arbeit eines Telegraphisten*), Buchhalters, Comptoiristen, auch Schriftsetzers. In unserm commerziellen Lande ist das leicht gethan. Was aber Künste und Literatur betrifft, so hängt es von ihren Talenten und Fähigkeiten ab, ob sie in ihnen Beschäftigung finden können. Ein großes Feld für bezahlte sociale Arbeit bieten unsere Gefängnisse, Hospitäler, Arbeitshäuser; hiefür langt eine ganz gewöhnliche Erziehung aus.

„Unser dritter Vorschlag ist: Jeder Vater, der für seine Töchter nichts zurücklegen kann, versichere sein Leben für dieselben. Es ist sehr beklagenswerth, daß nur ein so kleiner Theil der Bevölkerung sein Leben versichert, trotzdem, daß es so wohlfeil, so leicht, so sicher ist und den weiblichen Mitgliedern einer Familie Hülfe bringt, wenn sie deren am bedürftigsten sind. Aber dieser Gegenstand kann nicht vorübergehend erschöpft werden, er verdient eine gründliche Beleuchtung.**)

„Und nun noch eins. Der Unterricht der Mädchen aller Rangklassen ist sehr mangelhaft; man lese die Erziehungsberichte (Education commissioners reports), um sich davon zu überzeugen! Es scheint, als herrsche eine allgemeine Gleichgültigkeit in Bezug auf den Unterricht der Mädchen. Wie sehr wünsche ich, daß das anders würde und daß sich das allgemeine wohlwollende Interesse dieser Frage zuwendete. Nichts könnte den Stand der Lehrerinnen mehr erhöhen, als wenn auch den Frauen der Weg zu den höhern Aemtern im Unterrichtsfach geöffnet würde. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb Frauen nicht Inspector und Examinator von Mädchenschulen werden dürften. Es ist viel Gutes durch Damen geschehen, welche in den Schulen der Armen, namentlich auf den Landgütern, das Amt der Oberaufsicht und der Examina übernommen haben, weshalb sollte dies nicht auf einem weitern Felde ausführbar sein?

„Zum Schlusse wiederhole ich, was ich ganz besonders hervorheben wollte: Es sind die Väter verantwortlich für die Wohlfahrt ihrer Töchter! Es überlege jeder Vater, auf welche Weise er für sie sorge, sei es durch Erziehung, durch Ersparnisse oder durch die Lebensversicherung! Eins von diesen dreien zu thun, das ist seine heilige Pflicht! In einem Lande wie das unsere ist es unbegründet, alle Hoffnung ihrer Zukunft auf eine Heirath zu setzen, die vielleicht nie stattfindet."

*) Das englische Telegraphenpersonal besteht zur Hälfte aus Frauen.

**) Auch in Auerbach's diesjährigem Volkskalender hat der bekannte Statistiker Engel in Berlin die dringendste Mahnung erlassen, sich und seine Angehörigen zu versichern.

Aus Kaulbach's Atelier.

R. G. **München.** Von kleinern Arbeiten beschäftigen Kaulbach die weitern Blätter der Goethe-Illustrationen, von denen außer den bereits in Photographieen erschienenen nun auch die Zeichnungen „Tasso" und „Faust und Helena" vollendet sind. Ein großes Bild von Franz Liszt, Kniestück, befindet sich unter den noch im Atelier stehenden Porträts. Aber die ganze Hauptthätigkeit des Meisters nimmt die Vollendung des großartigen Gemäldes, „Die Schlacht von Salamis", in Anspruch. Die gewaltige Kühnheit in der Composition, die bei aller Complicirtheit so außerordentliche Klarheit, mit welcher der reiche Inhalt des Gemäldes dem Beschauer zum Verständniß gelangt, sind die hervorragenden Vorzüge dieses Werkes des energischen Meisters. Drei Hauptgruppen sind es, welche sich auf dem ganzen Tableau voneinander absondern. Vorn Aristides in den kräftigsten, tiefsten Tönen des scharf von dem Uebrigen sich lösenden Vordergrundes; links im Hintergrund die Gruppe des Xerxes und mehr nach der Mitte zu der unvergleichlich schöngehaltene Themistokles, dem verworrenen Knäuel des heißesten Kampfes sich nähernd. Außer diesen Hauptabschnitten erblicken wir noch zahlreiche Nebengruppen, ganz ähnlich den Anordnungen der Gruppirung auf den bekannten berliner Fresken des Künstlers. Bei all diesem reichen Inhalt, diesen zahlreichen aus dem Ganzen sich absondernden Einzelheiten ist der Totaleindruck ein so großer und einheitlicher wie auf keinem andern Kaulbach'schen Werke, die Hunnenschlacht vielleicht ausgenommen. Diese sichere Beherrschung, diese siegreiche Bewältigung des vor ihm aufgethürmten ungeheuern Materials ist es, womit der Künstler uns die vollste Bewunderung abnöthigt, trotz des auch hier wiederum nicht fehlenden symbolischen Beiwerks der herniedersteigenden Heroen. Das sehr umfangreiche Gemälde, dessen gänzliche Vollendung wol noch für diesen Herbst zu erwarten steht, ist für das Treppenhaus des neuerbauten und mit großem architektonischen Aufwand hergerichteten hiesigen Nationalmuseums bestimmt.

Briefwechsel.

— Herrn C. K. in Lüneburg. Wird erscheinen.

— H. von N. zu C. Rücksendung unterwegs.

(Ausgegeben am 5. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 37. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. V. VI. — Die Stiefmutter. Novelliſtiſche Epiſode von M. J. Schwartz. I. — Tagebuch aus Neapel. Von Frederike Bremer. (Fortſetzung.) — Aus dem Oſten. II. — Neue Romane und Novellen. XXI. — Drama und Epos. — Neues aus der Welt.

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.

V.

Arthur folgte mir faſt willenlos. Wie ermattet nach einer großen Anſtrengung, warf er ſich auf die Grasbank. Ich ſetzte mich ſtillſchweigend neben ihn, um ihm Zeit zu laſſen, ſich zu faſſen.

War die Doſis zu ſtark oder war ſie gerade hinreichend geweſen?

Dies war eine Frage, die mir mein Gewiſſen vorlegte, und ich leugne nicht, daß ich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit darauf wartete, daß Arthur das Schweigen bräche.

Es lief jedoch beſſer ab, als ich vielleicht verdient hatte. Nach Verlauf einiger Minuten, während er ſtill und vor ſich hinſtarrend da geſeſſen, ſtrich er die Haare aus der Stirn, ſah ſich um und ergriff meine Hand, indem er mit einem tiefen Seufzer ſagte:

„So! Das war alſo vorüber!"

„Es iſt mir ein großer Troſt, lieber Freund", antwortete ich, „daß du dieſe Sache ſo ruhig und vernünftig nimmſt! Ich brauche dir wol kaum zu ſagen, daß dieſer gewaltſamen Cur, die der Zufall oder das Schickſal bei dir angewandt hat, vielleicht noch viele Schmerzen folgen werden. Glaube nicht — —"

„Nein, Lieber!" unterbrach Arthur. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe! Komm', laß uns gehen!"

Mit dieſen Worten ſprang er auf, als ob die Grasbank unter ihm brannte und eilte ſo ſchnellen Schritts in das dichteſte Gebüſch, daß ich ihm kaum folgen konnte und alle Mühe hatte, mich in Acht zu nehmen vor dem Schlage der ſtarken Zweige, die er zur Seite bog, der Büſche, durch die er hindurchbrach.

Nach einem ziemlich langen Marſch durch das unwegſame Dickicht kamen wir zu einem Waldpfade, wo ich endlich ganz athemlos meinen Freund einholte, der ſeinen Erinnerungen entlaufen zu wollen ſchien. Er ſtand einen Augenblick ſtill, als ob er ſich beſänne, wo er ſei und wo er hin wolle. Darauf ergriff er meinen Arm und ging langſam vorwärts, indem er mit leiſer Stimme ſagte: „Wollen wir jetzt meine alte Karen beſuchen?"

Ich folgte ihm. Der Weg führte uns in Krümmungen über eine Wieſe und zwiſchen zwei dichtbewachſene Anhöhen und machte darauf eine Biegung, die uns an den entgegengeſetzten Saum des Waldes brachte. Hier, an einen Hügel gelehnt, lag das kleine niedliche Haus, das er ſo liebevoll für die Hüterin ſeiner zarten Kindheit eingerichtet hatte. Zwar war es nur eine Bauern-

hütte, mit Stroh bedeckt und mit weißangestrichenen Wänden und Schornsteinen, aber sie sah so nett und gemüthlich aus mit den blanken Scheiben und mit dem zierlichen kleinen Ausbau, unter welchem eine Bank, ein Tisch und einige Stühle standen. Der Garten war gut gehalten, voller Obstbäume, Blumen und Gemüse; gegen Nordosten verlieh eine dichte Gruppe von Tannen den nöthigen Schutz gegen Wind und Wetter; die Einzäunung bestand aus einer dichten Dornenhecke, die von wildem Hopfen ganz überwachsen war. In dem dichtverschlossenen Hofplatze hinter dem Hause ließ sich das lustige Geschnatter der Enten, das Glucken der Hühner und das Kollern des kalkuttischen Hahnes hören und im Glanze der Abendsonne übte sich eine bunte Flucht Tauben in ihren lustigen Wendungen. Die vordere Seite des Hauses lag gegen Süden, wo eine ziemlich weite, aber einförmige Aussicht über den sich schlängelnden Pfad und die kornreichen Felder das Auge mehr beruhigte als ergötzte. Ueber dem Ganzen ruhte ein wohlthuender Friede und es war einer jener Flecke, von denen man in gewissen Stimmungen zu sagen pflegt: Hier möchte ich wohnen! was aber selten so recht ernstlich gemeint ist.

Als Karen, die unter dem Ausbau saß und spann, unserer ansichtig wurde, während wir den Gang hinaufgingen, der zum Hause führte, stand sie auf und kam uns entgegen. Ich betrachtete sie mit vielem Interesse. Sie war, was man gewöhnlich eine hübsche alte Frau nennt; sie trug eine für ihr Alter passende, zierliche Bauerntracht und ihr mildes Auge — das einzige an ihr, was noch jugendlich aussah — lächelte dem hübschen, kräftigen Pflegesohne mit einem Ausdruck wahren Wohlgefallens und mütterlicher Zärtlichkeit entgegen. Sie war nicht groß, aber kräftig gebaut und schien hundert Jahre alt werden zu können.

Auf Arthur übte ihr Anblick und der Klang ihrer freundlichen Stimme eine wunderbar beruhigende Wirkung. Sein Gesicht, das bisjetzt geglüht hatte, nahm seine gewöhnliche Farbe an; seine Augen wurden klar und mild, seine Stimme erhielt ihre sonstige Festigkeit, als hätte er hier Ruhe und Frieden gefunden. Er stellte mich der Alten vor, die mir die Hand zum Willkommen reichte, indem sie lächelnd sagte: „Das also ist der gute Herr, von dem mir Fräulein Martha diesen Vormittag erzählte. Sie kommt gewiß bald selbst!"

Wir nahmen am Tische Platz, während Karen in das Haus ging, um Zurüstungen zu einem kleinen Imbiß zu treffen. Plötzlich hörten wir in dem entfernten Theile des Gartens, der, hinter Hecken und Büschen liegend, sich unserm Auge entzog, einen heftigen Wortwechsel und gleich darauf eine weibliche Stimme laut um Hülfe rufen.

Wie ein Blitz war Arthur aufgesprungen, setzte über drei, vier Blumenbeete sammt der Hecke und verschwand. Die alte Frau, die eben mit Brot und Wein zurückkam, sah sehr bestürzt aus. „Das war Fräulein Martha's Stimme!" sagte sie. „Wollen Sie nicht mitgehen, um zu sehen, was es gibt?"

Sie hatte dies kaum gesagt, als ich schon auf dem Wege war; ich eilte so schnell ich konnte und kam auch zeitig genug, um Zeuge einer recht artigen kleinen Scene zu sein.

„Was geschieht hier?" hörte ich Arthur mit einer Stentorstimme rufen, als er in den äußersten Gang des Gartens einbog, wo er Martha aus aller Macht mit dem Vetter Peter ringen sah, der wie es schien sich einen Kuß erzwingen wollte. Er hatte sie, wie wir später erfuhren, nachdem er Charlotten nach Hause gebracht hatte, sehr gegen ihren Wunsch und Willen vom Pfarrhofe bis zu Karen's Hause begleitet und wollte jetzt die Gelegenheit benutzen, von dem Mädchen einen zärtlichern Abschied zu nehmen, als ihr lieb war.

„Respect hier!" rief Arthur, als er sich jenem genähert hatte und erfaßte den Candidaten ziemlich nachdrücklich an der Schulter.

Dieser ließ Martha augenblicklich seiner Umarmung entgleiten und trat mit einer betroffenen Geberde ein paar Schritte zurück. Er war sehr erhitzt, sowol von der Wanderung wie von dem Kampfe, den er so schlecht bestanden hatte. Mit einem Blick, der Verachtung ausdrücken sollte, maß er den Kammerjunker von oben bis unten, indem er mit vor Zorn heiserer Stimme sagte: „Wie dürfen Sie es wagen, Herr Kammerjunker, Hand an mich zu legen!"

„Ich wage noch viel mehr", entgegnete Arthur mit größerer Besonnenheit, als ich ihm zugetraut hätte, „wenn Sie sich gegen Fräulein Martha ungeziemend betragen!"

„Da weiß ich doch nicht, was Sie sich um Fräulein Martha und mich zu kümmern haben!" rief Peter in einem unverschämten Tone.

In diesem Augenblick kam meinem Freunde

der ganze Eindruck der an der Eiche erlebten Scene in mächtigster Gewalt zurück. Ohne noch ein Wort zu reden, erfaßte er Petern am Halskragen und warf ihn wie ein Stück Kiefterholz über die Gartenhecke auf den Weg. Der graue Hut, der zur Erde gefallen war, folgte nach. Arthur blieb stehen und starrte blaß und mit glanzlosen Augen auf seiner Hände Werk. Das Unglück war jedoch nicht groß. Der Candidat war auf einen Haufen Reisholz, der dicht bei der Hecke lag, gefallen und war daher mit dem Schreck und einigen kleinen Rissen davongekommen. Er war wieder aufgestanden und indem er mit der Hand nach Binz in seinem Gesicht fühlte, schrie er: „Ich will Ihnen sagen, Herr Kammerjunker — —!"

„Wart' ein wenig, Bursche", rief Arthur rasend. „Willst du mir etwas sagen, so werde ich bald bei dir sein!" und wollte über die Hecke springen. Ich ergriff jedoch schnell den Arm meines Freundes und als er mit gerunzelter Stirn sich gegen mich wandte, sagte ich ganz ruhig: „Wo willst du hin? Thue nun nicht mehr, als nothwendig ist! Siehst du nicht, daß der Feind das Feld geräumt hat?"

In der That hatte es der Candidat nicht für gerathen gehalten, ein zweites Zusammentreffen mit dem nordischen Hercules abzuwarten, sondern er hatte sich schleunigst auf die Beine gemacht und war schon außer Sehweite.

Die ganze Affaire, die hier in vielen Worten erzählt ist, hatte kaum zwei Minuten gedauert. Als Martha sich von des Vetters Zudringlichkeit befreit gesehen hatte, war sie nach einer kleinen offenen Laube geflüchtet und hatte sich da, mit beiden Händen das bethränte Gesicht bedeckend, auf eine Bank gesetzt. Kaum hatte ich auf sie aufmerksam gemacht, als Arthur wie aus einem Traum erwachte; sein Zorn war verraucht. Er sah sich mit einem tiefen Seufzer um und als er in der Laube des jungen Mädchens ansichtig wurde, ging er so leise, als ob er eine Schlummernde besuchen wollte, dahin. Er setzte sich neben sie auf die Bank. Ich blieb vor der Laube stehen — ich konnte es nicht lassen —, jedoch so, daß sie mich nicht bemerken konnten.

Nach einem kurzen Stillschweigen begann Arthur.

„Martha! — Liebe Martha! Sieh' mich an! Weine nicht mehr! Nimm die Hände vom Gesicht und laß mich mit dir sprechen!"

Martha schwieg.

„Martha, höre mich! Höre, was ich dir sagen will! Du weißt nicht, wie es mein Herz zusammenpreßt, daß es zerspringen möchte! Ich muß ehrlich und offen mit dir reden!"

Es war in diesen Worten eine so reine Melodie, wie ich es gar nicht von ihm erwartet hatte; es klang so herzlich und rührend — aber Martha schwieg. Da warf er sich vor ihr auf die Knie und berührte mit beiden Händen leicht ihre Arme, indem er mit tiefem Gefühl, aber mit gedämpfter Stimme sagte: „Ich liebe nur dich, Martha! Nur dich! Hörst du? Willst du meine Frau werden? Willst du immer bei mir wohnen auf Stighof und alles mit mir theilen, Gutes und Schlimmes, Freude und Leid? Ich habe dich lange geliebt", setzte er mit wehmüthiger Betonung hinzu; „ich habe es aber früher nicht so gewußt wie jetzt!"

Martha zog langsam die Hände vom Gesicht und betrachtete schweigend den jungen Mann mit ihren blauen, verwunderten Augen.

„Du antwortest mir nicht? Kannst du das übers Herz bringen? Sprich oder gib mir ein kleines Zeichen! O, reiche mir die Hand und laß mich sie behalten!"

Martha hätte ihm beinahe die Hand gereicht, zog sie aber plötzlich, wie im Schreck, zurück und wollte aufstehen. Er ließ es nicht zu. „Nein, Martha, nein! Eine Antwort mußt du mir geben! Ach, wenn du jetzt nichts von mir wissen willst, wenn du mich von dir stößt, so ist ja mit Einem Schlage meines Lebens Freude zertrümmert, so ist uns ja für immer unser freundliches Zusammenleben verkümmert! Ich kann dich dann nicht mehr Martha nennen, nicht mehr du zu dir sagen —"

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick ernst an, bog sich dann freundlich zu ihm nieder und sagte, indem sie ihre rechte Hand in die seinige legte: „So nenne mich denn immer Martha und fahre fort, du zu sagen!"

Das war mein Stichwort, um die Scene zu verlassen. Ich ging, um nicht durch meine Gegenwart den ersten Ausbruch des Entzückens zu entweihen. Ich traf die alte Karen ganz erschrocken und erwartungsvoll am Tische sitzen und indem ich mir ein Glas Rheinwein, den ihr Arthur zu ihrer Stärkung zu senden pflegte, einschenkte, das ich nach so vielen Aufregungen der verschiedensten Art wol nöthig haben konnte, erzählte ich ihr die Geschichte und schloß mit den Worten: „Und jetzt werden Sie gewiß Braut

und Bräutigam gleich hier an Ihrem Tiſche ſitzen ſehen!"

„Nun, ſo ſei denn der liebe Gott gelobt und geprieſen!" ſagte Karen und faltete die Hände. „Das hätte ich doch am wenigſten erwartet, ſo ſehr ich es auch gewünſcht habe! Ja, ich habe ihr wahrlich oft genug geſagt, daß es eigentlich gar nicht anders kommen dürfe! Das wollte ſie aber nicht hören und wurde manchmal ſogar ein wenig böſe, wenn ich davon ſprach. Ja, man ſollte wol auch mit jungen Mädchen über ſolche Dinge nicht ſprechen; wir alten Frauen können das aber nicht bleiben laſſen und weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Nun, das hat denn auch diesmal nicht geſchadet! Ich wußte ſo gewiß, daß ſie ihn ſchon lange lieb gehabt; das wollte ſie aber nie eingeſtehen. Herr Gott! wäre die alte Herrſchaft jetzt noch am Leben, ſo fürchte ich, es hätte übel ausgeſehen! Denn das wäre gewiß nicht nach ihrem Sinne geweſen! Der Kammerjunker hätte ja auch ſo manches reiche und vornehme Fräulein bekommen können; daraus machte er ſich aber nun gar nichts und das hat denn auch wol nichts zu bedeuten. Die, die er jetzt zur Frau kriegt, iſt ein wahrer Engel, das kann ich Ihnen verſichern!"

Arthur und Martha kamen Arm in Arm den Gang herauf. Sie ſahen beide ſehr glücklich aus; Arthur ſtrahlte und lachte vor Wonne; Martha war ein wenig blaß, aber ihre Lippen waren kirſchroth und die glänzenden Augen glichen „zwei thaubeſprengten Veilchen", wie ſich ein Dichter ausdrückt. Mit dem Glaſe in der Hand empfing ich das junge Paar und die alte Karen weinte, wie es ſich geziemt, vor Freude, als ſie die ſchüchterne Braut umarmte und küßte. In ihrer Herzensfreude konnte die Alte nicht umhin, Martha zuzuflüſtern: „Nun, was ſagte ich ſo oft? Habe ich nun recht?"

Als ſich unſere Erregung ein wenig gelegt hatte, ſetzten wir uns an den Tiſch, um die Sache zu berathen, obgleich hier eigentlich nichts zu berathen war. Die zwei jungen Leute hatten aller Wahrſcheinlichkeit nach keinen Schritt gethan, der von den Aeltern der Braut getadelt werden würde; und wenn dieſe auch ein ſchwaches Gefühl davon hatte, etwas auf ihre eigene Hand unternommen zu haben, ſo ſchien dies doch weder ihre Gemüthsruhe noch ihre Freude zu ſtören. Der einzige Entſchluß, der aus unſerer großen Berathung hervorging, war der, daß Martha nicht dieſen Abend ihren Aeltern oder ſonſt jemand ihr Herz eröffnen, ſondern die Ankunft Arthur's, der am nächſten Vormittag mit dem Prediger die Sache beſprechen wollte, abwarten ſolle.

Die Sonne ging unter, als wir aufbrachen. Als wir Abſchied nahmen, ergriff Karen in ihrer Freude über das Vorgefallene auch meine beiden Hände und ſchüttelte ſie, als ob wir alte, gute Freunde geweſen wären. Unterwegs fühlte ich mich in einer mir ungewohnten Situation. Sollte ich ſehr ſchnell gehen oder ganz langſam, um in beiden Fällen dem Paare mit meiner Gegenwart nicht läſtig zu ſein? Ich verwarf beides als meiner Geſundheit unzuträglich; als wir aber auf dem Wege zum Pfarrhofe den Fußſteig erreicht hatten, der nach Stighof hinüberführt, ſtand ich ſtill und indem ich mein Taſchentuch vorſichtig um den Hals band, ſagte ich: „Hier will ich Gute Nacht ſagen! Der Thau fällt ſchon ſtark und ich habe nicht mehr ſo viel innere Wärme, um demſelben zu widerſtehen!"

Es fiel ihnen gar nicht ein, darauf zu beſtehen, meine angenehme Geſellſchaft länger genießen zu wollen, und ich gelangte ſomit allein und in der ſchönſten Laune in mein Schlafgemach und konnte die diätetiſche Vorſchrift befolgen, welche fordert, daß man immer mit ruhigem Sinne und unter angenehmen Vorſtellungen einſchlafe.

VI.

Am nächſten Morgen begab ich mich frühzeitig zu Arthur. Er ſtand vor einem alterthümlichen, koſtbaren Möbel, einer Art Schreibpult oder Secretär von ſchwarzem Holze, mit vielen eingelegten ſilbernen Schnörkeln verziert. Er hatte eine Menge Schiebladen herausgezogen — geheime Fächer kamen zum Vorſchein, deren Vorhandenſein einem Uneingeweihten ewig verborgen geblieben wäre — und kramte einen ganzen Haufen ſchöner Sachen hervor: Porträts mit koſtbarer Einfaſſung, Ringe mit edeln Steinen und eingelegten Haaren, Riechfläſchchen, Balſambüchſen, Schnupftabacksdoſen, Braceletten, Bruſtnadeln, Halsketten, Diademe, Uhren, kurz, was nur immer dieſer Art in einer reichen und vornehmen Familie von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich anhäuft und das man den Familienſchatz nennen könnte. Es intereſſirt mich immer, ſo etwas zu ſehen, denn es ſetzt meine Einbildungskraft in eine angenehme Thätigkeit. Ein jedes Stück muß ja ſeine eigene Geſchichte haben. Wie viele Freude und wie tiefes Leid liegt nicht oft in dem engen Kreiſe eines Fingerrings verborgen! Und

wie anziehend kann nicht die Geſchichte ſein, die ſich an ein Porträt knüpft!

„Du mußt um Gottes willen nicht glauben", ſagte Arthur, während ich mit Kennermiene einige Diamanten in einem Ohrgehänge muſterte, „daß ich geſonnen ſei, Martha mit all dieſen Schnurrpfeifereien zu überſchütten. Wenn ſie erſt meine Frau iſt, ſo gehört es ihr ja ſo wie ſo und dann kann ſie ſich daran erbauen, wenn ſie Luſt hat. Nein, ich ſuche nur einen kleinen Ring, den meine Großmutter getragen hat. Sie ſoll eine ausgezeichnet ſchöne, gute und verſtändige Frau geweſen ſein. Man hat ſie mir immer als eine der ſchönſten Zierden der Familie geſchildert; ſoviel ich weiß, trug auch meine Mutter dieſen Ring und ich lege eine gewiſſe Bedeutung darein, ihn heute meiner Martha an den Finger ſtecken zu können. Hier iſt er!" fuhr er fort und zog aus einem geheimen Fache ein kleines Etui von grünem Chagrin. Der Ring beſtand nur aus einer Reihe kleiner, blaßrother Rubinen in unſcheinbarer Einfaſſung und zeigte Spuren hohen Alters. Ich mußte dieſe Beſcheidenheit — wenn ich es ſo nennen darf — loben und fragte meinen Freund, ob er geſonnen ſei, nach dem Pfarrhofe zu gehen. Er ſagte mir, er könne erſt gegen Mittag hingehen, da er unaufſchiebliche Geſchäfte beſorgen müſſe. „Ich habe Martha davon in Kenntniß geſetzt", fügte er hinzu, ſchob alle Schiebladen hinein, verſchloß den Secretär und eilte hinaus.

Mein Entſchluß war bald gefaßt. Auf Stighof war meines Bleibens nicht länger; die ungeſtörte Einſamkeit und Freiheit, die mich hierher verlockt hatten, waren jetzt durch das frohe Ereigniß verkümmert und Beſuche und Gegenbeſuche mußten jetzt folgen. Meine Abweſenheit konnte kaum bemerkt werden. Ich ordnete meinen Anzug und machte mich nach dem Pfarrhofe auf den Weg, um dort womöglich noch ein kleines Geſchäft abzumachen.

Bei meinem Eintritt in die Gartenſtube traf ich zu meiner großen Zufriedenheit die ganze Familie beiſammen; ſogar Vetter Peter fehlte nicht. Er ſah etwas ſtauer aus als ſonſt, mit ſeinem Riß über der Naſe; im übrigen aber war er nicht weniger ungehobelt als ſonſt. Martha war unverändert; ſie trug ihre gewöhnliche nette tägliche Kleidung; das Geheimniß aber, das ſie im Herzen trug, verbreitete — wenigſtens in meinen Augen — einen noch hellern, ſonnigern Glanz über ihre Perſon.

Im Laufe des Geſprächs führte ich den Vetter und Charlotten auf das patriotiſch-politiſche Gebiet. Dem iſt leicht aufzuſpielen, der gern tanzt! Ich ließ nämlich, wenn ich mich recht entſinne, gleichſam unverſehens einige höchſt ketzeriſche Aeußerungen über das Wahlgeſetz fallen und rief dadurch natürlich die heftigſte Oppoſition der beiden Bundesgenoſſen hervor, der ich nach und nach pflichtgemäß weichen mußte. Unter dieſer Discuſſion berief ſich Peter verſchiedenemale auf einen gewiſſen anonymen Publiciſten, der ihm als erſte und befugteſte Autorität zu gelten ſchien und der unter dem Zeichen a b ſchrieb. „Wir beide", ſagte Peter von ſich ſelbſt und Herrn a b, „ich und er ſind, darf ich wol ſagen, Eine Seele und unſere politiſche Entwickelung hat immer Schritt gehalten, immer eine und dieſelbe Richtung genommen und iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, parallel gelaufen. Er hat, wie Sie wiſſen, unter dem Zeichen a b geſchrieben; ich wählte zu meinem Zeichen b a!"

„Was ſagſt du da?" rief der Prediger mit ſarkaſtiſchem Lächeln. „Biſt du es, Peter, der dieſes politiſche b—a, b a buchſtabirt?"

Die Frau des Predigers äußerte ihre Bewunderung, nur Charlotte und Martha ſchwiegen; jene, weil ſie ſchon eingeweiht war, dieſe, weil ihre Gedanken auf etwas Beſſeres gerichtet waren.

„Ja, ich und er", fuhr Peter mit Selbſtbewußtſein fort, „wir haben oft eine Brücke geſchlagen, worauf andere dann ſchwierige, gefahrvolle Stellen überſchritten! Unſere Beſtrebungen waren immer, obgleich unabhängig voneinander, in Harmonie. Ich kenne ihn nicht perſönlich, aber ich glaube an ihn wie an das Evangelium!"

„Habe ich nicht irgendwo ſein Zeichen vor kurzem geſehen?" fragte ich mich ſelber, als ob ich mich beſänne. „Ach ja, ganz richtig!" fuhr ich fort und griff in meine Bruſttaſche und zog die neue Zeitſchrift hervor; „hier ſteht es unter dem Proſpectus! Herr a b muß alſo wol der Hauptredacteur ſein! Er nennt ſich als Verfaſſer der —" hier waren mehrere genau bezeichnete Artikel angeführt.

„Ja, das iſt er!" rief der Vetter, um nur die peinliche Erinnerung an das geſtern Vorgefallene zu zerſtreuen. „Laſſen Sie uns hören! Es iſt gewiß eine intereſſante Einleitung, das kann nicht fehlen! Sonderbar jedoch, daß ich von dieſem neuen Unternehmen nichts gehört habe!"

Ich las darauf die ganze, gutgeſchriebene Ab-

Digitized by Google

handlung vor, die mit Klarheit und Gründlichkeit den edeln Zweck und die Mittel des Blattes darlegte.

„Ist es nicht vorzüglich?" rief Peter bei jeder Pause —

„Halt, was steht denn da?" sagte der Prediger plötzlich, der mit in das Blatt, während ich las, hineingesehen hatte. Er las: „Wer hätte nicht in der «—post» mit Bedauern die elenden Diatriben eines solchen Herrn gelesen? In der Abhandlung: «Das Zeitliche und das Ewige», hat er, wie es scheint, sich selbst übertreffen wollen. Dieses nebelhafte Wortgewebe mit Einschlag von losen, neuphilosophischen Fäden, dieses Nachplappern, dieses Wiederkäuen der originalen Ideen anderer, dieses unbehende, linkische Ironisiren, diese selbstgefällige Eitelkeit, dieser plumpe Hochmuth könnte jeden Namen tragen, nur nicht den der gesunden Vernunft! Wir kennen glücklicherweise nicht den Vater dieser Misgeburt, glauben aber behaupten zu dürfen, daß da ein junger, eitler Mensch sein muß, der —" Der Prediger brach in ein unbarmherziges Gelächter aus. „Nun, mein guter Peter! Da bist du einmal ganz energisch mitgenommen worden, und das noch obendrein von deinem eigenen Herrn und Meister!"

Die Mutter warf mir einen zornigen Blick zu, betrachtete dahingegen das Schlachtopfer mit einer mitleidigen, verlegenen Miene, die in meinen Augen schlimmer war als das Gelächter des Predigers; und Charlotte saß da mit glühenden Wangen und gesenkten Blicks, vermuthlich ebenso vor Scham über den indirecten Schlag, der sie selbst getroffen hatte, wie vor Ahnung über Martha's gestriges Erlebniß. Martha hatte sich auf das Sofa gesetzt und beschäftigte sich mit der kleinen Lise und mit ihren eigenen Gedanken. Der Candidat selbst war abwechselnd feuerroth und leichenblaß geworden und biß, gänzlich verstummt, auf seine Unterlippe, ohne ein einziges Wort finden zu können, um sein zusammengestürztes Gebäude zu stützen. Er that mir ein wenig leid und ich bereute fast meine Härte.

Das Bellen des Kettenhundes und Pferdegetrappel im Hofe unterbrachen auf eine angenehme Weise das eingetretene unheimliche Schweigen. Ich trat ans Fenster und sah hinaus; es war Arthur, von seinem Jäger begleitet. Ich hatte ihn bisjetzt nicht zu Pferde gesehen und mußte gestehen, daß er prächtig aussah. Peter machte erst Miene, sich fortzuschleichen, änderte jedoch seinen Entschluß und warf den grauen Hut auf den Divantisch mit einem Ausdruck des Trotzes.

Ich hatte befürchtet, daß die neuen Verhältnisse, unter denen Arthur jetzt hier auftreten sollte, ihn verlegen machen und etwas herbeiführen würden, woraus ihm eine Demüthigung erwachsen könnte. Meine Furcht war durchaus unbegründet. Nachdem er die ganze Familie, mit Ausnahme von Peter, der am Fenster stand und ihm den Rücken zukehrte, freundlich begrüßt hatte, erbat er sich mit leiser Stimme eine Unterredung mit den Aeltern. Die Mutter warf Charlotten, die wie in Fieberhitze erglühte, einen schnellen, bedeutungsvollen Blick zu; ich hingegen beobachtete Martha. Sie unterhielt sich flüsternd mit der Kleinen und war so weiß geworden wie eine Schlehenblüte.

Die Schmerzen der Erwartung dauerten nicht lange; die Conferenz war bald beendet, das Protokoll geschlossen und indem die drei Personen ins Zimmer traten, hörte man den Prediger zu Arthur sagen: „So nehmen Sie sie denn, Herr Kammerjunker, da Sie mit ihr einig sind! Sie war immer eine gute Tochter; ich hoffe, sie wird auch eine gute Gattin werden! Ich lege ihr Schicksal mit vollem Vertrauen in Ihre Hände!"

Bei diesen Worten erhob sich Charlotte und that einen Schritt vorwärts; als ihr aber die Mutter einen ängstlichen Blick zuwarf, sank sie wieder auf den Stuhl zurück und sah mit weit aufgerissenen Augen, wie Arthur mit schnellen Schritten auf Martha zuging, ihre Hand küßte und sie in seine Arme schloß. Als auch der Vater und die Mutter sie umarmt und beglückwünscht hatten, kam die Reihe an die Schwester. Es peinigte und ängstigte mich, obgleich ich wußte, daß sie für Arthur keine eigentliche Liebe empfand und daß nur ihre Eitelkeit hier eine Züchtigung erhalten hatte. Es ärgerte mich, daß ich die Dreistigkeit gehabt hatte, selbst auf eine Weise die Ruthe zu führen — und jetzt fürchtete ich die Ausbruchsscene! Ich konnte jedoch ruhig sein und ich mußte mich hier wieder über die weibliche Natur wundern. Charlottens Augen glänzten, ihr Mund lächelte, als sie Martha um den Kopf faßte, sie küßte und darauf dem Kammerjunker ihre Hand reichte. Er ließ es bei dieser Ceremonie nicht wie sonst dabei bewenden, ihre Fingerspitzen zu berühren, sondern er faßte die ganze Hand und schüttelte sie mit aller Herzlichkeit. Alle seine Verlegenheit war verschwun-

den und dieſe Freiheit gab ſeinem Weſen einen Anſtand, der ihm früher gefehlt hatte, aber jetzt ſeiner männlichen Perſönlichkeit ſehr gut ſtand.

Charlotte ſtarrte ihn mit großen Augen an. „Nun, Herr Kammerjunker", ſagte ſie gezwungen lachend, „nun werde ich wol oft Gelegenheit finden, mein vielbeſprochenes Bekehrungswerk zu fördern? Nicht wahr?"

„Ja", antwortete er gleichfalls in einem ſcherzenden Tone, „arbeiten Sie nur darauf hin! Es wird Ihnen ſicherlich glücken! Sie haben eine ganz eigene Methode, die Leute zu bekehren — davon — hab' ich mich überzeugt! — —"

Als ich nun alles in ſo gutem Zuge ſah, fand ich, daß es jetzt Zeit ſei, vom Schauplatz zu verſchwinden. Ich ergriff meinen Hut, gab vor, eine einſame Wanderung durch den Wald machen zu wollen und eilte dann nach Stighof zurück. Hier packte ich meinen Koffer, ließ einen kleinen Wagen, der während meines Aufenthalts zu meiner Verfügung geſtellt war, beſpannen, ſintemal ich ein ſchlechter Reiter bin, und nach Verlauf einiger Stunden befand ich mich auf der nächſten Poſtſtation, von wo aus ich in einem Billet Arthur meinen Dank für die mir erwieſene Gaſtfreundſchaft ſchrieb. Ich ſuchte nicht meine plötzliche Abreiſe zu entſchuldigen, mich darauf verlaſſend, daß er meine Eigenthümlichkeiten kenne und es mir nicht verargen werde, wenn ich mich von denſelben leiten laſſe. Mein Hans und Madame Trane ſchlugen aus Staunen über meine ſchnelle Heimkehr die Hände über dem Kopfe zuſammen und letztere war über die maßen froh, daß ſie doch ſchon mit dem Scheuern, Waſchen und Poliren fertig geworden war; ich ſelber war nicht weniger froh. Im Duft der friſchen Reinlichkeit ſaß ich nun da und rief mir den Verlauf meiner kleinen Reiſe ins Gedächtniß zurück, indem ich ihre Erlebniſſe niederſchrieb.

Ein paar Monate ſpäter erhielt ich einen jener hier und da etwas unorthographiſchen, aber freundlichen Briefe von Arthur. Meiner Flucht erwähnte er mit keinem Worte; nachdem er aber ſeine Hochzeit und „das vergnügte Leben", wie Bürger ſagt, welches er jetzt führe, geſchildert hatte, erzählte er ferner, daß der Vetter, der bei einem juridiſchen Beamten der Gegend arbeite, um ſich im Praktiſchen zu üben, jetzt gänzlich die Politik beiſeite gelegt und ſich mit Fräulein Charlotte verlobt hätte, indem alle ſeine Gedanken auf den Beamten- und den Eheſtand gerichtet ſeien, ſodaß man hoffen dürfte, es könnte noch ein ganz leidlicher Actuar werden.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein kurzer Aufenthalt „auf dem Lande" ſo viel Wunder hervorbringen würde.

Die Stiefmutter.

Novelliſtiſche Epiſode von **M. S. Schwarz.**

I.

— Wir befinden uns in Schweden und begleiten einen eleganten Reiſewagen, der in den Hof von Ljungſtafors fährt.

Es war an einem ſchönen, ſonnenhellen Juniabend.

Aus dem Wagen ſteigen zwei junge Damen. Selma, die eben verheirathete zweite Frau des Schiffskapitäns Martenſon, des reichen, durch ſeine Anſtrengungen emporgekommenen jetzigen Beſitzers dieſes Hofes, und ſeine Tochter erſter Ehe, Elin.

Der Kapitän begrüßte Gattin und Tochter.

Kaum war die Bewillkommnung vorüber, als ein zweiter Reiſewagen vorfuhr, aus welchem zwei Herren ausſtiegen.

„Die Grafen Romarhjerta", ſagte Selma, die ſie zuerſt ſah, und einen Augenblick darauf traten beide Grafen in den Salon, wo der Kapitän ſie höflich, aber ohne alle Complimente empfing.

„Wir kommen, um mit oder gegen Ihren Willen, Kapitän, auf einige Tage Ihre Gäſte in Ljungſtafors zu ſein, nämlich bis wir uns beide über den Kauf von Hilleſta geeinigt haben", ſagte der alte Graf in ſeiner gleichzeitig offenen und wirklich edel angenehmen Weiſe.

Dann wendete er ſich zu Selma und ſetzte hinzu:

„Ich muß die liebenswürdige Wirthin bitten, mich und meinen Sohn zu entſchuldigen, daß wir hier ſo ohne Umſtände beſchwerlich zu fallen wagen. Der Kapitän weiß aber, daß die Angelegenheit, welche gleich zu Anfang der Gerichtstage abgemacht werden ſoll, unſer beider Anweſenheit nothwendig macht."

Die junge Frau war bei dem Eintritt der beiden Grafen feuerroth, gleich darauf aber beinahe todtenbleich geworden, und als ſie mit einigen verbindlichen Worten dem alten Grafen antwortete, zitterte ihre Stimme hörbar.

Nachdem der Vater ganz ritterlich Selma die Hand geküßt hatte, trat Hermann vor, um ebenfalls zu grüßen.

Elin, Selma's Tochter, einige Jahre jünger

als ihre Stiefmutter, hatte sich bei dem Eintritt der Grafen hinter Selma bis an eins der Fenster zurückgezogen und ward beinahe vollständig von den schweren, tief herabhängenden Damastgardinen verborgen.

Als der alte Graf sich von der jungen Frau wieder zu dem Kapitän wendete, stand Hermann vor ihr und Elin konnte von ihrem Platze auf diese Weise den Ausdruck und die Bewegungen der Mienen sehen.

Als der junge Graf Selma's Hand ergriff, sah Elin, daß das Antlitz ihrer Stiefmutter von einer lebhaften Freude übergossen wurde und daß ihr Auge vor Freude strahlte.

Des Grafen Hermann Auge hatte einen solchen Ausdruck, daß es Elin schien, als müßten seine Blicke die Personen, welche er betrachtete, geradezu versengen.

„Geehrte Frau, ich hoffe, Sie werden entschuldigen, daß Geschäfte uns zwingen, so ohne weitere Umstände Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen", sagte der junge Graf. Seine Augen aber sagten so ungeheuer viel, daß es Elin vorkam, als ob sich alles mit ihr im Kreise herumbewegte.

„Die Grafen Romarhjerta sind bei uns stets willkommene Gäste", antwortete Selma.

„Ich danke", entgegnete Graf Hermann, indem er einen raschen verstohlenen Blick auf den Kapitän warf, und setzte, als er ihn in einem eifrigen Gespräch mit seinem Vater begriffen sah, in leisem Tone hinzu: „Sie sehen, daß ich Wort halte und allem trotze, wenn Sie fortfahren, mich zu fliehen!"

„Wer da weiß, daß er nicht siegen kann, muß fliehen", antwortete Selma ebenfalls in leisem Tone.

„Bis er eingeholt wird", entgegnete Hermann.

In diesem Augenblick trat ein Freund ihres Mannes, Kapitän Troberg, ein und ward vorgestellt. Nun erst dachte Selma daran, daß Elin da war. Ohne dem hagern, bleichen Mädchen irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, begrüßte Hermann sie flüchtig und nahm dann Platz neben Selma, welche auf dem Sofa saß.

Troberg ließ sich am Fenster neben Elin nieder.

Der Kapitän und der alte Graf hatten das Zimmer verlassen.

Nur mit halbem Ohre hörte Elin, was Troberg sagte, denn mit jeder Faser ihres Herzens horchte sie auf die Worte des jungen Grafen und ihrer Stiefmutter.

Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen, welches auf dem kleinen Tische neben Selma lag.

„Das verlorene Paradies", las der Graf auf dem Titel. „Lesen Sie, geehrte Frau, dieses Meisterwerk Milton's?" fragte er Selma mit denselben glühenden Blicken wie bei der Begrüßung.

„Ich habe es gelesen", antwortete Selma und blickte zu ihm auf.

„Wirklich? — Dann können Sie auch beurtheilen, wie unglücklich der ist, der aus dem Paradiese verbannt worden! Nicht wahr?"

„Nein, das kann ich nicht, denn ich bin niemals darin gewesen und kann daher den Verlust nicht aus eigener Erfahrung würdigen!"

„Mit dem Worte Paradies bezeichnen wir auch die glückseligen Augenblicke, die uns hier im Leben beschieden gewesen sind, und einen dergleichen Augenblick hat wol jeder Mensch erlebt."

„Möglich, daß dem so ist — ich will es nicht bestreiten; aber eine so überschwengliche Seligkeit können, glaube ich, nur wenige erfahren."

„Und Sie haben sie niemals erfahren?"

Diese Frage wurde mit gesenkter Stimme gethan.

„Niemals!"

„Dann haben Sie also niemals geliebt?"

In der Stimme des Grafen lag etwas Ergreifendes.

„Nicht jede Liebe führt zum Paradies!"

„Und wenn dem so ist, wo haben wir den Fehler zu suchen?"

„In der Liebe nicht, sondern in unserer eigenen Einbildung, in unserer Unfähigkeit, glücklich zu sein oder, richtiger gesagt, es sein zu wollen."

„Es sein zu können, es sein zu dürfen."

„Der Mensch kann und darf alles, was er will, dafern er nur den festen Vorsatz hat. Wenn ich heute aus dem Paradiese vertrieben würde, so würde ich sicherlich morgen schon an dessen Pforten zurückkehren und so hartnäckig an der verschlossenen Thür warten, daß sie sich endlich öffnen müßte. Glauben Sie, geehrte Frau, daß ich niemals hineinschlüpfen werde?"

Der Graf beugte sich nieder und setzte mit gesenkter Stimme hinzu:

„Werden Sie mich ewig daraus verbannen? Ich würde mein Haupt an diesen Pforten zerschmettern, wenn Sie dieselben niemals öffneten."

„Sie werden geöffnet werden", sagte Selma mit unsicherer Stimme. „Aber nicht von mir", setzte sie flüsternd hinzu.

„Das heißt, ich ſoll fort, ohne auch nur die Hoffnung mitnehmen zu dürfen? Nicht wahr?"

„Ja!"

Elin ahnte dieſes Ja mehr als ſie es hörte ——

Der Graf wechſelte die Farbe und erhob ſich.

„Die Vergangenheit war alſo ein Spiel?" ſagte er ganz leiſe.

Selma ſchwieg —

„Dann ſoll ich alſo ſchon heute Abend fort?"

Auch jetzt noch ſchwieg Selma.

Der Graf ergriff ſeinen Hut und ſagte laut:

„Ich möchte wiſſen, wo der Kapitän und Papa hingegangen ſind."

„Sie ſind hinunter aufs Comptoir gegangen, wo der Diſtrictsrichter D. ſie erwartete", antwortete Troberg, welcher die Augen auf das gerichtet hatte, was vor dem Fenſter vorging. „Sie würden ſogleich wieder herauſkommen, hörte ich Martenſon ſagen."

„Es thut mir wirklich leid, daß wir uns hier als ungebetene Gäſte bewegen müſſen", hub der Graf wieder an, „und ich möchte daher den Kapitän fragen, ob meine Gegenwart wegen der Geſchäftsangelegenheiten nothwendig iſt, da ich, wenn dies nicht der Fall wäre, ſchon heute Abend nach Nyköping reiſen würde."

„Haben Sie denn ſo eilig, Herr Graf?" fragte Troberg.

„Ich fürchte läſtig zu fallen, denn wir kennen Kapitän Martenſon's Antipathie gegen den Adel zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er nur ungern Edelleute in ſeinem Hauſe ſieht. Es iſt dies ein Vorurtheil, welches ſeine Familie ſicherlich theilt."

„Das glaube ich nicht!" ſagte Troberg und ſah Selma mit verlegener Miene an, während er erwartete, daß ſie etwas ſagen würde. „So junge und liebenswürdige Damen wie Martenſon's Gattin und Tochter", ſetzte er hinzu, „können nicht von dergleichen albernen Vorurtheilen beherrſcht werden!"

„Kapitän Troberg hat recht!" ſagte Selma und bemühte ſich zu lächeln.

„Dann wünſchen Sie alſo, daß ich bleibe?" fragte der Graf, ſich zu Selma wendend und ſah ſie mit einem Blick an, in welchem eine innigere Bitte lag als in ſeinen Worten.

„Ja, ich hoffe, Herr Graf, Sie werden weder mich noch meinen Gatten ſo tief verletzen, daß Sie unſere Gaſtfreundſchaft bezweifeln!"

Kapitän Troberg that eine Frage an Elin und während ſie dieſelbe beantwortete, ſagte der Graf leiſe:

„Soll ich gehen? Ihre Antwort entſcheidet für mich über Tod und Leben!"

„Bleiben Sie!" flüſterte Selma, erhob ſich und verließ das Zimmer.

„Sie liebt ihn", dachte Elin. „O mein Vater! Mein guter Vater!"

„Ich muß Frau Martenſon bitten, ſich gegen den Grafen etwas artiger zu zeigen", dachte Troberg und ging unter einem Vorwand auch hinaus.

Der Graf und Elin waren nun allein, der Graf aber ſchien nicht darauf zu achten. Er zog ſein Notizbuch heraus und ſchrieb auf eins der Blätter einige Worte mit einem Bleiſtift, worauf er das Blatt herausriß und in ſeine Weſtentaſche ſteckte.

Elin war mittlerweile hinaus auf die Veranda gegangen.

Einen Augenblick ſpäter traten der Kapitän und der alte Graf ein und fanden Elin auf der Veranda ſtehend und Hermann auf dem Sofa ſitzend.

Am nächſtfolgenden Morgen öffnete Selma die zu Elin's Zimmer führende Thür und fragte:

„Willſt du einen Spaziergang in den Park mit mir machen?"

„Sehr gern!" antwortete Elin und ergriff ihren Hut.

Sie gingen hinunter in den Park.

Selma ſchien ungewöhnlich heiter und aufgeregt zu ſein. Sie ſcherzte mit Elin, welche ſtill und nachdenklich an der Seite ihrer Mutter einherſchritt und mit einem Ausdruck von Schmerz und Bewunderung Selma's ſchönes, reizendes Antlitz betrachtete.

Mitten im Hochſommer des Lebens ſtehend, glich Selma einer in ihrer üppigſten Schönheit prunkenden Roſe. Niemals glaubte Elin ſie ſchöner geſehen zu haben und gleichwol fühlte ſie etwas wie Groll in ihrem Herzen, als ſie des Auftritts zwiſchen ihr und dem Grafen gedachte.

Vielleicht war es dieſes Gefühl, was Elin bewog, Selma's munteres Geplauder mit der Frage zu unterbrechen:

„Haſt du heute ſchon Papa geſprochen, Mama?"

„Nein, aber ich werde ihn beim Frühſtück ſehen", antwortete Selma gleichgültig.

In dieſem Augenblick kam der junge Graf Hermann auf ſie zu und nachdem man auf beiden Seiten einige erkünſtelte Ausrufungen der Verwunderung über die frühe Morgenpromenade gewechſelt und der Graf gefragt hatte, wohin die

Digitized by Google

Damen wollten, ſagte Selma: „Elin, geh' doch einmal ſchnell hinüber zu dem Parkwärter und bitte Stina, heute Vormittag zu mir zu kommen! Ich brauche dann nicht weiter zu gehen, ſondern kann mich hierher ſetzen und ein wenig ausruhen, während du hinſpringſt."

Elin ſah Selma mit zögernder Miene an, aber viel zu jung und zu ſchüchtern, um ſich dem Befehle der Stiefmutter auf andere Weiſe zu widerſetzen, gehorchte ſie.

Was zwiſchen dem Grafen und Selma geſprochen wurde, wiſſen wir nicht. Das Einzige, was wir wiſſen, iſt, daß, als Elin wiederkam, es ihr ſchien, als ob der Graf ſehr aufgeregt ausſähe, und Selma's Mienen hatten etwas Bekümmertes und Ernſtes.

Schweigend machte man ſich auf den Rückweg. Es wurden nur wenige einſilbige Worte gewechſelt und als man den Hof erreichte, ſah man den Kapitän auf der Veranda ſtehen.

Der alte Graf trat aus dem Seitenflügel, worin ſich die Gaſtzimmer befanden, und begrüßte die Damen.

Das Frühſtück war ungewöhnlich ſteif. Der Kapitän ſah verdrießlich aus, der alte Graf nachdenklich und Hermann's Augen hingen unverwandt an Selma, die ihnen mit Fleiß auszuweichen ſchien. Elin war ſtill und von allen vergeſſen. Kapitän Troberg unterhielt das Geſpräch ſo gut er konnte, während er nach Selma und Hermann ſchielte.

Endlich war man mit dem Frühſtück fertig. Der alte Graf und der Kapitän machten ſich unverweilt mit dem Diſtrictsrichter D. und einem Schreiber auf den Weg nach Hilleſta. Dem Kapitän ſah man deutlich an, daß er unter dem Einfluſſe von Gefühlen ſtand, welche keineswegs angenehm waren.

Als der Wagen mit den Herren fortgeraſſelt war, brachte Selma eine Bootfahrt in Vorſchlag. Dieſer Vorſchlag wurde von Elin und Hermann angenommen, aber von Troberg abgelehnt, der für ſeine Perſon zu Hauſe zu bleiben wünſchte, was man ihm auch bewilligte. Man ruderte hinüber nach ein paar Inſeln und Selma ſparte keine Mühe, um Elin alle die kleinen Anlagen zu zeigen, welche ſie gemacht hatte. Sie ſprach ſo ausſchließlich mit ihrer Stieftochter, daß man hätte glauben können, ſie habe die Nähe des jungen Grafen ganz vergeſſen, wenn nicht dann und wann ein Blick von ihr ſich zu ihm hinübergeſtohlen hätte. Als ſie zurückkamen, war der Kapitän ſchon wieder nach Hauſe, und als er ſeine Gattin zum zweiten mal von Hermann begleitet ſah, ward die umwölkte Stirn noch finſterer.

Am Nachmittag, als der Kaffee getrunken war und während die Herren im Zimmer des Kapitäns ihre Cigarren rauchten, kam Hermann zu Selma und Elin heraus, welche auf dem Hofe unter den Linden ſaßen, und fragte ſie, ob ſie nicht Luſt hätten, eine kleine Promenade nach der Eremitage zu machen, welche Hermann als Knabe ſelbſt angelegt, während ſein Vater noch Beſitzer von Ljungſtafors war.

Selma war damit einverſtanden.

Zum dritten male begegnete ihnen der Kapitän. Zum dritten male ſah er den jungen, ſchönen, allgemein beliebten und bewunderten Grafen Hermann an der Seite ſeiner Gattin und es war nicht zu verwundern, wenn das Blut des eiferſüchtigen Ehemanns heißer durch die Adern wallte als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen ſtand er am Fenſter. Troberg ſaß auf dem Sofa. Welcher Anblick begegnete ſeinen Augen, als er in den Park hinausſchaute!

Hermann luſtwandelte mit Selma und Elin.

„Kannſt du mir ſagen, Troberg, welcher er den Hof macht?"

„Von wem ſprichſt du?"

„Von dem Grafen Hermann. Iſt es Elin oder Selma, welcher ſeine Schmeicheleien gelten?"

„Keiner, glaube ich, oder auch beiden."

„Beiden? Dann macht er alſo meiner Frau den Hof?"

„Lieber Martenſon, ſei doch nicht ſchon wieder thöricht, ſondern begreife endlich einmal, daß ein junger Edelmann nicht wohl mit zwei jungen Damen zuſammen ſein kann, ohne ihnen eine Menge ſchöne Worte zu ſagen, die aber gleichwol durchaus nichts zu bedeuten haben."

„So? Sie haben nichts zu bedeuten? Warum werden ſie denn dann geſprochen?"

„Um auf angenehme Weiſe die Zeit zu verkürzen."

„Und du willſt mir weismachen, daß ein rechtſchaffenes und treues Weib dergleichen Worte anhöre?"

„Nun, was liegt darin wol Unrechtes? Wenigſtens ganz gewiß nichts Schimpfliches, beſonders wenn ſie, wie der Fall mit deiner Frau iſt, einen alten eiferſüchtigen Bären zum Manne hat."

Der Kapitän ging ſchweigend einigemal im Zimmer auf und ab und blieb wieder vor dem Fenſter ſtehen.

„Komm' einmal her, Troberg!" rief er plötzlich, legte, als der Freund dem Rufe folgte, ihm die Hand auf den Arm und ſagte:

„Betrachte einmal das Geſicht des Grafen und ſage mir, was es ausdrückt!"

Troberg ſah den jungen Mann an, der an Selma's Seite einherſchritt, dann antwortete er:

„Der Graf ſieht ganz entzückt aus!"

„Ja, ja, ſag' nur die Wahrheit — er ſieht aus wie ein Menſch, der von einer alles andere ausſchließenden Leidenſchaft beherrſcht wird. Für welche von beiden hegt er ſie?"

„Wahrſcheinlich iſt er ſelbſt der einzige Menſch, der dir eine zuverläſſige Antwort auf dieſe Frage geben kann. Ich ſollte meinen, es ſei deine Tochter mit ihrer reichen Mitgift, die ihm in die Augen ſticht."

„Ha, da fiel ein Taſchentuch!" unterbrach ihn der Kapitän. „Der Graf hebt es auf! Er behält es ziemlich lange! Aber welcher von beiden gehört es — ſahſt du es?"

„Nein, mein Bruder! Wenn ich die Leute von hinten ſehe, kann ich unmöglich wiſſen, was ſie mit den Händen machen."

„Er hat es noch nicht wieder zurückgegeben", fuhr der Kapitän fort. „Jetzt biegen ſie in einen Seitengang ein!"

„Das iſt ſehr ärgerlich, denn dadurch wirſt du außer Stand geſetzt, deine Frau noch länger zu belauſchen! Keine üble Beſchäftigung! Weißt du was, Martenſon, ich finde, daß du eine verdammt erbärmliche Rolle ſpielſt!"

Mit dieſen Worten ergriff Troberg ein Zeitungsblatt und ſetzte ſich.

Der Kapitän trommelte einen Marſch auf der Fenſterſcheibe.

Elin war ſoeben von ihrer Promenade zurückgekehrt und beſchäftigt, ſich zum Mittagsmahl anzukleiden, als der Kapitän in das Zimmer ſeiner Tochter trat.

Er machte ſorgfältig die Thür zu, ſetzte ſich auf das Sofa und ſagte:

„Elin, ich habe etwas ſehr Ernſtes mit dir zu ſprechen; komm' daher und ſetz' dich zu mir!"

Die Züge des Kapitäns hatten einen gleichzeitig ſtrengen und bekümmerten Ausdruck.

Elin ſetzte ſich ſchweigend neben ihren Vater. An dem leichten Zucken ihrer Wimpern hätte er ſehen können, daß es ihr ängſtlich zu Muthe war.

„Als Kind liebteſt du mich mehr als alles andere auf der Welt. Ich war deine höchſte Freude und dein höchſtes Glück. Du biſt vom Kind zur Jungfrau herangewachſen, was fühlt dein Herz jetzt für deinen Vater?"

„Daſſelbe, was es ſtets gefühlt hat", antwortete Elin mit einer Stimme, welche vor Bewegung zitterte. „Du, Papa, biſt der einzige, den mein Herz liebt und dieſes Herz liebt dich ſo innig, ſo grenzenlos, daß es nichts gibt, was ich nicht gern und freudig opfern würde, wenn es dir Freude bereiten oder Kummer erſparen könnte."

Der Kapitän legte ſeine Hand auf das Haupt der Tochter und ſagte in leiſem, gedämpftem Tone:

„Und gleichwol gibſt du dich zur Heifershelferin einer Perſon her, welche mich betrügt."

„Papa", rief Elin mit erröthenden Wangen.

„Schweig' und höre mich an. Ich liebe deine Stiefmutter mehr als mein Leben, ſie aber hat mich niemals geliebt! Wohlan, dies iſt ein Unglück, welches niemand ändern kann; ſollte ſie aber einen andern lieben, ſo wäre dies ein Verbrechen, welches ich dadurch rächen würde, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagte, nachdem ich vorher ihren Liebhaber erſchoſſen hätte. Haſt du mich verſtanden?"

„Ja."

„Und du weißt, daß dein Vater nicht leere Drohungen ausſpricht, ſondern daß ſeine Worte ernſt gemeint ſind. Wenn ich daher ſage, daß ich etwas thun will, ſo thue ich es auch. Das weißt du, nicht wahr?"

„Ja."

„Deshalb ſieh' zu, daß du dich nicht hergibſt, etwas zu befördern, was ein Verbrechen an der Treue deiner Stiefmutter gegen mich in ſich ſchließen könnte. Du würdeſt dadurch nur eine That herbeiführen, welche dich vaterlos machen würde. Siehſt du, daß ſie einen verbotenen Weg einſchlägt, ſo verlange ich von dir nicht, daß du verrathen ſollſt, was du weißt, denn ich verabſcheue alle Verrätherei, ſondern ich wünſche blos, daß du ſie vor den Folgen warnſt und dich niemals nur im mindeſten zu einem Mittel gebrauchen läſſeſt, durch welches dieſes Unrecht gefördert werden kann. Das muß wol meine Tochter ihrem Vater verſprechen können!"

„Ich verſpreche es!" antwortete Elin und er-

griff ihres Vaters Hand, welche sie mit Wärme an ihre Lippen drückte, indem sie hinzusetzte: „Ich will und werde alles thun, was zu deinem Glück und deiner Ruhe beitragen kann, Vater!"

„Mein Glück, liebes Kind, hat seine besten Tage gesehen, und so geht es allemal, wenn ein Mann in meinem Alter sein Herz an ein junges Weib hängt."

Mit diesen Worten erhob sich der Kapitän und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des jungen Mädchens.

Zu Mittag fanden sich einige Fremde und das ganze Gerichtspersonal ein. Die Gesellschaft schien sehr lebhaft zu sein. Die einzige, welche sich still verhielt und bekümmert aussah, war Elin, aber niemand achtete auf das bleiche, unansehnliche Mädchen, welches eigentlich blos Einen Vorzug besaß, nämlich den, das einzige Kind des reichen Martenson zu sein.

Nach Mittag, während der Kaffee getrunken wurde, hörte Elin ihre Mutter im Vorbeigehen dem Grafen Hermann zuflüstern:

„Beschäftigen Sie sich mit Elin, sonst erwecken Sie die Eifersucht meines Mannes."

Elin erröthete vor Unwillen, während sie, über ihre Arbeit gebeugt, am Fenster saß. Im nächsten Augenblick hatte Hermann ihr gerade gegenüber Platz genommen und fing an, von all jenem Firlefanz zu sprechen, welcher das gewöhnliche Thema der Salonconversation ausmacht.

Wieviel Mühe er sich aber auch gab, das junge Mädchen zu interessiren und selbst interessant zu scheinen, so konnte er ihr doch weiter nichts ablocken als einsilbige Antworten, während sie sich noch tiefer über ihre Arbeit beugte.

Der Kapitän, welcher alle Bewegungen Hermann's beobachtete, glaubte aus Elin's zurückhaltendem Benehmen schließen zu können, daß der junge Graf ihr eine Menge Zärtlichkeiten sage, und im Verlaufe einiger Stunden war es Hermann wirklich geglückt, das Mistrauen des Kapitäns vollständig irre zu leiten.

Martenson gehörte nicht zu jenen Emporkömmlingen, die es als ein ersehntes Glück betrachten, sich durch ihr Geld einen ruinirten Edelmann zum Schwiegersohn zu kaufen und auf diese Weise in eine vornehme Familie zu kommen. Im Gegentheil besaß er gegen alles, was Adel hieß, einen so eingewurzelten Haß, daß er es als einen wirklichen Schimpf betrachtet haben würde, wenn seine Tochter sich an einen solchen Mann vermählt hätte. Er sah nur zu wohl ein, daß eine solche Bewerbung ihren Grund einzig und allein im Eigennutz hatte.

Der alte Seemann ärgerte sich daher, als er Hermann so eifrig mit seiner Tochter beschäftigt sah und murmelte bei sich selbst: „Es müßte der Teufel darinsitzen, wenn ich nicht morgen mit Hülfe des Districtsrichters den Kauf zum Abschluß brächte und dann die gräflichen Schmarotzer loswürde. Meine Tochter bekommt dieser hochadelige Taugenichts nimmermehr, darauf kann er sich verlassen."

Gegen Abend machte die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf dem See, und als der junge Graf den Damen in das Boot half, glaubte Elin zu bemerken, daß er Selma ein Papier in die Hand drückte, während er ihr zugleich einige Worte zuflüsterte. Verstimmt und nur mit den Gedanken an die Worte ihres Vaters beschäftigt, saß Elin schweigend und überlegte bei sich selbst, wie sie handeln sollte, während der junge Graf alle seine Bemerkungen an sie richtete. Die schönen Worte gingen aber an dem Ohr des jungen Mädchens vorüber, ohne von ihr beachtet zu werden.

„Ich muß noch heute Abend einige Worte mit meiner Mutter sprechen und ihr sagen, welches gefährliche Spiel sie treibt", dachte Elin.

Während man soupirte, hörte Elin ihre Stiefmutter leise zu dem jungen Grafen sagen: „In einer Stunde im Pavillon."

Wenige Augenblicke darauf trennte man sich — Elin mit dem festen Vorsatze, ihre Stiefmutter abzuhalten, hinunter in den Pavillon zu gehen.

Nach einigen Minuten trat das junge Mädchen in Selma's Zimmer. Als diese sie erblickte, runzelte sie mislaunig die Stirn und fragte in ungeduldigem Tone:

„Was gibt es denn schon wieder? Was willst du?"

„Ich wünsche mit dir zu sprechen, Mutter", antwortete Elin in festem Tone.

„Zu dieser Stunde? In der That, liebe Elin, du wählst keine sehr passende Zeit und du mußt mich entschuldigen, wenn ich sie so ungelegen finde, daß ich dich bitte, mit dem, was du mir zu sagen hast, zu warten bis morgen."

„Das kann ich nicht und will ich nicht!"

„Wirklich? Und ich muß mich also vor deinem Willen beugen? Das ist ein wenig zu stark. Es ist aber durchaus nicht meine Absicht es zu thun, sondern ich erkläre bestimmt, daß ich dich heute Abend nicht anhören will."

„Und ſelbſt wenn du mich von hier fortweiſen wollteſt, Mutter, würde ich dennoch bleiben. Du mußt mich hören, Mutter, und ich muß dich hindern, hinunter in den Pavillon zu gehen, um dort den Grafen Hermann zu treffen, und ſollte ich ſonſt was für Mittel anwenden.“

Selma zuckte zuſammen, als ob Elin ſie mit einem glühenden Eiſen berührt hätte.

„Was ſagſt du da, Elin?“

„Die Wahrheit, das weißt du, Mutter. Ich hörte, wie du dich mit dem Grafen verabredeteſt und —“

„Du ſpionirſt alſo?“ rief Selma. „Dein Vater hat dir befohlen, alle meine Worte und Handlungen zu belauern und ſie ihm zu hinterbringen, das glaube ich recht gern! O, o, es iſt entſetzlich, ſich von Spionen umringt und jedes Wort misdeutet und verdreht zu ſehen!“

Selma fand eine Erleichterung darin, ihrem Zorn und ihrer Demüthigung durch Vorwürfe Luft zu machen.

„Mutter, höre mich ruhig an, wenn du nicht willſt, daß ein Unglück geſchehe. Bedenke, daß des Vaters Zimmer an dieſes hier ſtößt. Wenn ich ſpioniren wollte oder Auftrag erhalten hätte, es zu thun, ſo wäre ich jetzt nicht gekommen, um dich abzuhalten, zu dem verabredeten Stelldichein zu gehen. Ich würde mich dann darauf beſchränkt haben, meinem Vater zu erzählen, was ich gehört habe. Sei aber überzeugt, daß ich lieber mein Leben zum Opfer bringen, als ihm den grenzenloſen Kummer bereiten würde, in welchem die Gewißheit, daß du, Mutter, einen andern liebſt, ihn verſenken müßte!“

Elin faßte Selma's Hände, während ſie mit beinahe leidenſchaftlichem Ausdruck hinzuſetzte:

„Du weißt nicht, Mutter, was eine ſolche Gewißheit ihm koſten würde, denn dann würdeſt du nicht ſo grauſam mit ſeinem Herzen ſpielen — dieſem treuen und redlichen Herzen, welchem Schwäche und Treuloſigkeit unbekannte Dinge ſind! O, wenn ich daran denke, dann möchte ich blutige Thränen über das weinen, was ich gehört und geſehen habe! Bei jedem Blick, welchen du dem Grafen Hermann ſchenkteſt, überrieſelte mich ein Schauder, denn ich gedachte der Worte meines Vaters: «Ich werde mir das Leben nehmen, nachdem ich zuvor ihren Buhlen umgebracht und dann ſie, die mich betrog, ihr Leben in Gewiſſensbiſſen hinſchleppen laſſen!»“

Elin hatte mit einem ſolchen Ausdruck geſprochen, daß Selma ſchauderte.

„Und nun, da du weißt, daß er die Ueberzeugung von deiner Untreue niemals überleben würde, haſt du nun noch Luſt, dieſen verbrecheriſchen Liebeshandel mit dem Grafen fortzuſetzen? Nein, das kannſt du nicht! Du kannſt nicht ſo grauſam ſein, zum Lohn für all die Liebe, welche mein Vater für dich hegt, ihm nichts anderes übrig zu laſſen, als mit Rache und Selbſtmord ſein Leben zu beſchließen! Du kannſt nicht ſo viel Elend um dich her verbreiten wollen! Du, die du mir meines Vaters Herz geraubt haſt, raube mir nicht auch ſein Leben! Ach, gern will ich verborgen und vergeſſen leben, dafern nur er glücklich iſt; aber ich müßte dich haſſen und dir fluchen, wenn du ihn zur Verzweiflung triebeſt!“

Selma verhüllte das Geſicht mit dem Tuche. Sie weinte. Elin betrachtete ſie einige Augenblicke ſchweigend, dann ging ſie auf ſie zu und ergriff ihre Hand. Selma aber ſtieß Elin zurück, ſprang auf und rief:

„Glaube nicht, daß es dir gelungen iſt, mich durch dein Geſchwätz zu rühren! Nein, ich weine vor Zorn und Wuth, daß ich an einen Mann gefeſſelt bin, den ich nicht liebe und der alles gethan hat, um mir das Leben zur Hölle zu machen! Ich weine, daß du dich unterſtehen kannſt, ſo mit mir zu ſprechen, und ich haſſe dich beinahe wegen des Gefühls der Demüthigung, das ich nun empfinde! Geh' daher, verlaß mich, verrathe mich, wenn du willſt, aber verſchone mich mit deinem Anblick!“

„Ich gehe nicht eher, als biſt du geſchworen haſt, das Verhältniß zu dem jungen Grafen nicht weiter fortzuſetzen!“ antwortete Elin mit Feſtigkeit.

„Dann kannſt du hier ſtehen bis zum Jüngſten Tage, denn ich ſchwöre nicht!“

„Nimm dich in Acht!“ ſagte Elin mit dumpfer Stimme und trat einen Schritt näher. Plötzlich aber veränderte ſich ihre Miene und mit einem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung warf ſie ſich Selma zu Füßen und ſtreckte ihr die Hände entgegen, indem ſie rief:

„Aus Barmherzigkeit, aus Mitleiden mit dir ſelbſt ſchwöre, denn ich empfinde in mir ein ſolches Gefühl von Haß gegen dich, daß ich, obſchon noch ein Kind, lieber meinen Vater dich als todt beweinen laſſen als zugeben will, daß du ihn noch ferner hintergehſt! Jedes weiche Gefühl meiner Bruſt iſt dem Abſcheu gewichen, den deine Handlungsweiſe in mir erweckt hat! O, treibe nicht die böſen Gefühle in mir zum Aus-

bruch, ſondern kehre zu Gott, zum Recht und zu deinen Pflichten zurück!"

„Spare deine Worte", rief Selma, „und glaube nie, daß du mir ein Verſprechen ablocken kannſt, welches das Zugeſtändniß in ſich ſchließen würde, daß deine Anklagen wahr ſeien!"

„Wohlan, auch dann weiß ich, wie ich zu handeln habe!" rief Elin und ſprang auf. „Nicht alle Herzen ſind ſo hart wie das deinige! Wenn du dieſes Zimmer verläßt, ſo verrathe ich dem ganzen Hauſe, daß du zu einer Zuſammenkunft mit dem Grafen gegangen biſt! Ja — wenn du mir Trotz bieteſt, ſo verkünde ich deine Schmach der ganzen Welt!"

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Fortſetzung.)

Am 24. September

Zwei Tage, im Muſeo Borbonico zugebracht, haben mir den nachſtehend beſchriebenen Eindruck zurückgelaſſen.

Das Eigenthümliche dieſes intereſſanten Muſeums beſteht in dem, was man in den unter der Aſche des Veſuv begrabenen Städten Pompeji, Herculanum, Stabiä, St.-Agata u. ſ. w. theils in den Wohnungen der Lebenden, theils in den Gräbern der Todten aufgefunden hat. Ein Zimmer iſt vorzugsweiſe einem Theil der kleinen Curioſitäten gewidmet, die man in Pompeji gefunden hat. Darunter ſieht man Brot, Eier, Pflaumen, Feigen, Mehl, Gewürze und dergleichen, was in den Verkaufsläden aufgefunden worden iſt. Man erkennt dieſe Gegenſtände ſogleich, obwol ſie hart und ſchwarz geworden ſind. Man ſieht auch den Geldbeutel des Diomedes, Münzen und verſchiedenen weiblichen Schmuck. In einem andern Zimmer werden Küchengeräthſchaften, Lampen und Möbel aus Privathäuſern aufbewahrt, faſt alle zierlich und ſchön gearbeitet.

Die Frescomalereien aus den begrabenen und wieder ausgegrabenen Städten, von denen ſich die vorzüglichſten hier geſammelt finden, zeugen ſämmtlich von einer ſtarken Concentration der Gedanken auf das Leben des Tags und der Stunde. Der Genuß und die Verſchönerung der Gegenwart ſteht als Hauptſache obenan, und zwar ganz natürlicherweiſe, da das Leben jenſeit des Grabes damals noch Gegenſtand einer dunkeln Frage, auch in Seelen wie die Cicero's war.

Ein Moſaikbild aus der prachtvollen Wohnung des Diomedes — dem einzigen zweiſtöckigen Wohnhauſe in Pompeji — ſcheint mir die geſammte Moral des pompejiſchen Lebens auszuſprechen. Es ſtellt den Tod in der Geſtalt eines Gerippes mit einer Weinflaſche in jeder Hand dar. Die Moral der Darſtellung iſt augenſcheinlich die: „Laſſet uns eſſen und trinken, morgen müſſen wir ſterben!"

Die äußerſt merkwürdige Sammlung von Vaſen, die in den Gräbern dieſer Städte gefunden worden ſind und hier eine Zahl von 36000 betragen, ſcheint mir kein Zeugniß von einer höhern Lebensanſchauung abzulegen. Die auf denſelben befindlichen Bilder, oft von ſehr großer Kunſt und Schönheit, ſtellen Geſtalten und Scenen aus der alten Götterwelt oder aus der halbhiſtoriſchen Vorzeit, Scenen, welche die Dichter beſungen haben, zuweilen auch Opfer und andere Tempelceremonien dar. Dieſe Vaſen waren — wie man mir geſagt hat — gewöhnlich Geſchenke, welche die Verſtorbenen während ihrer Lebenszeit als Ehrenbezeigungen, Ehrengeſchenke oder dergleichen empfangen hatten, und die man ihnen als ein ihnen zugehörendes Andenken in ihr Grab mitgab. Die Todten nahmen Bilder aus ihrer ganzen irdiſchen Exiſtenz mit ſich ins Grab. Und wenn auch mit dieſer Exiſtenz ein Sehnen oder ein Hoffen über dieſelbe hinaus verbunden war, ſo geht dies doch nicht deutlich aus der Bilderſprache der Graburnen hervor. Doch ich ſpreche hier blos nach meinen Eindrücken und ohne genauere Kenntniß.

Die Bildſäulen des Conſul Balbo und der Mitglieder ſeiner Familie, die in Herculanum gefunden worden ſind, zeugen von großer Kunſtfertigkeit in der Herſtellung plaſtiſcher Porträts und von hoher Achtung für bürgerliche Verdienſte; denn dieſe Verdienſte werden in einer Inſchrift auf dem Piedeſtal der Bildſäulen Balbo's erwähnt. Sein Kopf iſt von echt römiſchem Charakter und von edelm Ausdruck.

In dem kleinen ägyptiſchen Muſeum befindet ſich die merkwürdige Mumie eines jungen Mädchens, die man eine „Tochter Pharao's" nennt. Das Haar auf dem wohlgebildeten Kopf iſt noch gut erhalten, und die Form der Hände, beſonders die der Finger, iſt von großer Feinheit und Schönheit; aber ihre Farbe iſt ſchwarz wie die des ganzen übrigen Körpers, und dieſe dreitauſendjährige Schönheit ſieht entſetzlich aus.

Von den Statuen habe ich mir drei für mein

inneres Museum aufbewahrt: Zunächst einen edeln Aesculapius, der in seiner Hand einen Mohnkopf hält, ein schönes Sinnbild von der heilenden Macht der Ruhe und des Schlafes und von den Wirkungen milder Mittel. Dieser Aesculapius ist entschieden ein Homöopath. Sodann eine kleine schöne Bildsäule des Jupiter Serapis, die in dessen Tempel an der Küste von Puzzuoli gefunden worden ist. Der Beherrscher der Götter ist hier als Richter in der Unterwelt, als Pluto dargestellt, und hat ein strenges, aber edles und imponirendes Aussehen, dem gewöhnlichen Jupiterkopf mit der niedrigen Stirn und dem aufwärts gestrichenen Haar, welches diese letztere nicht höher erscheinen läßt, weit überlegen. Endlich den farnesischen Hercules mit den Aepfeln der Hesperiden in seiner Hand. Der mächtige Held hat den letzten seiner Siege erkämpft; die wunderbaren Früchte, die ihm Unsterblichkeit auf der Erde gewährten, sind in seiner Gewalt; aber der Ausdruck seines Gesichts zeugt dessenungeachtet von Ermattung und Mismuth. Er hält die berühmten Aepfel nachlässig in seiner Hand hinter seinem Rücken, nnd scheint sich zu fragen: „Waren sie wol einer so großen Anstrengung werth?" — Ja wol! — Ist es wol der Mühe werth, für eine blos irdische Unsterblichkeit zu kämpfen?

Ich habe von unserm gelehrten Rabbiner eine alte Sage erzählen hören, die in dem jüdischen Talmud stehen soll. „Früher", erzählte der Rabbiner, „gab es eine Stadt, in welcher die Luft so gesund und so lebenskräftigend war, daß die, welche darin wohnten, nie starben. Das wurde bekannt, und viele reiche und vornehme Leute beeilten sich dahinzuziehen. Und sie lebten lange dort; aber nach einiger Zeit bemerkte man, daß sich einer nach dem andern von ihnen still und heimlich wieder von dort entfernte, um — sterben zu können!"

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus dem Osten.

II.

Medicinalrath Wutzer in Bonn hat eine „Reise in den Orient Europas und einen Theil Westasiens, zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klimas, der Salubritätsverhältnisse und vorherrschenden Krankheiten" (zwei Bände, Elberfeld, Bädeker, 1861) herausgegeben.

Die nähere Bestimmung im Titel läßt vermuthen, daß dies Buch ausschließlich für den Arzt und Naturforscher geschrieben sei und dem allgemeinen Bildungsbedürfniß nur wenig Nahrung biete. Der nähere Einblick überzeugt jedoch von der gleichmäßig durchgehenden Anziehungskraft der verschiedenen Abschnitte für jeden Leser, der Gediegeneres sucht als leichte Unterhaltung. Die Gesundheitsverhältnisse der mittlern und untern Donauländer und die in denselben herrschenden Einflüsse der Sumpfluft als Ursache von jenen stehen allerdings, besonders im 4. und 9. Abschnitt, dem obenbezeichneten Zwecke des Buches gemäß, im Vordergrunde, aber auch sie haben eine lebendige, allgemein ansprechende Fassung und schreiten durch mannichfaltige Anknüpfung an Natur und Geschichte über das Bereich der Fachwissenschaft hinaus. Es gibt wenig Reisebeschreibungen von solcher Mannichfaltigkeit des Stoffs, solcher Gründlichkeit der Forschung und so fesselnder Darstellung — die letztere um so willkommener, je unfruchtbarer zum Theil die Gegenstände erscheinen wollen. Aber in dem Spiegel einer unbefangen menschlichen Auffassung, die zugleich mit Feinheit und Geschick entlegene Fäden zu verknüpfen weiß, gewinnen auch wüstenartige Strecken, verpestende Sümpfe, Quarantäneanstalten und versandete Häfen, die hier alle neben frischen Naturbildern, bedeutenden geschichtlichen Erinnerungen und in die Weltstellung der Gegenwart und Zukunft tiefeingreifenden Fragen ihre Rolle spielen, für den gebildeten Leser einen spannenden Reiz. Welchen Werth außerdem der Geograph, der Naturforscher und Arzt dem Buche zuzuerkennen haben, liegt nicht in unserm Bereich, zu erwägen; hier handelt es sich nur um den Anspruch auf das allgemeinere Interesse.

Die Reise folgte in ihrer ersten Hälfte dem Laufe der Donau von Wien bis zu ihren Ausflüssen ins Schwarze Meer. Der Verfasser, ein Veteran aus den Befreiungskriegen, dessen Jugenderinnerungen bis zum Beginn der Französischen Revolution zurückreichen und der als Militärarzt auf den Schlachtfeldern und in Spitälern, die noch gieriger ihre Opfer fordern als das Schwert, einen seltenen Schatz von Erfahrungen eingesammelt, machte im hohen Greisenalter, nicht lange nach Beendigung des letzten orientalischen Kriegs, diesen Ausflug durch Ungarn nach der Metropole des türkischen Reichs und nach den vorderasiatischen Provinzen desselben, wahrlich keine Spazierfahrt im gewohnten Sinne des Worts, sondern reich an Beschwerden auch für den jugendlich kräftigen Körper, geschweige denn für einen Greis. Frühere Reisen in manchen Ländern Europas gewährten treffende Vergleichspunkte und unterstützten den Verfasser in der Unbefangenheit seines Urtheils.

So wurde ihm auch in dem theilweiſe doch glanzvollen Orient, wie er ſelbſt in der Einleitung verſichert, das nil admirari leicht genug und es fand ſich wie von ſelbſt die kühle Stimmung, die der ruhigen Beobachtung ſo förderlich iſt.

Die Fahrt auf der Donau mit dem Dampfboot begann am 23. Auguſt 1856; vier Wochen darauf befand ſich der Verfaſſer auf dem Seewege nach Konſtantinopel. So weit reicht der erſte Band. Der erſte längere Aufenthalt wurde der Doppelhauptſtadt Ungarns gewidmet. Der Gegenſatz des alterthümlich ehrwürdigen, mit Thürmen und Palaſten ariſtokratiſch prangenden Ofen und des volkreichern, jugendlich aufſtrebenden, durch Handelsverkehr belebten Peſth, jenes mit ſeinen heißen Bädern, dieſes mit dem bunten Volkstreiben auf ſeinem Kai, beide in regem Wechſelverkehr durch die ſchöne Kettenbrücke über die Donau, alles das iſt vortrefflich geſchildert und hinterläßt einen bleibenden Eindruck. Später wiederholt ſich derſelbe Gegenſatz, nur in verkleinertem Maßſtabe, bei Neuſatz und Peterwardein. Beſondere Beachtung verdient die Darſtellung der Felſenriffgegenden im ſüdlichen Ungarn zwiſchen der banater Militärgrenze und Serbien von Drenkowa bis unterhalb Orſowa. Hier haben wir nach den unendlichen Sumpfebenen des mittlern Ungarn eine groteske Romantik von ſchroffen Felswänden, Zerklüftungen und wilden Waſſerſtürzen, ſofort an die verwandte Oertlichkeit deſſelben Stroms von Linz ab erinnernd, nur weit großartiger und der Schiffahrt gefährlicher. Die Parallele zwiſchen den landſchaftlichen Reizen der Donau und denen des Rhein wird jeder Kenner der Wirklichkeit entſprechend finden, und wer nichts von beiden geſehen, der mag ſich eine ideale Vorſtellung davon aus dem Vergleich mit dem verwandten Gegenſatze in der Natur Rafael's und Michel Angelo's machen; das Verhältniß konnte nicht treffender bezeichnet werden. Das Lokal der Herculesbäder von Mehadia im Czernathal erinnert dagegen an Pfäfers im Canton St.-Gallen. Leider befindet ſich der geſammte unerſchöpfliche Reichthum Ungarns an heißen Quellen durch die Schuld der Verwaltung in traurigem Zuſtande. Der Eindruck davon muß um ſo niederſchlagender ſein, je unleugbarer, wenigſtens um Mehadia, in Tempeltrümmern, Bildſäulen und andern Ueberreſten aus dem Zeitalter Trajan's ſich die dankbare Verehrung des römiſchen Volks für die Heilkräfte der Natur zu erkennen gibt. Bevor der Verfaſſer von Ungarn ſcheidet, entwirft er in zwei umfänglichen Abſchnitten ein nach allen Richtungen aufklärendes Bild von dem Charakter der Volksſtämme und den Naturverhältniſſen des Landes. Ueberall Licht und Schatten in grellem Abſtich und noch unendlich viel Zukunft. Erwägt man die hier geſchilderte Mißachtung gegen die Slawen, die deutlich genug in dem Sprichworte laut wird: „Der Slawe iſt kein Menſch und die Hirſe kein Brei", und nimmt man dazu ihr Mißtrauen gegen die Deutſchen, ſo wird der tragiſche Ausgang der ungariſchen Erhebung von 1849 vollkommen erklärlich. In ähnlicher Weiſe gewähren die Mittheilungen des Verfaſſers noch vielfach eine gediegene Unterlage für die Beurtheilung der politiſchen Zuſtände jener Länder und Völker. Wir kommen darauf zurück.

Neue Romane und Novellen.

XXI.

Mar Ring ſchildert in „Roſenkreuzer und Illuminaten. Hiſtoriſcher Roman aus dem 18. Jahrhundert" (vier Bände, Berlin, Janke, 1861), die Regierungsperiode Friedrich's des Großen ſeit Beendigung des Siebenjährigen Kriegs und die ganze Regierungsepoche ſeines ſchwachen Nachfolgers, Friedrich Wilhelm's II., der, als Spielball gewiſſenloſer, mit Pietismus, Roſenkreuzerei und Maitreſſenthum ihn umgarnender Intriguanten und Reactionäre, wie ſie in den Miniſtern Wöllner und Biſchoffswerder ihren ſchärfſten Ausdruck fanden, dazu beſtimmt ſchien, die von ſeinem großen Oheim ſo theuer und ruhmvoll erkämpfte europäiſche Bedeutung Preußens wieder in Frage zu ſtellen.

Der Schilderung der Franzöſiſchen Revolution, als deren Vorkämpfer die Illuminaten hingeſtellt werden, ſcheint uns ein unverhältnißmäßiger Raum zugeſtanden; ſie füllt einen ganzen Band, ohne gerade neue Anſchauungspunkte zu bieten, und verſtärkt dadurch den Eindruck der Breite, den des productiven, ſonſt gefällig und anregend ſchreibenden Autors Darſtellung in dieſem Werke überhaupt, namentlich aber in deſſen eigentlicher Romanpartie, hervorbringt.

Drama und Epos.

Wer nicht das ſichere Gefühl hat, daß ſeine Hand die Kraft beſitzt, nach den Lorbern zu langen, welche die Bühne und die wirkliche Aufführung eines Dramas reicht, ſollte ſeinen Stoff nur epiſch behandeln. „Arnold von Winkelried, Trauerſpiel in fünf Acten von Th. Meyer-Merian" (Winterthur, Lücke, 1861), gehört zu jenen Dramen, bei welchen wir um des poetiſchen Gehalts willen dieſen Wunſch um ſo lebhafter empfinden. In der Behandlungsweiſe ſeines Stoffs hat dem Dichter unverkennbar Schiller's „Tell" vorgeſchwebt, freilich ohne daß er in wirkliche Nachahmung verfallen wäre, aber auch ohne, bei der epiſchen Breite der Malerei, ſich zu erſchütternden dramatiſchen Momenten zu erheben, mit denen uns Schiller für manche Mängel (in Bezug auf die dramatiſche Form) im „Tell" ſchadlos gehalten hat. Bei dem kräftigen poetiſchen Talent des Autors hoffen wir, demſelben in einer ihm geeignetern Dichtform wieder zu begegnen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Aus Würtemberg. — Aus deutschen Bädern. IV. Frühlingsstreifereien um Teplitz. — Gounod's „Faust". — Briefwechsel.

Aus Würtemberg.

— — Die Schwalben halten bereits ernstliche Besprechungen in Betreff ihrer demnächst zu bewerkstelligenden Abreise, nachdem uns die Störche schon vor mehreren Tagen verlassen haben. Diese gemüthlichen Burschе haben sich dieses Jahr bei ihrem Abzuge in einem Dorfe des schwäbischen Oberlandes ein Rendezvous gegeben, indem sich dort an einem Nachmittage auf den Häuserfirsten eine ganze Schar versammelte, zu der bis am folgenden Morgen immer noch neue Gefährten in klappernder Reiselust stießen. Ohne Zweifel waren es wichtige ultramontane Zwecke, die ein gemeinsames Vorgehen thunlich erscheinen ließen.

Kurz vorher fand in demselben Oberland, in Erbach, eine andere ultramontane Versammlung statt, eine Versammlung von „schwarzen Vögeln", wie General Buser aus Baselland gesagt haben würde. Am 1. August hatte sich dort eine erkleckliche Anzahl katholischer Geistlicher zusammengefanden, die das Thema, „man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen", in fünf Propositionen mit nicht mißzuverstehender Präcision variirten. Vor allem fanden sie sich, „durch ihren Glauben und ihr Gewissen dazu angetrieben" und veranlaßt, „daß sie außer den rechtmäßigen kirchlichen Obern keiner Gewalt der Erde das Recht zuerkennen, die katholisch-kirchliche Gesetzgebung auszuüben und sie (die Geistlichen) ohne Verständigung mit den kirchlichen Obern in ihrem Gewissen zu verpflichten". Wie es scheint, ist diese Versammlung, die einfach sich gegen das moderne Staatsrecht auflehnte, doch nicht nach Wunsch besucht worden; wenigstens haben die Leiter derselben die zu Erbach am 1. August kundgegebenen Grundsätze und Gesinnungen an den gesammten Diöcesanklerus zum Zweck des allgemeinen Anschlusses an dieselben gelangen lassen. Nachdem die kirchliche Oberbehörde Geist und Zweck der Verbrüderung auf erwünschte Weise anerkannt und gewürdigt hat, wird unter der niedern Geistlichkeit, bei welcher unter den katholischen Bildungsverhältnissen der neuesten Zeit von einer Freiheit der individuellen Ueberzeugung nicht die Rede sein kann, keiner den Muth finden, den fünf Propositionen der erbacher Versammlung seine beistimmende Unterschrift zu versagen. Dann wird neuerdings wieder für das Concordat agitirt werden. Infolge Kammerbeschlusses vom 16. März d. J. über dasselbe ist endlich Mitte Juni ein königliches Rescript erschienen, wonach die Regierung den abgeschlossenen Vertrag mit Rom als gescheitert betrachtet, dagegen den materiellen Inhalt der Convention auf dem Wege der Gesetzgebung aufrecht erhalten wissen will. Wie das geschehen soll, müssen demnächst die Kammerverhandlungen zeigen. In welcher Weise übrigens die Regierung durch Abschluß des Concordats mit Rom die Rechte der katholischen Unterthanen preisgegeben hatte, gestand sie selber in den Motiven zu dem Gesetzentwurf über die politische Gleichstellung der Confessionen (auch der Juden) aufrichtig ein. Sie sagte dort, daß infolge des Concordats katholische Unterthanen aus der katholischen Kirche ausgeschlossen werden könnten; nun würde es vom Staat unbillig sein, wenn er nicht jeder andern Confession, zu welcher der Excommunicirte übertrete, die gleichen politischen Rechte und Vortheile einräume wie der katholischen. Dieser Gesetzentwurf war zugleich ein Lockvogel für die Freunde der Religionsfreiheit, dem Concordat beizustimmen; Männer von den ultramontansten Gesinnungen sagten zu den freisinnigen Collegen in der Kammer: „Stimmt nur für unser Concordat, dann dürft ihr auf uns zählen, daß wir euch die Emancipation der Israeliten u. s. w. durchsetzen helfen!" Da nun das Concordat gefallen ist, wollen die Herren nichts mehr von dieser Emancipation wissen.

Ein sehr wichtiger Gegenstand, den unsere gegenwärtig tagende Abgeordnetenkammer erledigt hat, ist das neue Gewerbegesetz. Der Entwurf der Regierung hat in anerkennenswerther Weise den modernen Grundsätzen der Gewerbefreiheit Rechnung getragen; die vorberathende Commission jedoch, deren Seele die rühmlichst bekannten Nationalökonomen Moritz Mohl und Freiherr von Varnbüler, ging noch weiter und wollte die liberalsten Bestimmungen zur Geltung bringen; allein die Kammer vermochte es nicht über sich, alle ihre Anträge oder dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu adoptiren. Immerhin darf sich Würtemberg eines Gewerbegesetzes — wenn dasselbe auch von der Ersten Kammer angenommen wird — rühmen, wie es bis zur Stunde kein zweiter Staat in Deutschland mit so liberaler Grundlage besitzt.

Ein weiterer Hauptgegenstand der Kammerverhandlungen ist der Etat, der noch mehrere Sitzungen in Anspruch nehmen wird und zu Episoden von politischen Debatten schon vielfach Anlaß gegeben hat. Wie Sie wissen, sprach sich die Kammer jüngst auf den Antrag Rewscher's auch zu Gunsten der Wiederherstellung der kurhessischen Verfassungszustände aus.

In seiner ganzen Ausdehnung — mit seiner verletzenden Spitze auch gegen die würtembergische Regierung — wurde der Antrag mit 47 Stimmen angenommen; die 35 Mitglieder, die nicht dazu stimmten, erklärten jedoch schriftlich, daß sie mit der Demonstration in der kurhessischen Verfassungsfrage einverstanden seien.

Aus deutschen Bädern.

IV. Frühlingsstreifereien um Teplitz.

— — Da wirft noch der Sturm eisige Schleier kalten Schnees vom Gebirge herüber! Dazwischen blauer Himmel und Sonnenblicke, welche die letzten Eiskörnchen eines solchen Schneeschleiers schon im Herabfallen schmelzen. Himmelschlüssel und Veilchen entfalten nur mühsam ihre Blüten. Der breite See zu meinen Füßen wirft seine schweren Wellen unruhig und aufgeregt fast bis auf die Landstraße herüber. Das gibt ein düsteres, nächtiges Bild! Die schneebedeckten Blüten machen es nur noch trüber.

Und dazu die beängstigenden Fragen an die Zukunft —! Was wird bestehen —? Was nicht —? Was sich auch in diesem Lande Böhmen regen und entfalten?

Wer kann die Grenze von Ereignissen vorausbestimmen, die, im Werden begriffen, schon jetzt fast alle socialen Beziehungen auflösen? Wer fürchtet, zittert und hofft nicht für dies schöne Oesterreich, daß es sich kräftige, aber auch für Italien, daß es unblutig sein großes, schönes Befreiungswerk vollenden, nicht wieder selbst zerstören möge —! Doch Italiens Grenze liegt der des nahen Böhmens fern — und doch hat auch dieses Land seinen bezaubernd eigenthümlichen Reiz und taucht seine Berge zuweilen in purpurviolette Lichter, daß man sich an Tirol, an die Schweiz erinnert fühlt. Auch die Cultur macht ihre Fortschritte. Die Felder werden seit der Aufhebung des Robot besser bestellt. Der Bauernstand, früher durch die Fronarbeit herabgekommen, hebt sich. Wer zu jener Zeit zwei Pferde hielt, mußte diese zwei Tage der Woche hindurch dem Gutsherrn zur Verfügung stellen — und erst bei ungünstigem Erntewetter —! Mit welchem Gefühl mag da wol der Robotpflichtige auf den Feldern gearbeitet haben, während auf dem eigenen Acker das Getreide versaulte! Das ist alles jetzt besser. Wer könnte ohne Theilnahme die kleinen Saatfelder oben auf dem Gebirge betrachten! Bis da hinauf trieb die Noth, die strenge Lehrmeisterin, die Menschen, um der Scholle einige magere Garben abzugewinnen. Hier ist das Wort im vollen Ernst gesprochen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Auch Flachsfelder mit ihren lieblichen blauen Blütchen findet man bis hoch hinauf, fast bis zum Kamm des Gebirgs.

Betrachtet die Wälder ringsum und die freilich sinkenden Holzbestände derselben! Schon lange vor den Jahren 1848 und 1849 waren sie die hauptsächlichsten, in den Jahren 1850—52 fast die ausschließlichen Subsistenzquellen der großen Grundbesitzer; denn die Erträge der schlechtbestellten Aecker nahmen zum großen Theil die „Deputate" der Beamten in Anspruch; die Einkünfte mancher Meierei reducirten sich für den Besitzer auf einige Gulden.

Wandert man, in dem schönen Teplitz angekommen, nicht als Badegast (hier badet man auch im Winter) an das Weichbild der Stadt gefesselt, in den entferntern Umgebungen und kommt durch den Forst eines benachbarten geistlichen Gebiets, so findet man allenthalben viereckige, in den Boden gegrabene Vertiefungen. Viele davon sind von Dornsträuchen umwuchert; viele sind neuer. Fragt man nach der Ursache dieser Nachgrabungen, so erfährt man, daß hier „gemuthet" worden, welchen Ausdruck man dem Laien dahin erklärt, daß man Versuche gemacht, hier Steinkohlen aufzufinden. Lange blieben es erfolglose Bemühungen. Der geheimnißvolle Boden wollte seine Schätze nicht zu Tage fördern lassen — und doch behauptete ein geschickter Markscheider, ein Böhme von Geburt, es wären alle Anzeichen vorhanden, die auf die Existenz reicher Kohlenlager schließen ließen.

Man betrachte den Kohlenbedarf der sich immer mehr auszweigenden Eisenbahnen und der Werth eines Kohlenlagers stellt sich als ein bedeutender heraus, vorzüglich in einer Gegend, wo für diesen Brennstoff keine andere Concurrenz ist als höchstens durch kleine Lager von Braunkohlen, die ganz besondere Heizungsapparate an den Locomotiven erfordern.

Die Nachgrabungen trafen auf die größten Schwierigkeiten. Die hauptsächlichste derselben war der Mangel an Geld. Wer mochte in einer so bedrohlich unruhigen Zeit (1847—48) die Mittel zu einem so zweifelhaften Unternehmen hergeben? So opferte jener erwähnte Mann zunächst das eigene Vermögen. Als dies erschöpft war, suchte er andere zu bewegen, ihm das Weitergraben zu ermöglichen. Das gelang denn mühsam. Mit der größten Beharrlichkeit kämpfte er sich durch ein Labyrinth von Sorgen; immer dieselbe Erfolglosigkeit. So war er in kurzer Zeit bedrängt und schuldenbeladen; es gab nur noch Einen Ausweg. Wir sind auf geistlichem Gebiet. Das Kloster ist reich. Es mußte der Versuch gemacht werden, den geistlichen Vorstand für das Unternehmen zu interessiren. So machte er diesem den Antrag, auf Rechnung und zum Nutzen der Abtei die begonnenen Nachgrabungen fortzusetzen; für sich selbst wollte er sich nur einen kleinen Antheil vorbehalten. Der Vorgänger des damaligen Prälaten war ein Menschenfreund im schönsten Sinne des Worts. Sein Nachfolger trachtete nach dem Ruhm eines ausgezeichneten Wirths. Während jener Liebeswerke vollbrachte, Bauten ausführen ließ und die Arbeiter mit den damals noch flüssigen „Zwanzigern" beschenkte, schmälerte sich der Klosterschatz. Sein Nachfolger nahm das Regiment in kräftigere Hände und registrirte viele von seinem Vorgänger eingerichtete Veranstaltungen unter die Rubrik der unnöthigen Ausgaben; die Zeitläufe waren bedrängend genug. So auch mit diesem Antrage. Ein Exempel, dessen Zahlen noch zur Zeit gleichgültiger Waldboden mit Heidekraut und Brombeeren bedeckte, existirte für den Abt nicht. Wahrscheinlich hielt er den Bittsteller für einen Narren. Nachdem er ihn ruhig angehört hatte, eröffnete er ihm, daß er ihm die Erlaubniß, zu „muthen", nur dann gestatten könne, wenn er sich dieselbe mit einer ziemlich bedeutenden Summe erkaufe; dafür solle aber das etwa Aufzufindende das Eigenthum des Finders sein, das Kloster behalte sich nur den Zehnt des etwa zu Tage zu Fördernden vor. Als der arme Mann das Schreibzimmer des Prälaten verließ und durch den Speisesaal ging, hatte er zuversicht-

Digitized by Google

lich wedee Sinn füe die peachtvolle Fernsicht — die schönste Böhmens, wie man behauptet —, noch für das kalte, strenge Adlerauge Kaiser Joseph's, dessen lebensgroßes Bild den einen Fensterpfeilee einnimmt, den andern hat das gleichgroße seiner Muttee, der Kaiserin-Königin Maeia Theresia inne — zwei Bilder unfreiwilligen Ankaufs! Kaiser Joseph, dieser eigenthümliche Charakter, der mit der Ausfüllung seines Lebensberufs seinem lnneen Menschen so wenig genügte, weil sein materielles Ich nichts auf den Glanz der Krone gab, ließ dem Kloster jene beiden Bilder zum Ankauf anbieten, wenn ich nicht irre für die Snmme von 30000 Gulden. Um sich von dem Verdacht etwaiger Unznfriedenheit mit dem herrschenden Regiment zu reinigen, zahlte dee Convent sofort die geforderte Snmme und schmückte mit den beiden Porträts seinen Speisesaal —

Doch zurück zu unserm „Muthenden".

Der Markscheider verließ das Kloster. Er hatte Hülfe gesucht und brachte nene Belästigung heim. Indessen mußte dem Ansinnen um jeden Preis genügt weeden; seine Versuche aufgeben, hieß der einzigen Möglichkeit entsagen, seinen Verpflichtungen genügen zu können. Fast ein Wunder veeschaffte ihm die gefoederte Summe; ein reicher Sonderling, mit dem er frühee befeenndet gewesen, streckte sie ihm oor. So wurden die erhofften etwaigen unterirdischen Schätze sein eigen und kaum hatte das Kloster mit aller Foem sich seiner Rechte als Grundbesitzer zu Gunsten des „Muthenden" begeben, so wandte sich plötzlich das Misgeschick; man stieß auf reiche Kohlenlager, die sich in der Folge als ungemein ergiebig erwiesen. Anfangs gab es Schwierigkeiten genng. Eine Sandader überschwemmte bei starkem Regenwetter den ersten Schacht; es machte Mühe und Kosten, diesem Uebelstand abzuhelfen; aber der intelligente Kopf benntzte diesen feinen Sand zne Fabrikation von Glas und ließ eine Hütte erbauen, die seit bee Zeit sich als einträglich erwies. Jetzt ist der Besitzer jener Werke ein reicher Mann. Nach der Zeit blieben die Erfolge — des Erfolgs nicht aus. Jedermann, der früher seine Beharrlichkeit fast als fixe Idee betrachtet hatte, behauptete, nie an seinee wissenschaftlichen Erkenntniß gezweifelt zu haben; aber die Abtei — hatte iheen großen Besitz verloern. Ein Sinnbild füe so vieles, was auf diesem Boden sich dem Geist der Zeit entgegenstemmt.

Da wie einmal in diesee herelichen Gegenb sind, so wollen wir der Wallfahrtskiecke von Mariaschein einen Besuch abstatten. Zn Wagen oder zn Roß. Dort treffen wir zwar keine Industrie, aber eine von Jesuiten geleitete Knabenschnle. Rechts von der Straße liegt der so schöne, groteske Billner Felsen. Tausendjährige Eichen gibt es hier, wieklich tausendjährige; denn so beeeit man sich gewöhnlich findet, von tausendjährigen Bänmen zu reden, so sind diese selbst doch in der That eine Seltenheit. Ich kenne eine solche Baumgreisin. Sie teägt alle Spuren höchsten Alters — keine Krone schmückt den mächtigen Stamm mehr und die starren Aeste treiben nur verkommene Blätter von schwarzgrüner Faebe. Da aber liegt die Wallfahrtskirche weiß und malerisch am Fuße des Gebirgs! Das in ihe befindliche Gnadenbild ist klein und unscheinbar, von einer thonartigen Masse gebildet. Tausende blicken gläubig anf. Diese Idee schon allein gibt ihm Interesse; Tausende wallfahrten noch jährlich dahin und eechte Frömmigkeit gibt es ja wol doch noch hin und wieder? Rings an den Pfeileen befinden sich leeee flache Glasschränke; früher enthielten sie einen Reichthum an Silbee. Hatte ein Gläubiger einen keanken Fuß obee ein blindes Auge oder einen lahmen Arm, so gelobte er, im Falle der Genesung Fuß, Auge obee Arm aus Silber geformt der Kirche zu schenken. Auch silberne Herzen und Brautkränze gab es in Menge, wenn das Gnadenbild sich den geheimen Wünschen, die man ihm anoerteant hatte, günstig erwies. Kaiser Joseph ließ diese boppelt todten Glieder, die eine Reihe vou Wagen füllten, nach Wien entführen nnd in eitel lebendige Münzen nmschmelzen. Unendlich ist der Reichthum der Altarkleider dieser berühmten Wallfahetskieche. Früher wußten die Damen, was sie mit ihren Brautkleidern beginnen sollten; sie schenkten sie der Kirche. Da entfalteten sich aus selten geöffneten Kisten Gewändee oon Stoffen, in denen die Blüte der Aristokratie zum Altae gewandelt. Was diese goldschweren Satins und hermelingeschmückten Sammte nicht alles erzählen könnten! Jetzt ist das Brautkleib gewöhnlich ein Gegenstand, über dessen bestmögliche Verwendung man sich bald nach der Hochzeit den Kopf zeebricht. Mit den Spitzen läßt man die ersten Häubchen des ersten Lieblings garnieen und das Ganze gibt — eine waeme und weiche Doublüre zu einem Morgenrock.

Während dieser Betrachtung können Sie, ganz unbeschadet Ihees protestantischen Glaubensbekenntnisses, die Worte dee Laneetanischen Litanei lesen, die an den Säulen des Altars vertheilt sind. Sehen Sie sich aber um, da knieen in ihren kleinen Mänteln Jesnitenzöglinge! „Sieh', deine Augen sagen dir, diese Tafel sei schwaez, ich aber sage bir, sie ist weiß — sonach glaube, daß die schwarze Farbe, die dn siehst, eine Täuschung deiner Siune sei!" Möchte doch dee blonde Knabe mit den offenen Augen, der so scheu nach den Feemden hinblickt und sich vielleicht an die ferne Mutter erinneet fühlt, lu seiner Art solchen Lehren — eln zweiter Galilei werden!

Am Fuße des Gebirgs findet sich gleichfalls ein durch seinen Gewerbsleiß bedeutend gewordenes Städtchen, Oberleutersdorf. Auf der Straße dahin begegnete mir eine Reihe von Frachtwagen; sie enthielten eine Lieferung oon 100 Dutzend Kinderflinten für Amerika! *) Das große stattliche Gebäude da ist eine Spielwaaeenfabrik und man möchte selbst noch ein Kind sein, um mit dem allerliebsten Inhalt der Glasschränke des Magazins sich beschäftigen zu können. Freilich — minder wichtig als die durch die massenhafte Fabeikation der armen Umgegend, oorzüglich der jugenblichen Bevölkerung gebotene Erwerbsquelle. Tuchfabriken gab es im Städtchen schon früher.

Das flache Land zeigte vor noch nicht gar zu langer Zeit einen stundenlang am Gebiegsfuß sich erstreckenden See, welchen dee Fürst Ferdinand Lobkowiz austrocknen ließ. Die umliegenden Waldungen lieferten eine Million Bündel Reisholz zu diesem Zweck; jetzt wächst auf dem weiten Terrain ein settes, schilfartiges Geas, welches nächst der Nutzbarkeit einen sehe hübschen Anblick gewährt. Der See,

*) Nach der Schlacht von Bull's Run möchte man glauben, diese Flinten waren nicht für die Kinder, sondern füe die Alten bestimmt.

obgleich er durch ſein Anſchwellen vielen Schaden angerichtet haben mag, fall allerlei Romantik gehabt haben und nach jetzt kämpfen die Nymphen deſſelben beharrlich für ihr naſſes Reich — immer ſprudelt noch wieder eine Quelle hervor und überſchwemmt die nach dem Schloſſe Eiſenberg führende Straße.

So wechſeln Schlöſſer und Hütten, ſteinige Gebirgsacker und herrliche Obſtpflegen. Auch den Hühnerhof pflegt man jetzt in Böhmen. Früher konnte man die Böhmen wol im Verdachte haben, den Gänſen ſo übergroße Sorgfalt deshalb zugewendet zu haben, weil ſie nicht frauenflichtig waren.

Im ellenbogener Kreiſe findet man viel Porzellanfabriken, aus denen wirklich hübſche Gegenſtände hervorgehen. Die Induſtrie und ihre Erfolge geben Selbſtgefühl. So erzählte uns der Sohn eines Fabrikherrn, daß er in England geweſen, nur um den Gehalt der engliſchen Steinkohle mit dem der deutſchen zu vergleichen.

Vom Schloſſe zu Eger flogen wir hinüber zu der ſtolzen, ſagenreichen, vielgethürmten Hauptſtadt des Landes. Wo könnte man ein freieres Auge über Böhmen hinweggleiten laſſen als von der Prämonſtratenſerabtei des Hradſchin! Hier iſt ſogar der thörichte Wunſch, herrſchen zu können, begreiflich. Wer möchte ſich nicht gern mit deiner Krone ſchmücken, du ſchönes, geſegnetes Land! Nicht um dich niederzuhalten, auszubeuten, ſondern um dich zu beglücken! Wie reizend betrachtet ſich ein Sonnenuntergang hier aben! Hier ihren Aufgang zu ſehen, war mir leider nach nicht vergönnt. Ja, hier möchte man dem Parteigeiſt zürnen, der jetzt Böhmen zerreißt! Hier möchte man die Hände der Deutſchen und Slawen ineinander legen und Duldung und — Dankbarkeit lehren! Dankbarkeit — denn was wäre euer Czechenthum ohne die Kraft, die Bildung, die es dem Deutſchthum verdankt! Aber das Geläute der Abendglocken dringt herauf — tief — melancholiſch — geheimnißvoll wie mahnende Stimmen der Vorzeit. Zu was allem werden ſie in Zukunft ihren metallenen Ruf noch ertönen laſſen!

Gounod's „Fauſt".

* Immerhin muß man an dieſer Oper, die wir am dresdener Hoftheater unter dem Titel „Margarethe" hörten, eine dem deutſchen Genius dargebrachte Huldigung anerkennen. Die Herren Barbier und Carré, Verfaſſer des Textes, ſind der Goethe'ſchen Dichtung gegenüber mit ſeltener Zurückhaltung verfahren und ſcheuten faſt den Eindruck der Langeweile nicht. Die üblichen Verzerrungen deutſcher Märchenanſchauungen fehlen auch hier nicht, doch könnte in der That ein deutſcher Companiſt, der ſich den Fauſt als Libretto zurecht gemacht, kaum ſchonender verfahren ſein.

Die Muſik iſt Programmmuſik. Sie illuſtrirt den Text mit jenem Reichthum von Klangbeliebigkeiten, die nach den Anforderungen der Symphonie und Melodik bekanntlich Armuth verrathen.

Briefwechſel.

— *** in Berlin. Sehr verbunden für Ihre Apologie; nur dürfte ſie nicht zum Abdruck in unſerer eigenen Zeitſchrift paſſen. Ueiel Acoſta iſt allerdings kein ſchwankender und charakterloſer Held, wie Ihre Zeitungen wiſſen wollten, ſondern das abſolute Gegentheil. Wäre ſich Acoſta das Leben nehmen, wenn er nicht, trotz ſcheinbarer Irritation, conſequent wäre? Ein ſich überwindendes, ſtarkes Gemüth will ſich gleich anfangs aus den Armen der Liebe reißen und bleibt auf dem Schauplatz herauszuſchwörender Conflicte nur deshalb zurück, weil ihm ſeine Gemeinde den Proceß macht. Jude nennt ſich Acoſta, während ihm feel ſtünde, als Chriſt ſich den Verfolgungen ſeiner Glaubensgenoſſen zu entziehen. Lediglich die tiefſte Mitleidenſchaft des Gemüths für die gemeinſame Sache der Ahnsverſöhne irritirt ſeine Conſequenz und dieſer Gegendruck ſeiner Ueberzeugungen wiegt, dächten wir, centnerſchwer in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung, centnerſchwer in einem Gemüth, deſſen Organiſation auch noch keinem Juden unverſtändlich geblieben iſt, ſoweit ſich ſeinem Gemüth das Wort erprudte: „Das Weſen unſers Volks iſt die Familie!" Nur Entſtellung findet die Motive zu Acoſta's Widerruf in ſeiner „Charakterſchwäche". Die Schuld, die Acoſta auf ſich ladet, iſt eine edle. Die Weſſungen eines geknechteten Volks binden ſeine Kraft; der Gegendruck ſeines Willens hat ſittliche Berechtigung; kein unbefangenes Urtheil kann ſich der Anerkennung der Motive entziehen, die für Acoſta in den blinden Augen ſeiner Mutter, im geſchäftlichen Ruin ſeiner Brüder, in der Hingebung und dem Schmerz einer Liebe, in der edeln Duldung des ihn ſchützenden Manaſſe, kurz in allem liegt, was ihn — erſtens durch ſeinen Widerruf auf die Höhe einer objectiven, hiſtoriſch bindenden Sittlichkeit, und — zweitens auf die Höhe jener allgemeinen menſchlichen Geſetze hebt, die in der Geſchichte der Meinungskämpfe und Ueberzeugungen die Kundgebungen titaniſch anſetzenden Muthes irritirten. Sind die Repräſentanten Silva's, Manaſſe's, Judith's, der blinden Eſther und der Brüder Uriel's keine Marionetten, ſondern beſeelte, begeiſterte, von ſichtlicher Ueberzeugung getragene Iſraeliten, ſo könnte Uriel den Widerruf geleiſtet haben, $2 \times 2 = 5$, und der Anblick eines unter dem Geſetz der Sitte und des Vorurtheils mit ſchwerſtem Seufzer nidermenden Genius müßte diejenige Wirkung hervorbringen, die durch die tragiſche Muſe erſtrebt wird. Daß die angeſponnene Kette dann, wie ſich die Verhältniſſe ändern und die Mutter tot iſt und Judith, nach demſelben Geſetz der Unterordnung des Weltens unter ein gemeinſames großes Volksgeſetz und Volksſchickſal, das ſie gegen Uriel geltend machte, ebenſo auch ihrerſeits ihrem Vater zu gefallen verfährt, in ſtürmiſcher Eile abrollt und Uriel ſeinem Widerruf zurücknimmt und zuletzt im Bruch mit ſich ſelbſt ſich tödtet, macht ihn zum Helden der Tragödie der Conſequenz. Sein Tod kann und ſoll nur dieſe Wirkung hinterlaſſen: Das Märtyrerthum einer idealen Anſchauung des Lebens enthält mehr Leiden und mehr Prüfungen, als der thut, der auf ſeinem Sofa von Conſequenz ſpricht. Conſequenz! Wollt einmal etwas Großes in der Welt! Ueberzeugungstreue großen Stils hat Phaſen, die nicht die Phaſen einer Stadtverordneten-Conſequenz ſind. Die tragiſche Verſöhnung über den Märtyrer des Judenthums, über den Blutzeugen für das Princip der Familie, über den Blutzeugen für die Urberechtigung des Herzens und der Liebe in den Fragen des Geiſtes und des Haſſes wird in dem Schlußgedanken de Silva's ausgeſprochen, daß das große Geſetz Gottes in der Geſchichte nicht zu ſein ſcheine, was wir an Wahrheit auffänden, ſondern wie wir es auffänden. In dieſem Wie ſeines Ueberzeugtſeins hat Acoſta trotz ſeines Unterliegens geſiegt. Unedel ſcheint es uns, wenn eine einzige der Anklagen, die Acoſta gegen ſich ſelbſt ausſtößt, vom Zuſchauer anerkannt und unterſchrieben werden wollte! Wir verweiſen auf eine ſchon einmal in dieſen Blättern gegebene Abwehr des Vorwurfs, Acoſta wäre ein „ſchwacher und haltloſer" Charakter, in dem Aufſatze: „Die Kritik und die Lüge", N. F., Bd. 1, S. 797.

— Herrn L. F. in Peſth. Etwa eingeſandte Proben werden entſcheiden, ob die nähere Verbindung wünſchenswerth.

— Herrn L. Z. in München berg. „Stadie" wird erſcheinen. „Maskenball" empfiehlt ſich nicht.

— Ar. in K. Sobald irgend möglich.

(Ausgegeben am 12. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 38. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Stiefmutter. Novellistische Episode von M. S. Schwartz. II. — Tagebuch aus Neapel. (Fortsetzung.) Von Frederike Bremer. — Charaktere der Neuzeit. I. Georg Washington. Von Karl Frenzel. — Das deutsche Mittelalter auf der Bühne. — Neue Romane und Novellen. XXII. — Spruch von Karl Reiter. — Neues aus der Welt.

Die Stiefmutter.

Novellistische Episode von M. S. Schwartz.

II.

Im Pavillon stand Graf Hermann und schaute mit ungeduldigen Blicken durch die geöffnete Glasthür hinaus und lauschte in der stillen Nacht, ob sich nicht Tritte vernehmen ließen.

Plötzlich hörte er deren. Sie waren rasch und leicht.

Am Ende der Allee ward eine Frauengestalt sichtbar, welche eher lief als ging.

Als sie näher kam, rief Hermann ihr entgegen:

„Geliebte Selma, du hast mich sehr lange warten lassen! Ich —"

Hermann schwieg, denn die Angeredete hatte den Shawl, in welchen sie sich gehüllt, zurückgeworfen und Elin stand vor dem Grafen.

„Sie haben nicht erwartet, mich zu sehen", sagte das junge Mädchen in hastigem, unsicherm Tone, „aber die Person, die Sie zu treffen hofften, kommt nicht. Haben Sie daher die Güte, mir einen Augenblick zu schenken."

Elin war, während sie dies sagte, in den Pavillon getreten. Sie keuchte nach Athem und sank in einen Sessel. Man sah ihr an, daß sie aufgeregt war.

Hermann war ihrem Beispiel gefolgt und hatte sich ebenfalls gesetzt.

„Der Schritt, den ich jetzt gethan habe", hob Elin nach einer Pause wieder an, „kann unrichtig und unziemlich erscheinen, aber ich bin der Stimme meines Herzens gefolgt und der Instinct sagte mir, daß ich nicht vergebens an Ihre Ehre appelliren werde."

Elin schwieg. Sie war in Verlegenheit, wie sie ihre Gedanken in Worte kleiden sollte.

Der Graf wartete einige Minuten und als Elin immer noch schwieg, sagte er:

„Ich bitte Sie, vollkommen überzeugt zu sein, daß noch nie jemand vergebens an mein Ehrgefühl appellirt hat."

„Ich freue mich dies zu hören und werde mich dann darauf beschränken, Sie zu bitten, schon heute Abend von hier abzureisen."

„Aber aus welchem Grunde? — Gestatten Sie, daß ich wenigstens diesen erfahre."

„Und das fragen Sie mich, die Tochter des Mannes, den Sie hintergehen, während Sie seine Gastfreundschaft genießen? Oder könnten Sie auch nur einen Augenblick lang glauben, daß ich im Einverständniß mit der Person wäre, welche meinen Vater täuscht?

„Sie sind etwas scharf in Ihren Ausdrücken."

„Scharf? O, was ist das gegen das Un-

glück, welches Sie im Begriff stehen über unsere Häupter heraufzubeschwören? Was kommt darauf an, wie ich mich ausdrücke, dafern es mir nur gelingt, Ihnen zu beweisen, daß Sie fort müssen, daß Sie handeln wie ein Mann ohne Herz und Ehre, wenn Sie noch länger hier bleiben oder ein Verhältniß fortsetzen, welches Sie selbst erniedrigt und eine ganze Familie in Kummer und Elend stürzt. Wäre Ihnen vollkommen klar, ein wie großes Unrecht Sie im Begriff stehen zu begehen, so würden Sie darüber schaudern."

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie mit diesen Hindeutungen sagen wollen."

„Graf Romarhjerta, mein Vater liebt meine Stiefmutter, er vergöttert sie, er betet sie an. Er ist eifersüchtig und würde unversöhnlich sein, wenn er wüßte, was ich weiß. Ich meinerseits habe auf Erden niemals mehr als einen Menschen geliebt und dieser ist mein Vater. Für ihn und für sein Glück bin ich bereit, Leben und Blut zu opfern. Wohlan, er selbst hat mir gesagt, daß er an dem Tage, wo er finden würde, daß man ihn hinterginge, sowol sich als den, welcher die Ursache davon wäre, ums Leben bringen würde. Werden Sie auch nun noch bleiben und um Ihrer Leidenschaft willen zwei Menschenleben aufs Spiel setzen?"

„Nein, ich werde noch in dieser Nacht abreisen."

„Ich danke Ihnen! Aber Sie müssen mir auch schwören, sich meiner Stiefmutter niemals wieder zu nähern, sondern zu thun als ob sie gestorben wäre."

„Begnügen Sie sich damit, daß ich mich entferne und begehren Sie nicht mehr."

„Nein, Sie dürfen nicht fortfahren, meinen Vater um die Zärtlichkeit seiner Gattin zu bestehlen, Sie dürfen nicht durch einen Briefwechsel ihre Liebe zu Ihnen nähren, denn dann wäre mein Vater für immer unglücklich. Bedenken Sie, wie übel Sie schon gehandelt haben, wie unrecht es ist, das Herz einer verheiratheten Frau zu bethören und handeln Sie ein einziges mal als Mann von Ehre. Die Zukunft und die Ruhe meines Vaters ist es, wofür ich bitte; ach, Sie werden meiner Bitte nicht Ihr Ohr verschließen."

In Elin's Ton und Worten lag etwas gleichzeitig Einfaches und doch zum Herzen Gehendes, was Hermann rührte.

Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Sie sollen mich nicht vergebens gebeten haben. Ich werde mich Ihrer Stiefmutter niemals wieder nähern, sondern zu vergessen suchen, daß sie existirt. Sind Sie nun zufrieden?"

„Ja. Und nicht wahr, das, was geschehen, ist auch todt und wird niemals über Ihre Lippen kommen? Sie werden niemals aus Leichtsinn oder aus irgendeinem andern Beweggrunde ihre Schwächen verrathen?"

„Nein, bei Gott und bei meiner Ehre, das werde ich niemals!"

Der Graf führte, indem er dies sagte, Elin's Hand an seine Lippen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf", sagte eine barsche Stimme hinter Hermann, während zugleich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legte, „entschuldigen Sie, wenn ich das zärtliche Zwiegespräch störe. Wir Seeleute sehen es aber nicht gern, daß unsere Frauen Ehre und Sittlichkeit an solche Gecken wie Sie verschwenden und wir haben auch unsere Begriffe von Ehre, so gut wie Sie. Sagen Sie mir daher, wie zum Teufel haben Sie es wagen können, mich auf diese Weise zu beleidigen?"

Bei den ersten Worten des Kapitäns waren sowol der Graf als auch Elin unwillkürlich aufgestanden. Beide waren todtenbleich.

„Herr Kapitän, ich versichere Ihnen, daß mein Zusammentreffen mit Fräulein Elin hier ein rein zufälliges ist."

„Wirklich? An wen ist dann dieser Brief gerichtet? Wenn er es nicht an Elin ist, so müßte er unbedingt für meine Frau bestimmt sein und dann wäre der Schimpf noch größer. Vielleicht erkennen Sie bei der Dunkelheit nicht, wer diese schändlichen Zeilen geschrieben hat. Wenn dem so ist, so will ich Ihnen Licht verschaffen."

Der Kapitän zündete sofort einen der Armleuchter an und zeigte dann dem Grafen ein auf rosenfarbenes Papier geschriebenes Billet.

„Können Sie mir vielleicht nun sagen, wer der Verfasser dieses schändlichen Geschreibsels ist? Sie kennen ihn wol nicht? Und Sie wissen auch wol nicht, an wen es gerichtet ist, da keine Adresse daraufsteht? Ich aber kenne die Hand und auch den Namen, der darunterſteht. Hier im Hause gibt es nicht mehr als zwei Damen, meine Frau und meine Tochter, folglich muß der Brief einer von ihnen gelten. Wohlan, welche von beiden ist es?"

Hermann warf einen flüchtigen Blick auf den Brief.

„Die Schrift ist die meinige und der Brief

iſt von meiner Hand", ſagte er in beinahe nachläſſigem Tone.

„So! alſo das geſtehen Sie?"

„Meine Namensunterſchrift verleugne ich niemals" antwortete Hermann ſtolz und kalt.

„Und daran thun Sie vollkommen recht. Aber an wen haben Sie alle dieſe zärtlichen Worte geſchrieben? Wer in meinem Hauſe iſt dadurch beſchimpft worden?"

„Wer den Brief empfangen hat, iſt auch die rechte Perſon, um die Frage zu beantworten. Ich thue es nicht."

„Nicht!" rief der Kapitän und trat einen Schritt näher.

„Nein, denn es iſt nicht meine Ehre, ſondern die einer andern Perſon, welche ich dadurch bloßſtelle und als ehrlicher Mann werde ich niemals ſo erbärmlich handeln."

„Aber ein ſo ehrlicher Mann Sie auch zu ſein glauben, ſo laſſen Sie ſich dadurch doch nicht abhalten, die gemeine Rolle eines Verführers zu ſpielen. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie mich auf jeden Fall beleidigt haben, entweder als Vater oder als Gatte. Antworten Sie mir daher: Wen haben Sie beſchimpft?"

Es folgte eine Todtenſtille, welche mehrere Secunden dauerte. In der Bruſt des Grafen tobte unverkennbar ein harter Kampf. Endlich antwortete er:

„Herr Kapitän, verlangen Sie nicht, daß ich, der eigentlich Schuldige, mein Vergehen noch dadurch erſchwere, daß ich auch noch den Angeber ſpiele. Es wäre dies ja eine jedes Mannes unwürdige That. Ich bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie wünſchen — dies iſt aber alles, was ich thun kann."

„Und worin ſoll dieſe Genugthuung beſtehen? — Nachdem Sie meine Frau oder Tochter verführt, würden Sie Ihr Verbrechen wol dadurch gut machen wollen, daß Sie entweder mich ums Leben brächten oder mich zu Ihrem Mörder machten und das nennen Sie eine Genugthuung, die eines Mannes von Ehre würdig iſt?"

Der Kapitän ſchlug ein höhniſches Gelächter auf.

„Ich für meinen Theil", fuhr er dann fort, „verlange, daß die Unſchuldige freigeſprochen, die Schuldige dagegen entlarvt werde."

„Mein Vater, ich bin die Schuldige", ſtammelte Elin, um dieſem peinlichen Auftritt, deſſen Löſung ſie fürchtete, ein Ende zu machen.

„Alſo ſie iſt es?" ſagte der Kapitän zu dem Grafen gewendet, während er die geballte Fauſt auf den neben ihm ſtehenden Tiſch legte.

„Bedarf es wol meines Zeugniſſes, da Fräulein Elin es ſelbſt zugeſteht?" fragte der Graf, welcher klarer als Elin einſah, was nun folgen würde.

„Ja, es iſt nöthig, daß Sie geſtehen, daß Sie der Verführer dieſes Mädchens ſind, damit Sie ihr ſodann die einzige Genugthuung gewähren, die ſie erhalten kann, nachdem ſie eine heimliche nächtliche Zuſammenkunft mit Ihnen gehabt hat."

„Worin ſoll dieſe Genugthuung beſtehen?" fragte Hermann mit funkelnden Augen, denn er konnte kaum glauben, daß dieſer Mann, der ehemalige Schutenführer für das Hüttenwerk ſeines Vaters, der Bruder der kaum eine Meile entfernt wohnenden Hammerſchmiedsfrauen, die Kühnheit haben könne, zu verlangen, daß er, der einzige Sohn des Grafen Romarhjerta, ſeine Tochter heirathen ſolle.

„Mein lieber Hermann", antwortete eine ſchöne wohlklingende Stimme hinter dem Kapitän, „wenn man ſich herabläßt, die Tochter eines ehrlichen Mannes zu verführen, ſo hat man blos ein Mittel ſeinen Fehler wieder gut zu machen, nämlich das, ihr ſeinen Namen zu ſchenken. Dies iſt ein Schritt, den die Ehre gebietet und welchem mein Sohn ſich weder entziehen darf noch wird. Haſt du mich verſtanden?" ſetzte der alte Graf — denn dieſer war es — in befehlendem Tone hinzu.

„Ja, mein Vater" antwortete Hermann, indem er ſeinem Stolze Schweigen gebot.

„Ich aber werde dieſes Opfer, welches Graf Hermann bringen will, nicht annehmen und kann es nicht annehmen", ſagte Elin mit Würde. „Wir können kein Ehepaar werden."

„Du weigerſt dich alſo, die Frau des Grafen zu werden?" fragte der Kapitän.

„Ja, ganz entſchieden."

„Du willſt mit deiner Schande beladen fortleben?"

„Lieber ſo als in einer unglücklichen Ehe."

Der Kapitän legte ſeine beiden Hände auf die Schultern ſeiner Tochter und ſagte in düſterm Tone:

„Wenn du dich ferner noch weigerſt, die einzige Genugthuung anzunehmen, welche es für dich gibt, dann weiß ich auch, daß du gelogen haſt, Unglückliche, und daß du nicht die Schul-

dige bist! Verschmähst du das elende Geschenk, deine Schande hinter dem gräflichen Namen zu verbergen, so muß ich für meine und deine gekränkte Ehre eine andere Genugthuung suchen."

„Vater, ich bin erst siebzehn Jahre alt und du verurtheilst mich zu lebenslänglichem Unglück, um den Fehltritt eines Augenblicks zu büßen!" rief Elin fast verzweiflungsvoll.

„Nennst du das den Fehltritt eines Augenblicks?" rief der Vater und zeigte auf den Brief. „Nein, dies ist eine so tiefe Erniedrigung, daß sie nicht versöhnt, sondern nur verschleiert werden kann. Siehst du nicht ein, daß es dein Vater ist, den du so tödlich und unversöhnlich beleidigt hast?"

In Elin's ganzer Haltung lag der Ausdruck der Verzweiflung. Sie schwieg und athmete schwer.

„Nun, mein Herr", fuhr der Kapitän zu dem jungen Grafen gewendet fort, „sind Sie bereit, dieses Mädchen hier zu Ihrer Frau zu nehmen?"

Hermann schwieg, der alte Graf aber antwortete:

„Nun, Hermann, soll dein Vater auch zum zweiten mal an deiner Statt antworten, daß bisjetzt noch kein Graf Romarhjerta unterlassen hat, als Mann von Ehre zu handeln?"

„Mein Vater braucht mich nicht an meine Pflicht zu erinnern. Ich bin bereit, mich in jeder Beziehung in die Forderungen des Kapitäns zu fügen."

„Gut, dann soll nächsten Sonntag das Aufgebot geschehen und drei Wochen später ist die Trauung", sagte der Kapitän und wendete sich dann zu seiner Tochter mit den Worten: „Du kannst in meinem Hause bleiben, bis du zu deinem Manne ziehst; mein Kind aber hast du aufgehört von dem Augenblick an zu sein, wo du vergaßest, was Sittlichkeit und Ehre von einem Mädchen verlangen. Sie, mein Herr, sollen das mütterliche Vermögen Ihrer Frau ehrlich herausbekommen, aber rechnen Sie niemals darauf, nach meinem Tode noch etwas zu erhalten. Ihr väterliches Erbtheil hat sie verwirkt, als sie Schande über ihren Vater brachte, deshalb verstoße ich sie!"

Nachdem der Kapitän dies gesagt, verließ er den Pavillon.

Elin stand unbeweglich in der Mitte. Der helle Schein des Armleuchters fiel auf ihr marmorweißes Antlitz, welches vor Schmerz erstarrt zu sein schien und man würde sie für eine Bildsäule gehalten haben, wenn nicht das unruhige Arbeiten der Brust verrathen hätte, daß sie lebte.

Der alte Graf ging auf sie zu, indem er mit herablassender Freundlichkeit sagte:

„Betrüben Sie sich nicht, mein Kind. Ich werde Ihren Vater freundlicher gegen Sie zu stimmen suchen und alles wird wieder gut werden."

„Gut!" wiederholte Elin und schaute den Grafen an. „Nein, es wird niemals, niemals wieder gut."

Dann verhüllte sie das Gesicht mit den Händen und murmelte:

„O, mein Vater, mein Vater, welch ein entsetzliches Schicksal ist das deiner Tochter!"

„Dieses Schicksal haben Sie sich selbst geschaffen", sagte Hermann bitter.

Bei dem Ton seiner Stimme schaute Elin empor und heftete auf ihn einen Blick, der ihn zwang, die Augen niederzuschlagen.

„Wir müssen Elin allein lassen, damit sie sich beruhige. Morgen, mein Kind, wollen wir weiter miteinander sprechen."

Mit diesen Worten faßte der alte Graf seinen Sohn beim Arme und sie verließen den Pavillon.

Als Elin sich allein sah, ließ sie ihren Blick rings um sich herschweifen, wie um ein einziges Wesen zu suchen, welches ihren Schmerz theilen könnte; ihre Augen stießen aber nur auf den Brief, der noch auf dem Tische lag — den Brief, der eine so verhängnißvolle Einwirkung auf ihr Leben geäußert hatte.

Mit einer beinahe krampfhaften Bewegung ergriff sie ihn und, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen, hob sie ihn bis über das Licht.

Erst als die Flamme ihn gänzlich verzehrt hatte, machte sich Elin's beklommene Brust durch einen tiefen Seufzer Luft.

Sie sank auf die Knie nieder, um zu beten. Sie betete aus der Tiefe ihres schwerbeladenen Herzens.

Wir verlassen sie, um die Unterredung zu belauschen, welche der alte Graf Romarhjerta mit seinem Sohne hatte, als sie hinauf auf ihre Zimmer kamen.

Schweigend hatten Vater und Sohn den Weg vom Pavillon nach dem Theile des Hauses, in welchen sie einlogirt waren, zurückgelegt; als aber Hermann die Thür hinter ihnen verschlossen hatte, rief er:

Digitized by Google

„Aber, Vater, was ſoll das alles heißen? Soll ich wirklich die Tochter des Schiffers Martenſon heirathen? Kannſt du das wirklich wollen, Vater?"

„Weißt du ein anderes Mittel, um mit Ehren aus der Sache zu kommen?" fragte der Graf ruhig und warf ſich auf das Sofa.

„Ich habe dieſes Mädchen niemals geliebt; ich habe ihr niemals ein einziges Wort von Liebe geſagt. Sie iſt mir eine ganz gleichgültige Perſon und an dem, was man ihr zur Laſt legt, vollkommen unſchuldig."

„Sie hat ſich ſelbſt ſchuldig erklärt, nicht wahr?" fragte der alte Graf, indem er ſeinen Sohn mit einem eigenthümlichen ſcharfen Blick betrachtete.

„Allerdings hat ſie das, aber blos aus Großmuth, um —"

Hermann ſtockte.

„Um ihre Stiefmutter zu retten", ergänzte der alte Graf. „Ja, ich dachte mir es wol!"

„Ich habe Frau Martenſon nicht genannt, Vater!"

„O nein, das haſt du allerdings nicht, aber ſie hat dich genannt! Doch davon iſt jetzt nicht die Rede, ſondern wie du, ein Edelmann, ein Mann von Ehre, dich aus einer Sache ziehen willſt, in welcher dein Leichtſinn einer Unſchuldigen ihre Ehre gekoſtet hat. Nenne mir einen Weg außer dem, den ich vorgeſchlagen habe!"

Hermann ſchwieg.

Der Graf hob wieder an:

„Du haſt doch keinen Augenblick lang den niedrigen Gedanken hegen können, das edelmüthige junge Mädchen für das, was du und eine andere verbrochen, allein leiden und ſie mit einem unverdienten und unvertilgbaren Flecken auf ihrem guten Rufe im Stiche zu laſſen?"

Der Graf ſprach ruhig, aber ſtreng.

Hermann ſchwieg noch immer.

„Nimm einmal den Fall an, daß nicht das junge Mädchen, ſondern ihre Stiefmutter ſich in dem Pavillon eingefunden hätte und hier von ihrem Manne überraſcht worden wäre! Was wäre wol die Folge geweſen? Jedenfalls ein gemeiner Skandal, ja vielleicht etwas noch Schlimmeres, wobei Graf Hermann Romarhjerta eine nicht eben ehrenvolle Rolle geſpielt haben würde. Was hat aber Elin gethan? — Sie hat dich und noch eine zweite Perſon gerettet und ſich ſelbſt geopfert. Deine Pflicht verlangt daher, durch ein eheliches Bündniß ſie für den Edelmuth zu belohnen, den ſie bewieſen hat."

„Du vergiſſeſt den Abſtand zwiſchen uns, Vater!"

„Hermann, biſt du ſo wenig mit deiner Zeit fortgeſchritten, oder vielmehr, haſt du ſie ſo vollkommen mißverſtanden, daß du glaubſt, ein Edelmann bedeute mehr als ein anderer Menſch? Die Zeit iſt vorbei, wo ſeine angeborenen Vorzüge ihn berechtigten, gegen den Bürgerſtand jede beliebige Thorheit oder Schlechtigkeit zu begehen! Jetzt, mein lieber Hermann, gibt es blos einen Abſtand zwiſchen den Menſchen und dieſer iſt der höhere oder niedrigere moraliſche Standpunkt, den ſie einnehmen. Dies iſt der Geiſt, den die Freiheit und Civiliſation in die menſchliche Geſellſchaft eingeführt hat. Du wirſt vielleicht einwenden, daß dieſe Anſichten nicht die meinigen ſind oder daß ſie nicht mit den Lehren übereinſtimmen, welche du von mir gehört haſt, als ich dir einen klaren Begriff von dem zu geben ſuchte, was die Ehre einem Edelmann vor jedem andern Menſchen zur Pflicht macht. Ich hege auch jetzt noch, wie ſtets, einen hohen Begriff von dem Adel als einer durch Bildung veredelten Klaſſe und ich werde ſtets mit Stolz eingedenk ſein, daß ich einer der älteſten Familien in Schweden angehöre. Andererſeits aber habe ich auch eine hohe Achtung vor den Pflichten, welche der Adelſtand ſeinen Vertretern auflegt, und in meinem Herzen trage ich von jeher den Wahlſpruch des franzöſiſchen Adels: «Noblesse oblige.» Demzufolge habe ich es als ein unabweisbares Geſetz betrachtet, daß jedes Mitglied in meiner Familie ſich zum Sklaven aller Forderungen der Ehre mache. Mädchen zu verlaſſen, den Familienfrieden zu ſtören, die Heiligkeit der Ehe zu verletzen ſind Handlungen, von welchen ich niemals gewünſcht hätte, daß man ſie einem Romarhjerta zum Vorwurf machen könnte. Du haſt, von deiner Leidenſchaft verleitet, eine dergleichen ehrloſe That begangen. Nur dem Edelmuth eines Mädchens haſt du es zu danken, daß du ungeſtraft davongekommen biſt, und doch zögerſt du, dieſem Mädchen den Namen zu ſchenken, dem du gleichwol auf keine Weiſe Ehre machſt? Fürwahr, mein Sohn, du verleugneſt das alte Blut der Romarhjerta ganz und gar!"

Der alte Graf erhob ſich und ſetzte, indem er ſeine Hand auf die Schulter des Sohnes legte, hinzu:

„Auch ich bin ſchwach geweſen, auch ich habe

Thorheiten begangen! Ich habe den Luxus und eine kostspielige Lebensweise geliebt und einen großen Theil von meinem Vermögen verschwendet. Niemals aber habe ich mich in meinem Leichtsinn einer Schwäche schuldig gemacht, welche einen Schatten auf meine Ehre und mein Gewissen hätte werfen können, und ich hoffe, daß mein Sohn seinen Vater nicht zwingen wird, über ihn zu erröthen!"

„Es ist also dein bestimmter Wille, Vater, daß ich Elin Martenson heirathe?"

„Mein Wille?" entgegnete der alte Graf und sah seinen Sohn mit einem stolzen Blicke an. „Du bist mündig und stehst sonach außerhalb meines Willens, aber ich hätte geglaubt, daß Graf Hermann Romarhjerta's eigene Ehre ihm gebieten würde, dies zu thun. Bedarf es erst meines Willens, um dich zu bewegen, als ehrlicher Mann zu handeln, so müßte ich erklären, daß du nicht mein Sohn bist. Ich stelle nun dein weiteres Thun und Lassen deiner eigenen Ehre anheim."

Nachdem der alte Graf dies gesagt, ging er in sein Schlafzimmer und klingelte seinem Diener.

Hermann ging einigemal im Zimmer auf und ab und murmelte unzusammenhängende Worte.

Als der alte Graf am nächstfolgenden Morgen erwachte, überreichte ihm der Diener ein Billet von seinem Sohn.

Es enthielt folgende Worte.

„Mein Vater! Ich gehe, um uns alle Unannehmlichkeiten eines Zusammentreffens zu ersparen. Ich bitte Dich, gemeinschaftlich mit dem Kapitän das Aufgebot für mich und Elin zu bestellen. Ich selbst werde mich in Ljungstafors wieder an dem Tage einfinden, wo der Priester den Sprößling der Familie Romarhjerta mit der Tochter des Schiffers Martenson vermählt. Da ich ihr einen so edeln Namen schenke, so glaube ich in jeder Beziehung einen Schimpf gut gemacht zu haben, den sie sich beigelegt, aber niemals erlitten. Dies ist aber auch alles, was ich ihr geben kann.

„Ich reise jetzt nach der Hauptstadt und erwarte dort Deine Ankunft, um mit Dir dann gemeinschaftlich weiter nach Kungsborg zu reisen und meiner Mutter und Schwester die Wahl zu erzählen, welche ich getroffen habe. Dein

gehorsamer Sohn
Hermann."

Der Graf knitterte den Brief nachdenklich zusammen und murmelte:

„Stolzer Wahnwitziger, der du grollest, einmal ein wirklich edler und ehrlicher Mann sein zu müssen!"

Drei Wochen später sollten Hermann und Elin vermählt werden.

Nur einige wenige Gäste waren eingeladen und unter diesen die beiden Schwestern des Kapitäns mit ihren Ehemännern, ebenso wie einige weitläufige Verwandte der Grafen Romarhjerta, welche Nachbarn des Kapitäns waren.

Es war, als ob der Kapitän durch seine Angehörigen die adeligen Verwandten des Bräutigams hätte demüthigen wollen.

Während des Vormittags langte der alte Graf an, die Gräfin aber kam nicht mit.

„Mein Sohn kommt um halb sechs Uhr", sagte der Graf, „und die Trauung soll ja um sechs vollzogen werden. Meine Frau ist durch Unpäßlichkeit verhindert, der feierlichen Handlung beizuwohnen."

Punkt halb sechs Uhr fuhr ein leichter Reisewagen vor und aus demselben stieg Graf Hermann mit hoch emporgerichtetem Haupte und einem kalten, stolzen Ausdruck in seinem Antlitz.

Nachdem er die Reisekleider gegen schwarze vertauscht, wurde er in den Salon eingeführt. Eine Viertelstunde später hatte der Priester ihn und Elin für das ganze Leben vereinigt.

Elin war während des Trauungsactes sehr aufgeregt und als der Priester den Segen sprach, stahl sich aus den thränenfeuchten Augen ein schüchterner Blick auf den Mann, der nun im Leben ihr alles sein sollte.

Er aber stand kalt und gefühllos neben ihr, das schöne Haupt stolz emporrichtend und ohne einen Blick auf sie zu werfen, welche zitternd in seinem Antlitz eine einzige Spur von Theilnahme oder Rührung suchte.

Der erste, welcher vortrat, um den Neuvermählten Glück zu wünschen, war der alte Graf. Seine Umarmung war väterlich herzlich und in gerührtem Tone sagte er:

„Gott segne dich, meine Tochter!"

Zu dem Sohne sagte er nichts, sondern drückte ihm beinahe kalt die Hand.

Der Kapitän dagegen umarmte seine Tochter, weil es der Gebrauch verlangte, ohne daß ein einziges Wort der Liebe oder des Wohlwollens über die strengen Lippen kam, obschon Elin's Augen beinahe mit dem Ausdruck der Verzweiflung darum baten.

Selma war ſo bleich, daß ſie dem böſen Gewiſſen glich, als ſie die Stieftochter und den Schwiegerſohn umarmte, der mit bitterm, ſtolzem Ausdruck ſie betrachtete.

Hierauf trank man die Geſundheit der Neuvermählten. Wenige Augenblicke danach verließ Hermann das Zimmer.

Elin ſprach mit der Oberſtin D—, einer Verwandten Hermann's, während ihr Blick wie angewurzelt auf einem leichten Reiſewagen haftete, der unten in der Allee hielt.

Einige Minuten nachdem Hermann verſchwunden war, ſah ſie ihn mit eiligen Schritten ſich dem Wagen nähern, deſſen Thür der Diener öffnete. Im nächſten Augenblick knallte die Peitſche und der Wagen, in welchen Graf Hermann geſtiegen war, rollte fort.

Elin war unwillkürlich vom Sofa aufgeſprungen und an das Fenſter geeilt, um ſich von der Wahrheit deſſen zu überzeugen, was ſie ſah. Als der Wagen auf die Landſtraße hinüberlenkte und der Schimpf, den Hermann durch ſeine Abreiſe ihr zufügte, ihr klar wurde, ſank ſie beſinnungslos am Fenſter nieder, gerade als wie ein Brauſen die Worte an ihr Ohr ſchlugen:

„Was ſoll das heißen? Ich glaube gar, der Bräutigam verläßt ſeine Braut!"

Dieſer Ausruf kam von der Oberſtin, welche ebenfalls die Augen auf den Wagen gerichtet hatte.*)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Fortſetzung.)

Am 26. September.

Als ich den Wunſch ausſprach, einige öffentliche Anſtalten von Neapel zu beſuchen, ſagte man mir, daß ich mich an den Miniſter der Polizei und des Innern Bianchini wenden müßte, um die dazu erforderliche Erlaubniß zu erhalten. Der ſchweizeriſche Bankier M**, an welchen ich Empfehlungsbriefe von Mr. Delarue in Genua empfangen und von dem ich bereits viele Beweiſe von Freundlichkeit genoſſen hatte, war ſo gütig geweſen, dem genannten Miniſter meinen Wunſch vorzutragen, und letzterer hatte darauf erwidert, daß er mich perſönlich kennen zu lernen wünſche. Da ich in Neapel Bianchini als den einzigen freiſinnigen und dem Fortſchritt huldigenden Mann unter dem gegenwärtigen Miniſterium nennen gehört hatte, ſo war es mir ſehr lieb, ſowol ihn perſönlich als auch ſein großes national-ökonomiſches Werk „Del ben vivere sociale" kennen zu lernen, von welchem letztern man rühmt, daß es viel Gutes enthalten ſoll.

Mr. M** brachte mich in ſeinem Wagen zum Miniſter; es war noch ſehr zeitig am Tage. In einem großen Vorzimmer fanden wir eine Menge Volk, Gensdarmen, Frauen, Männer, ſchlechter und beſſer gekleidet; und mitten unter dieſem Volkshaufen ging ein langer magerer Herr in Civilkleidung mit grauem Haar, blaſſem Geſicht, ſchönen Zügen, aber unbedeutendem Ausdruck, jedoch mit lebhaftem Weſen rundum. Er ſchien mit jeder der anweſenden Perſonen zu ſprechen, während er eine Unmaſſe von Papieren entweder enigegennahm oder aushändigte. Seine lebhaften grauen Augen bemerkten mich und meinen Begleiter ſehr bald, worauf er einen Bedienten rief, der uns durch den Volkshaufen hindurch in ein Nebenzimmer und von da in das Cabinet des Miniſters führte. Einige Minuten ſpäter erſchien der Miniſter ſelbſt.

„Ich habe woi die Ehre, Se. Excellenz Bianchini zu ſehen?" fragte ich, indem ich mich von meinem Sitz erhob.

„Ja, Madame", erwiderte er, „ich bin dieſer Bianchini, von dem man ſoviel Weſen in Europa macht! Meine Schrift iſt in mehrere Sprachen überſetzt worden, und in Belgien hat man einen beſondern Lehrſtuhl errichtet, um nach meiner Lehre zu unterrichten. Ich habe für mein Werk von vierzehn gekrönten Häuptern Decorationen erhalten. Alle meine Vorgänger auf dieſem Gebiet haben ſich getäuſcht; alle haben die Wiſſenſchaft von dem höchſten Wohi des Volks einſeitig und unvollſtändig behandelt; ich allein habe ſie in ihrer Vollſtändigkeit behandelt und ihr eine ſichere Baſis gegeben; ich bin der erſte, der dieſe Frage in ihrer ganzen Tragweite aufgefaßt hat, der erſte, der" u. ſ. w. u. ſ. w.

So fuhr der Sprecher noch lange fort, während ich ganz erſtaunt, in ſtummer Bewunderung dieſer naiven Selbſterhebung daſaß. Als er mir

*) Dieſe dramatiſch belebten Scenen bilden die Grundlage eines Romans, der in Schweden ein ungewöhnliches Aufſehen erregt hat und ſoeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig in einer Ueberſetzung erſchienen iſt. Die Intrigue des Romans: „Ein Mann von Geburt" (der Name der Verfaſſerin iſt Marie Sophie Schwartz), iſt geſchickt angelegt und erhält den Leſer in ſteter Spannung, ſodaß man ſelbſt kurz vor dem Ende noch nicht die volle Löſung des Ganzen abſehen kann. Die Tendenz iſt erhebend und wird von einer immer gleichen warmen Begeiſterung getragen. Die Frage des Geburtsadels hat die Verfaſſerin mit Schärfe und vielem Freimuth erörtert. D. Red.

endlich Gelegenheit ließ, etwas zu ſagen, fragte ich nach ſeinem Syſtem.

„Ich habe kein Syſtem", entgegnete er lebhaft; „aber ich habe nachgewieſen, daß kein Glück und kein Reichthum von Dauer für das Volk iſt, wenn beides nicht auf einem moraliſchen Grund und Boden ruht, wenn nicht Intelligenz, Wille und Sitten des Volks von höherer Natur ſind, und der materiellen Entwickelung ſowie der Hauptrichtung des Lebens eine ſichere Leitung geben. Meine Lehre paßt deshalb für alle Völker und für alle Staatsformen, auch für Republiken, nur nicht für die rothe Republik; denn dieſe weiß nichts von einer moraliſchen Grundlage."

Ich ſprach meine Freude über ſeine Anſichten aus, und fragte, durch welche Mittel wol ein Volk nach ſeiner Anſicht einen ſo hohen moraliſchen Standpunkt werde erreichen können.

Er bekannte ſich lebhaft zu den modernen Mitteln des Fortſchritts: Freihandel, freie Communication, Eiſenbahnen u. ſ. w.

„Und Preßfreiheit?" fragte ich.

„Bis zu einem gewiſſen Grad", entgegnete er. „Cenſur muß ſein; aber ſie muß verſtändig, mild und väterlich geübt werden!"

„Und eine freiſinnige Staatsverfaſſung?" fragte ich weiter.

Davon wollte er jedoch nichts hören oder darüber keine Antwort geben; er kam wieder auf ſeine große Arbeit und auf deren große neue Idee von dem moraliſchen Fundament als Hauptmittel für das zeitliche Wohl der Nationen zurück.

Ich erinnere mich nicht, jemals einen Mann geſehen zu haben, der ſo naiv von ſich ſelbſt eingenommen geweſen wäre. Unter einer Regierungsform, die ſo abſolut wie die neapolitaniſche iſt, iſt es jedoch gut, wenn ein Miniſter mit zwei ſo wichtigen Portefeuilles guten Willen und — bis zu einem gewiſſen Grad — liberale Tendenzen hat. Viel können dieſelben jedoch unter dem jetzt regierenden König nicht wirken. Er iſt Alleinregent in einem mehr als gewöhnlichen Grade und will dies bleiben; er wünſcht deshalb nicht einmal, daß ſeine Miniſter ſollen Miniſter, ſondern blos Directoren genannt werden. Sie haben ihm nur zu gehorchen; er iſt der Oberdirector aller, beſtimmt ganz allein über alle Geſchäfte, die ihm vorgelegt werden, und ſoll eine mehr als gewöhnliche Fähigkeit beſitzen, mit Leichtigkeit zu arbeiten. Allein dieſe Fähigkeit wendet er blos dazu an, alle Gegenſtände ſtets in einem Statusquo zu erhalten, in welchem nichts vorwärts geht; er hat blos ein Ziel vor Augen, — ſeinen Thron und ſein Leben zu erhalten! Darum ſchließt er die Augen gegen die unerhörteſten Unterſchleiſe in der Verwaltung und macht lieber Tauſende unglücklich, als daß er durch ſtrenge Gerechtigkeit einige wenige Unzufriedene machte. Was ich hier ſage, habe ich von Neapolitanern und von Männern gehört, die den Gang der Geſchäfte ganz genau kennen. Ueberhaupt ſcheinen die gebildeten Neapolitaner in der That ein wirkliches Bedürfniß zu haben, ihrem bittern Misvergnügen über ihre Regierung Luft zu machen; ſie verſichern, daß ſie von Spionen umgeben wären, und deſſenungeachtet ſprechen ſie ſich mit ſtaunenerregender Kühnheit und Offenheit aus. Von einem höhern Beamten hörte ich vor einigen Abenden ſagen: — „Alles, alles in der Regierung unſers Landes wird mit Lüge und Unterſchleif behandelt. Das Syſtem der Regierung beſteht darin, das Volk moraliſch zu verderben und erſchlaffen zu laſſen; und die Prieſterſchaft reicht darin der Regierung treu die Hände. Die Geiſtlichen, die im Jahre 1848 für eine beſſere Ordnung der Dinge thätig waren, ſitzen in den Feſtungen auf den Inſeln Niſida, Procida und Iſchia und in Salerno. Preßfreiheit gibt es nicht in Neapel und kann auch bei den gegenwärtigen Zuſtänden nicht geſtattet werden, wenn nicht ſofort eine Revolution ausbrechen ſoll. Die vaterländiſch geſinnten Männer, die am Schluß des vorigen Jahrhunderts und in den Jahren 1821 und 1848 bei den Verſuchen, ihrem Vaterland eine glücklichere Zukunft zu ſchaffen, Leben und Vermögen wagten und verloren, haben noch Nachkommen, geiſtige Schüler, bereit, ihrem Beiſpiel zu folgen, ſobald die Stunde kommt. Die Situation, welche gegenwärtig vorherrſcht, iſt unerträglich für jeden rechtlichen Mann. Man ſucht Neapel beſſer darzuſtellen, als es iſt, und unterdrückt jede Aeußerung und jedes Licht über die Wahrheit. Während der wohlmeinende Polizeiminiſter von «Il ben vivere sociale» träumt, iſt die Polizei in Neapel gerade der allerärgſte Bandit. Ich für meine Perſon", ſo endigte der Sprecher, „wenn ich von der Regierung meines Vaterlandes nichts Gutes ſagen, ebenſo wenig aber auch etwas zur Verbeſſerung ſeiner unglücklichrn Zuſtände beitragen kann, halte dann für meine Pflicht, ſo viel Böſes als nur immer möglich darüber zu ſagen! Das kann ſtets zu etwas Gutem führen!"

Digitized by Google

Man ſpricht viel von den Bravaden in Worten, deren ſich die Italiener, namentlich aber die Neapolitaner, ſchuldig machen ſollen. Aber Thatſache iſt es, daß kein Staat Italiens dem gemeinſamen Vaterlande ſo viele politiſche Opfer gebracht hat wie das Königreich Neapel. Es waren die Thäler Calabriens, in denen die Carbonarigeſellſchaften (welche die Revolution des Jahres 1821 verurſachten) ihren Urſprung hatten. Die edelſten Familien von Neapel nahmen theil an dem Kampf des Jahres 1848. Eine große Menge von Adeligen, Gelehrten und Geiſtlichen ſitzt ſeitdem in neapolitaniſchen Feſtungen. Neapel beſteht mehr als alle andern Staaten Italiens aus zwei verſchiedenen Klaſſen: aus einer Ariſtokratie, die reich iſt und viel Bildung, auch viel Vaterlandsliebe und Freiheitsſinn beſitzt; und aus einem Volk, das unwiſſend, an die Scholle gebunden, ohne höheres Intereſſe, aber im allgemeinen arbeitſam iſt, und nicht nach dem Abſchaum beurtheilt werden darf, den man in der Hauptſtadt ſieht. Von einem Mittelſtande kann man noch nicht ſagen, daß er in Neapel exiſtire; aber er fängt doch an zu werden und bildet ſich aus Beamten, Gelehrten, Advocaten und Aerzten. Der unendlich reiche Boden der neapolitaniſchen Provinzen hat noch andere Schätze als diejenigen, welche er trotz der Erdbeben, die ſeine Städte umſtürzen und ſeine Ernten vernichten, immer wieder von neuem hervorbringt. Magna Graecia (Großgriechenland) hat noch Söhne, die durch ihre Liebe zur Bildung, zur Wiſſenſchaft und zur Freiheit ihres alten Vaterlandes würdig ſind.

Ein proteſtantiſcher franzöſiſcher Geiſtlicher, Mr. R**, der hier unter dem Schutz des preußiſchen Adlers predigt und ſich ziemlich ſtreng über die Selbſtſucht und weltliche Geſinnung der neapolitaniſchen Geiſtlichkeit ausſpricht, erkennt doch den gegenwärtigen Erzbiſchof als einen in jeder Hinſicht ehrenwerthen Mann und als echten Chriſten an, der ſein Leben für das Volk zu opfern bereit iſt und dies während der letzten entſetzlichen Cholera-Epidemie bewieſen hat, indem er, wie früher Carlo Borromeo, die ärmſten Wohnungen beſucht und ſich Tag und Nacht hindurch bemüht hat, den an Körper und Gemüth Leidenden Hülfe und Erquickung zu bringen. Was er und viele andere wohlgeſinnte Männer hier, ebenfalls Freunde von Reformen, nicht zu verſtehen ſcheinen, iſt das, was der Abbé Lambruscini in den Worten ausſpricht: „Als Baſis für die politiſche Reform bedürfen wir eine religiöſe Reform, eine Reform nicht in Worten, ſondern in Werken, eine Reform, groß, aufrichtig und vollſtändig, ſo wie man ſie noch nie gewollt oder ſich gedacht hat.“

Und Lambruscini begann deshalb — und zwar ſehr richtig — damit, die Kinder zu erziehen. Er wollte bei den Kleinen dem Gewiſſen ſein Recht verſchaffen, das Gefühl für Pflicht beleben, die Liebe zu allem, was rein und groß iſt, erregen.

Von Bianchini's großem Werk über „Il ben vivere sociale“ muß ich ſagen, daß ich darin einige Kapitel mit großem Vergnügen geleſen habe, beſonders das Kapitel über den Luxus; einen Gegenſtand, den ich nirgends beſſer und vollſtändiger behandelt gefunden habe. Aber die Frage über die Mittel, durch welche ein geſunkenes Volk ſich wieder erheben und der Luxus wieder eine Quelle für die Blüte des Volks werden kann, anſtatt eine Quelle für deſſen Verderben zu werden; die Frage, wodurch jener „höhere Takt erzeugt werden ſoll, der bei der Anwendung der Güter des Lebens das rechte Verhältniß und eine günſtige Richtung anweiſt“, dieſe Fragen läßt Bianchini in ſeinem Werk ebenſo gut ohne Antwort wie in meiner Unterredung mit ihm. Er empfiehlt guten Willen und einen empfänglichen Sinn für das allgemeine Beſte bei den Regierenden. Von dem einzigen vollkommen wirkſamen und großartigen Mittel, durch welches ein freies Volk vorwärts kommen und ein geſunkenes ſich wieder erheben kann, von der edlen Freiheit im politiſchen und bürgerlichen Leben, ſcheint der Miniſter des Innern und der Polizei in Neapel keine Ahnung zu haben. Hätte er eine Ahnung davon, ſo würde er wahrſcheinlich ſeine Portefeuilles nicht lange behalten!

Am 1. October.

Ich habe einige Tage damit verbracht, das zu ſehen, was in Neapel das Schlechteſte und das Beſte ſein ſoll.

Ich hatte ſo oft von dem „ſchrecklichen elenden Zuſtand der Bevölkerung von Neapel“ ſprechen hören, daß ich mir einen kleinen Wagen miethete und dem Kutſcher ausdrücklich den Befehl gab, mich zu den allerſchlechteſten Quartieren ſowol in der innern Stadt als in den Vorſtädten zu fahren. Zu meiner Ueberraſchung fand ich bedeutend weniger Elend, als ich erwartet hatte. Ueberall ſah ich das Volk arbeiten und fand in den Wohnungen der Armen, deren Thüren ge-

wöhnlich offen ſtanden, ſehr gut eingerichtete Betten und weiße Laken, zuweilen auch Familien beim Eſſen, die ſämmtlich ſehr zufrieden und ordentlich ausſahen. In der Stadt herrſcht ein Ueberfluß an Eßwaaren, beſonders an Küchengewächſen nnd Früchten. Ungeheuere Kürbiſſe mit goldgelbem Innern, Maſſen von pomi d'oro und glänzenden popperoni, Feigen in zierlichen Pyramiden mit gelben und rotheu Blumen zwiſchen den Reihen, Orangen, Birnen, Pflaumen, Aepfel, Walnüſſe u. ſ. w. füllen die Fruchtſtände, Tiſche und Bänke oder werden in großen Körben auf den Rücken von Eſeln umhergetragen und feil geboten.

Die meiſten Menſchen ſieht man mit Kauen beſchäftigt. Lärmen und Gedränge gibt es dabei genug, beſonders in den engern Straßen; aber Zank und Streit habe ich nicht gehört und geſehen. Der größere Theil der ärmern Bevölkerung erſchien mir wohlgekleidet und arbeitſam. Zwar ſieht man hier und da, auch auf der Toledoſtraße (Neapels größter Handelsſtraße), vier oder fünf Weiber und Kinder mit Geſichtern, die von Elend und wilder Bösartigkeit zeugen, vor einem Hauſe oder an einer Hausthür liegen oder auf einer andern Seite Männer und Weiber ſitzen, die kranke oder verkrüppelte Glieder vorzeigen und die Vorübergehenden — die gewöhnlich vorbeigehen, ohne daranf zu achten — anbetteln; zwar behauptet man, daß dieſe liegenden und ſitzenden Geſtalten ſich des Nachts erheben und für die vermögendern Fußgänger gefährlich werden; aber im ganzen habe ich in Neapel nicht mehr Elend geſehen als in London, Paris und Neuyork. Die Bettler ſind in Neapel etwas dreiſter — das iſt alles — und auf den großen Plätzen und in den reichen Stadttheilen ſieht man ſie in größerer Anzahl. Sie ſind ſo zudringlich und ſehen gewöhnlich ſo häßlich aus, daß ſie mehr Widerwillen als Mitleid erregen. Man gelangt ſehr bald zu der Ueberzeugung, daß es nicht ſowol die körperliche Nahrung iſt, welche dieſer Bevölkerung fehlt als vielmehr die geiſtige Nahrung und die Bildung. Der gefährlichſte Theil der neapolitaniſchen Bevölkerung ſind die Lazzaroni und Facchini, Leute, die nur vom zufälligen Erwerb leben, beſonders davon, daß ſie das Gepäck der Reiſenden tragen, weshalb ſie auch die Plage der letztern ſind.

Laß mich einige Worte über die Wohlthätigkeitsanſtalten von Neapel ſagen, die ich mit einer vom Miniſter des Innern für mich ausgeſtellten Erlaubnißkarte beſucht habe. Ich beginne mit zweien derſelben, die am meiſten berühmt und für welche ungeheuere Fonds vorhanden ſind: — mit der Casa santa dell' Annunziata und der Albergo reale doi poveri (Heiliges Haus der Annunziata und königliches Aſyl für Arme). Die erſtgenannte Anſtalt nimmt alle kleine Kinder auf, die in einem zu dieſem Behuf ſtets zugänglich gehaltenen tour oder in einer Art von Drehmaſchine an dem geöffneten Fenſter eines beſtimmten Zimmers in der Anſtalt niedergelegt werden. Täglich werden 7 — 14 kleine Kinder daſelbſt eingelegt. Dieſe Kleinen werden „Kinder der Madonna" oder „Kinder der Annunziata" genannt und in verſchiedenen Abtheilungen der Anſtalt erzogen, bis ſie erwachſen genug ſind, ſich zu verheirathen oder in Dienſte zu treten. Es werden alſo alljährlich zwei- bis dreitauſend Kinder der Pflege der Madonna übergeben. Im Jahre 1838 wurden 2022 Kinder eingelegt, von denen jedoch im Laufe deſſelben Jahres mehr als die Hälfte wieder ſtarben. Ich wunderte mich nur wenig darüber, als ich den Zuſtand der Kinder in der Anſtalt ſah. Die meiſten derſelben ſahen elend, ſchwach und erbärmlich aus. Die drei kleinen Kinder, welche an dieſem Morgen in die Drehlade gelegt worden waren, ſchienen mir in einem bei weitem beſſern Zuſtande zu ſein als die meiſten Kinder, die ſich ſchon länger in den Sälen der Anſtalt befanden. Viele der letztern ſahen ſo ausgemergelt aus, daß man darüber hätte weinen mögen. Für 300 Kinder hat man blos 100 Ammen. Mehrere Kinder lagen ſchreiend da und ſahen auf ihre kleinen Hände.

Noch viel ſchlimmer war der Zuſtand derjenigen Abtheilungen, in denen die größern Mädchen erzogen wurden. In den Stuben und Betten der kleinen Kinder herrſchte Sauberkeit, in den Sälen für die größern aber Unſauberkeit, ſchlechte Luft und eine Unordnung, die ſtaunenerregend war. Mädchen von verſchiedenem Alter, die ſich darin umhertrieben, ſahen ſo ſelbſtzufrieden und ſo frech aus, daß es Abſcheu und Kummer erregte. Eine Nonne begleitete uns durch die Anſtalt mit einem ſolchen Ausdruck von Muthloſigkeit und Niedergeſchlagenheit in ihrem guten und edeln Geſicht, daß man wohl ſah, ſie fühlte, daß ſie eine Siſyphusarbeit übernommen hatte. Sieben Nonnen ſollen in dieſer Anſtalt 300 Mädchen erziehen.

Alljährlich einmal werden die Heirathsfähigen

unter dieſen „Töchtern der Madonna" auf einem Hofe der Anſtalt ausgeſtellt und die Männer erhalten dann Zutritt in dieſen Hof, um ſich unter den Ausgeſtellten Hausfrauen zu wählen. Jedes Mädchen, welches ſich von der Anſtalt aus verheirathet, empfängt eine Mitgift von 25 Ducati und dieſe Ducati mögen manchen Mann mit dem Zauber des Goldes beſtricken.

Albergo reale dei poveri hat eine große, prächtige, aber deſſenungeachtet unbedeutende Façade und ſoll, wie man ſagt, 700 alten Männern Wohnung und Beköſtigung, ſowie 1100 Knaben, die daſelbſt in verſchiedenen Beſchäftigungen unterrichtet werden, Erziehung gewähren. Aber wo waren denn alle dieſe Knaben? — In der Anſtalt ſelbſt nicht. Die Werkſtätten waren leer — die Knaben hatten, wie man uns ſagte, gerade einen freien Donnerstag — und in den Schlafſälen konnten wir nicht mehr als höchſtens 200 Zöglinge finden. Die alten Männer dagegen waren — theils auf dem Lande, theils auswärts auf Beſuch. Wir ſahen nicht über ein halbes Dutzend derſelben. Die Anſtalt ſoll ungeheuere Einkünfte beſitzen, welche von der Direction und von den Unterbeamten verbraucht werden. Misbräuche und Verſchleuderungen in der Anſtalt werden nie beſtraft.

In dem Correctionshauſe ſah ich ungefähr hundert Weiber, von denen die meiſten heiter und ſorglos ausſahen. Sie hatten ſoeben eine vortreffliche Suppe, deren Koſten der König beſtreitet, zu ſich genommen, während alles, was ſie während der Zeit ihrer Gefangenſchaft durch ihre Arbeit verdienen, ihnen ſelbſt zugehört. Nur ein Gran von jedem Carlin (der zehn Grani gilt) wird ihnen für Rechnung der Anſtalt abgezogen. Schlafräume und Betten waren viel beſſer als in der Albergo dei poveri. Man pries die Gnade und Liebe des Königs. Ich konnte in dieſer Art von Begünſtigung von Verbrechern nichts Rühmenswerthes finden.

Wahrhaft gut und zweckentſprechend dagegen erſchien mir die Beſſerungsanſtalt für Knaben, welche von dem Jeſuiten Pater Cutanelli begründet worden iſt und geleitet wird. — „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen! —" lautete die Inſchrift, die er über den Eingang hat ſetzen laſſen. Und es war in der That ein Vergnügen, zu ſehen, wie flink und gut dieſe Knaben arbeiten. Zwei Drittel von dem Reinertrag ihrer Arbeit gehören ihnen zu. Die Muſik iſt eine Belohnung für ſie und gewährt ihnen für ihre Zukunft eine geſicherte Exiſtenz. Ich hörte von etwa funfzig Knaben einige Muſikſtücke mit Blasinſtrumenten vortrefflich ausführen. Pater Cutanelli, ein Mann von ſanftem, klugem und humoriſtiſchem Ausſehen, war ſelbſt anweſend und ſcheint die Seele der Anſtalt zu ſein. Zwei ſchöne und außerordentlich wohl ausſehende Knaben in einem Alter von 14 oder 15 Jahren begleiteten ihn als ſeine Adjutanten. Ihre Stelle gilt für eine Art von Ehrenpoſten.

Eine andere Anſtalt, die mir durch die Leitung und Fürſorge eines ausgezeichneten Mannes getragen zu werden ſcheint, iſt das Ospedale degli Incurabili (Hospital für Unheilbare), welches vor vier Jahrhunderten von Maria Longi, einer reichen und frommen Dame, gegründet worden iſt. Es enthält 1200 Betten, allein auch dieſe reichen noch lange nicht aus für die Menge von Kranken, die daſelbſt aufgenommen zu werden wünſchen; und an demſelben Tage, an welchem ich die Anſtalt beſuchte, war am Morgen eine religiöſe Feierlichkeit zur Einweihung mehrerer neuen von einer wohlthätigen Signora geſtifteten Betten abgehalten worden. Es war ein Vergnügen, mit dem Director durch die großen Säle zu gehen, in denen die armen Kranken lagen; denn er wurde von vielen derſelben wie ein guter Freund begrüßt. Er erſchien mir als ein ernſter und zugleich menſchenfreundlicher Mann, dem die Ehre und das Wohl der Anſtalt am Herzen lag und der außerdem mit einem offenen, freundlichen und gewinnenden Weſen begabt war.

Die Anſtalt für Wahnſinnige, welche ſich eine Stunde Wegs von Neapel entfernt befindet, wird als ausgezeichnet infolge der Verdienſte des Mannes gerühmt, unter deſſen Leitung ſie ſteht. Bei den Wohlthätigkeitsanſtalten Neapels ſcheint alles von der Tauglichkeit oder Untauglichkeit des oberſten Leiters abzuhängen. Ueber dieſem ſteht blos der König und der König wohnt in Gaeta und iſt kein Freund von Veränderungen. Unter dieſen Umſtänden iſt es gut, wenn ſie der letztern nicht bedürfen.

Aber was ſoll ich von dir ſagen, du allerſüßeſtes Aſyl für — ja, ich weiß nicht recht für was; allein man nennt es „die Erziehung vornehmer junger Mädchen", obwol ich nicht recht begreifen konnte, worin und wozu ſie erzogen werden —, du ſchönes Kloſter, das mehr einem Palaſt gleicht und in welchem ſchöne Frauen mit goldgelben Schleiern das Leben genießen, nicht

nnähnlich den Goldfischchen, die sich im Marmorbassin des Gartens sonnen?!

Dieses Kloster liegt am Mercatoplatz und die guten Nonnen machten uns mehr als einmal darauf aufmerksam, daß man von den vergitterten Fenstern und von der Piazza des Daches aus alles sehen könnte, was daselbst vorging. Sehr vergnügt und ein wenig stolz waren sie über eine ganze Menge von vergoldeten Christus- und Marienbildern, welche der Bewunderung der Goldfische würdig waren. Indessen waren sie sämmtlich, alt und jung, so freundlich, so heitern Aussehens nnd Wesens — die zurückgeschlagenen goldgelben Schleier machten einen recht sonnigen Eindruck —, so angenehm in ihrem Benehmen, daß es unmöglich war, kein Gefallen an ihnen zu finden und sich hier nicht wohl zu fühlen. — „Es ist mir, als ob ich Sie schon seit tausend Jahren kennte!" — sagte mir die wahrhaft schöne Aebtissin, indem sie mich mit einem Ausdruck anblickte, der von Wohlwollen strahlte. Ihre Haltung war fürstlich an Würde und Anmuth. Klein Else wurde von gewaltigem Verlangen ergriffen, der Welt und dem Waldenser Lebewohl zu sagen und hier zu bleiben. Aber man muß etwas Weniges von einer Goldfischnatur haben, um sich in dieser Art Stillleben wohl zu befinden. Als wir abreisten, versammelten sich die Nonnen auf dem schönen, von großen Bäumen beschatteten Hofe und unter dem großen gewölbten Portal, um uns Lebewohl zu sagen. Sie warfen uns Kußhände zu, nickten und winkten nach uns und sahen so schön und so glücklich aus, wie sie in ihrem glänzenden Kopfschmuck dastanden, daß ich mich fast ein wenig geblendet davon fühlte. Erst später stellte sich die Frage bei mir ein: — „Zu welchem Zweck so große Mittel?" — Denn das Kloster ist unermeßlich reich. Wahr ist es, daß ein Hospital für kranke Frauen, welche von den Nonnen gepflegt werden sollen, mit dem Kloster in Zusammenhang steht. Vielleicht habe ich unrecht, aber mir wollte es vorkommen, als ob die guten Schwestern weit weniger an diese Krankenpflege als an den Mercatoplatz, die Goldfischchen und die vergoldeten Bilder dächten.*)

Bei allen diesen und mehreren andern Ausflügen in Neapel habe ich die Stadt ziemlich genau kennen lernen. Diese ist zum größern Theil ein Conglomerat von Straßen, kleinen Gäßchen und Plätzchen ohne alle Schönheit. Eigenthümlich ist ganz besonders der Stadttheil, in welchem Gold- und Silberarbeiten und Nippsachen aller Art — die Freude des neapolitanischen Volks — zum Verkauf ausliegen. Solcher Verkaufsläden gibt es eine große Menge. Schön ist allein die Gegend, welche den Hafen unmittelbar umgibt, mit der Piazza Santa-Lucia, dem Largo del Castello (mit seiner schönen Fortuna Medina), dem Largo del Palazzo u. s. w. nebst den schönen Kais der Stadt und dem unvergleichlichen Park Villa Reale. Schön ist auch oder vielmehr wird auch die Promenade über Il Vomero, welche oberhalb der Stadt angelegt wird und von welcher man die vollständigste Aussicht über diese, den Hafen, den Meerbusen und die Umgebungen hat.

In die Festung San-Elmo nnd in das Camaldulenserkloster auf den Anhöhen von Neapel geht man, um die Aussicht zu bewundern. In den Hof des eben genannten Klosters erhält kein Frauenzimmer Zutritt. Meine junge Freundin und ich mußten deshalb draußen bleiben — jedoch bei einer Aussicht, die groß und schön genug war, um uns zu trösten —, während unsere Herren hineingingen. Als sie wieder herauskamen, waren sie ganz erstaunt von der Pracht, welche sie in der Kirche gefunden — diese soll unermeßlich reich sein — und von der Eleganz, welche sie in den Klosterzellen der frommen Eremiten wahrgenommen hatten. Denn jeder Ordensbruder hat daselbst sein eigenes kleines Haus, um sich seinen frommen Betrachtungen um so vollständiger überlassen zu können. Diese kleinen Wohnungen kamen unsern Freunden ausgezeichnet wohnlich und prächtig vor; einige derselben glichen wirklichen Boudoirs. Wir treffen diese guten Cönobiten zuweilen bei unsern Wanderungen in den Umgebungen von Neapel; ihre weißen wollenen Gewänder zeichnen sie ebenso sehr aus wie ihr schönes Fleisch, das zuweilen blos ein wenig zu fett ist und einen schlagenden Contrast gegen die brennende Magerkeit der neapolitanischen Bevölkerung bildet. Fromme Väter — frommes Camaldnli! — Bekommt ihr dieses

*) Unter den Frauen Neapels haben sich in neuerer Zeit zwei als vaterländische Dichterinnen von ungewöhnlicher Kraft und Begeisterung ausgezeichnet. Eine derselben gehört den gebildeten Ständen an; ihre Ideale des menschlichen Lebens sind von der erhabensten Beschaffenheit, ihre Sprache ist feurig und kräftig. Die andere ist ein Mädchen aus der Mitte der Straßenkinder; aber von edeln Frauen Neapels erzogen und gefördert, ist La Milli eine feurige improvisatrice edler und vaterländischer Gegenstände geworden.

ſchöne Incarnat von Gebeten, Betrachtungen und Selbſtpeinigungen?

Zu den Volksvergnügungen Neapels ſind die Theater zu rechnen und unter ihnen ſteht das Theater San-Carlino obenan. In demſelben werden komiſche Stücke und Farren aufgeführt und ein vortrefflicher Pulcinello ſtellt auf eine wahrhaft köſtliche Weiſe den neapolitaniſchen Volkscharakter in ſeiner Kühnheit, Liſt, Unwiſſenheit, Unverſchämtheit, Leichtfertigkeit und guten Laune, alles in Einem dar. Männer und Frauen ſpielen dort mit ſo viel Natur und mit einem ſo komiſchen „Sichgehenlaſſen", daß man geneigt iſt, die Vorſtellungen für vollen Ernſt zu nehmen. Ich habe ſeit meinen Jugendjahren nie ſo herzlich wie hier in einem Theater gelacht. Zuweilen werden Stücke und Einfälle gänzlich improviſirt. Der Pulcinello des Theaters iſt ein Genie in ſeiner Art.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

I. Georg Waſhington.

„Der älteſte Feldherr dem größten", ſchrieb Friedrich der Große auf den Degen, den er nach Beendigung des nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriegs an Waſhington ſchenkte.

Dies Wort war gleichſam die erſte allgemeine Anerkennung, die ihm wurde und ihn mit einem Zauberſchlag für immer unter die Helden des Jahrhunderts ſtellte.

Braucht es bemerkt zu werden, daß dieſe Auszeichnung doch nur eine ſehr einſeitige war, den kriegeriſchen Talenten des Mannes allein dargebracht, während ſeine politiſche Geſinnung, ſeine puritaniſche Tugend, die den eigenſten Kern ſeines Weſens bildeten, von Friedrich weder verſtanden noch gewürdigt werden konnten? Der Mann, der es in ſeinem Schloß zu Sansſouci ebenſo müde war, über Sklaven zu herrſchen, als die ſtrengen Pflichten ſeines Königsamts, wie er es faßte, jeden Tag mit derſelben peinlichen Genauigkeit zu erfüllen, hatte kaum einen innerlichen Berührungspunkt mit dem Pflanzer auf Mount Vernon in Virginien, der ſein Tageswerk, ob es nun eine Beſichtigung ſeiner Felder, eine Schlacht oder eine Sitzung im Congreß war, unabänderlich mit einem „Im Namen Gottes!" anfing und endete, ſo ſiegte und ſo ſtarb. Eine durchaus beſcheidene, gemeſſene kühle Natur, weit ab von den heftigen Stürmen und Leidenſchaften, welche die Seele Friedrich's unter der Decke von Kälte und Strenge zerriſſen. Wie hoch das Geſchick auch Georg Waſhington hinaustrug, wie äußerlich bewegt und bunt ſein Leben erſcheint, für jeden iſt es als Vorbild hingeſtellt; man glaubt, jeder wackere Mann müſſe unter ähnlichen Umſtänden daſſelbe leiſten und der Welt voll Ehrgeiz und Habſucht darthun, daß „die Tugend kein leerer Wahn".

In dieſem Sinne hat kürzlich J. Venedey „Waſhington's Leben" (Freiburg im Breisgau, Wagner, 1861) geſchrieben. Er möchte „in die Seele derer, an die unſere Arbeit gerichtet iſt, ein lebendiges und fruchttragendes Korn aus dem Leben Waſhington's hineinpflanzen". Dieſem Zweck wird die lebendig und anregend dargeſtellte Skizze gerecht; aber ein Maßſtab wie an die umfangreichen Werke Sparks, W. Irving's, die Studien Guizot's darf nicht angelegt werden. Sie gibt nur die Hauptzüge im Charakter ihres Helden, die entſcheidenden Augenblicke in ſeiner kriegeriſchen und politiſchen Laufbahn. Mit einer gewiſſen Vorliebe, die ihrem moraliſchen Zweck entſpricht, verweilt ſie gern bei der Schilderung der einfachen Verhältniſſe, in denen der „größte Feldherr" aufwuchs und lebte.

Den Abenteurern und der Genußſucht, die unſere Tage beherrſchen, gegenüber welch ein reines und edles Bild! So etwa mochte in phantaſtiſcher Uebertreibung aus dem Rom der Cäſaren Tacitus die germaniſche Welt voll Unſchuld und Mannhaftigkeit ſich vorſtellen. Das Knappe an Waſhington iſt zugleich das Hinreißende und Anfeuernde. Um Cäſar zu ſein, muß man den Genius in ſich tragen, um Alexander, den Glanz der Jugend um ſich haben; Waſhington nachzueifern, braucht man nur Eins: Tugend. Ein genialiſcher Zug iſt nicht in ihm, weder ein leichtſinniges Verſchwenden noch ein fröhliches Ueberſprudeln der Kraft; wenn der Ausdruck erlaubt iſt: ſeine Siege ſind nüchterne Siege. Die härteſten Schläge, die ihn treffen, reißen ihn nicht aus dem Gleichgewicht; die Stunden, die Friedrich nach der Schlacht bei Kunnersdorf zubrachte, die Gipſtphiole in der Hand, ſuchte man vergebens in ſeinem Leben; aber auch die, in denen Oliver Cromwell thränenüberſtrömt vor gewaltigen Entſchlüſſen im Gebet mit ſeinem Gott rang. Solcher Natur mußte es leichter fallen, ehrgeizige Pläne von ſich zu weiſen und eine Krone auszuſchlagen, die ihm halb und halb von ſeinen Soldaten angeboten wurde. Beſſer als Lafayette, dem die Laune des Zufalls den Namen gegeben

verdient Waſhington die Auszeichnung des erſten und einzigen Bürgergenerals. Er war das Schwert des Congreſſes, nichts mehr; es bezeichnet ihn, daß er ſelbſt in kleinen Angelegenheiten deſſen Vollmacht einholte. Montesquieu's Grundſatz, daß die Republiken durch die Tugend gelenkt werden, ward in ihm zur lebendigen Erſcheinung. Was andern ſchwer und unmöglich wird, Aufgeben der höchſten Gewalt, iſt bei ihm die freie Bethätigung ſeines Weſens. Dieſe Betrachtung raubt dem Werth ſeiner Uneigennützigkeit nichts, ſie läßt ihn ſelbſt und ſein Wirken nur harmoniſcher erſcheinen. Gradaus ging dieſer Lebensweg, nie hat er wie Hercules zwiſchen Laſter und Tugend geſchwankt.

Den Keim, der zu dieſer Mäßigung und Selbſtbeſchränkung in ihm lag, hat die puritaniſche Erziehung reifen laſſen, die er genoß. Mit Recht ſchreibt darum Venedey ſeinen Wahlſpruch „Im Namen Gottes!" an die Spitze ſeines Werks. Wie die Engländer der Revolution, betrachteten auch die Amerikaner ihren Kampf als einen Krieg Gottes. In die weiten Thäler jenſeit des Ocean war die franzöſiſche Aufklärung noch nicht eingedrungen, alle Armeebefehle Waſhington's nennen die Truppen „Im Dienſte Gottes" beſchäftigt — den fanatiſchen Zug und die Anſpielungen aus der Geſchichte des jüdiſchen Volks abgerechnet meint man Cromwell's Erlaſſe an ſeine Reiter zu leſen — und noch weiter zurück, in dem Aufſtand der Niederländer gegen die Spanier, wird man denſelben Ton finden, den germaniſchen, proteſtantiſchen. Die Revolutionen, die in dieſem Geiſte begonnen, ſind alle zu einem glorreichen Ausgang geführt worden; dreimal hat der proteſtantiſche Genius die gefährliche Klippe umſchifft, die der Freiheit ſo unwandelbar droht wie der Tod dem Leben: die Cäſarenherrſchaft. Drei Werkzeuge ſchuf er ſich: Wilhelm den Stillen, Wilhelm den Dritten, Georg Waſhington — ſtets geſchlagen ſind ſie zu Ende dennoch ſiegreich; von den äußerſten Parteien angefeindet und verfolgt, von ihren Anhängern zum Despotismus hingedrängt, finden ſie in ſich die ſtärkſte Schranke dagegen und weichen zurück, wo Cäſar, Robespierre und Napoleon vorwärts gegangen; Menſchen des Geſetzes, des Maßes, Wilhelm den Stillen ausgenommen, auch einer bürgerlichen Beſchränktheit, aber feſt und wandellos; die Oranier Muſter für jeden Fürſten, der die Volksfreiheit achtet; Waſhington, der edelſte und beſcheidenſte aller, ein Mann des Volks, der jeden aufruft, den Weg der Bürgertugend zu wandeln.

Karl Frenzel.

(Ein zweiter Artikel: Alexander von Humboldt, in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Das deutſche Mittelalter auf der Bühne.

„Otto von Wittelsbach" von O. F. Gruppe (Berlin, Bach, 1861) gehörte zu jener ziemlich großen Zahl von dramatiſchen Arbeiten, welche das münchener Preisausſchreiben ins Leben rief. Wie man ſich erinnern wird, gelangte bei dieſem „Rennen mit Hinderniſſen", wie kürzlich J. L. Klein in ſeinem im Polemiſchen vortrefflich durchgeführten, nur in ſeinen eigenen Vorſchlägen allzu phantaſtiſchen Proteſt gegen dramatiſche Preisgerichte („National-Zeitung") dieſe Veranſtaltung der Mäcenatengunſt nannte, keine derſelben zur Krönung.

Im erſten Act wird Otto von Wittelsbach mit einem Urlaubsbriefe des Königs Philipp an den ſchleſiſchen Herzog Heinrich entſendet. Im zweiten Act iſt Otto unterwegs. Von Sonnenhitze oder durch andere Wärme — er trug den Brief in der Bruſttaſche — iſt das Wachs geſchmolzen; es findet ſich ein leſenskundiger Pilger und da Wittelsbach, nun der Brief einmal offen iſt, die Beſtellung lieber mündlich ausrichten will, muß ihm der Pilger den Brief vorleſen. Der Urlaubsinhalt kommt an den Tag und Wittelsbach beſchließt Rache. Im dritten Act vernimmt man, der früher geſchlagene Gegenkönig Otto IV. hätte wieder das Uebergewicht gewonnen. Philipp, um ſeinen Schrecken über dieſe Nachricht zu dämpfen, verordnet ſich einen Aderlaß. Wittelsbach trifft wieder ein und erſchlägt ihn. Im vierten Act wird Wittelsbach von König Otto in die Acht erklärt und Otto ſelbſt erbittet und erhält die Hand von Beatrix, der Tochter des erſchlagenen Philipp. Im fünften Act erfährt Wittelsbach ſeine Aechtung, macht noch einen Verſuch, Mannſchaft zu werben und fällt.

Wird der Stoff und der Gang der Handlung nicht beſonders anſprechen, ſo hat man doch einen Autor von Geſchmack und Versgewandtheit vor ſich, deſſen Charakteriſtik und Diction nichts Gewöhnliches bietet. Nur ſcheint uns die Rückſicht auf das Preisgericht ſelbſt eine Rückſicht auf das Haus Wittelsbach befördert zu haben. Die Wahl des Stoffs war gewagt. Königsmörderiſche Verwandte läßt ſich ein gefürſtetes Haus nicht gern vorführen. Deshalb verſuchte der Dichter eine Milderung der That. Philipp war ohnehin krank und Otto's That beſchleunigte

nur sein Ende. Eine seltsame Sophistik bemächtigt sich des Helden. Wir wollen Otto von Wittelsbach selbst reden lassen:

Ich möchte beichten, liebe Schwester, dir —
Nicht Mönchen, nein, nur deinem Schwesterherzen!
Du weißt, wie tief mein tiefstes Herz verletzt!
Ich kann dir den Verrath nicht ganz erzählen;
Ein andermal — doch hör' — ich hätte freilich
Nach meinem Herzen diesen Buben Philipp —
Ich sage Buben, König war er nicht —
Ich hätte freilich ihn ermorden können,
So wild empört war dies mein Herz, so wild
Schlug auch der Brüder Herz — und doch, ich bin
Kein Königsmörder — denn wenn ich es wäre
Tief in sein Herz hätt' ich mein Schwert gebohrt!
Bis an das Heft! Es hatte mich die Welt
Für einen Königsmörder, immerhin,
Wenn's nur die Schwester weiß! Laß dir erzählen:
Ich drang hinein in sein Gemach, ich zeigt' ihm
Den off'nen Brief und das entblößte Schwert,
Las ihm den Brief vor und sah ihn erbleichen.
Ihm fehlten Worte, Worte fehlten mir;
Und wie der Löwe spielet mit der Maus,
Spielt' ich mit ihm, an seinem bleichen Schrecken
Mich weidend. Wisse, mit des Schwertes Spitze
Vor seinen Augen fuchtelt' ich behend
Nach Fechterkunst und wie mein Grimm mich lehrte;
Da wollten es der Hölle Geister nun,
Daß ich die Adern traf an seinem Halse,
Straff von erhitztem Blut; er sollte eben
Zur Ader lassen — hoch auf sprang das Blut —
Da war mein Zorn gekühlt. Er starb — Mein'thalb!

Eine solche Sophistik wäre bei gekrönten Missethätern schon möglich, wenn ihr nur der Dichter ins Wort fiele! Wir sollen, scheint es, die Sophistik für baare Münze nehmen. Das Dogma der Unbeflecktheit dieses Wittelsbacher's ist die eigentliche Aufgabe des Stücks und diesem Zweck wird alles Uebrige geopfert. Wie weit diese Rücksicht geht und wie sehr sie den Stoff um seine eigentliche dramatische Kraft bringt, geht schon aus der wunderlichen Weise hervor, wie Wittelsbach das Postgeheimniß verletzt. Jeder tragische Dichter ist froh, wenn er seinen Helden nach und nach in immer tiefere Schuld verwickeln kann, und bietet ihm die Geschichte nur einen Zipfel seines Kleides zu diesem Zweck, so nimmt er das ganze Kleid und womöglich auch den Mantel noch dazu. So mußte Wittelsbach den eigentlich offenen Geheimnißbruch begehen, wie er's denn auch natürlich in Wirklichkeit gethan haben dürfte. Man hätte dann an dem ersten Aufsteigen des Mistrauens, an dem Kampfe zwischen Unehrenhaftigkeit und ritterlicher Treue, an dem allmählichen Unterliegen seiner jähzornigen Natur in diesem Kampfe Antheil genommen, man hätte den einen Fehltritt, den zweiten und den dritten gebären sehen, bis der Schuldverstrickte zu Grunde ging. Aber der Held trat vor einen wittelsbacher Kunstgerichtshof —. So erbricht er auch nicht den Brief, sondern der Schweiß schmilzt das Petschaft, die liebe Sonne ist die einzige Schuldige.

Wir haben den auch als Lyriker und Epiker bewährten Dichter so gründliche Studien über die alten Tragiker seit seiner „Ariadne" anstellen sehen, finden ihn auf dem Gebiet der gelehrten Aesthetik so allgemein anerkannt, daß es uns wunder nahm, wie seine eigene Praxis hinter den ihm so wohlbekannten Regeln zurückbleiben konnte.

Auch ein anderer, auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie und Geschichte anerkannter Gelehrter, Karl Biedermann, hat sich im Dramatischen versucht und, wie einige Aufführungen in Weimar und Leipzig zeigten, mit Glück. Das Trauerspiel „Heinrich IV." (Weimar, Böhlau, 1861) hat die letzten Lebenskämpfe des vielgeprüften deutschen Kaisers und die Empörung seines Sohnes Heinrich V. zum Gegenstand. Ueberraschend ist die sichere Führung der Handlung, der scenenkundige Aufbau der Acte, im Dialog der warme, lebensfrische Redefluß, im Charakteristischen die gewandte Anlehnung an diejenige Spielweise, die sich eben bei unsern Schauspielern als wirksam und ihnen geläufig voraussetzen läßt. Das Schiller'sche Vorbild ist darin fast zu sehr erkennbar.

Im allgemeinen liegt auf unserm deutschen Mittelalter für die Bühne ein ästhetischer Bann, der schwer zu lösen sein wird. Die Dimensionen der Interessen sind zu groß; selbst das bedeutsamste Ich ist zu sehr durch anspruchsvollen Mitrath und hindernde Mitthat verbreitert und auseinandergezogen. Neben dem Kaiser stehen zu viel machterfüllte Vasallen, neben dem Papst zu mannichfach zersplitterte Länder- und Städteinteressen. Das rein Menschliche, jedenfalls doch das eigentliche Merkziel des Dramatikers, ist kaum loszulösen von allen Umständlichkeiten der Repräsentation und vollends von dem ewigen Hin und Her der disparatesten Oertlichkeiten. Mit dem Aufgehen des Vorhangs die ganze Situation gleich fest und verständlich hinzustellen, wird fast unmöglich, wenn man mehr als nur eine Episode dieser wilden Zeiten und ihrer Kämpfe geben will. Der zunehmende patriotische Sinn, die gereiftere geschichtliche Bildung unserer Tage findet sich allerdings schon leichter als sonst in die ersten Prämissen dieser Stoffe und doch kann der fernern Entwickelung und dem Fortgang der Handlung der Hörer kaum folgen, wenn die epische Scenenfolge plötzlich z. B. einem uns ganz unbedeutend erscheinenden Grafen von Nassau einen hohen, entscheidenden Werth beilegt oder einer Beziehung des Kaiserthrons zu einem entlegenen Terrain wie Lüttich oder einem Einfall der Polen nach Schlesien oder einem plötzlichen Zwischenvorfall in Oberitalien. Kaum ist eine feste Gestaltung des Interesses da, so zersplittert sie sich durch die Verfassung des Reichs, die ungeheuere Ausdehnung seiner Interessen, die enorme Zahl von Menschen, die mitzusprechen haben.

Die überwiegend politische Betonung und Beseelung seines Stoffs ist ein schöner Vorzug der Biedermann'schen Arbeit und doch birgt auch sie eine Gefahr. Das rein Menschliche geht im absolut Staatsmännischen und Kriegerischen zu sehr verloren. Nicht daß nicht Vaterrechte, Sohnespflichten, Mutterſorge und alle Accorde des Familienlebens auch bei ihm durch die Staatsaction wohllautend hindurchtönten,

doch bleiben sie mehr oder weniger abgerissen; sie können nicht Raum gewinnen, mächtig anzuschwellen in dieser Fülle von politischen Beziehungen, in diesen Verschwägerungen und Formalitäten der Lehnsabhängigkeit. Im Sohne des Kaisers, im spätern Heinrich V., vermißt man die Vertiefung des Charakters zu jener Bedeutung, welche doch auch in Shakspeare's historischen Stücken immer noch die Psychologie neben der Chronik behauptet. Der Bruch im Gemüthe dieses jungen Mannes mußte vom Dichter als die eigentliche Basis seines ganzen Stücks gelegt und noch subtiler und umständlicher gezeichnet werden, als von ihm geschehen ist. Da dies unterblieb, so kommt es, daß uns trotz des lebendigsten Verkehrs auf der Bühne, den uns die formgewandteste Feder vorführt, doch immer das Gefühl bleibt, die eigentliche Poesie der Sache möchte wol noch links oder rechts am Wege liegen und es würde die ganze Schrift gleichsam noch einmal ans Licht gehalten werden müssen, um neben und zwischen den Zeilen dasjenige erst sichtbar anzutreffen, worauf es der dramatischen Poesie bei diesem Stoff ankommen mußte. Der Dichter hatte dies Gefühl selbst. Seine häufigen Monologe beweisen es. Aber im Drang nach dem rein Politischen und Historischen fand er kaum noch äußerlich den Raum, dem Psychologischen und Poetischen mehr als flüchtig Stand zu halten. Die Folge ist, daß ein so wahrhaft schöngedachtes Werk zwar mit allen Anzeichen der Anregung am Zuschauer vorübergeht und doch in seiner Totalität keine überzeugende Erfüllung zurückläßt. Wie konnte z. B. Heinrich V. den tragischen Schlußgedanken und gleichsam die Entsühnung durch den Chor aussprechen, wenn im Gefühl des Hörers im Lauf des Abends alles gegen ihn spricht? Vater und Sohn mußten a priori beide gegeneinander recht haben und zwar aus sich selbst heraus, nicht durch fremde Einflüsterung oder durch die Halbheit und Passivität ihrer Charaktere.

Wir sprachen diese Rüge nur im Interesse der festzustellenden Thatsache aus, daß unsere Bühne für die Geschichte unsers Mittelalters schwerlich ein treuer Spiegel werden dürfte. Der Biedermann'schen Arbeit war darum keinerlei Anerkennung zu versagen und dürfte sie sich für die Wintersaison jeder Bühne als eine die Mühe des Einstudirens wohlbelohnende Aufgabe empfehlen.

Neue Romane und Novellen.

XXII.

Der Memoirenroman: „Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman von Franz Carion" (vier Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860), beginnt mit dem Zeitpunkt, mit dem die neulich erwähnte Ring'sche Arbeit schließt, dem Jahre 1797. Der Verfasser hatte den Vortheil, die für Oesterreich sowol wie für Preußen ungleich bewegtere Geschichtsperiode vom Frieden zu Campo-Formio bis zum zweiten Pariser Frieden zum Thema zu haben. Die Restaurationsepoche nur mit kurzen Andeutungen berührend, beschränkt er sich im letztea Bande auf die Metternich'schen Reactionsbestrebungen seit der Julirevolution bis zum Tode Franz' II. (1. März 1835), eine Periode, die freilich nicht sehr ergiebig für eine romantische Ausbeutung erscheint und nur durch die letzten Tage des Herzogs von Reichstadt (gest. 22. Juli 1832) ein poetisches Interesse erhält. Die geschichtlichen Zustände und Persönlichkeiten erscheinen wie bei Ring so auch bei Franz Carion im allgemeinen in wahrheitsgetreuer Auffassung vom liberalen Standpunkt aus. Die Darstellung Franz' II. selbst, als Monarch wie als Mensch, darf als eine treffliche und reichnuancirte bezeichnet werden. Wenn übrigens dessen Eigenschaft als „letzter deutscher Kaiser" außer der kurzen Notiz über seine Abdankung als solcher infolge des Rheinbunds (am 6. August 1806) nur auf dem Titel des Buches Erwähnung findet, so konnte die Inhalt- und Werthlosigkeit der „deutschen" Kaiserwürde, wie sie sich schon bei deren Antritt durch Franz II. (1792) erwiesen hatte, kaum nachdrücklicher gekennzeichnet werden als gerade hierdurch.

Eine durch den Faden des Romans sehr geschickt begründete Abschweifung an den preußischen Hof während der für Preußen fast mehr noch wie für Oesterreich so verhängnißvollen Periode von 1803—1809 gibt dem Autor Veranlassung auch zu einer eingehenden Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., der liebenswürdigen Königin Luise und des genialen Prinzen Louis Ferdinand mit ihren nächsten Umgebungen. Ueberhaupt erhalten die hervorragenden Zeitgenossen Franz' II., wo deren Berührung, ohne die künstlerische Abrundung des Romans zu sehr zu beeinträchtigen, nur eben erreichbar ist, stets eine, wenngleich oft nur beiläufige, doch immer charakteristische Berücksichtigung. Es gereicht diesem Werke vor den meisten ähnlichen zum Vorzug, daß sich in ihm Geschichte und Roman gegenseitig harmonisch durchdringen und ineinander aufgehen.

Spruch

von Karl Stelter.

Dein ganzes Streben, all dein Thun,
Von deiner Wiege gold'nen Träumen,
Bis daß du wirst im Grabe ruhn,
Ist nur ein flüchtig Wogenschäumen.
Die Welle steigt — die Welle fällt,
Der Sturm erbraust, der Zephyr fächelt,
Indeß am Fels dein Schiff zerschellt
Und über ihm die Sonne lächelt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein neues Opiat. — Fortschritte im Eisenbahnverkehr. — Aus deutschen Bädern. V. Baden-Baden. — Zum münchener Dunkeltag. — Aus Berlin.

Ein neues Opiat.

Zu den bekannten orientalischen starken Aufregungsmitteln, dem Opium und Hadschisch, ist — als wissenschaftliche Ausbeute der Weltumsegelung durch die österreichische Fregatte Novara — die südamerikanische Coca bekannt geworden.

Die Coca (Erythroxylon coca Lamarck), schon vor mehr als zwanzig Jahren vom Naturforscher Martius beschrieben, ist ein sehr astreiches Bäumchen von wenigen Fuß Höhe, dessen Blätter den Sennesblättern gleichen, aber bei weitem größer sind, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 1 Zoll breit, hautartig, spitzoval, im getrockneten Zustand von grüner Farbe und von feiner Textur mit harten Stielen. Die „Novara" brachte frische Cocablätter mit, aus denen Niman das in ihnen enthaltene Alkaloid, „Cocaïn", darstellte. In Bolivia, Peru und den argentinischen Provinzen Salta und Jujui tragen die Indianer und Halbindianer stets einen Vorrath Coca bei sich und genießen täglich davon. Nach Dr. Mantegazza's Abhandlung in Schmidt's medicinischen Jahrbüchern übt die Coca namentlich auf das Nervensystem eine eigenthümlich stärkende und erregende Wirkung aus, die einem angenehmen Rausche gleicht. Neue Kraft durchdringt allmählich und so den Körper wie „Wasser einen Schwamm"; die Spannkraft des Geistes wird gesteigert, die Sprache lebhafter. Ueberhaupt ist die Wirkung der Coca jener des Opium und Hadschisch ähnlich, ohne doch eine derartige Abspannung wie diese zu hinterlassen, und läßt sich darnach der außerordentliche Vorzug des südamerkanischen Narkoticum für den menschlichen Organismus gegen die orientalischen Narkotica auch vom Laien ermessen.

Von den letztern ist das Opium hinlänglich bekannt; weniger das Hadschisch, welches man in seiner ganzen Stärke und Wirkung nur im Orient selbst kennen lernen kann. Richard Kunisch nennt es in seinem kürzlich in diesen Blättern erwähnten Reisebericht bei Schilderung seines Aufenthalts in Konstantinopel ungleich verführerischer als das Opium, jedoch nicht minder gefährlich bei unvorsichtigem Gebrauch, wiewol er die vom französischen Arzt Moreau geschilderten Nachwirkungen auf Geist und Körper für stark übertrieben hält. Das Hadschisch wird, nach Kunisch's Mittheilung, aus jener Pflanze gewonnen, die der Gelehrte Cannabis sativa nennt. Die Zubereitung ist eine sehr verschiedene; gewöhnlich wird der Saft gewisser Theile der Pflanzen ausgekocht. Man pflegt ihn dann wol mit andern Substanzen zu vermischen. Das Hadschisch, wie es gewöhnlich genossen wird, hat durchaus das Aussehen von Erdklößen, ist ebenso bröckelig, hat keinen Geschmack und Geruch. Sehr schwer ist, das richtige Maß zu treffen, da dasselbe von der Constitution und dem Temperament des Genießenden abhängt. Nimmt man zu wenig, so stellt sich nur Uebelbefinden, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz ein; eine zu starke Portion erzeugt Anfälle von Tobsucht. Die Hadschischesser pflegen sich daher diesen Genuß fast immer nur in Gesellschaft zu verschaffen, um nöthigenfalls einander beistehen zu können. Hat man aber das richtige Maß innegehalten, was man nach ein paar Versuchen leicht trifft, so folgt auf das vorübergehende Uebelbefinden ein eigenthümlicher, schwer zu beschreibender, weil mit nichts vergleichbarer Zustand. Man fühlt sich stärker, gesünder, froher. Es ist, als wenn im Innern eine Sonne angezündet wäre, die auf alles, auf jeden Gedanken, auf jedes Gefühl ihre goldenen Strahlen wirft. Man wird sich jeder Regung des geistigen und physischen Lebens mit höchstem Wohlbehagen bewußt, das gesammte Dasein ist in eine höhere Potenz erhoben. Die Wirkung tritt mit sehr verschiedener Schnelligkeit ein, gewöhnlich nicht früher als zehn Minuten und nicht später als zwei Stunden nach dem Genuß. Auch ihre Dauer ist verschieden. Mattigkeit am folgenden Tage ist die einzige Folge bei seltenem Gebrauch. Häufig genommen, wirkt das Hadschisch natürlich noch verderblicher als das Opium.

Fortschritte im Eisenbahnverkehr.

Bei der fortwährenden Ausdehnung und Steigerung des deutschen Eisenbahnverkehrs tritt täglich mehr das Bedürfniß liberalerer Gebrauchsbedingungen für das Publikum hervor.

Vor allem erfordert der Personenverkehr die Einrichtung, daß Billets für Hin- und Rückfahrt zugleich zu einem ermäßigten Preise ausgegeben werden, dann aber auch, daß *diese* Billets nicht nur, sondern auch die einfachen für jede beliebige Fahrt und nach jeder beliebigen Station, innerhalb des auf dem Billet bemerkten Reiseziels, binnen einer bestimmten längern Zeitperiode benutzt werden können. Eine Einrichtung, wie sie seit länger als zwanzig Jahren bei der Dampfschiffahrt auf dem Rhein besteht, wo die einfachen wie die bedeutend ermäßigten Doppelbillets an jedem beliebigen Tage des laufenden Kalenderjahres

und mit beliebiger Unterbrechung an jeder beliebigen Zwischenstation verwendet werden können. Ein am 1. Mai für die Strecke von Köln bis Manheim z. B. hin und zurück genommenes Billet gestattet es dem Passagier, infolge plötzlich eingetretener Verhinderung erst Mitte Juni abzureisen, dem Besuch des Siebengebirgs zu Fuß einige Tage zu widmen, dann sein Billet wieder bis Koblenz zu benutzen, von hier sich auf sechs Wochen nach Bad Ems zur Cur zu begeben, im August sich in Koblenz wieder einzuschiffen, die interessantesten Rheinstationen auf einige Tage zu betreten, von Mainz aus über Frankfurt und die Bergstraße nach Heidelberg zu gehen, dort den Herbst zu verbringen und vor Eintritt des Winters mit dem sorgfältig aufgehobenen Billet vom 1. Mai von Manheim rheinabwärts ins Winterquartier zurückzukehren.

Ein anerkennenswerther Anfang zu solcher Verkehrserleichterung auch auf den Eisenbahnen ist seit dem 1. Mai d. J. von der Verwaltung der großherzoglich badischen Eisenbahnen gemacht worden durch Ausgabe von „Abonnementbillets". Dieselben lauten auf den Namen und berechtigen entweder für 20 einfache Fahrten in einem Monat zwischen zwei bestimmten Stationen, zu zwei Drittel der gewöhnlichen Taxe oder für beliebige häufige Benutzung in beliebiger Richtung zwischen zwei festgesetzten Endpunkten gegen die Hälfte der mit der Monats-Tageszahl multiplicirten Taxe für Hin- und Rückfahrten. Ein drittes Abonnement ist für Schüler zum Schulbesuche (auf Ausweis der Schulbehörde) gegen nur ein Viertel des gewöhnlichen Fahrpreises bestimmt. Alle diese Abonnementbillets, welche, für die II. Klasse genommen, auch zur Benutzung der Schnellzüge berechtigen, müssen freilich innerhalb eines Monats von jedem 1. oder 15. an verbraucht und sechs Tage vorher bestellt werden. Aber auch die so beschränkte Gültigkeitsdauer muß ungemein liberal erscheinen gegenüber den nur engherzigen Concessionen anderer Bahnen, deren Doppelbillets, für Hin- und Rückfahrt zu ermäßigtem Preise, nur für jenen einzigen Tag, an welchem sie gelöst sind, Gültigkeit haben und nur bei den sonn- und feiertäglichen „Extrafahrten" auf drei Tage Gültigkeit erhöht werden. Denn jene auf die reine Speculation hin ganz außer der Zeit von verschiedenen Eisenbahnverwaltungen zu wohlfeilen Preisen arrangirten Extrafahrten mit größerer Entfernung und längerer Zeitdauer (acht, zehn, zwölf Tage), wie z. B. von Dresden nach Wien, nach Hamburg, nach Nürnberg, von Köln nach Paris u. s. w., können hier wol nicht weiter in Betracht kommen, da sie schwerlich als Experimente für eine etwa später beabsichtigte regelmäßige Einführung solcher willkommen geheißener Reiseerleichterungen betrachtet werden dürfen.

Aus deutschen Bädern.

V. Baden-Baden.

— Es war eine schöne Zeit, da wir vor Jahren mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, in der Frische des schönen Morgens, unter dem dunkelblauen Himmel hinaneilten zum heilbringenden Morgentrank —! „Heilbringend"? Bedarf dessen die Jugend? Ist die Heilkraft des Wassers nicht für den Leidenden, für das unter den Jahren gebeugte Alter? Was sollen Jünglinge, von Gesundheit strotzend, sich am Born des Heilwassers erst die Gesundheit trinken? Des Uebermuths! Der Eitelkeit schmachtender Seelen! Oder vielleicht der Neugierde? Leidend zu erscheinen ist so schön, so Mitleiden erregend, so — interessant. Und hatte man mich damals nicht hierher gesandt zur „Wiederherstellung meiner leidenden Gesundheit"? Ironie des Schicksals! Allerdings wollte ich, aus beengenden Verhältnissen entfliehend, hier in der freien Bewegung des Lebens genießen, in angenehmen Bekanntschaften Ersatz suchen für die Einförmigkeit eines drückenden Berufslebens, in romantischen Abenteuern die lebendige Poesie mit vollen Zügen athmen. Was war da schöner als der frische, alles belebende Morgen, das bunte Umherwandern der Leidenden und Nichtleidenden, das Träumen mit wachen Augen! Da war es eine schmachtende Schöne mit bleichem Antlitz, welche unsere Aufmerksamkeit fesselte. Wer mag sie sein? Welcher Gram prägt sich auf dem bleichen Antlitz aus? Ein ganzer Roman spricht aus ihren Zügen — —

Das war die Morgenpromenade jener Zeit — heute hat uns diese Poesie der Einbildungskraft verlassen, das Auge labt sich an dem frischen Grün, an der pittoresken Berggruppirung, an der Erinnerung früherer Erlebnisse, an jenen süßen Stunden, die das Herz des Jünglings erfreuten, wir rufen sie im Geiste zurück — aber vermögen sie nicht zu bannen; andere Gefühle, andere Sorgen verscheuchen sie; das Herz hat keinen Raum mehr, um sie aufzunehmen. Allein um so reiner erfaßt uns die Natur.

Wir wandern in der Trinkhalle auf und ab, die Sagen Badens stehen bildlich uns zur Seite — auch damals hatten wir sie betrachtet, flüchtig, mit wenig Aufmerksamkeit — diesmal mustern wir sie — nicht in Rücksicht des vom Maler entwickelten Kunsttalents, gegen das sich wahrlich viel sagen ließe, sondern in Rücksicht auf ihre Bedeutung als Charakterbilder längstvergangener Zeiten. Seltsam, daß gewisse Sagen, so jene von Nymphen und Feen, überall einen so reichen Boden fanden, daß zwischen den Feensagen in ganz voneinander entfernten Gegenden doch wieder gewisse Analogieen sich finden, welche uns gleichsam zum Beweise dienen, daß die Sagenpoesie gewisse festbestimmte Darstellungsweisen hatte, welche die einzelnen Sagen nur dem Schauplatze nach in anderer Weise hervorbrachte. Wenn mir gerade jetzt diese Sagenpoesie bei dem Anblick der zwölf Wandgemälde der Trinkhalle so recht lebendig vor die Seele trat, so sind wol die langen, oft ermüdenden Verhandlungen unserer schweizerischen Schriftsteller daran schuld, welche so eifrig bestrebt sind, das ganze Sagenreich der Schweizerberge zu erforschen. So schwebten mir zugleich auch die Sagen Savoyens vor und des südlichen Frankreich, die ich von Genf aus mir zu sammeln suchte — Zu sammeln? Nein, man glaube nicht, daß ich mir dieses Verdienst erworben; ich ging ihnen, wie der Botaniker den seltenen Blumen, nach; ich verfolgte ihre Spur, um sie, kaum gekannt, wieder zu vergessen oder mindestens nur in dunkler, fast unbewußter Erinnerung zu bewahren. Wir spotten zwar oft über die Sagen, die uns frühere dunkle Zeiten überlieferten, und doch haben sie ihre große,

Digitized by Google

culturgeſchichtliche Bedeutung und ſpiegeln ſo manchen tief moraliſchen Gedanken wider. Haben die zwölf da dieſen ſittlichen Werth —? Wir wollen es nicht gerade beſchwören, es kommt auf die Auslegung an; die Erfinder mögen wol, wir zweifeln nicht, von dieſem ſittlichen Bewußtſein geleitet worden ſein; dieſes Bewußtſein war jedoch auch wieder Unterthan des durch die geheimnißvolle Naturbildung erweckten myſtiſchen Gefühls, der poetiſchen Ahnung. Jene liebesathmende Legende, in der der Page der Frau Markgräfin von Baden in eine Bergnymphe ſich verliebt und den Tod findet — iſt ſie in tauſend Formen uns nicht ſchon überall begegnet? Ruht nicht die Loreley auf einem ähnlichen poetiſchen Gedanken? Und die Mummelſeeſage, gemahnt ſie uns nicht auch an ſie? Sie gibt der düſtern Naturbildung einen magiſchen Reiz und wer träumt ſich nicht die Waſſernixen, wenn der Fuß die Ufer dieſes geheimnißvollen Bergſees betritt! Seltſam, als ich im Jahre 1859 in dem ſavoyiſchen Chablais von St.-Cloud aus zum Lac noir wanderte, dachte ich unwillkürlich an dieſen Mummelſee und ſeine Sage, und ſiehe da! eine ähnliche Sage wurde mir von ihm erzählt. Auch hier ſollen ſie tanzen, die Waſſernixen, und „Wehe!“ rief man einſt dem neugierigen Beſucher zu. Hier die Nymphe von Wildſee, die zauberhafte Aquaviva und ihr verliebter Schäfer Hermann. Wie manche ähnliche Sage liefert uns die Schweiz! Selbſt für die Teufelskanzel gibt es Analogieen, ſie ſind vielleicht allenthalben neuern Datums, denn der Gedanke kommt doch mehr oder minder aus den bibliſchen Ueberlieferungen. Wir haben hierüber eine dichteriſche Daeſtellung des Herrn von Maſſtas, welcher jedoch die Sage den neuen Ideen anzupaſſen ſucht, um dem Hazaedſpiel eine Strafpredigt zu halten. Danken wir ſeiner Muſe, wenn er den Teufel ausrufen läßt:

Jeux de hasard
A tes vertus répugne, ô Germanie!
Car les vertus sont ta grande manie!
Et les profits resteront aux Gaulois
Qui n'ont pas jeux, pour de sallr leurs doigts.

Iſt's Legende oder hiſtoriſche Wahrheit, dieſer Grafenſprung auf Neu-Eberſtein? Wir wiſſen es nicht; wir wiſſen nur, daß in jenen fernen Zeiten der hehre Ritterſinn keine Hinderniſſe kannte. Es war die Zeit der Kraft, des Muthes, der Ausdauer. Dann die Legende von Alt-Eberſtein, ſie lebt auf den Ruinen fort, welche trauernd nach der fernen Ebene ſchauen, wild umrahmt von felſigem Geſtein — dorthin führte der Graf von Eberſtein die ſchöne Kaiſerstochter, nachdem er ſeine Burg gegen den kaiſerlichen Vater vertheidigt.

Doch was verfolge ich dieſe Sagen hier länger? Wie oft wurden ſie ſchon wiedergegeben, beſungen! Wenn wir in der brillanten und eleganten Trinkhalle dieſe Erinnerungen aus feener Zeit an unſerm innern Auge vorübergehen laſſen, ſo verſchwindet die Gegenwart, ein Schleier umhüllt ſie und doch mahnen uns die Curgäſte an ſie. Da die alte ehrwürdige Tracht, im Bild vergegenwärtigt, und um uns her rauſchen die becrinollirten Kleider unſerer modernen, verdrehten Welt! Und vom Converſationsplatze, dem prachtvollen Kiosk, tönt uns rauſchende Muſik entgegen. Es iſt noch früh; nur die leidenden und krank ſcheinen wollenden Gäſte wandern in den kühlen Alleen; allein das hindert nicht, die feinen Toiletten zur Schau zu tragen, wenn auch die ſteaßenkehrenden Schleppröcke erſt füe den Abend ihren theuern Dienſt vollziehen. Seltſames Modengemiſch, ſeltſame Toiletten! Die Herren mit ihren unterrockfarbigen Anzügen, hellblau, gelb, roſenfarbig, geſcheckt oder getüpfelt — die Hüte mit aufgeſtülptem Rande, um der Sonne beſſeres Recht auf das Beſcheinen der Modegeſichter zu geben. Die Dame trägt den Sonnenſchirm, um den Dienſt ihn thun zu laſſen, den ſonſt zum Theil noch ein Hut gethan — aber die unglücklichen Herren entbehren noch dieſes Schmucks, der einer zukünftigen Mode angehört. Ueber die Modekleidung der Damen enthalten wir uns aus Galanterie jedes weitern Urtheils, ſo ſehr es uns auch veelockt, einigen Randbemerkungen Raum zu geben.

Doch da hinter dem Converſationshauſe führen ſchlängelnde Wege den Bergabhang hinan, längs dem Tempel des Glücks hin, ja ſelbſt bis zur Lichtenthaler Allee. Warum ſäumen wir länger, dieſe letztere zu beſuchen? Iſt ſie doch berühmt geworden durch das Attentat, das unſer Badeleben trübte. Wir kommen am Meßmer'ſchen Hauſe vorüber, in dem der Gebieter über das große Preußenland ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Ein ſchöner Palaſt, mit Blumen geziert, dem ſchönſten Häuſerſchmuck, dem ewig jungen. Neugierige blicken hinauf; das Ereigniß vom 14. Juli hat ſchon manchen Neugierigen hierher gelockt. Auch der zum Mord gerüſtete Nacr hatte ſo dageſtanden, das Haus beteachtet, bis das Heraustreten des Königs ihm als Signal diente für ſeine ruchloſe That. Und wieder tritt er herans, der König, und nach der Lichtenthaler Allee lenkt ſich wieder ſein Schritt. Wir ſind faſt beſoegt, ihm zu folgen — —

(Fortſetzung folgt.)

Zum münchener Dunkeltag.

* **München**, September. Mit dem Schluß der Verhandlungen aller katholiſchen Vereine Deutſchlands, dieſer Demonſtration im Intereſſe des Mittelalters, iſt zugleich zu vermehrter tendenziöſer Anregung des Publikums eine Ausſtellnng von Werlen „chriſtlicher Kunſt“ angeordnet woeden.

Es iſt bekannt, welche Geenzen die Kunſtwerke unter obiger Bezeichnung innehalten müſſen. Der behandelte Gegenſtand muß dem chriſtlichen Dogma entſprechen, das Proſane und die antile Schöne verbannt bleiben. So haben wir hier ein Gemiſch vor uns von Gemälden religiöſen Inhalts, Holz- und Steinſculpturen, meiſt für Kirchen gearbeitet oder Kirchen entnommen, prachtvoll gearbeiteten Monſtranzen, Meßgewändern u. ſ. w.

Die cheiſtliche Kunſt der Neuzeit iſt gerichtet. Die Naivetät der alten Tage ging den Künſtlern ſchon lange verloren; wo ſind die Farben des Gemüths, mit denen nns die Malerei in ihrer Blütezeit ſo unvergängliche Meiſterwerke ſchuf! Wo das Gemüth auch jetzt noch vorhanden wäre, ſtört doch der Bench mit dem Bildungsbewußtſein der Zeit; denn die alten Maler beſaßen die Bildung nicht, welche die unſerigen erſt künſtlich verleugnen müſſen.

Sogar die unbedeutendſten Arbeiten älterer Meiſter gewähren Erquickung. Die altköiniſche Schule, Meiſter Wohlgemuth, ſo manches alte Altaebild — wie kann man ſich mit ganzer Seele daran erfreuen und hineinverſenken! Auch Guido Reni, Palma, Paul Veroneſe, Andrea del Sarto geben, was ſie eben können; es iſt ihr ganzes Wiſſen, ſie brauchen nichts auszuſcheiden aus ihrem

Innern, wie unſere Veit, Overbeck u. ſ. w. Dieſe Aufſtellung macht einen matten Eindruck. Sie bleibt weit hinter dem Pathos der Römlinge im Glaspalaſte zurück.

Mit der in voriger Woche ſtattgefundenen Enthüllung des Denkmals Maximilian Emanuel's, Kurfürſten von Baiern und Eroberers von Belgrad, iſt die Gruppe der zum Theil ſchon vorhanden geweſenen Standbilder auf dem Promenadenplatz in ihrer neuen Anordnung vollendet. Eine künſtleriſche Bereicherung hat das kunſtthätige München dadurch nicht gewonnen. Die von Brugger modellirte Statue ſcheint uns verfehlt; die Stellung des rechten Beins wird jedem geziert erſcheinen; das Zuſammenhalten des Gewandes entſpricht eher der Bewegung eines Ballettänzers als eines Kriegshelden. Die Statuen der beiden Toadichter Orlando Laſſo und Gluck (von Brugger und Widnmann) ſind ebenfalls nicht frei von Unnatur. Die bairiſchen verdienſtvollen Männer Weſtenrieder und Kreitmayr bilden die beiden äußern Flügel dieſer Geſellſchaft. Auch in dieſen Figuren hat Schwanthaler ſich kein Denkmal geſetzt. Der Koloſſal-Charakter überhaupt mag auf Helden paſſen; Gelehrte, Staatsmänner, mehr oder weniger doch Stubenmenſchen, zumal dem typiſchen Charakter des 18. Jahrhunderts angehörend, verlangen Mittelgröße, Gedrungenheit, menſchliche Unmittelbarkeit, charakteriſtiſche Verwandtſchaft mit uns ſelbſt; ſie zu idealiſiren und zu Koloſſalſtatuen aufzutreiben, verletzt die Wahrheit. Zum Glück wird wol das Denkmalſetzen und Statuengießen in Deutſchland für einige Zeit aufhören und unſer Ruhm im Zukünftigen geſucht werden, Schiffen zumal, die zu bauen zweckmäßiger iſt als Schillern — man wird zuweilen wie vom Untergang Griechenlands angeweht — ſieben Statuen zu errichten!

Aus Berlin.

*** Man zerbricht ſich den Kopf, wer die zwölf erſten Ritter des neuen Ordens ſein werden, die am Krönungstage zu Königsberg in Preußen decorirt werden ſollen. Eingeweihte wollen wiſſen, daß man die Abſicht, anfangs nicht mehr als zwölf dieſer neuen Paladine hervortreten zu laſſen, aufgegeben hat, da es ſchwierig zu vermeiden wäre, daß in ſolchen Fällen auf Einen Bevorzugten eine zu große Anzahl Zurückgeſetzter und Unzufriedener käme. Demnach dürfte die Zahl vermehrt werden.

Die Theilung der Flotten-Agitation in zwei Parteien, eine rein preußiſche und eine centralgewaltige, iſt glücklicherweiſe nur nominell und hat keine belangreichere Spaltung zur Folge gehabt, trägt vielmehr, da die Rivalität angeregt iſt, zum deſto größern Anwuchs der Mittel bei.

Eine Lectüre, die in dieſem Augenblick in vieler Händen gefunden wird, ſind Felix Mendelsſohn's „Reiſebriefe" aus ſeiner Jugend. Man vermuthet, daß auch Ludmilla Aſſing wieder einen kühnen Griff in die nachgelaſſenen Schätze ihres Onkels Varnhagen gethan hat und für den Winter eine pikante Ueberraſchung vorbereitet; zumal da die Hoffnung auf die „Memoiren" unſerer liebenswürdigen Frau Formes ſich leider nicht erfüllt hat. Ein hamburger junger Buchhändler, Martin Perels, zeigte dieſe intereſſante Erſcheinung bereits als unter der Preſſe befindlich an. Der Inhalt wurde in ſeinen einzelnen Kapitelüberſchriften ſo ſpannend angedeutet, daß ſich in leicht erklärlicher Weiſe die Vorausbeſtellungen bereits in die Hunderte beliefen. Wie man jedoch vernimmt, haben ſich zwiſchen dies Debüt einer jungen Schriftſtellerin und die Spannung des Publikums die königlichen Theatergeſetze geſtellt und die Selbſtbiographie an die Verpflichtung erinnert, ihre Memoiren erſt der Cenſur ihres Chefs vorlegen zu müſſen. Auch ihr Gatte hat ſofort in einer öffentlichen Anzeige angedeutet, daß ſeine Frau noch keineswegs ſo viel „Erinnerungen" beſäße, von denen ſie ſich durch die Preſſe zu erleichtern wünſchen müßte oder wol gar, wie die Clairon, durch die Feder mit dem Leben ganz abzuſchließen. Der auf dieſe Art bedauerlich plaatirte Verleger, Martin Perels, berief ſich zu ſeiner Rechtfertigung auf den mit der jungen Schriftſtellerin gepflogenen Briefwechſel, fügte jedoch mit dem Schmerz bitterſter Enttäuſchung die Beſchuldigung gegen die deutſche Bühne hinzu (doch nicht Feodor Wehl's vielgeleſene „Schandbühne"?), daß ſie ihn um ſein Vermögen gebracht hätte. Einſtweilen dient der unglückliche junge Mann (wie Nr. 8 der „Schaubühne" anzeigte) „in der preußiſchen Flotte ſein Jahr ab". Wünſchen wir ihm, daß er nicht wieder ſo ins Waſſer fällt.

Um von beſſern literariſchen Erfolgen zu ſprechen, erwähnen wir, daß aus dem vielverlegenden Buchgeſchäft von Otto Janke der langjährige Führer deſſelben, Herr Wegener, ausgetreten iſt und, wie man vernimmt, mit bedeutenden Mitteln ein eigenes Verlagsgeſchäft begründet. Verlegerſuchenden Manuſcripten eine willkommene Botſchaft!

Der ſo frühzeitig eingerückte Herbſt füllt bereits die Theater. Noch erblickt man allerdings in den vorbereiteten Stücken keine Concurrenz für den Tauſendthalerpreis von 1863, es wäre denn Dr. Klein's „Voltaire" das erſtorene beſte Stück und es paſſirte ihm die Ironie, nach ſeinem neulichen Angriff auf das Inſtitut des akademiſchen Preisgerichts, ſelbſt gekrönt zu werden. Die Polemik des geiſtvollen, für einen Dichter faſt zu gelehrten Mannes war, ſoweit ſie ſich gegen die getroffene Richterwahl des Herrn von Bethmann-Hollweg wandte, von bewundernswürdigem Freimuth. Indem er jede Gattung Gelehrſamkeit, die in jenen neun Richtern vertreten war, tranchirte, bewies er aus den Eingeweiden der Philologen, Hiſtoriker, Theaterintendanten u. ſ. w., daß alle dieſe Stände an irgendeiner kleinen Stelle eine ſchadhafte Warze hätten, die ihnen die Erkenntniß der Wahrheit in Geſchmacksſachen unmöglich machte. Dennoch blieb der ſcharfe Polemiker bei der Sache an ſich ſelbſt ſtehen und ſetzte nur die Berufung beſſerer Areopagiten voraus. Seine Vorſchläge, alle drei Jahre das beſte dramatiſche Werk aufzufinden, kommen ungefähr auf Umſtändlichkeiten hinaus, welche denen zur Wahl eines dringender fehlenden deutſchen Parlaments gleichkommen. Vom Miniſter bis zum unterſten Dorfſchulzen ſoll nach Dr. Klein's Vorſchlägen alles in Bewegung geſetzt werden, um den rechten Sophokles herauszufinden; Gensdarmen, Landräthe, Kreisbehörden, die Bürgermeiſter aller Städte werden in Mitleidenſchaft verſetzt, Deutſchland wird in neun dramaturgiſche Kreiſe getheilt — kurz, Sie ſehen, bei uns ſtirbt der Stoff zum Spaß nicht aus. Selbſt die eraſthafteſten Leute ſorgen dafür.

(Ausgegeben am 19. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erſter Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Medaillon. Ein Bild aus dem Leben. Von Roſa Horn. — Tagebuch aus Neapel. Von Frederike Bremer. (Fortſetzung.) — Charaktere der Neuzeit. II. Alexander von Humboldt. Von Theodor Paur. — Werthheimer's Jahrbuch. I. — Aus dem Oſten. III. — **Neues aus der Welt.**

Das Medaillon.

Ein Bild aus dem Leben.

Von Roſa Horn.

Es iſt die trübſte Zeit des Jahres, der früheſte Frühling — kaum zählt er ein paar Tage. Macht das die öde Gegend noch öder? Nirgends eine Anmahnung an jene reizend roſig violette Färbung bergiger Länder. Wir ſind in Ungarn.

Natürlich breitet der Weinſtock ringsum noch nicht ſein graugrünes Sommergewand aus, der Boden zeigt faſt dieſelbe Lehmfarbe wie die Donau, die ſchwer und reißend ihre gelben Wellen dahinwälzt. Nirgends noch der Schmuck eines kleinen, helläugigen Frühlingsblümchens; das hohe dürre Steppengras hat der Sturm ſo mancher Winternacht glatt zur Erde gelegt, hin und wieder raſcheit es in einem vorjährigen Mais- oder Tabacksfelde in den dürren Blättern der geripptigen Stauden; auch ſie können von der Unbill des Winters erzählen.

Dort taucht eine Baumgruppe auf. Sie umgibt das Schloß des Grafen Thaddäus Karoli. Eben ſcheint die Sonne bleich, als ſei dies nur eine kleine, verſuchsweiſe Freundlichkeit für die grauen Mauern des uralten Baues, gleich folgt ein eiferſüchtiger ſcharfer Windſtoß und die Gegend macht wieder daſſelbe weinerliche Geſicht. Indeſſen zu öde iſt ſie nicht. Das Schloß, trotz ſeines halben Verfalls, iſt ein Wallfahrtsort für nah und fern. Graf Thaddäus iſt eine allgemein bekannte Perſönlichkeit, ein echter Magyar. Ein anderer Magnet ſind ſeine beiden Töchter, das heißt natürlich nur für die dazu berechtigten Kaſten. Da ſitzt der alte Herr in ſeinem ſammtverbrämten Pelze an dem koloſſalen Kamin des großen Saales — ein entſprechend Feuer leuchtet weit durch die hohen, unverhängten Fenſter. Wer freilich Anſprüche auf ſammtne Eckdivans und franzöſiſche Tapeten macht, der darf den ſteinbelegten, nicht eben wohlgepflegten Fußboden dieſes Raums nicht betreten. Hier iſt noch nicht neunzehntes Jahrhundert — nicht einmal eine dicke Rauchwolke findet man befremdlich, die der Sturm hin und wieder rückſichtslos genug in den Kamin zurückſchleudert. Der große, länglichrunde Tiſch iſt gewohnt, Mahlzeiten in übergroßen Dimenſionen zu tragen; iſt der Herr mit den Seinen geſättigt, ſo kommt es an die Dienerſchaft, deren es eine große Anzahl gibt. Mit der Kleidung iſt man weniger beſorgt; aber das iſt alles nationai, freiheitsſtolz, ungariſch.

Graf Thaddäus gebraucht von ſeinem weiten, großen Schloſſe nur ſo viel, als ihm behagt, das andere läßt er harmlos rings um ſich her zerfallen. Da gibt es Spinnweben, zerbrochene Scheiben, halb aus den Rahmen heraushängende

Bilder die Menge; obdachloſe Proletarier finden hier Wohnung in den ehemaligen Prachtgemächern einer Zeit, wo die Familie Karoli noch reich war und die Weinpflegen ſich hinuntererſtreckten faſt bis an die „Pforte des Oſtens". Jetzt bietet die Weinernte wenig mehr als den Haustrunk, den man in großen ſteinernen Fiaſchen, die dem Ungarwein beſonders zuträglich ſein ſollen, freigebig den häufig zuſprechenden Gäſten credenzt.

Graf Stanislaus, der Vater des jetzigen Schloßherrn, hatte den Reſt des von ſeinen Ahnen ererbten, immerhin noch bedeutenden Vermögens in Peſth und Wien der nobeln Paſſion des Spielens geopfert; ſo blieb dem Sohne nichts als dieſe patriarchaliſche Exiſtenz, mit welcher er indeſſen vollkommen zufrieden war. Natürlich war ſeine Gemahlin gleichfalls Ungarin. Sie allein leiſtet im gegenwärtigen Augenblick dem Hausherrn Geſellſchaft. Das junge Volk beluſtigt ſich, nach der Scheibe mit Piſtolen zu ſchießen; man hört in kurzen Pauſen in der Nähe das Einſchlagen der Kugeln, ja ſelbſt die Stimmen der Schießenden.

Indeſſen kommen zwei Reiter die Heerſtraße entlang. Der eine iſt ein blaſſer junger Mann mit edeln, regelmäßigen Geſichtszügen und Augen, faſt zu tief und ſchwermüthig für die noch große Jugend. Graf Ladislaus iſt des Schloßherrn Liebling — ein Mann, der jedem Lande zur Zierde gereichen würde; natürlich war ſein Leben eine Kette von Kämpfen, Erſchwerungen, Leiden aller Art. Im Schloſſe des Grafen Karoli blühte ſeinem bewegten Leben die ſchönſte Roſe, die ſein Vaterland überhaupt beſaß. Wanda Karoli war die ihm beſtimmte Braut — die alten zerbröckelnden Mauern bargen ihm ein ſüßes Glück. Daher trieb er ſein Pferd ſchneller an, als es ſeinem Begleiter behagte, der ſich auf dem unbequemen Sattel nicht beſonders wohl zu fühlen ſchien. Sie waren ſchon ein paar Stunden dem Wind entgegengeritten, der mit allem Ungeſtüm daherbrauſte und der dem, der etwa zu ſprechen verſuchte, das Wort vom Munde wegwehte. Graf Ladislaus war dergleichen gewohnt. Der andere, ein böhmiſcher Edler, ſeufzte, als ſie etwas geſchützt längs der Parkmauer dahinritten.

„Gott ſei Dank, Ladislaus, daß wir das Ziel erreicht haben! Verdammtes Wetter das! Da iſt ja unſer Pharus — das Kaminfeuer!"

Nun grüßte man vorläufig und zuerſt durch die Fenſter. Drei oder vier Diener liefen auf die Pferde zu und begannen mit denſelben ſogleich ihre zärtlich vertraulichen Dialoge. Die Sättel wurden abgenommen und in die Halle gelegt; eine Schar Truthühner, die eben von einer dunkeln Ecke derſelben Beſitz genommen hatte, flatterte auf. So drängten ſich Menſchen und Thiere durcheinander. Währenddeß reichte der Schloßherr den Gäſten die Hand und auch ſeine Gemahlin erhob ſich den Ankommenden würdevoll entgegen. Ein abermaliger kleiner Sonnenblickverſuch grüßte ſchon muthiger als vorher durch die trüben Scheiben.

Da entſteht plötzlich ein Lärm. Man drängt in die Halle, man ſchreit, tobt, flucht. Dazu klappern die Hufe der Pferde. Die im Saale Befindlichen ſehen nach dem Eingang, deſſen einer Eichenholzflügel zurückgeſchlagen iſt.

„Baſſa Teremtetem! Ein Dieb! Ein Dieb!"

Die Schar der Diener drängte ſich unter die Thür.

„Wo? Wer —?" fragte Thaddäus. Die Dame vom Hauſe nahm ſtolz von ſolch gemeinem Verbrechen keine Notiz.

„Kommen der Herr", ſagte der Hausmeiſter, den ſeine ſehr ungeordnete Toilette den Herrſchaften gegenüber wenig genirte, „es iſt der Zigeuner — der Bebo — Das da fand man in ſeiner Taſche!"

Es war ein blitzendes Medaillon, welches in der braunen, emporgehobenen Hand glänzte.

Nun gewann die Sache allerdings Intereſſe. Selbſt die Gräfin erhob ſich lebhaft. Es war das Medaillon der jüngſten Blume des Schloſſes. Gräfin Pia, das Schoskind ihrer bereits erwachſenen Schweſtern, war dem Grafen erſt vor kaum drei Jahren geboren worden. Mit Jünglingsfeuer erhob ſich Graf Thaddäus. Dieſe Frevelthat mußte unterſucht, nachſichtslos beſtraft werden — ſchon ſchickte man zum Richter. Graf Ladislaus und der böhmiſche Herr, ſein Begleiter, folgten dem Grafen. Der fatale Vorfall hatte ganz die Frage nach Wanda abgeſchnitten. Die Dienerſchaft drängte voran. So ging es durch die weite Halle, die Hunderten von bunt durcheinander gewürfelten Gegenſtänden zum Aufenthaltsort diente.

Der ehemalige Schloßhof ſah ſeltſam genug aus. Die Thüren der großen, gewölbartigen Küche waren weit geöffnet; ihre Erforderlichkeiten erſtreckten ſich über den halben Hof; Fäſſer, irdene Geſchirre umſtanden den großen ſteinernen Waſſertrog — ganze Berge Maiskolben lagerten frank und frei neben einer Menge geleerter Weinflaſchen.

Digitized by Google

Da hatte ein brauner Sohn des Landes infolge des eben sich entwickelnden Intermezzos den Arm voll Holz mitten in den Weg geworfen, den er eben nach der Küche zurückzulegen im Begriff war. Zahllose Hühner bevölkerten die ganze Staffage und flüchteten schreiend und gestört durch die zerbrochenen Fenster der ganz außer Curs befindlichen obern Galerie, die nach den Prachtgemächern führte. Generationen derselben fanden dort ihre Geburtsstätte hinter den kunstvollen Schnitzwerken der Boiserie, mehr noch in den Höhlungen der marmorausgelegten Kamine. Ja selbst eine Heerde junger Schweine trieb sich unter allerhand Abgang behaglich herum.

Jetzt drängte sich alles um einen jungen Burschen, der platt an der Erde saß, mit dem Rücken an die Mauer der Küche gelehnt. Neben ihm hockte ein wahrer Ausbund aller Häßlichkeit, ein kleiner zottiger Hund; beide regten sich nicht, obgleich die ganze Schloßbewohnerschaft sie tobend umdrängte; vor allen die Aya der kleinen Gräfin, in deren augenblicklicher Abwesenheit der Diebstahl geschehen sein mußte.

Auch bis zu dem Schießstand war die Nachricht gedrungen und zwei bis drei junge Magnatensöhne und Cajetane, die zweite der erwachsenen Töchter des Hauses, kamen lärmend und verwünschend nach dem Schauplatz. „Bebo — du — ein Dieb — i" hieß es. Bebo konnte nur den Kopf schütteln.

Vater Thaddäus redet den jungen Burschen an: „Weißt du nicht, Bebo, daß ein Dieb nicht unter die Menschen gehören darf, daß er zu sterben verdient?" Ein schneller, furchtsam blitzender Blick unter dem breiten Hutrand hervor war die Antwort.

Alles schwieg jetzt. Schon suchten verstohlene Blicke den nächsten besten haltbaren Baumast.

Bebo war ohne Zweifel ein schöner Bursche. Seine Heimat ist jene Hütte, die sich unweit des Schlosses fast mitten unter den Uferweiden befindet, die dort sich bis an die Donau hinunterstrecken. Sein Vater war der kühnste Schiffer weit und breit gewesen. Unzähligemale hatte er beim Eisgang todverachtend sein Schifflein durch die Eisschollen hinüber nach dem jenseitigen Ufer gerungen, bald im Zickzack, bald pfeilschnell ein Stück den Strom hinabschießend, bald riesenstark von einem mächtigen Eisstück abdrängend. Endlich fand er dabei, wie vorauszusehen war, seinen Untergang. Er hatte für das nahe Kloster einen wichtigen Brief nach dem jenseitigen Ufer zu bringen gehabt, hatte dies glücklich ausgeführt, auf dem Rückweg hatten zwei mächtige Eisschollen den Kahn zertrümmert und er selbst fand dabei den Tod. Bebo's Mutter war eine Zigeunerin. Aus Liebe zu ihrem Manne hatte sie die Horde verlassen und festen Wohnsitz in der Strandhütte genommen. Sie stand am Ufer, als der unbarmherzige Strom den Gatten verschlang. Bebo war damals erst noch wenige Jahre alt. Die furchtbare Begebenheit mochte ihren Geist zerrüttet haben. Von Stund' an saß sie tagelang, ihr Kind im Schose, unter den Weiden; wehte dann der Wind über die Wasser und bäumten sich die gelben Wellen und warfen zischend weiße Schaumballen zwischen die Weiden und dem Kind ins Gesicht, da flüsterte und lachte sie mit diesem und sang mit leiser Stimme die Lieder ihres Stammes. Das sahen denn die Leute und verstanden wol den Ausdruck der Trauer um den Gatten nicht, dessen Leiche nie aufgefunden worden. Als Bebo heranwuchs, wurde sie etwas zugänglicher. Es war doch ein Band, das sie ans Leben hielt, und zudem rollte ja die Donau fort und fort eine Welle um die andere über des Verunglückten Grab; es waren ihrer ja schon Tausende und aber Tausende über die Stelle hinweggeglitten, über die Stelle, die sie so genau kannte. Bebo hatte des Mutterstammes Wanderlust geerbt. Arbeitsscheu zog er mit seinem Hunde herum, den er alle möglichen Künste gelehrt hatte. Die Mutter hatte nichts dagegen. Er theilte gewissenhaft das auf Jahrmärkten und sonst auf seinen Wanderzügen erlangte Geld. Besonders war er und sein Hund gern gesehen von der kleinen Tochter des Grafen Karoli, die gar nicht müde wurde, sich der seltsamen Kunststücke Mafra's zu erfreuen. So mochte es denn gekommen sein, daß er das Medaillon zu stehlen Gelegenheit fand. Jetzt standen schon die strengen Richter vor ihm —

„Hast du das Medaillon da gestohlen?" fragte Thaddäus nochmals, indem er abwehrte, das ihm hingehaltene corpus delicti anzufassen. War es doch in Diebeshand gewesen — ein entweihtes Heiligthum. „Wie, du sagst Nein? Bube! Matthias", wandte er sich an den Meister seines Hauses und wehrte die Menge ab, die Bebo ergreifen wollte, „wo fand man das Medaillon?"

„Hier in der Ledertasche des Burschen, die neben ihm lag!"

„Wie war es möglich, daß er den Schmuck

erlangen konnte?" wandte ſich der Richter an die Aya des Kindes.

„War meine Tochter Pia allein?" unterbrach der Graf voll Ungeduld.

Die Wärterin ſchlug die Augen nieder. Sie hatte mit ein paar Hausdienerinnen am Brunnen geplaudert.

„Eine Pflichtverletzung führt und begünſtigt die zweite! So gabſt du des Kindes nicht Acht? Und du, Bebo, ein Mann, misbrauchteſt die Schwäche eines Kindes!"

Bebo fuhr auf, als hätte ihn der Blitz getroffen, und rief: „Nein! Nein!"

Es trat eine verhängnißvolle Pauſe ein — das Leben des Burſchen hing an einem Haar. Da hörte man den kurzen, ungeſchulten Galopp eines Pferdes. Graf Ladislaus ahnte die Nähe der Braut. Alsbald erſchien der Hals eines Pferdes hinter einer nahen, niedrigen Mauer, die einen Theil des Hofes begrenzte. Auch die halbe Geſtalt eines jungen Mädchens wurde ſichtbar — Wanda —

Im Nu war Ladislaus' Hand hinaufgereicht. Im nächſten Augenblick fing ſie der junge Mann, als ſie herabſprang, in ſeinen Armen auf. Das Pferd wieherte drüben ungeduldig und ſcharrte den Boden; es wäre der Herrin gern gefolgt.

„Aber was gibt es denn da?" fragte jetzt Wanda.

„Ein Dieb —! Bebo —!"

„Nicht möglich —!"

Im Augenblick ſtand das Mädchen neben dem Vater, glühend, athemlos, doppelt ſchön infolge des ſchnellen Rittes.

„Bebo, du —? Vater, iſt es denn auch wahr —? Der Junge ſcheint halbtodt —!"

Finſter blickte Graf Karoli auf den Unglücklichen, der ganz ſein Bewußtſein verloren. „Die Wärterin verließ meine Tochter Pia; währenddeß benutzte der Elende des Kindes Verlaſſenheit und ſtahl das Medaillon! Hier in ſeiner Taſche hat man es gefunden —"

Graf Thaddäus hielt wieder die Leute ab, die Bebo hängen wollten.

„Vater", ſagte Wanda, „das glaub' ich nicht, daß Bebo ein Dieb iſt!" Sie beugte ſich zu dem Burſchen nieder. „Bebo, nicht wahr, du biſt unſchuldig?"

In Bebo's Augen trat eine Thräne.

Wanda ließ ſich nicht ſtören; ſie rüttelte den Burſchen ſogar an der Schulter und fragte noch eindringlicher: „Du biſt unſchuldig, Bebo?"

Bebo erhob ſein ſchwarzes, blitzendes Auge, den ſchöngeformten Mund umſpielte ſogar ein Lächeln — er nickte —

„Lügner!" ſchrie der Hauſe.

„Ruhe!" unterbrach Wanda. „Darf ich richten, Vater? Wo iſt Pia?"

„Sie ſchläft, iſt aber eben wach geworden."

„So bring' ſie ſchnell, ſchnell!"

„Aber was ſoll das werden?"

„Vater", erwiderte Wanda, „vor vier Wochen verlor ich dies Kreuz da — Bebo fand es und bracht' es aufs Schloß — ich glaub' an ihn —"

Indeſſen trug man Pia herbei. Schlaftrunken lehnte ſich die Kleine an die Schulter der Wärterin. Wanda flog ihr entgegen, nahm ſie in die Arme, ſodaß ſie den an der Erde ſitzenden Bebo nicht ſehen konnte, und fragte:

„Pia, mein Kleinod, wo haſt du dein Medaillon?"

Das Kind griff an die Bruſt —

Da war es nicht —

„Nun, wo iſt es denn?"

Sie ſchüttelte den Kopf —

„So beſinne dich doch! Wo haſt du es denn gelaſſen? Sieh', da iſt Bebo!"

Jetzt ſchien ſich das Kind zu beſinnen —

„Weißt du nun, wo es iſt? Geh', ſuch' es!"

Pia erkannte ihre Freunde. Jetzt völlig wach, lief ſie auf Bebo zu.

„Dein Medaillon!" drängte die Schweſter.

Alle folgten geſpannt den Bewegungen des Kindes —

Da langte es mit den Händchen in die Ledertaſche des Burſchen —

„Haſt du es da hineingethan?"

Pia nickte — ſie ſuchte fort und fort in der Taſche —

„Nun", ſagte Wanda, „glaubt ihr nun, daß die Schweſter es ſelbſt in Bebo's Taſche ſteckte? Neulich ſchob ſie es mir ins Kleid — Bebo iſt unſchuldig!"

„Meine Königin!" rief Ladislaus.

Alle umringten das kluge Mädchen — auch der Vater zog ſie an ſein Herz —

Inzwiſchen ſchlich ſich Bebo ſtill davon.

Zehn Jahre darauf, als Ungarn ſein beſtes Blut für ſeine Selbſtändigkeit opferte, bot das Schloß des compromittirten Grafen Ladislaus keinen Schutz für die Gemahlin. Gräfin Wanda ſah ihrer Niederkunft entgegen. Gräfin Pia, erſt dreizehn Jahre alt, konnte ihr wenig behülflich

Digitized by Google

ſein; Ladislaus ſtand draußen unter den Kämpfern. Einen Augenblick hatte er ſich losgeriſſen von ſeinen Schlachtreihen. „Wanda", ſagte er, „du mußt in Sicherheit!" Er nannte die nächſte Stadt. „Der Tapferſte meiner Tapfern ſoll dich begleiten und ſchützen!" ſagte er und führte Gattin und Schwägerin an den Wagen. Eine kleine, auserwählte Schar zu Pferde umgab denſelben. Ihr Führer hatte ſein Roß dicht an den Wagenſchlag gedrängt; ehrfurchtsvoll grüßend ſenkte er die Spitze des Säbels vor der hohen Frau und ihrer Schweſter. Wanda erhob dankend das Auge und fand bekannte Züge. Der Huſar Bebo geleitete ſie alle glücklich nach Arad.

Tagebuch aus Neapel.

Von **Frederike Bremer.**

(Fortſetzung.)

Am 12. October.

Wir haben auch mit Elſe und Waldo das Schloß, die Kirchen und königlichen Parks beſucht. Von Neapels königlichem Schloß habe ich nur die ſchönen Porträts von Rembrandt und von mehreren andern niederländiſchen Meiſtern behalten, von denen ſich darin eine ganze Menge vorfindet. Welche Meiſterſchaft in der Darſtellung, welche Genialität in der Auffaſſung der menſchlichen Individualität! Nie habe ich Rembrandt's Größe ſo lebhaft wie hier empfunden. Selten ſind ſeine Perſonen ſchön; aber welch ein Licht haben ſie in ihren Augen, welch eine vollendete Eigenthümlichkeit und welche Auffaſſung der feinſten Nuancen in ihren Phyſiognomieen! Man ſieht in ihnen nicht einen Menſchen im allgemeinen, ſondern jedes Porträt zeigt uns einen beſondern Menſchen, eine voll ausgeprägt frei denkende und fühlende Perſönlichkeit! Und die Malerei! — Ich weiß nicht, ob die italieniſche Schule etwas von dieſer feinen, ausgeprägten und doch ſo harmoniſchen Vollendung hervorzubringen vermag.

Von unſerer Reiſe nach Caſerta hatten wir wenig Freude. Das Schloß erſchien uns leer von allem, außer von Vergoldungen, Waſſerkünſten und dergleichen Anlagen, ſteif und im alten franzöſiſchen Geſchmack, ohne jedoch mit dem Park in Verſailles oder in Kaſſel verglichen werden zu können. Außerdem wurden wir beſtändig von Regenſchauern verfolgt.

Herrlich war dagegen der Morgen, den wir in dem großen freien Park von Portici — einem wirklichen Wald von ſchönen Bäumen — zubrachten. Von da aus beſuchten wir Herculanum. Das daſige Theater liegt noch ganz unter der Erde und wir hörten in demſelben das dumpfe Geraſſel der Wagen, die über unſern Häuptern dahinrollten. Einzelne Privathäuſer und einige Straßen ſind bereits ausgegraben worden und liegen nun wieder unter dem freien Himmel. Sie haben denſelben Charakter wie die in Pompeji. Mir kamen dieſe Gebäude wie Miniaturpaläſte und Miniaturwohnungen vor. In einem derſelben befand ſich ein kleines Zimmer mit einem kleinen Altar, auf welchem man den Göttern geopfert hatte — Tauben oder Krammetsvögel, ſo klein war er. In einem tiefen Gefängniß ſind Sklaven und Skelete, an eiſerne Feſſeln befeſtigt, gefunden worden.

Ich übergehe unſere andern Ausflüge, um noch einige Worte über die Villa Reale zu ſagen, in welcher ich gewöhnlich meinen Tag beginne und endige. Denn dort iſt es unbeſchreiblich ſchön am frühen Morgen, wenn der Thau noch auf dem Raſen und auf den kleinen weißen Kleeblüten glänzt, die denſelben ſchmücken, und wenn die Schatten noch dunkel und kühl zu den Füßen der weißen Marmorſtatuen und auf den ſammtweichen Grasplätzen unter den großen Bäumen liegen. Alles iſt ſo ruhig und ſtill, nur die Fontainen ſpielen und plätſchern über dem Baſſin, in welchem Goldfiſche ſchwimmen; und die Sonne, die ihre Strahlen über laubige Haine, weiße Marmortempel und weiße Bildſäulen herabſendet, ſcheint ein wahres Paradies zu beleuchten.

Abends gehe ich wieder dahin und zwar in Geſellſchaft der beiden Verlobten, die dann glücklicher wie gewöhnlich ſcheinen. Dann thut es wohl, dort die kühle Abendluft zu trinken, dem Schlag der Wellen an das Ufer zu lauſchen und den phosphoriſchen Glanz des Waſſers zu betrachten, während weiter hinaus in dem Meerbuſen von Neapel rothe Feuer aus den Fiſcherbooten glänzen, welche damit ihre Beute locken. So wandeln wir umher, während die Schatten um uns dichter werden und der Sternenhimmel über uns heller wird; dabei ſehen wir den Kometen mit ſeinem glänzenden Schweif gleich einem Paradiesvogel den Himmelsraum durchziehen. Wir beſchließen unſern Abend daſelbſt gewöhnlich mit einer Mezza granita (einer Art von Eislimonade) in der kleinen Conditorei im Parke. Zuweilen nehmen wir auch ein Boot und laſſen uns an der Küſte von Puzzuoli hinrudern, an den Ruinen von dem Palaſt der Königin Johanna vorüber, indem wir die Schönheit des Meeres und

den Anblick des blauen phosphoriſchen Feuers genießen, das hier und da unter unſerm kleinen Boot erglänzt, welches das Fahrwaſſer durchfurcht. Zuweilen gehe ich auch allein nach Hauſe, während die Verlobten den prachtvollen Feuerwerken zuſehen, die dann und wann abgebrannt werden, an den letzten beiden Abenden hintereinander zur Ehre der Santa-Brigitta.

So haben wir nämlich promenirt und geſchwelgt; allein ſeit drei Tagen ſind wir durch Gewitter und Regengüſſe an die Stube gefeſſelt. Ich habe dieſe Zeit benutzt, um Tiger zu tödten, d. h. um Briefe zu ſchreiben, die durch das Gefühl unerfüllt gelaſſener Pflicht mein Gewiſſen ſchon lange zerriſſen haben. Gewöhnlich klärt ſich das Wetter eine Stunde nach Mitternacht auf und ſogleich füllt ſich die breite Chiaja mit einer Menge von Equipagen aller Art, unter denen die große Volksequipage Corricolo mit zwanzig bis dreißig Perſonen, Männern, Frauen und Kindern beladen, die darauf ſitzen, hängen und ſchlenkern, man ſieht nicht recht wie, und hinter einem Pferd, welches in vollem Lauſe galoppirt, ſtets mein Erſtaunen und mein Vergnügen ausmacht. Darüber habe ich ſchon früher geſprochen. Aber unter den Beſuchern der großen Promenade habe ich die beſtändigſten ſeit den Zeiten Virgil's vergeſſen, nämlich die Ziegen, die den ganzen Nachmittag hindurch in kleinen Heerden, jede mit ihrem Hirten, von der Seite von Puzzuoli, wo ſie auf der Weide geweſen ſind, in die Stadt hereinkommen, um daſelbſt gemolken zu werden und zu übernachten. Von 4 Uhr nachmittags an höre ich ihre kleinen Glöckchen die Chiaja entlang klingeln, auf welcher ſie, unbeirrt durch das Fahren und Lärmen der großen Welt, an dem Grabe des Dichters vorbeiwandern, der ſie in ſeinen Hirtengedichten ſo oft beſungen hat.

Während ich ſchreibe oder Thiere und Menſchen beobachte, ſingt meine Sommertochter gewöhnlich und befindet ſich jetzt überhaupt in einer Art von muſikaliſchem Rauſche. Wir wohnen in derſelben guten Penſion, in welcher ich bei meiner erſten Ankunft in Neapel wohnte. Ich erhielt mein altes Zimmer mit der Ausſicht nach der Chiaja wieder, meine Sommertochter ein Zimmer nach dem Garten, aus welchem Roſenlorber in ihre Fenſter hereinblickte. Für Waldo fand ſich kein Zimmer im Hauſe, was ſehr verdrießlich war. Von den frühern Gäſten fand ich blos den Diplomaten wieder. Er gehört zu denjenigen Katholiken, die durch das unerwartete Dogma von l'immaculata (der unbefleckten Jungfrau Maria) in ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit und Ehrlichkeit der katholiſchen Kirche ganz und gar erſchüttert worden ſind und weiß nicht mehr, was er glauben ſoll. Er iſt ein Zweifler geworden.

Unter den neuangekommenen Gäſten befindet ſich auch eine Tante meiner Sommertochter, eine öſterreichiſche Freiherrin von ** mit Mann und Tochter, mit welcher ſie (Klein-Elſe) den Winter in Florenz zubringen ſoll. Dieſe ſcheint wenig zufrieden mit ihrer Verbindung mit einem Proteſtanten zu ſein und hat ganz andere Pläne mit ihr gehabt. Dies und die Muſik — denn die ganze Familie iſt muſikaliſch — hat Klein-Elſe einigermaßen von mir und auch von dem guten Waldo abgezogen, der, wenn er kommt und danach dürſtet, die Geliebte ſeiner Seele einige Augenblicke zu genießen, ſie ſtets von Fremden umgeben findet und einen halbzerſtreuten Blick, eine Miene wie von der Prinzeſſin Ilſe von ihr empfängt, die jetzt an ganz andere Dinge zu denken hat und von Schubert oder Chopin und ich weiß nicht von welchen genialen Componiſten oder Compoſitionen eingenommen iſt, die ſie mit ihren muſikaliſchen Verwandten ſpielt oder ſingt. Er wartet ſtill eine Weile, wenn aber die Muſik gar zu lange dauert, geht er mit einem Geſicht fort, das — mir leid thut, wenn ich es ſehe. Aber am nächſten Abend iſt ſie wieder liebenswürdig und ſüß gegen ihn und er, glücklich und entzückt, will gern von Trauringen, vom Tage der Hochzeit und dergleichen Dingen mit ihr ſprechen; aber dann wird ſie ſtill und ernſt und — will nicht antworten. Ich fange wieder an unruhig zu werden und frage mich heimlich: — „Wie ſoll das werden?"

Am 18. October.

Seit einigen Tagen geht es gar nicht gut. Ich weiß nicht, welcher Unglückswind den Prinzen von Villa-Ombroſa hierhergeführt hat, den eleganten Prinzen, der unſerer Prinzeſſin Ilſe erſte Neigung war, ihre Carnevalsflamme, welche jene ſchöne Verſe an ſie richtete, ihr jene reizenden Bouquets gab und ſchwur, daß er ſie ewig lieben würde. Er iſt ein ſchöner junger Mann und — ein großer Tanzmeiſter, wie ich glaube; aber angenehm, muſikaliſch gebildet und ſehr beliebt bei der Freiherrin von **, die ihn im vergangenen Winter in Rom kennen gelernt hat.

Er kommt faſt alle Abende hierher und obwol ich nicht glaube, daß in Klein-Elſe's Herzen eine ernſtliche Neigung für ihn exiſtirt, iſt ſie doch augenſcheinlich hingeriſſen von dem Vergnügen, mit ihm zu muſiciren und zu plaudern. Unter dieſen Verhältniſſen wird der Waldenſer immer ernſter und ſtiller und wenn die elegante niedliche Braut, nachdem ſie ihm vom Pianoforte aus einen kleinen Wink mit den Augen zugeworfen hat, ſich ſeiner Anweſenheit weiter gar nicht zu erinnern ſcheint, ſondern fortfährt, zu muſiciren, ſo geht er ſeines Wegs, ohne ein Wort zu ſagen.

Geſtern kam er ſehr zeitig. Sie und ich waren allein im Salon. Sie hatte an Kopfſchmerzen gelitten und ſpielte, um ſich zu zerſtreuen, auf einer Guitarre, die dem Prinzen zugehörte, während ſie leiſe eine kurze melancholiſche Canzone dazu ſang. Sie ſollte an dieſem Abend mit ihrer Tante eine auswärtige Geſellſchaft beſuchen und war zu dieſem Behuf bereits angekleidet und zwar trug ſie ein ſchneeweißes Kleid mit einem kleinen Strauß lichtblauer Blumen, welche nachläſſig um ihre braunen Haarflechten im Nacken und über den Hals herabfielen; dazu blaue Perlenbänder von großen leichten Perlen um die feinen Handgelenke — ſie war allerliebſt! Waldo kam, beugte ſich zu ihr nieder und wollte ſie küſſen; ſie entzog ihm aber haſtig das lockige Haupt mit einer Miene, als ob ſie ſagen wollte: — „Störe mich nicht!" — Er erblaßte und entfernte ſich, um in kleiner Entfernung von ihr gerade gegenüber Platz zu nehmen; von da aus blickte er ſie ernſt und forſchend an. Als ſie ihre Canzone beendigt hatte, ſah ſie auf, blickte gerade in das ernſte Geſicht ihres Bräutigams und rief ſcherzend aus: „Seht da den großen Hercules! Wie er mich anſieht! Ich glaube gar, er will mir imponiren! Wie komiſch iſt das!" — Sie ſtützte nun ihr kleines Geſichtchen auf ihre beiden Hände und ſah ihn komiſch herausfordernd an; er ſtand auf und näherte ſich ihr. Warum mußte aber auch in dieſem Augenblick die Freiherrin von ** mit ihrer Tochter hereintreten und von ihr verlangen, daß ſie mit der letztern zuſammen das Stück noch einmal durchſingen möchte, mit welchem beide an dieſem Abend glänzen wollten?! — Die Prinzeſſin Ilſe war wieder ganz der Muſik hingegeben und Hercules ging wieder ſeines Wegs.

Heute kam er vormittags und wollte mit ſeiner Braut ſprechen; aber ſie litt an heftiger Migräne und konnte ihn nicht empfangen. Durch Fremde abgehalten konnte ich ebenſo wenig allein mit ihm ſprechen; und er iſt ſeitdem nicht wiedergekommen.

Es iſt Abend und ſchon ſpät. In Elſe's Zimmer iſt alles ſtill; ſie ſchläft und ſieht in ihrem Schlaf aus wie ein unſchuldiges gutes Kind; und das iſt ſie auch, nur überläßt ſie ſich zu ſehr den Eindrücken des Augenblicks. Ich ſehne mich danach, ernſthaft und aufrichtig mit ihr zu ſprechen und ſie zu warnen, daß ſie nicht ihr eigenes und zugleich eines andern Lebensglück aufs Spiel ſetzen möge; aber doch bin ich auch wieder ein wenig bange vor dieſer Unterredung. Habe ich nicht zu weit in das Schickſal dieſes Kindes eingegriffen? — Habe ich überhaupt ein Recht, ſie dahin zu leiten, wo nach meinem Dafürhalten ihr Glück liegt? — Sehe ich auch klar in Bezug auf ihr und auf ſein inneres Verhältniß? — Sieht ſie nicht vielleicht klarer? — Nur Eines Umſtandes bin ich gewiß und zwar deſſen, daß dieſer Zuſtand von Unklarheit und Schwanken ein Ende nehmen, daß ſie aufrichtig gegen ſich ſelbſt und gegen ihn ſein muß; und das muß, das will ich ihr ſagen, ſobald ihre Unpäßlichkeit vorübergegangen ſein wird. Ich weiß, wie gut ſie jedes Wort liebevoller Ermahnung aufnimmt.

Am 21. October.

Klein-Elſe war am Morgen nach dem Tage, an welchem ich zuletzt geſchrieben habe, noch nicht wieder geſund. Die Freiherrin von ** ließ ſich deshalb mit der „Histoire de ma vie" von George Sand in ihrem Zimmer häuslich nieder; ich aber, um meine Unruhe und Ungeduld über die Lage der Dinge einigermaßen zu zerſtreuen, fuhr auf der Eiſenbahn nach Pompeji. Ich wünſchte dieſes großartige Memento mori einmal in tiefer Stille zu beſuchen und mich daſelbſt mit den Todten und mit meinen eigenen Gedanken zu unterhalten. Nach Verlauf einer Stunde war ich dort. Ich nahm mir am Eingang einen Cicerone, der mir ein angenehmer und verſtändiger Mann zu ſein ſchien und ſagte ihm, daß ich in der Stadt nach meinem eigenen Gutdünken umhergehen wolle und daß er mir nur in einiger Entfernung zu folgen brauche.

Der Tag war herrlich, Pompeji hatte außer mir keinen weitern Beſuch und ich ging ungehindert, wohin ich wollte, in dieſer verödeten Stadt. In meinem Gemüth aufgeregt durch die Unruhe des gegenwärtigen lebendigen Lebens wurde mir dieſe Wanderung in den ehemaligen

Räumen der Todten doppelt bedeutungsvoll. Ich ſah wiederum dieſe prächtigen Wohnungen mit ihren kleinen Gemächern, ihren ſchönen Frescogemälden, die oft ſinnliche Scenen darſtellen, ihren Blumengärten mit dem impluvium oder Waſſerreſervoir in der Mitte und mit einer Umgebung von prächtigen Säulen, ihren kleinen muſchelverzierten Fontainen, ihren Götterbildern — dieſe ganze kleine Welt, innerhalb der Thür eines Hauſes eingeſchloſſen. Ja, ſie konnte glücklich darin ſein, die Gattin, die Mutter, welche darin Gegenſtände ihrer Liebe beſaß, welche liebte und geliebt war; ebenſo auch das junge Mädchen, das in den Blumen des Roſengartens und in den Bildern ihres Zimmers halb klare Weiſſagungen eines bevorſtehenden Lebens voller Liebe und Lebensluſt erblickte. Aber eine Tochter oder Schweſter, welche nicht geliebt war? — Eine verlaſſene Gattin? — Oder eine Frau, für welche das Leben in der Stube zu beſchränkt war, die aber ihre Freiheit nicht dadurch erkaufen mochte, daß ſie eine Laïs oder Aspaſia wurde? — O, wenn doch die Frauen recht bedächten, wie viel ſie dem Chriſtenthum zu danken haben! — Die Zeit der ſtillen Seufzer iſt vorüber und das Forum der Menſchlichkeit iſt für jede denkende und fühlende Seele zugänglich. Ein Geiſt der Gerechtigkeit, Billigkeit und Geſchwiſterlichkeit weht über die Gefilde und Wohnungen der Erde. Das Haus iſt nicht mehr gleich einem Gefängniß verſchloſſen, freie Bahnen für Arbeit, Talent und Menſchenliebe ſtehen mit ihm in Verbindung. Das Leben iſt für die größere Menge freier, edler, glücklicher geworden und wird dies mit jedem Tage immermehr, Dank ſei ihm, der das Geſetz der Liebe Gottes verkündete und durch ſein Leben vollendete!

Ich ging wiederum durch die Straße der Grabdenkmäler — die Via Appia von Pompeji — und ruhte eine Weile auf der halbrunden großen Marmorbank aus, in deren Rückenlehne mit großen Buchſtaben eingegraben ſteht: — „Mamia sacerdotessa" (die Prieſterin Mamia). Hinter dieſer Bank, in einer thalartigen Vertiefung ſteht das ſchöne, noch ſehr wohl erhaltene Marmordenkmal dieſer Prieſterin. Zu jener Zeit wurden nur einige wenige Frauen geehrt, die durch Schönheit oder bürgerliche Tugenden ausgezeichnet waren. Das war ein großer Gedanke und das Erbe deſſelben iſt vielleicht von den Menſchen unſerer Zeit nicht ſo gepflegt worden, wie es hätte gepflegt werden ſollen.

Von einem noch wohlerhaltenen Theil der Mauern Pompejis überblickte ich die Stadt. Still wie ein Todter auf ſeiner blumenbedeckten Bahre liegt ſie auf der Campagna Felice am Auslauf des Sarno in das Meer, umringt von den fruchtbaren, mit Weinreben bekleideten Hügeln des Torre del Greco am Fuße des Veſuv. Der Gipfel des Berges rauchte ruhig und er ſchien beim Glanz der Mittagsſonne wie von einem bunten Sammtmantel eingehüllt. Die gebändigten Lavaſtröme ſchimmerten daran wie glührothe Stickereien. Der Vulkan ſtand da wie ein gewiſſenloſer Despot, ſeine Mittagspfeife im ſüßen far niente ruhig fortrauchend, während ſein Opfer ohne Klage und ohne Murren ſtumm für ewig zu ſeinen Füßen lag.

Doch nicht ſtumm; noch ſprechen ja ſeine Blicke aus ſeinen Mauern, dieſe wunderbar ſeelenvollen Blicke. Ich ſah beim Abſchied von Pompeji ein paar Augen, die ich nie vergeſſen werde. Unweit von der Straße der Gräber war an einer grauen Mauer ein Frauenkopf mit einem Haarſchmuck von Schlangen. Die Schlangen waren bis zur Unkenntlichkeit verbleicht, aber das junge ſchöne Geſicht trat noch kräftig hervor, mit Augen voller Thränen, voll ſtummer Verzweiflung und zum Himmel emporgerichtet. Dieſer ſuchende Blick mit dieſer ſtummen ſchmerzlichen Frage, von der Unglücklichen, von der Sünderin, lebte alſo auch in dem heitern Pompeji, mitten unter deſſen ſchönen Wohnungen, deſſen lebensluſtigen Fresken! Wie verzehrend muß ſie aber empfunden worden ſein, ehe ſie von dem damals noch unbekannten Gott eine Antwort erhielt!

Als ich am Abend dieſes Tags nach Neapel zurückkam, war mir zu Muthe, als wenn ich ein Bad in ernſten reinigenden Gedanken genommen hätte. Das Leben lag vor meinem Blick in einem Licht, welches mir das Gefühl einflößte, daß ich nun mit meiner Sommertochter ſo würde ſprechen können, daß alles wieder gut werden könnte. In welcher Weiſe das geſchehen würde, wußte ich zwar noch nicht; aber klar muß es werden; und mag nun infolge deſſen das Verhältniß zwiſchen beiden gelöſt oder noch feſter geknüpft werden, rein und gut muß es in jedem Falle ſich geſtalten; das Halbe und Schwankende muß daraus verſchwinden. Ach, ſo habe ich oft gefühlt und gegiaubt und habe danach gehandelt; aber — — —

Elſe hatte das Bett verlaſſen. Sie ſaß am Pianoforte und phantaſirte, augenſcheinlich ver-

gessend, daß andere Personen in ihrer Nähe waren. Ich ging hinaus auf den vor dem Salon befindlichen Balcon und fand einen eigenthümlichen Genuß darin, ihren Variationen von wenigen Tönen zuzuhören, deren Innigkeit und Lieblichkeit mir zum Herzen ging und die fortwährend, aber jedesmal mit einem neuen Accent, wiederkehrten. Ich fühlte, daß diese Töne aus ihrem Herzen kamen und ahnte davon alles Gute. Die Dämmerung nahm zu; man fing an in der Villa Reale die Lampen anzuzünden; die Feuerströme auf dem Vesuv glimmten, wiewol fast unbeweglich, noch immer roth durch die zunehmende Dunkelheit. Noch immer spielte Else, dieselben süßen, innigen, melancholischen Töne modulirend.

— „Wenn sie geendigt hat" — sagte ich mir —, „so werde ich sie hierher rufen und dann werden wir sprechen."

Da wurde ich plötzlich von hastigen Schritten und von einer großen Gestalt ganz in meiner Nähe überrascht.

— „Waldo!" — rief ich erfreut und reichte ihm die Hand. Er drückte die meinige und ich fühlte, daß seine Hand brennend heiß war.

— „Ich suchte Sie" — sagte er leise. — „Ich wollte Ihnen — — — Lebewohl sagen!"

— „Lebewohl? — Wie? — Warum denn?"

— „Ich reise noch in dieser Nacht ab" — fuhr er fort, indem er laut und schnell, wie infolge einer heftigen, aber unterdrückten Bewegung sprach —, „ich reise nach Sicilien und von da nach Griechenland oder nach Alexandrien, — ich weiß noch nicht, nach welchem von beiden, — mit dem ersten Fahrzeug. Ich kann, ich darf nicht länger hier bleiben, ihretwegen und meinetwegen nicht. Ich weiß es jetzt, ich habe es bemerkt, ich habe es eingesehen, sie liebt mich nicht, sie kann mich nicht lieben; sie hat es versucht, sie hat es gewollt, aber — sie kann nicht und ich will und werde sie nicht zwingen, ohne Liebe die Meinige zu werden. Nein, ich will mich diesem Kind nicht aufzwingen, ich will die Güte oder Schwäche ihres Herzens nicht misbrauchen. Die Liebe zu ihr, die Achtung vor mir selbst verbieten mir dies gleichmäßig. — — — Ich würde mich selbst verachten, wenn ich — — Sagen Sie ihr, daß ich sie stets lieben werde, daß sie aber frei ist. Aber sagen Sie ihr dies erst, wenn ich fort bin, damit sie verhindert ist, bei der Weichheit ihres Herzens sich und mich zu täuschen und wieder etwas zu versprechen, was sie nicht halten kann. Aber Sie, die Sie ihre mütterliche Freundin sind, wachen Sie über sie; verhindern Sie, daß sie nicht von dieser selbstsüchtigen Frau — ihrer Tante — und von diesem Schmetterlingsprinzen betrogen wird, der von Blume zu Blume flattert! — Mag sie für ihre unschuldigen Phantasieen, für ihre Kindergärten und für ihre zwölf Freundinnen leben, falls sie nicht einen Mann findet, der sie so glücklich machen kann, wie ich es wollte. Aber deswegen muß sie unabhängig sein. Ich kenne jetzt ihre Verhältnisse und ihre Fähigkeit für Geschäfte hinreichend, um zu wissen, daß ihr kleines väterliches Erbtheil für sie nicht ausreichend sein kann. Sie müßte Mangel oder Noth leiden, wenn sie nicht Geld damit verdienen will, daß sie Unterricht in der Musik gibt, was bei ihrer Natur und bei ihren Gesundheitsverhältnissen nur eine andere Art von Noth für sie sein würde. Dieser Gedanke ist mir unerträglich. Wenn ich sie verlasse, muß ich wissen, daß sie gegen derartige Bitterkeiten des Lebens gesichert ist. Ich habe Verbindlichkeiten zu erfüllen und besitze nicht genug Vermögen, um alles für sie thun zu können, was ich wünsche; aber ich habe in der Bank von Genua und in marseiller Fonds Gelder für sie niedergelegt, die ihr in Verbindung mit ihrem eigenen kleinen Vermögen eine sorgenlose Existenz sichern werden. Und nun kommt meine Bitte an Sie. Sie darf nie erfahren, daß diese Gelder von mir herrühren. Ihr Stolz oder ihr Ehrgefühl würde ihr nie gestatten, davon Gebrauch zu machen. Sagen Sie ihr, ich bitte Sie darum, daß es aus dem Testament eines entfernten Verwandten oder eines verstorbenen Freundes ihres Vaters herrühre. Sie ist kindlich und harmlos genug in solchen Dingen, um dies ohne weitere Fragen zu glauben. Versprechen Sie mir, es so vorzubringen, daß sie es glauben kann und nehmen Sie dieses Geld hier für sie, übergeben Sie es ihrem Onkel, der ist ein braver Mann, und lassen Sie es ihr durch diesen zukommen. Ich hatte es zur Morgengabe für meine Frau bestimmt, — ich wollte mir eine Freude daraus machen, sie auf diese Weise, auch als meine Frau, gänzlich unabhängig von mir zu stellen; nun soll es ihre Unabhängigkeit in anderer Weise sichern! — — Es wird mir Trost gewähren, daran zu denken, wenn ich sie nicht mehr sehe, sie nicht mehr höre, wenn ich weit fort von ihr bin! — O dieses Kind! Dieses Kind!"

Er bedeckte sein Angesicht mit seinen Händen; ich hörte, daß er weinte.

— „Waldo!“ — ſagte ich tiefgerührt. — „Sie ſind ein edelmüthiger Mann. Und was wird aus Ihnen ſelbſt?“

— „Aus mir? — Ich — werde unvermählt ſterben. Ich bin an Einſamkeit, an Einſamkeit des Herzens gewöhnt! In meiner Kindheit ſtand ich allein und empfand dies bitter. Dann kamen die Geſchäfte und Intereſſen des gewöhnlichen Lebens und nahmen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſodaß ich darüber die Leere in meinem Herzen und in meinem Hauſe vergaß. Einmal glaubte ich zu lieben und hielt mich für geliebt; allein ich fand mich getäuſcht und entſchloß mich, ferner mein Glück nicht weiter in der Liebe eines Weibes zu ſuchen. So traf ich dieſes Kind und liebte nun zum erſten mal von ganzer Seele und von ganzem Herzen. Ja, ich habe es angebetet, dieſes junge Mädchen, dieſes wunderbare Kind; ich glaubte mit Beſtimmtheit es glücklich machen zu können; ich glaubte, daß wir füreinander paßten; und dieſe Liebe und der Wille, für ſie zu leben, machten mich wieder jung. Vielleicht war dies eine Selbſttäuſchung; vielleicht bin ich zu alt für ſie. Sie iſt ſo jung, ſie iſt noch ein Kind. Wie ſoll ſich der Herbſt mit dem Frühling verbinden können? — Nun gut! — Dieſe Thorheit, dieſer Traum iſt vorüber. Heiter wird nunmehr der Abend meines Lebens nicht werden, aber auch nicht düſter. Ich kann arbeiten und — aber ich muß abbrechen; es iſt ſpät. Sagen Sie ihr, daß ich ſie liebe, daß ich ſie ſtets lieben werde und daß ſie mich wiederſehen wird, wenn ich ein alter Mann bin, wenn ſie eine blühende glückliche Gattin und Mutter iſt; dann — dann werde ich kommen und ſie — — noch einmal — — ſehen. — — Und nun, Dank und Segen für Ihre Freundſchaft! — Gedenken Sie deſſen, was Sie mir verſprochen haben und — leben Sie wohl!“

Er umarmte und küßte mich und ich fühlte ſeine Thränen auf meinem Geſicht. Ich ſelbſt weinte wie ein Kind und war kaum im Stande zu ſprechen. Ich hielt ihn jedoch zurück und preßte die Worte hervor: — „Verſprechen Sie mir, daß Sie Sicilien nicht eher verlaſſen, als bis Sie nochmals von mir gehört haben!“

Allein er antwortete mir nicht, drückte heftig meine Hand und eilte hinweg.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

II. Alexander von Humboldt.

Das unerhörte Aufſehen, welches im vorigen Jahre der Briefwechſel Humboldt's mit Varnhagen erregte, verdankt derſelbe weit weniger dem an ſich wenig bedeutenden Inhalte der Briefe als den vertraulichen Mittheilungen, die der Freund mündlich erhielt und jedesmal ſofort ſorgfältig, mit der beſtimmten Abſicht künftiger Veröffentlichung in ſein Tagebuch eintrug.

Dieſe mündlichen Herzensergießungen über Zuſtände des verfloſſenen Jahrzehnds und die betheiligten hervorragenden Perſonen, von dem ausgewieſenen Schriftſteller bis zum Könige hinauf, zeigten uns in Humboldt weder den großen Naturforſcher, wozu keine Veranlaſſung, noch den gewiegten Politiker, noch auch den geiſtreichen und feinen Beurtheiler der öffentlichen Dinge, wol aber beſtätigten ſie, was der „Kosmos“ nur als allgemeine Idee erkennen ließ, auf vielfältige, gewiſſermaßen praktiſche Weiſe, daß Humboldt trotz ſeines Kammerherrnſchlüſſels ſowol in religiöſer als politiſcher Beziehung ein durchaus freigeſinnter Mann war. Das Buch gab viel Aergerniß in höhern und höchſten Kreiſen und zu leugnen iſt gewiß nicht, daß hauptſächlich dieſer Umſtand die Verbreitung deſſelben gefördert; aber jetzt gehört es der Zeitgeſchichte an und iſt, unbekümmert um Aergerniß oder heimliche Freude, die es bereitet, für den Hiſtoriker ein wichtiges Document geworden, das ihm manchen Zug zur Charakteriſtik des Jahrzehnds liefern wird.

Seitdem erſchien eine neue Sammlung von Briefen Humboldt's und Aufzeichnungen über ihn unter dem Titel: „Briefwechſel und Geſpräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1847 bis 1856“ (Berlin, Franz Duncker, 1861).

Dieſe Schrift hat dieſelbe äußerliche Form wie der Humboldt-Varnhagen'ſche Briefwechſel, indem auch hier eine kurze Reihe flüchtiger Schreiben des ſo viel in Anſpruch genommenen greiſen Weltforſchers abwechſelt mit ausgeführten Berichten über ſeine Perſönlichkeit, ſein geiſtiges Schaffen, ſeine Beziehungen zum Hofe, zu den Größen der Literatur, zur Wiſſenſchaft und zur ganzen gebildeten Menſchheit, der er weit über ein halbes Jahrhundert hindurch eine fernhin aufhellende milde Leuchte geweſen.

Aber es iſt zwiſchen beiden Sammlungen ein bedeutender Unterſchied. Dort ſteht dem Heros

der Wiſſenſchaft ebenfalls eine vollkommen fertige geiſtige Geſtalt gegenüber, zwar kein Heros, doch eine in ſich abgeſchloſſene, Anerkennung gebietende Eigenthümlichkeit; beide haben eine ruhm- und einflußreiche vieljährige literariſche Wirkſamkeit hinter ſich, auf verſchiedenen Gebieten, aber in einem Punkte zuſammentreffend, nämlich in der ſorgfältig ſeinem Abwägung des ſprachlichen Ausdrucks. Hier dagegen empfängt ein für Freiheit, Wiſſenſchaft und Kunſt begeiſterter Jüngling mit der ſchönen Hingebung, die der unzweifelhaften Größe gegenüber die einzig berechtigte Waffe, von dem altersgrauen Weiſen mit dem jugendlich friſchen Herzen Worte aufmunternder Anerkennung, Gaben der Zuneigung zu unauslöſchlichem Andenken, zwanglos und anmuthig geſpendete Aufklärung über Welt und Menſchen, über Bücher und Zuſtände, über Vergangenheit und Gegenwart, über das Leben des Geiſtes und der Natur. Können wir uns des Bedauerns und eines gewiſſen Grolls nicht erwehren, wenn wir den durch die äußern Verhältniſſe, in denen er lebte, bisweilen tief Niedergedrückten ſich im vertraulichen Geſpräch mit Varnhagen nicht ohne Bitterkeit ſchadlos halten ſehen für das Schweigen, zu welchem er der Welt gegenüber verurtheilt war, ſo überkommt uns dagegen bei den Unterhaltungen mit dem jugendlichen Freunde die heilige Stille der Betrachtung, die lächelnde Ruhe des in ſich ſelbſt ſichern, ungeſtört fortwebenden Geiſtes. Es iſt nicht zu verkennen: Humboldt ſprach zu dem Jünglinge, der an ſeinen Lippen hing, mit der bewußten Abſicht, in ihm etwas Gutes zu wirken; auf dieſen Zweck hin zielen ſeine mündlichen und ſchriftlichen Worte, ſo die Art, wie er ihm einige Andenken verehrte; aber gibt es ein liebenswürdigeres, menſchlich-höheres Verhältniß als dieſes geiſtige Samenſtreuen und -Empfangen? In der Darſtellung eines ſolchen Verhältniſſes liegt der hauptſächliche Reiz der nicht umfangreichen, aber durch den Inhait wahrhaft erquickenden Schrift.

Der Herausgeber, dem das Glück, von Humboldt geliebt und geſchätzt zu werden, zu Theil wurde, verſchweigt uns ſeinen Namen, kennzeichnet ſich aber durch die Angabe verwandtſchaftlicher Beziehungen für den Kundigern beſtimmt genug. Dem allgemeinen Leſerkreiſe wird genügen, daß er es mit einer trefflichen Natur zu thun hat, die mit voller Unbefangenheit dem großen Mann entgegentrat und ſich nicht an denſelben herandrängte, um ihn zum Behuf eines intereſſanten Journalartikels auszuhorchen. Das mochte Humboldt erkennen; deshalb blieb auch er unbefangen und ſprach mit der Offenheit des unbedingten Vertrauens. Im Spätherbſt des Jahres 1848 beſuchte ihn der Herausgeber zum erſten male im königlichen Schloſſe zu Potsdam. Es konnte nicht fehlen und Humboldt vermied es in keiner Weiſe, daß das Geſpräch auch die Zeitverhältniſſe berührte. Man erinnere ſich, wie die Wogen der Freiheitsbegeiſterung damals ſchon mächtig niedergingen und der Gegenbewegung Raum ließen und mancher Vorlaute ſich nach Schutz bei der Gegenpartei umſah; in ſolchen Tagen ſchätzte ſich Humboldt glücklich, dieſe Zeit noch erlebt zu haben.

„Ich ſah lange vorher", ſagte er, „daß es ſo kommen mußte; nur hätte ich gewünſcht, daß es auf andere Weiſe gekommen wäre. Man hätte vor ſieben, acht Jahren anfangen ſollen zu concediren; man hätte von oben dem Drange der Zeit folgen ſollen, ſtatt ſich ihm entgegenzuſtemmen, wo denn endlich alle Schleuſen brechen mußten. Ich bewahre aber trotz alledem die Gewißheit des Guten: es wird ſich alles wieder ins Gleiche ſetzen." Und ein Jahr ſpäter, bei anderer Gelegenheit, wo der Herausgeber ſeine Freude darüber ausſprach, ſo freie Aeußerungen aus ſeinem Munde zu hören, unterbrach er ihn raſch und fragte mit eigenthümlich erſtauntem Ausdruck: „Aber haben Sie denn je an meiner Geſinnung gezweifelt? Seit 1789 bin ich gewiß über meine Richtung und ich denke, das iſt deutlich in allen meinen Schriften zu leſen."

Aber wir lernen hier Humboldt nicht blos als freiſinnigen, ſondern auch als deutſch geſinnten Mann kennen. Er folgte mit lebhafter Theilnahme den Beſtrebungen für die Einheit Deutſchlands, deren „faſt unüberwindliche Schwierigkeit" er freilich nicht verkannte; er geißelte mit ſcharfer Ironie die deutſche Kleinſtaaterei, beklagte die fanatiſche Unterdrückung der Freiheit damals in Oeſterreich und erkannte es als Nothwendigkeit, daß Preußen die Initiative ergreife und Deutſchland vom Untergang rette. Wie wenig Preußen in den folgenden Jahren dies als ſeinen Beruf erkannte, ja nicht einmal im eigenen Hauſe mit ehrlichem Ernſte die eben erſt gegründete verfaſſungsmäßige Ordnung aufrecht erhalten und vervollkommnen wollte, darüber ſprach Humboldt gegen Varnhagen manch bitteres Wort; dem jungen Freunde gegenüber fand er dazu weniger Veranlaſſung.

Mit warmer Theilnahme gedachte Humboldt bei verſchiedenen Gelegenheiten der zahlreichen Opfer der jüngſt verfloſſenen Jahre, ſo mancher, die, mit den ſchönſten Fähigkeiten begabt, durch Tod, Exil oder Gefangenſchaft dem Vaterlande entriſſen wurden. Nächſt der gegen die Freiheit des Denkens und der wiſſenſchaftlichen Forſchung gerichteten Verfolgung, meinte er, gebe es keine haſſenswerthere Tyrannei als die Rachſucht politiſcher Factionen, und doppelt gehäſſig zeige ſie ſich, wenn ſie unter dem heuchleriſchen Schein einer höhern Pflicht auftrete oder, wie jetzt in Frankreich, den ehrgeizigen Planen eines „Abenteurers" diene. Die ſogenannten rettenden Thaten und Staatsſtreiche verurtheilte er im allgemeinen wie beſonders in dieſem einzelnen Falle. Die Uſurpation Ludwig Napoleon's fand er darin charakteriſirt, daß ſie neben der Gewalt ein überwiegendes Element der Hinterliſt geltend mache. „Ein ganzes Syſtem täuſchender Ideen", ſo ſchildert er dieſe Art von Herrſchaft, „wird wie ein fertiges Glaubensbekenntniß propagirt und glänzende Programme von Verſprechungen und Reformen ſollen das Volk über den Verluſt ſeiner Freiheit täuſchen. Der Anblick dieſer Zuſtände ſtimmt doppelt traurig im Angeſicht der abenteuerlichen Gruppe von Sophiſten, Speculanten und zweideutigen Charakteren jeder Gattung, die ſich in den Vordergrund der Nation drängen und wenn man das ruere in servitium beobachtet, welche den Planen des Uſurpators in der Maſſe des franzöſiſchen Volks zu Hülfe kommen." Die geiſtigen und politiſchen Bewegungen in Italien erſchienen ihm dagegen hoffnungsreich und berechtigt. Deshalb billigte er es, daß auf den jungen Freund bei ſeinem Aufenthalt in Italien in den Jahren 1852 und 53 nicht blos die göttliche Natur, ſondern, was auch Natur und von ihr unzertrennlich das italieniſche Volk für einen nachhaltigen Eindruck geübt. „Welche wunderbare Macht iſt von dort ausgegangen! Dante und Michel Angelo und erſte Geſchichtſchreibung und politiſche Freiheitsideen und Gründung aller Theile des Naturwiſſens: Anatomie, Botanik, Phyſik; alle Künſte: Malerei, Bildhauerkunſt und Muſik. Kein neueres Volk in Europa kann ſich mit dieſem ſchaffenden Ruhme meſſen. Dazu, nach langer Unterdrückung und Erniedrigung, noch immer viel hoher Sinn."

Die Ueberſiedelung des Herausgebers nach London, die an die Stelle einer beabſichtigten Auswanderung nach Nordamerika trat, gab Humboldt Veranlaſſung zu treffenden Aeußerungen über die Volksthümlichkeit beider Länder. Bei aller Hochachtung für die einen und die andern konnte er doch an den Anglo-Amerikanern eine gewiſſe barſche Brutalität der Anſichten und des Betragens nicht ableugnen und in Beziehung auf beide geſtand er ein, daß es allerlei Fragen gebe, die man weder mit den Engländern noch mit den Amerikanern ſo unbefangen discutiren könne als mit der Elite unſerer deutſchen Landsleute. Die engliſche Verfaſſung aber und die durch dieſelbe ſo feſt begründete Freiheit und das kräftige Volksleben hatten ſeine volle Sympathie. Als der Herausgeber im Jahre 1856, eines traurigen Familienereigniſſes wegen, von England herüberkam und ſich über die Stille und Beengtheit unſers öffentlichen Lebens im Vergleich zu England ausſprach, meinte Humboldt: „Ich begreife Ihre Empfindung ſehr gut. Es iſt in England mit der Freiheit wie mit geſunden Zähnen. Man ſpricht nicht davon und denkt nicht daran, daß man ſie hat; man gebraucht ſie als natürliche, ſelbſtverſtändliche Werkzeuge des täglichen Lebens. Hier beginnt dann plötzlich die Reflexion wieder, weil die Zähne zu ſchmerzen anfangen." Doch war er keineswegs der Meinung, daß die engliſche Verfaſſung bei ihrer Vortrefflichkeit darum auch für unſere deutſchen Verhältniſſe paſſend ſei und er tadelte es an Dahlmann's „Politik", daß ſie eine Normalverfaſſung nach engliſchem Muſter aufſtellen wolle. In Beziehung auf die engliſchen Frauen, denen ſo oft eine förmliche Abgeſchloſſenheit und ſteife Pruderie zum Vorwurf gemacht werden, verwies er im Gegentheil auf ihr lebhaftes Intereſſe an der Oeffentlichkeit und an geiſtigen Dingen, durch das ſie ſich friſch bis ins Alter zu erhalten wiſſen. „Betrachten Sie nur", fügte er bei, „die frühalten, ſequeſtrirten Frauenzimmer, wie man ſie ſo oft bei uns in Deutſchland findet, während bei den engliſchen und franzöſiſchen Damen, die in der Geſellſchaft und im Salon leben, die Jugend, möchte man ſagen, im Alter erſt recht beginnt!"

Außer ſolchen allgemeinern Betrachtungen, die entſchieden vorwalten im Vergleich zu den Geſprächen mit Varnhagen, liegen uns auch eine Reihe treffender Urtheile über Perſönlichkeiten vor, weniger über Fürſten und Miniſter als über Schriftſteller und Gelehrte. Mit höchſter Anerkennung wird von dem Geiſte und den Forſchungen Otfried Müller's, ebenſo von Böckh geſprochen. Karl Ritter wird nicht blos als großer

Forſcher, ſondern auch als humaner und liebenswürdiger Menſch geſchätzt; nur daß ſeine religiöſen Tendenzen hier und da ein gewiſſes Dämmerlicht über ſeine Anſichten verbreiten. An dem Hiſtoriker Ranke tadelte Humboldt die halb philoſophiſch-conſtruirende, halb artiſtiſche Tendenz und vermißte in ihm die Tiefe und Freiheit des Empfindens, welche ſtets die Baſis einer geſunden Geſchichtsanſchauung ſei; er verwies dabei auf die ungenügende Schilderung Luther's, auf die Beſchönigung der Greuel Friedrich Wilhelm's I., auf die Beurtheilung Friedrich's des Großen und ſeiner Freunde. Auch in Betreff Niebuhr's bedauerte er, daß er nicht zum Zuſammenhang einer freien Weltanſicht gekommen; er habe den Freiheitsdrang der Menſchheit in der Geſchichte nicht verſtanden und was er an den römiſchen Tribunen hochgehalten, in der neuern Zeit und Gegenwart mit Bitterkeit verurtheilt, wie er ja auch eigentlich nur aus Aerger über die Julirevolution geſtorben ſei. Das führte auf den Miniſter von Stein, deſſen Ruf ausgemachter Freiſinnigkeit Humboldt, auf einen ganzen Briefwechſel von ihm geſtützt, nicht ſo uneingeſchränkt als verdient zugeben konnte; denn als naſſauſcher Baron machte er, ſeinem Landesherrn gegenüber, ſehr hartnäckig alle feudalen Rechte geltend und am Ende ſeiner Laufbahn ſei er mit dem Gedanken geſtorben, daß er doch wol den lieben Gott wegen Aufhebung der Zünfte um Verzeihung bitten müſſe. Wer die Lebensentwickelung Stein's, des Begründers der bürgerlichen Freiheit in Preußen, vollſtändig ausverfolgt, wird allerdings einen merklichen Unterſchied zwiſchen der Epoche von 1806 und den Jahren der Provinzialſtände an ihm wahrnehmen und das ſcharfe Urtheil nicht ohne weiteres verwerfen können. Auch über Heinrich Heine ein Wort. Daß er die dichteriſche Begabung deſſelben nicht gering ſchätzte, wiſſen wir anderswoher; hier erfahren wir, wie ſeine Perſönlichkeit ihn abſtieß und die Brillanz des Stils ihm nicht den Mangel an Moralität, an einem ſichern Halt der Meinungen in ſeinen Schriften erſetzen konnte. Sein inniges Verhältniß zu Arago bezeichnet Humboldt bei Gelegenheit des Gerüchts, daß er zur Stärkung ſeiner Geſundheit ein wärmeres Klima aufſuchen werde, aufs treffendſte mit den Worten: „Was ſoll ich im ſüdlichen Frankreich thun? Reiſte ich überhaupt, ſo würde ich nach Paris zu Arago gehen, der mich mehr intereſſirt als alle klimatiſchen Einflüſſe auf meine Geſundheit."

Es war ein feierlicher Moment für den Herausgeber, als er einmal verſuchte, Humboldt zu einem Geſpräch über Philoſophie zu veranlaſſen und dieſer ſogleich ſeine Competenz hierin entſchieden zurückwies. Nur in der Kant'ſchen Philoſophie meinte er ein wenig bewandert zu ſein; im übrigen habe er nicht ſo viel leſen und nachdenken können, als zur gründlichen Kenntniß dieſer Gegenſtände nothwendig ſei. Er gab zu, daß der „Kosmos" manche Anregungen zu philoſophiſcher Betrachtung enthalte; allein von dem, was in talentvollen Menſchen auf ſolche Weiſe geweckt werde, habe der Anregende *ſelbſt* oft wenig gewußt. Wie er ſich dann über die Ewigkeit der Welt, über die Materie, über das Organiſche und ſpäter einmal über die Unſterblichkeit der Seele ausſpricht, zeigt deutlich ſeinen Widerwillen gegen ſpeculative Feſtſtellungen. Am wenigſten ſcheint er von der Operation des „reinen Denkens" in der Handhabung der Hegel'ſchen Lehre, der „aus der Piſtole geſchoſſenen Philoſophie" gehalten zu haben, „jener dialektiſchen Magik, die erklärt, wie das Sein und das Nichts abſolut verſchieden und dennoch daſſelbe ſind". Da indeß dieſes Syſtem einen ſo tiefgreifenden Einfluß auf die deutſche Bildung ausgeübt, ſo mußte er es doch billigen, daß ſein junger Freund ſich näher damit bekannt machte. Die geſchichtliche Auffaſſung fügte ſich ihm weit harmoniſcher zu dem Standpunkte der Naturbetrachtung als die philoſophiſch-ſpeculative, und erkannte er ſich in der Philoſophie als Laien, ſo fühlte er ſich in der Geſchichte faſt ſo heimiſch als in der Natur. Daher die treffenden Urtheile über die bedeutendſten Hiſtoriker, wie namentlich auch über die franzöſiſche Geſchichtſchreibung der neueſten Zeit. Es kommen auch einige bedeutende Stellen vor, wo der Lehrer vor ſeinem lernbegierigen Schüler gewiſſe Naturverhältniſſe, ſelbſt aus dem Gebiet der Aſtronomie, ſo eingehend entwickelt wie nirgends in den Varnhagen'ſchen Unterredungen; überhaupt führt uns der Herausgeber Humboldt meiſt in der ſo wohlthätig berührenden Haltung des behaglichen Entwickelns und geiſtigen Hingebens vor, während wir ihn bei Varnhagen nicht ſelten leidenſchaftlicher Erregung Raum geben ſehen; hier ſpricht er gleichſam im fremden Hauſe, dort in der heiligen Ruhe des eigenen Herdes. Manches findet ſich auf dieſelbe Weiſe in beiden Briefwechſeln; dahin gehören die Bemerkungen über den König Ernſt Auguſt von Hannover und die unfürſtlichen

Worte aus dem Munde deſſelben, die Klagen Humboldt's über den Zwang ſeiner Stellung bei Hofe, über die Mislieblgkeit ſeiner Perſon bei der reactionären Partei und über die polizeiliche Beaufſichtigung ſeiner Correſpondenz; die Mittheilungen bei Varnhagen gewinnen dadurch nicht wenig an Glaubwürdigkeit.

Einen beſondern Werth geben der vorliegenden Schrift die überaus anziehenden Schilderungen der würdevollen, menſchenfreundlichen, wahrhaft liebenswürdigen Perſönlichkeit Humboldt's. Zwei dieſer Stellen mögen hier einen Platz finden. „Ehrwürdig und von humaner Schönheit war ſeine Erſcheinung und unwillkürlich bewundernd ruhte der Blick immer wieder auf der hohen, genialen Forſcherſtirn, auf den großartigen Formen der von Heiterkeit und Wohlwollen beſeelten Geſichtszüge, auf dem geiſtvoll beredten Munde, dem der klare Blick ſeiner blauen Augen doppeltes Leben verlieh. Er ſchien mir nicht allein die Natur durchforſcht, ſondern auch ihre Kraft und Jugend in ſich aufgenommen zu haben." Die andere Stelle ſchildert unübertrefflich den Eindruck der mündlichen Unterhaltung mit Humboldt. „Mit ihm zu verkehren, war im wahren Sinne ein Wandeln auf den Höhen der Menſchheit. Seine Hand zertheilte mit leichtem, luftigem Finger das über der Welt lagernde Gewölk wie die Nebelgebilde der Seele; die Formen der Vergangenheit und der Zukunft, der Geſchichte und der Natur erſchienen in klarer Gliederung vor dem unbefangen verweilenden Blick und die einfache Gegenwart ſeiner humanen Größe erregte zu Gefühlen der Harmonie, der Hoffnung und neuen, frohen Strebens."

Was Humboldt's brieflichen Verkehr betrifft, der ausgedehnter war, als es wol je bei einem Privatmanne vorkommen mag, ſo iſt es ein ſchönes Zeichen ſeines edeln menſchlichen Sinnes, daß er ſich bis zu ſeinem Tode nicht entſchließen konnte, einen Secretär anzunehmen, ſondern jede Zeile ſelbſt ſchrieb, indem er der Meinung war, daß durch den Gebrauch einer fremden Hand etwas Steifes, Geſchäftsmäßiges in die Correſpondenz komme, wie z. B. bei den Goethe'ſchen Briefen, während man durch ein paar einfache, ſelbſtgeſchriebene Worte ſo oft erfreuen könne und zugleich den Gegenſtand nicht ſelten raſcher erledige. Darum pflegte er auch nur ſolche Mittheilungen, und meiſtens kurz, zu erwidern, denen eine beſtimmte Frage, Bitte oder ſonſtige Nöthigung baldiger Antwort zu Grunde lag. Daß ſolche Nöthigung nicht immer eine geſchäftliche zu ſein brauchte, ſondern auch der reine Zug des Gemüths ihn noch im höchſten Alter zu längerm Schreiben als gewöhnlich veranlaſſen konnte, beweiſt der nachfolgende Brief vom 9. Auguſt 1850 an den Herausgeber, als dieſer ihn durch die Abſchrift eines Gedichts, in welchem er ihn feiert, und einen friſchduftenden Blumenſtrauß erfreut hatte. Dieſer Brief iſt ſo ganz in dem anmuthigen, lebensfreudigen und liebenden Geiſte des geſchilderten Verhältniſſes geſchrieben, daß die vollſtändige Mittheilung deſſelben wol allen unſern Leſern angenehm ſein wird:

„Ich habe Ihnen zwiefach zu danken, mein theuerer **, für die Blüten des Geiſtes und die ſchönen, aber vergänglichern der irdiſchen Welt. Wie könnten Sie zweifeln an dem Eindruck, den mir die tiefe Wahrheit Ihrer Gefühle, der Ausdruck Ihrer herzlichen Anhänglichkeit an mich gelaſſen! Ich bin innigſt gerührt von Ihrem ſo liebevollen Zutrauen und wenn ich die Form, die Schönheit der Sprache in Ihrem Gedicht gelobt habe, ſo war es wahrlich nicht, als zöge ich Form und Sprache dem vor, was die reine, tiefe, ſtille Quelle von allem iſt, was den Menſchen erhebt und veredelt. Pflegen Sie ſorgſam die Gaben, welche die Natur in Sie gelegt! Bewahren Sie einen freien, deutſchen Sinn, die Wärme des Gemüths, ohne welche nichts geſchaffen werden kann, den Hang, nach etwas Hohem, Geiſtigem und Sittlichem zu ſtreben. Was ich dem Biſchof, Ihrem edeln Großvater, am erſten Tage über Sie ſchrieb, wird erfüllt werden. Ihrem Bruder werde ich gern Zeichen meiner Anhänglichkeit geben, wenn er den Welttheil begrüßen wird, der mir wie ein zweites Vaterland iſt. Ich vergeude mein Wohlwollen nicht. Sie werden, theuerer **, meine Erwartungen nicht täuſchen und mich durch Nachricht von Ihren Arbeiten erfreuen. Vor allen auch pflegen Sie Heiterkeit des Gemüths; in ihr liegt der Muth und das Vollbringen in ſchwerbewegter, trüber Zeit!

Ihr

Alexander von Humboldt.

Mögen dieſe Zeilen Ihnen Freude machen!"

Hat je ein Greis einen herrlichern Brief an einen Jüngling geſchrieben? Und wen erfreut es nicht tief und innig, daß dieſer Greis gerade Alexander von Humboldt war!

Theodor Paur.

(Ein dritter Artikel: Juliane von Krüdener, folgt.)

Anregungen.

Werthheimer's Jahrbuch.

I.

Schon eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch haben wir in jedem Herbst das von J. Werthheimer in Wien herausgegebene „Jahrbuch für Israeliten" (Wien, Sommer) mit Interesse begrüßt. Dem diesmaligen fehlt nicht ein aus derselben Feder regelmäßig wiederkehrender Beitrag: „Jüdische Literaturbriefe"; der Verfasser derselben ist inzwischen aus dem Leben geschieden, Dr. Bernhard Beer in Dresden.

Eine am 17. Juli d. J. von dem dresdener Oberrabbiner Landau zu seinem Gedächtniß gehaltene Rede (im Buchhandel erschienen bei R. Kuntze) gibt in treffenden Umrissen ein Bild des Verstorbenen. Die Schilderung ist wahr und verschweigt nichts, was zum Schmuck des Dahingegangenen diente. Dennoch verbot dem Redner die Rücksicht auf eine feierliche Versammlung ein noch charakteristischeres Eingehen auf seinen Gegenstand. Wer Dr. Beer persönlich kannte, hat das Bild eines jüdischen Gelehrten mit so eigenthümlich lebhaften Farben empfangen, daß ihm die Erinnerung an ihn nicht schwinden wird. Eine lang und hager aufgeschossene Gestalt, gehindert in mancher freien Ausübung seiner Körperthätigkeit, namentlich des Gehörs und Gesichts, geaitert durch einen unermüdlichen Fleiß vielleicht schon in jungen Jahren, darum jedoch in seinen alten noch von einer jugendlichen Frische sowol des Geistes wie Gemüths, gehörte Beer zu den Zierden nicht nur des Kreises, in welchem er durch Geburt und Glaubensbekenntniß lebte, sondern auch der Gelehrten seiner Vaterstadt überhaupt. Sein Wesen und Benehmen, sein Phantasie- und Gemüthsleben hatte etwas Kindliches. Er blieb sich auch in dieser harmlosen, zutraulichen und auf jeden neuen Eindruck wie mit dem Interesse der Neugier eingehenden Art bis an sein Ende gleich. Die Bücherwelt, in der er lebte und zu deren hebräischem Grundstock jede nur irgend die jüdischen Interessen berührende neue Erscheinung auf dem philosophischen, theologischen und historischen Gebiete gewissenhaft und regelmäßig hinzuerworben wurde, war ihm eine lebendige, wir möchten sagen grünende und blühende. Sie ersetzte ihm nicht den Tempel der Natur, den er nicht minder gern besuchte und durch Reisen und anstrengende Fußpartieen mit wahrer Lust an Feld und Wald sich zu erweitern suchte; jene Bücherwelt war ihm die eigentliche und höhere Offenbarung Gottes. Seine Bücher waren seine persönlichen Freunde und Feinde, je nachdem. Der friedvolle, sanfte Mann konnte sich mit der Feder in der Hand und gebeugt über die neuesten Zusendungen des Buchladens über manches erzürnen, was er sonst mit Milde ertrug. Die lebendigen Verfasser, denen er später vergab, fielen ihm erst nur nach den Geistern und Dämonen ein, die ihm aus diesen Büchern entgegentraten. Beer gehörte der orthodoxen Richtung an, ohne sich gegen die Rechte der Philosophie zu verschließen. Die christliche Theologie war ihm ein Gegenstand steter Anregung; selbst manche christliche Theologen werden Strauß' „Leben Jesu" nicht so gründlich studirt haben wie dieser unermüdlich seinem Beruf hingegebene Gelehrte, der mit Lessing's Nathan verglichen worden ist, passender ein Beweis für die Wahrheit des Klosterbruders im „Nathan" genannt werden könnte.

An dem Verstorbenen waren die besten Seiten des Judenthums vertreten. Seinen unermüdlichen Hang zum Wohlthun unterstützte glücklicherweise eine sorglose Lebenslage. Bei keinem gemeinsamen Zweck, auch auf deutsch-nationalem Gebiete, fehlte seine Gabe und sie wurde von ihm wie mit einem Segen ertheilt; sein Auge verfolgte das, was er gab, in fast kindlich zu nennender Erwartung des Gewinns, den die gute Sache auch gerade durch dies sein so gern gegebenes Scherflein davontragen würde. Von seiner reichen Büchersammlung hören wir, daß sie von seiner hinterlassenen edeln Witwe theils dem jüdischen Seminar in Breslau, theils der leipziger Bibliothek gestiftet ist.

In „Werthheimer's Jahrbuch" gab Beer jährlich Uebersichten derjenigen im Lauf eines Jahres erschienenen Schriften, welche dem Judenthum von Werth sein mußten. Seine Kritik war keine ätzende, wenn auch oft scharf tadelnde. Im allgemeinen betrachtete er die jüdische Literatur wie die Privatangelegenheit einer großen Familie. Es mußte ehrbar und pietätvoll in ihr zugehen. Was die Signatur des Frivolen trug, war ihm wie der Lebensgang des verlorenen Sohnes. Ein Vater hat dann Ursache, einem solchen noch weit mehr zu zürnen als die andern, doch ist auch er der einzige, der am meisten auf Wiederkehr hofft und verzeiht. In diesem Sinne wird sich für die Fortsetzung der Beer'schen Briefe schwerlich ein Ersatz finden. Wie sehr Beer fremdes Verdienst anerkannte, zeigen z. B. im vorliegenden Jahrbuch die Worte, die er dem Geschichtschreiber der Juden, Dr. J. M. Jost, widmet. „Das pilpeilistische Talmudstudium war dem Verfall nahe, aber auch das Neue, was man seit Mendelssohn und seinen Schülern gern an dessen Stelle setzte, die hebräisch-grammatischen und jüdisch-philosophischen Studien begannen zu erstarren, viele geistvolle Köpfe wurden indifferent oder wendeten sich gar vom Judenthum ab, zumal das damals herrschende System der Heiligen Allianz demselben nicht förderlich war, — da erschienen die ersten Bände von Jost's größerm Geschichtswerke. Es war gleich dem Funken, der vom Himmel zuckt; so ward dadurch in vielen jungen Gemüthern die Begeisterung rege, in das alte jüdische Schriftenthum sich aufs neue zu versenken. Man fühlte nun gleichsam instinctartig, das Judenthum lebe; es hat eine Geschichte, die bürgt für seine Zu-

kunft! Der verflachende Voltairianismus ward allmählich besiegt; es begann jetzt in weitern Kreisen, wenn auch mit mancherlei Ausschreitungen, der wissenschaftliche Aufbau des positiven Judenthums auf fester Grundlage der Geschichte. So war Jost, wie die talmudische Deutung von Noah sagt, vollkommen in seiner Zeit!"

Auf die fernern diesmaligen Mittheilungen des Jahrbuchs kommen wir in einem zweiten Artikel zurück.

Aus dem Osten.

III.

Wir erwähnten in Nr. 38 die Wuzer'sche Reise in den Orient.

Die Reise durch die Donaufürstenthümer und die damit verbundene Darstellung derselben in politisch-historischer, statistischer und physischer Beziehung wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit aller derjenigen zu erregen, welche die Bedeutung der hier sich anknüpfenden Fragen zu würdigen wissen. Welch glückliche Naturanlage der Bevölkerung! Welch unerschöpflicher Reichthum des Bodens und wie günstig die geographische Lage dieser Länder zur Vermittelung des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande! Und dabei welche Versunkenheit in Unbildung und Halbbarbarei! Das Holz in den Wäldern läßt man verfaulen, weil man es nicht zu verwerthen versteht, und der ungeheuere Viehstand in den Donauniederungen liefert zum Theil sein kostbares Fleisch auf die Felder zur Düngung. Welche Aufgabe bleibt da noch in allen diesen von der Natur so reich gesegneten, aber von den Verwaltungen gewissenlos vernachlässigten Landstrichen einer thätigen und menschlichen Gesetzgebung zu erfüllen! Der Eintritt in Städte wie Bukarest mag anschaulich genug vergegenwärtigen, wie es leider in der Gegenwart ist und wie es statt dessen sein könnte. Auch die Bulgarier lassen es an Beweisen ihrer Arbeitslust und Culturfähigkeit nicht fehlen, aber der alte Spruch bewährt sich ohne Ausnahme: „Wo ein türkisches Roß den Huf hingesetzt, verdorrt das Gras für immer." Bei solchen Zuständen nährt sich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gern an den vielfach zerstreuten mächtigen Ueberresten des Römerthums, an Brückenpfeilern, Spuren von Schutzwällen, Marmorfragmenten von Statuen und Inschriften, sprechenden Zeugen einer Vergangenheit, die überall die Früchte menschlicher Bildung einheimisch zu machen und gegen die andrängende Barbarei zu vertheidigen wußte. Es ist sehr dankenswerth, daß der Verfasser auch hierauf so gestissentlich Rücksicht nimmt. Weiterhin, in dem Abschnitt über die Dobrudscha, kommt die specielle Beschreibung eines 60 Fuß hohen Monuments von ungewöhnlicher Form, das nach wohlbegründeter Vermuthung wahrscheinlich bis in die Zeit des Perserzugs gegen die Scythen unter Darius hinaufreicht; es ist die sogenannte Adamskirche, etwa drei Stunden südlich von Rassowa entfernt und bisher von den Alterthumsforschern gänzlich übersehen. Die Schilderung der Dobrudscha und des Donaudelta gibt dem Verfasser Veranlassung zu eingehenden und hoffentlich nicht wirkungslosen Erörterungen über die in dem letzten Krimfeldzuge von den Heerführern begangenen Fehler in Bezug auf Lagerung und Verpflegung der Truppen, Fehler aus Unkenntniß der Natur, deren Folgen die Reihen der tapfern Krieger ungleich schrecklicher lichteten als die Geschosse des Feindes; andererseits zu der noch wichtigern Untersuchung der drei Donaumündungen, von denen in Uebereinstimmung mit den Resultaten der internationalen Commission der St.-Georgskanal als der am besten geeignete für die Herstellung einer günstigen Aus- und Einfahrt anerkannt wird. Der Verfasser legt auf diesen Abschnitt seiner Arbeit ein besonderes Gewicht, indem er den einzigen wahrhaften Vortheil des letzten orientalischen Kriegs für die europäische Cultur in der freien Eröffnung der Donaumündungen zu Gunsten aller handeltreibenden Nationen sieht. Ja er geht weiter und ist der Meinung, daß die Geschicke Europas ihre Entscheidung definitiv nicht im Westen, sondern im Osten, also durch den letzten Kampf um Sein und Nichtsein des türkischen Reichs, finden werden. Die große Körperader Europas, die Donau, habe von jeher die Heeresmassen magisch an sich gezogen; deshalb sei es nicht nutzlos und auch nach dem Kriege von 1854 nicht zu spät, die physischen Verhältnisse der mittlern und untern Donauländer zu studiren. Und in dieser Hinsicht schließt der erste Band ganz angemessen mit Rückblicken auf die hier während der letzten Jahrhunderte zum Ausbruch gekommenen Epidemieen, die ihren Ursprung meistens in der gefährlichen Anhäufung von Truppenmassen, wenn sie lange Zeit unkriegerisch still liegen mußten, nahmen, und mit praktischen Rathschlägen zur Verhütung ähnlicher Calamitäten in der Zukunft. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die genauere Ortsbestimmung der untern Donauufer durch den Verfasser manche Bereicherung erfährt; er macht namentlich auf mehrfache Verstöße der Kiepert'schen Karte von der Türkei, eben weil sie das beste der allgemeiner zugänglichen Hülfsmittel ist, aufmerksam. Wie schwankend auf diesem Felde noch manches ist, davon überzeugt man sich bald, wenn man auf den betreffenden Blättern des Stieler'schen großen Atlasses neuester Ausgabe der Darstellung des Verfassers folgen will; in manchen Punkten finden nicht unerhebliche Differenzen statt.

Diese wenigen Andeutungen mögen das Verlangen nach der vollständigen Lectüre des vortrefflichen Buches anregen und die bereitwillige und dankbare Aufnahme auch des zweiten Theils vorbereiten helfen, auf den wir vielleicht gelegentlich zurückkommen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Briefe aus Köln. I. — Neue Wecker. — Aus deutschen Bädern. V. Baden-Baden. (Fortsetzung.) — Briefwechsel.

Briefe aus Köln.

I.

Die alte Stadt Köln ist einmal wieder recht mit dem schwingenden Rade des Glücks emporgekommen. Nachdem lange Zeit die zahlreichen Denkmäler ihres religiösen, künstlerischen und Bürgersinnes aus dem Mittelalter fast nur dazu dienten, an eine glorreiche Vergangenheit des Städtelebens zu erinnern und den Gegensatz zwischen sonst und jetzt fühlbar zu machen, ist in unserm Jahrhundert wiederum Handel und Industrie in ihr eingekehrt und mit dem zunehmenden Reichthum hat sie angefangen, die alten Traditionen gemeinnützigen und durch seine Denkmäler den echten Bürgersinn ehrenden Kunststrebens wiederaufzunehmen. An Volkszahl hat Köln seit dem Anfange unsers Jahrhunderts sich verdoppelt; sein Reichthum mag sich leicht verzehnfacht haben. Die städtische Opulenz hat sich einen Ausdruck verschafft zunächst in dem erweiterten Ausbau des alten Gürzenichsaales über dem Kaufhause, der in der prächtigsten Ausstattung Raum für 3—4000 Menschen bietend, der Stadt Gelegenheit gibt, sowol ihres eigenen Lebens festliche Momente würdig zu begehen, als auch ihre Gäste mit stattlichem Willkommen zu ehren. Der Dom schreitet, emporgetragen außer durch die fürstliche Gabe von 50000 Thalern jährlich, hauptsächlich durch die Munificenz der Bürger Kölns seiner Vollendung entgegen und wird vielleicht schon nächstes Jahr dem staunenden Besucher den unvergleichlichen Anblick eines 130 Fuß hohen und 500 Fuß langen Pfeilerwaldes von (in seinem Innern nach Wegnahme der das Chor abschließenden Mauer und der provisorischen Decke des Mittel- und Querschiffs) höchster harmonischer Vollendung bieten, wenngleich seine Thürme vielleicht ewig Ruinen bleiben werden. Auch andere Kirchen sind restaurirt worden und eine mit vergoldeten Kuppeln hochaufstrebende und im Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Synagoge im maurischen Stil verdankt die kölner Judenschaft der 200000 Thaler schweren Munificenz ihres Glaubensgenossen, des Bankiers Salomon Oppenheim. Der schon sehr ansehnliche und sehr zweckmäßig eingerichtete städtische Zoologische Garten verdankt einen großen Theil seiner Schätze, nebst den meist sehr geschmackvollen Behältern, wie die angebrachten Tafeln beweisen, der Freigebigkeit wohlhabender Bürger und rentirt sich schon trefflich. Nehmen wir dazu die prächtige stehende Brücke, den Centralbahnhof mit seinem großartigen Treiben, die mancherlei ausgezeichneten Anstalten zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Publikums, Theater, Wein- und Kaffeehäuser, Gambrinushallen, Hotels und Restaurationen, Trinkhallen u. s. w. und das ganze behaglich lebendige Treiben der in den beschränkten Räumlichkeiten der engen Stadt seltsam eng zusammengedrängten Bevölkerung, die, ohne sich zu hemmen und zu stoßen, fröhlich und vergnügt durcheinanderwimmelt, so entsteht bei gutem Reisewetter in dem Erholung und Genuß suchenden Reisenden ein fesselndes Behagen, das, in Erfüllung des Wortes: „Wer da hat, dem wird gegeben", wieder nicht ohne fühlbare Rückwirkung auf das materielle Wohlsein des so glücklich situirten Kölners bleibt.

Schon seit Jahren ist es übrigens im Werke, der Erkenntlichkeit der Stadt gegen das preußische Königshaus, unter dem sie diese zweite Blüte erlebt hat, einen würdigen Ausdruck zu verleihen, und nur die Frage ist noch nicht entschieden, ob dies durch eine großartige Reiterstatüe Friedrich Wilhelm's III. oder durch eine nach seinem Namen zu benennende Polytechnische Schule geschehen soll. Für den letztern Vorschlag spricht natürlich das praktische Bedürfniß und der auf das „Utile mixtum dulci" gerichtete Sinn des gewerbreichen Niederrhein. Dazu ist neuerdings ein vortrefflicher und zeitgemäßer dritter Vorschlag aufgetaucht, das Geschenk einer Fregatte an den König.

Derselbe Gedankengang, den wir bisher verfolgt haben, führt uns auf dies für die deutsche Kunst der Gegenwart so wichtige Unternehmen der zweiten deutschen historischen Kunstausstellung, die gegenwärtig zu Köln ihre Schätze ausbreitet. Es war wiederum der freigebige Bürgersinn eines Kölners, des verstorbenen Commerzienraths Richartz, der der Stadt durch das Opfer einer Viertelmillion für die bereits früher von Wallraf gesammelten Kunstschätze und Alterthümer ein prachtvolles Lokal schuf, dessen Eröffnung durch die gegenwärtige Ausstellung gefeiert wird.

Betrachten wir zunächst das Gebäude selbst. In der Nähe des Doms schließt sich an eine ziemlich große gothische Kapelle, einen viereckigen Hof einschließend, ein Kreuzgang an. Dieser wurde restaurirt und mit einem zweiten Stockwerk versehen und daran fügt sich vorn der stattliche Hauptbau, dessen Erdgeschoß, auf gleicher Höhe mit dem zweiten Stockwerk des Kreuzganges, durch eine stattliche Freitreppe erreicht wird. So erinnert die innere Einrichtung zum Theil an ein Kloster mit Klosterhof,

Kreuzgang und Kirche, während die Hauptfaçade und die beiden Seiten, von einem freien Platze umgeben, ein reich ausgeführtes öffentliches Gebäude darstellen.

Durch verspätete Einsendung mancher Kunstwerke war es nicht möglich, eine dem Zwecke der Ausstellung vollkommen entsprechende Anordnung der Kunstwerke durchzuführen; doch sind nicht nur die großen Kunstschulen von Wien, Berlin, München, Düsseldorf, Dresden, Karlsruhe, sondern auch Hannover, Weimar, Stuttgart, Hamburg, Frankfurt, Kassel, Königsberg und Danzig so ziemlich zusammengeblieben. Dagegen waren die vorhandenen Bilder *eines* Künstlers selten alle vereinigt und meist in verschiedenen Sälen zerstreut.

Diese letztern Bemerkungen beziehen sich indessen blos auf die Oelgemälde und auf sie, die am vollständigsten und allseitigsten vertreten sind, richten wir denn auch zunächst unser Augenmerk, indem wir uns zu einer Wanderung durch die zahlreichen Säle anschicken.

Indem wir uns im Erdgeschoß rechts wenden, gelangen wir zunächst in einen Saal, der eine kleine Sammlung „älterer Bilder" enthält, d. h. solcher, die vor der epochemachenden Wirksamkeit Peter's von Cornelius entstanden sind. Es begegnen uns hier Bilder von Wilhelm Tischbein (geb. 1751), Friedrich von Steinkopf (geb. 1779), Gottlieb Schick (geb. 1779) und einige andere, besonders aber von Eberhard von Wächter (geb. 1762), die nicht nur von Studium und allseitiger Technik, sondern von einer wirklich idealen Auffassung und von schöpferischem Genius zeugen. Bilder wie Wächter's „Cimon im Gefängniß nach dem Tode seines Vaters" und „Cornelia, die Mutter der Gracchen" von Philipp Friedrich Hetsch (geb. 1758) werden zu allen Zeiten ihren Meistern Ehre bringen. Unter diesen ältern Bildern erscheint auch ein Bild von Cornelius aus dem Jahre 1809: „Pallas lehrt die Weberei", das, hart in den Formen und matt in den Farben, weit hinter den Leistungen der genannten Meister zurückbleibt, während ein an eine andere Stelle gerathenes Bild von ihm aus dem Jahre 1808, „Die klugen und die thörichten Jungfrauen", dieselben Fehler in noch höherm Grade an sich trägt und dabei geradezu den Eindruck einer nur etwas emancipirten Nachahmung der ältern (Vor-Dürer'schen) deutschen Malerei macht.

Mag aber immerhin die neuere Schule der Malerei in Sinn und Geist wie in Form und Technik große Gebiete erobert haben (und welcher Besucher der kölner Ausstellung könnte dagegen seine Augen verschließen!), immerhin aber bleiben die Leistungen der ältern Meister auch heute werthvoll und erfreulich. Ihr fleißiges Streben nach technischer Vollendung hat seine Früchte getragen und ihr idealer Sinn gereicht ihnen zur höchsten Ehre.

Der nächste größere Saal, in den wir eintreten, führt uns die wiener Künstler vor. Die Wiener, denen doch die herrlichste Natur so nahe liegt, scheinen im Anbau der Landschaft den flachländischen Düsseldorfern weit nachzustehen. August Schäffer und Anton Hansch sind fast die einzigen, die Landschaften ausgestellt haben. Auch die religiöse Malerei ist hier kaum vertreten. Die besten Leistungen finden wir entschieden im Porträt, das durch Eduard Ender (von dem übrigens auch historische und Genrebilder da sind), Gustav Gnul, Karl Rahl und Aristides Oekonomo auf das würdigste vertreten ist. Ueberhaupt bilden die Porträts einen anziehenden Theil der Ausstellung. Es sind meist schöne, edel geformte Menschengestalten, die der schöpferische Pinsel, dessen Erhabenheit über das copirende Jodsilber wir hier recht lebhaft fühlen, uns dem ganzen Inhalt ihrer Erscheinung nach vor Augen führt. Auf dem Gebiet des Genre dürfen wir nicht unerwähnt lassen den edeln Franz Eybl, der auch hier in zwei lieblichen Bildchen von seiner wunderbaren Gabe, den bedenklichsten Theil der Menschheit, das „alte Weib", malerisch zu verklären, Beweise liefert.

Kehren wir nach dem Haupteingange zurück und wenden uns zur linken, so gelangen wir, nachdem wir uns vorher in verschiedenen kleinern Räumen noch an einigen meist der Düsseldorfer Schule angehörigen kleinern Kunstwerken, z. B. an einem jener unübertrefflichen Stillleben des wunderbaren Zwerges Wilhelm Preyer, und einigen schönen Scenen aus dem Leben des Geflügels von dem gemüthvollen Illustrator des „Swinegel", Gustav Süß, erquickt haben, in eine Reihe von Sälen, die uns plötzlich in eine ganz andere Welt versetzen. Blutbespritzte Heilige auf Pfähle gespießt, auf dem Rost gebraten, mit Pfeilen gespickt; wohlgeheizte Höllenhohöfen, in die oben statt der Erze ganze Ladungen von dickbäuchigen Sündern und Sünderinnen kopfüber gestürzt werden; scheußliche Teufelsfratzen mit Gesichtern am Bauche und vor den Knieen, die sich mit Engeln um die Leiber der eben wie Maden allerwärts aus der Erde kriechenden Menschen balgen; gräßliche Darstellungen des Gekreuzigten und süßlich grinsende, lackirte Madonnenköpfe mit goldgelbem Haar und einem schmächtigen, steifen Körperchen, von hölzernem Faltenwurf umgeben, kurz eine vom schönheitwirkenden Geist der Natur und vom schönheiterkennenden Geist der Antike verlassene Kunst, geschmacklos in der Wahl wie in der Darstellung ihrer Gegenstände, ohne Harmonie in der Form wie in den Farben. Es ist die dem Wallraf'schen Museum angehörige Sammlung *altkölnischer* Bilder, die hier bereits ihre Aufstellung gefunden haben und zwischen denen wir mit Entsetzen hindurcheilen. Freilich sind die besten altkölnischen Bilder im vorigen Jahrhundert nach München gekommen. Wir überlassen die Würdigung dieser Gemälde im einzelnen dem mit stärkern Nerven versehenen Kunsthistoriker von Profession, der als echter Gelehrter diesen Erscheinungen der Vergangenheit wol dasjenige Interesse zuwenden wird, das wir für die Producte des blühenden Kunstlebens der Gegenwart aufsparen. Auch der Liebhaber von Con-

traften wird ſeine Rechnung finden, wenn er die Erzeugniſſe einer Zeit, deren Geiſtesleben durch ein aſketiſches Pfaffenthum in Banden geſchlagen, freilich auch aus der Beſtialität herausgeriſſen wurde, mit den Kunſtblüten einer durch Hexensreligion und die Geſammtarbeit aller Künſte und Wiſſenſchaften veredelten Menſchheit vergleicht. Das Gute hat aber jedenfalls dieſe Zuſammenſtellung, daß wir eine Art Maßſtab gewinnen für den unendlichen Fortſchritt der modernen Kunſt in ihrer Emancipation vom ausſchließlichen Dienſt der Kirche, ihrer Eroberung unzähliger Gebiete des Schönen für den der Darſtellung des Schönen geweihten Pinſel, ihre Größe, Freiheit und Feinheit in der Wahl und Beherrſchung der Darſtellungsmittel.

(Ein zweiter Brief in nächſter Nummer.)

Neue Wecker.

In vielen Städten ſieht man jetzt originell conſtruirte Weckapparate zur Schau geſtellt. Ein ſolcher begnügt ſich nicht, durch eine helle Glocke zur beſtimmten Stunde nach Art der gewöhnlichen Wecker zu wecken; er reißt auch nach einigen Minuten dem Schlafenden die Nachtmütze vom Kopfe. Bleibt auch dieſer zarte Wink unverſtanden, ſo läutet er mit einer dröhnendern Glocke dicht vor des Verſtockten Ohren Sturm und wirft ihn in letzter Inſtanz ſogar mit Kiſſen und Decken aus dem Bett heraus.

In Nordamerika ſoll man aber noch weiter gegangen ſein. Während der gemaßregelte Langſchläfer noch ſeine fünf Sinne zuſammenſucht, zündet dort eine neue Erfindung als geheimnißvoll geſchäftiger Hausgeiſt ſchon die Tiſchlampe und unter der Kaffeemaſchine das Spirituslämpchen an, das er nach einigen Minuten, die zum Kochen des Kaffees hinreichten, auch ſelbſt wieder auslöſcht. In gleicher Weiſe macht er im Ofen Feuer an.

Wenn es mit dieſem dem Lande des Humbugs, Amerika, entſtammenden mechaniſchen Kunſtwerk auch mehr auf beluſtigende Unterhaltung als praktiſchen Gebrauch für amerikaniſche oder deutſche verſchlafene junge Commis und Geſellen abgeſehen ſein mag, ſo bleibt doch immer die Tendenz zu conſtatiren, die ſich in der Erſinnung deſſelben kund gibt. Wer weiß, welche Apparate noch zu den Materialien gehören werden, die einſt die Geſchichte des modernen Materialismus vervollſtändigen können! Hätte nur Amerika noch eine Maſchine in Bereitſchaft, um ſich zum Kampfe Muth zu machen und im offenen Felde Stand zu halten!

Aus deutſchen Bädern.

V. Baden-Baden.

(Fortſetzung.)

Der Romantik iſt nicht zu widerſtehen. Die dunkeln Gebirge rahmen zu anmuthig das Thal ein, das mit ſchönen Landhäuſern und Paläſten geſchmückt iſt. Da der Kaltwaſſerbrunnen mit Laub und Blumen bedeckt; ſchon hat ſich Hebe mit ihren verſchiedenfarbigen und verſchiedenförmigen Gläſern eingefunden und dieſe prangen inmitten der Blumentöpfe auf dem Tiſche. Ein Kreuzer für das Glas, d. h. die Gunſt, aus demſelben den friſchen Labetrunk zu nehmen; das Waſſer ſelbſt iſt denn doch in der That gratis. So hat man mich verſichert und ich trank deshalb — aus meinem Lederbecher als echter Oekonom und uncavaliermäßiger Knicker. Daran iſt das Alter ſchuld; in frühern Jahren hätte ich mit ſchmachtenden Blicken aus der Hand der Hebe das Glas empfangen und einen Kreuzer täglich auf den Altar ihrer Schönheit gelegt.

„Zum Frehmersberg", ſagt uns ein Wegweiſer. Ja wohl! Da gingen wir ſo oft hin durch den Wald, da war das Kloſter einſt als Denkmal des gaſtfreundlichen Einſiedlers, dann die Wirthſchaft und jetzt iſt auch das gaſtliche Schild verſchwunden — was ſollen wir da? Da drüben „Zum Mercur", der ſo ſtolz ſich über der Beegſpitze erhebt, da wär's noch eher; allein es iſt uns zu weit vom Gewimmel. Gehen wir lieber nach Lichtenthal ſelbſt, da hatten wir einſt ſo ritterlich geträumt und ſogar — gedichtet; in der Kloſterkirche ſang eine bezaubernde Stimme mit ſo wehmüthigem Tone, geheimnißvoll uns erhebend. Ich war damals hinter dem Kloſter hinauf auf den Cäcilienberg gewandert, hatte hinabgeſchaut in den Kloſtergarten und war mit den Blicken einem Kloſterfräulein gefolgt, das Blumen brach. Da ſaß ich oft ſtundenlang und vergaß, daß ſich hier die idylliſche Landſchaft vor dem Blicke öffnet, Bächlein rauſchen, Hirten ſingen, Heerden weiden — ich ſah nur den Kloſtergarten mit ſeinen Boskets und die wandernde Nonne. Es ſind jetzt 14 Jahre ſeitdem verfloſſen — lebt ſie noch oder war ihr bleiches Antlitz der Vorbote frühen Todes? Der Garten ſchien vereinſamt, als ich mit raſchen Schritten hinaufgeſtiegen war und diesmal in der That auch umherſchaute in die liebliche Landſchaft. Ich bin ſeither philoſophiſcher geſtimmt —! Ich betrachtete nur die elenden Baracken unter mir, aus denen barfuße Kinder und Aeltern ihren Geſchäften nachgingen, erſtere allenthalben die Hand um ein Almoſen ausſtreckend. Welcher Contraſt! Beim Eintritt nach Lichtenthal und in der dahinführenden Allee üppiger Luxus und hier — das äußerſte Elend! Im Spieltempel wirft man mit Napoleons und Tauſend-Francs-Billets um ſich, ein Kartenaufſchlag, ein Rouletrund ſetzt fabelhafte Summen in Umſatz, hier fehlt — der Kreuzer. Ein Kleid, das dort oft einen unſchönen Körper ſchmückt, hat oft den Werth von einem halb Dutzend Hütten, die da unten ausgebreitet liegen, geſchwärzt vom Ruß! Dieſe unerquickliche Betrachtung ließ mich die Erinnerung an die Nonne momentan vergeſſen; ich fliehe das unwillkommene Bild und wandle unwillkürlich zur Kloſterkapelle. Die Orgel tönt wie damals, der Geſang der Nonnen hinter dem Gitter begleitet ſie wie zu jener Zeit — aber jene Stimme mit dem klagenden Laut, ſie iſt verſtummt; wol deckt das kühle Grab die bleiche Nonne, welche ich einſt geſehen, täglich mit meinen Blicken verfolgt. . . Laßt mich Lichtenthal Valet ſagen; die Idylle iſt diejenige Naturbildung, welche am lebendigſten die Erinnerung weckt, und haben wir nicht noch in Baden ſelbſt ſo manches, was uns angenehm berühren ſoll?

Aber es hat ſich viel verändert. Man baut allenthalben. Es iſt reinlich, ſchmuck und nett an der Oos, aber in Lichtenthal ſtill — und, was jedenfalls die Schattenſeite des lichtenthaler Idyllenlebens iſt, es iſt ravaliermäßig theuer. Lichtenthal iſt in jeder Beziehung faſhionabler ge-

worden und hat nach dieſer Seite hin ſeinen rein ländlichen Charakter verloren.

Nähern wir uns wieder der Stadt! Da grüßt uns Karl Spindler's Haus. Der alte, gutmüthige Bekannte iſt ſeitdem, nach manchem Umherwandern, hinübergegangen. Seine Romanſchöpfungen, die einſt Epoche machten, ſind faſt vergeſſen wie er ſelbſt! Eine andere Zeitrichtung war hier der Todtengräber. Auch Sie, das originelle Frauenzimmer mit ihrer Rieſencigarre, iſt hinüber. Seltſame Zeit, da noch Baden das Rendezvous ſo mancher literariſchen Größen war! Hatte ich damals nicht Stunden verlebt, auch in Lichtenthal, mit Helmine von Chézy, wie ſie daherkam, den großen, alterthümlichen Regenſchirm gleich einem Mordgewehr auf der Schulter tragend? War nicht der freundliche und gemüthliche Sänger aus Schwaben, Juſtinus der „Geiſterſeher", dort — und wie kamen ſie herbei, um auf der Promenade, auf dem Schloſſe, ja überall ſich zuſammenzufinden! Die ſchwärmeriſche Niendorf mit ihrer wehenden Feder auf dem Hute, der lebensfrohe Auguſt Lewald, J. E. Braun, Lenau, B. Auerbach, Bauernfeld und wie ſie alle heißen mögen, die oft kürzer oder länger hier verweilten, Herz und Geiſt in der Natur des herrlichen Badens ſtärkend und erhebend! Wo ſind ſie hin? Der Tod hat ſeine Ernte gehalten und die Uebriggebliebenen zerſtreut, ohne ſie für unſere Badeſtadt zu erſetzen. Wir ſehen nur feine Toiletten, Uniformen und nichts als Modegewimmel. Dort am Graben wohnte in einem einfachen Zimmer Lenau, der freundliche Nimbſch; wie oft haben wir ihm am Fenſter geklopft, wenn ſein Geiſt auf den Strophen eines Gedichts ſchon außer ihm ſchwebte! Es war, ehe der Wahnſinn ihn erfaßte. Da oben auf der einſtigen, jetzt verſchwundenen Terraſſe des „Holländiſchen Hofes", unſerm Schriftſteller-Rendezvous, ſaß oft die alte Chézy; ſie hauchte in Verkümmerung ihre Seele in Genf aus, träumend dort von ihrem Ruhm und zürnend der Welt, die ſie vergeſſen hatte — ſie wurde als Dichterin zu alt, der Zeitgeiſt hatte ſie überflügelt. Von jenem Hotel datiren auch die erſten Erfolge Auerbach's „des Schwarzwälders" — wir feierten ſeinen erſten Contract für den „Gevattersmann" in ſchäumendem Champagner. Dort im „Engliſchen Hofe" hatte Lewald ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, als man ſein kühnes Bauunternehmen vollendete, das jetzt ein prachtvoller Palaſt geworden, von dem man ins Rheinthal hinunterblickt.

Können wir der Erinnerung wehren? Fühlen wir uns nicht vereinſamt, ſtatt großen Denkern, ſtatt Leitern des Gefühls, poetiſchen Schöpfern — nur Toiletten zu begegnen? Wir wandeln verſtimmt zum Schloßberg hinauf; da ſehen wir ein Häuschen; ich nenne es nicht; — wie oft erblickten wir hinter Roſen ein Mädchenangeſicht! Sie iſt nicht mehr — eine Auszehrung nagte an ihrem Lebensfaden. Sie gab mir einſt einen Roſenſtock mit kleinen Liebesroſen — er blühte lange, lange, endlich ſiechte er — Eine Vorbedeutung. . . Die Fahrſtraße zum Schloſſe iſt verbeſſert, anders angelegt; der Fußweg iſt derſelbe — ſtell, den Sonnenſtrahlen theilweiſe ausgeſetzt, ein Theil neuerdings geſichert. Die Hütte iſt moderner ausgebeſſert, halb geſchloſſen. Der Weg ſchlängelt ſich durch den Wald — der Kukuk ruft, der Wind bewegt die Bäume, da und dort hinabgehende oder heraufſteigende Gäſte. Hier iſt nichts verändert und es heimelt uns freundlich an. Einſt eilten wir gleichſam im Sturmſchritt hinauf zu den Ruinen, um dort zu träumen, den Tönen der Aeolsharfe zu lauſchen. Die „Sophienruhe" zwingt uns zum Umweg; wir gehen ihn, um das Panorama zu genießen.

Seit wir in den Thälern und auf den Bergen der Schweiz und Savoyens die Natur in ihrer erhabenen Pracht belauſcht, hat das badener Thal den Erſtlingsreiz verloren und liegt nur wie eine dunkle Erinnerung vor uns. Es war ja damals die Zufluchtſtätte aus dem geiſſelten Leben. . . Wir erreichen die Schloßruine und hinauf zu den Altanen lenkt ſich der Schritt. Da liegt Raſtatt, die Stätte mancher Jugendqual, in der die beſten Jahre auch meines Lebens verkümmerten. Was war mir damals Baden und ſeine Umgebung? Wie oft eilte ich zu Fuß hinaus aus dieſen Mauern, die ſo drohend mit Geſchützen bedeckt emporſtarren! Weshalb ſollte ich nicht lächelnd hinab zu ihnen ſchauen — ihr werdet mich in dieſem Leben nicht mehr umfangen! Und doch ruht in dem Kirchhof, den das Auge nicht zu erkennen vermag, ein Bruder, den wir einſt mit Thränen beſtattelen . . . Die Aeolsharfe ſpielt, ein melancholiſcher Ton. . . Da unten im Rittrſaal iſt vergangenes Jahr Napoleon III. bewirthet worden! Man zeigt die Stelle, wo er ſaß, zuvorkommend gegen ſeine fürſtlichen Tiſchnachbarn — aber arg genug enttäuſcht. Er, der mächtig ſich fühlende Monarch, der nicht wagte, ohne ein Polizeigeleit hierher zu kommen; er, der vom Volk Erwählte, der den Zorn des Volks fürchtete, weil ſeine journaliſtiſchen Helfershelfer allzu ſehr den „deutſchen Michel" reizten — Und alle dieſe deutſchen Fürſten kamen ohne ihre Polizeien, die an und für ſich ſtets unangenehme Gäſte im Bade Baden ſind. Doch dieſes Fürſtenmahl hat nichts verändert; noch bewahren die Schloß- und Felstrümmer ihr natürliches Recht, man hat der Natur keinen weitern Zwang angethan. Auch der Felſenweg bietet ſich in ſeiner natürlich wilden Schönheit dar, mit wildem Geſtrüpp bewachſen, vom Felsflor geſchmückt. Die Reſtaurationslokalitäten, der geſchmückte Salon mit ſeinen antiken Möbeln und dem holperigen Klavier im Nebencabinet, es iſt alles, wie es geweſen. Nichts iſt verändert als der Wirth und die — Preiſe, welch letztere ſich der modernen Mode anpaßten. Ob der Thee mit ſeinem Kamillengeſchmack eine Neuerung iſt, wiſſen wir nicht, da jene Zeit uns nicht beim Theeteſſel fand.

(Schluß folgt.)

Briefwechſel.

— Der ſich ſeit einiger Zeit außerordentlich mehrende Zuwachs der uns gemachten Einſendungen läßt uns um die Annahme bitten, daß, wenn innerhalb vier Wochen keine Rückſendung erfolgt, der Herausgeber geneigt iſt, den Abdruck der betreffenden Manuſcripte zu ermöglichen. Eine definitive Entſcheidung kann jedoch nur von der Lectüre dieſer Manuſcripte ſelbſt abhängen. Dieſe binnerhalb jener obigen Friſt vorzunehmen, können wir nicht verſprechen, da die Maſſe des Eingeſandten zu groß iſt. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß die Adreſſe des Herausgebers vom 1. October an Weimar iſt.

— Frau M. in London. Eine Nation, die zur Hälfte aus Pietiſten und Tiſchklopfern beſteht, wird im Feld nicht Stand halten.

— Herrn B. H. in Eiſenach. Unbrauchbar.

— Für Kanonenboote. Von Deutſchen aus Prag 69 Gulden O. W. und 1 Thaler Pr. Cour.

(Ausgegeben am 26. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 40. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmersdorf. I. II. III. — Tagebuch aus Neapel. (Schluß.) Von Frederike Bremer. — Briefe aus München. IX. — Neue Romane und Novellen. XXIII. — Neue Gedichte. V. — **Neues aus der Welt.**

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmersdorf.

I.

Vor uns liegt das Panorama des majestätischen Genua. Die Sonne ist untergegangen. Noch einmal leuchtet die mit Landhäusern übersäete Bergkette, die Genua umschließt, im purpurnen Lichte. Dann Dämmerung. Endlich funkein Millionen von Sternen am Nachthimmel. Der Mond spiegeit seine goldgeibe Scheibe in den Fluten des Oceans.

Das Getümmel des Hafeniebens hört aber nicht auf. Denn zur Nacht brausen die Dampfschiffe nach allen Richtungen des Mittelländischen Meeres hinaus.

Ein Barke windet sich durch die zahireichen Schiffe, die im Hafen vor Anker liegen. Lässig führt der Barcarole sein Ruder.

Eine Weile geht es ruhig dahin. Plötzlich stößt ein rasch herbeieilendes Fahrzeug mit dem ersten zusammen.

Dieses enthäit zwei Damen. Eine davon ist auf das Gepäck zurückgesunken mit einem lauten Schreckensruf.

„Es ist nichts, Bertha!" sagte die zweite ruhig, mit sinnenden Augen die herrliche Scenerie betrachtend.

Die deutschen Laute erreichen einen einsamen Reisenden, der sich in jener Barke befindet, welche den Unfall veranlaßte.

Er steht aufrecht, mit über der Brust gekreuzten Armen und das Mondlicht beschein die etwas hatten Züge, das bleiche, fast blutleere Gesicht, die röthlichen Haare und durchdringenden grauen Augen.

„Es thut mir leid, Sie erschreckt zu haben, meine Damen!" sagte der Reisende höflich in deutscher Sprache.

Die kleinere der beiden Frauen erhebt sich bei diesen Worten von dem Reisesack, auf welchen sie der Stoß geworfen und nähert sich so rasch und unvorsichtig dem Rand der Barke, daß sie wieder in Gefahr geräth, über Bord zu stürzen. Diesmal aber ist Freude der Anlaß ihres Sturzes.

„Vetter Julius!" ruft sie. „Ist's möglich! Vetter Bergen! Der Himmel schickt Sie uns zum Beschützer auf dieser fürchterlichen Reise!"

Bevor der also Angeredete, Hocherstaunende zu antworten vermag, trennt ein Ruderstoß die beiden Barken. Eine Thräne des Unmuths tritt ins Auge der kleinen Dame und rollt über die Wangen, deren kindliche Weiche noch große Jugend verräth.

„Aber Isabella! War's denn nicht Vetter Julius?"

„Halte dich ruhig, Bertha! Es iſt weit und breit keine Gefahr als ſolche, die du ſelbſt veranlaßt. Daß du vorhin nicht ins Waſſer fielſt, war durchaus nicht dein Verdienſt. Allerdings war es Vetter Julius! Ich bin wahrhaft erfreut, daß wir ihn endlich ſtatt in Mailand in Genua finden!"

„Iſabella, glaubſt du, daß Vetter Julius auch nach Civita-Vecchia fährt?"

„Möglich, aber wie kann ich das Ziel ſeiner Reiſe wiſſen?" erwiderte Iſabella.

„O deine ewige Kälte!" entgegnete Bertha. „Iſt's denn möglich, wir ſehen endlich den lieben Vetter und du bleibſt wie Eis!"

„Vetter Julius machte dir eifrig den Hof, als er vor ſechs Jahren in München war! Er wollte dich heirathen, jedoch du zogſt den Grafen Aarberg vor!" ſagte die Schweſter. „Und mir ſcheint", fügte ſie hinzu, „du hatteſt keinen Grund, deine Wahl zu bereuen."

„Julius gefiel mir eigentlich beſſer; jedenfalls war er weit jünger als mein nachheriger Gemahl. Indeſſen auf dem erſten Hofball, den ich beſuchte, ſah ich Gräfin Aarberg, die Mutter, in dem reichen Familienſchmuck und das machte mir Märtin einen tiefen Eindruck!" bekannte Bertha und forſchte, wo ſie wieder in die Nähe des Nachens kämen, der hinter den mächtigen Schiffen verſchwunden war.

„Die Diamanten gaben den Ausſchlag!" bemerkte Iſabella.

„Zum Theil. Ich ſchloß mit ſiebzehn Jahren eine Vernunft-, nicht wie du eine Liebesheirath", entgegnete die kleine Dame ironiſch.

Eine fahle Bläſſe bedeckte auf einen Augenblick Iſabella's Züge. Doch ſchwieg ſie, Bertha's Bemerkung blieb ohne Erwiderung. Letztere bekümmerte ſich niemals um den Eindruck, den möglicherweiſe ihre Worte hervorbrachten, der kurze Denkfaden riß ab, ehe noch der Schall in der Luft verklungen.

„Schon als Bräutigam war Graf Aarberg täglich verdrießlich! Während der ſechs Jahre unſerer Ehe zeigte er mir niemals ein freundliches Geſicht" plauderte Bertha fort. „Der Herr hat ihn gegeben und der Herr hat ihn genommen, geprieſen ſei der Name des Herrn!" ſetzte ſie mit komiſchem Ernſt hinzu, indem ſie die Stimme gewiſſer Kanzelredner nachahmte.

„Du biſt jung, frei und reich, das heißt deine Verhältniſſe wären die glücklichſten der Erde, wenn. . ."

„Wenn ich meiner Schweſter Iſabella Klugheit, Kälte, Apathie, alle die Eigenſchaften beſäße, die mich todt machen könnten, müßt' ich immer mit dir leben!" vollendete Gräfin Aarberg den begonnenen Satz. „Aber mit einem Kopf wie dem meinigen wird es ſicher nicht fehlen, daß einige Sturmwolken den Sonnenſchein meines Glücks trüben. Ich werde nicht verfehlen, tolle Streiche zu begehen, jetzt, da Graf Aarberg nicht mehr mir von Morgen bis Abend vorſchreiben kann, was ich zu thun und zu laſſen habe."

„Dein Mann ließ dir zu wenig Selbſtändigkeit, darum bliebſt du ſo kindiſch, nun aber iſt es an der Zeit dich zuſammenzunehmen. Du biſt Mutter und Witwe, berufen nach eigener Ueberzeugung zu handeln. Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut, aber ſie will erworben und verdient ſein, wenn ſie gedeihen ſoll", verſetzte die größere der beiden Schweſtern.

„Und ſo weiter und ſo weiter —!" bemerkte Bertha mit der Miene, als quälte ſie eine Pedantin.

Hierauf erfolgte keine Erwiderung.

„Wir ſind am Dampfſchiff! Nimm dich in Acht und ſteige ſorgfältig die Treppe hinan!" ſagte Iſabella nach einiger Zeit.

Dieſe Warnung war verloren wie ſo manche andere. Mit einem Satz ſprang die reizende kleine Frau aus der Barke. Ein Mann, der oben ſtand, ſtreckte noch zu rechter Zeit die Hand aus, um ihre wankenden Schritte zu ſtützen.

Es war der Paſſagier von vorhin.

„Vetter Julius! Welches Glück, Sie wiedergefunden zu haben! Hoffentlich verlaſſen Sie uns nun nicht mehr, bis wir Rom erreichen!" rief Bertha entzückt und umarmte ihn.

„Die Ewige Stadt iſt auch das Ziel meiner Reiſe! Doch, wenn ich fragen darf, was führt Sie nach Italien, Couſinchen, und noch dazu ohne Graf Aarberg's Begleitung?" entgegnete er.

„Was? Wie? Sie wiſſen nicht — Ich bin Witwe, Julius!" erwiderte Bertha, ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, ihr hübſches Geſicht in die Falten anſtändiger Trauer zu legen. „Und ich bildete mir ein, Sie reiſten mir nach! Nun ſo hören Sie: Unſer Onkel Bergen ſtarb in Rom und wir können unſere Erbſchaft nicht erlangen. Es ſcheint, daß ſein Secretär ſich Unterſchleiſe und Betrügereien erlaubte. Auch ſoll die römiſche Juſtiz nichts weniger als gerecht und prompt ſein."

„Sie thaten wohl daran, Bertha, ſich ſelbſt

auf den Weg zu begeben, um die verwickelte Erbschaftsangelegenheit zu ordnen. Die Sache ruht in guten Händen", versetzte der junge Mann mit ersichtlichem Spott.

„Nein, Vetter, darum bekümmere ich mich gar nicht! Der bloße Gedanke an Geschäfte verursacht mir Gähnen, dafür ist Isabella. Indessen überlegte ich, daß ich der Trauer halber zurückgezogen leben müsse, was die Aussicht auf einen langweiligen Winter bot. Dem zu entgehen schickte ich meine zwei Kinder der Schwiegermutter und entschloß mich, zur Abwechselung meine Schwester zu begleiten. Es lebe Italien!"

„Man möchte meinen, Cousinchen hätte Horaz gelesen, «variatio delectat». Aber wo befindet sich Ihre Schwester? Ich sah sie noch gar nicht. Stieg sie denn herauf während Ihrer mich beglückenden Accolade?"

„Isabella ist im Stande, sich auf das Verdeck zu stellen, bis das Gepäck versorgt ist. Ich habe sechs Stück, sie zwei, macht zusammen acht. Damit quält sie sich den ganzen Weg und hat merkwürdigerweise auch noch gar nichts verloren."

„Dies beweist, daß Ihre Schwester Isabella eine vernünftige Dame ist und erinnert mich zugleich daran, daß ich über dem Vergnügen, mit Cousinchen zu plaudern, das Geschick meines Koffers und meiner Hutschachtel vergaß."

Der junge Mann eilte nach diesen Worten auf das Verdeck, wo er Isabella fand. Isabella war in der ihr eigenen Ruhe und scheinbaren Apathie in der That sogleich an die Revision des Gepäcks, des Lagers in der Kajüte und eines Platzes auf dem Verdeck gegangen.

„Ueberlassen Sie mir die Sorge, gnädige Frau!" sagte er, „oder vielmehr mit Ihrer Erlaubniß, Cousine Isabella! Beruhigen Sie sich", setzte er lächelnd hinzu, „ich weiß es bereits, Sie besitzen acht Stück und bürge Ihnen dafür, daß Sie alles in Rom unversehrt wiedererhalten sollen!"

Die große stattliche Frau verneigte sich dankend, gab dem Vetter, der ihr nahe verwandt war, ohne daß sie sich im Leben viel gesehen hatten, die Erlaubniß zu jeder Intimität, die in den Rechten der Verwandtschaft lag, und verschwand im Eingang der Kajüte, wo es galt, sich zur Nacht zu arrangiren. Sie behauptete, auf dem göttlichen Meere — schlafen zu wollen.

II.

„War es nicht ein glücklicher Zufall, Vetter Julius zu treffen?" rief Bertha der eintretenden Schwester entgegen. „Er wird mir wieder den Hof machen wie vor sechs Jahren; er wird sich wieder in mich verlieben, aber ich nehme ihn jetzt ebenso wenig wie damals. Er soll mir Zeitvertreib gewähren und einen köstlichen Spaß auf der Reise!"

„Bertha, spiele nicht, weder mit Feuer, noch mit Messern, noch mit Männern! Du bist ein Kind und wirst dich verletzen", bemerkte Isabella in ihrer immer sich gleichbleibenden Art.

Die kleine Frau hatte kaum Zeit, ihr Reisehäubchen zurecht zu rücken und ihr hübsches Gesicht über dem Kamin zu bespiegeln, als schon Vetter Julius anklopfte und zwischen den zwei Schwestern Platz nahm.

Als ganz junger Mann war er auf einer Ferienreise nach München gekommen und dort sehr freundlich von seinem Verwandten, dem alten Präsidenten Freiherrn von Bergen, aufgenommen worden. Unwillkürlich ließ sich der bremer Patricier von dem Schimmer seiner Umgebung blenden. Das elegante, modische Haus des Präsidenten, welches der Elite der Gesellschaft zum Sammelplatz diente, wäre diesem angehenden Hannibal nüchterner freistädtischer Politik beinahe zum Capua geworden. Der alte Herr selbst gehörte noch jener Schule an, welche Sarkasmen von Talleyrand gelernt und Bonmots vom Fürsten de Ligne; er würzte die etwas faden Genüsse der eleganten Gesellschaft mit wahrhaft kantischem Geist. Seine zweite Gemahlin war etwas nun fast Ausgehendes, eine — liebenswürdige Frau. Wie Blumen, um besonders farbenprächtig zu erblühen, einer bestimmten Erdmischung bedürfen, so haben Frauen der Huldigungen nöthig, um wirklich liebenswürdig zu sein. Daß die Richtung unserer Zeit eine wesentlich andere geworden, dabei verlor das weibliche Geschlecht nicht, sondern gewann; nur gingen darüber die reizenden Salonköniginnen verloren. Frau Präsidentin von Bergen war noch eine der wenigen Uebergebliebenen. Das engelschöne Mädchen aus armer adeliger Familie kam mit sechzehn Jahren an den Hof eines kleinen deutschen Fürsten und eroberte dort im Sturm den alten Herzog. So fügsam gewandt war ihr Wesen, daß selbst ihre Herrin und der Erbprinz die Begünstigte nicht zu hassen vermochten. Nach dem Tode des Herzogs wurde das Hoffräulein mit der Hand des Präsidenten Freiherrn von Bergen, eines Witwers, versorgt. Zwischen zwei geschiedten, vielerfahrenen Männern hatte die Dame

jene flüchtige Geiſtesrichtung ausgebildet, welche die Franzoſen Esprit nennen, dasjenige, welches am meiſten bei ihrem Geſchlechte reizt. Dieſe Frau machte das Haus ihres Mannes ſehr angenehm. Niemand, ſelbſt der Präſident nicht, fand jemals Urſache, über ſie zu klagen. Nur beſtand ein fataler Umſtand. Einſt gewöhnt, über eines regierenden Fürſten Beutel frei zu verfügen, reichte ſie mit ihrem Einkommen niemals aus.

Die etwas ſpäte Ehe des Hoffräuleins hatte eine einzige Frucht zur Folge. Unter heitern Feſten verwöhnt, geſchmeichelt, wuchs Bertha, die Stiefſchweſter Iſabella's, auf. Als Vetter Julius nach München kam, war ſie eine liebliche Erſcheinung von ſechzehn Jahren. Da vergaß der junge Mann, daß er im Sinne gehabt, der gelehrteſte Juriſt ſeiner Vaterſtadt zu werden. Damals traten auch die philoſophiſchen Geſpräche in den Hintergrund, die er mit ſeinem Studien- und Geſinnungsgenoſſen Moleſchott gepflogen. Der bremer Bürger war nahe daran, um Wiederherſtellung ſeines alten Geſchlechtsadels und Indigenats zu bitten und unter des Präſidenten Protection eine Carrière in Baiern zu verſuchen. Ebenſo leicht wäre es damals geweſen, ihn zum abſtracten Theismus zu bekehren.

Die Diamanten der gräflichen Familie Aarberg gaben der Sache eine andere Wendung. Julius von Bergen kehrte nach Heidelberg zurück, über den Pandekten genas er raſch vom Jugendfieber. Es traf ihn kein hinreichend ſtarker Anſtoß mehr, um ihn der betretenen Richtung untreu zu machen. Sobald er die Univerſität abſolvirt, erhielt er eine Anſtellung beim Senat. Vor wenigen Wochen war Senatorenwahl geweſen und Julius von Bergen, welcher eben das geſetzliche Alter erreicht, befand ſich unter den Gewählten. Seine Freunde begingen das Ereigniß mit einem frohen Mahle. Der kühle junge Mann war vollſtändig zufrieden mit ſich, ſo wenig er es nach außen merken ließ, er hatte das höchſte Ziel eines vernünftigen Ehrgeizes erreicht. Beim Nachhauſefahren empfand er Misbehagen. Der Vater erwartete den Liebling, der ſeines Hauſes Ehre mehrte. Die Freude riß den kalten, ſteifen, alten Mann zu einer ungewöhnlich lebhaften Demonſtration ſeiner Gefühle hin. Er ſchloß Julius in die Arme, doch im nämlichen Augenblick ergoß ſich ein Blutſtrom über den brüſſeler Teppich und der Körper des neuen Senators brach kraftlos zuſammen. Straffe Anſtrengung phyſiſcher und geiſtiger Kräfte hatte die nicht ſtarke Conſtitution des jungen Mannes, das Erbtheil einer kränklichen Mutter, vollſtändig erſchöpft. Julius von Bergen erholte ſich zwar, der Anfall kam nicht wieder, aber der Aerzte Ausſpruch blieb feſt, mehrjährige Entfernung von Geſchäften und Aufenthalt in einem mildern Klima. Der Senator brachte ſeiner Geſundheit das Opfer, wie er es nannte, und reiſte nach Italien. Auf dieſe Weiſe traf er Couſine Bertha. Er war ihr nicht böſe und bedauerte keineswegs die Lebensbahn, welche er gegangen.

Der Senator nahm eben ſeine zweite Taſſe Thee aus Iſabella's Hand und warf dabei einen neugierigen Blick auf ſie. Bei ſeinem Beſuch in München befand dieſe ältere Tochter ſich nicht in ihres Vaters Hauſe, auch erinnerte er ſich, von einer Verbindung gegen des Präſidenten Willen gehört zu haben, welche deſſen Tochter erſter Ehe eingegangen; deren Name wurde niemals erwähnt.

Bertha plauderte lebhaft. Sie ſchien ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, Vetter Julius in der erſten Stunde des Beiſammenſeins von allen Veränderungen zu unterrichten, die ſeit ihrer Trennung vorgefallen. Daß vor einem Jahre der Präſident geſtorben, wußte er bereits.

„Erinnern Sie ſich noch des Grafen Böthy, der, wie Sie in München waren, die glänzendſte Erſcheinung der Salons bildete?" fragte die junge Witwe.

„Allerdings, dieſer Ungar war ſo auffallend ſchön, daß er ſogar uns Männern gefiel", erwiderte der Senator lächelnd.

„Vor kurzem vergiftete ſich ſeinethalben eine deutſche Fürſtin, weil er ihre Liebe nicht erwiderte", verſetzte Bertha.

„Sie war in jedem Fall eine Närrin!" warf Iſabella dazwiſchen.

„Ich ſtimme vollkommen mit Ihnen überein", bemerkte der Senator, angezogen von dem verſtändigen Weſen Iſabella's.

Gräfin Aarberg ſchüttelte den Kopf, ihre hübſchen blauen Augen richteten ſich auf Bergen, ſie ſtrich die blonden Flechten aus der blendend weißen Stirn und ſagte:

„Ich kann es begreifen, Vetter Julius. Dieſer Arthur Böthy war ſo ausgezeichnet in ſeiner Erſcheinung, es lag ſo etwas Eigenthümliches in ſeinem Weſen, daß er ſehr wohl die leidenſchaftliche Liebe einer Frau entzünden mochte. Mir ſelbſt flößte der intereſſante junge Mann Theilnahme ein, nur vermochte er ſich mir wenig zu

nähern, da mich Graf Aarberg vollständig absperrte."

„So exaltirte Gefühle, welche in derartigen Excessen endigen, entspringen dem gedankenleeren Müßiggange vornehmer Frauen. Beschäftigung ist Bedürfniß, um des Lebens Gleichmaß zu erhalten!" versetzte Isabella.

„„Nicht wahr, Vetter", sagte Bertha spottend, „Sie glauben gewiß, meine Schwester schreibt Bücher? Wie Isabella doch jetzt so kühl urtheilt! Vor acht Jahren ließ sie sich entführen; dennoch konnte sich ihr Mann, der Herr von Berneck, wahrlich in keiner Beziehung mit Graf Böthy vergleichen!"

Der Senator beobachtete, wie die Indiscretion der jüngern Schwester Isabellens Wangen bleich färbte, aber keinen Augenblick verließ Frau von Berneck die Selbstbeherrschung.

„Weil sich Bertha die Aufgabe gestellt zu haben scheint, Vetter Julius gleich am ersten Abend unserer Bekanntschaft in meine uninteressante Lebensgeschichte einzuweihen, so wird es besser sein, ich vollende selbst die Erzählung in wenig Worten" sagte sie ruhig. „Ich war unglücklich in meiner Wahl, lieber Julius, und trennte mich nach einigen Jahren von Herrn von Berneck, den ich gegen meines Vaters Willen gewählt. Reuig kehrte ich in das Haus zurück, welches ich unter dem Einfluß einer Verblendung verlassen hatte. Seit meines Vaters Tode lebe ich mit Bertha und jetzt bin ich auf dem Wege nach Rom, wo ich aus des Onkels Erbe mir das ersehnte Gut der Unabhängigkeit zu erkämpfen hoffe. Ich bin ganz offen! Ich gehe nach Rom, um mir Geld zu holen!"

„Bravissima!" sagte Bergen. „Sie plaidiren Ihre Sache mit einer Klarheit und Nüchternheit, die allen Vertheidigern anzuempfehlen wäre. Bei der Uebereilung müssen starke Entschuldigungsgründe obgewaltet haben. Sie sind freigesprochen", fuhr Bergen scherzend fort. „Unter keiner Bedingung werden Sie dem Beispiel jener deutschen Fürstin folgen."

Bertha lachte. „Isabella hat sich tapfer von ihrem Gatten befreit", versetzte sie mit einem Blick aufrichtiger Bewunderung auf ihre ältere Schwester. Die kleine Frau dachte dabei an die gänzliche Unfähigkeit von ihrer Seite, das Joch des Grafen Aarberg abzuschütteln oder es sich nur zu erleichtern. „Isabella ist muthig und stark, sie arbeitet, erwirbt Geld, während ich nur im Stande bin, welches auszugeben."

Bertha wurde bei diesen letzten Worten sonderbar bleich.

„Gehen Sie eilig nach Ihrem Schlafcabinet und legen Sie sich ausgestreckt vollkommen ruhig zu Bett!" sprach Julius Bergen aufspringend und Gräfin Aarberg den Arm reichend.

Frau von Berneck errieth, daß ihre Schwester einen Anfall von Seekrankheit bekam. Der Senator begab sich auf das obere Verdeck, nachdem er seine Cousine in die Schlafkajüte geleitet. Er zündete eine Jodcigarre an, die einzige, welche ihm gegenwärtig erlaubt war zu rauchen, und schritt, vorsorglich in seinen Plaid gehüllt, auf und nieder.

Nach einer Weile kam Isabella zu ihm aufs Verdeck.

„Bertha schläft", sagte sie lächelnd; „es scheint, ihr Uebelbefinden rührte davon her, daß sie in Genua zu viel von den dortigen berühmten Zuckerfrüchten genoß."

„Ich finde Gräfin Aarberg", entgegnete der Senator, „unverändert! Dasselbe liebliche Kind, wie ich es vor sechs Jahren verließ."

„Wer in ganz bequem fertige Verhältnisse tritt, altert weniger an Geist und Gemüth, erringt aber auch geringere Festigkeit, die nur im Kampfe erstarkt!"

Ein Seufzer wand sich bei diesen Worten Isabella's aus Bergen's Brust. Obwol der Sohn eines wohlhabenden, fast reichen Mannes, kannte er den ehrenvollen Kampf des Lebens, hatte ihn geführt, war Sieger geblieben und dann wieder besiegt worden durch mangelnde körperliche Kraft. Der Menschengeist möchte so gern fortstürmen titanenhaft, aber er ist in die irdischen Schranken gebannt.

„Wie wäre es, wenn wir den Eventualitäten eines römischen Winters vereint Trotz böten?" sagte der Senator, welcher in Bertha einen hübschen Zeitvertreib, in Isabella eine nützliche Gefährtin für sein Exil und seine gezwungene Unthätigkeit zu entdecken glaubte. Der junge Mann war von zu Hause verwöhnt, wo zwei ledige Schwestern in der Sorge für seine Gemächlichkeit die Erfüllung ihrer Lebensaufgabe erblickten. Daher er auch, ohne einen Gedanken den trivialen Bedürfnissen des Alltagslebens zu widmen, ungestört hatte arbeiten und streben können. Den Comfort des wohlhabenden bremer Bürgerhauses, die fast pedantische Ordnung und Reinlichkeit desselben vermißte er bereits auf der Reise schmerzlich; so schien ihm der Zufall dieser Begegnung willkommen.

„Sie zwar nicht, allein Bertha bedarf eines Mentors; laſſen Sie mich Ihr dankbarer Penſionär ſein!" ſagte er.

Frau von Berneck ertheilte bereitwillig ihre Zuſtimmung. An Gräfin Aarberg's Einwilligung war nicht zu zweifeln.

„Vielleicht vermag ich doch auch Ihnen, Couſine Iſabella, nützlich zu ſein mit Rath und That", verſetzte der Senator. „Ein verwickelter Proceß bietet überall Schwierigkeiten genug, insbeſondere aber iſt die römiſche Rechtsverdrehung und Rechtsverſchleppung ſprichwörtlich geworden. Es erſcheint zugleich als Beweis der Ironie des Schickſals, daß in Juſtinian's Hauptſtadt, an der claſſiſchen Urquelle des Privatrechts, die Juſtiz am erbärmlichſten verwaltet wird. Wie ſtehen Ihre Angelegenheiten? Was haben Sie für Anhaltpunkte in Betreff der muthmaßlichen Höhe des Rücklaſſes?"

„Die Sache verhält ſich ſchlimm genug", erwiderte Frau von Berneck. „Vor zehn Jahren beſuchte uns Onkel Bernhard zum letzten mal in Deutſchland. Damals entſtand eine Spannung zwiſchen den beiden Brüdern, weil der Onkel in Rom zum Katholicismus übergetreten war. Zwar dachte der Vater mit größter Gleichgültigkeit über den Unterſchied der Confeſſionen, aber ein Religionswechſel erſchien ihm als Schwachheit und unwürdiges Unterliegen unter fremden Einfluß. Principiell verwarf er alle poſitiven Religionen, aber aus Zweckmäßigkeitsgründen hielt er am Proteſtantismus feſt und meinte, dieſer ſei die echte deutſche Religion, einer vernünftigen Fortbildung fähig, auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkt der Mittelhöhe allgemeiner Bildung entſprechend. Ueber dieſe Geſinnungsdifferenz geriethen die Brüder in ernſthaften Streit. Seiner Gewohnheit gemäß verfocht mein Vater ſeine Meinung mehr mit Sarkasmen als mit Argumenten, erbittert reiſte Onkel Bernhard ab. Früher hatte er die Renten der in Deutſchland placirten Kapitalien durch ſeinen Bruder einkaſſiren laſſen, aber nachher that er dies nicht mehr. Jede Verbindung war und blieb abgebrochen. Ich annoncirte Onkel Bernhard des Vaters Tod durch einen Geſandtſchaftsſecretär, der damals nach Rom reiſte und den Brief perſönlich überbrachte, ſonſt wäre er von der Umgebung des blinden alten Mannes unterſchlagen worden. Durch die nämliche Gelegenheit erhielt ich eine freundliche Botſchaft nebſt Geſchenk, jedoch nichts Schriftliches. Die Correſpondenz meines Onkels ging während ſeiner letzten Lebensjahre gänzlich durch die Hand ſeines zum Privatſecretär erhobenen Kammerdieners. Nun fand ich unter meines Vaters hinterlaſſenen Papieren alte Aufſchreibungen, woraus deutlich der Betrag der Summen hervorging, die er früher im Auftrag ſeines Bruders eingenommen und zugleich blieb bei Onkel Bernhard's Abreiſe ein Notizbuch zurück, welches ich an mich nahm. Daſſelbe wurde niemals reclamirt. Kurz vor meiner Abreiſe erſt unterſuchte ich es genau und fand in einer Seitentaſche zwei zuſammen auf 20000 Scudi lautende Schuldſcheine, unterſchrieben von einer Gräfin Polcaſtro. Auf einem Pergamentblättchen des Notizbuchs ſtanden die Worte: «Solange ich Maddalena die Verſchreibung nicht zurückgebe, bin ich meines Lebens und ihrer Treue ſicher.»"

„Sie haben doch des Präſidenten Aufſchreibungen nebſt den Schuldſcheinen bei ſich?" fragte der Senator lebhaft, nachdem er ihrer Erzählung aufmerkſam zugehört.

„Allerdings", antwortete Iſabella, „aber leider verlor Bertha durch verſchiedene Tändeleien einen koſtbaren Monat. Wir ſind, fürcht' ich, ſchon zu ſpät daran, die Intriguen unſerer Gegner zu bekämpfen."

„Dafür fanden Sie einen Alliirten", verſetzte Bergen, der nach Rom reiſte, um auf ärztliche Anordnung allen Geſchäften fern zu bleiben, nun aber mit wahrem Entzücken ſeine alte Advocatenpraxis wieder aufnahm. Es war ihm ſogar lieb, daß der Fall nahezu hoffnungslos erſchien, deſto mehr Feinheit gab es zu entwickeln. Das Dolce far niente ruhte ſchwer auf dem thätigen geſchäftskundigen Mann. Arbeit iſt nicht, wie die Trägen wähnen, eine Laſt, ſondern ſehr häufig des Lebens höchſter Reiz.

Lange beſprachen noch beide dieſe Erbſchaftsangelegenheit und die Plane ihrer gemeinſchaftlichen Einrichtung in Rom.

Sanft glitt der Dampfer über die ſpiegelglatte See und die leuchtenden Sterne ſtanden wunderbar herrlich am Firmament. Der bremer Rathsherr und die Dame bemerkten nichts davon, ihre Gedanken wurzelten auf dem geſchäftigen Markt des Lebens. Spät trennten ſie ſich mit ruhigem „Gute Nacht" und reichten ſich die Hand, gerade ſo wie es Julius Bergen that, wenn er daheim mit einigen Freunden zu Nacht geſpeiſt und ein vernünftiges Wort geplaudert hatte.

III.

Thautropfen blitzen an Gläſern und Halmen. Ein köſtlicher Octobermorgen iſt angebrochen. Grüne Laubgänge hängen voll reifender Trauben, alte Steintrümmer umrankt Epheu, die Einfaſſungsmauer des etwas unregelmäßigen großen Raumes verbirgt faſt üppiges Schlinggewächs. Mannshoher Cactus und die indianiſche Feige ſproſſen wild, untermengt mit dem bläulichen Grün der Agave. Es war ein altberühmter Ort in Rom, die Gärten des Salluſt lagen einſt hier, wie überhaupt der Pincio der Alten Gartenhügel hieß. In der neuen Zeit iſt die weite Schlucht, welche den Pincio vom Quirinal trennt, in mehrere Vignen getheilt.

Doch nur eine davon zeigte Spuren ſorglichen Anbaues. Auf unbedeutender Erhöhung des durchfurchten, hügeligen Terrains erhebt ſich ein freundliches, kleines Wohnhaus. Vor demſelben befindet ſich eine rebenumrankte Loggia, zierliche Bouquetröschen miſchen ihre Blumen in die grünen Feſtons, ein runder Bogen hält die Ausſicht frei.

Dieſer Garten Eden iſt nicht ohne lebende Bewohner. Ein Eſel frißt mit Behagen junge Diſteln, ſchöne Geißen weiden an den Lehnen, zierliche Perlhühner ſpazieren unter den Bäumen und ein Hündchen hinkt auf drei Füßen vor dem Eingang des Hauſes. Ein getigerter Kater ſitzt auf der letzten Stufe, die ins Freie führt und läßt jenes leiſe ſummende Geräuſch hören, weiches bei dieſer Thiergattung Wohlbefinden verkündet.

Eben tritt ein mittelgroßer, ſchlanker Mann unter die Hausthür, der König und Herr dieſes Reichs. Er zieht mit Behagen die würzige Luft ein und blickt dabei auf ſeine Unterthanen, ſich ihres Wohlſeins freuend. Das Hündchen humpelt freundlich wedelnd dem Gebieter näher, ein paar zahme Tauben kommen auf ſeine Schulter geflogen, ſelbſt der träge Kater gibt ſeine Ruhe auf und reibt ſich ſchnurrend an dem Bein des Hausherrn.

„Da ſeid ihr ja alle, meine Lieben, Getreuen!“ ſprach der Mann vor ſich hin; „aber nur du, arme Silvia, kannſt die allgemeine Luſt nicht theilen!“ Er hob das Hündchen ſanft in die Höhe und unterſuchte das kranke Bein. Es war zwiſchen zwei Holzſtöckchen feſtgebunden und da ſich der Bruch geheilt zeigte, befreite der Herr das Thier. Es leckte dankbar die Hand, die es geheilt. Der Ausdruck von Ruhe und Frieden lag auf den männlichen Zügen.

Der Einſame ſah zum Hauſe hinauf, ſchien jemand erſpähen zu wollen und da er ihn nicht fand, ſo ſchlug er ein Buch auf. Wohl mochte die köſtliche Morgenſtunde dem Denker behagen, er las lange. Tief in ſeinen Gegenſtand verſunken, merkte er nicht, wie ein Mann die Geißen molk und in der Loggia die Vorbereitungen zum Frühmahl traf.

„Signor Stefano! Der Kaffee ſteht bereit! Und dann wollten Sie mir erklären, wie man in Neapel die Feigenbäume zu vierfachem Ertrag bringt“, unterbrach der eben mit den Zurüſtungen fertig Gewordene den Leſenden.

Freundlich legte dieſer das Buch aus der Hand. „Du meinſt die Caprification, Pietro“, ſagte er. „Sie läßt ſich auf zweierlei Art bewerkſtelligen. Durch Einſchnitte und wiederholtes Eintröpfeln von Oel, oder beſſer hole mir ein Körbchen getrockneter, wilder Feigen aus dem Hauſe. Und noch dies — wo iſt Ceſare?“ rief er dem ſchon Gehenden nach —

Pietro kehrte um, aber plötzlich hielt er die Hand als Schirm über die Augen und rief, unverwandt nach der Einfaßmauer des Grundſtücks ſtarrend: „Sehen Sie den Unverſchämten, Signor!“

Damit ſprang Pietro, eine Gerte ergreifend, vorwärts.

„Laß ab!“ verſetzte der Hausherr ſtreng. Auch er hatte jetzt einen ſchönen blanden Manneskopf über der Mauer entdeckt und einen Arm, der herüberlangte, um die ſaftigen Früchte des indianiſchen Feigenbaums zu brechen.

Der Dieb ſah die beiden herannahen. Er verließ indeſſen ſeinen Poſten nicht. Es lag überhaupt nicht in ſeiner Art, vor etwas zurückzuweichen, ſondern er zog gleichgültig die Börſe und wollte ein Geldſtück über die Mauer werfen.

„Signor, treten Sie ein und machen Sie ſich's bequemer!“ ſagte der Hausherr ruhig zu dem Fremden. Es lag auch nicht einmal Spott in dem Ton.

Die feingeformte Hand fuhr mit der Börſe wieder in die Taſche. Ein Bein ſchwang ſich über die Mauer. Der Fremde ſaß rittlings oben. „Gehen Sie etwas auf die Seite, ich habe vor, hinabzuſpringen!“ wandte er ſich an den Hausherrn.

„Nehmen Sie ſich in Acht, die Mauer iſt hoch!“ entgegnete dieſer.

Doch die Warnung wurde überhört. Auf das erſte Bein folgte das zweite. Die nervige

Hand packte den Rand der Steine und gleich einer Feder ſchnellte die ſchlanke Mannesgeſtalt zur Erde.

„Vor allem meine Entſchuldigung, daß ich ſo auf Gaminmanier bei Ihnen den Einzug halte", ſagte der Fremde unbefangen. „Ich ritt heute Morgen nüchtern von Haus weg. Der Staub und die Hitze dieſer römiſchen Wildniß brannten in meinem Innern, da brachte der grüne Zweig, der über die Mauer Ihres Beſitzthums hing, die wankende Tugend zu Fall."

Ein Lächeln flog über die ernſten Züge des Hausherrn. „Mein Frühſtück ſteht bereit; ohnehin iſt es für mich und meinen Zögling, der nicht anweſend. Theilen wir es", ſagte er.

„Gern, wenn Sie Ihrem Diener befehlen, mein Pferd hereinzuführen", antwortete der Fremde.

Pietro folgte dem Wink des Hausherrn nicht ohne ein bedenkliches Kopfſchütteln. Er begriff nicht immer deſſen Handlungsweiſe. Allein Ehrfurcht und Liebe feſſelten mindeſtens ſeine Zunge.

Draußen fand er ein edles Vollblutpferd mit kleinem Kopf und feingefeſſelten Füßen. „Ein Thier beſitzen, das tauſend Scudi werth iſt und Feigen ſtehlen!" murmelte Pietro; „ich glaube, er hat das Pferd auch geſtohlen! Wenn er nur nicht noch dazu die ſilbernen Löffel ſtiehlt! Aber Signor Steſano hat ſo ein Engelsherz ohne falſch und arg und traut jedem das Beſte zu!" In der Einſamkeit der Vigna hatte ſich Pietro das Selbſtgeſpräch angewöhnt.

Währenddeß führte Signor Steſano den Gaſt nach der Loggia, wo ein Tiſch mit Büchern aus dem Wege geräumt werden mußte. „Dies die Studirſtube meines Zöglings Cäſar! Ein junger Akademiker der Sapienza! Die Collegien beginnen heute — Und Pietro iſt nicht eigentlich mein Diener", bemerkte er, „dafür thut er aber immer meinen Willen, was bei andern ihren Herren gegenüber ſelten der Fall iſt."

„Sie ſcheinen über dieſen Menſchen eine Art magnetiſcher Gewalt auszuüben, was mich an Leute erinnert, die ich bei meinem Onkel traf und die ihm auf Tod und Leben ergeben waren. Mein Onkel iſt ein berühmter Magnetiſeur", erwiderte der Fremde.

„Wie heißt Ihr Onkel? Ich bin einer vom Fach", verſetzte Steſano.

„Mein Onkel trägt denſelben Namen wie ich, Arthur Böthy", antwortete der Gaſt.

„In der That! Ich kenne das ſeltſame Buch, welches Graf Böthy über den thieriſchen Magnetismus ſchrieb. Uebrigens muß er große, ungewöhnliche magnetiſche Kraft beſitzen. Jedoch iſt der Name Böthy nicht blos durch den Magnetismus bekannt. Die Geſchichte gedenkt ruhmvoll der edeln Ungarn, welche ſo oft die Türken beſiegt", verſetzte der Hausherr.

„Wer ſind Sie, der den Mann, welcher Ihre Feigen ſtahl, ſo freundlich zu ſich einlud und die Beziehungen meines Hauſes kennt?" rief der Ungar mit Intereſſe.

„Ich heiße Steſano Havas und bin in der vaticaniſchen Bibliothek als Cuſtode der orientaliſchen Handſchriften angeſtellt", antwortete der Hausherr. „Ich ſchreibe auch Bücher, die leider nur einige funfzig Menſchen in Europa intereſſiren.

„Und doch habe ich dieſen Namen bereits gehört! Mir ſcheint, Sie müſſen ſchon in ſchriftlichem Verkehr mit meinem Onkel geſtanden haben und er nannte Sie einen großen Gelehrten. So wären wir denn in aller Form bekannt, Herr Steſano Havas", bemerkte Graf Böthy.

„Und bedurfte es dazu der Namen! «Nihil humani a me alienum puto», erklärt bereits Terenz, und ſeit der Zeit werden wir hoffentlich Fortſchritte in der Humanität gemacht haben", entgegnete Havas lächelnd.

Mittlerweile war Pietro an den Tiſch getreten, hatte die dem Ungarn entfallene Mütze und Reitgerte daraufgelegt und ſchickte ſich nun an, die beiden Männer mit dem bereits vorbereiteten Frühſtück zu bedienen.

Ein bildſchöner junger Mann erſchien indeſſen unten im Garten und rief hinauf: „Väterchen, ich muß ſogleich in die Pandekten! Ich vergaß ein Buch — auf Wiederſehen —" Damit verſchwand der junge intereſſante Mann, der ein ſchwarzes leichtes Sammetbaret trug.

„Ihr Sohn?" fragte der Graf.

Havas erröthete und ſagte: „Mein Zögling."

„Er ähnelt Ihnen."

„Ich erziehe ihn ſeit Jahren und die Gewohnheit macht, daß ſich die Menſchen ähneln."

Sie ſaßen unbefangen nebeneinander und tranken Kaffee, der eine zwanglos, weil er außerhalb der Welt und deren gekünſtelten Formen lebte, der andere, weil er letztere vollkommen beherrſchte. Beide Männer waren unſtreitig ſchön, aber unendlich verſchieden. Steſano Havas hatte Kopf- und Barthaare von bläulicher Schwärze, die Geſichtsfarbe war ein durchſichtiges Lichtbraun, ſaftige, rothe Lippen kündeten Geſundheit, auf der Stirn lag der Ernſt des Denkers, die

großen dunkelbraunen Augen blickten milde, die Naſe war griechiſch, der Geſichtswinkel groß, wie bei den Statuen der claſſiſchen Zeit. Im ganzen Weſen miſchte ſich Jünglingsfriſche mit Mannesreife, ſodaß ſein eigentliches Alter ſchwer zu beſtimmen blieb.

Arthur Böthy, jener Ungar, um den ſich eine deutſche Fürſtin getödtet haben ſollte, war blond, faſt mädchenhaft weiß, von regelmäßigen, feinen Geſichtszügen. Die bläulichgrauen Augen nahmen zuweilen einen ſtechenden Ausdruck an, unter ihnen zogen ſich tiefe Ringe, welche Verſchwendung der Lebenskraft verriethen. Ueber der Naſenwurzel ſaß eine Falte, ſie verdarb die Stirn und ließ den noch ſehr jungen Mann weit älter erſcheinen, als er war. Daß übrigens die zarten Glieder ihn nicht ſchwächlich machten, bewies er, indem er eben ſinnend eine von der Erde aufgenommene dünne Eiſenſtange krumm bog. Nur in der Geſtalt glichen ſich beide.

„Bei mir iſt das Reich der Freiheit", ſagte Havas, deſſen Blick mit Wohlgefallen auf dem edeln Thier ruhte, welches Pietro hereingeführt. „Geſtatten Sie, daß man Ihrem Pferd Sattel und Zaum abnähme?"

„Mit Freuden, wenn Sie mich noch länger hier behalten wollen, mir gefällt es bei Ihnen. So ruhig und friedlich fand ich noch keine Stätte. In der Rebenlaube iſt es köſtlich kühl, daß ich mich allen Ernſtes vor der Rückkehr in die Sonnenhitze fürchte, und vielleicht ſind bald die Pandekten aus —?" erwiderte Arthur mit Anſpielung auf Ceſare.

Das ſchöne Pferd ſchüttelte die Mähnen in der Freiheit. Es that ein paar Sprünge, dann geſellte es ſich zu dem Grauen, neben dem es friedlich graſte. Geſättigt ſtreckte es die edeln Gliedee zur Ruhe unter dem Schatten einer mächtigen Platane. Die Vögel ſangen ihre Morgenhymne. In den ehemaligen Gärten des Salluſt freute ſich alle Creatur des Lebens.

„Schön iſt es bei Ihnen", unterbrach Böthy das Schweigen, während Havas die Ueberreſte des Brotes unter ſeine gefiederten Unterthanen und die lieben kleinen Sänger vertheilte; „aber geſtehen Sie, daß ſich auch hierher zuweilen der ungeladene Gaſt ſchleicht, der gleich dem Skelet der alten Aegypter bei keinem Feſte fehlt. Die Ungenüge, ſie folgt uns zum Gelage und in die Einſamkeit. Die Küſſe der Geliebten vermögen dies unbeſtimmte Sehnen nicht zu ſtillen, Becher und Würfel nicht zu übertäuben, aber auch keine alte oder moderne Weisheit enthält die Zauberformel, welche es zu bannen verſtünde. Das menſchliche Herz ſchwankt ſtets zwiſchen Begierde und Ueberdruß, auf dem Indifferenzpunkt der Befriedigung vermag es nicht zu verweilen."

„Sie haben den Ernſt der Arbeit nicht gekannt und darum niemals deren Segen gekoſtet, das fröhliche Gedeihen, die ſchöpferiſche Freude am eigenen Werk. Wer treu neben dem ſpeciellen Beruf den allgemein menſchlichen übt, den plagen die böſen Geiſter nicht", verſetzte Stefano und ein mildes Feuer blitzte in den ſchönen Augen.

„Ihr Gelehrten habt doch ſeltſame Marotten", bemerkte Arthur. „Meinen Sie wirklich, Schriftſtellerei ſei ein Univerſalmittel zum Glück?"

„Ein ſonderbares Misverſtändniß, Graf", entgegnete Havas lächelnd. „Ich dachte nicht insbeſondere an die paar Bände, mit denen ich die Bibliotheken vermehrt. Sehen Sie hier ebenfalls meine Werke! Dieſer Theil der Salluſtiſchen Gärten, einſt eine Wildniß, nun die freundliche Vigna. Pietro der Getreue, den ich — erſchrecken Sie nicht — von der Galeere nahm."

„Wie?" unterbrach der Graf und rückte mit künſtlichem Schrecken den Stuhl fort.

„Von der Galeere, auf der er die Verbrechen ſeiner Jugend gebüßt, und hier umwedelt uns mein neueſtes Werk Silvia, die kleine Hündin. Vor einigen Wochen fand ich das Thier blutend auf der Straße, ein Wagen hatte es überfahren. Da trug ich es heim und heilte es."

Die zwei Menſchen waren zu verſchiedenartig, um ſich zu verſtehen oder vielmehr die flach weltmänniſche Auffaſſung vermochte ſich nicht zur gemüthlichen Anſchauung des echten Philoſophen zu vertiefen.

Graf Böthy that einige Züge an der Cigarre, die er ſich aus türkiſchem Taback zuſammengedreht, lehnte nachläſſig zurück im Rohrſtuhl und ſprach gedehnt: „Ich habe alle Genüſſe gekoſtet, welche die Erde bietet und das matte Herz ſehnt ſich nach nichts mehr. Darum gebe ich mich noch nicht der Verzweiflung anheim und werde mir auch nicht in einem Anfall übler Laune den Hals abſchneiden, aber tödlich gelangweilt bin ich. Luſt empfand ich nur während des Kampfes; ſolange wir uns ſchlugen, unterhielt ich mich. Es war eine köſtliche Aufregung; am heißen Schlachttage ſtagnirte das Blut nicht in meinen Adern, ſondern rollte freudig. Nach geſchloſſenem Frieden nahm ich meine Entlaſſung und lebe ſeitdem auf meinen Gütern oder reiſe. Vor einigen Monaten begab ich mich unglücklicherweiſe nach

Padua, um alte Kameraden wiederzuſehen. Im nahen Venedig verliebte ſich eine Dame in mich und da meine Gefühle mit den ihren nicht gleichen Schritt hielten, nahm die Sache einen tragiſchen Ausgang. Dieſe widerwärtige Erinnerung jagt mich von Ort zu Ort."

„Weſſen Leben iſt gänzlich frei von dunkeln Flecken? Wer hat ſich nie eine Thorheit oder Schuld beizumeſſen?" ſagte Havas träumeriſch. „Treten Sie ins Haus, um meine Bücher und Waffen zu beſehen; letztere beſitze ich freilich nur als Curioſitäten, denn ich bin ein Mann des Friedens", ſetzte er hinzu, um die Wolke des Unmuths, die ſich auf der Stirn des Gaſtes zu ſammeln begann, zu zerſtreuen.

Wirklich fanden ſich in dem kleinen Wohnhaus der Salluſtiſchen Gärten ſeltene orientaliſche Waffen, ein Kenner hat ſie geſammelt. Der Ungar belebte ſich, manches Aehnliche beſaß auch er daheim auf dem Stammſitz als Trophäe der Ahnherren aus den Türkenkriegen. Einige Stunden verfloſſen den Männern raſch, beſonders da Havas intereſſante Erzählungen in die Erklärung ſeiner Waffenſammlung miſchte.

Als Böthy die Uhr zog, merkte er mit Staunen die vorgerückte Zeit.

Stefano, welcher ebenfalls beabſichtigte, nach der Stadt zu gehen, ſagte lächelnd: „Wer weiß, wo Ceſare Bruſteione — das iſt der Name des jungen Studenten — heute die Pandekten ſtudirt! Er kommt gar nicht wieder! Ich begleite Sie!"

Er begleitete den Grafen und Pietro erhielt den Auftrag, deſſen Pferd heimzuführen.

Arthur Böthy, dem ſein neuer Bekannter gefiel, drang in dieſen, mit ihm im Café Nuovo zu ſpeiſen.

Havas ſagte zu. Dort iſt der Sammelplatz der Fremden. Man konnte erwarten, unterhalten und angeregt zu werden.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Schluß.)

Am 21. October.

Im Muſikſalon hatte man inzwiſchen die Gaslampen angezündet und ich ſah die Prinzeſſin Ilſe daſtehen, von einem kleinen Hofſtaat von Perſonen umgeben, mit denen ſie ſich äußerſt lebhaft und mit glänzenden Blicken unterhielt. Unter dieſen Perſonen befand ſich auch der Prinz von Villa Ombroſa. Das ſchnitt mir ins Herz, ich fühlte mich aufgebracht gegen meine Sommertochter, ging ohne ein Wort mit ihr zu ſprechen in mein Zimmer, ſtellte mich ſchlafend, als ſie ſpäter zu mir kam, um mir gute Nacht zu ſagen und hatte — eine ſchlafloſe Nacht.

Am folgenden Morgen ſah ſie mich mit unruhigen forſchenden Blicken an. Ich bat ſie, herein zu mir zu kommen und theilte ihr mit, daß Waldo abgereiſt wäre und ſie freigegeben hätte. Sie wurde bleich, zitterte, ſetzte ſich und wurde immer bläſſer und bläſſer.

— „Biſt du nicht zufrieden" — fragte ich — „von einer Verbindung befreit zu ſein, die drückend für dich geweſen zu ſein ſcheint?"

— „Ich habe nie daran gedacht, ſie zu löſen!" — verſetzte ſie. — „Ich bin in dieſen Tagen blos weniger wohl disponirt geweſen, — es war mir ſo wunderlich zu Muthe, — ſo garſtig; aber — warum hat er denn nicht ein wenig Geduld mit mir, ein wenig Vertrauen zu mir gehabt? — Wenn er unglücklich iſt, kann ich niemals, niemals glücklich werden!"

— „Aber — der Prinz von Villa Ombroſa?"

— „Ich unterhalte mich gern mit ihm und tanze gern mit ihm; aber weiter habe ich nicht an ihn gedacht; er kann nie für mich werden, was mir Waldo iſt! — — — War Waldo ſehr böſe auf mich? — Iſt es denn möglich, daß er mich ſo misverſtehen konnte?"

Dabei rollten Thränen unter ihren langen Augenwimpern hervor und über ihre blaſſen Wangen; ſie zitterte fortwährend.

Nun ſagte ich ihr alles, was zwiſchen Waldo und mir vorgegangen war; denn ich hatte ihm ja nicht verſprochen, zu ſchweigen. Als ich damit fertig war und ihr die Papiere gezeigt hatte, die er in meine Hände gelegt hatte und die ihr ein unabhängiges Leben ſicherten, verſiegten ihre Thränen, ſie ſtand auf von ihrem Sitz, bleich, aber entſchloſſen, mit Augen, die durch Thränen leuchteten und ſprach:

— „Können wir ihn einholen? — Können wir ihn noch treffen?"

— „Ich habe ihn gebeten, von Sicilien nicht eher abzureiſen, bis er einige Worte von mir erhalten hat; aber er antwortete mir nicht darauf und ich weiß nicht gewiß, ob — — —"

— „Laß uns reiſen, Frederike; noch heute, wenn es möglich iſt! Du wollteſt ja in jedem Falle bald nach Sicilien reiſen; reiſe jetzt gleich und erlaube mir, daß ich dich begleiten darf! — O, ich fühle, daß mein Herz brechen müßte, daß mein Leben gebrochen wäre für immer, wenn ich

ihn nicht wiederfinden, ihm nicht mein ganzes Leben widmen könnte!"

Sie ſtand mit gefalteten Händen vor mir, ihre ganze Seele lag auf ihren Lippen.

— „Nun wohl, mein Kind" — ſagte ich —, „wir wollen mit dem erſten Fahrzeug reiſen, das von hier abgeht; aber ich fürchte, daß wir darauf noch einige Tage werden warten müſſen. Inzwiſchen laß uns alles vorbereiten. Aber was wird deine Tante dazu ſagen?"

— „Sie mag ſagen was ſie will! Waldo iſt mein Verlobter, der Freund meiner Seele und meines Herzens! Ohne ihn kann ich nicht mehr glücklich werden. Und wie liebt er mich! — Wie verächtlich wäre ich, wenn ich mir künftig ein Glück getrennt von dem ſeinigen denken könnte!"

Sie war mit einemmal klar und feſt geworden und ſchien es mit jeder Stunde der drei Tage, die wir noch warten mußten, ehe ein neues Dampfſchiff nach Palermo abging, immer mehr zu werden. Wie ſie während dieſer Zeit hat leben können, begreife ich nicht; denn ſie ißt, trinkt und ſchläft nicht, ſie ſpricht auch wenig; ihr ganzes Leben ſcheint ſich im Innerſten ihres Herzens concentrirt zu haben. Noch nie iſt ſie mir lieber geweſen. Finden wir Waldo nicht auf Sicilien, ſo fürchte ich für ihr Leben. Heute Abend wollen wir abreiſen; nach einer Fahrt von ſechzehn Stunden können wir in Palermo ſein. Alles iſt ſchon bereit. Elſe liegt ſchlaflos auf ihrem Bett und ich ſchreibe, um meine eigene Angſt und Unruhe zu beſchwichtigen.

— „Vielleicht bedurfte ich einer ſolchen Prüfung" — äußerte Elſe kürzlich —, „damit ich einſehen lernte, wie innig ich an ihn gefeſſelt bin!"

Könnte er ſie doch ſo ſehen, wie ich ſie jetzt ſehe! Werde ich ſie denn jemals wieder ſo fröhlich wie in frühern Tagen ſingen hören:

„O ljufva Napoli,
Lycksaliga jordmän!"
(„O ſüßes Neapel,
Glückſeliges Land!")

Wie in einem herbſtlichen Sturm verlaſſe ich dieſes Land, das reicher als jedes andere an großen Werken der Natur und der Kunſt, an großen Erinnerungen und an lieblichen Stillleben im Schatten der letztern iſt. Schönheit und Liebe habe ich hier gefunden wie früher nirgends auf der Erde; aber gegenwärtig iſt alles, auch der gewöhnlich klare Himmel, mit einem Trauerflor bedeckt. Möge Gott unſere Reiſe und zugleich eine Liebe ſchützen, welche ſein Werk iſt!

Palermo (Sicilien), am 25. October.

Ich nehme goldgeränderes Papier, um den Namen Palermo darauf zu ſchreiben, um von Palermo und von all dem Sonnigen zu ſchreiben, das uns hier geleuchtet hat und noch leuchtet! Zuerſt will ich von unſerer innern Geſchichte ſprechen.

Unſere nächtliche Ueberfahrt war ſtürmiſch, aber eins von den guten ſardiniſchen Fahrzeugen, welche dieſes Waſſer befahren, brachte uns ſicher durch die ſchäumenden Wogen und in Zeit von ſechzehn Stunden in den Hafen von Palermo. Klein-Elſe, welche die ganze Nacht hindurch mit geſchloſſenen Augen und mehr einer Sterbenden als einer Lebenden ähnlich dagelegen hatte, ſtand nun auf und ſah mit dunkeln matten Blicken nach dem Ufer, als wenn ſie daſelbſt jemand ſuchte. Alles glänzte in goldenem Sonnenſchein, der Berg der heiligen Roſalie zur rechten als wenn er von lauter Gold wäre, die prachtvolle Marina und die ſchönen Häuſer auf der Terraſſe längs derſelben. Eins der letztern iſt höher als alle andern; es iſt das Hotel Trinacria, Palermos vornehmſtes Hotel. Dort fragten wir nach dem Freund, den wir ſuchten.

— „Ein Herr dieſes Namens" — antwortete uns der Wirth — „iſt mit dem vorigen Dampfboot hier angekommen; aber er iſt tödlich krank; man hat ihm mehrmals zur Ader laſſen müſſen und — — —"

Der Wirth hielt plötzlich inne, denn er ſah meine arme junge Freundin ſchwanken und fallen, d. h. ſie würde gefallen ſein, wenn wir ſie nicht in unſern Armen aufgefangen und auf eine Bank niedergelaſſen hätten. Er beeilte ſich dann hinzuzufügen: — „Aber er befindet ſich jetzt weit, weit beſſer, wird gewiß bald wieder ganz geſund ſein und — — aber wollen Sie nicht, Ladies, hereinkommen und die Zimmer ſehen?"

— „Geben Sie uns die erſten beſten Zimmer und ſchicken Sie uns Kaffee hinauf! Aber jetzt geben Sie uns vor allen Dingen ein Glas Waſſer!"

— „Er iſt ja hier, er befindet ſich beſſer; du wirſt ihn ſehen dürfen, ihn pflegen; alles wird gut werden!" — rief ich wiederholt meiner armen Elſe zu, die blaß, ſtarr und faſt leblos war.

Sie antwortete blos: — „Wenn er ſtirbt, ſo kann ich auch nicht leben!"

— „Aber er wird nicht ſterben, er wird leben!" — verſicherte ich. — „Sorge nur dafür, daß du nicht vor Hunger und vor Unruhe ſtirbſt,

denn hernach stehe ich für nichts; und ich will nicht die Last haben, euch alle beide zu begraben!"

Sie mußte lächeln und ich wußte sie nun dahin zu bestimmen, daß sie sich einige Tropfen Kaffee hinunterzwang, „seinetwegen".

Hierauf ging ich an die Thür seines Zimmers; sie folgte mir zitternd, aber entschlossen.

— „Er schläft!" — sagte mir leise sein Diener. — „Er befindet sich jetzt besser, Gott sei Dank!"

Der gute Mensch hatte Thränen in seinen vor Freude glänzenden Augen.

Wir traten ein. Waldo schlief ruhig, war aber sehr blaß und sehr verändert.

— „Eine heftige Leberentzündung, sagt der Doctor!" — flüsterte uns Rafael zu. — „Aber nun ist alle Gefahr vorüber; man hat ihm siebenmal zur Ader gelassen."

Klein-Else lag auf den Knieen an seinem Kopfkissen und Thränen auf Thränen flossen still über ihre bleichen Wangen, indem sie sich über ihn bog. Er erwachte und sah sie. Hatte er von ihr geträumt und glaubte noch fortzuträumen? — Allerdings sah er gar nicht überrascht oder bestürzt aus. Er blickte sie lange und innig an, als wenn er sich überzeugen wollte, daß sie es auch wirklich sei; dann streckte er beide Arme aus, legte sie um Else und sprach: — „Wenn das ein Traum ist, so mag ich nie wieder erwachen!"

Ich gab Rafael einen Wink und wir gingen auf einige Zeit in das Vorzimmer hinaus, indem wir die Thür des Krankenzimmers offen ließen. Drinnen war es still, still, wie wenn sich eng verbundene Seelen nach langer Trennung wieder begegnen, um sich nie mehr zu trennen. Der Worte bedarf es dann nicht. Worte sind dann beinahe störend; die Sprache der Blicke reicht dann aus.

Als ich nach zehn Minuten wieder hereinging, fand ich beide noch in derselben Situation, sie auf den Knieen liegend, die Arme um seinen Hals geschlungen, er in ihr Anschauen versunken, glückselig, mit seinen Fingern sanft die Thränen wegstreichend, die wieder und immer wieder ihren Augen entquollen. Dann und wann nannten sie sich leise einander bei ihren Namen. — Das war Musik! — Ich beugte mich über sie und sprach:

— „Nun ist es für diesen Augenblick genug. Ihr bedürft beide Ruhe. Der Arzt hat, wie ich gehört habe, Waldo für heute Mittag eine Tasse schwache Bouillon verordnet. Ihre liebe Braut soll Ihnen diese Bouillon in eigener Person bringen, aber bis dahin muß sie bei mir bleiben."

Aber keins von beiden rührte sich. Es war, als ob sie mich nicht verstehen wollten oder könnten. Nur Waldo sagte leise: — „Uns trennen? — Uns wieder trennen?" — und drückte sie noch inniger an sich, während sie ihr lockiges Haupt auf seine Brust sinken ließ.

Ich sprach freundlich und ruhig zu ihm: — „Waldo, schonen Sie das Kind; sie bedarf vielleicht in diesem Moment der Sorgfalt mehr als Sie. Seit dem Tage, an welchem Sie abgereist sind, hat sie weder gegessen noch geschlafen."

— „Guter Gott!" — rief er aus, nun auf einmal zur Besinnung gekommen. — „Ich hatte sie nicht länger zurück; sorgen Sie für sie und pflegen Sie sie, bis ich selbst — bald — über sie wachen kann. Steh' auf, meine Geliebte, geh', ruhe aus, sodaß ich dich bald, recht bald wiedersehen kann, mein Kind, meiner Seele Ruhe und Glück!"

Und liebkosend strich er mit seiner Hand über ihr lockiges Haupt; allein dieses bewegte sich nicht, es lag schwer auf der weißen Decke — Klein-Else schlief. Es waren nun dreimal vierundzwanzig Stunden, seitdem sie nicht geschlafen hatte.

Sanft hob er ihr Haupt empor und küßte ihre Stirn, ihre Augenlider und ihre Lippen; sie sah ihn an, als ob sie in magnetischem Schlafe läge, lächelte und ließ sich halb wach von mir wegführen. Dann schlief sie vier Stunden lang. Gegen 12 Uhr aber fuhr sie plötzlich zusammen und sprang auf, indem sie noch ganz schlaftrunken ausrief: — „Bouillon!"

— „Gut mein Kind! Du sollst sie ihm hineintragen dürfen; aber jetzt setze dich nieder und beruhige dich, während ich klingle und sie hierherbringen lasse."

Am 27. October.

Ich wurde neulich in meinem Schreiben unterbrochen, aber alles geht gut, geht vortrefflich. Waldo sitzt wieder auf in seinem Lehnstuhl und könnte — glaub' ich — gehen und sich verhalten wie früher, wenn es ihm nicht Vergnügen machte, den Reconvalescenten zu spielen und Klein-Else um sich herum schäftern zu sehen. — „Ich werde eine recht widerwillige Braut werden" — sagte sie einmal in Sorrento in den Zeiten der Unge-

Digitized by Google

wißheit —, „und ſolange noch eine Möglichkeit für mich vorhanden iſt, wieder loszukommen ſuchen; aber als ſeine Gattin werde ich ziemlich gut ſeln. Ich werde ihn nicht unglücklich machen." — Sie ſcheint nun ihre Partie genommen zu haben und ſich als ſeine Hausfrau zu betrachten, denn die launenhafte Prinzeſſin Ilſe hat ſich mit einemmal in eine gute, holdſelige, dienende liebe Hausfrau verwandelt. Es iſt reizend und rührend, ſie in dieſer neuen Rolle zu ſehen; und ich glaube eben, daß es das Vergnügen dieſes Anblicks iſt, was ihn ein wenig länger in ſeinem Lehnſtuhl und im Schlafrock zurückhält, als es ſonſt nothwendig ſein würde, denn — „du magſt nicht etwa glauben, daß ich immer ſo fromm und gut bin wie jetzt" — wagte ſie bereits vorgeſtern ihm zu ſagen —, „das dauert nur ſo lange als du krank biſt!"

— „Das iſt ja recht gut, daß ich es weiß!" — ſagte er.

Für heute iſt ihm eine Spazierfahrt verordnet und wir werden heute Nachmittag alle drei ausfahren und Luft auf Palermos ſchöner Marina trinken.

Während die beiden Verlobten Mann und Frau ſpielen, ſich gründlich über das Vergangene ausſprechen und im Ernſt und Scherz Pläne für die Zukunft machen — Klein-Elſe erklärt jetzt eben, daß ſie für den Fall, daß Napoleon III. Piemont erobern und ſie beide arm werden ſollten, am beſten thun würden, einen kleinen Laden zu etabliren und mit ich weiß nicht mit was für wunderbarlichen Packeln zu handeln, ein Plan, der ihren Bräutigam herzlich lachen macht —, während ſie lachen und ſchwatzen, will ich dir, lieber Leſer, eins und das andere erzählen, was ich von dieſer wunderbaren Inſel, von dieſem Edelſtein des Meeres gehört habe, mit dem Aetna als Spitze und mit den blauen Meereswellen als Einfaſſung, mit den Rieſenſagen und den lieblichen Idyllen, mit ihren Göttern Hercules und Ceres, mit ihren Heroen Dion, Timoleon und Archimedes, mit ihrem Dichter Theokrit, von der Inſel mit der großen Vorzeit und der darauffolgenden langen Zwiſchenzeit, als ſie, wie das geſammte Italien, eine Beute der Starken war, die den gefallenen Löwen, den frühern Beherrſcher des Volks, zerriſſen.*)

*) Beruhigt über das fernere Schickſal des Liebesbundes zwiſchen Elſe und Waldo brechen wir ab und verweiſen die Leſer auf den inzwiſchen erſchienenen ſechsten Theil der anmuthigen Plaudereien unſerer gemüthlichen Erzählerin ſelbſt. D. Her.

Anregungen.

Briefe aus München.

IX.

— Die Vorleſungen, welche unſere Univerſitätsprofeſſoren vor einem gemiſchten Laienpublikum zu halten pflegen, ſind viel beſprochen worden. Die Rivalität des Ehrgeizes, der Parteigeiſt hat in die Beurtheilung derſelben mannichfach mit hineingeſpielt. Döllinger's Vorträge mit Hinblick auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes wurden Anlaß vieler Unannehmlichkeiten für den gelehrten Redner, der, wie ſo mancher deutſche Gelehrte, in die Fragen des Katholicismus mehr Poeſie und Gemüth hineinlegt, als wovon der päpſtliche Nuntius das Verſtändniß hat — die Zurücknahme und der Widerruf ſeiner Anſichten auf dem letzten Kirchentag fand zwar die rauſchende Acclamation der im Glaspalaſt verſammelten Hörer, der Beſonnene und Vorurtheilsloſe jedoch mußte darüber bedauerlich den Kopf ſchütteln. Deutinger wollte uns chriſtliche und unchriſtliche Poeſie definiren. Auch dieſes Redners Bildung iſt germaniſcher, als ſie Rom begreifen kann. Es bleibt beklagenswerth, wenn man dieſe und ähnliche Erſcheinungen auf dem Parteigebiet bis zu einem gewiſſen Grade vorurtheilslos und geiſtvoll ſich bewähren und ſie dann plötzlich an irgendeiner klerikalen Rückſicht halt machen und umkehren ſieht. Eine würdige und achtbare Perſönlichkeit iſt die des Abtes Haneberg. Dieſer gelehrte Benedictiner wird jedem, der ihn kennt, Sympathie einflößen. Die Gemüthsſeite des neuerdings von Rom zur dortigen Anſtellung begehrten Gelehrten iſt überwiegend entwickelt; Haneberg vertritt ſeine Meinung auf ſo milde und ſchonende Weiſe, daß er wol unüberzeugt laſſen, aber nicht erbittern kann. Die ganze äußere Erſcheinung, Vortrag und Umgangsart ſind würdevoll. Die Popularität des Abtes iſt eine bedeutende, zumal wenn die koloſſalen Frauenwanderungen zu ſeinen Predigten beginnen. Fallmerayer hatte einen Strauß mit ihm, wo die Wiſſenſchaft vielleicht auf Seite des ſcharftreffenden Tirolers ſtehen mußte, aber der Ton, den Fallmerayer anſchlug, war nicht der geeignete. Anerkennungswerth zeigte ſich Haneberg's Freimuth, als er neulich unter den Fanatikern der Umkehr und gegenüber den abgeſchmackten Auslaſſungen des kölner Profeſſors Kreuſer dem Fortſchritt das Wort redete.

Zwei fernere Verluſte nach dem Tode Fallmerayer's waren in dem Hinſcheiden Laſaulx' und dem Abgang Sybel's zu beklagen. Der Held des geſchichtlichen Hörſaals war letzterer, ein Mann, bei

dem wir wegen seiner außerordentlichen Anlagen, seines hohen Rufs in der Wissenschaft und seiner gewiß noch glänzenden Zukunft einige Augenblicke verweilen wollen.

Sybel ist ein Schüler Ranke's und wol nicht mit Unrecht wurde gesagt, einer seiner vorzüglichsten. Gemäß den Ueberlieferungen seines Meisters huldigt er der sogenannten Kunstgeschichtschreibung. Scharfeinschneidende Kritik bei Sichtung und Erforschung der Quellen, geistvolles Durchdringen des ungefälschten Materials, Hervorholen und Markiren der so gefundenen geschichtsbewegenden Ideen und endlich Gruppirung des Ganzen um die Grundpfeiler einer ewigen, unwandelbaren Ethik — das ist etwa die Charakteristik dieser Methode. Man muß Sybel selbst gehört haben, um zu wissen, wie er seine Aufgabe löst. Es war im Winter 1860, als sich in den Abendstunden von 4—6 das größte Auditorium der Universität bis zum Erdrücken füllte. Professoren und Studenten, Offiziere und Kaufleute saßen und standen enggedrückt, um den Schrecken und den Triumph der Französischen Revolution von 1789 unter Sybel's einziger Leitung nachzuempfinden. Es besteigt den Katheder ein Mann von mittlerer Größe mit einem scharfgeschnittenen, charaktervollen Kopf und zwei glutvollen Augen. Leise hebt er an; die Stimme wird lauter, das Wort schärfer, ein Schlagwort überholt das andere und der Charakter des geschilderten Mirabeau, Robespierre oder Napoleon steht vor uns. Oder Sybel sondirt die chaotische Weltlage von Paris bis Moskau, vom Westfälischen Frieden bis zur Einberufung der Stände in Frankreich in wenigen, geistsprühenden Sätzen; wie durch einen Zauberschlag hat er die Nacht der Geschichte gelichtet, sodaß selbst der Laie alles überschauen kann. Die Geschichte ist ihm eine großartige Tragödie, in welcher Völker mit Völkern ringen. Der Knotenpunkt dieser Tragödie ist der Kampf der Tugend mit dem Laster; nur da ist ihr Ende, wo erstere triumphirt; und wenn auch der jähe Sturz oder das langsame Siechthum unser Herz erschüttert, wenn auch Mitleid in uns rege wird mit den gefallenen Völkern, den entschwundenen Zeiten, der Sieg des Guten hebt, stählt, spornt und das Auftreten neuer jugendlicher Gestalten gibt unserm Geist einen neuen Aufschwung.

Der verstorbene von Lasaulx, ein Landsmann und Geistgenosse des alten Görres, war zugleich mit Leib und Seele vertieft in das Studium der Antike. Auf dem classischen Boden von Athen und Korinth, von Sparta und Troja hatte er durch unmittelbare Anschauung Erfahrungen gesammelt, die sich nicht immer mit unserm Nazarener- und Byzantinerthum wollten vereinigen lassen. Hatte Lasaulx im Winter seinen Pelz umgeworfen und schritt majestätisch durch das ehrerbietig grüßende Auditorium, strich er auf dem Katheder seinen geschweiften Bart über die jugendlich glühenden Wangen und sprach mit der sonorsten Männerstimme in der harmoniereichsten Sprache, so war man versucht, ihn für den Olympier einen zu halten. Dies und seine Toaste auf — Kellnerinnen und Aehnliches wurde ihm viel von jener Richtung verdacht, zu der er sonst hielt, der ultramontanen. Lasaulx war ein genialer Eklektiker. Seine ästhetische Freude an allem Schönen ließ ihn auch für alles Schöne schwärmen; vorwiegend liebte er den Platonismus und zwar in jener Form, wie ihn sein berühmter Lehrer Schelling erfaßte. Er war eine schöne, wohlerhaltene Säule auf einer untergegangenen Trümmerwelt und sein Tod hat alle gerührt.

Etwas ganz Absonderliches besitzt München in der Historik des Professors Sepp, der auch auf dem Dunkeltag mannichfach phosphorescirte. Ein mittelalterlicher Fanatiker aus Einem Guß, sucht er wenigstens im Auditorium seine seltsamen, aus der Paulskirche bekannten Deelamationen fortzusetzen. Bornirte Köpfe, denen Sepp der Mann nach ihrem Herzen ist, Witzbolde und Spaßmacher, die hier Anekdoten suchen, erfrorene Musensöhne, die hier Licht und Wärme finden, sitzen in großer Anzahl vor dem Apologeten der Finsterniß und hören die polternden Auslassungen auf alles, was Fortschritt heißt, als Fortsetzungen ihrer Lectüre des „Punsch" oder der Komik des Schwaiger'schen Theaters.

Die Philosophie liegt in München keineswegs so im Argen, als von einer katholischen Stadt geglaubt werden könnte. Man könnte Karl Rosenkranz, der, wie uns wenigstens scheint, mit Recht katholische Philosophen von Kant's Universität ausgeschlossen wissen wollte und den Spott des „Kladderadatsch" nicht verdiente, ein Prachtexemplar von einem Katholiken, ja, horribile dictu! von einem katholischen Geistlichen zeigen, der nicht allein in seiner Philosophie von den katholischen Dogmen nicht inficirt noch corrigirt wird, sondern sogar ein Brot bäckt, das Karl Vogt munden würde. Es ist dies der anspruchslose Frohschamer, der die personificirte Liebe selbst ist; ein Mann, der alles an sich zieht, was in seine Nähe kommt, und Kenntnisse besitzt, die einen Fachmann überraschen würden.

Zum Schlusse dürfen wir zwei Männer nicht unerwähnt lassen, von denen der eine in allen deutschen Gauen bekannt ist und der andere es noch werden wird. Wer kennt nicht die culturhistorischen Arbeiten Riehl's, nicht dessen „Familie"? Wer ihn, das Ränzlein leicht auf den Rücken geworfen, unbekümmert wie der Vogel des Himmels für den kommenden Tag, die freie Brust in der frischen Luft gebadet, in die Berge und Thäler hinaus culturwandern sieht, muß ihm gut sein, wenn man auch sein Bestreben, auf den einsamen Adelssitzen in Winterabenden wacker gelesen und gekauft zu werden, nicht billigen kann.

Verwandt mit Riehl, was unmittelbare Anschauung des Lebens und nicht leere Bücherweisheit betrifft, ist der Westfale Franz Löher. Im Jahre 1848 verfocht er in Holstein ritterlich die Rechte seines deutschen Stammes und irrte dann, den Schmerz

um die verlorene Hoffnung im Herzen, doch thatkräftig und ungebeugt auf der Erde umher, bis er hier im deutschen Athen ein Asyl fand.

Es gibt Anschauungen, die sich nicht dazu verstehen wollen, in München einen überwiegend katholischen Charakter anzuerkennen. So sagte uns kürzlich ein Freund: „Vom finstern Katholicismus, von fanatischem Jesuitenthum habe ich hier noch nichts gefunden, höchstens eine Art naiver confessioneller Seltsamkeit. Die frohe Lebenslust der Süddeutschen gibt sich nicht zu quaivollem Händeringen, wunderlichen Grimassen und obligaten Stoßseufzern her. Das Bedürfniß zu beten treibt das leichte Herz nicht in die prachtvollsten Gotteslempel und bei rauschender Musik versinkt es nur in musikalischen Genuß und in die erlaubtesten Freudenvorahnungen des Himmels. Unsere echt deutsche Kirchenmusik ist mir hier erst zum Bewußtsein gekommen; hier erst lernte ich Cherubini, Orlando Lasso, Haydn kennen, und zwar hier in ihrer wahrsten Bedeutung. Die herrlichen Oratorien unserer Meister sind ja nicht geschaffen, um in einem Odeum oder Museum beklatscht zu werden. Die Ceremonieen des Katholicismus, seine Andachten und Processionen sind mir niemals besonders aufgefallen, ich darf wol sagen deshalb, weil ich nicht außerhalb der Sache stand, sondern mich gemüthlich in sie verlieren konnte. Doch denke darüber jeder wie er wolle!“

Als Antwort eine Anekdote. Bei der letzten Fronleichnamsprocession, woran der König mit seinem ganzen Hofstaat theilnahm, waren etwa hundert Personen als Pilger vermummt und zogen mit langen Pilgerstäben ihre Straße. Unter ihnen bemerkte ich den Sohn eines meiner Freunde, einen lustigen Kameraden, der in augenblicklicher Geldklemme — für 3 Gulden als Pilger einherschritt.

Wir wollen damit nicht das Mindeste gegen das Auditorium im Glaspalast gesagt haben. Unser Freund hat ganz recht, das „Münchener Kindlein“ muß man nur mit Humor auffassen.

Neue Romane und Novellen.

XXIII.

Auch Ernst Willkamm bekämpft in seinem neuesten Roman: „Die Töchter des Vatican“ (drei Bände, Leipzig, Thomas, 1860), das Papstthum. Die Töchter des Vatican, ein allerdings seltsamer Beititel, sind alle jene Erscheinungen und Institutionen, welche im Laufe der Jahrhunderte der Geist des Papstthums geboren. Die schlaueste und berückendste dieser zahllosen Töchter ist der Jesuitismus und seine Verführungskünste sind es, die der Autor vorzugsweise zum Thema seines Zeitgemäldes gemacht hat.

Im historischen Hintergrund sehen wir durch die Machinationen und Einfälle des wie es scheint vom Papstthum nun einmal unzertrennlichen Ordens des heiligen Loyola den zu liberalen und humanen Ideen und Bestrebungen verirrten Pius IX., den Urheber der großen europäischen Bewegung, der, bezeichnend genug, während seiner kurzen Reformationsperiode nicht im Vatican, dieser „Zwingburg der ganzen katholischen Welt“, sondern im Quirinal residirte, bemüthigt zurückgeführt zur uralten, unabläßig die formstarre Geistesknechtung verfolgenden Tradition des erstern und nach Besiegung der Revolution den der Kirche und der Welt wiedergewonnenen „Frieden“ mit den bekannten Concordaten besiegeln. Im romantischen Vordergrund zeigt sich uns das heimliche, ränkevolle Treiben des Jesuitenthums im kleinen, theils in den klerikalen Verfolgungen eines altitalienischen Grafengeschlechts, von dem ein Glied sich dem angelobten Priesterstande entzog, theils in der systematischen Zerstörung einer deutschen gemischten Ehe, gemäß dem römischen Grundsatze: Ketzer müssen verfolgt, bekehrt oder vernichtet werden. Beide auf deutschem Boden beginnende, auf italienischem, größtentheils in Rom, sich fortspinnende und endigende Haupthandlungen sind — freilich gerade nicht durch die glücklichsten Motive — eng miteinander verschlungen, fesseln das Interesse des Lesers aber weit mehr in ihrer geschickten Verwickelung als in ihrer nicht eben glücklichen Lösung.

Bei mancher gelungenen Einzelheit dieses Romans macht sich im ganzen doch der Mangel einer das gewichtige Thema nicht blos stofflich, sondern auch geistig bewältigenden Kraft bemerkbar. Die Wirkung ist überall mehr eine äußerliche als innerliche. Verstand und Phantasie werden allerdings vielfach angeregt, die Saiten des Gemüths dagegen nur selten, und wo es geschieht, nicht in vollen Accorden. In den Charakteren, namentlich den gewichtigern männlichen, vermissen wir zu sehr die psychologische Individualisirung, als daß wir besonders von ihnen gefesselt werden könnten. Namentlich unterscheiden sich diese Jünger Loyola's fast nur durch ihre Namen und den Wechsel der Rede voneinander und selbst die vom Autor so oft und ausdrücklich berufene Proteusnatur des in den verschiedensten Nationalitäten und gesellschaftlichen Stellungen erscheinenden Jesuitenpaters Giovanni Morazzi ist mehr angedeutet als ausgeführt. Die noch am meisten dem wirklichen Leben nahe kommende Charakterzeichnung des convertirten Bankier Peregrin Guttmann, der übrigens seltsamerweise, eins ums andere, bald jüdelt, bald wienert, streift leider nahe an Caricatur und stört mehrfach durch seine Staberlwitze geradezu den Verfolg einer an sich ergreifend gedachten tragischen Situation, wie z. B. die Ermordung des Jesuitenaffiliirten Baron Radam.

Wir erwähnten schon „Erste Liebe. Ein Blatt aus dem Lebensalbum eines Achtundsiebzigers“ (Darmstadt, Leske, 1860), eine romantische Episode aus den Jugenderinnerungen des verdienten Buch- und Kunsthändlers Karl Jügel in Frankfurt am Main.

Berlin bot vor sechzig Jahren noch ein sehr einfaches, dem Raffinement der heutigen Tage gänzlich

fremdes Familienleben, welches Söhne unter zwanzig Jahren in der Gesellschaft nur „duldete" und noch erwachsene Töchter aufzuweisen hatte, die Theater und Bälle nur erst dem Namen nach und einen Kaffeetisch Sonntags unter den „Zelten" im Thiergarten als die Blüte ihrer bescheidenen Zerstreuungen kannten. Diese Bürgerstöchter, obwol sie noch zum Klavier Lieder von Salis und Matthisson sangen, zur Lectüre nur die sentimentalen Erzählungen der Frau von Genlis und August Lafontaine's wählen durften und für die in kleinen „Stammbüchern" mit Herz, Anker und Kreuz symbolisirten Begriffe von Liebe, Hoffnung und Glauben schwärmten, besaßen darum nicht weniger Geist und Grazie als die heutigen; vielleicht hatten sie sogar ein reicheres und zarteres Gemüth.

Dennoch wirft man der Generation von damals, und namentlich der weiblichen, ein Uebermaß von „Sentimentalität" vor. Da ist das Jugendideal unsers „Achtundsiebzigers", der uns seine Herzensbekenntnisse vertraut, im Gegentheil, bei allem Liebreiz hingebungsfähiger Weiblichkeit, eine charaktervolle Erscheinung voll Seelenstärke, Selbständigkeit und Thatkraft, die ihre Gemüthsstimmungen und Herzensregungen nicht blos aufs strengste überwacht, sondern sogar den Streit des Herzens mit dem Verstand in letzter Instanz keineswegs zu Gunsten des erstern entscheidet. Das ist freilich auch eine „Resignation", nur keine der sentimentalen aus der Wertherperiode, die bereits durch Goethe's spätere Dichtungen und besonders durch Schiller's Dramen eine gesündere Gegenströmung erhalten hatten. Elisens Entsagung will einen Geliebten kräftigen und erheben, der des Don Carlos Wort auf sich anwenden kann: „Dreiundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!", indem der junge Held im Grunde mehr dem Reiz der süßen Gegenwart als dem ernsten Ziel der Zukunft lebt, mitunter auch wol etwas knabenhaft erscheint. So wirkt Elise mit echter, selbst aufopfernder Liebe fördernd auf den Jüngling und den männlichen Ernst hervorlockend und zeitigend; ja sie sichert seine Zukunft recht eigentlich vor allen künftigen sentimentalen Einflüssen. Wenn der Selbstbiograph nach einem halben Jahrhundert noch die Reliquien aus dieser Lebensepisode, ein „getrocknetes, in eine Tuchnadel unter Glas gefaßtes Stiefmütterchen", eine „blonde Haarlocke" und ein „mit ihren Abschiedsthränen benetztes Taschentuch" mit „Lust und Schmerz" betrachtet, so wird niemand, der die ungemein thätige, praktisch kräftige, ja stellenweise derbe Natur desselben kennt, in solchem heiligen Herzenscultus eine krankhafte Sentimentalität erblicken, sondern vielmehr einen vollgültigen Beweis für die Nachhaltigkeit des Eindrucks einer „ersten Liebe", die ja meistentheils auch, wenn nicht die einzige „wahre", doch wol immer die weihevollste bleibt. Aber auch die dritte Hauptperson des Buches, die gemeinsame „Freundin" Karoline, ein höchst anmuthender Mädchencharakter voll kindlicher Unschuld, Naivetät, Genügsamkeit, Frohsinn und reinster Herzensgüte, erscheint als der entschiedenste Gegenpol der „sentimentalen" Zeitrichtung. Ebenso sind die Nebenfiguren, die „Schwarzwälderin" Bärbeli, der „praktische" Vetter Wilhelm, der humoristische alte Hausfreund Bouvier und der resolute Papa Morand, kernhafte Naturen.

So subjectiv nun auch die Beziehungen und so beschränkt der Horizont des Buches ist, indem er über die idyllischen Schilderungen eines altberliner Bürgerlebens mit seinen kleinen Freuden und Leiden nicht hinausgeht, erweckt dasselbe doch andererseits ein größeres Interesse durch die seltene psychologische Wahrheit und Naturtreue, die uns in der Darstellung der offenbar ganz nach dem Leben gezeichneten Charaktere entgegentritt. Namentlich auch in Bezug auf des Autors Person. Ueberall empfangen wir den wohlthuenden Eindruck eines muthigen, alle Selbsterhebung und Selbstbeschönigung tapfer abwehrenden Wahrheitsdranges, der denn auch, trotz der Verschmähung von Effectmitteln, eben allein durch sich selbst dem Roman einen bedeutenden, schließlich selbst bis zu tieselegischer Wirkung sich steigernden Erfolg erringt. Der Verfasser darf seinen „Versuch, ob nicht selbst einer einfachen Bürgerlichkeit so viel poetisches Interesse abzugewinnen sein möchte, sie lesenswerth zu gestalten, ohne die Mittel der Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten zu verwenden, womit sich die meisten unserer neuern Dichtungen würzen zu müssen glauben, um sich ihrem Publikum mundrecht zu machen" — in der That als einen gelungenen betrachten.

Neue Gedichte.

V.

„Wilde Blumen. Ein Liederstrauß von M. von der Erft" (Köln, Bachem, 1861), machen fast durchgehends den Eindruck jugendlicher Unreife und Unfertigkeit. Es ist ein zweckloses Spielen und Tändeln mit Reimen und Versgliedern. Vor allem ist dem Verfasser zu rathen, noch an seiner weitern Ausbildung zu arbeiten.

Etwas mehr Gedankenleben und ein etwas erweiterter poetischer Gesichtskreis offenbaren sich in den „Gedichten von J. H. Immergrün" (Bremen, Selbstverlag, 1860). Die Leichtigkeit, mit welcher die Verse Heine's hingehaucht erscheinen, hat leider auch diesen Poeten zur Nachahmung verführt und so ist manche allzu formlose Zeile entstanden. Im übrigen bringen die Gedichte wenig Neues und Bedeutendes.

Wir schließen hier die Empfehlung einer neuen Uebersetzung des Nibelungenliedes ins Neuhochdeutsche von Eduard Bürger an (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861). Ohne in den Fehler übertriebener Modernisirung zu fallen, liest sie sich fließend und angenehm.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Fregatte „Novara". — Briefe aus Köln. II. — Aus deutschen Bädern. V. Baden-Baden. (Fortsetzung und Schluß.)

Die Fregatte „Novara".

* Aus Wien. — Die Reise der kaiserlich österreichischen Fregatte Novara, unter der Leitung des Commodore Baron Wüllerstorf-Urbair, von deren Resultaten die Zeitungen schon früher mannichfache Berichte gaben, liegt uns jetzt in einem von Dr. Karl Scherzer verfaßten selbständigen Werke, dessen erster Band in schöner illustrirter Ausgabe erschienen, vor. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig — weniger befriedigend sind die Holzschnitte der hübschen Zeichnungen.

Wir wollen nicht dem etwas trockenen Darstellungston, der sich durch die Beschreibungen zieht, folgen, sondern mehr einen Blick auf die hervorstechenden Einzelheiten, die daran sich knüpfende Ausstellung mitgebrachter Gegenstände werfen, welche man in einer abgesonderten Sammlung vereinigt hat. Als Totalmuseum scheint uns dieselbe eine Miniaturausgabe. Bietet doch das kaiserliche Naturaliencabinet in Wien so Bedeutendes — finden wir doch im Naturhistorischen Museum Dresdens eine Nestersammlung, die ihresgleichen sucht — und eröffnet das berliner Neue Museum uns den Einblick in eine überwältigende Anzahl ethnographischer Gegenstände, wo die vereinigten mehr als Curiositätencabinet eines Privatsammlers gelten könnten, viele davon uns auch von der rastlosen Ida Pfeiffer her bekannt waren. Bei einer „Reise um die Welt" ist die Kenntniß der Länder immer sehr der Kenntniß des Meeres untergeordnet, da der Aufenthalt auf dem festen Lande zumeist nur so lange dauert, um — wie die Franzosen sagen — pouvoir effleurer les objets.

Madeira und Funchal, in neuester Zeit den Oesterreichern durch Berichte aus dem Hofstaat der jetzt in Korfu auflebenden Kaiserin bekannt, widmete die Besatzung der Novara eine längere Aufmerksamkeit. Das berühmte charakteristische Product der Insel, der beliebte Madeirawein, ist nur noch wenig vorhanden. Die Traubenkrankheit hat arg aufgeräumt. Lesen wir dagegen die Beschreibung der üppigen Vegetation, die Fülle von Magnolien, Tulpenbäumen, Bananen, baumartigen Camellien, Palmen, Zucker- und Kaffeestauden, so erscheint uns unser nordisches Blühen, Treiben und Wachsen gar kümmerlich, wenn uns gleich kürzlich ein weitgereister Botaniker die Versicherung gab, unsere Buchen und Tannen unter keiner Bedingung gegen die schönsten Palmenwälder vertauschen zu wollen. Hindernisse in dem Fortschritt der Bodencultur sind die Einführung der Fideicommisse oder Vinculos und die Zwergwirthschaft oder Zerstückelung des Bodens. Als Ersatz für den geringen Ertrag der Weinernte dürfte der Aufschwung des Zuckerrohranbaues gelten. Theilweise wird auch Cochenillenzucht getrieben.

Das nächste Ziel, Rio-de-Janeiro, wird von Dr. Scherzer als Gegenstand einer eingehendern Beschreibung gewählt, doch nicht viel Rühmenswerthes davon bemerkt. Zwei vortreffliche Einrichtungen verdienen besondere Erwähnung. Es ist die verschwenderische, in Stadt und Vorstädten eingeführte Gasbeleuchtung und die seit 120 Jahren schon bestehende, aus den 12 englischen Meilen entfernten Granitbergen der Tejucakette hergeführte vorzügliche Wasserleitung, deren Reichthum durch neuerrichtete Reservoirs und Brunnen die Stadt täglich mit 40 Millionen Gallonen Wasser versehen kann. Der Ursprung dieses belebenden Elements, ein kleinerer und größerer Wasserfall in den Tejucabergen, ist umrahmt von der schönsten, reichsten Vegetation, die Brasilien überhaupt in so hohem Grade eigen ist. Die Novarareisenden verkehrten mit einigen Männern der Wissenschaft, von denen sie interessante Mittheilungen, so von Dr. Lagos, über das berühmte Pfeilgift erhielten. Sonderbarerweise zeigt sich auch bei diesem Wurara genannten Gift, welches aus Strychnos toxifera gewonnen wird, die doppelte Erscheinung, welche wir auch bei dem Manioc sehen, daß es verderblich und als Heilmittel wirken kann. Unmittelbar in eine Blutung gebracht, wirkt es tödtend; doch sind glückliche Versuche gemacht worden, eine Lösung von Jod-Natrium-Präparat als Gegengift zu benutzen. Ein Heilmittel gegen die schreckliche Krankheit Elephantiasis graecorum fand man in dem Assacubaum, der in der nördlichen Provinz Pasa vorkommt, dessen Milchsaft als Pillen, der Absud der Rinde als Trank und auch in Form von Bädern mit ziemlichem Erfolg angewendet wurde. Daß der Biß der Klapperschlange als Cur gegen dieselbe grauenhafte Krankheit benutzt wird, ist ein Glaube, den die Eingeborenen trotz der Vorstellungen der Aerzte sich nicht nehmen lassen; in nur seltenen Fällen gelingt dieser Versuch.

Die weitere Reise verlief mit ziemlichem Glück, bis vor der Landung am Cap der guten Hoffnung die Novara einen heftigen Sturm auszuhalten hatte, dabei aber die treffliche Construction des Fahrzeugs sich glänzend bewährte. Von Simonstown machten die Reisenden einen Ausflug nach der Capstadt. Sie erwähnen eines eine Stunde von Simonstown liegenden

wundeelich ausgeſtatteten Fiſcherdöeſchens, waſelbſt viele der gefangenen Meeresbewahnee zum Tracknen aufgehängt, aus den Knachen des Walfiſches aber Treppen, Umzäunungen und Portale aufgerichtet waren. Die Bucht iſt ſehr reich an dem ſogenannten Snaakfiſch (Thyrsites Atun), von dem jährlich mehrere hundert Tonnen eingepökelt nach der Inſel Mauritius gebracht werden.

Wie aber neben dem Nützlichen ſich auch zumeiſt das Schädliche varfindet, ſo auch hier, wo der Genuß des kleinen, ſechs Zoll langen Taad oder Krötenfiſches (Tetraodon Honkenyi), der in großer Menge varkommt, tödlich wirkt. Ein eigener Vaeagraph im Hafeureglement warnt aor dem gefährlichen Veeführer, die Eingeborenen kennen ihn, dach die fremden Matraſen büßen ihre Unkenntniß aft mit dem Leben.

In dem Freimaurerhatel in der Capſtadt, wo die Reiſenden abſtiegen, fanden ſie zu ihrer Veetaunderung einen öſterreichiſchen Aufwärter, den die Stürme der Revolutian ſo weit hinausgeſchleudert hatten. Unter den durch Veiaatmittel gegründeten Anſtalten erwähnt Dr. Scheezee auch des bataniſchen Gartens, der eine Muſterkarte fremdländiſcher Pflanzen in ſich faßt. Manche gedeihen ganz ohne Pflege in dem Sandboden der großen Fläche und aerhindern das Vardeingen des Sandes, ſind gleichſam, um ein jetzt beliebtes Bild zu brauchen, die Vianiere für andere Nachfalger. Darunter zeichnet ſich beſandees der Wachsbeerenſtrauch (Myrica cordifolia) aus, deſſen Beeeen ſchönes und zur Kerzenfabrikation beſonders geeignetes Material liefern. Auch machten die Reiſenden einen Ausflug nach den heißen Quellen von Brandaalley, die eine Temperatur van 63 Grad zeigen und einige Aehnlichkeit mit der Thermalquelle von Gaſtein haben. Van hier ging es nach der durch den Herrnhutee Gearg Schmidt aus Mäheen im Jahre 1737 gegründeten Calonie Gnadenthal, wa die Reiſenden auch einer Singſtunde in holländiſcher Sprache beiwohnten. Die Kirche ſelbſt, ſehr einfach, wird nur von wenigen Talgkerzen erleuchtet. Ebenſa unterzag man den Fremden zu Ehren die Zöglinge des Seminars einer Peüfung, wabei ein Meſtize und eine Hottentottin Klavier ſpielten und zum Schluß „Bergmanus Gruß" und Mendelsſahn's „Wenn Menſchen auseinandergehen" im Char auch in halländiſcher Sprache geſungen waurden.

Briefe aus Köln.

II.

Wir ſetzen heute unſere Kunſtwanderung fart und wenden uns zur erſten Etage des Ausſtellungsgebäudes. Wir gelangen durch einen großen, der Plaſtik gewidmeten Mittelſaal, uns zur linken wendend zunächſt in einen Raum, der frankfurter und kaſſeler Bilder enthält. Hier feſſelt uns ein hiſtoriſches Bild erſten Ranges aan W. Lindenſchmitt, der ſteebende Franz von Sickingen, wie er dem ſchelten-

ven Kurfürſten aan Triee erwidert: „Ich werde bald vor einem höhern Richter ſtehen!", und ein zweites von J. C. Hausmann, der verfolgte, gehetzte, verbitterte Galilei unmittelbar nach ſeinem Widerruf in einem weiten, charaktervollen Kreiſe van Geiſtlichen, der die Miene annimmt, als ob der ewige Gang der Weltgeſetze ſich nach ſeinen Beſchlüſſen richten würde.

Ein großer Hauptſaal vereinigt ſadann den größten Theil der münchener Bilder. Wir bewundern hier Erich Carrens im Porträt, Peter van Heß als kräftig realiſtiſchen Darſteller van Jagd- und Kriegsſcenen, Benno Adam als Thiermaler, Moritz von Schwind, aon dem auch die Cartons zu den leider für die Wartburg zu ſehr katholiſirenden Wandgemälden der alten thüringiſchen Lutherburg, das Leben der Landgräfin Eliſabeth darſtellend, ausgeſtellt ſind, als Märchenerzähler, verweilen var einem ergreifenden Bilde der Zerſtärung und Angſt, „Voe den Thoren Leipzigs am 19. October 1813", von Feodar Dietz, var „Alba's Frühſtück auf der Schwarzburg", von Jaſeph Munſch (die Herzogin zwingt ihn durch eine Schar aufgebotener Bauern zur Unterſchreibung eines Documents), vor Peter Baumgartner's „Don Quixote erklärt der Dulcinea ſeine Liebe", var Guſtav König's „Nathan und David", var Franz Adam's „Marſchall Radetzky auf dem Schlachtfelde van Navara" und vielem andeen, das wir nicht alles aufzählen können. Das markige Bild van Th. Piris: „Calvin's letzte Unterredung mit Servet im Kerker", drängt uns, in Verbindung mit Lindenſchmitt's Sickingen, Hausmann's Galilei und andern noch zu erwähnenden Bildern, die Bemeekung auf, daß auch in der Kunſt unſeree Tage die unterdrückten Fortſchrittsmänner und Wahrheitsſucher der Veegangenheit ihre Sympathie finden. Endlich lagern wir uns zu längerm Anſchauen var der großartigſten und eindrucksvollſten Schöpfung der ganzen Ausſtellung, aor Karl Vilaty's „Nero nach dem Brande aan Rom". Ueber die zerbröckelten Trümmer eines Marmarpalaſtes, hinter dem die noch nicht erloſchene Feuersglut von einem ganzen Stadttheile blutig leuchtet, ſchreitet in der Mitte des Bildes der Tyrann in weißem, langem Gewande, bekränzt, weichlich pathetiſchen Schrittes, den Ausdruck finſterer, deahender Gewaltthätigkeit auf dem den alten Münzen getreu nachgebildeten ſinnlich-phantaſtiſchen Geſicht. Vor ihm Kriegsknechte und fackelutragende Sklaven, die älteen ſinnend ſeitwärts blickend nach einem Häuflein tadter Chriſten, das mit Stricken an einen Pfahl gebunden iſt, an dem ein „Edictum in Christianos" angeheftet iſt. Hinter dem Hereſcher, und wie die vorige Gruppe, niedeiger, bringen Häſcher gefangene Chriſten und Chriſtinnen geſchleppt. Das Ganze und jedes Einzelne, von dem grauen, hier und da geſchwärzten Gemäuer, den zerbröckelten Maſaikſtiſten des Fußbodens und den glimmenden, verkohlten Balken bis zu dem Ausdruck des Geſichts iſt von einer einſchneidenden Naturwahrheit und Kraft der Darſtellung: nur die todten Cheiſten am

Pfahl können ihre Existenz im Bilde als der Darstellung eines historisch möglichen Moments schwerlich rechtfertigen. Vor dem Brande können sie nicht dahingekommen sein, denn vorher wurden sie nicht verfolgt; auch weist nichts auf die Beschädigung ihrer Leiber oder Kleider durchs Feuer hin; während des Feuers können sie auch nicht hingekommen sein, denn sie sind angebunden; als Opfer der nach dem Brande verhängten Verfolgung aber können sie nicht erscheinen, weil der Brand erst kaum vorüber ist und die rauchende Trümmerstätte wol kaum als Hinrichtungsplatz gewählt werden konnte. So ergreifend schön daher an sich diese Gruppe ist, so hat sie doch im Bilde keine andere als eine symbolische Existenz und vertritt die Stelle der geschichtlichen Notiz, daß nach dem Brande Roms eine Christenverfolgung ausbrach. Nun ist zwar allerdings das Wälzen der Schuld auf die Christen und die grausame Ermordung derselben ein wesentlicher Zug der dargestellten Begebenheit, aber ebendeshalb erweist sich diese Begebenheit auch als eine malerisch nicht darstellbare. Der Versuch, alle wesentlichen Beziehungen des dargestellten Ereignisses in dem Bilde zur Darstellung zu bringen, konnte nur durch theilweise Auffassung der historischen und natürlichen Wirklichkeit oder Möglichkeit gelingen und so haben wir in unserm Bilde eine Annäherung an die in Kaulbach's Fresken, in Hermann's Stahlstichen, die deutsche Geschichte darstellend, und etwas bizarr und auffallend in Schnorr von Karolsfeld's biblischen Bildern (um nur gleich ein paar Beispiele zu nennen) vertretene symbolische Darstellungsmanier. Nun sagen zwar die Vertheidiger dieser Kunstrichtung: „Ja, es ist ebendiesen Künstlern gelungen, die Grenze des durch die Malerei Darstellbaren zu erweitern und alles, was uns das Genie mit schöpferischer Kraft als wirklich vorzuzaubern versteht, hat die Berechtigung des Wirklichen" —, aber es ist doch wol sicherer und für das wahre Gedeihen der Kunst förderlicher, an der in Lessing's unsterblichem Werk begründeten Lehre von der Grenze zwischen den verschiedenen Künsten, an dem großen Begriffe der in der Natur der Darstellungsmittel begründeten Stilgemäßheit festzuhalten. Aber selbst wenn man eine solche Zusammenziehung örtlich und zeitlich getrennter Vorzüge zu einer rein symbolischen Einheit, wie wir sie in Kaulbach's „Blüte Griechenlands" finden, als wenigstens consequent durchgeführt passiren läßt, so ist selbst damit noch nicht *ein* Bild gerechtfertigt, das, wie das Pilotysche, *halb* historisch und *halb* symbolisch ist.

Doch wir eilen weiter und kommen durch den hamburger Saal, wo wir ein schönes Seestück mit Staffage: „Mönche erflehen die Rettung eines mit den Wogen kämpfenden Schiffes", von Rudolf Hardorf, und besonders einige liebliche Bilder von dem bekannten liebenswürdigen Illustrator des Hey'schen Fabelbuchs, O. Speckter, unter denen das einzig lieblich phantastische Bild, „Ein Storch, der ein Kind bringt", hervorragt, zu den drei dresdener Sälen, die uns einen reichen und allseitigen Kunstgenuß geben. Julius Hübner und Adolf Wichmann vertreten die in scharfer Eigenthümlichkeit in der ganzen Behandlung als ein besonderer Kunstzweig sich absondernde und doch auch wieder in wohlthätiger Weise ins natürlich Menschliche übergehende religiöse Malerei, der erstere auch im Porträt, namentlich durch eine außerordentliche Frische der Farben gut vertreten. Besonders reich erscheint hier die Historienmalerei und das edlere Genre, beide ausgezeichnet wiedergegeben durch Friedrich Gonne, dessen beide Genrebilder: „Die Convenienzheirath" und „Des Räubers Reue", Wahrheit und Feinheit, Gemüth und „Welt" in seltenem Maße vereinigen. Von dem großen Ludwig Richter ist nur eine Landschaft mit Staffage, „Der Brautzug", vorhanden, eine Schöpfung, die durchweg den Hauch der Poesie trägt. In der Historie zeichnen sich sonst aus Teichs, Bähr, Plüddemann und Ehrhardt, letztere beide noch dem Kreise des alten Düsseldorferthums angehörend. Die Landschaft ist gut vertreten durch Robert Kummer und Otto Georgi. Von Guido Hammer sind zwei charakteristische Thierstücke da: „Edelhirsch im Gebirge" und „Ein Rehbock".

Im letzten Saal an dieser Seite finden wir Bilder aus Weimar, Gotha, Braunschweig, Stuttgart, München, Rom, von denen wir einiges hervorheben wollen, namentlich Landschaften des Grafen Kalckreuth, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was die neuere, so unendlich gesteigerte Kunst der Landschafterei hervorgebracht hat.

(Ein dritter Brief in nächster Nummer.)

Aus deutschen Bädern.

V. Baden-Baden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Terrasse vor dem Schlosse mit ihren zahlreichen Tischchen füllt sich indessen mit Fremden, die hrc aufgefahren und gegangen kommen. Sehr viel beau monde, in allen Sprachidiomen kauderwelschend, bunt bemalt und bunt gekleidet. Sonderbar, daß unter den Farben die rothe so auffallend hervorsticht. Etliche Damen haben rothe Hemden a la Garibaldi an — sind dies die Symbole der Kühnheit, des Blutdurstes oder — der Abenteuersucht? Wir kennen nicht die Erfinderinnen dieser Mode, aber es dünkte uns, daß diese rothen Hemden, Binsen oder Wämmser jedenfalls sehr auffallend waren und darauf berechnet schienen, herauszufordern.

Der Abend naht mit seinen Schatten. Schon tönt die Musik vom Conversationsplatz zu uns herauf und wir haben noch nicht dem Spielteufel und seinen Jüngern unsere Aufmerksamkeit geschenkt.

Das Spiel ist das Centrum, um das sich der ganze Glanz der Saison bewegt. Der Pächter zahlt von dem Zoll, den ihm die menschliche Schwäche entrichtet, wieder einen kleinen Theil als Tribut für den Glanz des Bades und die Ausstellung künstlicher Reize. Der Spielsaal ist der Urquell der badener Lustörter und Vergnügungen — er ist jedoch auch der Urquell manches Unglücks, mancher Entsittlichung. Aus den mit

orientaliſcher Pracht geſchmückten Sälen des Converſationshauſes blickt uns der Spieleufel, der gefährlichſte der civiliſirten Teufel, im täuſchendſten Schmuck entgegen. Es wimmelt bereits von Toiletten, die Stühle auf der Terraſſe und vor derſelben ſind mit ſolchen geſchmückt; Toiletten gehen ſpazieren, begrüßen ſich — auch Garibaldihemden und Ungarhüte die Menge, auf männlichen und weiblichen Köpfen; der Spielſaal iſt von Menſchen erfüllt — „Man wird den «Frehmersberger» ſpielen!“ „Eine ausgezeichnete, impoſante Tonſchöpfung!“ verſicherte mich ein Elegant mit pariſer Cravatte und feinraſirtem Kinn. „La pièce à la mode!“ ſagte ein „pariſer“ Dandy, der jedesmal von Strasburg kam, wenn ſie geſpielt wurde, um ſein Ohr an den Tönen zu laben. Das Orcheſter ſpielte im Großen Saale — endlich ſollte die „impoſante Tonſchöpfung“ beginnen. Man drängte ſich herbei; alt und jung, reich und arm formirten einen dicken Knäuel gegen die Eingangsthür des Converſationshauſes hin. Die Muſik ſtrömte uns in ihrer Vollkraft und ihrem „impoſanten“ Lärm entgegen. Ich will ſie nicht von Anfang an verfolgen, habe dazu auch ein zu ſchlechtes Tongedächtniß, allein trotz dieſes letztern Naturfehlers erkannte ich doch Reminiscenzen aus allen möglichen Opernmuſiken, die düſtere Scenen malen ſollen, und viele Hörner- und Jagdlieder. Eine wahrhaft Wilde Jagd in düſtern Felsgründen, namentlich viel Wolfsſchluchtliches, an dem ſich der Potpourriſt — denn anders kann man den Tondichter nicht nennen — zu ergötzen und zu erſchöpfen ſchien. So donnerte und wetterte die „impoſante Tonſchöpfung“ fort, bis ſie endlich für die entzückte Menge zu früh — ihr Ende erreichte. Jetzt entlud ſich der Saal ſeiner die ſeltene Ohrenlabe ſuchenden Toiletten und ließ den Söhnen des Glücks und des Unglücks mehr Raum und mehr Ruhe. Sie bedurften deſſen, denn die calculirende Verfolgung des Spiels mit der Nadel auf dem Notiztäfelchen war durch dieſen Lärm geſtört und mancher der „Spielkenner“ fand ſelbſt, daß die Göttin des Spiels, deren Regungen man ſo genau kennen zu wollen ſchien, ſelbſt in ihren an und für ſich launigen Win- und Wendungen geſtört wurde. Sie ſeufzten friſch auf, die Spielbüſten, hinter ihren Gold- und Silberrollen und manches „enfin“ entwand ſich ihrer Bruſt. Das Gedränge war groß um beide Tiſche, die Geſichter ſchienen jedoch ihrem Ausdruck nach dieſelben wie vor vielen, vielen Jahren; die Leidenſchaften drücken dem Menſchen den gleichen, unverwiſchbaren Typus auf, der ſich weit mehr gleichbleibt als der Typus einer Menſchenraſſe; die kleinen Gelegenheitsſpieler und -Spielerinnen bilden nur die bunte Staffage, das Publikum eines Volkstheaters, das von Zeit zu Zeit an der Theateraction der Spieler von Profeſſion ſich betheiligt. Ernſt und ſchweigend, nur mit Mienen redend, ſitzen und ſtehen ſie da, das Orakel der Croupiers: „Messieurs, faites votre jeu!“ „Le jeu est fait!“ „Rien ne va plus!“ und dann die entſcheidende Bezeichnung der herausgekommenen Pointeu, das iſt das einzig Hörbare bei dieſem Drama der modernen Civiliſation. Welcher Eifer am Pharotiſche! Haufen Geldes, Rollen, Banknoten ſtarren drohend nach des Bankiers Kaſſe. Sie ſind auf Schwarz — wird's wieder ſiegen? Schon hat es Tauſende und aber Tauſende dem Bankvorrath entlockt, ſiebenmal trug es den Sieg über Roth. Die Karten werden aufgelegt — abermals! Es bleiben die Einſätze, die kleinen Spieler werden kühn, große und kleine Stücke fliegen herbei. Und nochmals, nochmals und noch ſogar zum elften mal. . . „La banque perd énormement!“ „Quel échec!“ flüſtert man ſich in dem deutſchen Bade zu. Da hinten ſteht der Spielpächter, elegant wie immer, der große Spielerfürſt, der Mann, deſſen Rollen und Banknoten die Spielgöttin den Jüngern des Spiels handvollweiſe zuwirft. Keiner der Spieler verläßt den Tiſch — „La chance est pour nous“, ſagen ſie und ſpielen. Der da hinten lacht. „Kommt alles wieder nach der Kaſſe!“ ſagt ein alter Herr phlegmatiſch. Ein junger Mann, der mit Wenigem begonnen, hatte ein Vermögen vor ſich liegen, das ſich wie auf Zauberſchlag zuſammengefunden. Als er die Worte des Alten hörte, ſchien er wie aus einem Traum zu erwachen; ſein Blick ſchien mechaniſch auf dem Gewinn zu haften, ſeine Hand erfaßte ihn und noch war das „Messieurs, faites votre jeu!“ nicht ausgeſprochen, da zog er auch mit einem faſt ironiſchen Lächeln ſeinen Haufen — ein Häufchen war es nicht — zu ſich und füllte ſich die Taſchen. Die Blicke der Menge und der Croupiersſtatuen folgten dieſer Bewegung. „Voila un philosophe!“ ſagte ein Franzoſe, als der junge Mann ſich durch die Menge vom Spieltiſch fortbegab. Schwarz hatte verloren, die Croupiers zogen die verdoppelten Summen ein — jene war nicht mehr da, der „Philoſoph“ hatte eine artige Summe gewonnen. Er iſt geſtern noch abgereiſt. Kommt er wieder? Er vielleicht nicht, aber tauſend andere für ihn, welche auf eine ähnliche Chance hoffen und ihr Vermögen laſſen.

An dem Glanz und Luxus, der Baden-Baden ſchmückt, klebt ſo manche Thräne unglücklicher Familien und Waiſen, ſo manches Blut von Selbſtmördern, ſo mancher Fluch — es klebt gar vieles daran, an was wir nicht denken, was wir nicht ſagen wollen! Man denkt ſich hier mit Schrecken nur ein Baden ohne Hazardſpiel — und iſt die Badechronik ſo düſter, ſo ſchwarz? Ihr lächelt ob dieſer moraliſchen, ſich ewig wiederholenden Reminiscenzen; ihr rümpft die Naſe; ihr ſagt wol auch — wie oft vernimmt man das —, daß das Spiel für die Thoren ſei, die ihres Geldes entledigt werden wollen. Wenn ihr die Menſchheit ſo blaſirt glaubt, die höhern Stände nicht ohne dieſen Hazardkitzel denken könnt, ſo verbanne man mindeſtens das Hazardſpiel im großen von dem Markte der Oeffentlichkeit, ſo dränge man es nicht dem Volke vor die Augen, umkleide es nicht mit dieſem Glanz, ſanctionire es nicht auf dieſe großartige Weiſe! . . .

Doch da ſind nun ſchon unſere Plaudereien ſo umfangreich geworden und die Stunde der Abreiſe naht ſo ernſt heran, daß wir nothwendig ſchließen müſſen. Darum verweilen wir nicht länger bei dieſem ewig trüben Bilde, ſenden wir Berg und Thal den Abſchiedsgruß zu und kehren wir dem Gewoge den Rücken. Dort ſchnauben bereits die Eiſenroſſe, alles drängt ſich nach dem Bahnhofe, jeder birgt ſeine Gefühle — wohl und heiter, trübe und angenehm; jeder nimmt eine Erinnerung mit ſich — bei uns verwebte ſie ſich mit der Vergangenheit.

(Ausgegeben am 3. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 41. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmersdorf. IV. V. VI. — Charaktere der Neuzeit. III. Juliane von Krüdener. Von F. B. — Werthheimer's Jahrbuch. II. — Neue Gedichte. VI. — Shakspeare — ein Homöopath. — Gedichte von Hugo Delbermann. — **Neues aus der Welt.**

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmersdorf.

IV.

Es dämmerte bereits, als Graf Böthy und Stefano Havas nach einem reichern Mahl, als letzterer zu nehmen gewohnt war, wieder aus dem Café Nuovo auf den Corso traten und im Begriff waren, sich zu trennen.

Da fesselte sie ein unruhiges Schreien und Laufen in der Straße.

Die Fußgänger mischten sich so unvorsichtig unter die Wagen, daß mehrere von den Rädern gestreift wurden und die Klagen der Beschädigten vermehrten noch die allgemeine Verwirrung. Auf den engen Trottoirs wurden die ausgelegten Krame der Kleinverkäufer umgestoßen. Die Bettler selbst verließen ihre stationären Posten, Lahme erhielten den Gebrauch ihrer Glieder zurück und Blinde wurden plötzlich sehend. Damen kamen übel ins Gedränge, zerrissen ihre Kleider und wurden von ihren Begleitern getrennt. Kinder erhielten Stöße und fielen zur Erde, ihr Weinen vermehrte das chaotische Geräusch, welches zu einem Höllenlärm anschwoll. Mitten in die Confusion sprengten Carabinieri, laute Befehle ertheilend, deren aber niemand achtete. Eben lief ein Mönch mit aufgeschürzter Kutte an den neuen Bekannten vorbei und purzelte über einen Haufen Blumensträuße, die vom Verkaufstisch herabgestoßen waren.

Graf Böthy betrachtete die Physiognomie des dicken Frate, welche den Stempel eines panischen Schreckens trug. „Was hat dies tolle Treiben zu bedeuten?" fragte er seinen Begleiter.

„Sie sehen hier eine echt römische Cagnara", erwiderte Havas. „Möglicherweise rührt der Tumult von einer Kleinigkeit her, über die jemand erschrak. Das Volk ist hier in der Mehrzahl feig und leicht erregbar, es schreit und läuft sinnlos mit, ohne nur eigentlich zu wissen, was es bedeutet. Ein falscher Lärm kann es sein oder auch eine Revolution, die täglich verheißen wird; denn wir gehen ernsten Dingen entgegen. Doch hier scheint sich die Ursache der Cagnara zu nahen."

Eine große Bulldogge lief mit eingezogenem Schweif und glühenden Augen mitten durch den Corso. Die Zunge hing dem erschöpften Thier trocken und heiß aus dem Munde. Hinterdrein brüllte die Volksmenge. „Schlagt ihn todt, es ist der Teufel!" heulten die einen; „der Hund ist wüthend!" brüllten die andern. Gleichen Schritt mit der Bulldogge hielt ein Reiter, er war der Herr des Thieres und wollte es vor Mishandlung beschützen. Bald waren Hund,

Reiter und tobender Haufe aus den Blicken verſchwunden.

Vor dem Café Nuovo hielt ein Herr und eine Dame, welche, durch das Gedränge fortgeriſſen, der raſenden Eile des allgemeinen Rennens gefolgt waren.

„Die ſtarke Erhitzung wird, fürchte ich, meiner Geſundheit ſchaden", ſagte der Herr, der ſich etwas mehr angegriffen fühlte, als er es zeigen mochte. „Beſſer, wir gehen hinauf ins Kaffeehaus, ruhen und kühlen uns ab, bevor wir uns noch vollends nach Hauſe begeben."

Senator von Bergen fürchtete zwar wenig im Leben, aber zu dieſem Wenigen gehörten gerade die wüthenden Hunde, dieſe bildeten ſeine Idioſynkraſie. Die erſte Ausübung ſeiner Amtsthätigkeit hatte darin beſtanden, den unglücklichen Vierfüßlern Maulkörbe zu octroyiren. Wenn er ſich die nachläſſige römiſche Polizei dachte, die Myrmidonenſchar der Bettler, die müßigen Kuttenmänner, den Derwiſchen des Orients ähnlich, die herrenloſen Hunde in den Straßen, dann graute dem ordnungsliebenden Mann und er ſehnte ſich zurück in ſeine Vaterſtadt. Bei derartigen Betrachtungen hatte ihn die Cagnara überraſcht, während er eine ſeiner Couſinen auf dem Corſo ſpazieren führte. Der Schrei: „Ein wüthender Hund!" hatte den ſonſt nüchternen Kopf des Senators in vollſtändige Verwirrung gebracht und er war gelaufen wie ein — „Straßenjunge". Erſt vor dem Café Nuovo gelang es Iſabella, Bergen zum Stehen zu bringen mit der kühlen Bemerkung, daß ſie keinen Grund hätten, dem Hund nachzulaufen, der ihnen nun voraus ſei.

„Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß wir Bertha verloren, Vetter Julius!" bemerkte Frau von Berneck ironiſch.

Allerdings, das hatte er vergeſſen in dem alles verſchlingenden Intereſſe am Selbſt und jetzt lag in Iſabellens Worten die Drohung, ihn aus dem ſichern Hafen zu treiben zu dem hoffnungsloſen Unternehmen, Gräfin Aarberg auf der noch immer wogenden Straße zu ſuchen, vielleicht dem wüthenden Thiere abermals in den Weg zu gerathen. Dieſe Ueberlegung geſtaltete ſich raſch in dem Gehirn eines Mannes, der gewohnt war, alle Eventualitäten zu erwägen. Dieſe Zumuthung erſchien ihm zu ſtark, Senator Bergen that immer genau ſo viel, als man vernünftigerweiſe von ihm erwarten konnte, aber auch nicht eine Linie darüber.

„Couſine, ich brachte meiner Geſundheit das Opfer, Amt und Heimat zu verlaſſen, daher können Sie nicht fordern, daß ich jetzt dieſelbe ohne dringende Nöthigung auf das Spiel ſetze. Entſchuldigen Sie, wenn ich auch nicht länger im Zuge ſtehen bleibe", ſagte er feſt und ging gelaſſen die Treppe hinauf.

Die beiden Männer in der Ecke des Hausplatzes hatten die deutſch geführte Unterredung verſtanden und traten auf die Dame zu, die eben im Begriff ſtand, allein auf die Straße zurückzukehren.

„Wenn Sie mir die Verlorene genau beſchreiben, will ich ſie ſtatt Ihrer ſuchen", ſagte Havas in vollkommen gutem, aber durch die weiche Ausſprache fremdartig klingendem Deutſch.

„Gräfin Aarberg iſt eine zarte Blondine von kleiner Geſtalt und heute in ſchwarze Seide gekleidet . . ."

„Gräfin Aarberg!" fiel nun Arthur ein, der bisher theilnahmlos geſtanden. „Iſt das die Tochter des Präſidenten Freiherrn von Bergen?"

„Dieſelbe", antwortete Iſabella.

„Ich habe die Ehre, die Dame zu kennen. Daher will auch ich verſuchen ſie aufzufinden. Woher kamen Sie?"

„Wir ſtiegen eben den Pincio hinab nach der Porta del Popolo, als uns der Tumult überraſchte und mit ſich riß", erklärte Frau von Berneck.

„Gut, ich weiß nun mich zu orientiren!" Mit leichtem Gruße ſtürmte Arthur davon.

„Wie heißt dieſer Herr?" fragte Iſabella den zurückbleibenden Havas.

„Graf Böthy", erwiderte jener.

„Ja, ich erinnere mich, daß meine Schweſter von ihm ſprach", bemerkte Frau von Berneck, die an des Ungarn hübſchem Geſicht bereits ſeine Identität mit Bertha's alter Bekanntſchaft errathen hatte.

„Ich werde die entgegengeſetzte Richtung wie Graf Böthy einſchlagen", verſetzte Havas.

„Ich will Sie begleiten; möglich, daß wir meine Schweſter bereits zu Hauſe finden", entgegnete Frau von Berneck.

Die beiden folgten der längern Hälfte des Corſo. Es zeigte ſich noch immer Verwirrung auf der Straße; einzelne Nachzügler ließen ermüdet von der Hetzjagd ab. Iſabella ſchritt unbekümmert durch den Tumult.

„Sie ſcheinen nicht ängſtlich, Signora?" verſetzte Stefano.

„Nein, durchaus nicht! Auch fürchte ich für Bertha weniger eine Gefahr als eine Unannehmlichkeit; sie besitzt einen unbesonnenen kleinen Kopf!" entgegnete Isabella.

„Es ist schlimm genug, daß unsere Sitten noch immer so roh sind, daß eine Frau sich nicht abends allein auf die Straße wagen kann, ohne Gefahr, beschimpft zu werden!" bemerkte Havas.

„Ja, die Polizei sollte strenger verfahren", erwiderte Frau von Berneck mit jener ruhigen Gelassenheit, die niemals in Ekstase gerieth.

„Erlauben Sie", erwiderte Havas, „äußere Gewalt würde auch immer nur eine blos äußerliche juridische Rechtschaffenheit erzeugen und da die bestorganisirte Polizei nicht überall zugegen sein kann, bleiben immer noch viel ungerügte Fälle. Wenn aber die Erkenntniß eine bessere wäre, das Gemeine, Menschenunwürdige dieser, ich mag es nicht Liebeswerbungen der Straße nennen, allgemein eingesehen würde, dann fiele die Sache von selbst weg. Sünde ist Unwissenheit, behauptete schon Sokrates. Uebrigens ist in dieser Beziehung in Italien weniger zu befürchten als in Deutschland."

„Sie wollen doch nicht die Meinung aufstellen, daß hier mehr Ordnung und Sittlichkeit herrsche wie in Deutschland?" erwiderte Isabella, die bereits die römischen Zustände mit der Antipathie betrachtete, welche sie regelmäßig auf alle praktischen, positiven Personen hervorbringen.

„Kennen Sie Rom schon so gründlich?" fragte Havas milde.

„Allerdings nicht, wir sind erst seit acht Tagen hier und meine Bemerkung war mindestens voreilig", entgegnete Isabella.

„Wer seinen Irrthum so rasch einsieht und aufrichtig bekennt, zeigt einen starken, vorurtheilsfreien Geist", versetzte Havas und sein glänzendes Auge heftete sich auf die Frau an seiner Seite.

War es eine triviale Artigkeit, die ihr ein fast Fremder sagte? Frau von Berneck blickte nach ihrem Begleiter. Auf seinem schönen Gesicht lag Ruhe und ein milder Glanz. Es hatte sich wärmer gefärbt wie in erhöhter Potenz des Lebens.

„Wir sind auf der Piazza di Venezia angekommen, Signora", sagte er, da Isabella schwieg; „wünschen Sie die Nachforschung noch weiter auszudehnen?"

„Nein, aber ich will nachsehen, ob nicht Bertha doch vielleicht schon nach Hause gekommen ist. Wir wohnen hier, Palazzo Doria", entgegnete sie. „Damit Sie sich orientiren und in Ihrer Güte nicht vergebliche weitere Anstrengungen machen, bitte, kommen Sie!"

Stefano Havas folgte.

Die Dienerschaft beantwortete Frau von Berneck's Frage dahin, daß Gräfin Aarberg bereits vor einer Viertelstunde in einem Miethwagen angefahren gekommen.

Aus dem Salon hörte man lebhaftes Sprechen, untermischt mit Gelächter; Isabella trat überrascht ein.

Sie fand Gräfin Aarberg auf einen Divan hingegossen, die kleine Frau sah reizend aus. Ihre blonden Haare waren etwas in Unordnung gerathen, die Augen glänzten, die Wangen glühten, schwarze Spitzen umgaben duftig die liebliche Erscheinung.

Halb zu ihren Füßen lag ein junger Mann mit stark markirten Zügen, die gelbliche Haut, die dunkeln feurigen Augen, die Adlernase trugen den rein italienischen Typus.

„Ihr Sklave will ich sein und nicht mehr! Ihr ganz ergebener Sklave!" rief er gestikulirend in schlechtem Französisch. „Wenn Sie mein Betragen wahnsinnig finden, so klagen Sie Ihre Schönheit an, welche mich meiner Sinne beraubte."

Bertha lehnte in ihrem Sitz zurück und lachte, bis die Thränen in die Augen kamen. Das Geräusch der aufgehenden Thür weckte die beiden Theilnehmer dieser Scene. Der Mann zu den Füßen der Gräfin sprang rasch in die Höhe.

Bertha reichte ihm unbefangen die Hand und sagte: „Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, sich nach dem Ausgang der Hundekomödie zu erkundigen und mir heute noch Bericht zu erstatten. Auf Wiedersehen! Cavaliere Montanara, der mir das Leben rettete", wandte sie sich an Isabella, vor welcher sich der Italiener tief verneigte.

„Ein Herr, der dich suchen wollte!" sagte Isabella, auf Havas deutend.

Havas sagte: „Ich sehe, Sie sind gefunden!" verbeugte und empfahl sich. Der Anblick des Cavaliere Montanara schien ihn nicht angenehm berührt zu haben.

„Auf welche Weise verlorst du dich von uns und wie kamst du zu dieser Begegnung?" fragte Isabella ruhig, als sie allein waren. Sie verfiel äußerst selten in den nutzlosen Versuch, Gräfin Aarberg durch Vorstellungen von einer Unklugheit abzuhalten.

„Es geſchah ganz einfach! Als der Läem losging, erſchrak ich heftig und ließ Vetter Julius' Arm fahren oder er den meinigen; denn du mußt wiſſen, unſer Unerſchütterlichee fürchtet ſich vor Hunden, insbeſondere vor wüthenden und — ich muß ihm recht geben. Ich ſah ihn leichenblaß weeden, er mich wol ebenſo. Nachher weiß ich nichts mehr, denn ich wurde geſtoßen, getreten und verlor nahezu die Beſinnung. Ich fühite undeutlich, wie mich jemand am Arm ergriff und mit ſich fortzog in eine Nebenſtraße. Dann rief er einen Miethwagen, hob mich hinein, ſprang nach, bedeckte meine Hand mit glühenden Küſſen und ſpeach italieniſch, was, wie du weißt, ich ſchlecht verſtehe. Endlich verſuchte er ſich im Franzöſiſchen und wir gelangten in der Verſtändigung ſo weit, daß er mich hierhee zurückbeingen konnte. Die fernere Erklärung zwiſchen mir und Cavaliere Montanara unteebrach dein Eintritt."

Währenddeß rollte ein Wagen ins Portal des Palazzo Doria. Gräfin Aarberg ſprang freudig Arthur Böthy entgegen, der von ſeiner nutzloſen Wanderung nach dem Café Nuovo zurückkehrte und dort mit Julius Bergen zuſammentraf.

„Welches Vergnügen, Sie wiedeezufinden und noch dazu in Rom, wo ich ohne Bekannte zwiſchen Iſabella und Julius aus Langeweile beinahe erſtarrte!" rief Bertha dem Ankömmling entgegen. „Dieſe beiden — meine Schweſter, Graf! — ſind ſehr ernſthaft und ſprechen beſtändig von Geſchäften, ſie haben einen verwickelten Proceß, von dem ich nichts verſtehe. Welch ſchöne Erinneeungen verknüpfen ſich mir mit Ihnen, Graf! Gedenken Sie noch der maskirten Quadrille bei Hof? Graf Aarberg tanzte niemals; ſo wurden Sie mein Partner und wir waren das ſchönſte Paar! Dann unſere Spazierritte im Engliſchen Garten, wobei wir immer die ſchwere Cavaleeie um eine Viertelſtunde hinter uns ließen! O welch ſchöne Zeit veegangener Jugendtage!"

„Jugendtage? Sie conſerwirten ſich ganz leidlich, Gräfin!" bemerkte der Ungae lachend; „ich entdecke durchaus keine grauen Haare!"

Arthur Böthy nahm an der Seite der Dame Platz, ihre Lebhaftigkeit riß ihn unwillkürlich mit ſich fort, er vergaß Lebensmüdigkeit und düſteee Erinnerungen.

Eine halbe Stunde ſpäter, die im Durchſprechen von allerlei Erinnerungen verging, kehrte Cavalieee Montanara zurück.

Er berichtete, daß die Hundejagd auf dem Capitol ein Ende genommen. Indem die meiſten der Verfolger am Fuße des Hügels abfielen und ein Engländer ſich an den Ueberreſt des Pöbels mit der einfachen Anrede wandte: „Nicht ſein Hund iſt toll, ſondern ihr!" Worauf er die Bulldogge auf das Pferd ſeines Landmanns hinaufreichte und dieſer den ſteilen Hügel von Ara Celi hinaufſprengte. Herr, Pferd und Hund verſchwanden hinter der Kloſterpforte; der Hauſe verlief ſich. Der Engländer hatte ihn zum Schweigen gebracht.

Man lachte über die mit komiſchen Geberden vorgetragene Erzählung des Italieners. Gräfin Aarberg verbrachte den erſten heitern Abend in Rom.

Bisher hatte ſie ihre Koketterie vollkommen vergebens an den Senator verſchwendet. Mit krankhaft überreizten Nerven, von der Reiſe ermüdet, von tauſend unangenehmen Eindrücken berührt, fühite ſich Julius von Bergen unwohl, ſeit er ſich in Rom befand. Couſine Bertha konnte ihm unter ſolchen Umſtänden duechaus nichts bieten. Er flüchtete ſich wie Schutz ſuchend vor ihr zu der ruhigen Iſabella. Letztere trug Sorge für ſeine Bequemlichkeit und nur ihr veedankte er es, ſeine Schweſtern nicht allzu ſehr zu veemiſſen. Die kalt geſcholtene Frau von Berneck beſaß noch überdies den Vorzug, ihn immer zu verſtehen, was bei ſeinen Schweſtern nicht der Fall war, ſobald er ſich über die beſte Art Toaſt zu röſten oder Truthähne zu mäſten verſtieg.

Auch heute konnte Julius von Bergen das laute lebhafte Geſpräch um den Theetiſch nicht ertragen. Er flüchtete in ſein Bett, lag da einſam und dachte an Bremen.

Nach einiger Zeit kam Iſabella herübee und da ſie ſeinen Puls fieberhaft erregt fand, ſchickte ſie nach dem Arzt.

Doctor Schulz verordnete ein einfaches Beruhigungsmittel, doch hob er ſelbſt die Wirkung ſeiner Medicin wieder auf, indem er dem Senator Mittheilungen machte in Betreff der Umſtände, welche die letzten Lebensjahre und den Tod des jüngſt verſtorbenen Freiherrn Bernhard von Bergen begleiteten, deſſen behandelndee Arzt Doctor Schulz geweſen war.

Julius Bergen ſchrieb alles, was er höete, in ſein Tagebuch. Spät erſt fiel er ermüdet in unruhigen Schlaf, aber auch dieſer ſollte nicht lange wäheen. Auf dem Platze ertönte Muſik und die

Hunde der Nachbarſchaft heulten dazu. Der Senator, welcher vom Proceß ſeiner Couſine träumte und eben eine Anrede an den Gerichtshof hielt, in der er nicht weiter kam, weil ihm der angezogene Paragraph entfallen, fuhr erſchreckt in die Höhe. Als vernünftiger Mann dachte er bei nächtlicher Ruheſtörung zuerſt an die zwei Eventualitäten, Diebe oder Feuer. Raſch ſprang er ans Fenſter.

Im Mondſchein ſtand ein Straßenſänger, der zur Guitarre ſang, und auf dem Balcon, der aus Gräfin Aarberg's Zimmern führte, erſchien eine reizende Geſtalt in weißem Nachtkleid. Sie mochte doch nicht denken, daß ihr Montanara ein Ständchen brachte?

Der Senator verwünſchte die Serenade und Bertha's Romantik dazu, hierauf kehrte er mismuthig zu ſeiner geſtörten Ruhe zurück.

Indeſſen klangen noch lange verworrene Töne in das Plaidoyer, ſodaß Bergen ſeinen Paragraphen niemals zu finden vermochte.

V.

Den folgenden Morgen waren die beiden Schweſtern jede nach ihrer Art beſchäftigt.

Gräfin Aarberg befand ſich, umgeben von Modejournalen, in wichtiger Berathung mit der in Rom angenommenen Kammerjungfer, einer verheiratheten Frau, deren Mann in der Nähe eine Baderſtube hielt, einem allerliebſten Weibchen. Iſabella ſaß an ihrem Schreibtiſch, ordnete Papiere und überlas Vetter Julius' Notizen von geſtern, die er herübergeſchickt hatte. Der Senator hatte beſchloſſen, obwol er ſich beſſer fühlte, ſtrenge Ruhe zu pflegen. Seine Geſundheit war jetzt ſein Geſchäft; er wartete ihrer ebenſo ſorgfältig wie früher ſeines Amtes.

Nachdem er am Rande ſeines Papiers Frau von Berneck die nöthigen Inſtructionen ertheilt, um an ſeiner Statt die Unterredung mit dem gewonnenen Advocaten zu halten, nahm er einen Band ſeines Freundes Moleſchott vom Nachttiſch, darin las er ſich zu vollkommener Gedankenruhe. Der Menſch verarbeitet gedankenloſen Stoff zu denkendem Geiſt, worauf wiederum der Geiſt zurückfällt in den Chemismus des Stofflichen, aus dem er hervorging. Der Senator hatte ſich unter der Wucht eines alles verſchlingenden particulariſtiſchen Intereſſes zu allgemein menſchlichen Fragen erhoben, das Stoffwechſelepos ſagte ſeiner einſeitigen Verſtandesrichtung vollkommen zu. Gegenüber der lutheriſchen Orthodoxie ſeiner Vaterſtadt dünkte es ihm geradezu erhaben, emancipirt zu ſein von den Sagenbüchern der Juden und dem Lohndienſt um eine dereinſtige himmliſche Anſtellung. Freund Moleſchott hat recht!

Der Senator überlegte, ob er das neue Evangelium nicht Frau von Berneck mittheilen ſolle. Sie trat eben ein, um ihn über einen Punkt ſeiner Notizen zu befragen. Denn ſie hatte die Sachlage nicht nur verſtanden, ſondern ſogar noch etwas tiefer aufgefaßt als Julius Bergen, bei dem es ſich blos um ein formelles Intereſſe handelte, welches ſich für Iſabella zu einem materiellen geſtaltete. Nachdem der Senator ihren Anſtand beſeitigt, empfahl er ihr Moleſchott zu leſen.

„Vetter Julius, meine Gedanken ſind vollſtändig durch den Proceß in Anſpruch genommen, was kümmert mich die Philoſophie!"

Dieſe Antwort gefiel Bergen; ſie vermehrte noch die Achtung, die er vor Frau von Berneck's durchaus praktiſcher Richtung hegte, eines der wenigen vernünftigen weiblichen Weſen, die er in ſeinem Leben angetroffen, beſonders unter den gebildeten oder eigentlich verbildeten Klaſſen.

Iſabella kehrte über den Vorplatz nach ihrem Zimmer zurück und ſtand Stefano Havas gegenüber. Wenn ſie ihm nicht gleichſam in die Arme gelaufen wäre, würde ſie vielleicht ſeinen Beſuch abgelehnt haben, aber ſo war ihm nicht mehr zu entkommen.

Stefano Havas, der Einſiedler der Salluſtiſchen Gärten und Cuſtode der arabiſchen Bücher in der Vaticansbibliothek, wollte ſich erkundigen, ob der geſtrige Schrecken niemand geſchadet habe. War es läſtige Zudringlichkeit, Speculation oder was ſonſt, was ihn hertrieb? Havas ſetzte ſich unbefangen neben die Dame, ſeine klaren Augen ruhten ſo offen und frei auf ihr, daß ſie beſchämt den Argwohn fahren ließ. Ueberdies war ſein Blick ungewöhnlich anziehend. Die Frau fühlte ein leiſes Erbeben ihres Weſens, ſie war plötzlich weniger kühl und ſicher wie ſonſt.

Havas ſprach von Roma der Großen, Einzigen, dem Rieſengrab der griechiſch-römiſchen Periode, der weltgeſchichtlichen Bedeutung ihrer Trümmer. Er ſchilderte den Hochgenuß, mit dem es ſich wandelt unter den Kunſtſchätzen. Er erwähnte den Schutt des Mittelalters, der ſich auf die claſſiſche Bildung gelagert und allgemach der neuen Zeit zu weichen begann, dies ſonderbar zerklüftete Staatsleben des modernen Rom, deſſen großen Verfall. Der Denker verkündete das

bange Ahnen, mit dem die Welt einem neuen Sturze entgegensieht, gewaltig gleich dem, welcher im Fall des Römerreichs die alte Bildung unter Trümmer begrub und damals die ganze bekannte Erde in Schrecken versetzte. „Wir wandeln unter Ruinen", schloß er die beredte Darstellung, „unsere Zustände bestehen schon seit lange in falschem Trug, der Geist ist aus den Institutionen geschwunden, das Leben unsers Staats gleicht den galvanischen Zuckungen der Leiche."

Frau von Berneck hörte mit Interesse zu und sagte dann, gleichsam sich anklagend:

„Mich führen Geschäfte her, eine Erbschaftsangelegenheit, leider nicht die Neugierde, Rom kennen zu lernen!"

„In diesem Falle bedürfen Sie der Geduld und Ausdauer", sagte Havas, „denn unsere Justiz liegt leider im Argen! Grenzenlose Verzögerung ist das Mindeste, was Ihnen droht. Selbst der gesetzmäßige Rechtsgang ist im höchsten Grade schwerfällig."

„Daran mag", sagte Isabella, „großentheils der Katholicismus schuld sein mit seinen vielen Feiertagen und Misbräuchen, seiner Priesterherrschaft, die das Volk in Unwissenheit und Trägheit erhält. Aus Zweckmäßigkeitsgründen wäre zu wünschen, daß die Welt allgemein protestantisch würde!"

„Sind Sie protestantisch?" fragte der päpstliche Custode.

„Ich wurde es!" antwortete Frau von Berneck.

„Eine Religion soll niemals aus Zweckmäßigkeitsgründen ergriffen werden", erwiderte Havas ernst. „Was an und für sich der höchste Zweck ist, darf unter keiner Bedingung zum Mittel herabgewürdigt werden. Die durch das gleichmäßige Gesetz hervorgebrachte äußere Ordnung wäre bloße Todesruhe, leerer Schein. Im Zwang nie, nur in der Freiheit gedeiht das Leben. Der echte Glaube ist nur die Annahme historischer oder unbegreiflicher Dinge, kein sich Verlassen auf fremdes Zeugniß, sondern die Zuversicht, die fides auf etwas innerlich Erlebtes, was uns unserer gewiß macht."

Stefano sprach, als vereinigte sich in ihm die orientalische Weise der Wahrheitserkenntniß mit der occidentalischen, gotterfüllten Prophetenstimme und Denkerkraft.

Seine Worte berührten Isabellen. Nicht um ihres Inhalts willen, wol aber, weil sie den Mann selbst bewegten. Wie er in schöner Begeisterung erglühte, erschien er vergeistigt, durchleuchtet. Fast hätte Frau von Berneck zu ihm gesagt: „Ich habe keine Zeit, nach der besten Religion zu suchen!" wie sie es Vetter Julius gegenüber in Bezug auf die Philosophie gethan; aber Havas imponirte ihr und sie schwieg.

Fast eine Stunde noch sprach Havas. Die Worte gingen kaum beachtet an ihrem Ohr vorüber, es war verschlossen wie ihr Herz, aber das Auge trank mit Entzücken den Anblick des herrlichen Mannes. Wie Jugendahnung kam es über sie, deren Gemüth die Kämpfe des Lebens frühzeitig ausgedörrt. Die lange Zeit über war Frau von Berneck in weiches Träumen verloren und dachte ihres Processes nicht.

Als Stefano endlich schied, hatte Isabella die Einladung wiederzukommen auf den Lippen. Sie sprach sie nicht aus und auch er bat nicht um die Erlaubniß.

Auch Havas hatte eine leichte Verwirrung gefühlt und dennoch hatte es ihn wie festgebannt auf der Stelle. Die Argumente waren ihm weniger deutlich und rasch gekommen wie sonst; es mußte etwas Fremdes, Blendendes zu seinem Geist getreten sein! Stefano Havas entzog sich der ruhigen Selbstprüfung; er erkannte, daß ihn bei Frau von Berneck ein Affect ergriffen hatte, der nur einer unbedeutenden Steigerung bedurfte, um zur Liebe zu werden — — Einmal war dieses Gefühl wie ein Sturmhauch über sein Leben gezogen und er hatte beschlossen, es fortan zu bekämpfen — —

Isabella blieb zurück in großer Bewegung. Sie nahm beschämt ihre Papiere auf, sie war erwacht und mit sich selbst unzufrieden, ihre Gedanken wanderten zurück zu dem ihr unheimlichsten Gegenstand, zur einen Thorheit ihres Lebens — ihrer Heirath mit Oskar von Berneck — Sie lebte von ihm getrennt, aber noch nicht geschieden. Und sie haßte alle Formen — Sie wollte auch nicht geschieden sein. Dennoch — wenn sie wiederum lieben sollte —?

Entschlossen zog die Dame die Glocke.

„Wenn Signor Havas wiederkommt, so bin ich nicht zu Hause", sagte sie zu dem eintretenden Diener. „Haben Sie es verstanden? Niemals!"

So war denn die kaum in die Knospe gesproßte Liebe gewaltsam zerstört.

„Sagen Sie Gräfin Aarberg, daß ich zum Advocaten Savarni gehe und schwerlich vor dem Mittagsessen zurückkomme", fuhr Frau von Berneck ruhig in ihren Befehlen fort.

Digitized by Google

„Die Frau Gräfin hat eben Beſuch", entgegnete der Diener.

„Wen?" fragte Iſabella.

„Den Cavaliere Montanara!" antwortete der Diener.

Ein unmuthiges Lächeln flog über die Züge der ernſten Frau. Der Italiener verliert keine Zeit! dachte ſie. Ich will mit Graf Böthy und dem Senator ſprechen, um etwas über ſeine Individualität zu erfahren. Möglich, daß er Bertha's Unbeſonnenheit zu misbrauchen verſucht. Jetzt dachte ſie: Vielleicht kennt ihn Stefano Havas —! Wenn du ihn gefragt hätteſt —!

Sie wollte nichts „bereuen". Sie unterdrückte den Gedanken, Havas wiederzuſehen und fuhr zu ihrem Advocaten.

VI.

Cavaliere Montanara war erſchienen, um ſich nach dem Befinden der „von ihm geretteten" deutſchen Gräfin zu erkundigen.

„Haben Gräfin ganz ruhig geſchlafen?" fragte er vielbedeutend.

„Vortrefflich!" entgegnete Bertha. „Setzen Sie ſich!"

„Daß der Schrecken von geſtern ohne Nachtheil vorüberging, entnehme ich dem Glanz Ihrer Augen", ſagte Montanara. „Sie ſind beſchäftigt mit dem Gedanken ſich zu ſchmücken", ſetzte er, auf die Modellblätter deutend, hinzu. „Ein allerdings höchſt lohnendes, wenn auch — für Sie überflüſſiges Unternehmen."

„Wo kann man in Rom hübſche Spitzen finden?" fragte Gräfin Aarberg. „Ich will zur Halbtrauer um meinen guten Mann grau mit ſchwarzen Spitzen tragen."

„Was allerliebſt zu Ihren blonden Haaren paſſen muß! Ich ſah nämlich eine ähnliche Toilette auf dem Ball der Fürſtin Torlonia."

Der Cavaliere ergoß ſich in eine genaue Schilderung des Feſtes und der anweſenden Perſonen.

Bertha hatte den small talk des high life nicht mehr vernommen, ſeit ſie ihre heimiſche Reſidenz verlaſſen. Mit Intereſſe hörte ſie zu. Montanara ſtieg in ihrer Achtung, als er ſeine genaue Bekanntſchaft mit der hohen Geſellſchaft detaillirte.

Faſt wie ſich von ſelbſt verſtehend folgte er Gräfin Aarberg in den Wagen, um ſie in verſchiedene Kaufläden zu begleiten.

Inzwiſchen erhob ſich auch der Senator, weil ihm der Arzt einen kleinen Spaziergang verordnet. Seiner Gewohnheit gemäß wollte Bergen ein Geſchäft damit verbinden. Nachdem er ſein Tagebuch conſultirt, ſeinen Bart der Sorgfalt jenes Barbiers überlaſſen hatte, deſſen Gattin bei Gräfin Aarberg die Kammerzofe machte, über Rom, die Möglichkeiten einer Revolution geſprochen, aus der „Allgemeinen Zeitung" die zunehmende Gereiztheit zwiſchen Oeſterreich einer- und Frankreich andererſeits geleſen hatte, ſchlug er die angegebene Richtung ein.

Noch nicht lange befand ſich Julius Bergen unterwegs, als er plötzlich überraſcht ſtehen blieb.

Ueber die Straße bewegte ſich ein Zug weißgekleideter, vermummter Männer mit bloßen Füßen in Sandalen, ſie trugen ein Mitglied ihrer Brüderſchaft zur Ruhe. Eine lange Reihe paarweis gehender Frati ſchloß ſich an, ſtumpfſinnig verdummt ſahen die Phyſiognomieen der meiſten aus. Einige wenige befanden ſich darunter hohläugig, bleich, den trüben, ſchwärmeriſchen Blick halben Irrſinns in den Augen, welche die Aſceſe ſo tief in ihre Höhlen begrub. Das Leichenbegleiten iſt eine der Hauptbeſchäftigungen der Genoſſenſchaft des heiligen Franciscus in Rom.

Beſonders ein Franciscaner feſſelte des Senators Aufmerkſamkeit. Der Mönch beſaß eine mächtige, breitſchulterige Geſtalt, markige, von der Sonne gebräunte Züge. Die Augen hielt er nicht geſenkt, wie die Mehrzahl der Frati, ſondern ſie rollten wild. Auch Bergen traf der ſeltſame Blick. In der Hand trug er einen Roſenkranz und die fieberhafte Eile, mit der er die Kügelchen niedergleiten ließ, bewies die Geſchwindigkeit, in der er die Aves zu ſprechen verſtand.

Er hörte von Umſtehenden, daß dies der Mönch Fulgentio war, ein Räuberſohn, bekehrt, ein Bußprediger und Verkündiger der nahen Erſcheinung Chriſti, um die Sektirer, die Revolutionäre zu ſtrafen.

Einige lachten über ihn, andere blickten demuthsvoll.

Kaum war der eine Mummenſchanz vorüber, als zwei rothgekleidete Männer in ſpaniſcher Tracht, wallende Federbüſche auf den runden Hüten, aus einem Haus traten. Der Blick des bremer Rathsherrn folgte verwundert dieſer neuen Erſcheinung des ewigen römiſchen Carnevals.

„Es ſind Diener des Senators, Signor!" ſprach eine wohllautende Frauenſtimme.

Bergen ſah vor ſich eine üppige, blühende

Römerin mit breiten Hüften und feſten Knochen, das leicht bräunliche, warme Colorit ihres Geſichts noch gehoben durch die ſaftigen rothen Lippen, die dunkeln Augen und Haare.

„Senator bin auch ich daheim, aber ſolche Bedienten habe ich nicht", antwortete er lächelnd dem hübſchen Mädchen, das ihm Auskunft ertheilt hatte.

Die Römerin riß ihre großen Augen auf. Der bleiche, ſchmächtige, in einfaches Schwarz gekleidete Mann kam ihrem verwöhnten Farbenſinn doch für einen Senator gar zu unſcheinbar vor. „Sie ſind wol recht weit her, Eccellenza?" fragte das Mädchen.

„Aus Deutſchland, mein Kind", erwiderte Julius Bergen, „aber wie nenne ich Sie?"

„Adelaida zu Dienſten von Eccellenza!" entgegnete ſie mit einem Knicks. „Ich bitte, ſagen Sie mir, glaubt man in Deutſchland auch an Gott und iſt es wahr, daß die Prieſter dort Frauen haben?"

„Beides iſt theilweiſe der Fall, Adelaida! Jetzt rufen mich die Geſchäfte. Indeſſen bin ich gern bereit, Ihnen alle Auskunft über Deutſchland zu ertheilen. Wo kann ich Sie wiedertreffen?" verſetzte der Rathsherr, deſſen reichsſtädtiſche Ehrbarkeit Anſtand nahm, länger mit dem Mädchen über die Straße zu gehen.

„Das wird ſchwer ſein", erwiderte Adelaida; „ich bin leider ſo arm, daß ich den ganzen Tag arbeiten muß in der Seidenweberei und des Abends . . ."

„Nun, des Abends, Adelaida? Beſinnen Sie ſich! Ein ſchlaues Mädchen verſteht es wohl, die Wachſamkeit von Mutter oder Tante zu täuſchen", bemerkte der Senator, dem Adelaida immer beſſer gefiel.

„Ja, das allerdings", lachte Adelaida, ihre weißen Zähne zeigend; „die Mutter hütet mich nicht ſtreng, doch Luigi paßt alle Abend vor der Thür, bis die Arbeitszeit vorüber iſt, hierauf führt er mich in die Oſteria und nachher nach Hauſe. Luigi iſt aber ſchrecklich eiferſüchtig. Einſt faßte er Verdacht und ſchlug mich ſo, daß ich mit dem Kopfe auf die ſpitze Ecke eines Wandſchranks fiel."

Der Senator gewahrte eine dreieckige Narbe, welche weißlich von der Schläfe des Mädchens abſtach. „Eine ſonderbare Art, die Cour zu machen", verſetzte Bergen.

„Wenn ich einen andern als Luigi heirathen wollte, ſo brächte uns dieſer alle beide um", fuhr Adelaida in ihren Bekenntniſſen ſeufzend fort, „und doch liebe ich Luigi gar nicht mehr. Es war eine Jugendthorheit, mich mit ihm einzulaſſen; als ſeine Frau erwartet mich nur Elend. Die Zeiten ſind ſchlecht und Luigi verdient wenig, das halbe Jahr iſt er wegen Raufereien eingeſperrt oder liegt verwundet im Hoſpitel della Conſolazione. Ja, wenn man in der Jugend klug wäre, dann hätte ich den Antrag des Signor Julio angenommen", ſchloß Adelaida traurig.

„Dieſer Julio hatte wol im Sinn, Sie zu heirathen?" fragte Bergen.

„Der reiche Mercante di Campagna und ich armes Mädchen! Nein! Aber er liebte mich ſehr und würde mir alles gegeben haben, was mein Herz verlangen konnte", entgegnete Adelaida, „während ich jetzt im Elend leben muß. Sehen Sie, Eccellenza, wir ſollten es beſſer haben, aber die Zunge der Frauen iſt zu lang!"

Der Senator lachte. Er hörte, unterhalten von dem Geplauder des Mädchens, zu und vergaß darüber ſeine Bedenklichkeiten. „Was verſtehen Sie darunter, daß die Zunge der Frauen zu lang ſei, Adelaida?" fragte er.

„Nun, eben weil ſie zu lang iſt, können die Weiber dieſelbe nicht recht im Zaum halten! So erging es auch meiner Mutter. Der Vater war erſter Kutſcher bei Fürſt Braſchi. Nach ſeinem Tode bekam die Witwe freie Wohnung auf der Villa nebſt zwanzig Scudi des Monats Penſion. Da beichtete ſie unglücklicherweiſe, daß der Vater den Fürſten häufig betrogen und ſich von ſeinen Erſparniſſen ein kleines Gut in den Marken gekauft hatte. Der Prieſter, dem ſie gebeichtet, war des Fürſten Kaplan und theilte dem Padrone die Sache mit. Darauf mußten wir das Häuschen verlaſſen und verloren die Penſion! Deswegen, Eccellenza, ſagte ich, die Zunge der Frauen iſt zu lang."

„Iſt es alſo mit der Unverletzlichkeit des Beichtgeheimniſſes beſchaffen, von der die römiſche Kirche ſoviel Aufſehens erhebt?" bemerkte der Senator.

„Der Fürſt jagte freilich auch ſeinen Kaplan weg; aber was half das uns?" entgegnete Adelaida gleichgültig. „Indeſſen kann noch alles gut werden, ſobald mich die Madonna von Luigi befreit. Ich bete alle Tage zu Jeſu und Maria, daß ſie ihn zu Grunde gehen laſſen."

„Das beten Sie in vollem Ernſte?" fragte Bergen.

„Jeden Tag, und die Madonna hilft gewiß; aber nun Addio, Eccellenza. Aus der Fontana Borgheſe kommt Luigi!"

Das Mädchen rannte fort in ſinnioſer Eile.

„Piazza Navona Nr. 15 wohnt Advocat Savarni!" las der Senator aus ſeiner Brieftaſche.

Dieſe Adelaida hatte ihn etwas confus gemacht. Er war auch von der rechten Richtung abgekommen. Ohne Plan vom Hauſe fortgegangen, blickte er die Vorübergehenden an, um einen auszuwählen, der ihm Vertrauen einflößte, nach dem Wege zu fragen.

Da nahte ein langer Zug von jungen Leuten in weißen Talaren. Selbſt Knaben trugen dieſe Kleidung. Während der Senator die künftigen Soldaten des Papſtthums betrachtete, ſtreiften wirkliche Kuttenmänner an ihm vorbei auf den engen Trottoirs. Weiße, braune, ſchwarze von allen Gattungen; jeder Orden iſt durch mindeſtens Ein Kloſter in Rom vertreten; dazu noch die ungeheuere Anzahl der Weltprieſter! Den praktiſchen Staatsmann ſchauderte es.

Als er ärgerlich ſeinen Weg fortſetzen wollte, hielt ein Lahmer, der an der Straße ſaß, ſeinen Rock feſt und ein Weib ſtreckte ihm aus ſchmuzigen Lumpen ein verſtümmeltes Glied entgegen mit heiſerm Schreien: „Sono una povera stropiata, date qualque cosa, signor!"

Der Senator beſaß keine ſehr ſtarken Nerven. Der Ueberreiz übermäßiger Anſtrengung hatte ihn äußerſt ſenſibel gemacht, ſodaß der Anblick ihn wirklich erſchütterte. Mit ungeduldigem Ruck befreite er ſeinen Rock aus der Fauſt des Lahmen und eilte vorwärts. Zehn Schritte weiter leierte ein Blinder mit unglaublicher Geſchwindigkeit eine Flut italieniſcher Gebete herab, in die ſich zuweilen lateiniſche Worte miſchten.

Bergen ſtieg über das Trottoir hinab, er überließ es den Bettlern.

Nun fuhr wieder eine Cardinalsequipage raſch aus einer Seitenſtraße. Die altmodiſche Kutſche war ziegelroth lackirt und oben lag ein karmoiſinrother Regenſchirm. Hinten oben ſtanden zwei Bediente in abgeſchabten Livreen, innen im Fonds ſaßen zwei ſehr heterogene Geſtalten der ecclesia militans. Der rechs im Scharlachtalar, ein bleicher, hagerer Mann mit geiſterhaftem Geſicht und vorgebeugter Haltung, daneben ein Prälat von blühender Geſichtsfarbe mit glänzenden, lebhaften Augen, ſchöner römiſcher Naſe und lüſternem Mund; er hielt die wohlgepflegten weißen Hände über den runden Bauch gekreuzt.

Der Senator verweilte etwas zu lange bei der Betrachtung dieſer beiden, denn das Wagenrad war nahe daran, in unangenehme Berührung mit ſeinen Füßen zu kommen, aber ein franzöſiſcher Soldat riß ihn noch rechtzeitig zurück. Bergen ſah noch, wie ſich der geiſterhafte Cardinal grüßend verneigte; hierauf rollte die von zwei Rappen mit rothen Troddeln gezogene Equipage raſch vorüber.

Der Senator erkannte in einem Manne, der dem Wagen traurig nachſah, Signor Steſano Havas, den Cuſtode der Vaticana.

„Galt Ihnen der Gruß?" fragte Julius Bergen.

„Ja, Signor!" verſetzte Steſano. „Es war Cardinal Lomellini! Einſt mein Freund! Er iſt nicht ſtolz geworden! Wie Sie ſahen, grüßte er mich zuerſt."

„Warum ſagten Sie, er war mein Freund? Iſt er es nicht mehr?" fragte der Senator.

Havas ſchüttelte den Kopf. „Die Treue brach er nicht und ich auch nicht; wir liebten uns, wie ſich ſelten zwei Menſchen lieben. Dennoch riß das Band entzwei. Jahrelang nach dem Bruch blieb es wüſt und leer in mir; er fiel überhaupt in die Zeit unerquicklicher Kämpfe; dann wurde es licht, ich ſuchte mancherlei auf, um die Lücke auszufüllen, welche Lomellini's Verluſt mir zurückgelaſſen. Wohin gehen Sie?"

„Bitte, zeigen Sie mir die Richtung der Piazza Navona" verſetzte der Senator, dem Havas halb Neugierde, halb Intereſſe einflößte.

„Ich bin bereit, Sie zu begleiten", erwiderte Steſano.

Bergen erzählte ſeinem Bekannten von den Begegnungen, die ihm zu Theil geworden.

„Die römiſchen Bettler ſind im höchſten Grade läſtig!" entgegnete Steſano. „Am beſten hilft noch eine abwehrende Handbewegung; wenn Sie dieſe conſequent durchführen, werden Sie Ruhe haben! Worte ſind nutzlos."

„Welch ein Staat! Bettler, Prieſter und Soldaten bilden ſeine Hauptfactoren!" rief Bergen entſetzt.

„In der That, es iſt alles morſch, alt und verbraucht!" bemerkte Havas. „Roma iſt nur eine große Ruine, ein weites Grab."

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen, die ſich auch auf die Urſache der zunehmenden Verfeindung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich bezogen, die geheimen Schutz- und Trutzbündniſſe Oeſterreichs mit den italieniſchen Fürſten, langten ſie am Hauſe des Advocaten Savarni an.

Vor demſelben hielt die Cardinalsequipage und der geiſterhafte Mann ſaß drinnen. Der andere war ausgeſtiegen.

In Havas' Phyſiognomie zuckte es. Ein mächtiger Kampf zeigte ſich auf den edeln Zügen.

Auch Lomellini's fahles Geſicht wurde noch blutleerer, der Kopf ſank müder und gebrochener auf die Bruſt hinab.

„Der Mann iſt im Stande, ſich darüber zu geifeln, daß er mich noch immer liebt!" flüſterte Havas entſetzt in Bergen's Ohr und eilte einem jungen bildſchönen Manne nach, dem er nachrief: „Ceſare! Ceſare!"

Es war ſein Zögling, mit dem er auf dem Wege zur Univerſität verſchwand.

Rom ſcheint mir ein großes Tollhaus, dachte der Senator, während er die Treppe hinanſtieg.

Auf dem erſten Abſatz begegnete ihm der feiſte Monſignore, der ihn mit ſeinen lebhaften Augen maß, als wundere er ſich, von dem Fremden nicht begrüßt zu werden. Er ſah noch röther aus wie vorhin und ſchritt zornmuthig über die Treppe hinab.

Bergen traf den Advocaten ſehr zerſtreut.

„Wer war der Prälat, der mir ſoeben auf der Treppe begegnete?" fragte er.

„Monſignore Conſalvo, Erzbiſchof in partibus und Candidat des Cardinalats! Er beſitzt bereits eine Charge, welche ihm darauf Anſpruch ertheilt", erwiderte der Advocat und ſtrich ſich dabei mismuthig über die Stirn. „Er kam ſoeben als Freiwerber um die Hand meiner Tochter für einen gewiſſen Cavaliere Montanara, den er protegirt; aber daraus wird nichts; morgen muß mir das Mädchen aus dem Hauſe!"

„Cavaliere Montanara?" fragte Bergen erſtaunt. „Haben Sie beſondere Gründe gegen dieſen Cavaliere Montanara?" fragte er, indem ihm eine gleichnamige Bekanntſchaft ſeiner Couſine einfiel.

„Dieſem Montanara mag ich weder mein Kind noch mein Erſpartes anvertrauen! Niemand weiß, woher er ſtammt; er führt ein lichtſcheues Daſein, wie es gewöhnlich in Berührung mit der Criminaljuſtiz endet."

„Ei, ei, ei!" ſagte ſich der Senator und beſchloß Gräfin Aarberg zu warnen.

Nun ging er zur Beſprechung ſeiner Angelegenheit über und der Advocat langte die Acten herab, die ſich ſchon über die Verlaſſenſchaft des alten Herrn von Bergen und die Schuldverſchreibung der Gräfin Polcaſtro gewaltig angeſammelt hatten. Gräfin Polcaſtro war übrigens eine Adreſſe, die in ganz Rom, einer Stadt ohne einen geregelten Wohnungsanzeiger, niemand aufzutreiben wußte.

(Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

III. Juliane von Krüdener.

Der Titel einer kürzlich in Berlin veröffentlichten Broſchüre: „La nouvelle Sainte-Alliance", und der Name ihres Verfaſſers, Baron von Krüdener, leitet unwillkürlich die Gedanken auf die Zeiten der alten „Heiligen Allianz" zurück und auf die berühmte Frau gleiches Namens (die Großmutter des eben Genannten), die dem ruſſiſchen Kaiſer Alexander I. zu dieſem religiös-politiſchen Act die erſte Idee und den Namen gegeben.

Wunderliche Ausgeburt einer phantaſtiſchen Myſtik, dieſe Heilige Allianz von 1815! In ihrer Grundidee, der Chriſtenheit den ewigen Frieden und das Reich Gottes auf Erden zu gewinnen, alle Fürſten und Völker in Liebe und Vertrauen zu vereinen, ihnen gegenſeitig alle ihre Rechte zu gewährleiſten und alle Menſchen zu Brüdern zu machen, war ſie eine ſchöne, philanthropiſche Chimäre. In ihrer thatſächlichen Ausführung konnte ſie es nur zu einem zeitweiſen bewaffneten Frieden und einem allgemeinen chriſtlichen Polizeiſtaat bringen.

Die Monſtre-Idee konnte nur in dem übereizten Hirn einer in pietiſtiſchen Abſtractionen verlorenen Frau entſtehen und nur von einem von Natur ſchwärmeriſchen Monarchen in Scene geſetzt werden, der, ehrgeizig wie er war, von allem ſeiner Eitelkeit geſtreuten Weihrauch dennoch unbefriedigt, verbittert durch den ihn ſo weit überſtrahlenden Ruhmesglanz ſeines großen Rivalen um die Weltherrſchaft, hinlänglich prädisponirt war, der Luſt der Welt zu entſagen und Erſatz zu finden in der Vorſtellung ſeiner von Gott beſtimmten Miſſion als „Weißer Engel" der Apokalypſe, als das „Licht des Oſtens" und Begründer des „Tauſendjährigen Gottesreichs auf Erden", womit ihn die ihn inſpirirende Egeria berauſchte. Der Enkel der großen Katharina ſchlich ſich allabendlich aus dem von ihm in Paris bewohnten Elyſée-Bourbon in das benachbarte Hotel Montchénu, um im geheimen mit einer nahezu funfzigjährigen, freilich noch immer höchſt liebenswürdigen Frau Andachtsübungen zu halten und nebenbei religiöſe Politik zu treiben,

aus der ſchließlich jene unſelige „Sainte-Alliance" hervorging.

Dieſe „Sainte-Alliance" war aber auch das Non plus ultra des Einfluſſes der Krüdener auf Alexander. Die Diplomatie, Talleyrand und Metternich an der Spitze, paralyſirte bald die Beſtrebungen der liebenswürdigen Heiligen, das mächtige Rußland für den Aufbau des Tauſendjährigen Gottesreichs zu gewinnen. Man fürchtete entweder in der That unter kaiſerlich ruſſiſchem Protectorat die Geltendmachung des Socialismus und Communismus, zu dem der langjährige Krieg vielfach die Saat geſtreut, oder vielleicht auch nur eine künftige ruſſiſche Maintenon; denn ſie hatte dem Herrſcher zu ſchmeicheln und ihn zu vergöttern gewußt wie niemand ſonſt. Caricaturen mußten diejenige lächerlich machen, die er bei der großen, den entſchiedenſten religiöſen Charakter zur Schau tragenden und von ihr ſelbſt in ihrer Flugſchrift: „Le champ de Vertus", geſchilderten ruſſiſchen Heerſchau am 10. September 1815, zur Feier ſeines Geburtstags, öffentlich und vor den verſammelten Fürſten dadurch geehrt hatte, daß eine kaiſerliche Equipage ſie zu dieſer Feier abholte und zurückführte. Vor ſeiner bald darauf erfolgenden Abreiſe von Paris lud Alexander ſeine „Freundin in Gott" noch nach Petersburg ein. Als ſie dann ſpäter, aus der Schweiz und Deutſchland ausgewieſen, in der That nach Rußland kam, erhielt ſie den Befehl, ſich von den beiden Hauptſtädten Petersburg und Moskau fern zu halten. Enthüllungen, die ſich bei einer auf Metternich's Veranlaſſung von der badiſchen Regierung gegen einen Apoſtel des Tauſendjährigen Gottesreichs, den Pfarrer Fontaine, eingeleiteten öffentlichen Unterſuchung über das Vorleben der „gottberufenen Prophetin" herausſtellten und ſie allerdings, wenn auch nicht als wiſſentliche, ſo doch als unwiſſentliche Mitſchuldige eines Betrügers compromittirten, hatten ihr die entſchiedene Ungnade Alexander's zugezogen.

Eine bis in die geringſten Details eingehende und auf glaubwürdige, ſolide Quellen geſtützte Schilderung dieſes überaus intereſſanten Verhältniſſes bildet die Spitze des Buches: „Juliane von Krüdener und Kaiſer Alexander. Ein Zeitbild von Amely Bölte" (ſechs Bände, Berlin, Janke, 1861).

Der Titel wird übrigens dem Inhalt des Buches inſofern nicht ganz gerecht, als es eine vollſtändige Biographie der berühmten Frau bietet und ihre Jugendperiode, in der ſie als „Weltdame" erſcheint, nicht weniger erſchöpfend behandelt als die des reifern Alters, in dem ſie wie ſo viele, die das Leben im weltlichen Genuß auskoſteten und ſich davon enttäuſcht und unbefriedigt fanden, daſſelbe mit dem Leben in Gott vertauſchte und nun ihren Ruhm als „Heilige" ſuchte. Beide Perioden hat die gewandte und vielleicht jetzt nur zu raſch und viel arbeitende Verfaſſerin mit gleicher Sorgfalt charakteriſirt und auch den ſeeliſchen Uebergangsproceß aus einer in die andere ziemlich anſchaulich vermittelt, wenn wir hier gleich manchmal noch größere Vertiefung gewünſcht hätten. Beſonders anerkennenswerth iſt die Objectivität der Biographin, die ſich von der warmen Hingebung an ihren Stoff doch keineswegs verleiten läßt, ihre Heldin auf ein für deren realen Werth allzu hohes Piedeſtal zu erheben, im Gegentheil nicht ſelten ihre großen Schwächen, namentlich ihre grenzenloſe Eitelkeit und Gefallſucht, mit geſundem Humor und feiner Ironie geiſelt.

Juliane von Krüdener erſcheint uns als eine jener eigenthümlich organiſirten idealen Naturen, die einerſeits mit einem Uebermaß von Empfindung und Phantaſie, einem unbeſiegbaren Wahrheits- und Freiheitsdrang ausgeſtattet und zum Höchſten berufen ſind, andererſeits aber aller geiſtigen Kraft entbehren, ſich mit dieſen ebenſo gefährlichen wie ſchönen Eigenſchaften weiſe und harmoniſch, ohne darum ihr beſſeres Selbſt aufzugeben, in das Getriebe der Geſellſchaft einzuleben und ſo fortwährend mit der Gebundenheit und Engherzigkeit des realen Lebens in Conflicte gerathen, die nur zu oft ihren moraliſchen Untergang herbeiführen. Dieſe Conflicte wurden für Juliane durch ihre geſellſchaftliche Stellung, als Gemahlin eines Repräſentanten des mächtigſten Staats, noch verhängnißvoller. Wenn eine Geſandtin auch nicht gerade an den diplomatiſchen Miſſionen betheiligt ſein muß, wiewol dies oft genug von den Umſtänden geboten wird, ſo iſt ſie doch immer an die Sklaverei der Etikette und der Formen gebunden und muß mit Tendenz repräſentiren. Die Gemahlin des kaiſerlich ruſſiſchen Geſandten B. A. C. von Krüdener konnte und wollte ſich dieſe Selbſtüberwindung nicht aneignen; ja ſie trieb die Rückſichtsloſigkeit ſo weit, durch ihren in geſellſchaftlichen Salons mit der Virtuoſität und dem Aplomb einer Künſtlerin von Beruf ausgeführten, von der Staël in ihrer „Delphine" geſchilderten Shawltanz den Eindruck

einer Ballettänzerin zu machen oder, fern von ihrem Gatten, mit ihrer halberwachsenen Tochter kreuz und quer die Welt durchziehend, bald in Paris, bald in Genf, in Lyon, München, Leipzig, Riga ein Haus machend und mit Männern verkehrend, den einer emancipirten Abenteurerin. Der Begriff von socialer Pflicht, Ehre und Lebensstellung blieb für sie unverständlich. Sie gehorchte nur dem kategorischen Imperativ der Natur, dem innern Drange der Selbstentwickelung und machte mit ihrem stolzen offenen „So bin ich!" die Berechtigung der Individualität zu ihrer Devise. Ihre Wahrheitsliebe haßte und verachtete den Schein, strafte aber auch zugleich jene Stimmen Lügen, die sie in ihrer frommen Periode als Betrügerin verschrieen. Sie erfüllte gewissermaßen ein tragisches Geschick darin, daß sie, die ihr ganzes Leben hindurch nur nach Wahrheit strebte, doch fortwährend der Täuschung unterlag, durch sich selbst nicht minder wie durch andere, und obenein dann noch sogar der wissentlichen Täuschung beschuldigt wurde. Oft genug freilich verwechselte sie den Geist der Lüge mit dem der Wahrheit. Oft auch, wenn der letztere ihr sein Antlitz zeigte, entfloh sie in kindischer Scheu vor seinem ernsten, herben Ausdruck. Sie strebte, wie sie von sich selbst sagte, „den Himmel in der eigenen Brust tragend, die Sünden der Welt zu bekämpfen", und erfüllte doch nur ihr Herz mit den Qualen der Hölle, weil sie sich nicht selbst zu überwinden vermochte. Nie fand sie „die innere Harmonie des Wesens". So mußte auch ihre Ehe eine unglückliche sein.

Krüdener, der, bereits an der Schwelle der Vierziger, die „achtzehnjährige" (nach andern Versionen erst vierzehnjährige — geboren 1766 zu Riga, vermählt 1780) Juliane von Vietinghoff, Enkelin des berühmten russischen Generalfeldmarschalls Münnich, im Convenienzwege geheirathet hatte, ein kenntnißreicher, in jeder Beziehung vortrefflicher, als tüchtiger Diplomat freilich praktischer und im Realen lebender, alles auf die Form und den Schein gebender Mann, suchte umsonst das von seinen reichen und stolzen Aeltern in seiner intellectuellen Ausbildung gänzlich vernachlässigte, nur durch persönliche Liebenswürdigkeit, Anmuth und lebhaften Geist glänzende Kind der Natur zu seiner Gattin zu erziehen und für seine difficile gesellschaftliche Stellung zu bilden. Aber Juliane verstand ihn so wenig wie er sie. Sie, ganz Natur, Empfindung und Zärtlichkeit, die in ihrer Subjectivität vor allem ein Herzensglück erstrebte, vermißte an dem mit Geschäften und Sorgen überhäuften ernsten und „im Schatten kühler Denkungsart" lebenden Gatten, dessen unbefangene Empfänglichkeit für das eheliche Glück noch zudem durch seine geschiedene frühere Ehe getrübt war, jene ausschließliche, empfindsame und leidenschaftliche Liebe, wie die Dichter sie schildern und die illusionenreiche Jugend sie träumt, und vermochte sich nicht zu seiner objectiven Vorstellung eines geistigen Glücks ihrer Verbindung zu erheben. Sie vermochte nicht wie er das Seelische und Körperliche zu trennen. Er sollte ihr zu Gefallen leben, sie aber wollte und — konnte es ihm nicht. Ihr zügelloses Freiheits- und Selbstgefühl ließ ihre ernstlichsten Anstrengungen in dieser Beziehung scheitern. Selbst das Mutterglück vermochte nicht die Ungebundenheit ihrer Natur zu sänftigen. Sie liebte ihren Gatten und ihre Kinder, weit mehr aber und vor allem sich selbst. Krüdener, verzweifelnd, ließ endlich alles gehen wie es ging. Sie lebte seit 1789 größtentheils entfernt von ihm im Auslande. Er starb einsam in Berlin (1802), während sie sich im Strudel der pariser Aufregungen zu betäuben suchte.

Juliane von Krüdener erscheint als die personificirte Selbstliebe. Amely Bölte kennzeichnet dieselbe scharf genug in mehrern Scenen, wo die Mutter die Huldigungen, die ihrer aufblühenden Tochter Juliette gezollt werden, auf ihre eigene Person bezieht, die allerdings noch immer jugendlich genug sich gab, um, bereits den vierzigen nahe, neben jener als ältere Schwester erscheinen und, wie in Lyon (1803), wo sie ungewöhnliche Sensation erregte, auf acht Bällen hintereinander glänzen und nochmals ihre Künstlerschaft im Shawltanz, die sie in ihren Mädchenjahren dem berühmten Vestris verdankte, entfalten zu können. Zwölf Jahre später tanzte sie in Paris mit dem Kaiser Alexander — Apokalypse, wie Heinrich Heine gesagt haben würde. Die Krüdener war von Natur offenbar mehr zu einer großen Tänzerin bestimmt als zur Gesandtin und spätern Bußschwester. Temperament und Talent wiesen ihre persönliche Schönheit und unnachahmliche Grazie entschieden zur Kunst Terpsichore's hin. Die Künstler von Florenz hatten bei ihrem Aufenthalt in Italien (Krüdener's Gesandtschaftsposten war nacheinander in Mitau, Venedig, Kopenhagen, Berlin) ihre Körperschönheit mit der der Mediceischen Venus verglichen; besonders zeichnete sich ihr Arm und Fuß aus. Ein glänzendes,

ſchwärmeriſches blaues Auge und ein ungemein reizendes Lächeln belebten das lebendige und wechſelvolle Mienenſpiel der ſchlanken Blondine.

Ihrer Lebensſtellung lag aber, bei allem idealen Drange, die künſtleriſche Laufbahn gänzlich fern. So ſuchte ſie, angeregt durch den Ruhm der altersgleichen Frau von Staël, die ſie mitten in den Schrecken der Revolution von 1789 in Paris kennen lernte, deſſen geräuſchvolle Aufregungen ſie für die Stärkung ihrer durch manche eheliche Scene angegriffenen Geſundheit erſprießlicher hielt als den ihr vom Arzt verordneten Aufenthalt im Süden — denn Ruhe war ihr in der erſten Periode noch „geiſtiger Tod" und ihre Launen kümmerten ſich überdies faſt nie um Vernunftgründe —, die literariſche Carrière und den Ruf einer „geiſtreichen Frau". Aber die Schwingen, mit denen ſie zur Sonne des Ruhms ſtrebte, erwieſen ſich als Ikarusſchwingen. Ihr einziges poetiſches Werk, der bereits 1793 von ihr in Leipzig begonnene, erſt 1804, kurz nach der Staël'ſchen „Delphine" in Paris erſchienene Roman „Valérie", in welchem ſie ihre eigene Jugendepoche ſchildert, ein Buch voll ſchwärmeriſcher Ideen, erregte allerdings einiges Aufſehen, war aber ebenſo raſch wieder vergeſſen, während die Werke „Corinne" und „De l'Allemagne" jener großen Frau, mit der ſie ſich meſſen wollte, in der Literatur eine bleibende Stelle ſicherten. Die komiſche Geſchäftigkeit, mit welcher die Biographin ihre Heldin das Erſcheinen ihrer „Valérie" in Scene ſetzen läßt, entſpricht ganz dem eiteln Weſen derſelben, erſcheint uns aber doch mehr als eine tendenziöſe Ausſchmückung, mit welcher die Verfaſſerin im Grunde wol nur die Manipulationen der allermodernſten Publicationsmethode zu perſifliren ſucht.

Die Dichterin der „Valérie" war nicht productiv genug, um die raſch gewelkten erſten Lorbern durch friſche zu erſetzen. In den Salons von Paris, wo ſie mit literariſchen Celebritäten, namentlich Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand, Benjamin Conſtant, verkehrte, galt ſie mehr als liebenswürdige wie als „geiſtreiche Frau", das ſtets von ihr beneidete Prädicat, das Germaine von Staël nun einmal als Privilegium genoß. Ja man beluſtigte ſich nicht ſelten über ihre grenzenloſe Eitelkeit und Anmaßung. Zerfallen mit ſich ſelbſt und mit der Welt, floh ſie in ihre Heimat nach Riga, wo ſie in förmlichen Tiefſinn verfiel, aus dem ſie nur der Zufall emporriß, der ihre Bekanntſchaft mit der Sekte der Mähriſchen Brüder vermittelte. Ein temporärer Aufenthalt in Herrnhut (1806) war der erſte Schritt zur „Heiligen" — die Welt konnte ihr den verlorenen Frieden der Seele nicht bieten, dem ſie überall vergeblich nachjagte. Sie ſehnte ſich ſeit Krüdener's Tod mehr und mehr nach der Einkehr eines innerlichen Lebens. Der Ruf Jung-Stilling's, des wunderlichen Theoretikers der Geiſterkunde, trieb ſie nach Karlsruhe, wo ſie in ſeinem Hauſe ein freundſchaftliches Aſyl fand. Hier ſpann ſie ſich ſo in den Quietismus ein, daß ſie ſich mit Begeiſterung von Frédéric Fontaine, einem Paſtor an der franzöſiſchen Grenze, durch den Mund der angeblichen Somnambule Maria Kummrin, ſeiner Verbündeten, als gottgewählte Verkündigerin des endlichen Untergangs des „Grauen Mannes" (Napoleon) und des Herannahens des „Tauſendjährigen Reiches Gottes" ausſenden ließ (1808) und dieſer Miſſion mit der höchſten Hingebung alle ihre geiſtigen und materiellen Kräfte widmete. In das Netz eines frechen Betrügerpaars gefallen, gab ſie mit wahrer Opferfreudigkeit ihre ſämmtlichen Einkünfte zur vermeintlichen Förderung des großen Gotteswerks hin, beſonders zum Ankauf von Beſitzthümern in Würtemberg, Baden und Genf für Anlegung neuchriſtlicher Colonieen und zur Ernährung der armen „Brüder", während ſie immermehr deren Mangel und Entbehrungen theilte. Sie erkannte es für die irdiſche Aufgabe, „ſich Gott zu nähern, indem man ſich ſeines Körpers entäußert". Dieſer Ueberzeugung brachte ſie ſogar endlich ſich ſelbſt zum Opfer, indem ſie ſich von Fontaine zur heimlichen Ehe mit deſſen unheilbar krankem, altem und häßlichem Bruder beſtimmen ließ (1812), der unter der ſeltſamen Bezeichnung des „Quatrième" erſcheint — der Vierte im Bunde. Die ſpätere Enthüllung ſchon dieſer einzigen Thatſache allein macht den plötzlichen Abbruch der Beziehungen Alexander's zur Krüdener erklärlich. Ihre ſteten Begleiter in der begeiſterten Verkündigung des Friedens mitten im Kriege und einer neuen chriſtlichen Aera, der übrigens ein gewiſſer Einfluß auf die Ermuthigung des deutſchen Volks in der Epoche ſeiner höchſten Demüthigung (1808—13) nicht abgeſprochen werden kann, um ſo mehr, als Juliane, aus der Fülle des Herzens ſprechend, bei aller naiven Einfachheit des Ausdrucks eine hinreißende Beredſamkeit entwickelte, waren ein junger Schwärmer aus Genf, Namens Empeytaz, und der Bruder des badiſchen Miniſters, Baron von Berkheim, ihr ſpäterer Schwiegerſohn. Ihre

Vorausſagungen über das Jahr 1815 und ihre Prophezeiungen an die im Jahre 1814 in Baden-Baden vereinigten, Tochter Napoleon's und die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, tragen wol nur ſcheinbar den Charakter des Ueberſinnlichen. Ihren künftigen Erfolg bei Alexander bereitete ſie gewiſſermaßen ſchon damals durch ihre Correſpondenz mit dem Fürſten Galitzin und der Fürſtin Stourdza vor, die nicht verfehlten, ihre in derſelben an den Tag gelegte Vergötterung des eiteln Selbſtherrſchers an deſſen Ohr zu bringen. Noch ehe ihre Prophezeiung über Napoleon's Rückkehr von Elba in Erfüllung gegangen war, reiſte ſie auf Geheiß der Kummrin nach einer Mühle bei Schlüchtern in Kurheſſen, um hier den „Weißen Engel" zu erwarten, und wurde während ihres dortigen Aufenthalts vom täglich herbeiſtrömenden Volk mit Enthuſiasmus als „gottbegnadete Prophetin" gefeiert. Im Frühjahr 1815 kehrte denn wirklich der große Verbannte von Elba zurück; Kaiſer Alexander paſſirte im Juni auf ſeiner Reiſe vom Wiener Congreß ins Lager zu Heidelberg Schlüchtern, das ſeltſamerweiſe nicht einmal in der geraden Tour dieſer Route liegt, und gewährte der Frau von Krüdener ſofort die von ihr erbetene Audienz, die ohne Zeugen drei volle Stunden. währte, am andern Morgen bei der Weiterreiſe in einem Handbillet ihre Einladung nach Heidelberg und dort denſelben geheimnißvollen frommen Verkehr mit ihr zur Folge hatte wie bald darauf in Paris.

Dieſer höchſte Triumph, den Juliauens Ehrgeiz feierte, war glänzend, aber kurz. Ihr jäher Sturz öffnete ihr indeſſen die Augen über die abermalige Selbſttäuſchung, in der ſie ihre Selbſtliebe mit Gottesliebe verwechſelt hatte. Nun erſt „fühlte ſie ſich wahrhaft innerlich und in Demuth zur Verkündigung des Evangeliums der Liebe berufen". Sie kaufte, nach dem Verluſt all ihrer Beſitzungen, ein Häuschen an der ſchweizeriſch-badiſchen Grenze, unweit Baſel, das „Hörnlein" genannt, und predigte und bekehrte von hier aus unter zahlreichem und enthuſiaſtiſchem Zulauf, bis ſie, gleich jenen religiöſen Schwärmerinnen des 17. Jahrhunderts, der Guyon und der Bourignon, überall, ſelbſt in der Schweiz, bei der ihr Sohn Paul als ruſſiſcher Geſandter accreditirt war, von den Behörden vertrieben und verfolgt, zuletzt von der badiſchen Regierung definitiv ausgewieſen und polizeilich durch ganz Deutſchland bis an die Grenze ihrer ruſſiſchen Heimat escortirt wurde. Auch hier, wo ſie ſich auf dem Gute ihres Bruders bei Riga niederließ, wurden die von ihr eifrig fortgeſetzten religiöſen Beſtrebungen und Bekehrungsverſuche mehrfach angefeindet und beſchränkt. Da ging ſie denn im Frühjahr 1824, ſchon unheilbar krank an einem innerlichen Uebel, mit einer Geſellſchaft Glaubensgenoſſen zu Schiff die Wolga hinab nach Karaſſu-Bazar in der Krim, um ihre geſinnungsverwandte Protectorin, die Fürſtin Galitzin, in der Gründung einer neuchriſtlichen Gemeinde auf den dortigen Beſitzungen derſelben zu unterſtützen und endlich die in ihrem wildbewegten Leben bisher ſtets vermißte Seelenruhe zu finden. Sie fand ſie hier im Tode, nicht lange nach ihrer im Spätherbſt erfolgten Ankunft, am 24. December 1824.

Möge dieſer allgemeine Umriß unſere Leſer zur Lectüre eines Werks anregen, das, in geiſtvoller, feſſelnder Darſtellung und elegantem, im knappen, pointenreichen Dialog nicht ſelten an die Art der Franzoſen erinnernden Stil, dieſe pſychologiſch wie hiſtoriſch gleich merkwürdige weibliche Erſcheinung in ihrer Totalität und in der vielſeitigſten Verbindung mit den ſo wichtigen culturhiſtoriſchen Momenten ihrer Zeit charakteriſtiſch zur Erſcheinung bringt. **L. B.**

Anregungen.

Werthheimer's Jahrbuch.

II.

Eine andere regelmäßig in dieſem Almanach wiederkehrende Gabe iſt eine Novelle: „Aus dem Ghetto", von Leopold Kompert.

Diesmal iſt die Erzählung: „Das S'chus", ein Seitenſtück zu ſeinem trefflichen „Kadiſch ſprechen" des vorigen Jahrgangs und ſomit abermals eine werthvolle Illuſtration des jüdiſchen Familienlebens. Das S'chus (nach der jüdiſchen Tradition alles Gute, was der Menſch auf Erden gethan und ihm im ſiebenten Himmel als ein beſonderes Verdienſt angerechnet wird) einer Mutter bewährt ſich hier als ſegensreicher Schutzgeiſt ihrer verwaiſt zurückgelaſſenen Kinder, denen die Obhut des Vaters durch deſſen Verbrecherlaufbahn entzogen iſt, und befähigt ſie, den vertrrten Vater in den Schos der Familie, des Glaubens und der Tugend zurückzuführen. Der ganze Vorgang iſt höchſt ſinnig und mit überzeugender Wärme erzählt.

Gewiſſermaßen einen Commentar zu dieſer in Böhmen ſpielenden Geſchichte bildet G. Wolf's Auf-

satz: „Juden in österreichischen Strafanstalten". Des Verfassers statistische Mittheilungen aus den Jahren 1857 und 1858 bestätigen aufs neue alles, was als charakteristische Merkmale am Juden von je beobachtet wurde. Persönlicher Muth im Angriff kann nicht die Tugend eines über den Erdball zerstreuten und Jahrtausende hindurch nur unterdrückten und verfolgten Volkes sein. So finden wir denn auch den Juden wenig, zuweilen gar nicht vertreten in allen gewaltthätigen Verbrechen, die, wie sehr sie auch auf Roheit und sittliche Verwahrlosung deuten, doch immerhin aggressive Courage erfordern, wie Todtschlag, Mord, Raub, Brandlegung, schwere körperliche Beschädigung, gefährliche Drohung, Erpressung, gewaltsamer Einfall in fremdes unbewegliches Eigenthum, Handanlegung gegen obrigkeitliche Personen, Majestätsbeleidigung. Der Verfasser findet das Motiv für die fast gänzliche Enthaltung der österreichischen Israeliten von Mord und Todtschlag im „Verbot" der jüdischen Religion, „Menschenblut zu vergießen". Dies Verbot hat aber die christliche Religion ebenso entschieden; die misverstandene römisch-katholische Lehre von der priesterlichen Absolution hebt allerdings leider die heilsame Wirkung desselben wieder auf und macht die im Jahre 1858 von Christen verübten 844 Morde und Todtschläge im überwiegend katholischen Oesterreich einigermaßen erklärlich.

Für die jüdische Vorsicht und kluge Ueberlegung zeugt die geringe Betheiligung oder auch gänzliche Enthaltsamkeit an fahrlässiger Tödtung eines Menschen, Verleumdung, Münzverfälschung, Fälschung öffentlicher Creditpapiere; die beiden letztern sind Verbrechen, die fast ohne Ausnahme zur Entdeckung des Urhebers führen. Die jüdische Friedfertigkeit beweisen die wenig oder gar nicht vorgekommenen Straffälle in boshafter Beschädigung fremden Eigenthums, Religionsstörung, Auflauf, Besitzen und Tragen verbotener Waffen (unter 1665 Fällen im Jahre 1858 gar keiner). Die orientalische Sinnlichkeit tritt eben nicht stärker hervor als die abendländische, indem sie im Jahre 1858 ungefähr den 44. Theil der constatirten christlichen Verurtheilungen wegen Nothzucht, Schändung u. s. w. einnimmt, während die israelitische Bevölkerung ungefähr den 42. Theil der Einwohnerzahl des österreichischen Kaiserstaats (36 Millionen) ausmacht. Dagegen prägt sich die den Juden charakterisirende Hab- und Uebervortheilungssucht scharf aus in folgenden Fällen. Die Rubrik Veruntreuung weist der jüdischen Bevölkerung beiläufig den 27. Theil der Straffälle zu, Wucher sogar den 12., Betrug den 10. und Concurs ebenfalls den 10. Theil! Wenn die Rubrik Diebstahl dieselbe nur mit ungefähr dem 40 Theil, also keineswegs einem das Verhältniß der Bevölkerung überschreitenden, belastet, so müssen wir wol diesen für die Juden, gegenüber der ihnen zum Vorwurf gemachten Habgier und Uebervortheilungssucht, scheinbar günstigen Umstand ebenfalls mehr der mit dem Diebstahl immer mehr oder weniger verbundenen und von ihnen so sehr gescheuten persönlichen Gefahr zuschreiben als ihrem sittlichen Standpunkt. Gern wollen wir indessen dem Verfasser des interessanten Aufsatzes zugeben, daß im allgemeinen die charakteristische Neigung des Juden zu den letztgenannten Verbrechen und Vergehen in seiner seitherigen Beschränkung in den rechtlichen Mitteln und Wegen des Erwerbs sowie in der Mangelhaftigkeit der israelitischen Schulen einen nachhaltigen Entschuldigungsgrund findet. Ebenso gern wollen wir seine Hoffnung theilen, daß in dieser Beziehung die wie in Oesterreich so fast überall für die Juden anbrechende neue Aera Heilsames wirken wird.

Dr. M. Kayserling's diesjähriger Beitrag: „Herder und Mendelssohn", beleuchtet — nach unserer Meinung zu aphoristisch und nicht scharf genug — das eigenthümliche, bald freundschaftlich anziehende, bald frostig abstoßende Verhältniß dieser beiden gefeierten Humanitaristen. So sehr einerseits Herder's Verdienst um die Geschichte und Poesie sowie um die Emancipation des Judenthums anerkannt wird, erscheint doch andererseits das Benehmen des „christlichen Superintendenten", der sich nie ganz dem Einflusse des schwärmerischen Lavater und Jakobi und des orthodoxen Hamann entziehen konnte, dem um 15 Jahre ältern „jüdischen" Philosophen gegenüber ziemlich launenhaft, empfindlich, mit einem Wort ganz so, wie sich Herder gegen Goethe verhielt. Ein maßloser Ehrgeiz, sogar auf Herdern ganz versagte Dinge, z. B. Poet zu sein, steckte in dem reizbaren und in seiner letzten Lebenszeit fast aus der seinem nächsten Wirken geziemenden Haltung gekommenen Theologen. Die Schußworte Kayserling's haben wenig Ueberzeugendes: „Noch einmal erwachte das Gefühl der Innigkeit und Liebe, welche er früher für Mendelssohn gehegt, als ihm die Todesnachricht des ehemaligen Freundes gemeldet wurde. «Du wirst's schon wissen», heißt es in einem Briefe vom 15. Jänner 1786 an Jakobi, «daß Mendelssohn todt ist; alle Fehde hat nun ein Ende. Er ist am 4. am Schlage gestorben und ich wollte, daß sein Aufsatz nicht möge vollendet sein. Mit Todten zu streiten, ist immer unangenehm. Die Göttin hat ihn weggerückt. Mich hat sein Tod frappirt und doppelt frappirt.»"

Der durch energischen Stil nicht minder wie durch Scharfsinn ausgezeichnete liberale Simon Szánto gibt in „Enthüllungen und Streiflichter" werthvolle pädagogische Winke.

Schließlich erwähnen wir noch Dr. G. Wolf's Geschichte der beiden Tempel Wiens, der alten und der neuen Synagoge: „Vom ersten bis zum zweiten Tempel. Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, 1820—60" (Wien, Braumüller, 1861). Diese Darstellung ist nicht blos von lokalem Werth. Die gottesdienstlichen Institutionen des ersten Tempels in Wien, die 1826 ins Leben traten, können der Hauptsache nach von allen jüdischen Gemeinden als maßgebend betrachtet werden. Der zweite Tempel, der 1858 in der Leopoldstadt eröffnet wurde, hat mit dem ersten die gleiche Verwaltung und den gleichen

Ritus. An die Geſchichte beider Tempel ſchließt ſich eine gedrängte Darſtellung der Religionsſchule und aller in der wiener Gemeinde beſtehenden frommen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanſtalten. Schließlich werden auch einige Notizen über die iſraelitiſch-türkiſche Gemeinde zu Wien mitgetheilt.

Neue Gedichte.

VI.

Vielfach neue Themen behandelt Louis Münkel in „Bunte Blätter" (Hannover, Helwing, 1861), und wo derſelbe ſchon beſungene Stoffe bearbeitet, geſchieht es doch in neuen Wendungen. Es iſt immerhin eine Seltenheit, lyriſchen Gedichten zu begegnen, welche ſich nicht in überliefecten Phraſen bewegen. Vor zwei Fehlern iſt aber der ſonſt achtbare Verfaſſer zu warnen. Einestheils läßt er manchmal ſeinen Stoff in allzu viel Verſe zerfahren, anderntheils ſtört ein gewiſſes nüchternes Element, das dem ſtimmungsreichen Gedicht die Weihe raubt.

„Böhmiſche Naturdichter. Literarhiſtoriſche Studie von Alfred Waldau" (Prag, Gerzabeck, 1861), weiſen ſo viel Namen auf, daß wir einen Slawiſten hören müſſen: „Auf dem ſlawiſchen Boden finden ſich weder indiſche ausgemeißelte Räume noch ägyptiſche Bauten; die ſlawiſche Hand hat nicht griechiſche Statuen gebildet, noch romaniſche Malereien entworfen; aber dafür iſt das ſlawiſche Gemüth in das Lied übergegangen und hat ſich in dieſem manifeſtirt. Alles, was nur irgend die Seele des Slawen lebendiger berührte, offenbarte ſich im Lied; außer dieſem iſt kein Zugang zu ihm zu finden, der ſicherer wäre." Es ſind demnach 40 Naturdichter, meiſt dem Bauern- und Handwerkerſtande angehörend, welche Alfred Waldau durch Lebensſkizzen nebſt poetiſchen Proben in ſeinem Büchlein vorführt. Die mit Umſicht und großem Fleiß hergeſtellte Sammlung gemahnt an einen Strauß einfacher Feld- und Waldblumen. Sehr Treffendes enthält die Einleitung des Herausgebers über Weſen und Bedeutung der Naturpoeſie überhaupt. Wir laſſen nachſtehend einige kürzere Gedichte als Probe folgen.

Böhmiſche Gebirge.

Böhmiſche Gebirge,
Ihr erhebt euch mächtig;
In die weiten Thäler
Blickt ihr klangreich, prächtig.
Ueber alle Kreiſe
Haltet ihr die Wache,
Und mit ſtarken Armen
Schirmt ihr Böhmens Sache.
Ueberraget ſtattlich
Alle Nachbarreiche,
Daß nicht ihre Argliſt
Böhmens Volk umſchleiche.

Die Auswanderer.

O glücklich, wer daheim mit friſcher Hand
Den Samen ſtreut ins treue Ackerland!

Unglücklich, wer die eig'ne Heimat ſchilt:
„Das iſt ein Winterland, draus Leid nur quillt!"
Du armes Vöglein, ohne Troſt und Lied,
Das aus der Heimat in die Fremde zieht!
Du ſucheſt Troſt bei einer Geierſchar,
Statt Frieden findeſt du — ein Krallenpaar!

Die wilde Roſe blüht am Rain,
Ihr Blätterhundert näßt der Thau,
Sie wiegt ſich ſacht im Lüftchen lau,
Die Lerch' ſingt ihr im Frühlichtſchein:
Wie mich ihr milder Duft entzückt.
Der Duft der Feldroſ', weiß und licht!
So duftet ſelbſt die Roſe nicht,
Die einen Königsgarten ſchmückt.
Ich ſag' — Du wilde Roſe hier,
Arm biſt du, auch ich bin nicht reich,
Einſt ſind auch unſ're Looſe gleich;
Ich muß — Laß laſſen dich von mir!

Shakſpeare — ein Homöopath.

In einer kurzen Muſterung der gangbaren Heilkunſt, der Waſſercuren und der Homöopathie, die Dr. W. Grabau in Altona unter dem Titel: „Warum ich Homöopath wurde" (Hamburg, Gaßmann, 1861), herausgegeben hat, wird zum Beweiſe, daß abſolute Gegenſätze auch im menſchlichen Gemüth keineswegs heilen, ſondern nur das Gleichartige und Aehnliche, aus Shakſpeare die Stelle angeführt, wo Benvolio dem um Roſalinde liebeskranken Romeo ſagt:

Ein Feuer brennt das and're nieder.
Ein Schmerz kann eines andern Qualen mindern;
Drehſt dich im Schwindel? Hilf durch Dreh'n dir wieder!
Fühl' and'res Leid! Das wird dein Leiden lindern!
Sang' in dein Auge neuen Zauberſaft,
So wird das Gift des alten fortgeſchafft.

Gedichte

von Huga Oelbermann.

I. Der Rhein und die Poeſie.

Wallend ſeines Ruhmes Pfade, wo die Burgruinen grauen,
Leben weckend allerorten, wo er flutet durch die Auen,
Grüßt der deutſchen Ströme Kaiſer gnädig alle, die da kamen,
Ihn zu ſchauen, ihn zu ehren mit dem trauten Vaternamen.
Und die Muſe des Geſanges ſchwebt herab zu ſeinen Matten,
Schlingt die weißen Götterarme um den kaiſerlichen Gatten;
Ihres Buſens ſtolze Woge küßt begehrend ſeine Stirne,
Und es duftet in den Thalen und es leuchtet jede Firne.

II. Empor.

Ew'ge Wölbung, blaue, blaue!
Schimm're deinen Friedensbogen
Allen, die ins Erdengraue,
In den Streit hinabgezogen!
Einmal weckt doch im Gemüthe
Deiner Farben lichtes Scheinen
Fruchtgedanken einer Blüte
Und die Sehnſucht nach dem Reinen!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Briefe aus Köln. III. — Johanna Wagner. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

Briefe aus Köln.

III.

Erwähnen müssen wir das in wunderbaren Farben glühende Bild von Anselm Feuerbach in Rom: „Dante mit edeln Frauen aus Ravenna spazieren gehend", und von demselben Künstler mehrere andere ausgezeichnete Arbeiten, namentlich Porträts, alle von einer eigenthümlichen Kraft des Ausdrucks und Glut der Farben. Endlich noch ein zweites Bild von Piloty, ganz seines gewaltigen Pinsels würdig: Galilei im Gefängnisse, auf mit Kreide gezeichnete astronomische Kreise blickend, während ihn von oben einige Mönche belauschen. Besonders die Beleuchtung ist von gewaltigem Effect.

Wir wenden uns nun zurück nach dem Mittelsaal, um zur rechten zu gehen, und stoßen hier zunächst auf Karlsruhe, Königsberg und Danzig. Hier tritt uns entgegen als Landschaftsmaler ersten Ranges der Director der badischen Kunstschule, Schirmer, besonders in seinen zehn biblischen Landschaften mit Staffage, die die ganze Mannichfaltigkeit der Scenerie, die der Heiligen Geschichte als Schauplatz dient, mit Fels und Berg und Wald und Palmengruppen und kahler, nackter Wüste mit ergreifender Schönheit darstellen und damit zugleich die Vielseitigkeit seines schöpferischen Genius aufs glänzendste documentiren. Des Coudres in Karlsruhe zeigt sich als bedeutender religiöser Maler; Matthias Artaria in Mannheim ragt als Historienmaler und im höhern Genre hervor. Von Friedrich Overbeck in Rom finden wir hier die Auferweckung des Lazarus; von Wilhelm Close und F. Ebel bedeutende Landschaften. Das beste Bild aus Königsberg ist Ludwig Rosenfelder's „Betende am Sarge Heinrich's IV. in der neugeweihten Kapelle der heiligen Afra zu Speier 1106", aus Danzig das ungemein frische Bild von Otto Brausewetter, „Duell zwischen Cavalieren aus dem vorigen Jahrhundert".

In dem großen Hauptsaal, der der berliner Kunst gewidmet ist, haben wir die angenehme Pflicht, auch eine Künstlerin zu ehren, und wir lassen ihr, wie billig, den Vortritt. „Die beiden Marien am Grabe Christi", von Anna Schlab, ist ein Bild von Rubens'scher Schönheit. Ein schlichtes Bildchen, „Monte St.-Angelo", zieht uns zu aufmerksamerer Betrachtung an, weil es von dem liebenswürdigen Dichter herrührt, der durch seine anmuthigen Scherze in allen deutschen Herzen fortlebt — August Kopisch. Das Bildchen ist schlicht und klein und etwas zu blau; ich muß gestehen, sein „Trompeter" ist mir lieber. Als Stern erster Größe strahlt hier Begas. Unter seinen Porträts ist wunderbar schön das des alten Gottfried Schadow, sehr bedeutend auch das Thorwaldsen's, sein eigenes und das seiner Aeltern. Von der ruhigsten, erhabensten Schönheit in Formen und Farben ist sein Christus, den Untergang Jerusalems weissagend, ein Bild, das, obwol ganz dem modernen Bildungsgebiet angehörig, den bedeutendsten Leistungen der großen Italiener würdig zur Seite steht. Auch „Hiob, von seinen Freunden betrauert", ist ein ausgezeichnetes Bild, obwol der Gegenstand weniger schön, und sein „Mädchen unter einem Baume" (schwüle Sommerhitze, ein lockendes Wasser fließt vorbei) hängt schon in colorirten Nachbildungen in mancher Baderstube. Ihm schließt sich würdig an A. Ewald's „Gethsemane", während H. Stilke's „Judith und Holofernes" etwas outrirt erscheint. Von H. Kretschmar ist unter andern ein schöner Cromwell da, von J. Schrader zwei sehr bedeutende historische Bilder: „Maria Stuart reicht sich die Hostie vor ihrer Hinrichtung" und „Cromwell am Sterbebett seiner Tochter"; von Th. Weber eine originelle Landschaft aus dem Spreewald, von E. Meyerheim ein paar seiner reizenden Kinderbilder, von dem launigen Th. Hosemann eine berliner Volksscene, von A. Eichhorn ein paar ausgezeichnete griechische Landschaften, denen sich würdig die des vielseitigen Landschafters E. Hildebrandt anreihen. Ein sehr elegantes Bild ist A. Borckmann's „Der Landmann" und einen würdigen Schluß macht das durch einen eigenthümlich verwischten Rubens'schen Farbenton seltsam bewegte Bild von B. Plockhorst, „Maria von einem Engel betrauert", das in dem einsamen Winkel eines kleinen Nebensaales sich fast der Aufmerksamkeit entzieht.

Die Feder will erlahmen in Aufzählung auch nur des Bedeutendsten und doch haben wir noch in drei großen Sälen die Leistungen der glänzend und mit der größten Vollständigkeit vom Viehstück und Stillleben bis zum Heiligenbild — denn in all diesen Zweigen hat Düsseldorf Meister aufzuweisen — repräsentirten Düsseldorfer Schule zu bewundern. Wir treten, um uns die ganze Kunstgröße der modernen Malerei zu vergegenwärtigen, vor eine unscheinbar braune Mondlandschaft von Andreas Achenbach, ein Flüßchen mit Weidengestrüpp am Ufer, jenseits einige Hütten, in denen schwache Lichter scheinen, diesseits ein paar Fischer mit einer düstern Laterne. Es ist so dunkel, daß keine Farbe hervortritt und dennoch die vollendetste Harmonie der Beleuchtung, sodaß uns

eine Befriedigung ganz eigener Art aus dem Bilde anſpricht. Da — am andern Ende des Saales — iſt das über alle Beſchreibung ſchöne Bild von Th. Hildebrandt, „Othello, ſeine Thaten erzählend", eine Perle der Ausſtellung; ferner das in ſeiner Ruhe und Einfachheit doch ſo charakteriſtiſch ſchöne und gewaltig wirkende Bild von Leſſing: „Der Kaiſer läßt Papſt Paſchalis gefangen nehmen". Ueberhaupt muß jeder, der die auf der Ausſtellung vorhandenen Bilder Leſſing's genauer betrachtet, die Ueberzeugung von der überragenden Bedeutung dieſes Künſtlers mit hinwegnehmen. Es mag vielleicht (und dies iſt ein ſehr großes Vielleicht; denn gehört ausdauernder Bildungstrieb nicht mit zu den Requiſiten des Genius?), wir ſagen, es mag vielleicht in der Gegenwart genialere Künſtlernaturen geben, aber ſicher keine, die in dem Maße wie Leſſing zur vollkommen harmoniſchen Ausbildung der Claſſicität gekommen iſt. Jedes einzelne der Motive, aus denen ſeine Bilder zuſammengeſetzt ſind, iſt originell, bedeutend, ſchön; nichts, das blos zur Ausfüllung dient; hier die zerſchoſſene, um die Fenſter herum vom Feuer geſchwärzte Kirchenruine, die ſeltſamen Grabſteine, zwiſchen denen ein Prieſter einem ſterbenden Landsknecht Beichte hört, die halbzerbröckelte Umfaſſungsmauer, aus der der natürliche Fels hervorragt; dort im Hintergrund der etwas windſchief am Galgen Baumelnde, das von der Erde aufwärts zugefrorene Brunnenrohr im Kloſterhofe — Leſſing wird nie langweilig, alltäglich im Detail, jedes Stück ſeiner Compoſitionen trägt den Stempel der Genialität an ſich. Und dabei die vollendetſte Harmonie des Ganzen in Form und Farbe. Leſſing's Bilder ſind ſo ſchön, ſo ergreifend, ſo reich und doch ſo unendlich einfach. Das Romantiſche, Phantaſtiſche, Abnorme, das Rohe, Burleske gelangt bei ihm ebenſo gut zum vollkommenen Ausdruck und zur vollen Wirkung wie das Erhabene und plaſtiſch Schöne, aber ohne daß ſeine Darſtellung den Schwerpunkt des erhaben Schönen je verliert.

Da iſt W. Camphauſen mit einer Reihe der prächtigſten und feinſten Kriegs- und Soldatenbilder, Karl Schleſinger, Karl Hübner, Chriſtian Böttcher mit den reizendſten und ergreifendſten Bildern im höhern Genre, das der ediern Lyrik, der Ballade und Romanze entſpricht und in Düſſeldorf beſonders reich vertreten iſt.

(Ein vierter Brief demnächſt.)

Johanna Wagner.

*** **Berlin.** — Kanonenboote und eiſerne Fregatten, der Beſuch in Compiègne und die Krönung — alles war für den 30. September vergeſſen!

Frau Jachmann-Wagner „trat zum Schauſpiel über" und ſpielte die Iphigenie.

Ein Haus bis auf den letzten Platz gefüllt! Die Enthuſiaſten ſagten: „Mir iſt ordentlich ängſtlich zu Muthe!" „O", tröſtete ein anderer, „ich habe von der Probe gehört, ſie iſt hinreißend!" Einer, der mit den Tonangebern in näherer Verbindung ſteht, verſichert jungen Kritikern: „Eine majeſtätiſche, ſonore Erſcheinung!" Schade, daß der gute, weißlockige Hofrath Teichmann, das „äſthetiſche Gewiſſen" und das ſtatiſtiſche Bureau der Hofbühne in Einer Perſon, ſchon zu den Seligen gehört und uns nicht mehr ſagen kann, ob das Publikum der erſten oder dieſer Vorſtellung der „Iphigenie" bewegter, erwartungsvoller und lautloſer geweſen, als der Vorhang aufging.

Stürmiſcher Beifall bei jeder Stufe, die Iphigenie von der Tempelhalle hinunterſchreitet. Hinter ihr, ein Geiſtergefolge, ziehen allerdings die Schatten von Orpheus, Klytämneſtra, Romeo und Tancred und winken die einen mit ihrem Schwert, der andere mit ſeiner Leier, deren Töne ſelbſt die Furien der Unterwelt beſchwichtigen. Schweigend ſtützte Ihr Correſpondent ſein Haupt; er gedachte der Dithyramben, die er Ihnen vor Jahren über Johanna Wagner geſchrieben, wenn ſie auf goldenem Wagen, die Gattin Agamemnon's, in das Lager der Griechen fuhr und alles, Ton und Haltung bis zum letzten Saum ihres Gewandes eine himmliſche Harmonie war; er gedachte des heroiſchen Aufſchwungs, der ſie beſeelte, wenn ſie für Amenaide ihren Handſchuh dem ſtolzen Orbaſſan entgegenſchleuderte; er gedachte aber zugleich der verhängnißvollen Prophezeiung, die Sie über Sängerinnen, die Schauſpielerinnen zu ſein glauben oder zu werden wagen, ausgeſprochen — und er verhüllte ſein Haupt.

Trotz aller Kränze, trotz aller Beifallsrufe, trotzdem, daß eine ergraute Theatergängerin in ſtürmiſcher Bewegung ſagte: „Da haben wir unſere Crelinger wieder!" es iſt nichts — nichts! Ein Inſtrument ſpielt virtuoſenhaft vor uns ab; die Iphigenie iſt es nicht, die des Bruders Wahnſinn löſt und den Thoas verſöhnt!

Frau Jachmann-Wagner hat ſichtlich ihre Rolle mit Frau Crelinger beſprochen und deren Declamation als gültig angenommen. Wie immer bleibt die Copie hinter dem Original zurück, um ſo mehr, wenn der Sprecherin alle weichen, vermittelnden Töne fehlen. Frau Jachmann-Wagner ſpricht wirr durcheinander hoch und tief, ſchrill oder dunkel. Auf jeden Vers des Parzenliedes ſetzt ſie andere Noten. „Und harrt vergebens, im Finſtern gebunden, gerechten Gerichts" ſpricht ſie, als ob Don Philipp ſagte: „O einen neuen Tod hilf mir erſinnen, der Rache fürchterlicher Gott!" Die „Opfergerüche", das Athmen erſtickter Titanen behandelt ſie, als ob es gelte, einen ſüßen Triller daraus zu machen. Das Gebet an Diana: „Du haſt Wolken, gnädige Retterin", klang wie: „Di tanti palpiti!" Muſikaliſch blieb Anſchauung, Behandlung, Betonung; die Hälfte ihrer Rolle ſprach Iphigenie ins Publikum hinein; weder Oreſt noch Thoas ſah ſie an, wenn es der Vers nicht ausdrücklich bemerkte; es war keine hohe, edle Seele, welche die andern zähmt, beſchwichtigt, reinigt und adelt; es war eine Concertſängerin,

die ihre Arien für sich allein vorträgt. Ach! Das Kleid und der Kranz und die goldenen Armspangen, sie gehörten wol einer Heroine; der Gang, die Haltung war es wol, wie Götterbilder schreiten und still auf ihrem Sockel, an ihrem Altar stehen, aber diese Statue klang nicht und ihre eckigen, gleichförmigen Bewegungen der Arme, die sich entweder versteckten oder über die Brust zusammenfalteten, glichen den ersten Versuchen der Künstler, dem ruhenden Stein den Schein des Lebens zu verleihen. Weder den Sinn noch das Herz Iphigeniens besaß Frau Jachmann.

Wir rechnen der Anfängerin die unzähligen falschen Accente nicht zu hoch an, die z. B. aus dem „Im Haus und in dem Kriege herrscht der Mann" — „Im Haus und in dem Kriege herrscht der Mann" machten und in dem Schlußvers des Ganzen einen sonoren Drucker auf das „Rechte" in formlosem Unverständniß legten, als ob Iphigenie dunkel an eine Heirath „zur linken Hand" gedacht. Aber was uns für ihre schauspielerische Laufbahn ein schlimmes Zeichen ist, überall empfand man das Angelernte, Erkünstelte. Nur ein einziges mal besaß sie einen tragischen Zug, als sie zu Thoas sagte: „Verdirb uns, wenn du darfst!" Von all der süßen, reinen Weiblichkeit, von all der sinnenden Sehnsucht der Griechin, dem hoheitsvollen Wesen und der begeisternden, gesund und natürlich harmonischen Rede der Priesterin, mit der Emilie Heusser, die wahrlich an sich keine geniale Schauspielerin war, diese Rolle ausstattete, war nicht ein Schatten da. Und was wir im Grunde erwarteten, ein gewisses dämonisches, der Rachel abgelauschtes Spiel, das in der Erzählung des ersten Actes, in dem Ausruf: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" in dem dumpfen, traumdunkeln, einschläfernden Wiegenlied der Amme mit bittersüßem Schauer die Seele uns rühren würde, scheint ganz außerhalb des Gedanken- und Auffassungskreises der Sängerin zu liegen. Wie hätte sie sonst das Parzenlied mit hundert gesprochenen Coloraturen ausschmücken können!

Ihr Correspondent stand wie Frau Jachmann als Orpheus und seufzte ihr nach um die verlorene Eurydice — sie selbst! Warum blieb sie nicht auf den heitern klingenden Höhen! Warum stieg sie in die Welt hinab, wo geredet und nicht gesungen wird!

Der Enthusiasmus wird sie allerdings auch noch als Maria Stuart und Gräfin Orsina begleiten. Jeder Tadel wird für Hochverrath und gelehrte Nergelei ausgegeben werden — wann wurde je der Ruf des Warners gehört? Allmählich aber, wenn die Neugierde sich gestillt, die Seltsamkeit des Wagnisses sich verloren hat, Frau Jachmann-Wagner, in das Repertoire eingefügt, nicht mehr Verse von Goethe und Schiller, deren unvergängliche Schönheit auf ihre Sprecherin zurückstrahlt, zu declamiren, sondern die vielleicht matten Worte eines neuen Dichters zu beseelen hat, dann — ja dann wird unser Theater um eine große Sängerin, die jeder, und wäre ihre Stimme noch gebrochener, mit der Sehnsucht der alten Vorliebe umfaßt, ärmer und um eine — mittelmäßige Schauspielerin reicher sein. Wir liebten, wir bewunderten Johanna Wagner, aber — „mögen die Götterbilder zu Staub werden" — es gilt nicht die Person, es gilt die Kunst.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

Wir führen den geneigten Leser von Baden-Baden, der pariser Domäne, tiefer ins romantische Land hinein — in den Schwarzwald und seine Bäder und schildern sie im Winterkleid.

Hinter Oberweiler, am Wege nach dem Schwaighof, liegt ein großer Weiher, ein ganz kleiner Landsee, ein Krystallspiegel mitten in dem Cirkus, den die Berge ringsum hier bilden. Dort kannst du gegen Ende September alle Jahre sehen, wie unsere treuesten Curgäste, die kein Krieg und keine Misernte, keine Geldkrisis und keine bevorstehende Revolution abhält, die Bäder unsers lieblichen Thälchens zu besuchen, sich zur Abreise vorbereiten, wenn ihre „Saison" vorüber ist. Dann kommen sie in Scharen von Hunderten und Tausenden herangeflogen — unsere treuen Curgäste, die glückverkündenden Schwalben —, streichen im Jubel über den glatten Wasserspiegel hinweg, schleifen ihre Flügel an dem flüssigen Krystall, daß der klare Himmelsspiegel kleine Wellchen und Ringlein schlägt. Alle Gelehrten sind darüber einverstanden, daß es eine unhaltbare Sage, wenn die Ungelehrten oft behaupten, viele Schwalben zögen der großen Reise über Welt und Meer einen Winterschlaf im Schlamm unserer Teiche vor. Es ist wirklich eine der schwärzesten Verleumdungen, die man gegen sie erfinden konnte. Aber wer dem Spiele zusieht, das hier während der Wanderzeit bei Sonnenuntergang alle Tage eine neue Schar Schwalben in lustigem, luftigem Wettfluge treibt; wer sieht, wie sie hier toll und kopfüber auf den Wasserspiegel herabschießen und wer dann die kleine dunkle Rennerin, die er bis zum Wasserspiegel verfolgte, aus den Augen verliert, der weiß, wie die Sage entstanden. Vielleicht aber bleibt auch wirklich die eine und die andere zurück; vielleicht versuchen sie hier ihre Kraft; vielleicht halten sie hier, wie ja auch die Störche vor der Reise, eine Art Gericht und wer die Probe nicht besteht, der wird zum Wassertod — zum Schlammtod, sagt mein Doctor — verurtheilt und muß hier warten, bis die Frühlingssonne kommt und ihn wieder befreit.

Doch — was kümmert uns die gelehrte Streitfrage! Das Bild, das Spiel, das die lieben Gäste hier aufführen, ist schön, und das ist alles, wonach wir fragen. Wenn aber der letzte Schwarm, der vielleicht schon aus fernstem Norden kam, hier sein Bad genommen und, von dem Wasser nach und nach immer höher steigend, zuletzt hoch oben dem Auge entschwindend, weiter zieht, dann sind unsere Badegäste von Badenweiler längst über alle Berge weggeflogen, dann ist es bereits still und einsam hier, still und einsam, himmlisch ruhig und paradiesisch schön.

Zum Verwundern ist es jedenfalls, daß es kaum je einem der badenweiler Curgäste eingefallen, ein wenig darüber nachzudenken, wie es erst im Herbst und Frühjahr schön in diesem Ländchen sein muß. Sie kommen, wie auf

Befehl, Ende Juni und gehen, wie auf Befehl, mit dem erſten Herbſtwindtage. Und wenn ſie kommen, iſt der ſchönſte Theil des Jahres vorüber, und wenn ſie gehen, ſtehen die ſchönſten Tage uns erſt bevor. Du, der du hier warſt an einem heißen Sommerabend und den Untergang der Sonne jenſeit des Rheinthals in den Vogeſen bewundert haſt, denke dir das ganze Land in der wunderbaren Pracht eines Herbſtabends! Denke dir die Wieſen duftend, kleine Nebelwolken wie Seen, von Sonnenſtrahlen durchwebt, über ſie herziehend, den Wald prunkend im Purpur ſeiner Todesahnung und hoch oben den ſtahlblauen, kryſtallreinen Himmel, an dem die Sonne ohne den Schatten eines Wölkchens einherzieht und endlich lebenſtrahlend langſam hinter die hellen, klaren, hundertfarbigen Berge herabtritt.

Und nun komm' mit auf den Blauen! Du warſt hier oben an einem Auguſttage. Es war ſchön, ſehr ſchön hier; aber dennoch deckte ein leichter Duft wie ein hingewehter Schleier die Alpen. Und als du hier oben warſt, kamen Curgäſte rechts den Berg herauf auf Eſeln geritten mit ihrem Gefolge von Lazzaroni-Eſelstreibern, während links eine andere Schar, hinabziehend, ſchnatternd, kichernd, jubelnd in dem Gebüſch verſchwand. Aber nun denke dir alles hier oben in ſtiller, feierlicher Einſamkeit! Weit und breit hörſt du keine Stimme; nur in der Ferne hallt der Schlag der Holzart, die eine Tanne fällen ſoll, wider. Dann fliegt ein Vogel durch die Zweige. Sonſt iſt alles feierliche Sonntagsruhe. Und ſo ſtill wie der Wald, ſo rein iſt ringsum die Luft. Dann treten die Alpen hervor in ihrer ganzen Pracht. Von einem Ende zum andern, vom Säntis bis zum Montblanc ſtreift dein Auge an dem majeſtätiſchen Halbkreiſe der ewigen Eisberge vorüber, grüßt hier den gewaltigen Tödi, dort das Schreckhorn; hier den prachtvollen Mönch in ſeiner weißen Rieſenkutte und dort die Jungfrau, keck ihr Haupt zum Himmel hinanreckend. Kein Lüftchen, kein Düftchen tritt neidiſch zwiſchen dich und deine weißen Alpenfreunde, die aus der Ferne zu dir herüberwinken, bis die Sonne, ſinkend, ſie mit ihrem Scheidegruß in Purpur hüllt.

Das ſiehſt du ganz und voll nur an einem Herbſtabend. Kaum je ſchöner aber mag dies Schauſpiel erlebt worden ſein als an einem Abend des St.-Martinſommers im Schillerjahre. Am Morgen des hundertjährigen Geburtstages unſers Dichters wanderte ſchweigſam und einſam ein Mann, der ſein halbes Jahrhundert, die Hälfte des neunzehnten, mit allen den Stürmen, die es geboten, hinter ſich hat, der die hellen Hoffnungen der dreißiger Jahre mit durchgemacht, das harte Brot der Verbannung gegeſſen, in Amerika Ruhe geſucht und nur das Heimweh gefunden und der dann heimgekehrt — ein Einſiedler inmitten ſeiner ihm fremd gewordenen Familie und Jugendfreunde war —, ſchweigſam und einſam wanderte er den ſtillen Pfad zum Blauen hinauf. Dort wollte er ſein Schillerfeſt feiern. Oben angekommen, ruhte er aus und blickte in die Ferne hinaus. Da lagen ſie, die eiſigen Rieſen, vor ihm, hellſtrahlend. In ihrem Bereich hatte auch er die Freiheit geſucht und enge, kleine Eigenſucht — aber auch hier und dort eine Alpenroſe, hier und dort eine Pflanze, ein Blümlein gefunden, die von dem kleinen Treiben der Menſchen auf das große Walten Gottes in ſeiner herrlichen Natur hinwieſen. So oft ihn die Menſchen verletzten, zog er aus in die Berge bis zu dem Fuße des ewigen Schnees, bis in deſſen Schluchten zum letzten Pflänzchen, das unter Eis und Schnee keimt — die wurden ſeine Freunde, ſeine Geſellen, ſeine Tiſchgenoſſen, ſeine Familie. Die Gelehrten nennen ihn einen Botaniker; ſie haben ihn zum Mitglied dieſer und jener ihrer gelehrten Geſellſchaften gemacht; — aber er iſt in der That nicht der Forſcher, der Anatom, der Kritiker des Pflanzenreichs, er iſt der ſtille, treue Freund der Pflanzen. Alle Jahre durchläuft er den Kreis ſeiner Lieben; auf dem „Balgen" beſucht er eine nur hier vorkommende Veilchenart; in einem Felsſpalt des Blauen kennt er ein einſiedleriſches Kleeblümchen, aber am Rande der Eiswand des Schreckhorns ſagt er im Hochſommer alljährlich einem — ich weiß nicht mehr, wie das Ding heißt — „Guten Tag!" Ich denke mir, die Blümchen kennen ihn ebenſo gut wie er ſie; ich glaube faſt, er verſteht ihre Sprache und ſie erzählen ihm ihre ſtillen, unſchuldigen Geheimniſſe. Was weiß ich, nur ſo viel iſt ſicher, der arme Mann hat unter den Menſchen nicht gefunden, was dem Menſchen Seele gibt, Liebe; er ſucht bei ſeinen Blumen Troſt und findet ihn.

Einſam, ſchweigſam, ſtill wie ſein ganzes Leben, ſo ſtand er am 10. November auf der Kuppe des Blauen und dachte mit Liebe an ſeinen Schiller. Kein Wort entrang ſich ſeiner Bruſt, die Phraſen hatten ihn ja eben weg aus dem Thale auf den Berg hinaufgetrieben. Schweigſam und einſam begann er dann geſchäftig dürres Holz zu ſuchen und zuſammenzutragen. Will er ſich wärmen? Kalt genug wär's. Will er am Feuer ſein Mittageſſen bereiten? Als ob er zu ſeinem Stück Brot, das ihm auf den Pilgerfahrten zu ſeiner Pflanzenfreundſchaft genügt, des Feuers bedürfte! Und bald iſt auch der Holzhaufen faſt zu groß, um Kartoffeln daran zu braten. Und immer größer wird er. Den ganzen Tag ſammelt er raſtlos und als der Abend kommt, iſt ſein Haufen ſo hoch, daß kein Auto da Fi einen größern geſehen.

Jetzt ruht er aus. Die Sonne tritt hinter die Berge zurück. Ihr letzter Strahl vergoldet die Alpen. Sie grüßen den Einſamen auf dem Blauen mit ihrem ſchönſten Alpenglühen und er lächelt ſtill und ſelbſtzufrieden ihnen ſeinen Dank zu. Nach und nach tritt ſelbſt an die hellen Eisberge die Nacht heran. Dann zieht unſer ſchweigſamer Wanderer ſein Feuerzeug und in ein paar Minuten fängt der faſt haushohe Scheiterhaufen, den er aufgeſpeichert hat, an zu kniſtern, zu knattern, zu brennen, bis endlich die helle Flamme den ganzen Haufen erfaßt und thurmhoch zum Himmel hinauflodert und Hunderte von Meilen weit hinaus den Schillergruß des einſamen, ſchweigſamen Blumenfreundes der Welt verkündet. Dann lächelt der Feſtordner ſtill in ſich hinein und legt ſich ruhig im Bereich der Wärme ſeines Brandopfers nieder. Auf ſeiner Stirn, in ſeinem Herzen lodert der Gedanke:

Seid umſchlungen, Millionen,
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!

Doch — — was ſchilderten wir da! Das ſind Empfindungen, die dem Einſamen auf jeder winterlichen Höhe kommen konnten; kehren wir zum Schwarzwaldleben zurück.

(Fortſetzung folgt.)

(Ausgegeben am 10. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 42.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Uemmersdorf. VII.—X. — Ein Jahresrückblick. Von W. Wegener. — Die Schwämme des Mittelländischen Meeres. — B. Auerbach's Volkskalender. — Neue Romane und Novellen. XXIV. — Gedichte von Hugo Delbermann. — **Neues aus der Welt.**

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Uemmersdorf.

VII.

Der Erzbischof in partibus, Monsignore Consalvo, nahm wieder Platz in seinem Wagen und weil er ein Project in seinem Kopfe verarbeitete, schwieg er, bis sie vor dem entlegenen Palazzo von Santa-Croce ankamen, den Lomellini bewohnte.

Mit demüthigem Dank verabschiedete sich der Prälat von dem Manne, der auf der Hierarchie eine Stufe über ihm stand.

„Il santo", sagte Consalvo höhnisch, während ein zurückgebliebener Prälat pflichtschuldigst den Witz des Patrons mit homerischem Geächter begleitete. „Wissen Sie, daß er gegenwärtig gar keine Pferde hat? Er gibt alles den Armen."

„Der aufgeklärte Geist von Monsignore ist über dergleichen Heucheleien einer falschen Demuth erhaben! Ehre dem Ehre gebührt! In dem Priester wird die Kirche geehrt, durch letztere Gott!"

„Sie haben vollkommen recht", entgegnete Consalvo, dem Argument seines Secretärs beistimmend, „aber dennoch schaden uns diese Leute; sie dienen gleichsam zum Contrast und der neidische Pöbelhaufen hält viel auf jene hohläugigen Santi. Sie bringen einen schiechten Geist unter die Leute, der gemeine Mann lauscht begierig auf das Stichwort von der apostolischen Armuth. War das doch neulich eine Predigt, die Lomellini hielt, als der Papst die Kirche von Santa-Agnese besuchte! Das Schifflein Petri würde Gott niemals untergehen lassen. Mit Zuversicht möchten die wahren Gläubigen ausharren; aber eine herbe Lehre sei über die Kirche hereingebrochen, weil unwürdige Arbeiter befunden würden im Weinberge des Herrn, solche, die ihr Herz an die falsche Zeitlichkeit gehängt. In der Art ging es eine gute Stunde fort."

„Wie nahm es der Heilige Vater auf?" fragte der Secretär.

„In gewohnter Weise! Daheim unter den Vertrauten lachte er und meinte, um das Schifflein Petri sei ihm niemals bang gewesen, sondern nur um die Carrosse. Uebrigens besitzt trotzdem der hohläugige Schwärmer Einfluß auf den Papst und ist zuweilen dessen Gewissensrath. Ich will versuchen, mich von all dem Aerger bei Fürstin Benzoni zu zerstreuen; wenn Sie wollen, können Sie heimgehen", sagte Consalvo.

Der Wagen hielt vor einem Palazzo des Corso.

Der Hausprälat schlug die Richtung ein nach dem stattlichen Palast, den der Erzbischof be-

wohnte. Als er aber den Blicken des Patrons entschwunden war, entfernte er sich rasch nach entgegengesetzter Seite. Einer betrügt den andern.

Consalvo wurde im Vorgemach von einem Diener aufgehalten.

„Monsignore, die Principessa nimmt eben ihre Singstunde", sagte jener.

„Es thut nichts", entgegnete der hochmüthige Prälat und schritt durch die Gemächer.

Ihm begegnete ein kleiner alter Mann mit einem Höcker, der mit spöttischer Artigkeit seinen Gruß erwiderte.

„Sie finden bei Fluvia den Maestro", bemerkte auch dieser die Achseln zuckend. Der betrogene Ehemann spottete des betrogenen Geliebten.

„Eine neue Laune, die ich noch nicht an der Dame kannte", erwiderte Consalvo ungeduldig. „Warum gestatten Sie diese Vertraulichkeit, Principe?"

„Fluvia consultirte mich noch niemals bei der Wahl ihrer Freunde", entgegnete der kleine Greis, einen giftigen Blick auf den Erzbischof schleudernd.

Dieser schritt mismuthig weiter. Seine Laune hatte sich keineswegs verbessert, als er mit zitternder Hand den Thürvorhang von dem Cabinet der Fürstin schob. Der Anblick, der sich ihm bot, machte ihn erbeben. Leise war der Fuß des Prälaten über die Teppiche geglitten, kein Geräusch hatte seine Annäherung verkündet — das zärtliche Paar war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den Beobachter an der Thür zu bemerken.

Er ging geräuschlos, wie er gekommen.

Der zornmüthige Mann war aber wenig gewohnt, seine Leidenschaften zu beherrschen. Einem Schlagfluß nahe, sank er in einen Lehnstuhl im Gemach des alten Benzoni.

„Feder und Papier, Principe!" schrie er im Paroxysmus seiner Wuth.

Lächelnd reichte der Fürst das Begehrte. Hätte Consalvo eine Waffe gefordert, um sich oder Fluvia zu vernichten, Benzoni würde sie ihm ebenso gelassen gegeben haben.

In großer Aufregung schrieb der Erzbischof einige Zeilen.

Benzoni beobachtete ihn lächelnd, er errieth seine Absicht. Es war eine zweischneidige Waffe, die Consalvo schmiedete. Zuerst allerdings sollte sie Fluvia, aber nachher konnte sie leicht ihn selbst verletzen.

„Lassen Sie diesen Brief sogleich besorgen, Principe!" sagte der Prälat, nachdem er geendet.

„Nicht doch!" erwiderte der kaustische Greis. „Seit einer Reihe von Jahren lebe ich mit meiner Gattin in Frieden und wünsche nichts zu thun, wodurch dies gute Einvernehmen getrübt würde."

„In dem Fall werde ich ihn selbst besorgen!" versetzte der Erzbischof. „Auf Wiedersehen, Principe!"

Damit eilte er in seinen Wagen zurück.

Es kam kein besserer Rath in die Seele des zornmüthigen Mannes. Während er den Monte-Citorio hinanfuhr in die finstere Gasse degli Uffici dei eminentissimo Vicario, gab er dort beim Pförtner seine Zeilen ab.

Er hatte aus Rache die hohe Dame dem geistlichen Sittengericht denuncirt.

VIII.

Es ist der Fluch hohler, unwahrer Verhältnisse, daß sie alle dämonischen Leidenschaften der Menschenbrust wach rufen.

Die Abwesenheit Pier Franzoni's, des jungen Hausprälaten, erweckte Argwohn in Consalvo's Seele, als er daheim war. War er nicht überhaupt zu unvorsichtig in seinem Benehmen gegen denselben gewesen? Hatte er ihn nicht zu tief in die Zerrüttung seines Lebens blicken lassen? Welche schätzbaren Mittheilungen konnte Pier Franzoni seinen, Consalvo's, Feinden machen! Daß er deren zahlreiche besitze, politische und persönliche, das erkannte der heftige Mann richtig, so verblendet er auch sonst war, wenn eine seiner Leidenschaften ins Spiel kam. Und wer verbürgte ihm, daß ihn Pier Franzoni nicht verrieth? Diese Hausprälaten sind ja doch eigentlich nur die Spione ihrer Patrone und es liegt in dem finstern Wesen pfäffisch-mönchischer Institutionen, die den Geist knechten wollen und das äußere Formenwesen, die Werkheiligkeit über die Wahrheit setzen, daß einer den andern verräth ad majorem Dei gloriam.

Der gepiagte Mann saß bei seinem einsamen Mahle und würgte die Bissen hinab; die feinbereiteten Speisen mundeten ihm nicht. An seiner reichen Tafel fehlte der Gast, der des Arbeiters Suppe würzt, die er nach vollbrachtem Tagewerk mit den Seinen genießt; es fehlte der süße Frieden, des Siegers Palme im Kampfe des Lebens. Wer standhaft das Rechte thut, dem grünt die

Digitized by Google

Himmelspalme und ſei ſein Los noch ſo dunkel, ſein Geſchick noch ſo feindlich.

Vom Mahle begab ſich Conſalvo zu ſeinen Büchern. Dort las er die Stelle: „Fecisti nos Domine ad te et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te — animus, capax infiniti boni, non satiabitur nisi in bonis finitis.“

Der Kirchenfürſt war weit davon entfernt, dieſe tiefbedeutende Stelle zu verſtehen. Ja ſie enthält die friedliche Löſung aller Lebensprobleme, die Erklärung jener ſeltſamen Ungenüge, die uns bei allem irdiſchen Glück beſchleicht. In ihr vereinigt ſich Prophetenglut mit Denkerweisheit, ſich wechſelſeitig beſtätigend. Für Conſalvo enthielt ſie nichts, er klappte das Buch gähnend zu und ließ abermals anſpannen.

Er mußte ſich zerſtreuen. Er konnte ſich denken, wie die Fürſtin Fluvia Benzoni wüthen würde, wenn das geiſtliche Gericht ſie vorforderte. Auch beim Advocaten Savarni hatte er Aerger gehabt. Savarni wollte ſeine Tochter und ſein Geld nicht an Montanara geben und dieſer Montanara ſelbſt — die Exiſtenz deſſelben — war ihm eine furchtbare Laſt.

Ja, er mußte ſich zerſtreuen. Die ſchöne Fluvia Benzoni liebte er in erſter Reihe. Eine geniale Engländerin, die in Rom lebte, ſtand in zweiter.

Die Stirn war wieder glatt, der Gang hochmüthig, als Conſalvo in den Salon von Miſtreß Whyte trat.

Es war noch früh, die Dame ſaß allein und ſtarrte ins Feuer. Das Geſicht war bleich, welk, wenn auch einſt hübſch geweſen; der Samum der Leidenſchaften ſchien darüber hingezogen zu ſein und es mit ſeinem Hauch nahe berührt zu haben. Leidenſchaften, die doppelt heftig toben, ſobald ſie in die engen Schranken eines Familienlebens eingeſchloſſen ſind, während ein Mann fähig iſt, ſie mehr nach außen zu entfeſſeln.

Faſt mechaniſch zerknitterte die energiſche Dame ein Blatt in ihrer Hand und war ſo tief in Brüten verſunken, daß ſie erſchreckt in die Höhe fuhr, als ihr Diener Monſignore Conſalvo meldete. Das Blatt fiel zu Boden.

Der Erzbiſchof bückte ſich raſch danach.

„Ha! Ich kenne dieſe Schrift, Signora! Sie gehört einem der gefährlichſten Menſchen Italiens an! Nehmen Sie ſich in Acht! Sie conſpiriren in Rom?“ fügte er halb ſcherzend, halb zornig hinzu.

„Ja! Der Brief iſt von dem größten Manne Italiens, der jetzt als armer Verbannter lebt!“ erwiderte Miſtreß Whyte und hielt das Blatt in die Flamme, bis es verkohlte.

„Von dieſem großen Manne ſoll wahrſcheinlich die nächſte Revolution ausgehen?“ fragte Conſalvo. „Er vermag es, Armeen aus der Erde zu ſtampfen und den nervus rerum des Kriegs, das Geld, liefern ihm die Subſcriptionen ſeiner Anhänger. Doch wir haben Oeſterreich und werden uns zu halten wiſſen!“

„Nein, Monſignore, der Geiſt der Zeit und die Fehler der Gegner ſind meines Freundes beſte Verbündete! Es gibt nur zwei Wege im Staatsleben. Den erſtern und beſſern der geſetzlichen Reform, mit den Vertretern des Volks berathen, ſchlägt der Herr von Gottes Gnaden nicht ein — daraus entſpringt, daß dies arme geduldige Volk einmal müde wird zu dulden, der ſchlafende Löwe erwacht, er lernt ſeine Kraft kennen, die Revolution ſteht fertig da und mein Held führt die Scharen zum Kampf, zum Sieg!“

„Darf ich fragen, ob Sie bereits eine Fahne für den Volkshelden zu ſticken begonnen haben?“ ſagte Conſalvo ſpöttiſch, „oder gedenken Sie vielleicht ſelbſt als Amazone mitzuziehen?“

„Höchſt wahrſcheinlich! Es wird mir eine köſtliche Aufregung bereiten und mich aus der Stagnation wach rufen, in die mein Daſein verſunken iſt!“ entgegnete die Dame.

Mit ſolchen Aeußerungen der Selbſtverſpottung machte es die revolutionäre Engländerin möglich, daß ſie ungehindert ihren Reichthum in Rom verzehren durfte.

Mittlerweile waren in kurzen Zwiſchenräumen unbeachtet zwei Männer durch die innere Thür getreten. Sie wechſelten nur einige Worte der Begrüßung mit der Frau vom Hauſe und ſtörten das Geſpräch am Kamin keineswegs. Der eine, den die Dame Miſter Parker nannte, war ſogleich in einem Lehnſtuhl eingenickt, der andere, Monſieur Leſebre, hatte das „Journal des Débats“ ergriffen.

„Wollen Sie auch meine Anſicht hören, Signora?“ bemerkte der Erzbiſchof, welcher eine Weile nachgedacht, währenddeß Miſtreß Whyte wieder in ihr altes Brüten verfallen war.

Sie nickte und begrüßte jetzt erſt die Herren, die Conſalvo als Rentiers und letztern, den Franzoſen, als naturaliſirten Römer und Bankier kannte.

„Der Stuhl Petri wankt nicht! Dafür haben wir des Heilands Worte: ‚Auf dich, Petrus,

will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht ſprengen!» Dieſe Verheißung iſt klar, ihr Sinn unzweideutig. Was die revolutionären Ideen betrifft, ſo ſpuken ſie nur in einigen tollen Köpfen unreifer Laffen, welche ſie von Reiſen ins Ausland mitbrachten. Haben wir blos erſt unſere «Freunde», die Franzoſen, draußen, dann bangt uns vor unſern Feinden gar nicht mehr! Wir machen Ordnung im Hauſe. Legt dennoch jemand Hand an das Patrimonium Petri, ſo ſchleudern wir unſern Bannſtrahl und die katholiſche Chriſtenheit kriecht zu Kreuz! Daß aber die Welt im großen und ganzen katholiſch werde oder bleibe, dafür ſorgen die Pflanzſchulen unſerer jungen Leute, die Miſſionen, die Klöſter. Das großartige und ſie mächtig machende Princip der katholiſchen Kirche iſt die Einheit. In den Reihen der Gegner herrſcht Verwirrung, die Ketzer ſtreiten unter ſich und die Philoſophen vermögen niemals unmittelbar auf das Volk zu wirken; wären ſie auch einig, was ſobald noch nicht der Fall ſein wird, ihre Lehre ſteht dem ungebildeten Geiſt zu ferne. Im Gegentheil, ſelbſt die uns feindliche Wiſſenſchaft bekennt, daß es nur Eine Kirche gebe, die ſie der Mühe werth hält zu bekämpfen, die katholiſche. Wer das Bedürfniß einer poſitiven Religion empfinde, müſſe mit logiſcher Nothwendigkeit ſich zur katholiſchen bekennen. Die Kirche übergeht ſie mit verachtendem Schweigen. Der Katholicismus iſt alt, hat viel Sekten entſtehen und verſchwinden ſehen; hingegen hat der Proteſtantismus bereits ſeine Todeseule vernommen und wir nähern uns der Erfüllung der Prophezeiung: «Unum pastorem totam gregem.»"

„Der vaticaniſche Blitzſtrahl zündet nicht mehr!" entgegnete Miſtreß Whyte und rauchte ihre Cigarre. „Wenn man aber dem Manne der dreifachen Krone die Laſt der weltlichen Geſchäfte abnehmen will, damit er ungeſtört den geiſtlichen obliegen kann, dann bricht auch die Hierarchie zuſammen. Was wird aus der römiſchen Curie werden, den Cardinälen, den Monſignori, die gleich den Drohnen der Kirche wenig gearbeitet und viel genoſſen haben", ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu und blies den Dampf ihres Latakia von ſich.

Die Zornesader auf Conſalvo's Stirn ſchwoll. Er ward jetzt jeder Zoll ein römiſcher Prieſter. „Mulier taceat in ecclesia", fuhr er auf.

Der Meinungsaustauſch, in den ſich beide hatten fortreißen laſſen, brach in offenem Miston ab. Miſtreß Whyte warf ihre Cigarre in den Kamin, trat unbefangen an ihren Flügel und entlockte ihm liebliche Melodieen. Muſik bändigte Conſalvo's Tigerherz, ſie wußte es aus früherer Erfahrung. Allgemach kam er auch näher. Die Töne zogen ihn an.

Der Erzbiſchof, der gern ſeine Bekanntſchaft mit fremden Sprachen zeigte und überhaupt für aufgeklärt gelten wollte, flüſterte der Dame ins Ohr: „Softly sweet on Lydian measure soon he soothed his sone to pleasure." Hierauf blieb er bis zum Ende des Muſikſtücks hinter Miſtreß Whyte's Stuhl ſtehen und wandte artig die Notenblätter um.

Nach und nach traf zahlreiche Geſellſchaft ein. Selbſt der Engländer erwachte und der Franzoſe legte ſein Zeitungsblatt weg. Monſignore Conſalvo ſchritt von einem zum andern. Faſt ſchien es, als ſei er ein Fürſt, der hier Hof halte. Gegen die Dame vom Hauſe benahm er ſich mit ironiſcher Galanterie.

Einen ihrer freien Momente benutzte er, ſie in eine Fenſterniſche zu ziehen und zu flüſtern: „Ich wende mich an Ihren bekannten Wohlthätigkeitsſinn um Unterbringung von zwanzig Billeten zu dem Armenball! Das Elend iſt, wie Sie wiſſen, groß in Rom, das Billet koſtet zwei Scudi."

Gelaſſen nahm Miſtreß Whyte das Packet der theuern Karten aus der Hand des Erzbiſchofs. Es war der Preis, den ſie dafür bezahlte, in Rom eine Freundin Mazzini's und Garibaldi's ſein zu dürfen. Unter den beiden beſtand die ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß Miſtreß Whyte reichliche Beiträge zu allen von Conſalvo veranſtalteten Sammlungen gab; dafür genoß ſie ſeines Schutzes und er zeigte zuweilen ſeine ſtattliche Perſon in ihrem principiell zweideutigen Salon. Heute ward ihr doppelte Contribution auferlegt, weil ſie den Erzbiſchof wirklich geärgert hatte und die „Gefahr Italiens" zunahm.

Künſtler, Literaten und Frauen, die mehr oder minder aus den ruhigen Schranken des Familienlebens getreten waren, ſchwirrten in den erleuchteten Gemächern hin und her. Die Beſtandtheile dieſer Geſellſchaft waren ſehr kosmopolitiſch. Engländerinnen, die ihre naiven Künſte, womit ſie „Liebe vor dem Notar" einleiten, auch hier verſuchten. Amerikanerinnen, die im Gefühl ihrer Dollars hochmüthig und frei die anweſenden Männer muſterten wie eine Waare, welche ſie kaufen mochten oder nicht. Rothhaarige Dä-

ninnen mit blaſſem Teint, ſchüchtern in einer Ecke zuſammengekauert, ſich wenig mit andern vermiſchend. Norwegerinnen, deren nordiſches Eis unter dem Einfluß der römiſchen Atmoſphäre zu thauen begann. Deutſche, die ſich noch nicht recht zu finden vermochten in die gegen daheim ſo veränderte Sitte und die, um „reſpectabel" zu erſcheinen, ſich bei jeder Gelegenheit ihrer Bekanntſchaften und Verwandtſchaften rühmten.

Einige wenige römiſche Namen miſchten ſich unter die Fremden, junge Leute herabgekommener Familien, die einſtweilen ein Nachteſſen und in der Folge vielleicht eine Frau mit Geld hofften. Sie waren ſehr frei in ihrem Benehmen gegen die Damen und überſchritten häufig die Grenzen des Anſtandes. Aber man duldete es und nahm es für Landesgebrauch. Die Engländerinnen gaben darum ihr ſtereotypes Lächeln nicht auf und die Deutſchen verwunderten ſich naiv, daß in vollem Salon ein Graf Pandolini oder Coroſini etwas thun konnte, was daheim für Verletzung der Sitte gegolten haben würde.

Den paar ſchlanken franzöſiſchen Lieutenants, die zugegen waren, gefiel die Freiheit der Manieren der amerikaniſchen Mädchen. Ohne Connerionen, meiſtens aus enfants de troupe hervorgehend, beſuchten ſie fleißig die wenigen ihnen offen ſtehenden Häuſer. An und für ſich hat jeder Franzoſe das Bedürfniß, mit Damen zu plaudern, und zugleich ſchwebte ihrer Phantaſie der Wachttraum vor, es könne ein reiches Mädchen oder eine mit Glücksgütern begabte Witwe ſich in ſie verlieben; für dieſen Fall waren ſie bereit, auf gloire zu verzichten.

Monſignore Conſalvo hatte vielleicht nicht unrecht, dieſe Gruppen etwas mistrauiſch zu muſtern. Zweifelhaftes Vermögen, zweifelhafte Namen und halb verlorener Ruf, das waren die Hauptmerkmale einer Genoſſenſchaft, welche die Franzoſen ſehr gut mit demi-monde bezeichnen. Aber das that nichts. Vor Miſtreß Whyte ſtand bald, ſich mit großer Höflichkeit verneigend, ein zweiter römiſcher Prälat. Dieſer ſchnupfte unaufhörlich und war ſehr häßlich.

Monſignore Brutto ſtand hinter Conſalvo. Er verdiente ſeinen Namen vollkommen. Mit honigſüßer Stimme ſprach er freundliche Worte. Seine Haltung war etwas gebückt nach vorn; ob aus Alter oder Demuth, wäre ſchwer zu beſtimmen geweſen.

Die Augen der beiden Prälaten begegneten ſich. Conſalvo glaubte ein ſpöttiſches Blinzein in denen Brutto's wahrzunehmen, aber jedenfalls verſchwand es raſch. Mit tiefem, faſt demüthigem Gruß nahte der Neuangekommene ſeinem Collegen, war ſehr erfreut ihn zu ſehen, lobte das gaſtliche Haus von Miſtreß Whyte, die ſchöne Geſellſchaft, die man da träfe, und hob insbeſondere die Freude hervor, die ſein Herz bewege bei dem Anblick mehrerer der Neubekehrten unter den Anweſenden. Da war alles in Gefühlsſeligkeit aufgelöſt und lebte in der ſchönſten Harmonie; auf der katholiſchen Chriſtenheit lag der tiefſte Frieden, der Papſt war aller Vater und ſie ſeine guten Kinder.

Nachdem Monſignore Brutto den Erzbiſchof begrüßt, nahm er auf einem Kanapee zwiſchen mehreren Damen Platz. Er erzählte mit ſeiner ſanften Stimme von dem ſchönen Feſte, das neulich beim Beſuche Seiner Heiligkeit in der Kirche von Santa-Agneſe ſtattgefunden hatte. Dabei ſchnupfte er unaufhörlich und klopfte den Taback nicht ab, der auf ſeinen Rock fiel. Er durfte ja doch nicht gefallen. Die Weiblein, meiſtens Convertitinnen, lauſchten ſeinen Worten andächtig.

In der Geſellſchaft befanden ſich zwei Franzoſen, die das große Wort führten. Ferner zwei Schriftſteller, die in pariſer Blätter correſpondirten.

„Sehen Sie hier das dumme Thier und das ſchlaue", flüſterte der Franzoſe Larey, ſo hieß der eine, ſeinem Landsmann Müry ins Ohr, den er heute erſt eingeführt.

Die ſarkaſtiſche Phyſiognomie Larey's nahm einen noch unangenehmern Ausdruck an. Er ſchaute mit ſeinen angegriffenen trüben Augen in die angegebene Richtung.

„Wie Conſalvo der Kamm ſchwillt! Er ſteht verlaſſen und ſie machen Corte um Brutto!" bemerkte der Angeredete. „Dieſer Brutto glaubt ſo wenig wie wir beide und wie überhaupt die geſcheidten Leute. Im allgemeinen ſind die Prälaten klug; ſie tragen die Religion blos als bequemen Deckmantel."

„Je weniger man glaubt, deſto ſorgenfreier lebt man", verſetzte Larey. «Wo ich bin, iſt der Tod nicht, und wo der Tod iſt, bin ich nicht», ſagte bereits Freund Epikur, und dabei können wir es füglich bewenden laſſen."

„Ich empfehle Ihnen Miſtreß Whyte's Bordeaux!" rief Larey ſeinem Landsmann nach, der auf einen Präſentirteller zueilte.

Ueber der hochwichtigen Erſcheinung der Lebensmittel ward Conſalvo's Fortgehen vollkommen überſehen. Er hatte angefangen, ſich nur

noch zu ärgern. Brutto eklipſirte ihn. Nun mußte er ſogar noch den Namen Montanara nennen hören, ja Savarni, ſogar den Namen Gräfin Polcaſtro — alles Beziehungen, die ihm unangenehme Vorſtellungen weckten.

Er hatte ſeine Equipage nicht beſtellt, ſondern nahm einen Fiaker, den er unten auf der Piazza del Popolo fand. Sie rollten durch einen großen Theil von Rom und es waren keine freundlichen Gedanken, die dem einſamen Manne Geſellſchaft leiſteten.

IX.

Auf der Piazza Bocca della Verita entließ Conſalvo ſeinen Kutſcher. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, eilte er durch ein paar finſtere Gäßchen; ohnehin war die Beleuchtung in dieſem entlegenen Stadttheil äußerſt dürftig.

Der Erzbiſchof hatte Mühe, ſich in den Ruinen eines uralten Tempels zurechtzufinden. An herrliche cannelirte Säulen korinthiſcher Ordnung war ein kleines ſchmuziges Haus gebaut.

Der nächtliche Beſucher klopfte dreimal an die geſchloſſenen Fenſterladen.

Bei dieſem wohlbekannten Zeichen drehte ſich ein Schlüſſel in der Thür, die Riegel fuhren knarrend zurück.

Ein kleiner alter Mann mit einem Höcker trat heraus. Er hielt eine antike Lampe, die ſein eigenes Geſicht beleuchtete, in dem ſich Naſe und Kinn friedlich begegneten; zugleich fiel der Schein auf die volle, ſtattliche Geſtalt des Prälaten, der ſich auf das Bruchſtück einer mächtigen Säule ſtützte.

Der getaufte Jude neigte ſich faſt bis zur Erde und ſchritt vorſichtig leuchtend voran. Allerdings that es noth, denn die ausgetretenen Stufen, welche in das ſeltſame Gebäude abwärts führten, waren lebensgefährlich zu betreten.

In dem Gewölbe angekommen, ſagte Conſalvo: „Gib mir die Kleider, Pantaleone!“ und begann ſich ſeines Oberrocks zu entledigen.

Der kleine Jude nahm aus einem Schrank einen vollkommen weltlichen Anzug, nebſt Perrüke und falſchem Bart. Mit großer Gewandtheit half er mit bei der Transformation.

„Kennſt du eine kluge und zuverläſſige Frau, zu unbedingtem Gehorſam bereit, um ein Stück Geld zu verdienen?“ fragte Conſalvo.

„Allerdings, ich wüßte eine, Monſignore, welche alle erforderlichen Eigenſchaften beſäße!“ erwiderte Pantaleone.

„Sie darf aber meinen Namen nicht erfahren! Ueberhaupt wirſt du an meiner Stelle handeln! Komm' morgen Abend zu mir, damit ich dir Zeit und Ort zum Empfang eines Mädchens näher beſtimme — lächle nicht —! Es iſt von mir nicht die Rede. Mich quälen andere Sorgen. Du haſt dies Mädchen dann zu der Frau zu bringen. Verſtehſt du, ich will nichts mit der Sache zu ſchaffen haben“, ſagte der Erzbiſchof. „Später werde ich die Kleine als deren Vormund beſuchen.“

„Ich verſtehe und gehorche“, antwortete der Buckelige.

„Es verhält ſich nicht wie du wähnſt, Pantaleone“, herrſchte Conſalvo wiederum dem getauften Juden zu, auf deſſen eingetrocknetem Munde er ein ironiſches Lächeln wahrzunehmen glaubte.

„Ich erlaube mir gar nichts bei der Sache zu denken, Monſignore“, verſetzte der Höckerige demüthig, „ſondern bemühe mich, die Befehle meines erhabenen Gönners pünktlich zu vollziehen.“

Conſalvo ſtülpte den runden Hut auf den Kopf. Er war fertig und ſah einem wohlhabenden Kaufmann ähnlich. „Alſo morgen Abend um acht Uhr erwarte ich dich“, ſagte er, „und ſorge mir für einen Wagen, den ich in Bocca della Verita antreffe!“

„Halten zu Gnaden, Monſignore, Sie vergaßen den Biſchofsring abzuziehen und dann möchte ich Ihnen auch noch ein Juwel zeigen, welches mir — Cavaliere Montanara —“

„Ha — ſchon wieder!“ unterbrach der Prälat.

„Was ſoll ich thun —?“

„Hab' ich dir nicht geſagt, du ſollſt von dem Buben nicht die Pretioſen kaufen, die er dir bringt, nicht die Wechſel annehmen, die ſeine Hand geſchrieben —?“

„Soll ich mein Leben opfern —? Er brachte mir zum Verkauf dieſen Ring.“

„Gib ſchnell“, erwiderte Conſalvo aufgeregt, indem er von ſeiner fleiſchigen Hand den verrätheriſchen Ring herabnahm.

Doch der getaufte Jude mußte viel Schlöſſer öffnen, viel Riegel zurückſchieben, bis er endlich zu dem Kleinod gelangte. Auch ſchien er faſt abſichtlich zu zögern, als freue es ihn, die Seelenqual ſeines vornehmen Beſuchs zu ſteigern. Ungeduldig riß der Erzbiſchof das Diamantarmband Pantaleone aus der Hand und dieſer hielt die Leuchte hoch, damit jener das Juwel genau

betrachten könne, es aber auch ihm möglich sei, Monsignore Consalvo's Züge zu beobachten.

Das Blut wich wirklich einen Augenblick aus dem Gesicht des Erzbischofs und kehrte dann mit verdoppelter Macht zurück. „Ich muß wol das — Bracelet behalten —! Welchen Preis bezahltest du dafür?" sagte er mit tonloser Stimme.

„Fünfhundert Scudi", erklärte Pantaleone, aus der Aufregung seines Kunden Vortheil ziehend.

„Nein, Jude, das ist zu viel!" rief Consalvo wüthend. „Ich gebe dir zweihundert! Hörst du, und nicht mehr! Entstehe daraus, was da wolle!"

Weil Pantaleone nur einhundert bezahlt hatte, ging er nach einiger Weigerung auf das Anerbieten ein.

Consalvo stieg aus der Tempelruine. Es that ihm wohl, daß die Nachtluft seine heiße Stirn kühlte. Er hatte einen Tag des äußersten Aergers gehabt. Jetzt auch noch mußte er ein Armband auskaufen, das in Montanara's Händen nicht mit richtigen Dingen erworben sein konnte —!

Sarpi sah dem Erzbischof nach, bis er, um die Ecke biegend, seinen Blicken entschwand. Dann stellte er seine Lampe in die Ecke der Hausflur, verschloß die Thür sorgfältig und ging den Auftrag wegen des Wagens zu erfüllen.

Der Jude hatte eine Ahnung, als wäre das junge Mädchen, welches verborgen werden sollte, wol gar die Tochter des Advocaten Savarni. Die Frau, bei welcher er die wahrscheinlich mit Gewalt von ihrem Vater zu Entfernende unterzubringen gedachte, war die „nirgends auffindbare" Gräfin Polcastro.

X.

Im römischen Volksquartier von Trastevere befindet sich ein unregelmäßiges Viereck, welches Piazza di Roma heißt.

Schutthaufen bezeichnen den Ausgang nach der Tiber.

Querdurch führt die häßliche, enge Via della Longarella.

Wenn man von der Flußseite über den Ponte quattro Capi dahin gelangt, so hat man gerade vor sich ein langes Gebäude nebst Kirche, eine lateinische Inschrift kündet, daß es ein Spital für Hautkranke sei.

Außer diesem großen Gebäude stehen nur lückenhaft elende Häuser auf dem Platz, Hühner gehen da frei herum und suchen in den Schutthaufen nach Nahrung. Menschen besuchen Tags über wenige den öden Platz, nur Mönche aus dem nahen Kloster. Weiber des Volks mit ihren zerrauften Haaren, unsauber, hexenartig, und Männer, deren nackte, braune Brust aus Lumpen hervorsteht, wandeln zuweilen darauf. Verwilderte Kinder spielen auf den Schmutzhaufen unter dem Federvieh.

Des Nachts aber, wenn die Mönche in ihr Kloster eingesperrt sind und die elende Bevölkerung in ihren Hütten liegt, dann kommen Gäste vom andern Tiberufer herüber, um gebackene Fische zu essen und Wein zu trinken in der Osteria della Fratocchie, die mit Recht der Erzeugnisse von Küche und Keller halber berühmt ist.

Auch heute waren die drei Stuben des Erdgeschosses gedrängt voll. Die hintere und kleinste davon wurde von den eigentlichen Stammgästen besucht. Es führte außer der Verbindungsthür mit den beiden andern, die meistens verschlossen gehalten wurde, auch noch ein eigener Eingang durch die Küche hinein, nur den vertrauten Gästen bekannt.

Aus dieser hintern Stube erschallte jetzt der Ruf Giovanni dreimal in immer kürzern Zwischenräumen.

Gelassen antwortete der Mann der Bratpfannen: „Sogleich!" und kam dessenungeachtet immer noch nicht.

„Giovanni!" ertönte es zum vierten male und in der Stimme klangen alle Vibrationen des Zornes.

Indessen mußte der Anblick des untersetzten, mittelgroßen Mannes mit dem rothen fettglänzenden Gesicht, wie er so in der Eile über die Eintrittsschwelle hereinstolperte, jeden Unmuth entwaffnen. Giovanni trug das classische Costüm der Köche aller Länder, nur daß bei dem römischen die barettartige Mütze und die Schürze die Farbe der Unschuld längst verloren hatte.

Baccala, Triglie, Merluzzo, Alici u. s. w. nannte der Wirth dieser kleinen Osteria ohne Unterbrechung und ohne Athem zu schöpfen die ungefähr zwanzig Fischsorten her, welche in Rom gewöhnlich gegessen werden. Er war der lebendige Speisezettel. Dann stockte der Fluß seiner Rede plötzlich, sie brach ab wie ein abgelaufenes Uhrwerk. Giovanni wischte sich den Schweiß von der Stirn und musterte mit seinen kleinen, listigen, fast in Fett erstickten Augen die Gäste, ihre Befehle erwartend.

„Mir Baccala und Triglie, aber nicht zu ſtark gebacken!" „Uns beiden Merluzzo —!" „Und mir Alici —!" „Cefalo, Cefalo mit Kartoffeln und Butter —!"

So ſchwirrten die Stimmen durcheinander.

Das echte Genie kennzeichnet ſich dadurch, daß es in ungewöhnlichen Lagen ſeine volle Kaltblütigkeit bewahrt; ein anderer hätte den Kopf verloren, Giovanni nicht. Er zählte mit ſeiner gewohnheitsmäßigen Raſchheit die Köpfe der Anweſenden und nahm dann die Finger zu Hülfe, um ſich zu merken, was für verſchiedene Fiſchgattungen und wie viele Portionen von einer gefordert wurden. Das Exempel klappte, der Beſitzer der Oſteria und ſeine Gäſte gelangten zu dem glücklichen Reſultat ſich verſtanden zu haben, welches die Menſchen auf Erden ſo ſelten erreichen.

„Giovanni! — —"

Bereits auf der Schwelle wandte der Mann noch einmal ſich um und bemerkte einen einzeln ſitzenden Gaſt, den er mit dem vertrauten Kopfnicken eines alten Bekannten begrüßte.

„Bringen Sie mir Rombo und eine Foglietta Orvietowein!" ſagte der, welcher zuletzt gerufen hatte.

„Per ubbidirla, Signor Cavaliere!"

Der Mann der Bratpfannen verſchwand nun wirklich, um ſeinen Küchenmyrmidonen die nöthigen Befehle zu ertheilen, und die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft des Mitteltiſches richtete ſich auf den Gaſt, der den feinſten der Fiſche und den beſten der römiſchen Weine beſtellte, während ſie ſelbſt ſich mit ordinärem Weißen begnügten, der, da die Weißen bereits mehrere Jahre misrathen, aus ſehr geringer Qualität beſtand.

Es war ein junger angenehmer Mann, in Kleidung und Erſcheinung den beſſern Klaſſen angehörig.

Ein reizendes Weibchen mit mandelförmig geſchnittenen Augen und den feinen Zügen einer antiken Camee erkannte Cavaliere Montanara und grüßte artig.

Dieſer dankte und freute ſich, Sera Bianchina, die Baderfrau und Kammerzofe der Frau Gräfin von Aarberg, hier zu ſehen. Nach einigen Redensarten, die der Aeußerung folgten, Bianchina brauche der Gräfin nichts von ſeinem heutigen Souper zu ſagen, brach das Geſpräch ab.

Bianchina ſaß zwiſchen zwei Männern. Der eine klein, dick und dumm, ihr Gatte, der Barbier von der Ecke Via San-Romualdo. Er zog mit vieler Mühe an einer Cigarre, der die Luft fehlte, und war von dieſer Aufgabe vollſtändig in Anſpruch genommen. Der andere, ein langgewachſener Burſche mit frechem, etwas falſchem Blick, die krauſen, ſchwarzen Haare in Locken gebrannt, den Hut ſchief auf dem Kopf, über der bunten ſeidenen Weſte die Kette und Uhr, trug in ſeinem ganzen Weſen den widerwärtigen Stempel eines Stutzers niederer Ordnung zur Schau.

Letzterer Burſche, Flavio Giraud, war der Sohn eines Kaufmanns und hatte durch Unordnung und Verſchwendung es dahin gebracht, daß ihn ſein Vater verſtieß. Bereits weit vorgeſchritten auf jener Bahn, die im Verbrechen endet, war er plötzlich durch geheimnißvollen Einfluß aufgehalten worden und hatte eine Stelle beim franzöſiſchen Geſandten erlangt. Von der nahen Piazza di San-Apoſtoli herüber war Flavio in die Barbierſtube der Via San-Romualdo gekommen, wo er die Zeit und Mühe fordernde Pflege ſeiner Haare vornehmen ließ. Mit dem dummen Baldaſſare Mazza hatte der Schlaue bald Freundſchaft geſchloſſen und mehr noch mit der hübſchen Bianchina, bei deren erſtem Kinde er zu Gevatter ſtand.

„Woher kennen Sie den da drüben ſo genau?" ſagte jetzt sotto voce Flavio zu ſeiner Nachbarin und drückte dabei unſanft ihr Handgelenk.

Der Schmerz goß Röthe in das zarte Geſicht.

„Compare", ſtotterte das Weibchen ſchüchtern, „er beſucht meine Dame."

„Wozu auch dieſen Dienſt annehmen?" fuhr Flavio noch immer mürriſch fort.

„Den Dienſt!" Bianchina ſeufzte. „Weil ich arm bin und die Zeiten ſchlecht ſind! Auch hab' ich meine Freiheit! Heute iſt die Dame in der Oper —"

Ohne auf dieſe Bemerkung etwas zu erwidern, leerte der Burſche mismuthig ein Glas von dem Weißen.

„Adelaida, was hatte das neulich zu bedeuten, daß du deine Stube aufräumteſt, wie es ſonſt niemals geſchieht? Du holteſt Wein und Früchte, bukſt eigenhändig einen Kuchen und deine Mutter ging die Nachbarin zu beſuchen! Wahrſcheinlich, um nicht zu ſtören? Leider mußte ich zur Conteſſa und konnte nicht mehr abwarten, wer mit ſo viel Umſtänden empfangen wurde!"

So ſprach die hübſche Badersfrau und machte, daß bei dieſer Anrede eine derbe Volksſchöne aus

dem geflüſterten Geſpräch emporfuhr, das ſie mit einem friſchen Burſchen an ihrer Seite geführt.

„Ja, Adelaida, beantworte Sera Bianchina's Frage, wer wurde mit ſo viel Grimaſſen erwartet?“ ſagte des Mädchens Nachbar drohend. Es blitzte in den dunkeln Augen, die Hände ballten und griffen unwillkürlich nach einem der Tiſchmeſſer. „Mir galten die Vorbereitungen nicht! Ich kann es der Geſellſchaft verſichern!“ fügte er mit jener bittern Ironie hinzu, die den Stachel des Zorns gegen ſich ſelbſt kehrt.

„Luigi, du wirſt deine Hitze bereuen und du, Bianchina, beſchämt ſein, etwas Schlechtes von mir gedacht zu haben“, erwiderte das Mädchen mit geläufiger Zunge, um mittlerweile Zeit zum Erſinnen einer Lüge zu gewinnen. Wir wollen den Leſern die Unterſuchung überlaſſen, ob der Senator von Bergen es geweſen war, der auf dieſe Weiſe das römiſche Volk ſtudirte.

„Zur Sache! Wer war es?“ verſetzte Luigi mit faſt tonloſer Stimme.

„Ein heiliger Mann!“ entgegnete Adelaida lächelnd und ließ ihre kecken Augen triumphirend im Kreiſe herumgehen. „Fra Fulgentio war es von den Franciscanern! Wer wagt es, noch Schlimmes dabei zu denken?“

Luigi ließ das bereits gepackte Meſſer fahren und in ſeinen Zügen ging eine merkwürdige Veränderung vor. Ihr gewöhnlicher Ausdruck übermüthigen Trotzes wich einem weichen, faſt traurigen.

„Dieſer Fra Fulgentio iſt wirklich ein Santo“, bemerkte ernſthaft Baldaſſare der Barbier, der mittlerweile mit äußerſter Anſtrengung ſeiner Lungenflügel die Cigarre zu einem Bajocco in ſchwaches Glimmen verſetzt.

„Bah! dieſe Santi ſind weiter nichts wie Betrüger und ziehen vor, das abergläubiſche Volk durch allerlei Blendwerk zu täuſchen, anſtatt durch Arbeit ihr Brot zu verdienen!“ ſagte der aufgeklärte Giraud.

„Fra Fulgentio iſt kein Betrüger!“ entgegnete Luigi und die Augen rollten bereits wieder wild. Es drohte ein neues Unwetter in der Stimme des Burſchen.

„Erzähle uns, Adelaida, was der Mönch bei dir machte?“ warf Blanchina raſch dazwiſchen, theils aus Neugierde und theils, weil ſie einem Streit der Männer zuvorkommen wollte.

„Der Santo ſprach viel wunderbare Dinge! Nur vermochte mein ſchwacher Verſtand nicht alles aufzufaſſen! Insbeſondere berührte er die Sündhaftigkeit der Menſchen, das allgemeine Verderben und verkündete das fürchterliche Gericht, welches über die Sünder hereinbrechen würde. Ferner ſagte er, daß er im Traum die unbefleckte Jungfrau geſehen, ſie habe heiße Thränen vergoſſen, und als er ſie um die Urſache gefragt, habe ſie geantwortet, um des Unheils willen, was den Papſt bedrohe. «Gehe zu ihm, Fulgentio, und warne ihn», hat ſie weiter geſprochen, «ich ſehe Feuer unter dem Vatican, zerſtört wird werden zumal das heidniſche Bildwerk und der Statthalter meines Sohnes», worauf die Madonna von neuem geſchluchzt. Fra Fulgentio erblickte noch im Traumgeſicht den Vatican nebſt der Peterskirche in die Luft fliegen und hölliſche Flammen verzehrten die Trümmer! Darüber erwachte er aus Schrecken in Schweiß gebadet“, berichtete Adelaida mit geläufiger Rede. Sie berichtete eine Predigt, die Fulgentio im Coliſeum gehalten hatte.

„Aß der Frate den Kuchen, den du eigenhändig buſt?“ fragte Blanchina, deren Richtung durchaus nicht myſtiſch war, in die Ausrede hineinwerfend.

„Der Appetit des Heiligen erſchien wunderbar!“ betheuerte Adelaida. „Er verſchlang alle Vorräthe und trank noch dazu eine Foglietta Genzanowein. Dabei ſprach er von der Schwachheit der Creatur. Zwar ſei es ihm ſchon nahezu gelungen, das Thier im Menſchen zu bändigen, er ließe es oft drei Tage ohne Nahrung, aber nach ſo einer Faſtenzeit würde dann ſtets das Bedürfniß übermächtig und er müſſe Kräfte ſammeln zur Erfüllung ſeiner Aufgabe.“

„Adelaida lügt wie ein Buch!“ flüſterte Bianchina ins Ohr des Compare.

Dieſer, da die Hörner nicht ihm geſetzt wurden, lächelte ſpöttiſch vor ſich hin. Da er aber trotz allen frechen Weſens feige war, hatte er keine Luſt mehr, Fulgentio anzugreifen, der in Luigi einen ſo warmen Vertheidiger gefunden. Letzterer ſaß noch immer tief in ſich gekehrt. Aber am meiſten Antheil an Adelaida's Erzählung nahm der dumme Baldaſſare, der Barbier. Ihm ſtanden buchſtäblich die Haare zu Berge dabei, bedenklich wiegte er den Kopf.

„Fra Fulgentio iſt in der That ein Heiliger!“ verſicherte er ernſthaft. „Einer meiner Kunden, der im Kloſter Bekanntſchaft hat, erzählte mir, daß der Frate oft wochenlang vor einem Crucifix auf den Knieen liege und während dieſer Zeit nur von Waſſer und Brot lebe. Da hört Fra

Fulgentio auch zuweilen einen Löwen brüllen, kämpft ordentlich mit der Beſtie und beſiegt ſie ſtets, worauf er immer in große Ermattung verfällt. Dieſer Löwe, den außer Fra Fulgentio niemand ſieht, iſt Satanas", ſtotterte der Barbier ängſtlich, und rückte, Schutz ſuchend, näher zu ſeiner Frau.

Plötzlich ſtieß er einen Schrei aus.

„Siehſt du etwa auch einen Löwen?" fragte Flavio lachend. „Ich ſehe blos Giovanni, der uns endlich das Eſſen bringt, worüber ich ſehr erfreut bin, weil «das Thier in mir» auch hungerig iſt, obwol ich es nicht drei Tage ohne Fütterung ließ."

„Der Prior mußte Fra Fulgentio das allzu viele Beten verbieten", nahm Baldaſſare den abgeriſſenen Faden ſeiner Erzählung wieder auf, „dafür lebt dieſer aber auch mit den Heiligen auf dem vertrauteſten Fuß."

„Sie ſprechen von dem Franciscanermönch, deſſen Predigten einen ſo raſenden Zulauf haben!" miſchte ſich der Wirth in die Unterhaltung, da er nun alle ſeine Kunden bedient. „Es hat ſo eine eigene Bewandtniß mit dieſem Fra Fulgentio. Der Sohn eines berüchtigten Räubers ſoll er ſein; als Knabe hauſte er mit ſeinem Vater in den Bergen und nahm bereits im zarteſten Alter Antheil an dem Handwerk des Alten. Einſtmals fiel ein Franciscanermönch in die Hände der Bande, ſpottend wollten ſie den Bettelmönch ziehen laſſen, bei dem ſie keine Beute hoffen konnten, er aber nahm die geſchenkte Freiheit nicht, ſondern blieb bei den Räubern, bis er mit kräftigem Zuſpruch ſie zur Unterwerfung unter die Regierung gebracht. Hernach reiſte er als deren Geſandter nach Rom, den Knaben führte er mit ſich in ſein Kloſter, die Bande löſte ſich auf und einige der jüngern Kinder der Räuber brachte man ins Hospital von San-Michele. Auf dieſe Weiſe ward Fra Fulgentio ein Heiliger; ſonſt wäre er vielleicht ein Galgenvogel geworden wie der Alte!" endete Giovanni und war eben daran ſeinen eigenen Witz zu belachen.

Aber dabei unterbrach es ihn, daß Luigi mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

„Per bacco!" ſchrie der junge Mann. „Kümmere du dich um deine Töpfe, Spießdreher, aber nicht um Leute, die beſſer ſind als du! Mein Vater iſt jetzt ein ehrlicher Mann und mein Bruder trägt das Ordenskleid des heiligen Franciscus mit Ehren."

Ein großes Erſtaunen bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft bei der Ankündigung der unerwarteten Verwandtſchaft.

„Du theilteſt mir ja aber niemals etwas von dieſer Geſchichte mit! Ich hielt dich für einen Waiſenknaben!" wandte ſich Adelaida an den Geliebten, deſſen Tod ſie alle Tage von der Madonna erflehte. Sie war äußerſt erſchrocken, daß ihr Geliebter mit dem Mönch über ſeine fingirte Stärkung Rückſprache nehmen konnte.

„Wir gehen verſchiedene Wege!" murmelte der Burſche faſt düſter und ſtürzte ein Glas Wein hinab, um ſich die Grillen zu vertreiben.

„Ser Luigi, mir kam nicht entfernt in den Sinn, Sie zu beleidigen", betheuerte Giovanni, indem ſich auf ſeinen Zügen ein durch den Contraſt höchſt lächerlicher Ausdruck von Beſtürzung malte. „Welch goldgelber Baccala! Welch ſaftiger Cefalo!" rief er im nämlichen Athem, ſeine Platten mit verliebten Augen betrachtend.

Die Diverſion wirkte. Jeder zog ſeine Portion heran, Meſſer und Gabeln klirrten.

Montanara hatte während der ganzen Zeit die Geſellſchaft des Mitteltiſches beobachtet. Beſonders ruhten ſeine Augen häufig auf Bianchina's hübſchem Geſicht. Nachdem er ſeinen Rombo verzehrt, kam er mit der Foglietta herüber und rückte ruhig einen Stuhl zwiſchen Flavio und Blanchina.

Der Compare Giraud wollte zornig auffahren, als Montanara, ihn ſcharf fixirend, ein faſt unmerkliches Zeichen machte, worauf Flavio Giraud ſich demüthig auf die Seite drückte und den Kopf hängen ließ wie ein gezüchtigter Hund.

Der Cavaliere ſchlug der Geſellſchaft in ſeiner Herablaſſung vor zu ſingen und intonirte ſelbſt mit ſchöner, kräftiger Bruſtſtimme eine bekannte Melodie.

Bald fielen die übrigen ein, beſonders rein und lieblich klang in Montanara's Ohr Bianchina's Alt. Er brach ab und winkte den andern zu ſchweigen.

„Ich votire für eine Solopartie von Sera Bianchina!" ſagte er, ſich artig vor ſeiner Nachbarin verneigend.

Die hübſche Frau zögerte verlegen.

„Erfülle den Wunſch des Cavaliere, Bianchina!" verſetzte Baldaſſare ermunternd.

Der Barbier glänzte gern mit ſeiner Gattin, da er darauf verzichten mußte, es auf eigene Rechnung zu thun.

Verlegen ſuchte Bianchina Flavio's Blick; dieſer aber hielt den Kopf noch immer unmuthig

geſenkt und als errieth er den Grund der Zögerung, bemerkte er blos barſch: „Singen Sie doch, Comare, wozu die Ziererei!“

Es war eine liebliche und zugleich kräftige Stimme, welcher der muſikkundige Montanara mit Vergnügen folgte; nur die Schule fehlte.

Währenddeß alle mehr oder weniger mit Bianchina's Geſang und Montanara's Ermunterung, ſich noch mehr auszubilden und zur Oper zu gehen, beſchäftigt waren, trat ein neuer Gaſt in die kleine Stube. Er blieb in der Nähe des Tiſches ſtehen und lauſchte entzückt dem Liedchen.

Als der Geſang beendet, begrüßte Giovanni mit vielen Worten den ſpäten Ankömmling, der einem wohlhabenden Kaufmann ähnlich ſah, und nannte denſelben Signor Giraldo.

Dieſer fragte höflich, ob er nicht am Tiſch Platz nehmen dürfe bei der Geſellſchaft.

Nach erhaltener Einwilligung ſchob er einen Stuhl zwiſchen Bianchina und Baldaſſare.

„Iſt der Herr vielleicht ein Verwandter von Ihnen, Ser Flavio?“ fragte die neugierige Adelaida, die mit ihren kecken Augen den wohlhäbigen Fremden gemuſtert und ſich ärgerte, daß Bianchina deſſen Aufmerkſamkeit vollſtändig feſſelte.

An der Stelle des Angeredeten, der über einen vielleicht ihm gar nicht angehörenden Namen in Verlegenheit zu kommen ſchien, antwortete der Neuangekommene ruhig: „Ich habe keine Verwandte in Rom, ſondern komme nur Geſchäfte halber zuweilen herüber aus den Marken.“

Giovanni ſetzte ein leckeres Mahl vor den alten Giraldo und eine Flaſche ſeines beſten Weines, wovon letzterer ſeiner Nachbarin einſchenkte und dabei verliebte Erklärungen ihr ins Ohr flüſterte. Er war ein gutausſehender ſtattlicher Mann, ungeachtet deſſen, daß er eine Perrüke trug. Aber die hübſche Badersfrau zeigte ſich ſpröde.

Cavaliere Montanara lachte vor ſich hin und begehrte ſeine Zeche, nachdem er abermals ein kleines Zeichen gegen Flavio und diesmal auch gegen Luigi gemacht.

Die beiden jungen Männer erhoben ſich ebenfalls und nun zeigte ſich wieder eine Glanzrolle Giovanni's. Mit unglaublicher Schnelligkeit rechnete er die Zeche vor, wobei ihm niemand zu folgen vermochte; irrte er ſich Summa Summarum um einige Bajocchi zu ſeinen Gunſten, ſo möchte es für den ſeltenen Fall der Entdeckung als Uebereilung gelten.

Montanara trat hinter Signor Giraldo und ſprach leiſe: „Ich vermag zu ſchweigen, caro padre!“

„Schurke“, erwiderte der Pſeudokaufmann etwas lauter, „erſt heute entdeckte ich neuerdings einen deiner ſchlechten Streiche! Beſuche mich morgen früh, du ſollſt mein Ultimatum vernehmen. Hörſt du! Wenn du diesmal nicht gehorchſt, dann ziehe ich meine Hand ab von dir, unbekümmert um deine ſchlimme Zunge und die Galeere, welche dich erwartet!“

„Adelaida, ich habe ein Geſchäft in der Nachbarſchaft und muß dich daher mit Sera Bianchina nach Hauſe gehen laſſen.“

Ohne jemand zu grüßen oder ſein Fortgehen zu erklären, verließ der rohe Flavio die Oſteria delle Fratocchie.

Draußen trafen die drei jungen Männer zuſammen.

Der Cavaliere war in einen tiefen Strom düſterer Gedanken verſunken. Er wußte, daß er die eben von ſeinem Vater, dem Prälaten Conſalvo, vernommene Drohung durchaus nicht verachten durfte. Des Abenteurers Lebensſchifflein war wieder einmal von Klippen und Strandung bedroht, indeſſen raffte er ſich gewaltſam empor. Es lag ihm alles daran, ſeine Erfolge bei Gräfin Aarberg nicht zu verlieren. Scheu blickte er ſich um, ob ihm der Biſchof folgte, der ihn lieber in ſeinen Spelunken aufſuchte, als daß er ihn in ſeinen Palaſt kommen ließ.

Conſalvo blieb gelegentlich auch einmal bei zwei ſo hübſchen jungen Frauen.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ein Jahresrückblick.

Von W. Wegener.

Der Sommer iſt vorüber. Die Ernte iſt in den Scheuern geborgen. Der Herbſt hat begonnen und fängt an, ſeine bunten Kleider anzuziehen.

Wald und Flur ſind ſtill. Nur hier und da lockt noch ein Vögelchen im buſchigen Zaun oder im Obſtgarten, ſpähend nach verſpäteten, vergeſſenen Kirſchen oder nach dem reifenden Wein. Die Staare kehren von ihren weiten Ausflügen zu Felde zu den gaſtlichen Höfen zurück und zwitſchern noch leiſe früh und abends vor dem Neſtkaſten ſitzend, als wollten ſie ſich die vergangene Frühlingswonne noch einmal zurückrufen; aber ſie ſitzen dabei ſtill, ſie ſchlagen nicht mit den Flügeln, wie ſie es zur Zeit des Lenz-

Digitized by Google

mondes thaten; gleichwie der Greis in einſamen Stunden nochmals die Lieder ſeiner Jugend und die Melodieen längſt veralteter Tänze vor ſich hinſummt.

Die Störche haben uns ungewöhnlich früh verlaſſen! Dieſe Erſcheinung regt uns an, einen Rückblick auf die Ankunft unſerer befiederten Freunde zu geben, wie wir ſie dieſes Jahr beobachteten, vielleicht auch für weitere Kreiſe Veranlaſſung zur Beobachtung der Natur, die niemals ohne praktiſchen Nutzen iſt.

Noch deckte das weiße Leichentuch unſere Fluren und die Fichten und Tannen ſenkten ihre Zweige zur Erde unter der ungewohnten Laſt des maſſenhaften Schnees, da ſtrichen die Amſeln bereits liebkoſend durch die Büſche und kämpften um ihre Weibchen. Die Lerche, der erſte liebe Bote des kommenden Frühlings, erſchien pünktlich zur Zeit der Lichtmeſſe und auch die im Käfig überwinterten Lerchen in finſterer, rußiger Stube ſtimmten am ſelbigen Tage dieſes Jahres gleichſam ihre Inſtrumente. Es ſind nur einzelne gezogene Töne, die die Lerche zuerſt von ſich hören läßt, aber ſie ergötzen das Ohr mehr als ein kunſtvolles Concert, ſie wirken gerade durch das Erwecken der Ahnung mächtig auf die Menſchenſeele.

Meine Lerche hat heute geſtimmt, ſagt der arme Handwerker, der, im Hinterhauſe wohnend, das ganze Jahr weder Sonne noch Mond ſieht, die ganze Wonne des Frühlings zieht durch ſeine Bruſt, er kennt die Frühlingsluſt nur noch aus ſeiner Jugend, als er mit dem Ränzel und dem Stabe als Wanderburſch frei das Vaterland und die Fremde durchmaß. Jetzt kommt er nicht mehr heraus aus der großen Stadt, aber die Stimme der Lerche am Lichtmeßtage verheißt ihm kommende leichtere Zeit, denn wir hatten ja einen überaus ſtrengen Winter. Da kamen denn auf ein paar Wochen im Februar und März warme ſonnige Tage. Wir hatten 18—20 Grad Wärme. Die Lerche jubelte unter dem blauen Himmel und auch die Amſel flötete des Morgens und Abends von den Gipfeln der noch kahlen Bäume und der Dächer. Am 18. Februar ſchlug der Finke und die grauen Bachſtelzen ſuchten nach Gewürm am Ufer des Fluſſes und der Bäche. Die andern Sänger aber blieben noch aus, trotz der freundlichen Tage. Auch ließen die Störche lange auf ſich warten, denn meiſtens kommen ſie Ende Februar oder Anfang März. In Dresden kommen ſie auf dem rechten Elbufer in der Neu- und Antonſtadt zwei bis drei Wochen früher an als in der Altſtadt. Das hängt jedenfalls mit der wärmern Lage dieſes Theils zuſammen. Auch die frühen Erzeugniſſe des Gartens, wie z. B. Radieſe, Spargel werden in der hoch auf ſandigem Boden gelegenen Antonſtadt zwei bis drei Wochen eher zu Markte gebracht als in der Altſtadt. Ich vermuthe, daß ſich dann die Staare aus der Neuſtadt vertheilen und nun erſt nach der altſtädter Seite, auf das linke Elbufer, kommen.

Inzwiſchen ſchwollen die Knospen zum Brechen, grüne Blätter trieben der Hollunder und das Geißblatt. Die Augen am Weinſtock bekamen Leben, voreilige Blumen ſteckten das bunte Köpfchen aus dem ergrünenden Raſen. Jener eigene Wohlgeruch weitbegraſter Flächen erfüllte die Luft, die Inſektenwelt regte ſich und nun am 18. März erſchienen die Störche in der Gegend von Magdeburg, Halberſtadt, Egeln. Hier und da fand man ſchon junge Vögel (Sperlinge). Viele Leute erwarteten gewiß ein zeitiges Frühjahr, aber es ward uns nichts geſchenkt; der gefürchtete Nachwinter trat ein, unſere Freude dauerte nicht lange, der Himmel hüllte ſich wieder in düſteres Grau und ſchüttete von neuem große Schneemaſſen aus und geberdete ſich, als wolle er ſich trotz der höher und höher ſteigenden Sonne niemals wieder vertreiben laſſen. Lerchen, Staare und Störche waren zu voreilig geweſen und die Staare verließen die Gegend wieder; ſonſt harren ſie wol einige Tage aus. Dies konnte uns ein Zeichen ſein, daß der Nachwinter längere Zeit dauern werde; auch waren die Störche noch nicht überall eingetroffen.

Am 14. April, vier Wochen ſpäter, nachdem ſich das Wetter gebeſſert hatte, zogen nachmittags gegen 2 Uhr zwei große Flüge Störche niedrig über die Stadt, in der ich wohne, hoben ſich höher und kreiſten dann gerade über der alten Elbbrücke. Es waren wol einige funfzig. Hier kreiſten ſie einige Minuten und theilten ſich in zwei Schwärme; der eine hielt kreiſend an, während der andere eine neue Spitze bildete und ſich dann abziehend gegen Abend wandte; der andere Theil bildete dann auch ein neue Spitze, und als der erſte ſo weit entfernt war, daß er faſt dem Auge entſchwunden, zog dieſer in nordweſtlicher Richtung, wie er angekommen, weiter. Dieſe waren noch zu ſehen, da kam ein anderer Zug, über 40 Mann ſtark; dieſer hielt in derſelben Richtung und ſammelte ſich kreiſend gleichwie der

erſte auf demſelben Punkte, bildete auch eine neue Spitze und ging ebenfalls in nordweſtlicher Richtung weiter. Dieſen folgte nach Ablauf einiger Minuten ein dritter Zug, 35 zählend; auch dieſe hielten ſich kreiſend auf demſelben Punkte, bildeten eine neue Spitze und zogen weiter gegen Norden. Gegen 5 Uhr wurde am ſelbigen Tage noch ein ſolcher Zug beobachtet. Die größern Züge mögen ſich wol immer, wenn ſie die Alpenpäſſe hinter ſich haben, in immer kleinere und kleinere Schwärme abſondern. Wir ſehen, die Störche treffen nicht ſo beſtimmt ein wie die Lerchen und Staare. Wir haben dieſes Jahr beſtimmt beobachtet, daß das Ankommen einen Zeitraum von vier Wochen einnahm; ſollten die letztern wol ein beſtimmteres Vorgefühl des kommenden Nachwinters gehabt haben als die erſtern? Ich weiß einen Fall, wo zu früh angekommene Störche auf dem Neſte erfroren ſind.

Nach dem Volksglauben ſoll die Schwalbe, die Rauchſchwalbe, am Charfreitag kommen. Ein einziges mal weiß ich, daß es ſo getroffen hat; dann bemerkt' ich's nicht mehr. Einzelne Paare zeigten ſich in dieſem Jahre Mitte April, aber „Eine Schwalbe macht keinen Sommer", heißt es. Die Hauptzüge kamen erſt im Mai.

Der Pfingſtvogel, Pirol, in Norddeutſchland Vogel Bülow genannt, ſoll zu Pfingſten kommen; aber „Pfingſten, das liebliche Feſt", war da; es regnete und ſchneite ſogar, unſer gelb und ſchwarz gekleideter Vogel war nicht erſchienen, er richtete ſich nicht nach dem Kalender; erſt am Ende des Monats Mai ließ er ſeine ſo angenehm tönende Stimme vernehmen.

Die Wachtel und der Wachtelkönig, letzterer auch Wieſenknarre und Raſenſchnarcher vom Volke geheißen, ließen ſich zum erſten male am 12. Mai hören. Rothkehlchen, Grasmücken kamen ein wenig früher als die Schwalben; ſonſt kommen ſie oft drei Wochen eher an. Auch die wilde Taube verſpätete ſich und ließ uns recht lange ihren Lockton vermiſſen, der ſo traulich durch die Buchen und Eichen klingt.

Die Zeit, wo dann endlich alles ſingt und jubilirt, währt nicht lange. Bald iſt alles wieder ſtill. Das Rebhuhn lockt das kleine Volk zuſammen; in der Flur knallt hier und da das todbringende Rohr. Wenn die erſte Garbe im Felde ſteht, ſchweigt die Lerche. Dieſes Jahr begann die Roggenernte im Elbthale der dresdener Gegend am 24. Juli, aber die Lerchen hörte man nicht mehr, ſie ſchwiegen ſchon ſeit dem 17. Juli, ebenſo die Finken. Andere Jahre laſſen ſie ſich noch bis Anfang Auguſt hören. Dagegen ſang die kleine ſchwarzköpfige Grasmücke noch munter in den Gebüſchen und auch der Goldammer ließ ſeinen kurzen, uns im Februar ſo lieben Geſang nochmals ertönen, denn er baute und ſein Weibchen brütete noch einmal im Juli. Auch die Wachtel und der Pirol ließen ſich noch bis Ende Juli hören. Manche Jahre ſind die Sänger ſchon zu Johannis verſtummt, bleiben aber doch bis zum Herbſte noch bei uns.

Den erſten Zug abgehender Störche beobachtete man am 9. Auguſt, wo er in der alten Wendenſtadt Budiſſin (Bautzen) auf den Dächern des Schloſſes und der Stadt raſtete. Acht Tage ſpäter bekamen wir von andern Orten Nachricht, daß die Störche abgezogen ſeien; doch konnten uns noch nicht alle verlaſſen haben, denn es wurden um dieſe Zeit noch junge Störche eingebracht, welche erſt acht Tage darauf vollkommen flugfertig waren. In manchen Jahren zog er ſchon mit Ende Juli ab. Doch geſchieht der Rückzug langſamer als die Ankunft. Beim Rückzug werden hier und da Raſttage gehalten. Dieſem lieben Vogel, von deſſen Familienleben ſo viel erzählt wird, in deſſen Handlungen man ſo viel Menſchliches hineinlegt und der auch wirklich vieles aufzeigt, was uns über den nothwendigen Naturtrieb hinauszugehen ſcheint, wollen wir noch einige Worte zum Abſchied gönnen.

Es wird geſagt, daß er für die ihm freundlich gebotene Herberge, für das alte Wagenrad, das ihm zum Neſtbau auf dem Dache oder Schornſtein zurechtgemacht wird, ſeine Abgaben freiwillig gebe, ſeinen Zins ſteuere. Das erſte Jahr gibt er ein Junges, das zweite Jahr ein Ei, das dritte Jahr eine Feder. Ueberall, wo Vögel bauen, findet man einmal ein Junges, welches aus dem Neſte gefallen, oder auch ein Ei, das überzählig von den Vögeln ſelbſt herausgeſchafft wird. Federn finden ſich noch öfter. Aber das Volk dichtet ſich gern etwas zuſammen. Wenn das Haus brennt, wo er niſtet, ſoll er im Schnabel Waſſer herbeibringen und löſchen helfen.

Was die Gattentreue betrifft, ſo hat man in Strasburg und in einem Dorfe bei Solothurn die Beobachtung gemacht, daß die Störchin ihrem Manne untreu geworden iſt und beide, der Liebhaber und die Störchin, den Mann getödtet haben. Man hat aber auch beobachtet, wie der Verführer getödtet worden iſt. (Vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd", N. F., Bd. V, S. 190.)

Als der Landſchaftsmaler G. Papperitz und ich im Deſſauſchen Stromlen machten, wo ſich noch prächtige Eichenwälder befinden, erzählte ein namhafter Gutsbeſitzer, er hätte dem Storchenpaar, das auf ſeinem Gehöft niſtete, die Eier genommen und dafür Enteneier untergelegt. Die Störchin, welche allein brütet, brachte die Eier aus. Komiſch ſoll ſich die Verwunderung der Aeltern über ihre Kinder ausgenommen haben. Das Männchen hat die Sache aber nicht ſo einfach hingenommen; durch Klappern rief es die Störche der Nachbarſchaft zuſammen; ſie kamen, beſahen die Jungen, klapperten mit den Schnäbeln und tödteten — die Störchin mit ſammt den Jungen! Das iſt die einfache Thatſache. War es der unbegründete Verdacht der Untreue, der ſie tödtete, oder die Strafe für die Sorgloſigkeit einer Mutter?

Das Aufziehen von fremden Thieren kommt unter allen Klaſſen einzeln vor. Wie freuen ſich die Grasmücken, Rothkehlchen, Bachſtelzen über das eingeſchmuggelte Kukuksei! Aber ebenſo kommt es bei Thieren und Vögeln vor, daß ſie das fremdartige Junge nicht liebend aufnehmen, ſondern ſofort tödten. Wollen wir ſagen, daß die Störche, gefräßige Thiere wie ſie ſind, die Enten aus Eßgier getödtet? Warum dann die Störchin? Neu wird vielen unſerer Leſer ſein, daß der berühmte Naturforſcher Karl Vogt in Genf bei ſeinen Vorleſungen über „Nützliche, verkannte und verleumdete Thiere" den Storch unter die unbedingt ſchädlichen Vögel rechnet! Er ſagt, nachdem er ihm die Vertilgung der Fröſche, Schlangen, Maulwürfe, kleinen Vögel zum — Vorwurf macht: „Der Nutzen alſo, den der Storch dem Menſchen bringt,

und thäte man hundert Laternen anzünden!
iſt wahrlich nicht zu finden."

Wir wiſſen nicht, ob wir dieſen Ausſpruch unterſchreiben ſollen. Bleibt von dem, was uns den Storch werth macht, wirklich nichts übrig als nur ſeine Romantik, ſeine Naturmagie? Um ihn wenigſtens als poetiſchen Vogel zu retten, erwähnen wir ſeiner Liebe zur Muſik. In Landau in der Pfalz ſammelten ſich jederzeit die Störche der Umgegend, wenn die Wachtparade ſpielte. Sie kreiſten tief über dem Platz, ſolange die Muſik dauerte, und zerſtreuten ſich, wenn die Muſikanten abzogen. Wären ſie nur aus Neugier über das Ungewöhnliche gekommen, ſo würden ſie auch den Soldaten folgen, wenn ſie marſchiren. Sie wollten das Concert mit anhören.

Die Schwämme des Mittelländiſchen Meeres.

Unter den Hülfsmitteln, die für den primitivſten und zugleich wichtigſten Theil der Toilette, die Hautpflege, namentlich beim zarten Geſchlecht, noch mehr aber für die Reinlichkeitspflege der Kinder unentbehrlich ſcheinen, ſpielt der Bade- oder Waſchſchwamm ein Hauptrolle. Dr. Reclam in Leipzig hielt darüber vor einiger Zeit eine Vorleſung.

Die Naturgeſchichte dieſes täglich gebrauchten nützlichen Gegenſtandes iſt im ganzen noch wenig ergründet worden, ja man war ſogar lange zweifelhaft, ob derſelbe dem Thier- oder Pflanzenreiche entſtamme. Die neuere Naturforſchung hat jedoch entſchieden, daß der Badeſchwamm nur das lebloſe Gehäuſe vieler Tauſende von Schwammthierchen iſt, die, ſobald der Schwamm aus dem Meerwaſſer herausgefiſcht worden, aus demſelben herausgewaſchen werden. Dieſe Thierchen, welche der unterſten Stufe des Thierreichs, den Amorphozoen oder geſtaltloſen Thieren, angehören, erfüllen und umgeben im Meere den Schwamm mit einer gallertartigen, zitternden Maſſe, von der er, aus dem Waſſer kommend, ſofort und unter Zuſatz von etwas Kalk, um ihm die bekannte und beliebte hellgelbe Farbe ſtatt der urſprünglich ſchmuzig dunkeln, faſt ſchwarzen zu geben, ſorgfältig gereinigt wird. Geſchieht dies nicht, ſo trocknet der Schwamm zu einer ſchwarzen, hornartigen und unbrauchbaren Maſſe ein. Dagegen iſt der Sand, den man meiſt in den durch den Handel zu uns gelangenden Schwämmen findet, erſt künſtlich nach jener Reinigung und zwar in betrügeriſcher Abſicht eingeführt, um ihr Gewicht ſchwerer zu machen, das bekanntlich, nächſt der Feinheit, ſchönen Form und paſſenden Größe, den Preis beſtimmt. Während der Betrug ſich früher begnügte, 5—10 Procent Sand in die Schwämme einzupreſſen, hat die fortgeſchrittene Induſtrie auch hier, namentlich bei den Schwämmen aus Griechenland, einen Aufſchwung bis zu 90, ja 94 Procent Sand genommen, ſodaß nach gänzlicher Entfernung dieſes Sandes nur noch 6—10 Procent reiner Schwamm übrig bleibt.

Die in Europa bekannteſten und gebräuchlichſten Schwämme ſind diejenigen, welche an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres gefiſcht werden. Von dieſen ſind die an der Küſte Syriens von Tauchern aus großer Tiefe emporgebrachten ſyriſchen Schwämme die beſten und werthvollſten.

Die Schwammfiſcher werden gewöhnlich bald kränklich und bruſtleidend, bedürfen einer langen Erholung und tauchen deshalb blos in den Sommermonaten, während ſie im Winter vom Verdienſt des Sommers leben. Die Schwämme von Nauplia, welche nicht in der Tiefe des Meeres gefiſcht, ſondern durch an langen Stangen befeſtigte Meſſer vom Geſtein abgelöſt und herausgefördert werden, ſind härter, ſteifer und weniger elaſtiſch, auch durch die bei dieſer Fiſchereimethode erhaltenen Löcher und Riſſe weniger werthvoll als die ſyriſchen. Die Schwämme von Patraſſo, von feinporigem, wenig dauerhaftem und elaſtiſchem Gewebe, an der Wurzel ſchwach und meiſt rothgefleckt, daher werthloſer als jene, kommen wegen ihrer Kleinheit nicht abgeſondert in den Handel, ſondern werden unter die beiden vorbenannten Sorten gemiſcht. Ebenſo die Bogafiſchſchwämme, die im Bosporus gefiſcht werden und ebenfalls klein, wenig dauerhaft und elaſtiſch ſind, dabei ein mehr haariges und graues Ausſehen haben. Eine beſſere Sorte ſind die dalmatiner Schwämme; nur ſelten von bedeutender Größe, doch ſtarker Textur, meiſt an der Wurzel gefärbt; ſie ſind jedoch bei weitem nicht ſo weich wie die ſyriſchen. Ihre Heimat iſt die Küſte von Dalmatien und Iſtrien. Die von der letztern ſind ſtärker rothgefleckt und weniger compact. Die berühmteſte und theuerſte Form der feinen Sorten iſt die der Champignons oder Glockenſchwämme. Dieſe wachſen nur in einzelnen Gegenden Griechenlands und ihr eigenthümthümliches Wachsthum wird der abwechſelnden Strömung des Waſſers bei Ebbe und Flut zugeſchrieben. Die beliebteſte Größe iſt die von 1—3 Loth Gewicht.

Außer dieſen vorzugsweiſe zum Waſch- und Badegebrauch dienenden Schwämmen liefert das Mittelländiſche Meer noch die griechiſchen Zemoccaſchwämme, welche im Anſehen den gewöhnlichen Badeſchwämmen gleichen, ſich von dieſen aber durch ihre dunkelgelbe Farbe und anders geſtaltete Poren unterſcheiden, auch viel härter und ſteifer beim Gebrauch, aber weniger dauerhaft ſind. Ferner die Griechenland angehörenden Pferde- oder Wagenſchwämme, die ſich durch ihre Größe, durch ein feſtes, etwas härteres Gewebe und ſehr große Poren auszeichnen.

Anregungen.

B. Auerbach's Volkskalender.

Neun gedruckte Bogen dürften ein zu geringer Umfang für einen Kalender ſein, deſſen Herausgeber Anſprüche machen darf, den Leſer länger als einige Stunden zu feſſeln. Wozu dieſe Kalender, wenn ſie nicht dem Hauſe eine längere Unterhaltung und Anregung gewähren?

Die kleine Erzählung: „Die Frau des Geſchworenen", iſt nicht frei von dem ſeltſamen Lehrton, den der Herausgeber in neuerer Zeit in ſeinen novelliſtiſchen Mittheilungen anzuſchlagen pflegt; doch entbehrt ſie keinen der bekannten Vorzüge der Auerbach'ſchen Muſe. An einer beſtimmten Stelle begegnen ſich faſt immer die angelegten Conflicte mit ergreifender und wohlthuender Wirkung. So hier in dem Entſchluß einer Frau, die ihren Mann mit Abneigung als Geſchworner in die Stadt ziehen ſieht und ihn dann doch ſelbſt abholt, um Zeuge ſeiner öffentlichen Belobigung zu werden. Die kleine Mittheilung: „Der Prellſchuß", erhebt ſich kaum bis zur Anekdote und blieb uns in ihrer eigentlichen Abſicht unverſtändlich. „Der letzte Hofmops", von einem ungenannten Verfaſſer, gehört, ſcheint es, mit ſeinen für die vorangegangenen beſonders zarten und ſinnigen Bilder von Paul Thumann faſt zu groben Holzſchnitten den „Fliegenden Blättern" an.

Die Aufforderung: „Wirf deine Sorgen ab!" von E. Engel, erwähnten wir neulich ſchon. Die Mahnung, ſich in Verſicherungskaſſen einzukaufen, iſt beherzigenswerth, ſo ſehr auch die Aufzählung aller der Lebensfunctionen und Lebensverbindlichkeiten, für welche hier die Verſicherung empfohlen wird, die Menſchheit in dem traurigen Bilde eines an Krücken Dahinwandelnden darſtellt. Virchow's Betrachtungen über Fleiſchbrühe ſcheinen nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen, ob wir wirklich recht haben, ſo viel Vertrauen auf Bouillon zu ſetzen; jedenfalls ſind ſie dem Vegetarianismus nicht unhold und mögen für die übermäßige Empfehlung des Fleiſches durch unſere der Blutarmuth ſteuernden Mediciner als heilſame Reaction dienen. Karl Andree ſpricht, ſchwung- und kenntnißreich wie immer, über das zeitgemäßeſte deutſche Thema: „Flotte und Flagge"; Berthold Sigismund in ſeiner feinen, dem Leben, der Natur und dem Menſchenherzen lauſchenden Beobachtungsart über das Treiben im mitteldeutſchen Walde; A. Bernſtein, der klardenkende und an Geſichtspunkten ſeiner publiciſtiſchen Thätigkeit ſo vielſeitige Verfaſſer der Leitartikel in der „Volkszeitung", gibt ſinnige Beobachtungen über „Verlorene Dinge". Zuletzt kehrt das Wort an den Herausgeber zurück, der über den bevorſtehenden Fichtetag und das Schützenfeſt in Gotha ſich äußerſt wohlmeinend, herzlich und vielleicht nur etwas zu ſehr in einem gewiſſen Feſtſprecherton äußert, der uns auf die

Tribüne mit ihren auf weithin schallenden Effect berechneten Redeformen, nicht in die stille Kammer des sinnend und betrachtungsvoll arbeitenden Schriftstellers versetzt.

Neue Romane und Novellen.

XXIV.

Unter dem Titel: „Allerweltsgeschichten", hat Feodor Wehl eine neue Novellensammlung veröffentlicht (Breslau, Trewendt, 1861). Es sind rasch entworfene, mit geschickter Feder ausgeführte Bildchen und Skizzen. Vertiefung seiner Stoffe, Durchbildung und Entwickelung seiner Charaktere hat der Autor nicht versucht, dagegen ist die rasche, lebendige, in der ersten Skizze: „Das Duell mit der Maske", fast athemlose Darstellung zu loben; sie hilft den Leser über Unwahrscheinliches, übertrieben Phantastisches hinweg und erzählt es eben wie etwas — Alltägliches. Ruhiger gehalten und künstlerischer abgerundet sind die beiden Skizzen: „Diana Brancacci" und „Die Mutter", deren Stoff und wesentliche Anordnung Wehl den trefflichen „Beiträgen zur italienischen Geschichte" Alfred von Reumont's verdankt. Das Grauenhafte und Seltsame waltet in allen diesen anziehenden Gaben vor.

„Bis zum Abgrund", Roman von Adolf Stern (zwei Bände, Leipzig, Hübner, 1861), rührt von einem Autor her, der sich unter den epischen Dichtern der Gegenwart, die, da die Zeit des Epos vorüber ist, ihre Erzählungen in Versen „epische Dichtungen" nennen, wie die Musiker der Zukunft statt Symphonieen „symphonische Dichtungen" schreiben, einen bekannten Namen erworben hat. Lob und Anerkennung fand sein „Jerusalem". Das Talent Stern's scheint eines großen, bedeutenden Hintergrundes zu bedürfen, um ihn reproducirend seine Kraft und seinen Schwung entwickeln zu lassen. Der vorliegende Roman hat eine Aehnlichkeit mit den Strömen, die in viel hundert kleinen Mündungen im Sande verrinnen. Ein junger Dichter, der durch die Liebe zu einer polnischen Fürstentochter aus beschränkten Verhältnissen gerissen, durch alle Wechsel des vornehmen Lebens geführt wird und sich endlich vor dem Fall wiederfindet, eine reiche Kaufmannstochter heirathet und ein berühmter Mann wird, bildet den Mittelpunkt des Buches. Die eigentlichen Vorfälle des Romans sind weniger bedeutend, die Personen erscheinen nicht in voller, frischer Natürlichkeit, noch in poetischer Wärme und Verklärung; viel gelungener, reifer, zuweilen reich an treffenden Gedanken sind die Gespräche, die sich in der Weise Tieck's, mit glücklicher Ueberwindung von Meister Ludwig's gezwungenem Witz, über die Kunst, das Leben und die Verhältnisse verbreiten und überall eine gemäßigte, anerkennenswerthe Gesinnung verrathen. Die Naturschilderungen sehen aus wie Stereoskopenlandschaften ohne Farbe. Stirbt denn, fragt man unwillkürlich, wenn man an so viel schöne Seiten in „Jerusalem" denkt, in der Darstellung des modernen Lebens die Poesie unserer Lyriker unerbittlich wie vom Schlagfluß getroffen? Auch bei manchem andern trefflichen Namen steht die Fähigkeit, sich in der Novelle oder im Roman zu bewähren, hinter seinen Leistungen in gebundener Rede zurück.

„Maria Glorioſa", historischer Roman von Karl Vorberg (zwei Bände, Salzkotten, Sobbe, 1860). Gut gemeint; eine deutsche Geschichte aus den Befreiungskriegen; Maria Glorioſa der Name einer Glocke des Doms zu Erfurt.

„Mareili" von Th. Meyer-Merian (Leipzig, J. J. Weber, 1860) — eine jener endlos ausgesponnenen Dorfgeschichten, deren Kapitelüberschriften allein schon die innere Leerheit dieser ganzen moralisch-ästhetisirenden Bauernpoesie andeuten.

„Aus den Schweizerbergen" von Franz von Sonnenfeld (Glogau, Flemming, 1861), bringen kleine, ganz lebhaft erzählte Geschichten und Anekdoten, die jedoch auf dem Terrain, dem die Schilderungen entnommen sind, mehr Anklang finden dürften als bei der allgemeinen Lesewelt.

Gedichte

von Hugo Oelbermann.

III. Die Höhe.

Will der Worte leerer Schall,
Will des Thales Luft dich drücken —
Einen Hügel überall
Gibt es noch für dein Entzücken!

Der Begeist'rung Glut verhöhnt
Ewig das gemeine Leben;
Die mit Niederm dich versöhnt —
Diese Höhe muß es geben!

Eine Höhe muß es sein,
Wo die Gluten nicht erkalten!
Wo ob allem, was gemein,
Deinem Geist der Sieg behalten.

IV. Ein letztes Lager.

Ein bleicher Schatten an der weißen Wand —
Der Schritt ist lautlos, aber wohlbekannt!
Ein Auge wacht ob seinem glühen Hirne,
Ein kühles Händchen ruht auf seiner Stirne.

Die Liebe heiligt seinen Todeskampf,
Kein flaches Trostwort stört den letzten Krampf;
Den letzten Weg erschwert kein lautes Weinen,
Nur weiche Finger zittern in den seinen.

Nur leise wärmt — der Engel senkt sich nieder —
Ein heißer Tropfen die erstarrten Glieder;
Noch einmal ruht ihr Auge in dem seinen —
Und ihm ist wohl und sie — darf weinen, weinen!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Tage von Compiègne. — Kaulbach's Goethe-Galerie. Von Arnold Schlönbach. — Von den Goldinseln. — Briefwechsel.

Die Tage von Compiègne.

Europa lebt wie über Pulverminen. Lächelnde Begrüßungen, Händedrücke, Feste — und jeder denkt an Erfurt und das „Parterre der Könige"! Heute noch Bälle, Paraden, Talma beklatscht von Alexander und Napoleon — morgen der Uebergang über den Niemen und der Brand von Moskau! Was ist Wahrheit und sichere Bürgschaft für die Zukunft?

König Wilhelm I. von Preußen hatte nie Sympathie für Napoleon III. Schmeicheln aber dürfte es ihm doch, einen klugen und mächtigen Mann zu sehen, der sich so außerordentlich viel Mühe gibt, ihm seine politische Bedeutung als Zunge an der Wagschale Europas vorzuführen und Lehrstunden über praktische Politik zu geben. Es wird ihn schon überraschen, den Mann des 2. December immermehr als einen andern kennen zu lernen, als ihn für Deutschland „Kladderadatsch" fixirt hat. Noch mehr, er wird die Ruhe bewundern, die sich der Erwählte von sieben Millionen in seinem Lande schuf. Auch von Preußens schöner, jungfräulicher Armee werden ihm die kriegerischen, wettergebräunten Offiziere in den rothen Hosen viel Schmeichelhaftes gesagt haben.

Der Cursus in praktischer Politik, den etwa Napoleon III. zwischen der Suppe und dem Rindfleisch in Compiègne hielt, lautete ohne Zweifel:

„Sire, ich bewundere und achte die außerordentliche Ehrlichkeit und Offenheit Ihrer Denkweise! Auch Sie besitzen jene Pietät, die Ihren Vorgänger in Sanssouci, Ihren geistreichen Bruder, zum Sklaven des Fürsten Schwarzenberg machte! Auch das Gefühl der Waffenbrüderschaft, das Sie für die schöne und tapfere, nur allzu schlecht organisirte österreichische Armee besitzen, hat meine ganze Sympathie! Wollte Gott, wir könnten alle Kameraden sein und so wie einst unsere Ahnen in den Kreuzzügen unsere Tapferkeit nur auf den Wällen von Jerusalem zeigen! Mein ganzes Herz hängt an den schönen Siegen, welche die christliche Civilisation in China erfocht. Warum hindern uns Rußland und England, daß wir nicht in Syrien dasselbe Kreuz aufpflanzen, welches auch in Berlin und Sanssouci von je so hoch verehrt wurde? Aber, Sire, die Welt ist unvollkommen. Die Sprache der Ehrlichkeit ist ein Verbrechen, den Unehrlichen gegenüber. Lassen Sie ab von diesem System der Schonung und Pietät! Ergreifen Sie die Zügel Deutschlands! Lächeln Sie nicht, Sire! Ich begehre darum für Frankreich nichts; ich habe nur in meiner Jugend, wie andere in Frankreich auch, die Träume vom Rhein geträumt; ich bekenne wol auch noch jetzt mit nüchterner Ueberzeugung, daß, da wir nun einmal das Elsaß und Lothringen besitzen, die Arrondirung unserer natürlichen Vertheidigungslinien durchaus mangelhaft ist und Saarlouis und Landau kaum von uns entbehrt werden können; aber auch diese Ueberzeugung unterdrücke ich, mein Sinn ist vollkommen ohne Begehrlichkeit. Nur den Zustand Deutschlands im großen und ganzen haff' ich! Ich hasse ihn, weil die deutschen Fürsten (ces grands-ducs et roitelets) eine unausgesetzte Conspiration mit Oesterreich unterhalten, die öffentliche Meinung in Deutschland verwirren, die Zustände Italiens zu keiner Beruhigung kommen lassen und persönlich gegen mich voll Dreistigkeit und mit wenigen Ausnahmen, etwa Darmstadt, voll Unzuverlässigkeit sind. Solange nicht Preußen Herr von Deutschland ist, zieht Oesterreich unausgesetzt seine beste Kraft, die Kraft der Unentschlossenheit und Anarchie Deutschlands, aus diesem Lande, das ich liebe und verehre; denn meine ganze Bildung ist deutsch. Welchen Vorschub leistet Baiern Rom und dem Königreich Neapel bis diesen Tag! Wie rücksichtslos sprach sich ein kleiner Fürst, wie der von Nassau, beim Beginn des italienischen Kriegs gegen meine und Sardiniens Sache aus! Glauben Sie mir, Sire, mit den Interessen Ihrer Dynastie, der Dynastie Friedrich's des Großen, der ein Franzose von Geist und Aufklärung war, kokettiren deutsche Fürsten, die darum dennoch im geheimen ihre Verbindung mit Wien unterhalten, mit Wien, das ihnen die Bürgschaften ihres dauernden Bestandes bietet! Geben Sie diese «Pietät» von Sanssouci, diese Schonung überlebter Zustände, diese nach dem Siebenjährigen Kriege kaum glaubliche Empfänglichkeit für das kaiserlich österreichische Prestige auf! Reformiren Sie Deutschland! Befreien Sie die Welt und vor allem Frankreich und Italien von einem Herde unabläßiger Intriguen! Schaffen Sie eine einzige große deutsche Politik und seien Sie versichert, daß ich alles thun werde, um Ihnen dabei den Rücken zu decken! Ich übernehme es, wegen Dänemark Schweden sowol wie England in Schach zu halten. Selbst Rußland soll Sie gewähren lassen, wenn Sie vollbringen, was, wie Ihnen der «Nationalverein» zeigt, die Sehnsucht des ganzen Deutschland ist!"

Nicht unwahrscheinlich hat Napoleon III., und vielleicht noch dazu sogar in deutscher Sprache, so in Compiègne gesprochen. Man erzählt, der König von Preußen hätte zugesehen, wie sechzig Hunde auf der Jagd einen frischgeschossenen Hirsch verzehrten. Wir

möchten faſt verſichern, der edle und gefühlvolle Fürſt war ſo in den Curſus der praktiſchen Politik vertieft, den ihm „Louis" oder „Er", wie man in Berlin ſagt, eben hielt, daß er von jenem traurigen Schauſpiel keine Notiz nahm.

Wir träumen, combiniren und diviniren — — Wir waren nicht zugegen bei der Pauſe zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch, ſtanden nicht unter den herbſtlichen Eichenkronen des Hirſchparks von Compiègne. Auch das iſt ein Traum, eine Combination, eine Divination, wenn wir die „Schwenkung" der Würzburger, die „eclatante That" Schmerling's (infolge jenes vorausgeſehenen praktiſchen Curſus) in der wiener und dresdener Neigung finden, jetzt ein deutſches Parlament zu berufen. Dies würde die Antwort der Intereſſen des Particularismus ſein. Wollt ihr Fehde — wir nehmen ſie auf; aber in anderer Art.

Diejenigen, welche durchaus Herrn von Schmerling für den Mephiſto der Paulskirche erklären, werden ſagen: „Wie ſicher muß dieſer Art von Staatsmännern feſtſtehen, daß ſich eine aus Wahlen im ganzen Deutſchland hervorgegangene Volksrepräſentation ebenſo wieder wird leiten und verwirren laſſen wie ſchon einmal zu Reichsverweſers Zeiten in Frankfurt am Main!" Wer dagegen zur ehrlichen Geſinnung der Würzburger Vertrauen hat und nie den Patriotismus des Herrn von Beuſt bezweifelte, ſieht vielleicht in jener „Schwenkung" und „eclatanten That" eine aufrichtige und ehrliche Appellation an die Hülfe der öffentlichen Meinung Deutſchlands. Warten wir ab, was kommt.

Unſere Meinung war von je, daß wir Deutſchland, mit discreter Ablehnung Oeſterreichs, für einen Föderativſtaat halten, dem eine abſolute Einheit mehre große und ganz unerſetzliche Güter rauben würde. Die Centralgewalt Deutſchlands iſt das deutſche Volk. Dieſem alleinigen Souverän die richtige Repräſentation zu geben, ſei das Werk, das eine neue Paulskirche vollbringe. Der Weg, der vielleicht in Compiègne vorgeſchlagen wurde, dürfte zu den Segnungen des 2. December, zur „Ruhe eines Kirchhofs" führen. Deutſchland retten — iſt zweierlei. Factiſch durch eine That — vor jedem Cromwell oder Friedrich dem Großen würden wir uns in Demuth und Bewunderung beugen. Rechtlich durch Vereinbarung — wer könnte auf dem Gebiete der Discuſſion rathen — im Stil der Hunde von Compiègne!

Kaulbach's Goethe-Galerie.

In photographiſchen Carton-Nachbildungen von Albert in München ſind bisjetzt (Frankfurt am Main, Verlag für Kunſt und Wiſſenſchaft) drei Lieferungen eines Unternehmens erſchienen, deſſen neun uns vorliegende Blätter Kennern wie Laien die feſſelndſte Anregung gewähren müſſen.

„Dichterweihe", der Goethe'ſchen „Zueignung" gewidmet, bildet den Anfang. Einen ſolchen Hauch der Lyrik körperlich darzuſtellen, war eine große Aufgabe. Der Maler hat ſie in tiefempfundener Einfachheit gelöſt; namentlich gilt dies für die Erſcheinung des Dichters (trotz ſeines wol ungehörigen Heiligenſcheins um das Haupt), wie er in frommer, keuſcher, künſtleriſcher Anbetung „ſelig niederkniet" vor dem „göttlichen Weibe", vor der Göttin der poetiſchen Wahrheit. Unübertroffen ſchön auch iſt der „Blick mitleidiger Nachſicht", liebevoll mahnenden Ernſtes, womit ſie den ungeſtüm und ſchmerzlich Strebenden anſchaut und beſchwichtigt. Zu dieſem Blick aber, zu der ganzen Idee des Gedichts überhaupt paßt nicht der krönende Lorberkranz, den die Göttin dem Dichter darreicht; „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" iſt es, den ſie ihm ſchenkt und gerade in dieſem Augenblick einzig ihm ſchenken kann. Wie der dramatiſche Dichter das Recht hat, den äußern Hergang der Geſchichte nach ſeinen eigenen Intentionen ſich zu geſtalten, ſo hat auch der Maler das Recht, den Stoff des Dichters ſich homogen zu machen; aber ebenſo wenig wie jener den innern Gedanken, die unwandelbare Handlung der Geſchichte willkürlich handhaben darf, ebenſo wenig darf dieſer die tragende Idee des dichteriſchen Stoffs ändern; er darf alſo auch nicht ſtatt der beruhigenden und erſt zum eigentlichen Werden anfeuernden Gabe der „nachſichtsvollen Göttin" ſchon den krönenden Lorberkranz für den Gewordenen darreichen laſſen. Bei alledem bleibt das Bild ein Kunſtwerk edelſten und ſchönſten Gehalts.

Die Illuſtration zu „Hermann und Dorothea" ſcheint uns nicht ganz die betreffende Stelle des Gedichts zu decken. Kaulbach zeigt uns in Hermann nur die eine Seite dieſes vielſeitigen Jünglings, nur das Weiche, Stille, Träumeriſche, ſeine Thränen; nicht dasjenige, was theils mit dieſen Elementen innigſt verwebt iſt, theils ſich glühend, willenskräftig nach That und Gefahr ſtrebend, ſchon hervorgearbeitet hat; nicht den Jüngling, „der im ſtillen zum Manne gereift" war, in dem ſich „Muth und Begier regt, dem Vaterlande zu dienen und zu ſterben". Ebenſo wenig iſt er in der bezeichneten Situation „ein Marmorbild, von ernſtem Willen gebändigt", der mit „Mannesgefühl" die „Heldengröße des Weibes" trägt. Ebenſo genügt uns Dorothea nicht ganz. Das Körperliche iſt bei ihr vorwiegend; daß ſie „rüſtig geboren" und „ſo gut wie ſtark" iſt, ſcheint uns zu ſehr betont worden zu ſein; dagegen ſcheint nicht beachtet, daß ihr „das Mieder knapp anſitzt", daß ſie ſchön „geſchnürt" iſt, daß ſie „eine hohe Geſtalt", einen vollkommenen Körper" beſitzt und „des Kopfes zierliches Eirund" ihr auch noch jene „Anmuth" der Kraft und Energie verleihen muß, von der faſt alle ſprechen. Natürlich iſt im übrigen das Ganze nach Compoſition, Zeichnung und Ausdruck gewiß vortrefflich.

Auch „Klärchen („Egmont", Act V, Scene 1), die Bürger aufrufend zur Befreiung Egmont's", iſt zwar als Bild von außerordentlicher Wirkung

und wird deshalb dem großen Publikum sehr willkommen sein, aber sollte nicht die Erscheinung Klärchens selbst zu theatralisch sein? Sie könnte auch eher für wahnsinnig oder hellsehend als für ein Mädchen gelten, das durch Liebe, Schmerz und Verzweiflung zur Heldin, wenn auch nur zur Heldin für den Geliebten, wird. Brackenburg erscheint uns fast zu bürgerlich, zu händeringend; so wie er aussieht, kann er für jedes Klärchen aussehen, aber nicht für das Klärchen, um das er Vaterland und Vaterhaus vergißt und um das er sich sogar vergiftet. Und vergiftet sich denn Brakenburg? Hält er vielleicht nur „das Garn"? Die aufgerufenen Bürger sind dagegen frappante, meisterhafte, ja bewundernswerthe und echt niederländische Charakterköpfe, vielleicht zu sehr — „Bassermann'sche Gestalten". Man vergißt die ruhigen, ehrenfesten Altmeister und angesehenen Bürger der altehrwürdigen Vaterstadt Brüssel; die behäbigen, an ihrem Gelde klebenden Gevatter Handschuhmacher, die echten Gothaer des Bürgerthums, wie Goethe sie so treffend gezeichnet hat. Rechts, im untern Vordergrund, die Hökerin vor ihren symbolisch davonlaufenden Krebsen wäre schon allein ein Bild, würdig des größten der niederländischen Maler; ob es aber gerade hierher gehört, scheint uns zweifelhaft. Alles Uebrige ist trefflich.

Bei dem ersten Blatte der zweiten Lieferung: „Lotte, den Kindern Brot schneidend, von Werther beobachtet", wünschten wir nur (jedenfalls aber in Widerspruch mit den meisten Betrachtern dieses dankbaren Bildes) etwas weniger Kinder, etwas weniger Realismus in Darstellung des Hungers und des Essens. Goethe läßt hier mit seinem stets so wunderbar seinen Instinct sowol für das Natürliche wie für das Schöne diesen Moment sehr rasch sich auflösen. Sowie ein Kind sein Theil bekommen hat, springt es davon. Kaulbach hält die ganze Gruppe (zu den „fünf bis sechs" thut er noch ein siebentes hinzu) essend und verlangend zusammen, und so frappant und interessant, so wirklich kinderhaft und allerliebst es concipirt und ausgeführt ist, des Guten ist doch wol zu viel gethan. Dagegen erscheint uns Lotte sehr schön und charakteristisch und durchaus in jener echt Goethe'schen Verschmelzung von einfachster, treuherzigster Bürgerlichkeit mit einem Hauch von Poesie und Ahnung. Auch Werther's Haltung, namentlich der Ausdruck seines „in schönem Wahnsinn" hinausblickenden Auges ist tief gedacht und empfunden.

„Adelheid von Walldorf" („Götz", Act II, Scene 1) ist eine diabolisch schöne, reizend nichtswürdige Creatur. Wie sie dasitzt vor dem trübzerstreuten, schachmatten Bischof, listig, leicht und liebenswürdig mit dem Pfauenwedel und dem Glase spielend! Diese Augen, diese Brust! Nur in Liebetraut möchten wir etwas weniger den Geck herausgekehrt haben. Wol der Gruppe wegen hat Kaulbach auch schon in diese Scene den schwärmerisch verliebten Franz ausdrucksvoll eingeführt, wie er links von oben hinunterschaut, von einem (mit wenigen Zügen charakterisirten) Alten gutmüthig komisch gewarnt und zurückgehalten.

„Iphigenie (Act III, 1. Aufzug) bekennt Oresten", daß sie seine Schwester sei, und er wendet sich ungläubig, entsetzt von ihr ab, noch einmal das Nahen der Furien empfindend. Ein Publikum, das gewohnt ist, seine Theater-Iphigenie zwei- bis dreimal à Vorstellung hinstürzen zu sehen und dazu Beifall klatscht, wird freilich dieser Iphigenie nicht zuklatschen. Dafür ist sie aber auch die echte, urgeborene Tochter des alten Griechenland, diejenige Iphigenie, die auch den furchtbarsten Schmerz, der sie durchbebt, keusch zu verhüllen, dann in plastische Ruhe und weise, seelenvolle Hoheit zu verwandeln, wenigstens zu bergen weiß, diejenige, die zugleich mit dem Zauber der echt weiblichen Jungfrau, der rein menschlichen Mädchenhaftigkeit dem rauhen Scythen das Herz zu unendlicher Liebe zwingt. In dieser Scene hat sie die größten Schmerzen und Entsetzen schon überwunden; hoheitsvoll, mit wehmuthsvoller Resignation, zugleich mit einer stillen Hoffnung auf ein Besseres und mit dem reinsten, mädchenhaftesten Blick der Schwester sehen wir sie des unglückseligen Bruders wegstrebenden Arm noch leise berühren. Das Gesicht Orestens ist dem Beschauer abgewendet. Schmerzen und Grausen, wie Orest in diesem Augenblick fühlt und wie namentlich die links hervorschleichenden, mit ebenso maßvollem Takt als furchtbarer Charakteristik gezeichneten Furien uns ahnen lassen, sie müßten ja das Gesicht des jungen Labdakiden vor sich haben.

Derselbe Gedanke mochte auch wol den Maler bei dem zweiten Bilde der dritten Lieferung: „Gretchen vor dem Muttergottesbilde", leiten, indem er uns das Antlitz der bangen, unglückseligen Beterin verbirgt und sie vor der Kirchthür gleichsam wie in den Knieen zusammengebrochen erscheinen läßt. Der Glaube an diese ideale Absicht des Dichters muß uns diese Darstellung werth machen, wenn auch das Verbergen des Gesichts hier nicht nothwendig war; der Schmerz brauchte es nicht häßlich zu machen; die weise, sparsame Kunst soll nur das Nothwendige thun. Glücklicherweise rafft dieser seltsame Knäuel einer Niederknieenden sich in einem andern, dem Bild der dritten Lieferung: „Gretchens Kirchgang", auf. Hier ist Gretchen eine ebenso naturwahre wie poetisch empfundene Gestalt; Haltung, Wesen, wie es im „Faust" heißt: „das ist nun zum Entzücken gar"; vor allem der ausdrucksvolle Zug um den sogar etwas trotzig aufgeworfenen Mund; es vereint sich darin das ganze „Ich war recht bös auf mich, daß ich auf Euch nicht böser sein konnte!" Faust freilich — verfehlt! Das ist nicht der schon in der Hexenküche zum sinnlichen Genuß vorbereitete und nun mit einemmal Feuer und Flamme der Sinne werdende Faust; nicht der Faust, dessen erste Worte lauten: „Höre, du mußt mir die Dirne schaffen!" nicht „der Franzos", der „Hans Liederlich", wie ihn Mephisto nennt; das ist ein — Wächter der Tugend, der Gretchen weit eher selbst vor einer reinen Liebe

bewahren, als gar ihre Unschuld gefährden möchte! Und Mephisto? Immer der alte Höllen-Theaterteufel; nicht der „Baron", der „Cavalier wie andere Cavaliere", der Marinelli der Hölle! Sehr geschickt und geschmackvoll, in vortrefflicher Composition und Zeichnung, ist die Gruppe der Kirchengänger rechts im Hintergrunde. Die Geschichte Gretchens kann überall passirt sein, warum nicht auch in — München, wie das „Münchener Männle" auf dem Pfosten der Sperrkette vor der Kirche anzudeuten scheint? Nun, man kennt die kleinen Kobolde im Geist des außerordentlichen Mannes.

Wir kommen zum letzten der bisjetzt erschienenen Blätter, zu „Eugenie mit der Hofmeisterin" („Natürliche Tochter", Act II, Scene 5). Eugenie hat erfahren, daß sie die Tochter des Königs ist; Hofdiener bringen ihr königlichen Schmuck und Putz; spielend zeigt sie ihn der Hofmeisterin, während diese ernst und herb abweist. Wir nennen dies Bild die reinste, edelste Perle der Goethe-Galerie. Unendlich einfaches, glückseliges, unbewußtes Naturgeschöpf! „Gutes, edles Kind!" so möchten wir sie mit derselben Liebe begrüßen, wie ihr königlicher Vater sie anruft. „Ein kindlich Nichts!" so möchten wir sie mit ihren eigenen Worten benennen — und weil eben noch so ein kindlich Nichts, darum auch noch ein kindliches Alles. Die Erscheinung der Hofmeisterin ist manchem zu streng erschienen; aber wer ihren starken, festen Charakter überhaupt richtig verfolgt hat; wer bedenkt, wie sie gerade zu dieser Scene „beherzt sich waffnet gegen Macht und List", um „schreckliche Gefahr vom holden Liebling kräftig abzulenken", demselben „den holden Morgentraum zu entreißen", der muß auch in dieser Gestalt ein Meisterwerk der vom Dichter angedeuteten Charakterzeichnung erblicken.

Die Photographieen des Herrn Joseph Albert sind von bewundernswerther Treue und Klarheit, kräftig und weich, still und bewegt. Sie bieten jedenfalls das Vollendetste, was die Photographie bisher gegeben hat und führen dieselbe auch im höhern Sinne in die Kunstgeschichte ein.

Arnold Schlönbach.

Von den Goldinseln.

In seinen neuesten statistischen Mittheilungen über die englischen Colonieen Australiens berichtet P. L. Simmonds:

Die Einwohnerzahl wächst in allen Colonieen beträchtlich an, aber ganz besonders in der Victoria-Colonie. Im Jahre 1850 überstieg die Zahl der Einwohner noch nicht 77345; neun Jahre darauf war sie bis zu 530262 angewachsen, was natürlich den Goldlagern zu verdanken ist.

Die Ansiedelung am Philippshafen (Port Philip) hat sich zu einer der bedeutendsten in der Gruppe der Colonieen emporgeschwungen und der nördliche Theil von Neu-Südwales, der bis dahin unter dem Namen Moretonbai bekannt war, hat sich unter dem Namen Königinland (Queensland) zu einer selbständigen Colonie gestaltet und dank der Energie des Gouverneurs und der andern an der Spitze stehenden Männer macht diese neue Colonie große Fortschritte.

Norfolkinsel, die ehemals eine Strafstation zur Aufbewahrung der schlimmsten Deportirten aus Neu-Südwales war, ist jetzt durch die Pitcairner (die Einwohner der kleinen Insel Pitcairn im Südsee-Archipel und Abkömmlinge der Schiffsmannschaft der Bounty, die sich gegen ihren Kapitän empört hatte), etwa 200 an der Zahl, colonisirt worden und Vandiemensland hat aufgehört, eine Colonie von Deportirten zu sein und führt seitdem den wohlklingenden Namen Tasmania (nach dem Entdecker Tasman).

Trotzdem, daß sich so viel Arbeitskräfte den Goldlagern zuwenden, ist in Australien, und namentlich in Victoria, in den letzten zehn Jahren doppelt so viel Land urbar gemacht worden als ehemals. Sie bauen ihren ganzen Bedarf an Korn und Viehfütterung und mit Ausnahme der Schafe gedeiht auch der Viehstand vortrefflich. Daß die Schafheerden nicht besonders zunehmen, daran sind ebensowol die untüchtigen Schäfer schuld als auch die wachsende Nachfrage nach Schlachtschafen. Der Ertrag an Gold aus den Victoriaminen und denen der vier andern Colonieen betrug während der letzten zehn Jahre mehr als 111,000000 Pf. St.

Wenn es nun auch nicht geleugnet werden kann, daß der jetzt schon blühende Zustand Australiens und die wachsende Bevölkerung diesen Goldgruben zu danken ist, so ist es ebenso gewiß wahr, daß Inmitten von alledem sehr viel persönliches Elend und bittere Täuschungen zu finden sind. Zu den fortschreitenden Landesverbesserungen gehören die schon weitverzweigten Eisenbahnen und Telegraphenlinien und die Dampfschiffahrten. Prächtige Gebäude entstehen in Städten und Dörfern und Städte und Dörfer entstehen überall im Lande. Fügen wir dem noch hinzu, daß der Schiffbau auch im Fortschreiten und daß die Anzahl der zu Australien und Neuseeland gehörenden Schiffe im Jahre 1850 779 betrug und diese Zahl in neun Jahren bis zu 1379 angewachsen war. Amtlichen Berichten zufolge ist vorauszusehen, daß Australien im künftigen Frühjahr großartige Beweise seiner industriellen Bestrebungen und Erfolge in der internationalen Ausstellung in London niederlegen wird.

Die Fortsetzung des Artikels: Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter, in nächster Nummer.

Briefwechsel.

— *** aus London. Wir erlauben uns aus Ihrem Briefe folgende Mittheilung: „Gottfried Kinkel ist mit seiner zweiten Frau äußerst glücklich verheirathet und seine Stellung in finanzieller Hinsicht sehr erfreulich. Er hält wöchentlich im Kensington-Museum Vorlesungen über Kunstgeschichte und ist auch Lehrer der deutschen Sprache im — Glaspalast! Die Directoren dieses Riesenbaues speculiren auf allerlei Art. Zieht der Seiltänzer Blondin nicht mehr, so wird ein Theil desselben zur Schulstube eingerichtet für die weibliche Jugend der benachbarten Quartiere, die unterrichtet sein will. Hier ist alles Speculation! Und nichts mehr als die Religion. Kein Artikel wird so sehr als Geschäft behandelt wie die »Erbauung« in allerlei improvisirten »Kirchen«".

(Ausgegeben am 17. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 43.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Uemmersdorf. XI. XII. — Herzogin Anna zu Sachsen-Koburg. Von Ludwig Graf Uetterodt zum Scharffenberg. — Das Christenthum und die Schöpfung. — Neue Romane und Novellen. XXV. — Gedichte von Hugo Delbermann. — **Neues aus der Welt.**

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Uemmersdorf.

XI.

„Geht voraus nach dem Versammlungsplatz!" sagte Montanara zu den beiden andern.

Der Mond stand hell am Himmel und beleuchtete magisch das Forum.

Am Triumphbogen des Titus lehnte ein Jüngling, schön wie eine griechische Statue.

Die Züge trugen noch die weiche Rundung der Jugend und in den Augen blitzte es löwenmuthig kühn. Die braunen Haare fielen in natürlichen Ringeln über die hohe, reine Stirn, auf der sich jetzt Gedanken jagten. Feierlich ernst war die Stimmung des Neophyten. Er hielt hier seine Heldenwache, bevor er mit Schild und Helm bekleidet werden sollte. Der Knabe harrte der männlichen Toga und diese Erwartung hatte ihn in der Einen Nacht gereift. In der jugendlich unverdorbenen Natur lagen noch großmüthige Impulse, der Enthusiasmus lebte noch in seiner vollen Kraft.

Träumerisch blickte er jetzt eben auf die im Mondlicht gespenstisch erscheinenden Trümmer des Colosseums. Roma sollte wiedererstehen, groß und frei! Zum dritten mal sollte sie die Königin der Erde werden und die Metropole Italiens. Das Licht der neuen Gesittung sollte von jener Stätte ausgehen, die zweimal schon der Welt Gesetze vorgeschrieben hatte.

Wie ein entzückter Seher sah der Jüngling im Geiste die Weltstadt aus ihren Ruinen sich erheben und über ihr wehte der Gottesodem der Freiheit, Kunst blühte wieder, Wissenschaft und jedes Gewerbe. Rom besaß wieder einen König, den jeder ehrte, das Gesetz, vor diesem waren alle gleich, lauter glückliche Bürger. Ganz Italien frei und vereint, durch den Staatenbund der Weltfriede gesichert.

Sonderbar mischte sich die Lehre des Beschützers seiner Jugend in den Wachtraum des Jünglings. Wie lange er so gestanden und die großen Schatten der Vergangenheit geschaut, während Ideale an seiner glühenden Seele vorüberzogen, nachher hätte er es nicht zu bestimmen gewußt. Tritte hallten durch die feierliche Nachtstille, es war Montanara.

„Bereits auf dem Posten, Brusteione? Sie sind glücklich!" sagte der Cavaliere.

Die kühle Stimme klang gleich einer Dissonanz durch die Sphärenmusik in des Jünglings Wachtraum, das Nebelbild der Phantasie verschwamm. Im Gegentheil empfand der junge Cesare, Havas' Zögling, einen stechenden Schmerz.

Montanara, dessen Gesicht welk und verlebt

ausſah im Vergleich zu dem ſeines Gefährten, ließ den Blick raſch über den von ihm Verführten gleiten, es lag ein Schimmer von Trauer auf den edeln Zügen.

„Vorwärts, Ceſare! Der Weg iſt weit!“ verſetzte der Cavaliere in leichtem Ton.

„Was meinen Eifer lähmt, iſt, daß ich dem Freund und Lehrer meiner Jugend, der jeden meiner Gedanken kennt, ein Geheimniß aus dem Schritt machen ſoll, welchen ich zu thun im Begriff bin!“ ſagte der junge Rechtsſtudent zögernd.

„Immer das alte Bedenken!“ entgegnete Montanara ungeduldig. „Wie viel Beredſamkeit bot ich bereits auf, Ihnen die Grillen aus dem Kopfe zu treiben; wer den Zweck will, muß die Mittel wollen.“

„Cavaliere, Sie können nicht ahnen, welches Verhältniß zwiſchen mir und Havas beſteht. Mein ganzes Leben liegt offen vor ihm und milde beurtheilt er jede Verirrung. Künftig, wenn mich die Arme des Freundes umfaſſen, ſoll ſich der Schatten des Schweigens zwiſchen uns drängen?“ rief Ceſare weich.

„Ihre Vernunft zu überzeugen gebe ich auf“, erwiderte der Cavaliere, „unnütz wäre es, Ihnen zu wiederholen, daß die gemäßigte Partei, zu der Ihr Freund, wie Sie ihn nennen, gehört, kein gemeinſchaftliches Ziel verfolgt, jeder nach ſeiner Ueberzeugung handelt oder vielmehr duldet; denn ſie wollen den Weg der Geſetzlichkeit nicht verlaſſen und darüber geht der Staat zu Grunde. Während jene wie Weiber klagen, handeln wir als Männer. Dieſe Gründe ſetzte ich Ihnen ſchon häufig auseinander, aber der Einfluß Ihres natürlichen Vaters —“

„Was reden Sie?“ unterbrach der Jüngling zitternd . . .

„Ihres natürlichen Vaters!“ wiederholte Montanara.. „Wußten Sie das nicht?“

„Unmöglich! —“

„Haha! Sie ſind in der That noch ein Kind! Havas griff entweder zu hoch oder zu niedrig, um Ihre Mutter zu ſeiner Frau zu machen. Auch meine ich gehört zu haben, daß ſein Kopf ſchon einmal geſchoren geweſen und nahe daran, geſalbt zu werden.“

„Havas iſt kein Prieſter!“ ſagte Ceſare zitternd —

„Genug, bisher, ich geſtehe es aufrichtig, dünkte mir, Signor Havas nicht wichtig genug, um in ſeiner Vergangenheit zu forſchen, aber künftig will ich trachten, auch denjenigen Theil ſeiner Geſchichte zu erfahren, welchen er Ihnen zu verheimlichen für gut fand!“

„Alſo das mein Geheimniß! Und Havas, den ich über alles geliebt, konnte ſchweigen!“ ſtieß Ceſare mühſam heraus. „Nun denn vorwärts, Cavaliere! Ich will mich betäuben und den großen Schmerz vergeſſen! Künftig gehöre ich nur noch Italien.“

In fieberhafter Eile ſchritt der Jüngling durch das Gaſſengewirr, welches am Fuße des Capitols beginnt.

Montanara ſprach von Entſendung des Jünglings nach Bologna. Dort würde er Gleichgeſinnte finden. Er würde auf der dortigen Univerſität ſeine Studien vollenden können. Noch in dieſem Winter bräche die Revolution aus; zur Zeit des Carnevals ganz beſtimmt. Er hatte Mühe dem Jüngling zu folgen.

Im Quartier della Regola, faſt ebenſo verrufen wie das de' Monti, befindet ſich an der Ecke des Campo de' Fiori ein altes, graues, halbcirkeliges Gebäude. Gegen die kleine Piazza del Biscione zu ſind einige bewohnte Spelunken darin angebracht; aber auf der andern Seite hauſen unter den Säulentrümmern des Theaters des Pompejus allerlei Trödler mit alten Kleidern, altem Eiſen u. dgl. des Tags über, nachts müſſen die Händler in den Ghetto zurück. Denn die Befreiung der Juden unter Pius IX. beſteht gleich all den übrigen Reformen nur auf dem Papier. Nach Ave-Maria-Läuten ſind dieſe mächtigen Bogen gänzlich verlaſſen.

Montanara that drei Schläge auf eine Fallthür, die in ein unterirdiſches Gewölbe führte. Die Thür wurde geöffnet und er ſtieg mit dem jungen Ceſare hinab.

Um einen Tiſch mit grauer Decke, auf dem eine Oellampe ſtand, ſaßen fünf Männer.

Montanara nahm auf dem leeren ſechsten Stuhle Platz, ungefähr zwanzig bis dreißig Perſonen ſtanden im Halbkreis um die Tafel.

„Ceſare Bruſtelone!“ rief der Cavaliere.

Der Angeredete, welcher verwirrt um ſich geblickt hatte, trat an den Tiſch.

„Sie wünſchen der Verbindung von Patrioten anzugehören, die es ſich zur Aufgabe ſtellt, Italien von fremden und eigenen Tyrannen zu befreien?“ ſprach Montanara.

Ceſare antwortete ein dumpfes Ja!

„So ſchwören Sie gegen jedermann zu ſchweigen von dem, was Sie hier vernehmen, den

Obern blind zu gehorchen und jeden zu tödten, der zum Verräther oder unſerer Sache ſonſt gefährlich würde", fuhr der Cavaliere fort.

Der Jüngling erbebte. „Das heißt den Meuchelmord geloben", verſetzte er.

Im Hintergrunde wurde ein dumpfes Gemurmel laut. „Stoßt den Verräther nieder!"

„Lebend verläßt niemand, der uns nicht angehört, dieſe Verſammlung!" rief es durcheinander.

„Ruhe, Kameraden!" ſagte Montanara vollkommen gelaſſen. „Jede Organiſation beſitzt ihre Geſetze, die ſie ſelber aufrecht erhalten muß. Wir verurtheilen den unſern gemäß alle diejenigen, welche ſich an den heiligen Rechten des Volks vergreifen; einer aus unſerer Mitte vollzieht den Spruch. Wagen Sie dies noch Mord zu nennen? Mörder ſind die Tyrannen, die um ſelbſtſüchtiger Zwecke willen die Hälfte ihres Volks im Elend verkommen laſſen. Glauben Sie es, wir führen einen gerechten Krieg der Vergeltung und zugleich handelt es ſich um die Vindicirung des Menſchenrechts für uns und unſere Brüder, des erſten und heiligſten von allen."

„Schwören Sie, Signor Ceſare, es iſt nicht ſo gefährlich! Nicht alle Tage bekommen wir einen abzuſchlachten, und ſollte Sie das Los treffen, dann übernehme ich die Arbeit", ſagte mit rohem Gelächter ein Burſche, der ſich an die Seite des Jünglings drängte. Es war Luigi, der Schlächter aus der Via Crescenci, der Geliebte Adelaida's — Pietro's Sohn, des von Havas angenommenen und gebeſſerten Galeerenſträflings.

„Schwören Sie, Ceſare, oder wir ſind genöthigt Sie zum Tode zu verurtheilen", ſprach Montanara kalt.

Mit zwanzig Jahren liebt man das Leben, auch wenn gerade erſt ein theuerer Wahn zerſtört worden iſt. In vollkommen geſundem Organismus kann keine Verzweiflung aufkommen. Der Jüngling erhob die Hand zum Schwur und wiederholte mechaniſch die ihm vorgeſprochenen Worte.

„Bravo, nun ſind Sie einer der Unſern!" rief wieder Luigi, in ſeine derbe Fauſt Ceſare's Hand packend. „Ich dachte es mir nicht, als wir einſt in den Salluſtiſchen Gärten zuſammen ſpielten, daß wir wieder auf ſolche Weiſe vereint werden ſollten! Sprechen Sie ein gutes Wort für mich bei meinem Vater! Will ich Geld von ihm, gibt er Ermahnungen! Mein Bruder Fulgentio hat hohe Connexionen, die ſchon herausrücken könnten, aber dieſer gibt mir zu ſeinen Ermahnungen möglicherweiſe noch einen Dolchſtich dazu —"

„In neuerer Zeit habe ich dich gänzlich aus dem Geſichte verloren, Luigi, es ſcheint, du beſuchſt deinen Vater nicht oft!" erwiderte Ceſare.

„Signor, der Alte predigt mir zu viel, und dann der Ihrige, um Verzeihung, Signor Havas macht mir unbehaglich zu Muthe mit ſeiner ſanften Rede, den Augen, die ins Herz zu dringen ſcheinen!" verſetzte der Burſche.

Ceſare überhörte den letzten Theil der Rede.

„Und du weißt es auch, daß Havas mein Vater iſt?" ſprach er in heftiger Erregung.

„Man hat doch Augen, Signor, und ſieht in Ihnen ſein verjüngtes Ebenbild, und dann thut wol niemand für anderer Leute Kind, was er für Sie gethan! Sie müſſen Roms Dictator werden!" entgegnete Luigi.

Die Klingel des Präſidenten des revolutionären Comité rief zur Ordnung.

„Alle wiſſen es! Nur mich allein täuſchte er!" ſprach der Jüngling und lehnte ſich in die finſtere Vertiefung des Gewölbes, dem, was um ihn her vorging, nur zerſtreute Aufmerkſamkeit ſchenkend. Reden wurden gehalten, Ceſare hörte ſie nicht. Die Bilder ſeiner Kinderjahre zogen an ihm vorüber mit des Freundes ernſtem, mildem Geſichte; Haß kämpfte mit Liebe um Oberhand in der leidenſchaftlich bewegten Bruſt. Ceſare erwachte erſt aus ſeinem Träumen, als die Klingel des Präſidenten zum letzten mal erſcholl, um zu verkünden, die Verſammlung wäre aufgelöſt.

Die Sektirer (dieſen Namen legen die im politiſchen Leben ſo fremden modernen Römer den Geheimbündlern bei, er iſt ihnen von der Oppoſition auf religiöſem Gebiet her geläufig) zerſtreuten ſich nach allen Richtungen.

Ihr neueſter Kamerad Ceſare Bruſtelone ſtürmte fort, die politiſchen Angelegenheiten waren beinahe aus ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Sie nehmen bei den meiſten nur den zweiten Platz im Leben ein, außer wenn ſie perſönlichem Ehrgeiz zum Mittel dienen oder jemand in ſeinen Privatangelegenheiten Schiffbruch gelitten und den Glauben an die Menſchheit verloren hat.

Vor der Seele des Jünglings ſchwebte das Bild des Geliebten! Früher ſo rein, ſo verehrt und nun mit Flecken behaftet! Weiter erging ſich Ceſare's Geiſt in dem erweckten Argwohn; er ge-

dachte der ſchönen, vornehmen Dame, die er zuweilen als Kind beſuchen durfte. War Havas ſein Vater, dann war wol ſie ſeine Mutter! Keins von beiden hatte ihn jemals Sohn genannt! Die ihn verleugnet, wollte auch er fortan nicht mehr kennen. Ja er gehörte jetzt nur noch Italien; der großen Sache des Vaterlandes wollte er ſich weihen ohne den Rückhalt einer Familie; er gedachte nach Bologna zu gehen.

Sein Unabhängigkeitsſyſtem beſchloß er damit zu beginnen, daß er heute ſchon die Heimkehr in die Villa der Salluſtiſchen Gärten verſchmähte und Cavaliere Montanara um ein Nachtlager bat. Am folgenden Morgen wollte er abreiſen.

Montanara ließ ſich nicht gern in ſeiner Behauptung antreffen. Dieſe entſprach der Rolle nicht, die er gern im Leben geſpielt hätte und jetzt ſchon wieder täglich bei der deutſchen Dame ſpielte. Indeſſen willigte er ein. Sie gingen dem Forum Trajan's zu.

XII.

Die Nachmittagsſonne brannte trotz der vorgerückten, dem Winter ſich nähernden Jahreszeit noch immer heiß, als Havas in ſein kleines Beſitzthum trat. Er war gegen ſeine Gewohnheit heimgekehrt, anſtatt wie ſonſt den Tag, an dem er morgens im Vatican weilte, in der Stadt zu verbringen.

Pietro blickte ihn vorwurfsvoll an. „Warum verkündigten Sie mir nicht vorher, Sie würden zum Eſſen kommen? Ich bereitete nichts!“ ſagte der ehemalige Räuber.

„Ich bin nicht hungerig, Pietro, ſondern wollte nur nachſehen, ob Ceſare noch nicht da iſt!“ erwiderte Stefano. „Er ſchweift ſeit einigen Tagen ſo unſtet umher und iſt mit Menſchen geſehen worden, die keinen guten Ruf haben.

„Er kam noch immer nicht!“ verſetzte Pietro.

Havas nahm ein Buch zur Hand. Aber nicht wie ſonſt vermochte ihn der Gegenſtand zu feſſeln. Die innere Bewegung war zu ſtark; unwillkürlich verlor er ſich in ſchmerzliches Sinnen. Vorüber zogen an ſeinem Geiſte die Bilder der Vergangenheit — die Geliebte ſeiner Jugend, der Freund, der ihm über alles theuer geweſen; beide verloren! Und jetzt die neueſte Wunde, die ihm Ceſare durch ſeine verſchloſſene Zurückhaltung ſchlug! Mit Liebe hatte er die junge Seele gebildet, aber der Menſch empfängt nur dasjenige von außen, was er ſich freiwillig aneignet; das Wollen muß als entſcheidendes Moment hinzutreten, und der Jüngling hatte manchem ſich verſchloſſen, was der Lehrer bot. Eins liegt in des Menſchen Macht, ſich zu erringen durch ehrliches Streben — echte Liebe erwirbt ſtets Gegenliebe. Bisher hatte auch die friſche, junge Seele mächtig an dem Lehrer und Freund gehangen. Ceſare war gewohnt, Havas die volle Wahrheit mitzutheilen, wodurch es dem Beſchützer möglich wurde, den Jüngling vor den tauſend Klippen der Welt zu bewahren. Einſt erwähnte der Zögling die Bekanntſchaft mit Cavaliere Montanara. Stefano wußte nichts Beſtimmtes gegen ihn, nur daß er in mannichfacher Verbindung mit Monſignore Conſalvo ſtand, aber gerade der ihm wohlbekannte Charakter dieſes Prälaten flößte Havas begründetes Mistrauen ein. Freilich dachte er ſich die Gefahr von einer andern Seite, er glaubte, der heißblütige Ceſare würde durch dieſe neue Bekanntſchaft in wüſtes Treiben gezogen. Havas, der mehr mit Büchern als mit Menſchen verkehrte, ſtieg ſelten zum eigentlichen Markt des Lebens hinab, er beachtete nur wenig die krampfhaften Zuckungen, mit denen der ſchwerkranke römiſche Staat nach Geneſung rang; in Stefano's weichem Charakter fand ſich das Element des Duldens ſtärker vertreten als das des Handelns.

Die Unſittlichkeit, obwol vielfach in den römiſchen Inſtitutionen begründet, ſtand nicht mehr auf der frechen Höhe wie in ſogenannten ruhigen Tagen, wo ſie ungeſtört wucherte auch in Rom. Denn wie eine Krankheit die herrſchende Form der Zeit annimmt, ſo auch jede moraliſche Verirrung. Wer ſonſt der Genoſſe einer nächtlichen Orgie geweſen, der verwandelte ſich unter der gegenwärtigen Conſtellation zum Sektirer. Ebenſo logiſch wie der Wüſtling im Schlamme die Blume der Freude zu brechen, wähnen die italieniſchen Geheimbündler, aus Trug und Meuchelmord könne die hehre Menſchenbeglückerin Freiheit, das göttlichſte aller irdiſchen Güter, hervorgehen.

Unter ſolchen Umſtänden hatte ſich der warmblütige, enthuſiaſtiſche Ceſare mit dem weit ältern Montanara verbunden. Der Jüngling meinte der göttlichen Idee zu dienen, der Mann war ſich bewußt, einen ſelbſtſüchtigen Zweck zu verfolgen.

Havas hatte Ceſare vor dem Cavaliere ernſthaft gewarnt, und der Jüngling, deſſen Lippen nie noch eine Lüge entweiht, behauptete ſeitdem eine trotzige Starrheit. Etwas Fremdes war von dem Tage an zwiſchen die beiden ſo eng verbundenen, aber nicht eigentlich verwandten Seelen

getreten. Havas hatte weder durch Ueberredung noch ſonſt ein Mittel verſucht, das alte Vertrauen wieder zu erwecken und den Widerſtand zu brechen. Er wußte, daß die Gabe eines Herzens frei ſein muß. Deſſenungeachtet ließ der gute Hirt ſeinen jungen Schützling nicht aus den Augen; daher er auch mit ängſtlicher Sorgfalt heimgeeilt an dem Tage nach der erſten Nacht, die Ceſare außerhalb der Villa der Salluſtiſchen Gärten zubrachte, ohne ſeinen „Freund" davon in Kenntniß geſetzt zu haben.

„Da bringt Luigi, mein nichtsnutziger Lümmel, ſoeben einen Brief, Signor!" unterbrach Pietro das Sinnen des Padrone.

Stefano brach das Siegel mit leichtem Zittern der Hand. Das Papier enthielt die wenigen Worte:

„Sei ruhig über mein Schickſal! Ich bin Mann und vermag mir ſelbſt zu genügen! Sollteſt du meiner bedürfen, ſo rufe mich, ich möchte gern empfangene Wohlthat abtragen. Einer hat mich tief verwundet. Du mußt es ahnen. Du, der du die Wahrheit ſelbſt biſt, du konnteſt mir in Einem unwahr ſein! Lebe wohl, mein Vater! Ich werde ſtreben, dir in allem ähnlich zu werden, was ich bisher an dir geliebt habe! Ich gehe nach Bologna, nehme dort mein Baccalaureat! Wenn du mir ſchreibſt, ſage mir, wann ich hoffen darf meine Mutter kennen zu lernen! Dein dankbarer Ceſare."

„Packe die Kleider und Wäſche des jungen Herrn zuſammen, Pietro, und übergib ſie deinem Sohn", ſagte Havas nach einigem Kampf mit Ruhe.

Dann bedeckte er das Geſicht mit den Händen. Es brach trotz aller Selbſtbeherrſchung ein Seelenſturm aus.

Die Wange war tödlich bleich, als er die Hände zurückzog. Luigi lehnte, noch immer die Mütze in der Hand, an dem Stamm einer Platane, deren mächtige Blätterkrone ihn gegen die Sonnenſtrahlen beſchützte.

„Komm' näher, Luigi!" ſagte Havas, die Augen auf das Geſicht des Burſchen geheftet.

Den Eindruck des milden, ernſten Blickes hatte Luigi ſchon öfters empfunden.

„Setze dich hierher in den Schatten und nimm an meinem beſcheidenen Mahle Antheil!" fügte Stefano hinzu.

Während Havas zu leſen verſuchte, hatte Pietro von dem goldenen, weichen römiſchen Käſe nebſt Schinken, Brot, ein Körbchen ſaftiger Feigen und eine Foglietta Wein auf den Tiſch geſtellt. Die Mundvorräthe waren bisher unberührt geblieben.

„Signor Havas! Hier oben ſcheint mir das Paradies! So muß es beſchaffen ſein, wenn es wirklich eins gibt!" verſetzte Luigi, der ſich durch ſo viel Güte ſeiner Wildheit beraubt fühlte.

Stefano lächelte ſchmerzlich. Die kleine Hündin Silvia leckte dem Herrn freundlich die Hand und zwei ſchöne weiße Tauben kamen ihm auf die Schulter geflogen. „Meine Thiere ſind glücklich!" bemerkte er gelaſſen.

„Wie geht es dir in deinem Geſchäft, Luigi, haſt du Hoffnung, bald einen eigenen Hausſtand zu gründen?" fragte Havas nach einer Weile.

„Schlechte Zeiten, Signor, ich gewinne nicht viel, wie hätte ich Ausſicht, Weib und Kind zu ernähren! Nein, bevor es nicht anders wird, denke ich nicht ans Heirathen."

„Was verſtehſt du unter dem Anderswerden?" verſetzte Havas.

„Signor, ich meine, bevor wir nicht den Papſt, der ein Schwachkopf iſt, nach Jeruſalem geſchickt und die Preti verjagt haben! Früher wird ſich Rom nicht erheben!"

„Wenn ihr die Preti glücklich los geworden, welches Regiment ſoll nachher eingeführt werden?"

Luigi, der geſchickter im Niederreißen als im Aufbauen war, kratzte ſich verlegen hinter den Ohren. „Ich glaube, Republik nennt man es, Signor", entgegnete er nach einigem Nachdenken, „es ſollen dann alle frei und gleich werden."

„Frei ſoll allerdings jedermann ſein unter dem Geſetz, denn nur wo ein gerechtes Geſetz waltet, iſt wahre Freiheit, aber die Gleichheit kann höchſtens angebahnt, nicht befohlen werden, denn eine blos äußerliche iſt unmöglich. Gewiß wird der Tag einmal anbrechen, wo die Elemente der Bildung allgemein ſind, jede Kunſt und jedes Handwerk ſo vervollkommnet iſt, daß es keiner ſklaviſchen Arbeit mehr bedarf, die Erde ohne ſonderliche Mühe ihre Früchte bietet und der Menſch nicht nur körperlich aufrecht gehen wird, ſondern auch geiſtig mit dem Ausblick ſich in die Höhe richtet. Alsdann ſind die Menſchen gleich geworden vor Gott, wie ſie jetzt ſchon fein ſollen vor dem Geſetz, aber bis dahin iſt es noch weit. Jeder vermag und ſoll ehrlich ſtreben, dieſen glücklichen Zuſtand herbeizuführen!"

„Ich glaube, Sie haben recht, Signor!" erwiderte Luigi, der aufmerkſam dieſen Worten gefolgt und vor ſeinem Vater, der ab- und zuging,

nicht wenig Furcht hatte. „Sie laſſen es mich nicht fühlen, daß ich blos der Sohn Ihres Dieners bin, gütig geſtatten Sie mir, mich hier an Ihren Tiſch zu ſetzen, und dennoch fühle ich, wir ſind nicht gleich."

„Soll Adelaïda ſo lange warten, bis euere muſterhafte Republik zu Stande gekommen? Biſt du ihrer Treue denn auch ſicher?" fragte Stefano mit mildem Lächeln.

„Adelaïda iſt leichtſinnig! Sie ſehnt ſich nach ſchönen Kleidern, Theaterbeſuchen, Vergnügungen, lauter Dingen, die der arme Arbeiter nicht zu bieten vermag, daher ſie gern einem Reichen Gehör ſchenken würde. Aber ich ſorge für des Mädchens Treue, in Luigi's Gehege jagt ſobald noch keiner mit Sicherheit. Einen Meſſerſtich jedem, der mir Adelaïda zu genau anſieht. Beſſer als Liebe feſſelt die Furcht die Weiber, Signor!"

„Sonderbares Liebeswerben, das mit Todtſchlag ſein Recht vindizirt auf eine Gabe, die nur köſtlich iſt als Geſchenk der Freiheit! Du gedenkſt alſo den Beſitz dieſes Weibes zu vertheidigen wie den einer Sache!"

„Signor, ich bin nur ein unwiſſender Burſche und vermag nicht mit Ihnen zu ſtreiten, aber ſo viel weiß ich, daß Adelaïda keinem andern angehören ſoll als mir!"

Mittlerweile kehrte Pietro mit Ceſare's Gepäck zurück. „Wo hält ſich der junge Herr auf, Luigi?" fragte der ehemalige Räuber ſeinen noch immer ziemlich wilden Sohn.

Havas hatte verſchmäht, dieſelbe Frage zu thun. Er wollte jede Mittheilung allein Ceſare's freiem Willen verdanken. Indeſſen lauſchte er jetzt unwillkürlich.

„Bei Cavaliere Montanara!" antwortete der Burſche.

Alſo fand Havas ſeine ſchlimmſten Befürchtungen gerechtfertigt! Den treuen Freund verließ der unerfahrene Ceſare, um ſich einem gefährlichen Abenteurer hinzugeben! Uebrigens war ſeit dem Geſpräch mit Luigi in Havas' Seele neuer Argwohn entſtanden über die Beweggründe dieſer Verbindung.

Luigi verſicherte, Ceſare Bruſtelone wäre ſchon nach Bologna abgereiſt. Er wollte ihm die Effecten nachſchicken. Mit ernſten Vermahnungen ſeitens ſeines Vaters verließ er die Vigna. Als er die Hand um Geld hinhielt, ſagte ihm Pietro: „Arbeite!" Auf ſeinen zweiten Sohn, den Mönch, kam gar nicht die Rede.

Es duldete Stefano nicht länger in ſeiner friedlichen Villa. Er ging, ohne der Richtung zu achten.

Die römiſchen Straßen außerhalb des nun ſo zuſammengeſchwundenen bewohnten Terrains führen durch hohe Mauern, welche von beiden Seiten den Einblick in die Vignen abſperren; zu größerm Schutze iſt ſelbſt das Thor noch von Paliſſaden überragt. Wenn der einſame Wanderer weder einem Bettler noch einem Banditen begegnet, ſo wird er durch äußere Eindrücke ſelten im Laufe ſeiner Gedanken unterbrochen werden.

Die Via dei Marao iſt eine der allerödeſten dieſer Gaſſen. Havas verfolgte ſie eilig unter dem Druck einer peinlichen Stimmung. Faſt am Ende angelangt ſah er ein wohlbekanntes Thor diesmal offen, eine düſtere Cypreſſenallee führte zu einem verſteckten kleinen Haus, zwiſchen den melancholiſchen Bäumen ſchritt eine lange Schar ſchwarzgekleideter Knaben und Jünglinge dem Ausgange zu. Es waren die Zöglinge der Jeſuiten, die von ihrer Villa nach Rom zurückkehrten.

Havas erbebte unwillkürlich bei dem Anblick. Auch er hatte einſt dieſen Rock getragen. Er erinnerte ſich noch, wie der ſeltene Beſuch dieſer Vigna faſt die einzige Unterbrechnng der tödlichen Monotonie ſeines damaligen Lebens bildete, wie ſie dann auf Befehl ſpringen mußten wie die Böcklein. Er war nicht mitgeſprungen, der ſcheue, fremde, aus Aſien gekommene Knabe, den die gewaltſame Verpflanzung aus der fernen Heimat des natürlichen Frohſinns ſeiner Jugend beraubt. Damit hatte er ſich Tadel zugezogen und Strafe, denn ein Knabe, der ſeitwärts ſtand und an den befohlenen Spielen keinen Antheil nahm, gerieth in den Verdacht des Denkens. Der weiche Stefano hatte keinen Widerſtand geleiſtet, ſondern war mitgeſprungen, die Thränen im Auge. Schwere Kämpfe hatte es ihm gekoſtet, ſich geiſtig zu emancipiren und dann in der Folge ſich auch äußerlich frei zu machen; dennoch war ihm die weiche Unreife des Charakters, der Mangel an Entſchloſſenheit als Fluch der verkehrten Erziehung geblieben.

Wie anders bei Ceſare, ſeinem Sohn, dem Zeugen einer großen Verirrung ſeines Lebens! Kein Zwang hatte je das junge Gemüth verkümmert und doch auch bei ihm der Abfall! Es reißt ſich eben das junge Leben gewaltſam vom alten los. Stefano entſagte und fand Ruhe. Das innige Band war geſprengt, welches ihn mit Ceſare vereint; künftig mußten ſie ſich fremd

gegenüberſtehen, aber ohne Bitterkeit mochte ihm Havas die Hand reichen, wenn er von Bologna wiederkehrte.

Die linde Abendluft kühlte wohlthätig Stefano's Schläfe, ſeine Schritte gewannen die elaſtiſche Leichtigkeit wieder, das Herz erhob ſich mit jener wunderbaren Glücksahnung, die es in geweihten Stunden empfindet und harmoniſch ſtiegen wieder die Gedanken des einſamen Mannes zum Höchſten empor; da lag kein ungelöſter Zwieſpalt mehr inzwiſchen.

In raſchem Gehen hatte Havas drei der Hügelrücken Roms überſchritten und ſtieg nun vom Abhang des Esquilino hinab ins Thal. Durch die Via Sacra, Horaz' Lieblingsſpaziergang, wollte er zurück in die Stadt, um dort Raſt und Stärkung zu ſuchen. Es war einſam auf dem Forum. Einige Mönche, die nach ihren Klöſtern gingen, einige franzöſiſche Soldaten, ſonſt begegnete Havas niemand.

Indeſſen erhob ſich von einem Steinblock in den Ruinen des Tempels der Fauſtina ein modiſch gekleideter Mann, der die letzten Strahlen des ſcheidenden Tags dazu benutzt hatte, Notizen in ſeine Brieftaſche zu ſchreiben.

Es war Senator von Bergen.

Der bremer Rathsherr begann ſich mit Rom zu verſöhnen, ſeit er ſich wohl genug fühlte, um auf den Hügeln zu wandeln und von dort herab die Ewige Stadt zu überblicken. Seit er unter den claſſiſchen Trümmern ſich eingelebt, fand er, daß Roma dennoch einen eigenen Reiz beſitze, der Mönche, Bettler, Räuber und die Unordnung der Verwaltung vergeſſen laſſe. Zum erſten mal war Bergen über die Alpen und Apenninen gezogen, die weiche Luft der geſegneten Zone des Mittelmeers dünkte ihm köſtlich, ſie ſpannt wohlthätig ab, der Körper fühlt die Ermüdung weniger und der Geiſt hört auf zu grübeln.

Sobald Julius Bergen von ſeinem Unwohlſein vollkommen geneſen war, hatte er die Wanderungen nach den Seidenwebereien angefangen. Wirklich gelang es ihm, ohne bedeutende Mühe Adelaida zu entdecken. Das Mädchen beſchwor ihn zu größter Vorſicht, die Heimlichkeit erhöhte den Reiz der Sache und der ernſthafte Rathsherr lachte über eine Gefahr, die er nirgends ſah. Indeſſen fügte er ſich der Laune des Mädchens und betrat vor wenigen Tagen, infolge einer auf geheimnißvollem Wege an ihn ergangenen Einladung, zum erſten male das Haus der Via della Longarella. Ihm galten die von Bianchina beobachteten Vorbereitungen Adelaida's, aber weil Senator Bergen nicht hungerig geweſen, konnte der in der That zufällig auf Beſuch gekommene und nach ſeinem verlorenen Bruder fragende Fra Fulgentio die Verlaſſenſchaft antreten. Das kecke Mädchen hatte ſich bei Bianchina's verfänglicher Frage in der Oſteria delle Fratocchie raſch gefaßt, Wahrheit und Dichtung geſchickt verwebend gelang es ihr, den gefährlichen Liebhaber zu täuſchen.

Seine angenehmen Streifereien durch Rom, die kleine Liebſchaft mit Adelaida füllten des Senators Zeit gemächlich aus. Er begann den Proceß ſeiner Couſinen etwas zu vernachläſſigen. Eben warf ihm das Gewiſſen eine große Unterlaſſungsſünde vor. Daher das Memorandum im Taſchenbuch.

Aufſtehend erkannte Julius Bergen den Herrn der Villa der Salluſtiſchen Gärten in dem einſamen Wanderer, welcher der Via Sacra folgte.

„Können Sie mir in Rom jemand bezeichnen, der mehr weiß als die Polizei?" fragte der bremer Rathsherr nach der Begrüßung. „Wir ſuchen eine gewiſſe Gräfin Volcaſtro! Das Einfachſte ſchien, ſich an dasjenige Inſtitut zu wenden, welches in jedem civiliſirten Staat die nöthige Auskunft zu ertheilen vermag, jedoch die römiſche Polizei konnte oder wollte Gräfin Volcaſtro nicht auffinden."

Havas ſchütteite das Haupt. „Ich vermuthe das letztere!" erwiderte er. „Wahrſcheinlich beſtehen Gründe, Ihnen die Adreſſe der Geſuchten vorzuenthalten. Indeſſen kann ich Sie zu jemand führen, der dieſe Frau ſicher entdeckt, wenn ſie überhaupt ſich in Rom aufhält — Dieſer Mann iſt ein Factotum aller Welt, ein Freund und ein Feind aller Polizei — je nachdem —! Die Hauptſache iſt freilich dabei — Geld!"

„Das thut nichts! Wir machten eine Klage gegen Gräfin Volcaſtro anhängig! Gewiß ruht die Schrift vergeſſen in dem Archiv des Gerichtshofs; denn wir erhielten die Reſolution, das Verfahren ſei einzuſtellen, indem Beklagte nicht aufzufinden!"

„Wahrſcheinlich genießt Ihre Gegnerin irgendeines beſondern Schutzes!" verſetzte Havas.

„Das nennt man hier Gerechtigkeit!" rief Bergen aus. „Wie kann dieſer ſonderbare römiſche Staat noch fortbeſtehen, dem die Grundſäulen der Ordnung fehlen?"

„Rom iſt nicht ſo ganz ohne Ordnung, wie Sie wähnen!" entgegnete Havas lächelnd. „Zwar

beſitzt der Proletarier des Quartiers de' Monti das Privilegium zu betteln und zu ſtehlen das ganze Jahr lang, die Regierung hat genug damit zu thun, gefährliche Ideen abzuwehren und kümmert ſich nicht um ſolche Kleinigkeiten, aber zu Oſtern muß er beichten, der Eminentiſſimo Vicario verſteht keinen Spaß! Wer dort denuncirt iſt, fühlt etwas von der Strafe des Fegfeuers ſchon hienieden!"

„Jede poſitive Religion iſt nur ein nach lokalen Begriffen conſtruirtes Gemiſch von Aberglauben, ich gehöre nicht zu denjenigen, die allein bei Martin Luther das Heil ſuchen und wähnen, weil er der Gemeinde das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt geſtattet, dem Prieſter ein Weib, darum habe er den Augiasſtall des Katholicismus gereinigt. Meinem Dafürhalten gemäß iſt das Menſchengeſchlecht zu alt und zu gereift, um nicht dieſe Fabeln ſeiner Kindheit gründlich abzuthun. Eine beſſere Kenntniß der Natur hat uns hinter das große Geheimniß geführt; nach ewigen Geſetzen bindet und löſt ſich der Stoff, unter ſeinen millionenfachen Combinationen erzeugt er auch das Menſchenhirn, welches ſich in geſundem Organismus zur Blüte der Selbſtſpiegelung entfaltet!"

„Seltſam, daß es Geſetze geben ſoll ohne einen Geſetzgeber", erwiderte Stefano, während ein mildes Lächeln warm auf dem ſchönen Geſicht lag. „Der Glaube an Gott macht die Menſchen beſſer, weiſer und glücklicher, darum kann er auf keinen Irrthum begründet ſein. Die feſte Ueberzeugung von Gottes Daſein erzeugt unſerm Sehnen das rechte Quietiv, unſerm Wollen die rechte Kraft; an die Stelle der Ermattung tritt die köſtliche Ruhe in Gott."

Schön und vergeiſtigt erſchien der Sprecher, ſodaß ſelbſt Bergen ihn verwundert betrachtete.

„Blos ſubjective Gefühlsſteigerung ohne alle objective Wahrheit!" entgegnete der Senator.

„Wir beſitzen ein Kriterium der Wahrheit", bemerkte Stefano. „Jede krankhafte, ſchwärmeriſche Ekſtaſe, die uns bis an die Pforten des Paradieſes trägt, hinterläßt einen ſtarken Umſchlag, der den Himmel offen und hinter ſich die Hölle erblickt. Hingegen das vernünftige Erkennen des göttlichen Urgrundes gleicht einer ſtetigen Klarheit, es iſt das geſunde, natürliche, menſchenwürdige Gefühl. Blicken Sie in die Höhe!" ſchloß Havas ſeine Rede.

Da lag das Capitol im Mondlicht und hob ſich vom Nachthimmel ab. Am Fuße des ſteilen Hügels ſtiegen die fünf wunderbaren Säulen empor, die dem Tempel des Jupiter Tonans zugeſchrieben werden. Etwas öſtlicher tauchte die Säule des Phokas auf. Selbſt der nüchterne Bergen ſtand einen Moment in entzücktes Schauen verloren.

„Roma iſt reich, es zehrt an großem Erbe!" ſagte er endlich.

„So herrlich die Ruinen ſein mögen, ſie ſind es nicht, die uns mächtig bewegen, ſondern die Gedanken, welche ſie erregen an den Geiſt der Inſtitutionen, denen ſie nur zum äußern Merkmal dienten. Die Dynamis ihres Seins lebt heute noch wie damals, obwol ſeither Granit und Marmor brach", bemerkte Havas.

Der bremer Rathsherr antwortete nicht. Sein Argument war ihm abhanden gekommen. Freund Moleſchott ließ ihn im Stich, deſſen Theorien taugten beſſer zum Weſerſtrand als in das römiſche Forum.

Die beiden Männer ſchritten ſchweigend mit dem Nachhall ihrer Gedanken beſchäftigt durch die Gaſſe, welche, den Palatin entlang laufend, einſt Forum und Velabrum verband; die bedeutendſten Schauplätze altrömiſchen Lebens, den eigentlichen Markt der Nation, die zu ihren Verſammlungen von den Höhen herabſtieg. Die heutige Heuſtraße kündet durch ihren Namen ſchon den draſtiſchen Umſchwung.

Stefano hielt vor einer uns bereits bekannten Tempelruine und pochte an die verſchloſſenen Fenſterläden des hineingebauten kleinen Hauſes.

Der höckerige Pantaleone erſchien mit ſeiner antiken Lampe. Ein Strahl der Freude übergoß die verwitterten Züge, als er ſeinen Beſucher erkannte.

Havas reichte dem getauften Juden die Hand.

„Guter Jacopo, ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten", ſagte Stefano, „es handelt ſich darum, die Spur einer gewiſſen Gräfin Polcaſtro zu entdecken."

Pantaleone Sarpi blickte mistrauiſch auf den Senator und zögerte mit der Antwort.

„Der Herr iſt fremd hier, Sie haben nichts zu befürchten, Jacopo. Er wird verſprechen, Ihren Namen in keinem Fall zu verrathen und Sie noch überdies für Ihre Mittheilung belohnen", verſetzte Havas.

Bergen beſtätigte beides.

„Gräfin Polcaſtro wohnt Via della Longara, wenige Häuſer von dem Palazzo Corſini, in dem ſie lange Jahre als Haushälterin eines

deutſchen Barons lebte!" ſagte endlich der getaufte Jude.

„So nahe lag ſie uns!" verſetzte der Senator überraſcht und ſchrieb die Adreſſe auf. „Dann noch eins, Freund, Sie ſcheinen mit den Verhältniſſen im Hauſe des verſtorbenen Freiherrn von Bergen wohl bekannt, können Sie uns erklären, wie ſein einſtiger Kammerdiener Johann Schwarz hinreichendes Geld verdiente, um ſich die Brauerei in Via Lata zu kaufen?"

„Wie kann ich das wiſſen?" ſtammelte der Buckelige.

„Ueberleſen Sie dieſe Liſte! Wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Mann, welcher das Vertrauen des alten, blinden Barons beſaß, die hier angezeigten Werthpapiere entwendete. Helfen Sie mir auf die Spur! In dieſem Fall bin ich bereit, Ihnen hundert Scudi zu bezahlen", ſagte der bremer Rathsherr, noch ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche nehmend.

Der getaufte Jude las diesmal aufmerkſam beim Lichte ſeiner antiken Lampe, nachdem er eine Brille auf den höckerigen Rücken ſeiner Naſe gedrückt.

„Eccellenza", ſagte Pantaleone Sarpi, „ich vermuthe, Signor Schwarz iſt zu ſchlau, um Papiere in Händen zu behalten, die ihn verrathen könnten."

„Das Nämliche vermuthe ich auch, um ſo mehr, weil Sie ſelbſt den Verkauf beſorgten!" verſetzte Bergen, dem getauften Juden um einen Schritt näher tretend.

Der Höckerige ſchüttelte langſam den Kopf. Sein pergamentenes Geſicht verrieth keinerlei Bewegung. Die durch den Inquirenten beabſichtigte Ueberrumpelung zeigte ſich vereitelt.

„Laſſen wir die Sache ruhen!" bemerkte der Senator gleichgültig. „Ich bin ein Liebhaber von geſchnittenen Steinen, zeigen Sie mir Ihren Vorrath."

Der Jude, froh dem ihm unangenehmen Verhör zu entgehen, ſchloß einen Schrank auf.

„Was koſtet dieſer Onyx?" fragte Bergen, deſſen Falkenauge raſch das Geſuchte entdeckte.

„Halten Sie zu Gnaden, Eccellenza! Dieſer Stein ward mir blos anvertraut und kam aus Misverſtändniß hier hinein. Er iſt nicht zu verkaufen!" ſtammelte Sarpi verlegen.

„Nicht doch, beſinnen Sie ſich beſſer! Der Stein gehörte dem verſtorbenen Freiherrn von Bergen. Sehen Sie hier den gleichen."

Damit ſtreifte der Senator den Handſchuh von ſeiner magern Rechten und Sarpi erkannte erſchreckt daſſelbe Wappen auf dem Siegelring.

„Eccellenza, Sie werden mein Elend nicht vermehren wollen", flehte der getaufte Jude. „Nur weil Signor Havas Sie einführte, ſchenkte ich Ihnen ſo viel Zutrauen."

„Beruhigen Sie ſich! Obwol das Maß Ihres Vertrauens nur ein ſehr beſchränktes war, ſoll die Sache dennoch Ihr Schaden nicht ſein und da nehmen Sie einſtweilen als Abſchlagszahlung für das corpus delicti und die Mittheilungen—"

Bergen ließ in die geöffnete Hand des Juden einige Goldſtücke gleiten.

Hierauf zog er ihn in eine Ecke und flüſterte eine Weile mit ihm. Der praktiſche Geſchäftsmann und der gewandte Juriſt fingen an, ſich zu verſtehen; trotz allen Unterſchieds der äußern Lebenslage herrſchte geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen ihnen.

„Sie zürnen dem armen Jacopo nicht darob, daß er ſich in den Pantaleone verwandelte?" ſprach der getaufte Jude leiſe und traurig in Steſano's Ohr, während er ſeinen Gäſten über die verfallenen Stufen ſeines Hauſes leuchtete.

„Mein Freund, die Schuld trifft diejenigen, die Zwang ausübten über das Gewiſſen!" entgegnete Steſano mild und ſetzte leiſe hinzu: „Bin ich denn nicht in gleicher Lage?"

„Und die unglücklichen Brüder, die unter einem Joch ſeufzen, ſchlimmer als der Druck der Gefangenſchaft zu Babylon?" forſchte der ehemalige Jude Jacopo weiter.

„Ich beſuche ſie noch allwöchentlich, wenn die Sabbatlampe brennt, und ſpreche Worte des Troſtes zu ihnen! Das nächſte mal ſollen es ſolche der Verſöhnung ſein für den Abgefallenen! Aber ich bin — jetzt Chriſt!" ſagte Havas.

Er konnte es nicht verhindern, daß Sarpi ſeine Hand brünſtig küßte.

Ohne die leiſe geführte Unterredung zu verſtehen, bemerkte der Senator die Zeichen tiefer Ehrfurcht, mit denen der Höckerige ſeinen Begleiter entließ. Dadurch vermehrte ſich noch das Gemiſch von Neugierde und Intereſſe, welches Havas ihm vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an einflößte.

„Nun leben Sie wohl! Sie werden ſich von hier aus leicht zurechtfinden!" ſagte Steſano, ſobald ſie wieder auf die Straße gelangt waren.

„Warum meiden Sie den Palazzo Doria? Kommen Sie mit zum Thee!" verſetzte der Senator.

Havas überlegte einen Augenblick. Hatte er doch vorgehabt, Isabellens Nähe zu fliehen. Allein er war durchaus kein eitler Mann und vermuthete nicht, auf Frau von Berneck einen Eindruck hervorgebracht zu haben. Auch war er ein rüstiger Streiter in dem Kampfe für Wahrheit; es lag ihm daran, Julius Bergen's materialistische Ansicht zu bekämpfen. Den Ausschlag gab ungeachtet dieser Gründe und neben ihnen ein unbestimmtes Sehnen, das ihn zu einem ihn sympathisch berührenden Wesen trieb.

Ob Bergen wol so viel Interesse für ihn behalten hätte, wenn der bremer Senator aus dem Flüstergespräch mit Pantaleone entnommen hätte, daß auch Stefano Havas, der geborene Asiat — ein getaufter Jude war?

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Herzogin Anna zu Sachsen-Koburg.

(1593.)

Momente zu ihrer Entlastung.

Der soeben erschienene 29. Theil des „Neuen Pitaval" bringt unter vielen merkwürdigen Processen auch den der unglücklichen Herzogin Anna von Sachsen-Koburg, deren Lebens- und Leidensgeschichte bereits von Hellfeld, von Schultes in seiner „Koburg-Saalfelder Landesgeschichte", dann die „Curiositäten" und endlich Gottschalk in seinem bekannten Burgenwerke (bei Besprechung der Feste Koburg) abgehandelt haben.

Historische Thatsachen, actliche Eingeständnisse lassen allerdings geringen Spielraum zur Vertheidigung, doch dürfte es in der That verdienstlicher sein, Momente zur Entlastung eines jugendlich unerfahrenen Opfers ans Licht zu ziehen, als nach Jahrhunderten noch den Schwarm der Ankläger vergrößern zu wollen und neue Steine auf eine Unglückliche zu werfen, die so entsetzlich gebüßt. Nur in dieser Absicht, nur von dem Wunsche beseelt, eine Schuld zu sühnen, mit der sich, unserer Ansicht nach, die deutsche Publicistik belastet hat, erlauben wir uns, hier dasjenige „in nuce" niederzuzeigen, was wir vor Jahren in einer compendiösern Defensionsschrift dem Archive des Germanischen Nationalmuseums anvertrauten.

Am glänzenden Hofe zu Dresden, unter den glücklichsten Auspicien hatte Prinzessin Anna, Tochter Kurfürst August's von Sachsen, ihre erste Jugend verbracht, um mit neunzehn Jahren dem Herzoge Kasimir zu Sachsen-Koburg vermählt zu werden. Nicht der unerwartet jähe Tod ihres Vaters, nicht die Stille und Einförmigkeit ihrer neuen Residenz allein, wol aber auch die baldige Entfremdung ihres Gemahls, dessen stete Abwesenheit auf „Hetzjagden, Scheibenschießen und Schmäusen" und die Einsamkeit, der sie daher überlassen blieb, stürzten ihr bisher heiteres, harmloses Gemüth in Trauer und Unmuth. Finanzielle Verlegenheiten und Hang nach Zerstreuung veranlaßten den bisher unstet umherschweifenden Herzog, einem Mann die Thore seines Schlosses zu öffnen, dessen Thun die verhängnißreichsten Folgen nach sich ziehen sollte.

Der Alchymist Jeronimo Scoto, der sich den Titel „Graf von Piacenza" beilegte und — „ein geriebener Aventurier", bereits an verschiedenen deutschen Höfen Unerfahrenheit, Freigebigkeit und Wißbegier durch allerlei magische Künste und Schaustellungen ausgebeutet hatte, kam mit stattlichem Gefolge nach Koburg, wo ihm Herzog Kasimir, dem er die Kunst des Goldmachens zu lehren versprach, im Schlosse (der Ehrenburg) eine Wohnung und Laboratorium einräumte.

Groß muß die Vertraulichkeit zwischen dem jungen Fürsten und dem Abenteurer gewesen sein, denn Scoto wirft nachmals brieflich dem Herzoge vor, daß er selber es gewesen sei, der jede Schranke der Form und Etikette zerrissen, ihn mit dem zärtlichen Vaternamen begrüßt und seine und der Herzogin Hände ineinander verschränkt, der die junge Gemahlin gezwungen habe, ihn mit gleicher Zärtlichkeit anzureden.

Und nicht ohne Grund trifft jener Vorwurf den Herzog; ein Vorwurf, der denselben um so mehr gravirt, als zur nämlichen Zeit der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, des Herzogs leiblicher Vater, darbend im Kerker zu Wienerisch-Neustadt schmachtete, wohin ein kaiserlicher Achtspruch den überwundenen Beschützer Grumbach's verwiesen.

In der That, nicht vergeblich sollte Herzog Kasimir dem Vertrauen seiner Gemahlin zu dem welschen Adepten Vorschub geleistet haben, denn in einsamen Stunden wußte der Arglistige gar bald „den Quell und Ursprung jenes Grams" zu erforschen. Mit dreister Zudringlichkeit versprach er der Arglosen, ihr das Herz des Gemahls wieder zuzuwenden und durch ein Unterpfand der Liebe unauflöslich an sie zu fesseln. Freudig und ahnungslos geht die Herzogin auf alles ein. Der Adept bescheidet sie auf sein Laboratorium, ausgestattet mit all dem mysteriösen Kram, den wir gewohnt sind, mit Lächeln oder

geheimem Grauen auf den alten Darſtellungen der Werkſtätten jener „Wundermänner" früherer Jahrhunderte zu betrachten; jener „Geweihten" im weiten Reiche der Chemie und Phyſik, die ohne allen Zweifel durch tiefe Kenntniß deſſen, was damals noch nicht Gemeingut aller, — gar wol im Stande waren, ſo viele zu täuſchen — und eine Scene entwickelt ſich dort, von der man verſucht iſt, anzunehmen, daß unſer großer Schiller ein erhebliches Moment derſelben aus den Unterſuchungsacten geſchöpft, um ſie in ſeinem „Geiſterſeher" zu benutzen. — — — Denn wie dort ſo hier muß die Herzogin ein Crucifix, das mit myſteriöſen Charakteren bedeckt iſt, in die Hand nehmen; ein um dieſes ſowie ihre Finger gewundener Eiſendraht bildet auch hier den „Conductor", den Scoto in Rapport oder in Bewegung bringt; denn nach einer von ihm ausgeſprochenen furchtbaren Beſchwörung, von der die erbebende Herzogin nur die Schlußworte, die Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit, verſteht, trifft ſie ein ſo heftiger elektriſcher Schlag, daß ſie bewußtlos, beſinnungslos vielmehr, zu Boden ſtürzt. Wir bitten, wohl darauf zu achten, wie das Bubenſtück eingeleitet worden, und fragen jeden Unparteiiſchen, ob die unglückliche, verlaſſene, bethörte Dame wol ſtrafbar zu nennen iſt für die Schandthat eines ruchloſen Abenteurers, der ſie zuvor ihrer Sinne beraubt? Scoto hat ſein Ziel erreicht; er, der bereits betagte, verlebte Mann hat den Sieg über die wehrlos ohnmächtige Gemahlin ſeines fürſtlichen Wohlthäters errungen! Im Bewußtſein ſeiner That wird der Bube immer dringender — will die Herzogin zu einer Entführung bereden, will ihr zumuthen, daß ſie ihm nach Italien folgen ſoll und droht ihr durch eine Viſion, dergemäß ihr ein langſamer, qualvoller Tod auf Veranlaſſung des Gemahls bevorſtehe, wenn ſie die Flucht verſchmähe. Mit Abſcheu vernimmt die jugendliche Fürſtin die Worte des fauniſchen Verführers; ſie weiſt ihn mit Verachtung von ſich, wie er ihr goldene Tage vorſpiegelt — Tage, die ihr blühen würden, wenn ſie von dannen zöge.

Doch ſchon iſt es zu ſpät! Schuldbewußtſein feſſelt den Willen der Herzogin und Scoto iſt vom Hofe nicht zu verbannen, indeß Zwiſtigkeiten mit ihren nächſten Blutsverwandten daheim jedes Aſyl an ihrem Herde ſchon verſchloſſen haben. Schwankend in ſeinen ſchamloſen Bewerbungen und nur den Gedanken feſthaltend, einen Hauptſchlag auszuführen, der ihm endlich Ruhe und Behaglichkeit am Ende eines raſtloſen Abenteuerlebens ſichert, muſtert der Betrüger die Perſönlichkeiten des Hofes und erkieſt raſch ſein Werkzeug — das zweite Opfer, deſſen er bedarf.

Wie die Herzogin ſeinen immer dringendern Mahnungen zur Flucht Zweifel und Verachtung entgegenſtellt, erzwingt er es, eine zweite Geiſterbeſchwörung ins Werk ſetzen zu dürfen, wo zwar keine elektriſchen Schläge wirken, wo aber der Unglücklichen „aus einem Erdſpiegel" das Abbild des ihr laut Scoto's Verſicherungen auserſehenen Geliebten entgegenſtrahlt.

Ulrich von Lichtenſtein, der blühende Hofcavalier, der kundige Stallmeiſter der Herzogin iſt es, deſſen Züge ſie erblickt, und — ein „Deus ex machina", tritt der magiſch Herbeicitirte an Scoto's Hand in das Cloſet der Herzogin.

Und die hier verrinnenden Momente ſind es, die der abgefeimte Gauner dazu benutzt, den koſtbaren Schmuck der Herzogin, den er früher ſchon zu Augen bekommen, aus feſtem Schrein zu ſtehlen und pfeilſchnell die Flucht zu ergreifen.

Dieſer Verluſt iſt in wenig Tagen kundig. Der Herzog, wie wir wiſſen, in ſteter peinlicher Geldnoth, hat kurz zuvor dem Markgrafen von Brandenburg-Baireuth einen Theil davon zum Kauf angeboten; — wild ſchäumt er auf und ſein Zorn entlockt Mittheilungen Unberufener über Lichtenſtein's wiederholtes Verweilen in der Nähe ſeiner Herrin. Ein fürſtliches Machtwort, von der Stimme der Eiferſucht dictirt, verfügt beider Verhaftung, und Lichtenſtein, den Ingrimm ſeines Gebieters kennend, bebend vielleicht vor der Gefahr des Diebſtahlverdachts, kommt den Richtern mit Enthüllungen entgegen, die man nie als das betrachtet hat, was ſie waren, als erpreßt von Todesangſt. Reumüthiges Geſtändniß können wir des Angſtgefolterten verzweiflungsvolle Beſchönigungs- und Entlaſtungsverſuche nicht nennen.

Dem blühenden, das Heil ſeiner Gebieter bisher gewiſſenhaft beachtenden Jüngling hatte die Herzogin ihr Wohlwollen, ihr Intereſſe nicht verſagen können; — war er es doch vor kurzem noch geweſen, der die heilloſe Verſchwendung im Hofhalt beſeitigt, den Herzog trotz ſo großer Schwierigkeiten und ſteter Widerſprüche vor dem Einſturz des luftigen Creditgebäudes errettet, ja Summen ſelbſt dem Fürſten zur Verfügung geſtellt, die er aus Erſparniſſen im Hofetat gewonnen.

Verlaſſen, gemisbraucht, geſchändet, hatte

freilich die Herzogin die moraliſche Kraft nicht gehabt, den Mann von ſich zu ſcheuchen, „den ihr «die Sterne» zum Geliebten, zum Geleiter für die Zukunft auserſehen".

Aber je elender und ekelhafter das Gewinſel und die feige Bettelei um ſein Leben von Lichtenſtein getrieben wurde, deſto größer, deſto edler erhob ſich wieder der Charakter der unglückſeligen Herzogin in den heißen Tagen der Prüfung, die mit Verhängung eines Todesurtheils begonnen hatten.

Aus dem Dunkel des Kerkers beſchwor ſie den zürnenden Gemahl, Lichtenſtein's zu ſchonen; — „ſein Blut werde ſonſt auf ihr Haupt kommen, ſie allein wolle der verdienten Strafe verfallen".

Dies die Beweiſe, deren man ſich bediente, um von der Juriſtenfacultät zu Jena ein Todesurtheil in aller Form Rechtens zu erwirken. Die inzwiſchen vollzogene Eheſcheidung hatte indeſſen den Herzog beſänftigt und „aus ſonderbarer Gnade" ward das Erkenntniß in lebenslängliche Haft verwandelt. Lichtenſtein wanderte in jenen Gefängnißthurm in der Nähe des ſtädtiſchen Friedhofs, wo er 36 Jahre auszuharren hatte, während die Herzogin von der Feſte Koburg, mitten im rauheſten Winter weg, in Ketten über den Thüringer Wald geſchleppt wurde. Man brachte ſie nach Eiſenach, wo ſie nach Jahresfriſt König Chriſtian IV. von Dänemark zu ſehen bekam und zu befreien beſchloß. Dieſen Plan zu vereiteln, ward ſie auf das feſte Schloß Kallenberg bei Koburg zurückgebracht, wo ſie hart gehalten wurde. Doch ſchon nach zwei Monaten trieb neue Sorge den Herzog, ihr einen andern Kerker zu bereiten. Man ſchleppte die unglückliche Dulderin nach Kloſter Sonneſeld, wo ſie in der Sakriſtei der vormaligen Conventualkirche eingemauert wurde. Völlig von der Welt abgeſchnitten, ja des Anblicks des Himmels beraubt, ſchien man in dem feuchten Gewahrſam nur ihren ſichern Tod im Auge behalten zu wollen.

Doch neue Befreiungsplane wurden geſchmiedet und alles läßt darauf ſchließen, daß ſie ſelber völlig davon unterrichtet war; namentlich ſuchte ihr Neffe, Chriſtian II., der junge Kurfürſt von Sachſen, auf dem Wege der Unterhandlungen Heil und Rettung für ſie; doch Herzog Kaſimir, der ſich inzwiſchen ihres geſammten Heirathsgutes bemächtigt, ließ ſie unverweilt wieder in ihren erſten Kerker auf die Feſte Koburg ſchaffen und unter die ſtrengſte Aufſicht ſtellen.

Aber auch hier wieder wurde an ihrer Befreiung gearbeitet und nicht nur der Schließer, ſondern auch ein Staatsgefangener, Kammerrath Zech, vereinigten ſich zum Bunde, um ihre Ketten zu löſen. Erzherzog Max von Oeſterreich aber ward als derjenige genannt, der die geheimen Fäden in Bewegung ſetzte und der mishandelten Fürſtin Herz und Hand angeboten habe.

Bübiſcher Verrath jedoch ſollte auch diesmal das ſchwache Trugbild der Hoffnung vernichten, ehe die rettende That nur begonnen! Klaus Zoller, der Schließer, ward ohne weitere Rechtsprocedur geköpft, ſein bluttriefend Haupt an einem Spieß der Herzogin vors Kerkerfenſter gehalten, Zech in engſten Gewahrſam geſchloſſen.

Herzog Kaſimir, inzwiſchen neuvermählt mit Prinzeſſin Margarethe von Braunſchweig, nur darauf bedacht, ſein unglückliches Opfer zu verhöhnen, hatte bereits Schaumünzen auf ſie prägen laſſen, auf denen der Avers ihn in Umarmung ſeiner zweiten Gemahlin unter den Worten darſtellte:

Wie küſſen ſich die zween ſo frin!

indeß man die unglückliche Fürſtin auf dem Revers im Büßergewande und das Paternoſter zwiſchen den gefalteten Händen mit der Umſchrift erblickte:

Wer tröſt' mich armes Nönnelein?!

Aber auch noch andere unzüchtige Spottmünzen und bildliche Darſtellungen auf ſie ſoll der höhnende Gatte erſonnen und in Verkehr geſetzt haben*), indeſſen Kummer, Thränen, Gebet und Arbeit das Loos der Gefangenen blieben. Eine Meiſterin in der Kunſt der Gobelinsſtickerei, füllte ſie Tage und Nächte durch das raſtloſe Schaffen kunſtvoller Gebilde der Nadel aus; ja noch mehr, wie die Seide ihr zu mangeln begann, ſtickte ſie von ihrem eigenen reichen Haupthaar ein Begnadigungsgeſuch in ihr thränenfeuchtes Schnupftuch, kniete vor der goldenen Carroſſe des Herzogs auf dem Schloßhofe in den Staub nieder und warf das Tuch in den Wagen. Aber nur, um ſie zu verhöhnen, war der Fürſt gekommen, nicht um ſie zu befreien.

Nichts fruchteten ihre Thränen, nichts jahrelange Buße, nichts das Fürwort ſächſiſcher Stammesvettern noch die Vermittelung des Kaiſers Rudolf.

Die unglückliche Dulderin blieb im Kerker,

*) Zum Nachweis diene eine auf der Hofbibliothek in Weimar aufbewahrte Abbildung der Art.

indeſſen Scoto, der Betrüger und Unglücksſtifter, ungefährdet das Weite geſucht, ſeinen Raub in Sicherheit gebracht hatte. Man hat nie wieder von ihm gehört, man rechne denn den obgedachten vorwurfsvollen Brief an den Herzog für ein Lebenszeichen.

So vermochte denn nur des Todes allgewaltige Hand die Bande zu löſen, unter denen die Gefangene den Leichtſinn eines einzigen Jugendfehltritts mit ihrem ganzen Leben büßte.

Jeder Pflege, jeder Bequemlichkeit bar, jeder Rückſicht entbehrend, die man ihrer Herkunft wie ihrem Geſchlechte ſchuldete, ſtarb ſie nach zwanzigjähriger Haft in dem fünften der für ſie hergerichteten Verließe.

Lichtenſtein erlebte noch die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs; geiſtesſtumpf, halb blödſinnig, vermochte er das von kaiſerlichen Befehlshabern ihm dargebotene Geſchenk der Freiheit nicht zu würdigen und ſühnte mit ſechsunddreißigjährigem Kerker die Schuld unlauterer Leidenſchaft, nachdem auch die ſeitens der Frankenritterſchaft und ſeines greiſen Vaters erhobenen Geſuche geſcheitert, er ſelber es verſchmäht, durch die ihm angeſonnene Hingabe oder Aufopferung ſeiner ſächſiſchen Lehen und Güter ſeine Brüder und Geſchlechtsangehörigen zu verkürzen.

Dies der trockene, auf actenmäßiger Relation beruhende Hergang der Dinge, bei deren Schluß wir fürwahr fragen dürfen, ob die That der Strafe entſprach, ob dem Fehl eines einzigen Augenblicks denn nur durch den Jammer von Jahrzehnden Rechnung getragen werden konnte; ob das zu allen Zeiten den Richtern relevante, reumüthige Eingeſtändniß irgendwelche Berückſichtigung gefunden? Ganz abgeſehen davon, daß von dem erſten Richtercollegium im Jahre 1593 bis heute niemand den Proceduren Scoto's, um die Herzogin in beſinnungsloſem Zuſtande zu Boden zu ſtrecken, irgend Aufmerkſamkeit und Beachtung geſchenkt hat! Für ein Vergehen, in aller Bewußtloſigkeit von einem andern begangen, den unſchuldigen Theil zur Rechenſchaft zu ziehen, dürfte wol unter allen Verhältniſſen Barbarei zu nennen ſein!

Unwillkürlich richten ſich unſere Blicke auf eine erlauchte Unglücksgefährtin unſerer Gefangenen, die gleich ihr einen beträchtlichen Theil ihres Daſeins zwiſchen Kerkerwänden verbüßt; wir meinen die Königin Maria Stuart von Schottland. Welch ganz andere Vorwürfe laſteten auf ihr, welche Verbrechen wurden durch ihre Schuld und unter ihrer Einwilligung vollzogen! Und doch, welch tapfere Arme erhoben ſich zu ihrer Rettung, welch kühne Federn zu ihrer Vertheidigung! Haben doch Poeſie und bildende Kunſt ſich die Hand gereicht, ihr den Heiligenſchein des Martyrthums ums Haupt zu legen.

Sühnte Königin Maria eine Blutſchuld mit raſchem Tode, ſo ward Herzogin Anna für ein weit geringeres Vergehen eine phyſiſche wie moraliſche Folter zu Theil, gegen die der Tod ein Labſal, eine Befreiung.

Einſam und allein, fing keine Menſchenbruſt ihren letzten Seufzer auf; ihr Todesröcheln verhallte an eiſiger Kerkerwand. Rein durch Reue und Buße, tauſendfach erhabener als der wüſte Gemahl, der noch an ſeinem Lebensabende dem Volke das Beiſpiel eines „Commodus" gab, lieſt kein Pilgrim an ihrem Grabe ohne Rührung die Worte:

Gott wird abwiſchen alle Thränen in ihren Augen!

Herzog Kaſimir's Stamm iſt verdorrt und die Sage geht, daß die Diener ſeines Willens, ſoweit ſie in vorſtehender unglücklichen Sache thätig, eines räthſelhaft ſchnellen Todes verſtorben.

Ludwig Graf Ketterodt zum Scharffenberg.

Anregungen.

Das Chriſtenthum und die Schöpfung.

Kein Zweig der wiſſenſchaftlichen Literatur, inſofern ſie den Anſpruch erhebt, in die Geſammtheit der Bildungsfähigen einzudringen, iſt im Laufe der letzten funfzehn Jahre mit ſo regem Eifer und man muß hinzufügen mit ſolchem Geſchick angebaut und gepflegt worden wie die Naturwiſſenſchaften.

Es würde dies weniger auffallen, wenn dieſer Eifer ſich nur auf die praktiſchen Theile und Ausläufer derſelben erſtreckte, da die vorwaltend materielle Richtung der Zeit die mannichfaltigſte Aufklärung über die Naturkräfte und ihre Anwendbarkeit gebieteriſch verlangt; aber daneben ſind vorzugsweiſe Schriften von univerſeller Beziehung, die nichts mit dem praktiſchen Leben zu ſchaffen haben und nach der Eigenthümlichkeit des Stoffs in ſchwieriger Faſſung, zahlreich aufgelegt und immer aufs neue begehrt worden.

Man konnte ſich überzeugen, daß die gewerbs-

mäßige Ausbeutung der Natur den Sinn des Volks nicht abgeſtumpft habe für Fragen höherer Art; daß es ihm nicht genügte, zu erfahren, wie die ſichtbare Welt nutzbar zu machen ſei, ſondern daß es ſich auch geneigt zeigte, dem Forſcher in das Labyrinth der Naturgeheimniſſe, in die Geburtsſtätte des natürlichen Seins zu folgen. Seit dem Erſcheinen des „Kosmos" von Alexander von Humboldt wurde die Anſchauung des Univerſums und die Geſchichte der Erdſchöpfung zu einem Gemeingut aller irgend auf Bildung Anſpruch Machenden, und wenn ſich die erlangte Kenntniß auch nur auf einige allgemeine Ideen beſchränkte, ſo war es doch immer ein Zeichen von geiſtiger Zuſammenfaſſung, von Erhebung über das Nahe und Niedere. Und es fehlte bekanntlich nicht an ernſtlichen Bemühungen von gewiſſer Seite, ein ſolches Streben zu verketzern; weil es nicht harmoniren wollte mit der überlieferten Gefangengebung des Geiſtes an kindliche Sagen, die nur ſo lange ihre Wahrheit behalten, als man ſie nicht als Wahrheit aufzwingen will, verſchrie man es als einen Abfall vom Chriſtenthum, ja als den Verſuch einer Verneinung Gottes! Der fromme Eifer war aber vergeblich; das Volk hat ſich nicht hindern laſſen, ſeinen Geiſt durch den Einblick in die Natur zu klären; es hat unterſcheiden gelernt zwiſchen dem ſittlich-vernünftigen Chriſtenthum und dem Zwangs-Chriſtenthum, das dem lieben Gott die von ihm ſelbſt geordneten Geſetze in der natürlichen und geiſtigen Welt verbieten möchte, damit nur die Welt des Wunders gerettet bleibe. Wenn der Volksverſtand in den letzten zehn, funfzehn Jahren an Schärfe und Einſicht gewonnen, ſo gebührt der Dank dafür groſſentheils den mächtigen Fortſchritten der Naturkunde und dem Bemühen der trefflichen Männer, die durch ihre Schriften das Volk in die neuerſchloſſenen Welten einzuführen ſuchen.

Es iſt nicht zu leugnen — der Standpunkt aller dieſer Vertreter einer geſunden Naturauffaſſung iſt dem gläubigen Chriſtenthum entgegen; aber man ſchaue nur näher zu, ſo wird man finden, daß ſie keine Angriffsſtellung einnehmen, ſondern lediglich die Rechte der Wiſſenſchaft vertheidigen, indem ſie die unberechtigten Eingriffe eines fremden Princips zurückweiſen. Wie darf man es ihnen zum Verbrechen machen, daß ſie die Natur nun einmal nicht für die Zulaſſung des Wunders eingerichtet finden, ſondern in ihren Vorgängen eine conſequente Geſetzmäßigkeit, eine für die Wünſche der Sterblichen unerbittliche Folgerichtigkeit erkennen! Es wird ſich immer klarer herausſtellen, auf welcher Seite die ſtärkern Gründe walten, und der ſchwächer ausgerüſtete von beiden Gegnern, die Wiſſenſchaft oder der Glaube, wird dem andern das Feld räumen müſſen. Vorläufig ſollten beide ſich ſo wenig als möglich um einander kümmern, ſollten ſich gegenſeitig die freieſte Bewegung gönnen und auf dieſe Weiſe der harrenden Menge die Prüfung erleichtern. Aber es ſcheint, als ob der Proceß für den einen Theil ſchon verloren wäre. Man betrachte nur beide Parteien in der Art ihres Auftretens! Auf der einen Seite aufrichtige Forſchung, Schritt für Schritt den Spuren des wirklich Vorhandenen folgend und ſtets bereit, ſich von der beſſern Erkenntniß überzeugen zu laſſen und an die Stelle des Irrthums die Wahrheit zu ſetzen; auf der andern Seite dagegen eine angeborene Scheu vor den Gründen der Vernunft und ebendaher der Trieb, alles Gegentheilige zu verurtheilen und auf fremden Gebieten Herrſchaft zu üben. Es bleibt eine bezeichnende Thatſache, daß die gläubige Partei ſo viel Anſtoß an Alexander von Humboldt nahm und öffentlich vor ihm warnte, während dieſer in keiner ſeiner Schriften *ſie* angriff, in keiner die Macht ſeines Geiſtes an *ihnen* verſuchte.

Vorſtehende Bemerkungen mögen im allgemeinen den Standpunkt und die Tendenz zweier Werke aus jüngſter Zeit andeuten, die beide von Ausländern herrühren und uns in deutſchen Ueberſetzungen vorliegen. Beide behandeln die Geſchichte des Weltalls und ſind weniger auf den Gelehrten als auf das allgemeinere Verſtändniß berechnet. Verfaſſer des einen, mit dem Titel: „Grundzüge einer Geſchichte der Schöpfung", iſt der Franzoſe *Paul de Jouvencel*; ein anerkennendes Vorwort von Profeſſor Roßmäßler dient ihm vorweg zur Empfehlung. Das Werk hat drei Theile, wovon bisjetzt nur die erſten beiden, wenigſtens in deutſcher Ueberſetzung, erſchienen ſind (Berlin, Haſſelberg). Der erſte enthält die unmittelbaren Vorbereitungen, d. h. die Lehre von den Grundbedingungen des natürlichen Seins, von Raum, Zeit, Stoff und Kräften, und zum Schluß die Geſchichte des Welturſprungs bis zum Hervortreten des organiſchen Lebens. Der zweite Band beginnt mit der organiſchen Urzelle und verſucht dann ſozuſagen eine geiſtige Nachſchöpfung der Vegetation und der Thierwelt. Der dritte Band ſoll den Menſchen behandeln, und zwar nicht blos in ſeiner phyſiſchen Erſcheinung als Einzelweſen der Gattung, ſondern darüber hinaus bis zum erſten Hervortreten der Menſchheit auf dem Schauplatz der Geſchichte.

Dieſe Andeutung des Plans zeigt auf den erſten Blick eine gewiſſe Unförmlichkeit in der Wahl und Zuſammenſtellung des Inhalts. Der dritte Theil wird offenbar zu einer Art von Philoſophie der Geſchichte werden, und nimmt man hinzu, daß der erſte und zweite Band ſich auf eine umſtändliche Herleitung mathematiſcher Begriffe und auf eine vollſtändige Darlegung der phyſikaliſchen Grundlagen einlaſſen, ſo muß man geſtehen, daß der Verfaſſer mit dem Stoffe weniger ökonomiſch verfuhr, als zu Gunſten einer ſtrengen und einheitlichen Erfaſſung des Gegenſtandes wünſchenswerth war.

Dann täuſcht ſich der Verfaſſer, wenn er glaubt, daß der noch ganz unwiſſende Leſer, wie er ſich denſelben ausdrücklich wünſcht, ſeiner Darſtellung überall werde folgen können. Bei aller Umſtändlichkeit der Erörterungen und wie weit ſie auch ausholen, ſucht

man z. B. vergebens eine bestimmte und faßliche Unterscheidung von Atom und Molecule. Auch wird der Mangel einer festen logischen Unterlage des ganzen Gebäudes fühlbar; wie die Einleitung mit einem Dialog zwischen dem Verfasser und einem jungen Mädchen beginnt, das sich gegen die Fesseln der wissenschaftlichen Systematik sträubt, so zerfällt dann die Darstellung in eine Reihe vereinzelter Abschnitte, denen ein festes geistiges Band fehlt. Der Verfasser will lieber leicht verständlich als peinlich methodisch verfahren; man kann indeß nicht sagen, daß er seinen Zweck in allen Fällen erreicht; als Beispiel verfehlter Gemeinverständlichkeit mag die sonderbare Definition des geometrischen Punktes gelten, den er als einen bis zur äußersten, untheilbaren Kleinheit verjüngten Interpunktionspunkt bestimmt. Zu den anziehendsten Abschnitten, die ein entschiedenes Talent populärer Darstellung im höhern Sinne verrathen, gehören die über Akustik, über Magnetismus, über Centrifugal- und Centripetalkraft. Im ganzen ist das Buch wohlgeeignet, eine tiefere Naturerkenntniß in weiten Kreisen zu verbreiten und dadurch der Verfinsterung des Geistes und der Verdumpfung des Gemüths kräftig entgegenzuarbeiten.

Die andere Schrift, von dem Amerikaner Hudson Tuttle, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von H. M. Achner, führt den Titel: „Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges" (Erlangen, Enke, 1860). Die Uebersetzung scheint durchweg vortrefflich, jedenfalls besser als die des vorigen Werks. Ein Hauptvorzug desselben ist die strenge einheitliche Fassung des gewaltigen Stoffs; das Grundthema, nämlich das Werden des Alls aus der Urzelle nach ursprünglichen, nothwendig wirkenden Gesetzen, ist mit imponirender Sicherheit und dazu mit poetischem Geiste durchgeführt. Die leitende Idee mit ihren Verzweigungen tritt klar hervor, die erläuternden Beispiele sind gewählt und anschaulich, die Schilderung des durch das All verbreiteten Lebens auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen bei aller Knappheit nicht ohne Anmuth. Das Ganze macht den Eindruck einer weiter und weiter sich vertiefenden schönen Gegend, die wir von einer Anhöhe betrachten; es wird uns zu Muthe, als vermöchten wir die ganze schöne Welt in dem Spiegel des Auges zu umfassen und doch haben wir dabei die Ahnung, daß der äußerste Umring nur der Beginn neuer, unbekannter Welten sei.

Eine charakteristische Grundanschauung ist der einheitliche Ursprung oder die ursprüngliche Einheit des Gesammtlebens und andererseits der stetige, nie abgeschlossene Fortschritt in dem Schaffen der Natur. Die Welt mit ihren Geschöpfen ist also nicht in einem bestimmten Zeitpunkte das geworden, was sie ist, um für immer so zu bleiben oder in einem bestimmten Zeitpunkte wieder zerstört zu werden, sondern es liegt in ihren Kräften, in der verschiedenen Natur jedes ihrer Atome die Nothwendigkeit einer ins Unendliche fortgehenden leisen Umbildung. Die Spuren einer solchen Entwickelung des Niedern zum Höhern trägt jedes organische Geschöpf erkennbar an sich; auch der Mensch konnte nur werden, indem der in ihm waltende Lebenskeim die nothwendig vorangehenden Stadien der thierischen Erscheinung durchlief. Es ist dieser Auffassung ganz gemäß, daß der Verfasser nirgends im Bereich des Naturlebens eine unausfüllbare Kluft zugeben kann; die Uebergänge von der sogenannten anorganischen zur organischen Existenz erscheinen ihm ebenso vermittelt wie von der vegetabilischen zur animalischen und von dieser zur menschlichen und innerhalb der letztern selbst vom Instinct zum bewußten Geiste. Sowol gegen die Wunder statuirende Theologie als gegen die Metaphysik, in der er eine im Gewande der Wissenschaftlichkeit sich blähende Tochter von jener sieht, macht der Verfasser entschieden Front, indem er nur auf dem Wege methodischer Beobachtung und exacter Forschung die Möglichkeit einer Lösung des Räthsels vom „Werden" und „Sein" zugeben kann. Die Beobachtungen, auf denen seine Ergebnisse fußen, sind nicht ohne Widerspruch, z. B. die Annahme fossiler Menschenknochen, welche ihn veranlaßt, das Dasein des Menschengeschlechts um viele Jahrtausende über die gebräuchliche Rechnung zurückzudatiren; aber unverkennbar ist durch das ganze Buch der tiefe Drang, die Wahrheit zu finden. Ein wahrhaft sittlicher Ernst leitet uns zu den Spuren des großen Unbekannten, von dessen allmächtiger Gegenwart jedes Atom der Natur durchdrungen ist und der nicht durch Zufall und Wunder, sondern durch unfehlbare Gesetze herrscht. Die Natur nennt der Verfasser Ein harmonisches Ganzes ohne Dissonanz und Widerspruch. „Das Universum wird durch dieselben sympathetischen Beziehungen zusammengehalten wie der menschliche Körper. Kein Atom bewegt sich, ohne bis zum fernsten Stern in inniger Beziehung zum Weltganzen zu stehen. Kein Lüftchen weht, keine Welle plätschert ans Ufer, ohne daß die Bewegung durch den Weltraum zuckt." Das sind die Schlußworte des Werks, das vollkommen aus Einem Gusse und dem hellen Bewußtsein des Geistes entsprossen erscheint. — — Und was sollen wir nun sagen, wenn wir hinterher aus dem Nachwort des Uebersetzers erfahren, daß das Buch eine Eingebung des in Nordamerika bereits über vier Millionen Anhänger gebietenden — Spiritualismus sei! Daß der Verfasser noch einen zweiten Theil über die — Geisterwelt, als die Vollendung der Urmaterie, verspricht, aber alles Verdienst von sich ablehnt und seinen unsichtbaren Lehrern, die sich auch in einer Vorrede aussprechen, zuerkennt! Die in dem Buche so glänzend durchgeführte Emancipation von jedem übernatürlichen Einflusse widerspricht entschieden der Annahme eines solchen Diktats aus den über- oder unterirdischen Sphären, da es doch nicht glaublich ist, daß die Geister gegen ihre eigene Existenz und Wirksamkeit predigen werden. Dahinter steckt also eine absichtliche Täuschung des nordamerikanischen Aberglaubens

die sich gewiß auf ergötzliche Weise lösen wird, wenn der Verfasser den versprochenen zweiten Theil über die Geisterwelt — wirklich nachbringt.

Neue Romane und Novellen.

XXV.

Ferdinand Kürnberger veröffentlicht zwei Bände „Novellen" (München, Fleischmann, 1861). Hier blüht, allerdings unter der schweren Decke einer geschraubten, absichtlich den harmonischen Fluß verschmähenden Darstellung, allerlei achtbare Poesie. Nicht in jeder der zehn Geschichten blüht sie mit gleichem Reiz, aber man lese die beiden Episoden aus Da Ponte's Leben, der Mozart den Text zu „Don Juan" und „Figaro" geschrieben: „Spieler und Bettler", und „Der Dichter des Don Juan" — alles ist hier wahr, lebendig, durchhaucht von den Klängen des zweiten Finale aus „Don Juan". In allen Novellen („Drei Tage in Pyrmont", die mislungene Erzählung von dem Abenteuer Wilhelm von Humboldt's und der „Freundin" ausgenommen) bis in die Anekdoten „Amor im Felde" und „Der Wildsenne" hinein, deren breite Ausführung ihrem Kern schadet, zeigt sich dieselbe verklärende Anschauung, ohne je der Eigenthümlichkeit der Charaktere, der Besonderheit der geschilderten Landschaft Eintrag zu thun. Die Klippe des Dichters ist die Absonderlichkeit; die Sprache, die Einführung der Personen, die Schilderung hat einen gewissen Ausdruck des Wunderlichen, der zwar im allgemeinen das eigenste Wesen des Dichters widerspiegelt und um keinen Preis von dem Hobel der Alltäglichkeit gleich und glatt gemacht werden soll, aus welchem aber doch das unkünstlerische Bestreben hervorsieht, gewaltsam und auf Kosten der Form zu imponiren und wol gar als „genial" zu überraschen.

In „Arndt und Follen", einem Zeitgemälde aus dem deutschen Befreiungskriege" (Leipzig, Matthes, 1861), hat die Verfasserin, Mathilde Gräfin von Reichenbach, den Parteikampf nicht auf das Schlachtfeld, sondern in die Gesellschaft und Familie verlegt; um den patriotischen Sänger Karl Follen (gest. 1855 in Bern) gruppiren sich Freiherr von Stein, Ernst Schulze, Schenkendorf (Arndt selbst tritt zu wenig in den Vordergrund) u. a., während die „Junkerpartei" durch den Grafen Gimborn und seinen Neffen Gustav, schrullenhafte und leichtlebige Hocharistokraten, repräsentirt wird. Für die Schilderung gewisser Adelskreise besitzt die Verfasserin ein scharfes Auge und gewandtes Darstellungsvermögen. Das Gegentheil des vorurtheilsvollen Grafen ist seine Tochter Martha, eine wohlausgeführte Mädchengestalt, die durch humanen Sinn und edle Thatkraft erfreut. Der Stil ist leicht und gefällig, der Vortrag der Erzählung fesselnd.

Von Otto Rupplus sind „Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben" (Berlin, Fr. Duncker, 1861) erschienen; gesammelte Erzählungen, die bereits in der „Gartenlaube" standen und daselbst durch ihre getreue Schilderung transatlantischer Zustände in jeder Beziehung das Interesse des Lesers fesselten. Bekanntlich ist Rupplus der Ansicht, daß die Emancipation der Sklaven ein Utopien bleiben würde, da einmal Amerika der schwarzen Rasse als Feldarbeiter nicht entbehren könne, ohne seine Bodencultur zu gefährden, andererseits die in Amerika naturalisirten Schwarzen durchaus der Cultur und Freiheit unzugänglich wären.

Von Paul Stein, über dessen „Gutenberg" wir demnächst ausführlicher berichten werden, sind unterhaltende kleine „Novellistische Gemälde aus Stadt und Land" erschienen (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1861).

Gedichte

von Hugo Oelbermann.

V. Die Liebe.

Die Liebe sieht, was kein Gelehrter nennt;
Die Liebe hat, was eine Welt nicht kennt;
Die Lieb' erhellt des Geistes dunkle Bahnen
Und läßt das Herz die ew'ge Fülle ahnen.
Die Liebe weiht mit einem höhern Strahl
Des Kindes Spiel, des Greises Abendmahl;
Die Liebe klärt des Streites trübe Meinung
Und tritt als Friede sanft in die Erscheinung.
Das ist's, warum vor allen Erdenehren
Zuerst, zuletzt die Liebe wir begehren.

VI. Jean Paul.

Was uns ergreift im Wandel unsr'er Tage
Am göttlichtiefsten, was am weihevollsten
Die müde Brust beseligt und erhebt,
Verstohlen feuchtet thränenlose Augen:
Das sind die Stimmen aus dem Morgenlande
Der heimgegang'nen sagenvollen Kindheit!
Es sind die Töne, die im Busen tief
Den Tag verschliefen, lange Monde, Jahre
Begraben lagen unter Schutt und Staub,
Die einer Stunde, eines Augenblicks
Verwandte Stimmung leise nun erweckt.
Wir tragen alle der Erinn'rung Zauber
An Pfingstenwonne und an Weihnachtsfreude
In tiefster Brust — wie lang' auch schlafen gangen!
Wir haben all' bei unsr'es Lebens Arbeit
Noch Einen Tag, wo unser Auge leuchtet,
Das Ohr uns klingt, wo tönend sich im Busen
Die Stimmen regen aus dem Morgenlande!
O Welt Jean Paul's! So groß und so beschränkt!
Mit deiner Komik allerkleinsten Freuden,
Mit deiner Tragik größester Entsagung,
Mit deines Frühroths heil'gem Lerchenjubel,
Mit deinem Mondschein der begnügten Ruh' —
Vergess'ne Welt — wie unzerstört bist du!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Anerkennung des Königreichs Italien. — Zum braunschweiger Jubiläum. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. II. — Zur nächsten londoner Weltausstellung.

Die Anerkennung des Königreichs Italien.

Wir glauben, daß sich die völkerrechtliche Anerkennung der italienischen Neugestaltungen von seiten Preußens unter dem Ministerium Schleinitz in einem bessern Stadium befunden hat als unter dem Ministerium Bernstorff. Der neueingetretene Minister der auswärtigen Angelegenheiten gehört der alten Schule an. Was auch gegen die Politik der „freien Hand" des Ministers Schleinitz gesagt werden mußte, immer konnte man bei ihm voraussetzen, daß seine politischen Anschauungen doch aus der Zeit der Revolution und der immer noch obwaltenden Gärungen hervorgingen.

Daß aber auch König Wilhelm I. a priori nicht geneigt ist, die „italienische Wirthschaft", das Verjagen von Dynastieen, Expropriiren alter Rechte u. s. w. als einen gebührlichen und ordnungsgemäßen Zustand anzuerkennen, wird man als nicht minder wahrscheinlich behaupten können. Die Söhne Friedrich Wilhelm's III. sind in legitimistischen Anschauungen erzogen worden. Nur die Force des choses hat sie allmählich dem Zeitgeist vertrauter gemacht. Im gegenwärtigen Beherrscher Preußens lebt glücklicherweise im ganzen eine gesunde und natürliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens überhaupt; ob aber auch diese ganz und in allen Fällen die Oberhand über die Begriffe gewinnen wird, mit welchen einst der Prinz von Preußen den Oberbefehl des Garde-Corps der preußischen Armee vom weiland Herzog Karl von Mecklenburg übernahm? Oft schon brachen in ihm Stimmungen aus, die ein „Bis hierher und nicht weiter!" anzudeuten schienen. In Italien factisch geschehen lassen, was dort geschah, dem mußte wal seine zu keinem Einspruch aufgeforderte Ueberzeugung anfangs folgen. Ob aber auch gutheißen, was dort inzwischen zur „vollendeten Thatsache" reifen will, gutheißen, daß Sardinien sich Länder aneignete, Fürstengeschlechter verjagte, im Bund mit der Revolution eine Art gelinder Schreckensherrschaft proclamirte, das freilich wäre ein weiterer Schritt zur Selbstüberwindung, der vielleicht dem Monarchen unmöglich wird, so sehr auch die italienische Situation der alten des neuerrichteten Königreichs Preußen von 1701 und der der Eroberungen Friedrich's II. gleicht. Auch damals wollte die europäische Fürstengesellschaft in dem neuen König nur den Marquis de Brandebourg sehen und Friedrich hatte Europa in Waffen gegen sich.

Das Verhältniß hat aber doch auch umgekehrt Aehnlichkeit mit der trotz aller Antipathieen dennoch in Preußen ziemlich schnell erfolgten Anerkennung des Julithrons und des jungen Königreichs Belgien. Diese beiden beriefen sich damals auch nur auf das Recht der Revolution — den Appel au peuple durch ein allgemeines Stimmrecht kannte man noch nicht —, aber Preußens Staatsmänner waren wenn auch nicht die ersten, welche die Sachlage anerkannten, doch auch nicht die letzten. Die philosophischen Doctrinäre, die damals in Preußen von Prinzenerziehern zu Ministern avancirten, besaßen nicht ganz die starre Consequenz der Haller'schen Schule; die Staatsmänner des „Politischen Wochenblattes", des Vorläufers der Kreuzzeitung, mußten nach Wien und München auswandern. Es liegt in Preußens Mission etwas dem Neuen unwiderstehlich Anschießendes. In Pillnitz konnte die Conföderation gegen die französischen Jakobiner geschlossen werden, Preußen rüstete sich zu einem Kriege, dem jede nationale Förderung fehlte; als aber in der Champagne, in Rheinbaiern „wenigstens die Kriegerehre gewahrt worden", schloß man schnellen Frieden; Preußen besitzt keine nachhaltende Kraft gegen die Gedanken der neuen Zeit, der Freiheit, der Nationalrechte; sein ganzer Bestand ist nur im Begriff, im Höhepunkt der neugeschichtlichen Anschauungen gegründet.

Wenn das so vielfacher Rüge unterworfene neuliche königsberger und berliner Schaugepränge die Absicht gehabt haben sollte, die Thatsache in ein helles Licht zu stellen, daß Preußen gegenwärtig das Hypomochlion, die Zunge am Wagbalken Europas ist und etwa sein Entschluß, die schwebenden und unhaltbaren Zustände Europas durch eine ihnen folgende großartige Meinungsäußerung zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen, nahe bevorsteht, so würden wir all diese Entfaltung von Sammt und Seide, von Licht und Blumen für eine vortrefflich ausgesonnene Unterstützung dieser großen historischen Rolle halten. Darf man annehmen, daß König Wilhelm seine unzweifelhafte Abneigung gegen den äußern Schein der italienischen Dinge überwindet, in der „Eroberung" eine rettende That, im „Treubruch" ein großes Opfer, im „Raub" eine rechtliche Besitzergreifung im Namen einer großen Idee erblickt? Darf man hoffen, daß König Wilhelm zwischen Haltbarem und Unhaltbarem im Leben der Nationen unterscheidet und die Rechte der Dynastieen nicht in den Grundsätzen des Privatrechts sucht? Möge er auf die Geschichte Italiens zurückblicken! Er wird dann ein Land finden, das einem steten Wechsel seiner Dynastieen ausgesetzt war. Vom Mittelalter bis in die neueste Zeit schwankten

jenſeit der Alpen die Begriffe des Beſtehenden; ſtabil blieben nur Savoyen und der Kirchenſtaat, zwei Mächte, denen die Zukunft Italiens gehört. Das iſt die Loſung: Ein organiſatoriſcher Staat, voll Ehrgeiz, kriegeriſchen Sinnes, zugänglich allen Ideen des Fortſchritts und im innigſten Bunde mit den großen Bewegungen Europas. Oder — das hinterlaſſene Erbe der Inquiſition, die Nachkommenſchaft der Peiniger Galilei's, die Verbündeten aller Rückſchrittsideen, von denen die Sehnſucht nach Ruhe, das Bedürfniß des Friedens und Bürgerwohls in ganz Europa in ſteter Verkümmerung erhalten wird! Italien kann nicht mehr zurück. Es kann heute von Frankreich aufgegeben werden, es kann heute im Tode Napoleon's III. ſeinen einzigen auswärtigen Beiſtand verlieren (Engiands Cooperationen zählen wenig), Oeſterreich kann die Lombardei wiedererobern, der Herzog von Modena kann ſeine Wachtparaden wieder aufziehen laſſen, die Fürſten von Toscana und Neapel können ihre alten Paläſte und Burgen beziehen — wird ſich ein ſolcher Zuſtand erhalten? In einem Lande erhalten, deſſen Zähigkeit im Widerſtand gegenwärtig die künſtlich unterhaltene legitimiſtiſche Vendée beweiſt? In einem Lande, wo die Gewiſſen um die Anwendung von Gift und Dolch nie in Verlegenheit kommen; in einem Lande, das ebenſo wie Preußen nach 1806 ſtets auf eine Stunde der Erhebung wartete, ſo auch ſeinerſeits immer nur auf den endlichen Sieg ſeines einzigen und (wie etwa in Deutſchland) durch keine Gedankenüberfülle oder Gedankenanarchie zerſplitterten Begriffes harrt: Freiheit, Unabhängigkeit, Einigkeit — Sturz der geiſtlichen Herrſchaft? Es iſt nicht möglich, durch Conceſſionen und liberale Inſtitutionen die habsburgiſchen und bourboniſchen Dynaſtieen mit dem italieniſchen Volke zu verſöhnen; jeder Verſuch dieſer Fürſten, mild und conſtitutionell regieren zu wollen, ſchlüge zu ihrem Verderben aus; Preßfreiheit, Ständeweſen, ein Verſuch zu einem Parlament, zu einer Art Einheit Italiens, etwa nach dem Muſter Deutſchlands — alles das würde nur der Untergang dieſer Throne werden. Sie können ſich nur erhalten, kurze Zeit erhalten durch die Methode Aiba's. Als Leopold von Toscana 1849 reſtaurirt wurde, erklärte er offen und richtig, nur noch durch die Jeſuiten herrſchen zu wollen und jede Conceſſion zu verweigern. Um noch zehn Jahre lang im Palaſt Pitti wohnen zu können, reichte dieſe Methode aus. Jetzt würde ſie nicht für fünf ausreichen und die entgegengeſetzte Methode, die der Conceſſionen, nicht für drei.

Wenn geſagt worden iſt, mit Preußens Ja oder Nein ſteht und fällt das Papſtthum — nun wohlan, ſollte Friedrich Wilheim's III. Sohn noch einen Augenblick zögern? Friedrich Wilhelm III. war der offene, muthige, unerſchrockene Freund der Waldenſer. In den Waldenſerkirchen Italiens gibt es wenig Bilder; das feinige fehlt nirgends, wo die Wohlthäter der evangeliſchen Gemeinden Italiens eine äußere dankbare Anerkennung fanden. Ganz Italien ſchließt ſeine geiſtige und religiöſe Reform jetzt an die Waldenſer an. Es gilt nicht den Sturz des Katholicismus, ſondern den Sturz des Papſtthums. Im Katholicismus der ganzen Welt (das dumpfe Spanien vielleicht ausgenommen) regt ſich eine großartige Bewegung, die Bewegung der Verbeſſerung der Lehre, der Kämpfe gegen die Hierarchie. Man frage den Biſchof Ketteler von Mainz, was die Acten ſeiner Curie verbergen! Die ultramontane Tragikomödie, die man neulich in München aufführte und fürs nächſte Jahr nach Frankfurt am Main auszuſchreiben wagte, wird den Denker und Tieferblickenden keines andern belehren. Wenn Preußens Ja oder Nein die Hierarchie ſtehen oder fallen läßt, ſo kann ſelbſt ein Beherrſcher von ſieben Millionen Katholiken, welcher der Beherrſcher Preußens iſt, getroſt die überlebte römiſche Reliquie dem Schutt der Jahrhunderte übergeben helfen; denn dem echten Katholiken wird darum von dem, was ihm wahrhaft heilig iſt, nichts genommen, bleibt ihm doch ſein Prieſter und ſein deutſcher Biſchof.

Freilich müſſen wir leider auf unſer Wort zurückkommen, daß uns der Name Schleinitz eine größere Bürgſchaft für die Auffaſſung ſchien, welche Vincke's Kammervotum für Preußen feſtſtellte, als der Name Bernſtorff. Es wäre in hohem Grade beklagenswerth, wenn ſich Preußen die Gelegenheit zu einer großen hiſtoriſchen That, zu einer That, die auch auf Deutſchlands Geſchicke einen mächtigen Eindruck hervorbringen würde, entgehen ließe. Die Einreden der landläufigen Staatsweisheit, man wiſſe doch eben nicht, welche Conſequenzen daraus entſtünden und man würde nur eine Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs ſtärken und Oeſterreich immer noch mehr ſchwächen u. ſ. w., dieſe gehören der Politik der Sectionsabtheilungen in den Miniſterien, der Caſinopolitik der Räthe zweiter und dritter Klaſſe beim Whiſttiſch an. Wer auf dem Gebiet der großen und ſchöpferiſchen Politik das hiſtoriſch Richtige thut, braucht für die Folgen nicht zu fürchten. Dieſe übernimmt die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Nationen.

Zum braunſchweiger Jubiläum.

Zur tauſendjährigen Säcularfeier Braunſchweigs erſchien auch eine der dortigen Bühne gewidmete Feſtgabe.

Die Welt der Bühne iſt eine ſo abenteuerliche, daß ſelbſt hiſtoriſche Darſtellungen derſelben beinahe das Intereſſe phantaſtiſcher Erfindungen gewinnen. Einen ſolchen Eindruck hat uns in hohem Grade die Skizze Adolf Glaſer's über das braunſchweiger Theater (Braunſchweig, Neuhoff, 1861) gemacht. Von den Zeiten Roswitha's beginnt das kleine Werk mit flüchtigen Notizen, welche hauptſächlich einige kunſtſinnige Fürſten des 16. und 17. Jahrhunderts betreffen, und rundet ſich zu klarerem Bilde beſonders bei der Schilderung des 18. Jahrhunderts ab, wo Namen wie die Neuberin, Gottſched, Leſſing, Schröder,

Eckhof, die Devrients, weite Aussichten in das Gesammtgebiet deutscher dramatischer Kunst eröffnen.

Die mannichfaltigsten Documente — Analysen von Theaterstücken, Theaterzettel, Geiegenheitsgedichte und Volksreime —, gemischt mit allerlei interessanten Notizen und Anekdoten, geben ein buntes Gemälde, dessen Betrachtung man gern ein Stündchen widmet.

Die arme Dichterin Karsch beklagen wir, daß der Verfasser sie mit einigen Versen citirt, die beiweitem zu ihren schlechtesten gehören. Lessing betreffend, war es uns rührend, zu lesen, daß die Gassenbuben, wahrscheinlich auf Anstiften eines hämischen Geistlichen von Wolfenbüttel, von ihm gesungen haben sollen:

Der Teufel kam einmal auf Erden
Und wollte gern ein Grobschmied werden;
Doch hatt' er weder Zinn noch Messing,
Drum nahm er den Professor Lessing.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

II.

„Aber, lieber Freund, wenn's nun in deiner schwarzwälder Wintersaison regnet, schneit, wintert, daß du nicht mehr durch die Berge laufen kannst? Wird dann der Winter und der Wintertag nicht gar zu lang in deinem einsamen Dörfchen?"

Freilich — so ein Schneeregen-, so ein Nebelwassertag, wo man nicht bis zu den nächsten Bäumen sehen kann, nun, dann bleibt man still zu Hause! Am zweiten Tage dieser Art denkt man wol auch an die Stadt und tröstet sich leicht wieder im Andenken an — ein Lesekränzchen mit vertheilten Rollen oder an eine L'Hombrepartie im Museum zu Heidelberg. Am dritten Tage klärt sich's auf und am vierten versucht man wieder einen kleinen Lauf. Dazu gehören dann freilich wasserdichte Meilenstiefeln bis über die Schenkel hinauf. Denn Wege haben wir — und nicht nur im Winter — hier und dort, daß einem das Sprüchtein des seligen Pfarrers Gmelin oft genug wieder einfallen muß. Der hatte einmal — vor einigen achtzig Jahren — dem seligen Vogt Dörflinger in Brezingen einen Freundesbesuch gemacht. Beim Abschied fragte der Pfarrer den Vogt: „Wie steht's mit enerm neuen Weg über die Schwärze?" Der Herr Vogt war für denselben verantwortlich, weil er in seinem Bereich lag, und sagte frischweg: „O, der ist in bester Ordnung!" Am andern Tage aber erhielt er von dem Herrn Pfarrer ein Brieflein, in dem sonst nichts stand als:

„Lieber Herr Vogt!

Wenn der neue Schwärzeweg
Der Weg zum Himmel wär',
So bliebe leider, Gott erbarm's,
Der ganze Himmel leer!"

Der Vogt Dörflinger von Brezingen war aber noch nie jemand eine Antwort schuldig geblieben und so sagte er zu dem Boten des Herrn Pfarrer's: „Wart' ein Weilchen!" und gab ihm dann alsbald ein Briefchen mit, in welchem der Herr Pfarrer las:

„Lieber Herr Pfarrer!

Der Schwärzeweg lehrt uns die Pflicht,
Uns kräftig durchzuwinden.
Wer dieses scheut, wird sicher nicht
Den Weg zum Himmel finden.
Drum wünsch' ich jedem Muth und Kraft,
Den schlimmsten Weg zu wandeln,
Bei harter Arbeit, Müh' und Noth
Stets gut und recht zu handeln!"

Der Pfarrer Gmelin sprach doch in Versen; wie würde es einem heute ergehen, wenn man in Prosa über die schlechten Wege im Weilerthälchen zu klagen wagte! Deswegen wollen wir in Demuth und Geduld sehen, ob wir nicht am Ende durch dick und dünn, durch Noth und Koth doch noch — „den Himmelsweg finden".

Aber oben im Himmel, da gibt es einen Wegebaumeister, der mit einem Hauche auch dem unergründlichsten Wege eine felsenfeste Grundlage gibt, Brücken über die breitesten Flüsse schlägt, ganze Meere mit spiegelglatten Parkethöden deckt.

Wenn dieser seinen Winterhauch eine einzige Nacht über unser Thälchen herwehen läßt, dann ist am andern Morgen der Schwaezwald, der sonst seinen Namen wohl verdient, zu einem weißen Silberwald geworden. Der hinter den Bergen hervortretenden Sonne lächelt dann die schwarze Tanne im wunderbarsten Strahtenglanze entgegen. Wie eine Kaiserbraut zum Hochzeitsfeste geschmückt, prunkt ihr dunkelgrünes Kleid in Millionen und Millionen strahlender Beillanten.

Und auf den Wiesen ringsum liegt ein feiner weißer Fußteppich, den die aufsteigende Sonne wie den Winterschmuck des Tannenwaldes belebt und durchglüht. An jedem starren Grasspitzchen ist ein festgefrorener Thautropfen zu einer Perle, einem Demantsteine geworden.

Die Bächlein, die vom Berge herabspringen, eilen doppelt schnell dem Flusse zu; aber jeder vorstehende Felsblock, jede knorrige Wurzel hält das hastige Wässerlein auf, unerbittlich fesseln sie jede Welle, die sie berührt, zur Strafe für die neckende Eile, mit der sie den ganzen Sommer hindurch an ihnen vorübergeschlüpft. Welle auf Welle sammeln dann die Steine, die Felsblöcke, die Wurzeln, die Gräser am Ufer und bauen sich davon kleine Winterpaläste, stehende und hängende Brücken, Eiskeller, Tropfsteinhallen und Feengrotten. Und unter allen diesen her rauscht das Wässerlein immer fort, spielend, sich trotz der Fesseln, in denen seine Brüderlein und Schwesterlein augenblicklich schmachten, der ewigen Freiheit, der nnausbleiblichen Erlösung bewußt.

Schlimmer als den Wellen des Bächleins aber geht es denen unsers oberweiler Weihers. Sobald der Eishauch des Winters ihn so festgestellt, daß er nicht mehr vom Flecke kann, kommen mitleidslose Gesellen mit Aexten und Beilen, schneiden das vor Schrecken starre Wasser in Stücken, ziehen diese mit eisernen Haken aufs feste Land, werfen sie auf schmuzige Gitterwagen, führen sie zurück aus dem Thale den Berg hinauf und stoßen sie hier in kalte, dunkle Keller hinab. Der Luft, des Lichts, des auferweckenden Sonneuscheins beraubt, gibt es für sie keine Erlösung. Der Weiter weicht; alle gefesselten Wellen der Bächlein im Thale sind längst freudigen Muthes dem Flusse, dem Meere zugehüpft; die Wellen des oberweiler Weihers aber liegen nach wie vor im schaurigen Eiskeller gefangen — gefangen, bis du kommst, lieber Leser und im Römerbad, im Cursnal, in der „Stadt Karlsruhe" zu Badenweiler ein

Glas Eis für dich oder deine Herzensdame, dein Töchterlein dir ausbittest. Wahrhaftig, dann bekommst du ein Stücklein von unserm Weiher, eine gefangene Welle unserer Bergbächlein! Sieh' dir sie recht an! Laß dir erzählen, woher sie kommt, wie sie von Fels zu Fels gehüpft, über die Wiesen und Matten gesprungen, durch die Wälder getanzt und wie dann ein furchtbares Geschick sie erfaßt und sie dir und deiner Dame in die kleine Glasschüssel geliefert, aus der ihr sie an einem schwülen Sommerabend mit Wollust zur Labung verzehrt!

Aber, lieber Leser, wenn dir bei dem Demantglanze der Tannen, den weißen Matten, den starren Bächlein, dem auf Karren aus dem Thale den Berg hinaufgefahrenen und in die dunkeln Eiskeller eingesperrten Weiher ein wenig angst und bange um uns wird und du wohlgefällig und zugleich voll Mitleid für aus arme festgefrorene Schwarzwälder deinem eisernen Ofen ein paar Stückchen Holz mehr zuschiebst, so vergiß nur nicht, daß wir Kachelöfen haben!

Da steht er — ein dunkler, schwerer, großer und breiter ungeschlachter Geselle im Zimmer. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem schwarzwälder Uhrkasten im großen deutschen Lesecabinet zu Loudon; nur daß dieser, alle Stunden seine Walzer, seine Ouvertüre spielend, kalt und todt in das kalte und tödlich langweilige Treiben des loudoner Strandlesecabinets herabsieht, während unser Kachelofen wie die Sonne am Himmel in geheimnißvollem Schweigen der Mittelpunkt alles Lebens einer Schwarzwälderfamilie ist. Der Ofen hat trotz seiner Größe sehr bescheidene Bedürfnisse; eine einzige Welle Holz, die du morgens hineinschiebst, erwärmt ihn für den ganzen Tag. Er ist aber so hingebender Natur, daß er, was er besitzt, gern mittheilt und seine sanfte Wärme die ganze Stube und alles, was darin sich herumtreibt, belebt. Und was treibt sich nicht alles in ihr herum!

Unter dem Ofen, der seine drei, vier Fuß weit und breit in die Stube hinausreicht, ist sehr oft ein Hühnerstall angebracht, wo die Lieblingsthierchen der Großmutter ihren Ehrenplatz haben, damit diese den ganzen Winter hindurch ein Ei in die Suppe oder eins zu verkaufen hat. Dort gibt es dann am Ende des Winters eine nicht zu verachtende Portion Guano. Auf dem Ofen ist nicht selten Platz für ein Paar Tauben, wol auch eine gezähmte Eule, Gespielin der Kinder und Stellvertreterin der mäuseverscheuchenden Katze. Um den Ofen oben herum ist ein Gerüst von Latten, wo alle Windeln warm erhalten und die nöthige Wäsche getrocknet wird.

Dies alles ist aber Nebensache. Die Bank um den Ofen herum, das ist eigentlich des Ofens innerster Beruf. Auf dieser sitzen die Großmutter mit dem Enkelein, die Frau Nachbarin mit ihrem Kinde, wenn sie zum Besuch kommt; der Nachbar, wenn das irdene Krüglein zum Keller wandert und gefüllt heraufwandert, am bald geleert wieder zum Keller zu wandern. Wird's recht kalt, so zieht man den Tisch vor die Ofenbank, und alle, die den Winter scheuen, sitzen, mit dem Rücken an die warmen Kachela angelehnt. Dann plaudert sich's! Dann schlürft man den Segen des Kachelofens mit innigem Behagen ein! Und wird einer müde über dem Plaudern, kommt ihm die Lust an, anstatt zu plaudern zu träumen, so zieht er sich hinter den Ofen zurück, legt sich auf die Bank und — läßt Gott einen guten Mann sein.

Ich sage dir, lieber Leser im Unterlande, bei deinem eisernen Ofen, der immer gefeuert sein will, den man keine Minute vergessen darf, wenn er nicht gleich das Vergessen mit eisiger Kälte erwidern soll, und der, wenn man ihn am besten besorgt, glühend dich weit von sich wegscheucht — hast du gar keine Ahnung davon, mit welcher Seelengröße man die Schneeflocken vor dem Fenster auf- und abtanzen sieht, wenn man behaglich auf der breiten Bank am Kachelofen sitzt!

Und wenn es dann einen Tag und eine Nacht gehörig geschneit hat und andern Morgens die Sonne wieder herrscht und weit und breit die Berge, die Matten, die Felder, die Häuser, die Bäume im vollen jungfräulichen Glanze des Schnees leuchten, dann kommt im Anblick dieser wunderbaren, erhabenen Einfalt und Schönheit der Natur eine feierliche Andacht über dich, dann durchströmt dich ein bemathevolles Staunen vor dem Kunstschöpfer, der über Nacht solch ein Meisterwerk hergestellt hat.

Und dann gehe in dein warmes Arbeitszimmerlein, an dein Tagewerk, und du wirst dich wundern, welche Weihe über dich gekommen, wie die großartige Ruhe, Einfalt und Schönheit in dir widerstrahlt und wie die Arbeit dir von der Hand geht!

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Zur nächsten londoner Weltausstellung.

Die vierte Versammlung des Internationalen philanthropischen Congresses (Congrès international de bienfaisance) soll in London, und zwar zur Zeit der großen Ausstellung, stattfinden. Lord Brougham und das Comité des nationalen Vereins zur Beförderung socialer Wissenschaften haben ihre Betheiligung zugesagt und die einleitenden und vorbereitenden Schritte erfolgen bereits von Paris aus.

Die Sachen, welche obiger Verein ausstellen wird und auf die er ganz besonders die Blicke zu lenken wünscht, werden nicht Luxusartikel sein, sondern Gegenstände, die womöglich die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen heben, den Armen von Nutzen sein sollen, und andere, die irgend in Beziehung zu Unterricht und Erziehung stehen. Wir nennen hier einige Gegenstände der ersten Rubrik: Modell-Wohnungen für Stadt und Land; Modell-Hospitäler; Modell-Waschhäuser; Modell-Arbeiter-Kaffeehäuser; wohlfeile und dauerhafte Baumaterialien; Kleiderzeuge und Anzüge, bei denen hauptsächlich die Gesundheit in Betracht gezogen ist; neue Hülfsquellen für Nahrungsmittel, deren Aufbewahrung; Mittel, Verfälschungen zu erkennen; Beschäftigungen aller Art für Kranke.

Was die Unterrichts- und Erziehungsgegenstände betrifft, so werden dieselben ohne Frage in großen Massen und von allen Ländern ausgestellt sein und Deutschland wird dabei keinem andern Lande nachstehen, wol aber den meisten vorangehen, wenigstens hoffen wir so.

(Ausgegeben am 24. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 44.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein standhafter Jude. Mittheilung von Advocat Bopp. — Ein Proceß in Rom. Von Franz von Ammersdorf. XIII.—XVI. — Für und gegen den Materialismus. I. — Gedichte von Albert Eulenburg. — „Zum Herzen kamen." Von Emil Rittershaus. — **Neues aus der Welt.**

Ein standhafter Jude.

Mittheilung von Advocat Bopp.

Die Registraturen der Gerichte bergen zuweilen kleine, besonders cuiturgeschichtliche Schätze, die noch eine glückliche Hand zu heben hat. So war ich einmal so glücklich, in einem Gewölbe, das alte Acten eines Gerichts aufgespeichert hatte, einen Actenbund zu finden, aus welchem ich schon früher dem rechtswissenschaftlichen Publikum einiges mittheilte. Es möge gestattet sein, daraus für einen gemischten Leserkreis folgende cuiturgeschichtliche Darstellung zu schöpfen, die ich hier anders bearbeitet habe.

Im Jahre 1764, also vor nun 97 Jahren, gab der italienische Marchese Beccaria sein epochemachendes Buch: „Von Verbrechen und Strafen", heraus; er sendete es in die Welt als einen Apostel der Humanität und wurde dadurch zu einem Reformator, indem er namentlich bewirkte, daß die bisher reichlich verhängte Todesstrafe seltener zur Anwendung kam. Seine Leuchte hieit er auch dem Kaiser Joseph II. hin.

In demselben Jahre (1764) wurde dieser fürstliche Reformator zum Nachfolger seines kaiserlichen Vaters erkoren. Goethe führt das Schauspiel der Wahl und Krönung des von seinem Vater dem Kaiser Franz I. begleiteten Erzherzogs Joseph zum römischen König an dem Leser vorüber. „Der Zudrang der Fremden in der Stadt ward nun immer stärker. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönborn'schen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen."

Der Kaiser verweilte mit seinem Sohne und seinem Gefolge mehrere Tage in diesem Schlosse, um die Wahl abzuwarten, und begab sich eines Morgens, am 25. März, nach der Kirche des von Katholiken bewohnten Dorfes Heusenstamm, um seine Andacht zu verrichten. Die Menge drängte sich herbei, um des weltlichen Oberhaupts der Christenheit ansichtig zu werden. Was nun da geschah, erzählt das erste Actenstück, ein Protokoll von demselben Tage, unter der Autorität des gräflichen Amtskellers Ortler aufgenommen von dem Gerichtsschreiber Valentin Müller, wie folgt: „Wurde soeben, als Ihro Kayf. Maj. zwischen eilf und zwölf Uhr frühe morgens mit dero Hofstaat zum Gottesdienst in allhiesige Kirche sich verfügt haben, ein fremder Jüd ergriffen, welcher unter dem Zulauf und Gedräng der Leute einem fremden Krämer, Namens Anton Schreyhard, bei Böhmisch-Camnitz gebürtig, einen Beutel voll Geld, worin sich, wie man beim Nachzählen wahrgenommen, 39 Gulden 24 Kr. befunden,

entwendet, auf der That von dem Krämer selbst angehalten und ihm das Geld wiederum abgenommen, sofort von der gleich dabeigestandenen Wache arretirt und zu gefänglichen Hafften gebracht, der Damnificatus aber folgendermaßen vernommen: Was sich vor ungefähr einer halben Stunde zwischen ihm und dem zu Hafften gebrachten Juden zugetragen habe? «Er sey unter dem Zulauf vieler anderer Leute, als Ihro Kayf. Maj. zur Kirche gegangen, ohnweit hiesiger Kirche gestanden, um wie andere Leute die allerhöchsten Herrschaften mit anzusehen, und als er ganz begierig auf den Zug und den Nachfolg des allerhöchsten Kayserlichen Hofs geschaut, habe ihm der Jud sein bei sich habendes und in einem Beutel in seinem linken Kamisolsack verwahrtes Geld daraus gelüpfet und, da er es wahrgenommen, der Jud den Beutel vor sich niederfallen lassen, nachdem er aber nach seinem Beutel greifen wollen, der Jud denselben schon vor ihm wiederum in der Hand gehabt und mit davonlaufen wollen; er habe ihn an dem Schopf oder Haar bekommen und ihn so lange gehalten, bis er sein Geld wiederum gehabt, worauf die Wacht dazugekommen und ihn mit dem Juden eingezogen hätte.»"

So war die Untersuchung in Fluß gerathen; sie hatte ermittelt, daß der Verhaftete Salomon Guntzenhausen heiße. Das Ergebniß der Untersuchung findet sich in einem Actenstück: „Relatio in Sachen des Hochgräflich Schönbornschen Fiscus gegen Salomon Guntzenhausen." Nach einer Einleitung, worin hervorgehoben wird, daß der Angeschuldigte einen falschen Namen angegeben und seine Schuld in Abrede gestellt habe, wird hinzugefügt, daß derselbe „solche Bekenntnisse von sich abgelegt, woraus sich ergeben, daß er einer der gefährlichsten Spitzbuben sein mußte, so in der Dieberey einen solchen Habitum angelegt, nach welchem er als incorrigibel zu halten" sei. Nun die Aufzählung einer Reihe von eingestandenen Entwendungen, Erörterung der Frage, ob die Acten spruchreif seien, und Gutachten, der Inquisit möge „wegen der eingestandenen Diebstähle mit dem Strang vom Leben zum Tod hinzurichten" sein; jedoch sei, „ob es zwar vorzusehen, daß es dem Inquisiten wenig fruchten werde", derselbe noch mit seiner Vertheidigung zu hören. Dies geschah. Die weitere relatio beginnt mit der Bemerkung: „Seine Defension war ganz kurz, inmaßen der Inquisit sich geäußert, daß es ihm leid sei und er nichts Weiteres wüßte zu seiner Rechtfertigung anzubringen." Dann Prüfung der Frage, ob dem Angeschuldigten ein Vertheidiger bestellt werden solle? worauf es weiter heißt: „Da aber gleichwohlen vorzusehen, daß ein allenfallsiger Defensor wenig erträgliches beybringen könne, so wende mich zur zweiten Frage, was zu sprechen, ob ihm, Inquisiten, der Strang zuzuerkennen sei?" Diese Frage sei zu bejahen, denn derselbe sei „ein nimmer seßhafter Vagabund", welcher „mit denen berüchtigtsten Dieben, den Juden Jesel, Zottig, Schlagmeni, Schmul und andern conversiret" und ein unverbesserlicher Dieb sei.

So fiel auch der Spruch aus. „Wird auf die gepflogene Inquisition und Erwägung vorgekommener Umstände nach eingenommenem Rath auswärtiger Rechtsgelehrten zu Recht erkannt, daß der Inquisit als ein angewohnter und incorrigibler Dieb wegen verschiedener in den Acten eingestandener Diebstähle, insbesondere aber wegen in dem Jahr 1757 dem Kaufhändler Mahl zu Frankfurt geständig mitentwendeten zwei Stück Frieß sich zur wohlverdienten Strafe und andern zum abschreckenden Exempel durch den Strang vom Leben zum Tod hinzurichten sei."

Nun Bericht an den gräflichen Patrimonialherrn wegen Bestätigung des Urtheils. Der Graf, welcher in Wien verweilte, hatte schon früher für den Fall, daß die Todesstrafe zuerkannt werde, verfügt, daß das Urtheil „ohne allen Anstand, wenn auch gleich der Delinquent sich zur christlichen Religion bekehren sollte", vollstreckt werde und der „Galgen an dem vorgeschlagenen Ort" zu errichten sei. Nun die weitere Resolution vom 30. December 1764: „Wenn allschon rescribirt worden, daß an diesem incorrigibeln Diebe die Strafe vollzogen werden solle, welche ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt werden wird, also ist gegen denselben die gefällte Sentenz ohne weitern Anstand zu exequiren, weil er keine Gnade verdienet."

In dem zur Einholung dieser Entschließung erstatteten Bericht, der auch hervorhob, daß zum Zeichen der gräflichen Justizgewalt „ein Galgen nach der Vorschrift der Carolina erbaut werden" müsse und als Stelle den „öden Sandbuckel am Sprendlinger Weg" vorschlug, wurde auch angefragt, ob der Graf „in dem Fall, da sich der Verurtheilte zur katholischen Religion bekehren werde", was zu bezweifeln sei, „da er ein gelehrter Sohn von einem Rabbiner aus dem Ansbachschen" wäre, „die Strafe des Stranges

zum Schwert aus Gnade verändern" wolle. Wie aus der Entschließung hervorgeht, ging diese auf die Beantwortung dieser Frage nicht ein. Dennoch war der Eifer der Bekehrung noch thätig. Ein Protokoll vom 15. Januar 1765 läßt im Eingang lesen: „Nachdem der letzte Maleficant Anno 1688 dahier justificiret worden und das vorher neben der Straße am Forst gestandene Hochgericht in den vierziger Jahren dieses Säculi verfallen, somit ein neues aufgerichtet werden müssen und hierzu wegen dem eingefallenen, zum Beifahren und Arbeiten unbequemlichen und bösen Wetter einige Zeit zugegangen, bis es gestern durch die hiesige Zunft aufgerichtet worden, also wurde der Inquisit zur Gerichtsstelle im hiesigen Rathhause vorgeführt." Dann Vorhalte, namentlich dahin: er solle „die wenigen Tage seines Lebens zur Wahrung seines Seelenheils sich zu Nutze machen und durch eine wahre Bereuung seiner vielfältigen Sünden sich um die Gnade des barmherzigen Gottes zu seiner Bekehrung zum christlich-katholischen Glauben bewerben, wozu man ihm durch die hiesige Geistlichkeit die Mittel an Handen geben wolle." Am Schlusse des Protokolls die Bemerkung, der Verurtheilte sei in sein Gefängniß zurückgebracht worden; dann habe man den „Herrn Pfarrer beschickt, um dem armen Sünder mit einem geistlichen Zuspruch zu seiner Bekehrung an Hauden zu gehen".

Nun die Haupt- und Staatsaction der Hinrichtung am 18. Januar, worüber das aufgenommene Protokoll berichtet: „Nach dem früh um 9 Uhr durch den Glockenschlag gegebenen Zeichen versammelte sich das Gericht und wurde dem armen Sünder das Urtheil publicirt, sofort der Stab gebrochen und er dem Nachrichter übergeben. Der arme Sünder vernahm mit unglaublicher Gleichgültigkeit und unerschrockenem Gemüth das Urtheil und wendete sich zu dem Nachrichter, sagend: «Mache mir es gnädig!» Als ihm aber zugesprochen wurde, daß er die wenige Zeit zur Gewinnung der ewigen Glückseligkeit durch seine Bekehrung zu Nutze machen möge, gab er keine Antwort und nach einer weitern Instanz fragte er: «Warum haltet ihr mich auf?» Er wurde hierauf zur Richtstatt fortgeführt und ob zwar ihm die Geistlichkeit bei dem langsamen Zuge kräftig zugesprochen, so gab er ihr kein Gehör und wurde mit einem bessern Glück, als seine Hartnäckigkeit verdienet, durch einen geschwinden Tod in Beibehaltung seines jüdischen Glaubens bei einem großen Zulauf des Volks hingerichtet."

Heimgekehrt, setzten sich die Herren vom Gericht zur „Henkersmahlzeit" nieder. Am Nachmittage, „post prandium", wie es im Protokoll heißt, ein Nachspiel. Denn es läßt lesen: „Wurde die gesammte Judenschaft vorberufen und ermahnet, ein Beispiel von der heutigen Execution zu nehmen, alle betrügliche Handlungen, besonders aber die Dieberey, zu vermeiden, wobei ihr vorgehalten, weil die gehenkten Juden öfters wegen der Strafen, so durch ihr Gesetz dem Geschlecht des Justificirten, in so lange ein solcher am Galgen hänget, auferieget, abgenommen würden, sobald dieser Unfug bewerkstelliget würde, allen und jedem von ihnen der Schutz aufgekündiget und alle aus der Herrschaft verwiesen werden sollen, weil nicht anders zu glauben, als daß sie Theil daran hätten." Unwillkürlich wird man an die Standrede des Bürgerkapitäns vor dem zusammenberufenen Gesinde erinnert.

Das letzte charakteristische Actenstück ist der Bericht des Amtskellers an den Grafen vom folgenden Tage, dem 19. Januar 1765. Er lautet wörtlich: „Mittelst der abschriftlichen Anlage füge ich den Executionsact hierbey gehorsamst an, und kann nicht genug die Mühe, den Eifer und vernünftigen Betrag des hiesigen Kaplans Rink, welcher den armen Sünder nebst dem Pfarrer zur Gerichtsstatt begleitet hat, beloben, indem er Tag und Nacht sich bemüht hat, den verstockten Sünder auf eine vernünftige Zusprechungsart, welche ich von einem so jungen Mann nimmer vermuthet habe, bis an die Leiter zu bekehren, sodaß die in großer Anzahl gegenwärtig gewesenen Protestanten sich selbst hierüber recht erbaut haben. Die Execution ist in bester Ordnung vollzogen worden und die Gleichgültigkeit und Hartnäckigkeit des Juden kaum zu beschreiben, womit er in seinen Tod gegangen ist. Von andern Leichtsinnigkeiten, welche er geäußert, will annoch dieses nur anführen, daß, als der Kaplan mit aller angewendeten Mühe ihn nicht zur Bekehrung bringen können, sofort ihm versprach, daß, wofern er durch die Taufe unglücklich werden sollte, er die Strafe für ihn in der Ewigkeit leiden wollte, der Jude ihm zur Antwort von der Gerichtsstatt gegeben: «Ey mein, wo soll ich Sie verklagen? In dem Himmel, wo ich hinkomme, ambtirt man nicht!»"

Shylock's Wort: „Ich will nicht beten mit

euch! Ich ſchwör', daß keines Menſchen Zunge Macht hat, mich zu ändern!" lebte auch im Jud Süß zu Stuttgart, der trotz ſeiner Kerkerleiden vor der Hinrichtung fußfällig bat, ihn mit der Tortur der Bekehrungsverſuche zu verſchonen.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmersdorf.

XIII.

Im Palazzo Doria ſaßen vier Perſonen um den Theetiſch.

Auf dem rothen Sammt des Sofas lehnte eine in höchſter Eleganz gekleidete Dame; aber nicht die koſtbaren Stoffe waren es, welche ſie ſchmückten, ſondern der Liebreiz von Schönheit und Jugend. Gedankenloſe Heiterkeit thronte auf der Stirn, ein kindiſches Lächeln verließ den Mund faſt niemals, im Auge blitzte die Luſt und vom freudigen Lebensgenuß geſchwellt wölbten ſich die zarten Formen.

Graf Arthur Böthy befand ſich neben der Dame. Er verlor im Verkehr mit ihr einen Theil ſeiner Blaſirtheit. Da war alles ſo jugendlich friſch und natürlich, der Magnat gab ſich indolent dem Reize hin. Bertha hatte ihm bisher noch nie Zeit gelaſſen, ſich zu langweilen; ſie überraſchte ihn ſtets, ſchnell ſchlug ein Einfall den andern. So raſch wechſelten die Launen der kleinen Gräfin, daß Arthur über der Zerſtreuung, welche ihm das reizende Spielzeug gewährte, ſein tragiſches Abenteuer gänzlich vergaß. Noch ein Umſtand feſſelte Graf Böthy an den Palazzo Doria, und zwar ein ſolcher, der vielleicht jeden andern Mann vertrieben haben würde. Es war der inſtinctmäßige Widerwille, den ihm Cavaliere Montanara einflößte, deſſen unſichere Lebensſtellung er mit dem Scharfſinn des Weltmanns errieth.

Die zweifelhafte Perſönlichkeit zu entlarven und zu bekämpfen, bildete mit eine von den Beſchäftigungen, mittels welcher der ſchöne Ungar in Rom die Zeit todt ſchlug. Poſitives wußte er nichts gegen Montanara, deſſen äußere Manieren für Italien wenig Auffallendes boten. Hübſch und elegant, von gewandtem, wenn auch nicht feinem Benehmen, zeigte der Cavaliere ſeinem hartnäckigen Beobachter keine Blöße. Graf Böthy wartete und wandte dabei die nämliche Geduld an, als gelte es die Bezähmung eines wilden Pferdes.

Cavaliere Montanara ſeinerſeits hatte infolge ſeiner mannichfachen Verbindungen genauen Aufſchluß über Graf Böthy's Verhältniſſe erlangt; er war ſehr artig gegen letztern und verſuchte ſogar ihrem äußerſt oberflächlichen Verkehr den Anſtrich von Freundſchaft zu geben. Aber dieſe Abſicht ſcheiterte ſtets an Arthur's Kälte.

Der Cavaliere ſaß an Bertha's anderer Seite und flüſterte ihr von Zeit zu Zeit hyperboliſche Complimente zu. Mit der Dame war es ihm theilweiſe gelungen, das heißt, er hatte es ſehr leicht dazu gebracht, ihr täglicher Geſellſchafter zu werden; aber weiter nichts. Sprach er von Liebe, dann lachte Bertha und der lachende Widerſtand iſt weit ſchwerer zu überwinden als der weinende. Wähnte Montanara einen leiſen Vorzug vor Böthy errungen zu haben, ſo konnte es wol geſchehen, daß die Dame ſich ſogleich in Jugenderinnerungen mit Arthur vertiefte, welche ihren römiſchen Bekannten nothwendig vom Geſpräch ausſchloſſen. Jedoch konnte ſich der umworbene, gefeierte Magnat ebenſo wenig eines entſcheidenden Vorzugs vor dem Cavaliere rühmen. Die kleine Gräfin Aarberg war eine große Kokette.

Iſabella, immer ſich gleich in ihrer von Bertha für herzlos geſcholtenen Haltung, nahm wenig Antheil an dem Geſpräch, das in kleinlichen Dingen hin und her hüpfte. Die ernſte Frau fand keinen Geſchmack daran. Ihre Augen richteten ſich häufig nach der Thür. Sie erwartete Julius. Daß eine Veränderung im Weſen des Senators vor ſich ging, war ihr ſchon öfters aufgefallen. Er begann ſich von dem leiſen, aber raſch wachſenden Einfluß ſeiner Couſine zu emancipiren. Freilich fiel nur der kranke Julius Bergen in Frauenmacht und die römiſche Luft that nun ſchon ſeiner ſchwachen Bruſt wunderbar wohl.

Mit dem Unwillen, der poſitive Naturen beim Scheitern eines Planes ergreift, bemerkte Frau von Berneck, daß ſie allmählich den bereits gewonnenen Boden wieder verlor. Vom erſten Augenblick ihres Zuſammentreffens war Iſabella entſchloſſen geweſen, nimmermehr als die Frau des Senators nach Bremen zu ziehen. Anfangs hatten ſich die Beziehungen durch den Proceß über Erwarten ſchnell gemacht, nun aber wurden ſogar die Conferenzen über dieſen ſelten und ſicher hätte jetzt Julius den Vorſchlag des Zuſammenlebens nicht mehr gemacht; er bedurfte auch ihrer nicht weiter. Zuweilen wagte er nun ſogar, ſich der Nachtluft auszuſetzen, wie auch heute. Frau von Berneck konnte nicht umhin, zu

wünſchen, er möchte ſich eine tüchtige Erkältung zuziehen; dies würde ihn lehren, mehr auf ſeine Geſundheit zu achten.

„Iſabella, du trauerſt um Vetter Julius wie die Witwe von Epheſus!“ rief Gräfin Aarberg lächelnd, die niemals einen Einfall für ſich behielt, mochte er gut oder ſchlecht ſein.

„Du weißt, wie nützlich und nothwendig er uns bei der Entwirrung unſerer verwickelten Erbſchaftsangelegenheit iſt und ich fürchte, daß die feuchte Abendluft ſeiner Geſundheit ſchade!“ entgegnete Frau von Berneck ruhig.

Bertha ſchütteite den hübſchen, blonden Kopf. „So kühl deine Worte klingen, du biſt unglücklich, weil in Vetter Julius verliebt!“ betheuerte ſie ſcherzend.

Der eben Eintretende vernahm noch die Bitte der Schweſter, ſelbſt im Scherze discreter zu ſein.

„Für mein verlängertes Ausbleiben bringe ich Entſchädigung durch einen angenehmen Beſuch!“ ſagte Bergen gut gelaunt.

Jetzt erſt trat Havas' ſchlanke Geſtalt in den Vordergrund.

Bertha gab ſogleich ihr tändelndes Spielen mit Böthy und Montanara auf und nahm dafür den Neuangekommenen zum Ziel.

Aber es kam kein Einklang zu Stande.

Der ausgezeichnete Gelehrte verſtand ſehr häufig das Rothwelſch der Geſellſchaft nicht. Ihn elektriſirten weder Spitzen, noch hübſche Augen, noch hüpfende Geiſtesfunken.

Nach einer Viertelſtunde gab Gräfin Aarberg ermüdet ihren Verſuch auf, Havas erſchien ihr noch ſchlimmer als Vetter Julius; ſie überließ ihn gänzlich an Iſabella, die in eine erhöhtere Erregung gerathen war.

„Ich habe Luſt im Mondſchein auf dem Corſo ſpazieren zu gehen!“ ſagte die Gräfin.

Entzückt ſprang Montanara in die Höhe und eilte ſelbſt zu Bianchina, die im Vorzimmer nähte, um Hut und Mantel zu holen. Bianchina war discret. Sie hatte mit keiner Silbe verrathen, daß Montanara am Abend mit ihr und ihrem Anhang gezecht hatte.

Eine Zeit lang ſchwebte vor der Phantaſie des Italieners die Möglichkeit, ohne Zeugen mit Gräfin Aarberg ſein zu können.

Aber Arthur Böthy vereitelte dieſen Traum.

Der Senator fühlte ſich etwas ermüdet. Er zog ſich in ſein Zimmer zurück. Vorher flüſterte er Iſabellen zu:

„Die Betrügerin iſt gefunden —!“

„Gräfin Polcaſtro —?“ antwortete Iſabella erregt.

„Still! Bis morgen!“

Stefano und Iſabella blieben allein.

„Ich möchte nun Rom kennen lernen!“ ſagte Frau von Berneck in freudiger Hoffnung.

„Laſſen Sie mich Ihr Führer ſein!“ erwiderte Havas raſch, einem unbeſtimmten Impuls folgend, aber nicht wagend, ſich in Dinge zu miſchen, die er in Pantaleone's Gewölbe vernommen hatte.

„Es handelt ſich nicht darum, Monumente zu betrachten, die wir bereits zum Ueberdruß aus Abbildungen kennen, noch auch hiſtoriſchen Erinnerungen nachzuſpüren, ſondern die hieſigen Verhältniſſe möchte ich durchſchauen. Um zu erfahren, wie man Zeugen dazu bringt, die Wahrheit zu ſprechen, Richter, gerecht zu urtheilen, mit Einem Wort, wie man einen Proceß durch die Irrgewinde des römiſchen Rechtsganges zu glücklicher Entſcheidung führt!“

„Darin bin ich unwiſſend und habe mich überhaupt wenig um irdiſches Gut bekümmert!“ entgegnete Havas dieſen lebhaften Worten und ertrug es, daß Bergen ohne Zweifel das ganze Verdienſt der Entdeckung der Gräfin und des Onyrringes ſich allein zuſchrieb.

„Sie leben dann wol faſt ebenſo poetiſch wie die Lilien des Feldes!“ bemerkte Frau von Berneck mit Ironie. Sie verlangte vom Manne Thätigkeit.

„Mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich arbeite, was jene nicht thun!“ erwiderte Stefano.

Unwillkürlich richteten ſich Iſabella's Augen auf Havas. Ueber dem herrlichen Geſicht lag ein ſanfter Glanz und es war ſtärker geröthet als ſonſt.

„Werfen Sie die Bürde, Ihre Sorgen um dieſe Erbſchaft ab und genießen Sie das ſchöne Leben“, ſagte er. „Treten wir hinaus auf den Balcon!“

Ein tiefblauer italieniſcher Nachthimmel wölbte ſich über der Ewigen Stadt, die Piazza di Venezia ſtrahlte in hellem Mondenſchein; altersgrau und ernſt erhob ſich gegenüber der düſtere Palazzo di Venezia, hoch oben vom Hügelrand winkte das zu dem Kapuzinerkloſter Ara Celi gehörige Gebäude, welches einſt den Päpſten zur Sommerreſidenz diente, im Schatten lag die Gaſſe, die zum finſtern Haus Al Geſù führte.

Frau von Berneck ſchaute in die ſchöne Nacht und auf der Hand, mit der ſie ſich auf die Brüſtung des Balcons ſtützte, fühlte ſie durch zufäl-

liges Anſtreifen die Hand Steſano's. Die Berührung ergoß ein elektriſches Fluidum über ſie. Wunderbar wohlig wurde Iſabellen zu Muthe. Das Herz war eben wieder aufgewacht aus langem Todesſchlaf, der Phönix aus der Aſche neu erſtanden, aber beide beherrſchten ſich. Endlich fragte denn doch ihr Intereſſe, ob Havas an der Entdeckung der Gräfin Polcaſtro theilhätte.

Havas erzählte einen Theil des Erlebten.

„Lachen Sie nicht", ſagte Frau von Berneck in freudiger Erregung, „daß Sie in mir einer Frau begegnen, die proſaiſch genug iſt, in Rom nur an Geld zu denken! Geld iſt für mich die Freiheit!"

Steſano lächelte, erklärte, Frauen ſo aufrichtiger Art noch nicht begegnet zu ſein, und empfahl ſich mit dem Wunſche, daß alle ihre Bemühungen vom ſiegreichſten Erfolg belohnt ſein möchten.

Man bot eben Eis; aber die lärmende Rückkunft der Gräfin von ihrem Mondſcheinſpaziergang ſtimmte nicht zu ſeinem Gefühl.

Er entfloh in ſeine einſame Vigna.

XIV.

Monſignore Conſalvo's Vorzimmer war gedrängt voll.

Bittſteller und Clienten warteten, bis der mächtige Mann, welcher an der Spitze mehrerer wichtigen Commiſſionen ſtand, Muße finden würde, ſie anzuhören.

Pier Franzoni unterhielt ſich mit einigen derſelben, um möglicherweiſe ihnen die Zeit zu verkürzen und ſie den Hochmuth ſeines Patrons vergeſſen zu laſſen — oder auch aus andern Gründen. Eben befand er ſich, halb verborgen durch einen Fenſtervorhang, mit einem aus dem Lager der Gegner in eifriger Unterredung. Dabei unterließ er nicht, häufig einen ſtechenden Blick ins Zimmer zu werfen, wobei ihm im gegenwärtigen Augenblick zu ſtatten kam, daß er ein wenig ſchielte; er hatte nicht nöthig, den Kopf zu drehen.

Monſignore Conſalvo ſaß in ſeinem Arbeitszimmer und trank gemüthlich ſeine Morgenchocolade, welchen Genuß er ſich mit der Lectüre des „Diario di Roma" würzte. Dieſe Zeitung erregte niemals ſeine Galle, ſie verſetzte ihn im Gegentheil in vollkommen friedliche Stimmung. Die officielle Feder wußte geſchickt über alle Tagesereigniſſe hinwegzugleiten, ohne irgendeinen der vielen wunden Flecken des Staats zu berühren; dafür verbreitete ſie ſich mit liebenswürdiger Genauigkeit über die Spaziergänge des Papſtes. Conſalvo, der mit hinter den Couliſſen ſtand, lachte oft über die glückliche Darſtellung.

Wenn der Erzbiſchof die vier Seiten des „Diario di Roma" geleſen, hatte er ſtets das „Hannibal ante portas" vergeſſen und fühlte ſich in olympiſche Stimmung verſetzt. Alles löſte ſich in Harmonie auf; es gab keine Principienfragen mehr auf Erden, ſondern nur die niedlichen, kleinen Familienſtreitigkeiten der Partei, die, in der Hauptſache einig, zuweilen wegen Nebendingen in Differenz gerieth. Z. B. in Betreff der herrſchenden Perſonen, bei denen die Monſignori mitunter einen Wechſel beliebten, indem jeder einen paſſendern Candidaten für die Stelle wußte, nämlich ſich ſelbſt. So unſchuldige Gewitter ſind im Leben nothwendig, ſie vertreiben die Schwüle.

Der Prälat entſchloß ſich mit ſanftem, friedlichem Gähnen, ſeinem Kammerdiener zu läuten, um den Anzug zu vollenden. Er, der als alter Giraldo neulich in der Oſteria ſeinen Sohn Montanara aufgeſucht und, als dieſer mit den jungen Männern gegangen war, nicht geruht hatte, bis er einige Zärtlichkeiten von Bianchina und Adelaida eroberte, nahm ſich jetzt gar ſtattlich aus in dem feinen ſchwarzen Talar mit der ſchweren Goldkette, an welcher das Kreuz hing. Dieſes wurde ſo ungefähr, wie eine Dame Uhr oder Lorgnette trägt, in die breite Schärpe geſteckt.

Indeſſen ſollte ſeinen Clienten heute nicht mehr das Glück zu Theil werden, Audienz zu erlangen.

Cavaliere Montanara erſchien durch eine Seitenthür.

Der Abenteurer hatte ſich mit eiſerner Stirn gewaffnet. Er wußte, es würden unangenehme Erörterungen zur Sprache kommen. Am Morgen nach jenem Abend in der Oſteria delle Fratocchie hatte er ſich dem Befehl geſtellt, indeſſen war damals der Erzbiſchof durch unaufſchiebbare Geſchäfte verhindert geweſen, tiefer in die Sache einzugehen und mußte ſich daher einfach damit begnügen, dem Cavaliere einen Auftrag zu ertheilen. Deſſen Erfüllung anzukündigen, erſchien nun letzterer.

„Schurke!" begrüßte der Prälat ſeinen Beſuch, „kennſt du dieſes?"

Dabei hielt er Montanara das Pantaleone Sarpi abgekaufte Bracelet hin.

Wenn Monſignore Conſalvo erwartete, Scham oder Verwirrung auf des Schuldigen Stirn zu erblicken, ſo täuſchte er ſich. Sie behielt ihre Glätte.

„Caro padre, man muß leben!“ ſagte er kalt. „Ihr Beutel iſt jedermann offen, nur mir nicht! Ich hatte bedeutend im Spiel verloren; es galt zu bezahlen oder mit Unehren aus der Geſellſchaft geſtoßen zu werden; ſo wählte ich mit ruhiger Ueberlegung das kleinere Uebel.“

„Deine Ehre zu retten, thateſt du auf einer Soirée, wo ich dich ſorgfältig beobachtete, einen gemeinen Diebſtahl!“ brauſte Conſalvo auf.

„Es kommt nur darauf an, welchen Namen man der Sache beilegt!“ erwiderte der Cavaliere gleichgültig. „Dank der claſſiſchen Bildung, die Sie mir geben ließen, weiß ich, daß: «Wer einen Bürger beſtiehlt, ſein Leben in Ketten und Banden endigt, in Gold und Purpur aber, wer die Gemeine beſtiehlt»; die Worte des alten Cenſors gelten noch heute.“

„Die Unverſchämtheit! Du bereueſt nicht einmal, was du in einem anſtändigen Salon gethan!“ rief Conſalvo.

„Nein, caro padre! denn ich that es weder unnützer- noch leichtſinnigerweiſe. Sobald Sie mir die lange verſprochene Verſorgung endlich verſchaffen, verſpreche ich das Handwerk aufzugeben. Ich finde keinen Geſchmack daran. Uebrigens was die Entdeckung betrifft, ſeien Sie ohne Sorgen, ich nehme ſtets meine Vorſichtsmaßregeln! Das Bracelet gehört ja nur Ihrer guten Freundin, der Fürſtin Benzoni! Nun beſitze ich eine angenehme kleine Briefſammlung von dieſer Dame — fragen Sie nicht, wie ich dazu kam! Außerdem kenne ich einige Epiſoden aus deren Leben! Sogar — einen Sohn von ihr! Sie ſehen, es iſt keine Gefahr vorhanden, daß mir Fürſtin Benzoni Unannehmlichkeiten bereitet!“

Conſalvo dachte an die vielleicht bald ſichtbar werdende Wirkung ſeiner Denunciation beim Sittengericht und hörte nicht ohne Intereſſe von den Briefen und dem Sohn.

„Es iſt die höchſte Zeit für mich, die Laſt deines Unterhalts weg von mir auf einen andern zu wälzen!“ verſetzte er.

„Es kommt darauf an, ob ich mit dem Tauſch zufrieden bin und einwillige! Indeſſen hören wir!“ erwiderte der Cavaliere, an Gräfin Aarberg denkend.

„Das Maß deiner Frechheit überſchreitet menſchliche Geduld!“ ſtieß der zornmüthige Prälat heraus. „Wol iſt es wahr, daß wir da geſtraft werden, wo wir geſündigt haben! Aber Gott verdamme mich, wenn ich außer dieſem letzten Verſuch, deine Zukunft zu gründen, noch etwas für dich thue!“

„Unſere Unterredung iſt ſehr lehrreich für mich!“ entgegnete Montanara gelaſſen. „Außer der darin enthaltenen Moral beweiſt ſie mir noch, daß unter gegebenen Umſtänden auch ein Erzbiſchof fluchen kann! Aber zur Sache, caro padre! Sie theilten mir noch immer nicht mit, worin Ihre letzte Wohlthat beſtehen ſollte, und ließen mir auch keine Zeit, Ihnen das Reſultat meiner Nachforſchungen zu berichten.“

„Ja! Sprich! Knüpfteſt du Verbindungen im Hauſe des Advocaten Savarni an und wird es dir möglich ſein, deſſen Tochter Formoſa, da der Vater nicht Luſt hat, dir ihre Hand freiwillig zu geben, zu entführen?“ fragte Monſignore Conſalvo.

„Das Mädchen befindet ſich ſeit einigen Tagen, um ſie vor mir zu verbergen, im Kloſter der Annunziata! Uebrigens weiß ich noch nicht, caro padre, ob ich bei dieſer Angelegenheit Ihre oder meine Geſchäfte beſorge!“ antwortete Montanara in ſeiner leichtfertigen Art.

„Du biſt unverbeſſerlich, Schurke!“ verſetzte Conſalvo zornig. „Du ſollſt Savarni's Tochter heirathen! Damit fällt die Sorge für deinen Unterhalt dem Advocaten anheim und ich bin von dieſer Geiſel meines Lebens befreit. Zu dieſem Zweck warb ich ſelbſt für dich bei Savarni, aber dein Ruf beginnt immermehr ſich zu trüben. So wurde ich abgewieſen. Um ſo mehr Veranlaſſung zur Beſchleunigung der Sache, und nun machte es uns der ſchlaue Rechtsverdreher über Erwarten — leicht durch die Entfernung ins Kloſter. Ich habe bereits Anſtalt getroffen, daß du bei einer Frau —“

„Caro padre!“ unterbrach der Cavaliere, „ich jage auf ein edleres Wild als dieſe Formoſa! Jedoch“, ſetzte er forſchend hinzu, „hat ein kluger Mann ſtets zwei Stränge an ſeinem Bogen, daher will ich Ihre Befehle vollziehen!“

Währenddeß ſchrieb der Erzbiſchof haſtig ein paar Zeilen, ohne auf dieſe Worte zu achten. Hierauf überreichte er das zuſammengefaltete Blatt dem Abenteurer.

„Uebergib dies ſogleich der Aebtiſſin des Kloſters der Annunziata und führe das Mädchen an die hier gleichfalls angegebene Adreſſe! Es iſt eine Gräfin Poicaſtro —“

Bevor aber Monſignore Conſalvo weiter in ſeinen Inſtructionen fortzufahren vermochte, wurde die Thür aufgeriſſen, welche aus dem Vorzimmer hereinführte.

Verwundert, wer ſich erlaubte, unaufgefordert

und unangemeldet bei ihm einzutreten, ſtockte der Prälat in ſeiner Rede und blickte zornig in die Höhe. Doch veränderte ſich der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie raſch und mit zuvorkommender Artigkeit begrüßte er den kleinen buckeligen Greis Benzoni.

„Ich habe einige Worte im Vertrauen mit Ihnen zu reden, Monſignore!" ſagte der Fürſt, vor Erſchöpfung in den bequemen Lehnſtuhl fallend, welchen der Erzbiſchof bei Benzoni's Eintritt verlaſſen hatte.

Conſalvo winkte dem Cavaliere, ſich zu entfernen.

„Sie ſehen mich hier als Abgeſandten meiner Frau", verſetzte der Fürſt athemlos, ſobald Montanara fort war. „Was haben Sie gethan! Entſetzlich!"

Conſalvo erſchrak. Er ſah die Wirkung ſeiner Denunciation. Er hatte damals im Zorn gehandelt und dieſe Leidenſchaft iſt immer ein ſchlechter Rathgeber. Mit welchem Recht konnte er von Fluvia Treue fordern und was half ihm ſeine Rache? Allerdings hatte er ein Aergerniß heraufbeſchworen, das die Fürſtin und den von ihr Begünſtigten traf, aber möglicherweiſe mochte auch etwas davon auf Conſalvo ſelbſt zurückfallen. Daß Fürſtin Benzoni nichts und niemand ſchone, wenn ſie gereizt war, wußte er. Conſalvo hatte thöricht gehandelt, ſich in momentaner Aufwallung einen ſo angenehmen Umgang zu verderben. Längſt ſchon nagte an ſeinem Herzen die Reue. Von einem Schritt zur Wiederverſöhnung hielt ihn nur der Hochmuth ab.

Jetzt geſchah die Annäherung von ſeiten der Gekränkten. Das ſtimmte den Prälaten noch weicher.

„Ich wollte noch heute der Fürſtin ein Bracelet bringen, das — ich — neulich in der Zerſtreuung einſteckte!" bemerkte der Erzbiſchof.

„Beſſer, Sie kommen ſogleich, Fluvia befindet ſich in fürchterlicher Aufregung! Sie war vorher ſchon unwohl und zu Bett, als ſie das Vorladungsſchreiben des Eminentiſſimo Vicario empfing!"

„So weit wäre die Sache bereits gediehen!" entgegnete Conſalvo und die blühende Farbe verließ auf eine Weile ſein Geſicht.

Benzoni weidete ſich an der Pein eines Mannes, den er haßte.

„Sie können ſich denken, daß Fluvia außer ſich iſt und in der Stimmung, nichts und niemand zu ſchonen! Bisher hielt ſie nur die körperliche Schwäche vom Handeln zurück!" ſagte der Greis, langſam jedes Wort betonend.

„Beſſer, wir begeben uns ohne Zeitverluſt zu der Fürſtin!" ſtammelte Conſalvo.

„Mein Wagen ſteht bereit!" erwiderte Benzoni.

Conſalvo erfuhr, daß Montanara ſich mit ſeiner Vollmacht zur Entführung einer Penſionärin aus einem Kloſter und Unterbringung bei Gräfin Volcaſtro entfernt hatte, und ſtieg zitternd in den Wagen des ſteinreichen buckeligen Fürſten Benzoni.

Der Fürſt, ſonſt kränkelnd und immer verſtimmt, war auf dem ganzen Wege von ausgelaſſener Heiterkeit, als er an den zerſtreuten Antworten des Erzbiſchofs merkte, daß deſſen Geiſt zu beſchäftigt war, um an dem Geſpräch Antheil zu nehmen. Er begann eine Opernmelodie zu trällern. Widerwärtig ſchnarrten die Töne im Ohr des gequälten Conſalvo, ſein Kopf drohte zu zerſpringen; er ſuchte und rang vergeblich nach friedlicher Beſchwichtigung des Sturms, den er ſelbſt heraufbeſchworen hatte. Mit Schrecken gewahrte der Erzbiſchof, daß der Wagen in die breite Einfahrt des Palazzo Benzoni's rollte, bevor er noch die Löſung des Problems zu finden vermochte.

Lächelnd führte der Fürſt den Prälaten in das Schlafgemach ſeiner Frau.

„Ich bringe den Arzt und Tröſter", ſagte er unter der Thür und begab ſich dann nach der entgegengeſetzten Seite des Palaſtes, die er bewohnte.

Verlegen nahte der Erzbiſchof dem Bett, auf dem Fluvia, die noch immer üppige Schöne, im Fieber lag. Ihre Wangen glühten unnatürlich, ihre Augen flammten.

„Dieſes mir!" rief ſie, ſobald ſie Conſalvo gewahrte, „der Tochter und Gattin eines Fürſten! Eine Vorladung vor das Vicariat! Und wem verdanke ich die Beſchimpfung? Dem elenden Sohn eines Intendanten meines Vaters, der darüber, daß er in der Kirche parvenirte, den Kopf verlor!"

Die geradezu wüthende, gefährliche Frau war noch lange nicht zu Ende, aber der arbeitenden Bruſt gebrach der Athem. Fluvia ſank erſchöpft in die Kiſſen zurück. Später löſte ſich die Spannung der Nerven in hyſteriſches Weinen.

Der Erzbiſchof ſtrich verwirrt die koſtbaren Spitzen der Bettdecke glatt und wartete, bis der Paroxysmus vorüber war.

„Ira brevis insania!" ſagte er endlich, als die Fürſtin etwas ruhiger wurde. „Ich war vor

Eiferſucht verrückt! Soll ein Mann für die Verbrechen beſtraft werden, die er aus Liebe begeht?"

Die Frau athmete in kurzen, ſtoßweiſen Zügen.

„Wenn Sie meine koſtbarſten Möbeln zertrümmert hätten, möchte die Entſchuldigung gelten! Aber dieſe öffentliche Beleidigung iſt zu ſtark! Zerſtören Sie wieder, was Sie ſchufen! Ich fordere es! Augenblicklich!"

„Ich gelobe es, Fürſtin! Sie ſollen von der ganzen Sache unberührt bleiben! Nur zürnen Sie nicht länger und laſſen Sie uns gemeinſchaftlich überlegen, was am beſten zu thun iſt!"

Die Hand der Fürſtin erſchien auf der Seidendecke. Conſalvo erfaßte und küßte ſie mit glühender Leidenſchaft.

„Sie haben Fieber, Fluvia!" ſagte er. „Trinken Sie zur Abkühlung ein Glas Limonade!"

Die Fürſtin bewegte die Silberklingel auf ihrem Nachttiſch nnd das Kammermädchen erſchien.

Einen Moment weilten die Angen des Erzbiſchofs etwas ſonderbar auf dem Mädchen; ſie hieß Lucia.

Dann wandte er ſich triumphirend zur Fürſtin mit dem Ausruf: „Ich habe es gefunden! Ich mache alles!"

„Was haben Sie denn? Sie ſahen ja Lucia ſo lange an? Schon wieder eine neue —"

„Fürſtin, kränken Sie mich nicht —! Ich muß einen Ausweg haben, der mich berechtigt, vor dem Gericht zu ſagen: «Ich habe mich geirrt» —"

„Sie wollen den Verdacht auf jemand anders lenken?"

„Laſſen Sie mich nur allein machen! Nur zürnen Sie mir nicht mehr!"

Der Frieden war wieder geſchloſſen zwiſchen Monſignore Conſalvo nnd Fürſtin Benzoni. Sie duldete den Kuß ihrer Hand. Conſalvo gab das Bracelet ab, das die Fürſtin neulich verloren und in allen Diebesherbergen hatte ſuchen laſſen. Es knüpfte ſich ihr ein theueres Andenken daran. In einer geheimen Kapſel war en miniature das Bild eines ſchönen Knaben gemalt.

„Ich, ich fand es in Ihrem Salon", ſagte der Prälat, „und ſteckte es aus Eiferſucht zu mir, um ſeinen Inhalt zu entdecken!"

Die Fürſtin ergriff das Bracelet in glückſeliger Haſt, öffnete das Medaillon und küßte es.

Sie war jetzt ſechsunddreißig Jahre. Sie vergab dem Prälaten ſeine italieniſche wilde Eiferſucht mit geſchmeichelter Eitelkeit.

Dieſer, froh, daß ſein Sohn nicht als der Dieb entdeckt war — er hatte ihn am Abend des Verluſtes in jene Geſellſchaft eingeführt — nahm Abſchied.

Die arme Lucia, die ihn begleitete, ahnte nicht, was ihr bevorſtand.

XV.

Cavaliere Montanara hatte, unmittelbar nachdem er den Erzbiſchof verlaſſen, einen Miethwagen genommen und war nach dem Forum des Auguſtus gefahren.

Die ungeheuern Mauern, rieſenhaft ſelbſt noch in ihrem Verfall, beherbergen jetzt ein Frauenkloſter. Wo die großen Männer der Auguſteiſchen Zeit Reden hielten, ſingen gegenwärtig Nonnen ihre Chorgebete. Auf der Seite des Kloſters der Annunziata iſt die Einfaſſungsmauer des einſtigen Forums doppelt hoch und düſter, ſie hält Luft und Licht ab. Indeſſen wer gegenüber im vierten Stock wohnt, muß ſich dennoch gefallen laſſen, von der Regierung Schirme vor die Fenſter zu bekommen. So wird im neurömiſchen Staat das Privatrecht verſtanden. Kloſterleben gedeiht am beſten in Dunkel und Heimlichkeit.

Es dauerte lange, bis auf das Läuten des Cavaliere die Pförtnerin erſchien, deren Rückkunft abzuwarten nahm aber noch weit mehr die Geduld des jungen Mannes in Anſpruch.

Endlich klirrten die Riegel.

Montanara wurde eingelaſſen und in den Sprechſaal geführt. Der Cavaliere fühlte ſeine Bruſt beklommen in dieſen Räumen; die verzerrten Heiligenbilder an den Wänden, von dem durch kleine Fenſter nur ſpärlich einfallendem Tageslicht ſchwach erleuchtet, trugen nichts dazu bei, den Ort freundlicher erſcheinen zu laſſen.

„Was wollen Sie von mir, Signor?"

Dieſe Frage weckte Montanara aus ſeiner Betrachtung.

Ein gelblich blaſſes Nonnengeſicht tauchte hinter dem Sprachgitter auf, daneben eine zweite Nonne, bleich, häßlich; denn die Ordensregel geſtattet es ſelbſt der Aebtiſſin nicht, allein eine Unterredung zu führen.

„Ich komme in Monſignore Conſalvo's Auftrag! Hier meine Legitimation!" antwortete Montanara und hielt den empfangenen Brief in die Höhe.

Die Aebtiſſin öffnete ein kleines Thürchen des Sprachgitters, um das Blatt zu nehmen. Nachdem ſie die wenigen Zeilen geleſen, ſagte ſie:

„Signor! Formoſa Savarni wird Ihnen ausgeliefert werden!"

Hierauf neigte ſie ihr Haupt in ſtummem Gruße und verſchwand mit der zweiten Nonne.

So leicht hatte ſich Montanara die Ausführung ſeines Auftrags nicht gedacht, denn jedenfalls war das Mädchen von ſeinem Vater den Kloſterfrauen zur Obhut anvertraut worden, und nun genügte ein einfaches Billet Monſignore Conſalvo's, um Formoſa herauszunehmen! Aber die Prieſter ſind allmächtig in Rom. Faſt bereute es Montanara, nicht ſelbſt die Tonſur empfangen zu haben.

Zeit fand er genug zu dieſen und ähnlichen Betrachtungen, zu Parallelen zwiſchen Gräfin Aarberg und Formoſa, auch noch dazu, die Fliegen an den Wänden zu zählen, bis ſich die Pforten der Clauſur öffneten und Formoſa Savarni von einer Nonne geleitet erſchien.

Das Mädchen überſchritt die Schwelle, die Kloſterfrau blieb jenſeits ſtehen und die geweihten Thüren fielen wieder ins Schloß.

„Ah!" ſagte Formoſa glückſelig.

Die ſchon entwickelte Bruſt hob ſich zu kräftigem Athemzug. Die muntern Augen richteten ſich auf den Befreier.

„Sie verlaſſen, wie es ſcheint, das Kloſter ohne Bedauern?" fragte Montanara lächelnd.

Das Mädchen ſchlug ſtatt aller Antwort gegen die Clauſur ein Schnippchen und hüpfte auf die Ausgangsthür zu. Draußen ergoß ſich der Strom ſeiner Rede ohne alle Scheu vor dem fremden Manne. Die Geläufigkeit einer römiſchen Weiberzunge überſteigt alle Begriffe; ſie hat ſich um nichts vermindert, ſeit Juvenal ſeine Satiren geſchrieben.

„Ich lebte zu Hauſe in vollkommener Freiheit mit der alten Margarita, unſerer Haushälterin!" begann Formoſa zu plaudern. „Der Vater kümmerte ſich nur um ſein Geſchäft. Vor ein paar Tagen ſagte er mir, ein mächtiger Mann bewerbe ſich um meine Hand für einen Taugenichts, der meine Mitgift verſchwenden und mich unglücklich machen würde. Um mich fernern Verſuchen zu entziehen, wolle er mich auf einige Zeit an einen ſichern Ort bringen. So kam ich in das Kloſter der Annunziata."

Formoſa lief nach dem Wagen.

„Was die Nonnen dumm und häßlich ſind", plauderte das Mädchen weiter, „und wie ſie Taback ſchnupfen! Wie langweilte ich mich bereits in der kurzen Zeit und doch hatten wir geſtern Beichttag, wo die Prieſter in die Annunziata kommen! Ueberdies bekamen wir Beſuch von einem Monſignore, der ſehr häßlich iſt und bezeichnend genug Brutto heißt! Ferner ſpielte ich noch vergangene Nacht Geſpenſt. Es war zum Todtlachen, wie die Nonnen liefen und übereinander purzelten! Zur Strafe ſperrte man mich in die finſtere Kammer. Plötzlich kommt die Aebtiſſin, führt mich heraus und nun geht es ins Freie. So viel weiß ich, daß ich lieber den Taugenichts heirathe, als wieder dahinein zurückkehre!"

Cavaliere Montanara hörte lächelnd zu. Wenn Formoſa auch nicht hübſch war, ſo beſaß ſie doch die volle Jugendfriſche ihrer ſechzehn Jahre.

„Und im Fall, daß der Taugenichts ausſähe wie ich, was dann?" bemerkte Montanara, ſobald des Mädchens Zunge ein wenig raſtete.

„Je nun, Sie ſind nicht ſo übel!"

Formoſa's Geſicht färbte ein leichtes Roth, nachdem ihr dieſe Antwort entfahren; ſie beſchäftigte ſich eine Weile hartnäckig damit, auf ihrer Seite durch das Wagenfenſter zu blicken.

„Wohin fahren wir?" fragte das Mädchen, als es bemerkte, daß der Wagen in den Corſo einlenkte.

„Zu einer Dame, welche Sie mit mütterlicher Freundſchaft behandeln wird!" erwiderte Montanara.

„Weiß mein Vater davon?" fragte Formoſa.

„Ihr Vater war derjenige, welcher Sie in die langweilige Annunziata brachte!" bemerkte der Cavaliere.

„Das iſt wahr —" verſetzte das Mädchen ſinnend.

„Wollen Sie in das Kloſter zurück? Sie ſind gänzlich frei!" ſagte Montanara lächelnd.

Formoſa ſchüttelte den Kopf und unterhielt ſich damit, um ihre Beſorgniß zu maskiren, den Anzug der Corſofahrenden zu muſtern.

Der Wagen rollte bei der Porta del Popolo hinaus zwiſchen Mauern. Die Albaner- und Sabinerberge färbten ſich bereits veilchenblau, ganz im Hintergrund nordweſtlich tauchten bläulich verſchwommen die Ciminiſchen auf. Im unmittelbaren Vordergrund zieht ſich die grüne Hügelkette des Gianicolo, dem Tiberufer ſich nähernd, der Stadt entlang, ihre höchſte Spitze, der Monte Mario, iſt weithin ſichtbar; an ſeinem Abhang liegt die Ruine der einſt ſo berühmten Villa Madama, die Rafael's Lieblingsſchüler ausgeſchmückt hatte.

Formoſa wurde ſtiller und ſtiller, faſt ſchien es, als ſei etwas von der ernſten Schöne der Umgebung in ihre Stimmung übergegangen. Zugleich fühlte ſie ſich müde. Eine Mattigkeit feſſelte die jungen Glieder. In der finſtern Kammer hatte Formoſa getobt, nachher geplaudert und nun kam die ungewohnte Bewegung im Freien nnd die Galanterie des hübſchen Mannes dazu. Formoſa lehnte zurück im Wagen. Der Cavaliere deckte ſorglich ſeinen Mantel über ihre Füße, denn die Luft war kühl geworden. Das Mädchen fühlte ſich warm und behaglich; es zogen die Bilder der großartigen Landſchaft wie eine Fata-Morgana an den halbgeſchloſſenen Augen vorüber. Dann hörten die Mauern zu beiden Seiten des Weges auf, der gelbe Tiberſtrom wurde links ſichtbar und ſie fuhren über den Ponte Molle. Jenſeits trennte ſich die alte Via Caſſia und Flaminia, der Wagen folgte hügelanwärts der erſtern, kaum eine halbe Miglie noch nnd die öde Campagna iſt erreicht.

„Wohin fahren wir denn eigenttich?" fuhr Formoſa jetzt doch, wie eine Todesſtunde ahnend, plötzlich wild auf.

„Sie fürchten ſich doch nicht vor mir?" bemerkte der Cavaliere zärtlich.

Das Mädchen ſah ihn lange an — daun weinte ſie —

Er ſchlang den Arm um ſie — ſie lehnte ihn ſanft zurück —

Der Wagen hielt und der junge Mann hob das Mädchen heraus. Formoſa folgte ihm halb mechaniſch über die Treppe. Droben im hellen Zimmer wiſchte ſie die letzten Thränen aus den ſchweren Lidern.

Ein freundlicher Anblick überraſchte das Mädchen. Es war ein gedeckter Tiſch mit zwei Couverts. Die Gläſer verſchiedener Form ſpiegelten ſich heiter im Licht der Lampe.

Formoſa ſollte ſich nur ſtärken und nach der langen Kloſterhaft erholen. So ſprach Montanara.

„Ja, ich bin hungerig", ſagte ſie, „ſeit geſtern Abend habe ich nichts mehr gegeſſen; denn die Speiſen, welche mir die Nonnen in die finſtere Kammer brachten, berührte ich nicht!"

Sie genoß auch von den dampfenden Schüſſeln wie jemand, der vierundzwanzig Stunden faſtete. Cavaliere Montanara machte den liebenswürdigen Wirth. Er wollte gefallen nnd gefiel. Beſonders goß er fleißig die Gläſer voll. Formoſa gerieth jetzt in einen hohen Grad von Heiterkeit.

Nachdem das angenehme Mahl vollendet war, kehrten ſie über den hübſchen neuen Weg, der zwiſchen Tiber und Gianicolo nach Porta Angelica führt, in die Stadt zurück.

Es wurde ſehr ſpät, bis ſie an der bezeichneten Adreſſe Via della Longara anlangten — an dem Hauſe der unauffindbaren Gräfin Polcaſtro.

Jacopo Sarpi hatte Gräfin Polcaſtro als diejenige bezeichnet, der man am beſten ein geraubtes Mädchen anvertrauen könne.

Des Freiherrn von Bergen ehemalige Haushälterin erwartete ſchon ſeit dem Morgen den angekündigten Gaſt. Sie hatte zu dieſem Zweck eine ſorgfältige Toilette gemacht, was im ganzen ſetten geſchah. Ein dunkelblaues Seidenkleid, das beſſere Tage geſehen, fiel faltig von der hagern, mittelgroßen Geſtalt herab, eine Spitzenhaube umſchloß die glattgeſcheitelten Haare, die ſchon weiß ſchimmerten, aber das leichtgebräunte Geſicht mit den ſtark markirten Zügen ſah gut aus. Es verkündete die etwas harten Farbentöne einer jener unerwüſtlichen Conſtitutionen, wie ſie der Zeit und den Stürmen des Lebens Trotz bieten. Gräfin Polcaſtro war niemals krank geweſen, ſonſt hatte ſie wenig Glück gehabt, daher auch der herbe Zug um ihren Mund. Was auch eine gewiſſe Partei über den Vorzug des Leidens behaupten mag, ſo viel iſt gewiß, die Unglücklichen ſind nicht ſelten — böſe.

Als der Wagen anfuhr, erhob ſich Gräfin Polcaſtro von der Seite eines Mannes, der neben ihr auf dem Kanapee geſeſſen. „Es iſt Zeit, daß Sie gehen, Henri!" ſagte ſie mit ſcharfer Stimme kurz und energiſch.

„Henri" ging.

Auf der Treppe begegnete er Cavatiere Montanara mit Formoſa. Seine Neugierde wurde lebhaft erregt, beinahe wäre er umgekehrt. Da hatte ihn die Gräfin ſchon ausgeſchloſſen.

„Nach Ave-Maria-Läuten iſt kein Kloſter mehr offen! Was machten Sie die lange Zeit mit der Signorina?" waren die erſten Worte, die Gräfin Polcaſtro, den Cavaliere und das Mädchen mit argwöhniſchen Blicken meſſend, äußerte.

„Die Signorina war dem Verhungern nahe! Sie nahm eine kleine Collation. Ueberdies iſt der Weg weit von der Annunziata und unſere Pferde waren abgehetzt!" entgegnete Montanara. Er war der Mann mit der eiſernen Stirn.

„Gut! Nur will ich bemerken, daß ich auf

Ordnung halte in meinem Hause! So wie ich das Mädchen empfing, will ich es seinen Beschützern zurückgeben", versetzte Gräfin Polcastro, ihre bösen Augen fest in das Gesicht des jungen Mannes bohrend.

„Es wäre auch ungerecht, die Signorina anders von Ihnen zu fordern!" entgegnete Montanara und verabschiedete sich mit leichter Verbeugung und einem durchbohrend zärtlichen Blick von Formosa.

Der Abenteurer tappte mühsam über die finstere Treppe hinab. Denn Gräfin Polcastro hatte, sobald ihr erwarteter Gast angekommen, die Stiegenlampe ausgelöscht.

Trotz seiner verfänglichen Lage versuchte Montanara ein Lied zu trällern. Bei einem Fehltritt brach die Melodie zwar mistönend ab, aber heiter und wohlgemuth beeilte er sich doch, zu seiner deutschen Gräfin zu kommen.

XVI.

Jener „Henri" war Henri Larey, einer der französischen Correspondenten und Journalisten, die wir im Salon der Mistreß Whyte kennen gelernt haben.

Larey lehnte im Schatten des Portals eines gegenüberliegenden Palastes und betrachtete das Haus, welches Gräfin Polcastro bewohnte.

Es war ihm manches dunkel im Geschick seiner Freundin, nicht nur die kleine Episode von heute Abend; er wußte überhaupt nicht, von wannen sie kam, noch wohin sie ging.

Als nicht unberühmter Literat an Freiherrn von Bergen empfohlen, der gern einen Kreis gebildeter Männer um sich versammelte, hatte er bei ihm Maddalena Polcastro als Dame des Hauses gefunden. In den letztern Jahren, nachdem Kränklichkeit und eine zunehmend kirchliche Richtung den alten Diplomaten gegen den Reiz geistigen Verkehrs abstumpften, war Larey unbemerkt aus dem Salon des Barons in Gräfin Polcastro's Privatzimmer übergegangen.

Die Dame bot ein eigenthümliches Gemisch von Bildung und Unwissenheit. Unterricht mochte sie keinen empfangen haben; Larey hatte lachen müssen, als er einstmals zufällig ihre seltsame Orthographie kennen lernte; indessen hatte sich ihr natürlicher Verstand im Verkehr mit vielen Menschen entwickelt und verlieh ihr alle Aeußerlichkeiten der gewöhnlichen Bildung. Ueberdies war noch durch eigenthümliche Verhältnisse in Maddalena Polcastro eine Schlauheit geweckt worden, welche derjenigen der Wilden Nordamerikas nichts nachgab. Denn auch die Gebrechen unserer Gesellschaft steigern unsere Fähigkeiten, aber freilich in falscher Richtung, wie eine krankhafte Schärfe den Sinnen ungewöhnliche Intensität verleiht, auf Kosten der allgemeinen Harmonie des Körpers.

Henri Larey war nicht ganz unempfindlich gegen den Titel seiner Freundin. Gerade die Dunkelheit in ihrer Existenz interessirte ihn. Sind doch die Geschicke der meisten Menschen so hoffnungslos flach, wie denn auch sein eigenes in Frankreich fast typisch auftritt.

Von unbemittelten Aeltern abstammend, erhielt er eine oberflächlich wissenschaftliche Bildung. Begabt mit Talent, welches ihm unerträglich erscheinen ließ, in den Bureaux zu verrosten, sah er sich gleichsam durch die Macht der Umstände in die literarische Carrière geschleudert. Anfangs Geldnoth, später Wechsel von Mislingen und Erfolg, endlich ein Name, mit mäßigen Anstrengungen ein beschränktes Einkommen, mit gesteigerten Leistungen Vermögen. Dies sind die gewöhnlichen Meilenzeiger einer Schriftstellerlaufbahn; nur bleiben viele unterwegs stecken, wenige erreichen das Ziel, wenige beuten den vollen Erfolg aus. Henri Larey hatte es nicht gethan; er producirte wie der Agro romano nur genau so viel als nöthig war.

Seiner politischen Richtung nach gehörte er zu den Doctrinärs aus Guizot's Schule, zu den Anhängern Louis Philipp's. Der Bürgerkönig war ein so ausgezeichneter Polizeipräfect, daß alle Bürger unter seinem Schutze ruhig schlafen konnten und Zeit fanden, die Erzeugnisse der Literatur friedlich zu genießen. Man langweilte sich gelinde unter dieser ausgezeichneten Regierung und las viel. Die kluge orleanische Politik nahm sich wohl in Acht, es mit irgendeiner auswärtigen Macht zu verderben, niemand gab sich die Mühe, die Franzosen zu hassen und ihre literarische Waare überschwemmte den Markt von Europa. So war es. Diesem glücklichen Zustande machte die Revolution von 1848 ein gewaltsames Ende. Henri Larey brachte drei Tage im Bett zu, und als er wieder aufstand, gefiel ihm Frankreich nicht mehr. An dem Tage aber, an welchem der andere Louis herüberkam aus England, schiffte sich Larey in Marseille ein. Frankreich war zu eng für ihn und diesen Bonaparte.

Er begab sich nach Rom, dem Sammelplatz aller gefallenen Größen. Die politische Märtyrerpalme verlieh ihm Interesse; überdies brachte er

Empfehlungen mit; er lebte ſich behaglich ein in der Ewigen Stadt und lernte ſie genau kennen. Um ſich an die herrſchenden Misſtände zu ſtoßen, war er zu wenig Philanthrop und Ideolog; das koſtbare Individuum Henri Larey befand ſich wohl unter der päpſtlichen Regierung, ergo war dieſe vortrefflich. Der Franzoſe, deſſen oberflächliche philoſophiſche Bildung im Senſualismus wurzelte, glaubte zwar nicht an Gott, aber er ſchrieb nicht gegen den Papſt, folglich gehörte er zu jener unſchuldigen Klaſſe von Literaten, die man im Kirchenſtaate freundſchaftlich duldet. Man wußte, daß Henri Larey in die franzöſiſchen Blätter correſpondirte.

Nebenbei verlieh ihm der Süden farbenprächtige Bilder. Er hatte großen Erfolg auch mit einigen Büchern, die er in Rom ſchrieb. Er erwarb auf leichte Weiſe Geld und verzehrte es fröhlich. Das Wohlleben verdarb ihm leider die Säfte. Der „Bauch", der ſein Gott war, drückte Henri Larey in der Form einer chroniſchen Augenentzündung.

Die gemüthliche Seite war bei Henri Larey nur ſchwach vertreten. Er empfand durchaus nicht das Bedürfniß, jemand zu lieben. Dafür aber dünkte es ihm eine bequeme Einrichtung, ſich lieben zu laſſen. Dieſe Rolle erkannte er Maddalena Polcaſtro zu. Sie beſaß vortreffliche Eigenſchaften, kochte den beſten Kaffee in Rom und hörte ſein Plaudern geduldig an. In ihr treues Herz konnte Henri Larey ſeine Galle ausleeren, wenn ihn etwas oder jemand geärgert hatte. Bald nachdem er ein beſtändiger Beſucher des Palazzo Corſini geworden, faßte er den Entſchluß, die Perſonalhinterlaſſenſchaft des alten Freiherrn von Bergen mit dem Beneficium des Inventars anzutreten.

Als er einſt am traulichen Kamin, der mit Bergen's Holz zu luſtiger Flamme geheizt war, das magiſche Wort Heirath ausſprach, da lachte Gräfin Polcaſtro ſtill vor ſich hin. Sie ſagte nicht Ja und nicht Nein. Von dem zärtlichen Freiwerber gedrängt, eine entſcheidende Antwort zu ertheilen, meinte die intereſſante Witwe, es ſei noch immer Zeit, ſie könne unmöglich ihren guten Baron verlaſſen; dies wünſchte Larey auch keineswegs, er ſah viel lieber zu, wie Gräfin Polcaſtro Thaler auf Thaler ſammelte.

In dieſem Verhältniß war keine Aenderung eingetreten dadurch, daß ſich eines Morgens Henri Larey dem Bonapartismus ralliirte. Er beſaß nun einmal keine Beruf zum Märtyrer. Die Palme, mit der er ſich ſo lange Zeit kokett geſchmückt, legte er zur Seite, ſobald es das neue Gouvernement für der Mühe werth hielt ihn zu gewinnen. Er ging ſachte mit Waffen und Gepäck zum Feinde über und ſchrieb in diejenigen Blätter, wo die Regierung beſſer bezahlte als die unterdrückten Parteien.

Von nun an vereinfachte ſich Larey's Arbeit. Anſtatt Bücher, ſchrieb er nur noch vereinzelte Berichte und lebte üppiger wie zuvor. Nur kapitaliſirte er dabei noch weniger wie früher. Dies war der Grund, warum er Gräfin Polcaſtro treu blieb. Sie zankten ſich zuweilen, indeſſen hatte Gewohnheit das Band um die beiden geſchlungen. An Maddalena's Treue zu zweifeln, dazu beſaß Henri Larey eine viel zu gute Meinung von ſich ſelbſt, und dann war ſeine Witwe weder jung, noch ſchön, noch eigentlich reich. Sie lebte ſehr zurückgezogen und empfing ſeit des Barons Tode faſt gar keine Beſuche mehr; namentlich hatte ſie eine Scheu vor Fremden und beſonders Deutſchen.

Vor einigen Monaten kam ein Herr Adolf Müry aus Paris; der Bonapartismus bereitete von weitem einen Schlag in Rom vor und ſchickte friſche Kräfte ins Feld. Oſtenſibel erſchien der Schriftſteller Adolf Müry auch nur als Correſpondent eines Journals; die römiſche Douane fand nichts Verdächtiges in ſeinem Koffer. Die Antecedentien Müry's glichen denen Larey's auf ein Haar, nur war jener niemals Orleaniſt geweſen. Um zehn Jahre jünger als der Freund der Gräfin Polcaſtro, war die „Jungfernrede" aus Müry's Feder ſogleich dem Götzen des Tages geweiht. Bonaparte machte zwar noch in Friedensartikeln, er ſandte aber bereits die Sturmvögel der Umwälzungen aus. So kam Adolf Müry nach Rom.

Sein erſter Gang war zu Henri Larey, dem er dringend empfohlen worden.

Der alte Agent empfand zwar für den neuen die nämliche Zärtlichkeit, welche eine aufblühende Schöne einer alternden Jungfer einflößt, allein äußere Glätte deckte dieſe Geſinnung. Dem erhaltenen Auftrag gemäß führte Henri Larey den Neuangekommenen in die verſchiedenen Häuſer, wo er ſelbſt bekannt war. Er ging ſogar in ſeiner Gefälligkeit ſo weit, dem gänzlich Fremden eine Wohnung zu recommandiren, nämlich die zwei Stuben, welche Gräfin Polcaſtro bis auf weiteres frei hatte. Wie man ſieht, war Henri Larey ſeiner Sache vollkommen ſicher und gar nicht eiferſüchtig.

Zwei Motive leiteten ihn bei dieſem Vorſchlag, erſtens die ideelle Gütergemeinſchaft, in der er bereits mit Maddalena lebte, und nebenbei der Wunſch, Adolf Müry etwas — unter den Augen zu behalten.

Da Henri Larey ſchneller dachte, als es uns möglich iſt ſeine Gedanken zu erzählen, langte er, als er ſich mit etwaigen Eventualitäten in Betreff Adolf Müry's in einem Café beſchäftigt hatte, am Rand der Tiber an. Das mühſame Hinabſteigen am ſteilen Ufer über Kothhaufen und ausgetretene Stufen verwiſchte das Bild des Mitcompetenten gänzlich aus Larey's Gedächtniß. Ohne Unfall in die Barke gelangt, konnte er bewundern, wie ein zweiter nächtlicher Wanderer leichtfüßig hinabſprang, um die Gelegenheit zu benutzen, welche den bedeutenden Umweg bis zur Engelsbrücke erſparte.

Beim Schein der Laterne erkannte Henri Larey den nämlichen Mann, der das junge Mädchen zu Gräfin Polcaſtro gebracht. Seine Neugierde regte ſich. Er verſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen, aber Cavaliere Montanara zeigte ſich wenig mittheilſam.

Kaum waren ſie an das jenſeitige Ufer des ſtillen nächtlichen Stromes gelangt, als der Abenteurer ſich ohne Abſchiedsgruß in das Gaſſengewirr ſtürzte, welches in das Herz des jetzt bewohnten Rom führt. Henri Larey ſchlenderte ſeinen Combinationen und Phantaſieen nach.

Cavaliere Montanara aber war müde. Ein Tagewerk wie das ſeinige läßt nur Abſpannung und Ueberdruß zurück. Er war noch bei den Deutſchen höchſt liebenswürdig geweſen und ſuchte nun ſeine Wohnung. Ohne des magiſchen Effects zu achten, ging er am herrlichen Palaſt Farneſe ſowie an den Ruinen des Campo de'Fiori vorbei. Eine Seele, in der unlautere Flammen brennen, iſt meiſtens für den Genuß geſunder Freuden verdorben.

Wenigſtens vollkommen furchtlos war der Mann, der ſo allein durch die düſtere enge Gaſſe ſchritt, die den kürzeſten Weg nach dem Pantheon bildete, in deſſen Nähe ſeine Wohnung lag.

In dem finſtern Portico des Palazzo Maſſimo, einſt der Schauplatz der wunderlichen Thaten des Beato Philippo Neri, barg ſich in dichten Mantel gehüllt ein Mitglied der römiſchen Bohème.

Es hatte dieſen Abend ganz gute Geſchäfte gemacht und gedachte friedlich auf der Steinbank, umgeben von ſeinen Lorbern, zu raſten.

Aber ein echter Geſchäftsmann läßt keine Gelegenheit ungenützt vorübergehen. Die fernhin ſchallenden Tritte des einſamen Wanderers weckten die Induſtrie. Unvermuthet ſprang der Dieb aus der Dunkelheit auf Montanara zu.

Der Cavaliere war aber raſcher mit dem Meſſer zur Hand als der Angreifer.

Verdutzt über die entſchloſſene Gegenwehr, welche nicht zu den römiſchen Gewohnheiten gehört, wandte ſich der Räuber zu eiligſter Flucht.

In der Hand des Siegers blieb als Trophäe der Mantel zurück. Cavaliere Montanara hatte, wie man ſieht, einen glücklichen Tag. Alle ſeine Unternehmungen gelangen. Einen ſolchen Mantel konnte er brauchen oder gelegentlich auch verkaufen. Oft handelte es ſich bei ihm um ein paar fehlende Scudi.

In ſeiner Wohnung war alles ſtill. Ceſare Bruſtelone, der Sohn des Einſiedlers der Salluſtiſchen Gärten, war nach Bologna. Sein Gepäck hatte Pietro's Sohn beſorgt.

Der Cavaliere legte ſich auf ſein Lager, umgaukelt von zwei Frauenbildern. Bertha, eine Deutſche, vermögend, wie er ſchon gemerkt hatte — Formoſa, nicht minder reich —

In ſeiner Phantaſie beſaß er ſie beide, und da ihn die Vorſtellung, daß ihn Graf Böthy oft ſo geringſchätzig betrachtete, verdroß, ſo blieb er zuletzt in ſeinen Gaukelbildern ganz bei Formoſa ſtehen.

Er ſah ſie im Geiſt „bei dem alten Drachen", wie er die noch immer nicht unangenehme Gräfin Polcaſtro nannte, ihre erſte Nachtruhe halten — er ſah ſie ſich entkleiden — ſo ſchlief er in der That ſelbſt ein.

Gräfin Polcaſtro brachte das ihr anvertraute junge Mädchen kurz vorher auch zu Bett.

Sie ſelbſt legte ſich nicht wieder zur Ruhe. Aber der Schlaf blieb aus, denn ſie wartete auf das Eintreffen ihres inzwiſchen zugezogenen Miethers Adolf Müry.

In den langen, einſamen Stunden der Nacht wanderte der Geiſt Maddalena Polcaſtro's zurück zu längſtvergangenen Tagen — — Wer war und woher ſtammte ſie eigentlich?

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Für und gegen den Materialismus.

I.

Welch rohe Vorstellungen von dem Materialismus haben sich in den meisten Köpfen des Publikums festgesetzt! Wie viele meinen nicht, er lehre den Ursprung der Welt durch blinden Zufall, leugne alles Gesetz in den Welterscheinungen, verspotte die sittliche Zurechnungsfähigkeit des Menschen und begünstige die Anarchie in der Wissenschaft, im Staat und in der Gesellschaft!

So schlimm und gefährlich steht es um diese durch innere Nothwendigkeit hervorgetretene Richtung des Zeitgeistes doch keineswegs. Erst wenn der Materialismus der Gegenwart in seinem berechtigten Streben, die Dinge ohne blauen Dunst zu sehen wie sie sind, erkannt und gewürdigt worden, ist es an der Zeit, seine tiefern Gründe zu untersuchen und ihn zu widerlegen, wo er der Vollberechtigung des Geistes widerstreitet. Alle jene Vorwürfe beziehen sich eigentlich nur auf eine niedrige Vorstufe des Materialismus, die dem Franzosenthum des vorigen Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, angehört und heute als verschollen zu erachten ist. Schriften wie die eines Lamettrie und Mirabaud würden in unsern Tagen nur eine kleine Rolle spielen; niemand zeigt sich mehr dafür gestimmt, die blühende Schönheit der Natur für eine bloße lügenhafte Uebertünchung der todten Materie und das Höherschlagen des Herzens bei einem großen Gedanken, einem mächtigen Anblick oder die Empörung des sittlichen Gefühls über das Schlechte für ein eigenthümliches Spiel der Gehirnnerven zu halten. Solchen Gedankenlosigkeiten sind wir entwachsen. Der heutige Materialismus hat dem Geiste gegenüber eine ganz andere Stellung als der des vorigen Jahrhunderts. Was ihn von diesem unterscheidet, ist vor allem die liebevolle Hingabe an die Natur und ihr schöpferisches Walten, das ernste, ja begeisterte Forschen nach der gesetzmäßigen Wandlung ihrer Formen. Um es bildlich auszudrücken, könnte man sagen: Der Materialismus der Gegenwart hat so schrankenlos den Geist an die Natur hingegeben, daß er denselben nur noch als Natur wiederfindet. Durch dieses Verschlungensein in der Natur geht ihm aber sein ursprünglich freies, sittliches Wesen nicht an und für sich verloren, vielmehr muß er sich selbst zurückgewinnen, erfüllt und gekräftigt durch das Erkennen einer Wirklichkeit, die jedem Zweifel Trotz bietet.

Und so begrüßen wir Schriften wie die nachfolgend erwähnten mit Freude, weil sie nicht im gemein verketzernden, sondern in dem angedeuteten höhern Sinne den Kampf mit dem Materialismus aufnehmen und eine unbefangenere Würdigung des Verhältnisses von Geist und Materie zu vermitteln suchen.

Die eine von Dr. Ludwig Weis: „Gedanken zur Poesie und Philosophie" (Darmstadt, Will, 1861), gefällt sich freilich in einer ziemlich ordnungslosen Ideenfolge, stößt auch öfters durch ihren schwerfälligen Stil zurück; ja einige eingestreute Gedichte, die von dem Verfasser selbst herzurühren scheinen, sind Zumuthungen für den Geschmack und wenig geeignet zu ästhetischer Beweisführung; aber läßt man sich diese Uebelstände nicht anfechten, so begegnet man zur Entschädigung vielen trefflichen Gedanken und originellen Anschauungen aus dem Gebiet der Philosophie und Kunst, besonders der Poesie. Die bald im Anfang hervortretende Tendenz, die Selbständigkeit des Geistes darzuthun, ist zwar zunächst gegen den Materialismus gerichtet; indessen auch die abstracte Denkweise unserer großen Philosophen von Kant bis Hegel erfährt — nicht blos beiläufig, sondern in ausgeführter Entwickelung — manche scharfe Zurechtweisung. Dem Materialismus wird eine gewisse Unaufrichtigkeit vorgehalten, indem er die Materie geistiger hinstelle, als er selbst zugeben will, und seine Reden von einer gesetzmäßigen Natur, von Naturvernunft und ähnliche Anerkenntnisse eines wirkenden Mittelpunktes, der nicht mehr als Materie gefaßt werden kann, nichts anderes seien als Umschreibungen Gottes und unklare Vorstellungen sowol von Gott als von Vernunft und Natur. Andererseits wird die Anschauungs- und Darstellungsweise unserer Philosophen, besonders Hegel's, so consequent auch ihre Methode sei, doch als eine rein subjective, die mit dem Wesen der Dinge nichts zu schaffen habe, nachgewiesen, dabei zugleich anerkannt, daß die strenge innere Nothwendigkeit des Hegel'schen Systems nach Art eines poetischen Kunstwerkes einen bezaubernden Einfluß üben müsse. Beide aber, der Materialismus wie die speculative Philosophie unsers Zeitalters, haben nach der Auffassung des Verfassers das Gemeinsame, daß sie sich keiner eigentlich wissenschaftlichen, d. i. auf das Wesen der Dinge begründeten Beweisführung bedienen, sondern sich den Weg durch ein Ignoriren des hemmenden Elements, einerseits des Geistes, andererseits der Materie, zu bahnen suchen. So gerathen sie in ein willkürliches Spiel, das mehr der Poesie als der Wissenschaft geziemen würde. Alles das ist hier weder zu erhärten, noch zu widerlegen; unterlassen aber dürfen wir nicht, auf diese Abschnitte als höchst beachtenswerth aufmerksam zu machen. Sehr treffend ist ferner der Vorwurf gegen die Theologie, daß sie von jeher durch bunte Bilderphrasen eine größere Sinnlichkeit und Abwendung von dem Geistigen in der Menschheit erweckt habe als der sogenannte wissenschaftliche Materialismus. Auch die Beleuchtung des Verhältnisses von Philosophie und Dichtung sowie von Dichtung und Geschichte bietet Eigenthümliches und Tiefdurchdachtes. Zuletzt hat aber dagegen die Begründung einer Philosophie der That als Verwirklichung des Theoretischen im Leben und Handeln der Menschen wenig

Digitized by Google

Ueberzeugendes, indem die unbefangene Anſicht doch immer dabei ſtehen bleiben wird, daß die Philoſophie nicht ein Thun, nicht Praxis, ſondern Wiſſenſchaft und Theorie ſei. Daher rührt denn ſchließlich bei dem Verfaſſer die ſeltſame Behauptung, daß alle Menſchen Philoſophen ſeien, auch der Bauer am Pfluge, der von ſeinem Pflüger-Standpunkte aus die Welt und Gott betrachte. Das heißt doch die Begriffe zwingen! Die unabweisliche Forderung, daß alle Wiſſenſchaft praktiſch werden müſſe, hat damit nichts zu ſchaffen; denn die Beſtimmung, Philoſoph ſein, heiße im allgemeinen „mit Einſicht ſelbſtwollend handeln", iſt falſch. Das ergibt wol einen vernünftigen Menſchen, aber ein vernünftiger Menſch iſt noch kein Philoſoph.

Gedichte

von Albert Eutenburg.

I. Am Vierwaldſtädterſee.

Wo Alpenroſen blühen,
An jähem Bergeshang
Die Eiskoloſſe glühen
Im Sonnenuntergang;
Wo ſich das Aug' geblendet
Vom Gürtel ew'gen Schnees
Zu grünen Auen wendet
Und zum Azur des Sees;
Wo Gletſcher niederſteigen
In ſtiller Thäler Nacht;
Wo hoch im öden Schweigen
Lawinendonner kracht;
Wo ſich die Rieſenſpitzen
Verhüllen in Wolkengraun
Und wie von Götterſitzen
Ins dunkle Chaos ſchaun: —
Da lud zum Weltgerichte
Statt Alphorn und Schalmei'n
Der Mahnruf der Geſchichte
Die Unterdrücker ein.
Auf hohem Bergesthrone
Saß ſtolz die Tyrannei;
Gott ſah der Knechtſchaft Frone
Und ſprach: „Das Land ſei frei!"
Frei ward's! — Die Flammenzeichen
Erglühn im Morgenlicht,
Wo ohne Blut und Leichen
Ein Volk die Ketten bricht.
Ein Volk voll Kraft und Milde,
Voll edler Freiheitsglut;
In Rath und Schlachtgefilde
Voll echtem Bürgermuth.
Ein Jahr war einſt gekommen,
Da von der Zwietracht Brand
Die Funken hoch entglommen
Im deutſchen Vaterland.
Die Rache feiert Feſte;
Verrath, er treibt ſein Spiel;
Und deutſcher Männer Beſte
Irr'n ſchutzlos im Exil.
Heivetiens ſchönen Fluren
Naht der Verfolgten Lauf,
Da lauert ihren Spuren
Kein Späherauge auf;
Und neue Hütten gründet
Ihr Arm, der muthlos ſank;
Verſtohl'ne Thräne kündet
Im Mannesaug' den Dank.
So blühe und gedeihe,
Du Eidgenoſſenſchaft,
In alter Thaten Weihe,
In ew'ger Siegeskraft!
Solange deiner Berge
Granitne Mauern ſtehn,
Soll weder Sklav' noch Scherge
Das Land der Freiheit ſehn!

II. Dämmerung.

Wenn über funkelndem Gewäſſer
Die Sonne längſt hinabgetaucht
Und immer geiſterhafter, bläſſer
Der Abendröthe Duft verhaucht, —
Dann treibt es mich, das enge Zimmer,
Der Straße dumpfen Staub zu fliehn
Und dem verglüh'nden Purpurſchimmer
Am ſtillen Ufer nachzuziehn.
Und wie mit immer breitern Schatten
Sich Dämm'rung auf die Fluren gießt
Und jede ſtarre Form in mattem,
Verworr'nem Umriß ſanft zerfließt,
So legt ein Schleier ſich verſöhnend
Auf jeder Schickſalswunde Pein
Und hüllt verdunkelnd und verſchönend
Des Lebens Kampf und Qualen ein.
So deckt in ſchweigendem Umfangen
Uns einſt des Grabes lange Nacht
Und alles Sehnen, alles Bangen
Erſtirbt im düſtern Erdenſchacht —
Wenn jener lichte Götterfunken,
Der Geiſt, in öde Luft zerrinnt
Und wir ins Nichts zurückgeſunken,
Aus dem wir wurden, was wir ſind!

„Zum Herzen kamen."

Von Emil Rittershaus.

Zum Herzen kamen, dem kranken Kinde,
Leiſen Schritts der Geſchwiſter drei,
Daß es bei ihnen Ruhe finde,
Daß es friedlich und ſtille ſei.
Märchen erzählte der Glaube leiſe,
Spielzeug brachte die Hoffnung dar,
Liebe, ſie ſang die Schlummerweiſe —
Kindlein bald entſchlafen war.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Guizot über die römische Frage. — Briefe aus Köln. IV. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. III. — Der berliner Einzug.

Guizot über die römische Frage.

Guizot, Ludwig Philipp's alter Minister, der das Mögliche beigetragen, die Familie Orleans ins Unglück, ganz Europa in Verwirrung zu stürzen, ein rechthaberischer Pedant und Doctrinär wie nur je ein deutscher Professor, der als Minister vor allem in der Weltgeschichte seine Kathederweisheit vertreten zu müssen glaubt, hat außer in Paris auch bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein Votum über die Papstfrage erscheinen lassen. Die mehrfach, selbst in liberalen Blättern aufgetauchte Bemerkung, es wäre interessant, die Ansichten eines so berühmten Mannes über diese schwebende Frage kennen zu lernen, können wir nicht im mindesten unterschreiben.

Ein Protestant (wie Guizot ist), der die weltliche Herrschaft des Papstes für nothwendig erklärt, richtet sich von selbst. Wir haben ähnliche Anschauungen bei unsern Doctrinärs und Herrenhäuslern; doch sind auch unter ihnen echt protestantische und evangelische Gemüther zu finden, die vor dem weltlichen Schwerte des Stellvertreters Christi, vor dem wie Kettengerassel betonten Amte der Schlüssel ein Grauen empfinden, wie nur je Luther und die Reformatoren. Guizot hat sich mit seinem Votum aus dem Schose der so achtbaren evangelischen Gemeinden von Paris und Genf ausgeschlossen.

Für einen noch in Thätigkeit befindlichen Minister Frankreichs verkennen wir nicht die Nothwendigkeit, den Bestand des Kirchenstaats mit andern Augen zu messen als mit denen eines Philosophen und Christen. Die erste bedeutende That des Julithrons war bei Ausbruch der italienischen Insurrection (1831) die plötzliche Besetzung Anconas, mit welcher Frankreich ausdrücken wollte, daß Oesterreich das Schiedsrichteramt in Italien nicht allein zu verwalten hätte. Mit dieser energischen That überraschte der zu früh verstorbene Casimir Périer sogar den zaghaften Börsen- und Regenschirmkönig selbst. Seitdem war den Staatsmännern Frankreichs für Italien und insbesondere für Rom eine bestimmte Politik vorgezeichnet, der sich auch mehr oder weniger Guizot fügen mußte, zumal da ihm als Protestanten daran zu liegen hatte, vor Frankreichs Staatsreligion Respect zu beweisen. Was konnte aber noch einen Denker zwingen, einen vom Lärm des politischen Marktes, vom Grünen Tisch der Berathungen über die beste Kunst, seinen Gegner zu täuschen, vom Cabinet, wo Verstellung und Lüge Staatsweisheit ist, Ausgeschlossenen, einen Philosophen, der froh sein sollte, dem Weltgeist und dem großen Gang der Geschichte wieder zurückgegeben zu sein, die alte Rolle solcher Erwägungen a potiori fortzusetzen! Napoleon III. wird den Greis darum nicht in sein Cabinet berufen und Graf Montalembert und die Legitimisten werden nicht Ein Blatt von ihren Erinnerungen an die Zeiten des Julithrons auslöschen.

Ein Adept der Guizot'schen Weisheit war jener Pellegrino Rossi, der am 15. November 1848 bei Eröffnung der römischen Constituante vom Dolch eines Mörders getroffen fiel. Rossi, ein Italiener, hatte Guizot's Vorträge in der Sorbonne gehört, lange bei ihm im Cabinet gearbeitet, dann die französische Gesandtschaft am römischen Hofe erhalten und zuletzt dort selbst die Zügel ergriffen, um den schon gefahrvoll stürzenden Wagen der Reformen Pio Nono's am jähen Abhang noch einmal wieder aufzuhalten. Das Rad der Zeit zermalmte auch ihn. Eben die Reformen Pio Nono's wurden die Ursache zum Sturz der Orleans, die Ursache zum Sturz und zur gänzlichen Vernichtung Guizot's. Nur allein darum haßt der Minister-Professor, der, wie alle dergleichen Doctrinärs, sich für unersetzlich und unwiderleglich hält, die Bewegung Italiens, die Säcularisirung Roms. War sie doch sein eigenes Verderben. In allem, was der mächtig entfesselte Zeitgeist in Italien hervorgebracht hat und noch hervorzubringen fordert, sieht er nur jene ruchlosen Hände, die gewagt haben, ihn aus dem Hotel des Capuzines zu vertreiben. Auch jener Graf Rayneval, der die berüchtigte oder berühmte — je nachdem — Denkschrift über die nach seiner Meinung so ausgezeichnete Lage der päpstlichen Verwaltung an Napoleon III. als Botschafter der kaiserlichen Regierung richtete, wurde in Guizot's Schule gebildet und ist gleichfalls ein Doctrinär aus der Coterie der alten Débats. Diesem ebenso wie seinem Schüler Rossi mußte Guizot das Zeugniß ausstellen, daß sie sich nicht geirrt hätten, als sie beide so in Rom handelten, wie ihnen dafür seine Weisheit während seiner langen pariser Herrschaft die Instructionen ertheilte.

Die Guizot'sche Broschüre ist hohl in ihrer Beweisführung, aschgrau in ihrer Färbung, ein rein persönliches Votum, das der Frage keine einzige neue Wendung gibt und nur den Autor aus der Reihe der Denker, Geschichtphilosophen und aufrichtigen Protestanten streicht.

Briefe aus Köln.

IV.

Noch müssen wir von Wilhelm von Schadow „Die Poesie" und ein reizendes Kinderporträt erwähnen, eine Reihe lieblicher Bilder von Marie Wingmann; im Genre den ausgezeichneten Canadier Henry Ritter, F. Hiddemann, Rudolf Jordan und A. Tidemand, bekannt durch seine norwegischen Scenen. Von dem in Irrsinn gestorbenen Alfred Rethel, berühmt durch die Fresken im aachener Rathhause, ist eine schöne Darstellung des heiligen Bonifacius bei der Donnerseiche da; schön ist auch „Eginhard und Emma" von Karl Lasch. In der Landschaft verdient außer dem schon erwähnten Andreas auch Oswald Achenbach durch seine zwar barocken, aber sehr kunstreichen Bilder die höchste Beachtung. Von Bendemann das durch Vervielfältigungen aller Art bekannte Bild: „Die trauernden Juden" und ein schönes Porträt. Von Karl Sohn das bekannte Bild: „Tasso und die beiden Leonoren" und eine Anzahl der trefflichsten Porträts. Der Stil der modernen religiösen Malerei, die hellen Farben und idealen Gestalten, findet sich am ausgeprägtesten bei Karl Müller; ausgezeichnet in demselben Stil ist das Leben des heiligen Meinhard in einer Reihe von Bildern von H. Mücke.

So haben wir denn wenigstens den Gang durch die Säle der Oelbilder vollendet und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß wir auf die deutsche Malerei der Gegenwart stolz sein dürfen. Unsere besten Meister reichen nahe genug an die größten Heroen Italiens heran und sind classisch, und ehe uns nicht der Gegenbeweis geliefert wird, behaupten wir entschieden, daß Deutschland in der Malerei Frankreich und das reiche England übertrifft.

Es bleibt uns noch die erste Abtheilung des Katalogs, die plastischen Werke enthaltend, 121 Nummern, und die dritte, Cartons, Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Lithographieen, architektonische Entwürfe, Glasgemälde und Aehnliches, zusammen 534 Nummern, zu betrachten übrig.

Cartons sind vorhanden unter andern von Karl Rahl in Wien, Eduard Steinle in Frankfurt, W. Hauschild und Piloty in München (der letztere besonders durch genaue, stark wirkende Ausführung des Details ausgezeichnet), H. Wislicenus in Weimar und besonders von Peter von Cornelius. Von ihm sind nicht weniger als 42 Cartons da, die meisten zu den Wandgemälden der münchener Glyptothek und daher der griechischen Götter- und Heroensage angehörig. Das ist ein sinnlich reales, der bildenden Kunst nahe verwandtes Gebiet, dazu ein unzähligemal zu allen Zeiten und in allen Stilen und Geschmäcken dargestelltes Gebiet, also sehr geeignet, daß sich auf ihm die frische Originalität und Individualität eines epochemachenden Künstlers allen verständlich offenbaren konnte. Die Cornelius'schen Cartons haben daher für die Ausstellung gerade in ihrem Charakter als historische eine hohe Bedeutung, obwol sie freilich ein geeigneterer Gegenstand für künstlerische Studien als für eine dilettantische Beschauung sind. Die Heroengestalten sind kräftig, obwol keineswegs übertrieben; die Zeichnung erscheint öfters selbst dem Auge des Laien etwas bedenklich. Was sollen wir aber sagen, wenn unter den Cartons zur Friedhofshalle (Campo-Santo) beim Neuen Dom in Berlin unter andern das Herabsteigen des neuen Jerusalem vom Himmel im vorletzten Kapitel der Apokalypse zur malerischen Darstellung kommt? Eine aus dem Himmel herniederfahrende Stadt, wie der Apokalyptiker will, mit Mauern und Thoren, ist malerisch absolut nicht darstellbar und Cornelius hat das auch nicht versucht. Er stellt ein von Engeln umgebenes Weib dar und entfernt sich dadurch willkürlich von seinem Gegenstande, da der Apokalyptiker die Ausdrücke Weib und Braut nur als Bild, als poetisch-symbolische Bezeichnung eben für die Stadt gebraucht.

Einer der eigenthümlichsten unter den lebenden Künstlern ist ohne Zweifel Genelli in Weimar. Von ihm waren namentlich die sehr fein ausgeführten Bleistiftzeichnungen zu zwei großen Bildercyklen, „Das Leben einer Hexe" und „Das Leben eines Wüstlings", ausgestellt. Der erstere Cyklus ist schon vor Jahren bei Buddeus in Düsseldorf in Stichen herausgekommen, der zweite ist Eigenthum der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig. Die Phantasie dieses genialen Künstlers ist in ihrer Art selbst ein Hexenkessel, in welchem aus den Ingredienzien: Mittelalter, Hexerei, Teufel, menschliche Leidenschaften, in die sich dann wieder die Erfahrung des heutigen Lebens mischt, wunderliche Dinge gemischt werden. Auch er gehört zu den Künstlern, welche die Grenzlinie des malerisch Darstellbaren häufig überschreiten; das beweist schon der Umstand, daß in dem Katalog für beide Cyklen die Explicationen hinzugefügt werden mußten. „Die Hexe schläft auf einer Höhe des wolkenbekränzten Bergs, von wüsten Träumen umgaukelt, während der Teufel, hohnlachend über seinen Triumph, sie verführt zu haben, sich von ihrer Seite hinwegstiehlt." Auf dem sechsten Blatt fährt sie in Gesellschaft zweier Kaufleute (warum „jüdischer"?) auf einem Floß einen Strom herab und weissagt dem jüngern aus der Hand, wobei sie ihm mit Interesse ins Auge schaut. „Der Sinnenrausch, aus dem sie erwacht ist, hat in ihrer Seele eine Leere hinterlassen, welche nur durch eine echte, reine Liebe auszufüllen ist." Auf dem siebenten Bilde steht denn auch „der Jüngling bei der Geliebten, welche sittig und arbeitsam vor ihrem Stickrahmen sitzt; die stille Macht der Liebe hat sie bereits aus dem wüsten Hexentreiben zu häuslicher Eingezogenheit und Thätigkeit hingeführt." Diese Läuterung möchte denn doch noch über den zweiten Theil des „Faust" gehen. Man muß, denken wir, den Künstler als Ironiker auffassen, der zuweilen seine eigenen Gebilde zerstört. Wunderbare Ideen und Gestalten ruft seine Phantasie aus der Nebelwelt hervor, aber seine Sehnsucht ist dabei die zum reinen und vollendeten Ideal, ein Satyr aus dem Busche neckt

ihn jedoch unablässig. Es ist der echte Stil unserer ältern Brentano'schen und Görres'schen Romantik; was man auch dagegen empfinden möge, immer fühlt man sich vom Hauch des Bedeutenden und von der Nähe der Huldgöttinnen angeweht.

Von besonderm Reiz waren die meisten der ausgestellten Aquarelle. Die Farben haben natürlich nicht die Wärme der Oelfarben, aber gerade das Frische, Scharfe, Pikante der Aquarellfarben wird, wie die ausgestellten Bilder beweisen, in der Hand mancher Künstler zu einem der wirksamsten Darstellungsmittel.

Von vollendeter Technik in der wieder entdeckten und dann bedeutend vervollkommneten Kunst der Glasmalerei zeugten die aus dem königlichen Institut für Glasmalerei in Berlin hervorgegangenen Proben dieser Kunst; eine Anzahl kleinerer, an jedem ordentlichen Fenster anzubringender Glasgemälde, meist getreue Copieen nach ältern oder neuern Oelgemälden.

Von den 121 Nummern plastischer Werke sind die meisten in dem vordern Mittelsaal der ersten Etage aufgestellt. Es begegnen uns hier die meisten berühmten Namen der neuern deutschen Plastik, die ältern Dannecker und Gottfried Schadow, Christian Rauch und Ernst Rietschel, Hans Gasser und Fernkorn in Wien. Von besonderm Interesse war das figurenreiche Gipsmodell Rietschel's zum Lutherdenkmal in Worms. Die junge Kronprinzessin von Preußen, Victoria, stellte eine sehr hübsche Gipsbüste ihrer Schwiegermutter, der Königin, aus. Bemerkenswerth war die Gipsbüste des Philosophen Schopenhauer — der es also doch über sich gewonnen haben muß, der verhaßten Menschheit ein Abbild seines grämlichen Antlitzes zu gönnen, von Elisabeth Rey in Münster.

Das manierirt Romantische einer Richtung in unserer modernen Kunst trat hauptsächlich hervor in den Gips-Basreliefs von Vincenz Pilz in Wien. Pferde, Menschen, Gewänder u. s. w. erscheinen da nicht in strenger, kräftiger Naturwahrheit, sondern wie nach einer gewissen althergebrachten Tradition geformt, und wer eins von diesen Modellen gesehen hatte, erkannte bei den folgenden sofort die nämliche Hand wieder.

Ein Reiter mit einem Bären kämpfend, von Albert Wolf in Berlin, in Bronze ausgeführt, ist wahrscheinlich das Seitenstück zu der berühmten Kiß'schen Amazone auf der Treppe des berliner Museums und gehört wie diese, in scharfem Contrast gegen die soeben erwähnten Kunstwerke, der kräftig realistischen Kunstrichtung an, die, im Anschluß an die französischen und belgischen Künstler, Piloty unter den Malern am kräftigsten vertritt.

Wie das Porträt und die Historie, so hat auch das so blühende und für unsere Zeit so bezeichnende Genre sein Gegenbild in der Bildhauerkunst in den niedlichsten und anziehendsten Genrestatuetten. Höchst originell und hübsch war die studirende Eule von Schilffelmann in Berlin in Zinkbronze.

Die Ausstellung ist am 30. September geschlossen worden und die große Mehrzahl der versammelten Kunstwerke bereits wieder nach allen vier Winden auseinander gestoben, um die verlassenen Plätze in den Prunkgemächern der Großen oder in dem Pantheon des Kunstliebhabers oder im — Atelier des Schöpfers wieder auszufüllen und wird wol nie wieder in ähnlicher Weise sich vor den Augen des großen Publikums präsentiren. Doch bleibt noch des Schönen genug zurück, um einen Besuch des Museums auch jetzt noch lohnend zu machen. Es ist Hoffnung gegeben, daß die leergewordenen Plätze wenigstens zum Theil durch neue Zusendungen bedeutender Werke wieder besetzt werden sollen. Es wäre eine schöne Idee, wenn sich in den Räumen des Richarz'schen Kunsttempels eine Art von permanenter historischer Kunstausstellung im Anschluß an die jetzt beendete entwickelte, in der uns in periodischer Abwechselung eine wenn auch kleine Reihe der bedeutendern Leistungen unserer modernen Kunst stets vor Augen bliebe.

Fragen wir nun schließlich noch nach der Betheiligung des Publikums an dem Unternehmen, das gerade durch die Zusammendrängung so vieles Schönen, Edeln und Feinen geeignet war, Augen und Herzen auch eines größern, bisher an der Kunst noch kalt und theilnahmlos vorübergehenden Publikums für ihren Zauber zu erschließen, so bleibt das in Zahlen ausgedrückte Resultat allerdings, wir müssen gestehen, hinter unsern Erwartungen zurück. Von den 100000 Kölnern waren nur 800 Abonnementsbillets gelöst. Sind die Leute so geschäftig oder ist wirklich der Sauerteig der Freunde des Schönen ein so kleiner Bruchtheil der Masse? Die Gesammtzahl der nicht abonnirten Besucher betrug während der drei Monate der Ausstellung 50000, wovon eine sehr starke Hälfte auf die Sonntage kam, wo das Entrée auf $7\frac{1}{2}$ Sgr. und auf die drei Tage im September, wo es auf 5 Sgr. herabgesetzt war und an denen „anständige" Menschen nicht hingingen. Es haben also etwa 20000 „anständige" Menschen, wovon viele noch zwei- oder dreimal, das Museum besucht. Bedenkt man dabei den enormen Zusammenstrom von Fremden, der in Köln während der Reisesaison tagtäglich stattfindet und der diesen Sommer noch durch den Künstlercongreß, den Congreß der Vertreter deutscher Eisenbahnen und ganz besonders durch das Manöver, während dessen zahllose Offiziersuniformen aller königlichen Staaten die Straßen belebten, sehr vermehrt wurde, so erscheint diese Zahl, unserm Gefühl nach, winzig klein. Ob sie den Erwartungen der Unternehmer entsprochen hat, können wir nicht berichten.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

III.

Wir haben aber auch unsere Rasttage, unsere Feste; eine Taufe, eine Hochzeit, ein Begräbniß — ja auch dieses

wird auf dem Lande zu einer feierlichen, festlichen Unterbrechung des Alltagslebens.

Es geht luſtig zu bei unſern Taufen im Schwarzwald! Sobald die Mutter halbwegs wiederhergeſtellt iſt, werden die Pathen und nächſten Verwandten und Freunde zum Feſte geladen; aber auch ſonſt wird alles — „geladen", nämlich alles, was von alten Schießwaffen zur Hand iſt. Denn der Täufling wird mit Schießen vom Hauſe bis zur Kirche und von der Kirche wieder bis nach Hauſe begleitet. Trotz Wind und Wetter, Schnee und Regen, Sturm und Eis wird der Säugling in feierlicher Proceſſion am beſtimmten Tage zur beſtimmten Stunde zur Kirche getragen. Vorgekommen iſt es noch nicht, daß hierbei, wie letzthin in Stettin, wenn ich nicht irre, der Täufling unterwegs erfroren; dazu iſt's am Ende ſelten kalt genug hier in unſern durch vulkaniſche Kacheiöfen geheizten Bergen. Aber es mag ſchon manches Kind ſich dabei den Tod oder Krankheiten geholt haben', denn oft muß die Taufe ſtundenweit über Wald und durch den Wald zur Kirche ziehen.

Zu Hauſe wieder angekommen, beginnt alsbald ein Taufeſſen, das der Hochzeit zu Kana kaum nachſtehen wird; denn daß der Wein bei einer ſolchen Feier hier zu Lande jemals ausgegangen, hat ſich nicht ereignet. Koſte es das Letzte, koſte es Haus und Hof, bei dem Feſte darf nichts fehlen! Wer es irgend kann — und da es Mode iſt, können es alle, die nicht offen ihre Armuth eingeſtehen wollen —, der läßt den gelehrten Koch, Herrn N. N., von Badenweiler kommen. Dieſer hat jahraus jahrein Taufeſſen oder Hochzeitеſſen zu beſorgen, führt ein Fürſtenleben, von Feſtmahl zu Feſtmahl ziehend; denn überall gehört er in ſeiner weißen Jacke, Schürze und Mütze mit zu der Tafelrunde, muß er verzehren helfen, was er gekocht, gebraten, gebacken hat. Der Wein kreiſt bei dem Mahle in ungemeſſenen und ungeſchloſſenen Krügen, die beſtändig auf der Wanderfahrt vom Tiſche in den Keller und zurück aus dem Keller zum Tiſche ſind. Gegeſſen und getrunken wird dabei, daß einem angſt und bange werden könnte. Wenn die Kuchen kommen, gibt's Geſundheiten in Menge, aber Reden habe ich dabei kaum gehört. Dann wird wol ein Lied angeſtimmt, das natürlich die Kehle immer durſtiger macht. Nun kommt die Zeit, wo der, der ein gutes Glas Wein im Keller hat, es rühmt, und vom Wort zur That übergehend, verſchwindet er, um bald mit einem Rieſenkruge wieder zu erſcheinen und ſeines Weines Kraft und Güte erproben zu laſſen. Denn freigebig iſt hier alle Welt. Der Wein ſchmeckt nun doppelt gut und hat in der Regel noch die gute Seite, daß er noch andere Rieſenkrüge von andern Nachbarn auf den Tiſch lockt. Daß dabei alle Welt des Guten zu viel thut, verſteht ſich von ſelbſt. Dennoch aber muß ich geſtehen, daß ich einen vollkommen Betrunkenen kaum bei ſolcher Gelegenheit geſehen, denn — alle ſind ſattelfeſt, weingrün, geſteinkagt und gepflaſtert.

So eine Taufe dauert regelmäßig zwei Tage, worauf dann die Wöchnerin, die ihr beiwohnt und vorſteht, ſehr oft monatelang nicht wieder recht ins Gleis kommen kann, das Kind allerlei Unbehagen davontragt, der Vater für die Taufkoſten dem Juden in die Hände gefallen iſt und die Gäſte ſich den Magen verdorben haben. Aber keiner denkt daran, daß die Taufe an all dem Unbehagen, das ihr oft folgt, ſchuld iſt und — hält beim zweiten, dritten, ſechſten, zehnten Kinde immer wieder ein ebenſo ſtolzes Taufeſt wie beim erſten. Es gibt mehr denn Eine Familie hier im Lande herum, die, einſt reich oder wenigſtens wohlhabend, am Taufſegen zu Grunde gegangen iſt.

Die Taufe iſt übrigens ein ziemlich feſtes Band der Verwandtſchaft. Ich entſinne mich kaum, daß ich von Vetterſchaft hätte ſprechen hören; „Göthy" hört man dagegen alle Tage alt und jung die Taufpathen nennen. Der Gebrauch, daß die Pathinnen ſich alle Jahre zwiſchen Neujahr und Oſtern durch eine große Brezel bei ihren Täuflingen ins Gedächtniß zurückrufen, mag mit hieran ſchuld ſein. Am Sonntag nach Neujahr werden ſolche „Göthy-Brezeln", groß und klein, zu Hunderten gebacken und verſchenkt.

Bei einer Hochzeit — Davon im Nächſten.

Der berliner Einzug.

* Am Feſttag ſchrieb man uns aus Berlin: „Wunderſchönes Wetter — ſchöner als die Krönungs-Correſpondenten den königsberger Sonnenſchein ſchildern konnten! Vom Frankfurter Thor bis zum Schloß auf der Seite des Luſtgartens alle Häuſer geſchmückt, Maſtbäume davor, daran ſchwarzweiße und ſchwarzgrüngelbe Fahnen — eine zwar nicht dem Auge, aber doch dem Herzen wohlthuende Zuſammenſtellung. Hier und dort auch ſchwarzrothgoldene, unter andern die erſte dieſſeit des Thores — die üblichen Gewerkzüge, Kanonenſchüſſe, Glockenläuten. Zwiſchen der Ehrenpforte und den Tribünen grandioſe — Prügelei der ehrbaren Schornſteinfegerinnung, erſt mit dem Publikum, das nicht weichen wollte, dann — gemüthlich unter ſich. Die Ehrenpforte iſt ein etwas ſchwerfälliger Bau, ein alter Schrank mit vier Oeffnungen und vier Thürmchen darauf, bekleidet mit blaßgrünem Kattun und darüber die dunkeln Gewänder der Tannen und Fichten; es ſah — nicht ſchön aus. Die Thürme waren mit Fahnen und Wappen überladen. Doch gewährte das Totalbild, als der Zug aus der Landsberger Straße kam, einen erfreulichen und glänzenden Anblick. Ebenſo bei der Langen Brücke und der Schloßbrücke, die mit ihren Figuren und Kränzen prächtig ausſchaute.

„Der König ritt ein braunes Roß. Die Königin im Krönungswagen trug weiß, einen Hermelinmantel und ein Stirnband; die andern Prinzeſſinnen trugen Kränze von weißlichen Blumen — auch die Kornblumen, angeblich Lieblingsblüte des Königs (ſein Vater liebte die Hortenſie), waren zahlreich vertreten. Die Königin ſah außerordentlich jugendlich aus.

„Eine gewiſſe Miſtimmung — und ſie war allgemein infolge der königsberger Rede — löſte ſich erſt allmählich. Als die Königin auf den Balcon trat, flogen drei Tauben auf, eine mit einem ſchwarzweißen, die andere gelbgrünen, die dritte ſchwarzrothgoldenen Bande. Die Erleuchtung war großartig und freuhaft. Effectvoll machte ſich eine gewaltige Gaskrone am Balcon des Kronprinzen, darüber die Umſchrift: «Gott mit Uns!»"

(Ausgegeben am 31. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 45. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Typhon. Ein Nachtstück. — Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmersdorf. XVII. XVIII. — Gut und schön. — Für und gegen den Materialismus. II. — **Neues aus der Welt.**

Der Typhon.

Ein Nachtstück.

Treibende Wolken warfen ihren Schatten dunkel hinunter in das Thal, ein launenhafter Wind kreiselte in kurzen, scharfen Stößen Blätter und Staub empor; hinter der rauhen, scharfen, mit kurzem Strauchwerk bewachsenen Felskante fiel gebrochener Sonnenstrahl, nur matte Helle dem öden Orte verleihend. An der einsamen Stelle saß ein einsamer Mensch. Düster war das bleiche, von schwarzem Kraushaar umflogene Gesicht — starrten die Augen unter den zusammengezogenen Brauen. Dann und wann brach ein wilder, abgerissener Laut von den aufeinander gepreßten Lippen. Der festgebannte Blick schaute in die innere Nacht, obgleich er, wie schon stundenlang, zu seiner Pein dem unten friedlich ruhenden Thale zugewendet war. Zu seiner Pein! Dort lag ja die Wohnung dessen, den er haßte mit allen Gluten, mit allen Martern der Seele, mit der sich selber folternden Qual lange genährten Grolles.

„Ja", sprach er dumpf in sich hinein, „habe ich nicht ein Recht, ihn zu hassen? Ein Recht, ihm zu fluchen? Eben weil ich ihn geliebt habe! O thörichte Liebe, die mich, den einzigen, vergötterten Sohn reicher Aeltern, zu dem dürftigen, abgerissenen Knaben hinzog! Ich theilte mein Brot, meine Spiele, mein Herz mit ihm. Was trieb es mich, ihm nachzugehen, um seine Freundschaft zu werben wie um ein köstliches Gut? Ich zog ihn hervor aus dem Dunkel, wo er verkümmert wäre! Durch mich, durch meine starke, schützende Freundschaft gelang es ihm, die drückende Fessel der Armuth von sich zu werfen! Ich machte ihn frei von ihrer Knechtschaft, ich ebnete seinen Pfad! Ich Thor, ich hirnloser Narr freute mich seiner Triumphe! Ich war glücklich, ihn mir gleichzustellen, ihn mir vorgezogen zu sehen! Und als er nach jahrelanger Abwesenheit wiederkam, wie jubelte mein Herz vor Entzücken! Wie brannte ich in wahnsinniger Verblendung, ihm das Mädchen zu zeigen, das ich liebte, das der Wille ihres Vaters mir zugesagt hatte! Ja, Claude, ich fluche dir! Ohne dich hätte ich sie gewonnen, ohne dich wäre ich nicht elend wie jetzt! Konnte ich ahnen, als du verstummt vor ihr standest, daß du mich verdrängen, auf den Trümmern meines Friedens dein Glück erbauen würdest? Und doch kam es so! O weiche Hölle hat in mir gebrannt diese drei langen, schrecklichen Jahre! Und noch immer brennt, flicht, glüht es in mir, noch immer! Ewig muß ich euch fluchen!"

Er war aufgesprungen von seinem Sitze; drohend streckte sich die geballte Faust empor, die Zähne knirschten in bewußtlosem Grimme.

Einzelne schwere Regentropfen fielen fallend

herunieder; der ſtärker gewordene Wind heulte und pfiff durch die ſcharfen Kanten des Geſteins, das ſtachelige Ginſtergebüſch auseinander peitſchend, daß ſeine ſchlanken Ruthen flatterten; zwiſchen den aufliegenden Wurzeln des verkrüppelten Bäumchens, das nur mühſam ſeine Nahrung in dem ungaſtlichen, ſteinigen Boden fand, ſchlich eine Kröte träge und mühſam entlang. Die mächtig hereinbrechende Dämmerung, dieſe traurige Oede des Orts waren wol wenig geeignet, ein haderndes, empörtes Menſchenherz zu beſchwichtigen. Waren doch dieſe Felſen im Gerede des Volks als ein Wohnſitz böſer Geiſter verrufen und gemieden. Manche ſchauerliche, düſtere Sage knüpfte ſich an ſie; der geſchäftige Aberglaube hatte ſie mit ſeinen phantaſtiſchen Arabesken wie mit rankendem Schlinggewächs überſponnen. Bis hierher drang nicht der liebliche, ſanft beruhigende Klang der Abendglocke aus dem Thale, nicht der Laut menſchlich befreundeten Treibens. Ein zerriſſenes Gemüth konnte hier nicht Troſt finden, nur in tiefere, ſchwärzere Nacht verſinken. Und ſo ergab ſich auch der bleiche junge Mann mehr und mehr dem brennenden Rachedurſt, der finſtern Verzweiflung, dem alles Böſe herausfordernden Trotz.

„Ja, mein Leben gehört euch ſchon an, ihr böſen Mächte! Mich zu betäuben, die brennende Qual zu überſchreien, taumele ich ſinnlos, willenlos dem Verderben in die Arme! Der ergrauenden Mutter täglich bläſſeres, gramvolleres Geſicht, die ſtumme, rührende Bitte ihrer treuen Augen haben keine Gewalt mehr über mich, keine Gewalt über den Dämon, der mich umhertreibt, unſtet und ruhelos! Die Heiligen haben mich verlaſſen; ſo entſage ich denn ihnen; ſo will ich denn euch ganz angehören! Nur räche meine Schmerzen an ihnen, die mich elend gemacht, du mächtiger Geiſt dieſer düſtern Felſen! Nimm ihnen das Liebſte, was ſie haben! Vernichte, zerſtöre ihr frevelndes Glück! Laß ſie elend werden, wie ich es bin, ſo ſoll mein Fuß keine Kirche mehr betreten, ſo will ich dir dienen, dir allein!"

Die laut gerufenen Worte erſchollen zwiſchen den Felſen, ein gellendes Echo begleitete ſie; ein Stein, von der Erſchütterung der Luft gelöſt, rollte in polternden Abſätzen hinunter in die Tiefe.

Spät in der Nacht erſt ſah die kummervolle, gebeugte Mutter den geliebten Sohn, ihren Bernhard, in das väterliche, jetzt ſo freudenloſe Haus heimkehren. War es ihr doch ein Troſt, daß ſie ihn wiederſah; ihre bangende Seele hatte ſich die langen, troſtberaubten Stunden abgequält mit Zweifeln und Befürchtungen, die ſie das Schlimmſte ahnen ließen. Hatte ſie ihn doch jetzt wieder unter ihrem Dache und nachdem ſie lange gebetet und geweint, hoffte ihr Mutterherz aufs neue für den Liebling, legte ſie beruhigter ihr Haupt auf das Kiſſen. Er war ja ſo jung noch, das Leben hatte ihm noch ſo reiche Schätze zu bieten.

So lebten beide, Mutter und Sohn, noch längere Zeit ein düſteres, einförmiges Leben. Sie um ihn trauernd und bangend mit bekommener mütterlicher Sorge, er im erſten Schmerz der Jugend, an dieſem feſthaltend wie an einer Pflicht, ſich an ihn klammernd in hartnäckiger Verbindung, an ſeine ewige Dauer glaubend. Und doch umgab ihn rings der Wechſel und die Veränderung. Er ſelber war ſchon verändert, er wußte es nur nicht. Seine Seele war nach und nach aus dem verwirrenden Tumult wilder Leidenſchaftlichkeit in eine ruhigere Empfindung, in eine wohlthätigere Erſtarrung geſunken. Allmählich ebneten ſich die ſtürmiſchen Wogen des Herzens und eine milde Wehmuth ſtieg aus dem Grunde hervor. Er fühlte ſich befremdet, innerlich erſtaunt über ſich ſelbſt, daß die Mahnung der Rache jetzt ſo ſtill war in ihm, daß ihre Glut erloſchen, ihr wilder Schrei ſo gänzlich verhallt war, ja daß ein Gefühl von Reue, von Scham, ein ſtiller Vorwurf dem eigenen Herzen ihre Stelle einnahmen. War doch ſein Wunſch erfüllt worden, war doch herbes Leid über ſie, die er zu haſſen wähnte, hereingebrochen.

Vom Scheitel des Berges hatten ſich düſtere Wolkenmaſſen unheildrohend in das Thal geſenkt; langwährende Gewitter hatten ihre Schreckniſſe hineingeſchleudert; ein verheerender Wolkenbruch hatte den Wohlſtand des jungen Paares, ihr beſcheidenes Glück zertrümmert und kurze Zeit nachher traf ſie ein noch härterer Schlag, ein Schlag, der ihre Herzen erſtarren und verzweifeln machte, alle Blüten der Freude aus ihrem Leben riß. Ihr holdes, zweijähriges Knäbchen ward als kalte Leiche aus dem kleinen Bache gezogen, der unfern von ihrer Wohnung ſeine raſchen, hellen Fluten zwiſchen friſchgrünen Ufern dahinſchlängelte. Ach, wie viel ſtille Seligkeit, wie viel ſüße, glücklächelnde Hoffnungen tauchten mit dieſem zarten, lieblichen, bleichen Lockenköpfchen hinunter in die ſchwarze Erde, in die troſtloſe, öde Nacht des Grabes! Für immer hinunter und nur ein kleiner, thränenbenetzter Hügel nahm ihre Stelle ein. Sie waren arm und elend geworden, aber war denn er, ihr Feind, reicher, glücklicher geworden? Ihr

Feind? Er war es nicht mehr; er haßte ſie ja nicht mehr, er haßte ſich nur ſelbſt.

Nach einem ſtürmiſchen, wetterdurchleuchteten Sommer war ein milder Herbſt gekommen. Die Natur hatte ſich allgemach für den ſtillen, kühlenden Frieden des Winters vorbereitet, ſie hatte den bunten Schmuck von Blumen und Grün, das grelle Sonnengold, die lärmende Freude von ſich gethan; die Millionen Stimmen geſchäftigen Regens und Treibens waren leiſer geworden und ſchienen bald ganz verhallt unter der weißen Decke, welche dann der Schnee über die Erde breitete. Auch der Winter war ſeinem Ende genaht und wenn nun der Frühling kommt mit ſeinen tauſend holden, lebenweckenden Grüßen, ſeinen jubelnden Lerchen, ſeiner lachenden Sonne, die wie eine liebe, langvermißte Freundin durch unſere Augen in unſere Bruſt ſcheint und ſo gern allen Mismuth, allen Gram, alle Düſterheit darin ſchmelzen und aufthauen möchte, wie ſie den Schnee hat ſchmelzen und aufthauen gemacht — dann, ſo hofft Bernhard's Mutter, wird auch ihr Sohn ganz geneſen, ihre Sorge wird aufhören, ihre ſchweigende treue Pflege belohnt werden. Blickt doch ſein Auge heiterer und freier, hat er doch ſchon ein dankbares Lächeln für ſie. Und es wird bald noch ſchöner, freudiger um ſie her werden, die alten Tage des Frohſinns und des Glücks, der heitern Geſelligkeit werden wiederkehren; denn ein anderer Sonnenſtrahl, ein Strahl freudiger Liebe iſt durch ſeine Augen in ſein Herz gefallen und hat es wieder warm, wieder jugendlich ſchlagen gemacht. Seitdem ſchifft er oft im leichten Nachen über den anmuthigen, ſchilfumkränzten See, der ſeine Heimat begrenzt, und jedesmal bringt er leuchtende Blicke, ein frohes Lächeln mit nach Hauſe.

Schwüle, ſommerliche Zeit war herangekommen; kein ſpielendes Lüftchen hob ſeit einigen Tagen den drückenden Schleier, den die Glut der Sonne über Flur und Feld gebreitet hatte. Die Gegend ſchien in ihrem brennenden Glanze zu erzittern, alles Leben beugte ſich vor ihrer gebietenden Macht, ihrer unwiderſtehlichen, ſiegenden Herrſchergewalt. Selbſt die Wellen des Sees ſchienen gebannt zu ſchlummern, ſelbſt das raſtloſe Schilf ſchien das Flüſtern und Neigen verlernt zu haben. Der tiefblaue Himmel ſpannte ſich in blendender Unermeßlichkeit aus über die Erde; keine milde Wolke mit feuchten, grauen Schwingen, bereit, ſich in ſie zu verſenken, verhieß der Schmachtenden Erfriſchung mit ihrer lieblichen Kühle.

Und doch — ein kleines, tiefſchwarzes Wölkchen ſchien dort über dem Berge, wo die finſtern Felſen drohten, zu ſchwimmen, unbeweglich, regungslos angeheftet. Oder war es vielleicht nur in der Ferne ein losgeriſſener Baum, ein überhangendes Gebüſch?

In dem kleinen Kahn, der auf der trägen Flut ſich leiſe wiegend vorwärts bewegte, lag Bernhard, das Geſicht dem Himmel zugewendet, die Augen träumend zu ihm aufgeſchlagen. Wol leuchtete heut' ein ſeliger Frieden, ein ſtilles, unausſprechliches Glück von ſeinem Angeſicht. Er hatte das übervolle Herz zu den Füßen der gebenedeiten Jungfrau niedergelegt; er hatte gekniet an heiliger Stätte mit heißer, bereuender Inbrunſt, mit jubelvollem, dankendem Entzücken. Deshalb dieſe Verklärung, dieſe demüthige und doch ſo ſtolze Freude in ſeinen Zügen, dieſe ſchimmernde Thräne der reinſten Wonne in ſeinen Augen, indem er an die geliebte Mutter denkt und wie ſie ſich des Sohnes nun wieder freuen ſoll; wie ſie heitere Tage des Glücks erleben wird, die er ihr bereitet nach langem Harm wie er ihr jeden Schmerz, jede Thräne vergüten, vergeſſen machen will, daß ſie geweint iſt. Er greift wieder nach dem Ruder. Noch einen grüßenden, frohen Blick wirft er zurück in die Ferne, dann theilt er mit kräftigem Stoße die Flut, ungeduldig, die Heimat zu erreichen.

Hätte er doch länger hinter ſich geblickt! Hätte er höher hinaufgeſchaut als zu jenen grünen Bäumen, die das freundliche Schlößchen mit den weithin blitzenden Fenſtern, von woher noch vor kurzen Stunden ſein froher Fuß ſich gelenkt hatte, jetzt einhüllten und verbargen! Hätte er geſehen, wie jene kleine ſchwarze Wolke immer größer, immer drohender anſchwoll, wie ſie ſich ablöſte von dem Felſen, wie ſie ſich tiefer und tiefer hinabſenkte, ſchwer und bange, wie eine Laſt von Unheil in ſich tragend, wie tiefe, drohende Nacht ſich vor ihr ausbreitet!

Täuſcht denn die Ferne? Welche entſetzliche, grauenvolle Erſcheinung ringt ſich aus der Finſterniß hervor! Eine flutende, ſchwankende, rieſige Säule; oben ſchwefelgelb, glühroth, flammend und zuckend, unten ſchwarz wie qualmender Rauch des Höllenſchlundes. Dumpfes, fürchterliches Getöſe, krachendes Schmettern, unheimliches Kniſtern und Sauſen, keinem andern Geräuſch vergleichbar als dem Grollen und Knirſchen verworfener, zürnender, dem Abgrund entſtiegener Dämonen, geht vor ihr her, zugleich mit der Angſt und dem Entſetzen.

Sie naht ſich; mit wirbelnder Schnelligkeit kommt ſie heran, alles auf ihrem unnahbaren Pfade vernichtend, zerſtörend, Bäume entwurzelnd und

mit gewaltiger Kraft vor ſich hertreibend. Jetzt erreicht ſie das Waſſer; ſie ſchwankt, ſie biegt ſich, ſie krümmt ſich bis zum Grunde hinunter. Ziſchende, zuckende Flammen fahren aus dem Dunkel; ein dumpf brauſendes Brüllen, ein ſchreckenvolles Geheul entſteigt der geſpenſterhaften Erſcheinung. Da, o Grauſen, zertheilt ſie ſich in zwei furchtbare Hälften, wovon die eine ihren verheerenden Weg landeinwärts nimmt, ihn mit wüſten Trümmern beſäend, — die andere brauſt heran über die Gewäſſer, ſie aufwühlend in der Tiefe, kochenden Schaum vor ſich her peitſchend. Sie hat den vergeblich flüchtenden Kahn erreicht; wüthend ſtürzt ſie über ihn her und begräbt ihn unter ihrer Wucht. Ein einziger gellender Schrei, ein Angſtruf von menſchlichen Lippen übertönt auf einen Moment ihr Geheul. Sie ſchwankt, ſie zögert, wie um den letzten, zitternden Funken des Lebens aufzuſaugen — dann ſtürmt ſie weiter über den See dahin. Die empörte Flut rauſcht hinter ihr her, wallende Nebel ſchließen den Geſichtskreis, in der Ferne verhallt ihr Donnern und Brauſen, zuckend verlöſchen ihre Blitze — — —

Eine Stunde ſpäter herrſcht wieder die vorige Stille, der vorige Frieden in der Natur; nur daß ein ſanfter Regen mit lieblichem Plätſchern herniederſäuſelt, die durſtigen Fluren zu tränken. Alles ſcheint ein Traum, ein entſetzliches Spukbild geweſen zu ſein. Jenes Spukbild iſt verſchwunden; nichts iſt zu ſchauen als nicht fern vom Geſtade ein umgeſtürzter Kahn, der langſam treibend ſich dem Ufer naht.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmersdorf.

XVII.

Auch als junges Mädchen hatte Gräfin Polcaſtro oft müde über einer ſchwach glimmenden Lampe genickt und war über dem Auswählen — bunter Steinchen eingeſchlafen. Ihr Vater war ein Moſaikarbeiter geweſen. Sie ſelbſt fügte jene unſchönen Früchte und Blumenſtücke zuſammen, welche die unterſte Stufe der muſiviſchen Kunſt bezeichnen.

In Maddalena's Familie herrſchte der gut römiſche Brauch, ſich in der Oſteria zu vergnügen, ſolange Geld vorhanden war, und die Nacht durch zu arbeiten, wenn die Mittel knapp wurden. Sie hatten damals auch einen Miethsherrn, der, wenn er ſich zu Hauſe befand, ſich gewöhnlich in der allgemeinen Wohn- und Arbeitsſtube aufhielt, neben Maddalena ſaß und ihr die Steine ſortiren half. Er war ein blaſſer, ſchwächlicher, junger Mann und hieß Graf Polcaſtro. Oft wärmte er ſich ſeine erſtarrten Finger an dem Kohlenbecken, auf welchem Maddalena's Mutter die beſcheidene Mahlzeit kochte, und verſchmähte es zuweilen nicht, mit der Familie zu eſſen.

Welches Geſchick hatte den Mann, der den Titel eines Grafen trug, in die Stube des Arbeiters verſchlagen? Seine Hausgenoſſen wußten es nicht; er war eben herabgekommen in ſeinen Verhältniſſen wie ſo viele. Eines Tages heirathete er Maddalena. Worin eigentlich ſein Geſchäft beſtand, davon hatten weder die junge Frau noch deren Aeltern eine Ahnung. Sie ſahen ihn nur täglich in modiſchen aber etwas abgenutzten Kleidern ausgehen; zuweilen beſaß er Geld, mitunter war es auch nicht der Fall. Man heirathet leicht in Italien, nach den Subſiſtenzmitteln erkundigt ſich die Behörde nicht in einem Lande, wo der Bettel für ein nicht unehrenwerthes Gewerbe gilt. Maddalena wurde nach der Trauung ſo wenig wie vorher in die Verhältniſſe ihres Gatten eingeweiht, indeſſen lebten ſie gut und freundlich zuſammen.

Girolamo Graf Polcaſtro trieb eine eigenthümliche, ſpecifiſch römiſche Induſtrie. Wenn Fremde in der Ewigen Stadt ankamen, ſo währte es nicht lange bis ſie eine Viſitenkarte erhielten: „Graf Girolamo Polcaſtro.“ Wurde die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt, dann erſchien ein Mann, der in ſeiner äußern Erſcheinung zu beſcheiden für einen Beſucher und zu anſtändig für einen Bettler ausſah. Er nahm auf dem Rand des Stuhles Platz, den man ihm anbot, und zog nach kurzer Einleitung verſchiedene Papiere aus der Taſche. Loſe waren es zu allen möglichen Lotterieen, Subſcriptionsliſten für die verſchiedenartigſten Zwecke. Der blaſſe, verlegene, junge Mann radbrechte einige fremde Sprachen, er vermochte von Amerikanern Beiträge zu erlangen für proteſtantiſchen Gottesdienſt, bei Ultramontanen erlangte er Unterſtützungen für das Kloſter der Neophyten. Gewöhnlich ſprach er gebrochenes Franzöſiſch, lange Praxis hatte ihn ſo ziemlich ſicher gelehrt, wo er für emigrirte Edelleute und Prieſter und wo er für vertriebene Männer der Fortſchrittspartei zu ſammeln hatte. Von einigen erhielt er Grobheiten, von andern ein paar Thaler. Wenn Graf Polcaſtro's Taſchen gefüllt waren, führte er Maddalena nebſt ihren Aeltern erſt ins Theater und nachher in die Oſteria, wo er ſie herrlich bewirthete. War hingegen die Ernte ſchlecht ausgefallen, dann aß er ſich ſatt an dem

mit abgeſchnittenem Schinkenfett zubereiteten Bohnengericht der Arbeiterfamilie.

Dieſes Zigeunerleben iſt weit weniger traurig, als es ſolche wähnen, die mit dicken Säften und übler Laune über ihren Renteuſcheinen brüten. Das Ehepaar wäre glücklich geweſen, wenn nicht ein trockener Huſten häufig Girolamo geplagt hätte. Es zeigte ſich kurz nach ſeiner Verheirathung, daß Graf Polcaſtro die Schwindſucht hatte. Solange es ging, ſetzte er ſein Geſchäft fort, wobei ihm ſeine hohlen Wangen zu manchem Thaler halfen. Als er ſich nicht mehr vom Bett zu erheben vermochte, pflegte ihn Maddalena treu. Er ſtrengte den letzten Athem ſeiner kranken Bruſt an, ihr etwas mitzutheilen, aber ſie verſtand ihn nicht; war es das Geheimniß ſeines Lebens, welches er ihr zu ſpät enthüllen wollte, ſo erloſch es mit ihm.

Maddalena beweinte ihren Gatten aufrichtig. Während ihrer Ehe hatte ſie noch vollſtändig ihre geringe Arbeitsluſt verloren. Der jungen Frau wurde es unerträglich in dem Hauſe, in welchem ſie ſeit ihrer Kindheit gewohnt war Girolamo zu ſehen. Aber wohin gehen, ohne Geld, ohne Kenntniß und ohne Freunde? Unter ſolchen Umſtänden faßte die Witwe von zwanzig Jahren einen abenteuerlichen Entſchluß. Ihr einziger Bruder befand ſich als Miſſionar bei den Wilden Nordamerikas, gerade um die Zeit von Girolamo's Tode war er in Geſchäften der Miſſion nach Rom gekommen. Maddalena errieth, wie weh ihm das Scheiden von der ſchönen Heimat that, ſo wenig auch der ſchwärmeriſch religiöſe Mann es äußerte, es mochte ihm wol nicht gut gehen auf ſeinem fernen Eiland. Gräfin Polcaſtro ſagte nichts, ſondern verkaufte in der Stille die wenige Habe, welche Girolamo beſeſſen.

Als das Schiff den Hafen verließ und der Miſſionar mit feuchten Augen auf das verſchwindende Feſtland von Italien blickte, da ſtand plötzlich ſeine Schweſter Maddalena vor ihm. Er zankte zwar, hatte aber nicht den Muth ſie zurückzuſchicken. Die unwiſſende Römerin ahnte nicht, welche Entbehrungen ihrer harrten. Als ſie auf einem Canot in glühender Sonnenhitze den Strom hinabfuhren, die feuchten Nächte unter einem Zelte zubrachten und ſpärlich von den mitgenommenen Vorräthen lebten, bereute ſie zum erſten male ihr Unternehmen. Acht Tage währte dieſe mühſame Art zu reiſen, bis ſie die hoch nördlich in einem Binnenſee gelegene kleine Inſel erreichten. Da lag noch Eis, ungeachtet der bereits vorgerückten Jahreszeit, die ärmliche Hütte des Miſſionars bot geringen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Die Wilden lebten vom Fiſchfang; war ihr See zugefroren, ſo hungerten ſie, ſobald das Mehl verbraucht war, welches ſie von den Agenten einer Pelzwerkhandlung eintauſchten, die zweimal im Jahre die wüſte Inſel beſuchten. An Vorräthe dachten die leichtſinnigen Kinder der Natur nicht und ebenſo wenig der chriſtliche Miſſionar; er theilte ſeinen letzten Sack Mehl mit ihnen und hungerte dann wie ſie. Anfangs fürchtete ſich Maddalena vor den bemalten ſchrecklichen Geſichtern, die das weiße Weib ſo verwundert anſtarrten, und wagte keinen Schritt vor die Hütte zu thun. Indeſſen ſtand bald die Schweſter des Prieſters bei den Inſulanern in großem Anſehen, ſie vermochte zu zaubern. Auf dieſe Weiſe wenigſtens deuteten die Wilden die Erſcheinung eines Schweines und einiger Hühner, lauter Thiere, die bisher auf der Inſel unbekannt geweſen. Später halfen die Eingeborenen Maddalena ein Gärtchen anlegen mit dem Samen, den ſie nebſt den Thieren von den Agenten der Pelzwaarenhandlung erhalten hatte, der einzigen Verkehrsvermittelung dieſer traurigen Gegend mit der Civiliſation.

Zwei Jahre hielt es Maddalena aus. Sie hatte ſich damit zerſtreut, die äußere Lebenslage ihres Bruders nach Kräften zu verbeſſern. Die Wilden hatte ſie daran gewöhnt, im Herbſte dem Miſſionar einen Vorrath von Fiſchen zu bringen zum Trocknen und Einſalzen. Als hierin nichts mehr zu leiſten war, brach das lange unterdrückte Heimweh in Maddalena mit Gewalt aus. Der Miſſionar hörte ihre Klagen mit ſchmerzlichem Lächeln, er begriff wohl, daß ein ſtärkeres Motiv als bloße Laune erforderlich war, um auf der öden Inſel auszudauern. Daher raffte er zuſammen, was er an Geld beſaß, und Maddalena kehrte nach Rom zurück.

Die Summe, welche Gräfin Polcaſtro von ihrem Bruder erhielt, war ungenügend zur Reiſe. Unter Entbehrungen und unſaglichen Mühſalen langte Maddalena in der Heimat an. Damals färbten ſich ihre Haare grau, was mit dem kräftigen, jugendlichen Geſicht ſeltſam contraſtirte. Gräfin Polcaſtro klopfte müde und gebrochenen Muthes an dem Hauſe der Via Claudiana, das ſie vor zwei Jahren verlaſſen hatte. Fremde öffneten die Thür. Die Aeltern waren mittlerweile geſtorben, deren geringe Habe zerſtreut. Verwandte beſaß Gräfin Polcaſtro keine in Rom,

ihre Familie ſtammte aus den Marken. Die erſte Nacht ſchlief ſie auf der Spaniſchen Treppe; am Morgen begab ſie ſich nach der Kirche Al Geſù. Es lag etwas Entſchloſſenes in dem Weſen der jungen Frau, als ſie ſich in der Sakriſtei an den hagern, bleichen Jeſuiten wandte, weit verſchieden von den heuchleriſchen Mienen ſüßlicher Demuth der gewöhnlichen Beſucherinnen dieſes Ortes.

„Man muß leben, Padre!“ ſprach ſie mit Beſtimmtheit, „und ich habe nicht einen Bajocco, auch nicht das Mittel etwas zu erwerben; ich bin zu allem bereit. Verſchaffen Sie mir ein Unterkommen!“

Es war dies mehr in der Form einer Forderung als in der einer Bitte ausgedrückt.

„Kommen Sie in acht Tagen wieder!“ entgegnete der geiſterhafte Jeſuit in leiſer, liſpelnder Stimme, geärgert von ihrem trotzigen Weſen.

Da unterbrach ein grelles Lachen die unheimliche Stille des Ortes. „Habe ich Ihnen denn nicht geſagt, daß ich keinen Bajocco beſitze, ſeit vierundzwanzig Stunden nicht mehr aß, heute Nacht im Freien ſchlief, und Sie vertröſten mich auf eine Woche!“ verſetzte Maddalena bitter.

„Gott wird Ihnen helfen und bis dahin lernen Sie die Reſignation“, erwiderte der Jeſuit, neigte ſein bleiches Haupt und ſchritt auf die Gruppe alter Weiber zu, die ſeiner harrten mit mannichfachen Anliegen.

Während dieſer Unterredung ſtand ein Prälat mit veilchenblauen Strümpfen vor einem ſchlechten Gemälde, das er aufmerkſam zu betrachten ſchien, ohne das in ſeiner Nähe geführte Geſpräch zu beachten. Er nahm behaglich eine Priſe. Dann folgte er der Frau, die mit feſten Schritten und trotziger Haltung die Sakriſtei verließ. Als Maddalena den ſchweren Ledervorhang von der Thür gehoben, ſtand ſie einem häßlichen Mann gegenüber.

„Nehmen Sie, gute Frau, und beſuchen Sie mich in —“ er tarirte, bis wie lange es dauern würde, daß ſie ſich erholt hatte — „vierzehn Tagen! . . .“

Er drückte ihr eine Karte und ein Goldſtück in ihre Hand.

Bevor ſich Maddalena Polcaſtro von ihrer Ueberraſchung erholt, war er in der Richtung von Ara Cell verſchwunden.

Sie las: „Monſignore Brutto, Erzbiſchof u. ſ. w., im Hospital von Santo-Spirito.“ Nachher ſtrich ſie über ihre Stirn, wie um ihre Gedanken zu ſammeln, und ſah ſich nach einer Unterkunft um, die beſtimmte Zeit abzuwarten.

Die ſpärlichen Ueberreſte ihres Anzugs waren ſorgfältiger geordnet, ihr Eindruck minder abgezehrt und kümmerlich, als ſie am feſtgeſetzten Tage in Monſignore Brutto's Arbeitszimmer trat.

„Ah!“ ſagte der Erzbiſchof, indem er ſeine Beſucherin gründlich muſterte. „Ganz recht! Ihr Name?“

„Maddalena Polcaſtro —“

„Ich kannte einen gewiſſen Grafen Girolamo Polcaſtro“, erwiderte der Prälat und ein eigenthümliches Lächeln ſpielte dabei um ſeine Lippen.

„Er war mein Gatte“, verſetzte Maddalena neugierig. „Wiſſen Sie etwas von ſeiner Vergangenheit?“

„Er hatte Unglück im Leben. Erſt war er Offizier bei den Carabinieri, aber es fiel eine kleine Unrichtigkeit mit der Schwadronskaſſe vor, man wollte den jungen Mann nicht unglücklich machen, jedoch mußte er quittiren. Ich erinnere mich noch, daß er eine ausgezeichnete Handſchrift beſaß und auch die Fähigkeit fremde nachzuahmen. Ein gefährliches Talent! Der Poveretto friſtete ſich das Leben damit. Sie ſehen, Signora, daß ich die Geſchichte Ihres Gatten kenne! Nun zu der Ihrigen.“

Maddalena Polcaſtro erzählte in kurzen Worten. Nachdem ſie geendet, reichte ihr Monſignore Brutto eine Unterſtützung und trug ihr auf, auf alle Fälle ihren Anzug zu verbeſſern und ihre Pflege noch mehr zu vervollſtändigen.

Kurze Zeit ſpäter brachte er ſie zu dem deutſchen Freiherrn von Bergen. Gräfin Polcaſtro ſtudirte eifrig die Launen des kränklichen, mürriſchen Mannes; ſie erreichte es, ihm unentbehrlich zu werden. Funfzehn lange Jahre hatte ſie ihm geopfert. Unter der Drohung ihn zu verlaſſen, war es Maddalena zweimal gelungen, dem Greis bedeutende Summen abzupreſſen, jedoch nur mit der Bedingung, daß ſie Schuldſcheine darüber ausſtellte, damit er auch ſeinerſeits geſichert ſei. Natürlich, deutete er an, würde ſeine gute Maddalena niemals von ihm behelligt werden.

Dieſe zwei Schuldſcheine waren die Geſpenſter ihres Lebens. Mit elferſüchtigen Augen bewachte ſie die Kaſſette, deren Schlüſſel den Freiherrn niemals verließ. Es gelang ihr eines Tags, denſelben unter dem Kopfkiſſen des Blinden zu entwenden. Mit zitternder Hand öffnete ſie die Kaſſette, fand aber nichts als leeres, ſteifes Papier, in der Form von Obligationen zuſammengefaltet; offenbar hielt es der alte Mann für Werthpapiere. Gräfin Polcaſtro eilte mit der ge-

Digitized by Google

fährlichen Entdeckung zu Johann Schwarz, dem Diener des Freiherrn.

„Sie ſtahlen die Obligationen des Barons", behauptete ſie entſchieden, „und um den Blinden zu täuſchen, legten Sie gewöhnliches Papier an deren Stelle. Verſchaffen Sie mir meine Schuldſcheine oder die Quittung! Um dieſen Preis will ich ſchweigen."

Der erſchreckte Diener verſprach zu thun, was in ſeiner Macht ſtand. Er ſchwor ihr aber zugleich, daß die Schuldſcheine ſich nicht unter den Papieren des Barons befänden. Seit deſſen letzter Reiſe nach Deutſchland erinnere er ſich nicht mehr ſie geſehen zu haben.

In Betreff der verlangten Quittung bewies der Greis ungewöhnliche Feſtigkeit. „Ein andermal!" ſagte er ſtets, ſo oft Johann oder ſelbſt Gräfin Polcaſtro ihn dazu zu bereden verſuchten. Die täglichen Beſuche des deutſchen Arztes verhinderten die Ausführung eines Gewaltſtreichs. Der Freiherr von Bergen ſtarb, ohne das Papier unterzeichnet zu haben, von welchem Maddalena's Ruhe abhing.

Bei dieſem wichtigſten Punkte ihres Daſeins concentrirten ſich jetzt alle Gedanken der wachenden Frau. Seit Bergen's Tod hatte ſie zum erſten male den Antrag eines Franzoſen, der für Bergen's Freund galt, ernſthaft erwogen. Wenn ſie in ruhigem, ungeſtörtem Beſitz ihrer dreißigtauſend Scudi blieb, denn zu dieſer Höhe war die urſprünglich erhaltene Summe angewachſen, ſo erſchien ihr Henri Larey mit ſeinen ophthalmiſchen Leiden eine nichts weniger als wünſchenswerthe Partie. Hingegen für die ſchreckliche Eventualität, lange Beſeſſenes wieder herausgeben zu müſſen, griff die hierüber von wahnſinniger Furcht Betäubte nach der Hand eines legalen Beſchützers. Beſſer, als wieder einſam in den Abgrund des Elends zu verſinken, war es, Henri Larey's Frau zu ſein. Der Franzoſe beſaß die Fähigkeit zu erwerben! Wenn ſeine Trägheit durch die Nothwendigkeit aufgeſtachelt wurde, that er es auch. Maddalena hatte die Armuth verhältnißmäßig leicht getragen; ſolange noch Girolamo Polcaſtro ſeine ſonderbare Induſtrie ausübte, waren Lichtblicke durch ihres Mannes Thätigkeit in die trüben Tage des Elends gefallen.

Bergen's erſchreckte Haushälterin war ſogleich nach ihres Herrn Tode zu ihrem Beſchützer Monſignore Brutto geeilt und hatte dieſem den Sachverhalt mitgetheilt.

Sinnend hörte der Erzbiſchof den Bericht an und antwortete hierauf in ſeiner allerſanfteſten Stimme:

„Beruhigen Sie ſich, mein Kind! Der alte Herr hatte jedenfalls die Abſicht, Ihnen die Summe, welche Sie durch Ihre Leiſtungen verdienten, zu ſchenken. Wir werden die Proteſtanten wieder unverrichteter Dinge heimſchicken in ihr Bärenland, wenn ſie hierher kommen ſollten. Sie waren ja doch dem Baron treu, und — mir auch? Oder wären Sie es nicht geweſen?" fügte er mit ſüßer Stimme hinzu. „Beſinnen Sie ſich, haben Sie mir nichts mitzutheilen? Sie wiſſen, wie ſehr ich wache, damit die Unterthanen Sr. Heiligkeit gut ſchlafen können. Sie verkehren mit Franzoſen, Larey iſt ziemlich ſicher, aber der Neuangekommene, Herr Adolf Müry? Beobachten Sie ihn genau? Schreibt er wirklich nur Berichte für den «Conſtitutionnel»?"

Maddalena Polcaſtro bejahte dieſe Frage mit Beſtimmtheit und zog ſich dann verwirrt zurück. Brutto's Verſicherung gewährte ihr keine Beruhigung, weil ſie ſich eines Rückhalts gegen den Prälaten bewußt war. Larey's politiſche Umwandelung war nicht von ihr angezeigt worden und ebenſo wenig gegründete Vermuthungen, die ſie über die Verbindungen ihres neuen Miethers hegte.

Seit dem Tage, wo wirklich die Deutſchen kamen, lebte ſie in beſtändiger Unruhe, die Aufregung hielt auch jetzt den Schlaf fern. Sollte ſie noch in der elften Stunde die beiden Franzoſen opfern und ſich durch ein Geſtändniß mit ihrem Gönner wieder verſöhnen? Wenn ſich ein Gefühl, und ſei es ein noch ſo getrübtes, in das dunkle Gewirre der Intrigue miſcht, ſo iſt der Ausgang des Labyrinths nicht mehr zu finden.

Von der Ankunft der Deutſchen, die ihr den Proceß machen wollten, hatte ſie ſogleich erfahren. Sie hatte erfahren, daß auf der Polizei nach ihr gefragt wurde. Konnte die Wirkung des Befehls, ihre Adreſſe zu verſchweigen, ſo lange anhalten? Sie hatte es erfahren, daß der Advocat Savarni es war, der den Proceß gegen ſie zu führen übernommen hatte. Wie mußte ſie betroffen ſein, als eine Tochter deſſelben ihr als „Penſionärin" zugeführt wurde! Jede Stunde ſah ſie dem Moment entgegen, wo ihre Anweſenheit in Rom entdeckt wurde —! Was half ihr die Flucht! Ihre Kapitalien lagen auf römiſchen Häuſern. Ein franzöſiſcher, in Rom etablirter Bankier führte ihre Geldgeſchäfte. Jener deutſche Bierbrauer Schwarz ſtand nicht minder mit ihr in finanzieller Beziehung.

Digitized by Google

So saß sie bangend an dem Abend, als ihr Formosa zugeführt war, aufgerichtet in ihrem Bett.

In Maddalena's ängstliches Brüten klangen polternde Schritte über die Treppe hinauf. Nachher hörte man ungeschickte Versuche, einen Schlüssel einzustecken, die zu keinem Resultat führten und endlich hagelte es Faustschläge auf die verschlossene Thür.

War das ihr höflicher Miether Adolf Müry, der ihr stets die Blumen auf der Loggia begießen half und nicht selten den Wassereimer vom Brunnen heraufzog, wenn der Diener, welcher alle ihre Arbeit besorgte, nicht eben bei der Hand war? Gräfin Poicastro sprang aus dem Bett und zog sich rasch an, die Schläge wurden immer wüthender. Erschreckt rief die nun auch erwachte Formosa, was der Lärm zu bedeuten habe.

„Nichts, was Sie betrifft! Schlafen Sie ruhig!" erwiderte Gräfin Poicastro, und schloß ihre Pflegebefohlene ein zu größerer Sicherheit.

Maddalena war keine furchtsame Frau. Wer zwei Jahre unter den Rothhäuten lebte, streift die Empfindsamkeit ab. Sie trat mit ihrer Lampe entschlossen vor die Thür und drehte den Schlüssel.

Der Außenstehende hatte den sich öffnenden Flügel als Stützpunkt erwählt, folglich stürzte er in den Corridor.

Die Witwe streckte den Arm vor und empfing ihn an die Brust, anstatt ihn zur Erde fallen zu lassen.

Herr Adolf Müry war ein nicht häßlicher Mann von sechsunddreißig Jahren. Lebhafte kastanienbraune Augen, ebensolche krause Haare und eine gesunde Gesichtsfarbe zeichneten ihn vortheilhaft aus gegen seinen Landsmann Larey. Seit Girolamo Poicastro's Tod war Maddalena eigentlich nicht mehr recht eine Frau gewesen. Die Unsicherheit ihres äußern Geschickes verhinderte alles Hingeben an Gefühle. Der häßliche Larey vermochte keine Funken zu wecken in einem Herzen, das der Verkehr mit einem Greis fast mumienhaft vertrocknete. Anders war es jetzt, als Adolf Müry sich etwas verwirrt aus ihren Armen erhob. Ein Zechgelag hatte des jungen Mannes Kopf weniger angegriffen als dessen Füße.

„Verzeihung, daß ich gegen Sie anstieß, chère dame", sagte er, „aber ich habe sie gefunden! Ich habe sie gefunden! Triumph!"

Müry wollte eine auf dem Tisch des Vorzimmers zu seinem Gebrauch stehende Kerze anzünden und nach seinem Zimmer gehen. Die Hand des Mannes zitterte stark und er kam mit seinem Vorhaben nicht zu Stande.

„Was fanden Sie?" fragte die Hausfrau neugierig und nahm das Licht, welches sie dem seiner Sinne nicht Mächtigen zu überlassen bangte.

„Die italienische Nation fand ich, chère dame", plauderte Müry fort, indem er sich willenlos von Maddalena am Arm führen ließ. „Es wurde bezweifelt, ob es wirklich eine italienische Nation gebe, da ging ich dieselbe zu suchen! Erst traf ich in einem Kaffeehaus einen jungen Marchese aus Bologna, der zu Italiens besten Dichtern gehört, ausgezeichnete nationalökonomische Aufsätze schreibt und ein von den Klerikalen gefürchteter Polemiker ist. Aber jenseit der Apenninen reicht der verderbliche Schatten der Mönchsklöster nicht, und dann war er ein Aristokrat. So ging ich weiter suchen, unter dem Mezzo Ceto, in dem die eigentliche Kraft der Nation liegt, jener Mittelklasse, welche den Beruf hat, heilsame Reformen einzuführen und sich anarchischen Umwälzungen entgegenzustemmen. Ich plaudere mit Aerzten, Advocaten, Künstlern und den so intelligenten Mercanti di Campagna, die zugleich Bankiers, Schiffsrheder, Kaufleute und Landwirthe sein müssen, sie alle blickten mit gläubigem Hoffen auf Europa, wegen Abänderung unerträglicher Zustände. Es gibt eine italienische Nation, dessen wacd ich mir freudig bewußt. Aber es schien mir ungerecht, nicht auch das gemeine Volk zu hören, welches die meisten Soldaten liefert und die meisten Steuern zahlt. So beschloß ich mein heutiges Tagwerk in der Osteria del Albero verde. Dabei verband ich auch noch den Zweck, römische Volkstypen zu studiren für das Buch, welches ich zu schreiben im Sinne habe. Ich ließ Wein kommen und trank den Leuten zu, ihre Herzen öffneten sich. Freilich begnügen sich meine Wilden von Trastevere und die Proletarier de' Monti nicht mit Aufhebung der weltlichen Regierung des Papstes, da spuken — ha, hai Theilungsgelüste! Aber — es gibt eine italienische Nation!"

Adolf Müry mußte von der Gräfin zur Ruhe gebracht werden.

Er hatte eine sehr unklare Vorstellung des Vorgefallenen, als er am folgenden Morgen mit rasendem Kopfweh erwachte. Maddalena hingegen schlief die Nacht durch süß und traumlos.

Munter sprang sie aus dem Bett, bereitete extra guten Kaffee, setzte eine frische Morgenhaube auf und trug das Frühstück selbst nach dem Zimmer ihres Miethers, was sie sonst durch den Diener hatte besorgen lassen. Lange hatte sie

nicht an einem Manne ſo die reine Menſchlichkeit beobachtet wie dieſe Nacht. Sie fühlte ſich wie eine Ehefrau.

Adolf Müry ſuchte ſich im Bette aufzurichten und ſagte beſchämt: „Conteſſa, ich war geſtern Abend —"

„Poveretto, wie ſchwer Ihre Augenlider ſcheinen! Sie leiden gewiß! War es doch zum erſten male, ſeit Sie unter meinem Dache ſind, daß die kleine Unordnung vorfiel. Dieſe römiſchen Weine haben etwas Verrätheriſches. Sie koſten ſich leicht und ſüß auf der Zunge, aber wehe, wer ihnen traut!"

„Alſo zürnen Sie dem Frevler nicht!" verſetzte Müry zärtlich, der ungeachtet aller Anſtrengungen ſeinen ſchweren Kopf wieder auf die Kiſſen ſinken ließ.

„Trinken Sie den ſchwarzen Kaffee, der thut Ihnen gut", bemerkte die Hausfrau lächelnd und hob Adolf Müry ſachte mit den Kiſſen in die Höhe, während ſie den würzigen Trank ſeinem Munde nahe brachte.

Er ſchlürfte ihn mit Behagen. Der ſtarke, heiße Kaffee that wirklich wohl. Hierauf feuchtete Maddalena Polcaſtro ein Handtuch an und legte es über die brennende, trockene Stirn. Adolf Müry ließ es geſchehen und fing nur zuweilen die Hand ſeiner Hausfrau auf, welche er zärtlich küßte.

Es reiſten ſeltſame Plane im Hirn des jungen Mannes. Die Operationen bequemer vornehmen zu können, hatte ſich Maddalena auf Adolf Müry's Bett geſetzt.

Nach einer halben Stunde fühlte er ſich bedeutend beſſer und beſann ſich, daß er mit dem naſſen Tuche auf dem Kopfe eine traurige Figur ſpielen müſſe, deshalb warf er daſſelbe mitten ins Zimmer und ſagte zärtlich zu Gräfin Polcaſtro: „Sie befreiten mich von dem einen Uebel, aber nur um mir ein weit ſtärkeres mitzutheilen."

Maddalena, welche den Sinn ſeiner Worte vollkommen verſtand, lächelte durchaus nicht entmuthigend.

„Ich befand mich mein ganzes Leben lang allein", fuhr der Franzoſe fort, deſſen geläufige Zunge das Unwohlſein nicht lähmte. „Früh Waiſe, von einem Philoſophen erzogen, kam ich gleichſam durch die Macht der Umſtände in die literariſche Carrière. Als ganz junger Mann liebte ich ſo, wie man mit zwanzig Jahren liebt! Ich arbeitete, um Leontine eine Heimat bieten zu können. Darüber mußten natürlich Jahre verfließen, weit früher aber wurde Leontine die Frau eines reichen Weinhändlers aus Bordeaux. Hierauf dachte ich, es ſei weit beſſer, mich an ein Mädchen der gebildeten Stände zu wenden, bei einem ſolchen würden ſich meine ſchlimmen Erfahrungen nicht wiederholen. So wurde ich der Bräutigam der Tochter eines höhern Beamten. Wieder ſetzte ich mir ein höheres Ziel, um den geſteigerten Anforderungen meiner zweiten Braut zu genügen. War die Griſette mit einer kleinen Wohnung im Quartier Latin und der Ausſicht auf eine ſonntägliche Landpartie zufrieden, ſo mußte ich der Tochter des Beamten wenigſtens den Entreſol eines Hauſes der beſſern Stadttheile anbieten und die Möglichkeit des Verkehrs der Welt, in der ſie bisher lebte. Ihre funfzigtauſend Franken Heirathsgut erforderten meinerſeits mindeſtens ſechstauſend Franken Einnahme. Nach mehreren Jahren ſah ich mich am Ziel. Ich eilte zu Annette. Anſtatt der Tochter kam mir der Vater entgegen und verſicherte mich, daß mich zwar meine Braut noch immer liebe, aber vernünftigen Vorſtellungen Gehör gegeben und eingewilligt habe, ſich mit dem receveur général von Avignon zu verloben, der denn doch eine beſſere Verſorgung bieten könne als die unſichere Zukunft eines Literaten. Der receveur war funfzig Jahre alt und trug eine Perrüke. Ich tröſtete mich ſchwer über Annettens Verluſt und nahm von nun an nur immer auf acht Tage eine Frau. Aus Furcht, verlaſſen zu werden, verließ ich jede. Dabei lebt aber doch in meinem Innern der Wunſch nach einer Gefährtin. Ich ſehne mich nach eigenem geordneten Haushalt und nach freundſchaftlicher Theilnahme. Das Heirathen iſt unter gewiſſen Umſtänden ein vorzügliches ſociales Arrangement. Wenn zwei ihre Vortheile vereinigen, können ſie beſſer leben als jedes einzeln. Daher wende ich mich jetzt an eine vernünftige Frau, welche das Leben kennt, und frage: wollen Sie mich zum Manne nehmen? Meine literariſche Beſchäftigung wirft mir ungefähr zehntauſend Franken jährlich ab."

Maddalena Polcaſtro vergaß vor Wonne alles, vergaß Larey, den Erzbiſchof, Formoſa, die noch in tiefem Frieden ſchlief, den drohenden Proceß. Sie antwortete weit beſtimmter, als ſie es Larey gegenüber gethan. Sie ſagte, ſie hätte ſich ein Vermögen von dreißigtauſend Scudi erſpart.

Dreißigtauſend Scudi! Der Franzoſe erſchrak über die Höhe einer Summe, die er weit geringer taxirt hatte. Ihn, der niemals Kapital

beſeſſen, ſchwindelte. Er bat zärtlich, den glücklichen Tag nur recht nahe anzuſetzen.

Maddalena willigte ein. Sie hatte ihrerſeits keinen Grund zu warten. Nur bat ſie Müry, die nöthigen Schritte in aller Stille zu thun. Gräfin Polcaſtro dachte an Larey, an die Verwandten des Baron Bergen, welche ihr ſo bittere Beklemmung verurſachten. Indeſſen mit der Entſchloſſenheit einer von den Stürmen des Lebens abgehärteten Natur verbannte ſie alle unangenehmen Gedanken und trotzte der umwölkten Gegenwart, der gewitterſchwangern Zukunft.

Da ſchreckten beide überraſcht empor, als ein beſcheidenes Klopfen an der Thür ſich mehreremal wiederholte.

Erſt glaubte die Gräfin, es wäre Formoſa, die ſich meldete. Dieſe ſchnarchte noch nebenan, hörbar, gewiß in den ſüßeſten Träumen. Das Pochen wiederholte ſich.

Cola war es, der Diener.

Auf ſeiner Herrin rauhe Anrede, was er wolle, antwortete er, daß er käme den Beſuch einer Dame anzukündigen. Den ausländiſchen Namen habe er vergeſſen.

„Ausländiſchen Namen —?" Maddalena zitterte.

„Warum ſie hereinlaſſen! Nicht die Thür auch nur halb öffnen! Sogleich alle läſtigen Beſuche zurückweiſen! Wie ich ſchon oft befohlen!"

Dieſe ſtammelnd geflüſterten Worte der Gräfin folgten ſich fieberhaft.

Das war bei der Dame nicht leicht möglich, denn ſie trat entſchloſſen ein und erklärte, mit der Conteſſa ſprechen zu müſſen! „Hier kommt ſie auch ſchon bereits an die Thür!" erwiderte Cola.

Maddalena Polcaſtro hatte, wie wir ſchon ſagten, nicht umſonſt zwei Jahre unter den Wilden zugebracht. Mit raſcher Beſonnenheit trat ſie hinter den Bettvorhang und winkte den Männern zu ſchweigen.

Iſabella von Berneck hatte wirklich den Diener, welcher ſie verhindern wollte, in die Wohnung der Gräfin Polcaſtro zu bringen, zurückgewieſen und war feſten Schrittes durch die Zimmer gegangen. Sie hatte Adolf Müry's Zimmer erreicht, nachdem es Cola gelungen war, ihr um einige Augenblicke vorauszuſtürzen.

Adolf Müry ſah, daß die Gräfin dieſen Beſuch nicht empfangen wollte. Er kam, raſch in ſeinen Schlafrock gehüllt, der Dame bis auf die Schwelle entgegen und fragte, was ihm das Vergnügen ihres Beſuches verſchaffe.

„Ich ſuche Gräfin Polcaſtro, die ehemalige Geſellſchafterin meines Oheims!" bemerkte Iſabella. „Ich bitte, erklären Sie der Dame, daß ich ſie zu ſprechen wünſche!"

Auf dieſen Auftrag, zu deſſen Beantwortung Müry die nach der gemachten Eröffnung vielleicht veränderten Inſtructionen abgingen, erfolgte nichts als ein leiſes Zittern der Bettvorhänge, welches Frau von Berneck's Augen nicht entging.

Nachdem letztere vergeblich auf Antwort gewartet, mußte ſie ſich zurückziehen; denn ſie ſah, daß Adolf Müry ohne Kleider war.

Kaum hatte ſie die Schwelle der Thür verlaſſen, ſo ſtürzte die Gräfin vor und riegelte die Thür zu. Man glaubte jemand zu ſehen, der ſich vor Räubern zu ſchützen ſucht.

Inzwiſchen war auch Formoſa erwacht und klingelte heftig.

Die Gräfin ſah ſchon den Boten des Gerichts im Geiſte. Sie verwechſelte den Ton der Klingel ihres Schlafzimmers mit dem der Klingel auf dem Vorplatz.

„Madame!" lautete die deutliche Erklärung der fremden Dame. „Ich bin die Nichte des Freiherrn von Bergen und hätte einen andern Empfang erwarten dürfen nach den Wohlthaten, die Sie bei meinem Oheim genoſſen! Ich hoffe, Sie empfangen mich morgen zu einem gütlichen Vergleich! Das Uebrige erfahren Sie vom Advocaten Savarni!"

Nun hörte man auch einen Schrei in der Ferne. Formoſa hatte ſich der fremden Dame nähern wollen und entfloh auf die Nennung ihres Vaters.

Formoſa verriegelte ſich gleichfalls.

Iſabella kehrte halb bewußtlos nach dem mißlungenen Verſuch in ihren Wagen zurück. Dem Erfolg der friedlichen Rückſprache ſtellten ſich anſcheinend unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Und doch hatte man dieſen Weg einer gütlichen Ausgleichung gerathen, aus Rückſicht auf die Koſten des Proceſſes.

Mismuthig und erſchreckt über den Kampf mit dem Diener, den Anblick des Franzoſen, das Rauſchen der Gardinen ſeines Bettes, die Flucht eines jungen Mädchens, fuhr Iſabella über die Engelsbrücke. Sie betrachtete den gelben, ſeicht zwiſchen hohen, ſteilen Ufern fließenden Tiberſtrom und das Mauſoleum des Hadrian, die heutige Engelsburg, in der Färbung ihrer Stimmung. Beides erſchien ihr außerordentlich häßlich, wie auch die ruinenartigen Häuſer den Fluß entlang.

Jenſeit der Brücke wälzte ſich ihr ein Menſchenſchwarm entgegen, in deſſen Mitte ein bleiches, beſinnungsloſes Weib mit herabhängenden Haaren und triefenden Kleidern vorwärts gezerrt wurde. Iſabella blickte verwundert auf dieſe Gruppe. Sie war höchſt unheimlich an ſich und wurde draſtiſcher noch durch den düſtern Schauplatz. Denſelben Weg war manches Opfer zum Juſtizmord geſchleppt worden. Wer ſonſt als Gefangener die finſtern Thore der Engelsburg ſich ſchließen ſah, der kam ſelten mehr ins Freie, außer auf den Richtplatz. Gegenüber das lange Gebäude Tor di Nona war ehemals auch ein Gefängniß geweſen, noch nahm man es wahr an den kleinen Fenſtern mit den Eiſengittern. Hier hatte unter andern zahlreichen Opfern das intereſſanteſte und unglücklichſte geſeſſen, welches die an düſtern Schauerſcenen ſo überreiche Geſchichte des römiſchen Mittelalters kennt, ein engelſchönes, ſechzehnjähriges Mädchen aus edelm Hauſe, Beatrice Cenci. Iſabella glaubte auch jetzt noch an irgendelnen grauenhaften Act der Willkür, als man das bleiche, lebloſe Weib an ihr vorbeiſchleppte.

Auf ihre desfallſige Frage erwiderte ein franzöſiſcher Soldat, daß man die Frau ſoeben bei Porto di Ripetta aus der Tiber gezogen habe, in welcher ſie der Wahrſcheinlichkeit nach den Tod geſucht.

Auf dem eigentlichen Schauplatz der That verdichtete ſich die Menſchenmaſſe, Welber ſtarrten geſticulirend auf das kleine runde, von Bäumen umgebene Becken, Prieſter miſchten ſich unter den Volkshaufen, nebſt einigen Kuttenmännern, auch Soldaten waren zahlreich anweſend, in der Farbe des Rockes und der Knöpfe den Franzoſen ähnlich, nur verſchieden in der kriegeriſchen Haltung. In der engen Gaſſe vermochte der Wagen nur noch im Schritt vorwärts zu dringen. Iſabella bemerkte zu ihrer Verwunderung Senator Bergen mitten unter den Leuten. Seltſam genug ſtach er von ſeiner Umgebung ab. Der Fall ſchien den bremer Rathsherrn zu intereſſiren; er verſuchte eben, ſich mit ein paar Carabinieri zu verſtändigen. Iſabella ließ halten und winkte ihren Vetter zu ſich heran.

„Dies römiſche Leben iſt ein ewiger Carneval", ſagte Julius, nachdem er an der Seite der Dame Platz genommen; „die italieniſche Luft ſtiehlt uns Deutſchen die Thatkraft, und wenn ich noch länger hier verweile, werde ich zum ausgemachten Flaneur —"

„Aber was bedeutet die unheimliche Geſchichte, welche ſoeben unter unſern Augen vorging?" fragte Frau von Berneck athemlos.

„Ein Mädchen wollte ſich ertränken! Es rannte gleich einer Wahnſinnigen aus einem Hauſe der Ripettaſtraße, und bevor jemand ſeine Abſicht verhindern konnte, ſtürzte es ſich von dem kleinen Hafen aus in die Tiber. Dieſer Selbſtmordverſuch wurde, wie wir Juriſten uns auszudrücken pflegen, ohne Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt, denn es fehlte nicht an Zuſchauern am Ufer, eine Barke konnte ſogleich losgemacht werden und es gelang im Verlauf von wenigen Minuten, den bewußtloſen Körper ans Land zu bringen. Was aber nun mit der dem Waſſertode Entriſſenen geſchieht, werden Sie ſich vergeblich anſtrengen zu errathen!" ſchloß der Senator ſeine Erzählung.

„Man bringt die Unglückliche in ein Spital, damit ſie ſich von den Folgen ihres ungeſchickten Selbſtmordverſuchs erhole?" ſagte Iſabella.

„Sie kennen Rom nicht, Couſine!" entgegnete Bergen. „Auf ſo gewöhnliche Weiſe würde man in jedem civiliſirten Staate handeln, aber wir befinden uns in einem, deſſen Oberhaupt die ſonderbarſten Competenzen vereinigt. Iſt dem Papſt übel zu nehmen, daß er über der himmliſchen Jurisdiction einigermaßen die irdiſche vernachläſſigt? So wird hier der Selbſtmord in ſeiner Eigenſchaft als moraliſches Unrecht, Sünde betrachtet, und die Unglückliche wandert in die Carceri nuovi. Uebrigens herrſcht die nämliche heilloſe Competenzverwirrung in der ganzen wunderbaren römiſchen Staatsmaſchine, die geſetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt ſind vereint, vermiſcht, verwirrt in derſelben Hand, Montesquieu zufolge allen Geſetzen der Civiliſation zum Hohne. Die nämliche Kaſte verwaltet die Sakramente und die Provinzen, firmt die Kinder und ſpricht die Urtheile, weiht die Diakonen und ſchreibt Verhaftsbefehle, vergibt die Sünden und ſtellt Offizierspatente aus. Ich komme z. B. heute von einem Erzbiſchof, aber glauben Sie nicht, daß ich mich mit ihm über theologiſche Gegenſtände unterhielt, nein, er ertheilte mir die mir hier angenehme Zuſicherung, das Anweſen des Diebes und Betrügers Johann Schwarz werde mit Arreſt belegt und dieſer ehemalige Kammerdiener des verſtorbenen Freiherrn von Bergen gefänglich eingezogen werden. Dieſe Nachrichten Ihnen ſogleich mitzutheilen, ſuchte ich Sie auf und wurde von dem mannichfachen Spectakel auf der Straße

aufgehalten. Sie ſehen, unſere Angelegenheit beginnt vorwärts zu ſchreiten! Fahren Sie jetzt zur Gräfin Polcaſtro?"

Iſabella erzählte, daß ſie ſoeben von ihr komme — daß Gräfin Polcaſtro ſich zu Haus befand, ſich verleugnete und ihrer Sache vollkommen ſicher zu ſein ſcheine.

„Laſſen Sie ſich nicht entmuthigen, Couſine! Endlich gelang es uns dennoch dieſe Verborgene aufzuſpüren und die Klage gegen ſie kann nun nicht mehr zurückgewieſen werden. Das erſte, ſelbſt zweite Mislingen darf uns nicht abſchrecken, denn man kann in Rom einen Proceß viermal vor den nämlichen Richtern gewinnen und verlieren. Im ſchlimmſten Fall zwingen wir vielleicht doch noch die Polcaſtro zu einem Vergleich. Wenn man nicht das Ganze erhalten kann, muß man ſich mit einem Theil begnügen!" tröſtete der Senator.

„Dies hieße ſich zu einem zehnjährigen römiſchen Exil verurtheilen! Ich wünſche die Sache raſch abzumachen", verſetzte Frau von Berneck.

„Ich ſehe meinerſeits kein Unglück darin, ſich hier aufzuhalten! Jedenfalls iſt das Klima weit beſſer wie in Deutſchland", erwiderte Bergen. „Oder hätten Sie etwas, was Sie nach Hauſe zöge?" fragte er nicht ohne Theilnahme.

„Nein, im Gegentheil", antwortete Iſabella träumeriſch —

„Im Gegentheil? Folglich hält Sie etwas hier feſt und Sie wollen — fliehen?" verſetzte der Senator lächelnd.

„Wie ſchade, daß Sie nicht Großinquiſitor ſind, Vetter Julius", entgegnete Iſabella mit ſchnell wiedererlangter Selbſtbeherrſchung.

„Da iſt Couſine Bertha weniger verſchloſſen mit ihren Herzensgeheimniſſen! Sie fragte mich neulich, welchem von den beiden Bewerbern ſie den Vorzug geben ſolle, Montanara oder Böthy? Natürlich entſchied ich für den Ungar. Die kleine Frau meinte aber, da ſie ſelbſt blond ſei, paſſe es ſchlecht zuſammen! Des Cavaliere Augen und ſchwarzer Bart gefielen ihr beſſer!"

Eine Gruppe lebhaft Debattirender veranlaßte Bergen, halten zu laſſen. Man beſprach den vereitelten Selbſtmord und die Urſachen deſſelben. Die Unglückliche hieß Lucia Nerli und war ein Kammermädchen der Fürſtin Benzoni. Sie hatte einen Geliebten, der ſich leidenſchaftlich und aufrichtig um ſie bewarb und ſie verſtieß, weil ſie plötzlich angeklagt wurde, ſich im Hauſe der Fürſtin mit einem Sänger vergangen zu haben. Sie war vor das geiſtliche Gericht beordert worden — —

„Seltſame Welt hier in Rom!" ſagte der Senator, der ausgeſtiegen war und nun zurückkehrte, um Iſabellen die Aeußerungen der Leute zu berichten.

Der Wagen fuhr nach dem Venetianiſchen Platz in die gemeinſchaftliche Wohnung.

XVIII.

Kaum war Iſabella von Berneck nach Hauſe gekommen, als ſie auch ſofort wieder in den Wagen zurückkehren mußte.

Sie hatte gehört, daß ihre Schweſter mit dem Cavaliere Montanara auf der Via Pia ſpazieren gefahren, dort ausgeſtiegen war und ſich in die Thermen des Diocletian begeben hätte. Den Wagen hätte ſie fortgeſchickt.

Eine Bangigkeit ergriff Iſabellen. Sie fuhr ſofort in dieſelbe Gegend und hoffte, das ihr entſchieden immer bedenklicher werdende Paar dort aufzufinden.

Finſter war es in dieſen Thermen. Sie fand niemand. Ermüdet ſetzte ſie ſich auf einen Steinblock und ließ ihren Gedanken freien Lauf.

Da weckte ſie eine Anrede.

„Studiren Sie hier Rom?"

Sie erhob ſich. Havas ſtand vor ihr.

Iſabella erröthete und bekämpfte die Regung, die ihr höchſtes Erſtaunen ausdrücken mußte. Sie wollte bei ihren Grundſätzen feſt verharren. Sie wollte den Schein nicht fürchten, kalt zu ſein.

Sie fragte:

„Sind Sie ſchon lange hier in der Nähe?"

„Seit einigen Stunden befand ich mich in der Villa Palombari drüben und ordnete auf des abweſenden Miethers Wunſch deſſen Bibliothek!" antwortete Stefano.

„Sahen Sie nichts von meiner Schweſter?"

„Ja", erwiderte Havas nach einigem Zögern. „Vor einer ſtarken halben Stunde ungefähr gewahrte ich am Fenſter Gräfin Aarberg, die wie ein aufgeſcheuchtes Reh über den Platz eilte. Erſt in der Nähe der franzöſiſchen Schildwache hielt ſie inne und ſetzte ſich auf eben den Stein, auf welchem Sie gegenwärtig ſitzen. Meinen Platz nahm Cavaliere Montanara ein, der langſam ihr folgte. Ich bemerkte, wie er der Dame eifrig zuſprach. Anfangs wandte ſie den Kopf, aber nach und nach lieh ſie ſeinen Worten aufmerkſames Gehör und nahm zuletzt ſeinen Arm. Beide gingen durch die Via Strozzi den belebten Stadttheilen zu."

„Ich wünſchte ihnen zu folgen!" verſetzte

Iſabella und verbarg das Erglühen ihrer Wangen. Ohne Zweifel hatte zwiſchen beiden eine Scene ſtattgefunden, vielleicht eine verhängnißvolle Erklärung.

„Folgen?“ ſagte Havas. „Draußen wartet Ihr Wagen? Aber es wäre unmöglich! Bedenken Sie den großen Vorſprung! Laſſen Sie uns die geſchenkte Stunde ungeſtörten Beiſammenſeins genießen!“

Iſabella blickte den Mann an. Der Reiz war ſtark, den ſeine Perſönlichkeit auf ſie ausübte. Er ging ſo weit, daß ſie gleichſam unwillkürlich wieder auf ihren Steinſitz zurückſank.

„Wir haben nichts miteinander gemein“, ſagte der Bibliothekar des Papſtes, „nicht Sprache, nicht Abſtammung, nicht Erziehung, und dennoch ergreift mich in Ihrer Nähe ſtets ein wunderbares Behagen, was beweiſt, daß unſere Seelen füreinander geſtimmt ſind!“

Iſabella fühlte das Gleiche. Aber ſchlimme Erfahrung hatte eine Eisrinde um ihre Bruſt gezogen. Bisher war ihr als nächſtes Ziel — und praktiſche Naturen haben immer ein ſolches, was ſie mit Hintanſetzung aller Nebenrückſichten verfolgen — die Sicherung ihrer äußern Lebensſtellung erſchienen. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten war ihr ein inneres und äußeres Elend.

„Wie aber, wenn nur zu häufig Täuſchung und Widerwille das Reſultat vermeinter Neigung iſt? Auf die kurze Erregung ein gänzlicher Umſchlag der Geſinnung erfolgt?“ bemerkte Frau von Berneck lächelnd.

„Es gibt ein Mittel, Echtes vom Falſchen zu unterſcheiden“, ſprach Havas. „Wir ſind gereift im Leben und vermögen die Zeichenſchrift zu deuten. Jede Sympathie ruht auf dunkelm Naturboden. Sie iſt etwas Gegebenes. Aber der Menſch beſitzt ſowol die Fähigkeit als die Beſtimmung, all ſein Leiden und Thun, ſeine dynamiſchen Beziehungen zur Außenwelt in das freie Licht des Selbſtbewußtſeins zu übertragen. Hält das Gefühl dieſer Prüfung ſtand, dann iſt es das echte und Hingebung gewährt Befriedigung. Im andern Falle lag das Angezogenſein in bloßem Sinnenreiz oder höchſtens in äſthetiſchem Wohlgefallen, das heißt die Verwandtſchaft beſtand nur in dem niedern, nicht dem intellectuellen Gebiet, und ſolche Verbindungen enden in Zwieſpalt.“

„Sie überzeugen mich!“ entgegnete Iſabella freier athmend. „Sie ſuchen die Vernunft nicht zu blenden! Da iſt kein thörichtes Reden von Leidenſchaft! Niemand flößte mir noch dieſen Grad von Sicherheit ein und Ihre Nähe wirkt, ich geſtehe es, wohlthuend.“

Aus Havas' Weſen leuchtete bei dieſen Worten eine ſanfte Freudigkeit. „In dem noch bewohnbaren Theil von Diocletian's Prachtbau hauſen Kartäuſer“, verſetzte er; „mein Herz war ſtumm wie dieſe Mönche, die in den Hallen hinter uns ihr finſteres Weſen treiben. Vor kurzem zerriß das letzte Band, welches mich mit einem Menſchen meinesgleichen verknüpfte. Ich trauerte nicht, denn das Beklagen eines verlorenen Gutes iſt nur Schwäche, unſer Geiſt hat das Feld der Erkenntniß zu pflügen, unſer Wille das Gute ſelbſtbewußt zu üben, folglich kann für denjenigen, welcher ſeinen Lebensberuf richtig ergriff, nicht eigentlich von Leere und Ungenüge die Rede ſein. Ruhe und Zufriedenheit hängen von richtiger Stellung der Lebensrechnung ab und ſind in jedes Menſchen Macht gegeben. Aber die farbenprächtige, duftende Blume des Daſeins kann nur da erblühen, wo die Lebensſonne ihren Strahl hinſendet, die Liebe. Sie allein vermag Glück zu ſpenden.“

„Der ſprach anders, der mir zum erſten male von jenen Dingen redete!“ ſagte Iſabella. „Er kam nicht als ſanfter Friedensbote. Urtheilen Sie, ob ich durch meine Vergangenheit zum Mistrauen gerechtfertigt bin. Meine Mutter ſtarb frühe. Ich kam zu einer Schweſter derſelben in ein Provinzſtädtchen. Die Tante lebte nur in ihren Erinnerungen; unbefriedigt von der Gegenwart, floh ſie ſtets in eine geträumte Vergangenheit zurück. Wie wenig Wahrheit dieſe Gedankenbilder auch enthielten, dem unerfahrenen Mädchen gegenüber gewannen ſie Wirklichkeit. Was der ſchwachen, kränklichen Frau eine bloße Fata-Morgana war, mit der ihre müßige Phantaſie ſpielte, oder eine Seifenblaſe, in Nichts zerplatzt, bevor ſie die Spitze der Zunge verlaſſen, erfaßte und verarbeitete ich mit kräftigen Sinnen, danach geſtaltete ſich meine Weltanſicht. Mit funfzehn Jahren kehrte ich in das Haus meines Vaters zurück, welcher ſich mittlerweile zum zweiten male verheirathet hatte. Die Stiefmutter war ein heiteres, leichtſinniges Weſen, dachte nur an Zerſtreuungen, putzte ſich und ihr hübſches kleines Töchterchen, Bertha, um die Wette und hatte für jedermann ein Lächeln, ſelbſt für mich. Bald errieth ich, daß im glänzenden Haushalte meines Vaters die Ausgaben das Einkommen überſchritten und häufige Unordnungen die Folgen waren.

Ich beſaß ein geringes Kapital von Mutter und Tante, von Jugend auf ſparſam hatte ich ſtets Geld in den Händen. Meine Stiefmutter entlehnte zuweilen kleine Summen von mir, obwol ſie mich wieder zu andern Zeiten, wenn ihre Kaſſe gefüllt war, freigebig beſchenkte. Bald lernte ich dieſe Frau mit ihrem kleinlichen Getreibe gering ſchätzen. Die Gäſte und Beſuche, welche ſich unaufhörlich in unſerm Hauſe drängten, ſtörten und beläſtigten mich. Für Bertha war der Lärmen des geſelligen Verkehrs Lebensatmoſphäre; ich fühlte mich darin niemals heimiſch. Wie ich zwanzig Jahre zählte, hielt ein alter General um mich an, der die Gicht hatte und fünf Kinder erſter Ehe. Zum Aerger meines Vaters wies ich dieſe Partie zurück. Die Stiefmutter meinte mit ihrem gewöhnlichen leichten Sinn, ich hätte recht gehabt, der Bewerber ſei zu alt geweſen. Um die nämliche Zeit befand ſich ein junger Mann in München, der viel von ſich zu ſprechen gab, Oskar von Berneck hieß er. Der Polizeidirector hielt Conſultationen darüber mit meinem Vater, ob er ihn nicht ſollte ausweiſen laſſen. Er war einſt preußiſcher Lieutenant geweſen und aus nicht ganz in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gründen verabſchiedet worden. Er hatte ſpäter große Reiſen unternommen, ſich durch literariſche Beſchäftigung Geld verdient und gehörte zu den politiſch Exaltirten. Kurz, er war ein unruhiger Kopf, wie man ſie zu der damaligen gärenden Zeit gern entfernt hielt, nur gab er eben keine unmittelbare Veranlaſſung zum Einſchreiten gegen ſich. So unterblieb die beabſichtigte Ausweiſung. Aus dem natürlichen Widerſpruch, in welchem ich mich meiner nicht homogenen Umgebung gegenüber befand, intereſſirte mich der Proſcribirte. Um ſo mehr, da mir die Möglichkeit fehlte, ihn in unſerm Hauſe oder bei Bekannten zu ſehen. Deſto unbeirrter konnte die Phantaſie ihre Luftſchlöſſer bauen. Mein Roman war fertig, bevor wir jemals zuſammentrafen. Eines Tags fuhren Bertha und ich allein ſpazieren. Ein ſchöner Waldweg erweckte beſonders in mir die Luſt, zu Fuß zu gehen. Wir verließen den Wagen und heute noch erinnere ich mich des Entzückens, mit dem ich mich unter den Baumrieſen verlor. Der würzige Duft des Nadelholzes, durch deſſen grünen Dom nur ſelten ein Sonnenſtrahl blitzte, wirkte wohlthuend und nervenbelebend. Beinahe ſchien es, als hätten Bertha und ich die Charaktere getauſcht, ſo munter ſprang ich auf den wenig betretenen Waldpfaden und pflückte die rothen Beeren, die zuweilen aus dem ſaftigen Mooſe leuchteten, während meine jüngere Schweſter ſorgfältig vermied, die künſtlichen Falbeln ihres elegauten Anzugs in Unordnung zu bringen. Die Momente der Freiheit ſind ſo ſelten in dem Leben eines jungen Mädchens der höhern Stände, daß ich dieſen geſchenkten rückhaltslos genoß. Plötzlich, nachdem mir Bertha öfters zugerufen, einzuſteigen, bemerkte ich, daß ich einen goldenen Armreif abgeſtreift hatte. Ich beſchloß, denſelben zu ſuchen und nicht eher heimzukehren, bis ich ihn gefunden. Bertha jammerte und fürchtete das Concert zu verſäumen. Aengſtlich war ich niemals; ſo ſchlug ich ihr vor, nach Hauſe zu fahren und mir dann den Wagen wiederzuſchicken. Kaum befand ich mich allein in der tiefen Waldeinſamkeit, als ein Unbekannter auf mich zutrat. Es war ein ziemlich großer Mann mit vorwärts gebeugter Haltung, nachläſſig gekleidet, trug eine Brille und hielt mein Armband in der Hand. Freudig ſtürzte ich mich auf den Fund zu. «Sind Sie ganz allein im Walde, Fräulein?» fragte der Unbekannte. Ich erzählte den Vorfall, wie er ſich zugetragen, und der Finder meines Armbands meinte, mich durch ſeine Brille neugierig betrachtend, ich hätte lange zu warten, denn der Weg ſei weit. Mittlerweile breitete er ſeinen Ueberrock auf das Moos und lud mich ein, mich daraufzuſetzen. Dieſer Mann, dem ich zufällig im Walde begegnete, war nun Oskar von Berneck. Den nächſten Tag ſchon nahm er unſerer Wohnung gegenüber ein Zimmer und unterhielt beſtändig eine Zeichenſprache mit mir. In der Heimlichkeit reifte unſere Vertraulichkeit raſch. Bald erſchien Herr von Berneck eines Morgens in dem Cabinet meines Vaters und bat um meine Hand. Auf welche Art der Präſident dieſen Freiwerber empfing, werden Sie leicht errathen. Einige Stunden ſpäter erhielt ich von Herrn von Berneck einen Brief, worin er mir die Flucht vorſchlug. Mein Vater verbot mir peremtoriſch allen Verkehr mit dem Abenteurer, wie er ihn nannte; ich ſollte von nun an nicht mehr die Freiheit beſitzen, in meinem Zimmer zu weilen, ſondern mich beſtändig im Salon meiner Stiefmutter aufhalten. Den nämlichen Abend noch verließ ich München mit Herrn von Berneck. Wir wurden in ſeiner Heimat getraut; dann ſchrieb er eine lange Erklärung an meinen Vater, worin er heftige Liebe als Entſchuldigung des Stattgehabten angab. Der Präſident blieb gegen alle Erörterungen vollkom-

men unempfindlich, er antwortete äußerſt lakoniſch, daß er dieſe Ehe niemals anerkennen werde und einſtweilen mein Kapital zurückbehielte und mir nur die Rente ſchicke. Das war in der Folge mein Glück ſowie der Umſtand, daß unſere unpaſſende Verbindung ohne Kinder blieb, welche mich für immer an Herrn von Berneck gefeſſelt haben würden. Die Täuſchung währte nicht lange. Bald war das Geſchöpf meiner Einbildung verſchwunden und an ſeine Stelle der Mann der Wirklichkeit getreten, ein Menſch von nur mittelmäßiger Begabung, aber heftigen, ungezügelten Leidenſchaften, beſtändig ſchwankend zwiſchen gut und böſe. Möglich, daß die Hand der Liebe den ſchwachen Oskar auf den rechten Weg zu leiten vermocht hätte, mir fehlte eben dieſe Liebe. Bitter empfand ich ſein an mir begangenes Unrecht, mich aus dem Hauſe des Vaters in äußerſt unſichere Verhältniſſe zu locken. Anfangs ſtießen unſere Charaktere in manchem harten Strauß zuſammen; Herr von Berneck, der ſich dann ſeiner vollen Leidenſchaftlichkeit überließ, rannte nach ſolchen Scenen fort und behauptete, ſie raubten ihm für mehre Tage die Kraft, zu arbeiten. Immer mehr reifte die Erkenntniß in mir und ich wurde ruhig. Herr von Berneck wähnte mich mit meinem Geſchick verſöhnt, während ich den Entſchluß faßte, mich auf immer von ihm zu trennen. Ohne Erklärung kehrte ich zu meinem Vater zurück und bat den Präſidenten, einige Zeilen an Herrn von Berneck zu richten, worin er ihm die vollkommene Hoffnungsloſigkeit eines Verſuchs, mich wiederzubekommen, auseinanderſetzte und für den Fall, daß er ſich nicht zufrieden gebe, mit gerichtlicher Eheſcheidungsklage drohen ſollte. Mein Mann war eitel; er fühlte ſich wahrſcheinlich tief verletzt und ließ ſich ſchweigend die Trennung gefallen. Dieſer Zuſtand dauert nun bereits eine Reihe von Jahren. Mein Mann exiſtirt nicht mehr für mich. Mit den Idealen habe ich abgeſchloſſen; Unabhängigkeit, vollkommen geſicherte äußere Lage ſchien mir die Baſis, auf welche ſich vernünftigerweiſe Zufriedenheit gründen müſſe. Jedes unbeſtimmte Sehnen abzuweiſen, Ruhe und Feſtigkeit zu erreichen, danach ſtrebte ich und glaube meinen Zweck erlangt zu haben!"

Havas hatte voll Theilnahme zugehört und erwiderte: „Wenn Sie es bis zur Apathie der Stoiker gebracht hätten, wären Sie darum nicht zu beneiden! Das Menſchenwürdige iſt, die Gefühle zu mäßigen, zu beherrſchen, aber nicht zu unterdrücken. Uebrigens zweifeln Sie nicht, daß ich die bei Ihrem Geſchlechte ſo ſeltene Stetigkeit der Strebungen, die Klarheit Ihres Willens bewundere. Wie doch jeder ſeine eigene Geſchichte hat! Wüßten Sie die meinige!"

„Erzählen Sie —" ſagte Iſabella und ließ ihr Auge auf dem edeln Manne ruhen.

„Sie werden mich nicht anhören wollen", entgegnete Havas traurig, „wenn Sie den Anfang vernehmen —"

„Warum?" fragte Iſabella erſtaunt —

„Ich bin aus Aſien gebürtig, von armen Aeltern entſproſſen; mehr noch — ich bin ein geborener Jude —"

Havas war ſelbſt aufgeſtanden und er konnte zweifelhaft ſein, ob die gleiche Bewegung Iſabellens aus der Nachahmung ſeines Beiſpiels oder der Betroffenheit über dieſe Mittheilung entſtand.

„Ein Jude?" ſagte ſie. „Wie kamen Sie nach Europa —?"

„Ich bin ein arabiſches Judenkind, wie deren manche, wo die Aeltern ausſterben, in fremde, chriſtliche Hände kommen und dann gewaltſam getauft werden. So ging es mir. Ein Baſilianerkloſter nahm mich auf und ſchickte mich, als ich erwachſen war, nach Rom in das Colleg der Propaganda, wo ich mich zum Miſſionar heranbildete. Dann trat ich zu den Jeſuiten über, hatte ſchon die Tonſur und würde die Weihen genommen haben, wenn nicht —"

Havas ſchwieg träumeriſch.

„Sie hatten eine unglückliche Liebe —"

„Eine unglückliche? Eine verbrecheriſche —!"

Iſabella betrachtete ihn ſtaunend.

Leider wurde das Geſpräch unterbrochen.

Aus der Villa Palombari kamen Leute, die den Bibliothekar abriefen. Er mußte ihnen folgen —

„Auf morgen!" ſagte er, als er Iſabella an ihren Wagen geleitet hatte. Sein Auge glänzte in Wehmuth.

Iſabella fuhr in ihrem Wagen nach Hauſe und trat in ihre Zimmer, ohne ſich erinnern zu können, durch welche Straßen ſie gefahren.

Ihr Geiſt war wie abweſend.*)

*) Wir bedauern, hier in einer Mittheilung abbrechen zu müſſen, die ohne Zweifel unſere Leſer ſchon allein als Sitten- und Ortsſchilderung intereſſirt haben wird. Sie war einem ſelber noch unter der Preſſe befindlichen Roman entnommen, der ſoeben in Leipzig bei F. A. Brockhaus erſchienen iſt und jedem Gelegenheit bietet, ſich über die fernern Schickſale des Proceſſes gegen Gräfin Polcaſtro, über Iſabella, Montanara, Havas u. a. zu unterrichten „Unter den Ruinen" (dies der Titel des Romans in vier Theilen) dürfte eine ſtarkbegehrte Lectüre der Winterſaiſon werden. Wir kommen auf den geiſtvollen Verfaſſer und ſein erſtes Auftreten außerhalb der journaliſtiſchen Sphäre in einem ausführlichern Bericht zurück. D. Her.

Anregungen.

Gut und ſchön.

Der Verfaſſer einer kleinen Schrift: „Die praktiſchen Ideen. Nach Herbart. Von Dr. Georg Tepe" (Leer u. Emden, 1861), ſtellt die ſogenannten praktiſchen Ideen, d. i. im Sinne Herbart's die Grundideen der Sittlichkeit, von vornherein in ein mild anſprechendes Licht, indem er ſie als zum großen Gebiet der Lehre vom Schönen gehörig betrachtet. Was wahrhaft recht und gut iſt, iſt auch einer ſchönen Geſtaltung fähig und das Schöne in der reinſten Form beruht auf dem Grunde der Sittlichkeit. Doch iſt die Sittenlehre nicht ſo aufzufaſſen, als ob ihr Weſen darin beſtehe, einzelne Vorſchriften des Verhaltens zu ertheilen; ſie iſt keine Caſuiſtik, ſie hat vielmehr das Streben, den Willen zur ſelbſtändigen Herrſchaft über jeden Augenblick des wechſelvollen Lebens anzuleiten.

In fünf Grundideen legt der Verfaſſer den Inhalt einer ſolchen Sittenlehre dar. Der Ausgangspunkt aller Willensäußerung iſt die innere Freiheit, die für ſich allein allerdings nur dem eigenen Selbſt dient, aber ſtets die eigentliche Kraftſpenderin bleibt; ſie ſtrebt raſtlos, die vier andern Momente in ſich aufzunehmen, in ſich zu harmoniſcher Uebereinſtimmung zu bringen; gelingt es ihr, ſo erſcheint ſie als die Krone von allen, als das A und O der Lebenskunſt. Die zweite Grundidee iſt die der Vollkommenheit, des höchſten Maßes im Guten, die ebenfalls für ſich allein zur Selbſtüberhebung führen muß und erſt durch die Mitwirkung der andern, beſonders des Wohlwollens, das Gute wirkt. Es iſt weiter klar, daß auch das Wohlwollen oder die liebende Berückſichtigung der Mitmenſchen, wenn es uneingeſchränkt zur Geltung kommt, ein ſittliches Misverhältniß erzeugt; es muß ſich, um den richtigen Weg nicht zu verfehlen, einerſeits von der Idee des Rechts, die widerſtreitende Anſprüche auszugleichen trachtet, andererſeits von der der Billigkeit, der Nemeſis im Sinne der antiken und Shakſpeare'ſchen Tragödie, die überall heilend und herſtellend eintritt, wo durch Schuld das Gleichgewicht geſtört iſt, leiten und zu den richtigen Zielen führen laſſen. Kaum bedarf es der Hindeutung, daß ebenſo auch die beiden letztern, die Idee des Rechts und die der Billigkeit, jede für ſich allein nicht im Stande ſind, das Leben ſittlich zu geſtalten; ſie bedürfen der vervollſtändigenden Einwirkung der andern ſittlichen Grundideen, wenn ſie die ihnen in ihrer Abgeſondertheit eigenthümliche Felſenhärte aufgeben und zu Elementen eines edel menſchlichen Daſeins werden ſollen. Erſt alle fünf in harmoniſcher Wechſelbeziehung verwirklichen das Gute und Schöne; iſt aber dieſe Harmonie erreicht, dann tritt zuletzt wieder die Idee der innern Freiheit beſtimmend in den Vordergrund und die andern vier erſcheinen in ſie aufgenommen, als ob ſie jener gegenüber nur vorübergehende Momente wären; nur iſt es jetzt die wahre ſittliche Freiheit, nicht die ſelbſtſüchtige, von der der Wille ſeinen Ausgang nimmt.

Dieſen Entwickelungsgang finden wir in dem vorliegenden Schriftchen klar und anſprechend dargelegt.

Für und gegen den Materialismus.

II.

Eine andere Schrift von dem geiſtvollen leipziger Profeſſor Guſtav Theodor Fechner (Dr. Miſes) behandelt unter dem Titel: „Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die ſichtbare Welt, um die unſichtbare zu finden" (Leipzig, Amelang, 1861), das von den Materialiſten wie von den ſpiritualiſtiſchen Philoſophen, nicht weniger auch von der unverſtändigen Menge belächelte Thema, ob ſeeliſche Befähigung und Thätigkeit ſich auch über die Thier- und Menſchenwelt erſtrecke; ob die Pflanze, ob der Erdball, ob endlich das Weltganze eine Seele habe, d. h. eine innere ſelbſtthätige, einheitliche Lebensrichtung, oder ob ſie alle nur als wohleingerichtete Maſchinen einem äußern Anſtoße folgen und dieſen immer aufs neue bedürfen, wenn ſie nicht, gleich einem Uhrwerk, zuletzt völlig ablaufen ſollen.

Der Verfaſſer entſcheidet ſich für das erſtere. In manchen Punkten begegnet er den Anſichten der früher erwähnten Schrift, obwol beide von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehen. In der vorliegenden Darſtellung bewegen wir uns ganz auf dem Boden von Thatſachen, die der Beobachtung des Naturlebens entnommen ſind. Allerdings muß in jedem einzelnen Falle der Schritt von der Thatſache zur Idee gewagt werden, aber es geſchieht hier ſo vorſichtig, daß wir immer noch den einen Fuß auf der Stufe des Sichtbaren ruhen ſehen, während der andere ſich ſchon in das Unſichtbare erhoben hat. Das Endliche erſcheint dem Verfaſſer als des Unendlichen Inhalt, zwar als unumfaßlich, aber nicht als unerfaßlich; es gilt alſo nicht Erhebung über das Endliche, ſondern Vertiefung, Erweiterung, Steigerung des bekannten Endlichen in das Unendliche hinein. So läßt ſich Gott finden, der Gott, von dem das bibliſche Wort ſagt: „In ihm leben, weben und ſind wir." Alles Dunkle der Materie iſt dann verſchwunden, aber auch alle Transſcendenz der die Materie ignorirenden Philoſophie. Manches in dieſem Buche erſcheint anfangs wunderlich, aber man folgt der Beweisführung mit lebhaftem Intereſſe und findet ſich bis zu Ende feſtgehalten. Man muß einräumen, es iſt im Dienſt der Wahrheit geſchrieben und verdient reifliche Prüfung.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Gervinus über Schlosser. — Briefe aus Karlsruhe. I. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. IV. — Aus einem berliner Briefe. — Briefwechsel.

Gervinus über Schlosser.

Wir sind der deutschen Sitte, übermäßig unsere Nationaltugenden zu loben, nicht eben besonders befreundet; Eine unserer guten Seiten aber, die auf den Kathedern bei öffentlichen Schulacten nicht gepriesen zu werden pflegt, müssen wir anerkennen, die, daß wir von den Todten lieber Gutes als Schlimmes reden. Ist es das reuige Bewußtsein, daß wir den Lebenden, wenn sie sich auszeichneten, bitter genug zusetzten, oder ein sentimentaler Hang unserer angeborenen Natur überhaupt — das bekannte de mortuis nil nisi bene können wir bei uns sogar im Uebermaß angewendet finden. Kaum hat sich über einem unserer Geistesstreiter das Grab geschlossen, so könnte man wol eher versucht sein, zu rathen, auf der Hut zu bleiben, nicht eben auch alles die weiche threnodische Phrase unter Wasser setzen zu lassen und sogar die berechtigte Kritik mit hinwegzuschwemmen. So starb z. B. vor kurzem ein ehemaliger Schüler und Genosse des Historikers Schlosser, Dr. Vercht, der mit ihm einige Jahre ein „Archiv für Geschichte" herausgab. Dieser Mann verdunkelte eine achtbare Vergangenheit durch eine gehässige Mission, die ihm vom Minister Eichhorn und dessen damaligem Ad latus, Herrn Gerd Eilers, für die preußischen Rheinprovinzen übertragen wurde. Wie sich auch Herr Gerd Eilers jetzt in seinen sechs Bänden „Meine Wanderung durchs Leben" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860—61), ohne bei unserm vergeßlichen Geschlecht besondern Widerspruch zu finden, als eine gestürzte edle Größe darstellt, ebenso gaben unsere Zeitungsreferenten, die zuweilen einem allerjüngsten Geschlecht anzugehören scheinen, jenem Vercht nur die ehrenvollsten Prädicate ehemaliger Turnerschaft und demagogischen Märtyrerthums; von seiner Umkehr zum „Rheinischen Beobachter", seinem Satellitenthum der Eichhorn-Eilers'schen Verfolgungs- und Unterdrückungsperiode von 1840—48 war, fast möchten wir sagen, nirgends die Rede.

Anders steht es freilich mit dem edeln Opfer der Erinnerung, das Gervinus seinem hochverdienten Lehrer, dem kürzlich verstorbenen Historiker Schlosser, in einem soeben erschienenen Schriftchen (Leipzig, Engelmann, 1862) darbringt. Hier windet nicht die Vergeßlichkeit und nicht blos die Hand der entschuldigenden Pietät Immortellenkränze, sondern die tiefste Ueberzeugung vom seltenen Werth des Dahingeschiedenen und die genaueste Kenntniß aller auf Rechnung des Verstorbenen zu setzenden trefflichen Lebensäußerungen und ausgezeichneten Bewährungen. In einer Ausströmung von Gefühl und Kenntnissen, die diesmal jener bekannten — Athemlosigkeit der Gervinus'schen Darstellungsweise nur den Charakter einer hinreißenden Beredsamkeit gibt, schildert ein berühmter Forscher den andern, und nicht leicht wird sich ein Leser dieser wenigen Blätter dem Eindruck entziehen, daß hier eine in der That mächtige und trotz mancher Sonderbarkeit höchst edle Persönlichkeit der Gegenstand der verherrlichenden Todtenrede ist.

Wer möchte dem ergriffenen Sprecher nicht in allem beistimmen, was er zur Rechtfertigung der vielfach beanstandeten Verdienste Schlosser's gegen jene Gegner anführt, welche auch die unserigen sind? Den Nachtunholden der geistigen Verdunkelung war Friedrich Christoph Schlosser ein Sanct-Michael mit dem flammenden Schwerte. Aber auch da darf man dem Apologeten die Zustimmung nicht versagen, wo die Gegner auf Schlosser's Schwächen in der Form so nachdrückliches Gewicht legten. Freilich ist nicht hinwegzuleugnen, daß sich die Leistungen des hochverdienten Mannes nicht bis zu Kunstgebilden erhoben, ja nicht einmal den Anforderungen an eine lichte und übersichtliche Anordnung des erforschten Materials entsprachen. Kunstgebilde auf dem Gebiet der Historik zu geben, wurde leider bisher in Deutschland nur zu ausschließlich erst von Richtungen angestrebt, die im Besitz dessen, was Schlossern in äußern Dingen fehlte, doch nur zu sehr den Mangel seiner innern Vorzüge verriethen. Eine poetisirende Geschichtschreibung verherrlichte das Mittelalter, eine kalt diplomatische den Lug und Trug der Cabinete im Zeitalter der Renaissance. Den Anklagen gegenüber, welche gegen Schlosser Leo oder Ranke wenn nicht ausdrücklich, doch durch den Charakter ihrer eigenen Leistungen erhoben haben, muß man Schlossern trotz der ganzen chaotischen Weise seiner Materialanhäufungen und selbst in seinen zuweilen ihm nachzuweisenden Widersprüchen, in seinen auffallenden thatsächlichen Irrthümern und Vergeßlichkeiten (er verwechselte bekannte Sprüche Goethe's mit Schiller'schen), in seinem Mangel an System, in seinem Mangel einer sichern Philosophie und einer sich ihrer klar bewußten Welt- und Lebensauffassung gelten lassen.

Und dennoch müssen wir auch diesem vortrefflichen Nekrolog gegenüber die Behauptung aufrecht erhalten, daß mit ihm über Schlosser noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Den vulgären Gegnern Schlosser's gegenüber wird Gervinus in allem recht behalten; er

gibt aber noch eine höhere Instanz, vor welcher über Schlosser die Debatte nicht in dem Grade abgeschlossen werden kann, wie sie Gervinus schließt. Schlosser's Verdienste und seine persönlichste Natur in Ehren, bleibt doch auch an ihm ein für deutsche Gelehrtenzustände sozusagen typischer Mangel harmonischer Lebensprincipien und eines sich selbst bescheidenden, immer nur am Objectiven sich begnügenden Blicks zu rügen. Von elektrischem Stoff wahrhaft überladen, theilte Schlosser bei fast jeder Berührung mit dem Bedeutenden Schlag auf Schlag aus, mehr unheimliche als wohlthuende Anregungen, während sein Wesen magnetisch nur ausströmte bei Veranlassungen, wo ihm die Theilnahme der unter den allgemeinen Bildungsbedingungen stehenden Organisationen selten folgen mochte. Wir sehen ihn ergriffen, wo uns andere nichts ergreift; wir sehen ihn kalt, kritisch und ablehnend, wo sich ein erhabener und vornehmer Geist recht in seinem Element gewußt haben würde. Naturen dieser Art sind die Wonne des Dilettantismus. Unconstructiv, wie letzterer immer ist, imponirt ihm diese abspringende Sprödigkeit und Härte, diese sich nicht gefangen gebende Polemik, diese sich endlich, wenn überhaupt einmal, nur an einem aparten Dictum eines vergessenen Dichters oder Scholastikers ausruhende und da dann plötzlich mit unerwartetem Gemüth sich ausströmende Umständlichkeit, eine an einer Stelle, auf die wenig ankommt und die die große Masse mit — keinen Verpflichtungen belastet, sich ausruhende Hingebung. Wen hat je die endlose Vertiefung angemuthet, in der sich Schlosser über Dante erging? Episodisch blieb trotz der Ueberfülle an Material sein Schaffen, Denken, Fühlen. Von einem Kampf titanischer Elemente, wie ihn die Französische Revolution darstellt, von der Höhe des gewaltigsten Pathos konnte Schlosser umkehren, seinen eben angefangenen Perioden mit einem großartigen Gestus unvollendet lassen und sich in die mittelalterlichen Wortklaubereien der Nominalisten und Realisten zurückbegeben, nicht um an Mikrologieen ein seiner Natur nothwendiges Interesse zu befriedigen, sondern um einem, seinem Wesen eingeprägten Triebe zum Unorganischen und zur Nichtgestaltung Befriedigung zu gewähren. Ein Historiker, den man sich nicht wenigstens einige Zeit lang großherzig mitrathend, schöpferisch mithelfend im Getriebe der laufenden Geschichte denken kann, ist kein echter Historiker. Von Herodot und Thucydides an bis Johannes Müller und Macaulay waltete im echten Historiker die Möglichkeit eines Staatsmanns doch von wenigstens — wie einmal die Welt ist — vierundzwanzig Stunden; aber wenn Schlossern die Humanität selbst zu ihrem Minister gemacht hätte, dieser wunderliche Mann hätte selbst ein Portefeuille der Menschenbeglückung nicht eine Stunde tragen können.

Bei alledem räumen wir ein, daß die Todtenrede, die hier Gervinus gehalten, alle Spuren trägt, die zuweilen einem schnell hingeworfenen, unmittelbaren Erguß der Feder und des Herzens eher einen vollendet classischen Ausdruck geben als einer lang überlegten Ausarbeitung.

Briefe aus Karlsruhe.

I.

Die Ausstellung des Rheinischen Kunstvereins in der großen Orangerie beschäftigte letzten Sommer alle Klassen unserer Stadt auf das lebhafteste. Es war in der That interessant, einige Stunden an dem Schauplatze zu verweilen, nicht um manche vorlaute Urtheile von Halbkennern und Parteigeistern zu vernehmen, sondern um vielfach sich zu überzeugen, wie verschiedene Eindrücke die Kunstwerke auf unbefangene Naturkinder hervorbringen. Natürlich war das Genre das Hauptaugenmerk; die Technik an sich hat für die Unbefangenen keine Bedeutung; die Intentionen des Malers, das Drama des Bildes beschäftigen sie allein; jene errathen sie aber nicht selten instinctmäßig und dieses verfolgen sie bis in das kleinste Detail der Einzelheiten und interpretiren bisweilen auf treffende Art, obschon in eigenthümlich logischer Weise. Daß die Zahl der eigentlichen Kunstwerke bei allen solchen Ausstellungen stets nur eine kleine ist, darüber verwundern und ärgern sich manche Leute mit Unrecht. Nicht immer gelingen die Versuche junger Kräfte, manche wandeln noch unsicher wie im Nebel und wissen oft noch nicht recht klar, wohin sie selbst wollen oder sollen; bei andern bleibt es auch io son' pittore zeitlebens ein Wahn, während manche der ältern, sonst tüchtigen Künstler dem engen Kreise ihrer Ansichten und ihrer Schule sich niemals ganz entwinden können, nur in Vervollkommnung der Technik einen Fortschritt beweisen, poetisch auf demselben Flecke stehen bleiben. Von den 319 aufgestellten Bildern hatte München fast ein Viertel geliefert; Frankfurt, Mainz, Karlsruhe, Dresden, Berlin, Düsseldorf, Wien, Stuttgart waren zahlreich vertreten; vom Auslande hatten Paris, Lyon, Besançon, Brüssel, Rotterdam, Gröningen, Basel reichlich beigetragen. Der allgemeine Ueberblick lehrte abermals, daß der sogenannten Heiligenbilder und der streng historischen immer weniger werden, daß Genre und Landschaft mehr und mehr um sich greifen, dem Zeitgeschmack und dem Markte mehr zu entsprechen scheinen. Die Künstler verlieren dabei nichts; ob die Kunst dadurch gewinne, ist eine andere Frage, deren Entscheidung einer durchgreifenden Kritik anheimgestellt bleibt. Wer sich übrigens überzeugen will, wie wohlthuend diese Ausstellungen auf den Geschmack im allgemeinen einwirken, der sehe sich in den Wohnungen der Privaten um, wo die abgeschmackten Bilder mehr und mehr verschwinden, besseren Platz machen. Nicht minder interessant erscheint auch die tägliche Beobachtung des unmittelbaren und steigenden Eindrucks von Bildern, denen irgendein poetischer Gedanke zu Grunde liegt, neben andern, die vielleicht technische Vorzüge vor ihnen haben. „Natürlich", flüsterte mir ein alter Belgier zu, „Poesie und Gedanke sind göttlichen Ursprungs; die

Technik iſt nur eine edle menſchliche Errungenſchaft, deren Würdigung beim Betrachter Eigenſchaften bedingt, welche dieſer höchſt ſelten beſitzt."

Während deſſen beginnen ſchon die erſten Ankündigungen und Vorbereitungen zu einer großartigen Pflanzen- und Blumenausſtellung im Botaniſchen Garten für den nächſten Frühling. Der köſtliche Wintergarten ſoll als Hauptraum dafür beſtimmt ſein und durch bedeutende Anbaue vergrößert werden. Die beträchtlichen Geldprämien werden ohne Zweifel eine bedeutende Concurrenz herbeiführen und manches zur Anſchauung bringen, was dem hieſigen Publikum noch unbekannt iſt und in unſern vielen Handelsgärtnereien ſchmerzlich vermißt wird. Wünſchenswerth wäre dabei auch eine Aufmunterung für den edeln Gemüſebau, der hier der Vervollkommnung noch ſehr bedarf. Thüringen, Franken und wol auch Ulm u. ſ. w. könnten manches aufſtellen, was hier als neu und nachahmungswerth erſchiene.

Ueber die geſelligen Verhältniſſe und das öffentliche Leben in Karlsruhe ſind mancherlei Unrichtigkeiten verbreitet. Da ſich nun ohnehin durch den Aufſchwung der Polytechniſchen Anſtalt, durch die vielen Fabriken und Induſtrieanſtalten in der Phyſiognomie unſerer Stadt manches weſentlich verändert und Angenehmes wie Unangenehmes eingeführt hat, ſo dürfte darüber gelegentlich berichtet zu ſehen für viele Leſer nicht ohne Intereſſe ſein.

Aus deutſchen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und ſeine Bäder im Winter.

IV.

Nimm es nicht übel, lieber Leſer, daß ich dich von der Taufe auf die Hochzeit und nicht von der Hochzeit auf die Taufe führe! Es iſt nicht ganz ungewöhnlich hier, daß — vorher ein paarmal getauft und dann erſt Hochzeit gemacht wird. Natürlich nicht unter den reichern Bauern, die auf Anſtand halten. Unter den ärmern Bauern aber herrſcht in dieſer Beziehung eine faſt haarſträubende Verwilderung. Es gibt hier im Lande Familienmütter in nicht geringer Zahl, bei denen es trotz zahlreicher Taufen nie zum Hochzeitsfeſte kommen wollte; ja es ſollen einzelne Familien hierherum leben, die von Generation zu Generation ohne Hochzeit Jahrhunderte hindurch keinen andern Namen als den der Mutter geführt haben. Das reiche Baſel, wo ſehr viele Töchter des Markgräflerländchens — wie ja auch Hebel's Mutter — dienten, ſoll mit daran ſchuld ſein; doch habe ich nicht Luſt, hier den Urſachen der Erſcheinung nachzugehen. Alſo:

Bei einer Hochzeit geht's noch flotter zu als bei einer Taufe. „Geladen", geſchoſſen, gegeſſen, getrunken wird bei beiden ungefähr gleich rüſtig — nur kommt zur Hochzeit die Maſſe der Freunde und Verwandten, während zur Taufe eigentlich nur die Aeltern, Großältern, die Gevattersleute — in der Regel aber vier, ſechs, acht an der Zahl — und dann nur noch ein paar Ehrengäſte und Nachbarn geladen werden.

Am Vorabend der Hochzeit gibt's für die Braut meiſt ein Ständchen unſers „Geſangvereins". Nun, rümpft nicht gleich die Naſen, ihr hohen Herren des Kölner Geſangvereins! Werden wir auch nicht nach London berufen, ſo ſingen wir doch: „O Harmonie! — Oh! — Harmonie!" und andere ſchöne neue und neueſte Lieder. Unter uns geſagt, die Deutſchen ſind auf dem beſten Wege, durch den „Kunſtgeſang" um ihren guten Ruf als ein muſikaliſches Volk zu kommen.

Morgens früh am Hochzeitstage, mit Sonnenaufgang, beginnt das Schießen. Gegen 9 Uhr kommen die Gäſte von allen Dörfern und Städtchen der Umgegend zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Iſt der Bräutigam aus einem andern Dorfe und hat er's aufzubieten, ſo kommt er auf einem vierſpännigen, laubgeſchmückten Leiterwagen mit Vorreitern; ſo fährt er ſeine Gäſte, Mann und Frau, zum Feſte. Alle Gäſte verſammeln ſich gewöhnlich im Hauſe der Braut, wo ihnen ein Handſchlag von Vater und Mutter, Bruder und Schweſter und dazu ein Schluck Wein gereicht wird. Von hier geht dann die ganze Schar, Braut und Bräutigam voranf, in die Kirche. Vorher aber hat die Ehrenjungfrau der Braut allen geladenen Mädchen ein Myrtenkränzchen gereicht, das dieſe um den linken Flügel des rieſenhaften ſchwarzen Schlupfs, der hier die ganze Kopfbedeckung ausmacht, legen. Die ernſte, ſchwarze Kleidung des Landes, die ſchwarze Kopfbedeckung — oder beſſer Kopfzierde, denn gedeckt iſt nichts durch dieſe breiten Flügelſchlupfe — gewinnen durch den grün und weißen Strauß im Haar Leben und Haltung. Die Herren bekommen eine Roſe von der Brautjungfer ins Knopfloch geſteckt.

Der Zug ſucht den weiteſten Weg zur Kirche und, wenn's nöthig iſt, auch einen Umweg, um überall den Stolz der großen Schar der Gäſte dem ganzen Lande zu zeigen. Während des Zugs zur Kirche und wieder zurück knallt das Handrohr, die Jagdflinte, die Büchſe, wol auch Böller hinter jeder Gartenhecke, über jede Mauer hervor. In der Kirche geht es zu wie ſonſt überall; wenn der Herr Pfarrer es verſteht, hält er eine gute Rede. Dann geht der Zug heim — und ans Eſſen und Trinken im größten Wirthshauſe des Dorfs. Wenigſtens habe ich bisjetzt kaum eine Hochzeit erlebt, die nicht im Wirthshauſe ſtattgefunden hätte. Nach zwei-, dreiſtündigem Tafeln von krachenden Tiſchen erhebt ſich endlich die Geſellſchaft. Es wird Kaffee herumgereicht; es bilden ſich Gruppen; die jungen Leute ſtimmen ein Lied an, aber es will noch nicht recht gehen. Unterdeſſen haben ſich die Mädchen entfernt, um Toilette zu machen; denn zum Tanze wollen ſie ein leichteres und freudigeres Kleid zeigen als die dunkle Tracht des markgräfler Proteſtantismus. Endlich erſcheinen die Mädchen wieder, in hellen Kleidern mit Bändern in den Haarzöpfen und Blumen auf dem Kopfe, ſchmuck, drall, oft ſehr ſchöne Erſcheinungen. Und dann geht's ans Tanzen, bis nach ein paar Stunden zum zweiten mal ein erſt gegen Mitternacht endendes Eſſen anfängt, dem ein zweiter Ball bis an den hellen Tag folgt.

Am zweiten Tage erſcheinen die Gäſte maskirt; nicht gerade Charaktermasken, wenn nicht ein zerriſſener Rock, ein alter Hut, eine weiße Schürze, ein blauer Kittel u. dgl. Charakter geben ſollen. So ziehen die Burſchen durchs Land, ſingend, jubelnd, gröhlend, hier und dort einkehrend, den ſchlechten Witz handgreiflich bietend und überall mit dem Krüglein in der Hand empfangen. Das iſt ein ſehr toller Tag, eine Art Polterabend, eine Art „Carneval", eine Art wilden Abſchieds des jungen Ehemanns vom luſtigen Junggeſellenleben.

Digitized by Google

Am nächſten Tage — zahlt er die zerbrochenen Töpfe, die zerſchlagenen Gläſer, die — koloſſale Rechnung der Hochzeit. 2—300 Gulden iſt nichts Seltenes für eine Hochzeit. Zum Erſatz gibt jeder Hochzeitsgaſt ein Geſchenk. Aber dabei geht es meiſt — wie mit Jahrmarktslotterieen. Man erhält ein Schmuckſtück, das morgen aus der Mode iſt, ein Schauſtück, das man zu nichts Rechtem brauchen kann, ein Möbelſtück, das man bereits hat, während das ſchwer erworbene Geld, wofür man alles beſſer und paſſender hätte kaufen können, in die Taſche des Wirths gewandert iſt. Zum Glück kommen wie geſagt Kindtaufen öfterer vor als Hochzeiten, ſonſt würde alle Welt hier bankrott werden. Oder umgekehrt: Kindtaufen kommen hier öfterer vor — und meiſtens vor der Hochzeit, weil eine rechte Hochzeit, wie man doch eine zeigen möchte, für einen armen Bauern und Handwerker eine Unmöglichkeit iſt oder ihn ſchon, ehe er ſein Eheleben anfängt, mit Schulden überladet. Deswegen iſt es denn auch in neueſter Zeit vielfach aufgekommen, daß die Hochzeitsgäſte, anſtatt ein Möbel oder dergleichen zu ſchenken, dem jungen Ehepaare einfach ein Stück Geld in die Hand legen. Praktiſcher iſt dies jedenfalls, aber nicht gerade — ſchön. Die Poeſie iſt dabei zu Grunde gegangen.

Bei einer Hochzeit aber, der ich beiwohnte, hörte ich ein Hochzeitsſprüchlein, das mir gefallen hat und — mit dem wir unſere Gedanken über den Hochzeitslurus in unſerm Thälchen ſchließen wollen. Es ſoll für ſie Abbitte thun helfen.

Aus des Himmels reinen Aetherhöh'n
Möcht' ich dauernd Glück für euch erflehn!
Doch der Segen liege in jeder Bruſt,
Die des Segens Urquell ſich bewußt.
Liebe üben
Nur heißt leben.
Und wer treu und innig liebt,
Sammelt Schätze, wo er gibt.
Drum willſt dauernd Glück du gründen,
Lern' in and'rer Glück es finden!
Gib dich hin, ſo viel du biſt und haſt,
Dem Geliebten nimm des Lebens Laſt!
Trag' die dunkle Stunde in Geduld,
Denke nur, wie viel du ſelbſt dran ſchuld!
Liebe üben
Nur heißt leben.
Und wer treu und innig liebt,
Sammelt Schätze, wo er gibt.
Drum willſt eig'nes Glück du gründen,
Lern' in and'rer Glück es finden!
Haß und Neid, des äußern Lebens Sturm,
Deines innern Friedens ſtiller Wurm,
Du beſiegſt ſie, bleibt in Leid und Luſt
Dir des Segens Urquell dir bewußt.
Liebe üben
Nur heißt leben.
Und wer treu und redlich liebt,
Sammelt Schätze, wo er gibt.
Drum willſt eig'nes Glück du gründen,
Lern' in and'rer Glück es finden!

Es klopft beſcheiden an deine Thür und wenn du „Herein!“ gerufen, ſo tritt ein altes Mütterchen mit dem Bettelſack am Halſe herein und ſagt: „Morgen früh 10 Uhr begräbt der Herr Schullehrer aus dem Schwaighof ſeine Tochter.“ Dann bekommt die Trauerbotin, wozu in der Regel die ärmſte Frau oder das ärmſte Kind im Lande gewählt wird, einen Kreuzer oder auch ein Stück Brot in ihren Sack und zieht weiter, von Haus zu Haus die Botſchaft verkündend und den Botenlohn einſteckend. Hat ſie ſo die Runde durch die vier, fünf Dörfer, bis zu denen die Bekanntſchaft der Verſtorbenen reicht, gemacht, dann zählt ſie ſtillächelnd ihre Kreuzer und freut ſich des Glücks, das ihr — der Todesengel zugekehrt hat.

Am andern Morgen zieht dann, was nicht ſelbſt durch Nothzwang oder Krankheit gefeſſelt iſt, zum Trauerfeſte aus. Wie Sonntags zur Kirche, wie Freitags zum Markte iſt das ganze Dorf auf der Wanderfahrt, auf der Landſtraße. Für die ältern Frauen insbeſondere iſt ein Begräbniß die beſte Erholung — von den Alltagsanſtrengungen des gewöhnlichen Lebens. Unſere gute Nachbarin, die Noltehanſe, hat ſicher in ihrem Leben noch bei keinem Begräbniß gefehlt. Wir können unſern Leſern das Bild eines ſchwarzwälder Begräbniſſes nicht erſparen — das Leben beſteht eben aus mehr als immer Kindtanſe und Hochzeit! — —

Aus einem berliner Briefe.

*** Der Herzog von Magenta war in ſeiner Jugend ſchlank und ebenmäßig gebaut und von mittlerer Statur. Jetzt hat er etwas Gedrungenes in ſeiner Geſtalt, ohne gerade ſtark zu ſein. Seine Haltung und der Ausdruck ſeines Geſichts ſind ariſtokratiſch-militäriſch; er iſt ſchweigſam im gewöhnlichen Leben, ſoll aber eine begeiſternde Beredſamkeit beſitzen, ſobald es gilt, die Truppen ins Feuer zu führen, in welchem er ſelbſt ſich wie der Salamander in ſeinem Elemente zu fühlen ſcheint. Nächſt ſeinem Feldherrntalente haben ihm ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in Frankreich den Ruf eines „Officier accompli“ geſichert. Mac-Mahon iſt ſeit fünf Jahren mit einer Herzogin von Caſtres vermählt. Die Herzogin, welche vom Kaiſer ganz beſonders — wie man ſagt mit 80000 Francs — beſchenkt worden iſt, um dieſelben für ihre Toilette zu verwenden, iſt eine kleine Brünette, ſchon etwas im Embonpoint vorgeſchritten, aber eine noch junge Frau. Sie hat bis auf ein die Oberlippe leicht umſchattendes Bärtchen den Typus der graziöſen und liebenswürdigen Franzöſin. Entfernt vom falſchen Hochmuth, entwickelt ſie im Verkehr jene freie, ſelbſtändige Haltung, die wir oft zu ſehr an unſern deutſchen Damen der Ariſtokratie vermiſſen, deshalb vermiſſen, weil ſie ſtets in Angſt ſind, ihrer Herkunft und den Anſprüchen derſelben etwas zu vergeben.

Briefwechſel.

— Frau Pf. in Bromberg. Herzlichen Dank für Ihr Vertrauen
— Herrn *** in Stettin. Im erſten Gedicht, dem gelungenern der Einſendungen, iſt die Parallele nicht zutreffend. Auch im zweiten hat der Naturvorgang keine Widerſpiegelung im Gemüth, abgeſehen von dem übermäßig verbrauchten Thautropfen, mit dem die Roſe ſich vermähle. Das dritte entbehrt für die Heldin, das ſterbende Mütterlein, eines ſpeciellen Intereſſes. Das vierte iſt nur die Deſinition eines jugendfalſchen Greiſes; zu einem „Gedicht“ über ihn gehört mehr.
— H. G. in Roſtock Schade um den hübſchen Anfang. Wanderte, wie Sie wollten, in den „Papierkorb“.
— A. F. in Deſſau. Wird erſcheinen, ſobald es der Raum geſtattet.

(Ausgegeben am 7. November 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 46. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Eine Geſchichte aus den Bergen. Von Chriſtian Hoeppl. — Unter Blinden. Aus einem dresdener Briefe. — Eine Satire auf die Straßen Odeſſas. — Herzog Friedrich. Ballade. Von G. Hädler. — Volks- und Minnepoeſie in Böhmen und Irland. — Ihr meint, ich ſei von heiterm Sinn? Von Emil Rittershaus. — **Neues aus der Welt.**

Eine Geſchichte aus den Bergen.

Von Chriſtian Hoeppl.

Man findet es öfter in Tirol und im bairiſchen Hochgebirge, daß in kleinern Orten tief in den Bergen der Pfarrer eine Art Wirthshaus hält für die durchreiſenden Fremden und einſamen Pilger. Die Leute ſo kleiner Orte ſind zu arm, als daß ſie an ein Wirthshausgehen denken könnten. Was ſie mühſam der ſterilen Natur abgewinnen, ſchützt ſie zur Noth vor Hunger; weiter geht ihr Begehren nicht. So war es auch in G., einem Oertchen in engem, von hohen Bergen umgebenem Thalgrunde. Ich ſaß in der Hauptſtube des kleinen Pfarrhauſes und fühlte mich recht wohl bei einer Flaſche tiroler Weins im Geſpräch mit dem Pfarrer. Nur Eins ſtörte mich — daß er jedesmal, wenn ich etwas bedurfte, ſelbſt aufſtand und es mir brachte mit derſelben Zuvorkommenheit wie jeder Gaſtwirth auf dem Lande, nur mit einem gewiſſen Anſtand und einem Takt, wie ein gewöhnlicher Wirth nicht hätte. Wie geſagt, es war mir peinlich, mich von einem ältern Manne und noch dazu von einem Geiſtlichen ſo bedienen zu laſſen, zumal da ich aus der Aermlichkeit der ganzen Einrichtung ſah, daß der Mann nahezu dürftig ſein mußte und ſeine Stelle keineswegs eine einträgliche. Ich ſollte noch mehr erſtaunen. Der Tiſch im Zimmer wurde für mich gedeckt und die Köchin des Pfarrers trug mir ein Mittagseſſen auf, deſſen Wohlgeruch meine von der weiten Tour, die ich gemacht, ermatteten Sinne wahrhaft neu belebte. Aber der Pfarrer ſetzte ſich nicht mit an den Tiſch. Er ißt wol erſt ſpäter zu Mittag, dachte ich. Da ſah ich durch die offen ſtehende Zimmerthür, wie im Hausflur auf ein Tiſchchen ein wie mir ſchien ſehr einfaches Mittagsmahl aufgetragen wurde und der Pfarrer und die Köchin ſich daran ſetzten und aßen. Es iſt ſolche übermäßige Ehrerbietung gegen den Vornehmen und Reichen — dafür hielt man mich wol irrthümlich, weil ich geſagt hatte, daß ich auf einer größern Vergnügungsreiſe begriffen ſei — allerdings nicht ſelten im Gebirge. Sie hat aber ſicher in einem edlern Gefühl als in Servilität ihren Grund. Doch bei einem Geiſtlichen fiel mir dieſer große Reſpect gegen den Fremden und Gaſt doch zu ſehr auf und faſt hätt' ich gegiaubt, es ſei eher prieſterlicher Stolz, daß er ſich nicht zu mir ſetzen mochte, wenn dem nicht ſein edles Geſicht und ſein vorher ſo freundliches und zutrauliches Weſen widerſprochen hätte. Wie bemerkt, war auch ſein Mittagsmahl ein ſehr einfaches und das vielleicht mit ein Grund, weshalb er ſich nicht an meinen Tiſch ſetzte.

Ich hatte nun recht Muße, ſein Profil,

das mir schon vorher wohlthuend aufgefallen war, genau zu betrachten. Obgleich im Gebirge wohlgeformte Männerköpfe nichts Seltenes sind, so zeichnete sich der des Priesters doch vor allen aus, die ich hier gesehen. Weiche, blaue Augen schimmerten über der edel gebogenen Nase und um den noch immer schönen Mund schwebte ein eigenthümlich wehmüthiger Zug. Der Mann mochte ein hoher Funfziger sein. Volles weißes Haar, das lockig seinen Schädel zierte, erhöhte noch den edeln Eindruck, den das etwas bleiche Gesicht machte. Ein trüber Ernst, der über der hohen Stirn lag und selbst, wenn er noch so freundlich sprach, nicht weichen wollte, war mir schon vorhin während unserer Unterhaltung aufgefallen.

Nachdem ich abgegessen, trat ich hinaus in die Hausflur und begann wieder ein Gespräch mit ihm. In dem wohlgepflegten Gärtchen vor dem Hause war eine prächtige schattige Laube, die mich lockte. Ich bat ihn, mir dort, wenn er Zeit und Lust habe, Gesellschaft zu leisten. Mit der Bemerkung, daß ihm hier in dem einsamen Orte ohnedies selten der Genuß einer gebildeten Unterhaltung würde, sagte er zu. Er stand auf und ging voraus. Nachdem ich der Köchin aufgetragen, eine Flasche Wein und zwei Gläser in die Laube nachzubringen, folgte ich ihm. Bald saßen wir in tiefem Gespräch. Ich erstaunte über sein vielseitiges Wissen. Der feurige Tiroler, von dem ich ihm ein Glas nach dem andern einschenkte, schien ihn ordentlich zu verjüngen. Ich sah mit Schmerz, daß selbst dieser hier so billige Genuß ihm durch seine kärgliche Stellung versagt zu sein schien. Denn er schlürfte den edeln Wein mit merklichem Behagen. Bald stand die zweite Flasche vor uns. Der Mann gefiel mir immer mehr. Er hatte einen gesunden, klaren Verstand und dabei entwickelte er einen Schatz von Kenntnissen, wie man sonst bei katholischen Landgeistlichen, und zumal tief im Gebirge, nicht findet. Aber fast noch mehr als sein vielseitiges Wissen erfreute mich die innige Begeisterung, mit der er an der Natur hing. Oft sprang er vom Gespräch über wissenschaftliche Gegenstände ab und brach in eine enthusiastische Lobeserhebung seiner Berge und der andern Reize seines Heimatlandes aus. Er schien alle reizenden und pittoresken Punkte der Umgegend genau zu kennen und sie durchstreift zu haben bei Tag und bei Nacht; denn er wußte genau zu schildern, welchen Eindruck sie bei Tagesbeleuchtung machten und welchen im Mond- und Sternenlicht. Ich bemerkte, daß er wol als Seminarist oder Student in den Ferien sein schönes Heimatland oft durchwandert habe.

Er schüttelte den Kopf: „Ich war nie in einem Seminar und nie auf einer Universität!“

Auf meine erstaunte Frage, wo er sich denn sein reiches Wissen gesammelt hätte, erwiderte er: „Ich ging mit 22 Jahren ins Kloster, da hatte ich Muße, hinter den stillen Mauern zu studiren, wozu mir bis dahin die Gelegenheit und die Zeit gefehlt hatte.“

„Ihr gingt ins Kloster und so jung?“ rief ich erstaunt aus. „Ihr schlosset Euch bei Eurem regen Sinn für alles Leben, bei Eurer Liebe und Begeisterung für die Natur in eine enge Zelle, von der aus Ihr vielleicht nur ein Fleckchen des herrlichen Gebirgslandes und immer nur dasselbe sehen konntet?“

„Unsere Zellenfenster gingen in den Klosterhof; ich sah zwanzig Jahre lang nichts von der ganzen Natur als ein kleines Grasfleckchen im Klosterhof und ein Stückchen blauen Himmels über mir!“ Ein tiefer Seufzer entwand sich bei diesen Worten seiner Brust.

„Das müssen eigenthümliche Gründe gewesen sein“, fuhr ich fort, „die Euch ins Kloster führten! Nehmt mir's nicht übel, aber bei einer so stattlichen, kräftigen Gestalt, bei einem so lebendigen Sinn für die freie Natur, für Wandern und Bergsteigen, wie ich an Euch bemerke, wäre ich an Eurer Stelle sicher lieber ein Jäger als ein Klosterbruder geworden.“

Bei dem Worte „Jäger“ bebte er plötzlich zusammen, seine Lippen preßten sich übereinander, das Auge zuckte.

„Ein Jäger bin ich ja gewesen!“ tönte es dumpf aus seinem Munde. „O Gott, ja, ein Jäger!“

Hierauf schwieg er still, sah empor zum Himmel und bald kam wieder Friede über sein Gesicht. Mit sanftem Tone sagte er dann nach einer Weile:

„Lieber Herr, Sie haben mich in einer eigenthümlichen Erregung gesehen! Sie sind in den paar Stunden, die Sie hier sind, mir vertrauter geworden als lange ein Mensch! Ich will Ihnen erzählen, wie es kam, daß ich ein Mönch wurde. Es ist Gras darüber gewachsen, wie über dem Hügel droben im Kirchhof. Heute sind es gerade 34 Jahre — — Ja gerade 34 Jahre“, fügte er

nach einer kleinen Pauſe hinzu, indem er mit der Hand über die Augen fuhr.

Ich wußte nicht, machte er dieſe Bewegung, um ſein Gedächtniß aufzufriſchen oder wollte er momentan etwas verbergen. Mir däuchte, wie er die Hand von den Augen nahm, als ſchimmerten dieſe in einem feuchtern Glanze.

Ich mochte mich übrigens in letzterer Meinung getäuſcht haben, denn er fuhr mit ganz ruhiger, unbefangener Stimme fort:

„Ja, ich war, wie ich vorhin in der augenblicklichen Aufregung ausrief, einſt ein Jäger! Ich war ein Jägerburſche, kühner gab's keinen; über Felſen und Abgründe ſprang ich dem Gemsbock nach und nie hat mein Stutzen gefehlt, wohin ich zielte. Der Wald und die Felſen und die weite, freie Natur, das war meine Wonne, mein höchſtes Glück. Ich war ein luſtiger Jägerburſche, immer froh, immer zufrieden. Meine Aeltern hatte ich ſchon als kleines Kind verloren, Geſchwiſter hatte ich nicht. Gelernt hatt' ich weiter auch nichts. Im Sommer ſammelte ich als Kind Beeren, die ich an die Fremden verkaufte; im Winter flocht ich Körbe. So litt ich keine Noth. Ein paar Pfennige täglich und die freie Natur genügten mir; ich dünkte mich ordentlich reich. Später kam ich als Treibbube zum Forſtwart drüben in N. und da ich mich gut anſtellte, wurde ich mit der Zeit Jägerbub', bracht's nach und nach zu einem alten, halbverroſteten Stutzen und kannte mich nun vor Stolz und Freude ſelber nicht mehr. Tag und Nacht ſchweifte ich umher im Revier und war bald der beſte und ſicherſte Schütze und Mühe und Anſtrengung beim Verfolgen eines Gemsbocks war mir auch keine zu groß. Ich ging in mein zweiundzwanzigſtes Jahr und war immer geſund und wohlgemuth geweſen und freute mich halt, daß ich ein Jäger war, daß ich pürſchen gehen konnte Tag und Nacht, wenn ich wollte, durch Wald und Schlucht und über die Höhen. Glücklich war ich, wie nur ein Menſch ſein kann. Daß es auch Weh geben könne in der Welt, war mir nie eingefallen. Wußte auch ebenſo wenig etwas von Wiſſenſchaft oder Weisheit der Menſchen, hatte nichts von alledem; aber Gott hatte ich tief im Herzen, der war immer bei mir und ringsumher die Natur mit all ihrer Pracht und Erhabenheit. Ich dachte auch nicht, daß es noch etwas geben könnte auf der weiten Gotteswelt, das mich glücklicher machen möchte, als ich es immer war.

„So war's mit mir noch im Frühjahr Anno 18.. (im Herbſt darauf wurde ich 22 Jahre alt); da machte mir der Förſter von hier, der mich als einen gewandten Jäger kannte, den Vorſchlag, bei ihm einzutreten als Gehülfe, indem er mir Hoffnung machte, daß ich's durch ſeine Fürſprache dermaleinſt wol zum Forſtwart und dann ſpäter vielleicht gar bis zum Revierförſter bringen könnte. So zog ich denn hinauf von N. ins Forſthaus da oben auf dem Berg, nicht weit vom Kirchhof. Sie kommen bei Ihrer Tour heute noch daran vorüber!

„Der Mann", fuhr der Pfarrer fort, „gewann mich in kurzer Zeit ordentlich lieb, weil ich fleißig und eifrig auf den Dienſt war, und bald wurde ich ſo heimiſch in der Förſterfamilie, als wäre ich immer dageweſen. Es war aber auch nicht ſchwer, dort einzugewöhnen. Die Förſterin war eine liebe, freundliche Frau und die Röſel, ihr einziges Kind, ein ſo munteres ſiebzehnjähriges Mädchen, wie mir noch keins vorgekommen war. Schön war ſie wie eine aufblühende Roſe und ein paar Augen hatte ſie, funkeind und klar wie die Sterne in einer friſchen Winternacht. Sie war auch der Abgott der Aeltern und aller, die in des Förſters Haus kamen.

Es waren ſchon Wochen vergangen ſeit meinem Einzug ins Förſterhaus und immer freundlicher wurde der alte Förſter gegen mich, weil er ſah, wie gewiſſenhaft ich war im Dienſt und wie anſtellig in allem, was er vornehmen wollte. Oft auch redete er mir zu, doch mehr in der Förſterei zu bleiben und mir nicht mehr Laſt aufzubürden, als nöthig ſei im Revier. Mir aber war das keine Laſt; im Gegentheil; ich hatte Tag und Nacht nicht Ruhe, immer zog's mich hinaus ins Freie, weil mir's nur in der lieben Gottesnatur ſo recht wohl im Herzen war. Kam ich von meinen Streifereien nach Hauſe, ſo brachte ich jetzt wol auch der ſchönen Röſel einen hübſchen Strauß mit von ſeltenen Blumen, die nur auf den Höhen wachſen.

„Vor allem aber war es das prächtige „Edelweiß", was dem Mädchen beſondere Freude machte. Hatte ich nun ſonſt nur an den Verfolg von Gemſen und anderm Wild gedacht, ſo kam es jetzt wol manchmal vor, daß ich einen ganzen Tag und oft die Nacht dazu verwendete, die höchſten Gipfel der „Zugſpitze" oder gar der fernen „Alpſpitze" zu erſteigen, um für Röſel das ſo ſeltene Edelweiß zu pflücken, das eben in der Zeit zu blühen anfing. Manche Gemſe ließ ich

dabei ruhig auf dem Grat stehen, manches Häslein schlüpfte ungefährdet an mir vorüber, mancher stattliche Baum kam indessen in der Waldschlucht abhanden und die Wilderer trieben es kühn wie nie. Manchmal war mir's, als wäre ich gar nicht mehr so glücklich wie früher, und dann war mir's oft wieder, als wäre ich nie so glücklich gewesen wie jetzt. Es war immer, daß ich nicht wußte, war ich auf einmal unglücklich geworden oder wäre ich jetzt erst recht glücklich. Ich sann aber sonst nicht weiter darüber nach und machte mir auch keine Gedanken darum. Nur wunderte ich mich manchmal selbst, daß mir's das Edelweiß auf einmal so angethan, daß ich oft tagelang danach suchte und alles andere darüber vergaß. War mir doch früher das Edelweiß gleichgültig gewesen und hatte ich es nicht höher geachtet als Alpenrosen und Enziane auch. Ich ließ es aber gehen und meinte, es müßte nun eben so sein. Oefters freilich, wenn ich nach tagelangem Herumschweifen nichts weiter erbeutet hatte als ein Zweiglein Edelweiß, nach keiner Gemse gelugt, noch weniger eine geschossen hatte und so nach Hause zu ging, ward mir's ordentlich unmuthig und schien mir wieder, als wär' ich nicht mehr so glücklich wie früher. Das stimmte mich mitunter ganz traurig. Wenn ich aber dann abends nach Hause kam und sah, wie Rösel sich über das mitgebrachte Edelweiß freute und mich mit ihren freundlichen Augen anlächelte, da meinte ich dann, ich wäre gerade nie so glücklich und froh gewesen wie jetzt und däuchte mir nun erst ein rechter Jäger. Aber es kam noch anders.

„Sonst hatte mich der Förster oft ermahnt, nicht so gar eifrig auf den Dienst zu sein, sondern mir etwas mehr Ruhe zu gönnen und mehr in der Försterei zu bleiben, wenn das Streifen gerade nicht preſſirte. Das hatte er nun nicht mehr nöthig. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es mochte wol die Schwüle der Luft — wir waren nun in den heißesten Sommertagen — dazu beitragen, daß ich mich ordentlich matt fühlte und nicht mehr so gern wie bisher in die Berge wanderte, sondern wenn ich ging, so war es sicher oft nur ein paar Stunden des Tags, und wenn ich draußen war, eilte ich immer, recht bald wieder zu Hause zu sein. Ich schob aber alles auf die arge Hitze in diesem Sommer, obwol sie mir in frühern Jahren nie lästig gewesen war. Es traf sich nun, daß ich öfters gar ein paar Tage lang nicht weglam aus dem Forsthause und der Stutzen ruhig an der Wand hing. Selbst des Försters prächtiges Gewehr, das ich sonst immer mit leiser Sehnsucht, auch ein solches zu besitzen, bewundert hatte, schien mir jetzt ohne Werth. Es war aber ein prächtig Ding, mit Silber ausgelegt und in den Kolben eine Gemsjagd gar zierlich eingeschnitten. Im Forsthause gab es nun freilich wenig zu thun für mich. Mit dem alten Förster saß ich manchmal bei einer Flasche Rothen, den uns die Rösel aus dem Keller holte, zusammen und hörte zum zwanzigsten male die Jagdabenteuer an, die er aus seiner Jugend erzählte. Aber das wurde ich doch auch müde. Am liebsten machte ich mir im Garten zu schaffen, wenn Rösel dort Wäsche aufhing oder ihre Blumen und die paar Beete Gemüse begoß. Da half ich ihr denn meist, aber seltsam war es, daß wir gar bald ermüdeten — die Tage waren auch so schwül und die Sonne brannte so heiß. In der Laube aber war es schattig. Da setzten wir uns denn hinein und ruhten uns aus und plauderten zusammen. Eine Freude war es dann, zuzuhören, wenn Rösel sprach und sagte, wie sie die Natur gar so sehr liebe und auch gar so gern im Freien wäre. Das war merkwürdig, gerade wie bei mir! „Kam der Förster an der Laube vorüber, so sagte er nichts, sondern lächelte blos still vor sich hin. Er schien zu verstehen, was wir selber noch gar nicht verstanden.

„Das ging so fort bis in den Herbst. Rösel und ich wurden immer vertraulicher gegeneinander und wir fingen nun doch an zu merken, daß wir uns gar sehr gern hatten; wenigstens mir dämmerte allmählich das Gefühl auf, meine Zuneigung zu Rösel mochte wol das sein, was die Leute gemeiniglich «Liebe» nennen. Es war mir dabei gar eigen zu Muthe und ich war noch nicht klar mit mir selber. Als aber jetzt, wo die Tage nicht mehr so heiß waren, ich gleichwol nicht wieder wie sonst Lust zum Herumstreifen im Revier hatte, da stand ich mir Rede und kam endlich zur klaren Ueberzeugung, daß ich um der Rösel willen zu Hause blieb, daß ich sie unaussprechlich liebe und ohne sie gar nicht würde leben können. Aber zu sagen getraute ich mir deshalb doch nichts, denn ich war ja nur ein armer Jägergehülfe und sie des wohlhabenden, angesehenen Försters Tochter. Sie stand viel zu hoch für mich und nun war ich wirklich recht traurig. So schlich ich ein paar Tage ganz trübsinnig umher. Die Jagd vernachlässigte ich immer noch. Der Förster hatte mir merkwürdigerweise den ganzen

Sommer durch nie einen Vorwurf wegen meiner Nachläſſigkeit gemacht; nur lächelte er immer ganz eigen, wenn er meinen Stutzen ſo ruhig an der Wand hängen ſah. Je weniger ich, je fleißiger ging er nun ins Revier, damit nichts vernachläſſigt würde.

„Mit der Röſel war ich ſeit ein paar Tagen nicht mehr recht zufrieden. Schon einigemale nämlich, wenn ſie in der Laube mit einer Handarbeit ſaß und ich raſch eintrat, fuhr ſie zuſammen, ſteckte ſchnell ihre Arbeit ein und lief davon. Ebenſo that es mir wehe, daß ſie, als der Vater einmal bemerkte, ich dürfte wol ein hübſches Jagdband zu meinem Stutzen haben und ſie könnte mir eins nähen, ſpottend ausrief: «Ei was, der alte, ſchlechte Stutzen iſt gar kein neues Band mehr werth!»

„«Sie ſchämt ſich deiner», ſagte ich mir da und ſpottet deiner Armuth. Mein Stutzen wurde mir jetzt ordentlich wieder werth. Auch ärgerte mich's, daß Vater und Tochter, wenn ich neuerdings meinen Stutzen von der Wand nahm, immer miteinander wisperten und lachend auf mich deuteten. Das kam mir verdächtig vor und ich wurde recht mistrauiſch. Ich war nun ſicher, daß ich Gegenſtand ihres Spottes ſei und wünſchte mich fort in die weite Welt. Zum erſten male drückte mich jetzt meine Armuth. Als einmal wieder Röſel und der Vater miteinander wisperten und auf meinen Stutzen deuteten, rief ich ergrimmt aus: «Freilich ein ſo koſtbar Gewehr wie des Herrn Förſters Büchſe werde ich armer Burſche in meinem Leben nicht beſitzen, aber verhöhnen laſſe ich mich deshalb doch nicht!» Da ertönte ein ſchallendes Lachen aus des Förſters Mund; und Röſel, wie angeſteckt davon, lachte laut mit und ſo luſtig, daß ich ordentlich in Wuth gerieth, meinen Stutzen nahm, umhing und raſch fortſchritt durch den Hof hinaus in das Freie. Ich hörte Röſel aus der Ferne noch lachen und wurde immer ergrimmter. Nun fühlte ich's, ſie liebte mich nicht und es war eine Thorheit von mir, überhaupt an ſo etwas nur gedacht zu haben."

Der Pfarrer hielt hier etwas inne in ſeiner Erzählung und verwundert fragte ich: „Und das machte Sie ſo unglücklich, daß Sie den Entſchluß faßten, in ein Kloſter zu gehen? Das war mindeſtens ſehr übereilt und unbeſonnen!"

„Nicht doch!" fiel er mir in die Rede. „Ihr ſeid im Irrthum, hört weiter! Ich ſtreifte nun dieſen ganzen Tag in den Bergen umher. Gemſen jagte ich keine, ich nicht. Was ich es ſonſt brachte, verhöhnen, ſeit warum iſt ſie plötzlich geworden? fragte ich mich. Ich konnte es nicht begreifen, nur wußte ich, daß die Weiber überhaupt wetterwendiſch ſeien und dachte mir, ſie wäre eben auch ſo. Daß aber der alte Förſter auch anders geworden war und mich verſpottete, wie ich meinte, das that mir doppelt weh. Ich ſchritt ſo zu, ohne weiter um mich zu ſehen. Es war ſchon nahezu Nacht geworden, als ich mich tief in den Bergen befand. Immer weiter ſtieg ich in die Höhe; in das Förſterhaus wollte ich wenigſtens heute Nacht nicht mehr zurück. Da fand ich auf einer Alm einen Heuſchuppen; dahinein kroch ich, die Nacht drinnen zuzubringen.

„Lange konnte ich nicht einſchlafen, allerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Nach mancherlei Sinnen beſchloß ich endlich, am andern Tage, ſobald ich ins Förſterhaus zurückkäme, dem Förſter zu kündigen. Denn länger im Haus bleiben konnte ich nicht. Erſtens trug ich den Spott nicht länger, mit dem man mich, wie ich meinte, ſeit ein paar Tagen dort behandelte, und dann auch war Entfernung das Beſte, um Röſel zu vergeſſen und von meiner thörichten Liebe mich zu heilen, wenn das überhaupt möglich war.

„Am andern Morgen ging ich aus dem Schuppen und ſtreifte den ganzen Vormittag planlos in den Bergen umher; gegen Mittag wandte ich mich zum Rückweg und es war bald Abend, als ich der Förſterei mich näherte. Es war mir eigen zu Muthe; halb ſchämte ich mich, halb war ich wieder trotzig. Wie ich nun ſo den Hügel, darauf das Forſthaus lag, heraufſtieg, kam mir der Förſter gerade entgegen.

„«Recht, daß du endlich kommſt, Seppi!» rief er mir zu. «Hab' lange nach dir ausgeſchaut!»

„Indeſſen war er an mich herangetreten und nahm mich bei der Hand. «Das muß anders werden», ſagte er. «Hör', du biſt ein ſchlechter Jäger geworden, wie du früher der beſte warſt. Das muß anders werden! . . .»

„«Ja, Herr Förſter», fiel ich ihm in die Rede, das ſehe ich ſelbſt und darum will ich meinen Dienſt bei Ihnen aufgeben.»

„«Dummes Zeug das!» erwidert' er. «Geht nicht, geht abſolut nicht! Weggehen? Wäre mir recht! Was dem nicht einfällt! Weggehen? Nein, erſt recht dableiben! Aber ein ordentlicher

Jäger mußt du wieder werden, das Faulenzen und Scharwenzen thut in die Länge nicht gut! Hab's ſchon lange gemerkt, habe darum Nachſicht mit dir gehabt; war auch einmal jung und verliebt; da ſcharwenzt' ich auch ſo um meine Frau, die Gerttud, herum und war traurig und hatte keine Luſt mehr am Jagen, wußte nicht weswegen. Da that uns der Gertraud Vater zuſammen und von dem Tage an, wo ſie meine Braut war, wurde ich wieder ein ordentlicher, luſtiger und fleißiger Jäger. Ich kenne das ſchon! Meine Frau und ich ſahen es lange kommen! Die Röſel hat dich gern und du ſie. Du biſt ein braver Jäger und ſchon werth, daß du mein Schwiegerſohn wirſt. Heute Abend ſoll der Verſpruch vorläufig unter uns Vieren gefeiert werden. Die Röſel weiß es ſchon und iſt ganz toll vor Freude und lacht bald, bald weint ſie wieder. Die Hand her! Abgemacht! Aber nun werde mir wieder ein ordentlicher, fleißiger Jäger wie vorher, daß ich meine Freude an dir haben kann!»

„Er hielt mir ſeine Hand entgegen, ich reichte ihm die meinige. Sprechen konnte ich vor freudigem Schreck nicht, ich war wie im Traum. Dem alten Mann ſtanden ein paar Thränen in den Augen. Auch er ſprach jetzt nichts mehr. Schweigend gingen wir dem Forſthauſe zu.

„Vor der Thür ſtand Röſel. Sie ſchien auf uns zu warten. Als wir bei ihr waren, ſagte der Förſter zu mir: «Nun gib ihr auch einen Schmatz!»

„Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, umarmte Röſel und küßte ſie und ſie küßte mich wieder. Ihre Augen ſahen verweint aus; ich fragte ſie, warum ſie geweint habe, und da erfuhr ich, daß es aus liebender Sorge um mich geweſen war, weil ich ſo bös fortgegangen und gar ſo lang ausgeblieben ſei.

„Wer war glücklicher als ich! Wonnige Tage folgten nun und Röſels innige, zutrauliche Hingebung und Liebe entzückten und beglückten mich von Stunde zu Stunde mehr.

„Was ſoll ich Euch von unſerm Glück weiter erzählen, Herr! Ihr ſeid jung und kennt es wol auch, wie es iſt, wenn zwei Herzen ſich ſo recht innig lieben, daß ſie fühlen, dieſe Liebe könne nicht eher aufhören als erſt mit dem Tode. Wer ſo recht liebt, wird es nie vergeſſen, wenn ihm auch die Haare bleichen und die Augen trüb' werden.

„Ja, nie vergeſſen!" ſetzte er mit einem ſchweren Seufzer nach einem momentanen Schweigen hinzu.

„Nun fiel in die Zeit mein 22. Geburtstag. War die Röſel ſchon lieb geweſen ſeither, ſo wurde ſie jetzt von Tag zu Tag noch lieber. Ich ſah, wie ſie mich ſo recht von ganzem Herzen gern hatte. Wir ſcherzten und koſten und der Vater hatte unſere Hochzeit mit den Worten: «Jung gefreit, hat noch keinen gereut», auf Martini feſtgeſetzt.

„Mein Geburtstag war alſo gekommen und wie ich morgens aufwachte, hing gegenüber meinem Bett an der Wand ſtatt meines Stutzen eine prächtige neue Büchſe an einem ſchönen, geſtickten Band und darum herum eine Blumenguirlande. Die Frau Förſterin hatte ſich, wie ich nachher erfuhr, beim erſten Tagesgrauen, als ich noch feſt ſchlief, in mein Zimmer geſchlichen und das alles ſo geordnet, daß mein erſter Blick darauf fiele beim Erwachen. Das war mein Geburtstagsangebinde. Mir ſtanden Freudenthränen in den Augen; bisher hatte ſich ja niemals ein Menſch um meinen Geburtstag gekümmert.

„Das Band an der Büchſe war ſicher von Röſel geſtickt und ich ahnte jetzt, warum ſie in der letzten Zeit immer ſo ſcheu davonlief, wenn ich ſie beim Nähen traf. Und die Büchſe! Jetzt verſtand ich auf einmal die Scherze Röſel's und des Vaters über meinen Stutzen.

„Ich ſprang aus dem Bett und zog mich an und dann nahm ich das Gewehr herunter von der Wand. Aber wie erſtaunte ich, als ich es näher beſah — als es hing, war es theilweiſe von der Blumenguirlande bedeckt geweſen — ich wußte nicht, was ich denken ſollte. Das war ja dem Förſter ſein prächtig Gewehr. Auf und eben der Silberbeſchlag und die Gemsjagd am Kolben Schnitt für Schnitt. Sollte es möglich ſein, daß die Büchſe mein Geburtstagsgeſchenk? Das war mir nun doch nicht gleich, daß der Förſter um meinetwillen ſich von dem ſo werthgehaltenen Stück, das er ſelber nur an beſondern feſtlichen Tagen gebrauchte, trennen ſollte, und ging hinüber nach dem Wohnzimmer, um ihm zu ſagen, daß, wenn es wirklich ſo gemeint ſei, ich das Geburtstagsgeſchenk nimmer annehmen könnte.

„Unwillkürlich traf, wie ich zur Thür hereintrat, mein Blick an die Wand, wo des Förſters Gewehre hingen und — o Himmel, was ſah ich? Des Förſters prächtige Büchſe, die ich eben drüben in meinen Händen gehalten zu haben glaubte, hing hier ruhig an der Wand und zwar mit einem neuen Riemen von gleicher Stickerei wie der drüben. Alle ſahen mich an,

wie ich ſo, ohne ein Wort zu ſprechen, daſtand und immer verwundert nach dem Gewehr blickte.

„Bald jedoch, nachdem die erſten Gratulationen vorüber waren und Röſel mir einen herzhaften Kuß gegeben hatte, wurde das Räthſel gelöſt.

„Schon lange hatte nämlich der Förſter, der unſere Liebe bemerkte, ehe wir ſelbſt etwas ahnten davon, beſchloſſen, daß ich ſein Schwiegerſohn werden ſollte; und da er oft geſehen, wie ſehr ich ſein ſchönes Gewehr bewunderte, ſo hatte er als Geſchenk für mich beim Büchſenmacher in der ziemlich entfernten Stadt genau aufs Haar dieſelbe Büchſe beſtellt, wie die ſeine war. Röſel aber wußte bereits ſeit längerer Zeit um dies Geheimniß und an meinem Geburtstage ſollte ich die Büchſe erhalten. Ich eilte alſo wieder hinüber in mein Zimmer und holte die Büchſe und verglich ſie mit der des Förſters, und ſiehe! kaum das ſchärfſte Auge konnte einen Unterſchied zwiſchen beiden merken, da der Förſter die ſeine ſehr geſchont hatte, daß ſie auch gerade noch wie neu ausſah. Das Band war natürlich von Röſel genäht und gewährte mir nun doppelte Freude. Daſſelbe Band hatte ſie auch dem Vater geſtickt."

Hier machte der Pfarrer eine Pauſe in ſeiner Erzählung und mir kam es vor, als würde es ihm ſchwer, fortzufahren. Er ſah recht ernſt, ja traurig aus.

Lange ſchwieg er ſo. Sein Antlitz war nach mir gewandt und doch ſahen mich ſeine Augen nicht an, ſie waren nach innen gerichtet. Ein leiſes Beben zuckte über ſein Geſicht. Mir ahnte, daß er einen Gottesdienſt heiliger Erinnerung begehe in ſeiner Seele. Darum verhielt ich mich ganz ſtill, um ihn nicht zu ſtören.

Endlich erwachte er aus dieſer Selbſtverſenkung und fuhr in ſeiner Erzählung fort. Aber der Ton ſeiner Stimme war ein anderer geworden; hohl und tief bildete er die paſſende Begleitung für den ſchmerzlichen Inhalt ſeiner Worte.

„Es war" — ſo erzählte er weiter — „am Sonntag, der auf meinen 22. Geburtstag folgte; da ſollte der öffentliche Verſpruch ſein zwiſchen mir und der Röſel. Und die Nachbarn des Orts ſowie einige Jäger der nächſten Reviere waren eingeladen zum Feſt. Schon vormittags ging es ſehr munter her; der alte Förſter ließ den beſten Tiroler aus ſeinem Keller fließen. Nach dem Mittagseſſen ſollte ein Preisſchießen ſein nach der Scheibe, die auf dem freien Platze hinter dem Garten in faſt doppelt ſo weiter Entfernung vom Schießſtande aufgeſtellt wurde als ſonſt üblich, denn der Preis war auch ein ſehr koſtbarer — ein Kuß von Röſel's friſchen Lippen für den Sieger. So hatte es der Förſter unwiderruflich beſtimmt.

„Als ich heraustrat aus dem Hauſe mit meinem ſchmucken, neuen Gewehre, ſtaunten die Burſche und Jäger, da ſie auch den Förſter mit dem ſeinen, ganz gleichen, kommen ſahen, ſehr und beneideten mich im ſtillen um die prächtige Waffe. Indeſſen begann das Schießen und es läßt ſich denken, daß jeder ſein Beſtes that, um den Kuß von der ſchönen Röſel zu bekommen. Daß mich Liebe und ein wenig Eiferſucht, falls ein anderer den Kuß von ihr bekäme, ſtark aufregten, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Schon war ſehr gut geſchoſſen worden und immer ſtieg meine Aufregung. Zwar hatte noch keiner der Burſche «ins Schwarze» getroffen, aber wenn einer vom Scheibenſtand abtrat und der Nächſte anlegte, pochte mir doch immer das Herz und ſtürzte ich dann jedesmal ein Glas Wein hinunter, indem ich meinte, das könne mich beruhigen. So hatten endlich alle nacheinander geſchoſſen und alle «das Schwarze» gefehlt, denn die Diſtanz war gar zu weit, ſelbſt für ſo geübte Schützen.

„Der Förſter und ich ſollten zuletzt ſchießen. Mir war bange, denn ſelbſt ihm hätte ich dieſen Kuß Röſel's heute nicht gegönnt, denn es ſchien mir Ehrenſache, gerade heute zu beweiſen, daß ich der Würdigſte ſei und daß ich allein vor allen die Süßigkeit von Röſel's Lippen zu koſten ganz werth wäre. Der Alte ſchoß. Die Kugel hatte den äußerſten Rand des «Schwarzen» berührt; er war bekannt als der erſte Schütze weit und breit. Nun galt es, mich als etwas Rechtes zu zeigen; ich mußte meiner Braut beſondere Ehre machen. Blieb ja nach der üblichen Sitte dem Feſtgeber noch ein Schuß, der «allerletzte». So war die Möglichkeit da, daß der Alte mich dennoch beſiegte, wenn ich nicht mitten «ins Schwarze» traf. Schon ſah ich, wie er gutmüthig und doch triumphirend lächelnd ſeine Büchſe aufs neue lud.

„Ich legte an, feſt und ſicher, obwol mein Herz gewaltig pochte. Raſch drückte ich los. Ein paar Augenblicke war es ſtill. Dann erſcholl allgemeiner Jubel — ich hatte «mitten ins Schwarze» geſchoſſen. Es war ein Meiſterſchuß, wie alle ſagten; ſo etwas ſei noch nicht dageweſen, auf eine ſo große Entfernung «mitten ins

Schwarze» zu treffen. Obwol jeder der Burſche gern den Preis, einen Kuß von Röſel's Lippen, gewonnen hätte, ſo freuten ſie ſich doch über meinen Schuß. Es that ihnen wohl, wenn ſie ſelbſt es nicht vermochten, wenigſtens einen Jugendgenoſſen in ihrer Mitte zu haben, der ſolchen unerhörten Meiſterſchuß gethan. Und dann war das auch ein Triumph für ſie gegenüber den Alten, die immer behaupteten, ſo treffliche Schützen wie zu ihrer Jugendzeit gäbe es heutzutage gar nicht mehr.

„Ich war wie berauſcht vor Freude. Mein Glück war nun ganz vollkommen, Liebe und Ehre zugleich im höchſten Maß war ja mein Theil.

„Sowie der Jubel verklungen war, lehnte ich raſch mein Gewehr an die nächſte Bank und ſtürzte auf Röſel zu, die mit den übrigen Mädchen der Nachbarſchaft vor der Laube ſaß und dem Schießen zuſah. Hohe Röthe flog über ihr Geſicht, als ſie mich kommen ſah; ſie ſprang auf, mir entgegen und drückte mir einen friſchen, kräftigen Kuß auf die Lippen, indem ſie mich mit den Armen umſchlang und vor heller Freude lautauf weinte. Da kicherten die Mädchen hinter ihr und vor Scham, ihres Herzens Gefühl ſo vor den Leuten preisgegeben zu haben, riß ſie ſich plötzlich von mir los. Und um ihre Verlegenheit über ihr hingebendes Weſen zu verbergen, ſtellte ſie ſich ſtolz und trotzig, als Maske für ihre Weichheit und ihre überquellende Liebe zu mir.

„«Biſt ein rechter Schütze du!» rief ſie, ein paar Schritte zurücktretend, wüßte doch ein Ziel, das du nimmer träfeſt!»

„«Ich, ein Ziel nicht treffen? Jedes!» antwortete ich ſtolz.

„«So? Jedes? Nun triff dies!» und dabei deutete ſie auf ihr Herz.

„Ich ging auf ihren Scherz ein, da ich ſah, daß ihr daran gelegen war, ihr Liebesüberwallen und ihre Weichheit bei dem Kuſſe den andern wieder vergeſſen zu machen, wie es holde Scham ihr gebot.

„«Gut, wollen ſehen, ob ich fehlſchieße! Stell' dich da ſeitwärts allein!» rief ich, indem ich nach der Seite des Gartens deutete, wo ſonſt niemand ſtand, ſprang raſch zurück und holte mein Gewehr, das ich an die Bank gelehnt hatte. Röſel ſtand etwa zwanzig Schritte entfernt, ich legte an und zielte im Scherz ganz genau nach ihrer Bruſt; war doch mein Gewehr nicht geladen. Deshalb zog ich keck am Drücker, der Hahn ſchlug in die Pfanne, daß die Funken vom Steine flogen.

„In demſelben Moment, wo ich auf Röſel losgedrückt hatte, ſah ich hoch in der Luft einen Geier ſchweben und unwillkürlich, wie ein Jäger nicht anders kann, wenn er ein Wild ſieht, legte ich an, zog den Hahn wieder zurück, zielte feſt auf den Geier und drückte los. Ein Knall — ein Aufſchrei ringsum — der Geier, noch ein paarmal in der Luft ſich überſchlagend, fiel herab, wenige Schritte vor meinen Füßen nieder und rührte ſich nicht mehr.

„Mir ſchwindelte. Mit derſelben Büchſe hatte ich ein paar Secunden vorher genau auf Röſel's Herz gezielt und losgedrückt. Sie konnte jetzt, von meiner Hand getroffen todt vor mir liegen wie der Vogel. Meine Pulſe ſtockten —

„Aber mein Gewehr war ja doch nicht geladen. Wie konnte ich den Geier ſchießen?

„Das Räthſel löſte ſich bald. Auf das Schreckensgeſchrei der Mädchen kam der Förſter, der gleich nach meinem Schuß «ins Schwarze» ins Haus gegangen war, um ein paar Fiaſchen extrafeinen Wein zum Umtrunk auf meinen Meiſterſchuß zu holen, herbei und erfuhr, von bebenden Lippen erzählt, den ſeltſamen Vorfall. Raſch eilte er nach der Bank, an die er vor ſeinem Hineingehen ins Haus ſein wiedergeladenes Gewehr gelehnt hatte. Es war dieſelbe Bank, an deren anderes Ende ich das meinige geſtellt. In der Aufregung hatte ich, um auf Röſel's Scherz einzugehen, die am entgegengeſetzten Ende jener Bank liegende, der meinigen ganz gleichende Büchſe des Förſters ſtatt der meinen ergriffen —!

„Alle dankten Gott für die wunderbare Rettung des lieben Mädchens. Aber ſtill wurde es ringsum, die Freude war von allen Geſichtern verſchwunden, der düſtere Schatten eine durch den Zufall, daß bei meinem erſten Anſchlag ausnahmsweiſe die paar Körnchen Pulver auf der Pfanne nicht gefangen hatten, abgewendeten, eben drohenden ſchrecklichen Ereigniſſes hatte ſich über aller Seelen gebreitet. Man ſchaute mich entſetzt an wie einen Verſemten. Ich ſtand wie verſteinert und weiß wie Kreide im Antlitz; nur Röſel, das liebe Kind, hatte Mitleid mit mir; Thränen im Auge eilte ſie auf mich zu, um mich zu tröſten. Da ſchwanden mir die Sinne, bewußtlos ſank ich zuſammen."

Hier machte der Pfarrer wieder eine Pauſe in ſeiner Erzählung. Er ſah tief ergriffen aus. Ich ſchenkte ihm ſein leeres Glas wieder voll, er griff raſch danach und leerte es in Einem Zuge. Dann fuhr er langſam fort:

„Ein heftiges Nervenfieber hatte mich ergriffen; in den Fieberphantaſieen ſah ich immer Röſel, als Leiche vor mir liegend, durch meinen Schuß getödtet. Nach vielen Wochen endlich genas ich wieder, die Jugendkraft meines Körpers ſiegte über die Gewalt der Krankheit. Klar ſtand alles vor meinem Gedächtniß, als ich wieder geneſen, aber meine Seele war gebrochen und nimmer konnte ich mich aufrichten. Selbſt Röſel's liebevolle Nähe konnte mir keinen Frieden gewähren; ich mußte mich ja doch immer als ihren Mörder betrachten, wenn auch der Himmel das Aeußerſte gnädig abgewandt hatte. In meinem Innern war ich ſchuldig, mochte mir auch die Welt vergeben. Konnte mich auch die irdiſche Gerechtigkeit nicht als Mörder ſtrafen, vor Gott war ich einer, ihm mußte ich eine Sühne geben — mein Leben, zugleich auch als Dankopfer für ſeine gnädige Abwendung des Gräßlichen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. Nicht Röſel's Thränen und Bitten, nicht des Förſters abmahnende Worte konnten mich hindern; ich wollte mein Leben Gott zum Opfer bringen als Sühne für meinen Leichtſinn, als Dank dafür, daß er das Schreckliche nicht geſchehen ließ.

„Mancher mag dieſen Entſchluß wunderlich finden; ich rechte mit niemand darüber; in Gefühlsſachen kann jeder nur ſich ſelbſt Rechenſchaft geben. Eine innere Stimme verlangte das Opfer meiner Liebe als Sühne für meinen Leichtſinn; ich mußte dieſer Stimme gehorchen, wenn ich nicht wahnwitzig werden ſollte — ich konnte einmal nicht anders!

„Laßt mich ſchweigen, Herr, über den Abſchied von Röſel! Laßt mich ſchweigen über die ſchweren, furchtbaren Kämpfe in der Abgeſchiedenheit einer Kloſterzelle, die mich oft faſt meinen Entſchluß bereuen ließen! Ich hatte Gott mein Leben als Opfer geweiht, indem ich ins Kloſter ging; ich durfte mein dem Himmel gegebenes Wort nicht brechen.

„Wie ein Verurtheilter lebte ich die langen Jahre; ich hatte mir ſelbſt als ſtrenge Buße das völlige Abſchließen von allen Menſchen auferlegt. Durch Gebet und eifrige Studien ſuchte ich die immer wieder auftauchenden Erinnerungen, den Traum von Lebens- und Liebesglück, niederzukämpfen. Sie ſind, junger Mann, in einer Zeit geboren, wo man über die «Vorurtheile der Religion» und den Glauben an «göttliches Walten» hinaus zu ſein meint. Sie lächeln vielleicht über mein Thun und nennen es einen Wahn; ich konnte nicht anders; eine innere Stimme, der ich nicht ungehorſam ſein durfte, hatte mich dazu getrieben.

„Nach vielen Jahren, die ich in enger Zelle zubrachte, ſetzte mich das Ordenskapitel in eine Pfarrei. Ich folgte willenlos. Doch that die Wirkſamkeit in der Gemeinde und der Aufenthalt in der lieben freien Natur mir bald wohl. Da erfuhr ich einmal durch Zufall — ich hätte den Muth nicht gehabt, nach dem Schickſal meiner Theuern zu fragen, um nicht die mühſam gewonnene Ruhe meines Innern und meinen Frieden mit Gott zu ſtören — durch einen Jägerburſchen, der mir vom benachbarten Pfarrer Nachrichten mitzutheilen hatte, daß der alte Förſter in G geſtorben ſei.

„«Und wo iſt ſeine Tochter Röſel?» fragte ich raſch, vom Gefühl alter Erinnerungen übermannt.

„«O, die iſt ſchon lange Jahre todt! War ein ſchönes, liebes Kind, aber ſie ſtarb ſchon als junges Mädchen vor Gram darüber, daß ihr Bräutigam — ich weiß nicht warum — ins Kloſter ging, wie die Leute im Ort erzählen. Drei Monate, nachdem er ſie verlaſſen, trug man ſie, die ſeit ſeinem Weggange immer gekränkelt hatte, zu Grabe; ſie ſoll an gebrochenem Herzen geſtorben ſein.»

„So erzählte der Jägerburſche. Mein ganzes Weſen erbebte. Alſo mußte ich doch ihr Mörder werden und mein Opfer allein genügte nicht, dachte ich bei dieſen Worten.

„Der Mann kannte mich nicht; ich fertigte ihn raſch ab, dann aber kamen Stunden des Jammers über mich, die ich Ihnen nicht ſchildern will. Daß ich ins Kloſter gegangen und die Geliebte verlaſſen, kam mir in dieſen ſchwachen Stunden manchmal vor wie eine große Thorheit.

„Wenige Zeit nachher ſtarb der Pfarrer in G. und da kein anderer Geiſtlicher gern an die geringe Stelle wollte, ſo bat ich, mich hinzuverſetzen. War ich doch dann wenigſtens dem Grabe der Jugendgeliebten nahe. Mein Beruf, Herr, infolge deſſen ich manchem Leidenden zuſprechen, manchen Verzweifelnden tröſten kann, die Natur rings in ihrer erhabenen Pracht, die trotz meines Alters noch jetzt mein Herz mit wunderbarer Seligkeit zu erfüllen vermag, das ernſte Studium wiſſenſchaftlicher Bücher, die ich mir von Zeit zu Zeit aus der Stadt kommen laſſe, und die Ruhe, die in alten Tagen unſer ganzes Weſen durchdringt, haben mich das Leben,

so wie es ist, ertragen und mich mit demselben versöhnen gelehrt. Und wenn es manchmal doch stürmt in meinem Innern und vergangene Tage glücklicher Jugend zu lebendig vor mir aufsteigen, dann gehe ich hinauf an die Höhe nach dem Kirchhofe, an dem Sie heute noch Ihr Weg vorüberführt, zu dem Grabe mit dem bemoosten Steine und bete da, und dann ist mir's, als ob ihre meinem Ohre noch immer so vertrauten süßen Laute hervorklängen aus dem Grabe und mich trösteten; ruhig kehre ich dann in mein Pfarrhaus zurück, indem ich denke, daß auch dieses Weh bald mit allen andern irdischen Leiden vergehen wird. Ihr seid noch sehr jung und werdet es vielleicht erst erfahren, was Liebe ist. Aber einer Liebe, die wahr und echt ist, entsagen, sei es, weil man irrigerweise glaubt, der Gott, der selbst die Liebe ist, könne so etwas von uns verlangen, oder sei es aus andern Gründen, ist der gewaltigste Schmerz für eine Menschenseele, fast nicht zu fassen und nicht zu begreifen, sondern nur kaum und unter den schwersten Kämpfen zu ertragen. Vierunddreißig Jahre lang ein solches Weh im Herzen hegen, das ist mehr als kurzer Märtyrertod. Die Liebe zweier Menschen zueinander ist etwas gar Herrliches, ist der Himmel auf dieser Erde, und solcher Liebe zu entsagen ist — ein Opfer!"

Der Pfarrer hatte die letzten zwei Worte mit erregter, bebender Stimme gesprochen; rasch erhob er sich dann, drückte mir die Hand und eilte aus der Laube.

Ich saß noch lange stumm und in Wehmuth versunken. Ich konnte dem Manne in meinem Herzen nicht unrecht geben; wir Menschen sind ja so verschieden in unserm Denken und Fühlen; ein anderer hätte das Glück des Besitzes der Geliebten, nachdem sie der schrecklichen Todesgefahr entgangen, um so höher gehalten, um so fester mit seinem Leben verwebt — ihn trieb dieser Vorfall zur Entsagung, zur freiwilligen Aufopferung. Welcher von beiden hatte recht? Jeder, weil er seiner innern Stimme folgte. Endlich verließ auch ich die Laube. Erst jetzt sah ich, daß es indessen stark geregnet, was ich in der Theilnahme an des Pfarrers Erzählung überhört hatte. Im Pfarrhause zahlte ich der Köchin das Mittagsessen und den Wein und ging rasch, ohne nach dem Pfarrer zu fragen, von dannen. Die letzten Worte in der Laube waren zu heilig, als daß ich durch ein formelles Abschiednehmen sie hätte entweihen mögen.

Ich ging langsam den Weg vom Pfarrhause nach der Höhe zu.

Die dem Untergang nahe Sonne glänzte freudig zwischen den Bergen in das enge Thal herein. Auf allen Halmen und Blumen lagen die Regentropfen wie Thau, daß es glitzerte und flimmerte ringsum; droben aber auf den höchsten Höhen der Zugspitze, die links ab von meinem Pfade lag, war der Schnee angehaucht von einem leisen Roth und bildete einen eigenen Contrast zu der üppigen Blätter- und Blütenfülle des Thälchens, das so wonnig von den Sonnenstrahlen eines Spätsommerabends erwärmt war. Alles rings mahnte wie Versöhnung und Abglanz der ewigen Liebe Gottes, die kein Opfer, keine Entsagung von den Menschenkindern verlangt. Ich schritt so fort durch das feuchte Gras voran den steilen Weg an der Höhe hinauf durch die dichten Farrnkräuter, die mir fast bis an die Kniee reichten und, von meinen Füßen bewegt, ordentlich einen neuen Regen niedergossen, daß ich ganz davon durchnäßt wurde. Ich sah selten um mich; die Gegend bot zwar viele Reize, aber ich konnte mir die Geschichte des Pfarrers nicht aus dem Sinne schlagen. Fast auf der Höhe liegt der Kirchhof; beim Vorübergehen betrachtete ich mit Wehmuth das Grab, an dem der alte Pfarrer noch jetzt zu der seit vierunddreißig Jahren todten Geliebten redet. Es war allein unter allen Gräbern mit frischen Blumen bekränzt. Als ich oben das Forsthaus sah und an die seligen Stunden der zwei jungen Liebenden in der Laube und an die verhängnißvolle Trennung beider dachte, da regte es sich in mir wie Groll und doch konnte ich dem Pfarrer nicht zürnen. War es auch ein Wahn gewesen, der ihn sich opfern hieß, der ihn von der Geliebten weg ins Kloster trieb — es war ja doch immer der Wahn einer edeln Seele.

Erst mit Anbruch der Nacht kam ich im nächsten Dorfe an, aber so ermüdet ich war, konnte ich doch lange nicht einschlafen; immer wieder klangen mir im Ohr die tiefschmerzlichen Worte des alten Pfarrers: „Einer wahren, echten Liebe entsagen ist ein Opfer!"

Unter Blinden.

Aus einem dresdener Briefe.

— — Wir besuchten auch die unter des trefflichen, auch als Spruchdichter bekannten Karl Georgi Leitung stehende königliche Blindenanstalt. Wie manche rührende Erscheinung trat uns da vor Augen und erinnerte uns an das

Glück, die edle Himmelsgabe zu beſitzen! Wir ſahen z. B. einen durch plötzliche Erkältung erblindeten Tiſchler, der ſich jetzt bei der Korbflechterei betheiligt und die Weidenruthen mit dem Meſſer glättet und theilt und dabei meinte, es wäre doch wieder eine Art von — Hobeln. Nicht weit von ihm verſuchte ein junger Mann von beiläufig 16 Jahren einen Rohrſtuhl neu zu durchziehen; das ſchmale blaſſe Geſicht zeigte die Spuren des tiefen Leids, aber auch die Verklärung der gefaßten Seele. Tiefe rothe Narben liefen an den Wangen entlang; die Augen, ganz geſchloſſen, hatte er als Chemiker durch die Exploſion von Schwefelſäure verloren. Noch ging die Arbeit langſam; auf geſtellte Fragen gab er nur kurze, ſchüchterne Antworten; er ſchien wie eine Senſitive, die ſich der leiſeſten Berührung zu entziehen trachtet. Ihm galt die beſondere Aufmerkſamkeit des Directors und auch hier hatte ſein menſchenfreundliches Weſen ſchon einen weſentlichen Fortſchritt bewirkt. Nicht weit von ihm machte ein kleiner Spaßmacher ſeine Capriolen; der pfiffige Ausdruck um den Mund, die ſonderbaren Handbewegungen, das ſtete Lächeln contraſtirte in eigenthümlicher Weiſe mit den weit hervorſtehenden grauen glanzloſen Augen. In dem Kopfe des kleinen Clown iſt nur Raum für eine wunderliche Statiſtik — er weiß genau von jedem Tag im Jahre den Speiſetarif der Anſtalt zu nennen; anderweitige Gedächtnißproben iſt er außer Stande zu leiſten. Auch ein blinder Schuhmacherlehrling befindet ſich dort, dagegen aber auch ein ganz vortrefflicher Orgelſpieler, der im Präludiren, in dem Nachſpielen ein- oder zweimal gehörter Melodieen, z. B. des „Pilgerchors" aus dem „Tanhäuſer", Bedeutendes leiſtet.

Die Adminiſtration der Anſtalt geht von dem Grundſatz aus, die Blinden auch nach dem Austritt erwerbsfähig zu machen. Deshalb lehrt man ihnen nur ſolche Handarbeiten, die ſie auch ohne Mithülfe ihrer Lehrer nach ihrer Entlaſſung fortſetzen können. Seilerarbeiten, Geflechte von Matten und Rohrſtühlen, gröbere Körbe, Schnüre, breite Gurte für Träger und Tragkörbe liefern die Knaben und Männer, während die Mädchen mit Stricken von Strümpfen, Jacken u. dgl. ſowie mit der Verfertigung kleiner Tiſchplatten aus bunten, mit gewichsten Fäden verbundenen Holzſtäbchen beſchäftigt ſind. Der Verkauf dieſer zu ungewöhnlich geringen Preiſen angeſetzten Gegenſtände deckt theils die für das Material gemachten Auslagen ſowie der Ueberſchuß den jungen Arbeitern ſelbſt zugute kommt, die, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen, dadurch eine kleine Mithülfe zu ihrem Fortkommen erwerben.

Der Schulunterricht erheiſcht die größte Aufmerkſamkeit und iſt auch, wie natürlich, das Verfahren ein von dem ſonſt üblichen ganz verſchiedenes. Das Leſen geſchieht mittels des Taſtſinnes, der, wie bekannt, bei Blinden ein ſehr verfeinerter und nur höchſt ſelten unausgebildet bleibt. So fahren ſie mit den Fingerſpitzen über die in dickem Papier erhaben ausgepreßten, gleichmäßig großen lateiniſchen Buchſtaben hin und leſen ſo ſchnell, als ſie die Worte berühren. Das Schreiben iſt umſtändlicher. Es geſchieht von der Rechten zur Linken, indem ſie die innerhalb eines kleinen Quadrats von Meſſing bezeichneten acht Punkte derart mit Hin- und Herfahren des Griffels berühren, daß die dadurch entſtandenen Linien als Buchſtabe auf dem obenliegenden weißen Papier mittels des darunter befeſtigten ſchwarzen Blattes abgedruckt werden. Genaue Rundungen ſind nicht möglich, trotzdem aber Buchſtaben und Zahlen vollkommen leſerlich. Auch dieſe Manipulation geht mit großer Schnelligkeit vor ſich. Noch intereſſanter iſt der Geographieunterricht. Große Holztafeln zeigen als Grundlage Meere, Seen und Flüſſe; die Länder ſind erhaben in Pappe darauf angebracht. Die Karte ſelbſt bedeckt ein loſes Drahtnetz, welches die Gradeintheilung bezeichnet. Die Städte werden durch erhabene Meſſingſtifte angegeben. Es iſt auch hier die Geſchicklichkeit zu bewundern, mit welcher die blinden Schülerinnen in der kürzeſten Zeit die entfernteſten Städte angeben, von Peking nach Ispahan und Archangel fahren, von Petersburg nach Paris und Marſeille und wieder zurück nach Jeddo und den Inſeln des Stillen Ocean. Wenn die Aufmerkſamkeit eines Lehrers fünf Sehenden gewachſen iſt, erheiſcht ein Blinder dieſelbe Kraftanſtrengung; ein Taubſtummer ſteht als Aequivalent dagegen zehn Sehenden und Hörenden gegenüber. So ſind die Hülfsmittel, welche zur Erleichterung des Unterrichts angewendet werden, vielfache und mannichfaltige. Der leitende Gedanke aber bleibt ſtets Wohlwollen und Menſchenliebe, die unter Georgi's Leitung mit aufrichtiger Humanität geübt wird.

Um 9 Uhr abends wird das Abendgebet in einem dazu eingerichteten Betſaal gehalten. Das zeilenweiſe von dem Director vorgeſprochene Lied ſingen die Blinden nach, wozu der ſchon erwähnte talentvolle muſikaliſche Zögling die Or-

gel ſpielt. Der Eindruck iſt ein tief rührender, aber auch zugleich ein erhebender, wenn man diejenigen, denen die äußere Anſchauung verſagt iſt, in innerer Andacht und Selbſtbetrachtung ſich in dankenden Worten hinaufſchwingen hört, da ihnen ja trotz der Entbehrung und ihres Elends der Troſt von oben nicht fehlt, ſie in dem treuen Verband unter ſich und der liebevollen Pflege und Sorgfalt noch immer vor allen jenen Geſchöpfen bevorzugt ſind, die, in innerer Finſterniß befangen, auch die Außenwelt mit dem äußern Gewand ihrer beſchränkten und engherzigen Anſichten umkleiden.

Die Urſachen der Blindheit, ſo verſchieden ſie auch ſein mögen, werden doch großentheils in Erkältung oder Ueberanſtrengung zu ſuchen ſein. Sonderbar iſt die Beobachtung, welche man in der Statiſtik jener Völker gemacht hat, die, wie die Japaneſen und Chineſen, theilweiſe Reisbau treiben und deren vorzüglichſte Nahrung Reis iſt. Am Reis ſelbſt liegt die häufig vorkommende Blindheit der Reiseſſer wol nicht. Man hat den ſchädlichen Einfluß beobachtet, den die Nähe von Sumpfländern auf das Entſtehen der Augenkrankheiten ausübt. So in Oberägypten durch die Ueberſchwemmungen des Nil und ebenſo bei dem Reisbau, der nur, wie bekannt, in ſumpfigem Boden ſtattfindet. Was den Genuß dieſer Pflanze, die ja in vielen Gegenden alle andern Nahrungsmittel erſetzen muß, betrifft, ſo wohnt demſelben allerdings eine giftige Subſtanz inne, die nur durch vielfaches Abbrühen beſeitigt werden kann; eine Vorſicht, welche jene Reispflanzer allerdings nur ſelten beobachten.

Das Spital in Padua beſitzt eine große Sammlung in Wachs boſſirter Medaillons, Köpfe im Profil, mit kunſtfertiger Abbildung der meiſten Augenkrankheiten. Eine unheimliche Empfindung beſchleicht den Beſchauer. Da iſt keine Spur von jenem „Bild auf zartem Grunde"! Man ſieht nur eine Reihenfolge ſchreckhafter Abnormitäten mit peinlicher Wahrheit dargeſtellt. Erſt da gewinnen wir einen tiefen Einblick in die Leiden der Menſchheit, der mit dem Verluſt des Auges eine der herrlichſten, wenn nicht der größten Gaben verſagt iſt; und tiefes Mitleid erfüllt uns, wenn wir betrachten, welchen Schwankungen das leibliche Wohlbehagen des Menſchen unterliegt. Doch wohl jenem, der, wenn auch in ewige Finſterniß begraben, der liebevollen Pflege und Sorgfalt in der dresdener Chemnitzſtraße ſich erfreuen kann! Der dort Troſt im Leiden, neuen Lebensmuth und Arbeitskraft ſammelt! Möge es noch lange dem edeln Leiter der Anſtalt vergönnt ſein, Vater und Führer der Verlaſſenen zu bleiben!

Eine Satire auf die Straßen Odeſſas.

Herr von Ribus, Redacteur des „Journal d'Odeſſa", erzählt folgende, wie er ſie nennt, „tragiſche" Begebenheit:

Warum ſteht mir nicht die Feder des unſterblichen ſchottiſchen Barden zu Gebote, um das tragiſche Schickſal eines neuen Leander zu beſchreiben! Lord Byron, der ein denkwürdiges Poem über die Liebe der ſchönen Hero ſchrieb, ſtürzte ſich eines Tags in die hellen und bläulichen Wellen des Meeres und durchſchwamm die Strecke von Abydos bis Seſtos. Er wollte die Opferfähigkeit Leander's auf eigene Gefahr kennen lernen. Ich aber, beſcheidener Hiſtoriker eines neuen Opfers der Liebe, dem das Genie des ſchottiſchen Poeten zufällig fehlt, beſitze auch nicht einmal ſein Schwimmtalent.

Wol wenig Perſonen kannten hier Raton — ich muß Ihnen ſagen, daß dieſes fürchterliche Drama kaum vor acht Tagen hier in unſerer Stadt ſich abſpielte. Indeſſen alle diejenigen, die Gelegenheit hatten, Raton zu kennen, oder das Glück, ihm die Pfote zu drücken, waren entzückt über die Sanftheit ſeiner Manieren und den Adel ſeines Charakters. Raton ſtammt eigentlich von Kleinaſien her, ſeine Biographie, die man eben im Begriff iſt zu veröffentlichen, bezeichnet ſogar Bagdad als den Geburtsort ſeiner Vorfahren. Nun iſt es wohlbekannt, daß die Türken die Katzen ſchonen. Damit ſie aber nicht eines Tags überhandnehmen, ſtellen ſie zu gewiſſen Zeiten des Jahres doch eine Vertilgungsjagd auf ſie an. Ein engliſcher Kapitän, der bereit ſtand, auf Ballaſt nach dem Schwarzen Meere abzugehen, erbarmte ſich eines dieſer Geſchöpfe und nahm es mit ſich. Nach einer glücklichen Fahrt landete der Dampfer am Schwarzen Meere und die böſen Zungen konnten wenigſtens diesmal nicht ſagen, daß er nicht einmal eine Katze mitbrachte. Raton — ſo nämlich wurde er von der ganzen Schiffsmannſchaft benannt — erwarb ſich während der Ueberfahrt die Zuneigung der ganzen Mannſchaft durch ſeine ungemeine Liebenswürdigkeit und ſein gewandtes Benehmen.

Indeſſen entging unſer Held mit genauer Noth einer Gefahr, als er die ruſſiſche Mauth paſſiren mußte. Da Raton nämlich ſich nicht auf der Liſte der Schiffspaſſagiere befand, ſo beſchloß das Zollamt, ihn als Waare zu betrachten. Aber es entſtand die Frage bei dieſem neuen Artikel, ob man ihn nach dem Gewicht oder nach dem Maß beſteuern ſollte. Da Raton's Gewicht nicht das einer Katze überſtieg, ſo entſchied man ſich im Intereſſe des Fiscus, den Zoll nach dem Maße zu erheben. Aber nun erhob ſich eine neue Schwierigkeit. Sollte der Schwanz als ein integrirender Theil des Körpers mitgemeſſen und mitbezollt oder als eine bloße Annexion betrachtet werden? Während ſich dieſe Discuſſion verhandelte, benutzte Raton einen glücklichen Moment und mit einem kühnen Satz durchs Fenſter befand er ſich auf dem Dache.

Raton hielt demnach einen luftigen Einzug in Odeſſa und da er es aus der Vogelperſpective betrachtete, war er außerordentlich entzückt. Wie war alles geräumig! Welche

ſchöne Häuſer, welche weite Höfe und dann die geſunde, reine Luft! Aber kaum vermochte er die letzten Worte auszuſprechen, als er durch einen jener Stöße, die hier der Nordwind ſo häufig unvorbereitet macht, mit einer dichten Staubwolke bewillkommnet wurde, die ihn von der Schnauze bis zum Schwanze vollſtändig einhüllte. Unſer Reiſender nieſte mehrmals, fuhr ſich mit der Pfote über die Augen, glättete ſich ſeinen langen Knebelbart und ſagte: „Nun, ſo einen Staub hatte ich während aller meiner Reiſen nicht zu ertragen!“ Aber dieſen kleinen Vorfall abgerechnet, war Raton über alles, was er ſah, vollſtändig befriedigt. Nur Eine Sache erweckte in ihm ſehr bedenkliche und beunruhigende Gedanken. Von der Höhe des Daches ſah er in den Straßen Hunde von allen möglichen Größen und Farben laufen, und zwar ohne Maulkörbe. Er ſprach: „Wir werden leider, das ſehe ich, nicht gut miteinander harmoniren können! Wie kommt es übrigens, daß alle Reiſende von den Hunden Konſtantinopels ſo viel zu erzählen wiſſen und mit keinem Worte jener Odeſſas Erwähnung thun? Und was muß das erſt für ein Ohrenſchmaus für die hieſigen Muſikliebhaber während der Nacht ſein, welche dieſe Beſtien in den Straßen und meine Brüder auf den Dächern anſtimmen!“

Aber es war bald Zeit, auf ein Quartier bedacht zu werden. Raton ſah wol große und prächtige Gebäude, aber dazwiſchen auch welche von ſeltſamer Conſtruction. Sie hatten zwar die Form von Häuſern, aber die Fenſter ermangelten der Scheiben. Die Neugierde trieb ihn an, das Innere eines ſolchen Gebäudes zu recognoſciren. Er erkletterte das Dach und durch ein kleines Dachfenſter ſchlüpfte er hinein. Aber welches ergötzliche Schauſpiel ſtellte ſich ſeinen Blicken dar! Ein vergoldetes Gebirge erhob ſich vom Boden bis nahe am Plafond, mannichfaltige Thäler dazwiſchen bildend, welche der Tummelplatz Hunderter jener niedlichen Geſchöpfe waren, die man Mäuſe nennt. Man kann ſich denken, wie unſerm halbverhungerten Helden bei dieſem Anblick das Waſſer im Munde zuſammenlief. Mit einem Pfotenſchlage nach rechts und links hatte er bald zwei dieſer Thierchen in ſeiner Gewalt, welche er ohne viel Federleſens zum erſten Frühſtück verzehrte. Er geſtand, ſeitdem lange nicht ſo appetitlich gefrühſtückt zu haben. „Ich muthmaßte, ſie müßten ſchmackhaft ſein“, dachte Raton, indem er die Knöchelchen derſelben unter den Zähnen zermalmte, „ſie nähren ſich von lauter polniſchem Getreide erſter Qualität.“

Wie man ſchon gemerkt haben wird, wählte Raton mit vieler Weisheit ſeinen Aufenthalt in einem Weizenmagazin. Er beſaß nun Quartier und die Nahrung zugleich und konnte hier ein ruhig behagliches Leben führen. Unſer Held dachte keineswegs ſo egoiſtiſch wie jene Ratte, die aus dem Loche eines Käſes, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte, ausrief, „daß die Angelegenheiten dieſer Welt ſie gar nichts mehr angingen“. Raton hatte vielmehr einen ſehr erleuchteten Verſtand und ein gefühlvolles Herz.

Abends bei Sonnenuntergang erkletterte Raton das Dach ſeiner Wohnung, ſetzte ſich melancholiſch am Rande der Dachrinne und konnte in dieſer Stellung ganze Stunden in Nachdenken über die Leiden dieſes armen Menſchengeſchlechts, das zu ſeinen Füßen ſich tummelte, hinbeüten. Eines Abends wurde er mitten unter dieſen intereſſanten Betrachtungen durch eine Erſcheinung unterbrochen, eine Erſcheinung, welche für ihn verhängnißvoll werden ſollte. Raton bemerkte auf der entgegengeſetzten Straßenſeite auf der Dachrinne eines ſchönen Hauſes eine junge Unbekannte, welche ſich träge an den letzten Sonnenſtrahlen wärmte. Als ſie merkte, die Aufmerkſamkeit Raton's auf ſich gezogen zu haben, erhob ſich unſere Schöne ſehr ſanft, krümmte ihre gelenkige ſchlanke Geſtalt, brachte eine leichte, wellenartige Bewegung mit dem Schwanze hervor und zog ſich beſcheiden durch den Kamin zurück. Raton war ganz geblendet von ſo vielen Reizen und konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen; die Mäuſe erfreuten ſich dieſe Nacht eines wahren Feierabends. Des andern Morgens zur beſtimmten Stunde machte Raton ein wenig Toilette; er wuſch ſich, indem er dreimal die linke Pfote und ebenſo viel mal die rechte über die Ohren bis zur Schnauze hinführte, ſchüttelte ſich, beleckte Pfoten und Bruſt und nahm dann tänzelnd ſeinen Platz am Dache ein. Der Gegenſtand ſeiner Liebe war ſchon da und ſtellte ſich, als ob ſie nichts merkte; aber Raton ließ ſich nicht durch den Schein dieſer Gleichgültigkeit hinters Licht führen; er bemerkte vielmehr, wie die Schöne mit ihrem ſchönen gelbgrünlichen Auge von der Seite ſchielte. Er ſuchte alle mögliche Gelegenheit hervor, dem Gegenſtand ſeiner Liebe ſeine Bewunderung bezeugen zu können, als der Zufall das Mittel ihm an die Hand gab. Als nämlich die Schöne in kindlicher Einfalt mit einem Sperling ſpielte, ließ ſie ihn aus Unachtſamkeit oder Koketterie entſchlüpfen. Bei dieſem Anblick ſtürzt Raton von der Höhe des Kamins, wirft ſich vom Dache herab, hängt ſich an die Rinne, umfaßt das Geſimſe und in Gefahr, ſich den Hals zu zerbrechen, ſtürzt er ſich in die Tiefe und ergreift im Fluge den Vogel, den er zu den Füßen ſeiner Schönen hinlegt. Dieſe, beim Anblick des Muthes, der Ergebenheit und ganz beſonders der Gefahr, in welche die Unvorſichtigkeit ihren ſchönen Cavalier brachte, fiel in Ohnmacht; aber da man an dieſer Art Krankheiten nicht ſtirbt, ſo ſtarb ſie ebenfalls nicht, ſondern lebte, um Raton erſt recht zu lieben. Es entwickelte ſich eine freundſchaftliche Intimität, ſie hatten ſich tauſenderlei Dinge zu erzählen und als ſie ſich endlich bei Tagesanbruch trennen mußten, waren ſchon ihre Herzen unzertrennlich verbunden. Wir werden Ihnen hier nicht alle Details, alle Epiſoden dieſer Liebe erzählen. Aber leider dauerte ſie nicht länger — als eine Saiſon!

Es kam der Monat November heran — und man weiß, wie dieſer Monat der Liebe auf den Dächern ungünſtig iſt! Der November kam mit ſeinem Gefolge von Regen, Hagel, Wind und Schnee. Die Dächer wurden mit Glatteis überzogen, das Waſſer floß in Strömen, die Gaſſen wurden in Seen und Moräſte verwandelt. Raton, der nicht mehr die Straße, die ihn von ſeiner lieben Minette trennte, paſſiren konnte, bewunderte ſie durch ſein Dachfenſter. Minette ihrerſeits ſeufzte ihm aus ihrem Kaminloch entgegen — ſo betrachteten ſie ſich beide und ſeufzten ſich an. Eines Abends verſuchte es Raton, die Straße zu überſchreiten, tauchte eine Pfote in den Moraſt von Odeſſa, dann die andere, als er auf einmal verzweifelnd anhielt. Raton, frei heraus geſagt, konnte ſich ſchicklicherweiſe ſeiner Geliebten in einem ſolchen Aufzuge nicht vorſtellen — er hatte ganz das Ausſehen eines geſtiefelten Katers. Er zog ſich daher auf ſeinen Dachſitz zurück und tröſtete ſich, indem er mit ſeiner Schönen eine Converſation aus der Ferne anknüpfte. Minette, welcher alle Stadtneuigkeiten

Digitized by Google

bekannt waren, erzählte Dinge, daß dem Geliebten der Schweiß zu Berge ſtand. Hier iſt ein Wagen umgeſtürzt, dort eine Fuhre im Moraſt ſtecken geblieben; in jener Straße iſt ein Pferd umgefallen, um nicht wieder aufzuſtehen; Azor, der ſchöne Azor, der Attila des Katzengeſchlechts, ertrank beim Paſſiren einer Straße; was die ſtecken gebliebenen Galoſchen betrifft — ſie hat deren Zahl vergeſſen — und wie viele Geſchichten der Art!... „Süßer Freund", ſagte Minette, „werden denn die Katzen ewig verdammt ſein, die Straßen nicht paſſiren zu können, ohne ſich die Pfoten zu beſchmuzen? Haſt du nichts gehört, bekommen wir endlich ein Straßenpflaſter?" „Miau, Miau!" antwortete Raton.*) „Wen betraut man mit dem Unternehmen? Iſt es eine engliſche Compagnie?" „Mian, Mian!" „Was beginnt denn nur das Comité für die Straßenpflaſterung?" „Mian, Miau, Miau, Miau!" „Und von der Straßenbeleuchtung, iſt dir etwas zu Ohren gekommen?" „Theueres Weſen", ſeufzte galant Raton, „wer das Glück hat, ſolche Augen wie die deinigen zu finden, kann der nicht leicht die Lampen entbehren?"

Indeſſen die Tage verſtrichen und der Regen hörte nicht auf. Aber die Liebe ließ Raton nicht ruhen und er entſchloß ſich zum letzten Wagſtück. Er will die Hellesponte von Odeſſa überſchreiten. Raton beſteigt eine jener Pyramiden von Steinchen, die längs unſerer Straße aufgeſchichtet ſind, erhebt ſich auf ſeine Pfoten, bäumt den Rücken, ringelt ſeinen Schwanz und macht einen gewaltigen Sprung und es glückt ihm, auf einem großen, mitten im Sumpf hingeworfenen Stein anzulangen. Minette, eine neue Heco, miaut ihm Beifall zu, ihre Stimme belebt von neuem ihren Helden. Raton ſpannt ſeine Muskeln ſtraffer an, wagt von neuem einen Sprung — doch Unglück! — die Kräfte verſagen und er ſtürzt in Mitte des Abgrunds. Umſonſt kämpft er mit dem Schlamm, der ihn hineinzieht; er wirft noch einen Blick, einen ſeelenvollen Blick zu Minetten und verſchwindet für immer im ſchwarzen Gebeän — — Die Oberfläche, einen Augenblick bewegt, nimmt ruhig wieder ihre glatte Außenſeite an, als ob ſie ſich der ſchwarzen That unbewußt wäre.

Nach dieſem fürchterlichen Schauſpiel wollte Minette den Tod ihres Geliebten nicht überleben; ſie ſtürzte ſich in den Rauchſang und die Luft verbreitete lange noch einen peſtilenzialiſchen Geruch.

Das war das Ende dieſer beiden Opfer der Liebe und — des erbärmlichen Zuſtandes unſerer Straßen! Die Geſchichte gibt uns Zeugniß, daß die Nymphen des Hellesponts den ſchönen Körper des Leander herauszogen und beweinten. Die Nymphen des Pontus Euxinus, unteröſtlich über den Tod Raton's und Minettens, leiſteten ein Gelübde, ſechs Monate jährlich ſich gleichfalls in Staub vollkommen zu verhüllen und die ſechs andern im ſchwarzen Schlamm zu erſticken.

*) Es ſcheint, daß „Mian", zweimal wiederholt, ſo viel bedeutet als: „Ich weiß nichts."

Herzog Friedrich.

Ballade.

Wird denn das kreuzgeſchmückte Kleid
Dem Staufen nur zum Grabgewande?

Erſt in des Seleph kalter Flut
Erſtarrt des alten Kaiſers Blut;
Nun Herzog Friedrich — neues Leid! —
Zum Tode krank im heil'gen Lande!

Auf Joppes Mauern lagert Nacht
Und auf dem Heer vor ſeinen Thoren;
Da naht durch die Gezelte leis
Der Sarazenenarzt, der Greis,
Der durch geheimnißvolle Macht
Dem Herzog Heilung zugeſchworen.

Ein Knabe, ſcheint es, folgt ihm nach,
Verhüllt in weiten Mantels Falten.
Zur Wache kurz der Alte ſpricht:
„Wir ſind erwartet. Halt' uns nicht!"
Und in des Herzogs Zeltgemach
Verſchwinden lautlos die Geſtalten.

„Er hat mit mir allein zu ſein
Begehrt; doch dürft ihr nahe bleiben."
Der Herzog ſpricht's; die Ritter gehn.
Noch bleiben fern die beiden ſtehn;
Der Kranke lächelt trüb': „Zu Zwei'n
Hofft ihr den Tod mir wegzutreiben?"

Da naht der Greis: „Was dich bedroht,
Noch, hoff' ich, ſoll's dich nicht ereilen!
Ich bringe dir nicht Trank noch Kraut,
Ich bringe keuſche junge Braut.
Dich kauft das Leben los vom Tod,
Denn eine Brautnacht kann dich heilen!"

Der zarten bebenden Geſtalt
Entzieht er ſanft die grobe Hülle;
Und ſchmuckumſchimmert, duftumweht,
Wie eines Traumes Wunder ſteht
Im Zelt ein Mädchen, licht umſtrahlt
Von jugendlicher Schönheitsfülle.

Der Herzog richtet ſich empor
Und hoch erglühn die bleichen Züge;
Und wie ſein Blick ſie ſtaunend mißt
Und wie er jeglich Wort vergißt,
Da faßt ſie nach des Schleiers Flor,
Als ob ſie das nicht länger trüge.

Der Jüngling ruft: „O zürne nicht,
Wenn dich mein Blick mit Scham betrübte!
Die mich erbarmungsvoll beſucht,
Du Wunderbild an Reiz und Zucht!
Du trafſt, ein allzu plötzlich Licht,
Das Auge mir, das nachtgeübte!

„Du alter Meiſter, habe Dank,
Der ſolches Mittel mir erleſen!
Dir hätte ſolcher Perle Pracht
Als Preis ein halbes Reich gebracht!
Mir wähle deinen herbſten Trank,
Ich darf durch dieſe nicht geneſen!

„Mir wehrt dies Kreuz der Erde Luſt,
Mich mahnend, wie mein Gott geduldet,
Und holder, treuer Braut verband
Mich Liebesſchwur im Heimatland.
Du aber, holde Herrin, mußt
Verzeihn, was er, nicht ich, verſchuldet!"

«Hofft, daß Euch's Allah überseh'
Und Männer müssen schweigen können!
Der Liebe Lust, des Todes Qual,
Nur diese zwei sind Eu're Wahl!
So hehre Jugend that mir weh,
Ich würd' Euch sonst — mein Kind nicht gönnen!»
„Kann nur verstimmtes Saitenspiel
Mein Leben sein, so mag es enden!
Zu leben dann ist elend Los!
Wie mir vom Himmel rein und groß
Des Daseins Gabe niederfiel,
So geb' ich sie den Gotteshänden."
Der Herzog spricht's; im Abschiedsgruß
Ruht klar sein Blick nun auf den beiden.
Und da, von tiefem Weh besiegt,
Das Kind zu seinen Füßen liegt,
Berührt er leis ihr Haupt im Kuß
Und bittet dann sie sanft, zu scheiden.

G. Häbler.

Anregungen.

Volks- und Minnepoesie in Böhmen und Irland.

Es war am 16. September 1817, daß der nunmehr verstorbene Museumsbibliothekar zu Prag, Wenzel Hanka, in einem öden Thurmgewölbe der Pfarrkirche zu Königinhof, einem alten Städtchen an der Elbe im nordöstlichen Böhmen, mitten unter altem Geröll und hussitischen Waffen das Fragment eines anscheinend ziemlich umfangreichen Codex gefunden haben wollte (zwölf Pergamentblätter in Duodezformat), auf welchen acht größere epische Gedichte und sechs kleine Lieder von erotischem Charakter geschrieben waren. Der „glückliche Finder" vermuthete, der auch als Dichter gepriesene Hanusch Bitkowitsch (hingerichtet am 24. August 1290) habe diese Sammlung originalslawischer Dichtungen, welche der Regierungszeit der Przemysliden angehören, veranstaltet und den schönen Codex für die Königin Kunigunde, die Witwe des Königs Przemysl Ottokar's II., anfertigen lassen.

Diese epischen Dichtungen der Königinhofer Handschrift sind nun von den böhmischen Gelehrten dem Nibelungenliede und den Ossian'schen Gedichten, welche letztere freilich selbst vermuthlich unecht sind, an die Seite gesetzt worden und sind denn auch die gedachten Lieder nicht blos in sämmtliche slawische Sprachen, sondern auch ins Französische, Englische, Italienische, Dänische, Wämische, Ungarische und (dreimal) ins Deutsche übersetzt worden; ja Goethe selbst hat eins dieser Lieder übertragen und seinen Werken einverleibt. In neuester Zeit ist jedoch die Echtheit dieser Dichtungen entschieden angefochten worden, die Hartnäckigkeit und Erbitterung der Kämpfer hat sogar das Forum der Gerichtshöfe angerufen und Hanka's inzwischen erfolgter Tod den Streit, der mittlerweile sogar eine politische Färbung erhielt, nicht beigelegt, sondern nur in andere Bahnen gelenkt.

Wie dem auch sein mag, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums ist mit Recht von neuem auf die ältere böhmische Poesie gelenkt worden und neue Nahrung erhielt sie durch eine zweite derartige Sammlung. Nachdem nämlich Hanka, Palazky und Nebesky in mehreren Jahrgängen der Zeitschrift des „Böhmischen Museum" einzelne Minnelieder, welche sich in einer zu Wittingau in dem dasigen fürstlich Schwarzenberg'schen Archive befindlichen Handschrift erhalten fanden, mitgetheilt hatten, hat dieselben im vorigen Jahre der durch seine Verdienste um die böhmische Literatur wohlbekannte A. Waldau („Altböhmische Minnepoesie", Prag, Gerzabeck, 1860) durch eine deutsche versificirte Bearbeitung auch dem größern Publikum zugänglich gemacht. Die Anzahl dieser Minnelieder, deren Verfasser zwar nicht mehr namentlich bekannt sind, die aber jedenfalls dem hohen Adel angehörten und aus der Periode des deutschen Einflusses (von Rudolf I. bis Wenzel III., 1409) herrühren mögen, ist zwar nur gering und stehen sie denn auch an Kunst des Reims und an musikalischem Zauber ihrer Strophen den deutschen Minneliedern eines Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide u. a. nach, allein gleichwol ist ihnen eine schöne Form und klangreicher Versbau nicht abzusprechen und finden wir unter andern auch die deutschen Tagweisen, wie sie von Wolfram von Eschenbach in Schwung gebracht worden sind, bei den böhmischen Minnesängern wieder. Hier hatten sie den Namen Svitanicka und schilderten, ganz wie die deutschen, den herben Schmerz der Liebenden über die nothwendige Trennung nach genossenem Liebesglück bei herannahender Morgenröthe. Nicht ausgeschlossen sind dabei die bittern Klagen über die Merker und Aufpasser, welche das Glück der Liebenden boshaft zu zerstören suchen. Als Probe derselben mag folgende Strophe dienen:

Wer zwei Verliebten in der Minne wehrt,
Mit herbem Gram ihr Herzenpaar beschwert,
Und wer sie gar zur steten Trennung zwingt,
Das größte Unheil ihrem Herzpaar bringt!
In meinem Herzen war und ist nur Eine;
So lieb wie diese war und ist mir keine!

Ein charakteristisches Liedchen, das allerdings keine Tagweise ist, aber gleichen Inhalts, ist folgendes:

Der Plauderer.

Wer lobend ins Gesicht
Und seitwärts lästernd spricht,
Wodurch ein liebend Paar
Geriethe in Gefahr,
Der ist zu jeder Stund'
Fürwahr ein schlimmer Hund!
Und ihm gebieten wir
Nun streng, er mag hinfür

In unser Haus nicht gehn,
Wir wollen ihn nie sehn!
Und käm' er dennoch her,
Mit heiler Haut geht er
Doch nicht von diesem Ort!
So handeln wir sofort:
Wir fassen und legen ihn
Schnell auf den Rücken hin,
Und werden, gar nicht faul,
Sein böses Lästermaul
Bestreichen bis ans Blut
Mit einer — Birkenruth'.

Aus einer frühern, der goldenen Periode der Przemysliden, ist das Lied:

Der Kukuk.

Steht im weiten Feld ein Eichbaum,
Auf dem Eichbaum weilt ein Kukuk;
Hebt zu rufen an, zu klagen,
Daß es nicht stets Frühling wäre.
Wie möcht' Korn am Acker reifen,
Wenn es immer Frühling wäre?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Wenn es immer Sommer wäre?
Wie im Schober Aehren feiern,
Wenn es immer Herbst nur wäre?
Und wie bange wär' dem Mädchen,
Wenn es stets alleine bliebe!

Als der letzte der böhmischen Minnesänger erscheint der Prinz Heynek von Podiebrad, ein jüngerer Sohn des berühmten calixtinischen Böhmenkönigs Geofry von Podiebrad, geboren zu Prag am Himmelfahrtstage des Jahres 1452, gest. 10. Juli 1491. Von diesem gebildeten Fürsten, der sich offenbar nach den deutschen Minnesängern gebildet hatte, ist ein die Freuden der Liebe schilderndes größeres Gedicht: „Majovy sen" (Der Maitraum), übrig, welches jedoch auf der einen Seite allzu frivol, auf der andern zu weitschweifig und allegorisirend ist, als daß selbst seine einzelnen wahrhaft poetischen, duftigen Stellen dem Leser das Gefühl der Ermüdung ersparen könnten. Waldau hat auch von diesen einige mitgetheilt, allein leider sind auch diese ziemlich matt. Man lese und urtheile selbst:

Du weißt, mein Liebster, daß ich dein nur bin,
Es lohet auch in mir die Glut der Minne;
Mich flieht die Ruh' und rastlos denk' ich dein,
Wie ich auch will, ich kann nicht fröhlich sein!
O gäb' es auf der Welt doch keine mehr,
Die ihrem Liebsten so ergeben wär'
Wie ich es dir, mein theurer Herr, bin, dir!
Wenn du mir nahst, da hüpft das Herz in mir,
Und wenn ich schon, mein Liebster, vor dir steh',
Und wenn ich dir dann in die Augen seh',
Da ist zu Ende meine Traurigkeit
Und meinem Herzen naht die Wonnezeit;
Und ich bin heit'rer, heiterer gewiß,
Als wie ich's könnte sein im Paradies!

Wir schließen hieran „Die Harfe von Erin" (Leipzig, Grunow, 1861), unter welchem Titel Julius Rodenberg einen Band Märchen und Volkslieder hat erscheinen lassen, wie er sie aus irischen Quellen gesammelt und wol auch zum größern Theil selbst ins Deutsche übertragen hat. Daß Irland reich an solchen poetischen Schätzen ist, wissen wir aus andern bereits erschienenen Sammlungen; die vorliegende Arbeit ist aber schon durch die zweckentsprechende Organisation des Stoffs willkommen. In dem ersten Abschnitt wird uns eine übersichtliche Darstellung der irischen Märchenlehre gegeben. Das philosophisch-kritische Raisonnement ist nicht des Autors starke Seite und das Verhältniß der Märchen zum Katholicismus, zum Gottesglauben und Aberglauben hätte wol mit größerer Tiefe erörtert werden können, als es hier geschehen. Von Interesse sind die Erklärungen der in den Märchen erscheinenden stereotypen Gestalten und allgemeinen Begriffe, wie der Feld-, Wirthschafts- und Luftgeister, des Rothen Kapitän, des Fetsch und der Bantschi, der Butterhere u. s. w.

Leider nimmt der anziehendste Abschnitt in dem Buche, die Märchen selbst, nur den geringern Raum ein. In dem naiv-poetischen Vortrage dieser Märchen liegt des Herausgebers besonderes Talent. „Die Stadt im Meere", „Der Herrenmeister von Crunaan", vor allem aber „Schön Nora" sind reich an Poesie, voll sinniger Züge und vortrefflich im Vortrag gehalten. Wir bedauern, daß uns in diesem Abschnitt nicht mehr geboten wurde.

Im dritten Abschnitt: „Dichtung", ist wiederum eine Aufgabe zu lösen versucht worden, welche unsers Erachtens unlösbar ist. Ist es schon an sich immer höchst schwierig, lyrische Poesie in eine andere Sprache zu übertragen, so ist dies in noch höherm Grade bei dieser volksthümlichen der Fall. Julius Rodenberg hat bei seinen zum Theil gelungenen Uebersetzungen der hier mitgetheilten Lieder darin gethan, was sich irgend thun läßt; die Gedanken sind möglichst treu und in fließenden Versen wiedergegeben: dennoch aber müssen wir solche Arbeit beinahe als zwecklos betrachten. Gerade beim Volkslied liegt der geheimnißvolle Zauber in dem Klang des Worts, weder in besonders geistreicher Pointe noch in kunstvoller metrischer Form. Der Klang der Sprache ist mit dem Inhalt des Liedes so sehr eins, daß es sich nicht trennen, also auch nicht in einer andern Sprache wiedergeben läßt, ohne ihm den eigentlichen Reiz zu nehmen.

Ihr meint, ich sei von heiterm Sinn?

Von **Emil Kittershaus.**

Ihr meint, ich sei von heiterm Sinn
Und meine Brust sei voller Lust?
Wie ich so krank und elend bin,
Das ist allein nur Gott bewußt!
Ob euch auch stark dies Herz erscheint,
Er weiß, wir oft es bebt und zagt!
Kennt Thränen, die ich nicht geweint
Und die mein Inn'res doch zernagt!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wie erwehren wir uns der französischen Lockung? — Noch einmal Gervinus über Schlosser. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. V. — Briefwechsel.

Wie erwehren wir uns der französischen Lockung?

Bekanntlich hat Frankreich von dem Augenblick an in Deutschland festen Fuß gefaßt und allmählich herrliche Theile des Deutschen Reiches an sich gerissen, als die protestantische Lehre ins Gedränge kam und die sächsischen und hessischen Fürsten keinen Anstand nahmen, mit denselben Franzosen zu unterhandeln, die in Paris die blutige Bartholomäusnacht feierten. Katholische Geschichtschreibung bezeichnet Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar u. a. als die ersten Minderer und Verräther des Deutschen Reichs.

Die Wahrheit ist, daß in alten Zeiten individuelle und Gewissensfreiheit, sage man auch in der Sprache der alten Tage Gott und seine ewige Wahrheit, den Menschen höhern Werth hatten als die zufällige Form des politisch-nationalen Lebens. Die Anklage trifft nicht die evangelischen Fürsten, sondern Karl V. und seine Nachfolger. Sie trifft Wiens Cabinet und die Jesuiten.

Aber die Lage ist gegenwärtig ganz dieselbe wie damals, als Moritz von Sachsen die schönsten Städte des Elsaß preisgab, um an den Franzosen Alliirte gegen den Kaiser zu gewinnen. Statt der evangelischen Lehre gilt es jetzt die Anschauungen des Liberalismus und deutsche Kraft und Einheit. In Frankreich selbst herrscht zwar der Despotismus, wie auch die Protestanten in Frankreich damals verfolgt wurden; aber nach außen spielt Frankreich die Rolle des Befreiers und Erlösers. Wir sagen nicht einmal: Es ist die Lockpfeife des Vogelstellers —! Wer kann leugnen, daß in dem eigenthümlichen socialen und einheitlichen Leben der Franzosen, in ihrem gänzlichen Bruch mit dem Adel, in ihrer demokratischen Armee ein außerordentlicher Reiz für die moderne Welt liegt, dem sich, um denselben zu heben und zu mehren, auch noch der Umstand zugesellen muß, daß sie in der That an den meisten Stellen Europas, wo sie sich einmischen wollen, verrottete und den Völkern unliebsame Zustände vorfinden. Napoleon III. hat die Geschichte Richelieu's studirt. Er kann die Freiheit in seinem eigenen Lande nicht brauchen, aber nach außen hin läßt er seine Politik die Rolle des Rächers und Befreiers spielen.

An die Stelle des Protestantismus ist im modernen Bewußtsein die absolute Freiheitsidee getreten. Diese ist so mächtig, daß Berlin jakobinisch war, als Friedrich Wilhelm II. seine Armee gegen die Jakobiner schickte. Der Friede von Basel, den Preußen für sich abschloß und der wiederum von katholisch-österreichischer Geschichtschreibung für Verrath an Deutschland erklärt wird, war dieselbe Convention, die Moritz von Sachsen am 5. October 1551 mit Frankreich schloß. Die öffentliche Meinung Berlins und aller mit den Ideen der Neuzeit sympathisirenden Deutschen macht ebenso jetzt Italien frei, gibt Venedig preis und gönnt, eben aus prineipiellen Gründen, dem Hause Habsburg jede Demüthigung. Haben wir nicht schon oft, wenn auch scheinbar nur im Scherz, in unsern Tagen vernehmen müssen: „Es wird nicht besser, ehe nicht die Franzosen kommen! Die werden schon aufräumen!"? Lese man die „Volks-Zeitung", einen Gradmesser solcher und ähnlicher Stimmungen; mit bewundernswürdiger Gewandtheit hat sie sich noch bei jedem Dilemma der großen Tagespolitik den Standpunkt zu sichern gewußt, der jener „absoluten Freiheitsidee" (der evangelischen Lehre des 16. Jahrhunderts) den Sieg gewährleistet. Wir anerkennen dies Bestreben. Es hat die Berechtigung des 19. Jahrhunderts für sich. Es ist nicht möglich, daß man in Fragen des Lichts aus Rücksichten der Ueberlegung und der Umstände halbe oder nur dreiviertel Dämmerung eintreten läßt. Licht oder Dunkel — das ist die Frage, wo die Geschichte kein Mehr und kein Minder duldet.

Da sich nun hierin (wie weiland im Zeitalter der Reformation) ein souveränes Gesetz der Natur und ein nicht minder souveränes der Geschichte vollzieht, so kann unser Volk, um sich vor Schaden zu bewahren, nur dasjenige thun, was es sicherstellt, nun und nimmermehr die „absolute Freiheitsidee" ins Gedränge kommen zu sehen. Mit äußerstem Nachdruck, mit dem heiligsten Ernst muß allem gewehrt werden, was die kirchlichen, politischen, diplomatischen, publicistischen Nachkommen des Pater Lamormain über uns zu verhängen drohen. Jedes geistige Unbehagen des Volks, jede Rückschrittsbewegung der Fürsten, jede Täuschung der Hoffnungen, die auf die Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit gesetzt werden, rächt sich an der Zukunft unsers Vaterlandes. Die Tage von Compiègne, das Auftreten des Herzogs von Magenta in Berlin; die Allianz vorläufig zwischen den Schaugepränge von Paris und den Schaugepränge von Berlin sind Erscheinungen, die ein ernstes Nachdenken erwecken müssen. Die „französische Lockung" girrt den Deutschen seit der ewig beweinenswerthen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe. Sie wird nur dann eine

vergebliche sein, wenn in Deutschland bei allen Fragen die „absolute Freiheitsidee" die siegende ist und wir beizeiten niederschmettern, was diesem Siege widerstrebt.

Noch einmal Gervinus über Schlosser.

Es ist an den Herausgeber die Frage gerichtet worden, wie in seinem neulichen Votum: „Gervinus über Schlosser", gewisse Andeutungen, z. B. über die Gervinus'sche „Athemlosigkeit", über Schlosser's Verhalten zum Bedeutenden und Unbedeutenden, zu verstehen wären.

Was Schlosser in der Formengebung zu wenig besitzt, hat Gervinus vielleicht zu viel — an Worten sind sie beide gleich überreich. Gervinus besitzt eine seltsame Hast und Ueberstürzung der Rede bis zum, wie wir es neulich nannten, Athemlosen. Immer möchte man ihn, was er auch je geschrieben, unterbrechen: Endlich, endlich — — verschnaufe dich doch nur! Dies Feuer des Dahinstürmens, eines sich immer gleich bleibenden, sich immer in demselben Dampf und Rauch mit endlosen, wenn auch wohlgeformten rhetorischen Ringeln auslassenden Rede- und Ueberzeugungsdranges birgt eine Gefahr. Sta viator! möchte man ihm sagen. Sei schweigsamer und unterwirf dich auch einmal den Thatsachen, den Menschen, dem Individuellen, dem Concreten, dem Gegebenen! Schweig' und forsche doch nur! Schweig' und analysire doch nur — und richte nicht stets! Auch Gervinus scheint nur ein Minister sein zu können, der nach seiner ersten Rede im Cabinet, die nicht sogleich allgemeine Acclamation finden würde, empfindlich aufsteht und das Spiel nicht weiterspielt.

Warum sprachen wir diese Ueberzeugung gerade bei Schlosser's Tode aus? Weil auch Schlosser in seinen zahlreichen Schriften gegen die ästhetische Welt, die zu dem in diesen Blättern vertretenen Lebensberufe und Wirkungskreise gehört, desgleichen auch gegen diejenige „Sittlichkeit", die wir als die allein menschenbestimmte, gottgewollte und in der Kritik maßgebende vertreten (Schlosser's Nachfolger waren hierin W. Menzel, Schmidt, Gervinus u. a.), unausgesetzt sich vergangen hat. Gervinus spricht in dem Einen Wort das Endurtheil über Schlosser, wenn er von ihm sagt, daß sich sein Lehrer und Meister für Namen dritten Ranges begeistern konnte, während er bei Heroen des ersten gleichgültig blieb. Was charakterisirt mehr als dieser Ausspruch die Willkür, den Eigensinn und das rein Dilettantische eines solchen Forschens und Urtheilens? An großen Erscheinungen ging Schlosser mit wenigen Ausnahmen murrend und abgeneigt vorüber; höchstens war es, falls ihn an ihrem Wesen irgendetwas ergriff, nur eine einzelne, aparte Manifestation derselben. Den „moralischen" Maßstab handhabte er unausgesetzt. Er handhabte ihn mit großem Recht solchen Persönlichkeiten gegenüber, zu deren Rechtfertigung sich vor dreißig Jahren ein Varnhagen von Ense Schlossern gegenüber veranlaßt sah — absolute Rechte der „schönen Naturen" werden auch wir nicht jenen Persönlichkeiten einräumen, die Varnhagen entschuldigt wissen wollte. Aber nüchtern bleibt der Ton, in dem Schlosser von so vielen feinen und eingreifenden Erscheinungen der Geschichte und der von ihm in die Geschichte gezogenen Literatur gesprochen hat. Und sollte Gervinus sagen: Diesen Schlosser'schen Fehler verbessere ich! Wenn Schlosser begeistert von Dante schrieb, sprech' ich doch schon ebenso über Goethe und Shakspeare! — so ist damit nicht alles gewonnen. Es ist auch hier ein Zuviel, das an einem andern Ort ein Zuwenig hervorbringt. Diese pragmatische Methode tritt an die Menschen und Dinge mit ihrer subjectiven Reflexion und theoretischen Voreingenommenheit zu nahe heran. Zurücktretend, den Gegenstand in seiner Totalität, in seinem Zusammenhang mit den Erscheinungen rechts und links erfassend, Werden und Gewordensein unterscheidend, Horizont, Beleuchtung, den Boden, auf dem die Erscheinung erwuchs, mit in Erwägung ziehend, nacheonstruirend und sozusagen in einem Gebäude lieber auf das Innere nur vom Hinblick auf das Aeußere, als vom treppauf treppab durchforschten Innern auf das Aeußere schließend — nur diese Methode einer höhern Gerechtigkeit würde die richtigere sein.

So viel zur nähern Erläuterung einiger unklar gebliebenen Stellen in einem Bericht über die Gervinus'sche Denkschrift, dessen anderseitige hohe Anerkennung wir wiederholen.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

V.

In dem Schwalghof, wo Schullehrers Töchterlein gestorben, angekommen, treten die Trauergäste nach Freundschaft und Bekanntschaft in Kreise zusammen, die nächsten Freunde und Verwandten der Verstorbenen aber gehen in das Trauerhaus hinein. Bei einer gewöhnlichen Leiche unterhalten sich die Trauergäste, wie's eben geht, über die Erlebnisse des Tags, die Bedürfnisse der Zeit. Heute aber lag tiefe Trauer auf allen Gesichtern der hier Versammelten und ernstes Schweigen herrschte ringsum. Jeder wußte, daß es die einzige Tochter liebender Aeltern war, die heute begraben werden sollte. Vor kaum ein paar Tagen noch war sie die schönste, die lieblichste, die geliebteste Tochter des ganzen Landes. Jeder wußte, wie sie das Glück ihrer Aeltern, ihrer Brüder, ihrer Gespielen gewesen: jeder kannte sie als die sittsamste, klügste, fleißigste und frömmste unter den heranwachsenden Jungfrauen. Alle kannten auch den guten Vater und wußten, wie er seine Tochter liebte; alle standen in Erwartung dort, zu sehen, wie er den Schmerz ertragen könne.

Da beginnt das Glöcklein im Schulhause, im Todtenhause seine scheillen Töne in das enge Thälchen hinauszusenden. Der Vater, der Leheer des armen Dörfchens, dessen Kirche eine halbe Stunde weitab, in Badenweiler, liegt, hat es wol hundert- und tausendmal geläutet, auch oft sein Töchterlein den Dienst für ihn übernommen; jetzt ruft das Glöcklein die Leichenträger zur Todtenbahre; jetzt läutet es die geliebte Tochter zum Vaterhause hinaus. Und morgen

und alle Tage, wenn der arme Mann das Glöcklein läuten muß, ruft es ihm zu: „So klang es, als es unsere Tochter zum Grabe sendete!"

Jetzt tritt ein junger Mann, der Stellvertreter des Pfarrers von Badenweiler, im Chorkleide aus dem Trauerhause heraus; ihm schließt sich die Schuljugend mit den Lehrern der Nachbardörfer an und hinter ihnen her wird der mit Blumen und Kränzen geschmückte Sarg von jungen Männern getragen.

Dem Sarge folgt der Vater, die Brüder, die nächstrn Verwandten einzeln, dann die Trauergäste, vier und vier, in langem Zuge; hinter ihnen kommen die Frauen, die Mutter, von zwei jungen Mädchen am Arme geführt, voraus. Auf dem Friedhofe wird der Sarg an das offene Grab hingestellt. Der junge Prediger tritt vor denselben, der Vater diesem gegenüber, die beiden Söhne ihm zur Seite, hinter ihnen der Kreis der Trauergäste; an der andern Seite des Friedhofs stehen die Frauen um die Mutter herum, die mit ihren zwei Begleiterinnen sich auf eine hölzerne Bank vor dem Grabe niedergelassen hat.

So beginnt der junge Prediger das feierlich schöne Begräbnißgebet der protestantischen Liturgie des Landes. Dann liest er den schlichten Lebenslauf der Todten vor und hält hierauf eine Leichenrede. Soll ich diese wiederholen? Schön war sie, geistvoll und auch gefühlvoll; denn der junge Mann war ergriffen von dem Schmerz, der alle Anwesenden beherrschte. Und der war groß genug, um die schöne Rede eigentlich überflüssig zu machen, um sie im Winde verhallen zu lassen.

Auf dem einfachen, ärmlichen Friedhofe, den kein einziger Leichenstein und nur hier und dort ein verfallenes hölzernes Kreuz schmückt, in diesem engumschlossenen Thale, von seinen aufsteigenden Bergen umgeben, im Schmuck des schönsten, hellsten Wintertags, an dem die Sonne den Schnee glitzern, die Eiszapfen funkensprühen machte, waren das neue, offene Grab und die schwarze Todtenbahre die einzigen dunkeln Punkte. Und Hunderte von weißen Rosen auf dem Sarge, von allen Freundinnen der Todten ihr zum Todtenschmuck geschickt, suchten selbst diese dunkle Todesmahnung des offenen Grabes und des schwarzen Sarges Lügen zu strafen.

Und wie die Todtengebete des jungen Geistlichen in der kalten, hellen Luft widerhallten, fielen sie in zerrissene Herzen hinein. Wenn er von der Liebe des Kindes zu den Aeltern, der Aeltern zu dem Kinde sprach, dann zitterten die bleichen Lippen des Vaters, dann sank er in sich zusammen, dann floß die Thräne still an seinen Wangen hinab; — dann hörte man das Schluchzen der beiden Mädchen, die die Mutter geführt hatten, während diese selbst thränenlos, ja wie gedankenlos dort saß und den Kopf auf die Brust herabsenkte; — dann weinten alle von Herzen und viele auch bitterr Thränen mit den armen Geschlagenen.

Tod, wo ist dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg?

ist das Schlußwort des Leichengebets — aber der Stachel des Todes saß heute mit scharfem Widerhaken in den Herzen der Ueberlebenden. Und als der Leichenredner schwieg, als die Trauerfeier zu Ende, dauerte es lange, ehe die Trauernden nach und nach sich von dem Sarge, der hier zu Lande erst später, wenn die Trauernden den Friedhof verlassen haben, in die Gruft gesenkt wird, trennen konnten. Einer nach dem andern ging gesenkten Hauptes zum Dorfe zurück. Zuletzt waren nur noch ein paar Frauen um die Mutter versammelt, diese, die nicht vom Flecke wollte, durch sanften Zwang von ihrer Todten zu trennen.

Und dort an der Mauer stand ein Bursche allein und weinte, daß dir heißen Thränen auf die bnrite Brust und in den katten Schner fielen. Selbst als die Mutter und die leidtragenden Frauen den Friedhof verlassen hatten, stand er noch eine Weile dort und sah über den Sarg hinweg zu den hohen Bergen und dem blauen Himmel hinauf. Dann trat er an den Sarg und hob eine weiße Rose, die vom Leichentuch abgefallen war, auf und ging von dannen, nicht ins Dorf, soudern vom Dorfe ab, dem Walde und den Bergen zu.

Der Neujahrstag ist in unserm Thälchen ein Festtag für die Kinder, insbesondrre die Kinder der ärmern Klassen. Früh am Neujahrsmorgen, wenn der Tag grant, kommt ein Kind nach dem andern, tritt unangemeldet ins Zimmer und beginnt sogleich ein Neujahrssprüchlein voll Heil und Segen für dich nnd all die Deinen hier nnd die ewige Seligkeit im Himmel. Die Worte wechseln, der Gedankr des Sprüchleins ist bei allen derselbe; in Wahrheit aber sollte das junge Volk einfach sagen: „Ich wünsche Euch Glück — nnd dafür schenkt Ihr mir 's Kreuzerle!" Denn auf das „Kreuzerle", das jeder Glückwünschende erhält, ist's natürlich allein abgesehen. Es gewöhnt die Kinder ans Heischen, ans Handaufhalten; aber einen glücklichen Neujahrstag haben die armen Kinder des ganzen Landes durch diese Sitte; denn sie durchziehen so rin Dorf nach dem andern nnd kommen abends mit einer Tasche voll Kreuzer heim, wenn sie unterwegs nicht ringekehrt sind und sich die Bürde durch allerlei Lurnseinkäufe, als da sind Weißbrot und Käse, etwas Kandelzucker, ja sogar rine Cigarre u. dgl. Befriedigung geheimer keimender Bedürfnisse, erleichtert haben.

Das freudigste Kinderfest ist aber dir Fastnacht oder besser das altheidnische Frühlingsfest, das vor wie nach, trotz tausendjährigen Christenthums, in fast allen allemannischen Landen durch Feuer und Brandopfer gefeiert wird. Es findrt dasselbe acht Tagr nach der Kalenderfastnacht statt. Wie die Fastnacht, der Carneval, dies altheidnische Frühjahrsfest im christlichen Kirchengewande, an und für sich das Festhalten des Volks, trotz Kirche und Lehre, an rinmal wurzelfester Sitte bekundet, so bewährt sich dieselbe Zähigkeit auch an dem vorgregorianischen Datum des allemannischen Carnevals, acht Tagr nach dem römischrn. Hier zu Lande weiß niemand, warum das Fest acht Tage nach Carneval stattfindet, und ebenso wenig, daß das Feuerspiel, mit dem der Fastnachtsonntag endet, das altheidnische Frühlingsfest ist. Den Charakter des heidnischen Judelfestes und Oralelfragens hat das Fest bis heute wenigstens in einer letzten Spur beibehalten.

Wochenlang vorher ziehen die Knaben des Dorfs mit rinem Karren, lange weiße Stöcke in der Hand, von Haus zu Haus im Dorfe, Holz sammelnd. Jede Fahrt ist ein Fest an und für sich, weswegen es sich von selbst erklärt, daß, obgleich nur etwa neunzig Häuser in dem Dorfe sind, die Knaben drei, vier Wochen brauchen, ehe sie die Runde gemacht nnd in jedem Hause eine Wrlle Reisig oder rin paar Scheite Holz eingesammelt haben.

Am Samstag vor dem Fastnachtsfesttage wird das Holz

auf eine hinter dem Dorfe liegende Wieſe gebracht und hier zu einem haushohen Scheiterhaufen aufgeſpeichert, der, ſobald es Sonntags nacht wird, angezündet ſeine Flammenzeichen weit in die Ferne hinausleuchten läßt. Dann kommt das ganze Dorf, alt und jung, hier zuſammen. Die Alten aber eigentlich nur zum Geleit der Jugend. Dieſe iſt mit langen buchenen Stöcken oder beſſer Ruthen bewaffnet. An der Spitze der Ruthe ſteckt eine kleine viereckige Scheibe von Holz, vier Zoll etwa im Viereck und einen halben Zoll dick. Dieſe Scheibe wird ins Feuer gehalten, bis ſie an allen vier Seiten glüht und flammt; dann eilt der glückliche Beſitzer deſſelben zu einer Bank, die nur, mit einer Seite auf ihren zwei Stuhlbeinen ſtehend, mit der andern auf dem Boden ruhend, eine ſchiefe Fläche bildet. Ueber dieſe die Scheibe im raſchen Schwunge wegſchleifend, wird dieſelbe in die Weite hinausgeſchnellt. Gleich einer Rakete, einer Sternſchnuppe fliegt ſie durch die Luft. Die Hauptſache aber iſt, daß der Knabe oder auch der junge Burſche, der die „Scheibe ſchlägt", während er dieſelbe, zum Schlage ausholend, hin- und herſchwingt, ausruft:

Schiebi, Schiebo,
Die Schiebe ſcholl goh!
Goht ſie rechts, goht ſie links, goht ſie links, goht ſie rechts,
Meinem Schätzle geht ſie immer recht.

Und ſo fliegt ſie hin. Und je weiter ſie fliegt, deſto größer iſt die Liebe, die Treue des Schätzle. Kann ſie nicht zum rechten Schwunge kommen, mißlingt der Schlag, dann iſt's auch mit der Liebe nicht recht in Ordnung. Es liegt ein unbewußter Reſt eines heidniſchen Gottesurtheils in dieſem zum Kinderſpiel herab- — oder vielleicht beſſer geſagt — hinaufgeſtiegenen altheidniſchen Götzenfeſte.

Das Kinderglück iſt groß an dieſem Abend und das Feſt iſt wirklich ſchön. In einer ſternenhellen, mondbeleuchteten Winternacht, hell und doch dunkel genug, das Feuer weithin leuchten, die glühenden Scheiben weit hinaus als fliegende Sterne erſcheinen zu laſſen, umſpringen die Kleinen die thurmhohe Flamme. Und ringsum von allen Bergen winken dieſelben Feuer herüber, ſieht man die Glutſcheibe durch die Luft ſauſen. Wenn die Flamme im Feuerhaufen ſteigt, ſo ſteigt auch die Freude in alt und jung. Die Alten lehren die Jungen dann die Kunſtgriffe des Scheibenwerfens. Oft auch leihen ſie dieſelben, den kecken Witz mit unterfliegen zu laſſen.

Schiebi, Schiebo,
Die Schiebe ſcholl goh — und ſehen, ob
— Dem Chriſtinle ſein Großmutterle noch immer tedig iſt —

rief ein alter Schalk, an das Omen, an das Gottesurtheil der Feuerprobe unbewußt mahnend und zugleich — an die vaterloſen Familienmütter des Landes erinnernd.

Die kleinen Mädchen tragen den Buben die Scheiben zu. Sie haben deren oft ganze Kränze am Halſe hängen für alle, die welche von ihnen erbitten. Ich glaubte, ſie ſeien zu kaufen und wollte ein paar, die ich einem ſchönen Kinde abfragte, zahlen; aber es wies die Bezahlung freundlich zurück und ſagte ſo lieb: „Sie können mehr haben", daß mir der Ton, die Stimme und der herzige Blick des Kindes noch heute in der Erinnerung Freude machen.

Seit Jahren hatte übrigens das „Scheibenſchlagen" nicht mehr ſtattgefunden. Mit den trüben Zeiten von 1849 war es eingeſchlafen, mit dem friſchern Leben von 1860 wieder aufgewacht. Wer weiß! Hat doch auch im großen, im ganzen Vaterlande ein neuer Frühling begonnen. Möge der Same, der in ihm in die Erde gelegt wird, beſſer Wurzel faſſen, keimen und Früchte tragen als der des herrlichen Frühjahrs von 1848!

Schiebi, Schiebo,
Die Schiebe ſcholl goh!
Goht ſie rechts, goht ſie links,
Goht ſie links, goht ſie rechts,
Dem Vaterlande ge ſie immer recht.

Es war in der That das Frühlingsfeſt, das wir damals feierten. Am andern Morgen wehte der Föhn. Der iſt ein wunderbarer Wecker. Wenn er eine einzige Nacht mit ſeinem warmen Hauche über unſere Berge hergegangen iſt, dann ſtehen ſie morgens da und heißen wieder mit Recht der Schwarzwald.

Dann fängt es an zu leben, in dir, um dich herum. Die Erde reckt ſich aus dem Schnee hervor, die Tannen werden wieder grün. Und ſiehe, dort, wo geſtern kalter Scheintod die Erde deckte, ſteht heute das weiße Schneeglöckchen auf friſchem, grünem Stengel. Es ſenkt das Köpfchen beſcheiden, aber in ſeiner Beſcheidenheit läutet es zum Ausflug in Wald und Wieſe.

Willſt du mit, lieber Leſer, ſonſt — —
Leb' wohl!

J. Venedey.

Briefwechſel.

— *** in Berlin. Es iſt ein ſchönes Vorrecht, das man auf dem Standpunkt einer unfeichtigen Liebe zur Freiheit hat, zuweilen auch einmal, ohne verdächtigt werden zu können, recht gründlich conſervativ oder illiberal erſcheinen zu dürfen. Wir finden die ſeſtuiſene Ablehnung der Vorſchläge, die Herr von Beuſt für eine Bundesreform macht, ſeitens der preußiſchen Preſſe aller Schattirungen nicht im mindeſten rühmenswerth und wiederholen unſer ſchon oft ausgeſprochenes Glaubensbekenntniß: Will uns Preußen im Stil Friedrich's des Großen ein verjüngtes einheitliches Deutſchland ſchaffen — ſo mag es thun, was es kann! Sind wir aber auf allmählliche Entwickelungen angewieſen, ſo iſt die ſpröde Ablehnung der Vorſchläge zum Beſſern und Kräftigen des Bundes, jetzt ſogar die preußiſche Betonung des Beſtehenden am Bunde (!) — nur weil nicht ſogleich die ganze Machtfülle Deutſchlands an Preußen kommen ſoll! — eine nicht zu billigende Hinderung; die deutſche Nation hat hier ein anderes Intereſſe als das Haus Hohenzollern. Und auch darin geben wir dem Beuſt'ſchen Programm den Vorzug z. B. vor dem Schmerling'ſchen, daß ein Parlament am Bunde zweckmäßiger aus den beſtehenden Ständeverſammlungen, nicht aus einer directen Wahl hervorgeht. Was z. B. ein aus directen Wahlen hervorgegangenes Parlament neben einer preußiſchen Kammer bedeuten würde, haben wir 1848 geſehen! Die preußiſche conſtituirende Verſammlung zeigte mehr als einmal die größte Geringſchätzung gegen die Paulskirche. Wo etwas Organiſches entſtehen ſoll, muß Theil an Theil ſich fügen; das politiſche Wahlrecht ſei dem Volke nur Eines! Nur Einem Manne kann ſich das Vertrauen, das ganze moraliſch-politiſche Leben und Streben, die bedenkliche Aufregung einer Wahl wirken. Dann entſteht aus den Ständekammern diejenige Zuſammenſetzung, die ſich mit den lokalen Vertretungen im organiſchen Zuſammenhange weiß; die Beſchlüſſe der Centralvertretung werden ſo erſt für die lokalen Vertretungen bindende, während ein Nebeneinander (eine bloße Juxtapoſition) zweier Legislativen in ſich den Keim des Verderbens trüge. Wie vorhin geſagt: Ein unabhängiger wahrer Vaterlandsfreund ſchmeichelt nicht nach oben und nicht nach unten.

(Ausgegeben am 14. November 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 47. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Nach zehn Jahren. Erzählung von Rosa Dorn. — Blücher in Lübeck. Von Heinrich Asmus. — Ultima Thule. — Zum Wohlbefinden des Leibes und der Seele. — Für Freunde des Plattdeutschen. — Neue Romane und Novellen. XXVI. — Neues aus der Welt.

Nach zehn Jahren.

Erzählung von Rosa Dorn.

Draußen jagte der Sturm ein tanzendes Schneeflockenheer die Straße entlang. Es war ein echtes Aprilwetter. Momente voll Eis und Ungestüm, dann mildeste Sonnenblicke.

Dem schenkten indessen vier junge Männer wenig Aufmerksamkeit. Sie waren zu einem Frühstück versammelt. Seit Jahren Universitätsfreunde und Landsleute, verließen sie heute gemeinsam die Hochschule. Sie wollten die Reise nach der Heimat antreten; da sollte ihrem zurückgelegten Stück Jugendleben ein letztes volles Glas gebracht werden. Hin und wieder hallte ein mahnender Glockenschlag in die fröhliche Unterhaltung. Die Mittagsstunde sollte die Freunde auf dem Bahnhofe treffen; schon schlug es 10 Uhr drüben auf der Universitätskirche.

„Hallersee, einen neuen Toast!" rief ein junger, blühender Mann einem ihm gegenübersitzenden kleinen Studenten mit lebhaftem, ausdrucksvollem Gesicht zu. „Einen neuen Toast! Ja, wir haben ja schon alles hier Befindliche leben lassen! Gehen wir zum Universum über!"

„Nicht doch!" rief ein Dritter, das Glas erhebend, „dem Augenblick sei die Stunde geweiht, dem Nächsten, der Heimat!"

„Apropos, Berg! Gut, daß du mich erinnerst! Ich erhielt ja vorhin einen Brief aus der Heimat mit einer Nachricht — einer Nachricht — Berg", fuhr der Sprecher weinerregt fort, „die du uns sicherlich geflissentlich vorenthieltest! Zur Strafe für diese böswillige Zurückhaltung und Geheimnißkrämerei gelte jetzt ein lauter, offener Toast: «Glück deiner Mutter zu ihrer vorgestern stattgefundenen neuen Verlobung!»"

Alle erhoben sich. Wie vom Blitz getroffen fuhr auch Berg vom Stuhl auf. „Meine Mutter?" sagte er, kaum athmend. „Weiche —" fast entschlüpfte ihm das touchirende Stichwort. Er bekämpfte sich und sagte: „Tollheit!".

„Wie? Ist es wirklich wahr, Berg, daß du nichts davon weißt?" sprach Hallersee. „Deine Mutter ist auf Ehre eine noch allerliebste, hübsche Frau! Wir haben insonderheit alle Ursache, sie indirect zu lieben! Wie oft setzte sie uns in den Stand, bis Mitternacht bei dir und einer Bowle zu bleiben! Also nochmals ein donnerndes Hoch!"

„Lieber Berg", sprach ein anderer, ein junger Mann mit sanftem Gesicht und einer wohlklingenden Stimme, ein Theolog, „es scheint, dich hat die Nachricht, die Hallersee mittheilt, überrascht — du wüßtest wirklich nichts davon?"

Hallersee lachte unbarmherzig dazwischen. „Sieht

er nicht aus, als ſei ihm eine Geliebte untreu geworden?" rief er.

„Trink'l" ſprach dem Sohne der Vierte zu, und ſang: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz!"

Berg folgte dem Rath. Auf Einen Zug leerte er ſein Glas. Gewaltſam, ſo ſchien es, ſuchte er ſich aufzuraffen. Sein Arm zitterte noch, als er das Glas hinhielt, um es von neuem füllen zu laſſen. „Hallerſee", ſagte er mit einer Stimme, die nach Feſtigkeit rang, „ja, du haſt mich überraſcht! Meine Mutter wieder Braut! Haha! Ich weiß es, mit Baron von Thaleck. Das Ding ſpielt ſchon lange. Sie ſchämte ſich wol, mir davon die erſte Nachricht zu geben?"

Eben öffnete ſich die Thür und der gemeinſchaftliche „Wichſier" der Freunde brachte einen Brief an Berg. Er kam von ſeiner Mutter. Er enthielt in liebevoller Mittheilung die Beſtätigung einer Thatſache, die vielleicht ſchon früher verbreitet wurde, ehe ſie ihre Einwilligung gegeben. Berg knitterte den Brief zuſammen und ſah düſter durch die Scheiben —

Der Wichſier erinnerte an die Mittagsſtunde.

Die Sonne blickte hell durch die Scheiben, als hätte ſie gar keine andere Abſicht, als Veilchen und Schneeglöckchen zu entfalten. Freundlich blinkte ſie in den Gläſern, flammte im Wein, als gäbe ſie allem Herzeleid ihr Veto.

„Nun, Hallerſee", begann der Erſte von neuem, „du haſt den Anfang gemacht, haſt einer Frau ein Hoch gebracht — ich dächte, wir brächten ſämmtlichen Frauen dieſer guten Stadt einen Toaſt, eingedenk der reizend langweiligen Union-Abende, der vier oder fünf Carnevalbälle — eingedenk der weitberühmten Thees im Hauſe des — Rectors! Ha, da ſtimmſt du doch ein, Hallerſee? Seht den Undankbaren! Zieht er nicht den Mund, als wäre irgendein ſchnödes Gewächs vor ihm im Glaſe und nicht trefflicher Rüdesheimer? Undankbarer nochmals! Hebe dein Glas! Unter der ſchwarz- und blauäugigen Menge der Schönen befindet ſich ja ſie, die Eine, Reine, die ich meine — Angelika hoch!"

Indeſſen erhob Hallerſee den Kopf. Es zuckte flüchtig über ſein bewegliches, dunkles Geſicht. „Laßt mich mit allem, was den Namen Frau trägt, zufrieden!" ſagte er, ſein Glas ergreifend —

„Weiberfeind!" bemerkte der Theolog, „denke an Luther's Spruch —!"

Hallerſee hielt bedächtig ſein Glas gegen das Licht. Dann ſagte er: „Ich will's euch nur ſagen. Mit allem, was den Frauennamen trägt, hab' ich Unglück! Ich wiederhole es! Daß meine Mutter kurz nach meiner Geburt ſtarb, war für ſie ein Glück; ſie wäre ohnehin bald Witwe geworden. Für mich war es ein Unglück; ſo verlor ich das einzige Weſen, an deſſen Geduld zu appelliren ich einiges Recht hatte; denn ich habe allen Grund, der desfallſigen Tradition Glauben zu ſchenken — ich war die unausſtehlichſte Creatur von der Welt —"

Ein lautes Gelächter und Bravorufen beſtätigte dieſe Selbſtkritik.

„Hallerſee", ſagte der Theolog, „das biſt du noch immer!"

Hallerſee fuhr fort und ſagte ironiſch: „Kann ſein, jetzt verhalte ich mich aber doch wenigſtens ruhig und ſchreie nicht mehr Tag und Nacht wie manche andere Leute! Nach dem Tode meines Vaters kam ich in das Haus eines ſeiner Freunde. Malheur! Ich war der Frau deſſelben ein Greuel; ich verhielt mich zwar, von einer alten Wärterin endlich gezähmt, ziemlich ruhig, aber ich exiſtirte doch; ich aß, trank, ſtand, ſaß, redete, ſchwieg, ſchlief und wachte ihr nicht recht! Was ſollte ich thun? Fliegen konnte ich nicht, auch nicht in der Luft ſchweben wie die Gebeine des großen Propheten. Ein paarmal ſtritt zwar der Gemahl für meine Menſchenrechte, was aber konnte er wider eine ausgeprägte Antipathie thun? So kam ich in ein anderes Haus. Da konnte mich abermals ein weibliches Weſen nicht leiden; ein kleines vierjähriges Mädchen hatte es ſich in den Kopf geſetzt, mir alles, was ihr dazu geeignet erſchien, ins Geſicht zu werfen; ein Wunder, daß ich nicht ſervil genug geworden war, das zu leiden; ich ſchlug ganz herzhaft zu. Kurz, meine Beziehungen zu den Frauen —"

„Sind der Art", unterbrach der Theolog, „daß ich doch begierig bin, wie du das Glück, das dir im Rectorhauſe blühte, als Unglück darſtellen willſt! Es lebe Angelika, die dornenloſe Roſe!"

„Der Dorn iſt ein ſo weſentlicher Beſtandtheil der Roſe", ſagte Hallerſee mit ruhigem Zug aus ſeiner Cigarre, „daß es faſt eine Beeinträchtigung wäre, ihr dieſen abzuſprechen. Ich und Glück!" Da wandte er ſich an einen der Freunde. „Eichheim! Der hat einen Vater mit dem Rothen Adlerorden dritter Klaſſe! Und jetzt vollends Berg — deſſen Vater iſt ein Baron, Gutsbeſitzer und Inhaber eines Pferdeſtalls von zehn Holſteinern, zehn Mecklenburgern —"

Die Rede brach ab. Berg war aufgesprungen. Der Wichsier klopfte an, um die Mäntel und das Handgepäck zu tragen. Hallersee warf seinen Cigarrenrest fort und schloß die Sitzung mit den Worten: „Ich mache einen Vorschlag! Ich lade euch alle, die ihr hier versammelt seid, in zehn Jahren, präcis zehn Jahren zu mir wieder zum Frühstück ein! Merkt es euch, Freunde, in zehn Jahren seid ihr meine Gäste! Eichheim, Berg, Türk, alle drei bei Friedrich Hallersee, dem Junggesellen, dem Frauenhasser, dem Frauengreuel — Hurrah! Eins, zwei, drei!"

Die Gläser wurden angestoßen und der Pact feierlich angenommen.

Indem wir die jungen Männer zum Bahnhof begleiten, können wir sie näher in Augenschein nehmen. Der Besitzer der schönen Wohnung, in welcher das Abschiedsfrühstück stattfand und die nun eben verlassen wurde, war Gustav Eichheim, der einzige Sohn des Präsidenten Eichheim, eines Mannes von Gewicht und Ansehen. Daheim erwartete ihn eine zärtliche Mutter; zwei herangewachsene Schwestern haben ohne Zweifel für sein Zimmer ein Paar neue Sofakissen gestickt; er freut sich auf die Rückkehr ins Aelternhaus; die Zukunft macht ihm wenig Sorgen.

Anders ist es mit Ludwig Türk, dem Theologen. Dieser hatte minder glänzende Aussichten. Er war der älteste von neun Geschwistern. Des Vaters Kirchspiel lag in der ärmsten Gegend des Landes und dennoch, wie glücklich war er damals gewesen, als er vor fünfundzwanzig Jahren die magere Pfründe überhaupt erhielt! Sie beendete den zehnjährigen Brautstand eines Mädchens, mit dem er sich, von der Universität kommend, verlobt hatte. Mit der Zeit ließ sich ja wol die Landschaft liebgewinnen mit ihrem Sandboden, ihren Buchweizenfeldern und der eigenthümlichen harzigen Ausdünstung der Kiefernwaldung ringsum; übrigens lag die Stadt in gar nicht unerreichbarer Ferne; der Ausflug nach der Pfarrei war eine Sonntagspartie, die selbst bejahrtere Tanten der Predigersfrau noch unternehmen konnten; in der Jelängerjelieber-Laube, deren dünnes Blattwerk der Schatten eines nahe stehenden Apfelbaums doublirte, konnte man ganz dem Glück dieser jeweiligen Familienzusammenkünfte leben. Nach und nach füllte sich indessen das Haus mit Kindern. Ludwig, der Aelteste, wuchs darin so mittheilnehmend an all den wachsenden Sorgen auf. Immer und immer hielt der Vater vergeblich um eine Pfründe an, deren Einkünfte dem ihr[illegible] gewerbelen entsprä[illegible]en. Der immer reichen Kinderlegen mehr Gegend zu verlassen, verhinderte den wiederholte Wunsch, die recht, [illegible] derselben Wurzel zu fassen; sonst hatte er den Sandboden mit seinem bläulichen Gras, die mag[illegible]n Kornfelder mit ihren niedrigen Halmen und die einfache Kirche mit ihren weißgetünchten Wänden gern geliebt, aber es stand immer in Aussicht, dies alles verlassen zu müssen; so suchte der „zweite Blick" immer die hinter den dunkeln Kieferkronen verborgene Ferne; es war kein Wunder, daß der junge Student mit wenig Zuversicht in die Heimat zurückkehrte; vielleicht war eine Hauslehrerstelle für die nächsten zehn Jahre sein wenig beneidenswerthes Loos.

Der dritte der jungen Männer, Friedrich Hallersee, ist Mediciner und der resoluteste unter ihnen. Er ist, wie er selbst schon angedeutet, der Sohn eines gelehrten Mannes, dem leider ein früher Tod nicht Zeit ließ, selbst für dies Kind zu sorgen. Andere bauten seine Systeme weiter und ernteten den Lohn dafür, während er selbst jenen unauslegbaren Schlaf schlief, für den die Phantasie eigentlich vergeblich das Bild fröhlichen Erwachens sucht, trotz der hoffnungsreichen Worte: Wiedersehen und Auferstehen auf Kreuz und Stein. Friedrich Hallersee wurde bald hier-, bald dorthin verschlagen, wo ihm das sich immer mehr und mehr abkühlende Mitleid irgendeine Thür öffnete. Endlich erklärte ein alter Sonderling ihn für seinen Verwandten, ohne diese Beziehung anders nachweisen zu können, als daß er sich selbst Hieronymus Hallersee nannte. Er that sein Möglichstes für den Neffen, öffnete ihm in den Ferien sein Haus, das, wenn auch nicht groß, doch immerhin ein Haus war, in dem es ein kleines, mit grünem Papier ausgeschlagenes Zimmer für den jungen Mann gab, dessen beide Fenster sehr freundlich von den Kronen zweier alter Kastanienbäume beschattet wurden, die im Frühjahr ihre weißen Blütenpyramiden freigebig hineinlangten. Das Zimmer lag im Giebel; unten hauste der Sonderling, glaubte alle Augenblicke eine neue wichtige Erfindung gemacht zu haben und demoralisirte die gefiederten Bewohner seines schattigen Gartens dadurch, daß er ihnen das leckerste Futter streute; so ließen sie es sich natürlich nicht angelegen sein, Mücken und Käfer zu vertilgen. Auch zwei Katzen hatte er völlig ihrem Beruf entfremdet; sie hatten nicht die leiseste Ahnung, zu etwas anderm auf der Welt zu sein, als sich auf weichen Polstern zu

dehnen und in aller Gemüthlichkeit die Zeit von einer Mahlzeit zur andern mit allerhand Nichtsnutzigkeiten auszufüllen. Auch Blumen pflegte der alte Hieronymus Hallerſee; der kleine Garten bot ein ganz liebes Bild; in aller Stille bewarb er ſich mit um den Preis der blauen Georgine, rieb die Pflanzenknollen mit Indigo und miſchte die Erde mit allerhand Subſtanzen. Friedrich Hallerſee beſaß demnach nichts in der Welt als ſeine eigene Perſönlichkeit und jenes kleine Aſyl im Giebelſtübchen, von dem aus er ſeine Pläne entwerfen konnte. Er hatte ſich den Weg durchs Leben ſelbſt zu bahnen.

Weniger glücklichen Gemüths war Ernſt Berg, ſein Studiengenoſſe und gleichfalls Mediciner. Der trug das Gepräge der Frauenerziehung an ſich. Seine Mutter war früh Witwe geworden; ſo verbrachte er ſeine Knabenjahre in den zierlichen Räumen ihrer Zimmer, immer zur Ordnung ermahnt — — Sein höchſtes Verbrechen war, wenn er ihren Arbeitskorb umſtürzte. Der anregende Umgang mit Altersgenoſſen fehlte gänzlich. Die Räthin Berg war eine friſche, hübſche Frau; die zierlichen Briefe, welche ſie an ihren Sohn, als dieſer die Hochſchule bezogen hatte, ſchrieb, trugen ganz das Gepräge ihres eigenſten Weſens. Hier war eine Fülle weiblicher Elemente, deren Ueberfluß ſich ganz unbemerkt theilweiſe auf den Sohn übertragen hatte. Beide liebten ſich ausſchließlich. Berg betrachtete die Mutter wie ein Weſen, das nur er lieben konnte — und jetzt erfuhr er früher als durch die Mutter, durch Hallerſee — dieſe Mutter, dies ſein Idol — das Eigenthum ſeines Herzens — ſei verlobt, ſei im Begriff, einem andern Manne anzugehören —! Das verſetzte ihn in eine Gemüthsſtimmung, die er indeſſen ſelbſt ſchon tadelte.

Gemeinſchaftlich begaben ſich die vier Freunde nach dem Bahnhof. Jetzt, als ſie durch die noch winterliche Lindenallee dem Bahnhof zuſchritten, begegneten ſie einem jungen, ſchönen Mädchen. Flüchtig erröthend eilte ſie vorüber. Die jungen Leute grüßten. Es war Angelika, des derzeitigen Rectors der Univerſität ſchöne Tochter. Sie hatte, ſo ſchien es, das Ungeſtüm des Wetters nicht beachtet — vielleicht, um Hallerſee oder — wen? — noch einmal zu ſehen.

Hallerſee ging ſchweigend weiter, leiſe zwiſchen den Zähnen pfiff er die Melodie eines Liedes, das Angelika oft zum Piano ſpielte. Im Perron wiederholte er die ſchon ergangene Einladung: „Alſo, Freunde", rief er fröhlich, „in zehn Jahren erwartet euch Friedrich Hallerſee zum Frühſtück!"

Sie ſtiegen ein. Unterwegs ſchied bald dieſer, bald jener. Sie nahmen Abſchied, wie die Jugend pflegt — lachenden Muthes und die Rührung durch Scherze unterdrückend.

Zehn Jahre ſind vorüber — —

Ein Mann verläßt geſenkten Hauptes ein im Centrum einer mittlern Stadt auf einer nicht allzu breiten und freundlichen Straße gelegenes Haus. Draußen nimmt ihn ein ſcharfer, zugiger Wind in Empfang, kleine Eisſtückchen ſchlagen ihm in das blaſſe Antlitz. Es würde uns Mühe koſten, aus der ganzen Perſönlichkeit den frühern Studenten der Medicin, Berg, herauszufinden. Das Leben hatte ſeine ſchweren Spuren dieſer Geſtalt aufgeprägt. Es war noch früh am Tage. Berg geht theilnahmlos durch die Straßen, überſchreitet einen freien Platz, durchmißt lange und breite Straßen und befindet ſich nach Verlauf einer halben Stunde in einem ſchönen, faſt neuerbauten Stadttheil. Die neuen wohnlichen Häuſer zeigen ſich faſt alle von Gärten umgeben; hinter dem zierlichen Eiſengitterwerk knospet ſchon der Flieder trotz der Schneeflocken, die luſtig ihr Spiel treiben. Berg zog die Klingel am Gartenthor eines Gebäudes, das halb hinter hohen Kaſtanien verborgen geweſen wäre, wenn die Aeſte nicht eben noch unbelaubt den Durchblick nach dem Hauſe geſtattet hätten.

Die Thür ſprang auf. Ein Meſſingſchild an dem einen Steinpfeiler des Eingangs trägt den Namen „Hofrath Hallerſee". Das Gebäude zeigte eine ſeltſame, faſt barocke Zuſammenſtellung von alt und neu; im ganzen hatte es einige Aehnlichkeit mit ſeinem Beſitzer, dem Hofrath Friedrich Hallerſee ſelbſt. Was nicht brauchbar mehr erſchien, war weggeriſſen, und was nothwendig, war hinzugebaut worden; in ſeiner Hauptform zeigte das Gebäude noch die nämliche Geſtalt wie zu den Zeiten von weiland Herrn — Hieronymus Hallerſee. Letzterer war bereits vor ſechs Jahren geſtorben, ſein Neffe war ſein Erbe. Nach dem Tode des alten Herrn fand es ſich, daß er weit vermögender war, als man geglaubt hatte. Die Katzen und die Haushälterin waren natürlich in ſeinem Teſtament mit beträchtlichen Legaten bedacht worden. Friedrich überließ jenen Miterben für einige Zeit das alte Haus zu alleiniger Benutzung; er war ganz der Mann, das ihm gewordene Glück würdig auszubeuten; er

reiste, besuchte die berühmtesten Hörsäle, lebte zwei Winter in Paris und Wien und kehrte endlich in die alte ererbte Heimat unter die überhängenden Kastanien zurück. Hier fand er alles noch unverändert, aber von allen Seiten hatten sich Straßen gebildet. Nun fand er allerdings auch die kleinen Zimmer zu enge; so ließ er Wände durchbrechen, Fenster erhöhen und stellte sich durch dieses Auseinanderschieben von Gemäuer einen ganz leidlichen Salon her, wie er seinen Bedürfnissen entsprach. Rechts und links an die drei hohen modernen Fenster dieses Neubaues reihten sich die alterthümlichen Mauern von des Onkels ehemaligem Schreibzimmer; das gewährte einen fast unschönen Anblick, ebenso wie der Giebel, der dicht auf die Salonfenster drückte wie eine niedrige Stirn über einer Adlernase. „C'est mon plaisir", sagte Hallersee, wenn man ihn fragte, warum er nicht das ganze Haus habe niederreißen lassen.

Hofrath Hallersee ist indessen schon ein gesuchter, sehr erfahrener Arzt geworden. Eben hatte ihm ein Bedienter ein kleines Billet überbracht. Als es Hallersee las, durchschritt Berg den Garten. Eine Frauenhand hatte auf das feine, duftende Papier geschrieben: „Ich bitte Sie dringend, selbst (das selbst war doppelt unterstrichen) zu mir zu kommen! Dr. Berg hat seit drei Tagen nicht nach mir gefragt. Baronin B."

„Dieser Berg!" sagte Hallersee, nachdem er gelesen hatte. „Es ist doch eine wahre Plage! Was läßt sich mit ihm anfangen! Ein Meisterstück, diesem Kopf raison beizubringen! Ich bin daran, die Hoffnung aufzugeben!"

Indessen begegnete Berg dem Bedienten. Einen Augenblick darauf trat er beim Freunde ein.

Beide Männer begrüßten sich ziemlich kalt. Hallersee hielt nur mit Mühe, schien es, lebhafte Worte zurück.

„Bei der Baronin B. bist du nicht gewesen!" begann Hallersee, vor dem Spiegel seine Toilette ordnend — Sein Wagen fuhr bereits vor — „Ich bat dich doch, die Besuche statt meiner zu übernehmen —"

„Es fehlt der Baronin nichts", sagte Berg.

„Nun, ebendeshalb", erwiderte Hallersee. „Kümmert uns denn das?"

„Der Arzt ist für Kranke", antwortete Berg empfindlich. „Glaubst du, daß ich nur für Gesunde ausreiche?"

Hallersee wandte sich. „Der Arzt ist für den, der ihn bezahlt!" sagte er. „Die Baronin will besucht sein und will diese Besuche Voilà tout! —" Er zog dabei seine Ha[illegible] „Ich wiederhole es dir, Hallersee", mit unterdrückter Aufregung, „daß die[illegible] Grundsätze sind! Ich besuche die Da[illegible] „Das ist unbesonnen!" rief Hall[illegible] „Man hat Pflichten für die Sei[illegible] zumal —"

Hallersee unterbrach sich selbst. Blick zeigte ihm ein bitteres Lächeln, bleiche Lippen umspielte.

„Streiten wir nicht länger!" sagte dieser nach einer kleinen Pause. „Zu was wollen wir längst abgethane Fragen immer und immer wieder, jeder nach seiner Weise, beantworten? Ich wollte dich bitten, ob du nicht bei dem Fürsten, der dir den «Hofrath» ertheilte, für mich ein Wort einlegen könntest? Man will ein Kreisphysikat besetzen und hat eine Concurrenz ausgeschrieben —"

„Du wolltest uns verlassen?" fiel Hallersee ein und erröthete.

Berg konnte dies Erröthen auf den „Hofrath" schreiben, an dessen Ursprung Hallersee nicht gern erinnert war. Er hatte den Titel als Geschenk für einen Besuch des durchreisenden Fürsten erhalten, der im Gasthofe der Stadt unpäßlich wurde und durch ein paar von Hallersee verschriebene Pulver seine Digestion in Ordnung brachte —

„Ich will die Stadt verlassen!" sagte Berg fest und bestimmt.

Hallersee versprach ihm seine Empfehlung und ging.

Als Hallersee im Wagen nach der Stadt rollte, ging Berg einige Straßen weiter. Frost schüttelte seine Glieder, er fühlte sich maßlos zerrissen und elend. Warum sagte man ihm in einer Welt der Rücksicht, der Selbsttäuschung so herbe Wahrheiten, wie er eben gehört? Was gab Hallersee ein Recht, so zu ihm zu sprechen? Und warum konnte er sich nicht in das Leben finden, warum wollte er es nicht —? Tiefer drückte er den Hut in die Stirn. Er war mit sich selbst unzufrieden, mit sich selbst zerfallen. „Könnt' ich hier Aenderung hineinbringen!" sagte er fast halblaut. Er griff nach der Brust, er fühlte fast den Sitz seiner Gemüthsleiden.

Indessen trat er in ein großes, schönes Haus. Es gehörte dem Regierungsrath Eichheim. Gustav Eichheim sitzt eben in behaglichster Stimmung auf dem Sofa und hört dem Bericht seiner Gattin zu, die ihm mittheilt, daß es mit einem kranken Kinde besser gehe. So kann er denn in vol-

Digitized by Google

ler Ruhe das Programm des Tages entwerfen und ohne irgendweiche Störung ſich der heitern Erwartung eines großen Diners hingeben, welches heute im Hauſe ſeines Vaters, des Miniſters Eichheim, die Elite der Geſellſchaft verſammeln wird. In ſeiner Gemahlin, einer großen, ſchönen Frau, finden wir Angelika, des Univerſitätsprofeſſors anmuthige Tochter, wieder. Sie hatte, des Vaters Willen gehorchend, den Sohn des Miniſters geheirathet, nicht Hallerſee, der infolge deſſen auch nicht ihr Arzt wurde, ſondern der praxisloſe, arme Berg. Sie hatte in keiner Beziehung Urſache, dieſe glänzende Wahl zu bereuen. Guſtav Eichheim war ein vortrefflicher Gatte. Als die Vermählung ſtattgefunden hatte, ſchrieb Eichheim die bezügliche Meldung an Hallerſee, der ſich zu jener Zeit in Paris aufhielt. Dieſer öffnete das Couvert im Kreiſe einer heitern Geſellſchaft; ziemlich gleichgültig las er die faſt wie eine Entſchuldigung lautende Einleitung, lächelte ſpöttiſch, als eine lebhafte junge Tiſchnachbarin ihn nach dem Inhalt des Briefs fragte, zeigte ihr denſelben und ergötzte ſich an ihrem Erſtaunen über den fremdartigen Klang der deutſchen Worte, die er aus denſelben herausbuchſtabirte. Dann faltete er das Blatt zuſammen und ſteckte es in ſeine Bruſttaſche — „zum Uebrigen —, was ihm ſchon von Frauen paſſirt wäre". Nach ſeiner Heimkehr hatte der Regierungsrath Eichheim keine Urſache, auf Hallerſee eiferſüchtig zu ſein. Angelika benahm ſich gegen den Hofrath mit einer Kälte, die nichts weniger als fingirt war; ſie ſchien ſich über ſich ſelbſt zu ärgern, daß er ihr einſtmals nicht ganz gleichgültig geweſen; — deshalb war er ihr jetzt faſt zuwider — es konnte kein beſſeres Paar geben als Eichheim und Angelika.

Eben berieth ſich letztere mit dem Gatten, ob ſie dem Diner beiwohnen ſolle oder nicht — das Kind war immerhin noch leidend genug — da hörte man Berg's Stimme im Nebenzimmer. Eichheim horchte auf. Dann ſagte er raſch zu Angelika: „Es iſt Berg! Ich bitte dich, halte ihn ab, zu mir zu kommen! Ich habe allemal Unglück, wenn ich dem ſonſt ſo guten Menſchen früh begegne; er verdirbt mir die Laune —!" So drängte er Angelika, zu gehen. Dieſe begrüßte den Arzt mit ſcheinbarer Herzlichkeit — darin war ſie Meiſterin; aber kein Wort lud Berg ein, beim Regierungsrath einzutreten.

Nach kurzem Verweilen verließ Berg das Haus — bitter gekränkt. Hallerſee war hier zwar nicht Arzt, aber doch täglicher, gern geſehener Gaſt — er nur geduldet aus einer Art Eiferſucht Eichheim's. Für ihn hatte man kaum die allernothdürftigſte Höflichkeit. An einer Straßenecke trat ihm eine Frau aus dem Volke in den Weg — er beachtete ſie kaum —

„Herr Doctor —!"

Jetzt ſah er auf.

„Kennen Sie mich denn nicht?"

„Ja doch, Sie ſind die Frau des Zimmermann und waren krank — —"

„Sie haben mich wieder geſund gemacht. Herr Doctor — ich ſag' es allen Leuten, wie gut und brav und geſchickt Sie ſind — Sie haben meinen Kindern die Mutter erhalten — ſoll ich es nicht auch in der Zeitung —"

„Dummes Zeug —!"

„Aber es thun's doch andere Aerzte und laſſen ſich im Wochenblatt danken —"

Berg war ſchon verſchwunden. Bemerkte man denn ſein Unglück? dachte er. Lag das nicht in den Worten der Frau? Und doch hoben ihn dieſe Worte. Er hatte ſo oft da geholfen, wo ſeine beglücktern Kunſtgenoſſen ihre Hülfe verſagt hatten; das gehörte faſt mit zu den Fehlern, die man ihm vorwarf. „Der Arzt iſt für den, der ihn bezahlt", hatte Hallerſee mit unbarmherziger, aber eiſerner Logik geſagt; „für die Armen bezahlt die Commune die Aerzte —" er war aber nicht einmal Armenarzt —

Eben blickte die Sonne ein wenig durch; es war einer jener Augenblicke, wo Berg ſich ermannen wollte. Er hob den Kopf, richtete ſich auf, die Bruſt ſchmerzte — da ſtand er an der Baronin Haus. Er wäre hinaufgeſtiegen, aber Hallerſee's Wagen bog eben um die Ecke; ſo ging er vorüber — —

Hallerſee, der an jenem Morgen vor zehn Jahren dem verſtörten jungen Manne bei Gelegenheit der Verlobung ſeiner Mutter ſagte, es könnte das eine ganz maßgebende Lebensänderung für ihn werden, hatte recht gehabt. Es war wirklich dies dem Sohne unerwartete Ereigniß in ſeinen Folgen eine Lebensſtörung geworden. Er hatte die Mutter über alles geliebt. Die Räthin Berg hatte dieſe Liebe verdient; jetzt, ſo fühlte er, war er faſt hinausgedrängt aus ihrem Herzen. Sie empfing damals den ſo entwickelten männlichen Sohn verlegen, faſt beſchämt. Er wollte unbefangen ſcheinen; er konnte es nicht, ein Zwang lag auf ihm; ſelbſt die jugendlichere Kleidung der Mutter, die hellen Farben derſelben

schmerzten ihn. Das war alles anders geworden. Und da erst recht, als dann endlich wirklich die Mutter den Landrath von Thaleck, einen noch jungen Mann, heirathete, der unbemittelt war. Die Räthin Berg besaß einiges Vermögen. Herr von Thaleck war ein strebsamer Landwirth, fest entschlossen, sein vom Vater ererbtes, in Verfall gerathenes Gut in die Höhe zu bringen. Dazu brauchte er seiner Frau Vermögen. Wie oft im Leben, erwies sich die diesfallsige Berechnung leider als falsch. Ganz begründete sich zwar seine Wahl nicht auf der Räthin Vermögen, aber ohne dieses würde er sie sicherlich — nicht geheirathet haben. Herr von Thaleck bedurfte zu seiner Lebensgefährtin einer Frau, die mit seinem eigenen Streben Hand in Hand ging, die mit regem Eifer sich für seinen Beruf interessirte, ihn in demselben unterstützte. Von dem allen bot die Räthin Berg nichts. Gewohnt, ihre Tapisserie in der Hand im Fenster zu sitzen, eine Promenade zu machen, ihre Freundinnen bei sich zu sehen, ihrem Sohn zu schreiben, in Theater und Gesellschaft zu gehen, war sie das bequemste Leben zu führen gewohnt. Als die erste Illusion vorüber war, fand sie ganz insgeheim, daß sie denn doch nicht jung genug mehr war, um sich an ein so durchaus neues Leben zu gewöhnen, ja, daß sie den Herrn von Thaleck vielleicht gar nicht so liebte,. wie dazu erforderlich gewesen wäre; zudem war ihr der Sohn ein stiller, ewiger Vorwurf. Herr von Thaleck war ein lebhafter, heftiger Mann. Mit der Einsicht, wie wenig die Gattin seinem Beruf, mit dem er ganz identificirt war, sein konnte, kam der Mismuth und täglich wachsende Unzufriedenheit. Berg's Mutter wurde seinem Leben eine förmliche Störung. Anfangs glaubte er, sie für sich gewinnen zu können; doch bald sah er, daß seine Frau unter seiner Härte in dem Grade litt, daß ihre Gesundheit erschüttert wurde; sie zitterte, wenn sie seine Stimme hörte, wurde bleich, wenn er ins Zimmer trat. Dabei fühlten sich beide unglücklich. Kaum bemerkte der junge Doctor Berg die Lage der Mutter, so vergaß er seine junge Praxis, seine Zukunft, alles und eilte zu ihrem Trost herbei. Das wurde für Herrn von Thaleck ein neuer Grund zur Unzufriedenheit. Frau von Thaleck und ihr Sohn nahmen nachgerade eine passive, aber feste Stellung dem Landrath gegenüber ein. Endlich fügte sich dieser in sein herbes Schicksal, erklärte seine Frau schweigend für eine Null in seiner Wirthschaft und war zufrieden, wenn sie ihm nur kein Hemmniß

wurde. Anna von Thaleck, eine in
ersetzte denn großen Hauswesen di
Herrin. hätte sein sollen. Indessen
Landräthin immer kränker, Bäder wu
Berg begleitete die Mutter
egoistisch genug, ihr alles, allüber
jungen Mannes Gemüthsart ihr Tro
er unter der beständigen Reizbarkeit sich ve
kranken empfindlich litt, daß er die
müßig hinbrachte, aber zwar
zu ihren Thränen, trotz der
Vorstellungen des Landraths fettete
fort den Sohn an sich. Der junge
nahe daran, aller Welt Feind zu sein
vater haßte er fast und doch hatte er hierzu
keinen irgend billigen Grund. Auch Anna von
Thaleck war ihm verhaßt; wie oft wurde ihr
Name der Mutter gegenüber im kränkendsten Ver-
gleich genannt! Daß Anna von Thaleck das
beste und mildeste Geschöpf von der Welt war,
daß sie heiße Thränen im stillen weinte, daß ihr,
der Waise, kein anderes Asyl blieb als eben das
Haus ihres Verwandten, das blieb ihm lange
verborgen. Die Landräthin betrachtete mit höchster Reizbarkeit Anna als ihres Mannes Verbündete. Daß aber das junge Mädchen stets zu vermitteln suchte, daß sie stets der entthronten Hausfrau die schuldige Achtung nicht nur nicht versagte, sondern im reichsten Maße angedeihen ließ, das wollte sie nicht bemerken. Der junge Doctor Berg hatte bereits in seinen Studienjahren eine innigere Beziehung zu Elisen, der Tochter eines höhern Beamten, gehabt. Auch diesem Verhältniß wurde er entfremdet; ja der Vater Elisens gab ihm bei einem seiner immer seltener werdenden Besuche nicht undeutlich zu verstehen, daß es ihm lieber wäre, die bisherige Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter als aufgelöst betrachten zu können, da er diese zu sehr liebe, um sie voraussichtlich einem sorgenvollen Leben auszusetzen. So hatte er von Elisen Abschied genommen. Schon keimte in ihm eine Bitterkeit, die er auf alle Lebensverhältnisse zu erstrecken sich geneigt fühlte. Tiefsinnig, zweifelnd, mit sich selbst unzufrieden, verließ er die Stadt und fuhr nach dem Gute der Aeltern hinaus. Gleichwol fühlte er sich angespornt, ein thätiges Leben zu führen; selbst dem Stiefvater wollte er sich dann und wann zur Verfügung stellen, wollte Landwirth werden wie er. Als sein Wagen in den Hof fuhr, sah er die Gestalt der Mutter am Fenster — seit Stunden erwartete sie ihn — er hatte sich ver-

ſpätet. Mit Hut und Handſchuhen ging ſie aufgeregt, halb zürnend, halb beſorgt im Zimmer umher — ſchon fürchtete ſie, um ihre gewohnte Abendpromenade zu kommen. Doctor Berg hatte gute Vorſätze gefaßt; dadurch gemüthserleichtert, verließ er den Wagen. Ueberall war man fleißig, es war Herbſt; alles regte ſich, alle ſchienen doppelt thätig zu ſein, da der Tag ſich neigte. Auch Anna grüßte freundlich von fern. Eine Fülle von Fragen und Vorwürfen empfing den Sohn; faſt fühlte er ſich erzürnt, aber die Mutter war ſo bleich, ihre Geſtalt ſo hager und zart, ſie bedurfte wahrlich ſeines Arms. So verließen ſie das Haus und traten aus einer kleinen Nebenpforte auf die Felder hinaus. Eben trieb man die Kühe heim; furchtſam wählte die Landräthin einen Nebenweg; die Fluren ringsum bezeugten ihres Mannes ſtrebſamen Sinn — ſie war dem allen fremd. Der Landrath kam über ein nahes Feld auf Gattin und Stiefſohn zu; er hatte einen nützlich vollbrachten Tag hinter ſich und kehrte fröhlich heim. Mit Freundlichkeit begrüßte er den Sohn. „Gehſt du nach Hauſe?" fragte ihn die Landräthin. „Noch nicht!" erwiderte er. „Zuvor will ich noch nach der Ziegelei; ich will ſehen, wie weit es mit dem Bau des neuen Ofens gekommen iſt. Wollt ihr mitgehen?" „Nein", antwortete die Landräthin, „die Wege dahin ſind zu ſchlecht!" „So begleite du mich, Ernſt!" — Der junge Berg zögerte — er wäre gern gegangen — da fiel ſein Blick auf die Mutter — dieſe ſtand zitternd. Der Landrath lachte. „Du ſiehſt wahrlich aus, als wärſt du in einem fremden Welttheile allein und verlaſſen zurückgelaſſen worden! Es iſt ja nicht funfzig Schritte bis nach dem Ofen — Schon gut, ich gehe allein!" Kopfſchüttelnd ging der Mann. Als ſie nach Hauſe kamen, fanden ſie das Abendeſſen ſchon bereit. Gegen das Ende deſſelben ſchien Berg's Mutter durch irgendetwas beunruhigt zu ſein; als ſie aufſtand, flüſterte ſie dem Sohne zu: „Ich bitte dich, geh' in den Garten! Ich habe vergeſſen, die kleine Thür zuzuſchließen!" Dieſe kleine Thür, durch welche die Landräthin gewöhnlich den Garten verließ, war zum öftern ſchon die unſchuldige Urſache heftiger Scenen im Hauſe geweſen; der Landrath beſtand darauf, daß ſie verſchloſſen gehalten würde, und ſeine Frau vergaß beſtändig, ſo auch heute, ſie zu verſchließen. „Die Leute können mir", ſagte Herr von Thaleck zum öftern, „durch dieſe Thür meine halbe Ernte hinaustragen!" Das war ſeiner Gemahlin ziemlich gleichgültig. Nach dem Abendeſſen ging Herr von Thaleck durch Haus und Hof; zuverläſſig fand er dann die offene Thür und heftige Worte ſtanden in Ausſicht. Ernſt ging gleich, nachdem der Hausherr das Speiſezimmer verlaſſen hatte, hinab in den Garten. Als er durch das Strauchwerk ſtrich, hörte er, daß jemand die Thür ſchloß. Schon fürchtete er, es ſei der Vater, aber eine lichte Geſtalt flog ihm entgegen, faſt in ſeine Arme. Es war Anna. In der Dämmerung hatte ſie ihn nicht geſehen. Sie hatte alſo der Mutter vorausſichtliche Verdrießlichkeiten erſparen wollen. Das rührte den jungen, ohnehin von ſeiner Scene mit Eliſens Vater erſchütterten Mann. Nachdenkend folgte er dem verlegen voraneilenden Mädchen in das Haus. Anna von Thaleck wurde kurz darauf ſeine Braut — par dépit — über Eliſen!

Herr von Thaleck verſagte zwar ſeine Einwilligung nicht, aber er gab ſie zögernd, nicht mit der Ueberzeugung, das Mädchen wirklich verſorgt zu wiſſen. Bald nach der Hochzeit ſtarb die Mutter, die jungen Leute zogen nach der Stadt. Berg's Stiefvater heirathete nach kurzer Zeit eine junge und reiche Verwandte, die ihm alles wurde, was die erſte Gattin ihm nicht geweſen war. Jedermann gönnte ihm dies wohlverdiente Glück. Berg gründete ſich mit ſeiner jungen Frau in der Stadt eine kleine Häuslichkeit. Sein Vermögen war arg zuſammengeſchmolzen. Er mochte es ſich gar nicht eingeſtehen, wie ſehr es ihm im Grunde der Seele an Lebensmuth mangelte. Anna bewährte ſich in Güte; ſeine Fehler zu ertragen, wurde ihr nicht ſchwer, denn ſie liebte ihn ſchon lange, noch ehe er ſie beachtete. Dennoch konnte ihr nicht entgehen, wie ſehr er der Stütze, der Aufmunterung bedurfte. Ohne daß er es inne wurde, war ſie ihm dieſe Stütze, gewährte ſie ihm dieſe Aufmunterung; ſie bemühte ſich, in ſeine Seele das hineinzutragen, was ihm mangelte. Das war nicht leicht. Hallerſee hatte recht — er war aus ſeinen Bahnen herausgeriſſen, ſein Muth war jederzeit erkünſtelt, ſeine Lebensanſchauungen gänzlich verdüſtert. Warum war er nicht ſo wie ſeine Freunde, ſeine Collegen? Das mußte man fragen; aber er war es eben nicht und er ſelbſt litt am empfindlichſten darunter, denn ſein Ehrgeiz wollte ſich nicht verletzen laſſen und doch zog man andere vor. Dem allen nahm Anna den empfindlichſten Stachel, aber ſie litt ſelbſt dabei. Faſt ohne daß ſie es wußte, bildete ſich ein Herzübel aus, an deſſen

Folgen sie starb. Sechs Jahre, so glücklich wie sie für Berg nur immer sein konnten, lagen hinter ihm; er kannte vollkommen die Größe seines Verlustes, als sich das Grab über dem treuen Herzen Anna's schloß.

Da plötzlich — erneuerte sich die Bekanntschaft mit Elisen! Der Vater derselben war gestorben. Eine andere Partie hatte sich nicht gefunden; das Mädchen war nicht mehr in dem Alter, wo man wählerisch sein darf; so folgte sie Berg, der sie gelegentlich wiedergesehen hatte, gerührt war über die Art, wie sie sich über sein einziges Kind beugte, es küßte, und ihr einen erneuten Antrag machte, zum Altare. Aber eine Anna war sie nicht. Sie hatte einen Arzt mit sehr mittelmäßiger Praxis zum Manne. Das genügte ihr nicht; warum war er nicht wie andere — nicht wie Hallersee! Berg wurde für Hallersee ein wahres Hülfsmittel, sich stets im brillantesten Licht zu zeigen, eine unerschöpfliche Quelle vernünftiger Raisonnements. Das machte Berg nicht recht und jenes nicht — alles das wies Hallersee, der Mann der Praxis, stets sonnenklar nach. Elise mußte ihn bewundern. Und wollte Berg es nicht nachgewiesen haben, protestirte er, so bekam er von niemand so sehr Unrecht als von Elisen. Nun trat ihm Hallersee gar noch einen Theil seiner Praxis ab, machte ihn „auf die zarteste Art" zu seinem Consultationscollegen — da wurde denn Hallersee bewundernswürdig und vollends der Mann der Männer. Berg wurde nun freilich in der That immer reizbarer und von unerträglicher Heftigkeit; seine Freunde mieden ihn, wo es nur immer anging. Aber Hallersee — welche Geduld! Welche Güte! Welche Liebe und Freundschaft! Täglich, wenn er seine Runde gemacht hatte, fuhr er noch bei Bergs vor. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, ein Stündchen mit Berg oder, da er ihn selten traf, mit Elisen zu plaudern. Sie klagte, weinte sich aus. Und theilweise hatte die Frau Ursache, zu klagen und zu weinen. Berg, erbittert gegen alle Welt, verzieh ihr am wenigsten von allen eine Parteinahme wider ihn; ein Seufzer, ein Wort von ihr konnte ihn zum Zorn reizen; ihr gegenüber entwickelte er nachgerade eine unerträgliche Gemüthsstimmung. Wenn Berg behauptete, Hallersee betrachtete ihn gleichsam als eine dunkle Folie zu seinem eigenen Glück, so war dies keineswegs falsch. Hallersee fühlte sich dem unglücklichen Collegen gegenüber — und welch anderes Loos hätte er einer Frau bieten können als das, welches Elisen — sagte gefallen war! Das sa... und in seiner Eifersucht schon so w... ging, daß sie sich's vielleicht auch men, ward sich Elise es auch Hallersee s... um nur um jene Stelle eines ...ten Dr. von dem ihm verh... men. Er grübelte über Hallersee, Noch wußte er nicht, wie Elise sei... aufnehmen würde —

Für Hofrath Hallersee, sollte aber nicht so düster verlaufen, Als er bei Bergs an... Er hatte die Empfehlung aufgesetzt, die ...ferlichr Regierung in einem Tone nicht nehmen, der ihn führte stellte, man würde diesen thun, Berg zu halten lobte sich dafür, alles zu von Elise konnte er und ihn zu unterstützen — sich in der That nicht mehr trennen. einzige Frau, bei der ich Glück habe!" sagte er mit einer scherzenden Wendung, der aber Ernst zu Grunde lag. Da meldete ihm eine Karte die Ankunft des Superintendenten Türk, der nach der Hauptstadt gekommen war, um dort einer Synode beizuwohnen.

Ludwig Türk hatte sein Glück gemacht. Aus einem zaghaften, zukunftsunsichern jungen Manne war er ein wohlbestallter Geistlicher geworden; seine ganze Persönlichkeit trug das Gepräge tiefinnerster Zufriedenheit; ja in seinem Benehmen lag etwas Salbungsvolles, was ihm vielleicht nicht ganz von Herzen kam. Jedenfalls war er dem heitern Lebensgenuß keineswegs unzugänglich. Nur vier oder fünf Jahre war Ludwig Türk Hofmeister und Candidat der Theologie gewesen, dann wurde er zur Probepredigt nach einer ziemlich einträglichen Pfarrei berufen; der Patron derselben erwies sich als Sonderling; so überließ man die Bewerbung um die Pfründe gern dem jungen Manne, der als ein guter Kanzelredner bekannt war. Es gibt Gegenden, von denen wir uns ganz besonders angezogen fühlen; so ging es Türk, als er das Pfarrdorf mit seiner großen, schönen Kirche und das stattliche Herrnhaus zum ersten male sah; es war ein Bild friedlicher, ländlicher Ruhe, welches sich vor ihm aufrollte. Die Fruchtbäume hatten zum großen Theil schon abgeblüht; nur die Pflaumenbäume zeigten noch ihre kleinen, myrtenartigen Blüten. Hier kann dir nur Gutes widerfahren, dachte Türk und schritt muthig hinab auf das von hohen Bäumen lauschig verborgene kleine Schloß. Seine glückliche Ahnung erfüllte sich. Türk besaß ein seinem Stande ganz entsprechendes Aeußere; der Guts-

herr empfing ihn gütig, die Predigt hatte er bereits ausgearbeitet mitgebracht. So läuteten die Sonntagsglocken, das Gotteshaus füllte ſich; auch im Betſtübchen der Kanzel gegenüber, welches der Gutsherrſchaft gehörte, glänzten lichte Gewänder; der Schloßherr hatte zwei Töchter unbeſtimmten Alters. Nach dem Gottesdienſt folgte er der Einladung ſeines Patrons, bei ihm zu ſpeiſen; er wurde den Damen vorgeſtellt; beide zeigten ſich etwas auffallend und verjährt gekleidet, beide machten in „Genialität". Annette malte reizende Blumen auf Sammt und Seide, ſpielte fertig Klavier, ſprach mehrere Sprachen und war überhaupt nie unbeſchäftigt; ſo war ſie mitten unter ihren Farben und Noten und Büchern faſt unbemerkt über die erſte Jugend hinausgekommen. Marie, ihre Schweſter, lebte mehr den proſaiſchen Lebensbedingungen; ſie waltete im Hauſe, ja ſie war eine ſo unermüdliche Landwirthin, daß ſie ſogar den Verſuch gemacht hatte, ſelbſt zu pflügen, bei welcher Gelegenheit ſie ſich übrigens den Fuß ſo ernſtlich verletzte, daß ſie einen unſichern Gang für immer davontrug. Der Adel ringsum belächelte die Originalität der Damen und in Wahrheit gewährten ſie in den wenigen Geſellſchaften, die ſie beſuchten, einen eigenthümlichen Anblick; zu Hauſe waren ſie beiweitem liebenswürdiger. Dies letztere erfuhr Ludwig Türk im reichſten Maße. Die Damen begrüßten ihn freundlich und wohlwollend. Die ganze Umgebung war wohlthuend, faſt harmoniſch zu den Bewohnern paſſend. Der alterthümliche Saal mit ſeinen hohen Fenſtern, vor welchen eine Reihe prächtiger Silberpappeln ihre zitternden Blätter flüſternd bewegten, gewährte ein ſo mildes, gedämpftes Licht, daß die beiden Töchter des Hauſes vermöge deſſelben faſt noch jugendlich erſchienen; das Piano war geöffnet; ein großer Wieſenblumenſtrauß neben dem aufgeſchlagenen Notenpult bekundete Annettens poetiſche Stimmung. So fiel ihm das caperngrüne Stoffkleid der freundlichen Dame ebenſo wenig auf wie der ſchleifende Gang Mariens und die etwas ſcharfe Stimme, mit der ſie nach rechts und links ihre Befehle über den Hof hinabrief. Der Schloßherr war ein frommer Mann, zu fromm, wie die arge Welt ſagte; ſo ſprachen ſie über Tiſch von der Verdorbenheit der Zeit, von dem unkirchlichen Geiſt in der heranwachſenden Jugend. Die Damen hörten ehrfurchtsvoll zu; Ludwig Türk war feſt auf dieſem Gebiet; natürlich orthodox, wie Richtung des Hofes und Miniſteriums verlangte; er wollte ja die Pfarrei erlangen. So würzten ſie ſich das treffliche Mahl zu gegenſeitiger Erbauung. Ludwig Türk erhielt die Pfründe; nicht allein dieſe — noch mehr; nach Jahr und Tag führte er Fräulein Annette zum Altar... Dieſe blieb nach wie vor genial, nach wie vor trug ſie etwas kurze Kleider von unmöglichen Farben und ſchenkte ſchließlich ihrem Gemahl einen muntern Knaben; ein Ereigniß, welches Fräulein Marie, als künftige Erzieherin deſſelben, über die maßen aufregte. Bald darauf wurde Ludwig Türk Superintendent in einer größern Stadt; ein jüngerer Bruder erhielt das offene Amt; vielleicht, wer weiß, ſogar ſpäter Mariens Hand — doch dieſe Muthmaßung iſt bisjetzt noch Vorwitz.

Als Hallerſee ſeinen Univerſitätsfreund in dem von ihm auf der Karte bezeichneten Hotel aufſuchte, wurde er aufs herzlichſte begrüßt. Auch Frau Annetten wurde er vorgeſtellt und machte auf dieſe den beſten Eindruck wie auf jedermann. Sofort erinnerte er ſich ſeiner vor zehn Jahren bereits erlaſſenen ſcherzweiſen Einladung zu einem Frühſtück. „Die Gelegenheit iſt trefflich! Eichheim iſt hier, du —"

„Und Berg?" fragte Türk.

Hallerſee ſchwieg. Sein Lieblingsthema konnte er nicht mit kurzen Worten verhandeln; zu Ausführlicherm nahm er ſich jetzt keine Zeit.

„Berg iſt doch hier?" fragte der Theolog.

„Ja, er iſt hier", lautete die ſchnelle Antwort, „aber —" Es ſtand in Hallerſee's Seele feſt, den ehemaligen Univerſitätsgenoſſen von dem projectirten Frühſtück auszuſchließen. Er konnte ja nur ſtören. Wenn Bulwer ſchreibt, man ſolle ſich vor dem Manne hüten, der als Kind hart und ungerecht behandelt worden ſei, ſo bewahrheitete Hallerſee dies Wort vollkommen. Die Schärfe ſeines Urtheils, das Aetzende ſeines Tadels rührten ſicher aus der Knabenzeit her, deren Eindrücke ſich ihm nie verwiſchten. In heiterer Geſellſchaft milderte ſich dieſe Schärfe zu geiſtreichem Humor, aber den Collegen und Freunden gegenüber trat ſie mit voller, ungemilderter Bitterkeit hervor, bei Berg um ſo ſchmerzlicher, da dieſer von ihm abhängig geworden war.

Am Abend trafen ſich die Freunde zufällig am dritten Ort. Hallerſee wiederholte an Eichheim die Einladung zum Frühſtück — wie glänzend dieſes ſein würde, ließ ſich bei Hallerſee's glücklicher Lage annehmen. Türk erinnerte wieder an Berg. „Ums Himmels willen —!" rief der Regierungsrath abwehrend mit einem Blick auf Hallerſee.

„Lieber Türk", sagte nun der Hofrath rund heraus, „ich muß dir gestehen, Berg scheidet sich selbst von uns aus! Ich gebe zu, daß er unglücklich ist, das heißt, er gibt sich alle Mühe, es recht gründlich zu sein — vielleicht auch zu scheinen! Ich muß dir gestehen, ich denke auch nicht daran, Berg einzuladen —"

„Aber", vermittelte Türk, „er gehört zu der damals versammelten Gesellschaft — sollte nicht die Rücksicht erheischen —"

„Türk", sagte Hallersee, „du kennst diesen trotzigen Eigensinn nicht, mit dem er uns alle quält! Das Aergerlichste daran ist, seine Fehler rechnet er uns zu —"

„Ich versichere dich, Türk", setzte Eichheim hinzu, „er würde uns die ganze Partie verderben —"

Türk ergab sich. Die Sache war abgethan. Hallersee traf die umfassendsten Anstalten zu einem glänzenden Frühstück zu Dreien. Die Einladung, die er fast im Spott über seine beschränkten Verhältnisse als mittelloser Student erlassen hatte, wollte er jetzt aufnehmen als reicher Mann, als gesuchter Arzt.

Der Morgen brach an. Berg rüstete sich eben zum Ausgehen. Elise sah ihm vom Sofa aus zu — Er hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Seine Erklärung, als Kreisphysikus von hier wegzuziehen, und wär's aufs Land, hatte Elise sehr übel aufgenommen. Es hatte eine Scene gegeben, die nur die Stille der Nacht unterbrach.

Als sie Berg so verstört sah und von Hallersee's Diener gehört hatte, daß ein Koch beim Hofrath für den Morgen ein glänzendes Frühstück arrangirt, wol gar das vielbesprochene, oft in Aussicht gestellte, vor zehn Jahren verheißene, sagte sie: „Ich lese, Superintendent Türk ist angekommen. Triffst du keine Vorbereitungen zu dem Frühstück bei Hallersee? Es ist ja wol der Tag? Hallersee wird sich zeigen!"

Berg zuckte leicht zusammen. Er hatte nichts davon gehört als die Ankunft Türk's. Ihn hatte man nicht geladen. Er sagte nichts. So schnell wie möglich verließ er das Haus. Er eilte nach Hallersee's Wohnung. Der Bediente begegnete ihm. Er trug einen Kübel voll Eis für den Champagner. Es war richtig, die drei alten Universitätsfreunde hatten ihn ausgeschlossen —

Die großartigsten Anstalten waren in Hallersee's Hause getroffen. Es war ein düsterer Tag. Kalt und scharf wehte die Luft. Die Kaminflamme spiegelte sich in den glänzenden Silbergeschirren [illegible] mit denen die bereits Tafel besetzt war. Hallersee hatte wöhnlich sein Haus verlassen. Um er seine Gäste erwarten — Es war drei Viertel auf zwölf prächtig gedeckt, der Koch in voller Zu[illegible] Da kam ein Bote von Elise B[illegible] den Hofrath dringend bitten, zu ihr [illegible] „Was soll ich so schnell? Ich kann [illegible] lautete die Antwort.

Seine Gäste kamen. Man setzte sich zu Tische. Die Austern wurden servirt — — Da kam eine neue Botschaft Elisens. Hallersee stand auf und ging hinaus. Leichenblaß kam er zurück. Kaum vermochte er die Nachricht von seinen Lippen zu bringen. Vor einer Stunde hatte man Berg's Leichnam auf der Landstraße gefunden. Er hatte sich von einem überhängenden Felsen herabgestürzt oder — war von dort herabgeglitten. Landleute hatten den zerschmetterten Leichnam, bei dem man seine Visitenkarte im Portefeuille fand, hereingebracht. Selbst Hallersee fühlte sich bei dieser Nachricht tief erschüttert. Eichheim und Türk standen auf. Das Frühstück konnte nicht zu Ende kommen.

Die Freunde traten in die Todtenhalle des Kirchhofs am Thore, wo man Berg's Leiche sogleich untergebracht hatte. Ein stummer Blick in das bleiche Antlitz des Todten — was Hallersee dabei litt, hat er niemand anvertraut — Berg hatte ausgelitten. So, durch diese letzte, furchtbare Handlung war er mit seinem Leben, mit seinen Irrthümern fertig geworden! Statt zu einem glänzenden Feste, versammelte eine frühe Morgenstunde des nächsten Tages die Freunde vor dem offenen Grabe, dem man Berg's Reste zu übergeben im Begriff war. Linde Lüfte wehten. Es war plötzlich ganz Frühling geworden. Hallersee's Autorität hatte dem Unglücklichen diesen friedlichen Ruheplatz gesichert. Türk sprach ein kurzes Gebet. Schweigend, tief ernst gingen die Freunde heim, um das zu thun, was sie sich zur Pflicht machten: für Berg's Witwe zu sorgen. Ihr Gewissen mußte sich belastet fühlen. Der Schmerz um die Zurücksetzung hatte den Vierten in dem einst so fröhlichen Bunde getödtet.

Blücher in Lübeck.

Lübecks fortdauernde Selbständigkeit, Freiheit und Neutralität wurden durch den Beschluß des Reichs-Deputations-Recesses vom 25. Februar 1803

Digitized by Google

öffentlich anerkannt. Es war glücklich dem Looſe anderer bisher freier Städte entgangen: es blieb unter wenigen eine freie Reichsſtadt und in ſeinen Rechten geſichert. Das Gebiet wurde vergrößert, die Feſtungswerke wurden abgetragen und voll Hoffnung und ohne Beſorgniß blickten die Lübecker in die Zukunft. Eine ſchöne Morgenröthe nach überſtandenen Stürmen ſchien angebrochen. Und in Wahrheit, man hatte zu dieſer Hoffnung volle Berechtigung; der Handel hatte ſich merklich gehoben und ein lebhafter Verkehr nach Lübeck gezogen.

Aber am heitern Himmel zogen nur allzu ſchnell vom Weſten her drohende Wolken zuſammen, aus denen bald verderbende Blitze hervorzuckten. Napoleon's Gewalt verbreitete ſich immer weiter und ſeine Heere näherten ſich wie die Windsbraut Norddeutſchland. Schon hatten ſie Hannover heimgeſucht, ſchon war der freie Verkehr auf mancherlei Weiſe beſchränkt — aber das ungeheuere Unglück, das im Jahre 1806 in ſeiner ganzen Schreckensgeſtalt hereinbrach, ahnte damals noch kein Lübecker und ebenſo wenig dachte man daran, daß je ein deutſcher General die Verantwortung auf ſich nehmen könnte, eine neutrale, unbefeſtigte Stadt dem Verderben preiszugeben.

Es war am 5. November des eben erwähnten Jahres, als plötzlich und unerwartet einige zerſprengte Corps Preußen unter Blücher und dem Herzog von Braunſchweig-Oels vor Lübecks Mauern erſchienen und durch das gewaltſam geöffnete Thor in die Stadt drangen. Es waren ungefähr 21000 Mann. Dieſe ermatteten und ausgehungerten Krieger wurden gelabt und geſtärkt, ſo gut es ſich in der Eile beſchaffen ließ. Daß Blücher mit dem Plane umging, dem ihm auf dem Fuße folgenden und an Zahl weit überlegenen Feinde hier in dieſer entfeſtigten Stadt eine Schlacht anzubieten, fiel keinem ein; als aber während der Nacht die abgetragenen Wälle mit Soldaten und Kanonen beſetzt wurden und überhaupt die Lage der Dinge eine kriegeriſche Geſtalt annahm, gab der lübiſche Senat dem preußiſchen General zu bedenken, daß ein ſolches Unternehmen die Stadt unausbleiblich ins Verderben ſtürzen werde, da ſie von allen Seiten offen und zugänglich, eine verlorene Schlacht aber für ſie nicht nur gefahrvoll ſei, ſondern ſelbſt ihr ferneres Beſtehen gänzlich in Frage ſtelle, wenn der Feind ſich zum Bombardement anſchicke. Blücher nahm jedoch keine Gründe an und ließ ſeine der Ruhe und des Schlafs ſo ſehr bedürftigen Krieger die ganze Nacht hindurch die Befeſtigungswerke beſchaffen.

In ſorgenvoller Erwartung blickten die Lübecker, die auch kein Auge geſchloſſen hatten, dem Anbruch des ſechsten November entgegen und die Beſorgniſſe ſtiegen, als man ſchon am frühen Morgen von der Annäherung der franzöſiſchen Kriegsmacht Kunde erhalten und die während der Nacht von den Preußen beſchafften Vertheidigungsanſtalten in Augenſchein genommen. Während die Kanonen des Feindes ſchon in der Nähe grollten, legte nochmals der lübiſche Senat dem General Blücher erneuerte Anträge wegen Räumung der Stadt vor; allein der Krieger ließ ſich durchaus nicht weiter in dieſelben ein, ſondern erwiderte achſelzuckend, „er würde, ſo viel ihm möglich, die Stadt ſchonen". Durfte Blücher eine ſolche Antwort geben, da er als erfahrener Krieger hinlänglich mit den Folgen bekannt ſein mußte, die ſein Vorhaben unausbleiblich für die Stadt Lübeck im Geleite hatte?

Der Kanonendonner war währenddeſſen immer näher gekommen und ſchon drang der Feind von allen Seiten heran. Von Mecklenburg her erſchien Bernadotte, von Lauenburg her waren Murat und Soult im Anzuge. Dem aus Mecklenburg herandringenden Feinde Widerſtand zu leiſten, ſtellte Blücher am Burgthor vier Bataillone auf, eins innerhalb, zwei außerhalb und eins auf der das Thor beherrſchenden Baſtion Bellevue unter Braunſchweig-Oels, mit einigen 20 Stück Geſchütz. An der lauenburgiſchen Seite war ein Regiment mit zehn Kanonen aufgeſtellt und eine ſtärkere Mannſchaft nebſt einer größern Anzahl Geſchütz hatte das Mühlenthor und die daſelbſt an beiden Seiten befindlichen Baſtionen beſetzt.

Mittags gegen 12 Uhr ward der blutige Vorhang aufgezogen und Lübeck von den Franzoſen beſchoſſen. Zu gleicher Zeit donnerte das Geſchütz der Preußen von den Wällen und die Schlacht begann mit allen ihren Schreckniſſen. Die Franzoſen drangen unaufhaltſam gegen das unausgeſetzte preußiſche Kartätſchenfeuer von zwei Richtungen her nahe bis zum Burgthor vor, das Feld mit Leichen und Verwundeten bedeckend. Der preußiſche Lieutenant Thadden, welcher das Geſchütz auf dem Damme befehligte, wurde hingeſtreckt; der auf ihn folgende Offizier ließ es innerhalb des Thorziegels zurückziehen, wodurch er den Angreifenden das ſchnellere Vordringen ſehr erleichterte. Die franzöſiſchen Scharfſchützen wateten durch die Wakenitz, drangen die Kaiſer-

Digitized by Google

straße hinauf und nahmen hier die Preußen im Rücken, während zugleich die von außen her Angreifenden sich des Thores bemächtigten. Schon zwischen 1—2 Uhr drangen die Franzosen vom Burgthor her, vermischt mit ihren geworfenen Feinden, in die Stadt; anfangs zwar vereinzelt, schnell aber anwachsend, unter lebhaftem und anhaltendem Gewehrfeuer von beiden Seiten. Blücher warf die Eindringlinge mit einiger Reiterei wiederum eine Strecke zurück, mußte aber der nachfolgenden Uebermacht weichen, um das Holsteinerthor zu erreichen, ohne die bereits von seinem Stabe zu Gefangenen gemachten Offiziere befreien zu können. Die vom Burgthor her vorgerückten Franzosen wandten sich nun theils nach dem Holsteinerthor, um die dorthin sich zurückziehenden Preußen zu vertreiben und zu verfolgen, theils nach dem Mühlenthor, um den auch dort bereits entstandenen Kampf zu unterstützen. Hier fielen sie den von Murat und Soult angegriffenen Preußen in den Rücken, die bald aus ihrer Stellung und von den Mühlenthorwällen vertrieben wurden. Von diesen herab richteten die Sieger ihr Geschütz auf die preußische Besatzung des Hürterthors und zugleich bahnte sich die Mannschaft, welche zu den Abtheilungen jener beiden Marschälle gehörte, Wege zum Angriff, theils durch die Hürterthor-Allee, theils mit Umgehung dieser starkvertheidigten Strecke durch die Bleichen, sodaß auch hier die Franzosen, nach einem selbst in der untern Hürterstraße noch fortgesetzten Kampfe, Sieger blieben.

Während der Schlacht drangen die von den Franzosen aus Haubitzen in die Stadt geschleuderten Wurfkugeln in verschiedene Häuser, in Kirchen nnd in das Rathhaus, wo der Senat während der Schlacht fortwährend versammelt blieb, die noch jetzt sich als Denkmal jenes Schreckentages eingemauert finden. Schon war man im Begriff, die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen, um eine Feuersbrunst hervorzurufen — aber dagegen schritt Bernadotte ein und rettete Lübeck vor gänzlicher Zerstörung. Das lebhafte, allgemeine und lange anhaltende Gefecht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, unter dem Kriegsgeschrei der Franzosen: „A la mort! A la mort!" wobei preußische Jäger bis in die Häuser verfolgt und außer dem Gewehrfeuer auch Geschützstücke gebraucht wurden, war von beiden Seiten sehr mörderisch und zog sich besonders in die Nähe des Rat[illegible] Marktes und auf diesen, wo das preußische Fußvolk ein Viereck gebil[illegible] der Uebermacht aber bald vertrieben [illegible] Flintenkugeln fielen durch die Fen[illegible] den Rathssaal, andere fuhren in di[illegible] tödteten oder verwundeten mehrere [illegible]

Erst um 3 Uhr nachmittags end[illegible] mit seinem lauten Toben und Krachen. [illegible] Tode oder der Gefangenschaft entkommen. [illegible] ßen zogen durch das Holsteinerthor nach Schwar[illegible] tau, wo Blücher sie wieder sammelte. Eine un[illegible] absehbare Masse französischer Krieger, allen Waffengattungen angehörend — man schätzte sie auf 36000 Mann —, folgte nun ihren bereits so zahlreich eingedrungenen übrigen Kampfgenossen von den drei andern Thoren her und überfüllte die Hauptstraßen und freien Plätze. Noch an demselben Abend wurden die Preußen aus Schwartau von den Mannschaften der Bernadotte'schen Abtheilung verdrängt, von wo sie sich nach dem Dorfe Ratekau zurückzogen. Und hier capitulirte Blücher denn am folgenden Tage. Um seine unvermeidliche Niederlage um einige Stunden zu verzögern, hatte er den Ruin einer neutralen Stadt veranlaßt. Das ist freilich das Loos des Krieges!

Mit dem Ende des Kampfes, glaubte man, würde auch wieder Ruhe und Sicherheit hergestellt, aber man irrte sich: Lübeck wurde einer dreitägigen Plünderung preisgegeben — und dabei war weder Alter, Geschlecht noch Stand vor Mishandlungen gesichert. Tödtung und Verwundung war das Loos vieler! Erst am 9. November erschien ein von dem Platzcommandanten Maison unterzeichneter Tagesbefehl, worin es hieß: „Die Einwohner der Stadt Lübeck und dessen Gebiets sind unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers und Königs gestellt. Jeder Soldat, der ihre Ruhe stört, ist Verbrecher. Der Marschall, Fürst von Ponte-Corvo, erinnert die Truppen des ersten Corps, daß die Stadt Lübeck, obgleich mit offener Gewalt genommen, als eine feindliche Stadt nicht betrachtet werden darf und daß der französische Soldat, weit entfernt, sich als zügelloser Sieger zu betragen, gefühlvoll und menschlich nach dem Siege sein muß!"

Nun ja — es wurde auch Ruhe und Ordnung wieder hergestellt — aber was für welche!

Heinrich Asmus.

Digitized by Google

Anregungen.

Ultima Thule.

Das „äußerſte Thule" galt bei den Alten als die Grenze der bekannten Welt nach Norden. In einer kleinen Monographie des bekannten Reiſenden und Gelehrten Alexander Ziegler: „Die Reiſe des Pytheas nach Thule" (Dresden, Heinrich, 1861), wird verſucht, die Reiſe des Maſſiliers Pytheas, eines Zeitgenoſſen Alexander's des Großen, ins rechte Licht zu ſetzen und die lange ſchon geprüfte, aber bisjetzt noch nicht gelöſte Frage über die Lage der Ultima Thule der Alten durch Identificirung derſelben mit den Shetlandsinſeln zur Erledigung zu bringen.

Bekanntlich beſitzen wir nur noch Bruchſtücke von der Beſchreibung der großen Entdeckungsreiſe des Pytheas, welche ſich zerſtreut und ſchwer verſtändlich und miteinander vereinbar bei einzelnen Claſſikern erhalten haben. Aus dieſen erfahren wir, daß er von ſeinem Geburtsort Maſſilia (Marſeille) aus eine Entdeckungsreiſe nach dem britiſchen Vorgebirge Cantium (Kent), von hier nach Thule und ſpäter in das Bernſteinland unternahm. Er ſagt nicht, ob Thule eine Inſel oder ein Feſtland ſei, wol aber, daß es bis unter den Polarcirkel reiche, im Sommer beſtändigen Tag, im Winter immerwährende Nacht habe und daß man eine Tagereiſe weiter nördlich das Eismeer finde; daß es hier Gegenden gebe, in denen Getreide und Honig erzeugt würde, daß aber in andern auch die Menſchen nur von Hirſe, Kräutern, Früchten und Wurzeln lebten.

Allerdings hat ſchon Strabo behauptet, daß alles, was Pytheas über dieſes Land erzähle, erlogen ſei, allein neuere Unterſuchungen haben gezeigt, daß der berühmte Geograph dem Pytheas unrecht thut und daß jenem Bericht allerdings etwas Wahres zu Grunde liegt. Schon Columbus ſagt in ſeiner handſchriftlich erhaltenen Abhandlung von den fünf bewohnbaren Zonen, er habe auf ſeiner im Jahre 1477 nach dem Norden unternommenen Reiſe eine Inſel, Namens Tile (Island?), beſucht und dort durch lateiniſch redende Geiſtliche Nachrichten von der amerikaniſchen Küſte Vinlands erhalten; er habe erfahren, daß die Engländer, beſonders die Einwohner von Briſtol, mit ihren Waaren dieſe Inſel, welche ebenſo groß wie England iſt, beſuchen und daß dieſelbe nicht das von Ptolemäus erwähnte Tile iſt, ſondern dieſes ſei verſchieden und heiße Frieslaud. Nach Humboldt iſt alſo unter dem erſtern Tile Island, unter dem letztern aber Mainland, die größte in der Gruppe der Shetlandsinſeln, zu verſtehen.

Andere Geographen haben freilich ganz verſchiedene Anſichten aufgeſtellt. So hat man bald die geſammte ſkandinaviſche Halbinſel, bald Grönland, bald einen Theil Norwegens (Nordland und Finnmarken oder Tellemarken), bald eine der Orkaden, bald die Inſel Tilöe, bald die äußerſte Spitze Jütlands darunter geſucht. Nach der Meinung Ziegler's nun iſt unzweifelhaft die Shetlandinſel Mainland unter Thule zu verſtehen, einmal weil die Entfernung derſelben von England ſo ziemlich zutrifft, wie ſie Pytheas angibt, dann aber auch, weil die Dauer der Sommernächte, die Lebensart der Einwohner und die Arten der von Pytheas angeführten Nahrungsmittel faſt auf keine andere nordiſche Gegend ſo wie hierher paſſen. Endlich ſtimmt aber auch noch ein anderes Erkennungszeichen, welches Pytheas dem Lande Thule zuſchreibt. Er erzählt nämlich, es ſei dort weiterhin weder Land, noch Meer, noch Luft, ſondern etwas aus dieſen Elementen Gemiſchtes, etwas einer Meerlunge Aehnliches, in welcher, wie man ſage, Land und Meer und alles zuſammenſchwebe. Es ſei das gleichſam ein das Ganze zuſammenhaltendes Band, weder zu Fuß zugänglich, noch zu Schiffe erreichbar. Dieſe der Lunge ähnliche Erſcheinung habe er ſelbſt wahrgenommen, die übrigen Bemerkungen führe er eben nur vom Hörenſagen an. Was ſoll nun alſo unter dieſer Meerlunge, einem dem Reiſenden offenbar gänzlich fremden Stoffe, anders zu verſtehen ſein als Quallen (Meduſen) oder Waſſer im Moment des Gefrierens oder gallertartiger Seetang (Fucus natans), welcher letztere auf den Orkneys vielfach vorkommt und zum Brennen benutzt wird? Alexander Ziegler verſichert, ſelbſt die Quallen (Medusa polmo) im Meere wie eine todte Maſſe von Gallerte ſchwimmen geſehen zu haben. Sie verliehen dem Waſſer ein ſo wunderbares Anſehen, daß recht gut ein Reiſender, der eben nicht mehr von der Naturgeſchichte weiß wie Pytheas und nie ſolche formloſe, eiweiß- oder gallertartige Mollusken geſehen hat, auf die curioſe Idee kommen konnte, die Sache wie einen Stoff zu beſchreiben, der weder Erde noch Meer noch Luft, ſondern gewiſſermaßen ein Gemiſch von dem allen ſei. Jene Shetlands- und Orkneyinſeln, die einſtigen Sitze der Picten und die Stationsplätze der berüchtigten Wikinger, ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts mit Schottland vereinigt, als im Jahre 1468 Jakob III. die Prinzeſſin Margarethe von Dänemark heirathete, die ſie ihm als Heirathsgut mitbrachte, zeigen einen höchſt anſehnlichen Flächeninhalt mit einer Geſammtbevölkerung von 62533 Einwohnern und bilden gegenwärtig zuſammen eine County mit einem Repräſentanten im engliſchen Parlament. Es ſind ihrer im ganzen 157, von denen aber nur 52 bewohnt ſind. Die 13 Meilen von den Orkneys entlegenen Shetlandsinſeln beſtehen zuſammen aus 90 Inſeln, von denen jedoch nur 25 mit etwa 37000 Einwohnern bewohnt ſind, die übrigen aber Holms oder Skerries (Binnen- oder Klippeninſeln) heißen und zur Viehzucht benutzt werden. Auf der größten dieſer Inſeln, die Mainland (Feſtland) heißt und etwa 50—60 engliſche Meilen lang iſt, liegt die einzige Stadt Lerwick mit 3068 Einwohnern.

Unser Ziegler ist der erste deutsche Reisende, der dieses Ultima Thule besucht hat.

Zum Wohlbefinden des Leibes und der Seele.

Unter den zahlreichen Schriften, welche die körperliche Gesundheit und das naturgemäße Verhalten zur Erlangung und Erhaltung dieses unschätzbaren Gutes auf allgemein verständliche Weise behandeln, nimmt die Schrift: „Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen. Von Ph. Karl Hartmann. Vierte Auflage, umgearbeitet von Moritz Schreber" (Leipzig, Geibel, 1861) eine hervorragende Stelle ein.

Daß sie seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1808 eine besondere Beachtung gefunden, beweisen die wiederholten Auflagen; daß sie in hohem Grade derselben werth sei, davon wird sich der Leser schon bei flüchtigem Durchblättern überzeugen. Das Hauptverdienst des Werkes soll nach dem Wunsche des Verfassers darin bestehen, den gesunden Nichtarzt von der Medicin ganz unabhängig zu machen.

Die Aerzte werden bei Erreichung dieses Ziels nicht fürchten dürfen, völlig überflüssig zu werden; denn einerseits bleibt immer noch eine Kluft zwischen den goldenen Regeln im Buche und der Befolgung derselben im Leben, selbst wenn man den guten Willen dazu voraussetzen darf, andererseits wird die Natur auch im normalen Zustande ihr Recht nicht aufgeben, dem Menschen Gefahren zu bereiten, die ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen. Aber es ist in jenem Fall etwas Großes, sich in der Hauptsache auf eigene Füße gestellt zu sehen und das frohe Bewußtsein in sich zu tragen, daß es zur Wahrung der körperlichen Kräfte keiner besondern Künste bedarf, daß das leibliche und geistige Wohl des Menschen, der Keim alles Lebensglücks dem Menschen selbst anvertraut ist und daß er in der Regel erst dann fremder Hülfe bedarf, wenn er gegen Natur und Vernunft gefrevelt, sich also selbst des schönsten Eigenrechts begeben hat. Streng, aber liebevoll weist der Verfasser die Forderungen der Natur in allen Richtungen nach, schonungslos zeigt er den Abgrund, in welchen die raffinirte Genußsucht, die consequente Nichtbeachtung oder Verhöhnung der Natur die Generationen der Gegenwart gestürzt hat. Nicht die Cultur an sich, die ja bis zur höchsten Entwickelung das berechtigte Ziel der Menschheit ist, sondern die damit nicht nothwendig verbundene, vielmehr ihr entgegenarbeitende Sucht, die einfachen Forderungen der Natur zu verfeinerten Lüsten umzustempeln, verschuldet alle die Uebel, die der zukünftigen Menschheit mit Vernichtung drohen. Dem Schlimmsten vorzubeugen, gibt es kein anderes Mittel, als die verletzte Natur in ihre alten Rechte einzusetzen, den Menschen zur bethätigenden Anerkennung derselben zurückzuführen. Dazu gehört freilich mehr als die Empfehlung und Anwendung gewisser Medicamente; der sittliche Wille ist da vor allem die entscheidende Macht. So kann es nicht fehlen, daß der Verfasser diesen appellirt und überhaupt veranlaßt, während auf die Wechselwirkung des [illegible] des geistigen Lebens aufmerksam zu [illegible] herrscht durch das ganze Buch ein hell[illegible] ßer Sinn; die Entwickelung und die [illegible] Verfassers sprechen entschieden für sich [illegible] sie dem unbefangenen Leser unmittel[illegible] und sich wie etwas von uns schon [illegible] nur Vergessenes geltend machen. Ma[illegible] oder jenen Abschnitt gedrängter wünschen [illegible] Bedürfniß ist in dieser Beziehung ein [illegible] nes, als daß sich ein Maß dafür feststellen ließe. [illegible] streitig ist die Schrift eine der nützlichsten und lesenswerthesten, die wir seit lange empfohlen haben.

Für Freunde des Plattdeutschen.

Bürger sagte vom Plattdeutschen: „Unter allen deutschen Mundarten ist die niederdeutsche in der Wahl und Aussprache der Töne die sanfteste, wohlklingendste, gefälligste und angenehmste; sie ist eine Feindin aller hauchenden und zischenden, am meisten aber der blasenden Laute; sie verachtet den unnützen Aufwand eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes und ist dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an lebhaften, treffenden Ausdrücken und naiven Bildern. Es fehlt ihr weiter nichts als eine sorgfältige, verständige Cultur, um sie zu der reichsten, angenehmsten und blühendsten Sprache zu machen."

Diese „sorgfältige, verständige Cultur" ist, wie bekannt, der plattdeutschen Mundart in neuerer Zeit zu Theil geworden. Auf dem hochdeutschen Parnaß sich Lorbern zu holen, ist nachgerade etwas schwer geworden; so hat denn die Dialektpoesie das Ihrige gethan, Antheil und Aufmerksamkeit zu erwecken. Wir haben uns oft schon darüber ausgesprochen, daß uns wenig Neigung für diese neuen plattdeutschen Offenbarungen, meist Verhüllungen mangelnden Talents, innewohnt. Sehen wir nicht, daß Dichter, die etwa Langbein's Schwänke plattdeutsch wiederholen, zum Ruf der Bedeutendheit gelangen!

Einen großen Erfolg errang allerdings der plattdeutschen Mundart in allerneuester Zeit der Holsteiner Klaus Groth, indem er mit seinem Liederbuch „Quickborn" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie hinlenkte und ihre Befähigungen zur Anerkennung brachte. Kommt aber doch das markige, gedrungene, stramme und bündige Plattdeutsch im Lyrischen meist pretiös und schönthuerisch heraus, so ist die komische und volksthümliche Sphäre allerdings ein dem Plattdeutschen ureigen angehörendes Element. Auch Karl Reinhold hat mit seinem Büchlein: „De Holtrevolutschon to Holteck" (Wittenberg, Koelling, 1861), den Weg betreten, der uns vorläufig für die Cultivirung der plattdeutschen Mundart der ersprießlichere scheint. Der Geist derselben gibt sich in dieser humoristischen Erzählung in seiner ganzen Mischung

Digitized by Google

von trockenem Phlegma, gutmüthigem Spott und Sarkasmus, von behaglicher Gemüthlichkeit, reſoluter Derbheit und ſtellenweiſer Grobheit zu erkennen. In der That hat der Verfaſſer, der ſich in ſeinem „Päth'nbreef an miene leewen Frún'n ſiet un wiet" und in ſeinem „Vörwurt" mit Vorliebe „de Poet" nennt, ſeinen Stoff recht paſſend für die Behandlung gewählt. Die Scene iſt irgendein mecklenburgiſches Krähwinkel. Der alte wackere Paſtor Wahrlieb befindet ſich in ſteter Colliſion mit dem Bürgermeiſter und dem Stadtrichter, gegen deren Uebergriffe er ſeine Gemeinde raſtlos in Schutz nimmt. Die wegen einer kleinen Holzdefraudation von jenen beiden beabſichtigte Arreſtation eines Bürgers führt nun einen unſchuldigen Auflauf herbei, den die hochweiſen Väter der Stadt durch allerlei Kunſtgriffe in den Augen der Regierung zur „apenbaren Revolutſchon mit afgedeckte Hühſa, ingeräte Straten un dat Blood in de Rönnſtens" hinaufſchrauben, um den Paſtor, „de oll Stänka", als geheimen Anſtifter derſelben endlich zum Sturz zu bringen. Natürlich erfolgt der Ausgang der Poſſe nach dem alten Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein." In dieſe zu komiſchen Situationen führende Handlung ſind beiläufig hübſche Anekdoten eingeflochten, wie „De Geſchicht von den oll'n Herrn Bloßi ſiene Manſcheſta-Hoſen" und die vom „Muſch-Burmeiſta mit de lütt' Spanſchruhrſtock un de oll General-Supr'ndent Docta Taſſer", in welcher der dem Plattdeutſchen gegenübergeſtellte oberſächſiſche Dialekt, wie: „Ei, ei, Herr Birgermeiſter!" u. ſ. w. von drolliger Wirkung iſt. Glanzpunkte der behäbigen Schilderung ſind die Inſtruirung des Gerichtsdieners und die Reiſe des Paſtors mit dem alten Schmidt Fattar nach der Reſidenz, überſchrieben: „De oll Fattar ſpreckt mit ſiene Pierd un mit Paſta Wahrlieb een vanünftig Wurt un ſe kahm'n beed' richtig an un kihren bi Vetta Hübing in." Die Zeichnung dieſes werkthätigen Paſtors ohne Furcht und Tadel, der jedem Unrecht den Handſchuh hinwirft mit ſeinem Leibwort: „Züh, wur nüdlich! Ick lied' et nich!" iſt ein kleines Meiſterſtück von Charakteriſtik. Der Kenner des Plattdeutſchen wird an dem artigen Opus einen ungeſchmälerten Genuß haben und in der That dem Autor nach ſeinem Wunſch zurufen: „Ook väl ſchön Dank, mien leew' Herr Poet!"

Neue Romane und Novellen.

XXVI.

Der auf den verſchiedenen Gebieten unſerer ſchönen Literatur ſich mehr und mehr bemerkbar machende Mangel an Productionskraft läßt unſere Schriftſteller neue Aſyle ſuchen, um ihrer Feder Beſchäftigung und Material zu gewähren.

Das Gebiet der erzählenden Literatur iſt bekanntlich durch die Form des biographiſchen und Memoirenromans auffallend erweitert worden. Mit beſonderm Wohlgefallen kann man dieſe Richtung nicht verfolgen, ſie beſchönigt zum größern Theil ſchriftſtelleriſchen Nichtberuf.

Wenn ſich hervorragende Namen wie A. von Sternberg dem gleichen Genre widmen, ſo mag die traurige, dem Autor gebotene Nothwendigkeit, unausgeſetzt die Feder in der Hand halten zu müſſen, den Ausſchlag gegeben haben; indeſſen kann man gewiß ſein, bei ſolchen Autoren die Zuthaten des feinen Kopfes zu finden. Ein höheres Erfaſſen der Aufgabe, eine vollendetere, künſtleriſche Behandlung des Gegenſtandes ſtehen unter ſolcher Hand immer zu erwarten, Sternberg iſt mit ſeinem Talent bekanntlich leichtſinnig genug verfahren. Aber die graziöſe Auffaſſung der Lebensverhältniſſe, das Talent der Charakteriſtik, ein glückliches Auffinden des Abſonderlichen und Pikanten können ihm nicht abgeſprochen werden.

In ſeinen neuerſchienenen „Künſtlerbildern" (drei Bände, Leipzig, Coſtenoble, 1861) hat ſich Sternberg wieder ſeinem geliebten 18. Jahrhundert zugewandt, deſſen Geiſt und Sinn ihm ſo beſonders ſympathiſch ſind. Er hat diesmal künſtleriſche Celebritäten zu ſeinen Federzeichnungen ſitzen laſſen und die Perſonen aus einer Zeit entnommen, in welcher im allgemeinen noch der Künſtler in ſchärferm Lichte und reicherer Färbung ſich von dem grauen Hintergrund der Unbedeutendheit ablöſte und weit mehr das geſellſchaftliche Intereſſe anregte, als es in unſerer Zeit der Fall iſt, wo ſowol die Bildung wie auch das Talent ſich weniger in einzelnen Auserwählten concentrirt und eine gewiſſe Mittelmäßigkeit faſt Gemeingut der ganzen Zeitgenoſſenſchaft geworden iſt.

Einen reichen Stoff zur Charakteriſtik bot die Sängerin Mara für die muſikaliſche Welt, Iffland für die bedeutendſte berliner Theaterepoche, Watteau, einer frühern Epoche angehörend, für die bildende Kunſt. Was hierbei der Verfaſſer von eigenen künſtleriſchen Anſchauungen einfließen läßt, dürfte zu ſparſam geweſen ſein; die gewählten anziehenden Themata verlangen ein näheres Eingehen auf künſtleriſche Intereſſen faſt unbedingt. Auch in den Schilderungen der Zeit verfährt der Verfaſſer meiſt immer nur die Aufgabe andeutend, ohne ſie ſelbſt löſen zu wollen. Anſtatt nach dieſer Richtung hin ein farbenreiches, charakteriſtiſches Gemälde zu liefern, auf welchem der betreffende Künſtler den Mittelpunkt bildet, hat der Autor ſich leider darauf beſchränkt, nur eine Reihe von Anekdoten aus den Biographieen der Künſtler loſe zuſammenzufügen. Am ausführlichſten ſind Winckelmann und die Sängerin Mara behandelt; gefällig geſchriebene Biographieen, aus denen der Verfaſſer die pikanten Momente richtig herausfand und in den Vordergrund ſtellte. Am meiſten hat uns die Skizze über Rafael Mengs angeſprochen. Hier iſt durchgehender als in den andern Bildern ein gewiſſes hiſtoriſches Colorit eingehalten.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Varnhagen's Tagebücher. — Briefe aus Karlsruhe. II. — Eine berliner Nachlese.

Varnhagen's Tagebücher.

Wir mögen nicht das Schlimme wiederholen, das sich schon reichlich in manchen Blättern über Ludmilla Assing's neue Mittheilungen aus dem Nachlaß ihres Oheims (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) gesagt findet. Die Ausdrücke der Anfeindung und Verachtung kommen meist aus der Region, wo man sich durch die guten Seiten dieser Tagebuchnotizen getroffen fühlt.

Wer die Zeit von 1835—43 (dies die Jahre, die dir vorliegenden zwei ersten Bände treffen) mit all dem Unmuth und dem Druck persönlichster Benachtheiligung durchlebt hat, dem Varnhagen in seinen Aufzeichnungen Worte leiht, der entschuldigt das Meiste von dem, was andere hier verurtheilen wollen. Ihm bleibt es eine Erquickung, noch einmal bis in die kleinsten Details jenen traurigen Zeiten der Verfolgung und endlich zu Fall gekommenen Tyrannei nachzuleben. Ihm gewährt es einen hohen Genuß, sich sagen zu können: An alledem warst auch du mit den tiefsten Athemzügen deines Lebens betheiligt, fühltest dieselben Gewaltschläge der Schergen, hofftest auf dieselben Sonnenblicke der bessern Zeit! Bis ins einzelste lebt sich ein älteres Geschlecht in diesen Varnhagen'schen Mittheilungen noch einmal wieder sein eigenes Leben durch.

Und auch das ist eine der guten Seiten dieser Veröffentlichungen, sie lehren Hingebung an Zeit und Menschen, Verehrung und Pietät vor der gemessenen Stunde, auch vor fremder Bildung, fremdem Lebensschicksal und vollends vor dem eigenen, soweit wir nur zu oft geneigt sind, immer nur in hastiger Erwartung des Zukünftigen unsere Befriedigung zu finden. Je massenhafter die Zeit ihre Strebungen ansetzt, je verallgemeinerter die Wirkungen des Zeitgeistes sind, desto erhebender diese Beachtung des Einzellebens, diese sinnige Beobachtung des Individuellen und Persönlichen. Letztere Beobachtung ist bei Varnhagen nicht ganz von der Neugier, noch weniger lediglich vom Gefallen an dem medisanten Geflüster der Göttin Fama eingegeben; sie entspringt aus einem Persönlichkeitscultus, den wir nicht verwerfen oder um seiner etwaigen Abnormitäten willen verurtheilen wollen.

Welche Fülle von interessanten Mittheilungen diese beiden Bände enthalten, ist in allen Zeitungen schon gesagt worden. Wir können allerdings den verstehen, der die Möglichkeit, solche Tagebücher zu führen, in mehr bedenklichen als guten Charaktereigenthümlichkeiten finden will; das vor uns liegende Endergebniß solcher Art oder Unart ist jedoch lehrreich und nützlich. Es läßt sich bei jedem einigermaßen Urtheilsfähigen voraussetzen, daß ihm nicht jede dieser flüchtig hingeworfenen Aeußerungen maßgebend sein wird — es kann in ihnen getadelt werden, was vielleicht alles Lobes werth ist — aber luftreinigend wirken diese Explosionen; Behutsamkeit werden sie nach allen Seiten hin verbreiten. Wie gut thut es nur allein schon den Hochgestellten und Mächtigen, daß sie überall sich eingestehen müssen: Hier ist zwar nicht durch Anschlag vor Fußangeln gewarnt, aber hüte dich bei jedem Schritt, unvorsichtig und unbedacht zu sein!

Auch darin müssen wir eine höchst interessante Wirkung dieser Veröffentlichungen sehen, daß wir die außerordentliche und fast unglaublich scheinende Natürlichkeit kennen lernen, die in gewissen höhern Regionen waltet. Möglich, daß zwei Drittheile dieser hier vom Hofe, den Prinzen, den Staatsmännern Preußens aus den obengenannten Jahren mitgetheilten Anekdoten unrichtig erzählt oder leere Erfindungen des Gerüchts sind; dennoch bleibt immer noch genug zurück, um uns ein Bild dieser steten Agitation zu geben, die um die hervorragenden Erscheinungen der Erdenmacht sich auf- und abbewegt. So stürmt der Zugwind am meisten um große, alleinstehende Kirchen und läßt schon in der Legende den Teufel da sein lustigstes Spiel treiben. Varnhagen hat Fürsten und Regierende genug selbst gesprochen, theilt Aeußerungen von erlauchten Lippen genug selbst mit, die sein eigenes Ohr vernommen, um die Vorstellung zu erwecken: So also beängstigt euch Herrschende doch die Zeit und die tausendfache Verpflichtung, die gerade euch stets mahnend zur Seite steht! So jagen euch die unfertigen Gestaltungen dieser irdischen Welt hin und her; so bringt der Vorwitz und die Thorheit und welche Leidenschaft der Menschen nicht —! unablässig Wirkungen hervor, deren Ursachen wir Fernstehenden kaum ahnten! In den Zeitungen stand das alles so kalt und so abgeschlossen fertig da, was sich hier hinter den Coulissen so heiß siedend und wallend erst formte, so unfertig, so nur wie vorläufig! Diese Hände konnten mächtige Fahrzeuge zimmern und doch nicht dem Sturm und den Wellen gebieten! Wir haben seit lange nicht so auf den Sieg des Wahren und Gerechten vertraut wie nach der Lectüre dieser Tagebuchmittheilungen, die uns die Gewalthaber der Erde als ebenso hülfsbedürftige Menschen schildern, wie wir selbst sind.

Digitized by Google

Briefe aus Karlsruhe.

II.

Seit Jahren hörte man viel von der patriotischen Erkaltung und politischen Erschlaffung des badischen Landes überhaupt, vorzüglich aber der Bevölkerung von Karlsruhe. Ich selbst bin der Ansicht, daß das Andenken an die Sturmesjahre von 1848 und 1849 noch lebhaft genug waltet, um vor Ueberstürzungen zu bewahren. Daß aber deshalb von politisch-patriotischer Erschlaffung und Erkaltung nicht die Rede sein könne, bewies augenfällig die allgemeinste lebendigste Theilnahme an der Concordatsangelegenheit und im letzten Sommer die Betheiligung an den Wahlen zur Generalsynode, aus welcher endlich ein reineres und fruchtbares Verhältniß im protestantischen Kirchenwesen hervorgehen soll. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß alle gebildeten Katholiken den Fortgang dieser Dinge mit gleicher Aufmerksamkeit wie die Protestanten selbst verfolgen und der Heranbildung eines ernstlich mitrathenden Laienthums mit Sehnsucht entgegensehen. Wer entsänne sich dabei nicht der denkwürdigen Worte, womit Varnhagen von Ense seine Abhandlung über den Freiherrn von Knigge einst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" schloß. Er sagte: „In einer Zeit, die durch manche Erscheinungen an das traurige Nachtgevögel erinnert, mit dem unsere Väter sich herumschlugen, scheint es wohlgethan, auf die Verdienste zurückzuschauen, welche jene Kämpfer um unsere Geistesfreiheit sich erworben, im harten Streite mit Schwärmern und Scheinen, die zum Theil in Macht und Ansehen standen und denen die Spitze zu bieten um so edler und muthiger war, als viele der besten Zeitgenossen die Gefahr nicht erkannten und den Kampf mißbilligten und verhöhnten."

Auch das Zögern der Karlsruher, sich für den Nationalverein auszusprechen, nachdem andere badische Städte damit so lebhaft vorangegangen, erfuhr mancherlei schiefe Auslegungen. Eine gewisse nicht unlöbliche Besonnenheit war einfach die Quelle dieses Zögerns. Man wollte die Sache erst näher an sich herankommen lassen, eines klarern Einblicks in ihr innerstes Wesen fähig werden, von ihrer eigentlichen Bedeutung und Durchführbarkeit einige Ueberzeugung gewinnen. Neben manchem andern Bedenken erinnerte man sich auch recht wohl, daß wenigstens der Name kein neuer ist; denn schon 1844 erließen die Herren Firmenich, von Holtzendorff und Wöniger einen sehr warmen Aufruf zu Bildung eines deutschen Nationalvereins. „Er solle besonders Mittel beschaffen, die deutsche Nationalität gegen die Angriffe des Auslandes an den Grenzmarken zu schützen und namentlich die dänischen, slawischen, magyarischen, französischen Eingriffe abzuweisen. Er solle ferner die Eintracht unter den deutschen Volksstämmen im Innern kräftigen und besonders religiöse Duldsamkeit verbreiten. In Berlin solle ein Stammverein errichtet werden und die Aufforderung dahin gehen, Töchtervereine im übrigen Deutschland zu bilden" u. s. w. Das Unternehmen wurde damals, sogar von liberalen Blättern, als etwas sehr Ueberflüssiges behandelt, als eine Misgeburt unfruchtbarer Schwärmerei, als eine echt deutsche politisch-poetische Seifenblase. Daraus werden konnte damals ohnehin nichts; der Geist des Volks war noch in und mit sich selbst zu sehr im Unklaren und Wirren, um einem solchen Gedanken ernstlich Folgen zu geben und Leben einzuflößen. Jetzt tauchte ein ähnlicher Gedanke wieder aus dem deutschen Chaos empor, aber ausgebildeter, bestimmter, in Wesen und Form klarer, der ganzen Constellation des Vaterlandes naturgemäß entsprungen. Er fiel auf einen nun vorbereiteten Boden; er fand, fortschreitend, im ganzen Volke einen aufgeklärtern, besonnenern Geist und Willen; er entsprach dem innersten Instinct, frei von allem Schwärmerischen und Gewaltsamen; er steht in voller, unaufhaltsamer Blüte und wird unmittelbar und mittelbar befruchten, trotz aller Tausende von Blinden und Blöden. So erscheint er auch hier und auf die erste Anregung schlossen Hunderte sich ihm an und Hunderte werden diesen folgen, um so gewisser, als hier alle mit froher Zuversicht zu ihrem Fürsten und ihrer Regierung emporsehen, denen nil Germani alienum erscheint.

Dabei offenbart sich denn abermals einer der wesentlichsten und folgenschwersten Vorzüge der deutschen Natur vor der aller übrigen Nationen. Ist bei diesen etwas als gut und zweckmäßig erkannt worden, so erstreben sie es augenblicklich und unverwandten Blicks mit aller Kraft und Energie, unbekümmert, ob vielleicht in der Ferne etwas Besseres schimmere. Haben wir nur erst das Gute erreicht, sprechen sie, so wird das Bessere schon von selbst daraus hervorgehen. Unsere unaufhörlich speculirende, spintisirende und kritische Philosophie kann sich damit unmöglich begnügen. Wir begrüßen das Gute mit Jubel, wir nehmen einen poetischen Anlauf zu Erreichung des Ziels mit Gedichten, Gesängen, Reden, Toasten, Broschüren und Vereinen. Aber mitten im Eifer bemerkt ein feiner Denker: Warum so viel Aufhebens wegen des Guten? Seht ihr nicht dort aus jenen Nebeln das Bessere hervorblinken? Auf, sogleich dahin mit allem Eifer und allen Kräften! Ein großer Theil schließt diesem neuen Zuge sich an. Jedoch bald erkennt ein noch Klügerer, daß ein Bestes abseits liege und ruft: „Warum nicht sogleich dem Besten nachjagen?" Abermals löst sich ein Theil vom Ganzen ab und folgt der biendenden Hetze nach dem Besten. Endlich erkennen alle, daß das Bessere und Beste nur auf dem Umwege durch das Gute zu erreichen ist; sie halten athemlos ein, sie sehen sich nach der Partei des Guten um — diese war inzwischen durch die Trennung zu schwach geworden zu Ueberwindung aller Schwierigkeiten; der günstige Augenblick ist verstrichen, das Gute ist verloren! So zeigen wir uns jetzt wieder. Ein Philosoph hält die Plane des Nationalvereins für unausführbar, setzt sich auf seinen Lehnsessel, schreibt ein schimmerndes Programm und gründet einen Na-

tionalen Verein für rein praktische und ausführbare Tendenzen, nur damit ja der schöne Enthusiasmus verrauche und die Kräfte sich hübsch zersplittern, d. h. daß abermals nichts Deutsches zu Stande komme! Preis und Ehre den Jesuiten und den Pietisten! Die begreifen ihre Aufgabe reiner und verfolgen sie in geschlossener Phalanx, in mächtiger Einigkeit und Einheit! Uebrigens sagt Blackstone: „Nicht was der Mensch bedarf, nicht was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, gibt das Merkmal und den Maßstab jener unveräußerlichen Rechte!" Dasselbe gilt ohne Zweifel bei dem Ringen nach Freiheit, überhaupt bei allen nationalen Bestrebungen.

Eine berliner Nachlese.

*** Die Tage unsers Glanzes sind bis in die kleinsten Details beschrieben worden und dennoch dürfte Ihre Leser noch manche Einzelheit interessiren, zu deren Beabachtung der Journalismus vulgaris nicht hinaneeicht. Wer hat die Toilette bei der Defilir-Coue beschrieben? Sie wied nue von verheieatheten Frauen gebildet und, ach! nur am Tage gehalten. Wo lasen Sie schon die humoeistische Verwunderung derer, die sich hier ohne das verschönende Kerzenlicht begegneten und mangeinde Frische, gelben Teint, böse Fältchen an Erscheinungen entdeckten, die sonst nur, beim Lampenlicht, als Wunder der Schönheit bekannt waeen! Wa lasen Sie etwas von dem magischen Zaubee, den das unisone Sich-Niederlassen und -Ausbreiten von vielleicht achtzig schweren, vier und fünf Ellen langen Sammt- und Seideneoben hervorbrachte! Es war ein Moment, wo manchee Feuilletonist beklagen wied, sich eine Vergleichung mit dem Rauschen des Niagara haben entgehen zu lassen! Wer hat berichtet, daß, nachdem alle Damen, vor dem neugekrönten Herrscheepaar sich verbeugend, voeüber waren, eine Dame mit einer weiß- und grünearrirten Schleppe erschien — eine Verieeung des Geschmacks in diesem Meer des Glanzes und der Pracht, die allgemeine Verwunderung erregte! Wee hat berichtet, daß, als die Damen voeüber waren, die Defilade der Herren begann und die Minister nicht, wie in Königsberg, wegen der Küeze der Zeit bei ihren neuereirten Uniformen nur mit ausgeschlagenem Goldpapier erschienen? Und wer zählte wie ich, daß dee König selbst wenigstens 2000 Veebeugungen machen mußte! Bei den Damen des diplomatischen Corps, welche dem Throne vis-à-vis auf der Erhöhung sich aufzustellen ersucht waren, zeigte es sich, daß, nach dem Andersen'schen Märchen, sie entschieden keine „echten Prinzessinnen" waren; denn sie erlahmten so sehr, daß Dänemark und Spanien sich heimlich setzen mußten, um nicht umzufallen. Und wer stand am dritten Tage der Festwoche so in der Nähe, um z. B. im Rittersaal das dort aufgestellte goldene Buffet mit seinen schweren Silberkannen und Humpen, aus denen einst manch edler Recke gezecht haben mochte, durch Hunderte van Keezen erhellt, wetteifernd in Pracht und Herrlichkeit mit dem Glanz der vor ihm stehenden Damen zu sehen! Da klopfte der Obeehofmarschall mit seinem Stabe — alles rangirte und die Königin Auguste trat, mit wahrhaft königlicher Haltung die Veesammelten begrüßend, in den Saal. Sie teug ein bro-

cairnes Unterkleid und die rothe Sammtschleppe, die Herrn Gerson Lob und Lohn beeitem Hermelinbesatz verdienen getragen; ebenso umschlang Im Haar trug sie ein strahlenförmiges Diadem; schlang Hals und Arme, men, sie heute zu entschädigen, sie es geen thun würde, könne, da sie noch überall Rückstand wäre. Ihr folgte schieden in ihrem jungen Ehestande noch gewachsen ist und sehr liebreizend und frisch in ihrer rosenrothen Schleppe und rosenbekränzt einer Rosenfee in großer Gala nicht unähnlich sah. Sie hat den Ruf einer guten Wirthin — das ist bei einer werbenden Königin eine Tugend; daher bemerken wir auch, es ist dieselbe Schleppe, in welcher wir sie bei der ersten ihr dargebrachten Cour gesehen haben. Freilich gehört dieselbe zu den Kunstwerken der Menschenhand; denn auf dem rosenrothen Velourgrunde erheben sich, wie im Hautrelief gestickt, Silberblätter und -Knospen, während an dem Gezweig volle rothe Rosen emporsprießen, die von diamantnen Thautropfen erglänzen; zwei Pagen tragen sie. Prinzessin Karl erscheint in weiß und hochrother Schleppe; in dem breiten, puffigen weißen Rande derselben liegen große, von Blätter- und Knospenfülle umgebene Banquets van damascenee Rosen; auch das Unterkleid ist voen heranf derartig geschmückt; im Haar funkelt Rosa und Diamant und soebeet zum Wettkampf heraus. Prinzessin Friedeich Karl trägt eine Robe von dunkelrothem Sammt mit Gold gestickt — abee die anmuthige Erscheinung sieht leidend aus. Zwar leuchten die Märchenaugen, die mich einst so entzückten, in demselben milden Glanz, aber das Ebenmaß der Körperfülle ist etwas geschwunden. Ihr folgen in dunter Reihe die andern Prinzessinnen, darunter die neuvermählte Erbprinzessin van Hohenzollern, eine Poetugiesin, sehe reizend, zierlich und anmuthig, jedoch mit vollständig deutschem, nicht poetugiesischem Typus; man erkennt in ihe die Tochter eines koburger Prinzen aus jenem Hause, das den Charaktee der Schönheit eeerbt hat und ihn wieder vereebt.

Nach dem Durchzuge der hohen Herrschaften suchte man den zum Conceet umgestalteten Weißen Saal zu gewinnen. Tausende van Wachskerzen auf Kronen, Guéridons und Wandleuchtern lassen hier das Zauberlicht füe den Schmuck nnd die Tailetten der Damen und Herren leuchten. Das Oechester erhebt sich am Aufgauge der Treppen zur Kapelle und nimmt fast ein Viertel des Saals ein. An seinem Pulte lehnt der kaum genesene, weltberühmte Maesteo Meyerbeer — fast die einzige künstlerische oder dichterische Illustration, an welche bei diesem Krönungstage gedacht worden ist, indeß sich die Kaeyphäen der Deutschen und Italienischen Oper um ihn schaeen. Die unversiegbare Quelle seines Genius hat ee in einem Krönungshymnus von neuem spendeln lassen, zu welchem Hans Köster ihm den Text gelieferet — —

Aber gerathen wie nicht auf ein Feld, das zu gründlich von den Zeitungen abgemäht wurde, um auch nicht ein Körnchen Stoff unter den Stoppeln übrig zu lassen? Die Redeen'sche Ouvertnre, Kontski's und Bülow's Spiel —

alles iſt bekannt und ſchon welthiſtoriſch geworden. Ich kann nichts zum Geſang der Italiener hinzufügen, als daß auch inzwiſchen die Temperatur des Saals durchaus italieniſch geworden und auf einige zwanzig Grad Réaumur geſtiegen war. Und auch davon erzählten noch nichts die Blätter der Weltgeſchichte, daß, als die kleinen ſüßen Eisſchollen auf großen Bretern ſich nahten, ſie nicht zur Hälfte ausreichten, die verſchmachtete Damenwelt zu erquicken, während die Herren ſchon eher zu den Buffetquellen drangen. Der neuernannte Ober-Hofmarſchall wird ſeine dienenden Geiſter in Zukunft ein wenig kräftiger mit ſeinem Zauberſtab berühren müſſen, damit der dürſtenden Seelen nicht in ſolchen Fällen zu viele verbleiben. Auch in der Zeit hatte ein bedeutender Rechnungsfehler ſtattgefunden. Um 11 Uhr waren die Wagen beſtellt, aber erſt um 1 Uhr fuhren die ungeduldig ſtampfenden Roſſe und die murrenden Diener von dannen, die zwei Stunden im Freien gewartet hatten.

Doch — ich wittere ſchon Ihren Rothſtift! Ich höre Ihr Wort: Wollen Sie mich ſchon wieder als einen unverbeſſerlichen Anarchiſten und wol gar als nach etwas Schlimmerem, als einen Preußenfeind, in meiner Zeitſchrift erſcheinen laſſen? Beruhigen Sie ſich! Man ſall Sie nicht verleumden. Ich bewundere den großen Ball, bewundere die fürſtlichen Tänzer, bewundere die Brillanten der portugieſiſchen Prinzeſſin und das famoſe Werk eines Herrn Wilkens aus Hamburg. Aus einer durchſichtigen Maſſe gebildet — mir ſchien es Stearin — zeigte auf einem breiten Piedeſtal von Gips ein Aufſatz vier große Schwäne, die auf ihren leicht erhobenen Flügeln eine Blumenſchale trugen, aus der eine Fontaine ſprudelte. Zwiſchen den weißen Schwänen ſtreckten geſottene hochrothe Hummer ihre ſtarken Scheren und gaben der Paeſie die Praſa zum Genuß. Das Ganze war wol zwei Ellen hoch und bildete den Brennpunkt der Bewunderung, die jedoch dem guten Appetit der hier verſammelten Tänzer durchaus keinen Abbruch that. Ich geſtehe —

Nun unterbrechen Sie meine Mittheilungen doch und nennen Sie — zweckloſe Plaudereien. Sie gehören, nach der Literaturgeſchichte, zu den „Tendenzdichtern" — wollen alſa auch bei ſolchen Harmloſigkeiten eine Tendenz! Nan wahlan, ſo folgen Sie mir auf den Ball des Herzogs von Magenta!

Laſen Sie denn ſchon, daß der Herzog die redlichſte Abſicht hatte, den ganzen Verdienſt der Herrichtung ſeiner großartigen Demanſtratian den Berlinern zu gönnen, daß aber die Umſtände und die Langſamkeit der Onariers dieſe gute Abſicht hintertrieben und ihn zwangen, um Hülfe nach Paris zu telegraphiren? Da ſich hier kein Baumeiſter finden wollte, der dieſen leichten Um- oder Anbau ſchnell übernahm, da allgemein erſt von Riſſen und Plänen geſprochen wurde, ſa mußten franzöſiſche Architekten und Arbeiter, Zimmerleute, Tiſchler, Maurer, Tapezierer berufen werden. Auch alle Stoffe und ſauſtige Requiſiten eilten von der Seineſtadt herbei; es war, als wäre Paris um 100 Meilen näher an Berlin gerückt. Vier Tage vor dem Feſt kam ein ganzer Waggon mit den Wundern der Tropenwelt an, unter denen hochſtämmige Camellienbäume im reichen Blütenſchmuck ſich vorzugsweiſe auszeichneten.

Bei alledem dürfte aber doch nicht bekannt ſein, daß der immer flügge Witz der Hofſphäre das franzöſiſche Feſt einen Bal Mabille genannt hat; daß die „kleine, aber mächtige" Partei ſagar von einem Attentat auf das Leben der allerhöchſten Herrſchaften ſprach, ſintemalen die Abwechſelung der Temperatur des Speiſeſaals vom Ballſaal zum ſafortigen Schlagtreffen war. Im Ballſaal ſchmolz vor Hitze das Wachs an den ſchlechten Stearinkerzen, ſodaß die koſtbaren Teppiche van den Tropfſteingebilden total ruinirt wurden, während im Eßraum eine ſibiriſche Kälte die Damen zwang, ihre Servietten als Umſchlagetücher zu gebrauchen — Und daß die Herzogin von Magenta einen kleinen Schnurrbart hat, das ſchrieb ich Ihnen ja ſchon? Sonſt muß ich allerdings auf die Zeitungen und die officiöſen Carreſpandenzen der franzöſiſchen Blätter verweiſen.

Nur nebenbei — die Diener trugen weißen kurzen Rock und rathe kurze Hoſe, eine leicht um den Hals geſchlungene weiße Cravatte und den Kopf mit gekräuſeltem Haar gepudert. Aeltere Diener, in höherer Stellung, trugen reichgeſtickte Röcke. Auf den Treppenabſätzen ſtanden die Adjutanten und Cavaliere des Herzogs in großer Gala-Uniform und Culotte courte; ſie boten den ankommenden Damen den Arm und geleiteten ſie in den erſten Salon, wa der Herzog en grande tenue, decorirt mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens, ſeine Gäſte begrüßte, während die Herzagin in einem zweiten Salan reſidirte. Sie trug ein himmelblaues Kreppkleid, in moderner Weiſe mit Puffen, wol eine Elle hach garnirt und vorn ſich en tablier heraufziehend. Die kleinen Vertiefungen waren durch weiße Sternblümchen, „Margueritos", markirt; im Haar blau und weiße Blumen mit Brillantenthau; ſie war Wittwe und durfte daher nicht im Diadem ſtrahlen; aber der Kaiſer hatte für dieſes Feſt ihr einen Blumenſtrauß von Brillanten faſſen laſſen, der ſich nicht zu ſchämen brauchte, auf Frankreichs Baden gewachſen zu ſein. In demſelben funkelten nicht nur Steine aus dem Privateigenthum der Kaiſerin Eugenie, ſandern verſchiedene Krondiamanten waren mit hineingefaßt. In Frankreich gilt der Blumenſtrauß nicht nur als Symbol der Freude und des Glücks, ſandern je reicher und ſchöner er iſt, deſto mehr ehrt man die Gäſte, die mau bei ſich empfängt. In dieſem Siune hat die Herzagin den Strauß auch — nur an dieſem Abend tragen dürfen! Er muß nach Paris wieder abgeliefert werden, um vielleicht in Wien oder Landan oder Peterabarg wieder aufzublühen.

Dach genug jetzt! werden Sie ſagen — Platz für die Muſe Klia, die zu dieſen Feſten einſt ſeltſame Contraſte ſchreiben wird! Ich ſah ſie nicht, die ſtrenge Muſe, weder im Contretanz noch im Geſpräch mit „Vater Wrangel" — aber zugegen war ſie gewiß. Vielleicht hockte ſie im dunkelſten Winkel und doch fühlte man ihre Anweſenheit, hätte dies Gefühl auch nur darin beſtanden, daß man ſich ſagte: Ein einziges brennendes Schwefelhalz an dieſe Draperieen und wir haben eine Wiederhalung des Feſtes, das einſt Fürſt Schwarzenberg in Paris gab! Dennoch tanzte man bis 4 Uhr und die letzten Nachtſchwärmer — — erlebten noch um 5 die Ueberraſchung, daß die ſchon verſchwundene Herzogin, die man bereits zur Ruhe glaubte, wieder erſchien und — Kaffee ſerviren ließ. Es fehlte nur noch die Cigarette — — „Bal Mabille!"

(Ausgegeben am 21. November 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 48. Wöchentlich 1½ Bogen Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Charaktere der Neuzeit. IV. Karl von Bonstetten. Von F. P. V. Vittorio Alfieri. Von Karl Frenzel. — Die Wasserwelt. Von A. Kreltschmar. — Ein deutsches Herz. Von Emil Rittershaus. — Der Maler Franz Buchser in Marokko. — Deutsche Träume. — Geistige und körperliche Gesundheit. — Blumenlesefrei. — **Neues aus der Welt.**

Charaktere der Neuzeit.

IV. Karl von Bonstetten.

Der Schweizer von Bonstetten gehörte zu jenen Schriftstellern, welche unsere Aufmerksamkeit nicht so sehr durch hervorragende Bedeutung ihrer literarischen Leistungen in Anspruch nehmen, als vielmehr durch eine geschlossene, eigenthümliche, den Charakter ihrer Zeit prägnant abspiegelnde Persönlichkeit und die intime Beziehung, in der sie zu berühmten Zeitgenossen standen.

Bonstetten's Leben umfaßt in der langen Reihe von 86 Jahren (geb. 1745, gest. 1832) das Zeitalter Friedrich's des Großen, die Französische Revolution, Napoleon, die Restauration und die Julirevolution. In dem großen Kreise öffentlicher Charaktere, mit denen er in diesen verschiedenen Perioden in persönliche nähere oder entfernere Berührung kam, glänzen die Namen Voltaire, Bonnet, Abauzit, Moulton, Thomas Gray, Necker, Johannes Müller, Matthisson, Sismondi, Pictet von Rochemont, Rumford, Jurine, Butini, Pestalozzi, Huber, Byron, Zschokke; von Frauen die Herzogin von Larochefoucauld, Necker, Necker de Saussure, Rilliet-Huber, Sophie Laroche, Fürstin Luise von Dessau, Friederike Brun, Gräfin Albany und die Staël.

Wir haben an einer soeben erschienenen Biographie Bonstetten's, verfaßt von dessen Landsmann Karl Morell: „Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild. Nach den Quellen dargestellt von Karl Morell." (Winterthur, Lücke, 1861), die Einsicht zu rühmen, mit welcher jene Merkpunkte hervorgehoben sind. Das bei aller warmen Pietät für den Dargestellten doch mit freimüthiger Unparteilichkeit geschriebene Buch bezeichnet Bonstetten in der Mehrzahl seiner zahlreichen, größentheils populär-philosophischen Schriften, denen seine ausgedehnte Kenntniß von Menschen und Zuständen weit mehr Werth verleiht als ihre gerade nicht sehr gründliche Wissenschaftlichkeit, als „Dilettanten", zu dem schon seine vorwiegend autodidaktischen und dilettantischen Studien in Yverdon und Genf den Grund legten, und sieht daher von einer nähern Analyse des Schriftstellers ab.

Mit großer Sorgfalt ausgeführt, tritt uns dagegen das Bild des liebenswürdigen Menschen und des heitern Lebensweisen entgegen, der, bis nahe an sein Ende körperlich und geistig gleich gesund und frisch, noch in seinen letzten Jahren, einem Jüngling gleich, sich in dem stets bewegten Gesellschaftstreiben des geistig regen Genf zu tummeln und selbst jugendliche Schönheiten zu fesseln vermochte. Frauenumgang war überhaupt für Bonstetten's anakreontische Natur eins der beglückend-

sten Lebenselemente, das auch schon während seiner Studienzeit auf die Bildung seines edeln Gemüths den günstigsten Einfluß übte.

Bonstetten hatte ein entschiedenes Talent für Liebe und Freundschaft, in denen er ebenso warm wie ausdauernd war. Belege dafür sind seine intimen und langjährigen Verbindungen mit dem Historiker Johannes Müller (seit 1773); mit dem Lyriker Matthisson, der zwei seiner glücklichsten Jahre (1787—89) bei ihm in Nyon am Genfersee zubrachte, den Freund so oft in seinen „Erinnerungen" und „Gedichten" feierte und mit ihm (seit 1782 — 1827) einen fortlaufenden, von Füßli herausgegebenen Briefwechsel unterhielt; mit der deutsch-dänischen Schriftstellerin Friederike Brun, deren Bekanntschaft er 1791 durch Sophie Laroche machte, in ihrem Hause in Kopenhagen, nach seiner Flucht aus Bern, beim Zusammensturz der alten Cantonalverfassung, ein dreijähriges Asyl fand (1798—1801), mit ihr später mehrmals längere italienische Reisen unternahm und in ununterbrochener, 1828 von Matthisson herausgegebener Correspondenz stand; mit der in Coppet alle hervorragenden Geister ihrer Zeit um sich sammelnden Staël, von 1803, wo Bonstetten von Bern nach Genf übersiedelte, bis zu deren Tod 1817; endlich mit dem wahlverwandten Zschokke, seit 1801, mit dem er bis zu seinem Tode, 3. Februar 1832, den in Zschokke's „Prometheus" veröffentlichen Briefwechsel führte. Diesen intimen Freundschaftsverhältnissen schloß sich in den letzten Lebensjahren noch das mit der geistvollen, schönen und jungen Gräfin Anastasia de Circourt und dem in seinem Hause wohnenden, als die „Dolce Speranza" Bonstetten's bezeichneten Fräulein Sylvestre an. In Bezug auf diesen sein ganzes Leben durchziehenden warminnigen Freundschaftscultus sagt der Biograph: „In dem kalten Egoismus unserer Tage mit ihren Freundschaften mit jeder möglichen Reservation und Obligation weht es einen wie Lenzesluft, wie ein letzter Gruß eines goldenen Zeitalters an, wenn wir Bonstetten's Briefe an seine Freunde lesen. Das lebendigste Mitgefühl für Lust und Leid des Freundes, die zarteste Schonung unwesentlicher Sonderbarkeiten, die den Kern des Menschen nicht berühren, die freudige Anerkennung jeder tüchtigen Leistung und die edelsinnige Förderung zu ihrer Lösung, mit einem Worte der innigste Antheil an allen Schicksalen, guten und schlimmen, all das tönt in den vollsten und reinsten Accorden aus Bonstetten's Correspondenzen herüber in unsere Zeit mit ihrer Selbstsucht und schroffen Abschließung, wie ein Lied vom verlorenen Paradiese."

Aber auch Bonstetten's vielfältiger, wenn auch zwischendurch immer wieder auf seine keineswegs von ihm gepriesene Vaterstadt Bern oder seinen geliebten Familienlandsitz Valeyres, bei Orbe in der Waadt, zurückkommender Ortswechsel — Bern, Yverdon, Genf, Lausanne, Leyden, Bath, Cambridge, Paris, Rougemont (1779 in seiner Stellung als Landvogt von Saanen, welche sein Erstlingswerk, die von ihm selbst, wie so viele seiner Schriften, in französischer Sprache geschriebenen, von Johannes Müller deutsch bearbeiteten „Briefe über ein schweizer Hirtenland" hervorrief), Nyon (als Landvogt in der Waadt 1787—92), Lugano (1792—95, als Syndikatsmitglied in den italienischen Vogteien, deren vortreffliche Schilderung die beiden letzten Bände seiner „Neuen Schriften" füllt), Kopenhagen (1798—1801, das seine „Reise in Skandinavien und Seeland" und das gehaltvolle „Ueber Nationalbildung" zur Folge hatte), und zuletzt wieder als Hauptquartier Genf (wo die zu seinen bessern Leistungen zählenden Schriften: „Pensées diverses", „Étude de l'homme" und „L'homme du midi et du nord" entstanden), sowie seine häufigen Reisen in der Schweiz, Südfrankreich und namentlich Italien, vor allen aber der Anbruch der neuen Zeit hatten großen Antheil an der reichen Bildung seines Geistes, die seiner ganzen Erscheinung, im Mannes- wie im Greisenalter, so entschieden den Stempel geistiger Würde, Anmuth und Freiheit aufdrückt, seine Lebens- und Gefühlsphilosophie so behaglich, seinen Sinn so heiter, seinen Beobachterblick so scharf und fein, seine Verbindung von Scherz und Ernst so wohlthuend, seinen Witz und Humor so frisch macht.

Mit so vielen und mächtigen Anregungen gestaltete das Leben aus einem Sprößling der sechs historischen Adelsgeschlechter Berns, den seine Geburt und seine Berufung zu den höchsten Staatsämtern, die er als Mitglied des Großen Raths mit dem 30. Lebensjahre begann (1775) und mit dem 53. beschloß (1798), zu einem natürlichen Conservator der berüchtigten engherzigen berner Cantonalpolitik bestimmt zu haben schien, allmählich einen nicht blos religiös, sondern auch politisch freisinnigen Kosmopoliten. Karl Morell bezeichnet Bonstetten daher in gerechter Würdigung als einen Mann, „der das geistige Erbe des 18. Jahrhunderts, bereichert durch die Er-

Digitized by Google

fahrungen des 19., in dasselbe hinüberbrachte und in dem der große politische Läuterungsproceß der Revolution als an einem der reinsten Typen dieser merkwürdigen Entwickelung sich vollzog. Ein Sprosse der stolzen bernischen Aristokratie, gerüstet mit den Geisteswaffen der jungen Wissenschaft, gerieth er durch den Widerspruch seiner äußern Stellung mit seiner geistigen Bildung in peinliche Conflicte, bis er, losgelöst von äußern Hemmnissen, die Freiheitsgedanken unserer Zeit so energisch in sich durcharbeitete, daß er ebenso sehr als ein Vorkämpfer unserer neuesten und höchsten politischen Errungenschaften erscheint, wie die alte Zeit in ihm einen ihrer interessantesten Repräsentanten besitzt. Gewiß hat kein Mann des 18. und 19. Jahrhunderts die charakteristischen Merkmale dieser beiden innerlich und äußerlich so sehr verschiedenen Zeiträume in so reicher prägnanter Weise vereinigt und sie in so liebenswürdiger und feiner Weise geoffenbart wie Bonstetten."

Der Verfasser hat seinem Lebensbild, das er aus Bonstetten's eigenen Schriften, seinen obenerwähnten reichen Briefwechseln und der einzigen über ihn selther vorhandenen, auch erst kürzlich erschienenen, wegen ihres orthodox-conservativen Standpunkts aber etwas einseitigen Biographie („Charles Victor de Bonstetten. Étude biographique et littéraire par Aimé Steinlen", Lausanne 1860) geschöpft; in der sorgfältigen Schilderung der politischen und culturgeschichtlichen Zustände der Schweiz, namentlich des suprematisirenden Bern und der damals unter Berns Tyrannei schmachtenden Waadt und der italienischen Vogteien, vor, während und nach ihren durch die Französische Revolution herbeigeführten politischen Wandelungen, einen dunkeln Hintergrund gegeben, von dem es sich desto heller und freundlicher abhebt. Für die Gewissenhaftigkeit der verdienstvollen Arbeit bürgt der die Quellen derselben in 300 Noten nachweisende Anhang. Nur fürchten wir, daß unsere bewegte Zeit der empfänglichen Aufnahme eines Lebensbildes nicht günstig sein dürfte, dessen Kern im Grunde viel von einem Epikuräer, nichts von einem Manne der That hat. L. S.

V. Vittorio Alfieri.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erscheinen plötzlich, durch nichts vorher angekündigt oder mit der nächsten Vergangenheit vermittelt, an den beiden Enden Italiens, in Venedig und Piemont, mitten unter den [illegible] hältnissen einer sinken[illegible] beschränkten, nur auf [illegible] teten Gesetzen eines [illegible] thümliche Menschen. [illegible] leute beide und halb [illegible] Dichter zugleich: [illegible] fieri. Der Venetian[illegible] gangenheit, der großen [illegible] fael's, Ariosto's und [illegible] freudigem Zuruf in [illegible] des frechen Pietro [illegible] Zukunft, das Italien [illegible] stände, Ugo Foscolo's, Leopardi's und — Garibaldi's.

Alles Drollige, Phantastische, Uebersprudelnde des italienischen Volksgeistes bewahrt nicht besser Ariosto's „Rasender Roland" als die Zauberkomödien Gozzi's; sein Leben, wie er es in den „Memorie inutile" geschildert, ist selbst eine drollige Wunderkomödie. Der Ernst, der Tyrannenhaß, das Römische des Wesens und Ausdrucks dagegen ward Alfieri zu Theil; mit nordischen Augen betrachtet, haben beide neben ihrer Besonderheit denselben Zug des Schauspielermäßigen. Vittorio Alfieri war ein piemontesischer Graf, zu Asti 1749 geboren. Reich, mit dem Sinne zur Unabhängigkeit, fühlte er sich von der väterlichen Despotie Karl Emanuel's, seines Königs, überall eingeschränkt und beengt. Es war verboten, die geringste Summe Geldes außer Landes zu führen; verboten, im Auslande ein Buch drucken zu lassen; scheel sah der König, wenn die jungen Edelleute auf kostbare Kleider und Pferde ihren Reichthum verwandten; er liebte es nicht, daß sie nach Frankreich oder noch weiter in die Welt gingen; ein ehrgeiziger, beschränkter, hartköpfiger Mann, der seinen eigenen Vater, Victor Amadeus, im Gefängniß sterben ließ. Zu hohem Ton hatte die Natur die Seele Alfieri's gestimmt. Der Zwang, in dem er seine Jugend verbrachte — denn auch seine häuslichen Verhältnisse waren ihm hinderlich und feindlich: nach dem frühzeitigen Tode des Vaters war die Mutter eine andere Ehe eingegangen, er in die Macht eines Vormundes gegeben, der ihn auf die Ritterakademie nach Turin schickte, wo er fremd unter Fremden heranwuchs —, gab seinem Wesen, seinem Leben wie seiner Dichtkunst den beseelenden Accord: Liebe zur Freiheit — wohlverstanden, die Liebe eines Aristokraten, der die Französische Revolution mit dem Zorn Dante's verfluchte, als sie ihre

demokratiſchen Grundſätze und Anſchauungen offenbarte, dem Geiſt nach ein Nachkomme des zornigen Florentiners und beinahe ein Vorfahre Lord Byron's. Was Alfieri zum Dichter gemacht, iſt ſein großes, edles, von jeder Ungerechtigkeit empörtes Herz, das magnum pectus der Römer; von einer eigentlich ſchöpferiſchen Phantaſie, von poetiſcher Verklärung ſeiner Stoffe, ja nur von einer immer gleichen harmoniſchen Strömung der Sprache wie bei Taſſo und Manzoni kann bei Alfieri nicht die Rede ſein. In allem erkennt man die „den Tyrannen feindſelige Hand" wieder, den Mann, der Metaſtaſio nicht kennen lernen mochte, weil er ihn im Garten von Schönbrunn die Kaiſerin Maria Thereſia mit der üblichen tiefen Verneigung hatte grüßen ſehen. Kenntniſſe hatte er ſich auf der Akademie nicht erworben, nur eine Leidenſchaft für edle Roſſe und die vornehme Neigung zur Faulheit. Aus Ueberdruß, aus Langeweile beſchließt er eine Reiſe durch Europa. Es gelingt ihm, eine Erlaubniß zu erhalten; er reiſt. Italien, Frankreich, Holland, England durcheilt er im Fluge; er ſieht nichts, er prüft nichts, an keinem Orte hält er es aus; er reiſt nur und lieſt im Wagen „Taſſo" und „Plutarch". „«Timoleon», «Cäſar» und «Brutus» habe ich viermal geleſen — und wie geleſen! Mit Geſchrei, mit Thränen, mit Seufzern, mit Schmerz und Wuth! Wer mich gehört, wird mich für einen Narren gehalten haben . . . Die Thränen ſtürzten aus meinen Augen, ich ſtampfte mit den Füßen, wenn ich dachte, daß ich in dem armſeligen Piemont geboren bin, wo es keine großen Thaten gibt, weder zu vollführen noch zu ſingen, wo ſie zu denken ſelbſt vielleicht eine Tollheit iſt!"

Eine ſolche Natur war zur tragiſchen Dichtung oder zum Tyrannenmord berufen. Denn auch der „Wahnſinn", der bis zu einem gewiſſen Grad zu beiden nöthig ſcheint, fehlte ihm nicht. Die Reiſe, die er mit zwölf engliſchen Pferden über die Alpen machte, hat er mit dem Zuge Hannibal's verglichen; als er im Ausgang ſeines Lebens griechiſch lernte, nannte er ſich den „Ritter Homer's" und ließ eine Medaille ſchlagen, auf der mehrere Dichterbilder ihren Führer Homer umringen, und ſchrieb darum: „Alfieri, der Ritter Homer's (Ἱππεὺς Ὁμήρου), hat ihm eine Ehre erfunden, göttlicher als die, welche Könige ſpenden."

Eine ſeltſame, abenteuerliche Liebe ſollte das in ihm ſchlummernde Talent zum Durchbruch bringen. Zu Florenz ſah er Luiſe Stolberg, die Gräfin von Albany, die Gemahlin Karl Eduard Stuart's, der nach dem Verluſt der Schlacht bei Culloden im Cyperwein Vergeſſenheit und Selbſtbetäubung ſuchte. Vor den Statuen in den Uffizien wurde die Freundſchaft des Dichters und der Fürſtin geſchloſſen, die, merkwürdig genug, bis an das Lebensende Alfieri's und noch über ſeinen Tod hinaus dauerte. Luiſe Stolberg lebte in unglücklichſter Ehe; ihre Mutter, ſie ſelbſt war von dem Namen des Prätendenten, dem Glanz geblendet worden, der ſelbſt von der verlorenen Krone noch über ihn ausſtrömte. So weit gingen die Mishelligkeiten beider Gatten, daß Alfieri, der doch die Mitſchuld dieſer Feindſchaft trug, den Großherzog Leopold von Toscana erſuchte, die Gräfin Albany vor ihrem eigenen Gemahl zu ſchützen. Eine Zeit lang verbrachte dann die Gräfin in einem florentiniſchen Nonnenkloſter; der Tod des Prätendenten befreite ſie 1788 von der gehaßten Feſſel. Es bedürfte einer größern Ausführlichkeit, den Einfluß zu ſchildern, den ſie auf Alfieri geübt, ihn ſelbſt und ſeine Dichtungen eingehender zu betrachten; denn zunächſt ſind dieſe Zeilen von einem Roman Amely Bölte's: „Vittorio Alfieri und ſeine vierte Liebe oder Turin und Florenz" (zwei Bände, Berlin, Janke, 1861), hervorgerufen.

Vielleicht iſt der ſchwerſte und nicht zu widerlegende Vorwurf, den man gegen dieſe hiſtoriſchen Memoirenromane erheben kann, der, daß ihre poetiſche Geſtaltung durch ihre Schlußloſigkeit unmöglich gemacht wird. Der Tod, irgendein anderer Zufall iſt das Ende des Lebens, der Ausgang eines Verhältniſſes, aber nicht der Schluß eines Kunſtwerks, der auf Nothwendigkeit beruhen ſoll. Es macht einen unbefriedigenden, peinlichen Eindruck, wenn Amely Bölte ihr Werk mit der Trennung der Liebenden in Florenz ſchließt und lakoniſch, ohne jede Vermittelung, eine Seite nachher berichtet, daß Alfieri 1803 geſtorben, in der Kirche San-Croce zu Florenz begraben ruht, unter dem Denkmal, das, von Canova's Hand, die Gräfin von Albany ihm geſetzt. Wie alle Bücher der fleißigen Verfaſſerin, beruht der Roman auf gründlichen Studien; für Florenz, wie man aus der lebhaftern Schilderung der Arnoſtadt leicht bemerkt, auf eigenen Anſchauungen. Der ſtürmiſche, leidenſchaftliche, alles jäh aufgreifende und ebenſo haſtig wieder von ſich werfende Charakter Alfieri's iſt in einigen großen Strichen richtig angelegt;

Digitized by Google

das „Weltschmerzliche", von dem er nicht ganz frei, ist mit Vorliebe, aber immer in ergreifender Weise gemalt; ich bedauere, daß die Verfasserin trotz ihres „gemischten Publikums" nicht die Würdigung der dichterischen Thätigkeit Alfieri's unternommen; die Aufgabe hat ihre Dornen, weil die Tragödien Alfieri's alle in demselben dunkeln Colorit gehalten sind und aus den Banden der französischen Kunstregeln nur durch ihre tiefe Leidenschaft hervorragen, die aber zuletzt auch den geduldigsten Leser ermüdet — eine Glocke, die ewig „Tod den Tyrannen!" ruft. Alfieri wie Dante gewinnt man durch ihr Leben lieb, und einmal in diesen Studien, hätte die Verfasserin sie auch zu dem Ende führen sollen, an dem ihr Held nicht nur als Don Juan und in den Worten seiner Freunde, sondern sichtbar vor allen als großer Dichter dasteht. Gleiches Lob wie der Schilderung Alfieri's gebührt dem Bilde Karl Emanuel's von Sardinien, der vielleicht noch wahrer und leibhaftiger erscheint, während der Prätendent zu sehr die Schattenseiten seines Wesens, die Gräfin einseitig ihre Tugenden herauskehrt. Den innewohnenden Mangel dieser Romanform, das willkürliche Aneinanderreihen von historischen Skizzen, hat die Verfasserin nicht überwunden; Alfieri's Geschick allein verbindet den zweiten mit dem ersten Theil. Die sehr gelungenen Schilderungen des turiner Hoflebens stehen in der losesten Anknüpfung mit den Bestrebungen und dem Leben Alfieri's, auf den der Wahrheit nach der Hof nie den Schatten eines Einflusses geübt.

Im übrigen sei das Buch der Lesewelt empfohlen. Es macht sie in der einmal beliebten spielenden Weise mit einem Manne bekannt, dessen Geist und Denkart auf die Gebildeten Italiens bestimmend eingewirkt hat, dessen Leier zuerst wieder seit mehr als dreihundert Jahren auf den Ruinen Roms von Freiheit und Vaterland klang, der darum wie die beiden, deren Asche neben ihm ruht, Machiavelli und Michel Angelo, weit über die Halbinsel hinaus der Welt und der Unsterblichkeit gehört.

Karl Frenzel.

Die Wasserwelt.

Von A. Kretzschmar.

Das gesammte aus dem Wasser hervorragende Land der Erde würde, wie uns in der Schule gesagt worden, kaum hinreichen, den Stillen Ocean zu bedecken und auf je siebenundzwanzig Meilen Wasser kommen nur zehn Meilen Land. Welch eine ungeheuere Wüste!

Eine Wüste? — Die ist es keineswegs. Allerdings sprechen wir von der „großen Wasserwüste" und denken uns dieselbe als eine nützliche Heerstraße für die Nationen der Erde, die aber an und für sich weiter nichts ist als eine kahle Fläche von Salzwasser, auf welcher die Schiffe von Wind und Wogen umhergeschleudert werden.

Und doch besteht der Boden des Meeres aus Hügeln und Thälern, Quellen, Bergen und Vulkanen, die sich von den unsern nur durch die Art und Weise ihrer üppigen Vegetation unterscheiden.

Aber nicht blos diese Hügel und Ebenen sind mit unzähligen Gestaltungen bevölkert, sondern auch in der großen darüberstehenden Flut wimmelt eine Wasserzone über der andern von Leben und Bewegung. Die eine Gattung Seethiere bevölkert die Region zwischen dem hohen und niedrigen Wasserstande und vermischt sich durchaus nicht mit den Geschöpfen der unmittelbar darunter liegenden Sphäre, welche letztern ihrerseits den ihnen angewiesenen Platz auf ebenso exclusive Weise bewahren.

Und so gibt es zehn solcher Zonen, ehe man in tiefem Wasser den Boden berührt, gerade so wie es in einer Residenz von dem König an bis herab zum Bettler vielleicht zehn verschiedene Schichten der Gesellschaft gibt, von welchen jede eine Welt für sich bildet.

Wenn aber der Umfang des Meeres ein ungeheuerer ist, so ist die Menge seiner Bewohner nicht weniger unermeßlich und alle — Fische, Schalthiere, Mollusken, Polypen u. s. w. — sind dabei unglaublich fruchtbar. Die unmittelbare Nachkommenschaft einer einzigen erwachsenen Auster kann 12000 Tonnen füllen und in den Polarmeeren ist das Wasser durch die kleinen sogenannten Kiemenfüße, welche die hauptsächlichste Nahrung des Walfisches ausmachen, oft Hunderte von Meilen weit ganz olivengrün gefärbt. Welch eine ungeheuer zahlreiche Nachkommenschaft in dem Rogen der Fische enthalten ist, darf als etwas so Bekanntes vorausgesetzt werden, daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen.

Aber nicht blos als ein Schauplatz unendlichen Lebens ist das Meer zu betrachten, sondern auch als ein großer Begräbnißplatz.

Unterirdische, fortwährend thätige Kräfte bewirken eine allmähliche unaufhörliche Veränderung

Digitized by Google

der Höhen und Tiefen auf der Oberfläche unserer Welt. Wie selbst sind gerade noch zeitig genug geboren, um die letzten verschwindenden Spitzen eines großen, jetzt in dem Stillen Ocean ersäuften Continents zu sehen, wo seine höchsten, noch nicht unter Wasser gesetzten Berggipfel als unzählige Inseln hervorragen, an welchen die Korallenpolypen sich anbauen.

Diese unterirdischen Kräfte aber haben auch an dem nimmer ruhenden Meere selbst einen rüstigen Verbündeten. Wie die Strömungen des Oceans das Land hinwegwaschen, werden wir später sehen; wir brauchen aber blos die nächste Seeküste ins Auge zu fassen, um uns sofort zu überzeugen, daß schon die Thätigkeit der Flut fortwährend beschäftigt ist, Land abzuknuspern und es zu Brei zerkaut hinwegzuführen, um den unersättlichen Bauch des Oceans damit zu füttern. Auch die Flüsse spülen den Boden hinweg, durch welchen sie fließen, und führen eine bedeutende Quantität Land seewärts.

Aus der Wasserwelt steigen Dünste auf und bilden Wolken. Diese ziehen über unsere Felder und fallen als Regen herab, um der Arbeit des Landmanns Gedeihen zu geben. Sie speisen aber auch das große Meer. Sie spülen den Boden von Bergabhängen und wenn sie nicht wieder als Dunst aufsteigen, um neue Wolken zu bilden, so bilden sie Ströme und Quellen, welche den Boden fruchtbar machen und gleichzeitig noch mehr Land für das hungerige Meer hinwegscheuern.

Selbst der Granit gibt nach. Der Regen oder der in seinen Poren enthaltene Wasserdunst, welcher sich mit der wechselnden Temperatur ausdehnt und wieder zusammenzieht, macht allmählich die äußere Rinde rissig, bis endlich ein Moosstäubchen haften kann. Das Moos hält noch mehr Feuchtigkeit auf dem Steine zurück; das Wasser und die Thätigkeit der Vegetation lockern den Stein immer mehr und er mischt sich mit den verwesenden vegetabilischen Stoffen. Damit hat die Verwandelung in lockern Boden begonnen; der Mensch wird Nutzen davon haben, im Laufe der Zeit aber wird dieser neugeschaffene Boden dennoch dem Meere anheimfallen.

Die auf diese Weise auf dem Boden des Meeres umhergestreuten Trümmer von Continenten bauen dann Schichte auf Schichte künftiges Land. Diese Schichten erzählen uns von der grauen Vorzeit und bergen Skelete von Geschöpfen, die vor vielen tausend Jahren gelebt haben.

Der Mensch kam, wie wir wissen, erst spät in die Welt. Wie graben ihn niemals als Zeitgenossen jener Geschöpfe aus und erst jetzt werden seine Gebeine und seine Werke in dem großen Begräbnißplatze niedergelegt. Welche Flotten in die Tiefe hinabgesunken sind, wissen wir; wir wissen, wie viele Monumente des Menschen in dem Schlamm unsers Zeitalters begraben werden, um vielleicht später durch eine von uns ganz verschiedene Gattung Menschen wieder ausgegraben zu werden. Man kann sich nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß man vielleicht später einmal als ein Fossil figuriren soll. Das Mammuth, das Missurium, der Ichthyosaurus und wie alle diese vorsündflutlichen Bestien heißen mögen, dachten es aber auch nicht und doch ist es so mit ihnen gekommen.

Vor etwa dreihundert Jahren geschah es einmal in England, daß beim Uebergange eines Heeres über einen tiefen Fluß die Kiste, welche die Kriegskasse enthielt, durch Umschlagen eines Kahns in das Wasser fiel und, da die Zeit drängte, auch nicht wieder aufgefischt werden konnte. Vor etwa zehn Jahren nun setzte ein an dieser Stelle gefundenes Felsenstück, welches harter Sandstein zu sein schien, alle, die es sahen, in Erstaunen. In seinem Innern nämlich fand man, als man es zerschlug, eine Masse fossiler Münzen und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sämmtlicher Sand, in welchen nach dem Versanken der Kiste die Münzen hineingesunken, durch die chemische Wirkung der eisernen Reifen, womit die Kiste beschlagen gewesen, in förmlichen Felsen verwandelt worden war.

Von den Menschen findet sich in der geologischen Vergangenheit keine Spur; in der geologischen Zukunft aber wird es eine Lust sein, nach ihm und den Erzeugnissen seiner Hände zu graben, die jetzt sorgfältig in die Tiefen der Wasserwelt geborgen werden.

Ein Theil des in das Meer gespülten Kalks wird von zahllosen Thieren benutzt, welche sich Schalen oder Muscheln daraus machen. Dennoch aber ist es fast gewiß, daß die Schalen der Mollusken und anderer Seethiere nicht einzig und allein aus dieser Quelle hervorgehen. Weit wahrscheinlicher ist, daß die Basis des Kalks, das sogenannte Calcium, kein Element ist, obschon wie es so nennen, solange wir es nicht in einfachere Formen auszulösen wissen. Wahrscheinlich ist es kein Element, sondern wird durch die Thiere aus seinen im Seewasser vorhandenen

Digitized by Google

Bestandtheilen erzeugt. Wenn dem so ist, so ist ein großer Theil der englischen Küste früher einmal Meer gewesen, denn diese Kreidefelsen sind nichts anderes als eine Ansammlung von Myriaden mikroskopischer Geschöpfe, deren Ueberreste auf dem Boden des Oceans gelegen haben und später in Kreideschichten von ungeheuerer Stärke emporgehoben woeden sind.

Der Ocean ist aber nicht blos ein Vernichter, sondern hilft auch durch seinen Boden Riffe aufbauen, bis sie über den höchsten Wasserstand emporragen. Er fängt in seinen Strömungen Nüsse und Samenkörner auf und trägt sie geschäftig an fremdländische Küsten und kahle kleine Inseln, die dann bald von einer üppigen Vegetation eebiühen. Der nimmer ruhende alte Ocean faßt ein Canot und trägt es auf einer Strömung weit aus dem Angesicht des Landes hinweg. „Kommt mit mir, ihr guten Männer und Frauen!" brüllt der aite Bursche und wirft sie dann auf die Insel, die er unlängst geschaffen, und hier wohnen sie nun, weil sie müssen, und ihre Nachkommen bevölkern sie.

So trug auch das Meer selbst, von den Passatwinden unterstützt, nicht wenig dazu bei, die ersten Schiffe von Europa nach Amerika hinüberzuführen, und die Strömungen des Oceans spielen, so wenig auch die Historiker bisjetzt darauf geachtet zu haben scheinen, eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Menschengeschlechts.

Aber wodurch werden diese Strömungen veerursacht? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. An den Polen ist das Wasser so kalt, daß man es statt des Eises zum Kühien des Champagners benutzen könnte, und an dem Aequator ist es fast warm genug zum Rasiren. Wenn das Wasser warm wird, so dehnt es sich aus — der siedende Topf läuft über — und obschon der Ocean niegends heiß genug ist, um eine Hammelkeule darin sieden zu können, so hebt sich doch die große Wassermasse unter dem Einflusse der tropischen Hitze über die gewöhnliche Linie und steömt nach den Polen, um ihren Platz von dem herbeirauschenden kalten Wasser einnehmen zu lassen.

Ganz auf dieselbe Weise schwillt die Luft, welche ein zweiter Ocean ist, an dem Aequator und strömt ihre Sündflut nach Norden und Süden über die kältere Strömung, welche herbeieilt, um den leeren Raum zu benutzen und sich zu wärmen. Ist sie warm geworden, so steigt sie ebenfalls empor.

Dies ist eine Thatsache, die durch [illegible] modificirt wird.

Die Erde dreht sich um ihre Achse. Wenn man eine Stricknadel durch die Mitte einer Citrone der Länge nach hindurchsticht und die Citrone um die Nadel umdreht, so hat man ein Modell der sich um ihre Achse drehenden Erde. Die Nadel ragt oben aus dem Südpol hervor und unten aus dem Nordpol und wenn man der Hälfte zwischen beiden Polen eine Linie in die Citrone einritzt, so ist dies die eingebildete Linie, welche man den Aequator nennt. Nun nehme man zwei kleine Stecknadeln, stecke die eine auf den Aequator und die andere in die Nähe eines der beiden Pole. Dann setze man die Citrone in umdrehende Bewegung, wie die der Ede von Westen nach Osten, und mache damit genau eine einzige Umdrehung. Man wird bemerken, daß dann die eine Nadel einen weiten Raum, sozusagen um die ganze Stärke der Citrone herum durchlaufen, die andeee dagegen nur einen sehr geringfügigen Weg zurückgelegt hat und auf dem Pol selbst sich gar nicht umdrehen würde.

So dreht sich auch auf dem Erdball alles auf dem Aequator oder in der Nähe desselben welt rascher herum als irgendetwas in der Nähe der Pole. Diese Bewegung theilt sich allem mit, gerade so, wie man die Bewegung eines Eisenbahnzugs theilt; denn wenn der Zug plötzlich mitten in voller Geschwindigkeit halt machte, so würde man sich unfehlbar an der gegenüberstehenden Wand des Wagens den Kopf zerschmettern.

So behalten auch Luft und Wasser, die in gewaltigen Strömungen von dem Aequator ausgehen, weil sie sich, indem sie sich den Polen nähern, nicht sogleich in die langsame Bewegung schicken können, ihren Schwung noch eine Zeit lang bei und schießen in östlicher Richtung sowol als in nördlicher und südlicher weiter.

Die von den Polen herkommenden langsamen Züge dagegen werden durch die rasche Bewegung der Erde unter ihnen überholt und da sie ebenfalls sich nicht sogleich dareinschicken können, so bleiben sie zurück und nehmen eine westliche Richtung.

Durch diese Bewegung der Erde wird daher den großen Aequator- und Polarströmungen sowol der Luft als des Wassers eine sich durchkreuzende Richtung mitgetheilt.

Daneben verursachen örtliche Eigenthümlichkeiten, Lage von Inseln und Continenten, Ebenr

Digitized by Google

und Berg, Land und Waſſer u. dergl., lokale Abweichungen der Temperatur und eine jede ſolche Abweichung macht eine Strömung oder verändert dieſelbe. Was die Luft betrifft, ſo wiſſen wir alle, wie viele plötzliche Veränderungen des Windes einem Gebirgsdorfe eigenthümlich ſind, wo ein See, ein Thal und ein Berg eine fortwährende Oscillation verurſachen und plötzlich hervorbrechender Sonnenſchein ſchon hinreicht, den Wind ſich erheben zu laſſen. Mechaniſche Hinderniſſe, wie z. B. Berggipfel in dem Bett des großen Oceans der Luft, verändern natürlich auch ſeine Strömungen, und die großen Strömungen der Waſſerwelt werden durch die Continente und Inſeln, auf welche ſie ſtoßen, geſpalten, abgelenkt und geleitet.

Große Strömungen ergießen ſich wie gewaltige Flüſſe durch die Ebene des Oceans und durch Naturgeſetze ein- für allemal geregelt, ſind ſie, obſchon ihre Ufer nur Waſſerufer ſind, faſt ebenſo ſcharf begrenzt, als ob dieſe Ufer von Granit aufgemauert wären. Dieſe Strömungen ſind permanent; außerdem aber gibt es noch andere, die durch periodiſche Winde, Fluten u. ſ. w., ſowie auch veränderliche, die durch das Schmelzen des Eiſes und andere nicht nach beſtimmten Regeln eintretende Zufälle verurſacht werden.

Folgen wir nun einmal dem großen von dem Südpol ausgehenden kalten Strome. Aus dem Bereiche des Eiſes und in der Nähe des Vulkans Erebus ergießt er ſich den Stillen Ocean hinauf, zuerſt in nordnordöſtlicher Richtung, dann nordöſtlich, dann noch entſchiedener nach Oſten, wozu er vielleicht durch die Küſte von Südvictoria genöthigt wird. Es iſt ein Salzwaſſerfluß von ungeheuerer Breite und ſchlägt an die ſüdamerikaniſche Küſte des Stillen Meeres an, die durch ſeine Einwirkung jene hohle Form gewinnt, welche man auf der Landkarte bemerkt. Dieſes Hemmniß, der ſüdamerikaniſche Continent, ſpaltet dieſe große Strömung in zwei Theile, von welchen der eine ſich ſüdlich wendet, um das Cap Horn herumgeht und in den Atlantiſchen Ocean entweicht. Der andere, der Peruvianiſche oder Humboldtsſtrom, bewegt ſich die Küſten von Chili und Peru entlang. Zwiſchen dieſen beiden Theilen wird eine große Maſſe des ſüdlichen Stroms, welche nicht den Continent erreicht hat, unter ungefähr 26 Grad Breite und 90 Grad Länge zurückgeworfen und bildet den ſüdlichen Theil des Aequatorſtroms, in welchen gleich darauf auch die in nördlicher Richtung an der ſüdamerikaniſchen Küſte hinaufſtießende Waſſermaſſe hineingedrängt wird.

Der nördliche oder Humboldtsſtrom, welcher ſich an dem Continent von Valparaiſo bis beinahe Guayaquil hinbewegt, hat ſelbſt unter dem Aequator noch nicht ſeine ganze Kälte verloren. Bei Punta Parinna, ehe er Guayaquil erreicht, biegt er ab, geht um die unter dem Aequator liegenden Gallopagosinſeln herum und drückt ihre Temperatur um zehn Grad herab. Dann fließt er mit dem großen Aequatorſtrom, von den Winden begünſtigt, in weſtlicher Richtung weiter. In der Wüſte von Unter-Peru, die nur wenige Fuß hoch über dem Waſſer liegt, iſt die durch dieſe Polarſtrömung verurſachte Kälte unverkennbar und zu einer gewiſſen Zeit des Jahres ſteigen in Lima von ihr Nebel auf, welche die Morgenſonne wie einen Mond erſcheinen laſſen, bald nach Mittag verſchwinden und des Nachts reichlichen Thau zurücklaſſen. Küſtenfahrer, beſonders zwiſchen Piſco und Lima, können häufig das Land nicht ſehen und die Strömung trägt ſie nicht ſelten über das Ziel ihrer Beſtimmung hinaus. Die dreihundert geographiſchen Meilen von Valparaiſo bis Callao werden, wenn Wind und Strömung günſtig ſind, oft in acht oder neun Tagen zurückgelegt, während die Rückfahrt von Callao nach Valparaiſo zuweilen fünf bis acht Wochen Zeit erfordert.

Der große, weſtlich fließende Aequatorſtrom enthält den ganzen Südpolſtrom mit Ausnahme des Theils, welcher um das Cap Horn entwichen iſt, und wird natürlich auch durch Strömungen vom Nordpol geſpeiſt. Dieſe gewaltige Waſſermaſſe, welche den dritten Theil der Entfernung von Pol zu Pol einnimmt, läuft durch das große Inſelſieb zwiſchen Auſtralien und China, während ein Theil davon ſich nördlich abzweigt und ſich als warme Strömung die ſüdöſtliche Küſte von Japan entlang bewegt.

Wir folgen nun jener Hauptſtrömung in den Indiſchen Ocean, machen aber, ehe wir das Stille Weltmeer verlaſſen, auf die Thatſache aufmerkſam, daß die Vorzüge der Dampfſchiffahrt vor der Segelſchiffahrt nirgends auf eclatantere Weiſe zu Tage treten als an den Küſten von Chili und Peru. Ein Dampfer, welcher Guayaquil vier Wochen nach einem Segelſchiffe verläßt, kommt gleichwol in den meiſten Fällen noch eher nach Lima als letzteres.

Die Strömungen in dem Indiſchen Ocean ſind infolge der hier einwirkenden Winde unge-

Digitized by Google

mein complicirt, sodaß wir uns hier nicht mit erschöpfender Ausführlichkeit darüber verbreiten können. Es genüge daher, wenn wir sagen, daß der große, immer weiter westlich fließende Aequatorstrom gegen die Küste von Afrika anschlägt. Da er hier natürlich nicht hindurchkann, so strömt er südlich zu beiden Seiten von Madagaskar und um das Cap herum, vor welchem ein Gegenstrom in das Atlantische Meer hinausgeht.

Nachdem der Hauptstrom das Cap passirt hat, wendet er sich nördlich und wird durch die Form des Landes zwischen Benin und Sierra-Leone abgelenkt, aber nicht von dem Lande selbst, sondern von dem Rande eines wiederkehrenden Stroms, der sich an dieser Küste hinbewegt.

Die Geschwindigkeit des Hauptäquatorstroms beträgt, beiläufig gesagt, an einigen Stellen sechs, an andern aber bis achtzehn geographische Meilen in einem Tage.

Nachdem er einen nordwestlichen Zweig abgegeben, trifft er nun unter dem Aequator und mit einer Temperatur von 79 Grad die Ostspitze von Südamerika. An dieser bricht er sich. Ein südlicher Arm nimmt die Richtung nach dem Cap Horn und geht, des langen Reisens überdrüssig, wieder nach Hause in das Stille Meer. Der andere stärkere Arm dagegen strömt nordwärts durch die westindischen Inseln in den Mexicanischen Meerbusen.

Die Umrisse des Festlandes und der Inseln werden natürlich nicht blos durch die Wirkung der Strömungen, sondern auch durch die geologische Beschaffenheit des Bodens bestimmt. Lockerer Boden läßt sich leicht hinwegspülen, während Felsen dem Wasser eine feste Schranke entgegensetzen. Die westindischen Inseln sind daher weiter nichts als die harten felsigen Theile einer alten Küstenlinie, die der fortwährenden Einwirkung eines Stroms widerstanden haben, welcher seit Jahrtausenden thätig gewesen ist und die weichern Theile hinweggezehrt hat.

In dem fast ringsherum von Land umgebenen Meerbusen von Mexico bietet das Wasser, welches nun schon seit langer Zeit immermehr Wärme in sich aufgenommen, den größten Contrast zu dem eiskalten Zustande, in welchem es seine Reise antrat; denn nicht weit von der Mündung des Mississippi steigt die Temperatur bis auf 89 Grad. Wenn du, lieber Leser, ein Thermometer hast und ein wenig Wasser bis zu diesem Punkte erwärmst, so brauchst du dann blos den Finger hineinzustecken, um zu wissen, wie weit wir jetzt von der Kälte des Südpols entfernt sind.

Da der Strom fortwährend in den Golf oder Meerbusen hineinfließt, so muß er natürlich auch fortwährend wieder hinausfließen. Dies geschieht zwischen Florida und Cuba und der Strom heißt nun der Golfstrom. Dieser bewegt sich nördlich weiter, geht südlich von der großen Bank von Neufundland quer durch das Atlantische Meer, und kehrt dann, sich in eine Menge Gegenströmungen zersplitternd, wieder dahin zurück, woher er gekommen.

Kaum weniger interessant als Harvey's alte Entdeckung des Blutumlaufs ist diese erst in unserer Zeit und stückweise gemachte Entdeckung von dem Kreislaufe des Wassers. Obschon das ganze gewaltige System noch nicht in allen seinen Theilen anatomisirt ist und diese oder jene Gegenströmung noch nicht ihre gründliche Erklärung gefunden hat, so hat man doch die Hauptschlagader bloßgelegt und das Herz des Wassers in dem großen Südmeere gefunden. Hier ist es, nicht blos weil die ungeheuere Kälte des Südpolcontinents die Thätigkeit in dieser Richtung bestimmt, sondern auch, weil hier eine weite Meeresfläche — die umfangreichste des ganzen Erdballs — und diese für alle Eindrücke empfänglich ist. Das Stille Meer enthält eine Menge natürliche Flutenbrecher — Riffe, Untiefen und Inseln. Am Nordpole wird die große Meeresfläche durch die Continente von Europa, Asien und Amerika eingeengt. Daher finden wir in dem ungeheuern Wasserbehälter, welcher den hohen Continent des Südpols umgibt, das Herz des großen Kreislaufs und nicht blos die großen Meeresströmungen haben hier ihre Entstehung, sondern hier beginnt auch der Pulsschlag von Ebbe und Flut, worauf wir vielleicht später einmal in einem besondern Artikel zu sprechen kommen.

Die große Wasserwelt dient nicht blos zahllosen Gestaltungen des Lebens zur Heimat, sondern auch uns Landgeschöpfen als ein Apparat zur Regulirung unserer Klimate. Kalte Strömungen beschränken die Herrschaft der Sonne und warme Ströme schmelzen die ihre Grenzen überschreitenden Eisberge.

Dies ist aber noch lange nicht alles. Eine große charakteristische Eigenschaft der Werke der Natur ist überall zu erkennen. Der Mensch baut eine schöne, bewundernswürdige Maschine, in

Digitized by Google

welcher viele Räder und Zähne ineinandergreifen, um vielleicht ein Stück Spitze zu machen. Dann macht diese Maschine allerdings Spitzen, aber weiter nichts. Die Werke der Natur sind unvergleichlich einfacher und dennoch ist darin nichts so klein, daß es blos um eines einzigen Zwecks willen geschaffen wäre. Die Erdachse ist ein wenig seitwärts geneigt und unser Polareis, unsere langen und unsere kurzen Tage, Frühling, Sommer, Herbst und Winter mit Millionen sie begleitenden Erscheinungen sind die Folge davon, und ein Grashalm, ein Klümpchen Erde ist in allen seinen Beziehungen, zum Ganzen betrachtet, nicht weniger wunderbar als die ungeheuere Welt des Wassers.

Ein deutsches Herz.

Am Eriesee ein Abend ist's sommermild und still,
Vom Wald herüber tönt nur der Ruf des Whippoorwill
Und heis'res Eulenkrächzen; zuweilen aus dem Rohr
Fliegt noch ein Wasservogel mit hellem Schrei empor;
Sonst sind verstummt die Sänger im Busche allzumal:
Sie gingen alle schlafen schon mit dem Sonnenstrahl.

Still ist's; am Landungsplatz nur, dort, wo der Dampfer hält,
Da ist noch gar lebendig die laute Menschenwelt.
Zum Boote rüst'ge Buschen die schweren Fässer schleifen;
Der Niggerlieder Tönen, das Yankeedoodlepfeifen,
Der Passagiere Schwatzen und der Matrosen Scheer'n
Will gar kein Ende nehmen, bis bei des Mondes Schein
Den dannen fährt der Steamer. — — —

— — — — Rings auf dem Schiffe stehn
Gar manche Gruppen plaudernd. Creolendirnen drehn
Sich schmucke Cigaretten; sie tändeln mit dem Fächer
Und schlürfen still behaglich am Limonadenbecher;
Sie lauschen dem Franzosen, wie er so schalkhaft witzelt;
Sie schielen nach dem Yunker, der ernsthaft Späne schnitzelt.

Auch Deutsche birgt das Dampfschiff. Ein Weib mit seinem Kinde.
Es sitzt mit ihrem Buben auf ihrer Kleiderspinde
Dir fern und ihr zur Seite, da steht ein deutscher Mann,
Ein Deutscher, der die Schätze der Neuen Welt gewann;
Ein Deutscher einst, nun Bürger vom Staate Wisconsin!
Ihn drängt es nicht, zur Heimat, zur Alten Welt zu ziehn!

— — — — — —

„Was Ihr auch sagen möget, ich bleibe doch dabei,
Hier in dem Land der Freien fühl' ich mich wahrhaft frei!
Die deutschen Nebelträume, den alten, dummen Wahn,
Ich hab' von Grund der Seele das alles abgethan!
Ich war auch einst «gemüthlich», ein richtig «deutsch Gemüthe» —
Gar mancher speculirte auf meine Herzensgüte!
War wo ein fauler Lump'rer, der kam zu mir gekrochen,
Bei meinem guten «Herzen» verstand er anzupochen;
Dann zog ich meinen Beutel, dann gab ich meinen Wein —
Man dankte mir verbindlichst und — lachte hintendrein!
Dann ward ich arm. O Himmel, wo blieben die Trabanten,
Die theuern, braven Freunde, die einst mich «Bruder» nannten?
War einer wie der and're! — Ich dachte: Fahret hin!
Ich hing ihn an den Nagel, den deutschen Edelsinn.
Mit dem Gemüth, dem biedern, mit all den Siebensachen —
Das lehrte mich das Elend! — ist kein Geschäft zu machen!
Mit Weib und Kind nach Westen ging's, wo mir's wohl behagt! —
Ihr zieht nach Deutschland wieder, so habt Ihr mir gesagt.
Nun, Glück zu Eu'rer Reise! Glück Euch und Eu'rem Kind! —
Hört, hütet Euch vor Menschen! Auch die «gemüthlich» sind!
Im Grund sind's doch nur Lumpen, bald sind sie klug, bald dumm, —
Und ich bin selbst nicht bessre als alles Publikum!
Was Freundschaft, Ehr' und Liebe! Ich hab's herausgefunden,
Die allerbesten Freunde, das sind die gold'nen, runden!
Die Tugend lebt im Geldsack und nicht in dem Gemüthe!
Madame, Glück zur Reise, ich geh' in die Kajüte!"

So spricht zu jenem Weibe ein Mann von deutschem Stamme.
Die Deutsche hebt die Stirne: „Wie hat des Herzens Flamme
Erstickt die schnöde Goldgier! Dem Himmel Dank, mein Kind,
Daß wir aus diesem Lande nun bald entronnen sind!
Denn würdest du wie dieser solch herzlos kalter Mann,
O welch ein elend Leben wär' mir mein Leben dann!
Nein, anders sollst du werden, du, der von allem Lieben,
Was ich auf Erden hatte, allein mir noch geblieben!
O, würdest du wie dieser, mir wär' es bitt'res Weh!
Komm', liebes Kind, und schaue, wie schön der Eriesee!"

— — — — — — —

Der Dampfer ziehet leise auf glatter, ebner Flut,
Es weht kein einzig Lüftchen, das Spiel der Wogen ruht.
Ein blanker, klarer Spiegel ist weit und breit der See,
Hell blinkt der Mond herniedre aus wolkenloser Höh'.
In seinen bleichen Strahlen die Tropfen alle glühn,
Die von des Dampfers Rädern in weiten Bogen sprühn;
Ein Silberregen glitzert licht an des Schiffes Seiten,
Sonst keine ring'ge Welle eingsum in allen Weiten.
Fern liegt der Strand, der schöne, der schilfumkränzte, grüne,
Des Dampfes schaefes Zischen, das Stampfen der Maschine,
Das nur allein durchbricht hier die stille Abendruh'!

— — — — — — —

Von dem Bredecke schauet dem Rädereplätschern zu
Das Weib mit seinem Kinde; den kleinen Burschen freut
Das Spiel, wie rings die Schaufel die Wasserperlen streut,
Und in die Händchen klatschet der kleine, lust'ge Mann
Und ruft: „Sieh' da, o Mutter! Sieh' nur!" so laut er kann.
„Sieh' doch, Mama, wie schön ist's!" Dann hebt er an zu schrein:
„O sieh' doch, sieh' doch, Mutter, dort, dort im Mondenschein!
Es geht ein Mann, ein schwarzer, an unsres Schiffes Seit'!"
Das Kind birgt das Gesichtchen in seiner Mutter Kleid.

Digitized by Google

„Jag' fort den schwarzen Mann dort! Sieh', aus den Wellenstreifen
Seh' ich den Schwarzen immer nach unserm Schiffe greifen!"
Des Knaben blonde Locken, die Mutter streicht sie lind:
„Des dichten Qualmes Schatten scheint dir ein Mann, mein Kind!
Komm' unter meinen Mantel und leg' in meinen Schos
Dein Köpfchen, kleines Männchen, und schlafe sorgenlos!"
In ihres Mantels Falten hüllt sie das Söhnlein dicht,
Dem trocknen bald die Thränen im kleinen Angesicht;
Und eh' der Bub' entschlummert, ei, wie er scherzt und lacht!
Ein Kind vergißt ja alles, wenn Mutterliebe wacht!

— — — — — — —

Derweil auf dem Verdecke das Kind schläft bei der Frau,
Zeigt sich in der Kajüte nun eine and're Schau:
Da kreist die Branntweinflasche im Raume, schwül und dumpf;
Der eine flucht beim Würfeln, der and're bei dem Trumpf!
Von Neworleans ein Pflanzer im buntgestreiften Hemd
Steht bei dem Kapitäne, die Hände eingestemmt
In seine Seiten: „Goddam! Hier auf dem Eriefee
Versteht man nicht zu fahren, daß ich's euch gleich gesteh'!
Es geht wie mit der Schnecke! O, nirgends fährt man so,
So flott wie fern im Süden, im Golf von Mexico!
Da geht es von der Stelle, da hat man and're Art,
Doch hier im faulen Norden, da wird zu viel gespart!
Zehn Flaschen Whisky setz' ich: Ihr fahrt nicht so geschwind,
Daß wir in einer Stunde schon in dem Hafen sind!"
„Ei, Sir, in einer Stunde! Wir brauchen anderthalbe;
Mein Schiff, das heißt die «Schwalbe» und fliegt auch wie die Schwalbe;
Es geht mit allen Kräften!" Da fällt der Pflanzer ein:
„Ich will in einer Stunde im Hafen lustig sein!
Geräth's nach meinem Willen, bei Gott, ich halt' es wahr,
Ich leg' zu den Bouteillen euch auch noch zehn Dollars!
Ihr habt nicht Weib, nicht Kinder, drum fahrt nur sorgenlos,
Und geht's nicht in den Hafen, so geht's in Abraham's Schos!"
„Denkt an die Passagiere!" Der Deutsche ruft es laut.
Der Kapitän in Ruhe am Taback weiter kaut.
„So seid ihr Deutschen immer! Ihr habt ein großes Maul!
In Worten seid ihr nimmer, zu Thaten immer faul!
Es fehlt euch an Courage! Hört, junger Deutscher, mich!
Bei euch heißt's: «All' für Einen!» Bei uns: «Jeder für sich!»"
„Macht schnelle Fahrt mir Freude, Euch kostet's keine Kohlen!
Ich schlage ein, Herr Pflanzer, und damit Gott befohlen!
Zehn Flaschen und zehn Dollars! Es gilt!" Der Seemann lacht —
„Ihr sprecht von Passagieren! Ein Passagier ist Fracht!
Versichert Euer Leben!" Und heimlich leis' er kichert:
„Das Schiff ist morsch und faulig, doch es ist gut versichert!"

— — — — — — —

Es steigt des Schiffes Führer hin zum Maschinenraum.
Wild brausend von den Rädern fliegt rings der Wellenschaum;
Die schwarzen Wolken steigen gewaltig aus dem Schlot,
Aufwirbeln hoch die Funken, die Funken purpurroth.

Hoch wallt des Dampfes [illegible] Säule, hin auf den [illegible]
Wirft jener Säule Schatten [illegible] das Mondlicht [illegible]
Da, plötzlich, welch ein [illegible] Angstgeschrei! Die Erste [illegible]
„Es brennt! Brand in dem [illegible] Schiffe! Die ist [illegible]
Die Glocke sollt ihr läuten [illegible] sehn?
Da zuckt empor am Mast [illegible] sehen ein nächtlich Flammenlicht!"
An den getheerten Stricken [illegible] Steigt auf die helle Glut;
Die weißen Wasserperlen [illegible] Sie leuchten roth wie Blut;
Der Dampf quillt aus dem [illegible] Zungen und ringe Verderben droht,
Doch Kapitän und Pflanzer, [illegible] die sind im Rettungsboot.
Die Glocke dröhnet schrillend [illegible] und hell die Pfeife gellt —
Umsonst verhallt das Tönen [illegible] im weiten Wasserfeld! —
In Büscheln aus den Luken [illegible] die gelben Flammen quellen;
Sie lecken an der Schiffswand [illegible] und züngeln nach den Wellen;
Sie steigen auf im Rauche, [illegible] vom Sparrwerk losgerissen,
Als wollten sie die Sterne [illegible] am Firmamente küssen.
Laut ächzet die Maschine, [illegible] umflammt an allen Flanken,
Und rings am Schiff da hängen [illegible] Schiffbrüchige an den Planken.
Hier tönt ein Fluch, ein grauser; „Hilf, Herr!" ein and'rer jammert,
Und hundert Hände halten das Rettungsboot umklammert;
Und die im Boote weilen, die ziehn die Messer nackt,
Sie stechen nach den Fäusten, die fest den Kahn gepackt.
Im Wahnsinn tobt der Pflanzer: „Ich geb' euch all' den Rest!"
Des Blutes Quellen rieseln, die Finger halten fest,
Und immer neue steigen auf aus dem Wasserschaum.
Gefüllt ist bis zum Rande des Nachens enger Raum;
Mit blut'gen Händen greifen sie wild sich nach den Kehlen —
Da stürzt er um, der Nachen! — — Gott schütze eure Seelen! —
Ein Gurgeln und ein Röcheln und dann ein Blasenquellen,
Ein Sprudeln und ein Kochen — dann werden still die Wellen.

— — — — — — —

Unweit vom Schiffe treibet ein Bret mit schwerer Last;
Die Mutter und der Kleine, sie halten's fest gefaßt.
Das Kind sitzt auf der Planke, umspannt von Mutterarmen;
Die Frau, sie fleht zum Himmel um Hülfe und Erbarmen.
Da naht mit mattem Stoße ein Schwimmer jenen Zwei'n;
Jetzt sieht sein Aug' den Balken, er wird ihm Rettung sein!
„Rettung!" so flehet er leise; er kämpft mit allen Kräften.
Die Frau sieht ihn die Blicke auf ihren Balken heften
Und sie erkennt ihn: „Himmel, das ist der deutsche Mann,
Der harte Mann, und naht er, verloren sind wir dann!
Kaum trägt das Bret uns beide! Nun muß mein Kind verderben!
O Jesus, sei uns gnädig im Leben wie im Sterben! — —
Des Deutschen Lippen zittern; ihm winkt des Lebens Glück;
Er denkt an seine Kinder, denkt an sein Weib zurück.
Ausgreifen weit die Arme — Hu, wie er ächzt und keucht!
Jetzt hat der müde Schwimmer den Balken fast erreicht!
Nun streckt er aus die Rechte — Da rufet unter Weinen
Die Mutter: „Laß die Planke, o, laß sie meinem Kleinen!"
Und ängstlich schmiegt der Knabe sich an die Mutter an:
„Mutter, ich will nicht sterben! Da kommt der schwarze Mann!" — —

Digitized by Google

Da zuckt ein Strahl, ein lichter, dem Mann durchs Angesicht —
War es ein Strahl von innen, war es das Mondenlicht? —
Und in des Schwimmers Augen, welch seltsamlich Geleucht'! —
War ihm das Aug' vom Wasser, war es von Thränen feucht? —
Ein Seufzer, herzzerreißend! — Er läßt die Planke los
Und sinkt zum ew'gen Schlummer hin in den Flutenschos.
Ein Gurgeln und ein Röcheln und dann ein Blasenquellen,
Ein Sprudeln und ein Kochen — dann werden still die Wellen. —

— — — — — — —

Die Mutter mit dem Kleinen, sie treibt zum sichern Strand;
Gelöscht hat nun die Woge im Schiff den letzten Brand.
Im Schilfe kniet sie nieder, sie betet, voller Schmerz,
Für einen wackern Todten, ein echtes, deutsches Herz! —

Emil Rittershaus.

Anregungen.

Der Maler Franz Buchser in Marokko.

In einer Zeit, wo aus dem urbaren Boden der Poesie und der schönen Prosa neben mancher köstlichen Blüte und Frucht eine so große Menge gemeinen, saft- und kraftlosen und duftlosen Gewächses oder widerlichen Unkrautes emporschießt und zu Markte kommt, wird es der Kritik nachgerade unmöglich, den gesammten ihr zugetragenen Vorrath sorgfältig zu prüfen und zu sichten und das wahre Verhältniß aller einzelnen Producte der Lesewelt zur Kenntniß zu bringen. Dabei kommen begreiflicherweise am häufigsten diejenigen Werke zu kurz, welche den Namen ihres Verfassers zum ersten male dem literarischen Forum überliefern. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, wenn sich ihr unter diesen ein wirklich vielversprechendes und im stillen bereits herangereiftes Talent bemerklich macht, demselben die gebührende Anerkennung zu zollen und es zu fernern Leistungen zu ermuthigen. In diesem Sinne glauben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Schrift hinlenken zu sollen: „Marokkanische Bilder. Nach des Malers Franz Buchser Reiseskizzen ausgeführt von Abraham Roth" (Berlin, Springer, 1861).

Ihr Verfasser hat sich zwar schon seit einer Reihe von Jahren als politischer Publicist in seinem engern Vaterlande, der Schweiz, einen ehrenvollen Namen erworben und in dem Feuilleton des von ihm redigirten Blattes „Der Bund" zu wiederholten malen Proben eines ausgezeichneten Talents zu Reisebeschreibungen abgelegt, vor dem gesammten deutschen Publikum aber tritt er zum ersten mal in den „Marokkanischen Bildern" auf.

Ueber Stoff und Anlaß zu dieser Schrift gibt er uns in einer Vorbemerkung folgenden Aufschluß:

„Den jungen Genremaler Franz Buchser aus Solothurn in der Schweiz, dessen Scenen aus dem spanischen Volksleben wegen der Energie der Charakteristik und des Colorits sowol in Spanien und England als auch neuerlich im Vaterlande des Künstlers verdiente Anerkennung fanden, wandelte eines Tags im Spätsommer 1858 auf seinem Lieblingsstandorte, dem andalusischen Hochlande, der abenteuerliche Trieb an, über die Meerenge von Gibraltar zu steuern und auf gut Glück sich in das Innere von Marokko zu wagen. Gedacht, gethan. Buchser war in seinem Unternehmen so glücklich, daß er bis nach Fez, ja bis in das Innere der Moschee von Muley-Dris und — was noch mehr sagen will — mit heiler Haut wieder aus der Moschee, aus der Stadt und aus dem Lande herausgelangte.

„Mündliche Erzählungen Buchser's über die interessante und gefahrvolle Fahrt sprachen mich so lebhaft an, daß ich den Freund ermunterte, seine Erinnerungen aufzuzeichnen, auf welchen Fall hin ich mich anheischig machte, das Material für den Druck zu bearbeiten. So sind die nachfolgenden Bogen entstanden. Für die Richtigkeit des Thatsächlichen in diesen Schilderungen wird der Reisende selber gutstehen müssen; die Verantwortlichkeit für die Form der Darstellung hingegen trägt der Unterzeichnete."

Ueber diese Form und den sie bedingenden Zweck der Darstellung spricht sich der Verfasser im Folgenden so klar und bestimmt aus, daß wir über den Standpunkt, welchen wir zur Beurtheilung der Schrift einzunehmen haben, keinen Augenblick in Zweifel sein können.

„Die Natur der Reise, welche aus künstlerischer Laune und nicht etwa zum Zweck besonderer Forschungen unternommen wurde, und der Charakter des Reisenden, welcher die ihm neue Welt fast ausschließlich mit dem Auge des Malers betrachtete, schienen es mir wünschenswerth zu machen, daß das specifisch didaktische Moment der Reisebeschreibung in den Hintergrund trete und seine Stelle bei gewissenhafter Anlehnung an wirklich Geschehenes und wirklich Erlebtes eine Reihe mehr oder weniger abgeschlossener Gemälde einnehme, soweit sie überhaupt mit der Feder, dazu bei den schwachen Kräften des Unterzeichneten, möglich sind. Ich dachte, manche interessante Belehrung werde sich dann für den einen und andern von selbst ergeben. Sollte es bei dieser Behandlung des mir zu Gebote gestellten Materials gelungen sein, den Leser auf einige Stunden derart unter den afrikanischen Himmel zu verpflanzen, daß er gleichsam die Reise mitmacht, mit uns sich freut, mit uns tanzt, gleich uns das ganze farbige Getriebe dieser halb civilisirten, halb barbarischen Welt sich auf Auge und Gemüth einwirken läßt, dann ist der Hauptzweck der «Marokkanischen Bilder» erreicht."

Durch diese entschiedene Erklärung des Verfassers sind wir in erster Linie auf eine ästhetische Beurtheilung seines Werkes hingewiesen, und wir gestehen, er hat eine solche getrost herausfordern dürfen; seine

Digitized by Google

„Marokkanischen Bilder" reihen sich den besten Werken unserer schönen Literatur an.

Ehe wir sie aber von diesem Standpunkt aus näher beleuchten, müssen wir bemerken, daß sie uns mehr Belehrung gewähren, als dir Vorbemerkung des Verfassers erwarten läßt. Sie enthalten über das Aussehen, die Beschaffenheit und die Producte des durchreisten Landes, über dir Lage und Bauart der Städte, insbesondere der Haupt- und Residenzstadt Fez, über die Natur und die Cultur seiner Bewohner, der Beduinen wie der Städter, über das Verhalten der Mohammedaner gegen Juden und Christen, über Landbau, Gewerbe und Handel, über soeiale und politische Verhältnisse und Einrichtungen, namentlich über die Verwaltung des Staats durch den Kaisrr und seinr Paschas und das originrlle Verfahrrn des erstern gegen die letztern einr reiche Fülle der interessantesten Aufschlüsse, welche durchweg drn Stempel der lautersten Treue und Wahrheit tragen. Und deren Werth ist um so höher anzuschlagen, je dürftiger nnd unzuvrrlässiger die bisherigen Nachrichten sind.

„Wissen Sie, Herr" — so läßt sich Herr Vincent, Buchser's Wirth in Tanger, gegen seinen reiselustigen Gast aus —, „nach Fez ist noch krin Christ gekommen; nur etliche Renegaten waren dort. Zwar bri der Capitulation nach der Schlacht am Isly gelangten einige französische Offiziere bis an die Pforten der maurischen Stadt, unter welcher dir Europäer Fez überhaupt verstehen, der Maure hingegen Muley-Dris meint; nach Muley-Dris kamen sie nicht! Man ließ sie in dem Stadttheile stecken, in welchem man die Juden duldet und wo allerdings auch der Palast des Kaisers liegt; allein die heilige Stadt, wie gesagt Muley-Dris, mit drm weitberühmten Tempel und dem Grabmal des großen Heiligen dieses Namens, durften sie nicht betreten. Sie erblickten die Moschee, nach der von Mekka die geseirrtstr in allen mohammedanischen Landen, nur von weitem. Kurz, die Herren waren in Rom und haben den Papst nicht gesehen."

Buchser aber ist bis in das innrrstr Heiligthum der Mauren gedrungen; ihm ist geglückt, was selbst dir englischen Generalconsuln in Tanger, trotz des prickelnden Verlangens danach, durchzusetzen nicht gewagt haben. Dazu gehörte frrilich ein nicht gewöhnlicher Muth. Wurde er als Christ erkannt, so war sein nnabwendbares Loos, daß ihm ohne weitrres Kopf und Arme abgeschnitten und auf Päb-Majrok, dem „Thor der hundert Köpfe", aufgepflanzt wurden. Der junge Maler, brennend von Verlangen nach Abenteuern und nach Anschauungen, welche seinr Phantasie mit den interessantesten Stoffen zu bereichern versprechen, läßt sich durch die Aussicht auf ein solches Ende nicht abschrecken. Er lernt zu Tanger bei einem arabischen Sprachmeister das Allernöthigstr, das man im täglichen Verkehr braucht und begleitet von einem des Landes und seiner Sitten kundigem Dienrr, welchen ein glücklichrr Zufall ihm in der Person eines französischen Renegaten [illegible] macht er sich zu Pferde auf ins Innere des arabischen Kaiserstaats. Die [illegible] ist nur das erste und schon bei der ersten [illegible] sein verschmitzter Sch'rif [illegible] kömmling des Propheten Mekka und Sabi des heiligen Moley-Idris, in dirser Sidi-Kaisch-Mohammed, Sch'rif-Stadt, lernt, als Sidi-Kaisch die er bald trefflich spielen hat ihn ohne Mohammed, einen dirrcten Abstammung mit einer Komtesse des Großsultans, nimmt er während der ganzen Reise in den Duars der gastfreien Beduinen, bei welchen er übernachtet, und selbst in den Städten, welche er durchzieht, die üblichen Huldigungen der Gläubigen entgegen, welchen er dafür seinen Segen spendet. Zu wiederholten malen, unterwegs und in Fez selbst, ist er auf dem Punkte, erkannt zu werden oder wird wirklich erkannt, namentlich in Düssen, der Residenz des weitberühmten Sch'rif-Sidi-Absalem, welcher ihn trotz seiner in Paris eingesogenen christenfreundlichen Gesinnung nach kurzem Aufenthalt selbst zu schleuniger Flucht drängen muß, zuvor aber sich doch nicht hat enthalten können, mit srinem Gaste zum Dank für dessen Gesang und Geklimper auf rinem elenden Klavier in geheimer Audienz einige — Flaschen aus den Kellern der Witwe Cliquot zu leeren.

Doch rs kann hier nicht unsere Absicht sein, in einem Auszuge den ganzen Verlauf der abenteuerlichen Reise zu erzählen. In dieser Hinsicht müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen, dessen Stoff durch die meisterhafte Behandlung einen verdoppelten Reiz erhält.

Wir bezrichneten die „Marokkanischen Bilder" als ein Werk der schönen Literatur. Diesen Charakter behaupten sie trotz des erwähnten Reichthums an belehrenden Elementen. Denn dirse erscheinen entweder als Inhalt bestimmter einzelner und zwar unmittelbarer Anschauungen nnd Erlebnisse des Reisenden selbst oder, wo dirs nicht der Fall sein konnte, in der Form dramatischer Dialoge, welche in ganz ungrsuchter Weise aus der Handlung hervorwachsen und zugleich trrffliche Beiträge zur Charakteristik der handelnden und sprechenden Personen liefern. Auch diese ist eine entschieden künstlerische. Der Verfasser theilt uns die verschiedenen Charakterzüge nicht in abstracter Allgemeinheit mit, sondern stellt sie fast durchgängig in ihrrn einzelnru gelegrntlichen Aeußerungen dar, aus welchen sich mit der Zeit von selbst ein lebendiges Gesammtbild des Charakters gestaltet. Ein wahres Prachtexemplar von Charakterkopf ist der durchtriebene und verschmitzte, im Grunde aber nichts weniger als ungemüthliche und jedenfalls srinem Herrn unverbrüchlich treur Diener Hamed, welcher trotz all drr Schmutzflecken, mit denen ein längeres Renegatenlrben das pariser Kind überzogen hat,

doch noch unverkennbare Spuren ſeiner urſprünglichen Natur bewahrt hat und uns trotz gewiſſer beim erſten Anblick miteinander unverträglich ſcheinender Eigenſchaften den Eindruck eines wirklichen Menſchen macht. Da iſt echte Genremalerei und trotz aller Farben und barocken Formen doch keine eigentliche Caricatur.

Das bei weitem überwiegende Intereſſe aber erweckt, wie billig, die Perſönlichkeit Buchſer's ſelbſt. In ſeinem ganzen Verhalten paart ſich mit einer ſprudelnden, hier und da in Leichtſinn und Uebermuth überſpringenden Lebensluſt und einer das vorgeſteckte Ziel unverdroſſen und kühn verfolgenden Energie des Willens eine Tiefe, Innigkeit und Zartheit des Gemüths, welche uns einen ebenſo liebenswürdigen als achtbaren Charakter erkennen läßt. Die von Haus aus lebendige Einbildungskraft des Künſtlers iſt noch geſteigert durch die fremdartigen Anſchauungen und Erlebniſſe, Genüſſe und Gefahren der Reiſe und zaubert uns in einzelnen Momenten, wachend oder träumend, nahe oder fern umherſchweifend, bald liebliche, bald grauſige Bilder vor, welche den Lauf der wirklichen Begebenheiten zwar unterbrechen, aber nicht ſtören. Denn ſie ſpringen alle mit voller pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit aus der jeweiligen Situation des Reiſenden hervor, mögen ſie uns aus dem wunderbaren und unheimatlichen Mohrenlande nach dem lebensfrohen Andaluſien oder in die gemüthliche Heimat Solothurn, an den Herd des kindlich geliebten Mütterleins verſetzen. Nicht in den Erlebniſſen der Reiſe ſelbſt begründet iſt nur die Erzählung der Schickſale eines für die Vaterſtadt beſtimmten Buchſer'ſchen Gemäldes, einer heiligen Familie, die ihm „von ſeiten hoher apoſtoliſcher Kunſtkenner und der frommen Damen von St.-Joſeph eine harte Cur zugezogen hatte". Hinter dieſer Einſchiebung ſteckt wol kaum der Reiſende, ſondern der Schalk von Schriftſteller. Hat er etwa damit die auf die angekündigte Schilderung der badenden Maurin allzu begierigen Leſer necken wollen? Warum nicht? Der in dem Buche herrſchende Ton läßt eine ſolche Auslegung wol zu.

Auf das ganze Reiſegemälde iſt der Duft eines heitern Humors hingehaucht, welcher uns in doppelter Hinſicht willkommen ſein muß. Er befreit unſer Gemüth von einer gewiſſen Bangigkeit und Beklommenheit, deren wir uns inmitten der von fern drohenden oder bereits dicht über dem Haupte des Reiſenden ſchwebenden Gefahren oft nicht erwehren können, und geſtattet uns damit den klaren ſichern Blick, die Unbefangenheit der Anſchauung, deren wir zum reinen und vollen Genuſſe der wechſelnden Reiſebilder bedürfen. Und hierfür ſind wir dem Verfaſſer um ſo dankbarer, da er gerade in der poetiſchen Malerei ein ſeltenes Talent und Geſchick bewährt.

Auf dieſe hat der Verfaſſer offenbar eine ganz beſondere Sorgfalt verwendet und wir irren wol nicht, wenn wir hinzuſetzen — mit vollem theoretiſchen Bewußtſein, mit klarer und tiefer Einſicht in das Weſen und die Geſetze dieſer Kunſt, in welcher leider immer noch ſo arg und häufig, ſelbſt von mehreren ſonſt trefflichen Belletriſten, geſündigt wird, als ob Leſſing ſeinen „Laokoon" ins Waſſer geſchrieben hätte. Herr Roth hat die Klippen, an welchen die poetiſche Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände gewöhnlich zu ſcheitern pflegt, faſt durchgängig umſchifft und hinwieder von den verſchiedenen Mitteln und Kunſtgriffen, durch welche die ſprachliche Schilderung den Mangel des Farbenpinſels bis zu einem gewiſſen Grade erſetzen kann, vollen Gebrauch gemacht. Er verſchont uns gern mit der ununterbrochenen Aufzählung einer langen Reihe von Merkmalen und Theilen des zu beſchreibenden Gegenſtandes, welche unſere Phantaſie ermüden, hemmen und einengen würde, und ärgert uns nicht nach Scott'ſcher Unſitte durch die Zumuthung, den ganzen, oft kleinlichen Kram von Einzelheiten in ſeinem gleichzeitigen räumlichen Beſtand auf- und zuſammenzufaſſen und das Bild, welches ſchon bei der bloßen Benennung des Gegenſtandes als fertiges Ganzes vor unſer inneres Auge tritt, beſtändig bis ins Kleinſte hinein wieder zu ändern und aufzugeben. Statt deſſen ſetzt er, wo es irgend angeht, am liebſten die Gegenſtände ſeiner Anſchauung in Bewegung, läßt ſie ſich verändern oder handeln und verwandelt ſo die ſtarre Beſchreibung in eine flüſſige Erzählung, in deren Verlauf er nach und nach einzelne, vorzugsweiſe leicht zu faſſende und die Phantaſie zu weiterer freier Thätigkeit anregende Merkmals- und Theilvorſtellungen jeweilen an der Stelle einflicht, wo ſie für die äußere Situation bedeutungsvoll werden oder als Symptome innerer, ſeeliſcher Zuſtände oder Vorgänge erſcheinen. In feſten und deutlichen Zügen zeichnet er uns Ort und Umgebung, hebt das Bild durch angenehme Einrahmung und Beleuchtung und weiß den Effect durch Contraſte oder plötzliche Enthüllung bisher verborgener Theile, auf welche er unſere Aufmerkſamkeit geſpannt hat, zu ſteigern. Oder er ſchildert ſtatt der Erſcheinung ſelbſt deren Einwirkung auf das Gemüth des Zuſchauers und bereitet durch Erregung gewiſſer Stimmungen und Gefühle zu regerer Theilnahme und Thätigkeit vor. So erhalten ſeine meiſten Bilder außer der erforderlichen Anſchaulichkeit zugleich eine ungemeine Lebendigkeit. Ueberall freilich ließ die Natur des Gegenſtandes oder die Situation des Zuſchauers ein ſolches Verfahren nicht zu. So namentlich bei der Schilderung der Hengſte in dem Marſtall des Paſchas von Tanger. Hier iſt übrigens das äſthetiſche Intereſſe offenbar abſichtlich dem didaktiſchen Zwecke untergeordnet; hier hat Buchſer, der trefflich geſchulte Reiter und Thiermaler, „die feinſte Kennermiene angezogen", und wenn er durch ſeine Schilderung vorzugsweiſe den Kenner befriedigen wollte, ſo hat er dies durch die wohlgeordnete Aufzählung der charakteriſtiſchen Merkmale ohne Zweifel erreicht.

Wie weit die Vortrefflichkeit dieſer Bilder dem Reiſenden, wie weit dem Schriftſteller als Verdienſt zufalle, das können wir freilich nicht genau abmeſſen,

da wir nicht wissen, wie weit vorgestaltet jener diesem den Stoff dazu übergeben hat. Das aber unterliegt keinem Zweifel: das Werk hätte nimmermehr so gelungen ausfallen können, wenn nicht zwischen den beiden Freunden, denen wir es verdanken, eine innige Verwandtschaft des Geistes und Gemüths stattgefunden hätte. Freilich ist dem Schriftsteller auch der Umstand zu statten gekommen, daß er selbst früher einen Theil des nordwestlichen Afrika bereist hat; um so leichter muß es ihm geworden sein, mit den Augen des reisenden Malers zu schauen. Jedenfalls wünschen wir beiden Glück, dem Schriftsteller zu dem Freunde, welcher ihm einen seinem Talente so entsprechenden Stoff geliefert, dem Maler zu dem Schriftsteller, welcher diesen Stoff so gut auszugestalten verstanden hat.

Deutsche Träume.

In dem äußerlichen und innerlichen Lebensgang von vier deutschen Studiengenossen, deren drei, Absolutist, Constitutioneller und Demokrat, die politische Laufbahn betreten, während der Vierte, als Dichter und Philosoph gleichsam über den Zinnen der Parteien stehend, sich mit der Politik nur vom philosophischen Standpunkt aus befaßt, wird in dem Roman: „Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnden von Melchior Meyr" (Stuttgart, Mäntler, 1861), die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland seit den dreißiger Jahren bis auf die Jetztzeit durchgeführt.

Begreiflicherweise fällt hier alle Schwerkraft auf die Periode von 1846/47, die das deutsche Volk aus langer Apathie zum politischen Bewußtsein weckte, und auf die Revolution von 1848—50, die letzteres in so großartigen, theils erhebenden, theils niederdrückenden Ereignissen prüfte. Alle Phasen dieser denkwürdigen Epoche treten in correcter Auffassung, lebensfrischer Darstellung auf. Otto von Ehrenfels, der Held des Romans, der Vertreter des reinen Constitutionalismus, ist ein Idealist, der, wenn er auch einen guten Theil seines Lebens als „unpraktischer Schwärmer" überall blau anläuft, doch gerade als wahrer Realist sich erweist; denn er wird, nach Ueberwindung der Reactionsperiode und seinem alten Rivalen, dem von Jugend auf am Gegebenen, also nur scheinbar Realen haftenden Fürstendiener und Absolutisten Eduard von Horst den Rang ablaufend, schließlich Ministerresident. Die Geschichte ist das Gericht.

Mit Meyr's politischen Anschauungen wird mancher einverstanden sein. Sein Ideal ist die größtmögliche Cultur und Befriedigung aller, die für die deutschen Verhältnisse am besten in der entschieden constitutionellen Monarchie erreicht wird. Darum harmonische Wechselwirkung zwischen Fürst und Volk! Das höchste materielle Wohl und die höchste Ehre und Würde des Volks — der höchste Zweck der Regierung; dieses Zweckes edelstes Wollen — ihre einzig wahre Klugheit, rückhaltslose Mitbewi[illegible] Glück des Regenten. nation eine Centralm[illegible] lichen constitutionellen heitsstaat, sondern ein [illegible] Glieder. Denn das wickelung ist gerecht keine materielle Gleich Ausgleichung. Dieser nicht genug zu beher[illegible] in der Revolution von kannt und infolge dessen hoffenden Früchte der[illegible] langt Meyr zwischen Partei eine dritte, welcher er den Namen „Heroische Friedensstifter" gibt, die gegen beide und zugleich doch auch wieder für beide kämpfen muß, um Frieden zu stiften und das Leben der Nation nach den höchsten Forderungen der Gerechtigkeit zu organisiren. Diese dritte Partei, glauben wir, konnte während der Revolution die Centren der Landesversammlungen und des Frankfurter Parlaments bilden, wenn sie sich ihrer Aufgabe entschiedener bewußt gewesen wäre und im edelsten Wollen eines großen Ziels auch die nöthige moralische Kraft für die allerdings „heroische" Lösung derselben gefunden hätte.

Noblesse oblige; [illegible] — das [illegible] Für die [illegible] im Glanz des [illegible] Lebens; ihn [illegible] politische Vereinigung freier [illegible] Kel der weltbürgerlichen [illegible] ausgleichung. [illegible] Dieß ist aber [illegible] Mache[illegible], sondern [illegible] letzte Satz scheint eine gefällige [illegible] 1848—50 nur zu sehr ver[illegible] gingen die schönsten zu er[illegible] der conservativen und radicalen [illegible] die gegen beide und zugleich [illegible] das Leben der Nation nach den [illegible]

Während Meyr die Fehler der jüngsten Vergangenheit scharf beleuchtet, zeigt er uns gleichwol die Zukunft Deutschlands im freundlichsten Lichte. Wir fürchten, daß ihn sein glühender Patriotismus hier allzu sehr zu Illusionen hinreißt, und können uns eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren, wenn er mit wirklich rührender Naivetät seinen „Poeten" sogar vom philosophischen Standpunkt aus dociren läßt, daß „die deutsche Nation den Mittelpunkt der Welt bilde, als Führerin zur reichsten Entwickelung der Völker berufen sei und folglich ihre höchste Macht die Bedingung des Heils nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Menschheit".

Freilich — wir Deutsche sind, selbst vom Ausland anerkannt, eine „Nation von Denkern" und bringen Philosophen hervor. Wenn nun, nach Meyr, die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaften ist, die „welterkennende", welche „das wirklich Seinsollende wollen, Gott und seinen Willen erkennen lehrt und aus ihm die höchsten zeitlichen und ewigen Ziele der Menschheit entwickelt", so ist jener Deutschland verherrlichende Ausspruch sogar nicht ohne Logik. Allein bei unserer höchsten Achtung vor der Philosophie ist diese in Wahrheit doch eben nur Speculation und nichts mehr als gerade diese dem Irrthum, der Täuschung unterworfen. In den Grund aller Dinge ist noch keine Philosophie, von Plato bis zu Hegel, Schelling und Melchior Meyr selbst eingedrungen und wird keine eindringen — dieser Grund aller Dinge ist eben das unbegreifliche, wunderbare Mysterium, in dessen Undurchdringlichkeit sich gerade das ganze Wesen Gottes, seine Allmacht,

Digitized by Google

Allweisheit und Allgüte offenbart. Die Empirie wird noch vieles erforschen, nimmer aber alles! Unser Wissen ist Stückwerk! Ohne Begründung auf die Empirie kann die Speculation nichts weiter sein als ein geistvolles Spiel der Einbildung oder der Glaube, und das ist gerade das Gegentheil von dem, was die Philosophie sein will, Erkenntniß. Jede Philosophie also, die sich, vermessen und thöricht zugleich, in das Gebiet des göttlichen Mysteriums wagt, kann nur nach dem Werthmesser gemessen werden, mit dem man den Glauben mißt.

So könnte denn auch der immerhin interessante Versuch Meyr's, durch die Philosophie, als höchste Instanz, den Streit zwischen der christlichen Religion und den mit ihr in Widerspruch stehenden Erfahrungswissenschaften, wie Empirie und Geschichte, ausgleichen zu wollen (II, 250—294), wol als ein mit Bewußtsein unternommenes poetisches Spiel eines feinen, durchgebildeten Geistes und einer schwungvollen Phantasie erscheinen und dies stünde dem philosophirenden „Poeten", der zweiten Hauptfigur des Romans, sehr wohl an. Aber dieser Gute, der bei so vielen andern Gelegenheiten den gemüthlichsten Humor entfaltet, zeigt im Vortrag dieser philosophischen Ausgleichung eine so unzweifelhafte, bis zum Fanatismus der Verdammung jeder Gegnerschaft a priori sich steigernde Docentengravität, daß wir denn doch die volle Ueberzeugung erhalten, er vertrete durchaus nur die im vollsten wissenschaftlichen Ernst gemeinte Doctrin seines geistigen Urhebers, welcher in seinem philosophischen Werke: „Gott und sein Reich", ebenfalls mit der Speculation an das historische Christenthum anknüpfte.

Gern wollen wir zwar mit Meyr von der Philosophie eine Befruchtung der Poesie erwarten. Aber auch hier müssen wir wieder eine Verhimmelung der Philosophie erkennen, wenn er die von ihr befruchtete Poesie als eine „Poesie des Geistes im höchsten Sinne des Worts" bezeichnet, „zu der die größten Genien bisjetzt nur Anfänge geliefert haben". Das erinnert an die Propheten der Wagner'schen Zukunftsmusik! Hätte nicht etwa auch die Zukunftsmusik den klangvollen Titel: „lebensvollste, duftigste Blüte der Philosophie", beanspruchen dürfen, mit dem die Zukunftspoesie von ihm beehrt wird? Den Proben dieser Zukunftspoesie, die wir allerdings in genügender Menge aus der Mappe des „Poeten" erhalten (II), können wir vorläufig noch kein Reichthumszeugniß zuerkennen und müssen sogar, was die meisten Gedichte der Jugendperiode betrifft, entschieden gegen die Lobsprüche protestiren, die ihnen von dem Kreise der Freunde so überschwenglich gespendet werden. Da auch hier unmittelbar hinter dem „Poeten" der Autor steht, der sich übrigens als lyrischer Dichter bereits beim Publikum mit einem Band „Gedichte" eingeführt hat, so macht dieser Panegyrikus eine eigenthümlich komische Wirkung, die dadurch ihren Höhepunkt erreicht, daß etwaige gegnerische Kritiker — ebenso wie bei den philosophischen Leistungen des „Poeten" — von vornherein als „Dummköpfe" perhorrescirt werden.

Solche Schwächen können übrigens den offenbaren Werth eines sonst gehaltvollen, vom Standpunkt eines edeln Wollens die höchsten Lebensfragen erörternden und aus der Masse der belletristischen Production sich merkbar hervorhebenden Buches nicht in Frage stellen, das auch in der geistvollen Behandlung des Stoffs, in der feinen Charakteristik von Personen und Verhältnissen und in der gewandten Darstellungsform das den Autor überall charakterisirende Aufstreben von realem Grunde zu idealen Höhen zur Erscheinung bringt.

Geistige und körperliche Gesundheit.

Die schon zum öftern von uns mit Theilnahme erwähnte „Geschichte der deutschen Pädagogik von Dr. Karl Schmidt" (Köthen, Schettler, 1859—61) ist bis zu ihrem vierten Bande gediehen, der den neuesten Entwickelungen der Erziehungslehre gewidmet sein wird. Der vorliegende dritte erstreckt sich bis zu Pestalozzi, dem Wendepunkt der modernen Erziehungslehre, dem Grund- und Eckstein eines neuen Baues der Menschheit als Tempels der im Natürlichen sich offenbarenden Gottheit. Die Darstellungen des Verfassers sind von umfassender Vollständigkeit und geben mit der Erziehungsgeschichte zugleich eine allgemeine Culturgeschichte, eine Geschichte der Theologie und Philosophie. Die in ihrem Bücherbedarf beschränkte Lehrerwelt gewinnt durch dies Werk zugleich ein vortreffliches Hülfsmittel, sich auf allen Gebieten der höhern menschlichen Bestrebungen nach den Hauptgesichtspunkten der historischen Entwickelung zu orientiren.

Die „Allgemeine Gesundheitslehre von E. von Rußdorf" (Erlangen, Enke, 1861), die wir gleichfalls schon öfters besprochen haben, bietet einen ähnlichen Vortheil. Auch hier verbindet der Verfasser mit den Hauptelementen der Cubiotik oder der Lehre vom glücklichen Leben Abschweifungen interessantester Art auf das ganze Gebiet der Geschichte und Philosophie.

Blumenlesslerei.

Eine neue Buchhandlung, Ziegler in Breslau, beginnt sogleich ihre Aufgabe, auch ihrerseits den Büchermarkt mit Waare zu überschwemmen, mit einer — Anthologie! Pfarrer Löschke stellte das nöthige Contingent lyrischer Auswahl unter dem Titel: „Zu Herzensfreude und Seelenfrieden". All den schönen Redensarten von „Freies Walten der Poesie", „Innigkeit des Glaubens" u. s. w. antwortet hinter den Coulissen die Verlagsspeculation mit dem Widerhall „Kauft! Kauft!" Es scheint, die Kritik spricht sich gegen diese Industrie vergebens aus.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Digitized by Google

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ueber das Wohnen in grünen Zimmern. Nach den neuesten Untersuchungen. Von Dr. Röbbelen. — Fanny Janauscheck in Weimar. — Briefwechsel.

Ueber das Wohnen in grünen Zimmern.

Nach den neuesten Untersuchungen.

Es war gegen Ende der dreißiger Jahre, als die ersten Warnungen vor Verzierung unserer Wohn- und Schlafgemächer mittels grüner arsenikhaltiger Farbstoffe verlautbarten. Sie gingen von Aerzten aus, die beobachtet hatten, daß der anhaltende Aufenthalt in derartig ausgemalten oder tapezirten Zimmern mehr oder weniger gesundheitsgefährliche Zufälle zur Folge hatte.

Diese Veröffentlichungen erregten einestheils ebenso großes Aufsehen, als sie von anderer Seite bezüglich ihrer Begründung bezweifelt, ja verdächtigt wurden. Am meisten trug hierzu der Widerspruch der Chemiker bei, welche sich dahin äußerten, daß nicht abzusehen sei, auf welche Weise der an den Wänden befindliche Farbstoff wirken könne, indem dies doch nur durch eine gasförmige Verflüchtigung des Arseniks ermöglicht werde, für eine solche aber, da sie die Bildung von Arsenwasserstoff und Kakodyl voraussetze, außer bei auffallend feuchten Wänden ein Anhaltepunkt nicht zu finden sei. Dieser Widerspruch der Chemiker hatte bald die gute Folge, daß man von der Erzeugung gasförmiger Producte durch arsenikalische Wandfarben mehr absah und vorwiegend den in solchen Räumen sich ablösenden arsenikhaltigen Staub beschuldigte. Doch auch dieser Annahme fehlte bei den mangelnden Beweisen eclatanter Thatsachen noch lange die nöthige Anerkennung.

Inzwischen wurden im Laufe der vierziger Jahre immer noch Stimmen laut, die eindringlichst vor den Gefahren warnten, die das Bewohnen dieser grün tapezirten oder ausgemalten Zimmer nach sich zieht, sodaß nun auch die Behörden wegen Verfertigung und Verbreitung solcher arsenhaltigen Tapeten und Wandfarben polizeilich einzuschreiten sich veranlaßt sahen. Doch wie so häufig die zweckmäßigsten staatlichen Maßregeln für das allgemeine Gesundheitswohl unberücksichtigt, die bestgemeinten Rathschläge verkannt und unbefolgt gelassen werden, so blieb auch hier Warnung und Verbot ohne Erfolg. Die Gefälligkeit der so brillanten hochgrünen Farbe siegte über deren Giftigkeit, zumal da industrielle Speculation die Meinung geltend gemacht, daß die damit angestrichenen Tapeten und Wände, dafern jene nur gehörig geglättet und bei diesen die Farbe durch ein gutes Bindemittel befestigt werde, sich völlig unschädlich erwiesen.

Daß dem jedoch nicht so ist, wird die nachstehende Erörterung des weitern ergeben. Es haben nämlich zwei Fälle von schleichender Arsenikvergiftung, hervorgerufen durch das Bewohnen von Zimmern mit arsenhaltigen Tapeten, welche im Laufe des vergangenen Winters in Augsburg zur Beobachtung gekommen, die Herrn Dr. F. Müller, Oberarzt am Krankenhause zu Augsburg, und Christ. Fabian, Assistent am chemischen Laboratorium der Polytechnischen Schule daselbst, veranlaßt, diesem so wichtigen Gegenstande eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und eine gehörige Anzahl desfallsiger Untersuchungen anzustellen. Das Ergebniß dieser Beobachtungen und Untersuchungen haben dieselben der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften in München in zwei Abhandlungen überschickt, von welcher die des Herrn Dr. Müller: „Ueber die sanitätswidrige Verwendung arsenikhaltiger Farbstoffe", und jene des Herrn Fabian: „Chemische Beiträge zur Geschichte der chronischen Arsenikvergiftung, herbeigeführt durch das Bewohnen von Lokalen mit grüner arsenhaltiger Wandbekleidung", betitelt ist. Der von Herrn Professor Dr. Buchner hierüber erstattete Bericht an die mathematisch-physikalische Klasse der genannten Akademie findet sich wieder in der von Herrn Sanitätsrath Dr. Posner redigirten „Allgemeinen medicinischen Central-Zeitung", dürfte jedoch bei seiner Wichtigkeit für das allgemeine Gesundheitswohl auch in weitern Kreisen mit Interesse gelesen und ernster Erwägung werth befunden werden. In dieser Voraussetzung theilen wir denselben in Nachfolgendem auszugsweise mit und eröffnen unsere Mittheilung, da Thatsachen doch stets am lautesten reden, mit einem Ereigniß, das sich vor fünf Jahren im Taubstummeninstitut zu Augsburg zugetragen und von der Schädlichkeit arsenhaltigen Zimmeranstrichs den unzweideutigsten Beweis liefert.

Siebzehn Zöglinge des genannten Instituts nämlich kehrten im Herbste des Jahres 1855 frisch und gesund, munter und lebenslustig aus den Ferien in die Anstalt zurück. Nach kurzer Aufenthaltsdauer daselbst fing die Gesichtsfarbe derselben zu schwinden an, das Aussehen wurde bleich, eingefallen, kränklich, die Eßlust minderte sich, große Abmagerung folgte, die Hauttemperatur wurde kühl, die Pulse fühlten sich klein und scharf an, bei mehreren Zöglingen stellte sich Brechreiz ein, dem Koliken und Durchfälle folgten; bei andern quälender, trockener, mit Engbrüstigkeit verbundener Husten. Sämmtliche Zöglinge erschienen matt, träge, abgespannt, bezeigten Unlust zum Lernen, ja sogar zum Spielen, litten an Schwin-

del und Kopfweh, wozu ſich bei einigen gar noch waſſerſüchtige Anſchwellungen geſellten — kurz, es wurde bei allen dieſen Zöglingen ein auffallendes Siechthum, ganz das Bild einer ſchleichenden Arſenikvergiftung, bemerkbar.

Es kann hier natürlich nicht in die von Dr. Müller in deſſen ausführlicher Abhandlung niedergelegten Einzelheiten dieſes merkwürdigen Falles eingegangen werden; es genüge, zu erwähnen, daß man trotz der umſichtigſten Nachforſchungen über die Urſachen dieſes gemeinſchaftlichen Siechthums keine andern auffinden konnte als die, daß ſämmtliche von den Zöglingen bewohnten Räume (Schlaf-, Schul- und Speiſezimmer) während der Ferienzeit mit Neugrün — einer Art Schweinfurtergrün — friſch angeſtrichen waren und daß, nachdem die Zöglinge für einige Zeit die übrigens geſunden und trockenen Inſtitutslokalitäten verlaſſen hatten und der grüne Anſtrich entfernt worden war, eine wenn auch langſame, doch vollſtändige Erholung aller Erkrankten erfolgte; endlich, daß ſeitdem eine ähnliche Erkrankung in dem genannten Inſtitute nicht wieder vorgekommen, der Geſundheitszuſtand der Zöglinge vielmehr ſeit jener Zeit ein vollkommen befriedigender geblieben iſt.

Es fällt auf, daß die Wirkung der ſchädlichen Urſache hier ſo überaus raſch, das entſchiedenſte Siechthum ſchon nach vier bis ſechs Wochen erfolgte, dagegen in andern Fällen ſich die üblen Folgen erſt nach mehrmonatlichem, ſelbſt jahrelangem Aufenthalt in mit arſenhaltigen Farben bemalten Zimmern bemerkbar machten. Dr. Müller aber erklärt dieſe auffallend raſche Einwirkung dadurch, daß ſich die Zöglinge Tag und Nacht in dieſen Räumen aufhielten, daß ſie der vorgerückten Jahreszeit wegen ſeltener ins Freie kamen und ſo auch die Freiſtunden in einer dieſer Lokalitäten zum größten Theil zubrachten. Es begreift ſich, daß bei dem Herumſpringen, Balgen und Spielen einer Anzahl lebhafter Knaben durch die hierbei nothwendig erfolgende Erſchütterung und oft unſanfte Berührung der Wände ſich in kurzer Zeit leicht eine ſo große Menge Staub ablöſen und in die Athmungsorgane gelangen konnte, als bei entgegengeſetzten Verhältniſſen vielleicht nicht in Jahresfriſt.

Den erſten entſcheidenden Beweis, daß der Staub von Zimmern mit arſenhaltigen Wandfarben Arſenik und, da dieſe grünen Farben mit Kupferoxyd verſetzt ſind, auch Kupfer enthalte*), lieferte Dr. Oppenheimer („Heidelberger Jahrbuch der Literatur", 1859, Nr. 51, S. 810), welcher, nachdem die Luft ſolcher Zimmer ſchon früher von andern vergebens auf Arſenik geprüft worden war, gelegentlich der Erkrankung einer Frau, bei welcher eine Reihe von Krankheitserſcheinungen mit dem Bewohnen oder Verlaſſen eines mit arſenhaltigem Anſtrich verſehenen grünen Zimmers in entſchiedenem Zuſammenhange war, auf die Idee kam, den Staub von Stellen des Zimmers, die mit der Wand in keiner unmittelbaren Berührung ſtanden, zu ſammeln und auf Arſenik zu prüfen. Von nicht geringerem Intereſſe ſind die Beobachtungen des Dr. Lorinſer in Wien, der durch das eigenthümliche Hinſiechen gewiſſer Kranken, welche, eine längere Zeit anderweitig erkrankt, in mit Mausgrün ausgemalten Zimmern verweilten, bewogen wurde, dem Gegenſtande ebenfalls eine größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Sein Augenmerk auch auf die Eliminationen richtend, ließ er den Harn dieſer Kranken durch Profeſſor Kletzinſky unterſuchen, der darin nicht nur Arſenik, ſondern auch Kupfer verfand („Wiener mediciniſche Wochenſchrift", 1859, Nr. 43 und 44).

Beſonders lehrreich ſind die in der Abhandlung des Herrn Dr. Müller ferner geſchilderten zwei Fälle ſchleichender Arſenikvergiftung durch längern Aufenthalt in grüntapezirten Zimmern, welche in der Privatpraxis dieſes Arztes im Laufe des vergangenen Winters vorgekommen und, wie ſchon oben erwähnt, die Veranlaſſung zu den vorliegenden Arbeiten gegeben haben. Die im chemiſchen Laboratorium der Polytechniſchen Schule zu Augsburg angeſtellten Verſuche haben die Gegenwart des Arſeniks nicht nur an den Tapeten ſelbſt, ſondern auch in dem Staube der damit ausgekleideten Zimmer evident nachgewieſen und hat man auch in dem Harn dieſer Kranken Arſenik vorgefunden, ſodaß alſo Kletzinſky's Angaben ſich vollkommen richtig erweiſen. Die in dieſen beiden Fällen unterſuchten, mit Schweinfurter- (ebenfalls aus arſenichter Säure und Kupferoxyd beſtehenden) Grün bemalten Tapeten waren nur wenig ſaturirt, weshalb ſich die Farbe leicht davon abreiben ließ; auch war in dem einen Zimmer die Farbe davon an einigen Stellen durch anſtoßendes Geräth ſchon mehr oder weniger entfernt. Die mit dieſen Tapeten verſehenen Zimmer zeigten ſich durchaus trocken und war von einem auffallenden Geruch nichts darin wahrzunehmen.

Nach ſo ſchlagenden Beweiſen wird man über die geſundheitsſchädliche Wirkung grüner arſenhaltiger Tapeten, Rouleaux und Anſtriche keinen Zweifel mehr haben dürfen. Fenſterrouleaux zumal verbreiten viel Staub durch das öftere Auf- und Niederlaſſen derſelben. Gleichwol ſind die von grüner Farbe vorzugsweiſe beliebt und gebräuchlich. Nun erhalten aber alle grünen Farbſtoffe, die ſowol hierzu als zu Tapeten und Zimmermalerein verwendet werden, mehr oder weniger Arſenik. Selbſt das im Handel vorkommende ſogenannte Berggrün, worunter man ehemals das ſogenannte Kupferoxyd verſtand, iſt jetzt mehr ein Gemenge von Schweinfurtergrün mit Kreide, Gips oder andern Stoffen, wiewol daſſelbe, da von einer ſolchen Fälſchung Farbewaarenhändler und Maler in der Regel nichts durch die Fabrikanten und deren Agenten erfahren, von Unkundigen als ganz unſchädlich verkauft und verbraucht wird. Um ſich auch davon zu überzeugen, hat der Verfaſſer der

*) Das Scheele'ſche- oder Schwediſchgrün z. B. beſteht aus 28,54 Kupferoxyd und 71,46 weißem Arſenik.

Digitized by Google

zweiten Abhandlung, Herr Fabian, auch noch von andern, ſowol mit ganz grünen oder nur grüne Zeichnungen tragenden ſatinirten und nichtſatinirten Tapeten verſehenen, als auch ganz oder nur theilweiſe grün bemalten Zimmern den Staub, der auf mit der Wand nicht in directer Verbindung ſtehenden Gegenſtänden ſorgfältig geſammelt worden war, unterſucht und denſelben meiſtens, und zwar ſelbſt dann, wenn die Tapeten auch gut geglättet oder zum Bemalen ſolcher Zimmer ganz gute Leimfarben genommen worden waren, ebenfalls arſenik- und kupferhaltig gefunden.

Unſere Leſer erſehen hieraus, daß auch gutgeglättete Tapeten, beſonders wenn ſie infolge längern Gebrauchs ſich an einzelnen Stellen ablöſen, Sprünge oder Riſſe bekommen und behufs der Reinigung oder aus andern Veranlaſſungen öfter abgerieben werden, denſelben Uebelſtand des Abſtäubens darbieten, mit welchem weniger gutgearbeitete ſchon von Anfang an behaftet ſind. Letztere ſtäuben oft ſo ſehr ab, daß ſchon beim Auf- und Zurollen derſelben die Hände mit grüner Farbe bedeckt werden; auch wiſſen die Tapezirer von mancherlei äußerlichen und innerlichen Beſchwerden zu erzählen, die ihnen bei dem Aufkleben oder Abreißen grüner Tapeten begegnen.*)

Mit den Anſtrichen iſt's ebenſo. Denn ſelbſt bei ſolchen, welche mittels Leims ſo gut als möglich befeſtigt ſind, genügt eine nur mäßige Reibung mit einem Tuche, um die Farbe abzureiben, ja bei weniger gutgebundenen Farben bedarf es hierzu nur einer leiſen Berührung und an feuchten Stellen der Wände fällt ohnehin die beſtgeleimte Farbe ſchon von ſelbſt ab.

Der Verbrauch grüner arſenhaltiger Farben zum Bemalen menſchlicher Wohnungen iſt ein enormer. Zu einem Zimmer mittlerer Größe braucht man davon $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Pfund und der jährliche Verbrauch in einer Stadt mit etwa 3000 Häuſern wird mindeſtens auf 6—8 Centner geſchätzt.

Wie groß und vielfach daher die geſundheitsſchädliche Einwirkung ſolcher arſenhaltiger Tapeten und Anſtriche und wie nothwendig iſt Verbot und Warnung! In mehreren Staaten iſt deshalb auch die Verwendung dieſer grünen Tapeten, Rouleaux und Anſtriche in allen öffentlichen Lokalen und Anſtalten längſt ſtreng verboten worden. Wo ſie ſich vorfanden, mußten ſie entfernt und durch andere Wand- und Fenſterbekleidung erſetzt werden, — eine Verfügung, deren genaueſte Ueberwachung den Behörden zur Pflicht gemacht iſt.

Gewiß hat die Geſundheitspolizei Fug und Recht dazu! Conſiscirt ſie doch verdorbene Nahrungsmittel und beſchränkt und überwacht die Apotheker bezüglich der Aufbewahrung und Abgabe der Gifte, — ſollte ſie ruhig zuſehen, wie in öffentlichen Anſtalten förmliche Giftniederlagen etablirt werden und man bei jedem Farbenhändler oder durch Abſchaben von den Wänden eins der heftigſten Gifte ohne alle Schwierigkeit ſich verſchaffen kann? Möchten nur auch Private, durch die angeführten Beiſpiele gewarnt, ſich vor Schaden hüten!

Aber nicht blos dieſe grünen Farben, auch eine ſehr ſchöne rothe, unter dem Namen Cochenillerоth, von den Zimmermalern und Tapetenfabrikanten benutzte Farbe enthält nach Erdmann viel Arſenik. Es beſteht dieſelbe nämlich aus Fernambuk-Pigment und arſenikſaurer Thonerde. Mit Kreide verſetzt, erzeugt ſie ein auf Kalk ſehr gut ſtehendes ſchönes Roſa und wird daher vielfältig zu Tapeten, beſonders Velours-Tapeten benutzt. In Berlin iſt vor einigen Jahren eine ganze Familie durch dieſe viel arſenige Säure enthaltende Farbe vergiftet worden, die als ein unſchädliches Roth von einem Krämer gekauft und zu Speiſen geſetzt war. (Vgl. „Vierteljahrsſchrift für gerichtliche Medicin", V, 2, 1854, und „Journal für praktiſche Chemie", 1860, Nr. 2).

Am Schluſſe dieſer Warnung ſei noch des Misbrauchs gedacht, der auch in anderer Hinſicht mit arſenhaltigen Farben getrieben wird. In erſter Reihe ſtehen hier die in neueſter Zeit in den Handel gebrachten, meiſt zu Ballkleidern verwendeten, mit Schweinfurtergrün gefärbten ſogenannten Tarlatane, welche ſchon im Jahre 1858 die Aufmerkſamkeit der Aerzte erregten. Die Farbe iſt dieſen Zeugen mittelſt Stärke in ſo großer Menge und ſo loſe aufgetragen, daß ſie beim Reiben, beſonders aber beim Zerreißen derſelben Staubwolken bildet und daß durch Anzünden eines nur ein paar Quadratzoll großen Stückes der dadurch entſtehende, dem Arſenik beim Verbrennen eigenthümliche Knoblauchgeruch ſich über ein ganzes Zimmer verbreitet. Profeſſor Erdmann in Leipzig fand in einem ſolchen Zeuge mindeſtens 50 Procent Schweinfurtergrün. Dr. Ziureck hielt in der berliner Polytechniſchen Geſellſchaft einen Vortrag über dieſen Gegenſtand, und führte dabei an, daß in den 20 Ellen Tarlatan, welche zu einem Kleide gehören, 300,9 Gramm Schweinfurtergrün und 60,5 Gramm Arſenik enthalten ſeien, und daß ein ſolches Kleid an einem Ballabende ſo viel Farbe verloren habe, daß damit 4 Gramm (ungefähr ein Quentchen) Arſenik verſtaubten! Ferner müſſen hier erwähnt werden die in dieſer Weiſe gefärbten Coiffuren und künſtlichen Blumen, durch welche, wie Pappenheim berichtet, vor einigen Jahren in der Provinz Brandenburg ein Vergiftungsfall ſich ereignete.

Auch unter den Kinderſpielwaaren kommen aus Unkenntniß der Farbenſtoffe, trotz des hierfür überall beſtehenden Verbots des Gebrauchs verdächtiger Farben, noch immer ſolche mit arſenhaltigen Waſſerfarben angeſtrichene vor. Ebenſo wenig ſcheinen die bezüglich der Farbekäſtchen ohnehin nicht zweckentſprechenden

*) Wie ſchädlich der Einfluß der Beſchäftigung mit arſenikaliſchen Farben auf die Geſundheit derer iſt, die damit umgehen, ſchildert ganz neuerdings ausführlich ein Aufſatz des jetzigen Herausgebers der „Henke'ſchen Zeitſchrift für die Staatsarzneikunde", Dr. Behrend in Berlin, Jahrgang 1861, S. 78 des erſten Vierteljahrheftes.

Verordnungen (indem ja die einzelnen giftigen Farben sowol in Muschel- als Stückfarben abgegeben werden) gehörige Beachtung zu finden. Es steht zu wünschen, daß auch diesem Unfug durch umfassendere Verordnungen gesteuert werden möge.

Endlich macht Einsender dieses noch aufmerksam darauf, daß auch die zum Schließen der Briefe dienenden Oblaten nicht selten mit schädlichen Stoffen gefärbt sind. Namentlich kommt diese für die Gesundheit nachtheilige Färbung bei den grünen und rothen Oblaten vor. Kinder, die von dergleichen Oblaten genascht, erkrankten nicht unbedeutend. Die preußische Regierung hat deshalb auch den Gewerbtreibenden, die sich mit der Anfertigung von Oblaten befassen, namentlich die Verwendung der Mennige und des Schweinfurter- oder Kaisergrün streng untersagt. Dr. Röbbelen.

Fanny Janauscheck in Weimar.

Die ersten Jahre ihrer Jugendblüte brachte diese neuerdings mannichfach gerühmte Schauspielerin am frankfurter Stadttheater zu. Den ersten frischen Schmelz ihrer Stimme hat sie auch dort zurückgelassen und dem ausschließlichen Fach der Liebhaberinnen schon entsagt. Sie hält sich auf dem Uebergang zu den tragischen Müttern und ist unstreitig eine der bedeutendsten Heroinen, die wir in diesem Augenblick besitzen.

Wir sahen von ihr in Weimar mannichfach anregende Darstellungen, Bilder, mit Fleiß angelegt und mit Energie ausgeführt. Eine innerlich brütende Leidenschaftlichkeit gibt ihr jenen Ausdruck des Dämonischen, der ihr besonders in seiner lauernden und zurückhaltenden Aeußerung, weniger in den großen Entfaltungen tragischer Hoheit und Majestät gelingt. Man hat den böhmischen Ursprung dieser Darstellerin betont und wol mag sie ganz den Vorstellungen entsprechen, welche man mit einer Libussa, einer Wlasta verbindet, weniger denen, die uns die Namen einer Semiramis oder Zenobia wecken. Wenn Medea sich als Kolchierin auch äußerlich vom Volk der Griechen zu unterscheiden hat, so besitzt Fanny Janauscheck ganz den eigenthümlichen Rassenausdruck, der sie sozusagen wie eine classische Hinterwäldlerin, eine antike Zigeunerin erscheinen läßt. Für Iphigenia ist sie ebendeshalb zu sehr eine Taurierin.

Die großen Vorzüge dieser Schauspielerin liegen in ihrer energischen Hingebung an die Sache. Sie läßt keinen Moment, der nur irgend für die Wahrheit ihres Bildes ergiebig sein könnte, fallen. Sie ist mit voller Seele bei ihrer Aufgabe gegenwärtig, erschöpft die darzustellende Situation bis zu dem vollen Grunde, den sie erreichen kann, und hat einzelne, außerordentlich wohlthuend berührende Töne der Bitte, der Liebe, des Vertrauens, die nie ihre Wirkung verfehlen, während sie ebenso mächtig im sich aufbäumenden Trotz, schadenfrohen Hohn, triumphirenden Siege hinzureißen versteht. Ihr Streben nach Wahrheit läßt sie nie etwas halb oder nur andeutungsweise thun; als Lady Macbeth eingt sie die blutbefleckten Hände, als stünde sie wirklich vor einem Wasserbecken; doch geht ihr Realismus nicht über die Grenze des Schönen. Anmuthige Bewegungen der Arme, ein sprechendes Auge, Würde des Ganges und der Haltung unterstützen ihr Spiel, das vom innersten Herzen kommt.

Die Klippe der Darstellerin ist die Monotonie. Ihr, wie wir schon sagten, erschöpftes Organ erhebt sich zu Wohlklang nur durch Anstrengung. Dies stete Anspannenmüssen der Rede macht diese zuletzt gleichförmig. Man kann sagen, die Recitation der Darstellerin leidet an einer stereotypen Tonfigur, die sich in demselben Auf und Ab zu sehr wiederholt. Auch die stete Düsterheit der Mienen, das seltene Lächeln und Verklären derselben, die scheue, fast mistrauische Zurückhaltung ihres Wesens vermehren das Trübe und auf die Länge Monotone des Eindrucks ihrer Leistungen. Jedenfalls ist Fanny Janauscheck hier noch in einer Entwickelung begriffen. Sie hat in Frankfurt bekannte bittere Erfahrungen machen müssen und ein gewisser Mismuth scheint in ihren Zügen davon zurückgeblieben.

Eine nahezu vollendete Leistung war ihre Phädra. Was der Glaube an eine Rolle, die volle Hingebung an die Sache für mächtige Wirkungen auf der Bühne hervorbringen können, sahen wir hier; denn die als abstoßend verurtheilte Gattin des Theseus wurde liebenswürdig und rührte. Wenn die Darstellerin, wie wir hören, fühlte, daß sie nach den meisterhaft gespielten zwei ersten Acten im dritten seinen Höhepunkt der Steigerung hatte, so mag ihr diese glückliche Selbstbeobachtung beweisen, daß sie ihrer Phantasie von Act zu Act einen neuen Aufschwung geben muß und sich oft zu sagen hat: Jetzt beginnst du zu ermüden und ruhst dich zu sehr auf dem Worte aus! Die Hülfe wird dann nur durch die Phantasie kommen können. Ein mächtiges Sichvergegenwärtigen der Situation (hier z. B. der plötzlichen Ankunft des todtgeglaubten Theseus) wird der Schauspielerin sagen, was sie zu thun hat, um das bereits Errungene und Geleistete noch mit einem neuen Motiv der Rede zu überbieten; sie muß mit Lichteffecten der Action die bereits ins Reflectiren gerathene Rede um so mehr unterbrechen, als diese in ihrem Munde an sich wie süßer, wohlthuend überwältigender Mohn wirkt.

Briefwechsel.

— Herrn A. M in Wien. Die Einsendungen sind unbrauchbar.
— Herrn Karl Stugau in Wien. Der gestellte Termin läßt sich nicht einhalten.
— Fräulein A. H. in H. Eignet sich nicht.
— Dr. *** in Frankfurt am Main. Bitten um seine Fortsetzung.
— Herr H. J. in A. Ist alles besorgt.
— Herrn *** in München. Sie sind „Erzieher"? Arme Schüler, deren Lehrer dichten kann:

Wenn der Schwermuth schwarze Flügel
Mich umflattern, wenn mein Aug' sich trübert,
Dann auf Zehen
Leise, leise
So behende
Wie die Katze
Schleicht sie sich zu mir — die Phantasie

(Ausgegeben am 28. November 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 49. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Wiedersehen. Aus dem Seelenleben. Von E. M. — Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich. Von Hermann Demmig. I. — Neue Romane und Novellen. XXVII. — Aus der musikalischen Welt. — Neues aus der Welt.

Ein Wiedersehen.

Aus dem Seelenleben.

— — „Aber, lieb' Großmütterchen, du siehst auch gar nicht meinen hübschen Kranz an!"

Die kleine Elfriede sagte es halb schmollend, halb bittend, nachdem sie das vollendete Gewinde mit ihren weißen Händchen schon minutenlang der sonst so Antheilnehmenden emporgehalten hatte, zu deren Füßen sie auf einem Schemelchen saß.

„Sieh' doch nur einmal her, wie allerliebst! Lauter rothe Tausendschönchen, mit den runden Köpfchen dicht aneinander, und noch dazu wollte ich ihn dir schenken; aber nun, da du gar nicht Acht gibst, will ich ihn selber behalten!"

Die Kleine sprang mit kindlicher Lebhaftigkeit empor, ließ die übrigen Blumen achtlos aus dem hellen kurzen Kleidchen zur Erde fallen und enteilte in den Garten, die beiden Geschwister aufzusuchen, deren lachende Stimmen man von dem Pavillon aus bald näher, bald entfernter hören konnte.

Heiter und sonnig in der Erneuung des in den Sommer übergehenden Frühjahrs lag der Garten in der späten Nachmittagsstunde da mit seinem Reichthum von vielfarbigen Blumenbeeten und schattig grünen Bosquets, zwischen denen drei blühende Kindergesichter dann und wann hervortauchten und verschwanden, während die beaufsichtigende Bonne sich in ihre Spiele mischte.

Es waren die Kinder der jüngern Baronin von Erbach, welche, mit dem ältesten Sohne der Schloßherrin vermählt, die schönen Sommermonate auf dem Landsitze der Schwiegermutter zubringen wollte und schon frühzeitiger, als sonst wol geschehen wäre, sich eingestellt hatte, indem ihr Gatte, auf einer längern Reise abwesend, sie hier aufsuchen und abholen wollte. Einstweilen gefiel sich die junge Frau in den Annehmlichkeiten der nach dem Geräusch der städtischen Wintervergnügungen doppelt wohlthuenden Ungezwungenheit und Stille im Schos einer reichen Natur, welche durch ihre reine Luft, ihre schönen Fernsichten und lohnenden Spaziergänge für die etwa mangelnden Freuden der Geselligkeit Ersatz bieten konnte. Jedoch war man auch nicht genöthigt, gänzlich auf diese zu verzichten. Die gastfreie, edle Besitzerin des Schlosses, Frau Veronika von Erbach, sah und empfing oft Besuch, der sich in die hergebrachte gemüthliche Sitte des Hauses zu schicken verstand, und die Gegenwart ihrer einzigen Tochter Sidonie, ihres jüngsten Kindes, die jetzt allein noch bei der Mutter weilte — die Söhne sprachen nur zeitweilen als erfreuende Gäste vor —, trug nicht am wenigsten dazu bei,

Digitized by Google

den Aufenthalt hier lockend und angenehm erscheinen zu lassen.

So saßen denn die drei Damen, Großmutter, Schwiegertochter und Tochter in dem mit geschmackvoller Ausstattung versehenen, mit Gruppen herrlicher Blattpflanzen und prächtiger Blumen anmuthig ausgeschmückten Pavillon, dessen Glasthüren nach dem Garten zu geöffnet standen. Sie waren mit verschiedenen leichten Handarbeiten beschäftigt; ein eleganter Tisch neben ihnen trug Bücher und Broschüren, während die Düfte des herannahenden Abends zu ihnen hereinzogen. Ein junger Mann, ihnen gegenüber, lehnte mit der vertraulichen Stellung eines Hausfreundes seitwärts im Sessel. Er schien vorgelesen zu haben; seine Hand blätterte noch mechanisch in einem jener schimmernden Bücher, die so gut zu Blumen und Wohlgerüchen und all den zierlichen Kleinigkeiten auf einem Damentisch passen. Ihm zunächst saß die Herrin des Hauses, über die Mittagslinie des Lebens hinaus, aber durch den warmen Ausdruck ihrer Züge, welche durch blaue, glänzende Augen belebt wurden, durch schöngeformte Hände und die anmuthige, mehr kleine als große Figur, die gewöhnlich jugendlicher erscheinen läßt, noch immer eine gefällige Erscheinung. Wenn der Blick von ihr zu der blühenden Tochter flog, konnte man die Aehnlichkeit nicht verkennen, und vielleicht stellte der junge Herr von Hellmann eine solche Vergleichung an; nur waren dabei seine Blicke schon minutenlang auf Sidoniens Zügen haften geblieben, wobei seine sonst friedlichen, hellgrauen Augen ein ganz besonderes Feuer und Leben gewannen. Vielleicht bemerkte nur die Schwiegertochter der Baronin, Clementine, diese im Schauen versunkene Richtung. Ein leises, schalkhaftes Lächeln spielte um ihre Lippen und sie wendete sich halb seitwärts, um das junge Mädchen zu beobachten. Dieses jedoch schien unter den langen Wimpern hervor nur auf die bunte Stickerei in ihren Händen zu schauen und die Mutter hatte, augenscheinlich in Gedanken mit etwas anderm beschäftigt, der Lectüre von Anfang an nur eine äußerliche Aufmerksamkeit zugewendet. Ihre sonst offenen, freundlichen Züge hatten einen Ausdruck peinlicher Spannung angenommen, welche sich je länger je mehr zu steigern schien, obgleich die köstliche Ruhe des schönen Abends zu beschaulichem Genusse, zu süßer Träumerei einzuladen begehrte. Mit einem tiefgeholten Seufzer der Ungeduld erhob sie sich jetzt vom Sessel und schritt rasch der Pforte des hochgelegenen Gartens zu, welche eine Uebersicht auf die Landstraße frei ließ, um, wie sie seit einigen Tagen schon oft gethan, in die Ferne zu spähen, soweit dies die von Baumgruppen und Häusern freundlich belebte Gegend gestattete.

Mit umdüstertem Blick stand die Sinnende, in Warten und Schauen verloren, die Stirn an das Gitter von Eisenguß gelehnt, lange Zeit. Nicht die staubige Landstraße, das heitere, schimmernde Land der Jugend durch lebendige Erinnerungen, die ein Brief wieder wach gerufen, heraufbeschworen, lag vor ihr, lockend ausgebreitet, von all dem süßen Zauber umsponnen, der auf dem Verlorenen, dem Unwiederbringlichen ruht. Sie sah sich wieder in die dämmernde Ferne, in schöne, längst entschwundene Tage versetzt, mit der geliebten Jugendgespielin vereinigt. Der schalkhaft lächelnde Blick Thereſiens, ihre dunkeln Locken, der helle Klang ihrer Stimme, die schlanke Gestalt mit den raschen, graziösen Bewegungen tauchten vor ihrem innern Schauen empor. Sie selbst, blond und träumerisch, Hingebung im blauen Auge, hing an dem Arm der Feurigen, Anmuthigen, glücklich, sie gefunden zu haben, in deren warmer Freundschaft das Verlangen des schon jung vereinsamten, nach Liebe dürstenden Herzens so reiche Befriedigung fand. Sie freuten sich, sie trauerten zusammen; sie tauschten wieder die Ergüsse des ersten, staunenden Jubels über all das Große und Schöne in der Welt, das ihren frischen Sinnen sich aufthat; in holder Schwärmerei ergossen sich die Seelen ineinander, unzertrennlich, Eins in ihrer Liebe. Die früh verwaiste, bei Verwandten lebende Veronika theilte ohne Erröthen den Reichthum, den Glanz, wovon Thereſe umringt war, welche, von mütterlicher Seite aus der schönen Provence stammend, in Süddeutschland bei ihrer Tante erzogen wurde, nachdem ihre Mutter, die früher dem Gemahl auf manchem fernen Zuge des unsteten Kriegslebens gefolgt war, die Augen zum Tode geschlossen. Hier war es, in dem halb alterthümlich, halb mit den Bedürfnissen neuerer Eleganz geschmückten Schlosse, wo beide junge Mädchen so köstliche, unvergeßliche Tage verlebt hatten. Arm in Arm streiften sie durch die verschlungenen Wege des Gartens, den üppig grünenden Park, weckten mit jauchzendem Ruf das Echo und warfen sich neckend mit Blumen. Oft, froh des Alleinseins, verstohlen der Aufsicht sich entziehend, schlüpften sie in den abgelegenen, fast unbewohnten

Digitized by Google

Thurm; wandelten, aneinander geschmiegt, durch die selbst zur Mittagszeit dämmernden Gänge des uralten Gebäudes, wo sie mit süßem Grauen dem Schall der eigenen Schritte lauschten. Ihre leichten Füße störten den Staub und die ringswaltende Stille; so klommen sie die steile, gewundene Treppe hinan, die hoch bis zur Spitze des Thurms in ein kleines viereckiges Gemach führte. Dort, athemlos und lachend angelangt, setzten sie sich Hand in Hand auf das breite Fenstergesims; durch die zerbrochenen kleinen Scheiben, die im Sonnenschein farbig flimmerten, strömte die herrliche Luft eines Sommerabends. Ihre spielende Phantasie gefiel sich darin, sich in die Rolle zweier gefangenen Ritterfräulein zu vertiefen, die sehnend hinausspähend in die frei sich dehnende, reizvolle Gegend, mit klagendem Gesang, mit wehendem Schleier den heldenmüthigen Befreier herbeirufen — —

O schöne, o wonnige Zeit, o süß berauschender Duft der Jugend und Poesie! „Wie so fern, so weit!" — Ein beklommener Seufzer stieg aus der Tiefe der Brust, eine heiße, sehnsuchtsbange Thräne in das gesenkte Auge der stillen Träumerin; ein unnennbares Gefühl wilder, schmerzlicher Trauer kam über sie; in zitternder Wallung strebte das lautschlagende Herz empor.

„O, nur einmal, einmal wieder jung sein!" Mit Inbrunst, halblaut flehte sie diesen Gedanken; „nur noch einmal wieder baden die Seele im Morgenroth des Lebens, im reichen Strom der Jugend, träumen den schönsten Traum des Daseins mit dem vollen, raschen Pulsschlag der ersten Empfindung! — Armselige Jahre, armselige Freuden des Alters! Wie gern gäbe ich alles, was ich jetzt besitze und mein nenne, dafür hin, wieder das arme, frohe, blühende Mädchen von damals zu sein!"

Und sie träumte weiter, immer noch die Stirn an das starre, kalte Gitter gelehnt.

Reizvoll, noch im Schatten der Erinnerung, waren sie, diese sonnigen Jahre, mit der Theuern verlebt, die nach so langer, langer Zeit des Schweigens wieder einmal geschrieben, ihre Heimkehr, ihr Wiedersehen verheißen hatte. Schier ein Menschenalter war verstrichen, seit sie mit dem Gatten nach dessen Heimat, dem fernen Martinique, gezogen war. O, wie trat er so lebendig, so farbenfrisch aus der Reihe seiner Brüder hervor, jener Tag, wo der General, der Vater Theresens, auf dem Schlosse der Verwandten eintraf! Eine hohe, kriegerische Gestalt, die Brust von Orden glänzend; an seiner Seite ein schlanker, junger Mann mit gebräuntem, ausdrucksvollen Zügen und dunkelm Augenpaar. Edgar von Vieilletour, so war dieser den beiden jungen Mädchen vorgestellt worden. Noch entsann sich Veronika bei jenem ersten Zusammentreffen des wunderbaren Gemisches von Schmerz und Wonne, die bei seinem Anblick das überraschte Herz durchzuckten und noch jetzt mit leiser Berührung nach so viel Jahren wieder durch ihr innerstes Empfinden zitterten. Auch er hatte mit einem leuchtenden Blick in ihre blauen Augen sich versenkt. Doch alles das ist längst versunken, verschollen — Töne, die verklungen, Streiflichter, die erloschen sind. Therese war die ihm bestimmte, längst versprochene Braut.

Veronika flocht der Freundin den grünen, festlichen Kranz in die dunkeln Locken, schaute der Enteilenden später nassen Auges nach über die rollenden Gefilde des Meeres, als das Schiff, die weißen Segel entfaltend, die geliebte Gestalt dahintrug und dann hinter den Wogen verschwand, gleich der Sonne hinabtauchend in die Fluten — Oede ringsum.

Nur in den ersten Jahren nach der Trennung hatte Therese geschrieben. Die unruhigen, bewegten Zeiten, das eigene, wechselnde Geschick Veronika's — o wie vieles tritt zwischen den Erguß zweier Herzen, wenn erst das Leben eine Scheidewand errichtete! Wohl dem, welchem die Blume im Thau der Erinnerung frisch sich erhalten hat, welchem ein süßes Gedenken im Grunde der Seele ruht!

Und so war es mit beiden; davon zeugte der durch Thränen liebevoll lächelnde Blick der Baronin, ihr inniges Händefalten, indem sie den Namen der Jugendgespielin leise vor sich hin flüsterte; das bewies auf der andern Seite der Brief von jenseit des Meeres, worin jene mit ungestümer Zärtlichkeit die heiße Sehnsucht nach Wiedersehen, nach Wiedervereinigung mit der Geliebten aussprach. „Trautestes Herz", so schrieb sie, „wie ich mich so unaussprechlich sehne, Dich zu sehen! In Deiner Nähe, wo ich hinfort zu weilen gedenke; alles, was Du liebst, innig mitumfassend, wird mein verarmtes Leben wieder von einem Strahl des Glücks beschienen werden, nachdem, ach, so manche Stürme über mich hinzogen! Mein Edgar, mein Henri, geliebte, selige Schatten, zürnet nicht, daß ich die Stätte verlasse, wo ihr schlummert! Meine schmerzlichen

Digitized by Google

Thränen laſſe ich eurem Staube zurück und mein entfeſſelter Geiſt findet euch einſt gewiß! O heilige Jungfrau, möchteſt du mein Flehen erhören, mich Europas Küſte ſchauen laſſen! Ich zittere vor banger Freude; meine beflügelten Gedanken ringen allmächtig zu dem Lande, das mir Heimat war, zu der Freundin meiner Jugend. Was ſoll ich länger hier? Seit das letzte, theuere Band zerriß, das mich an dieſe Inſel feſſelte, ſeit auch mein Henri, mein einziger, mir noch gebliebener Sohn, vor zwei Jahren ins Grab ſank, hält mich hier nichts mehr. Ich bin frei, frei und alleinſtehend. Das Schiff, das mich nach Europa führen ſoll, iſt bereit, mein Vermögen geordnet, meine treue Margarethe, die Gefährtin unſerer Jugend, begleitet mich. Ich eile zu Dir, meine Veronika, mir eine Freiſtätte in Deiner Nähe für den Reſt meiner Tage zu gründen; mein ſo lang faſt erſtorbenes Herz jubelt in der Hoffnung, wieder an dem Deinen zu ſchlagen. Aus Oſtende, wo ich unter dem Schutz der Heiligen im Juni einzutreffen gedenke, erfährſt Du mehr und dann ohne Raſt, ohne Aufenthalt zu Dir!"

So flatterten, ſpielten Gedanken um die im wachen Traum Verlorene. Wie von unerklärlicher Gewalt hingeriſſen, hatte ſie ſeit jenem Brief mit allen Sinnen hinausgeſtrebt in die Ferne. Trieb es ſie doch täglich an die Pforte, den verlangenden Blick auf die Landſtraße ſchweifen zu laſſen, ob ihr nicht von dort Kunde, vielleicht die Erſehnte ſelber kommen möchte. Eine räthſelhafte Unruhe, die mitunter zur Pein, zur innern Marter wurde, hatte ſie erfaßt.

Sie ſchrak zuſammen; ein weicher Arm legte ſich ſanft um ihren Leib, eine liebkoſende Stimme ſprach zu ihr; Sidoniens freundliche Augen lächelten ihr entgegen.

„Komm', Mütterchen!" bat ſie ſchmeichelnd, „unſere Clementine wartet mit dem Thee! Wie du glühſt! Ich fürchte, daß die Aufregung dir noch ſchaden wird! Ich habe dich noch niemals ſo außer dir, ſo voll Unruhe geſehen, wie ſeit Empfang jenes Briefs. O, ſchone dich, die Freude ſelber könnte dir ein Leid thun!"

Faſt widerſtrebend der ſanften Gewalt ſich fügend, wandte ſich die Baronin, auf den Arm der Tochter geſtützt.

„Du haſt recht!" ſagte ſie und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es iſt nicht heilſam, daß dieſe Vorſtellung mein Empfinden, meine Phantaſie ſo ausſchließlich beherrſcht! War's mir doch eben, als ſäh' ich Thereſen in ihrer Jugendſchöne aus dem Bosquet dort hervorſchreiten! Wie doch unſere innerſten Gedanken Geſtalt und Leben gewinnen, überraſchend ſich verkörpern, wenn wir jener ſchöpferiſchen Kraft unſerer Seele frei zu ſchalten geſtatten! Doch ich will mich zuſammennehmen, mich zerſtreuen!"

Sie gingen durch den Garten, der jetzt einſam in der Ruhe des Abends dalag. Nur der alte Gärtner ſtand mit ſeinen weißen Haaren und der tiefgefurchten Stirn ſeitwärts von einer blühenden Roſengruppe. Die Hände über dem Griff eines Spatens verſchränkt, ſtarrte er ins Blaue. Sah er der untergehenden Sonne nach oder noch in weitere Ferne?

Die Damen wandelten vorüber, ins Schloß, in den Salon hinein, wo ſchon die angezündeten Lampen traulichen Schein verbreiteten. Es war gemüthlich und anregend dieſen Abend; die ſtets heitere Clementine wußte mit anmuthig ſcherzender Gewandtheit den mitunter ſinnenden Oswald von Hellmann zum Sprechen, zum Erzählen zu bringen und auch Sidonien ins Geſpräch zu verflechten. Eine lebendig anziehende Unterhaltung entſpann ſich; Frau Veronika miſchte nur ſelten ein Wort dazwiſchen.

Dann kam es über ſie wie eine Art von Betäubung. Sie legte ſich zurück im Seſſel und ſchloß die Augen; ſei es Ermüdung, ſei es, weil die nahe ſtehende Lampe ſie blendete. Der Strom der hin- und herflatternden Rede rauſchte fern; bald undeutlicher verhallend, bald lauter, greller an ihr Ohr ſchlagend. Jetzt ſprach eine fremde und doch bekannte Stimme dazwiſchen; erſchrocken in die Höhe fahrend, ſchlug ſie die Augen auf. Sie blieb erſtarrt, den Blick auf einen Seſſel, ihr gegenüber im Hintergrunde, gerichtet. Dort ſaß Thereſe von Vieilletour, ſchön und jugendlich wie ehemals, im grauen, faltenreichen Gewande und ſah durchdringend, faſt traurig zu ihr hin.

Eine lange Pauſe, während welcher die Baronin ohne Athemzug, ohne Bewegung die Erſcheinung anſchaute, die ſich langſam erhob und durch die offene Thür des Nebenzimmers verſchwand.

Jetzt löſte ſich der Bann von ihrer Seele; das Herz, das faſt minutenlang ſtill geſtanden zu haben ſchien, ſchlug laut, heftig in der Bruſt; ein erleichternder Seufzer rang ſich aus der Tiefe hervor.

Langſam faßte ſie ſich, kehrte in die Wirklichkeit zurück. Ihre Umgebung hatte nichts von ihrer Erregung wahrgenommen und innerlich auf

Digitized by Google

sich selber scheltend, beschloß sie, zu schweigen, niemand störende Sorge zu bereiten, die aufgeregte Phantasie gewaltsam zu zügeln.

Die Uhr schlug; die späte Stunde erinnerte die Gesellschaft an das Aufbrechen; man trennte sich für die Nacht.

Die seltsam bewegte Herrin des Hauses hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Sie konnte sich noch nicht entschließen, das Bett zu suchen, und nachdem sie die Dienerin fortgeschickt, setzte sie sich in den Lehnsessel und lehnte die pochenden Schläfe ins Polster, um, allmählich ruhiger werdend, sich zum Schlafe vorzubereiten.

Er zögerte noch, zu kommen; die traurige Stille umher dämpfte wie mit sanftem Fittich jeden emporflammenden Gedanken, jeden lautern Schlag des Herzens.

Sieh', wie spielt dort ein Lüftchen um den Vorhang der Thür! Er bewegt sich, leise knistert der Sand; eine weiße Hand schiebt die Falten zurück. „Da ist sie selbst — Therese — o Heiland!"

„Veronika, geliebtes Leben! Ich umfasse dich, ich drücke dich an die Brust! Zu dir drang ich hindurch aus so weiter, schmerzlicher Ferne!"

„Du bist's, Therese? O Glück, ich sehe dich wieder! Du bleibst, entfliehst nicht wieder?"

„Ich bleibe; ich war dir nahe! Wie so bang' schlug mir das Herz nach dir! Das Fest unserer Freundschaft durfte die Nacht nur schauen! Komm'! Wunderbare Sterne winken, das Land der Sehnsucht hat sich aufgethan!"

Sie ließ sie aus den Armen, bog sich zurück; ihre dunkeln Locken rollten zu beiden Seiten der Stirn, des Halses; in der Rechten hielt sie eine schimmernde, weiße Blume empor. Ihre nachtschwarzen Augen schauten schwärmerisch verzückt, Triumph leuchtete aus ihren Mienen. Die weiße Blume schwankte zwischen beiden, süß berauschender Duft entquoll ihr, den Raum füllend, die Sinne verwirrend.

Und aus dem Nebel tauchten seltsame Formen und Gestaltungen, verschwanden wieder. Wie in vollen Strömen zog erhöhtes Leben durch Veronika's erweiterte Brust, das wildpochende Herz. O, es ist schön, jung zu sein, mit durstig verlangendem Munde seine schäumende Flut zu trinken! Es ist wieder wie sonst. „O Gegenwart, o Wonne des Daseins, selige Jugend, ihr seid ja mein, mein, ihr hattet mich nie verlassen! Verronnen, versunken die düstern Trugbilder gespenstiger Jahre, vorüber der ängstliche Wahn; kein wogender Ocean, keine Trennung hat Therese von Veronika geschieden! Ich umfasse dich, du drückst mir die Hand! Frohe Wirklichkeit, süße Gewißheit! Wie konnten wir nur so lange schlafen, so verworren träumen in dem alten Thurm!"

Wir steigen die lange Wendeltreppe hinunter, wandeln durch den Garten, den Park. Schwanke Zweige halten sie am Gewande, dunkler Epheu bekleidet die Mauern; Schloß Ormenau thut seine Säle, seine traulichen Gemächer auf — —

Sie sitzen einander gegenüber in Thereſens Zimmer, mit dem blumenumrankten Fenster, mit den Bildern, die wie alte Bekannte von den Wänden schauen. Ja, es ist wie sonst, wie immer!

Auch so glücklich, so sorgenlos, so vertrauend wie immer? Woher dieser Schatten auf Thereſens Stirn, dies gewaltsam strebende Sehnen in Veronika's Busen? Etwas Fremdes schwebt zwischen ihnen, etwas, das stummes Bangen, Zweifel und peinigende Unruhe über sie verhängt, sich zwischen ihre Freude drängt, sie nicht so fröhlich lachen läßt wie sonst. Sind es die dunkeln Augen Edgar's? Warum folgen sie Veronika, statt Thereſen, der ihm verlobten Braut? — —

— — Wie schimmern sie hell, die Kerzen, im prangenden Festsaal des Schlosses, in die Nacht voll schwankender Wipfel, hangender Wolkengebirge hinein, die der Wind vorüberjagt! Drinnen wogt die entfesselte Lust; wildfröhliche Musik, flatternde Blumengewinde, funkelnde Juwelen, wehende, helle Gewänder, strahlende Augen, auf- und niedertauchend in des Tanzes phantastischer Verschlingung! An der Hand des Tänzers schwebt Veronika, aufgelöst in Entzücken; ihre Füße scheinen nicht den Boden zu berühren. Wer ist Er, dessen Arm sie umschlingt, dessen Blicke zu ihr herüberflammen, dessen Athem heiß ihre Wange berührt? Edgar, der Verlobte ihrer Freundin! Sie zuckt zusammen; kältendes Weh dringt durch ihre innerste Seele. Mit kühner Hand hat er die Rose von ihrer Brust geraubt, drückt sie an die Lippen. Plötzlich, ein bleiches Gesicht, von blondem Haar umrahmt, taucht vor ihr auf. Oswald von Heilmann, sie kennt ihn wohl. Diese Augen, die jetzt so vorwurfsvoll auf sie blicken, dann zornige Blitze auf Edgar schleudern, wie schauten sie einst verstohlen, liebend innig auf ein schönes mildes Mädchenantlitz — Sidonie hieß jenes Mädchen mit den blauen, freundlichen Augen — wie war es nur? — Und die Musik fällt mit rauschendem Tongebraus

Digitized by Google

zwiſchen ihr angeſtrengtes Sinnen; wilder ſchlingt ſich der Reigen, ſtürmt hinaus zum Saal, über den langen Corridor, von lodernden Fackeln beleuchtet. Sie ſchwanken, wehen im Luftzug. Die Paare tanzen in den Garten, mit ſeinen düſtern Baumpartieen, ſeinen farbloſen Blumenbeeten, dem weitaus ſich dehnenden Wege. Sie tanzen, an den Händen gefaßt ſich haltend, wie getragen von Klängen. Alle Aeſte ſind mit farbigen Lampen behangen, die im Winde ſchaukeln und zitternde Helle verbreiten. Die lange Reihe von Geſtalten löſt ſich, zertheilt ſich in Gruppen — hin und wieder Gelächter — einzelne, rufende Töne der Muſik.

Still und einſam iſt es unter den Zweigen geworden; Veronika wandelt allein im Mondſchein, ahnendes Bangen füllt ihr die Bruſt. Roſen glühen zwiſchen dem Laub hervor, hauchen ſchwüle Düfte. An dem vollblühendſten Beete ſteht die Geſtalt eines Greiſes, ſeitwärts gewendet; ſeine weißen, dünnen Haare wehen im Wind. Sein Kopf iſt geſenkt, er verſcheänkt die Hände über dem Griff eines Stabes, ſtammelt abgebrochene Klagen; große, ſchwere Thränen rinnen über ſeine gefurchten Wangen.

„Was iſt dir, alter Mann?" Sie nähert ſich ihm, berührt ſeine Schulter. „Sage mir, was dich kränkt, mein Mitgefühl ſoll dich tröſten!"

Er wendet unwillig, faſt zürnend das Geſicht ihr zu. „Mitgefühl, Troſt?" grollt er in ſich hinein. „Junges Mädchen, was weißt du! Kannſt du ihn faſſen, den Schmerz eines Vaters, einer Mutter über ein verlorenes Kind?" — —

Und achtlos wendet er ſich, tiefer hinein ins Gebüſch; der gebrochene Laut ſeiner Klage, wie er im bittern Herzleid einen Namen ruft, dringt noch fern zu ihr.

Zwei Geſtalten eilen ſeitwärts durch das Dickicht vorüber, immer ſchnellern Schrittes. Athemlos folgte Veronika von weitem. Lähmende Angſt hemmt den Fuß; ſie will hinzuſtürzen, wehren, flehen und kann nur die Hände ringen. Sie hört die zornigen, lauten Stimmen der Männer — da — geradeaus thut ſich ein freier Platz, eine Lichtung des Parkes auf; die beiden ſtehen ſich hadernd, kampfbereit gegenüber. Ach, ſie weiß es, warum! Sind es nicht die zwei, die ſie lieben, Edgar dort mit dem dunkeln Gelock und dem flammenden, ſchwarzen Auge, und hier Oswald, der träumeriſche, blonde Jüngling, mit der verſchwiegenen Neigung? Unſelige Glut, unſelige Lockung! — Die blitzenden Degen kreuzen ſich, ſchlagen klirrend aneinander; die Bruſt der Lauſcherin zittert; in ſprachloſem Grauen muß ſie hinblicken. Da leuchtet es grell auf, tödliche Streiche fallen von beiden Seiten. Edgar ſinkt; Oswald, über ihm, bohrt den Stahl nach in das Herz, — da taumelt auch er, greift nach der Bruſt, — an einen Baum ſich lehnend, gleitet er langſam nieder — Todesblaſſe bedeckt ſein Geſicht — die Züge werden marmorn — dann keine Regung des Lebens mehr, kein Laut.

Zwei rothe Streifen Blut rinnen von den beiden Leichen, ſie fließen zuſammen in Einen ſchauerlichen Strom zu Veronika, die mit ausgeſtreckten Armen dem wilden Entſetzen lauſchen muß. Der dunkle Streif erreicht ihre Füße; ſie weichen in dem, ach, um ſie vergoſſenen Lebensquell! Ein Schrei der Verzweiflung entringt ſich ihr; vorwärts ins Dickicht ſtürzt ſie, lodernde Flammen im Hirn — —

Sie dringt unaufhaltſam durch das Gebüſch, das verworrene Laubgedränge mit den Händen zerreißend, durch zuſammenſchlagendes Gezweig hindurch. Auf den Raſen wirft ſie ſich nieder, im Krampfe glühenden Schmerzes, den keine milde Thräne löſen will, die Stirn am Boden verbergend. Schwül und bang iſt es unter den niederhangenden Zweigen, die ſich zur Erde ſenken und ſie wie mit Armen gefangen halten. Dann kommt der Wind, fährt mit leiſem Seufzer hindurch; wunderbare Waldaccorde erwachen, erzählen von der wilden Hetzjagd des Lebens, von Fliehen und Verfolgen; vom wunden Reh, das in die tiefe, grüne Einſamkeit ſich flüchtet, wenn des Herzens Schläge matter werden und des Todes herannahende Kälte es erſtarren macht. O, wie war er ſo ſchön, der Traum des Daſeins! Herrlich, die leuchtenden Blicke voll übermüthigen Glückes auszuſchicken, mit flammenden Herzen zu ſpielen! — Und jetzt —?

Kalte Tropfen fallen von den Blättern, Tropfen Thaues, Thränen, die die Nacht geweint. Werden ſie es kühlen, dieſes heiße Weh im Innern, dieſen ungeſtümen Jugendſchmerz, der mit ſiegender Kraft die Seele unterjocht, in jeder ſchlagenden Ader ſtürmt! Stillen dieſe ſchrankenloſe Todesſehnſucht, dies Schluchzen der qualerfüllten Bruſt?

Mühſam entquollen Zähren dem brennenden Auge, das himmelan ſich richtet, Gottes Geſtirne ſucht. Schwarze Nacht, kein tröſtender Stern; durch die knarrenden Aeſte geht es wie leiſes Stöhnen; — kein Troſt, keine Ruhe! —

Digitized by Google

Und wie die Stunden langsam vorüberwandeln und blasse Dämmerung durchs Dickicht bricht, erwacht auch Veronika aus bewußtloser Erstarrung. Kalt und todt ist es in ihrem Herzen geworden, kalt und todt wie im Grabe. Kein Wunsch, kein Hoffen wird es lauter klopfen machen, seine Welt ist versunken, trostlose Leere ringsum. Sie fühlt sich so zerschmettert, so schuldbelastet; ach, Therese haßt sie, flieht vor ihr! Wo eine Brust, die sie liebt, an die sie sich legen könnte, ihren Schmerz auszuströmen! — —

Sie geht langsam durch das bleiche Gefilde; in seltsamer Beleuchtung liegt das Schloß da; hoch und schlank hebt sich der Thurm empor; lange, weitausgreifende Schatten fliegen über den Weg — —

Eine Gruppe häuslichen Glücks erschaut sie auf der Terrasse. Drei liebliche Kinder spielen zu den Füßen einer schönen Frau, die in einer Stellung voll Anmuth sich zu ihnen herabbeugt. Eine rosige Jungfrau mit sanften, lächelnden Zügen läßt die Blicke träumend in die Ferne schweifen; zwei blühende, junge Männer lehnen an den Sesseln der Frauen.

Wie so heiß, unwiderstehlich erwacht zwingende Sehnsucht in Veronika. Diese Gestalten — wie zieht es sie allmächtig hin zu ihnen! Sie kennt sie; lange und inbrünstig hat sie sie geliebt, mit tausend heiligen, theuern Banden waren sie ihr verknüpft; — einst gaben sie ihr süße, beglückende Namen. Sidonie heißt die Jungfrau; hin zu ihr, an ihrem reinen, friedevollen Herzen, alles Leid, alle Stürme zu vergessen! Doch ach, arme Getäuschte! Sie wendet sich erschrocken, scheu hinweg, entsetzt vor der Leidenschaftlichkeit des Schmerzes, der wilden Zärtlichkeit in den ihr fremden Zügen. Die lieblichen Kinder flüchten schreiend in die Arme der Mutter, die schützend, verweisend die Arme über sie breitet; die Männer sehen kalt, befremdet, zürnend auf die störende Erscheinung. Kein Zug des Erkennens, keine Regung der Liebe spricht für Veronika. Ihre Arme sinken schlaff hernieder, vernichtet wankt sie hinweg.

Sie will, sie erwartet nichts mehr vom Leben; sie hat nur noch Einen Wunsch: den Wunsch, zu sterben.

In dem alten Thurm steigt sie langsam die Treppe hinan in das kleine Gemach, wo sie sonst mit Theresen träumend und glücklich gesessen. Sie tritt hinein, der Zugwind läßt das schwarze Gewand einer auf dem breiten Sims stehenden, hochaufgerichteten Gestalt emporflattern, die sich über den Abgrund hinauslehnt. Auf sie zu fliegt Veronika — Therese ist es — sie wendet die blassen, von tiefem Weh zerstörten Züge, die hohlen, eingesunkenen Augen ihr zu und ehe die ausgestreckte Hand sie erreichen kann, läßt sie sich los und stürzt in die unermeßliche Tiefe hinunter. Mit gellendem Aufschrei bricht Veronika zusammen.

Durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster brach heller Sonnenschein; die Schwingungen wilder, betäubender Angst zitterten noch in den Adern der Erwachenden, die von dem Schrei, der ihrer Brust sich entrungen, erweckt wurde. Sie schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, sah befremdet umher.

O, selig überraschende Gewißheit! Sie war in den traulichen Räumen, wo sie nun so lange schon als Herrin waltete, wo eine selbstgeschaffene, häusliche Glückseligkeit sie mit Blumenketten umfing, wo kein Sturm wilder, verzehrender Leidenschaft die reine Bläue ihres Himmels trübte.

Sie klingelte; ihr Mädchen erschien.

„Gnädige Frau schliefen so fest", sagte sie. „Schon mehrmals bin ich hier gewesen. Fräulein Sidonie hat schon zweimal nachgefragt."

„Mein Kind, meine Sidonie! Laß sie kommen, mich ihre theuern Züge sehen! — Gib her!" —

Und eilig, mit zitternder Hand warf sie ein leichtes Gewand über, öffnete das Fenster, die frische Luft, die Luft der Wirklichkeit, einzulassen. Noch athmete sie schwer, ihre Brust hob sich gewaltsam, ihre Pulse flogen. Sie strich mit der Hand über das Haar, sah in den Spiegel —

„O Gott sei gepriesen! Da ist mein Gesicht mit den Zügen des Alters; gesegnet diese Falten, diese welken Wangen."

Sidonie trat ein, schmiegte sich zärtlich in die Arme der Baronin, barg ihr Gesicht an dem liebreichen Busen.

„Mutter, liebe Mutter!" sagte sie tief erregt.

Wie mit wonnevollem Schauer durchfuhr dieser Name, dieser Laut das Herz der Frau. Das geliebte Haupt der Tochter an ihr Herz pressend, empfand sie mit mütterlichem Entzücken das freudige, überströmende Dankgefühl, theure Kinder zu besitzen; Seelen, die sie selbst gebildet, selbst dem Schöpfer und einem reichen, schönen Wirken auf Erden zugeführt hatte.

Sie hob sanft den anmuthigen Kopf vor ihr

Digitized by Google

in die Höhe, küßte innig die weiße Stirn. Die Augen des jungen Mädchens ſtanden voller Thränen. „Du weinſt, meine Sidonie?“ ſagte ſie.

„O theuerſte Mutter, nicht vor Schmerz! Nein, nein, ich bin ſo glücklich! — Oswald — er liebt mich — er hat es mir geſtanden!“

Ihre Stimme verſagte; von neuem barg ſie ihr glühendes, ſchönes Geſicht, ſchluchzte leiſe, bis ſie, ſanft beſchwichtigt durch das Wort der Mutter, voll und vertrauend ihr die Augen zuwendete und ein ſonniges Lächeln durch ihre Thränen brach.

* * *

Wieder umfing ein lauer, ſommerlicher Spätnachmittag den Garten mit ſeinen Roſen, ſeinen ſäuſelnden Gebüſchen, dem freundlichen Pavillon, aus dem hervor lebhaftes Geſpräch, fröhliches Geplauder tönte. Es war eine Gruppe glücklicher Menſchen hier verſammelt; die Glücklichſte, die Frohſte von ihnen Frau Veronika von Erbach, in der Mitte alle ihrer Lieben; denn Baron Friedrich, ihr älteſter Sohn, war ſchon vor einigen Tagen von ſeiner Reiſe eingetroffen und weilte hier mit der Gattin und den Kindern; und Adelbert, der jüngere Bruder, Offizier im Regiment des Kronprinzen, war am Morgen gekommen, um einige Wochen, befreit vom Zwange des Garniſonlebens, bei der geliebten Mutter zuzubringen.

Die Nachricht von der bevorſtehenden Verbindung Oswald's von Heilmann mit der lieben Sidonie hatte theilnehmende Freude bei den Brüdern verurſacht; denn die jungen Männer kannten und ſchätzten einander und begrüßten ſich jetzt mit verdoppelter Herzlichkeit. Sidonie, im Hochgefühl ihrer jungen Liebe, verſchämt und ſelig, war in ihrer ſtillen, innigen Weiſe von herzgewinnender Anmuth und der glückliche Oswald ſonnte ſich verklärt in ihren Blicken.

Ein Bedienter brachte ein Schreiben, das er reſpectvoll der ältern Baronin übergab. Ahnungsvoll erblaſſend brach ſie es auf. Mit einer Empfindung, die ihr das Herz ſo ſchmerzlich zuſammenzog, noch einmal alte Schauer jener Nacht heraufbeſchwor, ſtarrte ſie auf die Schriftzüge. Margarethe, die treue Dienerin und Gefährtin Thereſens von Vieilletour, meldete ihr den am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Oſtende erfolgten Tod ihrer Herrin. Das Datum ſtimmte mit jenem Traum der Baronin zuſammen; ein geiſtiger Rapport hatte zwiſchen jenen beiden ſo eng verbundenen Seelen ſtattgefunden — —

„Und ſo, gnädige Frau“, ſchloß der Brief Margarethens, „iſt meine theuere, gütige Herrin in Glauben und Vertrauen auf die Gnade ihres Erlöſers, die Fürbitte der Heiligen zur Ruhe eingegangen, nachdem ihr, leider! der ſo ſehnliche Wunſch verſagt war, Sie, theuere gnädige Frau, deren Namen ſie in ihren letzten Stunden unaufhörlich rief, an ihr Herz zu drücken.“

Die Baronin ſtand auf; eine beſtürzte Stille war eingetreten. Sie ließ langſam das Schreiben auf den Tiſch gleiten, ſchüttelte das Haupt, ihr zu folgen verbietend und ſchritt hinaus nach der Pforte. Dort ſtand ſie lange, an das Gitter gelehnt, und durch ihre vor die Stirn gepreßten Finger rannen häufige Thränen, während ihre Lippen leiſe ein Gebet flüſterten. Dann erhob ſie ihre gebeugte Geſtalt und wandte ſich ihren Lieben entgegen, die beſorgt hinausgetreten waren; und während ein tiefempfundener Schmerz auf ihren Zügen lag, ſchwebte um ihren Mund ein gefaßtes, ſanftes Lächeln, heilig verklärend wie das Morgenroth, das jenſeit der Gräber leuchtet.

E. St.

Der deutſche Sprachunterricht in Frankreich.

Von Hermann Semmig.

I.

Warum iſt die franzöſiſche Sprache die Sprache der Diplomatie? Warum iſt ſie von ſo großem politiſchen Einfluß? Weil ſie überall verbreitet iſt, überall erlernt und geſprochen wird. Man kann den Satz auch umwenden; es kommt im Grunde auf Eins heraus.

Das politiſche Anſehen einer Nation hängt mit dem Anſehen zuſammen, deſſen ſich ihre Sprache erfreut. Wenn die Einwohner von Pernamburo deutſch lernten, ſo würden ſie die preußiſchen Schiffskapitäne, die ſich von Zeit zu Zeit zu ihnen verirren, nicht fragen, ob Preußen auch, wie Deutſchland, in Hamburg läge. Die jungen Braſilianer, denen ich in Nantes Unterricht in der deutſchen Sprache gegeben, werden ihre Landsleute über ſolche geographiſche Räthſel aufklären. Ich überſchätze darum die Bedeutung eines Sprachlehrers nicht, denn ich weiß nur zu wohl, daß die politiſche Lage Deutſchlands die Hauptſchuld davon trägt, daß die deutſche Nation im Auslande als Nation nicht bekannt iſt (in England überſetzte man vor ganz kurzem ins „Preußiſche“); ein Land wie Würtemberg z. B., das gerade ſo viel Einwohner hat als London, unterhält Geſandte; Deutſchland aber, das große deutſche

Digitized by Google

Reich, die deutsche Nation von 40 Millionen, hat weder in Rio-de-Janeiro, noch in Washington, noch in Paris einen Repräsentanten. Dort ist ein armer Sprachlehrer der einzige Vertreter des deutschen Volksthums, und Gott weiß, daß derselbe oft reicher an Ehre und Patriotismus ist als mancher hochbesoldete Gesandte von dem oder jenem Duodezstaat.

Ein anderes Beispiel vom Zusammenhang, der zwischen Politik und Sprachunterricht besteht, liefert uns die Reaction; die Legitimisten der Vendée und Bretagne lassen sich deutsche Bonnen katholischer Religion kommen, damit ihre Söhne von Kindheit auf deutsch sprechen lernen und zum Kriegsdienst in Oesterreich befähigt sind, das ihnen als die einzige Stütze des Legitimitätsprincips gilt.

Von diesem Standpunkte aus wird auch heute, wo das Streben nach Nationalgröße und Nationaleinheit in Deutschland wieder erwacht, eine Skizze über den deutschen Sprachunterricht in Frankreich willkommen sein. Jeder Unterricht in einer lebenden Sprache hat entweder den Zweck der praktischen Benutzung, geht vom Nützlichkeitsgrundsatze aus, oder er wird vom literarisch-philologischen Interesse bestimmt. In Frankreich gab das letztere den Anstoß zum Unterricht in der deutschen Sprache und da unsere Literatur erst im vorigen Jahrhundert aufzublühen begann (ich meine die von Kunstprincipien geleitete, zu der die Schlesier die Keime legten), so kann auch erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von Sprachunterricht die Rede sein. Schon durch Gottsched, der die Erzeugnisse seiner Schule Voltaire in Uebersetzungen zur Prüfung vorlegte, wurden die Franzosen auf unsere Literatur aufmerksam; aus diesen Zeiten her findet man auf Stadtbibliotheken, wie in Nantes, Schönaich's „Herrmanniade" und Gellert's „Fabeln", die vielleicht durch hamburger Kaufleute dorthin gekommen sind. Geßner's „Idyllen" entsprachen vorzüglich dem herrschenden Zeitgeschmack in Frankreich; sie wurden übersetzt und weckten gewiß in manchen Lesern den Wunsch, die deutsche Sprache zu erlernen. Ungemeine Verdienste um die Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur erwarb sich damals Michael Huber, seit 1766 Lector der französischen Sprache in Leipzig. Die kleinern Schriften des göttinger Philologen Heyne erschienen in einer heftweise veröffentlichten Zeitschrift übersetzt. Doch alles dies war noch nicht genügend, einen geregelten Unterricht in der Sprache selbst zu begründen, auch habe ich aus jener Epoche nur eine einzige deutsche Grammatik gefunden, sie war noch auf Gottsched's Sprachlehre gestützt. Selbst im Anfang der Goethe'schen Epoche machte dieser Unterricht keine Fortschritte; sprach doch Laharpe in seinem „Lycée" über „Werther's Leiden" mit großer Geringschätzung. Erst durch Schiller, dessen „Räuber" der Citoyen Lamartelière 1793 übersetzte und dem der Convent das französische Bürgerrecht als Mr. Gille gab, fand die deutsche Literatur und Sprache in Frankreich nationale Anerkennung. Die Umwälzung, die der Convent mit dem Unterrichtswesen vornahm und die Napoleon ordnend vollendete, war dem Unterricht in den lebenden Sprachen, gegenüber den frühern vertrockneten Methoden, nur günstig. Kein Buch aber ist dem Studium der deutschen Sprache so förderlich gewesen als das der Frau von Staël: „De l'Allemagne", dessen Einfluß auf die Jugend noch heute fortwirkt; freilich auch welchen Sprachlehrer hatte die geistreiche Frau in A. W. von Schlegel! Man weiß nicht, wen man glücklicher preisen soll, den Lehrer, der einen solchen Schüler fand oder den Schüler, dem ein solcher Lehrer zu Theil ward.

Jetzt fesselte auch die deutsche Philosophie das französische Interesse; Cousin reiste nach Deutschland, um ihre Kenntniß an der Quelle zu schöpfen. Freilich war der Stil unserer Philosophen nicht geeignet, die Kenntniß unserer Sprache als ein talent d'agrément zu empfehlen. Kant mag noch gehen, aber Fichte's Le moi et le non-moi, Hegel mit seiner dunkeln Terminologie in die Sprache der Klarheit zu übersetzen, was das für eine Riesenarbeit ist, das frage man nur den berliner Michelet, der es versucht hat. Vielleicht flößte aber gerade diese Hieroglyphik der Rede Respect ein. Derselbe wuchs, als man Goethe's „Faust" kennen lernte, um dessen Popularisirung in Frankreich sich X. Marmier Verdienst erwarb, der aber seitdem mehrfach übersetzt und erläutert worden ist. Mephistopheles ist in Frankreich fast ebenso populär als in Deutschland; aus der „Mignon", die durch Ary Scheffer's Gemälde im größern Publikum bekannt geworden ist, hat ein Dichter, Gymnasiallehrer im Norden, jüngst ein episches Gedicht geschaffen. Vor allem populär aber ward E. T. A. Hoffmann, der Verfasser der „Phantasiestücke"; im Westen Frankreichs traf ich so zahlreiche Verehrer desselben als im Osten; der eine lernte deutsch, nur um ihn in der Originalsprache lesen zu können, ein anderer ward

Digitized by Google

durch seine Lectüre begeistert, ihn durch treffliche Federzeichnungen zu illustriren, die eines Künstlers würdig waren.

Wenn sich nun auch die Mehrzahl noch mit Uebersetzungen begnügte, so wuchs doch die Zahl derer, die die Sprache selbst lernten, immer mehr. Unter den Grammatiken, die im Anfang des Jahrhunderts erschienen, zeichnet sich die von Pompée (zweite Auflage, Besançon 1814) aus. Wie für die Deutschen eine französische, so schrieb der allbekannte Meidinger auch eine deutsche für die Franzosen. Sprachlehrer lieferte Deutschland selbst, seitdem die Demagogenverfolgungen begonnen hatten; mancher flüchtige Student gewann seine Existenz in Frankreich durch den Unterricht in seiner Muttersprache. Als ich noch auf der Fürstenschule zu Grimma war, besuchte einmal unsern Lehrer, der eben die Wochenaufsicht führte, sein in Paris als Lehrer angestellter Bruder; da ging auf unsern Bänken unter Schauern und Haarsträuben die Rede um: „Das ist ein Demagog, das Beil hat über seinem Nacken geschwebt, jetzt ist er begnadigt." Es war so, er hatte sich als Lehrer der deutschen Sprache eine Existenz im Exil gegründet.

Indessen war die deutsche Sprache noch nicht unter die officiellen Gegenstände des öffentlichen Unterrichts aufgenommen. Dies geschah unter der Juliregierung, die soviel für die Universität (d. h. im französischen Sinne des Worts, für den Staatsunterricht gegenüber dem durch die Priester) gethan hat. Daß eine deutsche Prinzessin die Gemahlin des Thronerben wurde, konnte der Pflege des Deutschen ebenfalls nur förderlich sein. An jedem königlichen Gymnasium (damals Collége genannt, seit dem neuen Kaiserthum heißen die Staatsgymnasien wie unter Napoleon I. Lycée und die städtischen Collége) wurde ein Lehrstuhl für die englische und einer für die deutsche Sprache errichtet; beide sind gänzlich in dem Unterrichtswesen eingewurzelt. Daß man diesen Sprachen unter den lebenden Europas den Vorzug gab, ist begreiflich. Die Nachbarschaft ist nur ein Nebengrund. Bei der Wahl des Englischen war der Nützlichkeitsstandpunkt vorwiegend, der Handelsbeziehungen wegen wird es im Westen und Norden von den Schülern vorgezogen, die Seemacht Englands macht die Kenntniß der Sprache für alle wichtig, die sich der Marine widmen; in Industriestädten wie St.-Etienne erhält es ebenfalls den Vorzug vor dem Deutschen. Bei dem Maturitätsexamen (in Frankreich Baccalaureatsexamen genannt) hat der Schüler die Kenntniß der einen oder der andern Sprache darzuthun; aber die deutsche vorzugsweise wird von denjenigen Candidaten verlangt, die die Polytechnische und die Militärschule von St.-Cyr besuchen wollen. Der wissenschaftliche Charakter unserer Sprache ist der Hauptbeweggrund gewesen, warum ihr Studium an den Gymnasien eingeführt worden ist. Während alle Schwestern der französischen Sprache wie diese selbst von der lateinischen abstammen, ist die deutsche eine Ursprache, sie bildet ihre Formen nach eigenen Gesetzen, hat ihren eigenen Wortschatz. Seitdem die neue Philologie, die seit der Entdeckung des Sanskrit von den Engländern und den Deutschen begründet worden ist, auch in Frankreich eingedrungen, gewinnt das Studium unserer Sprache immermehr an Bedeutung, dasselbe bildet für den Romanen sozusagen die Einleitung oder den Uebergang zu der vergleichenden Sprachwissenschaft, und was bisher von Gelehrten wie Renan, Littré u. s. w. in den streng wissenschaftlichen Kreisen zur Anerkennung gebracht worden ist, das dringt nun auch in das Bewußtsein der Schulmänner und Schüler. Bisher lasen die Zöglinge der Normalschule in Paris (welches Institut zur Heranbildung von Gymnasiallehrern einer deutschen Facultät gleichkommt) Lessing's „Laokoon" wegen seiner Bedeutung für altclassische Bildung; jetzt lesen sie Goethe's „Faust" (wenigstens im Auszuge), in zwanzig Jahren wird daselbst deutsche Philologie so gut getrieben werden wie nur auf irgendeiner deutschen Universität. Denn wenn Frankreich in der Einführung der lebenden Sprachen unter die Unterrichtsgegenstände seinen östlichen und westlichen Nachbarn erst ziemlich spät nachgefolgt ist, so faßt es dagegen das Studium derselben nicht nur ernster auf, es wird sogar bald seine Nachbarn darin übertreffen. Ein französischer Gelehrter, Herr Prévost in Toulouse, drückte sich 1853 über dieses Studium so aus:

„Eine neue Sprache sich aneignen, bedeutet nicht nur die Schranken niederwerfen, die uns in Zeit oder Raum von andern Völkern trennen, man tritt dadurch auch in den Besitz der Ideen dieser Völker und indem man an ihrer innerlichsten Existenz theilnimmt, gewinnt man gewissermaßen selbst eine neue Existenz... Nicht selten findet man in Deutschland junge Mädchen, die eben aus der Pension kommen und ein Gespräch in drei, ja vier Sprachen zugleich zu führen wissen. Stellt man daneben die Anstrengungen, die bei

Digitized by Google

uns ein armer Fremder, Engländer oder Deutscher, machen muß, um verstanden zu werden, selbst in Magazinen mit der Firma: «English spoken» oder «Hier spricht man deutsch», Anstrengungen, die uns lächerlich scheinen und über die doch wir erröthen sollten; so ist der natürliche Schluß, daß wir, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus übertriebenem Nationaldünkel, der die französische Sprache für die Königin der Sprachen ausgibt, unsere geistige Ausbildung einer albernen Eigenliebe aufopfern. Diese Anklage verliert jetzt wol an Bedeutung, dank der glücklichen Revolution, die bei uns zu Gunsten der lebenden Sprachen vor sich geht und die die Regierung mit allen Kräften zu fördern scheint, indem sie diesem Studium im Unterricht einen immer größern Platz einräumt. Das Deutsche ist obenangestellt worden und es mußte so sein. Abgesehen von den literarischen und wissenschaftlichen Schätzen, die uns die Kenntniß des germanischen Idioms eröffnet, kann man sagen, daß Rom einerseits, Germanien andererseits, die beiden Ringe sind, die uns an die Geschichte knüpfen, die beiden Orakel, die uns unsern Nationalursprung offenbaren werden. Diese Wahl zu Gunsten der deutschen Sprache konnte niemals gelegener kommen als heute, wo wir von einer fast lächerlichen Eingenommenheit für unsere überrheinischen Nachbarn befreit sind und eine ruhigere und aufgeklärtere Würdigung uns erlaubt, ihnen einen gerechtern Zoll von Lobsprüchen zu zahlen, ohne ihre Fehler zu übersehen." *)

Von welcher Bedeutung aber dies Studium in Frankreich ist, das macht sich der Deutsche gewiß nicht klar, wenn er entweder die Geschichte nicht genau studirt hat oder das Innere des Landes nicht kennt. Bei allem Schlimmer war die französische Bildung bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sehr einseitig; in der Poesie z. B. gab es keine Lyrik, Racine ist der einzige, der sie, aber in dramatische Form eingekleidet, gerettet hat. Mit der herrschenden Selbstüberschätzung gingen natürlich die ärgsten Vorurtheile über das Ausland, um nicht gänzliche Unwissenheit zu sagen, Hand in Hand. Seitdem die Kenntniß des Auslandes durch das Studium der lebenden Sprachen eröffnet und erweitert worden ist, bereichert sich die französische Bildung nicht nur durch neue Anschauungen, es fallen auch die alten Vorurtheile und ein innigeres Verständniß mit den Nachbarn bahnt sich an. Aber die Wirkung erstreckt sich über Frankreich hinaus. Bisher fand deutsche Sprache und Bildung nur im Osten Pflege; bei Russen und Ungarn galt ihre Kenntniß als ein Zeichen der Civilisation, die Mehrzahl der gebildeten Polen spricht deutsch, trotz ihres Hasses der „Niemez". Jetzt dringt unsere Sprache auch nach Westen vor. Da das französische Volk durch seine Bildung und Macht an der Spitze der neuen lateinischen Völker steht, so vermittelt es die deutsche Gesittung mit der der Brudervölker. Durch die französischen „Revuen" belehrt sich Spanien über Deutschland; was St.-René Taillandier in der „Revue des deux mondes" schreibt, wird in Buenos-Ayres und Montevideo gelesen. *) Die „Revue germanique" ist hier namentlich von unschätzbarem Einfluß; mit ihr dringt die Kenntniß deutscher Wissenschaft zu allen Völkern lateinischer Zunge, die unsere Sprache noch nicht lernen. Aber diese literarischen Artikel der „Revuen" regen eben zur Erlernung derselben an und die Sprachkenntniß vollendet das begonnene Werk der Verständigung.

Werfen wir nun einen Blick auf Lehrer und Bücher, auf Unterricht und Methode. Als die ministerielle Verfügung erschien, fehlte es allerdings noch an genügendem Lehrerpersonal für die große Anzahl von Lyceen; die städtischen Gymnasien wollten ebenfalls nicht zurückbleiben, da sie ihre Schüler für das Staatsexamen vorzubereiten hatten. An den von Priestern geleiteten Erziehungsanstalten sind es in der Regel noch heute Priester, die diesen Unterricht geben (meistens schlecht genug), da es wenigstens in großen Städten unter ihnen immer Einen gibt, der im Stande sein muß, einen Deutschen in der Beichte zu hören; manchmal muß derselbe allerdings die Absolution auf Treue und Glauben hingeben, wenn es mit seiner Sprachkenntniß nicht gut aussieht, wie ich das in Nantes gesehen habe. Nun gehört zwar Lothringen und Elsaß zu Frankreich, zwei ursprünglich deutsche

*) Diese schöne Anerkennung kann uns schadlos halten für die Ignoranz, die Abbé Domenech in seinem „Buch der Wilden" über die deutsche Sprache zur Schau stellte. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß die drolligsten Beweise von Unbekanntschaft mit unserer Sprache, die sich in diesem vielbelachten Buche vorfinden, von Dr. Petzholdt in Dresden in einer kleinen, wohlfeilen Broschüre (Dresden, Schönfeldt, 1861) zusammengestellt und mit den entsprechenden Kunstleistungen des hinterwäldlerischen Schwaben illustrirt sind. D. Her.

*) Leider! St.-René Taillandier ist einer der oberflächlichsten Nachschwätzer, zugänglich allem, was ihm deutsche Parteilichkeit in die Feder dictirt. D. Her.

Provinzen, und man sollte daher glauben, daß es an Deutschlehrern nicht fehlt. Dem ist aber dessenungeachtet nicht so. Es gibt zwar in Elsaß einige treffliche deutsche Schriftsteller, ja sogar einige Dichter; das sind aber die Ausnahmen, in der Regel sprechen Elsasser und Lothringer ihren verkommenen Dialekt und sind, abgesehen noch von ihrer schlechten Aussprache, wenig geeignet, ein correctes Deutsch zu lehren. Eine Menge Wendungen sind ihnen unverständlich; haben sie doch ihre Erziehung auf französischen Schulen in französischer Sprache erhalten (den Elementarunterricht ausgenommen). Der Franzose, der unsere Sprache lernen will, hat auch ein gewisses Mistrauen gegen den elsassischen Lehrer und noch mehr gegen den lothringer; ein gebildeter Franzose, der das Deutsche wissenschaftlich erlernt und dann einige Zeit in Deutschland verlebt hat, ist ein besserer Lehrer als letzterer. Noch heute bestätigen die Ausnahmen die Regel.

Man half sich nun im Anfang so gut es ging; freilich standen auch die Lehrer der lebenden Sprachen an den Lyceen an Rang und Gehalt unter den übrigen Gymnasiallehrern, sie wurden in der Regel noch Maitres anstatt Professeurs genannt, Sprachmeister. Unter andern stellte man viele Polen an, die nach der Revolution von 1831 in Frankreich ein Asyl gesucht hatten; die letztern sprechen so ziemlich geläufig deutsch, ob sie aber immer eine gründliche Kenntniß der Grammatik u. s. w. haben, das mag man bei den einzelnen entscheiden. Indessen hat jüngst einer, Herr Kamienshy in Châlons-sur-Saône, eine deutsche Grammatik herausgegeben, die recht praktisch sein soll. Unsere politischen Zustände halfen auch hier wieder; die Nachwehen der Julirevolution in Deutschland, der frankfurter Aufstand u. s. w. hatten die Flucht vieler Studenten und Gelehrten zur Folge, die sich zu gutem Theil auf den Sprachunterricht legten. Ich nenne hier Herrn Adier-Mesnard und den Dr. med. Schuster. Letzterer hat im Verein mit Herrn Regnier, dem Uebersetzer der Schiller'schen Werke, das beste Wörterbuch abgefaßt, das wir in diesem Fache haben; später ergriff er seine Medicin wieder (er war Student in Göttingen und wegen der dortigen Unruhen flüchtig) und fungirt noch als Arzt in Paris. Eine Bemerkung möge hier Platz finden. Die protestantischen Deutschlehrer haben einen Vorzug vor den katholischen. Es mag sonderbar scheinen, confessionellen Unterschied zum Maßstabe der Sprachlehrerfähigkeit zu machen, aber in diesem Falle ist es so, wie leicht zu erklären. Von wo geht unsere moderne Literatur aus? Offenbar von der Reformation, von der Sprachumwälzung, die Luther in seiner Bibelübersetzung vornahm. Unsere Literatur ist entschieden protestantisch in Geist und Form. Aus Luther's Bibel schöpfte Klopstock, schöpfte Schiller, ja selbst Goethe und man kann sicherlich eine Menge Stellen in ihnen, was Stil und Wendungen betrifft, nicht erklären, wenn man Luther's Bibelübersetzung nicht kennt. Ich habe es erlebt, daß mich ein Deutscher, katholischer Erziehung, über eine Stelle in dem Lesebuche von Lebas und Regnier befragte, die er nicht verstand; es war ganz einfach ein Vers aus der Bibel.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer)

Anregungen.

Zur Geschichte der deutschen Bühne.

Eine anerkannte und in der That gediegene Arbeit ist die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eduard Devrient, deren vierter Theil, die Periode von 1815—1830 umfassend, soeben (Leipzig, J. J. Weber, 1861) erschienen ist.

Der Verfasser nennt diese Periode „Das Hoftheater" und schildert mit treffenden Zügen, wie nach dem Sturz Napoleon's die deutschen Fürsten einem Andrang nationaler Regungen anfangs auch für ihre Residenzbühnen nicht hätten widerstehen können, dann aber, als die Unterdrückung freiheitlicher Bewegungen das Selbstvertrauen und die Sicherheit der Höfe gemehrt, auch die Bühne ganz in den Kreis ihrer speciellen Interessen gezogen und mit wenigen Ausnahmen zur Domäne fürstlicher Laune und Willkür gemacht hätten. Die kundige Führerschaft der Bühne hörte auf; sie wurde in die Hände von Beamten oder Hofchargen gegeben. Die Oper drängte das Schauspiel zurück; letzteres flüchtete sich, um die Concurrenz auszuhalten, zu Frankreichs ergiebigerer Productionskraft; Uebersetzungen überfluteten die Repertoires. Die Schauspielkunst sank immer mehr; ein hohles Pathos trat an die Stelle der Natur und Wahrheit.

Alles das schildert Eduard Devrient mit ebenso großer Sachkenntniß wie in der Beweisführung nach den correctesten Motiven. Es dürfte nur möglich sein, hier und da eine Ergänzung seiner Darstellung oder die Berichtigung einzelner Thatsachen zu geben; im wesentlichen sind seine An-

Digitized by Google

schauungen unwiderleglich, seine Auffassungen die richtigen.

Nur in denjenigen Partieen möchten wir von dem Geschichtschreiber abweichen, welche gewissermaßen schon die Keime der Fortsetzung und des Abschlusses seiner Arbeit enthalten, die Elemente der Periode von 1830 an, welcher wol ein fünfter Band gewidmet sein dürfte. Wir finden, daß der Autor hier mancherlei Erscheinungen zum Schlimmen deutet, die uns eher als Entwickelungen zum Guten bedünken möchten. Es ist ein Beweis von Selbstverleugnung und philosophischer Tiefe, wenn ein Historiker aus dem, was auf den ersten Blick Verfall scheint, auf Vorzeichen der Erhebung zu schließen weiß.

Durchgängig dürfte der Verfasser über einige Punkte seines Stoffs ohne Competenz sein. Schon in den frühern Bänden seines Werkes protestirte er gegen die Einmischung der Schriftsteller in die innern Interessen der Schauspielkunst; dieser Protest nimmt in dem vorliegenden Bande an Umfang zu. Das Ideal des Autors, eine Schauspielertruppe mit selbstgewähltem Schauspielerausschuß, alles gleichsam privatim unter sich abmachend, steht im Widerspruch zu jedem derjenigen Momente seines wenigstens diesmal behandelten Stoffs, wo gerade die „Literaten" es waren, die dem wahren Interesse der Bühnenkunst noch einigen Halt und einige Nahrung gaben. Daß die Schaubühnen zunächst um der Schauspieler willen da sind, versteht sich auch uns von selbst; die Passagiere und die Waaren kommen und gehen, die Eisenbahnen bleiben; niemand wird der Bühne abstreiten, daß ihre nächste Aufgabe die Selbsterhaltung der Maschine ist. Sie ist ein Organ, das vor allem darauf zu sehen hat, immer in einem brauchbaren und tüchtigen Zustande vorgefunden zu werden, gleichviel, ob diese oder jene Arbeit oder Bestellung zu liefern ist. Doch würde es mit dieser bloßen Handwerkstüchtigkeit bald zu Ende gehen, wenn die geschlossene Körperschaft nicht mit den höhern Aufgaben, die sie zu lösen hat, in eine engste Verbindung träte. Dies, auf die Literatur angewandt, ist so wahr, daß man der ganzen Devrient'schen Auffassung der Bühne als Selbstzweck historisch entgegenhalten kann: Keine noch so absolute Bühnengenossenschaft hielt sich länger, als sie einen bestimmten literarischen Inhalt austrug. Mit dem literarischen Inhalt der Schröder- und Ifflandzeit starb die alte Hamburger Schule. Mit dem literarischen Inhalt der Goethe- und Schillerzeit starb die Weimarische Schule. Mit dem literarischen Inhalt der calderonisirenden Bühnenromantik aus den Jahren 1815—1830 starb die frühere Burgtheaterschule. Eduard Devrient glaubt, seine Schauspieler könnten allen Richtungen der Zeit, der Mode, des literarischen Geschmacks gegenüber nur die ruhigen Beamten ihrer Kunst bleiben, die heute ihr Lederzeug für Shakspeare putzen, morgen für Calderon, übermorgen für einen neuen Ankömmling auf dem Parnaß; sie könnten ruhige, kühle, verständige Virtuosen bleiben, die jeden Auftrag prüfen, ausrichten und ebenso ruhig, kühl, verständig wieder an Neues gehen. Der Grundprincip der Devrient'schen Geschichte der Schauspielkunst ist nicht richtig. Die Schauspielkunst als Selbstzweck ist — Gaukelei; als wahre Kunst ist sie sozusagen Dilettantismus, d. h. die begeisterte Literaturreproduction. Die alten Tragiker der Griechen spielten ihre Helden selbst.

Wohlverstanden — wir sprechen vom Princip. Die Gaukelkunst in allen Ehren — es konnten Tragiker dichten, die zufällig im Sprechen stotterten; die „Theilung der Arbeit" machte nothwendig, daß das Komödiespielen die Aufgabe solcher Individuen wurde, die gerade Zeit dazu hatten. Sie machten ein Gewerbe daraus, d. h. eine Virtuosität, sozusagen eine „Kunst". Aber im innersten Begriff des Schauspielerthums liegt die stete Auflösung der Truppe. Vor jedem neuen Dichtwerke ist der Darsteller ein Neuling. Die alten Wandertruppen existiren auch nur für einen bestimmten literarischen Inhalt; hatten sie den abgespielt, so zogen sie weiter, und kamen sie mit gleichem Inhalt zu oft zurück, so wurden sie langweilig und lösten sich auf. Eduard Devrient scheint die Hoftheater gründlich zu hassen; was vertritt er selbst denn durch und durch anderes als das schlechte Princip derselben — sich kühl und gleichgültig und in ewiger Identität ad infinitum auszudehnen!

Seine wunderliche Verblendung läßt ihn übersehen, daß die einzigen Bühnenzustände, die ihm noch allenfalls im vorliegenden Bande als lobenswerthe erscheinen, gerade von „Literaten" ausgingen. Klingemann, Schreyvogel, Immermann waren keine Schauspieler und nur noch bei ihnen wird dem Geschichtschreiber leidlich wohl, während ihn die adeligen Intendanten in Verzweiflung bringen und auch die Stadttheater, wo seine Schauspieler ja die ganze Initiative hatten, mit Recht ernüchtern. Zu bestreiten, daß ein Schriftsteller von Theaterkenntniß und Theaterberuf eine ganze Vorstellung, und sei's die schwerste von Shakspeare, in allen ihren subtilsten Darstellungsmomenten ebenso im Kopfe tragen könne wie ein Kapellmeister eine Symphonie, ohne daß dieser darum selbst das Fagot blasen zu können braucht, ist die regelmäßige Voraussetzung dieses ganzen Eduard Devrient'schen Geschichtswerkes. Die Erfahrung z. B. am Burgtheater, wo Laube waltet, in Weimar, wo Dingelstedt die Proben leitet, widerlegt ihn täglich. Das alles hindert aber unsern Literatenfeind nicht, bei seinen Behauptungen zu verharren. Es ist fast, als existirte auf diesem Gebiete für ihn nichts, was er nicht selbst gemacht hat.

Noch unzuverlässiger scheint uns der sonst so verdienstvolle und Gerechtigkeit anstrebende Geschichtschreiber da, wo von ihm über einzelne hervorragende Schauspieler aus seiner Zeitgenossenschaft geurtheilt wird. Eduard Devrient war selbst Schauspieler und gehörte — den Devrients an, einer von dem leidenschaftlichsten Ehrgeiz beseelten Künstlerfamilie. Jahre-

Digitized by Google

lang rang der minder glückliche Rival seiner Brüder nach einer Anerkennung, die ihm mit aufrichtiger Ueberzeugung für manche seiner Leistungen erst in spätern Jahren zu Theil wurde. Wir wollen hier dies Persönliche nicht weiterführen, müssen aber im Interesse so vieler Literaturfreunde, die dieser „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" einen unbedingten Glauben zu schenken geneigt sind, doch in ganzer Schärfe hervorheben, daß in Band IV und etwa V dieses Werkes wesentlich nur die Denkwürdigkeiten eines Schauspielers über die Bühnenzustände seiner Zeit zu finden sind. Wir überlassen andern, vielleicht Professor Rötscher, die Vertheidigung Seydelmann's gegen die vielen hier gegen ihn erhobenen Anklagen und bemerken nur im Vorübergehen, daß die „aufregenden Getränke", die nach diesem Buch Seydelmann während der Vorstellungen zu sich genommen haben soll, im allerverdünntesten Grade genossen wurden und im Grunde kaum mehr als eine Erfrischung der Sprachwerkzeuge bezweckten. Und hier wäre der Ort, weiter auszuführen, worin wir, nach unserer obigen Bemerkung, die Devrient'schen Zeichen des Verfalls als Vorzeichen der Erhebung betrachten müssen. Die Darstellung des Verfassers geht mit ganzer Macht darauf hinaus, das sich isolirende Virtuosenthum als das Grundverderben der neuern Schauspielkunst darzustellen. Gewiß werden ihn für diese Behauptung eine Menge der schlagendsten Belspiele unterstützen und dennoch ist die volle Begründung durch diese Beispiele keine richtige. Ganz dem ehemaligen Schauspieler entsprechend, der jahrelang für einen würdig beherrschten, aber auch nur beherrschten Ehrgeiz ohne Befriedigung blieb, sieht Devrient in dem neben ihm wirkenden und vom Publikum rauschend beklatschten Seydelmann nur den künstlerischen „Egoisten", der sich von seinen Collegen isolirte und das Ensemble zerstörte u. s. w. Diese traurige Redensart vom „Ensemble", die doch ein Mann wie Eduard Devrient hätte im Munde der — Stümper lassen sollen! Um eines lahmen Mitgauls willen soll ein muthiger Renner seine Kraft zügeln? Um einer Maschine willen, die, von Grund aus verdorben, Stümperei zu lebenslänglicher Anstellung mit Tausenden von Thalern gebracht hat, soll ein Genius ebenso schleppen, ebenso nüchtern im Tretrade seine monotone Schuldigkeit thun? Woher entstand denn anders dies „Virtuosenthum", als daß in den zum „Selbstzweck" erhobenen Hoftheatern das jammervollste Komödiantenthum sich anspruchsvoll breit machte, mit vornehmer Suffisance sein Pensum abhaspelte, Talentlosigkeit in allen nur möglichen bunten Flitter kleidete? Solchem Treiben gaben allerdings Erscheinungen wie Seydelmann, sogar im Momente, während sie spielten, sozusagen einen Fußtritt hinter sich und überließen es jedem, selbst sein Heil zu versuchen. „Klugheit" war es, nach Eduard Devrient, eine schlaue Berechnung der Umstände, daß Seydelmann „alle Proben zu Nathan bei Immermann in Düsseldorf geduldig mitmachte"? Wir versichern, es war die innerste Freude, die auch Seydelmann über eine Bühne empfinden konnte, bei welcher der Geist der Ordner, die Liebe zur Sache der Führer war.

Nicht der Verfall der Schauspielkunst, sondern die Regeneration derselben beginnt mit Seydelmann. Eine nüchterne, anmaßende, „dickbäuchige" Lässigkeit und ordinäre Routine („Unteroffizierswirthschaft" nannte sie Seydelmann) hatte fast überall in Deutschland auf den Bretern platzgegriffen; dabei hatte die Gewöhnlichkeit der gespielten Stücke diese Selbstzweck-Bühne so herruntergezogen, daß feine und geistreiche Darstellungsweise zu den Wundern gehörte. Wir würden die sich mehrende Beifallssucht, dieses Sichlosreißen von dem heimischen Verbande, diese Gastspielreisen u. s. w. an sich nicht in Schutz nehmen; aber auch hier muß der Historiker die Symptome einer reformatorischen Bewegung erblicken. Die Bühne wurde ein Ausdruck des Nationallebens; sie wurde dies mehr als je in einer frühern Epoche. Sie wurde das einzige Organ des nach Oeffentlichkeit ringenden Zeitgeistes und fing deshalb auch selbst an, sich in den Formen und im Ton des Zeitgeistes zu geben.

Wir sind von Eduard Devrient's öfters bewiesenem politischen Freimuth überzeugt, daß ihm gerade diese Schilderung der neuen Zeiterfrischung seines Gegenstandes in der Fortsetzung seines Werkes gelingen wird: aber die Gerechtigkeit hätte erfordert, daß seinem Auge auch bereits in jenem Heraustreten einzelner Talente aus der Masse, in diesem Preisgeben eines alten, wurmstichig gewordenen Rahmens, Ensemble genannt, kurz in dem, was bei ihm „Ausartungen" sind, der Flügelschlag der neuen Regungen ersichtlich wurde.*)

Neue Romane und Novellen.

XXVII.

Eine Sammlung humoristischer Bilder, Schilderungen und Phantasieen bietet in zwei Bändchen Heinrich G. F. Mahler unter dem Titel: „Picta et Scripta. Heitere Studien" (Berlin, Kastner, 1861).

Den Autor kennzeichnet vortheilhaft, außer seiner liberalen Gesinnung, eine verständige Auffassung gewisser, ganzen Ständen und einzelnen Individuen

*) Gelegentlich eine persönliche Bemerkung. Bei Schilderung des die Bühnenwelt so arg beunruhigenden und belästigenden Kritik- und Correspondenzunwesens sagt der Verfasser S. 204: „So begann Gutzkow z. B. seine literarische Laufbahn als Knabe mit rein-donymen Theaterartikeln, welche der »Berliner Gesellschafter«, von Gubitz redigirt, ohne den Autor zu kennen, bereitwillig aufnahm." Wenn der Verfasser bei den übrigen Anekdoten dieses Bandes, die noch lebende Personen betreffen, nicht besser unterrichtet war wie bei dieser, so werden manche Berichtigungen erfolgen. An der vorstehenden, den Herausgeber dieser Blätter betreffenden Mittheilung ist nicht Ein wahres Wort. Erkundigungen, die wir deshalb bei Eduard Devrient und Professor Gubitz anzogen, führten auf ein völliges Missverständniß gelegentlicher, zwanzig Jahre alter Aeußerungen des Herausgebers d. Bl. über seine ersten Federproben. Wir ersuchen die Besitzer des Buches, diese Anekdote zu streichen.

Digitized by Google

eigenthümlichen Licht- und Schattenseiten sowie eine gewisse behäbige Gemüthlichkeit der Darstellung. Beide Eigenschaften vermögen jedoch den gleichzeitigen Mangel an natürlichem Witz, der denn doch wol für die Humoreske unerlaßlich erscheint, um so weniger zu verdecken, als sie durch eine in der Mehrzahl der Sammelstücke hervortretende pedantische Neigung zu weitläufigen Einleitungen und unbeholfener Breite in der Entwickelung bedeutend beeinträchtigt werden. Was der Autor für Witz ausgeben möchte, ist selten mehr als ein künstlich erzwungenes Surrogat, bei dem für den Leser gewöhnlich Goethe's Wort eintrifft: „Man merkt die Absicht und wird verstimmt."

Verstimmt wurden wir außerdem durch eine hier und da sich bemerkbar machende Neigung zum Unästhetischen, die im Schluß von „Vier Facultäten" sogar die äußerste Grenzlinie des Erlaubten überschreitet (I, 104 — 105). Wir sind Gegner der Pruderie, verabscheuen aber nichtsdestoweniger ein Behagen am Allzunatürlichen und dürfen unsere Rüge um so weniger unterdrücken, als der Autor, seiner offenen Aeußerung nach, solche Rücksichtslosigkeit gegen die Aesthetik sogar für verdienstlich hält.

Zu unbedeutend für den Druck erscheint die „Geschichte eines Knotenstocks" und die Novellette: „Die verhängnißvolle Versenkung". Am meisten spricht der Verfasser an, wo er Selbsterlebtes oder Selbstbeobachtetes gibt. So in der treffenden und auch formell bessern Schilderung der verschiedenen Kategorieen von Poeten, Redacteuren und Recensenten, welche letztere er, beiläufig gesagt, in „wohlwollende", „strenge", „bissige" und „superkluge" eintheilt. Dann in den Schilderungen aus dem Militärstande, dem er selbst früher angehört hat, wie wir aus der Widmung ersehen, die er an sein schriftstellerisches Vorbild, „Herrn Hofrath Hackländer, Bombardier a. D.", als „ein anderer Bombardier a. D.", richtet.

Philipp Galen hat in seinem diesjährigen neuen Roman (denn „diesjährig" kann man wol das regelmäßige Pensum des beliebten Autors nennen): „Die Insulaner. Rügianisches Charakterbild" (vier Bände, Leipzig, Kollmann, 1861), die in seinem vorjährigen: „Der Strandvogt von Jasmund", einem geschichtlichen Lebensbild aus der Franzosenzeit, entworfenen Skizzen von der Insel Rügen zu einem noch vollständigern Landschafts- und Culturgemälde ausgeführt, das die Naturschönheiten und Eigenthümlichkeiten dieses wunderbaren Eilandes zu charakteristischem Ausdruck bringt. „Die Insulaner" reihen sich jener Mehrzahl der Galen'schen Romane an, die wir mit dem Namen der „idyllischen" kennzeichnen müssen. Sie leisten in der Erfindung und Handlung weniger, desto mehr in der Scenerie und Naturschilderung, in der Charakterzeichnung und psychologischen Entwickelung. Letztere muß auch hier die Dürftigkeit der Handlung durch Breite und Ausführlichkeit ersetzen, die mitunter freilich auch — für den Leser ermüdend wird. Der Verfasser würde unbedingt seinen literarischen Ruf nicht minder wie den Genuß seiner Leser fördern, wenn er sich entschließen könnte, seine immer drei oder vier Bände starken Arbeiten mindestens um einen Band zu kürzen.

Je länger Galen schreibt, desto mehr scheint ihm dieser Fehler redseliger Breite und Wiederholungen zur andern Gewohnheit zu werden. Der Vorwurf der Wiederholung trifft ihn nicht blos in der Ausführung, sondern auch in der Erfindung. Immer ist das Agens seiner Romane ein verlorenes, verschollenes oder verstoßenes und schließlich wiedergefundenes, rehabilitirtes oder wieder zu Gnaden aufgenommenes Familienmitglied. So auch hier in den „Insulanern". Die angebliche Tochter eines gefährlichen rügianischen Schmuggiers und „Steinzangers" erweist sich schließlich als eine reiche Erbin, während ihr Oheim, ein altadeliger Gutsbesitzer, einen früher als Taugenichts verstoßenen Neffen aller Ehre und Liebe würdig findet und zu seinem Erben einsetzt. Diese Lösungen werden herbeigeführt durch die auf der Insel Rügen in gegenseitige Berührung gebrachten Beziehungen eines Doppelkleeblattes von drei jungen ausländischen und drei alten einheimischen Busenfreunden, in deren Charakteristik der Verfasser wieder einen seiner Hauptvorzüge bewährt.

Eine Schweizerin, Luise Meyer von Schauensee, debutirt mit zwei Erzählungen: „Ein Sturm auf dem Vierwaldstättersee" (vierter Abdruck, Stuttgart u. St.-Gallen, Gebrüder Scheitlin, 1861), und „Der Knabe vom Berg" (Ebendaselbst, 1861).

Gegen einen „vierten Abdruck" muß die Kritik die Segel streichen und den lebendig und charakteristisch geschilderten schweizer Föhn und als sinniges Gegenbild den Sturm in zwei Menschenherzen anerkennen. Der gemeinsame Schmerz über den Verlust des einzigen von den Wogen des Sees verschlungenen Kindes wird die Brücke zur Versöhnung eines in Haß und Groll geschiedenen Aelternpaars. Die künstlerisch gehaltene Ausführung der nur auf fünf Bogen sich beschränkenden Erzählung erweckte uns ein günstiges Vorurtheil für die größere Erzählung von 22 Bogen. Doch fanden wir uns getäuscht. Für Natur- und Charakterschilderung bewährt die Verfasserin auch hier ihr Talent und namentlich die ersten Kapitel machen durch ihre natürliche Frische einen wohlthuenden Eindruck. Aber der Totaleindruck mangelt. Ein aufgeweckter und vielversprechender junger Ziegenhirt vom Pilatusberg wird von einem „Kaplan" für die Wissenschaft erzogen, bezieht die Universität und erringt sich hier durch sein geistiges und moralisches Uebergewicht die Freundschaft eines mannichfach, auch als Dichter, mit ihm rivalisirenden reichen Studiengenossen, endlich sogar auch das Herz der schönen Schwester desselben. Vor dieser „weltlichen Verlockung" schützt ihn jedoch seine treue Liebe zu einer armen Jugendfreundin. Im Begriff, zeitweilig von letzterer sich zu trennen, um vor Begründung eines häuslichen Herdes schließlich noch in der „Hauptstadt" die letzte Hand an seine Bildung zu legen, bekommt

er plötzlich das Nervenfieber und — stirbt. Warum der an Geist und Charakter hochbegabte und vielversprechende junge Mann mitten in seinem Entwickelungsgange sterben muß, erklärt uns schließlich seine hinterlassene Braut, die ihn als eine der „taubenartigen" Barmherzigen Schwestern des Spitals betrauert, in welchem sie an seinem Sterbebett saß, und sein ehemaliger Erzieher, der Kaplan vom Berge, bestätigt es: „Die Lichter der Erde brennen nur trüb', er aber hat sich so sehr nach Vollkommenheit gesehnt!" Und warum die Verfasserin dieses seltsamen, aus Reife und Unreife, Poesie und Scurrilität, wahrer Empfindung und falscher Empfindelei gemischten Buches gegen den Schluß hin plötzlich eine bis dahin leidlich verborgene, entschieden verdächtige confessionelle Tendenz enthüllt, erklärt uns der Name ihres Wohnorts — Luzern.

Aus der musikalischen Welt.

Mannichfach sind schon in den Zeitschriften die frischen, anregenden „Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy" (Leipzig, Mendelssohn, 1861) gerühmt und zu Auszügen benutzt worden. Ein junger zukunftsreicher, als Wunderknabe schon stark gefeierter Virtuose verläßt das Aeltenhaus und bringt von seinen Reisen in Deutschland, Italien und Frankreich Eindrücke heim, niedergelegt in Briefen an die Seinigen. Der berliner Horizont, unter dem sich der geniale Componist bildete, war jener bekannte Goethisch-Zelterische, der noch jetzt in Berlin ausdrückt, was auf ästhetischem Gebiet „gut und theuer" ist. Etwas Geheimrathsthum gehört mit dazu.

Man wird in diesen vertrauten Briefen oft den Jüngling erkennen, manches Vorurtheil berichtigen müssen, im allgemeinen aber von der angenehmen Lectüre mit freundlichen Reminiscenzen scheiden. Goethe, den Mendelssohn in Weimar besuchte, erscheint in diesen Briefen eigenthümlich aufgeregt und durch diesen Besuch in Mitleidenschaft gezogen. Wie glücklich war auch darin der große Mann, daß er Familienumgebungen besaß, die ihn immer würdig in die Scene treten ließen und sich nicht neben oder hinter ihm gleichfalls mit zur Hauptsache machten!

Schon vor einigen Jahren rühmten wir das treffliche Werk von L. Köhler: „Der Klavierunterricht" (Leipzig, J. J. Weber). Es ist in zweiter Auflage erschienen und gibt dadurch den besten Beweis seiner Brauchbarkeit. Die Charakteristik der neuern Klaviercompositionen ist besonders gelungen. Wir empfehlen diese Schrift allen Müttern, allen Erziehern, die den Klavierunterricht ihrer Kinder selbst übernehmen oder gegen die Indolenz oder Charlatanerie der Lehrer überwachen wollen.

Schließen wir hier zwei Werke an, die dem Sänger und Schauspieler von besonderm Werthe sein dürften. Der noch in Thätigkeit begriffene verdienstvolle Schauspieler Oskar Guttmann gibt eine „Gymnastik der Stimme, gestützt auf physiologische Gesetze" (Leipzig, J. J. Weber, 1861). Hier erhalten Freunde des Gesanges und des rhetorischen Vortrags eine Anweisung zum Selbstunterricht in der Uebung und dem richtigen Gebrauch der Sprach- und Gesangsorgane. Sehr wahr sagt der Verfasser, daß auch in den Kirchen und Schulen die Entstellung des Sprachwohllautes eine empfindliche Benachtheiligung der vom Gottesdienst und dem Unterricht erstrebten Wirkungen sei. Nicht minder überzeugend sind die meisten der von unserm Stimmarzt gegebenen Vorschriften, so namentlich die Beachtung der Mitleidenschaft des Zwerchfells beim Sprechen, Recitiren und Singen. Manche praktische Winke werden vorzugsweise den ausübenden Sprecher, den Schauspieler interessiren, z. B. das Ausgehen des Athems bei längerer Rede, die Wirkungen der Costümbekleidung des Körpers auf die Stimme u. s. w.

Ueberrascht wurden wir durch eine Schrift der Gattin des berühmten Theologen und Literarhistorikers Strauß, der ehemaligen Sängerin Agnes Schebest: „Rede und Geberde. Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck" (Leipzig, Abel, 1861). Die Verfasserin hat ihre heroische, schlanke Gestalt in 30 Attituden zeichnen lassen, deren Vervielfältigung dem geschmackvoll ausgestatteten Buche angefügt ist. Wir begegnen im begleitenden Text einer Mutter, die ihren Kindern ein vernünftiges Lesen und Sprechen beibringt in einem Unterricht, der sich allmählich zur höchsten Kunstmäßigkeit steigert. Diese Einkleidung des Ganzen ist an sich allerliebst und erweckt vor den Geistesgaben dieser vielbesprochenen Frau die größte Hochachtung. In gesundnatürlicher, treuherziger Weise ertheilt sie ihren Zöglingen einen theils guter Lectüre, theils der Erfahrung entnommenen Unterricht und scheut sogar den Eindruck der Langeweile nicht, der allerdings zuweilen den Leser beschleicht bei dieser umständlichen Behandlung der Art, wie man bei gewissen Stimmungen Hände, Finger, Auge und Fuß zu richten hätte. Es hat sich hierin etwas aus den „schwäbischen Pfarrhäusern" in die Halle der Musen eingeschlichen; wenigstens werden Nektar und Ambrosia zuweilen wie frischgebackener Zwetschenkuchen verzehrt.

Die gewählten Beispiele sind nicht immer glücklich und leiden an schwäbischer Gevatterschaft. Wie man vollends noch ein Monodrama von Franz Kugler dem Unterricht zu Grunde legen konnte, begreift sich wol nur aus der Huldigung, die der treffliche Kunsthistoriker und schwache Dramatiker der genialen Sängerin widmete. Da wäre uns selbst der alte Rousseau-Gotter'sche „Pygmalion" lieber gewesen; er würde sich allerdings seltsam ausgenommen haben in dem Munde einer Mutter, die wenigstens in diesem Buche den originellen Eindruck macht, als wäre sie im Stande, im Schild des Achilles schwäbische Spätzle zu backen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Digitized by Google

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus Stuttgart. — Briefe aus Karlsruhe. III. — Eine neue Homer-Ueberſetzung. — Berliner Chronik. I. — Zoologiſche Gärten. — Briefwechſel.

Ein Brief aus Stuttgart.

— — Am 16. December werden unſere Kammern geſchloſſen und die Mitglieder des Ober- und Unterhauſes zum Weihnachtsfeſt an den häuslichen Herd entlaſſen. Als Chriſtbeſcherung und als der langen Reden, die im Ständehaus gehalten worden ſind, kurzen Sinn bringen ſie einige neue Geſetze mit.

Das wichtigſte darunter iſt das neue Gewerbegeſetz. Der Regierungsentwurf huldigte bereits dem Grundſatz moderner Gewerbefreiheit, glaubte aber in Betracht verſchiedener Beſtimmungen den hergebrachten Verhältniſſen Rechnung tragen zu müſſen. Die Berathungen der Kammer der Abgeordneten, deren Seele Moritz Mahl und Freiherr von Varnbüler, tendirten zur conſequenten Durchführung des Princips der Gewerbefreiheit, das nur in Anbetracht, daß die benachbarten Länder, namentlich Baiern, in der Gewerbegeſetzgebung noch ſoweit hinter den Forderungen der Zeit zurückſtehen, entgegen der Anſicht der genannten Herren, zum Schutz der Landeskinder gegenüber den „Fremden" aus den Berathungen etwas beeinträchtigt hervorging. Hierher gehört u. a. die Beſtimmung, daß ſich nur die Angehörigen ſolcher Länder in Würtemberg behufs Ausübung eines Gewerbes niederlaſſen dürfen, welche Gegenrecht halten. Dieſe Beſtimmung fällt hauptſächlich zu Ungunſten Angehöriger deutſcher Nation aus, während Schweizer, Franzoſen, Belgier u. ſ. w. in Schwaben unverwehrt ihre Arbeitskraft verwerthen können. Möge hierin für die übrigen deutſchen Länder die Aufforderung liegen, die Gewerbegeſetzgebung im Sinne der vollſtändigſten Gewerbefreiheit umzugeſtalten! Die größte Freiheit gewährt den größten Schutz.

Allein gerade in unſerer „intelligenten" Reſidenz wollte dem „intelligenten" Gewerbeſtand dieſe Freiheit am allerwenigſten munden. Faſt unſere ſämmtlichen „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" ſprachen ſich in einer Petition an die Erſte Kammer gegen das Gewerbegeſetz der Zweiten Kammer aus und baten jene, die geſetzlich angeſtrebte Gewerbefreiheit ja erſt ordentlich zu cenſiren, während die Gewerbtreibenden auf dem Lande das neue Geſetz überall freudig begrüßten. Aber ſiehe da! Die conſervative Kammer der Standesherren glaubte Kraft, Fähigkeit, Gedeihen und Blüte der Arbeit am beſten zu conſerviren, wenn ſie die weſentlichſten Beſtimmungen der Zweiten Kammer zu den ihrigen machte. So tritt nun in Würtemberg demnächſt eine Gewerbegeſetzgebung in Kraft, die für viele andere deutſche Länder muſtergültig iſt.

Dagegen ruft ein anderer Stand als der gewerbliche bei uns ſeit einiger Zeit unaufhörlich nach Freiheit: es iſt der ultramontane Klerus. Dieſe Freiheit iſt nun freilich nicht die „Freiheit, die ich meine", ſondern er verſteht darunter jene etwas eigenthümliche Freiheit, die Gewiſſen zu knechten, aus der Wahrheit ein Monopol zu machen und die Seligkeit nur denjenigen zu verheißen, die zur ultrakatholiſchen Richtung gehören. Das Concordat war die Formel dieſer Freiheit; man iſt glücklich über daſſelbe hinweggekommen; dafür ſollte nun die katholiſch-kirchliche Angelegenheit auf dem Wege der Geſetzgebung geordnet werden. Der hierauf bezügliche Geſetzentwurf wird gegenwärtig von der Kammer der Abgeordneten zu Ende berathen. Die hauptſächlichſten Beſtimmungen deſſelben ſind von ihr bereits angenommen worden, die andern werden es noch. Zwar iſt das neue Geſetz dem Concordat ſchon deshalb vorzuziehen, weil es nach Zeit und Umſtänden immer wieder abgeändert und verbeſſert werden kann, ohne daß hierzu die Einwilligung Roms nöthig iſt; allein gegenüber der bisherigen Ordnung der Dinge, betreffend das Verhältniß der katholiſchen Kirche zum Staat, iſt es im ganz entſchiedenen Rückſchritt. Niemand hat bisher die Katholiken an der freieſten Ausübung ihrer Confeſſion gehindert, wol aber hat der Staat ſich ein vernünftiges Aufſichtsrecht über die katholiſche Kirche gewahrt, die in neueſter Zeit bekanntlich nicht nur unabhängig neben, ſondern womöglich über jenem ſtehen will. Daher die Concordatsbeſtrebungen der letzten Jahre, die bei uns in dem neuen katholiſchen Kirchengeſetz ihren vorläufigen Abſchluß gefunden haben. Daſſelbe hat dem Staate das verfaſſungsmäßige Placet in der bisherigen Ausdehnung, das Ernennungsrecht der katholiſchen Geiſtlichen ſowie ſeine Strafbefugniß entwunden, der Kirche einen großen Einfluß auf die Bildungsanſtalten eingeräumt, der Einführung von geiſtlichen Orden und Congregationen Thür und Thor geöffnet. Nur mit einem kleinen Mehr gelang es der Kammer, auf den Antrag Reyſcher's die Beſtimmung in das Geſetz aufzunehmen, daß Jeſuiten und verwandte Corporationen in unſerm Lande nicht zugelaſſen werden dürfen. In der Kammer war es einzig Moritz Mahl, der von dem Standpunkt der Bildung und Humanität im Intereſſe des katholiſchen Volks, der niedern Geiſtlichkeit ſelber, im Intereſſe der Gewiſſensfreiheit und Toleranz vor den der römiſchen Hierarchie ge-

Digitized by Google

machten Concessionen eindringlich warnte; die katholischen Kammermitglieder, in ultramontaner Anschauungsweise befangen, die protestantischen, den Ultramontanismus mit dem Katholicismus verwechselnd und im Glauben, es komme ihren katholischen Mitbrüdern zugute, was sie denjenigen gewähren, die sie für Ketzer halten und die blinde Unterwerfung fordern — stimmten einem Gesetze bei, das nur geeignet ist, gegen den Sinn und Zug unserer Bildung den confessionellen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus schärfer zu spannen, Wesentliches und Unwesentliches in der Religion in trüber Mischung zu erhalten und namentlich dem katholischen Volke die letzte Spur von Gewissensfreiheit zu rauben. Glücklicherweise geht aber trotz der römischen Hierarchie die Erde um die Sonne und die Geschichte der Menschheit vorwärts.

Briefe aus Karlsruhe.

III.

Es gibt zwei Poeten, die an Erfindungsgabe und Productionsreichthum ihresgleichen in der Welt niemals hatten, noch jemals haben werden. Beide sind Bastarde vom Vater der Lügen, Gevattersleute vom Unsinn, die unter der gleißenden Larve von Menschlichkeit und Nächstenliebe unglaublich viel Unheil stiften und mit der Wahrheit ewig im Kampfe liegen. Sie heißen Klatschsucht und Vermuthung.

Beide erscheinen um so rastloser, wo es sich um Personen des Standes handelt, der wirkliche oder scheinbare Vorzüge genießt, solche nicht selten sich anmaßt und ein Wohlbehagen leider in einer separatistischen Stellung zur übrigen Welt findet. Beiden wurde in jüngern und jüngsten Zeiten hier überreiche Nahrung geboten. Kaum ist eine alberne Geschichte aus dem adligen Fräuleinstift endlich zu vollkommen absolvirender Aufklärung gelangt, so läßt ein junger Ritter aus einem berühmten Stamme plötzlich Weib und Kind sitzen und läuft mit der Schwester seiner Frau davon. Noch sind Klatschsucht und Vermuthungen beiweitem nicht im Reinen über alle Wenn und Aber dieser unsaubern Geschichte, da fährt schon wie ein Blitz aus blauem Himmel eine andere, noch schlimmerer Natur, mitten unter die bewegte Masse nieder. Wiederholte Versuche der Vergiftung des Hofmarschalls von Baumbach werden entdeckt und die Justiz sieht sich genöthigt, dessen Gemahlin (eine geborene von Giesau) und Dienerschaft in Untersuchungshaft zu nehmen. Das heißt in der That, der Albernheit und Böswilligkeit zu reichen Stoff bieten, und veranlaßt zugleich ernste, aber betrübende Betrachtungen über Bildung, Geist- und Sitten in dieser Region.

Gespannteste Aufmerksamkeit nach verschiedenen Richtungen und Stimmungen erregt das schnelle Aufblühen der hier ganz neuen katholischen Klosterschule für Mädchen, die trotz ihrer ziemlich strengen klösterlichen Einrichtung bereits auch protestantische und israelitische Mädchen unter ihren Zöglingen hat und völlig gesonderten Religionsunterricht für diese gestattet. Auch über diesen Zulauf ergehen sich die Vermuthungen in buntester Weise und erregen mancherlei Kopfschütteln. Wie gewöhnlich werden dabei die einfachsten und natürlichsten Gründe außer Betracht gelassen, mitunter verfängliche und unwahrscheinliche Motive unterstellt, während gewiß die Hauptsache dabei darauf hinausläuft, daß viele Aeltern besser zu thun glauben, wenn sie ihre Töchter weiblichen Erzieherinnen anvertrauen, anstatt sie unter männliche Aufsicht zu stellen. Dagegen läßt sich wol Wesentliches nicht einwenden, solange nicht die Acten der Verhandlungen für und gegen diese Gründe geschlossen sind und spruchreif vorliegen. Um so weniger, als in neuerer Zeit gar viele Unfertigkeiten und Uebelstände bei gewöhnlichen, von Männern geleiteten Mädchenschulen mit Emphase in die Oeffentlichkeit gelangt und ängstliche Leute etwas kopfscheu zu machen allerdings geeignet sind. Von allen solchen Sagen und Geschichten kommt ja die volle Wahrheit fast niemals rein zu Tage, indem das alte System der Bemäntelung und Vertuschung es für besser erachtet, der Klatschsucht und den Vermuthungen freies Feld zu lassen. Wir hoffen und wünschen aufrichtig, daß diese Klosterschule nicht in eine jener herkömmlichen Mädchen-Pensionsanstalten ausarte, über welche schon vor zwanzig Jahren ein Beobachter schrieb: „Sobald ein Mädchen die Schwelle einer Pensionsanstalt überschritten hat, wird ihm ein bedeutungsvolles, inhaltschweres Wort ans Herz gelegt. Dieses Wort heißt: Weiblicher Anstand. Unter dem weiblichen Anstand versteht man aber in den Pensionsanstalten die Kunst, nach streng vorgeschriebenen Regeln zu scheinen, was man nicht ist, und zu sein, was man nicht scheint. Nach diesen Regeln muß der Spiegel des Gesichts die Züge des Herzens verkehrt wiedergeben. Das Mädchen muß angenehm lächeln, wenn es sich ärgert, und es muß schmollen, wenn es sich im tiefsten Innern freut. Es muß nach bestimmten Vorschriften die Augen niederschlagen und nach gewissen Methoden schamroth werden. Es muß die Muttersprache und die Sprache des Herzens vergessen und in einer fremden Zunge fremde Gefühle sprechen lernen. Es muß musikalisch niesen und nach Noten seufzen. Als lustiger, lebensfroher Schmetterling wird das Mädchen in die Anstalt gebracht und verläßt dieselbe nicht eher, als bis es sich in eine Puppe verwandelt hat." Daß Wahrheit dieser Ansicht zu Grunde liege, wird leider niemand in Abrede stellen; aber gewiß ebenso wenig, daß diese Wahrheit hier etwas schroff und scharf ausgeprägt erscheint.

Das Hoftheater hat heuer seine Sommerferien vor Anfang der Frühlingsmesse begonnen und feierte bis in den August. Daß es auch im abgelaufenen Jahre Vollkommenes nicht leistete, sagten uns die Theaterberichte in der „Karlsruher" wie in der „Badischen Landeszeitung", denen Glauben zu schen-

Digitized by Google

ken man um so geneigter sein darf, als sie in der That durch Besonnenheit, Unparteilichkeit, Offenheit und manchen tiefern Blick in das Innere der Kunst sich rühmlichst auszeichnen und jeden, dem es um Belehrung zu thun ist, zu belehren geeignet sind. Manche Leute sind freilich mitunter anderer Meinung. Unter diesen seltsamerweise gerade diejenigen am lautesten, welchen jahraus jahrein die Ausgaben für das Hoftheater ein Dorn im Auge und namentlich die großen Gehalte ein Greuel sind. Sie declamiren fortwährend über Mängel und Lücken im Personal, ohne die Unmöglichkeiten einzusehen, bei dem allgemeinen Mangel origineller Kräfte alle Fächer stets mit solchen besetzen zu können, wenn man auch die Ausgaben noch höher schrauben wollte. Erkaufen läßt sich freilich am Ende alles, was vorhanden ist, aber was es nicht gibt, kann man auch mit Tausenden nicht herbeischaffen. Dankt dem Himmel, daß ihr ein gutes Theater unter tüchtiger Leitung habt und verlangt nicht, was viele größere Städte mit mächtigern Kassen und weit reichern Einnahmen vom Publikum nicht minder umsonst begehren.

Die Volksfreundlichkeit des Großherzogs hat in diesem Sommer der Residenz manche Abendgenüsse bereitet, indem an zwei Abenden der Woche in dem aller Welt offenen Schloßgarten die Musikchöre von drei Regimentern an verschiedenen Punkten vorzügliche Compositionen ausführten. Diese köstliche Promenade wurde dadurch zugleich auf das angenehmste belebt und Fürst und Fürstin erhöhten den Genuß durch ihre persönliche Erscheinung ohne alle Etikette, oft in ihrem einfachen Auftreten nicht einmal von allen sogleich erkannt. Der Schloßgarten war der reizende Corso der Residenz, der es bisher, trotz ihres Ueberflusses an schönen Spaziergängen, an einem Vereinigungspunkt aller Stände mangelte. Dies bleibt hoffentlich nicht ohne Einfluß auf die Geselligkeit, da hier, im Gegensatz zu manchen unserer geistig belebten Provinzialstädte, die verschiedenen Stände bisher dem Absonderungssystem ziemlich offen huldigen, sogar in den geschlossenen Gesellschaften sich ihm nicht völlig zu entwinden scheinen. Das ist ein Zopf, der noch herunter muß, wenn Soldateska, Bureaukratie, Bürgerthum, Regierung und Fürst in vollkommenster Einigkeit und Einheit leben und wirken sollen.

An die sehr eifrig besuchten und mehrseitig fruchtbaren populär-wissenschaftlichen Vorlesungen des Winters und Frühlings von Notabilitäten aus Heidelberg, Manheim und Karlsruhe reihten sich vor längerer Zeit vier Vorlesungen von Dr. Faucher aus Frankfurt über Gewerbefreiheit, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit in hohem Grade anregten und ohne Zweifel bedeutenden Einfluß auf die wogende Stimmung über diese hochwichtigen Fragen übten.

Eine neue Homer-Uebersetzung.

In eine durch seltene Wohlfeilheit ausgezeichnete Sammlung classischer Schriften, die der Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin herausgibt, ist jetzt auch eine neue Uebersetzung des Homer von Karl Ufchner aufgenommen worden. Sie dürfte sich besonders dadurch empfehlen, daß sie nicht von einem nur am Wortlaut interessirten Sprachgelehrten, sondern von einem poetischen Dilettanten herrührt, der sich auch sonst durch gewandte Versification auszeichnet. Man wird im Lesen durch keinerlei Härten gestört; der Sinn ist richtig getroffen und klar wiedergegeben, in zweifelhaften Fällen die Meinung der neuesten Interpreten zu Rathe gezogen. In metrischer Hinsicht dürfte man mit mancher Länge oder Kürze rechten; doch besser, der Sinn und Wohllaut ist gewahrt, als daß durch ein absolut strenges Messen der Silben zu ersichtlich heroortritt, wie denn doch am Ende die deutsche Sprache sich hierin nur widerstrebend den Gesetzen des Alterthums fügt bei allem Reichthum ihres auch nach dieser Seite hin zu rühmenden Vermögens und Könnens. Möge die außerordentliche Verbreitung dieser Hofmann'schen Sammlung dazu beitragen, daß auch Homer in die Masse dringe und gesunde, lebensfrische Natürlichkeit immermehr ein Gemeingut wahrer Bildung werde. Das ist ja der eigentliche Kern an dem Alten von Chios: Im Ernsthaften noch ist er ein Schalk; er singt, um sich und andern die Grillen zu vertreiben.

Berliner Chronik.

I.

*** Wahlen und Wühlen —! Das ist unsere Losung. Die scharfen Betonungen, die wir in der letzten Zeit aus allerhöchstem Munde vernahmen, wirken noch immer wie Gewitterluft. Zum Glück haben die freundlichen Verhältnisse, in welche Preußen und Frankreich getreten, die Besorgniß eines plötzlich über uns hereinbrechenden Kriegs für den Augenblick aufgehoben und damit auch die allzu heftigen Explosionen über die Heeresorganisation vorläufig noch aufgehalten. Aber auch wol nur vorläufig. Die Minister dürften um so empfindlicher an ihre Unterlassungssünden von 1859 gemahnt werden. Wie reizbar die öffentliche Meinung geworden, erkennt man aus dem Mismuth über ganz geringfügige Dinge, z. B. über die vom königlichen Palais wehende prächtige Fahne! Sie gilt als Zeichen, daß die allerhöchsten Herrschaften in der Residenz anwesend sind. Es ist dieselbe Fahne, welche am Einzugstage, sobald die Majestäten sich dem alten königlichen Schlosse nahten, daselbst ihr Banner entfaltete. Sie zeigt inwendig ein großes schwarzes Kreuz mit weißer Einfassung, die von der aus schwarzen und goldenen Adlern bestehenden Ordenskette des Schwarzen Adlerordens umgeben ist. Ueber dem Kreuz schwebt die goldene Königskrone; die Eckfelder sind karmoisinroth und wiederum flattern in ihnen goldene und schwarze Adler. Auf der schwarzweißen Fahnenstange befindet sich statt der gewöhnlichen Spitze eine goldene Krone. Anfänglich nahm man im Publikum an, daß es eine Nachahmung englischer Sitte sei; doch weiß jeder, der mit den englischen Verhältnissen vertraut ist, daß diese Ceremonie nur bei dem Aufenthalt der Königin in Osborne, Windsor oder Balmoral stattfindet; dagegen ist auf dem Buckingham-Palast zu London nie oder nur in sehr ausnahmsweisen Fällen die wehende Standarte zu

sehen. Daß von dem Landschloß, sobald es zum Aufenthalt des Königs erkoren ist, die Fahne weht, ist, wie auch bei Adelsfamilien, althergebrachte Sitte; in unserm Fall aber liegt etwas ganz Neues vor und die gute Stadt Berlin ist — philisterhaft genug, sich in diese stete Herausstellung der Größe und Macht Preußens gar nicht recht finden zu wollen.

Die Geselligkeit verspricht eine in diesem Jahr ganz besonders belebte zu werden, da, wie es heißt, viele große und kleine Hoffeste stattfinden sollen. Andererseits ist auch das bisher ziemlich öde, weil von einem Greisen bewohnt gewesene Ministerium des Auswärtigen durch den Wechsel dem geselligen Leben wiedergegeben worden. Die Gräfin Bernstorff empfängt noch vor Eröffnung des Carnevals dreimal in der Woche — eine hier noch nicht gekannte Gastlichkeit eines Ministerhotels. Auch hört man, daß das Finanzministerium, das jetzt in seinem kostbaren Umbau vollendet ist und die nöthigen, von der Frau Ministerin gewünschten Gesellschaftsräume besitzt, nun nachholen wird, was es im vergangenen Winter schuldig geblieben. Obwol die Partei von der Heydt in Elberfeld allen dortigen Fabrikanten erklärt hat, daß, wenn Se. Excellenz nicht in Elberfeld gewählt würden, sie ihr Portefeuille niederlegen würden, so kann ich Ihnen aus bester Quelle sagen, daß der Jünger Mercur's nicht daran denkt, so entschiedene Alternativen zu stellen. Herr von der Heydt hat der gefährlichen Ambicone schon zu viele überschritten, um darin nicht schon eine außerordentliche Gewandtheit erlangt zu haben. Auch fühlt die Frau Ministerin sich in den hängenden Gärten ihres Hotels viel behaglicher, als in dem Stillleben zu Elberfeld der Fall sein würde. Bei dem Minister des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten werden bereits Programme für — geistliche Concerte entworfen. Die Soiréen beim Grafen Schwerin erfreuten sich im vergangenen Jahre der allgemeinsten Anerkennung durch den ungezwungenen und belebt geselligen Verkehr, den sie darboten, und dürften sich in diesem Winter erneuern.

Nachdem verschiedene reiche Fabrikbesitzer à l'honneur der 112 weißgekleideten Jungfrauen Feste gegeben haben, will, wie man hört, auch die Kaufmannschaft einen Ball geben, um den besagten Jungfrauen Gelegenheit zu bieten, sich noch einmal in ihrem „Staatskleide" zu präsentiren. Man hatte allgemein ein sogenanntes „Bürgerfest" auf dem Schlosse erwartet, ähnlich dem, wie es Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung gab; da es nun leider nicht dazu gekommen ist, will man die jungen Damen für die getäuschten Hoffnungen entschädigen und zugleich verhindern, daß in die Kleider die Motten kommen.

Auf dem publicistischen Gebiet hält die Ankündigung der neuen „Vincke-Zeitung" in Spannung. So sind denn doch die Tausende zusammengekommen, um dem tapfern Vorkämpfer der „Constitutionellen" die Mittel an die Hand zu geben, sich bei etwaigen Conflicten, wie in letzter Session zwischen ihm und Waldeck, seiner Haut zu wehren. Die „vormundschaftlichen" Angelegenheiten, die der Abgeordnete von Hagen als Grund der Ablehnung eines Mandats angab, werden von Spöttern auch auf die dem gewählten Redacteur der „Berliner Allgemeinen Zeitung" gesetzte, nothwendige Curatel gedeutet. Man bot die Redaction zuerst Professor Haym in Halle an und wählte erst dann, als dieser ausschlug und da es doch vorzugsweise auf eine Züchtigung der Demokraten abgesehen ist, den Redacteur der „Grenzboten", Julian Schmidt. Ob diese Wahl im Stande sein wird, eine so mächtige Bewegung, an deren Spitze Männer wie Waldeck, Virchow, Schulze-Delitzsch u. a. stehen, niederzuhalten und zugleich die vom Zeitgeist überholten Alt-Gothaner wieder in den Vordergrund zu stellen, muß abgewartet werden.

Zoologische Gärten.

Dr. F. Weinland, wissenschaftlicher Secretär der Zoologischen Gesellschaft und Lector für Zoologie am rühmlichst bekannten Senckenberg'schen Museum in Frankfurt am Main, auch Herausgeber des seit zwei Jahren dort erscheinenden, manches Neue und Anregende bringenden „Zoologischen Gartens", hat kürzlich eine Rundreise durch die Zoologischen Gärten von Paris, London, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam und Köln gemacht. Nach seinem in obengenannter Zeitschrift ausgesprochenem Urtheil zeichnet sich der Regentspark in London durch die wunderbare Mannichfaltigkeit der dort gehegten Thiere aus; der neue „Acclimatisationsgarten" im Boulogner Gehölz durch eine besonders sorgfältige Pflege der acclimatisationsfähigen Thiere; der Jardin des Plantes, wenngleich jetzt von der Regierung vernachlässigt, durch seinen alten Ruf und seine geschichtlichen, ins vorige Jahrhundert zurückreichenden Traditionen; der Zoologische Garten zu Brüssel durch seine prächtigen, alle Rivalen überbietenden Parkanlagen; der zu Amsterdam durch eine Menge von nur dort in solcher Vollständigkeit und Mannichfaltigkeit angetroffenen Thierfamilien, wie z. B. dreizehn Arten Hirsche, sämmtlich in Paaren und meist mit Jungen, verschiedene Lamafamilien u. s. w.; der junge Garten in Rotterdam durch die Raubthiere des bekannten Thierbändigers Martin, darunter den schönsten und größten Tiger; der in Antwerpen durch besonders glückliche und überraschende Resultate in Bezug auf Fortpflanzung von Antilopen, Zebras, neu importirten Fasanen, Enten u. s. w.; der erst zwei Jahre bestehende Kölner Garten durch die Zucht schwer fortzubringender Vögel, wie z. B. von einem einzigen Paar schwarzer Schwäne allein zwölf Junge erzielt wurden; der ebenfalls noch sehr junge Frankfurter Garten endlich durch eine die übrigen Gärten übertreffende Reihe von Vierhändern und durch bemerkenswerthe Erfolge in der Zucht großer Antilopen. Jeder dieser Gärten, sagt Dr. Weinland, habe seinen Glanzpunkt, seinen Stolz, und das vielgehörte Sprichwort: „Wer Eine Stadt gesehen, hat alle gesehen!" sei am allerwenigsten auf die Zoologischen Gärten anzuwenden.

Briefwechsel.

— Die Redaction der „Eunomia" erwirbt sich ein Verdienst durch den Abdruck eines im leipziger Buchhändler-Börsenblatt befindlichen Artikels gegen die neue preußische Besteuerung der außerpreußischen deutschen Presse. Es ist unbegreiflich, wie die Kritik dieser seltsamen „moralischen Eroberungen", die Preußen in Deutschland machen will, eine so vereinzelte bleibt. Namentlich sollte die Bevorzugung der englischen und französischen Blätter gegen die außerpreußischen deutschen eine Mehrung der Proteste herbeiführen. Wenn sich Sachsen oder Baiern erlaubt hätte, ein solches Gesetz zu geben'

(Ausgegeben am 5. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erſter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Loreley am Plattenſee. Von Ludwig Foglar. — Der deutſche Sprachunterricht in Frankreich. Von Hermann Demmig. II. — Weihnachtliche Schreckgeſtalten. Von Jeanne Marie von Gayette. — Julian Schmidt als „Culturhiſtoriker". I. — Griechenlands Wiedergeburt. — Neue Romane und Novellen. XXVIII. — Aus dem Leben der Natur. — **Neues aus der Welt.**

Loreley am Plattenſee.

Von Ludwig Foglar.

Der berühmte Naturforſcher S., einſt öſterreichiſcher Offizier und ein ſtrenger Legitimiſt, hatte ſich mir auf einer Reiſe durch Ungarn angeſchloſſen, das kennen zu lernen und zu beurtheilen er ſchon lange begierig war. Noch vibrirten in gewaltigen Schwingungen die Nachklänge der Revolution von 1848.

„Ich will mit den Magyaren ins Gericht gehen!" lautete die Loſung meines Freundes, als wir im Donauthale zuerſt den Boden Pannoniens betraten und neben den Spuren der Kriegsfurie manch reizendes Stillleben entdeckten, allüberall ſchon traulich und feſſelnd angemuthet wurden. Allein weder die jungfräulichen Reize der noch wenig erforſchten Karpaten mit ihren ſo intereſſanten Berglandſchaften, mit ihren Hochgebirgsſcenen, mit ihrer reichen Vegetation und dem kernigen Urgeſtein und den ſchroffen Formen, ſchmalen Kämmen, gezackten Bergſpitzen und Gebirgsſeen, noch die ſtillen Zauber des Bakonyer Waldes mit ſeinen Pics und Plateaux von Baſalt, Nagelflue und Molaſſe, mit ſeinem prachtvollen Baumſchlag und den üppigen Thälern vermochten das ſtarre Gemüth meines ſteinfreundlichen Geologen zu erweichen, obwol er ſchon zuweilen eingeſtand, daß er ein ſo herrliches Land, eine ſo reiche Fülle mannichfaltigſter Vorzüge auf keinem Theile unſers Continents angetroffen und ſich auch an den „Leuten" manches anders gedacht hätte.

Das war mir vorerſt genug und ohne weitern Widerſpruch beobachtete ich ruhig die Eindrücke, welche allmählich, aber entſchieden ſich der Seele meines gelehrten Wandergenoſſen bemächtigten. Er hatte zwei Anträge von der Regierung erhalten. Einen, der auf die ungariſchen Bergwerke Bezug hatte, einen andern, der ihn nach Illyrien führen mußte, an die Küſte der Adria. Er wollte die ihm in Ungarn gebotene Anſtellung annehmen, um — „das Seinige beizutragen, Ungarn fühlen zu laſſen, was es an Oeſterreich verbrach".

Die Eindrücke wurden um ſo nachhaltiger, als wir nun in die große ungariſche Ebene niederſtiegen, jenes weiteſte Becken, in das der mächtige Donauſtrom durch die Pforte zwiſchen Gran und Waitzen eintritt. Dieſe Ebene iſt nicht nur die größte Fläche in Oeſterreich — 1700 Quadratmeilen —, ſondern auch vermöge ihrer Ausdehnung und des Charakters der darauf vorkommenden Erſcheinungen ein treues Bild der Steppen des aſiatiſchen Feſtlandes. Von dem Fuße der Karpatenvorberge läßt ſich eine gerade Linie von

mehr als 60 Meilen ziehen, auf welcher des Wanderers Fuß keinen Hügel oder Berg berührt; nur einzelne Anschwellungen zwischen Donau und Theiß erheben sich bis zu 200 Fuß über dem tiefsten Bodenstand. Diese beiden Hauptstromadern des Landes umschließen im Verein mit dem siebenbürgischen Hochlande jene weiten Steppen, deren Grasfläche zahllosen Heerden nutzbarer Thiere zum Aufenthalte dient — das sind die Pußzten, jene unermeßlichen Heimatstätten melancholischer Einsamkeit, deren Bild uns die Kunst schon längst vermittelt hat — denken wir doch bei ihrem Namen an die eigenthümlichsten Gedichte von Nikolaus Lenau, J. N. Vogl und Karl Beck oder an die charaktervollen Landschaften von Sellény, A. Schönn und Em. Benkert, oder endlich an die typischen musikalischen Rhapsodieen von Franz Liszt und Robert Volkmann, Erkel, Rozsavölgyi und Benjamin Egressy. Eine Pußztenwanderung erzeugt uns, namentlich bei Nacht, gleich dem „ewigen Meere", das Gefühl der Verlassenheit, des Aufsichselbstgestelltseins, und niemals konnten wir begreifen, wie sich in diesen leeren Einöden jener merkwürdige Ortssinn des Csikso zu entwickeln vermag, der sich daselbst unter allen Umständen augenblicklich zurechtfindet, und wenn dieser gewandteste aller Pferdebändiger auf seinem flinken feurigen Thiere dahinbraust „ohne Sattel, ohne Bügel", so findet er doch instinctmäßig wie die Brieftaube in ihrer Luftregion immer den kürzesten, richtigen Weg.

Unvergeßlich wird mir das Erstaunen meines Freundes bleiben, welcher einem solchen Csikos eine dringend wichtige Botschaft in bedeutende Entfernung zu bestellen auftrug und nachdem sie in wenig Tagen auf das pünktlichste vollzogen war, den „Lootsen der Wüste" glänzend belohnen wollte, von diesem aber ebenso höflich als entschieden mit den ritterlich stolzen Worten abgewiesen wurde: „Ihr sagtet ja, daß Ihr mir etwas sehr Wichtiges anvertraut, weil man sich auf den Ungar verlassen könne! Ihr habt mich also schon voraus belohnt!" Ein anderes mal versuchten wir, dem Wirthe einer auf Meilenweite einsamen Csárda ein Geschenk zu machen, weil er uns im unsaglichen Unwetter beherbergt und, so gut es seine Armuth gestattete, verköstigt hatte. Aber nur mit Mühe konnten wir es durchsetzen, daß die Kinder eine Kleinigkeit annehmen durften, denn der Mann wollte uns nicht als „Passagiere" betrachten, sondern als verirrte Wanderer, denen „magyarische Gastfreundschaft" zu erweisen auch dem Aermsten Pflicht und Freude ist. Die überschwengliche Liberalität des ungarischen „Herrenhauses" hatten wir öfter zu genießen Gelegenheit gefunden, ohne daß mein Freund davon allzu sehr bestochen wurde, weil dabei doch demjenigen, „der mit seiner Person bezahlt", von der Wohlhabenheit keine Opfer gebracht werden; allein solche charakteristische Züge aus dem Volke, der misera plebs contribuens, fingen doch an, ihn in seinem Vorhaben, in Schemnitz als österreichischer „Rächer" aufzutreten, wankend zu machen. Ich mußte innerlich lachen, wenn er anfing, von dem „blauen Auge der Adria" zu sprechen. Aber je mehr wir uns dem Ziele unserer Wanderschaft näherten, desto eifriger nährte der Freund doch wieder den Widerstand gegen alles, was seine vorgefaßte Meinung wider die „störrige Nation" umzustimmen geeignet sein mochte.

Der Strich zwischen Donau und Theiß zeichnet sich im Norden durch seine Wasserlosigkeit aus. Da ist nirgends ein fließendes Gewässer, wenn nicht der Regen zuweilen rinnende Adern erzeugt, die sich aus Sümpfen entwickeln und wieder in Sümpfe verlieren. Einzelne Strecken im östlichen Theile sind mit Flugsand bedeckt. Mit der großen Ebene in Verbindung steht die Fläche, die sich am rechten Ufer der Donau gegen unser Ziel, den Plattensee (Balaton) hinaufzieht.

Welch ein Contrast der Bilder und Erscheinungen plötzlich! Aus der lautlosen Einsamkeit der Pußzten, die nicht wie das stille, ruhende Meer durch leises Wogengeflüster unterbrochen wird, aus dem unermeßlichen Gesichtskreis der öden Fläche, wo nur selten der ragende Ziehbrunnen einen Anhaltepunkt für das Auge bietet; aus der farblosen Monotonie der Weideplätze, deren poetischer Reiz eben nur in ihrer melancholischen Verlassenheit besteht; aus den nur vom träge fliegenden Storch heimgesuchten Sümpfen und Tümpeln — mit Eins versetzt an die lachenden, anmuthigen Gestade eines reizenden Sees! Der Plattensee, südlich vom Bakonyer Walde, nur 448 Fuß über dem Meere gelegen, 18 Quadratmeilen groß und bis 36 Fuß tief, nimmt aus dem umliegenden Hügellande eine große Anzahl kleiner Bäche auf und ist durch einen Abfluß, den Sio, der in die Szarvicz mündet, mit der Donau in Verbindung. Er ist der größte Landsee Ungarns und zugleich die Perle nicht nur des Szalader Comitats, sondern von ganz Pannonien; denn der an seinem Ufer gelegene Curort Füred bietet

das beſuchteſte Geſundbad, iſt namentlich für Frauenkrankheiten ſehr heilſam und hat einen köſtlichen, weitberühmten Sauerbrunnen, von dem ſchon 1777 H. Krantz ſchrieb: „Dieſer Säuerling erquickt, macht Luſt zum Eſſen, heilt das kalte Fieber, löſt die Beſchwerden der Leber, reizt und ſtärkt im Bade.“ Unter den mehr als tauſend Gäſten, welche hier ihre „Sommerfriſche“ genießen, ſind nicht wenige Feinſchmecker, welche blos wegen des berühmten Plattenſeefiſches daherkommen, wegen des köſtlichen „Fogaſch“ (Perca lucioperca), der nur hier vorkommt und einen Hauptreichthum der Anwohner darſtellt.

Füred, wegen ſeiner Eleganz Ungarns Pyrmont genannt, hat drei Quellen von 9 und 10 Grad Réaumur. Es ſteht durch einen regelmäßigen Dampfbootdienſt auf dem See mit mehreren Küſtenſtationen in Verbindung, hat eine geſchmackvolle Promenade und um den Hauptbrunnen eine zweckmäßig eingerichtete Säulenrotunde. Nach der höchſt primitiven Verköſtigung auf unſerer Puſztenwanderung wirkten die Genüſſe eines Luxusbades nicht wenig beſtrickend auf unſere Sinne.

Wir befinden uns an der Table-d'hôte. Uns gegenüber hat ein ältlicher Herr mit einer blendend ſchönen jungen Dame Platz genommen. Anzug und Sprache verrathen die echten Ungarn, aber ſie ſprechen auch zumeiſt deutſch, offenbar aus Rückſicht und Artigkeit für uns, die ihnen noch ganz neuen Fremdlinge. Der alte Herr iſt namentlich ſehr eifrig bemüht, uns mit der Oertlichkeit und ihren beſſern Eigenſchaften vertraut zu machen; er hat offenbar das Beſtreben, uns eine gute Meinung von Ungarn, ſeinem Lande und ſeinen Leuten beizubringen. Er nennt ſich Farkas und ſein wunderholdes Töchterlein heißt Ilona — ihre Augen ruhen oft mit dem Ausdruck ſinnenden Behagens und forſchender Erinnerung auf meinem Freunde, welcher ſeinerſeits zuweilen wie zur Bildſäule erſtarrt zu ſein ſcheint. Daß hier eine geheime Beziehung obwalte, mußte mir ſofort klar werden; denn obſchon wir beide, ich und Freund S., im Dienſte des Schönheitcultus geopfert haben und oft entwaffnet und überwältigt die Segel ſtrichen, ſo hatte doch mein beſonnener naturforſchender Freund immer ſo viel Faſſung behalten, um mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Diesmal ſchien er ſelbſt außer Rand und Band, als wolle er meiner üblichen Verlorenheit ein ſtrafendes und abſchreckendes Beiſpiel gegenüberſtellen.

Freilich durfte man ſich ohne Uebertreibung geſtehen: Wenn Ilona ſprach, ſo klang das wie tönende Silberglocken einer reinſten Kinderſeele; wenn ſie durchs Zimmer wandelte, glich ſie einer ſchwebenden, welterleuchtenden Morgenröthe; ihre ſchwunghaften Formen waren melodiſch bewegte Marmorwellen; ihr beredtes Auge ein märchenhaft bethörender, abgrundtiefer Alpenſee; ihr braunes Haar ein weiches, wonniges Geflecht von ſchmeichelnden, beſtrickenden Schlangen; ihr roſiger Mund ein duftiger Becher der unnennbarſten Erdenfreuden, dem gegenüber es für den durſtigen Zecher keine Sünde gibt — ihr ganzes Weſen erſchöpfte bezeichnend ein neueres Sinngedicht:

Dreifacher Muth iſt's, welcher dem Weibe ſichert die Siege:
Mit der Demuth gepaart, Anmuth und Sanftmuth zugleich.

Hier konnte man noch Edelmuth und Starkmuth beifügen.

Unſere ſtillen philanthropiſch-äſthetiſchen Studien hinderten Vater Farkas nicht im geringſten, ſich über alles zu verbreiten, was uns, nach ſeinem Dafürhalten, zu wiſſen nöthig war. Zwiſchen Braten und Fiſch empfingen wir eine vollſtändige Monographie des Fogaſch, des ſo überaus ſchmackhaften Zahnfiſches; wir wußten bereits, daß derſelbe vier Hakenzähne beſitze wie der Hecht, lichter ſei als dieſer und in Exemplaren von 10—15 Pfund vorkomme — aber nur im Balaton. Wir wußten ferner ſchon beim Deſſert, daß der Curort 160—170 Häuſer und 2000 Stammbewohner habe; daß der See eine Art Weißfiſche berge, ſo zahlreich wie das Meer im Norden die Heringe und ebenſo genießbar; daß der Balaton in ſtürmiſchen Tagen ein Petrefact Namens „Verſteinerte Ziegenklaue“ auswerfe, das in Pulverform als Augenarznei für Pferde gebraucht werde; daß derſelbe See ſtets bewegt ſei vermöge ſeiner vielen Bodenquellen; daß der Mond auf ihn wirke, Ebbe und Flut erzeuge; daß ſeine Länge 10 Meilen, ſeine Breite 1—2 Meilen betrage — bei Fök aber 8000 Klafter, wogegen er bei der Halbinſel Tihány, welche eine alte reiche Benedictinerabtei beſitzt, nur 200 Fuß meſſe; daß der Uferort Keſzthely ſo reiche Fiſchzüge mache, daß ein einziger Fang oft 150—200 Centner ergebe. Dieſe an und für ſich ſehr ſchätzbaren topographiſchen, ſtatiſtiſchen und naturhiſtoriſchen Notizen fanden bei uns eingefleiſchten Fanatikern des Schönheitscultus nur ſehr bedingte und halbe Würdigung und als der encyklopädiſche Papa weiter erzählte von der ſchönen Brutſchnecke (Helix vivipara),

welche dem See eigenthümlich, studirte ich eben Ilona's wunderbar zart gebaute, duftig gewundene Ohrmuschel; als er von dem vielen Eisensand des Seeufers sprach, der als Streusand in den Handel komme, dachte ich an die entzückenden Linien, welche Ilona's Füßchen in diesem Sande zurücklassen müsse, und als er uns nun gar demonstrirte, daß der Säuerling Füreds nach Professor Schuster per Pfund 1½ Gran Eisen, 5 Gran Magnesia, 35 Gran Glaubersalz oder schwefelsaure Soda, 3 Gran Bittererde, 1½ Gran Kieselerde enthalte — da befand sich meine Seele plötzlich mitten in der Analyse von Ilona's Herz und ich zerlegte in Gedanken die kostbaren Bestandtheile dieser champagnerbrausenden Welle — — ja ich versenkte mich in das wonnige Entzücken, den Springquell ihrer pochend vollen blauen Adern mit meinem eigenen Herzblut zu vermählen — — Ja, als Ilona selbst anfing, uns botanische, mineralogische, ethnographische und medicinische Interpellationen zu stellen, da murmelte ich ex tempore manches Lied vor mich hin. Eben wiederholte ich einen der kühnsten Verse wie betroffen über mein naives Bekenntniß, als die Tafel aufgehoben wurde. Man trennte sich — nicht ohne ein baldiges Wiedersehen in Aussicht zu stellen.

Freund S., den ich von jetzt ab Salamander nennen will — da ihn Ilona scherzend so taufte und ich ihn jetzt im Ofen der Loyalität glühen sah — Salamander und ich sahen uns verwundert an; jeder schien den Vorwurf des werthen andern zu erwarten; dann holten wir tief Athem und behaupteten, wir hätten zu viel gegessen — nicht ohne uns mistrauisch anzublicken —. Dann eilten wir hinab an den See; da ankerte der Dampfer mit der Aufschrift „Pannonia" — aber wir lasen beide — Ilonia! — Wir lächelten und schwiegen.

Es war nun ganz naturgemäß, daß an diesem Tage das Aufziehen der Taschenuhren, der Einkauf von Cigarren, das Bestellen von Badekarten und was sonst noch zu den wichtigen Anliegen zweier müßiger Vergnüglinge an einem solchen Orte gehört, vergessen wurde. Was aber nicht vergessen wurde, das ist ein rechtzeitiges Einfinden gewesen am Bord des Dampfers, der nach Keszthely fuhr; denn er trug eine uns leider allzu theuer gewordene Last — er trug Ilona. Ach, welche neuen Zauber lieh ihr die neue Umgebung! Die offene Landschaft, das glitzernde Wasser, der schalkhafte Wind, der ihr um Locken und Gewänder koste und zuweilen in leiser, übermüthig heikler Enthüllung uns ahnen ließ, welche Wunder uns entzogen sind! Ihr ganzes Wesen war Duft und Wohllaut; man hätte ihre Worte in Noten setzen können und die Berührung ihres Taschentuchs, ihres Hutbandes, ihres Kleidsaums wirkte elektrisch. Freund Salamander hatte nun gegen die so überaus kleidsame magyarische Nationaltracht gar nichts mehr einzuwenden. Aber seine ganze Aufmerksamkeit war auf Ilona's Taschentuch gerichtet — er hatte es endlich im Scherz erbeutet — er prüfte die Stickerei daran und gab es dann plötzlich freudig betroffen zurück. Wir landeten eben in Keszthely, dem freundlich einladenden Dorfe am nördlichen Gestade des Sees.

Beim Aussteigen flüsterte mir Salamander heftig und pathetisch zu: „Sie ist's!" Es war nicht viel Zeit, weiter zu fragen; nur in abgerissenen Worten und Sätzen erinnerte er mich an eine früher mitgetheilte Episode des Revolutionskrieges. Salamander war in einem Grenzdorfe verwundet und gefangen worden. Im Honvedlager, ohne Freund, ohne Bekannte, erregte sein von Wuth, Schmach, Verzagniß und Körperschmerzen erzeugter, höchst gereizter Zustand das Mitleid einer stolzen Amazone, die im Waffenschmuck das Lager besuchte und die Pflege der Kranken leitete. Unter dem Vorwand der Darreichung eines Verbandstücks hatte sie Salamander ein Linnentuch zu übermitteln gewußt, worein mit dunkeln Faden einige Worte gestickt waren. Dieses Tuch trug die Merkbuchstaben J. F. Der Inhalt der Worte aber, welche Salamander sofort richtig zu deuten verstand, ermöglichte durch Bezeichnung von Ort und Stunde eine rasche und sichere Befreiung aus voraussichtlicher langer und peinvoller Gefangenschaft. Sicher erreichte Salamander die Vorposten seiner Truppe, ward bald geheilt und kämpfte mit Ehren weiter — vor und in Wien. Aber oft und gern erzählte er seine Befreiung durch ein Tuch, sie vergleichend mit jener Philomela's durch das Kleid der Prokne aus den Händen des thrazischen Königs Tereus. Die Gesichtszüge der Verschleierten waren seinem Gedächtniß natürlich nicht eingeprägt, denn flüchtig wie ein Traum war die Huldgestalt an ihm vorübergerauscht — doch mußte sie ihn oft unbemerkt belauscht haben, da sie durch Erfüllung des heißesten Wunsches dem Gefangenen zu erkennen gegeben, welchen innigen Antheil sie an seinem Schicksal genommen. „Sie

Digitized by Google

iſt's!" wiederholte Salamander freudeſtrahlend, als wir die Gaſſe des Dorfs betraten, wo ein ländliches Feſt im Freien vorbereitet war. Ein improviſirter Tanzplatz prangte in Feſtons und Guirlanden, das nationale Rothweißgrün war in der ſchmucken Tracht der in Geſundheit und Fröhlichkeit blühenden Bauernjugend reich vertreten.

Die Eleganz der herübergekommenen vielen Badegäſte, welche derlei Anläſſe, um zu ſehen und geſehen zu werden, nicht leicht verſäumen, machte das Geſammtbild nur bunter und lebhafter. Einige Gutsbeſitzer aus der Umgegend ſpendeten eine Fülle des köſtlichen Ungarweins, aus Veſzprim und Palota langten die trefflichen Spielleute, der virtuoſe Zigeuner-Strauß Kecskemétyi mit ſeinen braunen Puſztenſöhnen, an und alsbald rauſchte das Meer der Luft in hohen Wogen. Kör, Csardás und Friß, die beliebten nationalen Tanzweiſen, erregten eine Art Fanatismus des Vergnügens, der allmählich auch die ſchauluſtigen Gäſte anſteckte. Einige „junge Herren" forderten die hübſcheſten Mädchen der Dorfjugend zum Tanze auf, was die muntern Burſche damit erwiderten, daß ſie auch die Dämchen der „eleganten Welt" zu einem Csardás baten.

Auch Ilona tanzte und zwar mit dem gewandteſten der ländlichen Löwen — ihr Tanz war wie Blütenſtaub auf einer Landſchaftſcene von Watteau, ein duftiges Geſtändniß, ein Flügelſchlag des munterſten Geiſtes, ein Hauch der Beſeligung. Wir Deutſchen konnten natürlich an dem Vergnügen keinen thätigen Antheil nehmen, wenn wir auch verlangt hätten, noch mehr zu genießen als dies trunkene Schwelgen der Augen in den anmuthreichſten Formen. Dennoch, in zarter Rückſicht auf uns, begehrte Ilona durch einen ihrer Ritter, nachdem der erſte Tanzſturm etwas ausgewüthet, einen deutſchen Walzer.

Allein ſchon nach den erſten Takten erhob ſich aus einem Theil der gemiſchten Geſellſchaft ein toller Charivari von Pfeifen und Schreien und Toben, ſodaß die zum Walzer aufgeſtellten wenigen Paare alsbald eingeſchüchtert ſich zurückzogen. Da trat Ilona mit meinem Freunde, welcher ſie zum Tanze gebeten hatte, mitten unter die aufgeregte Menge und mit ſanft erhobener Hand erwirkte ſie augenblickliche Stille — ihre muthig ſchöne Erſcheinung hatte etwas bezaubernd Gebieteriſches. Eine Pauſe des Erſtaunens ſeitens der Meuterer. Dann ſagte Ilona im reinſten Ungariſch die wenigen kräftigen Worte: „Landsleute! Dieſe Fremdlinge ſind auf Ungarns Boden zu Gaſt!" winkte dem Kapellmeiſter mit einer energiſchen Handbewegung, der Walzer ertönte und ſie ſchwebte mit ihrem Tänzer flott dahin wie eine goldige Morgenwolke. Mehrere andere Paare walzten nach und den raſch erfochtenen Sieg krönte ein ſtillſchweigend geſchloſſener Friede zwiſchen zwei Elementen, die, ſeit Urzeiten in Fehden, ſich vor kurzem auf rauchenden Schlachtfeldern bekämpft hatten.

Die Nacht war hereingebrochen. Das Dampfboot ſignaliſirte ſeine Rückfahrt nach Füred, die Geſellſchaft ſtrömte an Bord. Ein Theil der keſzthelyer Feſtleute gab uns das Geleit als Zeichen der Verſöhnung, ja ſie fuhren ſogar mit bis zur nächſten Station. Patriotiſche Lieder wurden angeſtimmt, die laue Nachtluft ſpielte mit Bändern und wehenden Schleiern, das Mondſilber zerfloß funkelnd in den Wellen des ſanft bewegten Sees — wir lebten ein Märchen. Von überwältigender Wirkung in dieſer ſo überaus weihevollen Stimmung war der Eindruck, welchen nach den ſtürmiſchen Klängen des Rakoczymarſches die Choralgeſänge: „Talpra Magyar", „Al Buda még", „Honvéd indúl" u. a., worin der Schmerz um den Fall des Vaterlandes zum Himmel ſchrie, auf uns hervorbrachten. Die abwehrende Polizei konnte ſolche Gefühlsausbrüche nicht hindern. Ilona, ſelbſt tief erſchüttert von dieſem Nachhall bedeutſamer Erlebniſſe, dankte uns ſchweigend mit einem thränenverklärten Blick. Später aber ſprach ſie von den Dichtern der Heimat und nannte einen davon „das Herz Ungarns". Dann verabſchiedete ſie uns in Füred mit den Worten: „Morgen erſchließe ich Ihnen dieſes Herz!"

„Dieſes Herz!" Hätte ſie doch ihr eigenes gemeint! Doch ſo war es nicht, obſchon wieder ihr eigenes in jenem Dichterherzen ſchlug. Am nächſten Morgen erhielt ich eine Karte von Ilona mit der ſchmeichelhaften Adreſſe: „An L. F., «berühmten» Dichter und Schriftſteller", worin ich ſammt meinem Freunde zu einem Ausflug nach dem Kloſter auf der Halbinſel Tihány eingeladen wurde mit dem Beiſatz: „Dieſer Tag gehört den Muſen!" Schon des Morgens am Trinkbrunnen empfing uns Ilona mit deutſchen Poetenſprüchen, ja ſogar mit einigen meiner eigenen Sinnverſe:

Und ob verſinke Stück für Stück
Der Tag, der ſonnenhelle —
Uns gab er tiefſtes, volles Glück,
Er ward zur Freudenquelle.

Daran erlabt sich oft und lang
Wol unser Herz in Treuen,
Wenn wir der Liebe Pilgergang
Rückschauend uns erneuen.
So bleiben uns, und unverkürzt,
Der Jugend Traumgedichte —
Was sonst in Wahnesnacht gestürzt,
Lebt fort im ew'gen Lichte.

Solche deutsche Citate aus dem Munde einer sonst nur in der welschen oder französischen Literatur naschenden Ungarin machten Freund Salamander völlig verwirrt; er sollte aber noch mehr erstaunen, als er auf der Bibliothek des Benedictinerstifts die Fragen hörte, welche Ilona einem frommen Bruder vorlegte, wobei sie ebenso viel Geist und Wissen als Humor und Gemüth entfaltete, ohne doch zu ahnen, daß sie dieses that. Ich war boshaft genug, unaufhörlich die Verbesserungen zu rühmen, die mein Freund in Schemnitz einführen würde. Er hatte sich anheischig gemacht, einen Theil des ungarischen Bergwerkwesens zu reformiren, was ohne gewaltige Conflicte mit dem Volkscharakter nicht zu Stande kommen konnte.

Es dämmerte. Purpurne Rosen zitterten in dem ruhelosen und doch so friedlichen See, jeder Hauch der abendmilden Luft war ein erquickender Kuß der Belebung, eine Offenbarung der Freude. Wir traten mit Ilona und ihrem Vater in eine hochgelegene Gartenlaube, welche uns einen freien Ausblick über den See und die Gestade öffnete. „Unsere Losung", sagte Ilona, „waren heute die Musen! Wir wollen den Tag, der so freundlich unter dem heitern Schutze der Unsterblichen begann, auch würdig beschließen — mit Einem, der ihrer würdig den Parnaß bestiegen hat. Ich versprach Ihnen gestern einen Einblick in das Herz meines Vaterlandes, will sagen, seines liebsten Volksdichters. Er ist untergegangen für unser leiblich Auge, glorreich und schön, wie dort das strahlende Tagesgestirn eben niedersteigt; Leier und Schwert hat er der über alles geliebten Heimat geopfert; diese aber wird seinen Namen mit Sternenschrift in das Pantheon ihrer ruhmvollsten Helden eintragen; denn sein Wort und sein Beispiel werden fortwirken wie göttlicher Zauber! Hunderttausende und aber Hunderttausende werden dem Banner todesmuthig folgen, das seinen erlauchten Namen trägt. Hier sind sie, die Lieder des größten Poeten Ungarns, vielleicht in gewissem Sinne aller Nationen! Sie haben durch die Verdeutschung, welche eine schwache Frauenhand gewagt, wie ich hoffe, nicht verloren!"

Und Ilona las uns eine Reihe der allerschönsten Lieder von weiland Alexander Petöfi. In sprachloser Bewunderung horchten wir und gestanden uns, hier vor einem Phänomen zu stehen. Das war nicht bloße Uebersetzung, es war Nachempfindung, Nachdichtung, und wir waren die ersten und einzigen, denen sich hier ein verwandter Genius geoffenbart hatte. Und so konnten wir nur wünschen, es möchte die deutsche Literatur durch eine Veröffentlichung solcher Schätze wahrhaft bereichert werden; denn alle bisherigen Verdeutschungen Petöfi's — wir kennen deren acht — sind nicht zulänglich.

Nichts von Dank, von Lob, von Begeisterung — das Entzücken ist stumm — wir schwiegen. Ein Segelboot brachte uns heim — wir sangen zu vier Stimmen Kücken's „Wasserfahrt" — es war der Schwanengesang von — Salamander's Freiheit! Ob der edle Freund völlig im Herzen bekehrt sei, mag die holde Ilona wissen; doch ist es nicht ganz ohne Bedeutung, wenn er noch heute sein liebes — Weibchen wie einstmals gern nennt „Die Loreley am Plattensee". Natürlich ist er nicht nach Schemnitz gegangen, sondern hat eine Stellung in Istrien angetreten — fernab, am „blauen Auge der Adria".

Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich.

Von Hermann Semmig.

II.

Niemand hat, nach der Staël, den Sinn für deutsche Literatur in Frankreich so geweckt wie Heine; er ist übrigens so populär geworden, daß er fast für einen nationalen Schriftsteller gilt. Die Lectüre seiner Schriften in der Uebersetzung hat manchen bestimmt, die Originalsprache zu erlernen.

Das Ansehen der deutschen Sprache wuchs mit jedem Jahre und so beschloß man denn 1848, die Lehrer derselben sowie die der englischen einem Staatsexamen zu unterwerfen, um sie vollkommen den übrigen Professoren gleichzustellen. Die Anmeldung zu einem solchen Concours, wie man sagt, ist in Frankreich nicht gerade obligatorisch; diejenigen Lehrer, die sich nicht dazu stellten oder nicht siegreich daraus hervorgingen, behielten darum doch ihren Lehrstuhl, aber mit dem frühern geringern Gehalte. Es blieb lange Zeit bei diesem ersten Wettstreiten, nur die finanzielle Lage der betreffenden Lehrer erhielt eine mäßige Verbesserung, im Range aber

Digitized by Google

blieben ſie und mit ihnen das Studium der lebenden Sprachen von neuem den andern Gymnaſiallehrern untergeordnet, als im vorigen Jahre der Miniſter ſie wieder zu einem Concours an der Sorbonne berief. Wie ſtreng die Staatsprüfung genommen ward, bezeugt der Umſtand, daß von den 49 Candidaten nur 12 den Preis davontrugen. Auch unter dieſen befanden ſich mehrere Flüchtlinge. Herr Römer, früher Advocat in Zweibrücken, und die Schriftſteller Hermann Mäurer und Semmig. Ein anderer, Herr Alexander Büchner aus Darmſtadt, hatte ſich freiwillig an das Gymnaſium von Valenciennes begeben. Außerhalb der Gymnaſien iſt es, Paris ausgenommen, für einen deutſchen Sprachlehrer ſchwer, als ſolcher ſich eine Exiſtenz zu gründen; in Seeſtädten verwandelt er ſich lieber in einen Interpreten bei Schiffsmaklern.

Was die Grammatiken betrifft, ſo waren die frühern begreiflicherweiſe nur auf den praktiſchen Erfolg und faſt nur für ſolche berechnet, die keine claſſiſchen Studien gemacht hatten. Als aber dieſer Unterrichtszweig an den Gymnaſien eingeführt wurde, konnten dieſelben nicht mehr genügen. Die Herrn Lebas und Regnier (erſterer Mitglied des Inſtituts, der zweite Erzieher des Grafen von Paris) unternahmen es daher, eine wiſſenſchaftliche Grammatik der deutſchen Sprache zu verfaſſen, die auf den Vergleich mit der griechiſchen und lateiniſchen Sprache einging (was das Engliſche betrifft, ſo iſt die des Herrn Spiers die beſte), und ihr Werk iſt ſo trefflich, daß es unter fortwährenden Verbeſſerungen zwölf Auflagen erlebt hat. Da erſchien im Jahre 1854 die deutſche Grammatik des Herrn Adler-Mesnard, jetzt Profeſſor an der Normalſchule. Dieſes Werk, von welchem jetzt die dritte Auflage bevorſteht, iſt vollkommen; Einzelheiten mögen eine Aenderung oder Vermehrung erleiden können, im ganzen aber iſt damit der Grund zu einer ſtreng philologiſchen Behandlung der deutſchen Sprache nach Grimm's Syſtem in Frankreich gelegt. Die Verdienſte des Verfaſſers ſind im vorigen Jahre mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt worden; der leipziger Schillerverein hat ihn ſchon vor längerer Zeit zu ſeinem Ehrenmitglied ernannt. Die übrigen Grammatiken, die verſchiedene Lehrer in Toulouſe, Metz, Rouen u. ſ. w. geſchrieben haben, können neben der letzterwähnten nicht mehr in Betracht kommen. Der ſchwierigſte, verwickeltſte Theil der deutſchen Sprache iſt für den Franzoſen die Declination; über dieſelbe hat der Verfaſſer dieſes Werkes im Jahre 1857 eine Specialabhandlung herausgegeben, die er aber jetzt der Verbeſſerung und der Erweiterung für bedürftig hält.

Neben den Grammatiken gibt es nun noch für das profanum vulgus, für die große Menge, die weder lateiniſch noch griechiſch noch ihre eigene Mutterſprache nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen erlernt hat, die ſogenannten Methoden. Bekanntlich kann man nach der Robertſon'ſchen in 60 Stunden engliſch ſprechen lernen ſo gut wie die Königin Victoria ſelbſt. Für eine ſo einfache Sprache, wie die engliſche iſt, mag das gehen; es iſt aber die große Frage, ob man damit einen Schriftſteller wie Carlyle zu leſen vermag. Und die Frage wird noch ernſter, wenn es ſich um die ebenfalls für leicht zu erlernen geltende italieniſche Sprache handelt, in der faſt jeder Dichter ſein eigenes Italieniſch ſpricht. Was das Franzöſiſche betrifft, ſo leugne ich trotz der glänzenden Erfolge der Ahn'ſchen Methode entſchieden, daß der Schüler damit den Geiſt der Sprache erfaßt. Die Franzoſen ſelbſt finden ihre Sprache (und mit Recht) ſo ſchwer, daß ſie dieſelbe in Schulen nach Grammatiken wie eine fremde erlernen, und man will ſie einem Nicht-Franzoſen plaudernd und ſpielend beibringen? Es iſt mit den Schülern, die ſolche Methoden befolgen, wie mit den deutſchen Handwerkern, die nach Frankreich kommen; in ſechs Monaten ſprechen ſie fix und fertig (Nothwendigkeit iſt die beſte Lehrmeiſterin) und wiſſen alle ihre Bedürfniſſe, ja einen großen Theil ihrer natürlich nicht hochphiloſophiſchen Gedanken auszudrücken. Aber abgeſehen von den ohrzerreißenden Verſtößen gegen die Grammatik, bleiben ſie nun auch zeitlebens auf dem Punkte ſtehen, den ſie im Sturm erklettert haben. Man glaube es nur immerhin, die franzöſiſche Sprache iſt die ſchwierigſte unter den lebenden Europas, ſchwieriger als die deutſche; die Akademie ſtreitet ſich noch heute über eine Menge Punkte. Als einmal ein junger Mann zu J. J. Rouſſeau ſagte, daß er acht Sprachen verſtünde, antwortete dieſer: „O du Glücklicher, und ich kann meine eigene nicht einmal!"

Man hat nun dieſe Methoden für die Franzoſen auf das Deutſche angewandt. Herr Savoie (rheinbairiſcher Flüchtling aus den dreißiger Jahren) hat ein Lehrbuch nach der Robertſon'ſchen Methode geſchrieben, das nicht brauchbar iſt. Viel Lärm um nichts machte vor einigen Jahren die von Herrn Ollendorf erfundene; man lernt damit

einfache Sätze nachsprechen, zu einem wahren Verständniß der Sprache bringt man es damit so wenig als mit den andern. Auch hier wieder hat Herr Adler-Mesnard in seinen „Versions et thèmes écrits et parlés" (Paris, Dézobry, 1859) das Beste geleistet, was für den Unterricht in der deutschen Sprache zu leisten ist. Er sagt in der Vorrede mit vollem Recht: „Keine lebende Sprache bietet für den Anfänger so viel Schwierigkeiten dar als die deutsche; denselben ausweichen heißt jeden ernsthaften Fortschritt verhindern und den Schülern wie dem Lehrer Täuschungen und Verdruß ohne Ende bereiten; von der andern Seite, ihnen geradezu entgegengehen hieße die Anfänger entmuthigen." Und Muth ist allerdings im Anfang dieses Unterrichts nöthig, für den Lehrer wie für den Schüler; nicht, daß unsere Sprache eigentlich schwer sei, aber ihr Studium ist im Anfang sehr mühsam; das Gedächtniß hat namentlich viel zu thun, wäre es nur um der Wörter willen, die so ganz verschieden von den französischen und lateinischen klingen. Auch ziehen die Schüler, wenn man ihnen die Wahl läßt, aus Trägheit das Englische vor; auf die Frage, warum? haben sie die stereotype Antwort: Weil es leichter ist.

Für den literarischen Theil ist durch eine Menge Chrestomathieen, Anthologieen u. s. w. gesorgt. Ein recht gutes Lesebuch hat Herr von Suckau herausgegeben und als Anhang eine französisch geschriebene Skizze der deutschen Literatur hinzugefügt. Die Herren Adler-Mesnard, Lebas und Regnier u. s. w. haben auch in diesem Fache große Verdienste; der erstere hat einem seiner Lesebücher außer andern Originalskizzen eine Abhandlung über deutsche Verskunst beigefügt, die auch in Deutschland noch am Platze wäre. Jetzt ist an den Gymnasien die auf ministerielle Veranlassung herausgegebene Sammlung des Herrn Eichhoff eingeführt (drei Bände, Paris, Hachette). Dieser noch nicht erwähnte Gelehrte, der, wie der Name sagt, von deutschen Aeltern abstammt, hat um die nordische Literatur sowol als Lehrer (er war Professor an der Facultät von Lyon) als auch als Schriftsteller die größten Verdienste; nicht minder hat er sich als ein des Sanskrit kundiger Philolog ausgezeichnet. Gegenwärtig Inspector der Akademie zu Melun, hat er schon mehrmals die Functionen eines Oberschulraths (Inspecteur général) übernommen und hat als solcher namentlich dem Unterricht in den lebenden Sprachen seinen Einfluß gewidmet. In seine Sammlung hat er selbst die neuesten Schriftsteller aufgenommen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufgabe eines Lehrers der deutschen Sprache an französischen Gymnasien eine ernste ist. Der unfähige Lehrer mag wol noch hier und da ein bloßer Sprachmeister sein, aber die Schüler selbst wissen das wohl zu würdigen und beweisen durch ihre Achtung vor dem tüchtigen Lehrer, daß sie einen Unterschied zu machen verstehen und mehr verlangen, als ihnen der Handwerker des Fachs zu bieten vermag. Wie schon erwähnt, hat der Unterricht in der deutschen Sprache einen philologischen Charakter; ohne auf das Griechische und Lateinische zurückzugehen, ist es unmöglich, eine Menge Schwierigkeiten zu lösen. Was Formenlehre und Construction betrifft, so sagte ich, daß das Studium in dieser Beziehung nur mühsam sei. Aber die wirklich schweren Nüsse aufzuknacken gibt der poetische Genius unserer Sprache, von dem die Prosa selbst durchdrungen ist und den der Schüler ohne Phantasie nicht erfaßt. Der kleine Vers von Herwegh z. B.:

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wol in keine Fürstengruft,

der uns so einfach und natürlich klingt, kann nur durch Umschreibungen wiedergegeben werden, und das ist noch eine der leichtesten Stellen. Oft genug muß der Lehrer zu psychologischen Auseinandersetzungen greifen, um einen Satz zu erklären. Und da will man mit Ahn'schen Methoden den Franzosen Jean Paul lesen lehren! Noch ein Beispiel: „Wilhelm Tell" erfrischt uns durch die Einfachheit und Naivetät seiner Sprache, die von dem kunstvollen, gelehrten Satzbau, der uns sonst eigen ist, so sehr abweicht; aber was in diesem Drama für uns eine Ausnahme ist, das ist eben für das Französische die Regel (man verwechsele den naiven marot'schen Stil Lafontaine's nicht mit der analytischen Einfachheit des französischen Idioms); um nun die Schönheit von Schiller's Meisterwerk fühlbar zu machen, bedarf es geschmackvoller Vergleiche und eines scharfen Eindringens in den Genius selbst beider Sprachen. Wenn dann der Lehrer das Glück hat, wißbegierige Schüler zu finden, wie mir das einmal in Puy begegnet ist, so ist er wol auch gelegentlich genöthigt, denselben einen Vortrag über die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel zu halten. Und zum Schluß sehe man sich doch einmal die französische Schulausgabe von Goethe's „Iphigenie" an, die die Herren Lebas und

Digitized by Google

Regnier herausgegeben haben (Paris, Hingray, 1843); da ist unser Goethe commentirt wie nur jemals Sophokles von einem deutschen Philologen, den Geschmack ausgenommen, den die französische Ausgabe voraus hat. Unsere deutsche Schulliteratur hat kein ähnliches Werk aufzuweisen und doch ließe sich manches Drama von Racine, manches Lustspiel von Molière ebenso bearbeiten. Dieses Buch ist der schlagende Beweis, daß die Lectüre moderner Autoren ebenso streng behandelt werden kann als die der altclassischen, und daß der Unterricht in den lebenden Sprachen, wissenschaftlich aufgefaßt, nicht nur ebenso viel Geschmack und Scharfsinn erfordert, als für den in den todten nöthig ist, sondern sogar noch mehr Kenntnisse und Gelehrsamkeit, da Alterthum und Neuzeit hierbei zugleich berücksichtigt werden müssen. Dies weiter auszuführen, ist hier nicht der Ort.

Der deutsche Sprachunterricht hat jetzt feste Wurzeln in Frankreich geschlagen. Der Minister, Herr Rouland, dem überhaupt die Universität viel verdankt, durch den sie sich von den Wunden heilt, die ihr Fallour geschlagen hat, nimmt sich persönlich dieses Zweiges an; ebenso sein Sohn, Gustav Rouland, der mit der Leitung des Personals betraut ist. Was nun die Zukunft des letztern betrifft, so wird es mit den politischen Verhältnissen Deutschlands ebenfalls einer Umwandlung entgegengehen. Denn wenn Deutschland (früher oder später, darauf kommt es nicht an, die Sache ist unausbleiblich) als Ein einiger Staat organisirt sein wird, dann wird auch die Emigration aufhören und also das Contingent wegfallen, das dieselbe für den deutschen Unterricht gestellt hat; die Franzosen werden diese Lücke selbst auszufüllen haben, sich also noch ernster mit unserer Sprache beschäftigen müssen. Bis dahin arbeitet dieser Unterricht, langsam zwar und unscheinbar, doch mit der siegenden Kraft der Bildung der Verständigung vor, ohne die weder Frankreich noch Deutschland ihre gemeinsame Aufgabe der Weltgesittung lösen können. Die bescheidene Stellung, die der Sprachlehrer bisher eingenommen hat, gibt nicht den Maßstab seiner Bedeutung ab, so wenig, als man von der Pariastellung des Elementarlehrers (Schulmeister, Instituteur primaire in Frankreich genannt) auf dessen Bedeutung schließen darf. Der letztere im Gegentheil ist die wahre Basis und die stärkste Stütze der Volksbildung; der Elementarunterricht gründet; der Geistliche maßt sich mit Unrecht die Oberherrschaft über den Lehrer an. Auch in dieser Beziehung bereitet der Minister in Frankreich Reformen vor. Das Licht siegt zuletzt über die Finsterniß.

Weihnachtliche Schreckgestalten.

Auch die Kinderstubenpädagogik hat ihre Polizeifiguren: Schreckgestalten, theils von lokaler Färbung, theils allgemeiner Natur, und die Weihnachtszeit, welche die schwarzen Pflaumenmänner, die Wattefiguren der Niklasse und Pelzemärtel, die Tannzapfengestalten der Rübezahle und ähnlichen Kinderspuk auf den Markt bringt, bemüht sich, der reichen Kinderphantasie die concrete Form aufzudrängen.

In Norddeutschland kennt man den Niklas nicht; dort poltert Knecht Ruprecht mit hohen Pelzstiefeln, einem Kehrbesen und einer Pudelmütze und einem langen Schafpelze als drohender Vorbote der fröhlichen Weihnachtszeit in die Kinder- und Wohnstuben, wo mancherlei Erwartungen und Befürchtungen rege sind.

Im Riesengebirge ist es der Alte vom Berge, der proteische Rübezahl, der mit langem weißem Barte, spitzem Hut und braunem Mantel mit seinem Pferdefuß aus den Klüften der Berge emportaucht und seinen Schabernack ausübt. Von seiner Mutter schon in der Wiege verwünscht, ist er, der Sohn eines Schusters aus Liegnitz, in das Gebirge geflüchtet, so erzählt man den Kindern, und sie sollen nur gut und brav sein, daß sie nicht auch verwünscht würden. Der Rübezahl, der seinen Namen vom Rübenzählen hat, erzählen andere, ist ein Berggeist, der Wunder verrichtet. Einst hatte er ein schönes großes Schloß und dorthin entführte er eine Prinzessin, die er zu seiner Gemahlin machen wollte; sie aber mochte ihn nicht leiden und suchte ihm zu entfliehen. Da er sie treu bewachte, verfiel sie auf eine List; sie hieß ihm die Rüben auf dem Felde zählen und erst dann, wenn er sie richtig gezählt, sodaß keine zu viel noch zu wenig, wollte sie seine Gemahlin werden. Während nun Rübezahl zählte und sich oft verzählte, verwandelte die Prinzessin eine Rübe in ein Roß und entfloh. Das schöne Schloß stürzte zusammen und Rübezahl ist seitdem allein in dem Gebirge und spielt den Menschen eben solchen Schabernack wie ihm die Prinzessin. Die Weihnachtszeit gibt ihm dazu viele Gelegenheit; er ist eigentlich der Erfinder der Attrapen, welche unsere Buchbinder ihm be-

sonders nachahmen und die gegenwärtig ein Hauptcontingent bei den Weihnachtsgaben sind.

Die Gebirgsleute machen die Rübezahlgestalt aus Tannzapfen, Moos und Werg und er erscheint auf den Märkten in einer Schuppentracht, mit großer Hucke auf dem Rücken, in welcher die Ueberraschungen sind. Außerdem geht er bald als Bauer, Jäger, Wurzelmann, zuweilen auch als Thier umher.

In Süddeutschland spielt der grause Nickel seine Popanzrolle, dessen Ahnherr nicht der Heilige, sondern, nach dem Struwwelpeter, der Russe mit der Knute ist; er kommt aus dem hohen Norden und bringt den Bruder Pelzemichel mit. Ein großer Sack hängt ihm über der Schulter; darin bringt er Aepfel und Nüsse und leitet die Tischchendeckdich-Zeit unter dem Christbaume ein. Rübezahl, Pelzemärtel und Knecht Ruprecht repräsentiren in variirten Wiederholungen das Märchen von dem Esel, der jedesmal, wenn er nieste, ein Goldstück auswarf, von dem Tischchen decke dich und von dem Knüppel aus dem Sack.

Die Luft während der Weihnachtszeit ist belebt von Schreckgestalten aller Art, die, als Abkömmlinge der drei Hauptfiguren, mit Besen, Ruthen, Stöcken, Säcken bunt durcheinander jagen und fliegen und die für das übrige Jahr herhaltenden Figuren der pädagogischen Polizei: den Schoenstelnfeger und den Gensdarm und Polizeier, verdrängen. Wenn es zur Weihnachtszeit draußen an die Thür oder an das Fenster pocht, ist es nicht der Loll-Loll (wie in Schlesien der Essenkehrer heißt), um die Kinder „mitzunehmen und zum Schornstein mit ihnen hinauszufliegen", auch nicht der Gensdarm, um sie „einzustecken und in das Gefängniß zu bringen", sondeen eine der bunten Weihnachtsfiguren, die ihr Inquisitionsamt vollführen.

Inwieweit dieser Drohspuk seine Berechtigung hat, wird jeder pädagogisch Denkende zu ermessen haben, um nicht in dem Gemüth des Kindes den Grund zum Aberglauben und zur Gespensterfurcht zu legen oder Antipathieen zu erzeugen, die sich auf das reifere Alter übertragen; denn „wer nur einigermaßen das Innere des Menschen prüfend beobachtet hat", sagt einer unserer ersten Anthropologen, „der weiß, wie fest Furcht, Aberglaube und Lüge, diese drei verschwisterten Dämonen des Schattenreichs, wurzeln, wenn sie unter irgendeiner Form in der zarten Jugend sich eingeschlichen haben, wie oft selbst die spätere bessere Erkenntniß und Willenskraft nicht mehr vermag, sie mit allen ihren Wurzeln und Fasern auszurotten."

Hier findet die kleine Anekdote von den zwei Freiern ihren Platz, die sich um die Gunst von zwei jungen Arbeiterinnen bewarben. Nanny und Fanny war in ihrer Kindheit ein solches Entsetzen vor dem Schwarzen Manne und dem Gensdarmen eingeflößt, daß sie nicht zu dem Entschlusse zu bringen waren, den schwarzen Peter Horn und den blanken Sergeanten Korn zu ehelichen. Sie hielten diese beiden Männer, die ihnen von Liebe sprachen, für den Teufel und den Bösen und liefen vor ihnen davon. Da ereignete es sich, daß die Mädchen bei einer großen Feuersbrunst den Schornsteinfeger über die brennenden Dächer klettern und mit eigener Lebensgefahr das Leben anderer retten und den Gensdarmen beim Löschen muthig Hand anlegen sahen. Erst seit diesem Tage schwand das Grauen, das noch in manchen Stunden der Ehe wiederkehrte. Würde die kindliche Phantasie nicht durch jene Schreckgestalten, die mit dem Schwarzen Manne beginnen und der langen weißen Gestalt, die auf Stelzen geht und sich in Leintücher hüllt, die als Gespenst erscheint und verschwindet, schon von der Amme beängstigt, so fänden wol auch nicht die vielen schaueigen und traurigen Geschichten statt, die auf Friedhöfen um Mitternacht spielen und ihre Angstopfer fordern. Lassen wir den Pädagogen einmal auf dem Christmarkte zunächst das Polizeiamt ausüben und alle die Auswüchse der Aesthetik, durch welche man überreizte Kinder zu belustigen sucht, wegschneiden, um von der crassen, unschönen Schauerromantik zum Naiven und Humoristischen zurückzukehren, eine Welt, die von Vater Noah, vom Riesen Goliath, von Gulliver und ähnlichen Respects- und Freundesfiguren des Kindes belebt ist, damit die Droh- und Polizeifiguren, die Caricaturen des socialen Lebens verschwinden und nur jene historischen wilden Männer der Tradition verbleiben, die in dem Jahreszeiten- und Jahresfestwechsel ihren Rundgang durch Städte und Dörfer halten.

Jeanne Marie von Gapette.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

I.

K. G. Eine Zusammenstellung biographischer Notizen, trockener Büchercercerpte und summarisch charakterisirender Abfertigungen nennt Julian Schmidt eine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod (1681—1781)" (Leipzig, Grunow, 1862).

Einen Theil dieser Compilation las man bereits in den „Grenzboten"; namentlich die Porträts einzelner Pietisten des 17. und 18. Jahrhunderts, größtentheils auch dies nur Auszüge aus einem oder dem andern der verschollenen Werke von Schriftstellern, die ohnehin nicht durch ihre Bücher in der auf ihr Zeitalter geübten Wirksamkeit erschöpft sind. Die Methode des Verfassers, zwei oder drei Sätze aus einer der von ihm durchblätterten Schriften zu entlehnen, diese zu variiren, zu vergleichen, mit Reflexionen zu begleiten, zeigt sich diesmal ganz besonders in ihrer geringen Bürgschaft für die zutreffende Wahrheit. Ein treues und fesselndes Gemälde jener merkwürdigen, äußerlich so steril scheinenden, innerlich die bedeutendsten Entwickelungen bergenden Zeit, die sich der Verfasser diesmal zum Vorwurf seiner Schilderung und Aburtelung genommen, kommt unter seiner unkünstlerischen Hand nicht zu Stande.

Für culturgeschichtliche Darstellung und Forschung dieser Art sind wir zu sehr auch durch die Franzosen und Engländer verwöhnt, als daß uns eine so trockene Nomenclatur nicht im höchsten Grade langweilen sollte. Aber nicht nur das erhöhtere Interesse der Unterhaltung haben Autoren wie Guizot, Villemain, Chasles, Macaulay, Carlyle, Lewes, Buckle u. a. bei solchen und ähnlichen Darstellungen voraus, sondern auch den vollständigern Eindruck der Wahrheit. Denn die in diesem Buch geschilderte Periode ist mit Unrecht durch die Alongenperrüke als steif und langweilig bezeichnet. Das sich auslebende Zeitalter der Renaissance brachte noch so viel Frische und Eigenthümlichkeit in die allerdings zunehmende mathematische Haltung der Wissenschaft und des Lebens, daß sich hier für einen feinen, dichterisch und philosophisch organisirten Kopf die interessante Aufgabe ergeben hätte, ein buntes Zeitgemälde zu entwerfen, dem eine eigenthümliche, sozusagen groteske Grundzeichnung und mancher humoristische Zug nicht hätte fehlen dürfen. Die gallichte Schulmeisterei eines eigenthümlich beschränkten Kopfes, der nun schon seit Jahr und Tag sich bei uns zum Verwalter des kritischen Bureau d'enregistrement der Zeit und ihrer hervorragendsten Erscheinungen gemacht hat, ist einem Stoff von solchen Bedingungen nicht gewachsen.

Die allgemeinen Maßstäbe, die Julian Schmidt auch hier wieder in dem Jahrhundert des Rococo handhabt, dürfen an und für sich nicht abgelehnt werden. Man würde einen Geist geschmacklos nennen müssen, der etwa den Park von Schwetzingen mit seinen Versailles-Nachahmungen für absolut schön ausgäbe; ebenso versteht sich von selbst, daß die großen Thatsachen der Aufklärung und Sittlichkeit unter allen Umständen vom Culturgeschichtschreiber auch dieser Epoche gewahrt werden müssen. Aber so ganz und gar unsern nüchternsten Cigarren-Realismus von heute zum Richter jener eigenthümlich gearteten Zeiten gemacht zu sehen, erweckt auf die Länge einen Eindruck, als müßte man eine endlose Lüneburger Heide passiren. Wir fragen jeden Geschichtskenner: Wie farbenreich und stoffhaltig war nicht eine Epoche, in der die Schlachten von Malplaquet und Hochstedt geschlagen wurden — Schlachten mit wenig Menschen, aber höchster Kunst, blutigen Resultaten, verhältnißmäßig selbst unsern Waterloo- und Solferino-Schlachten überlegen! Solche Zeiten genrebildlich, sittenhistorisch, vollends moralisch und intellectuell zu analysiren, in ihren Entwickelungen zu belauschen, in ihren Vorurtheilen zu charakterisiren, bedarf es eines feinen, poetisch reproducirenden Kopfes, eines gerechtigkeitliebenden, von seinem Gegenstand innerlich erwärmten Advocaten, keines immer nur executirenden Büttels.

Was uns Julian Schmidt in diesem Buche bietet, kann von jedem geliefert werden, der sich eine Anzahl Bücher derjenigen Namen, auf welche es hier zumeist ankommt, zusammengestellt hat, sie nach und nach, mit der Feder in der Hand, durchliest, einzelne Stellen in extenso abdrucken läßt und die Verbindung der dürftigen Auszüge dann durch einiges pragmatisirende Raisonniren und eine Anzahl biographischer Notizen herstellt, die aus dem ersten besten Conversationslexikon abgeschrieben scheinen. Man lese z. B. eine Charakteristik, wie S. 78 über den „Mystiker", sollte eher heißen Pietisten, Labadie, wo der interessanteste, an den tiefsinnersten Erschütterungen reichste Lebenslauf, der zugleich mit einer der originellsten Frauenerscheinungen jener Zeit, mit Marie Schurmann, zusammenhing und die beginnende seelische Richtung jener Tage, entsprechend ähnlichen Erscheinungen auf katholischem Gebiet, ausnehmend charakterisirte, abgethan wird mit einigen aus biographischen Wörterbüchern abgeschriebenen Worten. Würde man dem sterilen Geist dieses Kritikers die Zumuthung stellen, solche und ähnliche Erscheinungen zu analysiren, ihre Organisation dem Schöpfer oder auch nur dem Zeitgeist nachzuconstruiren, so würde er uns antworten, was er über Jakob Böhme und andere endurtheilt: „Es waren Verrücktheiten".

Das Vorwort nimmt den Mund sehr voll und verspricht wenig vorschnelle Kritik und viel gründliche „Erzählung". Aber sogleich die Eröffnung dieser „Erzählung" bildet ein nur Grau in Grau gemaltes Bild

Deutſchlands zur Zeit des endenden 17. Jahrhunderts. Die Schilderung bringt an ſich nichts Neues; man hat auch hier alles beiſammen, ſelbſt mit der häufigen Wiederholung der Worte „frech", „faulig", „niederträchtig", was darüber ſchon bei Wolfgang Menzel und Schloſſer zu leſen iſt. Es ſind dies Verurtheilungen, die von einem gewiſſen Standpunkt ihre Berechtigung haben, aber ein gewiſſenhafter Forſcher beaucht ſie nur ſelten. Zur belletriſtiſirenden Tirade werden ſie ſchon S. 9, wo der Gedanke, alles hätte damals „Livree" tragen müſſen, um etwas zu gelten, fortgehetzt wird bis zum Unſinnigen. „Den Stamm der Nation (!) bildete neben dem damals noch nicht ſehr zahlreichen Militär der Oberjägermeiſter, der Kammerherr, der Rentmeiſter, der Calculator, der Kammerlakai, kurz alles, was Livree trug" u. ſ. w. Jeder deutſche Duodezſtaat hätte ein Nationchen abgegeben; von Einem Schloſſe hätte man zwei Nationchen zugleich überblicken können u. ſ. w. Ein Geſchichtſchreiber, dem ein fortwährendes ſummariſches Zuſammenhauen nicht zur andern Natur geworden wäre, würde hier ſeinem in dieſem Punkt allerdings unglücklichen deutſchen Vaterlande gegenüber unterſchieden haben zwiſchen dem, was allenfalls Moſer im Jahre 1740 und in letzter ſybilliniſcher Inſtanz Fichte 1806 den Deutſchen hätte ſagen können, und zwiſchen dem, was in Deutſchland im Jahre 1640 doch nur das Erbe der Zeiten war. Weit entfernt, die Kleinſtaaterei mit allen ihren nation- und ſittenverderbenden Conſequenzen in Schutz nehmen zu wollen, muß ein nicht geradezu in ſtetem Nachbeten dumm gewordener Hiſtoriker anerkennen, daß Deutſchland aus dem Weſtfäliſchen Frieden eben als das hervorging, was es war. Ein ſodann nur einigermaßen pietätvoller Blick kann dies verwüſtete Elend des Vaterlandes unmöglich anders als mit Mitleid und Rührung betrachten. Die Nichtswürdigkeit der ſich aufſteifenden particularen Fürſtenbosheit fing erſt in viel ſpäterer Zeit an, als diejenige iſt, die der Verfaſſer hier einzuleiten und als allgemeine Terrainrecognoſcirung ſeiner Schilderung voranzuſchicken hatte. Mit unendlich weicheem Griffel hatte hier ein beſonnener Maler die Umriſſe zu zeichnen und Deutſchland in ſeinem damaligen Sein als ein Gewordenes, als ein dem Beſſern nur aus innerſter und beklagenswertheſter eigener Hülfloſigkeit und prädeſtinirter Ohnmacht Widerſtrebendes einzuführen. Solcher Tiefblick iſt denn freilich bei dem durch und durch choleriſch zänkiſchen Breittreten eines einzigen, einmal gefaßten und feſtgehaltenen Gedankens, das dieſem Autor eigen iſt, nicht vorauszuſetzen.

Endlich glaubt man, nach ſo weit und breit generaliſirender Anbahnung des Stoffs, würde die erſte Lichtung des Dunkels (wobei „l'Etat Reuß-Schleiz-Lobenſtein c'est moi!" „Schwarzburg-Rudolſtadt c'est moi!" S. 9, ſchon für das Jahr 1661 [!] als politiſche Witzproben unterlaufen), der erſte Schimmer der Morgenröthe, wenn nicht in Memnonsklängen (dazu würde hier alles fehlen), doch in ſolider Aufzählung der Elemente eintreten, welche denn doch im Kern des deutſchen Volks und im tiefern Streben der Zeit gegeben waren. Nein; die lahme Phantaſie ruht ſich bereits auf einer dem Text eingeleimten — Recenſion über Hugo Grotius aus. Mitten im rauſchenden Concert der Weltgeſchichte — bereits das Geräuſch vom Aufſchneiden der Blätter eines Buches! Man muß halt machen und eine jener Julian Schmidt'ſchen Excerpt-Recenſionen leſen über Hugo Grotius „De jure belli et pacis". Sie iſt ein ſo trockener Auszug, daß ſie ebenſo gut des Culturhiſtorikers Schreiber gemacht haben könnte.

S. 14 kehrt die „Erzählung" wieder in die allgemeinen Gedankengänge zurück, welche man allerdings bei einem Gegenſtand, wie er hier behandelt werden ſoll, an der Schwelle verlangen muß. Eine Anknüpfung über Holland (eben durch Hugo Grotius) an England, an Milton, an die engliſche Revolution, an die große europäiſche öffentliche Geiſtesarbeit jener Tage findet ſich nicht. Den Verfaſſer treibt es nur, wieder in die Strömung des ſummariſchen Zeterns über die deutſche Niederträchtigkeit zu gelangen. Er hat es auf die Theologen abgeſehen und kommt (von Hugo Grotius!) wieder auf — Luther zurück, den er denn doch mit vorſichtigem Inſtinct, wenn auch unkritiſch genug, unangefochten läßt für all die ſchlimmen Dinge, welche dem Lutherthum, auch nach dieſem Autor, allerdings hätten nachgeſagt werden müſſen. Wie nur einer der ſchlechteſten Feuilletoniſten hält ſich der Autor mitten im Strom einer Darſtellung, die uns das große Leben des Zeitalters in mächtigen Umriſſen geben ſollte, bei kleinen witzhaſchenden Bildchen, bei den Heirathen der Dorfpfarrer, „die nicht ſelten die Haushälterin ihres Vorgängers mit in Kauf nehmen mußten", auf. Zwar wandelt ihn eine Ahnung an, daß die Theologie nach Luther trotz aller Vorwürfe, die ihrer Unduldſamkeit zu machen waren, doch das Panier des einzigen erlaubten Freimuths in jenen immer mehr der Cabinetswillkür zu ſteuernden Zeiten emportrug und daß ein Hofkrieg auch bei den Proteſtanten noch wie ein Gewiſſensrath, nicht ſelten mit dem flammenden Schwert, am fürſtlichen Schloßthor ſtand, ein Richter über zunehmende Unbill und Unſittlichkeit des politiſchen Lebens; aber weit behaglicher iſt dem Autor die entgegengeſetzte Rolle, für die Theologen jener Zeit nur abſolut den Ankläger zu machen. Das choleriſche Gemüth muß ſich eben austoben. Es geſchieht von S. 14—29 und fg. in Einer Strömung. Es geſchieht in dem Ton, wie wir Civiliſten etwa an einem Exercirplatze als müßige Zuſchauer das Drillen der Rekruten beobachten; wir lachen, ohne an die erhabene Schönheit einer Schlacht zu denken, über die ſteifen Bauernburſche, über die Wichtigthuerei der Unteroffiziere, über die grotesken Bewegungen, die hier vernünftigen Menſchen zugemuthet werden. Ebenſo ſind auch Theologie, Epiſkopalismus, Scholaſtik, Symbolik, Myſtik — alle dieſe von hochgeſtellten und in Summa die erhabenen Schlachten jener Zeit liefernden Menſchen getriebenen Dinge dieſem

Digitized by Google

Culturhiſtoriker nur kindiſche Narrheiten. Auch die Auszüge beginnen wieder! S. 29 ſitzt man bei einem ſeitenlangen Excerpt förmlich auf dem Trockenen und verſchmachtet vor dem gänzlichen Mangel einer irgendwie dem Autor entſtrömenden wohlwollenden, an ſeinem Gegenſtand tiefer intereſſirten und dem Leſer erhebende Perſpectiven bietenden Abſicht. Nur den Eindruck abſoluter Leere muß ein Autor zurücklaſſen, der in einem und demſelben Athemzuge S. 30 von Jakob Böhme ſagen kann, „als individuelle Erſcheinung errege er großes Intereſſe", im übrigen gehöre er — zu den „Verrücktheiten des Jahrhunderts". Das horrible Vacuum zwiſchen zwei ſo klaffenden, ſibiriſche Gemüthskälte verrathenden Gegenſätzen irgendwie ausgefüllt zu ſehen, gehört doch wol zu den Berechtigungen eines in ſeinem Verſtand und Gemüth normal gebildeten Leſers; aber das literarhiſtoriſche und kritiſche Wirken dieſes Autors hinterläßt eben überall in ſeinen Reſultaten dieſen Horror vacui. Die Leiſtungen der Menſchen werden todt geſchlagen und die Menſchen ſelbſt — ſtehen doch mit blühendem Leben neben ihren ſeinſollenden Gräbern! Wer ſo die Gegenſätze der wirklichen und unberechtigten Erſcheinung immerdar ohne irgendeine ſeelenvolle und großherzige Vermittelung läßt, der kann zuletzt um ſich her nur Kirchhofſtille vernehmen und ſich ein Monument aus gebleichten Knochen erbauen.

Dann wird das reiche, ſo tiefbedeutſame religiöſe Gefühlsleben jener Zeit des innern und äußern deutſchen Verfalls in einem Ton fortgeſchildert, wie etwa ein Ueberfreſſer nach Tiſch im bequemen Lehnſtuhl ſich die Zähne ſtochert. Den Kenner müſſen dieſe kurzen Auszüge aus jedem Handbuch der Kirchengeſchichte anwidern; dann und wann wird er lachen, wenn ſich des Autors mangelhafte Schulbildung zeigt. Von den Synkretiſten, die jeder halbwegs gebildete Secundaner aus dem entſprechenden griechiſchen Verbum wird herleiten können, ſagt der kritiſche Minos, ihr Name käme „von der Sekte der Kreter!" (S. 33.) Oberflächlich und aller Weihe entbehrend geſchildert ſind die aus ebendenſelben Kirchengeſchichten abgeſchriebenen Rückfälle zur katholiſchen Kirche. Selbſt eine geringe Bildung wird ſich hier des Gefühls nicht erwehren können, daß bei dieſen betrübenden Erſcheinungen eine Menge intereſſanteſter und dem Geſchichtſchreiber zu denken gebender Verhältniſſe rein in die Pfanne gehauen werden. Man kann ſich in der That über die hier offenbarte Oberflächlichkeit nur beruhigen, wenn man ſich allenfalls vergegenwärtigt, daß dieſe Recapitulationen nur auf eine Einleitung berechnet ſind.

Beim Uebergang auf die deutſche Poeſie, inſoweit auch ſie dem völlig willkürlich gewählten ſäcularen Merkjahre 1681 voranging, finden ſich natürlich die gewöhnlichen Schulbücher-Daten wiederholt. Gleich im Anfang der alte Gemeinplatz von den lateiniſchen Dichtern jener Tage, „ſie äfften das Auguſteiſche Zeitalter nach" u. ſ. w. Eine ſubtile Culturgeſchichtsforſchung hat längſt angefangen, die lateiniſche Poeſie von Hutten und Friſchlin an bis Jakob Balde als eine lehrreiche Ergänzung der nationalen Literatur zu betrachten und in ihr mehr zu entdecken als nur die „römiſchen Figuren, Götterbilder und Redewendungen". Folgen dann die allbekannten Dinge über Opitz, die Pegnitzſchäfer, Andreas Gryphius, Hoffmannswaldau, Lohenſtein u. a., Auszüge aus Koberſtein, Gervinus u. ſ. w. mit jenen ſtereotypen Aburteilungen wie: „Deutſchland war ein Tollhaus geworden" u. ſ. w., die man an dieſem ſich bei der Ueberlegung, ob ein Wort wol nicht mehr ſchimpfe als charakteriſire, nicht lange aufhaltenden Kunſtrichter gewohnt iſt. Man muß geſtehen, daß Holberg's „Mann, der keine Zeit hat", einen angenehmern Eindruck macht als Julian Schmidt. Ebenſo, immer nur zeternd, immer nur ſchimpfend und in athemloſer Haſt rechts und links mit Kraftausdrücken um ſich werfend, iſt die dem Devrient'ſchen Buch entnommene Recapitulation der Bühnenzuſtände jener Zeit. „Gemeinheit", „Canaille", „Pöbel", „Zoten", „beſtialiſch", „Cochonnerieen" — das alles wird in einem fort mit wahrer Luſt an den ausgeſpielten Trumpfen dargeboten. Manchmal möchte man glauben, daß Shakſpeare, Goethe, Schiller nur als Halte- und Beſinnungsſtationen für dergleichen choleriſche Schimpfwuth einiger Kritiker und Literarhiſtoriker dienen müſſen. Schmidt iſt nicht der einzige, den man am Sockel großer und nicht zu Grunde zu richtender Namen meiſt mit einem zum Schlagtreffen erhitzten rothen Kopf antrifft. Sie müſſen ſich dorthin flüchten, um ſich vor der Gefahr zu ſichern, vom ewigen Schimpfen epileptiſch zu werden. Man denke ſich eine Feder, die da ſchreibt, oder einen Mund, der dictirt: „In der Wirklichkeit ſah es anders aus; Koth und nur Koth, der reine, unverfälſchte Koth in der verwegenſten Bedeutung dieſes Worts! Wer ein Jahr lang den Pennalismus deutſcher Univerſitäten gründlich abſolvirt, der konnte den Hanswurſt beſſer agiren, als wenn er ſeine Studien in einem Schweinekoben gemacht hätte." (S. 55.) Die allerdings wahre Thatſache, daß der Pennalismus eine traurige Zeit deutſcher akademiſcher Sitten bezeichnet, wird hier von der Luſt ſecundirt, ſolche und ähnliche rohe Trumpfe aufs Papier zu ſchleudern, ſie drucken und von unreifen Leſern bewiehern zu laſſen.

Dem tobſüchtigen Mann kommt auch der Roman jener Zeit ans Meſſer. Alle die hier zu ſagenden und auch immerhin nothwendig zu ſagenden Dinge fahren bei ihm, eben durch die Luſt an dieſem Geſchimpf, an uns vorüber wie ein Halloh der Wilden Jagd. Nie ruht auch einmal der Berichterſtatter, Behaglichkeit erweckend, aus; nie ſchleicht ſich ein grazloſes oder ein mitleidiges Lächeln um ſeinen Mund; er ſchwingt nur die Peitſche mit der Wolluſt innerſter Befriedigung; ſeinem Temperament thut dieſe Auslaſſung wohl; ein Natur-, ein Temperamentsfehler

Digitized by Google

ist es, der sich an den Stellen, wo Tadel möglich oder wol auch unerläßlich ist, gleich auch sofort mit ganzer Galle entleert und sich vor dem innern Brand der Eingeweide äußerlich zu helfen sucht. In solche Hände hat nun unsere deutsche Sorglosigkeit (sagen wir lieber literarische Felgheit) Kritik und Historie der wichtigsten Zeiterscheinungen übergehen lassen!

Die Einleitung schließt mit jenem Rundblick über Europa, mit dem sie hätte beginnen müssen. Man findet hier natürlich das, was man immer zu hören berechtigt ist, wenn von Racine, Corneille, Ludwig XIV., Descartes u. s. w. die Rede kommt; aber nur ganz dunkel scheint dem Verfasser dabei die Ahnung aufgegangen zu sein, daß sein Werk eigentlich nur hätte von Holland beginnen müssen, von der Erhebung der Niederländer, von den Mustervorbildern, die in allem die Oranier gaben; vom Asyl der in Frankreich und England verfolgten Denkfreiheit; von Spinoza u. s. f. Nach dieser schweren, das ganze Buch verurtheilenden Unterlassungssünde beginnt S. 76 sein eigentliches Vorhaben, und zwar zuerst mit Spener, dem Pietisten. Was ein Auszug aus Hoßbach's trefflichem Buch bringen kann, wird natürlich nicht fehlen; aber den Ursprung Spener's aus einer großen europäischen Zeitbewegung, die sich im Katholicismus auf die Verfeinerung des Jesuitismus und die Molinisten zurückführt, haben wir wenigstens in der ersten Lieferung nicht entdecken können.

Wir brechen ab, um die mühselige Aufgabe, uns durch eine Masse dürrer Bücherexcerpte hindurchzuarbeiten, in nächster Nummer wieder aufzunehmen. So viel wird unsern Lesern jetzt schon aus unserm wahrheitsgetreuen Bericht ersichtlich sein, daß es sich hier um kein aus dem Vollen geschöpftes Werk (wenn auch nur zweiten Ranges) handelt, um keine freie Beherrschung eines seit Jahren organisch aneinander geschichteten Materials, um keine aus der Kraft edler Congenialität hervorgegangene Würdigung maßgebender und bedeutender Talente. Wir kennen nur theilweise die Nach-Lessing'sche Literaturgeschichte dieses Verfassers. Aehnelt sie aber dieser Vor-Lessing'schen, so werden auf dem Gebiet unserer Literargeschichte, so überreich es auch angebaut ist, für unparteiische, gründlich unterrichtete und mit würdigem Maßhalten auf die Tiefe blickende Forscher immer noch Lorbern zu gewinnen sein.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Griechenlands Wiedergeburt.

Der im ausgehenden 18. Jahrhundert angefachte Brand in dem innern Organismus der europäischen Staaten setzte sich auch in die erste Hälfte des neuen hinein unaufhaltsam fort. Auf furchtbare revolutionäre Stöße gegen die bestehenden Ordnungen war Militärdespotismus und vollständige Reaction in dynastischen Regierungs- und einseitigen Staatsinteressen gefolgt. Es konnte nicht fehlen, daß dieser rückläufigen Bewegung sich überall neue Kräfte entgegenstellten. So manche früher und in jüngster Zeit begangene Regierungssünde rief den stillen und lauten Unwillen der Unterthanen, ganzer Nationen gegen ihre Herrscher hervor. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen rücksichtslos gegen allgemein menschliche und nationale Bedürfnisse agirenden Cabineten und den von solcher Rücksichtslosigkeit betroffenen Individuen und Völkern. Auf der Revolutionsbühne treten gleichzeitig oder kurz nacheinander auf: Die Unabhängigkeitskämpfe der amerikanisch-spanischen Colonisten, die Bewegungen der Cortes und Carbonari, die Erhebung der Griechen gegen das Joch einer barbarischen Herrschaft.

Die Aufrollung eines großartigen, mächtig fesselnden, ebenso von warmer Empfindung eingegebenen wie mit technischer Meisterschaft ausgeführten Gemäldes von den gewaltigen, inhaltreichen Vorgängen des beginnenden 19. Jahrhunderts verdanken wir dem rührigen, ausdauernden, erfolgreichen Fleiß, mit dem Gervinus langsam, aber sicher seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, W. Engelmann) fortsetzt. Der fünfte Band gibt die Geschichte der griechischen Erhebung bis zu dem Zeitpunkt, in dem die Verbindung der Pforte mit ihrem ägyptischen Vasallen die griechische Angelegenheit in so hohem Grad zu einer europäischen machte, daß alle Hebel zur Losreißung der Griechen von türkischer Hoheit und zur Bildung eines neuen europäischen Staats, „des Königreichs Griechenland", angesetzt wurden.

So weit wir bisjetzt den Standpunkt beurtheilen können, den Gervinus als Erzähler der griechischen Erhebung einnimmt, nimmt er entschieden Partei für die Griechen. Der Theil der Einleitung, in welchem von der eigentlichen Abstammung der Neu-Griechen, von ihren Vorzügen und Fehlern, von ihrer geschichtlichen Mission, ihrer Aehnlichkeit mit den alten Hellenen, ihrem Werth oder Unwerth die Rede ist, scheint uns besonders dazu geeignet, gewissermaßen einen gesunden Grund und Boden für den Gesammtverlauf des zu berichtenden Ereignisses in den Augen der Leser herzustellen und die Sympathieen derselben nach der einen der streitenden Parteien mit unwiderleglicher Bestimmtheit hinzulenken. Nicht ohne gründliche Berücksichtigung der gegnerischen Meinungen stellt Gervinus den Unabhängigkeitskampf der Griechen als einen innerlich wohlmotivirten und somit gerechten hin; er stellt sich uns dar als Philhellene, aber nicht aus blinder Schwärmerei für einen vielleicht inhaltlos gewordenen Volksnamen und ebenso wenig von einseitigem Parteistandpunkt geleitet.

Zwei Hauptmomente der Erzählung fesseln vorzugsweise. Einmal die Entstehung und der Verlauf des Kampfes in seinen drei ersten Hauptabschnitten, und dann das diplomatische Spiel, das zwischen den Cabineten von Konstantinopel, Petersburg, London und Wien um die Lösung der in neuer Gestalt auftretenden Orientalischen Frage getrieben wird. Den speciellen Verlauf der ersten Kriegsjahre betreffend, so sieht man ein fortwährendes Hin- und Herschwanken des Kriegsglücks, wie es eine nothwendige

Digitized by Google

Folge theils äußerer Zufälligkeiten, theils der wechselnden geschicktern oder untauglichern Organe der Kriegführung war: die Erfolge der Griechen bei Tripolitza, Missolunghi, Anatoliko, und namentlich glückliche Seeunternehmungen treten einer entsprechenden Reihe türkischer Siege und Eroberungen gegenüber. Um nicht durch zu andauerndes Vorführen von Kriegsbegebenheiten zu ermüden, erquickt uns der Verfasser hier und da mit trefflichen Charakteristiken hervorragender Politiker und Feldherren (Kolokotronis S. 333, Kurschid-Pascha S. 181 fg. u. a.) oder mit lehrreichen, überzeugenden Motivirungen einer Summe berichteter Begebenheiten. Manche Persönlichkeit aus dem Theater des griechischen Freiheitskampfes, die einen wunderbaren Reiz auf uns geübt hatte, wird dieses Zaubers entkleidet; so Alexander Ypsilantis, der uns in W. Müller's bekanntem Gedicht freilich in ein ganz anderes Licht gestellt wird, als die Hand unsers Historikers ihn zeichnet. Die groben Fehler der Hetärie, die sich, von Rußland geködert oder getäuscht, zuerst zum offenen Kampf gegen die Pforte fortreißen läßt, die Treulosigkeit einzelner Hetäristen werden ebenso wenig verschwiegen wie die häßliche, unzeitige Zwietracht der Bürgerlichen (der Phanarioten) und der Klephthen oder die Grausamkeiten der Griechen in Tripolitza, die ein schimpfliches Seitenstück lieferten zu den türkischen Greueln von Chios. Aus den sich um das Ereigniß gruppirenden diplomatischen Unterhandlungen erfahren wir, wie der Zar durch die Kapodistrias und Ypsilantis wie durch die hergebrachte russisch-türkische Politik und durch die Rücksichten auf die revolutionsscheuen Principien der Heiligen Allianz, nicht minder durch die Friedensbedürfnisse Oesterreichs und durch die englisch-türkischen Interessen in eine hin- und herschwankende Haltung dem griechischen Aufstand gegenüber versetzt worden sei.. Stroganow, Nesselrode, Metternich, Gentz, Londonderry, Stratford u. a. erscheinen als die besonders thätigen Organe in diesem zum Theil sehr unlautern diplomatischen Spiele. Der im Beginn der hetäristischen Bewegung hervortretende Fanatismus der Türken, der Mord des Patriarchen in Konstantinopel und andere ähnliche schwere Beschimpfungen der russischen Ehre gewähren ein ausreichendes Motiv zu dem völligen Abbrechen diplomatischen Verkehrs zwischen Petersburg und der Pforte sowie eine schätzbare Unterlage für die Punkte des russischen Ultimatums, das trotz seines herausfordernden und die Pforte demüthigenden Inhalts unter Vermittelung der egoistischen Friedensliebe des österreichischen und namentlich des englischen Cabinets angenommen wird. Rußland möchte gar gern zum Nachtheil der Türken „zu Gunsten" der Rajas interveniren, ohne doch dem revolutionären Drängen der Griechen irgendwie entgegenzukommen; es erscheint in einer höchst interessanten Klemme zwischen dem freien Gewährenlassen seiner Eroberungsgelüste und den unentstiehbaren Rücksichten auf das Programm der Heiligen Allianz und die scharf vorgezeichneten Zielpunkte des europäischen Gleichgewichts.

Mit Spannung sehen wir der weitern Darstellung der griechischen Erhebung seit dem Jahre 1824 entgegen.

Neue Romane und Novellen.

XXVIII.

Unter dem Titel: „Ein Proceß in Rom", brachten wir vor einiger Zeit die Einleitung zu einem größern romantischen Gemälde über die Lage des Kirchenstaats, das inzwischen unter dem Titel: „Unter den Ruinen" (vier Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862), erschienen ist. Der Verfasser, Franz von Nemmersdorf, scheint selbst Katholik zu sein, gibt aber vom Papstthum und dessen weltlicher Macht eine Schilderung, die ganz den unabweislichen Forderungen des Jahrhunderts entspricht. Daß sich die Herrschaft der dreifachen Krone überlebt hätte, sagt der Autor ausdrücklich nicht selbst; aber welche andere Schlußfolgerung wird sich aus seiner scharfen Charakteristik römischer Personen und Zustände ziehen lassen?

Eine deutsche, von ihrem verschollenen Gatten getrennt lebende Baronin kommt mit ihrer Stiefschwester, einer verwitweten Gräfin, nach Rom, um dasselbst wegen einer Hinterlassenschaft ihres Onkels einen Proceß zu führen. Die Umständlichkeit einer solchen für die jetzige Curie verfänglichen Appellation an die alten Erinnerungen des Forum Romanum gibt Raum und Zeit genug, um zugleich mit Schilderung der zur Paralysirung ihrer Ansprüche aufgewandten Intriguen eine Darstellung der römischen Gesellschaft zu verbinden. Isabella, die ältere Schwester, lernt einen Custode der arabischen Bibliothek des Vatican kennen, einen als arabischen Judenknaben durch die Missionare nach Rom gebrachten Zögling der Jesuiten, der jedoch die auf ihn gesetzten Hoffnungen betrog und nicht Priester wurde; beide werden ein Paar, trotzdem, daß sich Isabella's Gatte wieder eingefunden, um gleichfalls an dem Erbe theilzuhaben. Glücklicherweise ist Isabella Protestantin und ihre Ehe löslich. Die Schwester, eine leichte, eitle Natur, geht aus einer Hand in die andere und stirbt zuletzt, da ihre Lebensphilosophie nicht ausreicht, um sich nothwendige Enthaltungen aufzuerlegen, als Gattin eines natürlichen Sohnes jenes Custode an der Abzehrung. Dazwischen läuft manche anziehende Episode unter, die auf geschickte Art in die Haupthandlung verwoben ist.

Der Schwerpunkt des Interesses beruht auf dem anziehend geschilderten Charakter Isabellens, die wol eine neue und originelle Romanfigur genannt werden kann. Absichtlich kühl und alle Illusionen bekämpfend, verletzt sie nie durch Unweiblichkeiten; ihre jeweiligen Philosopheme, die sich bis auf die Bekanntschaft mit Moleschott's Lehre von „Kraft und Stoff" erstrecken, sind natürliche Ergebnisse ihrer Bildung,

ungesuchte Zeugnisse eines höhern, dem Gewöhnlichen abgesagten Strebens. Nichtsdestoweniger fällt auch auf ihre leichtsinnige Schwester Bertha ein recht anziehendes Licht und zuweilen möchte man in der That dem Verfasser zürnen, daß er selbst so oft über sie den Stab bricht. Ihre Verehrer bieten eine angenehme Steigerung — Montanara, der Sohn eines Erzbischofs, der ungarische Graf Böthy, dann eine kurze Episode der Devotion in jener „Retraite" bei den Damen vom Herzen Jesu auf dem Monte-Pincio, welche kürzlich Frederike Bremer so anschaulich geschildert hat, endlich die Liebe des jungen Freiheitsschwärmers Cäsar Brustelone. Eine anziehende Abwechselung bieten einige komische Charaktere, die „Volksschöne" Adelaida, die einen ganz vortrefflich geschilderten jungen bremer Senator, der seiner Gesundheit wegen in Italien leben muß, in ihre Netze zieht; die Badersfrau, die sich zur Opernsängerin ausbildet; ihr Gatte und die ganze Gevatterschaft des römischen Osterienlebens; die Gräfin Poleastro, eine Abenteurerin, die Stuben vermiethet und bei dieser Gelegenheit mancherlei Charaktere zu fesseln und auszubeuten versteht; der Erzbischof Consalvo; Fluvia, die reiche, leichtsinnige Fürstin; die Engländerin Whyte, die sogar ein Porträt zu sein scheint, ihre Beziehungen zu Garibaldi sind fast handgreiflich. Der Charakter dieser letztern Frau ist offenbar auf einen ihr wenig günstigen Eindruck angelegt, verwandelte sich aber dem Autor unter der Hand in eine ganz respectable Frauennatur, die ihrer selbst ziemlich klar bewußt ist und wenn auch immer das Excentrische, doch mit einer gewissen Großherzigkeit ausführt.

Es ist uns lange kein neuauftauchendes Talent begegnet, dem der „realistische" Typus so aufgeprägt ist wie Franz von Nemmersdorf. Er gibt seine Mittheilungen in kurzer, thatsächlicher Darstellung und verweilt keinen Augenblick bei seinem Gegenstand länger als nöthig, um ihn kenntlich zu machen. Das Auge des Autors scheint für malerische Effecte geübt, doch verweilt er auch bei seinen jeweiligen Schilderungen der südlichen Natur und Sitten niemals allzu lange; kurze, treffende Züge stellen in wenig Augenblicken ein untrügliches Bild hin. Eine sentimentale, eigene Ergriffenheit von manchem, was den Leser in seiner Erzählung betrüben und erschüttern durfte, wird man selten bei diesem Autor antreffen; fast wechseln die Scenen zu rasch, fast springen die Situationen zu schnell auf und ab, sie wollen nur immer wieder neuen Platz machen. Noch ist uns nicht klar geworden, ob sich hierin ein Beweis großer Erzählungskunst suchen lassen soll oder eine noch anfängerhafte Unsicherheit und die Sorge um die ausreichende Fesselung des Lesers. Der Totaleindruck dürfte unter dieser sozusagen athemlosen Hast der Mittheilung etwas leiden, falls man nicht ganz die Sympathie des Autors für Isabella und Havas, den arabischen Custode, theilt und eine besondere Befriedigung in der endlichen Vereinigung und dem Glück dieses originellen Paares findet.

Wir konnten über dies interessante Buch nur Andeutungen geben und setzen voraus, daß unsere Anerkennung und Theilnahme von den Empfindungen einer großen Anzahl von Lesern des Weitern ergänzt und vervollständigt werden wird.

Von Boz-Dickens liegt in gewandter Uebertragung sein neuester Roman: „Große Erwartungen" (drei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1861), vor. In England haben sich jetzt auf dem Romangebiet neue Namen mit großen Erfolgen geltend gemacht; Dickens besitzt nicht mehr die Alleinherrschaft über die Lesewelt wie sonst; doch steht dieser neue Roman hinter seinen ältern Arbeiten nicht zurück. Die Erfindung ist allerdings bizarr-phantastisch und streift nahezu an die Caricatur, aber die Durchführung selbst ist von großer Frische, oft von sprudelndem Humor und immer lehrreich für die Kenntniß des geselligen Lebens und der für unsern Geschmack allerdings oft halbverrückten Anschauungen und Umgangsformen Altenglands.

Aus dem Leben der Natur.

— Roßmäßler's bekanntes Buch: „Die vier Jahreszeiten", ist in einer neuen, wohlfeilen Volksausgabe (Breslau, Leuckart, 1861) erschienen und empfiehlt sich diesmal besonders dem Lehrerstande. Wir haben schon in frühern Jahrgängen d. Bl. die hohe Verdienstlichkeit des Werkes hervorgehoben; es gehört noch der Periode an, wo man nicht besorgen durfte, der treffliche Verfasser pflüge und besäe sein Feld denn doch wol zu oft.

— „Das Süßwasser-Aquarium" von Dr. Graefse (Hamburg, Meißner, 1861) ist eine kurze Anleitung zur besten Construction der Aquarien und Instandhaltung derselben sowie Schilderung der Süßwasserthiere. Ein halbes Hundert in den Text aufgenommener Abbildungen wird jedem den Betrieb einer medischen Unterhaltung erleichtern.

— Auch „Das Hühnerbuch" von Wilhelm Wegener (Leipzig, J. J. Weber, 1861), unserm geschätzten Mitarbeiter, kommt einer Liebhaberei des Tags in gefälliger Form entgegen. Wir finden hier alle Hühnerarten beschrieben, vom deutschen Huhn bis zu jenen seltsamen Brahmaputrahühnern, die in ihrem hochbeinigen, plusderhosigen Gange französischen Zuavenhauptleuten ähnlich sehen. Die Zucht, die Wartung, die Pflege der Hühner wird in angenehmem, heiterm Ton und aus reicher eigener Erfahrung geschildert. Der Verfasser, bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Thiermaler, gibt charakteristische Zeichnungen zur Erläuterung. Ein besonders anziehendes Kapitel, hervorgerufen durch die Bedeutung der Hühner im alten Heidenthum, ist der „Prophetengabe der Thiere" gewidmet.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Digitized by Google

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzlow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. I. — Länder- und Völkerkunde. — Wilhelm Henfel. — Theodor Mundt. — Briefwechsel.

Wiener Briefe.

I.

— — Die Physiognomie Wiens hat sich seit der politischen Wiedergeburt der Monarchie, deren Mittelpunkt sie ist, in eigenthümlicher Weise verändert. Mit Wahrheit kann man sagen, daß mit dem Bewußtsein, einen selbstbestimmenden Einfluß auf ihre Geschicke nehmen zu dürfen, ein anderes Blut in die Adern der Bevölkerung gekommen ist. Das Mistrauen konnte allerdings nicht sogleich schwinden und ebenso wenig das durch den Absolutismus angehäufte Uebel; allein die Aussicht auf eine bessere Zukunft und das Gefühl gehobener Würde trug den gebildeten Theil der Bevölkerung schnell über das Unbehagen der Gegenwart hinweg und der Reichsrath wurde mit aufrichtiger Theilnahme begrüßt. Allerdings ist die Stimmung, namentlich der auf den kleinen Erwerb angewiesenen, durch die Zeitverhältnisse schwer gedrückten Schichten der Bevölkerung noch keineswegs eine günstige; allein die besitzende Klasse und die Intelligenz steht mit ihrer vollen Gesinnung für die neue Verfassung und den dadurch begründeten freien Großstaat ein.

Das Leben und Treiben in Wien gibt hierfür Zeugniß. Ungeachtet des Widerstands der Ungarn und der noch ungelösten Verfassungsfrage in Kroatien, Siebenbürgen und Italien gehen die Anstrengungen Wiens, seine Gestalt den Anforderungen der Zeit an die Hauptstadt eines freien, mächtigen Kaiserreichs anzupassen, muthig vorwärts; die neuen Stadttheile wachsen mit Ungestüm aus dem nackten Boden heraus und Riesengebäude ohne Zahl streben (leider nur zu hoch) in die Lüfte empor. Man sieht, das Geld hat Vertrauen; wir dürfen nicht verzagen.

Ergründen der Natur ist die Devise der Wissenschaft, Ausbeuten ihrer Kräfte die Devise des Lebens unserer Zeit; eine rastlose Thätigkeit auf den ins Endlose vermehrten Wegen des Erwerbs treibt die Bevölkerung einer Hauptstadt nach allen Richtungen und läßt ihr keine Zeit, sich mit andauernder Energie auf Politik zu verlegen. Niederreißen und Aufbauen ist jene Thätigkeit, die bei uns jede andere in den Hintergrund drängt und zum Glück Tausenden Beschäftigung gibt. Als ominös könnte es angesehen werden, daß nicht nur die Umgestaltung und Erweiterung der Hauptstadt des Reichs, sondern auch die Abtragung und der Wiederaufbau ihres weltberühmten Kathedralthurms mit dem Sturze des Absolutismus und dem Neubau der constitutionellen Monarchie zusammenfällt. Noch fehlt dem Stephansthurme sein Helm, und dieser Stolz Wiens, auf den von nah und fern alltäglich Millionen Blicke fielen, mahnt durch sein kläglich verkommenes Ansehen zur Demuth und Geduld. Gewährt unser Staatsgebäude nicht einen gleichen Anblick?

Zunächst sind es zwei kirchliche und zwei weltliche Bauten, welche die allgemeine Theilnahme in Spannung erhalten. Der Wiederaufbau des eben genannten Domthurms und der Bau der Votivkirche, dann jener des Opernhauses und des Universitätsgebäudes. Man hofft den ehrwürdigen Stephansthurm nach Verlauf von 3 — 4 Jahren wieder in der alten Höhe emporragen zu sehen. Der Bau der Votivkirche schreitet rascher vorwärts, als man ursprünglich berechnet hatte und mehr als wahrscheinlich ist es, daß gleichzeitig mit der Wiedererstehung des prachtvollen Domthurms auch der bescheidene gothische Neubau als eine Zierde Neu-Wiens seine Vollendung erlangen wird. Dann werden wir mit gerechter Befriedigung auf zwei in der neuesten Zeit entstandene kirchliche Bauwerke hinweisen können, die einen echten Kunstwerth haben. Die nach einem Plane des zu Früh verblichenen schweizer Architekten Müller gebaute Kirche in Altlerchenfeld steht nun vollendet da. Die Schönheit ihrer Bauform ist längst anerkannt; die innere Ausschmückung und Einrichtung derselben, welche eine Reihe von Jahren und bedeutende Geldmittel in Anspruch nahmen, ist unter der Leitung zweier Kunstnotabilitäten, des Malers Führich und des Architekten van der Nüll, entstanden. Der erstere in die katholische Anschauung tief eingedrungene Künstler hat die Idee angegeben, in welcher die reichen Fresken ihre geistige Einheit finden und auch die Cartons zu einigen Bildern geliefert; die Ausführung ist verschiedenen inländischen Künstlern, welchen man in karger Zeit einen Verdienst zuwenden wollte, anvertraut worden, und unter diesen waren einige, die eben nicht durch besondern Beruf für kirchliche Darstellungen hervorragen. Da überdies im Al-fresco-Malen die meisten Neulinge waren, so geschah es, daß die Behandlung eine auffällig verschiedene wurde und die Harmonie der Farbe im ganzen verloren ging. Das außerordentlich reiche Ornament, das zwischen den einzelnen Bildern sich ausbreitet, mildert allerdings diese Gegensätze des Colorits, vermag sie aber nicht ganz aufzulösen. Van der Nüll ist ein Meister in der ornamentalen Kunst und auch in diesem Falle hat sein Geschmack sich bewährt; der Eindruck im ganzen ist ein freundlich erhebender. Jedenfalls besitzt Wien in dieser Kirche

ein monumentales Prachtwerk, das niemand aus nah und fern, den sein Weg hierher führt, ungesehen lassen wird. Auch die Votivkirche, das preisgekrönte Werk des jungen Architekten Ferstl, wird durch ihre edle Einfachheit, die sich der überlieferten gothischen Bauform ohne Sucht nach Originalität, die auf diesem Felde in unserer Zeit nur zu Verirrungen führen könnte, enge anschließt, gewiß einen günstigen Eindruck hervorbringen.

Dem Entstehen des neuen Opernhauses wird mit allgemeiner, lebhafter Theilnahme entgegengesehen. Der unermüdliche Handelsminister Graf Wickenburg soll eine Wette angeboten haben, daß im Herbste 1863 bereits Vorstellungen im neuen Hause stattfinden werden. Ungeachtet des großen Vertrauens, zu welchem die Energie dieses Ministers, der zugleich Präses der Stadterweiterungscommission ist, berechtigt, möchten wir das Eintreffen dieser Voraussagung doch bezweifeln und die Wette bedenklich finden. Wie leicht vernachlässigt man bei solcher Eile die für ein Theater doppelt nöthige Umsicht! Noch hat die Grundlegung nicht begonnen und die Ausführung des großartigen Projects auf einem Platze, welcher dermalen noch ein Stadtgraben ist, kann leicht auf Schwierigkeiten stoßen, die Berichtigungen und Nachhülfen erforderlich machen. Das Project ist von den Professoren unserer Kunstakademie von Siccardsburg und van der Nüll entworfen worden, von welchen der erstere als Meister der Construction, der letztere als anerkannt in der Ornamentik gilt und welche die Plane zu allen großartigern Bauführungen, die ihnen übertragen werden, zusammen zu verfassen pflegen. Ihr Ruf ist bereits so begründet, daß sie gleichsam ein Monopol auf jede öffentliche monumentale Bauführung haben und ihnen nicht leicht ein solches Bauobject, auch wenn es auf dem Concurswege vergeben wird, entgeht. Sie sind die Erbauer des Karltheaters; sie haben das Project für ein neues Gymnasialgebäude in Brünn, das bereits im Bau begriffen ist, entworfen und von ihnen rührt auch der großartige Plan für das neue wiener Universitätsgebäude her, dessen Kosten auf nicht weniger als vier Millionen Gulden veranschlagt sind.

Da im Jahre 1865 die hiesige Universität das Jubiläum ihres fünfhundertjährigen Bestehens feiern wird, so ist es der Wunsch aller betheiligten Kreise, daß bei dieser Gelegenheit auch die feierliche Eröffnung des neuen Gebäudes stattfinde. Der Staatsminister, der alle berechtigten Wünsche der Bevölkerung zu beachten pflegt, hat dieser Angelegenheit bereits seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und es ist sonach das Beste zu hoffen. Der Plan, welcher dermalen vorliegt, ist auf einen ausgedehnten Bau berechnet, der aus drei einzelnen, nur durch Arcaden verbundenen Gebäuden bestehen würde. Da man für die großartige Universitätsbibliothek ein abgesondertes Gebäude haben wollte und die hiesige Kunstakademie derzeit auch nur auf das nothdürftigste, mit andern Lehranstalten vereint, in einem Gebäude der innern Stadt untergebracht ist, so trafen die Architekten, um den artistischen Anforderungen zu genügen, mit Genehmigung des frühern Unterrichtsministers, Grafen Leo Thun, den Ausweg, das Hauptgebäude mit den Hörsälen in die Mitte zu stellen und als zwei sich das Gleichgewicht haltende Seitengebäude die Bibliothek und die Kunstakademie anzureihen. Gegenwärtig ist die Frage in Verhandlung, ob der für diesen Bau von dem Kaiser bereits angewiesene Platz in dem neuen Stadttheil vor dem Schottenthore mit Rücksicht auf den seither genehmigten Stadterweiterungsplan beibehalten werden könne. Eine baldige Entschließung ist dringend nothwendig, indem gegenwärtig die Lokalitäten der verschiedenen Unterrichtszweige weit auseinander liegen, was mit Nachtheilen und Unzukömmlichkeiten aller Art verbunden ist. Da man den Bau zuverlässig beschränken, von der Herstellung eines eigenen Gebäudes für die Bibliothek abgehen und dann auch die Frage der Verbindung eines Neubaues für die Kunstakademie mit jener des Universitätsbaues fallen lassen wird, so werden sich die Schwierigkeiten, bis zum Jahre 1865 an das Ziel zu kommen, mindern und die vorschußweise Bestreitung der Baukosten erforderlichenfalls aus dem Stadterweiterungsfonds stattfinden können.

In Künstler- und kunstfreundlichen Kreisen sieht man mit Spannung der Entwickelung unserer Kunstzustände entgegen. Der Staatsminister hat den in dieser Beziehung von den wiener Künstlervereinen vorgebrachten Wünschen Gelegenheit gegeben, sich auf dem Wege einer gemeinschaftlichen Berathung unter dem Vorsitz des gegenwärtigen Kunstreferenten bei dem Staatsministerium, Dr. Heider, bestimmt auszusprechen. Das Reformprojekt bezweckt die Bildung einer eigenen Section für sämmtliche Kunstangelegenheiten bei dem Staatsministerium, die Bestellung einer aus Künstlern bestehenden Commission als Beirath derselben, die Förderung der monumentalen Kunst durch Festhalten am Concurs (als Regel) und Bildung von Special-Juries für jeden einzelnen Fall, die Begründung von Kunstausstellungen, wenigstens jedes dritte Jahr, unter Zuwendung eines Staatsbeitrags von 45000 Gulden für jede Ausstellung zum Ankauf von Gemälden einheimischer Künstler, die Verwendung der angekauften Kunstwerke zur Bildung von Museen und Galerieen, die Stiftung einer Medaille für die Künstler, deren Werke von der Jury als die vorzüglichsten erkannt wurden, die Stellung der hiesigen Kunstakademie als Lehranstalt mit Entkleidung von jeder kunstrichterlichen Wirksamkeit und Uebergabe der Leitung derselben an das Professoren-Collegium.

Es ist sehr zu bezweifeln, daß diese Vorschläge, namentlich die Idee mit der Medaille, insgesammt willfährige Aufnahme finden werden. Dr. Heider, der neue Kunstreferent beim Staatsministerium, welchen der Minister vorher (August 1861) eine Reise durch Deutschland machen ließ, um die

Digitized by Google

vorzüglichſten Kunſtakademieen, die er nicht bereits kannte, zu beſichtigen, iſt zwar ſelbſt kein Künſtler, hat aber kunſthiſtoriſche Studien gemacht und nicht nur durch das von ihm im Verein mit Profeſſor Eitelberger herausgegebene Werk über Oeſterreichs mittelalterliche Kunſtdenkmäler, ſondern auch durch mannichfache Aufſätze kunſtäſthetiſchen und kritiſchen Inhalts in öffentlichen Blättern reife Einſichten in Sachen der bildenden Kunſt an den Tag gelegt. Er war vor dem Jahre 1849 als Aſſiſtent bei der Bibliothek der hieſigen Kunſtakademie angeſtellt und hat durch die nachgefolgte vieljährige Verwendung bei der oberſten Unterrichtsbehörde adminiſtrative Schulung und freiern Ueberblick der Zuſtände und Bedürfniſſe gewonnen.

Man muß die glühende Begeiſterung des frühern Kunſtreferenten, Franz Graf Thun, für die Kunſt und ſein eifriges Streben, ihrer höhern Richtung überall, namentlich im Bauweſen und der Induſtrie, Eingang zu verſchaffen, gebührend anerkennen; aber mit der ſo nothwendigen Organiſation der Kunſtakademieen kam er zu keinem glücklichen Ziel, und hier wird die Wirkſamkeit des neuen Referenten ein reiches Feld der Thätigkeit finden, aber nur dann gedeihlich ſein, wenn er ſich von jeder Parteiſtellung frei zu erhalten weiß.

(Ein zweiter Brief in nächſter Nummer.)

Länder- und Völkerkunde.

— Der frühere braſilianiſche Generalconſul Sturz hat jetzt ein ganzes Heft von nahezu 20 Bogen herausgegeben: „Braſilianiſche Zuſtände und Anſichten (Berlin, Parthey, 1862). Wäre auch nur die Hälfte von allen dieſen Greuelzuſtänden wahr, die hier berichtet werden, ſo reichte ſie ſchon hin, den Deutſchen die Auswanderung nach Braſilien gründlich zu widerrathen.

— In jener glänzenden Ausſtattung, die Hermann Coſtenoble in Leipzig ſeinem geographiſchen Verlag zu geben pflegt, ſind auch zwei Bände „Forſchungen in Arabien und Oſtafrika“ von Karl Andree erſchienen. Der anerkannte Name des Herausgebers bürgt für die Gediegenheit des Inhalts. Wir erhalten hier in zweckmäßiger, jedoch nichts Weſentliches übergehender Kürzung die Entdeckungen der Reiſenden Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Ehrhardt u. a. Abyſſinien, Zanzibar, die Gallasvölker finden in dieſen Berichten die gründlichſte Darſtellung ihrer gegenwärtigen Lage. Die Freunde der Naturwiſſenſchaften werden in den bunten, vor uns aufgerollten Gemälden nicht minder die mannichfachſten Anregungen finden wie Forſcher auf dem Gebiet der Seelenlehre, für welche letztere Afrika mit ſeinen grauſamen Verirrungen namentlich eine ſo reiche Ausbeute liefert.

— Eine angenehme Erinnerung an Helgoland bietet die kleine Schrift von Dr. Hallier: „Die Vegetation auf Helgoland“ (Hamburg, Meißner, 1861). Sie ſoll einer künftigen Flora von Helgoland den Grund legen und berichtigt ſchon jetzt eine Menge irrthümlicher Anſichten über die Erzeugniſſe der rothen Klippe. Gar freundlich berührte uns die gelegentliche Erinnerung an die auch uns bekannt geweſene Malvina Eck, die am 23. Auguſt auf der Düne von Helgoland durch einen Blitzſtrahl den Tod fand.

Wilhelm Henſel.

••• **Berlin.** Profeſſor Wilhelm Henſel, ein Mann von dem beſten Herzen, der treuſte Freund ſeiner Freunde und ſeines Vaterlandes, der beſte Bruder und hingebendſte Vater, iſt, indem er ein Menſchenleben aus der augenſcheinlichen Gefahr des Ueberfahrenwerdens gerettet, ſelbſt das Opfer ſeiner menſchenfreundlichen Handlung geworden. Das Unglück wollte, daß, indem er den Bedrohten fortzog, eine Droſchke hinterrücks ſo nahe an ihn ſtreifte, daß das Rad ihm den Hinterfuß quetſchte; der Fuß, noch aus der Campagne her an einer alten Wunde leidend, gerieth in Entzündung. Den Profeſſoren Langenbeck und Wilms gelang es zwar, dem Uebel Einhalt zu thun; ſchon konnten ſeine in der That zahlloſen Freunde ſich auf ſeine entſchiedene Beſſerung freuen, als ſein altes Uebel, die Gicht, hinzutrat, ihm erſt beide Hände lähmte, ſich dann auf die innern Theile warf und am 26. November abends 10 Uhr den braven Mann hinwegraffte.

Man kann von Henſel ſagen: „Er hatte keine Feinde“, und war in den weiteſten Kreiſen nicht nur Berlins, ſondern ganz Deutſchlands gekannt und geſchätzt. Der von uns Geſchiedene beſaß eine reiche Fülle der liebenswürdigſten Eigenſchaften im Verein mit einem überaus humanen Herzen. Seit er ſeine Gattin, Fanny Henſel, eine Schweſter Felix Mendelsſohn's und ſelbſt eine muſikaliſche Größe, 1847 verloren hatte, lebte er, treu ihrem Angedenken, vorzugsweiſe ſeinen Freunden und der Kunſt, deren bedeutender Jünger er in frühern Jahren war, wovon viele ſeiner Werke — ſo auch hier das ſchöne Altarbild in der Garniſonkirche: „Chriſtus vor Pilatus“ — Zeugniß ablegen; in den letzten Jahren trieb er ſie mehr con amore als in ernſten Studien. Neben dieſer hohen Begabung tritt faſt in gleicher Geltung ſein improviſatoriſches Talent hervor. Henſel war Meiſter der deutſchen Sprache, unerſchöpflich, ſie in den graziöſeſten Formen zu tauſend Wortſpielen verweben, ſowie in ſinnvollen Toaſten ſie im feſtlich geſelligen Kreiſe ex tempore ertönen zu laſſen. Er traf hier ſtets den Nagel auf den Kopf und frappirte durch geiſtvolle Gedanken wie durch Witz und Humor. Ebenſo ſind ſeine Sonette, Madrigale und Triolets oft meiſterhaft gefügt, hochpoetiſche Blüten am Sonnenſtrahl warmer Empfindung zur Frucht gereift.

Henſel zeichnete in dem letzten Jahrzehnd nur Cravonbilder nicht nur hoher und höchſter, ſondern auch berühmter und unberühmter, aber ihm nahe befreundeter Perſonen in ſein Album; er that dies in vollendet künſtleriſcher Weiſe am Theetiſch. Da er darauf hielt, daß jeder Abconterfeite einen Gedenkſpruch eigenhändig unter ſein Bild ſchreiben mußte, ſo iſt dieſe weit über tauſend Porträts enthaltende Sammlung ein intereſſantes Vermächtniß ſeiner Hand, indem ſie gleichzeitig eine Autogeaphenſammlung vieler bekannter Größen und hoher Häupter iſt.

Digitized by Google

Der Heimgegangene war 1794 zu Treptow unsern Berlin geboren, focht mit Begeisterung und Auszeichnung in dem Befreiungskriege und ist der Devise: „Gott, König und Vaterland", sein ganzes Leben lang treu geblieben; die liberale Partei hat ihn freilich zu ihrem Gegner gehabt; er stand im Lager der conservativen Staatsretter und starb an — einer Rettung!

Theodor Mundt.

Von seinem so früh dahingegangenen ehemaligen Mitstrebenden ausführlicher zu berichten, findet der Herausgeber d. Bl. vielleicht ein andermal die passende Gelegenheit. Sei hier nur kurz erwähnt, daß die liebenswürdige und bedeutendere Zeit dieses Schriftstellers seine Anfänge waren. Man muß sich in jene patriarchalische Zeit zurückversetzen können, kurz vor und nach der Julirevolution, wo in Preußen, officiell und nach den Versicherungen der Beamten und berühmtesten Gelehrten, der persönliche Charakter des Landesfürsten die beste Verfassung war. Was gegenwärtig das tägliche Geistesbrot unserer Bildung ist, war damals nur als Gift bekannt und stand unter Verschluß und Aufsicht. Schon die Worte „constitutionell", „repräsentativ" u. s. w. wagte man, wenigstens in Berlin, nur flüsternd auszusprechen.

Theodor Mundt gehörte nicht zu den ersten mit Freimuth sich hervorwagenden jungen Berlinern, wie etwa damals Theodor Mügge u. a. Der junge Zögling des joachimsthalschen Gymnasiums war Doctrinär und ganz und gar nur an der Aesthetik interessirt. Tieck und Solger waren seine geistigen Führer. Aber eine eigenthümliche Unterscheidung seiner kleinen Novellen, seiner Aufsätze in W. Alexis' „Conversationsblatt", im „Gesellschafter" und andern Blättern ließ sich besonders da beobachten, als die berliner Journalistik durch Saphir in die schlimmsten Abwege gerieth und bereits die Tertianer zur Führung der Feder emancipirt wurden. Die ältern Namen, wie F. Förster, W. Neumann, Varnhagen, geiferten nicht mehr recht durch, zumal da die Hegel'schen „Wissenschaftlichen Jahrbücher" allen bessern Federn, die sich in ihren Spalten sammelten, die exclusive philosophische Schulstellung gaben. In jener Zeit erregten die von dem jungen, im Umgang schüchternen, in seinem Wesen das Gepräge steter Bedachtsamkeit tragenden Gelehrten herrührenden Artikel durch ihre Frische, durch manchen naiven Zug und die Wahrung des wissenschaftlichen Ernstes viel Interesse. Auch eine lyrische Regung fehlte nicht, die bei Karl Werder, Moritz Veit, Heinrich Stieglitz zu vollerm Ausbruch kam und im „Berliner Musenalmanach" manche duftende Blüte trieb.

Theodor Mundt hätte wol damals um keinen Preis eine Beziehung seiner ihm gewiß noch völlig unklaren Bestrebungen auf Heinrich Heine zugeben mögen, einen Dichter, dessen Wesen allerdings eine Verwandtschaft mit ihm hatte; denn auch ihm schlug alles bald in sein Gegentheil um, um mit Hegel zu reden; die Ironie ließ auf seinem Antlitz kleine Schlänglein ihr neckendes Spiel schon frühe treiben. Diese Neigung zum tändelnden Spott, zur Selbstironie stand im eigenthümlichen Contrast zu allen übrigen Kennzeichen eines fast pedantischen jungen Gelehrten, damals noch fast eines Büchermenschen. Seine Phantasie war kühn und unternehmend, sein Wille zaghaft und wie der eines Muttersöhnchens. Auf der einen Seite zogen ihn die Geister der Ironie, Tieck's alte Aristophanische Keckheiten, selbst Cynismen konnten ihm ein kurzes, eigenthümliches Lachen abgewinnen; auf der andern Seite blieben ihm die Gedankenwelt der Universität, die königliche Bibliothek und Minister Altenstein in der Wilhelmsstraße wichtige Positionen. Wer sich zugleich von damals seines so angenehmen Aeußern, seines schönen Kopfes mit schwarzem Haar, seiner mildglühenden braunen Augen erinnere, hat gewiß von dem bedächtigen, sinnigen Wesen des jungen Mundt ein höchst angenehmes Bild behalten.

Mit Rahel, Bettina, mit dem Tod der Stieglitz u. s. w. erhielt auch Mundt eine plötzliche Metamorphose. Dem Unwillen, sich vom Bundestag zum „Jungen Deutschland" gerechnet zu sehen, gab er einen nicht immer lobenswerthen Ausdruck; dadurch, daß er seine Zwangsgenossen angriff, wollte er beweisen, daß er nicht zu ihnen gehörte. Achtbar war die Sammlung zu populär wissenschaftlichen Aufgaben. Seine „Kunst der deutschen Prosa" enthält viel Treffliches. Später litt er wie alle unter den Verfolgungen und Unterdrückungen der romantischen Regierungszeit bis 1848; angewiesen auf Selbsterwerb, ergriff er Themata, zu deren Lösung ihm zuweilen die Kraft, oft wol auch die Neigung fehlte. Beides ersetzte dann sein bei alledem stolzes Selbstgefühl durch eine reizende, wenn auch immer nur lächelnde und lächelnde Erbitterung. Mundt lebte sich, gewiß auch von mancher Sorge heimgesucht, in eine Verachtung von Lob und Tadel hinein, die zuletzt fast cynisch wurde. Die immerhin merkwürdige Neuerung des „biographischen Romans", die seine Gattin aufbrachte, ist eine Frucht dieser Stimmungen. Seine ursprüngliche wissenschaftliche Bildung verleugnete sich bei diesem Preisgeben höherer ästhetischer Anforderungen glücklicherweise keineswegs; er hat diesem Genre, soweit es von ihm und seiner Gattin cultivirt wurde, immer noch den Charakter einer gewissen Gründlichkeit bewahrt. Die Gewandtheit seiner Feder nahm dabei eher zu als ab. Seine Reiseberichte aus Italien sind mit einer in den Behauptungen oft erschreckenden Fertigkeit und in manchen Partieen mit einer nun sich schon ganz ungehindert gehen lassenden Erneuerung des ihm geistverwandten Thümmel geschrieben, oft aber auch sind sie von schlagendem Witz und durch die resolute, alles Unterhandeln mit dem Gegentheil seiner Anschauungen kurz abschneidende Sicherheit so lange unterhaltend, bis zuletzt denn doch die stete Ironie wieder dasjenige in Frage zu stellen scheint, was man von dem Berichterstatter eben glaubte mit Wärme vertheidigt und empfohlen zu sehen.

Eine uns noch fehlende tiefergehende und feine Analyse der neuern deutschen Literaturgeschichte wird über Theodor Mundt Gutes und Schlimmes zu sagen haben, jenachdem, aber nur dann ein wahres Charakterbild aufstellen, wenn auch hier, ob im Lob oder Tadel, einem großen, mehr leid- als freudvollen Zuge der Zeit Rechnung getragen wird.

Briefwechsel.

— Herrn F. W. in Stn. Angekommen

(Ausgegeben am 12. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 51.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Vaterstadt. Ein Erinnerungsbild. Von T. J. — Die todte Sängerin. Von Heinrich Asmus. — Julian Schmidt als „Culturhistoriker". II. — Götz von Berlichingen. — Neue Romane und Novellen. XXIX. — Für den Weihnachtstisch. — Die englische Bühne der neuesten Zeit. — **Neues aus der Welt.**

Die Vaterstadt.

Ein Erinnerungsbild.

Vineta ruht in der Tiefe des Meeres, versunken und begraben, die Wogen fluten und rauschen darüber hin, weiße Segel durcheilen sie wie schimmernde Wölkchen im Blau des Himmels und keiner ihrer flüchtigen Gäste denkt der schlummernden Stadt, die da unten träumt von Jahrhundert zu Jahrhundert. . . Nur der einsame Schiffer, der im abendlichen Scheine langsam im Boote dahintreibt, lauscht wol seltsamen Tönen, die vom Grunde heraufhallen, leise und feierlich wie ferner Glockenklang — er schärft sein Auge und wie er sich über den Rand beugt und hinabschaut in die tiefe, tiefe See, da sieht er's ragen und funkeln wie Thürme und Zinnen und die alten Mären werden wieder lebendig in seiner erregten Seele.

So taucht auch mir, wenn ich abends in dem Schifflein der Erinnerung die wogende Flut des Zeitenstroms durchkreuze — ein einsamer Schiffer — ein entschwundenes Stadtbild auf; lange späht dann mein Blick nach den Formen des Kirchthurms und nach den balconähnlichen „Gängen" und Giebeln der alten Bürgerhäuser, aus denen hier und da ein freundliches Antlitz nickend und grüßend niederschaut auf die unten spielenden Kinder — und gern bleibt das Auge daran hängen, bis eine daherrollende Welle eine Decke darüberwirft, durch die das ganze Zauberbild nur noch in zerknitterten und gebrochenen, hin- und herschwankenden Umrissen heraufschaut, um bald ganz zu zerfließen.

Nicht die Meerflut hat diese Stadt verschlungen; ein anderes Element hat ihr in ungezügeltem Muth den Untergang bereitet — das Feuer. Sie ist nicht wieder erstanden aus der Asche, denn *diese* Häuser und Gassen sind andere als jene gewesen und mit der alten Stadt ist zugleich das alte Geschlecht, der alte Geist untergegangen. Die neue Stadt traf eine neue Zeit. Obwol seitdem wenig mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen, so gehören die Gesellschaftsformen, die Abenteuer und Schwänke jener Tage schon zu den Unmöglichkeiten unserer strengen Gegenwart und wie in einem eigenthümlichen romantischen Nimbus erscheinen letztere dem Zuhörer, wenn sie ein Augenzeuge abends am Biertisch zum besten gibt. Hier, in der warmen, gesang- und dampferfüllten, matterleuchteten Wirthsstube — nun zum elegantern, aber desto ungemüthlichern „Lokal" geworden — war ja ihr Hauptschauplatz. Aus den Ringeln der Tabackswolken treten sie dann in ihrer Glorie vor den lauschenden Enkel, jene köstlichen Originale, deren das Städtchen

einmal eine ſo ſtattliche Galerie beſaß: — vom „Herrn Hauptmann" an, der ſeine „Nazʼnalgardiſten" gleich ſeinen vierbeinigen Untergebenen mit „hott" und „wiſta" (rechts und links) auf die richtige Bahn zu lenken gewußt und in Ermangelung einer paſſenden Chemiſette einmal ein friſch gewaſchenes Kinderhemdchen zwiſchen die Weſtenklappen geſchoben, um ſtandesgemäß zu erſcheinen — bis zu Jakob, dem muntern Seifenſieder, der ſo oft die vollen Wirthsſtuben des alten Städtchens von homeriſchem Gelächter dröhnen machte.

Ja, tritt wieder vor mich, alte ehrliche Haut, wie ich dich ſo oft erſchaut in meinen Knabenjahren und wie du noch jetzt auf manchem Pfeifenkopf thronſt — den behäbigen Zug im gemüthlichen Geſicht, das Haupt mit einem Patſchläppchen, Bruſt und Rundbauch mit dem blauen Fürtuche bedeckt, unter dem zugleich die biedere Rechte ein Aſyl gefunden — jeder deiner Zeitgenoſſen erkennt dich wieder in dieſen wenigen Strichen! Dir erging es nicht wie ſo manchem andern großen Manne, den man erſt mit Ehren überhäuft, wenn er ſchon lange abtreat von dem Schauplatz ſeines Wirkens — nein, ſchon bei Lebzeiten konnteſt du dich täglich mit gehobener Bruſt überzeugen, wie man deine zahlloſen Verdienſte um Belebung der allgemeinen Heiterkeit zu würdigen verſtand, wenn dir dein Bildniß in ganzer Figur auf den ſchmucken Porzellanköpfen in die Augen glänzte. Mit welch löſtlicher Ruhe ſchlugſt du jenen Neidhammel oder Spötter, der dir einreden wollte, daß man dich damit nur lächerlich machen wolle, durch die hiſtoriſch gewordene Antwort aus dem Felde: „Das geht ja andern Potentaten auch ſo!" Zweimal hat dich freilich dein herrlicher Gleichmuth verlaſſen; damals, weißt du, als man in der Wirthsſtube den Nagel, an den du gewohnt warſt, mit raſchem Schlag dein Käppchen zu hängen, ausgezogen und einen von Leder dafür angebracht hatte, ſodaß dieſer ſich biegen und dein Mützchen unter dem „Hohngelächter der Hölle" klatſchend ins druntерſtehende Waſſerſchaff werfen mußte — und zwar zwei-, dreimal, ſo oft du den Veeſuch wiederholteſt! Und dann jenesmal, als du mit drei andern um einen Gogelhopfen Karten ſpielteſt und ihn gewannſt, d. h. gewinnen mußteſt, ſodaß du im hellen Triumph mit der Beute heim zu deiner guten Ehehälfte eiliteſt, um ſie noch am Abend zu überraſchen! Das war ſchön von dir, wenn auch das Backwerk täuſchend ähnlich aus — Schnee geformt und mit — Ziegelmehl beſtreut geweſen, ſodaß es in deiner warmen Stube alsbald zu Waſſer wurde und mit ihm deine Freude auch und dein jäh erwachter Grimm endlich auch — denn man ſagt, du habeſt ſelbigesmal in der That über die böſe Welt und die falſchen Freunde Thränen vergoſſen.

Ja, die Welt iſt ſchlimm und die Freunde ſind oft falſch, guter Jakob; abee hoffentlich haſt du ihn dir damals nicht lange zu Herzen genommen, den Schabernack, den du erlitten; war ja das „Leut' für Narren halten", wie du weißt, in jener Blütezeit der Ausgelaſſenheit, des überſprudelnden Humoes, etwas, was alle Tage vorkam, und hieß es ja weit und breit:

Wer nach Nonnenthal kommt und wird nicht verſpott',
Der hat 'ne beſond're Gnad' bei Gott!

Wir könnten gar manches Stücklein, das heute noch in der Teadition lebt, davon aufzeichnen, manchen Leidgenoſſen dir zur Seite ſtellen, wenn wir ein geneigtes Gehör zu finden hoffen dürften. Erging es ja gleich jenem fremden Fleckenputzer, der ſich ins Städtchen verirrt hatte, um ein gut Theil ſchlimmer als dir. Du kennſt ja wol deſſen Abenteuer? Wie ihn ein reicher polniſcher Graf in ſpäter Nacht im Gaſthof als Kleiderreiniger engagirte, mit Kronenthalern beſchenkte und mit Rothwein bewirthen ließ — wie er noch in ſelbiger Nacht im verſchloſſenen Wagen mit abreiſen und von der nächſten Station wieder mit zurückkehren mußte, weil der Herr Graf dort nicht übernachten wollte, und wie er hier von dem bärtigen Leibjäger des Sarmaten aus geringfügigen Urſachen mit blankem Hirſchfänger ſchmählich in die Enge getrieben wurde, ſodaß er vorzog, ſolch gefährliche Kameradſchaft, d. h. den Dienſt aufzugeben, durch das Fenſter zu retiriren und ſich, die Daraufgabe in der Taſche und den Rothwein im Magen, in einer Pferdekrippe zu verbergen, bis am Morgen die Abreiſe der Herrſchaft erfolgt ſein möchte — weißt du? Und wie der gute Fleckenvertiger, nachdem unter tauſend Aengſten die Nacht endlich herum war, zum Schluß erfaheen mußte, daß alle ſeine geſtrigen Erlebniſſe ans eitel Trugeeweben beſtanden, daß der fürchterliche Graf, trotz allem Kauderwelſch, ein wohlbekannter friedlicher Baumwollenwaarenfabrikant und ſein noch fürchterlicherer Leibjäger ein luſtiger Maler geweſen? Daß ee im verſchloſſenen Wagen nicht auf der Landſtraße, wol aber unzähligemale durch den Hof ums Haus herumgefahren woeden — und daß endlich,

Digitized by Google

o Graus! die Draufgabe aus alten ungültigen Münzen, der vermeintliche Rebenſaft aber aus ſüßer Rübenſalatſauce beſtanden habe. Das war eine Enttäuſchung — mindeſtens ebenſo groß wie die deinige, wackerer Jakob, als dir der Gogelhopſen unter den Händen zerlief.

Laß uns nun an dem häßlichen Bilde eines Geizhalſes, der ſeine Frau ohne Erbarmen neben die Kuh vor den Pflug ſpannte — was Augenzeugen erzählen —, während man nach ſeinem Tode Backſchüſſeln voll Kronenthalern im Keller fand, vorübergehend noch flüchtig das Prachtexemplar eines Grobians betrachten, mit dem die Derbheit in höchſter Potenz ſich durch und durch verwachſen zeigte. Wer könnte es anders ſein als du, alter X.? Dein Geburtsort und dein Trauſchein ſind zwar unbekannte Dinge, deſto bekannter aber ſind die claſſiſchen Ausſprüche deiner praktiſchen Lebensweisheit, mit denen du die Ohren derer, die mit dir in Berührung kamen, erfreuteſt. Der Begriff „Grobheit" hat bei dir nie gegolten und wenn du jemand allzu „deutſch" gekommen, ſo lag es gewiß außer deiner Schuld; du konnteſt ſo wenig dafür, wenn man einen harmloſen Pudel für einen beißigen Bären anſah, als unſere wackern Vorfahren dafür konnten, als ihnen auf der berühmten Bärenjagd ſtatt des grimmigen Raubthiers ein munterer Pudel entgegenſprang. Wer wird auch gleich ſo empfindlich ſein? Da kannte dich jener Landrichter, den du einmal trotz deiner Kutſchergeſchicklichkeit mit ſammt der Chaiſe in den Graben warfſt, beſſer und er lachte herzlich, als du ihm zurieſſt: „Bleiben Sie nur ſitzen, ich heb' die ganze Lumperei miteinander auf!" Und als einſt ein Baron mit einem Bauern wegen eines Pferdekaufs nicht einig werden konnte, indem letzterer den Preis nicht ermäßigen, jener aber ſein Gebot nicht erhöhen wollte, da machteſt du deiner Ungeduld in den Worten Luft: „R — —, ſchlag' ein — einen ſolchen O — —, der ſo viel für deine alte Mähre gibt, kriegſt du nimmer!" Und Baron und Bauer, durch dich plötzlich zu Genoſſen eines Standes, und zwar eines nichts weniger als hohen, gemacht, lachten und ſchloſſen den Handel ab. — —

Das ſind einige Charakterköpfe aus der Reihe dieſer Originale. Manche von ihnen ſind mir noch erinnerlich aus den Tagen meiner Kindheit, mit einzelnen habe ich wol ſpäter ſelber noch hier und da am Wirthstiſche geſeſſen, bis einer um den andern heimging in eine neue Welt, nachdem in der alten „alles anders, aber nicht ſchöner" geworden. Ihre Glanzperiode aber endigte mit jenem verhängnißvollen heißen Auguſttage, als die alte Stadt mit allen ihren claſſiſchen Plätzen — dem Pantoffelmarkte, der Hutzelgaſſe mit der Wirthſchaft zur „Goldenen Hutzel", der „Gänsbaſtei", u. ſ. w. in Flammen aufging und dem luſtigen Faſchingstreiben Staffage und Hintergrund entzog. Noch heute ſtehen mir ſeine Schreckensſcenen lebhaft vor Seele und Augen. Wir Kinder ſaßen in der Vormittagſchule, als der Ruf „Feuer!" uns Griffel und Feder aus den Händen riß; in dichtem Schwalle aus der Thür ſtürzend, ſahen wir um den Giebel des Nachbarhauſes unheimlich und ſchier unbeweglich eine ſchwarze Wolke ſchweben. Rufen, Jammern, Glockengewimmer und Spritzengeraſſel gab uns das Geleite, wie wir durch den Strom herbeieilender Menſchen uns angſterfüllt Bahn zu dem älterlichen Hauſe brachen. Mit reißender Schnelle flog die Flamme von Dach zu Dach und als ich bald darauf mit einem ältern Bruder als Wache bei den ins Freie geſchafften Betten und Hausgeräthen auf der grünen Wieſe ſaß, konnte ich die fürchterliche Zerſtörung, der die dem Verderben geweihte Stadt unterlag, ſtufenweiſe verfolgen, das Gewimmel auf der ſteil den Berg hinanſteigenden Hauptſtraße beobachten und dem gräßlichen Heulen, Wimmern und Krachen der unerſättlichen Brunſt lauſchen, die gegen den glühenden, wolkenloſen Sonnenhimmel emporſchlug. Sieh', nun ballt ſich um die Spitze des Kirchthurms ein leichtes Wölkchen zuſammen — es wird dichter — — weh, wie die Flamme hervorpraſſelt! Noch kurze Zeit und der alte wohlbekannte Giebel neigt ſich unter dem Kreiſchen und Händeringen der Weiber auf die Seite und ſtürzt praſſelnd herab. — — —

Der Kirchthum iſt es, der noch heute, einer Ruine gleich, an jenen unglückſeligen Tag mahnt. Sie haben damals den Reſt vollends abgetragen — mit harter Mühe, denn er war gar gut gebaut geweſen und hätte vielleicht noch in ferner Zeit ſicher den neuen Oberbau getragen — abgeführt bis zum Grunde und an einer andern Seite der Kirche nach einem ſtattlich ausſehenden Entwurfe von neuem aufzubauen angefangen. Bei dieſem Anfang iſt es bisjetzt geblieben, denn kaum fing der elegante Sandſteinbau an, etwas in die Höhe zu ſteigen, ſo zeigten ſich Senkungen und Riſſe, die Arbeit wurde eingeſtellt und die Proceſſe begannen und ſind heute noch nicht zu Ende.

Wenige Stellen und Plätzchen haben sich aus jenen Tagen, wo wir Buben und Mädchen allabendlich miteinander spielten, so laut und fröhlich wie die „Rauchschwalben", die mit hellem Pfiffe die alte Thurmspitze umflogen, in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Nur dort ist noch ein „alter Winkel", wie die Leute sagen; eine kleine Gruppe stattlicher Bürgerhäuser von altem Stil, die die Verheerung damals und später verschonte. Wie gern wendet sich mein Auge von den einförmigen, kahlen Frontreihen der modernen Straßen diesen anheimelnden, abwechselnden Formen zu, die allein noch an die Physiognomie des alten Städtchens erinnern. Ziemlich hoch steigen die Gebäude von der abfallenden Südseite auf, von mit Mauern und Thoren verschlossenen Hofräumen umgeben, aus denen sich zwischen Schuppen und Holzstößen Sträucher und Bäume emporranken, deren Grün die alterthümlichen Wände belebt. Zahlreiche Tauben flattern um Vorsprünge und Rinnen und unregelmäßige heimliche Fensterlein und Luken winken in jene düstern Gänge und Böden, in denen wir uns daheim sonst so gern und oft herumgetummelt. Ein Laden wird zurückgeschoben, das Gesicht des Hausherrn erscheint, der seinen Lieblingsvögeln auf das Fensterbret Futter streut; zutraulich schwingen sie sich von allen Seiten herbei und ziehen ihm die Körner unter den Händen weg. Mit Vergnügen betrachten wir das Bildchen, über das der letzte Sonnenstrahl vergoldend streift.

Unser Standpunkt ist die neue Fahrstraße, die sich rechts um diese Gruppe den Berg hinanzieht, während links die gepflasterte Hauptstraße jäh emporsteigt. „Neu" heißt erstere, weil sie vor einigen Jahrzehnden angelegt wurde. Früher mußte alles Fuhrwerk den Berg gerade hinauf und so wartete der sonst häufigen schweren Lastwagen hier eine böse Aufgabe. Einmal verunglückte ein solcher, schoß rückwärts den Berg hinab und die vier vorgespannten Pferde blieben todt auf dem Platze. Hatten in den Napoleonischen Kriegen mit ihren endlosen Durchzügen, nach dem Berichte alter Augenzeugen, die Sicilianer, deren Gespann großentheils aus Maulthieren bestand, hier bergauf eine harte Nuß zu beißen, so ging es ein paar Jahre später der russischen Artillerie bergabwärts um kein Haar besser. Mit den schweren Geschützen langsam die Höhe herabzugleiten, schien der Pferde wegen zu gefährlich; man entschloß sich daher zu dem gegentheiligen Auswege und jagte pfeilschnell über das Pflaster hinab, sodaß den Zuschauern die Haare zu Berge standen. Das Manöver glückte.

Die Kriegszeiten erinnern an jene alten Helden, die aus den Feldzügen des vorigen, namentlich aber des Anfangs dieses Jahrhunderts übrig geblieben waren; eine Schar, die ihr reichliches Contingent zu den „Originalen" stellte. Da gab es außer jenen, welche das Kreuzlein der Jahre 1814 und 15 trugen, einen „Nordamerikaner", einen „Spanier", einen „Moskauer", der diesen Namen bis an sein seliges Ende behielt, „schwarze Husaren", darunter einer, der einst bessere Tage gesehen und zu den begüterten Bürgern gehört hatte, nun aber mit der Zither in den Wirthshäusern herumlag, um seinen Unterhalt nothdürftig zu verdienen.

Wir Schwarzen, wir rufen Hurrah! Hurrah!
Im Blute stehn wir da!

— Diese Reminiscenz des alten Soldaten aus dem lustigen Reiterleben, das Geschnarr seiner Saiten klingt mir heute noch im Ohr.

Ein anderer, ein Schneiderlein, war dabei, als Theodor Körner „vom Roß geschossen ward". Wahrhaft unheimlich aber war die hohe Gestalt eines Veteranen aus dem russischen Feldzuge, dem Kälte und Strapazen sein geistiges Vermögen geschwächt hatten. In selbstverfertigter, freilich auf das Minimum beschränkter Kleidung von rauher Packleinwand gehüllt, so erschien die „Sandmaus", wie er genannt wurde — denn Graben und Verkaufen von Sand war sein Erwerbszweig — jahraus jahrein, und als die Stadtbehörde einmal dem Halbwilden einen guten Anzug fertigen ließ, schleuderte er diesen verächtlich von sich und war um keinen Preis dazu zu bringen, ihn mit seinem gewohnten originellen Habit zu vertauschen. Die Nächte brachte er in Ställen oder Winkeln zu.

Glücklicher waren zwei Helden aus der Schlacht bei Jena zurückgekommen, die sich durch merkwürdige Aeußerungen auf dem Schlachtfelde in ihrer Heimat unsterblich gemacht haben. „Schießt doch nimmer hin!" schrie der eine bei einem Zusammenstoße ängstlich abmahnend seinen Kameraden zu; „seht ihr's denn nicht, daß sie (die Feinde) immer beißiger werden?" (d. h. zorniger) — — und als der andere, an dem jedenfalls ein Finanzminister verloren gegangen, auf rascher Retirade sehen mußte, wie die Hautboisten ihre Instrumente von sich warfen, um schneller laufen zu können, rief er zornig zu diesen hinüber: „Pfui, ihr bringt ja den König um alles!"

Digitized by Google

Bei ſolch leuchtenden Vorbildern darf es nicht wundern, daß auch die ſtädtiſche Schuljugend damals einen ungewöhnlich kriegeriſchen Sinn an den Tag legte. Zwei Heerſcharen, die „Ober-" und die „Unterſtädter", führten fortwährend in hellen Haufen mit möglichſt großem Geſchrei Fehde miteinander und noch iſt mir eine von den Unterſtädtern ihren Feinden abgenommene Fahne erinnerlich, beſtehend aus einer Stange mit aufgeſpanntem Bilderbogen, darauf gar ſtattlich der Kaiſer Nikolaus zu ſehen war. Die Knabenwelt denkt nun nicht mehr an derartige polizeiwidrige Kühnheiten, auch würde die heutige Stadt ein allzu nüchternes Geſicht dazu machen — —

Der Mond iſt aufgegangen und wie ſein mildes Licht den „Alten Winkel" maleriſch erhellt, ſchwingen ſich aus der Ferne Liedestöne herüber, ſo innig und ergreifend, wie es nur das Volkslied ſein kann. Es iſt Juſtinus Kerner's „Geh' ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen". Wie gern möchte ich dem greiſen Schwabenſänger die Freude gönnen, ſein aus echt deutſchem Gemüth entſprungenes Lied in einer ſolchen Nacht zufällig zu vernehmen. Es iſt in der That zum echten Volkslied geworden, deſſen Text und Singweiſe man ſich unbeſchadet des Ganzen ſo mundgerecht zu machen gewußt hat, daß man eins der ſchönen Lieder des 16. Jahrhunderts zu hören glaubt. Sehnſuchtsvoll, wie ein Gruß aus einer klangvollern Zeit, wogt es herüber, und wie wir langſam die Pappelallee der neuen Straße hinanſchreiten, ſtimmen wir gern mit ein in die eben verhallende Strophe:

Lebewohl, du ſtilles, ſtilles Haus!

Im Thale aber ſtürmt und rauſcht es heran, bunte Lichter flammen auf, feuriger Rauch wallt darüber und der Pfiff der Locomotive ſchallt durch die ſtille Nacht wie der ſiegesfrohe Gruß der Gegenwart. L. Z.

Die todte Sängerin.

Von Heinrich Asmus.

„Entrate Signori! Entrate o gentilissimi!" rief eine Stentorſtimme einem feingekleideten Manne zu, der unweit des Palaſtes Fiano vorüberwandelte. Der Angeredete wandte ſich und erblickte zu ſeinen Füßen einen Keller und aus demſelben einen braunen italieniſchen Kopf hervorlugend.

„Treten Sie näher, mein Herr!" fuhr die Stimme italieniſch fort. „Man ſpielt hier Luſtſpiele, Trauerſpiele und Ballet. Das herrlichſte Schauſpiel auf dem Erdenrunde! Sie werden die Ehre haben, die berühmten Fantoccini zu ſehen."

„Fantoccini?" lächelte der Fremde, erlegte den mäßigen Eintrittspreis und trat in das Marionettentheater. Er muſterte flüchtig die verſammelte Menge und wunderte ſich nicht wenig, ſich in ſo guter Geſellſchaft zu ſehen. Es waren lauter wohlgekleidete Männer und Frauen, dem Bürgerſtande angehörend der bekanntlich in Rom viel auf ſich hält.

Bald trat im Selbſtgeſpräch ein feiner geſetzter Mann auf die Bühne, die kaum 12 Fuß breit, 6 Fuß hoch, aber mit hübſchen Decorationen verſehen iſt. Es iſt Signor Caſſandrino. Er gibt dem auszuführenden Stücke den Titel: „Cassandrino, allievo d'un pittore". (Caſſandrino, eines Malers Lehrling). Er ſchreitet nun zweimal über die Bühne, beugt ſeinen Körper mit jener erkünſtelten Dahingebung und zierlichen Trägheit, die Menſchen von gutem Ton eigen, und wiederholt alle bekannten Manieren eines zukünftigen Cardinals. Von allen Seiten erſcholl ein unaufhörliches Gelächter, das noch ſtärker wurde, als die lebensgroße Puppe die Anweſenden zu Vertrauten ſeiner Liebe und ſeiner Hoffnungen machte. Er vergöttert die Schweſter eines Malers. Dieſem „Stern der Schönheit" von neuem ſeine Huldigungen darzuthun, iſt er eben gekommen.

„Welche Hand! O Gioja! Welche Augen! O me felice! Welche Reize! O numi!"...

Das Kammermädchen unterbricht dieſen Monolog. Nach einigen verführeriſchen Worten läßt Caſſandrino einige Paoli mit außerordentlicher Geſchicklichkeit in ihre Hand gleiten. Sie tritt ab, ihn bei ihrer Herrſchaft zu melden. Der ſechzigjährige Liebhaber aber ſetzt ſich in Poſitur — die Schöne erſcheint. Gegenſeitige Begrüßung. Der Verführer deutet nur leichthin ſeine Liebe an — aber er iſt verwegen.

„Erlauben Sie mir", fragt er mit ſüßnäſelnder Stimme, „Ihnen die hübſche «Cavatina» vorzuſingen, die ich erſt geſtern im Concert gehört habe?" — Und ohne erſt die Antwort abzuwarten, greift er zur Mandoline und ſingt ziemlich richtig und angenehm.

„Bravo, bravissima la Ciabalina!" rufen die Zuſchauer enthuſiaſtiſch und klatſchen Beifall.

„Ciabalina?" fragt ſich der Fremde. „Was iſt das?"

Digitized by Google

Er wandte sich an seine Nachbarin und bat um Aufklärung.

„Das wissen Sie noch nicht, lieber Herr?" lächelte diese. „Die Ciabalina ist eines Schuhmachers Tochter, die jeden Abend einen Scudo erhält, damit sie den Fantoccinis die süße Melodie ihrer Stimme leiht. Ach, Sie verstehen noch vieles nicht!" setzte die Römerin schelmisch hinzu.

„Kann sein!" nickte der Fremde und näherte sich dem Ausgange. Es hatte ihm etwas Entsetzliches, diese todten Puppen zu sehen, die in der That wie Menschen sich geberdeten.

Die Cavatina enthielt eine Liebeserklärung. Ueber den Stuhl seiner Schönen gelehnt, erwartet Cassandrino schweigend das Orakel seines Geschicks.

„Per bacco!" sagt sie endlich. „Sie sind ganz angenehm, Signor Cassandrino!"

Dies Lob ermuthigt ihn und er nähert seinen Stuhl dem ihrigen, als plötzlich der ungeheuere Schnurrbart nnd die wilden Haarlocken ihres Bruders sichtbar werden. Wie von der Tarantel gestochen, springt er auf und nähert sich dem Maler. Dieser zeigt ihn aus dem Hause und verweist der Schwester ihren Leichtsinn. Eben sollte die Scene sich verändern, als der Fremde unter stürmisch lobendem Applaus das Theater verließ nnd wieder auf die Promenade trat.

Nach einigen Schritten, während ihm der Gesang aus den Holzlehlen wie Grabesruf dünkte und sein ganzes Innere durchschüttelte, fühlte er einen leisen Schlag auf seiner Schulter. Er wandte sich.

„Sieh', schon wieder hier, Graf L.?" fragte ihn ein Bekannter, ihm die Hand bietend.

„Schon seit acht Tagen", erwiderte er, allmählich sich sammelnd und des Fragers Arm in den seinigen legend. „In Neapel haben mir die vielen steifen Engländer die Luft verdorben und die Gegend verleidet. Es ist gut, daß ich Sie treffe, Baron, denn mich plagt die Langeweile. Sie sind vom Schicksal ausersehen, mir den Abend tödten zu helfen. Erzählen Sie mir, was sich hier während meiner Abwesenheit Anziehendes zugetragen. Aber frisch, Baron, rücken Sie heraus! Ich bin ein Neuling geworden, seit ich von hier entfernt gewesen."

Noch tanzten dem Sprecher die bunten Larven vorm Antlitz.

„Noch immer wie sonst!" lächelte der Baron. „Ich hab's mir gedacht! Ich für meine Person habe mich in dem Punkte seit Ihrer Abwesenheit etwas geändert; ich habe Grundsätze. . ."

„Wahrhaftig?" fiel der Graf dem Sprecher in die Rede. „Nun wer hätte die nicht! Foedern Sie von dem ehrlosesten Wucherer, der auf zwei Beinen herumläuft, nur eine Kleinigkeit, die ihm nicht ansteht, und ich wette zehn gegen eins, er kommt Ihnen mit Grundsätzen entgegen. Fragen Sie, woher die kommen, so wird Ihnen selbst der Teufel keine Antwort geben können."

„Sie thun dem Teufel doch wol unrecht, Herr Graf! Er weiß es gewiß!"

„Bah!" rief der Graf. „Doch lassen wie einen Teufel, der langweilt! Ich aber will, wie gesagt, etwas Schönes, etwas Liebes hören oder sehen! Schaffen Sie mir solches! Ich sehe es Ihnen an, Sie können's — also hurtig, vortrefflicher Ciceronel Sie müssen — auf Ehre!"

Der Baron sträubte sich nicht länger und gab dem wilden Verlangen seines Begleiters nach. Beide lenkten ihre Schritte in eine Seitengasse, wo sich in kleiner Entfernung mehrere Menschen um ein mittelmäßiges Haus versammelt hatten, dessen Fenster mit Vorhängen versehen waren, sodaß nur spärlich ein Sonnenschein hindurchdrang. Alle schienen zu horchen oder richtiger auf etwas zu warten; keiner rührte sich.

„Die Sängerin hat ihnen wol wieder einen Ohrenschmaus geboten?" sagte der Baron wie im Selbstgespräch, aber doch so laut, daß sein Begleiter die Worte hören konnte.

„Welche Sängerin?" fragte der Graf, der endlich die Gespenster hinter sich hatte, rasch. „Ist sie jung, schön, lebensfrisch?"

„Schön? Nein, Graf, sie ist himmlisch!" rief der Baron wie begeistert. „Freilich ist sie etwas blaß, aber gerade diese Blässe macht sie so reizend. Es sind kaum acht Tage her, daß ich sie zum ersten male sah. Sie lag im geöffneten Fenster und blickte melancholisch auf die Spaziergänger hinab. Haben Sie noch nichts von ihe gehört, Herr Graf?"

Der Graf verneinte.

„Nun denn, so kann ich Ihnen sogleich eine interessante Mittheilung machen", fuhr der Baron fort. „Denken Sie sich! Vor keinen acht Tagen kommen hier zwei Mädchen an — woher, weiß niemand, die einem on dit zufolge ganz außerordentliche Sängerinnen sein sollen, wahre Wunderkinder, insbesondere die jüngere. Sie nennen sich Giovannina und Julietta. Ganz Rom schwimmt in Wonne. Es ist so lange her, daß man hier

Digitized by Google

etwas Ordentliches gehört, und die Fragen: «Wann treten die Sängerinnen auf?» tönen von allen Lippen. Morgen, heißt es. Nein, übermorgen, nächste Woche, nächsten Monat und, endlich — gar nicht. Denken Sie sich den Schrecken, der uns bei der letzten Nachricht in die Glieder fuhr — ich bekam einen Schnupfen!"

Der Graf lachte laut auf — die Gardinen im Hause bewegten sich.

„Sie haben wol allzu viele Nächte unter diesen Fenstern zugebracht?" fragte er dann.

„Die Damen denken an keine Oper, kein Concert" — erzählte der Baron weiter, die spöttische Frage überhörend, „sondern miethen sich vielmehr diese bescheidene Wohnung, in die sie sich einschließen. Die älteste der beiden Einsiedlerinnen, eine hohe, stolze Gestalt von üppigen Formen, läßt sich in der Dämmerung von einem alten grauköpfigen, mürrischen Diener auf die belebtesten Plätze führen; die jüngere soll aber seit den letzten Tagen gar nicht mehr zum Fenster kommen. Die Leute schwatzen allerlei von ihr; der meint, sie sei nicht gesund, jener sagt, sie sei nicht gescheidt, und der dritte will sie sogar wahnsinnig wissen."

„Hofft das neugierige Volk denn, sie zu sehen?" fragte der Graf, auf die Gruppen deutend.

„Man hörte sie im Zimmer mitunter singen", erwiderte der Cicerone, „aber immer dasselbe und zwar ein Stück aus dem «Don Juan». Sie erinnern sich wol, Herr Graf, des herrlichen Recitativs: «In quali eccessi, o numi!» Das bildet regelmäßig den Anfang und dann geht's in die Arie über, mit hohen, wogenden, silberreinen Glockentönen." Und ganz von der schönen Musik Mozart's hingerissen, trillerte er: «Mi tardi quell' alma ingrata.» Dann lenkte er aber in seine Erzählung wieder ein. „Wenn man jedoch im besten Zuhören ist, so hat es plötzlich ein Ende oder, was häufiger vorkommt, das Recitativ wird von neuem begonnen."

„Wie speciell Ihre Mittheilungen sind, Baron!" scherzte der Graf.

„Mein Gewährsmann ist der alte Kapellmeister B.; der alte Hagestolz ist ganz vernarrt in die Sängerin. Uebrigens will er ganz bestimmt wissen, daß alles, was sie singt, so recht tief und schmerzlich in das bewegte Leben des Mädchens eingreife und mit demselben zusammenhänge."

„Eine Elvira!" lachte der Graf. „Ich denke, alter Freund, das Mädchen wird Vernunft annehmen und sich zu trösten wissen."

„Das glaube ich schwerlich nach dem, was mir der Alte erzählte."

„Das möchte ich hören!" drängte der Graf.

„Wenn ich recht benachrichtigt bin", erzählte der Baron, „so machte die Sängerin als sechzehnjähriges Mädchen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der alles besaß, was die Weiber so sehr an uns schätzen: Geist, Geschmack, Gestalt, Geld. Das tugendhafte Mädchen widerstand lange Zeit den Verlockungen des Mannes, allein Geschenke, Bitten, Schwüre — doch warum soll ich einem alten Praktiker alle Procedurordnungen der Liebe aufzählen? Kurz und gut, sie wirft sich endlich ihm mit allem Feuer der ersten Liebe in die Arme und ist ebenso glücklich in seinem Besitz als stolz darauf. So verschwimmen die Flitterwochen schnell und das überglückliche Mädchen lebt und athmet nur in ihrem Geliebten. Aber wie rasch sollte sie enttäuscht werden! Nach einigen Monaten ist ihr treuer, heißgeliebter Seladon verschwunden und die feurige Sängerin erfährt noch überdies, daß sie ihr Glück mit Gott weiß wie vielen Schwestern jener Sorte getheilt hat, die keinem goldbeladenen Esel, geschweige denn einem hübschen jungen Cavalier widerstehen. Da verwandelt sich ihre Liebe plötzlich in Haß. Tag und Nacht gibt sich die arme Betrogene mit wilder theatralischer Schwärmerei dem Gedanken der Rache hin und endlich faßt sie den Entschluß, den Treulosen zu verfolgen, ihn aufzusuchen und ihn durch ihre rührende Erscheinung aufzurütteln, wenn er gerade am tiefsten im Taumel der Lüste versunken ist. Ihre Freundin folgt ihr. . ."

„Sagen Sie mir, Baron", fiel der Graf dem Erzähler ins Wort, „haben Sie sich seit unserer kurzen Trennung auf die Romanform gelegt? Sie sprechen in Wahrheit wie ein Buch."

„Sie irren, Herr Graf! Solange das Spielen noch geht, halt' ich's damit. Sobald ich aber merke, daß ich nicht mehr in Reih' und Glied erscheinen kann, werde ich mich vielleicht dazu hergeben, andere exercirn zu lehren. Das, was ich Ihnen mittheilte, hat mir der alte Kapellmeister erzählt. Eine intime Freundin, sagte der Alte, sei dem unglücklichen und bedauernswürdigen Mädchen gefolgt. Aber warum gerade hierher und, mit Ihnen zugleich, Herr Graf? Ist das nicht sonderbar?"

„Was soll die Frage, Baron?" fragte der

Graf gereizt zurück, aber nicht ohne Befangenheit. „Die Weiber sind nun einmal launenhaft", setzte er dann scheinbar gleichgültig hinzu. „Was wollen wir uns länger mit ihnen beschäftigen."

Beide Männer standen jetzt gerade vor dem Hause, aus welchem in demselben Moment der alte Diener der Sängerin trat. Er trug eine fremdartige Kleidung. Der Graf fuhr bei seinem Anblick heftig zusammen und ließ den Arm seines Begleiters fahren. Dieser achtete nicht weiter darauf, weil er nach dem horchte, was der alte Diener den Umstehenden leise erzählte.

„Haben Sie des alten Mannes Rede vernommen, Herr Graf?" fragte darauf der Baron, sich zu dem Begleiter wendend. „Sie wird allem Anschein nach — sterben."

„Sterben?" fuhr der Graf aus seinem Hinstarren auf den Diener auf. „Wer wird sterben?"

„Wer anders als die Sängerin?" entgegnete der Baron etwas betroffen von der Aufgeregtheit des Grafen. „Hat die Geschichte Sie so angegriffen?" fragte er dann. „Auch ich muß gestehen, daß mich die Geschichte seit einiger Zeit ungemein stark afficirt."

Mit diesen Worten wendete sich der Baron und sah den Diener kopfschüttelnd ins Haus treten.

„Apropos!" wandte er sich zum Grafen. „Wo essen wir zu Nacht?"

Der Graf war von seiner Seite verschwunden.

Verwundert blickte sich der Baron nach allen Seiten um; dann schritt er kopfschüttelnd und allein weiter, sein Lieblingslied: „Mi tardi quell' alma ingrata", trällernd.

Es war wirklich so, wie der alte Diener dem Volke erzählt. In das spaesam erhellte Zimmer seiner Herrin war der Tod mit klappernden, aber festen Schritten getreten, um ein gebrochenes Herz mit lindernder Hand zu heilen; dies Herz jedoch klammerte sich noch in seinen Verzuckungen zu fest an das, wofür es gelitten und geschlagen: an seine irdische Liebe und an seinen Haß, daß der Tod es mit Gewalt losreißen mußte.

Ist das Julietta, das schönste Weib in Neapel, das hier in weißem Nachtgewand so blaß und abgestorben, so welk und hinfällig auf dem Bette ruht? Ja, es ist ihr weiches, dunkles Haar, das in aufgelösten Flechten sich wellenartig um Stirn und Nacken ringelt; es ist die reine, hohe Stirn; es sind ihre großen, sanft gewölbten Augenbraueu — es ist ihr ganzes, wundervolles Profil. Aber nein! nein! sie kann es nicht sein! Ihr Auge müßte glänzen, flammen — dies aber ist matt und verloschen; ihre Wangen müßten in kräftiger Frische blühen — diese sind eingefallen und bleich; ihre Lippen müßten sich sanft öffnen, glühen und duften wie die Blüten Hesperiens — diese sind gestorben, kalt und der Schmerz zuckt auf ihnen wie ein schneidender Nachtfrost.

Neben der Todkranken vor dem Bette lag knieend Giovannina, die treue Freundin. Mit starker, männlicher Kraft den fürchterlichen Schmerz bekämpfend, der ihr Inneres durchschnitt, war ihr Auge unverwandt auf die kranke Freundin gerichtet, deren leises Athmen sie hütete. Endlich konnte sie jedoch die Thränen nicht länger zurückhalten und sie perlten aus den langen seidenen Wimpern unaufhaltsam hinab auf den mit Mosaik belegten Fußboden.

Julietta lag im Vorschlummer des ewigen Schlafes, in einem kurzen Todestraum und befand sich vielleicht schon hinter dem Vorhange des unaufgeklärten Jenseits. Eine unheimliche Stille umgab das Gemach; nur der schleichende Geistesschritt des alten Dieners war mitunter im Vorzimmer zu hören. Julietta lag still und rührte kein Glied. Plötzlich aber glitt ein bitterschmerzliches Zucken über ihr blasses Gesicht, ihre Augen öffneten sich, wurden glänzender und flammten noch einmal auf. Mit aller Kraftanstrengung, die ihr noch zu Gebote stand, suchte sie sich im Bette aufzurichten — aber der Wille versagte ihr seinen Dienst; ihr schwaches Haupt sank kraftlos in die Kissen zurück.

„Denk' an deinen Schwur!" hauchte sie der Freundin zu. „Es ist gleich — mit mir vorüber. Meine — Giovannina — — —" Die bebende Lippe wollte noch weiter sprechen, aber der Hauch des Busens war zu schwach. Bittend ruhten ihre Augen auf der Freundin.

Giovannina verstand diesen Blick.

Sie erhob sich, schritt zum Fortepiano und schlug mit zitternder Hand die Accorde zum „In quali eccessi" an; aber nur einige Takte — dann überwältigte sie der Schmerz. Sie konnte nicht weiter spielen, stand weinend auf und näherte sich wieder der kranken Freundin. Sie faßte ihre Hand — schnellte zurück, stieß einen durchdringenden Schrei hervor und sank neben Julietta's Leiche zusammen. Der horchende Diener trat schwankenden Schritts in das Gemach.

Digitized by Google

betete ein Paternoſter und leiſtete dann der in Ohnmacht geſunkenen Giovannina hülfreiche Hand.

Seit dieſer Kataſtrophe waren mehrere Monate dahingegangen und auf dem noch jungen Grabe Julietta's wuchſen ſchon Blumen, von der treuen Freundin Hand gepflanzt. Der plötzliche Tod der jungen Sängerin und die plötzliche Abreiſe ihrer geheimnißvollen Freundin, womit die „ſchöne" Welt ſich einige Tage beſchäftigt, waren durch andere Vorfälle längſt verdrängt. Kein Menſch dachte auch nur daran. Selbſt zwiſchen dem Grafen und dem Baron, die ſich ſeit dem verhängnißvollen Abend zu manchem Liebesſtreifzuge zuſammengefunden hatten, war von jenem außerordentlichen Ereigniſſe nicht weiter die Rede geweſen, da dem Grafen, wie er ſelbſtgefällig erzählte, an jenem Abend plötzlich ein wahrer „Engel" erſchienen ſei, dem er nacheilen mußte. Der Baron dachte ſelbſtverſtändlich nichts Arges dabei.

„Ich glaubte mich", ſagte er nur am folgenden Tage zu dem Grafen, „böslich von Ihnen verlaſſen. Wenn aber dem ſo iſt — Berufsgeſchäfte gehen allem vor!"

Auch war ja ohnehin die Sängerin nun einmal todt und mit den Todten macht ſich bekanntlich ein Lebemann nicht viel zu ſchaffen. So war die Sache unter ihnen abgemacht.

Einen Mann gab es jedoch in Rom, der die junge Sängerin nicht ſo leicht vergeſſen konnte, und dies war der alte Kapellmeiſter B. An ihrem Begräbnißtage hatte ſich der Muſiker in ſeinem einfachen Zimmer eingeſchloſſen und hier in der Stille ihr zu Ehren ein Requiem aufgeführt, wie es ihm Liebe und Begeiſterung gerade eingaben. Sechs hohe Wachskerzen brannten dabei auf ſeinem Klavier und noch immer miſchte ſich jenes wunderbare Schwanenlied der Sängerin in ſeine Phantaſie. „Ich bin froh", ſagte er dann zu ſich ſelbſt, „daß ich ſie nicht ſpäter geſehen habe; vielleicht würde ich ſie weniger lieben."

Unterdeſſen war die Carnevalszeit herangekommen und das lebensfrohe Volk in Rom ergab ſich mit aller Glut und Vorliebe dieſer Mummerei. Auch der Baron kam zum Grafen, um dieſen zu dem Vergnügen einzuladen; aber dieſer ſchien durchaus keine Luſt daran zu finden. Als Entſchuldigung brachte er vor, daß er ſich ſeit einigen Tagen gar nicht recht wohl fühle und dann auch meinte er, daß ihn der ganze Kram nachgerade anekele. Aber der Baron ließ ſich nicht ſo leicht abweiſen. Die Hauptſache, meinte er, bliebe bei dieſer Mummerei doch immer der ergötzliche Anblick aller der Narren, die ſich von einem Jahr zum andern auf den Tag freuten, an dem ſie einmal doch auch etwas vorſtellen könnten — und überdies wäre es ja unverzeihlich, eine ſo ſchöne Gelegenheit. . . . er machte hier ganz beſondere, eigene Geſten, daß der Graf ſein Unwohlſein vergeſſend hoch auflachte und ſich raſch in einen Domino warf.

Wol eine gute Stunde hatte Graf L. ſich in dem bunten Menſchengewühle umgetrieben, ohne ſich beſonders befriedigt und angeſprochen zu fühlen. Er war heute in der That weniger aufgelegt als je. Selbſt der Baron langweilte ſich in ſeiner Geſellſchaft und verließ ihn bald darauf. Der Graf, dies bemerkend, wollte ſoeben in ſeine Wohnung zurückkehren, als eine hohe, prächtige Frauensgeſtalt, wie eine Amazone gekleidet, hart an ihm vorüberſchritt, ihm leiſe die Schultern berührte und in einem fremdartigen Accent ihm die Worte zuflüſterte: „Willkommen in Rom, Graf L." Dann verlor ſie ſich im Maskengedränge.

So flüchtig dieſe Erſcheinung auch geweſen war, ſo hatte ſie dennoch auf den Grafen einen ſtarken Eindruck gemacht. Er hatte von dem hohen, kräftigen Wuchs, von dem vollen, ſanftgewölbten Nacken, von dem reichen dunkeln Haar gerade ſo viel geſehen, als hinreichte, ſeine leichterregbare Einbildungskraft zu entzünden; dazu die fremdartige Tracht, der zauberiſche Klang einer ſüdlichen Stimme, der bedeutungsvolle Gruß. . . . Es gab von dieſem Augenblicke an für ihn nichts Intereſſanteres als dieſe Maskenmummerei; kein angelegentlicheres Geſchäft, als der ſchönen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Aber er mußte lange ſuchen. Endlich fand er die Maske wieder, als der Tag ſich ſchon neigte. Sie nickte ihm zu. Er folgte ihr, trunken vor Wonne, an einen einſamen Ort, wo er ihre Hand ergriff. Sie ließ es ruhig geſchehen.

„Du haſt mir die Ruhe genommen, ſchöne Maske!" begann der Graf mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme und wollte die Unbekannte umſchlingen. „Wer biſt du, himmliſches Mädchen, und woher kennſt du mich?"

Die Amazone erwiderte nichts, ſondern das geſenkte Haupt mit Anmuth und Hoheit empor-

hebend, wehete sie mit langsamer Handbewegung seinen Liebkosungen.

„Du kennst mich?" fragte nochmals der Graf.

Die Maske nickte bejahend.

„Warum bist du dann so grausam und schweigst?" fuhr der Graf fort. „Du tödtest mich durch diese entsetzliche Kälte! Diese südlichen Farben lügen — du liebst mich nicht!"

„Ich liebe die Treue!" antwortete die Maske jetzt mit dem weichen Zauberton einer glockenreinen Altstimme, und dem Grafen schien es, als säh' er zwei flammende Sterne aus den dunkeln Augenhöhlen der Wachslarve aufblitzen; sie brannten in seinem Innern wie ein unauslöschliches Feuer. Seiner selbst nicht mehr sich bewußt, umfaßte er sie und rief: „So liebe mich, du Himmlische, ich bin die Treue!"

„Hast du nie dein Wort gebrochen?" fragte die Maske wie warnend.

„Nie! Bei allen Heiligen, nie!" rief der Graf, aufspringend. „Ich habe nie geliebt, das fühle ich in diesem Augenblick!" betheuerte er und wollte die Amazone umschlingen.

„Aber Julietta?" . . .

Dem Grafen kam es vor, als werde er versteinert. Er hatte Mühe, seine Fassung zu behaupten und die Worte hervorzubringen: „Süßer Engel, ich verstehe dich nicht!"

Die Unbekannte machte sich von seinen Armen frei und entfernte sich einige Schritte von ihm. Dann blieb sie stehen und wandte sich wieder zu dem Grafen.

„Du hast mich also nicht verstanden?" fragte sie. „Kannst du schwören?"

Der Graf legte die Hand aufs Herz und rief: „Ich schwöre!"

„So habe ich dir ein Unrecht abzubitten — vergib!"

Der Graf athmete wieder auf.

„Nicht dir geziemt es, zu bitten", sagte er rasch und feurig, „vor dem Engel muß sich der Sterbliche beugen! Meine erste und letzte Bitte heißt: Liebe! Liebe! Und der erste Beweis meiner Erhörung sei, daß du mir dein himmlisches Antlitz zeigst!"

„Es sei dir gewährt, aber nicht hier, sondern —" Die Maske bewegte die Hand nach einer bestimmten Richtung.

Der Graf schwamm im Entzücken und bot der unbekannten Schönen vertraulich den Arm. Er schritt mit ihr, im Gefühl des nahen Glücks, durch das flutende Gedränge in eine Nebengasse, an deren Ende der Baron stand und dem Grafen zurannte: „Verteufelter Junge! Hat ein enormes Glück!"

In der Mitte der Straße jedoch hielt die Maske ihre Schritte an und hieß ihren Begleiter ein wenig verweilen, da sie noch dies und jenes zu besorgen habe, versprach aber, sogleich wiederzukommen und ihn abzuholen. Wäre der Graf weniger von seinen Sinnen eingenommen gewesen, so würde er die Straße, in welcher er sich befand, leicht als diejenige wiedererkannt haben, in welcher er an jenem Abend von der Seite des Barons entwichen, als er den Diener der Sängerin erkannt, aus dessen Munde er ihr Schicksal gehört. Nun aber beschäftigte ihn nur Ein Gedanke. Er ließ es sich also gefallen, zu warten, so ungern er es auch that, da er fürchtete, das Kleinod zu verlieren; er wartete also auf die Wiederkehr des schönen Weibes. Während dieser Zeit hatte er Muße genug, sich mit seinem Abenteuer zu beschäftigen. Je mehr er aber nachsann, desto unauflöslicher verwirrten sich ihm die Räthsel dieses Abends. Wer war dies schöne Weib und woher kannte sie ihn? In welchem Verhältniß stand sie zu Juliella? Oder nannte sie nur zufällig diesen Namen? Aber warum gerade diesen? Es gab Augenblicke, wo er glaubte, daß sie es selbst sei. Die Gestalt hatte auffallende Aehnlichkeit — nur etwas höher, voller schien sie ihm zu sein — Hand und Augen waren es ganz und gar. Die Stimme freilich — — Er mußte über sich selbst lachen. Julietta war ja längst todt! Die Freundin der Verstorbenen fiel ihm nicht ein — er kannte sie ja gar nicht, denn er hatte sie nie bei ihr gesehen.

Nach einer Viertelstunde kam die Maske wieder zum Vorschein, aber ein weites Gewand verhüllte ihre üppige Gestalt, ein schwarzer Schleier das Antlitz.

Der Graf empfing sie mit einem artigen Scherz über diese Vermummung.

„Die Abendluft wird etwas kühl", gab sie zur Antwort, „und meine Wohnung liegt ziemlich weit von der Stadt, vor dem Thore. Schreckt dies vielleicht meinen treuen Ritter?"

Der Graf horchte auf.

Der Ton, in dem die letzten Worte gesprochen, kam ihm befremdend vor und die Luft kämpfte in ihm mit seltsamem Grauen, als er der Begleiterin Hand in der seinigen fühlte. Mehr geführt als selbst führend, kam er aus der Stadt. Jetzt aber, in der sie umgebenden Stille, gewann die Luft in

Digitized by Google

kurzem wieder die Oberhand. Der Gedanke, so ganz allein zu sein in himmlischer Nacht mit dem schönen Weibe, das er begehrte, verdrängte jegliches andere Gefühl. Er betheuerte unaufhörlich mit Hand und Mund seine glühende Liebe, seine unwandelbare Treue. Eine Zeit lang ließ seine Begleiterin ihn gewähren und schritt schweigsam neben ihm einher. Endlich aber brach sie dies Schweigen.

„Halten Sie ein, Herr Graf", rief sie, „Sie haben mein Gesicht noch nicht gesehen! Wer weiß, ob es Ihnen auch gefällt!"

„O, du gefällst mir schon jetzt unendlich, Madonna!" erwiderte er mit Feuer. „Du kannst es nie mehr und wirst es nie weniger!"

„Die Zeit wird's lehren! Sie fürchten sich doch nicht vor Todten, Graf?" fragte sie plötzlich.

„Wie sonderbar du fragst!" lachte der Graf. „Ich befinde mich am Born des Lebens und du fragst nach den Todten!"

„Es ist nur eine Grille", antwortete die Unbekannte. „Weiter nichts, Herr Graf! Wir werden gleich an einem Kirchhofe vorüberkommen, wo eine liebe Freundin begraben liegt. Fast täglich besuche ich ihre Grabstätte, am liebsten in einsamer Nacht. Ein unwiderstehlicher Drang zieht mich auch jetzt dahin — Wollen Sie mich begleiten, Graf?"

„Bis in den Mittelpunkt der Erde!" rief der Graf im höchsten Feuer und wollte seine Begleiterin umfassen; aber das Mädchen wehrte ihn ruhig ab.

Sie waren jetzt zur Stelle. Eine hohe, nur angelehnte Pforte öffnete sich — der Graf folgte. Sie waren auf dem Kirchhofe.

Eben trat der Mond aus den Wolken hervor und goß sein magisches Silberlicht über die vielen Gräber und Leichensteine und über das wandelnde Paar. Dem Grafen wurde es doch bald unheimlich an diesem Orte, je schärfer die phantastischen Nachtgestalten hervortraten. Es überlief ihn wie Todeskälte.

„Laß mich dein liebliches Antlitz sehen, du süßes Leben!" flehte er bebend. „Mir graut vor Todten!"

„Du willst es!" rief die Begleiterin feierlich und schlug den schwarzen Schleier zurück.

Vor dem Grafen stand Julietta in furchtbarer Blässe des Todes; starr die Züge wie bei jenen Puppen von Holz — Julietta war es selbst — das Auge funkelte, aber Wange, Lippe, alles war todte Maske — Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte der Graf neben dem Grabe zur Erde.

„Du bist gerächt, Julietta! Mein Schwur ist erfüllt!" rief Giovannina zu den Sternen hinauf und verließ rasch den Friedhof.

Am andern Morgen fanden die Todtengräber den erstarrten Körper eines Mannes neben dem Grabe Julietta's. Eine italienische Frauenlarve — Julietta's täuschend ähnliches Ebenbild — lag neben ihm. Er verfiel in eine Fieberkrankheit, von der er nicht genas. In seinen Fieberphantasieen befand er sich oft im Fantoccini-Theater und suchte durch heftige Geberden und durch ein wahnsinniges Lachen die Menge an einem rasenden Klatschen zu hindern, das sein Ohr und sein starr aufgerissenes Auge zu hören und zu sehen glaubte.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

II.

K. G. Ueber die Berechtigung der „Tendenz" auf dem poetischen Gebiete wird gestritten; aber entschieden verworfen wird sie von jedem ehrlichen Mann auf dem Gebiet der Kritik. Die Tendenzprocesse, die Prévôtalhöfe sind die Orgien des zu momentaner Macht gelangten Parteigeistes.

Was wir von Julian Schmidt an literarhistorischen Arbeiten kennen, ist Tendenzkritik. Seltsam, ohne ist eine organische Vermittelung zwischen dem Individuum im Schriftsteller und seinem Werke anzustreben, schließt doch diese Tendenzkritik von einer einzelnen Eigenschaft im Menschen auf sein Werk und von einer einzelnen Eigenschaft in seinem Werk auf den Menschen. Weil Goethe in seinen moralischen Anschauungen an einige Leichtfertigkeiten Kotzebue's streifte, nannte ihn Wolfgang Menzel frischweg einen Kotzebue mit etwas mehr Talent. Die Tendenzkritik ignorirt an einer Statue Kopf, Arme und Beine, wenn sie beweisen will, daß die Rippen ihr nicht richtig sitzen und der Bildhauer „folglich" die Natur nicht studirte. Das innerste Wesen der Tendenzkritik ist die Lüge.

Julian Schmidt ist ein Schüler Arnold Ruge's, hat aber, wie dies zu geschehen pflegt, seinen Herrn und Meister, aus dessen „Manifest gegen die Romantik" seine Denkmethode und der Inhalt seiner Polemik entlehnt ist, bald verleugnet. Das

Digitized by Google

von Arnold Ruge in den „Halliſchen Jahrbüchern" vertretene Princip war: Reviſion des vorhandenen Denk-, Wiſſens- und Gefühlsſtoffs der Deutſchen nach den Anſchauungen jener Richtung, die ſich als die Hegel'ſche äußerſte Linke gebildet hatte. Das Weſentliche daran war praeter propter „junges Deutſchland", ſtricter auftretend und in akademiſches Privatdocententhum überſetzt. Laube, ergänzt vom Wiſſen eines auf einen außerordentlichen Profeſſor aſpirirenden Privatdocenten, drückt Ton und Richtung jener Diverſion unſeres damaligen Geiſteslebens genügend aus. Jede Univerſität, jede Disciplin wurde von einem jungen eben habilitirten Privatdocenten vorgenommen und nach den Anforderungen von „Begriffsmäßigkeit" und Antiromantik ſozuſagen umgeackert. Die ſtereotype Anklage, mit der die romantiſchen Reſte abgethan wurden, lautete durchgängig auf „Blödſinn".

Zur Aburtelung auf „Blödſinn" geſellte ſich bei Julian Schmidt noch die zweite, im Ruge'ſchen Manifeſt weniger ſcharf betonte Nüance, die „Sittlichkeit". Dieſe Kategorie iſt es, die ihn von der äußerſten Linken der Hegelianer zu den Gothanern trieb, den würdigen Männern im Staate, die ungefähr dasjenige fortſetzen, was gegen Goethe Klopſtock zu erinnern hatte. „Sittlichkeit" war allerdings auch eine der Kategorieen Arnold Ruge's; er wandte ſie nur mit ſeinen erſten Schülern in einem beinahe komiſchen Sinne an. „Sittlichkeit" war bei Ruge keineswegs der Katechismus; nicht jener langſame Blutumlauf, zu welchem ſich jeder Heilige gratuliren darf, weil er ihm das Seliggeſprochenwerden unendlich erleichterte; keineswegs jene „Zucht" des Geiſtes, welche Julian Schmidt ſpäter ſo oft betonte und nirgends anderswoher als aus Leo, Wolfgang Menzel und dem Rauhen Hauſe des bekannten Wichern entlehnt hat; bei Ruge und ſeinen nächſten Jüngern war die „Sittlichkeit" erſt noch das der Hegel'ſchen „Vernünftigkeit" gemäße „Wirkliche", die Sittengemäßheit, Objectivität, im Gegenſatz zur irrlichtelirenden Beliebigkeit des Einzelindividuums. „Sittlich" war bei Ruge der Orient mit ſeinen Harems; „ſittlich" waren die Menſchenopfer von Dahomeh; „unſittlich" alles, was den Menſchen um ſeine Vernunftgemäßheit betrog, wozu es ihm ein Leichtes geweſen wäre, ſelbſt Thomas a Kempis zu rechnen; der fromme Bruder lehrte eben die „unſittliche" Einfalt und „unſittliche" individuelle Iſolirung. Der Herausgeber dieſer Blätter ſchrieb im Jahre 1842 „Briefe aus Paris". In einer Beurtheilung derſelben in den „Halliſchen Jahrbüchern" war das dritte Wort die Anklage auf „Unſittlichkeit". Der Verfaſſer traute ſeinen Augen nicht. Georg Jung (nicht zu verwechſeln mit Alexander Jung) nannte ſeine Betrachtungen über den Communismus ebenſo „unſittlich" wie ſeine Schilderung der Deputirtenkammer. „Unſittlich" war ſeine Auffaſſung Louis Philipp's; „unſittlich" ſein Beſuch im Jardin des Plantes; „unſittlich", d. h. nicht den Hegel'ſchen Gedankenproceſſen analog war ſein ganzes Buch von Anfang bis zu Ende; nicht die Betrachtungen über die Rechnungen einer Wäſcherin konnten möglicherweiſe ausgenommen bleiben, „unſittlich" genannt zu werden. Dies war ein Spaß in jenen intereſſanten Tagen, ein Witz, der uns allerdings damals ärgern und bei oberflächlichen Leſern ſchaden konnte: ich glaube aber, ſechs Jahre ſpäter, im Jahr 1848 ſchon, konnt' ich mit Georg Jung ſelbſt darüber lachen.

Julian Schmidt, täppiſch, ungraziös, wie ſeine ganze Art iſt, faßte dieſe beiden von Arnold Ruge entlehnten Kategorieen „Blödſinn" und „Unſittlichkeit" mit hochtragiſchem Ernſte. Der Anwendung beider Maßſtäbe gab er eine Ausdehnung, die ihm den einen Theil der gebildeten literariſchen Welt (mit einigen dorfgeſchichtlichen Ausnahmen) böſe, den andern nur verrückt erſcheinen ließ; beides auch wol in manchem Individuum zugleich. Seine Kritik hatte vor zehn Jahren nicht übel Luſt, das Ruge'ſche Manifeſt in Praxis zu ſetzen gegen alles, was bisher hochherrlich auf dem Gebiet des Geiſtes in Deutſchland überliefert war. Erſt der unwiderſtehliche Gegendruck des Goethe-Schiller-Cultus, hervorgerufen durch die Briefwechſel, Erinnerungen, die Einführung der neuern Literaturgeſchichte in die Schulen, zwang ihn, innezuhalten und, wie wir hören, von Auflage zu Auflage ſeine Literaturgeſchichte zu modificiren. Auf dem beſten Wege, ſelbſt Schiller und Goethe für die ungeheuere Verwüſtung in den Köpfen des Zeitalters, d. h. für die Romantik verantwortlich zu machen, kam ihm noch die rechtzeitige Beſinnung und in ſeinem Zorn konnte er es dann doch wenigſtens auf Jean Paul anlegen, den er — wir übertreiben nicht — zum Zuchthaus reif erklärte, denn im „Siebenkäs" werde ein gemeiner Betrug beſchönigt.

Auf dem Wege, wo in dieſem polizeilichen Quisquis praesumitur malus von Julian Schmidt bereits Schiller's lyriſche Poeſie zu „beinahe einem einzigen großen Irrthum" geſtempelt wurde (und neben dem Irrthum liegt bekanntlich in jedem Compendium der Moral die Sünde), hielt der Kritiker inne und ſchonte, was eben nicht zu zerſtören war, machte aber jetzt Kehraus mit faſt allem andern. Glücklicherweiſe kam ein leipziger Buchhändler auf den Gedanken, ihn zu ſeinen Ueberſetzungen der Dickens'ſchen Romane eine Einleitung und Empfehlung ſchreiben zu laſſen. Dieſer Umſtand bot der Negation einigen Halt und auf dem neuen Schaffensgebiet konnte nun wenigſtens manche poſitive Kleinigkeit aufgeſtellt werden. Schon war der abſolute Nihilismus bei Paul de Kock und Hackländer angekommen, letzterm als dem einzigen, der in unſerm Zeitalter friſch und geſund producire. Jenem Buchhändler in Leipzig verdanken wir, daß Hackländer wenigſtens Voz ſubſtituirt bekam. Dies iſt der Urſprung des kritiſchen „Realismus" der „Grenzboten". Eine tiefe Beſchämung über dieſe Anerkennungen muß ſich allerdings ſeitdem

Digitized by Google

ihres Urhebers oft bemächtigt haben. Um die innere Stimme, die ihn bei jedem neuen Beweiſe der zunehmenden Verflachung auch dieſer empfohlenen Talente ins Gewiſſen ſchlug, zu betäuben, machten die Begriffe „Blödſinn“ und „Unſittlich“ ſeit den letzten Jahren in den „Grenzboten“ eine förmliche Razzia über Garten und Steg, Flur und Waid, Haus, Hof, Kind und Kegel in der Literatur. Daß unter ſolchen Umſtänden der geängſtete Genius der Dinge, auf welche es im Culturleben der Völker und namentlich im poetiſchen anzukommen pflegt, dem Junker Schreckenberger nichts zurückließ als herbſtliche Stoppeln, empfand die gegenwärtige Literatur mit wenigen Ausnahmen nur zu tief. Das Publikum überſah es vielleicht, da ſich der denn doch geübten Toleranz für Goethe, Schiller, Leſſing aufs neue eine Buchhändlerbeſtellung zugeſellte, eine Vorrede zu Heinrich von Kleiſt's Schriften. Nun war doppelt für etwas Poſitives in der ewigen Negation geſorgt, Voß und Kleiſt und Schiller und Goethe; ein Syſtem ſchien abgerundet; vorzugsweiſe unterſtützten es die Gymnaſiallehrer, die froh zu ſein ſcheinen, nach Homer, Sophokles, Shakſpeare und Goethe nichts mehr lernen oder anerkennen zu brauchen. So trat jene Grenzboten-Dictatur ein, die ſich zuletzt in ein ſtarres Todtſchweigen der ganzen neuern Literatur, ſelbſt der zeitweilig gelegentlich früher anerkannten, verwandelte. Wie zum Hohn wurde nur einmal ein plattdeutſcher Dichter, der, ins Hochdeutſche übertragen, etwa dem alten Schwankſchreiber Langbein gleichkommt, dem Publikum als neuer Muſentroſt hingeworfen.

Kehren wir auf die in Rede ſtehende Leiſtung Julian Schmidt's zurück, ſo vergegenwärtige man ſich, wie ein wahrer Geſchichtſchreiber, nicht blos ein Inquirent auf „Blödſinn“ und „Unſittlich“, die Periode des frommen Spener, der Collegia pietatis und Zinzendorf's erfaſſen, ſchildern, beurtheilen würde. Seltſam, ein Geiſt nicht erſten Ranges, ja für frivol ausgegeben, Varnhagen von Enſe, hat in ſeinen biographiſchen Denkmalen dieſe Darſtellung von S. 76 an unbeſtritten überflügelt. Ein ſeiner Beobachter des Seeliſchen im Menſchen, Kenner der großen Welt, Kenner ihrer Vorzüge und Verirrungen, geſchickt, eher dem Lächerlichen als dem Ernſthaften im Leben beizukommen und doch von Herzenswallung ergriffen, wo ihm etwas gegenübertrat, das ſein Scharfſinn, ſo lächerlich es ihm erſcheinen mochte, nicht ſogleich für Lüge erklären konnte — ein ſolcher Culturmaler hier abgelöſt von einem Berichterſtatter, der ſtatt deſſen — traurig genug, daß wir zuvörderſt wieder ſagen müſſen — Auszüge, Auszüge, Auszüge gibt. Trockene, langſame Arbeitsqual, mismuthige Unliebe zur Sache ſchleicht dahin mit zuſammengeleſenen Notizen, die verbunden werden durch ein Raiſonnement, das nur denjenigen intereſſiren kann, der ſich ebenſo gern auf der Jagd entweder nach „Blödſinn“ zu erluſtigen oder in Zorneswallungen gern über „Unſittliches“, ſtellenweiſe „Unpatriotiſches“ zu ergehen pflegt. Man ſage nicht, Thomas Carlyle hätte, als er jene nämliche Periode, wenn auch zu anderm Zweck, beſchrieb, den Stil Heinrich Heine's in die Geſchichtſchreibung eingeführt, wo er nicht hingehöre; ein wenig mehr als Tannenzapfen iſt denn doch die Artiſchocke — dies curioſe Rococogewächs könnte allenfalls für dieſe Periode als Vergleichung dienen. Einigen Reiz der Darſtellung iſt man berechtigt, auch hier zu verlangen, zumal wenn das Colorit an dieſer Periode das Weſen der Sache ſelbſt trifft, ſozuſagen der Zopf den Gedanken. Wenn Spener den milden Thau des Gefühls auf die lechzende Geiſtesdürre ſeiner Zeit herabbetete, ſo iſt von ſeiner Beurtheilung jede Vergleichung mit der Gegenwart fern zu halten. Wir beſitzen jenen milden Thau aus andern, reinern Quellen als denen des jetzigen Pietismus; damals ignorirte und verketzerte er noch nicht Schiller und Goethe. Man leſe alle dieſe Entwickelungen bei Julian Schmidt, dieſe dürftigen, kleinlichen Conceſſionen, dieſe ſultaniſche Zufriedenheit mit ſich ſelbſt! Die Grundirung ſeines Themas (S. 76) iſt eine Conſtruction ſo dictatoriſcher Art, wie ſie nur jemals Hegel gab; die Individuen und das freie Leben müſſen ſich in Schubfächer unterbringen laſſen, wenn auch Arme und Beine darüber zu Grunde gehen. Dieſe Methode würden wir dem Begriff der Geſchichtsphiloſophie zugute halten, wie ſie nun einmal durch Hegel die conſtructive Methode erhalten hat; wenn nur dann die angegebenen Abſtractionen und Signaturen ganzer Zeitrichtungen wenigſtens von der Logik unterſtützt würden. Der hier uns zugemuthete, orakelnd ausgeſprochene Gedankengang: „Der ſpießbürgerliche Zunftzwang in Staat, Kirche, Schule u. ſ. w.“ (dies die Geſammtcharakteriſtik des 17. Jahrhunderts!), „erlitt zwei Gegenwirkungen, «eine volksthümliche», durch Spener und den Pietismus, und eine — «weltbürgerliche», durch Leibniz“ (weltbürgerlich, weil Leibniz franzöſiſch ſchreiben konnte!) „und den Rationalismus“ — dieſe Parallele iſt geradezu Unſinn. Spener und Zinzendorf waren nicht nur ebenſo franzöſiſch, allgemein weltmänniſch gebildet und der Pietismus durchaus „weltbürgerlichen“ Urſprungs, wie Leibniz in damaliger Weiſe deutſch „volksthümlich“ war. Sind „volksthümlich“ (populär) und „weltbürgerlich“ Gegenſätze? Bisher galten nur weltbürgerlich und national dafür. Und hat je ein Menſch den Satz aufgeſtellt: Alexander von Humboldt hat deshalb, weil er zufällig mit Frankreich, Südamerika, Rußland Verbindungen unterhielt und beſſer franzöſiſch ſchrieb als Oerſted und Berzelius, den Naturwiſſenſchaften eine — innere, organiſche, wiſſenſchaftliche Veränderung gegeben? Das wäre doch die Parallele zum — „Rationalismus“. Das Komiſche an dieſer Conſtruction iſt, daß gerade im Gegentheil Leibniz durch ſeine „Weltbürgerlichkeit“ bis zum heutigen Tag eine Anknüpfung nicht für den Rationalismus, ſondern für den Pietismus geboten hat, wenigſtens für den Verſuch, den man kürz-

lich in Erfurt machte, Katholicismus und Protestantismus auf Grund der Rechtgläubigkeit zu versöhnen. Warum betonen wir diese Begriffsverwirrungen? Weniger, weil sie die schlechte Alt-Hegel'sche Constructionsmethode als die Jung-Hegel'sche Verdonnerung des Ichs zu seinem bloßen Begriff charakterisiren.

Die „Erzählung", die Julian Schmidt in der Vorrede wie lachende, süße Trauben verheißen hat, sitzt denn natürlich bei solcher Methode immer nur kalt und gleichgültig, immer nur an den Constructionen interessirt, raucht ihre Cigarre und berichtet, was jene Constructionen zu Gunsten des „gesunden Menschenverstandes" beweisen sollen — das „Blödsinnige" mit dem durchgängigen Ton kaffeehausmäßigen Spottes und hochmüthiger Ironie; das „Unsittliche", wenn die Cigarre ausgegangen ist, mit einer sich zuweilen erhebenden „Entrüstung", die dann und wann auch auf das Plaudite einer wohlfeilen patriotischen Phrase speculirt. Die Gerechtigkeit müssen wir allerdings dem Autor zu Theil werden lassen: Die letztere Partie ist die aufrichtigere; etwas mehr positives Christenthum und der Mann scheint zuweilen für die Bruderschaft vom „Rauhen Hause" reif.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Götz von Berlichingen.

Nach den neuern historischen Anschauungen hat das Bild von edler Treuherzigkeit und gewissenhafter Rechtswahrung, das Goethe in dem alten Ritter mit der eisernen Hand aufstellt, etwas nachgedunkelt. Nach W. Zimmermann, dem verdienten Geschichtschreiber der Bauernkriege, war Götzens Theilnahme an dem Aufstand der Bauern keineswegs eine nur gezwungene und Schlosser nennt sowol ihn wie seinen Schwager Sickingen — Raubritter, denen der neue kaiserliche Landfriede nicht behagte.

Um das Bild seines Ahnherrn in jenem patriarchalischen Zauber wiederherzustellen, wie ihn Goethe schilderte, hat Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach in Mannheim eine Zusammenstellung alles dessen herausgegeben, was dem Leumund seines Vorvordern ein würdiges Zeugniß gibt. Wir finden in seiner „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) ein (auch mit typographischer Sorgfalt) errichtetes schönes Denkmal der Familienpietät. Wir finden hier zuvörderst einen nach den besten Ausgaben revidirten Text der bekannten Selbstbiographie Götzens; hierauf die urkundliche Zusammenstellung einzelner den Ritter betreffender Thatsachen; dann eine besondere Darstellung des von Kurmainz gegen Götz erhobenen Processes; auch eine Schilderung jener kunstvollen Hand, deren sich Götz nach dem Verlust der seinigen bei der Belagerung von Landshut bediente; schließlich eine Geschichte seines ganzen Stammes und im Anhang eine Rechtfertigungsschrift des heidelberger Professors Zöpfl. Ein Huldigungskranz von Gedichten oder Sprüchen, die der Herausgeber vor einigen Jahren durch ein Rundschreiben an die hervorragendsten Namen veranlaßte, ist eingeflochten. Eine solche Einladung möchte eine nicht ganz zu billigende Form gewesen sein, um den Anklang zu beweisen, den ein historischer Name gefunden; der Dilettantismus ergreift in solchen Fällen jede Gelegenheit, sich gedruckt zu sehen und prüft nicht lange, worauf es dabei eigentlich ankommt. Die vorliegenden Gedichte wiederholen nicht viel mehr, als wir alle nach Goethe's Werk empfinden, mit etwaiger Ausnahme, daß mancher dieser Votivsprüche den Geist des alten Haudegens auch gegen die „modernen Schwätzer" und „Volkshelden" (z. B. S. 541) wach ruft! Selbst der alte Castelli hatte diesmal einen seiner schwarzgelben Tage (bei andern Gelegenheiten fehlen wol auch die „rothen" nicht):

Jetzt treiben sie mit Lib'ratismus
Und Republik Abgötterei.

Die beiden dem Werke beigefügten Porträts Götzens zeigen ihn uns das einemal in jüngern Jahren, d. h. schon nach seiner Verurtheilung, als eine jener äußerlich behäbigen Naturen, in denen eine stete cholerische Wallung das Blut in lebendiger Kreisung erhält; dazu gesellt sich eine Mischung von Schlauheit und verdrießlich verstimmter Erbitterung. Das Abbild des Greises trägt noch mehr die Spuren innerer Verfallenheit und erbitterter Vergrämelung, aber die aufgezogene Braue des ersten Bildes senkt sich hier vertrauenerweckender zu den milder gewordenen Schläfen nieder. Bekanntlich hat Götz, ganz abweichend von Goethe's Darstellung, fast 40 Jahre unter dem Druck der beschwornen Urfehde wie Damokles unter dem Schwert leben müssen, verwiesen auf seine Burg Hornberg und von allem „rittertlichen" Treiben jener Zeit für immer ausgeschlossen.

Neue Romane und Novellen.

XXIX.

Zu den immer gern gesehenen Mitarbeitern einiger unserer bessern Unterhaltungszeitschriften gehört Heinrich Hensler, der einen Theil seiner zerstreuten Arbeiten unter dem Titel „Abendstunden" (drei Bände, Leipzig, Schrag-Hoffmann, 1861) herausgegeben hat. Zuweilen entlehnt der Erzähler seine Anregungen historischen Thatsachen, zuweilen interessanten Lokalsitten. „Ein Kind der Sünde" wird niemand ohne Interesse lesen.

Aehnliche Sammlungen sind von Luise Ernesti: „Bilder und Skizzen aus dem Leben" (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1861), und Karl Wartenburg: „In trüben Tagen" (zwei Bände, Ebendaselbst), erschienen. Jene Erzählerin ist besonders im Leben kleiner Städte heimisch und gibt auch hier wieder Beweise ihrer genauen Kenntniß westfälischer Oertlichkeiten wie schon einmal in ihrer „Reise nach den Externsteinen". Karl Wartenburg

Digitized by Google

hat eine tendenziösere Richtung und scheint sich nach französischen Mustern gebildet zu haben. Seine Darstellungsweise verschmäht den Effect nicht, ist aber oft recht glücklich darin.

In einem größern Roman hat Luise Ernesti auch die Adelsfrage behandelt. „Waldemar Bookhouse oder der Werth eines Namens" (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1861) sucht in den widrigen Schicksalen und dem tragischen Untergang der Nachkommenschaft eines westfälischen Majoratsherrn, der vor hundert Jahren seiner Liebe zu einer Bürgerlichen seinen Namen und alle Vorrechte seiner Geburt opferte, darzuthun, daß man nicht ungestraft mit einem festgewurzelten Lebensgesetz wie die Institution des Adels brechen könne, beruhe es auch auf noch so großen Vorurtheilen; „ein Name allein kann oft das Lebensglück eines Menschen ausmachen oder vernichten, ein Name oft allein Segen oder Fluch über eine Familie bringen."

Schlimm genug, wenn dem so ist! Wir können dem Thema der Verfasserin, daß um das materielle Glück von Kindern und Kindeskindern die bessere Erkenntniß sich der Macht der Vorurtheile beugen solle, nicht beipflichten, halten vielmehr unter allen Umständen die Wahrheit und ein ideales Ziel höher berechtigt als alle Familienrücksichten. Daß die Mißachtung und Verleugnung der Adelsvorrechte von seiten eines einzelnen Thorheit sei, weil ein einzelner dadurch die Vorurtheile seines Standes doch nicht auszurotten vermöge, mag vom materiellen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung haben — vom idealen nicht. Denn wie wäre wol je ein allgemeiner und entscheidender Vernichtungskampf gegen jene Vorurtheile, welchen die sonst doch freidenkende Verfasserin selbst wünscht, zu hoffen, wenn er nicht von einzelnen allmählich vorbereitet würde?

Was den unterhaltenden Theil des Romans betrifft, der in Neuyork beginnt und später in das westfälische „Sauerland", während der bewegten Frühlingsperiode von 1848, hinüberspielt, so enthält derselbe in dieser zweiten Hälfte — die erste ist etwas breit und sogar nüchtern — manche spannende Situationen, die jedoch zu sehr auf den äußerlichen Effect berechnet sind.

Daß der ins Deutsche übersetzte Roman der geistvollen Schwedin Marie Sophie Schwartz (geb. Birath), aus dem wir unsern Lesern, noch während derselbe sich unter der Presse befand, ein Bruchstück, „Die Schwiegermutter", mittheilten: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), das gleiche Thema behandelt, erwähnten wir schon. „Der Adel ging nur von dem Recht der höhern Gewalt aus." „Es gibt blos Eine Menschenwürde, vor welcher wir uns mit Achtung beugen können, und diese ist die moralische Ueberlegenheit." „Man ist kein Mann von Ehre, ohne zugleich ein Mann von Gewissen und Herz zu sein." „Der einzige Adel, der Geltung vor Gott hat, besteht in dem unablässigen Streben nach den Tugenden, welche den Menschen zum Christen in der wahren Bedeutung des Worts machen."

Wenn die Verfasserin das Christenthum ziemlich oft betont, so geschieht es doch stets mit Rücksicht auf den Geist, nicht die Form desselben. Die sicherste Grundlage des menschlichen Glücks und Friedens sieht Sophie Schwartz in der Arbeit und der Selbstbeherrschung, durch welche neben der materiellen Unabhängigkeit auch die wahre geistige Freiheit verbürgt wird. Mittels dieser beiden Tugenden läßt sie ihren Helden, den „Mann von Geburt", von ihrer Heldin, dem „Weib aus dem Volke", zum „Mann von Ehre" erziehen und erst nach Vollendung dieser bei dem eingefleischten Aristokraten unendlich schwierigen Aufgabe — mit dem Besitz seiner liebenswürdigen Erzieherin lohnen; denn „Liebe und Ehe soll nicht eine materielle Frage, sondern die moralische Vereinigung zweier Seelen sein". In treffender Nuancirung zeigt hier die Verfasserin den großen Einfluß des Weibes auf das geistige Leben des Mannes und schildert anziehend die Art und Weise, in der Stephana zur Erreichung ihres Ziels die Gefühle des Grafen Hermann bald zu nähren, bald zu dämpfen versteht.

Darin haben wir zugleich eine Probe von dem zweiten Hauptvorzug des Romans, der künstlerischen Darstellung. Sie erhält uns, trotzdem, daß sich dieses „Bild aus der Wirklichkeit", wie der Titel den Roman bezeichnet, fortwährend nur in den Grenzen des Alltagslebens bewegt, doch vom ersten bis zum letzten Kapitel in der anregendsten und erwartungsvollsten Spannung, welche zuletzt eine eigenthümliche Lösung findet, eine solche, die den Leser in dieser Beziehung fast berechtigt, das Buch der Schwedin Schwartz ein — Verirbuch zu nennen.

Den Charakter leerer Buchmacherei trägt „1830. Roman und Geschichte von Lucian Herbert" (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1861). Oft möchte man an unsern besten Errungenschaften, an den Interessen der Freiheit irre werden, wenn man im Gefolge des Großen und Bedeutenden so viel phrasenhafte Speculation gehen sieht.

Alfred Meißner veröffentlicht in zweiter Auflage eine „Geschichte des Pfarrers vom Grafenried" unter dem Titel: „Zwischen Fürst und Volk" (drei Bände, Leipzig, Grunow, 1861). Wir finden diesen geistvollen Dichter nie verlegen um seine Erfindungen. Er greift ins bunte Menschenleben und weiß namentlich auf aristokratischem Gebiet, wie es scheint aus eigener Erfahrung, so viel Abenteuerliches zu schildern, daß ihm die bunteste Zusammenwürfelung von Charakteren und Situationen ein Leichtes ist. Auch hier hat ein Fürst einen natürlichen Sohn, der als Gartenbursche auf dem Schlosse erzogen wird, sich in eine Prinzessin verliebt, sie verführt und Anlaß wird, daß ein Graf die Verlegenheit decken muß. Er selbst wird Pfarrer, läßt sich in politische Umtriebe ein und kommt zuletzt doch noch in seinem wahren Ursprung zur Ent-

hüllung. Alles das, bedenklich genug und der höhern Literatur nicht recht angehörend, wird allerliebst erzählt, frisch, resolut und an manchen Stellen mit dem ganzen ausbrechenden Talent des Sängers des „Zlska", der in seinen prosaischen Schriften manchmal ein humoristisches Versteckspiel mit sich, mit dem Publikum und leider auch mit den Musen zu treiben scheint. Glücklicherweise sieht die Kritik dem allen harmlos zu und läßt sich den Autor in seinen liebenswürdigen Unarten so wie er ist gefallen.

In einem Bändchen „Charaktermasken" (Leipzig, Grunow, 1862) zeigt sich Alfred Meißner von seiner vortheilhaftesten Seite. In resoluter, kecker Zeichnung hat er hier einige höchst drollige und charakteristische Skizzen aufs Papier geworfen. Man sieht, alle seine frühern socialistischen Träumereien, seine weltschmerzlichen Roman- und Dramenstoffe haben ihm die heitere Laune nicht trüben können. Der drollige Scherz: „Die Unschuld der Ophelia", wird jedem ein frohes Lachen abgewinnen.

Für den Weihnachtstisch.

In überraschend schöner und an neuen — buchbinderischen Motiven reicher Ausstattung erscheint von Rudolf Gottschall eine „Gedankenharmonie zwischen Schiller und Goethe" (Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1862). Möglich, daß sich diese im leuchtendsten Anilinroth strahlende Buchdruck- und Buchbinderschöpfung vom Verfasser der immermehr sich Bahn brechenden „Neuern deutschen Literaturgeschichte" (Breslau, Trewendt, 1860) auch eine Art Anhalt an ihr Vorhaben bestellte, sozusagen etwas, was wie ein Buch, nicht wie ein Toilettenkästchen aussah. Aber selbst ohne diesen Ursprung wäre der Gedanke doch ein glücklicher, dem Schiller-Goetheseligen Publikum Sprüche zusammenzustellen, in welchen sich die großen Geister begegneten. Die Anordnung nach bestimmten Gesichtspunkten: „Gott und Natur", „Der Mensch und das Leben", „Das Weib, „Sittliche Welt" u. s. w., erleichtert den Gebrauch für jeden, dem ein seiner jeweiligen Stimmung entsprechender classischer Gedanke Erhebung gewährt.

Auch die von derselben Verlagshandlung herausgegebenen „Deutschen Dichter und Denker" dürfen hier in neue Erinnerung kommen. Sechs Hefte dieser interessanten Unternehmung, hervorragende Momente der deutschen Literaturgeschichte durch Holzschnitte zu illustriren, liegen in Einem Bande vereinigt vor und empfehlen sich jedem gebildeten Hause als fesselnde Lectüre.

Von Kinderschriften empfehlen wir die bei Flemming in Glogau erschienenen, die sich durch angenehme Ausstattung, Farbenreiz, unverfänglichen Inhalt auszeichnen. „Nach der Schule", von Thekla von Gumpert, hält sich innerhalb der kindlichen Sphäre von 8—12 Jahren, bringt hübsche Bilder und manche sinnig anregende Belehrung. „Der Jugend Lust und Lehre", von H. Masius herausgegeben, ist für die reifern Jahre bestimmt, bringt vielerlei und immer in gewählter Form. H. Smidt's reiche Erfindungsgabe kommt der Jugend in mehren neuen Erzählungen zugute: „Der Page des Prinzen", „Wie gesäet so geerntet". Ueber die jugendliche Sphäre hinaus gehen die „Deutschen Reime und Räthsel" von Corrodi, dem bekannten schweizer Schriftsteller und Maler, der recht frisch ins bunte Leben zu greifen versteht, ohne jedoch immer einer zündenden Wirkung sicher zu sein. Was soll nur dies, was jenes bedeuten — ist man zu oft versucht, bei seinen Einfällen zu fragen. Interessant sind die so außerordentlich vorgeschrittenen Leistungen im Farbendruck in den Bilderbüchern von Julie Ruhkopf, z. B. „Zur Großmutter".

Erwähnen wir noch „Geschichten für Kinder" von dem bekannten Pädagogen W. Curtmann (Gießen, Heinemann). Sie sind schon in sechster Auflage erschienen und bringen zugleich von Gustav Süs die diesem Künstler eigenen flotten Illustrationen. In manchem verräth sich der strenge kirchliche Sinn dieses Anti-Diesterwegianers, z. B. in der Wahl des doch gar zu düstern Bildes aus dem Alten Testament vom Propheten Elisa.

Zeichnungen von Gustav Süs schmücken auch das empfehlenswerthe Kinderbuch: „Aus treuem Herzen" von K. L. Stein (Rostock, Leopold). Erzählungen, Gedichte und Märchen wechseln in bunter Reihe.

Die englische Bühne der neuesten Zeit.

Bekanntlich ist die englische Bühne von der Höhe, auf welcher sie noch im vorigen Jahrhundert stand, herabgestiegen. Der zunehmende Pietismus und die Pruderie der Familienerziehung haben schon den Romanerfindungen der Engländer bedenkliche Grenzen gesteckt; die Bühne vollends wird vom größern Theil der Nation ignorirt.

Während sich theils die „Fareen" in der Nachahmung und Uebertreibung französischer Stoffe gefallen, die Ausstattungen der mise en scène an den großen Theatern Londons die Dichtungen zur Nebensache machen, haben dennoch einige Talente sich in Originaldramen versucht, ohne jedoch besonders Bedeutendes geschaffen zu haben. Lewes, der Verfasser der Biographie Goethe's, gibt in zwei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) eine Zusammenstellung: „Selections from the modern british dramatics". Eine dankenswerthe Zugabe sind die jedem der hier mitgetheilten Stücke angefügten biographischen Notizen über die Verfasser derselben, Bulwer, Talfoard, Sheridan Knowles u. a. Die Mehrzahl dieser Stücke ist bereits auf der deutschen Bühne durch Bearbeitungen von Blum, Töpfer, Bärmann u. a. heimisch.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Digitized by Google

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. II. — Rosa Bonheur. — Die Missionen. — „Aus Ost und West." — Berliner Chronik. II.

Wiener Briefe.

II.

Wie es den Anschein gewinnt, dürfte die Betheiligung der hiesigen Künstler an der londoner Ausstellung, nachdem ihnen der entsprechende Raum gesichert ist, nun dennoch ziemlich lebhaft werden. Das Meiste und Beste wird allerdings aus den kaiserlichen und den Gemäldesammlungen einzelner liberaler Kunstgönner, wie des Erzherzogs Albrecht, des Herzogs August von Sachsen-Koburg, der Erzherzogin Sophie, der Fürsten Liechtenstein, Metternich, Rohan und vieler anderer, welche ihre Bereitwilligkeit hierzu ausgesprochen haben, dahin wandern; allein auch dieses wird nicht genügen, die österreichische Kunst, gegenüber der deutschen (düsseldorfer, münchener), der belgischen und französischen, wirksam zu vertreten. Namentlich werden die Gaben aus neuerer und neuester Zeit nicht im Stande sein, eine besonders günstige Meinung zu erwecken. Amerling, vielleicht unser vorzüglichstes Talent, ist schon seit lange in bedauerliche Unthätigkeit versunken; Rahl ist ein tüchtiger Zeichner und Componist, aber seinen Pinsel leitet kein sicherer Farbensinn und neben Kraft und Wahrheit begegnet man gesuchten, unvermittelten, geniehaschenden Effecten; Blaas ist kein selbständiger Künstler; Dobyaschofsky manierirt; Canon, obwol ein Genie, hat keine ernsten Studien gemacht und malt nur in Aufwallungen; der alte Führich könnte nur in Cartons seine bedeutende Compositionsgabe zur Geltung bringen; Kupelwieser's streng religiöse Richtung würde vielleicht in England noch am ersten Eingang finden, wenn seine Gestalten nicht zu typisch-flach wären, um lebendig ansprechen zu können; unsere bessern Genremaler, wie Löffler, Lausberger, Friedländer, Pettenkofer u. a., können den düsseldorfer, den belgischen und französischen Künstlern dieser Richtung nicht Stand halten. Unser hervorragendstes Talent für Landschaftsmalerei, Selleny, leistet wenig in höherer künstlerischer Richtung; Hansch, van Haanen, Hoyer und die übrigen reichen bei weitem nicht an die Achenbach, Rottmann, Ley, Calame u. s. f.

Die musikalische Saison hat am 3. November mit dem ersten philharmonischen Concert glänzend begonnen. Diese Concerte bleiben ihrer frühern classischen Richtung treu. Bach, Mozart, Beethoven, Spohr, Mendelssohn, Schumann bilden den Stamm des diesjährigen Programms, dem nur ein paar Novitäten (Reinecke's Ouverture zur „Dame Kobold" und eine Symphonie von Herbeck) angereiht sind. Auch die Gesellschaft der Musikfreunde nähert sich immermehr dieser den Wünschen des Publikums entsprechenden Richtung und nachdem sie in ihrem ersten Concert Haydn's „Jahreszeiten", dieses ewig junge Wunderwerk eines siebzigjährigen Greises, zum Entzücken der herbeiströmenden unzähligen Menschenmenge ausgeführt hat, stehen noch Beethoven's Egmont- und Weber's Preziosa-Musik, Mozart's Es-dur-Symphonie, eine Symphonie von Schumann, die Harold-Symphonie von Berlioz, die große Beethoven'sche Festmesse, ein Schubert-Arrangement von Liszt und eine Composition von Rubinstein auf ihrem Programm. Die Singakademie hat in ihrem ersten Concert eine Anzahl der interessantesten Chöre geistlichen Inhalts aus alter und neuer Zeit gebracht, für das dritte (in der Charwoche) ist die Matthäus-Passionsmusik von J. S. Bach angesetzt. Das Hellmesberger'sche Quartett blieb seinem Beethoven-Cultus treu und bringt in seinem ersten Cyklus von sechs Abenden sieben Tonwerke dieses Meisters, zwei von Mendelssohn, zwei von Schumann und je eins von J. S. Bach, Schubert, Haydn, Mozart, Rubinstein, Volkmann und Goldmark.

So sehen wir einer Reihe herzerhebender musikalischer Eindrücke entgegen, die in unserer Zeit um so mehr Noth thun, als sie allein es sind, die uns aus dem nüchternen Treiben der Gegenwart wenigstens für Augenblicke in die Region göttlicher Träume emporzuheben vermögen. Weniger erfreulich ist der Zustand unserer Oper. Das lange Unwohlsein des ersten Tenoristen Ander war ein bedeutendes Hemmniß einer reichern und mannichfaltigern Entwickelung des Repertoire. Der neue Tenorist Morini, von dem Außerordentliches vorausgesagt wurde, hat die Erwartungen nicht gerechtfertigt und außer der trefflichen Dustmann besitzen wir keine Sängerin ersten Rangs, weder im rein dramatischen noch im coloririten Gesange. Das Beste, was uns bisher Neues geboten wurde, ist Schubert's Operette „Die Verschworenen"; das Beste, was in Aussicht steht, ist Marschner's „Hans Heiling"; Richard Wagner's „Tristan und Isolde" hat man aufgegeben.

Unser ausgezeichneter Musikästhetiker und Kritiker Dr. Hanslik, der bereits seit einiger Zeit als außerordentlicher Professor der Geschichte und Aesthetik der Tonkunst an unserer Hochschule wirkte, ist nun definitiv und mit Gehalt als solcher angestellt worden und demgemäß aus dem Verbande der Unterrichtsabtheilung bei dem Staatsministerium, der er bisher als Concipist angehörte, getreten. Bestanden bisher seine Zuhörer aus einem gemischten Publikum, welches

die Neuheit dieser Vorträge anzog, so sind es nun durchaus Studirende, die sich einschreiben ließen und deren Zahl bereits sechzig beträgt.

Diese Ernennung, die jüngst stattgefundene Verleihung des Verdienstkreuzes mit der Krone an den artistischen Leiter des Conservatoriums der Musik in Wien, Hellmesberger den Jüngern, und jene der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft an den hiesigen Männergesangverein sowie die Umgestaltung der Fernkorn'schen Erzgießerei in eine Staatsanstalt und die obenberührte Vorsorge für eine gedeihliche Entwickelung unserer Kunstzustände überhaupt sind ebenso viele erfreuliche Zeichen einer gesteigerten Theilnahme der Staatsverwaltung an diesem so wichtigen Factor des öffentlichen Lebens.

Das gesellschaftliche Leben, das außer der dem Tanze gewidmeten Faschingszeit in der Regel nur dem Kartenspiel und der Musik geweiht ist, hält in der vorwinterlichen Zwischenzeit noch halbe Siesta, daher Kaffeehaus und Theater jetzt am meisten in Blüte stehen. Die erstern sind in steter Zunahme an Zahl und Luxus der Einrichtung begriffen; den letztern merkt man es an, daß sie auf die Gunst der Zeit rechnen. Unsere Volksbühne, einst eine vielgefeierte Eigenthümlichkeit Wiens, die im Leopoldstädter Theater ihren ausschließlichen Sitz hatte, besteht nicht mehr; das Volksdrama als Posse oder Familiengemälde wird in allen vier Vorstadttheatern abwechselnd mit andern Richtungen gepflegt, hat aber weder Dichter noch Darsteller mehr, die das echte Volksleben zu vertreten vermöchten; wir begegnen nur einzelnen ins Allgemeine verwässerten Zügen desselben, zuweilen von einer glücklichen moralischen Nutzanwendung gehoben, stets aber mit einem Unsinn abenteuerlicher Begebenheiten vermengt. Der Erfolg der reinen Schaustücke, welcher in neuester Zeit zwei hiesigen Theatern (Thalia- und Karltheater) aufgeholfen hat, dann jener des Ballets im Hofoperntheater und der leichtgeschürzten Operette spricht wenig für die Geschmacksrichtung unserer Zeit. Ohne Spannung des Geistes und ohne Erhebung des Gemüths durch bloßes Schauen und Hören zu genießen, aus der Welt in Bildern, die für sich sprechen, aus der Welt in Tönen, die man nicht um ihre Bedeutung zu fragen hat, bequeme Eindrücke in Sinn und Seele aufzunehmen, dies ist das alleinige Verlangen des Jahrhunderts und jene Tausende, die nicht mit dem raschen Dampfe die Welt durchfliegen können, sind mit Hast daran, sie in theatralischen Schaustücken, in Reisebildern, Kosmoramen und Stereoskopieen zu erobern.

Das Burgtheater thut was es vermag. Die bessern Kräfte für das Lustspiel, die ihm nacheinander, zuletzt durch den Verlust der Damen Goßmann und Boßler, verloren gingen, ersetzen sich früher oder später und die Leistungen auf diesem Gebiete sind noch immer vorzüglich; die Tragödie ist bei uns wie überall im Gedränge; doch ist der Sinn für die großartige Tragik Shakspeare's und Schiller's nicht bei uns erloschen. Die vollen Häuser, so oft eins ihrer Meisterwerke zur Darstellung kommt, sind der sprechendste Beweis, daß bei aller Gleichgültigkeit der eigentlichen Weltmenschen für das Erhabene in einer großen Bevölkerung noch genug frische Herzen schlagen, die der Begeisterung fähig sind. Der Andrang zu der Schiller'schen Wallenstein-Trilogie, die aus Anlaß seines Geburtstags aufgeführt wurde, und kurz vor- und nachher zu seinem „Fiesco", zu seinen „Räubern", hat gezeigt, daß bei uns der große vaterländische Dichter noch lebendig ist.

Außer dem Theater- und Concertsaale entfaltet das öffentliche Leben sich in den Versammlungen der immer zahlreicher werdenden Vereine, in den wissenschaftlichen Vorträgen, die hier wie sonstwo Mode sind; am meisten aber in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. Mit Recht folgt die Bevölkerung diesen Verhandlungen mit dem größten Antheil; denn es handelt sich um die ersten Güter des gesellschaftlichen Lebens und sie kann stolz darauf sein, so viel freisinnige Einmüthigkeit, so viel Einsicht und Redekraft bei ihren auf ungewohntem Boden wirkenden Vertretern zu finden. Hat in der ersten Zeit die schroffe Gegenstellung der Centralisten, die für die Reichsverfassung einstehen, und der Föderalisten, die den Landtagen das Uebergewicht erringen möchten, zu bedauerlichen Ausbrüchen der Leidenschaft geführt, wobei die Haltung nur zu oft verloren ging, so zeigt sich jetzt, nachdem man sich sattsam an der Verfassungsfrage gerieben hat, der tief eindringende Geist der Versammlung im erfreulichsten Lichte und die satirische Schärfe, die zuweilen in die ruhige Erörterung einschneidet, schadet dem Ernste nicht, mit welchem die Versammlung jeden Gegenstand zu erschöpfen sucht, sondern erfrischt ihn nur und gibt den Gedanken, die hervortreten sollen, ein pikantes Relief.

Daß die in überwiegender Anzahl im Hause sitzenden Professoren und Advocaten als die redegeübtesten Mitglieder desselben auch die hervorragendste Rolle spielen, ist natürlich. Gut wäre es, wenn diesen meist ausgezeichneten Männern (Haßner, Brinz, Herbst, Mühlfeld, Giskra, Braune, Klaudi u. s. f.) eine genügende Anzahl durchgebildeter liberaler Staatsmänner (wie z. B. Freiherr von Kalchberg, Taschek, von Waser, Belcredi) das Gleichgewicht hielte, damit der Theorie des Professors, die oft überwuchert, und der Polemik des Advocaten, die sich in der Bekämpfung des Gegners gefällt und nur zu leicht von den leitenden Gesichtspunkten abirrt, der Wegweiser sicherer Erfahrung zur Seite stehe. Wäre das bemerkte Gleichgewicht stets vorhanden und leicht herzustellen, dann würde ein zweites Haus am ersten entbehrlich erscheinen.

Auch die öffentlichen Sitzungen des Gemeinderaths nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dort ist der Webstuhl aufgeschlagen, in dem die Fäden aller Wünsche und Bedürfnisse der großen städtischen Bevölkerung zusammenlaufen und der Verarbeitung harren. Die Zusammensetzung dieses neuen

Digitized by Google

Raths ist bunt genug. Zum Glück ist die wahre Einsicht für alle Zweige des öffentlichen Wohls durch einzelne Mitglieder so tüchtig vertreten, daß thörichte Meinungen und nichtige Vorschläge nicht aufkommen können. So wird zwar die fieberhafte Hast, mit welcher die Väter der Stadt, um das Verdammungsurtheil gegen den frühern Gemeinderath zu rechtfertigen, ein wahres Füllhorn versäumter Wohlthaten über die Bevölkerung auf einmal auszugießen sich abmühen, den Seckel der Steuerpflichtigen empfindlich berühren, hoffentlich aber die Entschädigung nicht ausbleiben lassen.

(Ein dritter Brief folgt.)

Rosa Bonheur.

* Diese berühmte Malerin hat sich von ihrem gesammelten Vermögen jetzt einen Landsitz, Bey, bei Fontainebleau gekauft. Man kann sich denken, in welch hohem Grade sie die landschaftlichen Schönheiten und die malerisch schönen felsigen Waldgründe genießt, die sie von ihrem Hause aus überblicken kann. Sie hat das Jahrhunderte alte Haus durch Anbauten vergrößern lassen, doch so, daß ihm nichts von seinem alterthümlichen Aussehen genommen ist. Ihr Arbeitszimmer, das mit Taseiwerk ausgelegt ist, prangt von den besten Kunstgegenständen und ist ein redendes Zeugniß dafür, daß sie auch anderer Künstler Arbeiten zu schätzen weiß, indem sie diese willig für die goldenen Schätze eintauscht, die ihr die eigenen Thierstücke und Meierhöfe eingebracht haben.

Es wurde ehemals von Rosa Bonheur gesagt, daß das Uebermaß der Arbeit sie ungesellig und verschlossen gemacht; jetzt hat das glückliche Landleben, das ihre physischen Kräfte gestärkt hat, sie auch heiter und gesellig gemacht. Sie ist die Gastfreundschaft in Person und gewinnt sich durch ihre Freundlichkeit und wahrhafte Herzensgüte allgemeine Liebe. Wenn sie nicht mit Malen beschäftigt ist, so überwacht sie ihre Weinberge und ihre Blumenbeete oder fährt mit ihrer kleinen Ponyequipage durch die Waldungen. Ihr Anzug ist bei solchen Gelegenheiten originell und erinnert an den der Chasseurs de Vincennes. Eine lose gelbliche Jacke, die bis zur Hüfte fällt, weite Unterkleider, die mit einem Kniebande gehalten werden, und dazu ein Paar der niedlichsten pariser Stiefeletten. Rosa Bonheur ist zu sehr Französin, um je eine gewisse Nettigkeit des Anzugs, wenn er auch noch so von der Mode emancipirt wäre, aus den Augen zu verlieren. Niemand übertrifft sie in den feinsten weißen Manschetten und Kragen, die mit Diamantknöpfen befestigt werden. Ihr kleiner runder Hut paßt sowol zu dem übrigen Anzuge als zu dem kurzen lockigen Haar und den scharfgezeichneten Gesichtszügen. Rosa Bonheur macht bei alledem auch nicht für einen Augenblick den Eindruck, den unweibliche, affectirte Frauen unfehlbar auf den Beschauer hervorbringen.

Die Missionen.

* Obgleich die Zeitungen traurigerweise berichten, daß immer mehr Missionare von den Karaiben mit Haut und Haar gegessen werden, gehen doch in England noch enorme Summen für die Zwecke der Missionen ein. Miß Yonge, deren Schriften, z. B. „Der Erbe von Redcliff", auch wol bis nach Deutschland gedrungen sein werden, ist immermehr kirchlich und zwar hochkirchlich geworden. Sie hat den ganzen Ertrag ihrer „Daisy-Chain" („Maaßliebchen-Kette" (nicht ein prächtiger Lovely-Titel à la „Edelweiß?") — 2000 Pf. St. — zur Erbauung eines Missionarcollegiums in Neuseeland hergegeben und außerdem noch für die Ausstattung des Missionarschiffs, genannt „Das südliche Kreuz", einen großen Theil des Geldes, das ihr „Der Erbe von Redcliff" eingetragen.

Wenn man von vorurtheilsfreien Leuten von dem Unfug erzählen hört, den manche Missionare z. B. in dem Innern Afrikas angerichtet haben, so ist man geneigt, dieser Ausbreitung des Christenthums wenig Interesse zu schenken. Das Meiste dabei thun die Geschenke. Wenn die Schwarzen mit dem Nachsprechen gewisser Formeln es gut gemacht haben, fliegen ihnen Jacken und Mützen und Tücher zu. Nach solch einer Komödie lassen sich dann die Leute taufen und es wird nach der Heimat berichtet, daß abermals so und so viel Seelen „gerettet" sind. Der Missionar aber muß weiter ziehen; denn wenn sein Vorrath an Jacken erschöpft ist, ist er seines Lebens nicht mehr sicher.

„Aus Ost und West."

— „Aus Ost und West" (Berlin, Decker, 1861) nennt sich eine Sammlung von sechs Vorlesungen, die der Dichter des „Mirza Schaffy", Friedrich Bodenstedt, in längern Zwischenräumen zu München gehalten hat. Der Redner war lange genug in Rußland und im Orient, um über slawische Volkspoesie, den Kremi in Moskau als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte, über die Stellung der Frauen im Orient und das russische Theater aus eigener Anschauung berichten zu können. In seltsamem Gegensatz zu diesen Vorwürfen stehen die beiden Vorträge über Shakspeare und die altenglische Bühne. Sie verknüpfen das Bekannte gefällig und für ein gemischtes Publikum lehrreich.

Berliner Chronik.

II.

*** Nicht ohne gerechten Vorwurf behauptet die öffentliche Meinung, daß, nachdem die traurigste Erfahrung durch die Entsendung des nicht für große Seereisen geeigneten „Frauenlob" gemacht worden war, die Behörde doppelt vorsichtig in der Wahl hätte verfahren und nicht das älteste Schiff, das wir besitzen, designiren sollen, um eine Spätherbstfahrt in die Nordsee zu

machen, wo man jedenfalls mit mehr Gewißheit auf bedrohliche Stürme als auf Sonnenschein rechnen konnte. Die „Amazone", schon seit den letzten Jahren unter dem Namen „Der alte Kasten" bei dem Marinepersonal bekannt, ist noch unter Beuth gebaut und existirt seit 1843. Damals war die Zeit, wo die Flottenbewegung die Gemüther ergriff, noch weit entfernt, doch wollte Beuth, unter dessen Leitung die Navigationsschulen von Danzig und Stettin standen, auch nach dieser Seite hin der Seemannsausbildung schon förderlich sein und zu Uebungsfahrten die Möglichkeit durch ein dazu tüchtiges Schiff darbieten. Die „Amazone" wurde für die damalige Zeit nach bestem amerikanischem Muster als Segelschiff gebaut. Beuth taufte diese erste Corvette, unserer heutigen Courtoisie ganz entgegen, nicht mit fürstlichem Namen, sondern benannte sie nach dem bedeutendsten vaterländischen Kunstwerk jener Zeit, nach der Amazone von Kiß; später anerkannte Friedrich Wilhelm IV. auf diese Weise — die Birch-Pfeiffer'sche „Grille"! Der Kopf der Amazone, der sich würdig an die antiken Kunstwerke anreiht, schmückte als kriegerisches Emblem im kunstreichen Bronzeguß die Spitze dieses ersten Schiffs der preußischen Kriegsmarine. Ein sehr niedriges Deck sowie ein schmaler Bau und eine für diese Beschaffenheit viel zu schwere und hohe Takelage setzten schon lange die Amazone bei bewegter See und nahendem Sturm der größten Gefahr der Havarie, wenn nicht Schlimmerm aus.

Die edelste Jugendblüte unserer Zukunftsmarine — 19 Cadetten, 4 Offiziere und eine 120 Mann starke Besatzung — ist geopfert! Die Einblicke in unsere gegenwärtigen Marineverhältnisse sind in der That unerquicklich und müßten, kämen sie in voller Wahrheit zu Tage, die Begeisterung für dieselbe herabdrücken. Um ein derartiges Institut zu errichten, bedarf es vor allem einer genauen Kenntniß und einer die Gefahren nach menschlichem Ermessen erwägenden Umsicht. Wir abstrahiren von der leitenden Spitze, verlangen aber doch, daß zur speciellen Handhabung Männer von Fach und Kenntniß von der Regierung wären berufen und erwählt worden. Statt dessen wurde Herr Hollen-Cavallius, ein Schwede, herangezogen, der im Krimkriege zwei gute und tüchtige Kanonenboote gegen das englische Schiff Thetis eintauschte, was, wie man sagt, kein vortheilhaftes Geschäft gewesen ist. Nach mehrjähriger Erfahrung entließ man denselben und nahm einen holländischen Kapitän, erhob ihn zu allen nur erdenklichen Ehren, um leider zu spät zu erkennen, daß dem Mann die preußischen Interessen nicht verständlich waren, er überhaupt auch für nichts weniger als eine Capacität gelten konnte — Schröder wurde mit hoher Pension entlassen. Die andern verschiedenartig herangezogenen Dirigenten unserer Marine waren, wenn auch ehrenhafte Persönlichkeiten, doch nicht seetüchtig erfahrene und gebildete Sachverständige; sie wurden den Landtruppentheilen, vorzugsweise dem Artillerie-Offiziercorps, entnommen. Auf den jungen, theils in englischen Diensten als Seecadetten, jetzt ausgebildeten Seeoffizieren beruhte die ganze Hoffnung unserer Marine.

Man sagt, daß anfangs die „Gazelle" zur Uebungsfahrt bestimmt gewesen war; da dieselbe Havarie erlitten hatte und noch nicht restaurirt war, wurde die „Amazone" „auf Befehl" in See geschickt. Ob der Lieutenant I. Klasse, Herrmann, der Führer derselben, in energischer Weise, wie es hätte geschehen sollen, protestirt und die Unfähigkeit des Schiffs an höchster Stelle dargelegt hat, wissen wir nicht. Vielleicht unterblieb es aus Rücksicht darauf, daß factisch kein anderes Schiff da war, indem „Arcona", „Thetis" und „Elbe" noch im chinesischen Meere kreuzen und man lieber den Vorwurf der Verwegenheit auf sich laden wollte als den der Feigheit, da man von maßgebender Seite her so gar keine Besorgniß solcher Art in Frage gezogen hatte.

Wollen Sie nach so Traurigem ein anderes Bild und etwas — ich kann kaum sagen „Heiteres", denn es liegt der sehr pikant geschriebenen Broschüre eine ernste Wahrheit zu Grunde — so lesen Sie: „Die Politik Nur nicht drängeln. Ein humoristisches Genrebild mit einem ernsten Schluß, von einem Abgekühlten der neuen Aera." Der Verfasser hat sich nicht genannt, hat aber mit gerechter, wenn auch scharfer Feder unsere Lage so specifisch charakterisirt, wie überhaupt die seit lange schon auf beiden Seiten hinkende Politik gekennzeichnet, daß jeder Unbefangene ihm zurufen muß: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!"

Hier eine Probe: „Herr von Mantenffel liebte es, bei jeder Gelegenheit dem Landtag zuzurufen, daß er nach dessen Beschlusse nichts frage, sondern nach wie vor einfach thun würde, was der König befohlen habe, und damit basta! Der Kammer gegenüber bezeichnete sich Herr von Mantenffel also als Anhängee der monarchischen Regierung. Nach oben hin soll er aber parlamentarische Anwandelungen nicht ganz haben unterdrücken können. Er war also weder ganz monarchischer noch ganz parlamentarischer Minister. Das Ministerium Auerswald macht es gerade umgekehrt. Nach oben hin thut es gewaltig monarchisch. «Ungeschwächte Machtfülle der Krone» und «Königthum von Gottes Gnaden» ist immer das dritte Wort. In seinen Preßorganen wird Ministerium und Krone beständig identificirt; jeder Angriff auf irgendeine ministerielle Handlung oder auch nur Aeußerung seitens der unabhängigen Presse wird sofort der öffentlichen Meinung als Majestätsbeleidigung denuncirt. Haben wir es doch sogar erlebt, daß ein freisinniger Staatsanwalt die Kritik einer ministeriellen Kammerrede wirklich als Beleidigung des Königs geahndet hat! Den Kammern gegenüber, o da sind unsere freisinnigen Herren Minister gewaltig parlamentarisch! Man ist daher berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß sie es wenigstens mit einem von beiden nicht ernst meinen."

Von welchem panischen Schrecken viele Gemüther hier ob der Wahlen ergriffen sind, können Sie denken! Die Extreme, wie sie hier aufgetreten, verdienen nach beiden Seiten hin ernste Erwägung. Dennoch glauben wir, daß sich schließlich doch ein gesunder Sinn Bahn brechen und die Vernunft trotz aller Wirrniß das Scepter führen wird. Eine Auflösung der Kammer, von der man in gewissen Kreisen jetzt schon spricht, dürfte natürlich das verfehlteste Mittel sein; sie würde nur noch entschiedenere „Fortschritts"-elemente hineinbringen und Preußen trotz alles Jubels über die „Neue Aera" in eine mißliche Wiederherstellung der alten Zustände führen.

(Ausgegeben am 19. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Dritte Folge. Erſter Band. Nr. 52. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Berchtesgaden. Von Rudolf Gottschall. — Johannes Gutenberg. Von Fr. Biedermann. — Der Blick. Eine physiognomische Studie. Von Dr. W. Wundt. — Julian Schmidt als „Culturhistoriker". III. — Neue Romane und Novellen. XXX. — Kalender auf 1862. — Böhmisch und deutsch. — Zimmergärten. — **Neues aus der Welt.**

Berchtesgaden.

Von Rudolf Gottschall.

Das bairiſche Hochland kommt immermehr in die Mode. Das kann den reinſten, keuſcheſten Naturen paſſiren. Denn rein und keuſch bleibt das bairiſche Hochland wie irgendein Gebirge in Deutſchland. Aus den Wäldern ſind noch keine Parks gehauen, die Berge ſind noch mit allen naturgemäßen, halsbrechenden Beſchwerlichkeiten zu beſteigen, aus den Gaſthäuſern ſind noch keine Hotels geworden mit obligaten Oberkellnern und Portiers, aus den bairiſchen Oberländern noch keine — „ehrlichen Schweizer"!

Wenn es aber mit der Steigerung des Fremdenverkehrs ſo fort geht wie in den letzten Jahren, ſo ſteht alles, was noch nicht iſt, für nächſte Zeit in Ausſicht. Ganz beſonders in dieſem Sommer waren die Glanzpunkte des bairiſchen Gebirgs, noch ſpät bis in den September hinein, dermaßen von Fremden beſucht, daß jeder der neu Ankommenden ſich glücklich preiſen konnte, wenn er gerade ein Zimmer in einem der Gaſthäuſer frei fand. Unter ſolchen Umſtänden und da der Menſch ein Weſen iſt, das zur Speculation neigt, kann auch in dieſem zur Gläubigkeit ſtimmenden prachtvollen Tempel Gottes Ketzerei nicht ausbleiben.

Reichenhall, mit ſeinem Bade Achſelmannſtein, nimmt bereits eine Miene an wie ein Neugeadelter. Die Solenbäder, Molken- und andere Curen verſammeln hier ſchon einen Kreis wirklicher ſtabiler Curgäſte, und wo das der Fall iſt, d. h. „wo der Menſch hinkommt mit ſeiner Qual", beſonders der berliner Hof- und Commerzienrath, da muß auch bald Syſtem in die Sache gebracht werden, was gewöhnlich damit beginnt, daß von einer „Saiſon" geſprochen wird und daß ſich die Hoteliers ihres Zuſammenhangs mit der Weltgeſchichte bewußt werden. Aber die herrlichen Berge wiſſen es recht wohl, daß ſie der Endzweck aller dieſer Bemühungen ſind, daß ſie mit ihren duftigen Wäldern und ſonnigen Höhen mehr werth ſind als alle die natürlichen und künſtlichen Gewäſſer, welche der hülfsbedürftige Menſch für ſein nach dem ewigen Heilverfahren ſtrebendes Leben claſſificirt und mit den Etiketten verſieht, damit der ſchönen und guten Sache auch der Name nicht fehle. Die Lage von Reichenhall in dem breiten Thal zwiſchen dem Untersberg, dem Staufen und Dreiſeſſelberg iſt reizend, der Weg von Inzell bis hierher iſt noch reizender und das zwei Meilen weiter nach Oſten liegende Salzburg hat in ſeiner romantiſchen Gruppirung mit Recht eine europäiſche Berühmtheit.

Aber alle dieſe Schönheiten zählen nur, wenn

man das Allerheiligste noch nicht gesehen, wenn man durch die Reize von Berchtesgaden noch nicht für alles andere geblendet ist. Hierin befinde ich mich mit Bädeker im diametralen Widerspruch; er empfiehlt den Weg nach Salzburg über Berchtesgaden. Ich sage: Umgekehrt — schon um dem so tief ernüchternden Eindruck des österreichischen Papiergeldlebens nicht entgegenzugehen, sondern zu entfliehen. Auch Reichenhall ist schnell vergessen, sobald wir von den Zaubern von Berchtesgaden uns umfangen fühlen wie in den Armen einer neuen, soldern, den Gedanken der Ehe befestigenden Geliebten. Reichenhall trägt schon gefältelte Wäsche und Vatermörder; Berchtesgaden ist noch der reine, treue Naturſohn mit nackten und tiefgebräunten Knieen; Reichenhall lächelt, Berchtesgaden lacht und lacht so herzlich, so aus gesundem Herzen, daß der aufs tiefste zu bedauern wäre, dessen Herz da nicht mitlachte. O, ihr Faustmenschen, die ihr taumelt „von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmachtet nach Begierde", und in Berchtesgaden nicht zu bleiben vermögt! Treibt euch denn das unglückselige, rothgebundene Buch, das euch keine Ruhe im Genusse gönnt? Ich habe mit allen meinen Sorgen auch diesen infernalischen Führer, den Bädeker, abgelegt und klammerte mich fest an die Wirklichkeit, sie mochte Namen tragen welche sie wollte.

Von Traunstein aus bis hierher hatte ich als Reisebegleiter einen schwäbischen Pfarrer erhalten und nachdem in Berchtesgaden uns bereits aus zwei Sarastro-Pforten das „Zurück!" entgegengetönt war, wurde uns endlich die dritte Pforte, und zwar im Posthause, aufgethan. Von einer stabilen Gesellschaft war hier keine Rede; täglich neue Gesichter, täglich ein paar flüchtige Bekanntschaften angeknüpft und andern Tags: Auf Wiedersehen! Mein Schwabe harrte länger aus, als er sich's vorgenommen, er machte die Partie nach dem Königssee und nach andern Punkten in der Nähe wie ein Geschäftsreisender, sodaß ich ihn ohne Kummer andern überließ, denen er beim Mittags- oder Abendtisch förmlich aufpaßte, um sich ihnen für den nächsten Morgen anzuschließen. Alles was der Mann sah, betrachtete er mit einem gewissen Lächeln, in welchem Demuth und Schlauheit wunderlich gemischt waren. Seine immer wiederkehrende Idee bei allen tieferschütternden Naturschönheiten war das Bedenken: Wie müsse das im Winter sein! Mit diesem frostigen Gedanken hatte er immer die rechte Abkühlung und hielt jedes Echauffement von sich fern. Die ehrlichen Landleute sahen ihn freilich manchmal sehr verwundert an, wenn er beim Anblick einer herrlichen Landschaft am Felsenabhange sie gleich wieder mit Schnee bedeckte und sagte: „Aber im Winter, da muß dees net so schön sein."

Den Königssee wollte ich ohne — Eis genießen und emancipirte mich von meinem Schwaben. Ich wollte die Gelegenheit eines recht schönen Tages abwarten. Aber diese Freude sollte mir nicht zu Theil werden. Bald nachdem ich mich auf den Weg gemacht hatte, schien es, als hätte mein Pfarrer die Natur beschworen; ich gerieth in einen Regen, aus welchem kein Entrinnen mehr war. Ich stand an dem Ufer des Sees, hatte bei der schönen „Kathl" im Gasthaus bereits zum zweiten male Kaffeestudien gemacht, um eine Entscheidung des Wetters abzuwarten. Der Fischmeister gab mir Vertröstungen. Ein kleiner offener Kahn sollte mich nach St.-Bartholomä führen; bald war nichts mehr zu sehen als das tiefe Grün des Wassers, ringsumher starre Felswände und über mir Wolken, graue Wolken, die sich immer dicker über die Felsspitzen herabwälzten. Der Regen begann aufs neue trotz dem Fischmeister und als wir nach einer Stunde auf St.-Bartholomä gelandet waren, erhielt ich von den Ruderern die erhebende Versicherung, daß es nunmehr vor drei Tagen nicht aufhören würde. Angenehme Perspective!

St.-Bartholomä, ein Jagdschloß und ein paar Häuser, liegt so ziemlich am Ende des Sees, auf einem Stückchen glänzend grüner Wiese, welchem hier die starren Felsen großmüthig sein Dasein gönnten, das einzige Landungsplätzchen. Hinter diesem Stückchen Grün erheben sich wieder nur hochaufsteigende Felsen und tief herabhängende Wolken; rechts das erste felsige Piedestal des Watzmann und über dem südlichen Abschluß des Sees die riesige Wand des „Steinernen Meers" mit den glänzenden Schneelagen auf der Höhe. In dem Hause, von dessen offener Thür aus ich meine Wolkenstudien machen konnte, hatte ich nun auch Zeit genug, die in dem großen Hausflur aufgehängten Malereien zu betrachten. Es sind dies mehr als ein Dutzend Conterfeis von Fischen auffallender Größe, welche zu verschiedenen Zeiten (ja in verschiedenen Jahrhunderten) im Königssee gefangen wurden und hier, mit Angabe der Größe und des Fangtages, in Oel gesotten — d. h. gemalt worden sind. Der Genuß eines dem Königssee ganz ureigenthümlich zugehörenden Fisches, welcher sonst für alle Fremden eine

Digitized by Google

Delicateſſe war, ſollte mir leider auch nicht zu Theil werden, da die Fiſcherei auf Schwarzräuterln ſeit einiger Zeit auf obrigkeitlichen Befehl ausgeſetzt iſt, um gänzliche Entleerung des Sees zu verhüten. So begnügte ich mich mit dem Genuß der gemalten Fiſche, die, wie ich fürchten mußte, nächſtens auch ihrem Element — nicht dem Oel, ſondern dem Waſſer — zurückgegeben werden würden; denn die Wolken drängten nunmehr in ſolcher Dicke und Menge ſich über die rieſigen Felſen in den See herab, daß es ſchien, als ob ſie ſich mit dem dunkeln Waſſerſpiegel aufs innigſte vermählen wollten. So war an eine Aenderung des Wetters ſchwerlich mehr zu denken und ich machte mich bereit, in einem kleinen Kahn, unter ſtrömendem Regen und ohne allen Schutz, die Rückfahrt anzutreten.

Die Noth machte mich wenigſtens erfinderiſch. In dem Kahn lagen mehrere Breter, die ich mir über den untern Theil meines Körpers ſo zurecht legte, daß ich damit eine feſte Decke gewann und nur Kopf und Oberkörper dem Regen ausſetzte. Freilich trat mit der Zeit auch der gefürchtete Umſtand ein, daß der Kahn ſelbſt nach und nach ſich mit Waſſer füllte. In dieſen Erinnerungen an die Zeiten der Sündflut befand ich mich mit meinen beiden Ruderern, die alle Kräfte anſtrengten, auf dem ſchauerlich ſchönen See in einem Umkreis von mehreren Meilen allein. Wenn die Bosheit des Geſchicks einen gewiſſen Höhepunkt erreicht, ſo wird der Menſch höchſt gleichgültig; meine Situation war bereits ſo verzweifelt, daß ich ſie mit Humor ertrug und mich an den geſpenſterhaften Wolkengeſtalten ergötzte, welche die ſteilen Felſenwände an beiden Ufern förmlich herunterkletterten und darin eine große Geſchicklichkeit bewieſen. Ich war vollſtändig gefaßt, im Untergang der Natur getroſt mit unterzugehen und träumte ſchon von einem Nekrolog in der Kreuzzeitung.

Unter erſchwerenden Umſtänden hatte ich dieſen weitberühmten und vielgeprieſenen Königsſee kennen gelernt! Je nun, ſagt Roderich Benedix, ich war auch damit zufrieden, ganz beſonders aber, nachdem ich glücklich wieder gelandet war und Kathi mir zum dritten male Gelegenheit zu Kaffeeſtudien gab und mein gemietheter Wagen ganz wieder auf dem Wege nach Berchtesgaden trabte, was ja in einer Stunde zu erreichen war.

Ein Gedanke erfreute mich jetzt ganz beſonders; der Gedanke an meinen Schwaben! Himmel! Ich konnte kaum die Zeit erwarten, ihm ſo durchnäßt, wie ich war, ganz winterlich unter die Augen zu treten, und ich freute mich im ſtillen auf die Möglichkeit, daß er zur Abwechſelung einmal die Frage an mich richten würde, wie Berchtesgaden wol an einem ſchönen Sommertage ausſehen würde. Aber der Mann der Gegenſätze war abgereiſt.

Am andern Morgen, als die Sonne wieder hell und rein über die Berge ſchien, machte ich mich eilend auf den Weg, um noch einmal das herrliche Ramſau, das mich ſchon bei meiner Durchfahrt entzückt hatte, wiederzuſehen und mit rechter Ruhe zu genießen. Der ganze Weg von Berchtesgaden nach Ramſau und eine halbe Stunde weiter bis zu den breiten grünen Matten iſt ſo überwältigend ſchön, daß ich darauf vier Stunden zubrachte, wiewol er in zwei Stunden bequem zurückzulegen iſt. Ramſau ſelbſt gewährt, von jeder Seite betrachtet, das maleriſchſte Bild, das man ſich denken kann. Nach Oſten hin bildet der „Hohe Göll" den Hintergrund, nach Weſten hin die breite Felſenwand der Reuteralp.

Die Reize dieſes Ramſau und der Umgebung ſind ſo üppig, daß ich ſie jedem Dichter und Maler empfehle, der hier noch neue Lorbern ſammeln kann.

Von den größern Bergen der Gegend iſt vor allem der 8000 Fuß hohe Watzmann der bekannteſte und beliebteſte Höhepunkt des ganzen Gebirgs, welcher das herrliche Bild von Berchtesgaden nach Südweſten hin in imponirender Weiſe abſchließt. Dieſer Watzmann iſt ein ganzer Kerl und wenige Tage Aufenthalt auf ſeinem breiten Fundament genügen, ihn wahrhaft lieb zu gewinnen. Zunächſt iſt er von allen ſeinen feiſtern Brüdern durch die originelle Form unterſchieden; ſeine beiden Spitzen geben der dazwiſchenliegenden breiten Einſenkung das Anſehen eines Kraters, den hier nur ſtatt dunkler Lava eine recht anſehnliche, in der Sonne hellglänzende Schneelage bedeckt. Wunderlich iſt der gute Watzmann, wenn er mit den Wolken ſpielt, die ihn ganz beſonders lieb zu haben ſcheinen; denn ſobald ſich nur irgendwo am Himmel einige Wolken blicken laſſen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß ſehr bald darauf oben beim Watzmann große Generalverſammlung aller „Segler der Lüfte" ſtattfindet. Das iſt dann da oben in der Höhlung und um die beiden Spitzen her ein Hin- und Herziehen, ein Drängen und Kommen und Gehen, daß der chamäleontiſche Watzmann in faſt jeder Minute eine veränderte Phyſiognomie zeigt.

Einen andern Freund gewinnt man in dem Hohen Göll, einem gedrungenen schönen Kreidefelsen. Er hat zwar nicht den Humor des Watzmann, aber trotz seines kolossalen Hauptes doch mehr Sinn für zarte Poesie, denn an jedem Abend kann man sich den hohen Genuß bereiten, bei Sonnenuntergang, wenn in den Thälern schon Dämmerung herrscht, ihn im rosa Licht erglühen zu sehen.

Sind nun hier der Göll und Watzmann die beiden Hauptmagnete für das entzückte Auge, so sind doch die Elemente, welche das gesammte poetische Gemälde bilden, so außerordentlich zahlreich, daß wir uns hier eben nur mit den besonders hervortretenden Schönheiten und Eigenthümlichkeiten befassen können. Namentlich ist es die seltsame Gruppirung des Orts selbst, eines Marktfleckens von über 2000 Einwohnern, welche die Mannichfaltigkeit des Bildes auf dem dafür schon von der Natur ursprünglich geschaffenen Terrain fördert.

Drei Haupttheile des Orts sind es, welche man voneinander unterscheiden kann. Das sind erstens die ganz tief unten an der hellgrünen Albe gelegenen Sudhäuser, Maschinenwerk, Holzfelder u. s. w.; zweitens die mittlere Höhe, welche von den Landstraßen durchkreuzt wird, wo der eigentliche Kern des Orts ist mit seinen beiden Straßen, mit seinen Kirchen und Gasthöfen; und der dritte Theil endlich, welcher zerstreut auf den ringsumher aufsteigenden nähern und fernern Anhöhen liegt und ebensowol aus den Hütten der Einwohner selbst besteht wie aus den zierlichen neuangebauten Häusern angesiedelter oder sommerwohnender Städter.

Trotz dieser vielen städtischen Besucher in Berchtesgaden hat der Ort dennoch bisjetzt seinen ländlichen und ursprünglichen Charakter ausgezeichnet zu wahren gewußt. Die ländlichen Bewohner dieses ganzen äußersten Winkels im südöstlichen Theile von Oberbaiern sind ein kerniges, treuherziges und liebenswürdiges Völkchen, welches keineswegs dem Städter die hochmüthige Miene des Bauernstolzes zeigt, wie es bei den meisten Bauern des Flachlands und auch sehr häufig im Gebirge der Fall ist. Ein reizendes Bild der Bevölkerung selbst erhält man am Kirchweihtage; da strömt die ganze Umgegend schon am frühen Morgen herbei, zur Kirche und zum „Dultmarkt", die Männer in der Tracht der tiroler Alpenjäger, mit Halbstrümpfen, langen Jacken, die Mädchen in den ausgeschnittenen und mit gekräuseltem Band besetzten Leibchen, mit reichem Perlen- oder Zinnhalsband, und kein Hut unter den vielen Tausenden ohne Blumenstrauß und ohne die schwer herabhängenden goldenen Troddeln. Der Mittelpunkt dieses Zusammenflusses ist zunächst der Dultmarkt im Hofe der ehemaligen sehr umfangreichen Propstei und an der alten nicht uninteressanten Stiftskirche. Der kleine Ort ist besonders reich an Kirchen, deren drei recht stattliche vorhanden sind, welche natürlich das Malerische des ganzes Bildes heben.

Ganz am äußersten Ende nach Osten hin, auf der Straße nach Salzburg, liegt das berühmte Salzbergwerk, das man zu gewissen Stunden gegen Lösung von Karten besuchen kann. Ich würde jedem den Besuch dieser unterirdischen Welt anrathen, der außer dem wissenschaftlichen Interesse für das großartige System dieses Bergwerks auch für die kleinen Unbequemlichkeiten den nöthigen Humor mitbringt. In einem der an der Straße liegenden Gebäude versammeln sich nach und nach die Fremden, welche mit Erlaubnißscheinen dafür versehen sind, bis die Stunde der Eröffnung für den Fremdenbesuch schlägt. Wenn die Zahl der Besucher besonders groß ist, werden sie in mehreren Abtheilungen zu acht bis zehn Personen, jede mit einem Führer versehen, eingelassen.

Aber nicht als gewöhnlicher Sterblicher gelangt man in den Berg, sondern erst nach den nöthigen Vorbereitungen, die uns empfänglich zum Schauen der Tiefen-Geheimnisse machen. Diese Vorbereitungen bestehen in dem Anlegen des Bergmannskleides, Rock, Hose und Hut, nicht zu vergessen des bekannten höchst einfach construirten ledernen Sitzapparates. Ehe uns, die wir bereits versammelt waren, diese Kleidungsstücke übergeben wurden, trat ein schon bejahrter Engländer mit zwei Damen ein, von denen die eine nicht mehr jung, aber sehr corpulent, die andere noch ziemlich jugendlich, aber auch recht kräftig entwickelt war. Während der alte Herr bei uns unten blieb und mit sehr anerkennenswerther Verleugnung seines Britenstoizes den Gentleman mit den schwarzen und groben Bergmannsstoffen überzog, wurden die beiden Damen eine kleine Treppe höher in eine Art von Verschlag geführt. Bald konnte man von dorther ein leises Kichern vernehmen, was sich aber sehr bald bis zum entschiedenen Lachen steigerte und uns keinen Zweifel ließ, daß die Heiterkeit durch das Anlegen des Costüms erregt werde. Endlich erscheint der Moment, in

Digitized by Google

welchem die Damen, in Inexpressibles, kurzem Rock u. s. w., die Treppe herabsteigen. Wer noch nicht die Gelegenheit hatte, Damen in Bergmannskleidung zu sehen und noch dazu so corpulente, der kann sich auch keine Vorstellung von dem überwältigenden Eindruck dieser Erscheinung machen.

Das englische Trifolium nahm einen Führer für sich allein und eilte uns in den Berg voraus. Fünf Minuten später setzte auch unsere Truppe sich in Bewegung, nachdem ein jeder noch eine Blendlaterne vorn in den Ledergurt gesteckt erhielt und einen sehr massiven Handschuh über die rechte Hand, dessen Zweck sich später erst klar machte. Von unserer Gesellschaft, die aus neun Mann bestand, waren mir nur drei schon vorher persönlich bekannt geworden, ein sehr derber mecklenburgischer Oekonom, ein etwas angegriffener thüringer Pädagog und ein äußerst heiterer Wiener.

Beim Eintritt in den „Hauptstollen" geräth man aus der glühenden Sonnenhitze urplötzlich in eine kalte Luft; aber das Tempo des Marsches ist derart, daß nach einer Viertelstunde das innere Thermometer wieder ansehnlich gestiegen ist. Der Geschwindmarsch durch die ersten gemauerten Gänge, welche endlos scheinen und dabei nur die Breite für eine Person haben, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Im Gänsemarsch, d. h. einer dicht an den andern sich schließend, geht es so eilig und so still durch diese schwarzen gemauerten Schlünche, als sei einem ein Kobold auf den Fersen. Ich sah mich im Sturmschritt unwillkührlich um, erblickte aber nur die Laterne meines Hintermannes, des letzten aus dem Zuge, der auch bereits anfing, diese übergroße Eile zu verwünschen.

So geht es wol zehn Minuten fort, geradeaus, linksum, nun wieder geradeaus, rechtsum, nun eine schmale Steintreppe hinauf, wieder vorwärts — endlich ein Halt! Wir sind aus den gemauerten Gängen in einem Raume angelangt, auf dessen Wände sich die Laternen richten. Die Wände bestehen aus einer dunkein fettig lehmigen Masse, in welcher bereits die salzigen Bestandtheile zu erkennen sind. Nach einigen verhallenden geologischen oder geognostischen Bemerkungen des Führers wieder: Vorwärts! Wieder durch lange Gänge und Treppen hinauf. Die Beschaffenheit der Bergmasse ist hier schon fester und der Führer läßt uns Zeit, die in verschiedenen Farben sich zeigenden Salztheile an den Wänden näher zu betrachten. Mit jeder Station zeigt sich eine größere Klarheit des Salzes und eine reichhaltigere Krystallisation der verschiedenen mineralogischen Bestandtheile. Endlich stehen wir vor einem verhängnißvollen Abschnitt unsers unterirdischen Daseins. Wir blicken in eine schwarze Tiefe, zu welcher Stufen hinabführen, neben den Stufen aber auch eine Rutschbahn, bestehend aus einem zwei Fuß breiten glatten Holzgeleise. Der Führer setzt sich zuerst in die Bahn, mit gerade ausgestreckten Beinen, mit der rechten Hand ein gleichfalls hinabführendes Seil erfassend; hinter den ersten setzt sich der nächste und zwar so, daß er gerade auf die Schultern seines Vordermanns zu sitzen kommt und in solcher Weise rutscht man denn in dem Augenblick, da der erste das Seil locker läßt, pfeilschnell hinab in die dunkle Tiefe. Unten angelangt und kaum zur Besinnung gekommen, genießen wir einen wirklich feenhaften Anblick; wir stehen vor einem der mitten im Berge befindlichen Seen, dessen Ufer ringsum mit kleinen Lichtchen erhellt sind. Diese ganze Höhle wird genau bis zur obern Wölbung mit Wasser angefüllt, welches hier die Aufgabe hat, das Salz aus Decke und Wänden der Höhle auszusaugen. So bildet sich hier ein Salzsee, der, wenn der Salzgehalt einen gewissen Grad erreicht hat, als Sole abfließt. Nachdem wir diesen See auf einem Kahn durchkreuzt haben, kehren wir wieder zu der Rutschbahn zurück, um nun auf Stufen den Weg hinauf zu machen. Aber ehe dies geschah, sollte uns noch eine neue Ueberraschung werden. Oben glänzten Laternen; es waren die englischen Damen mit ihrem Begleiter, deren Ankunft natürlich ein jeder von uns unten erwarten wollte. Wer nie Gelegenheit gehabt hat, Damen in Bergmannskleidung rutschen zu sehen, der kann sich auch von diesem unterirdischen Genrebild keine Vorstellung machen. Hinter dem Führer saß der alte Herr, der nun wiederum durch die Last seiner ihm auf dem Rücken folgenden Damen in die Tiefe gedrückt wurde.

Außerordentlich befriedigt durch diesen letzten Abschnitt unserer unterirdischen Wanderungen stiegen wir die Stufen hinan, selbst mein mismuthiger Hintermann schien wieder etwas Lebenslust bekommen zu haben, während der Pädagog sich angegriffen fühlte, da ihm der Mecklenburger auf dem Rücken gesessen hatte. Der muntere Wiener gestand mir beim Hinaufgehen, daß er es diesmal mit dem Besuch des Salzberges schlecht getroffen habe. Er sei in den Werken von Hallein fünfmal

gewesen und zwar nur, um diese Rutschpartie — — mit Damen zu machen; es sei dies für ihn eins der größten Amusements, die er kenne! O du wiener frivole Welt!

Es wurde noch ein zweiter Salzsee besucht, neue Krystallisationen an den Wänden der Gänge setzten das Auge in Erstaunen, bis zuletzt die Besucher in den kleinen Prachtsalon des Bergwerks gelangen, wo Stücke Salz in allen erdenklichen Farbenschattirungen nebeneinander geordnet liegen und wo wir von einer kleinen Fontaine die brennend salzige Sole zu kosten bekamen.

Von hier aus erfolgt nun die Rückkehr aus dem Berge und zwar in eigenthümlicher Weise auf einem besonders construirten niedrigen und schmalen Wagen, der — erst in Schwung gebracht — ganz von selbst auf einem Schienenwege alle die Gänge bis zum Ausgang durchläuft. Dort, wo man den Wagen besteigt, befindet man sich nämlich nicht unterhalb der Fläche der Landstraße, sondern bei weitem höher, sodaß der ganze lange Schienenweg in leiser Senkung bis auf die Straße führt, wodurch der Wagen auf dem langen Wege in immer steigende Schnelligkeit geräth, welche in diesen engen Wölbungen, ohne Licht — denn die Laternen sind bald von dem durch die rasende Eile entstehenden Luftdruck ausgegangen — einen wahrhaft tartarischen, d. h. Tartarus-Eindruck macht, bis man sich endlich auf die helle Landstraße hinausgeschlendert sieht, — um hier mit freierm Herzen wieder Luft, Licht und Wärme zu preisen.

Johannes Gutenberg.

Die Neuzeit ist reich an wichtigen Erfindungen, darunter die bewundernswürdigen und folgenreichen der Eisenbahn und des Telegraphen. Keine aber kann an culturgeschichtlicher Wichtigkeit mit derjenigen sich messen, welche noch der Zeit der geistigen Nacht, dem Mittelalter angehört: der Erfindung der Buchdruckerkunst. Durch die größere und leichtere Verbreitung der Bibel, welche ihre erste und unmittelbare Frucht war, wurde sie ein Haupthebel der für das folgende Jahrhundert sich vorbereitenden Reformation, welche dann die neue Zeit, die Zeit des Lichts und der Aufklärung, herbeiführte.

Die darum nicht genug zu würdigende hohe Bedeutsamkeit dieser Erfindung ist namentlich bei ihrer vierten Säcularfeier im Juni 1840, dem in fast allen bedeutendern Städten Deutschlands begangenen sogenannten „Gutenbergsfest", das seit dem verpönten „Hambacher Fest" (1831) zum ersten mal wieder, trotz mannichfacher Anfechtungen und Beschränkungen von oben her, einen national-deutschen Charakter aufwies, in Büchern, Abhandlungen, Reden und Liedern von allen Seiten anerkannt und ihr Held auf das verdiente, ihm so lange entzogene Piedestal des Ruhms erhoben worden. Seine Vaterstadt Mainz hatte ihm bereits drei Jahre zuvor das kolossale, nach Thorwaldsen's Modell in Erz gegossene und den ernsten Denker und Forscher trefflich charakterisirende Standbild errichtet.

Seit diesem Fest ist in Deutschland auch im Munde des Volks der Name Gutenberg immer populärer geworden. Charlotte Birchpfeiffer's gleichnamiges Drama wurde ein Zug- und Kassenstück, mehr wol noch durch diese Popularität seines Helden als seinen Bühneneffect, in welchem es hinter seinen Vorgängern „Hinko", „Pfefferröschen" u. s. w. zurückbleibt, während andererseits hier in einem noch größern Maße von Sentimentalität als dort der geschichtliche Charakter des ernsten Forschers verschwimmt.

Treuer an historischen Ueberlieferungen festhaltend, fleißiger und sorgsamer im Studium der Quellen und, intelligenter, auch dem geistigen Element des Stoffs mehr Rechnung tragend, führt uns neuerdings ebenfalls eine weibliche Feder, die unter dem Namen Paul Stein schreibt, den Erfinder der Buchdruckerkunst vor in dem culturhistorischen Roman: „Johannes Gutenberg" (drei Bände, Leipzig, Grunow, 1861).

Die Verfasserin hat ihren Vortheil, die Gebuets- und Wirkungsstätte ihres Helden, das „güldene Mainz", als Bewohnerin desselben aus dem Augenschein und der unmittelbaren Tradition studiren zu können, wohl benutzt und gibt uns ein anschauliches Bild der im 15. Jahrhundert, äußerlich von den politischen und kirchlichen Wirren des deutschen Reichs mit seinen Gegenkaisern und Gegenpäpsten, Concilien und Hussitenkriegen, innerlich von den hartnäckigen Kämpfen zwischen den Zünften und Patricieen hart bewegten mächtigen Rheinstadt, während sich still und heimlich in ihrem Schoße die segensreiche, den Geist der kommenden Jahrhunderte befruchtende Kunst des Buchdrucks entwickelte.

Aus der Jugendperiode Gutenberg's ist als authentisch nur seine Auswanderung aus der Vaterstadt bekannt, zu der ihn nebst seiner Familie und den meisten seiner Standesgenossen,

Digitized by Google

der Patricier, im Jahre 1420 der Terrorismus der die ſtädtiſche Gewalt an ſich reißenden Zünfte zwang. Selbſt von ſeinem Geburtsjahr weiß man nur, daß es gegen das Ende des 14. Jahrhunderts fiel. Die Verfaſſerin ergänzt hier aus ihrer Combination und Phantaſie. Sie zeigt uns ſchon in dem „dreizehnjährigen", im mütterlichen Erbe, dem „Hof zum Gutenberg" — Johann's Vater hieß Friedrich Gensfleiſch und nahm von ſeiner Gattin den Beinamen „zum Gutenberg" an — auf Holztafeln Figuren und Sprüche ſchnitzenden Knaben die Keime ſeines künftigen Lebenslaufs. Von dem benachbarten Eltwill, der Reſidenz des mainzer Erzbiſchofs, wohin im ebenerwähnten Jahre 1420 die Familie auf ihren alten Stammſitz geflohen war, zieht dann als junger Mann Johannes, den die leitende Idee ſeiner künftigen Erfindung — größere und ſchnellere Verbreitung der Wiſſenſchaft, als ſie ſeither durch ſchriftliche Vervielfältigung der Bücher möglich war — immer mehr einem prädeſtinirten Ziele entgegendrängt, mit ſeinem jungen Diener Lorenz Beildeck rheinabwärts nach Harlem, wo die noch ſeltene Kunſt des „Briefmalens", wie man das Abdrucken von auf Holztafeln erhaben geſchnitzten Heiligenbildern und Sprüchen auf Pergament mittels eines mit Farbe geſättigten Reibers nannte, von dem holländiſchen Drucker Lorenz Koſter am vollkommenſten ausgeübt wurde, dem die Holländer ſelbſt 1823 noch durch eine Jubelfeier die Erfindung der Buchdrucklunſt vindicirten. Als Koſter's „Geſell" entzieht ſich der mainzer Patricier der ihm von ſeinem „Meiſter" bereiteten Bedrängniß und Verfolgung, weil er die ihm nach längerer Arbeitszeit angetragene Geſchäfts- und Familienverbindung mit demſelben verſchmähte, nur durch nächtliche Flucht, die Koſter's Tochter Marianne dem Geliebten ſelbſt vermittelt. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Venedig, der uns zu ſehr ins romantiſche Gebiet abſchweift und im günſtigſten Fall nur dadurch motivirt erſcheint, daß er hier die Kunſt des Steinſchleifens und Spiegelpolirens erlernt, womit er ſpäter ſeinen Lebensunterhalt erwarb, wenn ſeine vielen koſtſpieligen und ſo lange Zeit brotloſen Druckerperimente ſeine ſchmalen Einkünfte verſchlangen, ſehen wir ihn dann vor den Mauern des damals noch deutſchen Strasburg in dem abgelegenen und juſt eingegangenen Kloſter von St.-Arbogaſt ſeine geheimnißvolle Werkſtatt gründen. (Anfang 1434.)

Hier ging endlich dem gereiften Manne der ſo langgeſuchte Stern des Heils auf — er erfand an Stelle des Reibers die „Preſſe" und bald darauf auch anſtatt der auf Holztafeln eingeſchnittenen und keine Umſtellung zulaſſenden Worte und Sätze die „beweglichen Lettern". Aber dieſe ſo mühſam errungene Genugthuung wurde getrübt durch die von ſeinen theilweiſen Geſchäftsaſſocies, den Brüdern Dritzehn, im Vereln mit ſeiner eigenen, in Strasburg gefreiten Gattin, Anne „zu der eiſernen Thür", gegen ihn geſchmiedeten Intriguen und Proceſſe. Da beſchloß er, von Annen, ſeinem böſen Dämon, ſich trennend, dem „Suchen und Finden" in Strasburg — in Mainz, ſeiner Vaterſtadt, die „Vollendung" zu geben. Annens Erſcheinung macht in unſerm Roman faſt den Eindruck der Nemeſis. Gutenberg ergibt ſich mit voreiliger Haſt der niedern Speculation eines unedlen Weibes, nachdem er nacheinander die aufrichtigen und liebeswarmen Huldigungen ſeiner leidenſchaftlichen Jugendgefährtin Margarethe, der hingebenden Holländerin Mariane und der zarten Katharine, ſeiner Anverwandten, die, gleichſam ſein verkörperter guter Genius, am früheſten und tiefſten die ganze Größe ſeiner Lebensaufgabe erfaßt, zurückgewieſen hat. Offenbar beabſichtigte aber nur die Verfaſſerin, mit dieſen Reſignationen ihres Helden jenes ideale Streben in ſeiner Natur zur Erſcheinung zu bringen, das in der weltlichen Lockung eine Entfernung und Zerſtreuung von ſeinem ihm einmal vorgezeichneten Ziele fürchtet. Gutenberg ſteht überall und immer als ein bewußtvoll Strebender vor uns. Wird er da, wo er es gerade am wenigſten ſollte, jenem niedriggeſinnten Weibe gegenüber, ſich ſelbſt untreu, ſo mögen wir darin eine tragiſche Ironie des menſchlichen Geſchicks erkennen, welcher ein großer Genius meiſt am wenigſten entgeht.

Nach mehreren einſam verlebten, namentlich auf die Erſetzung ſeiner zerbrechlichen hölzernen Lettern durch gegoſſene verwandten Arbeitsjahren in Mainz, wohin er 1444 noch rechtzeitig zurückkehrt, um ſeiner ihn zärtlich liebenden Mutter die Augen zuzudrücken, ſehen wir ihn durch die Vermittelung ſeines ihm wohlwollenden Pathen und Vetters, „Hennel's des Alten", der ihn in ſeinem Beſitzthum, dem ſogenannten „Hof zum Jungen", bei ſich aufgenommen, jene allgemein bekannte, ihm ſo verhängnißvolle Geſchäftsaſſociation mit dem reichen mainzer Bürger und „Rechtsgelehrten" Johann Fuſt abſchließen, die den Namen Gutenberg ſolange um den Ruhm der culturgeſchichtlich wichtigſten Erfindung aller Jahrhun-

derte betrügen sollte. Die Verfasserin schildert ausführlich die Specialitäten des Gutenberg-Fust'schen, fünf Jahre später zu dem berüchtigten Proceß und ihrer Separation führenden Unternehmens, das den ersten Bibeldruck (zwei Bände, in Folio, 1455) zum Ausgang hatte. Sie charakterisirt die Habsucht Fust's, den Ehrgeiz des talentvollen Peter Schöffer, des gernsheimer Schönschreibers und Verbesserers des bisher noch immer sehr mangelhaft gebliebenen Schriftgusses durch Erfindung der „Patrizen", den Fust daraufhin zu seinem Schwiegersohn und dritten Geschäftstheilhaber machte. Diesen traditionellen Motiven zu Gutenberg's Sturz fügt die Verfasserin ein weiteres aus ihrer Phantasie hinzu. Es ist dies die Rachsucht der Schwägerin Fust's, der leidenschaftlichen, stolzen Goldschmiedstochter Margarethe, deren Liebe und Hand einst der junge Patricier verschmähte. Einen rührenden Eindruck macht nun die Rückschau des durch den verlorenen Proceß um alle Früchte seines langjährigen, rastlosen Strebens gebrachten, bereits alternden Mannes auf die noch im mütterlichen Hause zurückgebliebenen Anfänge seiner Knabenzeit, die ihn zu neuem Emporraffen seiner niedergebeugten Thatkraft und Gründung einer zweiten Druckerei mit dem Stadtsyndikus Konrad Humery („Hummerey"?) in seinem mütterlichen Erbgut, dem „Hofe zum Gutenberg", ermuthigen. Aber erst nach fünf Jahren konnte aus derselben das erste Druckwerk, das „Catholicon" (Folio, 1460) hervorgehen, das sich indeß an Trefflichkeit und Schönheit des Drucks keineswegs mit dem kaum zwei Jahre nach ihrer Trennung aus dem Fust- und Schöffer'schen „Druckhaus zum Humprecht" hervorgegangenen „Psalterium" (1457) messen konnte und noch weniger mit der 1462 ebendaselbst erschienenen lateinischen Bibel, die noch heute für ein Meisterwerk des Drucks gilt.

Im letztgenannten Jahre erlebte Gutenbeeg die im mehrjährigen Kampfe zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um die mainzer Erzbischofswürde, durch den Verrath des Bürgermeisters Dudo herbeigeführte und für seine Erfindung so ungemein wichtige Zerstörung von Mainz, weil sie die unmittelbare und nächste Veranlassung zur raschen Verbreitung der Buchdruckerkunst in allen Ländern wurde, sodaß man am Schlusse des 15. Jahrhunderts in Europa schon über 200 in Betrieb befindliche Druckereien zählte. Die ersten, nächst Mainz, in Bamberg, Strasburg und Köln auftauchenden, wurden übrigens erwiesenermaßen schon vor 1462 gegründet und zwar durch den Bamberger Albert Pfister, den Strasburger Mentelin und den Kölner Ulrich Zell, denen auch der Stein'sche Roman, als ehemaligen Gehülfen Gutenberg's, eine Stelle gönnt, namentlich dem Erstgenannten, der Gutenberg's Lieblingsnichte, Gertrud, zur Frau gewinnt. Nach der Zerstörung von Mainz, in deren Schrecken die Verfasserin Margarethen ihre Schuld gegen Gutenberg durch dessen Rettung und ihren eigenen Tod sühnen läßt, verlegte letzterer, unter der Protection des siegreichen und als Erzbischof sich behauptenden Adolf von Nassau, der ihn auch später zum adeligen Hofdienstmann ernannte, seine Druckerei nach Eltwill, in seinen alten Familiensitz, welchen sein Vetter und designirter Erbe, Bechtermünz, bewohnte. Diesem übergab er auch noch drei Jahre vor seinem Tode sein Geschäft. Er starb als Privatmann und in stiller Zurückgezogenheit zu Anfang des Jahres 1468 und wurde in der Grabstätte seiner Familie, in der 1793 bei der französischen Belagerung zerstörten Kirche zum heiligen Franciscus in Mainz, begraben, wie ein auf unsere Zeit überkommener Gedenkstein bezeugt.

Den hier in seinen Grundzügen bezeichneten Lebenslauf Gutenberg's durchflicht nun der Stein'sche Roman mit allerhand romantischem Beiwerk, das, durchaus nicht mit dem culturhistorischen und biographischen Gepräge des Buches harmonirend, den Eindruck des Ganzen nur stört. Dieser fahrende „Spielmann" Kuno, der zugleich ein natürlicher Sohn Kaiser Sigismund's ist, diese Nonne Gisela, die mit der Rheinsage von der Brömseeburg zusammenhängt, diese in Knabenkleidung die Männerherzen bestrickende venetianische Schönheit Angela und andere Figuren erinnern fast an die seltsamen Gestalten längstvergessener Ritterromane, die wie aus ihrer seligen Ruhe nicht wieder heraufbeschworen wünschen. Die „Morgenluft", die heutzutage in unserer Literatur weht, ist für solche irrende Geister zu scharf. **Fr. Biedermann.**

Der Blick.

Eine physiognomische Studie.

Jeder weiß, daß das Auge zum Sehen bestimmt ist, aber die wenigsten denken daran, daß es auch da ist — um gesehen zu werden. Und doch ist das blickende Auge noch unendlich wunderbarer als das sehende Auge. Oder ist es nicht wun-

Digitized by Google

derbar, wenn das Auge im Blick mit der Schnelligkeit des Gedankens den Gedanken überträgt? Ist es nicht wunderbar, wenn es uns scheint, als ruhe die ganze Seele in der dunkeln Tiefe des Auges, um uns im Blick ihre Geheimnisse kund zu thun? Wer diese Wunder erklären könnte, hätte mehr gethan als derjenige, der zuerst das Sehen begriffen hat; er hätte das geheimnißvolle Band gefunden, das Seele und Körper aneinander fesselt. Und er hätte überdies mehr erreicht als alle Physiognomiker zusammengenommen, — er wäre im Stande, den Menschen anzusehen, was sie sind. Die erschöpfende Lösung eines solchen Räthsels versuchen zu wollen, ist keineswegs meine Absicht; ich möchte in diesem Fragment nur denjenigen, die an dem Studium der Menschen Interesse haben, einige Fingerzeige geben, die ihnen bei ihren eigenen Beobachtungen von Nutzen sein mögen.

Der Blick ist an die Bewegung gebunden; im Auge des Todten, des Schlafenden hört der Blick auf. Unsere Sprache weiß das schon längst; das schnellste Maß der Bewegung ist ihr der Augenblick. Und der Blick des Auges ist in der That die schnellste Bewegung, die wir am Menschen sehen können. Aber wer hat schon bemerkt, daß der Augenblick bei verschiedenen Leuten von sehr verschiedener Größe ist? Es sagt uns jemand: „Ich komme im Augenblick!" — wir wissen dann, der eine kommt früher, der andere kommt später, und dies ist ganz in der Ordnung, denn das Auge des Langsamen blickt langsamer. Das Temperament des Menschen spiegelt sich in der Geschwindigkeit seines Blicks. Der schnelle Blick gehört dem Choleriker und Sanguiniker. Das Auge beider geht rasch über die Gegenstände weg. Aber der erstere faßt dabei einzelne Dinge fest ins Auge und verweilt auf denselben eine merkbare Zeit, während er über Zwischenliegendes vollkommen achtlos hinwegeilt; sein Blick ist gesenkt und absetzend und scheint in das Innere des Gegenstandes, den er festhält, zu dringen. Der letztere läßt das Auge hinfliegen, indem er weder einzelnes bevorzugt noch anderes vernachlässigt; sein Blick ist continuirlich und scheint sich mit der äußern Oberfläche der Dinge begnügen zu wollen. Der langsame Blick gehört dem Phlegmatiker und Melancholiker. Auch der Phlegmatiker faßt den betrachteten Gegenstand sicher ins Auge, aber nicht im geringsten beeilt er sich, zu neuen Dingen überzugehen; schwerfällig ruht sein Auge da, wo es einmal steht, oder wechselt in längern Pausen und in äußerst träger Bewegung zwischen wenigen Gegenständen. Während der choterische Blick immer den Effect des Unerwarteten macht, weil man die Richtung einer neuen Bewegung gar nicht vorausbestimmen kann, ist das gerade umgekehrt beim phlegmatischen Blick; seine Bewegungen kommen vollkommen gleichmäßig; man kann derartige Augen beobachten, die zwei oder drei Bewegungen in regelmäßiger Aufeinanderfolge immer und immer wiederholen. Solche Automatenaugen sind das Unerträglichste, was es gibt für den Beobachter, der in der Betrachtung eines freien, schwungkräftigen Blicks einen ästhetischen Genuß hat finden lernen. Ganz anders ist der Blick des Melancholikers. Sein Auge ist meistens in Ruhe, aber nicht in ruhiger Betrachtung eines Gegenstandes begriffen, sondern von den Dingen seiner unmittelbaren Umgebung hinweg in unbestimmte Ferne gerichtet. Nur zuweilen kommt in dieses Auge eine rasch zuckende Bewegung, bei der es meistens schnell auf einen nahen Gegenstand hinsieht, um sogleich wieder in seine starre, fernblickende Ruhe zurückzusinken. Das melancholische Auge hat, weil es von seiner Umgebung keine Notiz nimmt, den Ausdruck der Zerstreutheit und durch seine eigenthümliche Bewegungsweise erhält es dazu den Ausdruck des Mistrauens. In sehr ausgesprochener Weise ist dies besonders da zu sehen, wo die Melancholie zur Geisteskrankheit geworden ist. Eine Eigenschaft, welche die Verschiedenheit des Blicks in den einzelnen Fällen noch mehr hervorhebt, ist die, daß das choterische Auge meistens schwarz, das phlegmatische braun, das sanguinische und melancholische blau oder grau gefärbt ist. Die Erklärung dieser auf den ersten Anschein sonderbaren, aber ziemlich ausnahmslosen Regel würde mich hier zu weit führen.

Auch die Form der Bewegung des Auges zeigt eigenthümliche Verschiedenheiten. Es gründen sich dieselben auf folgendes Gesetz: Wenn das Auge von einem ersten Gegenstand zu einem zweiten, der gerade über oder unter demselben, gerade nach außen oder innen vor demselben liegt, übergeht, so bewegt es sich in einer geraden Linie; aber es bewegt sich in einer Bogenlinie, wenn der zweite Gegenstand schräg zu dem ersten gelegen ist. Wenn wir also vor einem Thurme stehen und das Auge von unten bis zur Thurmesspitze schweifen lassen, so ist unser Blick geradlinig; er wäre dies aber nicht mehr, wir könnten

Digitized by Google

wenigſtens nicht mehr ohne Zwang das Auge der geraden Begrenzung folgen laſſen, wenn der Thurm ſchief ſtünde. Die Baukunſt hat dies fein herausgefühlt, nicht weil ſie die Thürme gerade zu ſtellen pflegt, ſondern weil ſie überall, wo ſie dem verfolgenden Blick eine ſchräge Bewegung zumuthen muß, wie an Portalen, Fenſtern, Giebeln, mit Vorliebe bogenförmig gekrümmte Formen gewählt hat. Dieſes Geſetz der Bewegung iſt für alle Augen und für alle Menſchen gültig und doch findet ſich innerhalb deſſelben der weiteſte Spielraum individueller Verſchiedenheit. Es gibt Augen, die nur die geradlinige Bewegung und auch dieſe nur in beſchränktem Umfange ausführen, für alle ſchrägen und ausgiebigern Bewegungen wird der Kopf zu Hülfe genommen. Dieſe Augen ſind bei den Männern unſers brillentragenden Jahrhunderts in einer ſo erſchreckenden Zunahme begriffen, daß faſt nur noch die Frauen zu Studien über den Blick zu benutzen ſind. Die Brille hebt dadurch, daß ſie nöthigt, möglichſt durch ihre Mitte zu ſehen, jede freiere Bewegung auf. Bei einem ſolchen Auge iſt von einem Blick faſt nicht mehr zu reden; erſt durch die Bewegung des Kopfes wird es von einem Gegenſtand zum andern übergeführt und ſchwerfällig folgt jeder Kopfbewegung noch ein gutes Stück des Rumpfes, manchmal faſt der ganze Körper nach. Aber freilich gibt es noch einen andern Grund, der bei den Frauen die virtuoſe Uebung in der Bewegung des Auges begünſtigt. Unſere conventionellen Formen geſtatten dem Manne, ſich die Welt ſo frei anzuſehen, als ihm beliebt; bequem darf er ſich hinſtellen vor alles, was er betrachten will. Den Frauen iſt das verſagt. Eine neidiſche Gottheit hat dem ſchönen Geſchlecht durch die Sitte züchtige Zurückhaltung auferlegt und doch zugleich die Neugierde ihm als Geſchenk ſchon in die Wiege beigegeben. Da iſt es allein der vielgewandte Blick, der aus dem verhängnißvollen Dilemma zu retten vermag. Und er leiſtet dies aufs vollkommenſte; denn eine wohlgeübte Künſtlerin des Anſtandes ſieht mehr als zwanzig Männer zuſammengenommen, und ſie ſieht gerade dann am meiſten, wenn ſie nichts zu ſehen ſcheint.

Ich habe oben bemerkt, daß die ſchräge Bewegung vom Auge immer in einer Bogenlinie ausgeführt wird. Die Form dieſer Bogenlinie iſt bei einem und demſelben Menſchen unveränderlich, aber ſie zeigt bei der Vergleichung verſchiedener Individuen charakteriſtiſche Unterſchiede. Man kann die ganze Menſchheit blos nach der Form des Blicks in zwei große Abtheilungen trennen: in die Menſchen mit *converem* und die Menſchen mit *concavem* Blick. Die erſtern bewegen das Auge, wenn der Blick auf einen neuen Gegenſtand übergeht, in einer Bogenlinie, deren Converität dem Gegenſtand zugekehrt iſt, die letztern bewegen das Auge in einer Bogenlinie, deren Concavität ſich dem Gegenſtande zukehrt. Beim converen Blick nimmt die Bewegung nach der Richtung, wo der Gegenſtand liegt, ab während der Bewegung; es ſcheint, als reiche der Blick nur eben bis an den Gegenſtand hin, beim concaven Blick nimmt die Bewegung nach der gleichen Richtung zu; es ſcheint, als müſſe der Blick weit wegfliegen über den Gegenſtand, auf welchem er ruhen bleibt. Dieſer Unterſchied wird viel merklicher noch, wenn das Auge nicht auf den Gegenſtand, welchem der Blick ſich zuwendet, feſthält, ſondern daran vorbeiſchießt. Dies findet ſich bei beiden Formen als eine ganz gewöhnliche Bewegungsweiſe. Wir wechſeln faſt niemals ſcharf fixirend zwiſchen den einzelnen Objecten unſerer Aufmerkſamkeit ab. Wenn wir mit Menſchen verkehren, ſo würde ein ſolcher Blick verletzen. Keine Geſellſchaft erträgt es, daß der eine den andern anſtarrt; ſelbſt das beobachtende Auge darf nur leiſe vorbeiſtreifen an denjenigen, die es beobachten will. Der convere Blick geht innen oder außen, der concave Blick unten oder oben an dem Gegenſtand vorüber. Beides gibt dem Blick einen ganz verſchiedenen Ausdruck. Der Blick, der innen oder unten vorübergeht, hat etwas Zurückhaltendes, Beſcheidenes, er wagt ſich gleichſam nicht bis an den Gegenſtand heran; in dem Blick, der außen oder oben an dem Gegenſtand vorübergeht, liegt hingegen etwas ſich vornehm Hinwegſetzendes, Anmaßendes. Der erſtere Eindruck iſt beſonders vorwiegend beim converen Blick, der immer am Gegenſtand vorbeigeht, ohne denſelben zu erreichen; der letztere Eindruck überwiegt beim concaven Blick, der über den Gegenſtand weggeht und denſelben weit überholt.

Für ſich betrachtet bedeutet der convere Blick nur, daß die Bewegung des Auges mit Energie beginnt, aber daß die Bewegungskraft immermehr nachläßt; der concave Blick zeigt hingegen an, daß die Bewegung des Auges anfangs ſchwach iſt, doch in ihrem Verlauf ſich zu größerer Energie ſteigert. Dies iſt an ſich von keiner großen Bedeutung, aber von Werth wird es durch den Zuſammenhang, den es andeutet. Denn wie

Digitized by Google

der Mensch sein Auge bewegt, so bewegt er sich bei jeder körperlichen Arbeit und so bewegt er sich bei seiner intellectuellen Thätigkeit. Darum wird diese Blickverschiedenheit zu einem Maß der ganzen leiblichen und geistigen Regsamkeit, aus der oft mehr zu entnehmen ist über die wahre Natur des Menschen als aus der ganzen übrigen Physiognomie. In dieser Hinsicht wirft es ein neues und eigenthümliches Licht auf die menschliche Durchschnittsnatur, daß der convexe Blick bei weitem der häufigere ist. Der concave Blick findet sich namentlich fast niemals bei Frauen vor und auch im männlichen Geschlecht gehört er nur einer kleinen Minderzahl an.

Bei einiger Uebung im Beobachten wird man leicht die erwähnten Gesetze der Blickbewegung bestätigt finden. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, die Augenbewegungen der Menschen aufmerksam zu verfolgen, dem gewähren diese Beobachtungen ein unendliches Vergnügen, welchem sich hinzugeben er in keiner Gesellschaft mehr unterlassen kann. Auch ist durch verschiedene Combination der Blickformen mit minder physiognomischen Zügen das Beobachtungsmaterial hier so reich, daß man immer wieder Neues zu sehen bekommt. Nur seinen eigenen Blick kann man natürlich auf diese Weise nicht beobachten. Es gibt aber eine andere Methode, durch welche man dies erreicht. Fixirt man in dunkler Nacht kurze Zeit einen Stern oder ein in der Ferne brennendes Licht, so dauert die Lichtempfindung noch einige Zeit an, wenn man auch das Auge von dem Licht fortbewegt; die Form der Augenbewegung bildet sich daher im dunkeln Raum als eine feurige Linie ab. Man sieht so, wenn man in continuirlicher Bewegung z. B. von einem ersten Stern zu einem zweiten übergeht, der schräg zu jenem gelegen ist, die Bogenlinien, die dabei der Blick beschreibt, unmittelbar an den Himmel gezeichnet.

Ein nicht seltenes Vorkommniß ist es, daß der Blick, der eben im Begriff war, an seinem Gegenstand vorbeizuschießen, sich gleichsam plötzlich besinnt und nun doch in einer raschen Wendung den Gegenstand erfaßt. Es wird dann der Bogen, den das Auge beschreibt, ein zusammengesetzter, indem entweder an den ursprünglich convexen Bogen ein concaves Bogenstück oder an den ursprünglich concaven Bogen ein convexes Bogenstück sich anschließt. Es entsteht so in beiden Fällen eine Schlangenlinie, an der aber immer die zweite Krümmung nur einen kurzen Anhang zur ersten Krümmung bildet. Nicht selten geschieht es, daß der Blick trotzdem, auch nach der zweiten Krümmung, noch an dem Gegenstand vorbeischießt. Dieses doppelte Vorbeistreifen verleiht immer dem Blick einen eigenthümlichen Ausdruck. Besonders charakteristisch ist es, wenn das Auge zuerst im convexen Bogen innen und dann im concaven Bogen oben am Gegenstand vorübergeht. An Koketten beobachtet man diesen Blick, der von großem Effect ist. Das kokettirende Auge nähert sich zuerst im convexen Bogen halb furchtsam dem Manne, gegen den es seine Reize spielen läßt; aber in dem Moment, wo dieser das Auge eben zu erhaschen vermeint, geht es übermüthig im kühnen Schwung des concaven Bogens über ihn weg, um vielleicht mit einem andern dasselbe Spiel zu beginnen. In dieser Blickform liegt das ganze Geheimniß jener wunderbaren Mischung zwischen Zurückhaltung und Aufdringlichkeit verborgen, die dem Instinct des Mannes alsbald die Kokette verräth, aber doch ihre Wirkung auf ihn nie verfehlt. Ein anderer Ausdruck entsteht, wenn die Aufeinanderfolge der Bogen sich umkehrt, wenn sich das Auge zuerst im concaven Bogen seinem Gegenstande nähert und dann im convexen Bogen außen an demselben vorbeispringt. Ein solcher Blick, der zuerst aufdringlich an uns herankommt und dann scheinbar unbeachtend vorübergeht, hält zwischen Koketterie und Frechheit die Mitte und wir ertragen ihn nicht leicht. Ich übergehe einige weitere Combinationen der Blickbewegung, deren Beobachtung und Deutung dem aufmerksamen Leser jetzt nicht mehr schwer fallen wird, um noch ein letztes für den Ausdruck des Auges wichtiges Moment zu berühren.

Der normale Mensch sieht mit zwei Augen und das hat seine Bedeutung nicht blos für das Sehen, sondern auch für das Blicken. Wir sehen nur die Gegenstände deutlich, die wir gleichzeitig mit beiden Augen fixiren. Wenn wir einen Gegenstand anblicken, so ist daher das Naturgemäße, daß unsere Augenachsen auf ihm sich kreuzen. Augenachse nennt man nämlich diejenige Linie in jedem Auge, die man sich von dem Punkte der Netzhaut, mit dem am deutlichsten gesehen wird, durch den Mittelpunkt des Auges und durch die Mitte der Pupille bis zu dem betrachteten Gegenstand gezogen denkt. Aber nur wenn wir einen Gegenstand scharf fixiren, kreuzen sich unsere Augenachsen in demselben; bei ungenauer Betrachtung können sie auch *vor* oder *hinter* ihm

ſich ſchneiden. Die gewohnheitsgemäße Stellung der Augenachſen iſt nun für die phyſiognomiſche Beurtheilung von großer Wichtigkeit. Zerſtreute Menſchen haben ihre Augenachſen meiſtens ganz parallel ſtehen, bei ſchwärmeriſchen Menſchen ſchneiden ſich die Augenachſen in einem ſehr fern gelegenen Punkte, grübelnde Menſchen endlich haben einen ſehr nahe gelegenen Durchſchnittspunkt; nähere Beſtimmungen, wie über den Grund der Zerſtreutheit, über die Art der Schwärmerei u. ſ. w. gibt meiſtens nicht der Blick, ſondern erſt die übrige Phyſiognomie.

Noch weit bezeichnender ſind dieſe Eigenthümlichkeiten des Blicks als Kennzeichen für vorübergehende Stimmungen und Leidenſchaften. Bei den intenſivſten Gemüthserregungen, bei ſtarkem Schreck wie bei plötzlicher Freude, bei ausgelaſſenem Lachen wie bei heftigem Weinen findet man ausnahmslos parallele Sehachſen. Die intenſivſten Erregungen werden immer gleichſam gegenſtandslos und laſſen den Blick ſich in unendliche Ferne verlieren. Bei Stimmungen von etwas mäßigerm Grade, wenn ſie nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand ſich beziehen oder wenn ihr Gegenſtand in der Irre weilt, hat der Blick einen ſehr fern gelegenen Durchſchnittspunkt der Augenachſen. So liegt beim Kummer, beim Gram, bei der ſchwärmeriſchen Liebe, beim religiöſen Fanatismus dieſer Punkt in ſehr großer Ferne; dabei geht der Blick des Kummers gerade aus, der Blick des Grams iſt ein wenig geſenkt, die ſchwärmeriſche Liebe hat den Blick und namentlich die Augenlider noch tiefer geſenkt, das Auge des religiöſen Schwärmers iſt dagegen etwas in die Höhe gerichtet. In einzelnen Fällen kann auch bei dieſen Gemüthsbewegungen der Durchſchnittspunkt der Augenachſen in größere Nähe rücken, wenn nämlich die Gemüthsbewegung ſich einem beſtimmten, unmittelbar gegenwärtigen Gegenſtande zuwendet. Doch bleibt auch hier das Charakteriſtiſche des Blicks dadurch erhalten, daß bei jenen Gemüthsbewegungen ihr Gegenſtand nie anders als aus einiger Ferne betrachtet wird. Viel näher rückt der ſchärfer fixirende Zorn ſeinem Gegenſtand; nur wenn der Zorn zur Wuth wird, rollen die Augen in die paralleie Stellung; man ſpricht daher ſehr bezeichnend von blinder Wuth, denn die Wuth iſt nicht nur figürlich, ſondern zum Theil in Wirklichkeit blind.

Ein ganz eigenthümlicher Geſichtsausdruck entſteht, wenn nur das eine Auge einen Gegenſtand fixirt, das andere aber an demſelben vorbeiſchießt. Wir nennen dies Schieien. Beim Schieien iſt die eine Augenachſe normal zum Fixiren des Gegenſtandes eingeſtellt, aber die andere iſt zu ſehr nach innen oder außen gerichtet und geht deshalb mehr oder weniger weit an dem Gegenſtand vorüber. Das Schieien kommt als Naturfehler vor und iſt dann von keiner phyſiognomiſchen Bedeutung. Aber jeder von uns kann auch abſichtlich ſeine Augen zum Schieien einſtellen. Starkes Schieien findet ſich bei Menſchen, welche andere genau beobachten wollen und dies doch verheimlichen möchten. Dem Neid, der Bosheit, dem verſteckten Auflauern gehört daher der ſtark ſchielende Blick an. Ein ſtarkes Schieien entſtellt in hohem Grade, aber es erreicht ſeinen Zweck; wir ſind in der That ſelten im Stande, zu ſagen, ob ein Schielender uns beobachtet, denn das eine Auge iſt der Hehler des andern; wir wiſſen nie, mit welchem Auge der Schielende eigentlich ſieht. Darum hat ein ſchielender Blick immer etwas Unheimliches, Lauerndes. Er verliert dies nur, wenn ſichtlich das ſchielende Auge nicht ſcharf fixirt, ſondern regellos hin- und herſchwebt. Ein ſolches Schielen findet ſich gerade im Auge desjenigen, deſſen Aufrichtigkeit ſprichwörtlich iſt — im Betrunkenen. Das Schielen des Betrunkenen iſt nur ein Symptom der allgemeinen Störung des Gleichgewichts in ſeinen Bewegungen; er ſchielt und taumelt mit ſeinen Augen wie mit ſeinen Beinen herüber und hinüber.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſchwachen Schielen. Auch hier hat die Natur das Schöne und das Häßliche dicht nebeneinander geſetzt. Ein ſtarkes Schieien iſt der entſtellendſte Geſichtsfehler und ein ſchwaches Schielen verleiht dem Blick den gewinnendſten Liebreiz. Eine kaum merkliche Veränderung in der Stellung der Augen kann hier die ganze Bedeutung des Blicks verändern. Ein Lächeln, bei welchem beide Augenachſen einen andern Menſchen fixiren, iſt ſogleich ein beleidigendes Auslachen; ein Lachen, bei welchem nur das erſte Auge den andern fixirt, das zweite um ein unmerkliches an ihm vorbeiſchießt, iſt ein freundliches Zulächeln. Ein Blick, der dieſes leiſe Schieien mit der ſchöngeſchwungenen Bogenlinie der Bewegung vereinigt, iſt unwiderſtehlich. Wir finden ihn bezaubernd, ohne uns der Urſache ſeines Zaubers bewußt zu werden. Es liegt aber der ganze Zauber nur darin, daß wir bald meinen, der Blick gelte uns, bald meinen, er gehe an uns vorüber. Schwankend zwiſchen Gewäh-

Digitized by Google

ren und Versagen, macht uns dieser Blick schwankend zwischen Hoffen und Fürchten. Freilich nur, wenn er aus einem schönen Auge kommt — aber er verschönt zugleich jedes Auge. Doch ist Zaubern heutzulage zum Glück eine seltene Gabe. Der Zauber des Blicks ist ausschließlich den Frauen eigen und auch unter den Frauen nur wenigen Auserwählten. Der großen Mehrzahl bleibt er ewig versagt. Ein Mittel habe ich ausfindig gemacht, um mit Hülfe einer methodischen Erziehung diese Blickform, wie eine beliebige andere, jedem Auge innerhalb kurzer Zeit anzueignen. Schwer widerstehe ich der Verlockung, mir durch Mittheilung dieser Methode den unvergänglichen Dank des schönen Geschlechts zu erwerben. Aber ich muß hier endigen und meine schönen Leserinnen mögen bedenken, daß die Physiognomik eine Wissenschaft ist, von der es gefährlich ist — zu viel zu wissen.

Dr. W. Wundt.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

III.

K. G. Der Mangel einer vorausgeschickten Höhenzeichnung rächt sich am ganzen Werke. Englands großartige politische und ideelle Kämpfe, Hollands, der Oranier achtunggebietende Stellung, in Frankreich die Jansenisten, die Entwickelungen des Port-Royal, im südlichen Europa die latudinarischen Bewegungen des Katholicismus, alles das in kurzen, treffenden Umrissen vorausgeschickt, hätte dem Verfasser Wiederholungen und die ermüdende Breite seiner episodischen Einschaltungen erspart. Auch am Pietismus, dem nach diesem Buch damals nur ein deutsches „bornirtes Philisterthum" zu danken gewesen wäre, würde auf die Art ersichtlich geworden sein, daß die protestantische Kirche gerade ihm die Abwehr jenes offenbaren Verrathes zu danken hatte, der von einigen deutschen, körperlich und geistig in Italien zu Grunde gerichteten Fürsten angesponnen wurde im Bunde mit Leibniz, den Julian Schmidt in vielen Punkten mit einer auffallenden Toleranz behandelt. Die Parallele, in welche S. 93 die englischen Puritaner mit den „spießbürgerlichen" Pietisten Deutschlands gebracht werden, ist ein reiner Nonsens und zugleich eine arge Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland. Jenen „wilden Drang der an den Bildern des Alten Testaments genährten Phantasie" hatte ja Deutschland bereits hundert Jahre früher als England — in den Tagen der Bilderstürmer, zur Zeit der Wiedertäufer und münsterschen Propheten. Englands wahre Reformation datirte doch wol nicht von Heinrich VIII.? Englands erster Anschluß an die Reformation war zur Zeit Heinrich's VIII. ein Act der Cabinetswillkür, ein befohlener, ohne tieferes und umfassenderes Eindringen ins Volk. Erst die Presbyterianer bezeichnen die Popularisirung der Reformation, ein Stadium, das Deutschland hundert Jahre früher hatte. Den guten Spener in eine Parallele bringen mit den Gideonitern von Marstonmoor — und um Cromwell's Erscheinung willen den einfachen deutschen Spener'schen Pietismus sogleich „jämmerlich" nennen — ist eine complete „Albernheit". Für Spener kann als zutreffende englische Parallele nur die wiederum hundert Jahre später kommende heutige Pruderie Englands dienen. Natürlich konnte bei solchem Geschwätz die Bedeutung des Pietismus als Verfeinerer der rohen Lebensformen, Milderer der Sitten und Neubegründer des Familienlebens (gerade wie dies jetzt die eigentliche geheime Absicht der englischen Kirchlichkeit und Sonntagsheiligung und vorzugsweise im Interesse der Frauen ist) zu keiner Anerkennung kommen.

Wenn wir früher sagten, daß sich dieser Kritiker erst am Sockel gewisser nicht zu Grunde zu richtender monumentaler Größen von der Gefahr zu erholen pflegt, durch sein ewiges Schimpfen vom Schlag getroffen zu werden, so wählte er diesmal zu einem dieser seiner Ruhe- und Erholungspunkte Leibniz. Die Zusammenstellung der Leibniz'schen Lebensmomente ist umständlich und ersetzt durch laulichte Milde, was ihr an künstlerischer Verbindung fehlt. Die erste Entwickelung des jungen, vielversprechenden leipziger Magisters konnte allerdings tiefer angelegt werden. Wenn ihn der Verfasser als einen noch aus den Anschauungen der Wallenstein-Oxenstierna- und Kepler-Zeit hervorgegangenen Genius hätte schildern wollen, so würde er ihm seine Beschäftigungen mit dem Stein der Weisen und der Goldmacherkunst nicht S. 103 als „latente Poesie" (vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd" an vielen Stellen) haben zu deuten brauchen. Aber das zerhackte, kurze Material des Biographen wird mit Vorliebe geboten, was man anerkennen muß, wenn man auch freilich nicht begreift, wie die Toleranz für Leibnizens esoterische und exoterische Wahrheit, seine Orthodoxie fürs Volk und Neologie für die Gebildeten, seine mannichfachen Inconsequenzen, Tergiversationen und jeweiligen recht unlautern Interessirtheiten bei einem so strengen Charakterinquisitor diesmal haben ungerügt hingehen können. Die unendliche Befriedigung muß hier maßgebend gewesen sein, die im Optimismus seines Helden lag. Leibniz, der in Anerkennung dieser allerbesten Schöpfung und in Behauptung der absoluten Nothwendigkeit des Uebels fast ein Gottesschmeichler war, schloß Weltschmerz und ähnlichen Anti-Julian-Schmidt'schen Kram aus seinem Philosophiren und Leben ganz aus. Dies Verdienst trägt ihm hier einen großen Vor-

theil ein; denn in Leibniz' Charakter steckt doch manches von jenen zweideutigen Dingen, die Julian Schmidt ohne Zweifel an Johannes von Müller nicht ungerügt gelassen haben wird.

Es wäre interessant gewesen, wenn der Verfasser, der allerdings im Aufbringen von Entdeckungen, die noch vor ihm kein anderer gemacht, kein besonderes Geschick hat, an Leibniz selbst und den vielen, die mit ihm in näherer oder entfernterer Verbindung standen, ein gewisses Etwas von geistigem Landsknechtswesen, geistigem Condottierismus nachgewiesen hätte, das nach dem Westfälischen Frieden an die Stelle der alten Söldlinge mit Schild und Speer trat. Nur wer die Lebensläufe des Justus Lipsius, Kaspar Scioppius u. a. kennt, vermag jene Erscheinungen von schwankender, bald diesem, bald jenem Herrn sich verkaufender Gelehrtengesinnung zu deuten, die vorzugsweise in Deutschland im Gefolge unserer Vielstaaterei aufkamen und bis auf den heutigen Tag das bekannte Wort des Königs Ernst August von Hannover über dreierlei immer käuflich zu habende Personen allerdings wahr machen. Wir sehen hier die Gelehrten ihre Farbe wechseln je nach den Anforderungen ihrer Stellung. Frankreich verwüstet Deutschland mit Feuer und Schwert, Melac's mordbrennerische Scharen zerstören Heidelberg — und die deutschen Gelehrten, die zufällig am Schicksal des Kurfürsten von der Pfalz nicht betheiligt sind, correspondiren mit Ludwig XIV. in all der „ersterbenden" Unterwürfigkeit jener Tage. Auch dieser knechtischen Gesinnung, von welcher Leibniz nicht freizusprechen ist, gab der Pietismus jener Zeit das Beispiel freudigen Opfermuths und ehrlicher Bekenntnißtreue. Nach Julian Schmidt's zum Glück für ihn im 19. Jahrhundert zur Welt gekommenem realistischen Verstande treiben die Pietisten nur Abgeschmacktheiten. Francke's bekannte Schilderung seiner geistigen Erweckung widerspricht der Bildung unserer Zeit und dennoch wird diese Partie seiner Selbstbiographie niemanden ungerührt lassen. Der Verfasser druckt sie auch mit seinen immer bereit liegenden Gänsefüßen mehrere Seiten lang in extenso ab, gibt aber kaum ein Urtheil und fügt unmittelbar, kalt und herzlos hinzu (S. 81): „Die Zeit war fruchtbar an solchen Erscheinungen; 1689 wurde Kuhlmann in Moskau verbrannt, der mit seinen Tollheiten vorher Deutschland erfüllt hatte — —"

Ein Eingehen auf den Ton, auf die Stimmung und die Sprechweise jener Zeit ist dem Verfasser nur bei Leibniz möglich geworden, dessen jeweilige Frivolitäten in überraschender Inconsequenz Dispens finden. Vom Standpunkt unserer heutigen Bildung, die sich auf Goethe's Liedern und dem Wohllaut Iphigeniens wiegen kann, ist es freilich richtig, daß uns jene alten Formen der Rede, Wendungen der Phantasie und des Witzes, wie sie sich nach den Schlesiern durch Christian Weise u. a. fortbildeten, abgeschmackt erscheinen müssen; und dennoch können wir nicht billigen, wenn Julian Schmidt seine beliebten Aberkennungen auf „albern", „abgeschmackt", „blödsinnig" z. B. auf Thomasius' Versuch zu einem satirischen Roman anwendet (S. 171), in welchem die Erfindung nicht im mindesten mit „und ähnliche Albernheiten" richtig charakterisirt ist. Jene „Albernheiten" des Thomasius hatten die Absicht, eine in starrem Formalismus überlieferte gelehrte Thatsachenwelt zu Gunsten der Natur und des „gesunden Menschenverstandes" auf den Kopf zu stellen und durch eine Art Carnevalhumor in die Rumpelkammern der Tradition Licht und frische Luft einzulassen. Gewiß ist es eine „Albernheit", wenn diese über den Pickelhering kaum hinauskommende Burleske das Leben des Aristoteles unter modernen Voraussetzungen schildert, etwa nach der Art von „Orpheus in der Unterwelt"; aber diese „Albernheit" hatte damals Methode und ganz löbliche Zwecke. Der Geschichtschreiber und Culturhistoriker charakterisirt mit dem Wort „und ähnliche Albernheiten" seinen Gegenstand nicht im mindesten. Ohnehin hätte gerade Julian Schmidt Thomasius, seinen Vorgänger für die Einführung des „gesunden Menschenverstandes" in die Literatur, etwas collegialischer behandeln sollen.

Die unsagliche Breite des Autors über Leibniz wird vielleicht manchem willkommen sein, der vom Schöpfer der Monaden und der prästabilirten Harmonie wenig wußte. Wir anerkennen auch an sich den Fleiß, der sich hier einen alten Tröster nach dem andern aus der leipziger Bibliothek hat kommen lassen und ihn in der Voraussetzung, daß all diese wurmstichigen Bücher nicht mehr gelesen werden, excerpirte. Freilich ist dadurch ein Collectaneenbuch, keine organische Schöpfung zu Stande gekommen. Die Rudis indigestaque moles entbehrt jeder Durcharbeitung. Materialien dieser Art sind nur die Vorarbeit des Historikers; auf den Grund derselben baut er seine eigentliche Schöpfung erst auf, vertheilt Licht und Schatten, trennt die Episode als Marodeurs oder Plänkler von der großen Heeressäule der Beweisführung und verbannt das Unwesentliche oder durch eine interessante Einzelheit vorzugsweise ein Schlaglicht auf die Dinge Fallenlassende in die Noten. Es ist ein erlaubter Ehrgeiz origineller Köpfe, Bücher ohne Noten zu schreiben. Zu denen, die dies Privilegium besitzen, gehört Julian Schmidt nicht. Die Kunst, Noten in den Text zu verweben, dürfen nur Forscher üben, die eine künstlerische Hand haben; die Note muß in solchem Fall wie ein Tropfen Thau den Himmel spiegeln, das concrete einzelne Beispiel in einem Bilde die Mühwaltung der Abstraction ersetzen, die Note gleichsam aufgegangen sein im Hauptstoff und ihm, wie ein wenig Sauerteig, im Geschmack seinen Charakter geben.

Die Excerptmethode Julian Schmidt's gibt sich den Schein der soliden Belehrung; sie wird auch manchen belehren, der von all den hier behandelten Gegenständen wenig obwußte; Kennern kann ein solches Arbeiten nur unschön und beim Lesen in hohem Grade ermüdend vorkommen. So die Partie über Leibniz' Betheiligung an den

Bestrebungen für die Union der getrennten christlichen Confessionen, die wir bereits in den „Grenzboten" genießen mußten. War diese Union, wie der Verfasser andeutet, nur eine Privatphantasie einiger näher Befreundeten unter sich (was wir indessen bestreiten müssen; vgl. die Schriften von Soldan), so begreift man diesen Wust von Excerpten nicht. Indessen ließ sich ihnen — bei künstlerischer Verarbeitung — ein Interesse der Steigerung geben, dessen dramatische Wirkung der Verfasser S. 217 gefühlt zu haben scheint, das er jedoch durch eigene Kunst nicht hervorzubringen vermochte. Der Hauptmangel bleibt immer die schon mehrfach gerügte Abwesenheit einer richtigen Grundirung des Zeitalters. Untergeordnet einem Totalbilde, würde auch die Unionsfrage mehr als episodisch gefesselt haben. So macht sie den Eindruck, als wüchse an einer Stelle, wohin nach anderer Leute Meinung der kleinste der fünf Finger gehört, noch einmal ein Bein.

Wir fürchten unsere Leser zu ermüden, wenn wir wie bisher fortfahren, innerhalb der Constructionen des Verfassers zu bleiben und uns nur von Leibniz zu Spener, von Spener zu Leibniz wie auf einem Steindamm hin- und herwerfen zu lassen. Diese erzwungene Parallele führt der Verfassee bis S. 403 durch! Wir hatten geglaubt, daß endlich seine Darstellung da, wo sie Dresden und Berlin berührt, eine prägnante und charakteristische Lokalfärbung erhalten würde; aber sein Pinsel taucht nur in ewiges Grau. Die Hauptsache ist ihm seine durch die Excerpte zu verwerthende Lectüre einer Anzahl Bücher aus den leipziger Bibliotheken; alles Uebrige muß Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" thun und ein oder ein anderes mal eine kurze Orientirung über die gleichzeitige Weltlage. Nur wenig charakteristische Züge finden sich, um den Porträts die Staffage der Zeit und der Sitte zu geben. Berlin und seine so charakteristische Mischung aus deutschen, wendischen, französischen und niederländischen Elementen hätte uns ebenso als ein interessantes Theater, worauf die Handlung spielt, vorgeführt werden müssen wie Dresden. Von Leipzig wird S. 160 ein schwacher Schilderungsversuch gemacht. Er paßt mehr auf die Kaufmannswelt der Jetztzeit als auf die gelehrte der damaligen. Der Volksgeist, richtig erfaßt und bei all seiner bemitleidenswerthen Beschränktheit in seinem deutschen, unverwüstlichen Kern erkannt, würde manches von all dem hier geschilderten Ungeschmack und Wirrwarr entschuldigt haben. „Entschuldigt"! In den Mienen dieses Autors liegt in solchen Fällen immer nur der Ausdruck souveräner Verachtung; höchstens begleitet seine Darstellung eine achselzuckende Toleranz; das „Lächerliche", das „Alberne", „Abgeschmackte" steht im Vordergrund, mag es ein zufälliges Accidens seines Stoffes sein oder eins, das aus der Totalität desselben resultiren soll. So heißt es S. 162: „Eine sehr stattliche Figur war Pfeiffer. Er ging mit den Carpzove zusammen. Auch der alte Senior Möblus (geb. 18. Dec. 1616, seit 1668 Professor in Leipzig) mag noch erwähnt werden, der zwar ziemlich geistesschwach wuede, aber noch in seinem 80. Jahe ein junges adeliges Fräulein heirathete, mit ihr Zwillinge zeugte und dann starb (28. November 1697). Auch die scholastische Schule —" u. s. w. Gehört nun wol jene Anekdote in die Charakteristik der Zeit, der Richtungen, der Sitten, auf deren Schilderung es hier ankam — oder kann nicht alle Tage noch in Halle, Göttingen und Heidelberg eine dergleichen verdächtige Doppelkindtaufe eines alten Professors vorkommen?! — — Dieser einzelne Fall kennzeichnet für unzählige die ganze Manier des Buches und sagen wir die Manier des Autors überhaupt. Was der Berichterstatter in die Hand nimmt, ein wenig ansieht und bald wieder wegwirft, verwandelt sich ihm, kurz zu sagen, in Dreck. Dies ist auch die Absicht des ganzen Werkes. Es soll gleichsam den Schund eines Jahrhunderts zusammenfegen, um dann zeigen zu können, was Lessing war, d. h. der Julian Schmidt des 18. Jahrhunderts. Allen Respect vor dem echten Gotthold Ephraim, aber diese Methode des unechten, einigen einzelnen Namen zu Liebe Hekatomben anderer roh und lieblos einzuschlachten, bleibt jämmerlich. Sie charakterisirte bisher nur die Ungerechtigkeit und Ungründlichkeit dieses Schriftstellers; nach seinem neuesten Buch charakterisirt sie auch den totalen Mangel an Gemüth und eine Oberflächlichkeit der Anschauungen, die gegenwärtig auf dem Gebiet der Culturgeschichtschreibung ohnegleichen ist.

(Ein vierter Artikel in nächster Nummee.)

Neue Romane und Novellen.

XXX.

Zu den vor einiger Zeit von uns aufgezählten neuen Romanen, in welchen in würdiger Weise die Welt der Schule dargestellt wird, gehört auch „Vier Freunde" von Ludwig Rosen (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1862). Die sich einfach und ohne Reizmittel einführende Erzählung erreicht ihren Höhepunkt in dem Leben eines thüringischen Schulmeisters, dessen kleine Freuden und — großen Leiden mit ergreifender Wahrheit geschildert werden.

Fanny Lewald's „Leidensjahre" (zwei Bände, Berlin, Janke, 1862) wollen wir den Romanen anreihen, nicht, weil wir diesen zweiten Theil ihrer Selbstbiographie irgendwie in der Wahrheit seiner Mittheilungen bezweifeln, sondern um des poetischen Reizes willen, der in einem so offen und aufrichtig dargelegten Lebensgange liegt. Die ersten Anfänge dieser Biographie erschienen in der „National-Zeitung" und fanden Gegner. Man bestritt der Verfasserin die Berechtigung, ihre Anfänge dem Publikum in dieser Umständlichkeit zu erzählen. Wir vermögen uns auch einen Widerspruch gegen die Berechtigung dieser „Leidensjahre" zu denken. Es kommt nur auf das der Verfasserin überhaupt geschenkte Interesse an. Entspricht es der Vorstellung, welche Fanny Lewald von sich selbst haben darf, so folgt man den

Darlegungen ihres Innersten mit immer gefesselter Aufmerksamkeit, läßt sich die Aeltern und Geschwister in ganzer leibhaftiger Gestalt mit allen ihren wunderlichen Eigenheiten gefallen und erwartet mit Spannung den Augenblick, wo die fast ängstlich beklemmende Hülle aller dieser Entwickelungen springen wird und uns die Verfasserin von „Jenny", „Clementine" und „Diogena" entgegentritt.

Bewundernswürdig ist die sichere Schreibart der Erzählerin. Sie erhebt sich nicht so sehr durch Schönheit als durch Consequenz zum Stil. Dieselbe Anerkennung wünschten wir auch ihren Auffassungen zollen zu dürfen. Haben wir aber auch nicht gerade Ursache, ihnen zu widersprechen, so beängstigt doch die allzu große Sicherheit und feste Gestaltung ihres Urtheils nach doch nur wenig andern Prämissen, als die in den Zufälligkeiten ihres Wesens, ihrer Bildung, ihrer Lebenslage gegeben sind. Diese Sicherheit scheint die Folge angeborener Selbständigkeit und ist es nicht einmal. Der Verfasserin imponirt vieles. Sogar Zufälligkeiten, Stimmungen, eigenthümliche Beleuchtungen sind es, die bei ihr die Wirkung des Fremden unterstützen; eben das die Folge weiblicher Natur und im Grunde liebenswerth, würde nur nicht die Art des Parteiergreifens, Urtheilens, Verurtheilens, Zeugnißablegens durch die sofort eintretende Dictatur bedenklich. Ein Zauber eigener Art könnte auf diesen Lebenserinnerungen liegen, wenn die Verfasserin ihr Urtheil mäßigte, manchmal bekennen wollte, daß auch sie dem Irrthum, dem doppelten Frauenerbtheil, unterliegen könne und im Grunde ihr ganzes Fühlen und Denken doch nur aus einem unendlichen Verlangen — nach Glück hervorgeht. Die Erzählerin leidet an einem geistigen Hedonismus. Was ihr wohlthut, ist das Rechte. Vielleicht findet sich Gelegenheit, bei anderm Anlaß diese Analyse einer geistvollen Frau wiederaufzunehmen, die durch ihre Verbindung mit Adolf Stahr an Bedeutung ihrer Lebensstellung gewonnen hat.

Kalender auf 1862.

J. J. Weber's „Illustrirter Kalender" ist auch für das nächste Jahr erschienen und bringt seine regelmäßigen, so nützlichen Nachweise statistischen und genealogischen Inhalts. Die Rückblicke sind lehrreich und befördern das Bewußtsein, im Zusammenhang mit einer großen Zielen zusteuernden Zeit zu leben. Die Bilder sind meist der „Illustrirten Zeitung" entlehnt. Für die Rückblicke auf die literarischen und artistischen Leistungen des verflossenen Jahres sollte die Redaction einen Berichterstatter zu gewinnen suchen, der mit weniger Schärfe urtheilt. In einem solchen Buche ist man froh, einmal dem negativen Ton gewisser literarischer Coterieen entflohen zu sein.

Der „Thüringer Volkskalender", herausgegeben von Müller von der Werra (dritter Jahrgang, Leipzig, Mendelssohn, 1862), bringt unter seinen verschiedenen belletristischen Beiträgen aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen thüringer Dichters L. Bechstein, dem der Herausgeber im Eingang einen Nekrolog widmet, „Eine tiroler Eulenspiegel-Märe". In Ferdinand Schrader's den Ueberfall und die Plünderung Weimars durch die Franzosen nach der Schlacht von Jena schildernder Erzählung: „Die Perle von Hopfgarten", finden wir das häusliche Verhältniß zwischen Goethe und Christiane Vulpius zu gewöhnlich dargestellt. Unter den gemeinnützigen Aufsätzen dürfte das meiste Interesse erregen Dr. Brehm's „Zug der Vögel" und für die Hausfrauen Professor Hassenstein's „Papinianischer Topf", der es auf eine Reform im Küchendepartement abgesehen hat. Die Monatsvignetten und die dem Unterhaltungstext eingedruckten Holzschnitte sprechen durch gefällige Zeichnung und saubere Ausführung an.

Karl Steffens' „Volkskalender für 1862" (Leipzig, Voigt u. Günther) zeichnet sich durch Beiträge namhafter Schriftsteller aus, unter denen wir auch einige unserer Mitarbeiter vertreten finden, u. a. A. von Loën mit der Novelle: „Eine Diakonissin." Im „Zauberer von Plön", einem historischen Charakterbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das das Erlöschen des herzoglichen Geschlechts von Holstein-Plön zum Thema hat, finden wir auch hier eine Reliquie aus dem literarischen Nachlaß L. Bechstein's. In „Volksprocesse" gibt Josef Rank eine anregende culturgeschichtliche Studie. Den artistischen Theil dieses Volkskalenders bilden sechs die Erzählungen charakteristisch illustrirende Holzschnitte von A. von Ramberg und acht in Stahl gestochene Genrebilder, zu denen Hermann Marggraff die entsprechenden poetischen Commentare geliefert hat. Bei Wilke's schönem, empfindungsvollem Bilde: „Der Empfehlungsbrief", scheint uns der Ueberbringer der natürliche Sohn des reichen Kaufherrn zu sein.

Böhmisch und deutsch.

Einen traurigen Einblick in die prager Nationalreibungen gewährt die kleine, in ziemlich incorrecten Hexametern geschriebene Epistel: „Der Sprachenklangmesser in der böhmischen Orthographie. Von J. R. Wilimek" (Prag, Gerzabek, 1861). Der czechische Verfasser hält einem Deutschen, der die Rauheit der czechischen Aussprache und Wortbildung bespöttelte, die nicht minder übellautenden deutschen Wortfügungen entgegen.

Zimmergärten.

Wer sich hinter seinen noch vom Frost beschlagenen Fenstern einen blühenden Frühling schaffen will, dem empfiehlt sich der bereits in siebenter Auflage erschienene „Praktische Blumengärtner" von H. Grunert und K. F. Förster (Leipzig, Wöller, 1861).

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Digitized by Google

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: H. Orges über die preußische Militärfrage. — Gegen die Crinoline. Eine Mahnung aus England. — Briefwechsel.

H. Orges über die preußische Militärfrage.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hat über Deutschlands Geschicke Anschauungen, die wir nicht theilen. Die Materialien jedoch, die sie zur Vertheidigung ihres Standpunktes zu sammeln weiß, verdienen zuweilen größere Prüfung und Beachtung, als die Zerrissenheit der Parteien zuzulassen scheint. Die Anregungen, die in den Nrn. 333 fgg. H. Orges über die Lage der preußischen Militärfrage gegeben hat, verdienen schon um deswillen ein genaueres Eingehen, weil Orges bekanntlich selbst dem preußischen Militärstande angehörte und sich auf diesem Gebiet einen unabhängigen und fast demokratischen Standpunkt bewahrt hat.

Seine diesmal von allen Parteilichkeiten freie Darstellung sagt im wesentlichen Folgendes:

Die wichtigste von den dem preußischen Landtag nächstbevorstehenden Fragen ist die von der Wehrorganisation, denn von ihr hängt schließlich das vom preußischen wie von jedem Staate überhaupt zu erstrebende politische Ziel, seine politische Rolle ab. Bei Preußens maßgebender Stellung in Deutschland ist die preußische Wehrorganisation zugleich eine deutsche Frage. Deutschlands Sicherheit ist nach außen hin bedroht durch die in Frankreich sich bemerkbar machende Krisis der dortigen krankhaften Zustände, deren Convulsionen die Napoleonische Politik suchen wird nach außen hin zu entladen. Die mithin dringend gebotene Wahrung von Deutschlands Sicherheit, die Grundbedingung für seine ungehemmte culturhistorische Entwickelung, die gerade jetzt durch Dampfmaschinen und Eisenbahnen einen größern Anlauf als je genommen, ist die Aufgabe der Wehrorganisation im allgemeinen, beziehendlich der preußischen insbesondere.

Im Gegensatz zu der einfachen alten Wahrheit, daß die Organisation der Wehrkraft von den legalen Factoren der Landespolitik geregelt werden müsse, wird sie oft theoretisch und praktisch dem Heer selbst überlassen, selbst da, wo das Volk seinen gesetzlichen Antheil an der Leitung des Staats hat. Gleichwol geht alle Macht factisch vom Volke aus und selbst dem nicht legalen Einfluß desselben hat in Zeiten der Noth die Wehrorganisation sich unterwerfen müssen und ist dann Heer und Volk in Beziehung zueinander getreten. So auch in Preußen im Befreiungskriege, der ihm die Kraft zu der seitdem entwickelten europäischen Machtstellung gab. Das preußische Heer war nach der Schlacht bei Jena und dem Tilsiter Frieden, der schimpflicherweise das Maß desselben auf 42000 Mann beschränkte, entmuthigt. Es mußte von neuem organisirt werden, und zwar in einer Weise, die im geeigneten Moment aus diesem geringen Kern eine neue große Militärmacht hervorwachsen lassen konnte. Diese mit Hindernissen aller Art verknüpfte Reorganisation wurde von dem trefflichen Scharnhorst, der, nach Clausewitz' Urtheil, der preußischen Armee eine neue vollendete Verfassung, eine neue Gesetzgebung, neue Uebungen und einen neuen Geist gab, in den Jahren 1808—11 durchgeführt. Kleine, unscheinbare Mittel, wie die schwierigen Verhältnisse sie eben gestatteten, leisteten Großes. Innerhalb dreier Jahre erreichte die Masse der kriegstüchtigen Leute, durch beständiges Ausexerciren von Rekruten, welche hierauf wieder entlassen wurden, die Zahl von 150000. Das Heer war damit dem Volke näher gebracht und eine Schule für die kriegerische Ausbildung der Nation und die Erziehung des Nationalgeistes geworden. Gleichwol war die Scharnhorst'sche Wehrorganisation noch ein Unvollendetes geblieben, als sie durch ihre praktische Bewährung im Freiheitskriege, der alle andere Thätigkeit absorbirte, unterbrochen wurde. Nach dem Siege bedurfte man ihrer nicht mehr und vernachlässigte sie, da ihr Schöpfer und Träger wenige Wochen nach der Schlacht bei Lützen an der in letzterer empfangenen Wunde gestorben war, um so eher, als man sie im Grunde als eine „militärische Revolution" betrachtete, die eine stillschweigende politische zur Voraussetzung hatte. Die factische Betheiligung des Volks an der Politik im Kriege hätte nach dem Kriege zu einer legalen gemacht werden, Institutionen geschaffen werden müssen, welche diese Betheiligung sicherten und regelten. Ein Volksheer und keine legale Betheiligung des Volks an der Leitung seiner Angelegenheiten, an der politischen Action des Staats, ist ein Unding. Die Scharnhorst'sche Wehrorganisation bedurfte, nach Orges' Meinung, um leben und gedeihen zu können, eines Complements — einer Verfassung: da diese nicht gegeben wurde, kam sie in Widerspruch mit sich selbst, siechte dahin; für einen absolutistischen Staat paßten die leitenden Ideen nicht. Man ließ in langem Frieden die Keime und Kräfte der neuen Wehrorganisation verkommen, während man die Reste und Bruchstücke der alten hegte und pflegte. So kam der alte Geist der preußischen Armee, obschon er sich mit dem Ableben Friedrich's des Großen überlebt hatte, „wieder zur vollen Herrschaft, genährt und getragen vor allem von zwei Institutionen, welche mit dem ganzen Grundgedanken der Scharnhorst'schen

Wehrorganisation in unauflöslichem Widerspruch stehen, der Garde und dem Cadettencorps".

Die ein Siebentel des ganzen stehenden Heeres bildende Garde entzieht, wie Orges ausführt, durch ihre Privilegien bei der Rekrutirung die kräftigsten jungen Männer der Linie und beeinträchtigt durch die unverdienten Vorrechte und die durch letztere erzeugte Ueberhebung ihres Offiziercorps den kameradschaftlichen Geist in der Armee. Das Cadettencorps, das, sowol für die Infanterie wie Cavalerie, vorzugsweise die Offiziere liefert und für diesen Beruf seine Zöglinge schon mit 11 Jahren aufnimmt, mithin in ihrer Kindheit schon dem Leben in der Familie und dem Volke entfremdet, gründet seine Erziehung allein auf die Schablone. Die aus ihm hervorgehenden Offiziere sind daher am wenigsten Lehrer für die Scharnhorst'sche Schule und ausnahmsweise nur treten sie in die wissenschaftlichen Waffen, die Artillerie und das Ingenieurcorps ein. Auch jener Geist des Uebermuths und der Ueberhebung, der so viele peinliche Conflicte zwischen Militär und Civil hervorgerufen hat und nirgends gerade mehr als in Preußen, wo doch, als in einem Militärstaat, der Offizier von vorn herein schon die allgemeinste Achtung und Bevorzugung in der Gesellschaft genießt, wie man sie im übrigen Deutschland in gleichem Maße kaum kennt, entstammt der Garde und dem Cadettencorps; denn mit Artillerie- und Ingenieuroffizieren, die fast durchgängig aus der Truppe selbst hervorgehen, kommen diese Conflicte nicht vor.

Im Widerspruch mit der Scharnhorst'schen Wehrorganisation, die das stehende Heer nur als Schule für das Volksheer wollte, welche, wenn nicht alle, doch wenigstens so viele Wehrfähige, als nur möglich, durchmachen sollten, steht auch, nach Orges, die viel zu lange Dienst- und Schulzeit, die freilich ein Cabinetsheer nöthig haben mag, das nicht die gleiche Hingabe für die Politik haben kann, für welche es sich schlagen soll, als ein Volksheer, das durch seine Mitberathung diese Politik auch mit zu seiner eigenen gemacht hat. Diese Lehrzeit würde aber ohne Gefahr schon allein dadurch abgekürzt werden können, daß die Rekruten den ihrem natürlichen Berufe am nächsten liegenden Waffen zugewiesen würden, z. B. die mit Pferden umzugehen Gewohnten der Reiterei. Die Zahl der Streitkräfte, die am höchsten eben durch die Volksheerorganisation erreicht wird, bleibt nach allgemeiner Erfahrung das entscheidende Moment im Kriege, wie auch Scharnhorst „die Erhebung Preußens nicht durch die Güte, sondern durch die Zahl seiner wehrhaften Mannschaft vorzubereiten suchte". Die Güte ersetzte er aber „durch die Art der Zusammensetzung des preußischen Heers, durch die physische Kraft der ausgewachsenen Wehrmänner, durch die moralische des selbstbewußten Staatsbürgers. Diese moralischen und physischen Factoren besitzt kein Cabinetsheer, und darin liegt der Kern der ganzen Scharnhorst'schen Idee. Durch seine Volksheerorganisation wollte er Preußen mit viel geringern Kräften zu einem Großstaat, ebenbürtig den andern Großstaaten, machen, er wollte dadurch die von feindlichen Cabinetsheeren Preußen etwa drohende Gefahr beseitigen."

Einem angreifenden französischen Cabinetsheer von 40,000 Mann, 1 Procent der Bevölkerung Frankreichs, gegenüber würde das halb so große Preußen 2 Procent seiner Bevölkerung entgegenstellen müssen, die wehrhaft und rasch und leicht verfügbar sein müssen. Dies ist ohne verhältnißmäßig größere Opfer, da in 12 Jahresgenerationen, nach der preußischen Wehrpflichtigkeit vom 20. bis zum 32. Jahre zum Dienst in Linie und Landwehr sich 6 Procent der Einwohnerzahl an wehrhaften Männern finden, mithin jährlich 90,000 Schüler aus der Schule des stehenden Heeres als ausgebildet entlassen werden müssen, nur durch Herabsetzung der Schulzeit für den Infanteristen auf Ein Jahr zu erreichen. Für die Ermöglichung dieser Abkürzung spricht das in Preußen bestehende Institut der einjährigen Freiwilligen, deren höhere Bildung im Grunde nicht für ihre bloße Wehrhaftmachung, sondern für ihre Offiziersberechtigung verlangt wird. Der praktische Beweis für das Genügen der allgemeinen einjährigen Dienstzeit auch im Kriege ist durch jene von Scharnhorst in 3 Jahren aus einem stehenden Heer von 42,000 Mann gebildeten 150,000 Volkswehrmänner (also noch nicht ganz ein Jahr Schulzeit auf den Mann) geliefert, welche 1813 bei Möckern und Wartenburg fochten und vor Paris von dem strengen General York dem König als das „brave erste Armeecorps" vorgestellt wurden. Aber man beliebte eine dreijährige Dienstzeit, die denn freilich mit ihren lästigen Folgen und außerordentlichen Opfern, bei der Mobilmachung der Landwehr, und in Verbindung mit der Vernachlässigung der Ausbildung der Landwehroffiziere, zu welchen in der Regel die einjährigen Freiwilligen verwendet wurden, nur zu geeignet war, die Scharnhorst'sche Wehrorganisation zu discreditiren.

Und dennoch bietet sie, in entsprechenderer Ausführung ihres ursprünglichen Planes, als es im langjährigen Frieden geschah, „Preußen allein die Mittel, nicht blos eine Großmacht zu scheinen, sondern eine zu sein". Man setze alle Kräfte an die Bildung und tüchtige Ergänzung eines ausgezeichneten Offiziercorps, einer Elite von Berufssoldaten, welches die Scharnhorst'sche Wehrorganisation unbedingt und in erster Reihe verlangt. Die Garde und das Cadettencorps sind für diesen Beruf gänzlich unfähig, ja sie sind das principielle Hinderniß für die volle und ersprießliche Ausführung der Scharnhorst'schen Intentionen.

Es sei daher die Aufgabe der preußischen Abgeordneten, um die letztere anzubahnen, die Auflösung des Cadettencorps zu beschließen. Die Auflösung des Gardecorps hat zu wenig Aussicht auf Erfolg. Man begnüge sich hier die Aufhebung der Rekrutirungsvorrechte der Garde zu verlangen und ihre Auszeichnungen dadurch zu paralysiren, daß man sie allen Linienregimentern verleiht.

Digitized by Google

„Wir kennen", ſchließt Orges, „den in militäriſchen Kreiſen geläufigen Vorwurf, daß die Scharnhorſt'ſche Wehrorganiſation, die ein Volksheer erſtrebt, die Armee zu demokratiſiren trachte. Ganz recht; aber iſt das an und für ſich ein Vorwurf? Wir haben im Beginn dieſer Betrachtungen nachzuweiſen geſucht, was den demokratiſchen Geiſt der Zeit trägt, was ihn unwiderſtehlich macht. Will man abermals verſuchen, ſich dem rollenden Rad entgegenzuwerfen, um von ihm abermals zermalmt zu werden? Man lenke ihn, man paralyſire ihn, aber man wolle ihn nicht bekämpfen, das iſt nutzlos und gefährlich zugleich."

Man ſieht, die alte Anhänglichkeit eines Soldaten an ſeine Fahne, eines Offiziers an ſeine Kriegerehre, auch eines volksthümlich gebildeten Publiciſten an ſeine erſten Principien hat ſich in dieſem Aufſatze nicht verleugnet. Er iſt mit Liebe und Achtung für eine Poſition geſchrieben, die vom Süden aus nicht eben beſonders gehegt und gepflegt wird. Wir glaubten deshalb von allen politiſchen Divergenzen abſehen und auf die geiſtvolle, von Fachkenntniß und Patriotismus eingegebene Arbeit beſonders aufmerkſam machen zu dürfen.

Gegen die Crinoline.

Eine Mahnung aus England.

Mehrere Todesfälle, die infolge der beklagenswerthen Mode der Stahlröcke in den letzten Monaten in England ſtattgefunden, haben die Jury veranlaßt, öffentlich eine ernſte Ermahnung an die Frauen Englands, dieſe unheilbringende Mode ohne Verzug abzulegen, ergehen zu laſſen. Darauf erſchien in den „Daily News" eine zweite Ermahnung, denſelben Gegenſtand betreffend, und da wir der Anſicht ſind, daß ein gutes Wort, zur rechten Zeit geſprochen, weiteſte Verbreitung verdient, ſo theilen wir letztere im Auszuge mit.

„Als wir jung waren, hörten wir von den Reifröcken des vorigen Jahrhunderts und jene Mode kam uns ſo thöricht und häßlich vor, daß wir geneigt waren, geringer von den Frauen zu denken, die dieſelbe mitgemacht hatten, und nie hätten wir es damals für möglich gehalten, daß unſere Frauen die abſurde Mode noch einmal aufnehmen, ja ſie noch verſchlimmern würden. Der Reifrock des 18. Jahrhunderts iſt bei weitem nicht ſo unbequem und gefährlich als der des jetzigen. Wer «Sir Charles Grandiſſon» geleſen hat, wird ſich erinnern, daß Harriet Byron und ihre Freundinnen «ihre Reifröcke auf die linke Schulter legten», um in eine Sänfte ſteigen zu können oder im Wagen den Herren Platz zu machen; denn ſelbſt die geräumigen Wagen jener Zeit wären zu klein geweſen, hätten die Damen ihre Reifen niederfallen laſſen. Wir ſehen, die Reifenträgerinnen damaliger Zeit waren rückſichtsvoll und richteten ihre Kleidung ſo ein, daß ſie den Herren nicht im Wege waren, wenn dieſelben ſich ſetzen wollten. Und damals gab es keine ſchmalen Dampfboote, in denen für Kinder die Gefahr, durch die Damen-Reifröcke ins Waſſer geſchleudert zu werden, ſo augenfällig iſt, und unſere Feuerplätze waren höher und tiefer, die Gefahr des Feuerfangens nicht ſo nahe liegend als jetzt.

„Jetzt ſind es ungefähr fünf Jahre, daß wir die Plage der Stahlröcke ertragen. Das Datum kann in der Geſchichte nicht vergeſſen werden, es iſt um ein Geringes älter als — der kaiſerliche Prinz von Frankreich. Seine Mutter fand dieſe Mode zuſagend, ehe er geboren wurde, und alle Damen aller Länder, in denen die franzöſiſche Mode ihr Scepter ſchwingt, folgten ihrem Beiſpiele, bis endlich dieſer ſinnloſen Mode mehr Opfer gefallen ſind als irgendeiner andern. Wir lebten immer der Hoffnung, daß ſie ſich nicht lange erhalten würde, und haben nun fünf Jahre das Uebel ertragen.

„Wir entbehren jeder Bequemlichkeit bei allen geſelligen Zuſammenkünften, denn kein Ballzimmer, keine Mittagstafel, keine Loge, kein Sperrſitz, kein Wagen, kein Boot hat mehr Raum genug für unſere Familien und uns. Jeder Spaziergang mit unſern Frauen und Töchtern, ſei es auf dem Trottoir der Stadt oder auf einem ländlichen Fußpfade, iſt unangenehm, denn die Wege ſind für eine natürliche Kleidung berechnet. Wir haben es geſehen, wie die ſchönſten Blumen in unſern Gärten und die ſeltenſten Pflanzen unſerer Treibhäuſer durch die Reifröcke abgebrochen wurden. Wir haben, um Platz in einer Landkutſche zu finden, für Frau und Töchter doppelt bezahlt. Unſere Kleiderſchränke ſind unzulänglich für unſere Kleidung — unſere Häuſer für unſere Perſonen. Da jedes Kleid und jeder Rock, von der Dame des Hauſes an bis auf ihre Köchin hinab, zweimal ſo weit iſt, als nöthig wäre, ſo iſt auch die erhöhtere Ausgabe für den, der das Brot erwirbt, nicht außer Acht zu laſſen.

„Bedenklicher noch iſt die Wirkung dieſes Unfugs auf die Sitten der dienenden Klaſſe. In einem Bericht der Schulcommiſſion leſen wir, daß von 150 Schulkindern (faſt alles Mädchen, die für den dienenden Stand erzogen wurden) kaum Eins ein Taſchentuch gehabt, aber kaum Eins unter ihnen geweſen, das nicht einen dicken, harten, ſchweren, unbiegſamen Reifrock gehabt hätte. Infolge deſſen hat eine Dame eine Anrede an dieſe Mädchen gehalten, in der ſie ihnen namentlich Miß Nightingale's vortreffliche Bemerkungen über die Crinoline in ihren «Notes of nursing» *) wiederholte. Danach ſind viele Reifröcke verſchwunden und mehr Taſchentücher aufgetaucht. Diejenigen, welche nicht nachgeben, berufen ſich auf das Beiſpiel der Damen und ihrer Dienerinnen. Freilich verſieht die Köchin nie ihre Geſchäfte, ohne in Lebensgefahr zu ſchweben; das Hausmädchen wird vielleicht am Kamin verbrennen, wie bereits viele andere vor ihr, und das Kammermädchen kann leichtlich eins der ihr anvertrauten Kinder

*) S. die deutſche Ueberſetzung unter dem Titel „Die Pflege bei Kranken und Geſunden" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

beim Ueberschreiten eines Stegs ins Wasser stoßen. Alles das ist im Laufe der letzten fünf Jahre vorgekommen; wir haben es mit Geduld ertragen und höchstens nur unser Mißfallen und unsere Mißbilligung ausgesprochen. Es fragt sich, ob es recht war, daß wir nicht ernstlicher gegen eine Mode aufgetreten sind, die so viel Unglücksfälle verursacht hat. Unter den bereits aufgezählten haben wir viele übergangen. Wir haben noch nicht von den Todesfällen gesprochen, die in Fabriken vorgekommen sind, wo Frauen in Reifröcken sich dem Räderwerk näherten, auch nicht von denen, die infolge von ins Fleisch gedrungenen zerbrochenen Stahlreifen stattgefunden. Wer kann alle Fälle nennen? Aber es wäre dankenswerth, wenn jemand eine übersichtliche Liste von den authentischen Fällen aufsetzte.

„Und wie kann diesem Unfug am schleunigsten abgeholfen werden? So fragen wir. Man sagt uns, daß unsere Landsmänninnen diese Mode nur mitmachen, weil sie durch ihre äußere Erscheinung nicht auffallen, weil sie nicht für emancipirte Frauen gelten wollen. Emancipiren sie sich nicht, indem sie eine Mode aufrecht erhalten, die so verabscheut ist und die ganz unvermeidlich, noch ehe das Jahr abgelaufen ist, eine neue Anzahl unnatürlicher Todesfälle verursacht haben wird? Es heißt von Frauen im allgemeinen, daß ihr Urtheil oft fehl geht, weil sie durch ihre lebhafte Phantasie fortgerissen werden; beim Vorliegenden möchten wir gerade das Gegentheil sagen: Ihr Urtheil geht fehl, weil es ihnen an Phantasie fehlt. Könnten sie sich vorstellen die Todesangst und das Angstgeschrei eines verbrennenden Mädchens, den traurigen Zug, der ein Kind nach dem Hospital begleitet, das von einem Reifrock unter die Räder eines Wagens gefegt und einige Gliedmaßen gequetscht bekommen hat, oder auch die Fabrikarbeiterin, deren Rock vom Rad gefaßt und die nun rettungslos fortgeschleudert wird — gewiß, sie würden von nun an lieber jedmögliche Kleidung anlegen, als auch nur im entferntesten Maße für solch herzbrechende Schauspiele verantwortlich sein.

„Wir wissen, daß es schon einige (und nicht wenige) Damen gibt, die erklärt haben, sie wollten die Mode nicht mehr mitmachen; auch daß viele Fabrikherren keine Arbeiterinnen und manche Hospitalaufseher keine Krankenwärterinnen annehmen, welche Reifröcke tragen. Aber wer will und kann eine durchgreifende Veränderung in dem Anzuge unserer Frauen hervorbringen?

„Nur die erste Frau im Lande kann das und unsere Blicke richten sich deshalb auf sie. Sie übertreibt keine Mode, also auch diese nicht; aber was sie trägt, wird von andern übertrieben. Als ihre Tochter, die Kronprinzessin von Preußen, vor einigen Jahren in Feuersgefahr gerieth, weil beim Siegeln eines Briefs ihr weiter Musselinärmel anbrannte, befahl die Königin augenblicklich, daß aller Musselin im königlichen Haushalt gestärkt werden solle, weil dies ein schnelles Aufbrennen verhindert, und das Beispiel fand in vielen Haushaltungen Nachahmung. Hätte man dasselbe in Amerika gewußt und gethan, so stünde jetzt das Haus des Dichters Longfellow nicht verwaist und die sechs Balletänzerinnen in Philadelphia wären nicht auf so schreckliche Weise umgekommen.

„Wenn es bekannt gemacht würde, daß die Königin durchaus und für immer die Reifröcke verbannt, so würden sie zuerst aus dem Drawingroom verschwinden, dann aus dem Landhause, dann aus dem Laden, dem Schulzimmer und — der Schneiderinnenwerkstatt.

„Inzwischen hat ein Geschworenengericht unsern Frauen die Verantwortlichkeit gezeigt, die auf ihnen ruht, und wir hoffen, sie werden das zu Herzen nehmen und bereit sein, dem königlichen Beispiel zu folgen, dem wir entgegensehen. Und sollte es ausbleiben, so mag jede Frau in der Sphäre ihres eigenen Hauses, in dem sie selbst Königin ist, das Beispiel geben."

Wir wissen recht wohl, daß unsere deutschen Landsmänninnen in der That keine Mode, also auch die der Reifröcke, so übertreiben, als es in England der Fall ist. Mithin hat die verhaßte Mode bei uns weniger Unheil gestiftet; aber Unheil hat sie auch in Deutschland schon gebracht und deshalb, wir wiederholen es, verdient obige ernste Aufforderung weitere Verbreitung. Die auf Königin Victoria gesetzten Hoffnungen realisiren sich vielleicht infolge der Trauer.

Briefwechsel.

— *** in München. Es ist nicht durchaus richtig, wenn in den Zeitungen mitgetheilt wird, die Wiener Zweigs-Schillerstiftung hätte den Beschluß gefaßt, bei einer künftigen Generalversammlung auf die öffentliche Namennennung sämmtlicher durch die Schillerstiftung Unterstützten anzutragen. Nur für lebenslängliche Pensionen und die größern Gaben wurde ein solcher Beschluß gefaßt und im übrigen vollkommen anerkannt, daß für die überwiegende Mehrzahl der bisjetzt aus der Schillerstiftungskasse verwilligten Unterstützungen die öffentliche Namennennung nur einen höchst peinlichen Eindruck hervorbringen würde. Wie nannten dies Verlangen schon oft einen Mangel an Zartgefühl und Schicklichkeit.

— J. U. in H. Ihr Gedicht würden wir drucken, wenn nach dem schönen Anfang die letzte Strophe ein Bild gäbe, das etwas mehr anregte als die Vorstellung von einem „Zaubergarten".

— *** in Berlin. Zur Beurtheilung einiger Stellen erinnern Sie an unsern Aufsatz: „Der Herzog von Koburg-Gotha" in Nr. 33 der „Unterhaltungen"?

— Herrn A. in Dresden. Zeichen schönen Strebens und poetischer Ausschmückung Ihres Daseins, doch nicht neu und vollendet genug, um über die Welt, in der Sie leben, hinauszugehen.

— Herrn M. in Gr. Zu viel Botanik — und zu wenig Durchbildung in der Form.

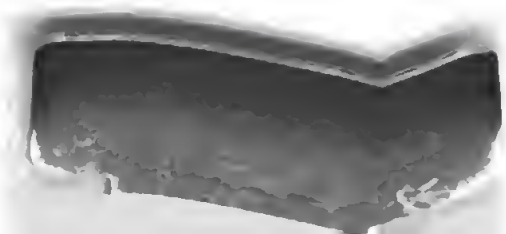
— Herrn Dr. R. in Gronau. Die schätzenswerthen Mittheilungen werden nach und nach erscheinen.

— Herrn Dr. *** in Breslau. Die Artikel kommen. Nachsicht für die Verzögerung!

(Ausgegeben am 26. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google